Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für die

gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in fünfzehn Bänden.

Vierzehnter Band.

Sprachorgane bis Venedig.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE ROMA
1
25-H
14

Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Vierzehnter Band.

Sprachorgane bis Venedig.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Vierzehnter Band.

Sprachorgane bis Venedig.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

S.

Sprachorgane sind diejenigen Werkzeuge des menschlichen Körpers, welche die Laute bilden, aus denen die Sprache zusammengesetzt ist, also dieselben, welche die musikalisch bestimmbaren Töne, deren Inbegriff Stimme (s. d.) genannt wird, hervorbringen. Die musikalisch bestimmbaren Töne liefern indeß nur einen Bestandtheil der Sprache, nämlich die Vocale, welche, wie Helmholtz in seiner «Lehre von den Tonempfindungen» gezeigt hat, entweder nur aus einem einzigen Tone bestehen oder aus einem starken Grundtone, welchem durch mitklingende Nebentöne die eigenthümliche Klangfarbe ertheilt wird, die ihn als den bestimmten Vocal erscheinen lassen. Durch die Stellung der Stimmbänder, als tonerzeugendes Instrument, und Stellung der Mundhöhle, als mitschwingenden Schallraum, werden dieser Grundton und die Nebentöne hervorgebracht. Neben den Vocalen bilden die Consonanten den zweiten Bestandtheil der Sprache, die jedoch keine Töne, sondern nur tonlose Geräusche sind. Bei ihrer Bildung sind die Stimmbänder unbetheiligt; sie entstehen nur im Schallraume (der Mund- und der Nasenhöhle), und ihre Mannichfaltigkeit wird erzeugt durch die gegenseitige Stellung des Gaumens, der Zunge und der Zähne. Man kann demnach die Sprache als ein musikalisches Verständigungsmittel auffassen. Eine Verständigung durch Töne ist auch den Thieren möglich, während aber der Mensch gewissen musikalischen Figuren einen ganz bestimmten Begriff unterlegt, hält sich die durch Laute erzielte Verständigung bei den Thieren nur ganz allgemein. Die Sprache im eigentlichen Sinne ist somit ausschließliches Eigenthum des Menschen.

Sprachreinigung heißt die Ausscheidung fremdartiger und auch fehlerhafter Beimischungen aus der Sprache und das Streben, diese durch einheimische und regelrechte Bestandtheile zu ersetzen. Solches ganz gerechtfertigte, selbst nothwendige Bemühen erfordert gründliche Sprachkenntniß, gesundes Urtheil und geläuterten Geschmack, wenn es nicht in Uebertreibung verfallen und zum Purismus (s. d.) werden soll. Von den heimischen Ausdrücken sind nur die Misbildungen unbedingt zu verwerfen, welche gegen die Sprachgesetze oder den Sprachgebrauch verstoßen, während man gegen landschaftliche und veraltete Ausdrücke (Provinzialismen oder Idiotismen und Archaismen), die nicht an sich fehlerhaft sind, mit großer Vorsicht verfahren muß, da diese, mit Einsicht und Geschick verwendet, sogar zur Bereicherung und Erfrischung der gebildeten Umgangs- und der Schriftsprache dienen können. Von den Fremdwörtern sind diejenigen als vollberechtigt zu erachten, welche in die Laut- und Bildungsgesetze der einheimischen Sprache eingegangen (z. B. Meister [magister], Pforte, Fenster, Schule, Pfund u. dgl.). Geduldet aber müssen diejenigen Fremdwörter werden, für deren Begriffe in dem einheimischen Sprachschatze geeignete Ausdrücke weder vorhanden sind, noch aus demselben zweckmäßig gebildet werden können (z. B. Organismus, Cultur u. dgl.). Wenn aber Fremdwörter nur dadurch eingedrungen, daß Trägheit, Eilfertigkeit oder Thorheit ihnen Anwendung oder wol gar noch Bevorzugung vor gleich guten und selbst bessern Wörtern der Muttersprache zugestanden hat, dann ist S. nicht nur angebracht, sondern sogar moralisch geboten. Mit bewußter Absicht begann in Deutschland zuerst die S. im Anfange des 17. Jahrh., als im Zusammenhange mit den polit. und confessionellen Zuständen die Kraft des Volks gesunken und das nationale Bewußtsein erschlafft war, sodaß Ausländerei und Modesucht die Oberhand gewann und auch eine klägliche Versumpfung und widerliche Verwelschung der Sprache nach sich zog. Der Aufgabe unterzogen sich sowol Gesellschaften als einzelne Männer. Unter jenen stand nach Alter und Wirksamkeit obenan die 1617 gestiftete Fruchtbringende Gesellschaft, und ihre beiden Hauptvertreter in dieser Richtung waren der hallesche Rector Christian Gueinz (1592—1650) und der braunschw. Rath Just Georg Schottel (1612—76), beide durch Schriften erfolgreich wirkend, jener mehr für das Bedürfniß der Schule, dieser mehr durch Werke gelehrter Forschung. Unter den einzelnen zeichnete

ſich beſonders aus Phil. von Zeſen (ſ. d.), 1619—89, der bei umfaſſenden Kenntniſſen durch Gewandtheit und große Fruchtbarkeit eine verhältnißmäßig bedeutende Wirkſamkeit erreichte. Vermochte aber dieſer ſelbſt ſchon Uebertreibung nicht zu vermeiden, ſo verfielen ſeine Nachahmer und die Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft, eine für den Hauptzweck der S. 1643 von ihm zu Hamburg geſtiftete Sprachgeſellſchaft, in einen ebenſo lächerlichen als abgeſchmackten Purismus. Leibniz, der ein klares Bewußtſein hatte von der Fülle, Macht und Fähigkeit der deutſchen Sprache, erkannte zuerſt den Grund, weshalb alle jene gutgemeinten Beſtrebungen im weſentlichen doch nur ſo wenig fruchteten. (Vgl. ſeine «Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache», geſchrieben 1697, zuerſt gedruckt 1717, und ſeine «Ermahnung an die Teutſchen, ihren Verſtand und Sprache beſſer zu üben», herausg. von Groteſend, Hannov. 1846.) Es fehlten nämlich Werke, die mit dem Streben nach einer reinen und edeln Form auch gediegenen Inhalt verbanden. Sobald ſolche auf den religiöſen und wiſſenſchaftlichen Gebieten erſchienen, erhob ſich auch die Sprache, zwar langſam, aber ſicher, aus ihrer tiefen Erniedrigung und gedieh gegen Ende des 18. Jahrh. zu ihrer höchſten Vollendung. Die großen Schriftſteller waren es, welche die Erhebung und mit dieſer zugleich auch die Reinigung der Sprache bewirkt hatten. Gleichwol war auch neben ihnen eine beſondere, ausdrücklich auf S. gerichtete Thätigkeit nicht überflüſſig und wurde am tüchtigſten durch Campe und K. W. Kolbe geübt, während Wolke wieder übertreibend in Purismus verfiel. In neueſter Zeit verfolgt Max Moltke in ſeiner Zeitſchrift «Deutſcher Sprachwart» (Berl. 1857 fg.) auf Reinhaltung der Sprache gerichtete Tendenzen.

Sprachrohr. Da der Schall nach Art der Lichtſtrahlen ſich ausbreitet und fortpflanzt, ſo muß derſelbe, wenn man, ſtatt in die freie Luft, in eine Röhre hineinſpricht, verſtärkt werden, weil die feſten Seitenwände der Röhre diejenigen Schallſtrahlen, die ſonſt entweichen würden, zuſammenhalten. Die theoretiſch richtigſte Form des S. iſt die eines am Scheitel abgeſchnittenen Paraboloides (ſ. Parabel), in deſſen Brennpunkte der Mund des Sprechenden ſich befindet, doch genügt auch für die Praxis die Form eines abgeſtumpften Kegels. Das S. pflegt an ſeinem engern Ende ein Mundſtück, am weitern einen trompetenförmigen Fortſatz, ein ſog. Schallſtück zu haben, durch welches letztere die Schallfortpflanzung bedeutend vermehrt wird. Das Material des Inſtruments ſcheint auf deſſen Wirkung keinen Einfluß zu haben. Gewöhnlich wendet man Weißblech, ſeltener Kupferblech an; doch kann auch Pappe genommen werden. Dagegen iſt die Länge von großem Einfluß, und je größer ſie iſt, deſto wirkſamer iſt das Inſtrument. In England hat man S. bis zu 24 F. lang verfertigt. Die auf Schiffen gebräuchlichen haben gewöhnlich 4—6 F. Länge, während der Durchmeſſer an dem einen Ende zwei Zoll und an dem andern 6—10 Zoll beträgt. Die größte Entfernung, bis zu welcher eine ſtarke Mannsſtimme ſich mittels eines Sprachrohrs von 18—24 F. Länge vernehmlich machen kann, beträgt ſchwerlich mehr als 18000 F.; die bequeme Rufweite eines 4—6 F. langen beträgt höchſtens 5—6000 F. Der Erfinder des S. iſt der engl. Ritter Sir Sam. Morland, welcher 1670 die erſten S. aus Glas, ſpäter aus Kupfer verfertigen ließ und damit zahlreiche Verſuche anſtellte. Die Theorie des S. bearbeitete Lambert. Iſt das S. überall gleich weit und verbindet es die beiden entfernten Räume direct, ſo nennt man es auch Communicationsrohr. Biot hörte auf eine Länge von 3000 F. ein leiſes Geſpräch durch die leere Röhre einer Waſſerleitung. Auf Schiffen benutzt man das Communicationsrohr zur Verbindung des Maſtkordes mit der Kapitänskajüte. In ähnlicher Weiſe wendet man es in großen Gebäuden, Fabriken, Eiſenbahnzügen u. ſ. w. an. Sehr bequem dazu ſind vulcaniſirte Kautſchukröhren mit Holzmundſtücken.

Sprachwiſſenſchaft, Sprachenkunde oder Linguiſtik iſt die Erforſchung der Geſetze, nach denen der Organismus der Sprache gebaut iſt und ſich verändert. Die Zuſammenfaſſung alles Forſchens und Wiſſens über menſchliche Sprache zur S. iſt ein Werk unſers Jahrhunderts. Da die Geſetze, nach denen die Sprache ſich bildet und verändert, den Naturgeſetzen in dem Sinne, wie Aſtronomie, Phyſik, Chemie u. ſ. w. dieſes Wort verſtehen, gleichſtehen, indem ſie vom menſchlichen Willen unabhängig ſind, gehört die S. in die Reihe der ebengenannten Wiſſenſchaften, alſo zur Naturwiſſenſchaft, nicht zu den ſog. hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Die S. iſt daher nicht, wie man wol meint, gleichbedeutend mit Philologie (ſ. d.). Für letztere iſt die Sprache Mittel zum Zweck, dieſer Zweck aber die vollſtändige Erkenntniß und Reconſtruction des Geſammtlebens irgendeiner vergangenen Culturperiode, während für die S. die Sprache das Object der Betrachtung iſt, und zwar alle vorhandenen einzelnen Erſcheinungen derſelben, wie ſie ſich in den verſchiedenen Sprachen der Völker darſtellen, wobei Literatur und Geſchichte derſelben nur als Hülfsmittel des Studiums in Betracht kommen. Die Beſchäftigung mit der Sprache iſt ſehr

alt; bei den Griechen fällt ſie ſchon in die Anfänge der Philoſophie vor Sokrates und Plato, bei den Indern noch früher. Doch blieb dieſelbe bis auf unſere Zeit eine einſeitige, indem ſie entweder in der beſchreibenden Darſtellung irgendeiner einzelnen Sprache beſtand, als Grammatik im eigentlichen Sinne, oder auf philoſ. Wege die Frage nach dem Urſprunge der Sprache, nach dem Verhältniß des Sprechens zum Denken und vereinzelt auch nach dem Verhältniß der verſchiedenen Sprachen zueinander zu löſen ſuchte. Der Fortſchritt der neuern S. beſteht darin, daß ſie ſich nicht auf eine oder einen Kreis verwandter Sprachen beſchränkt, ſondern ſämmtliche Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtungen zieht, und erſt auf Grund dieſer Beobachtungen die Fragen nach den letzten Gründen aller ſprachlichen Erſcheinungen zu beantworten ſucht. Ein größeres Intereſſe für Sprachforſchung, wie auch die erſten bedeutenden Anfänge der neuen Richtung, zeigen ſich im Laufe des vorigen Jahrhunderts, namentlich in der letzten Hälfte. Man begann Wörterſammlungen und Sprachproben aus möglichſt vielen Sprachen anzulegen, z. B. Sammlungen von Ueberſetzungen des Vaterunſers. Dahin gehört unter anderm das von Katharina II. veranſtaltete allgemeine Wörterbuch («Linguarum totius orbis vocabularia comparativa», 4 Bde., Petersb. 1787—91), Adelung's «Mithridates» (fortgeſetzt von Vater, Berl. 4 Bde., 1806—21). Da dieſe Sammlungen ohne richtigen Begriff von Sprachverwandtſchaft nach dem zufällig vorhandenen Material gemacht ſind, haben ſie eben nur als Stofffſammlungen einen Werth, regten aber doch zu fernerer Beobachtung an. Während man ſo einerſeits rein äußerlich zuſammenſtellte, ſuchte man andererſeits bereits die höchſten Fragen bezüglich der Sprache zu beantworten. Dahin gehörte vor allem die Frage nach dem Urſprunge der Sprache, die man bis auf Herder immer als die Controverſe faßte, ob die Sprache menſchlichen oder göttlichen Urſprungs, eine menſchliche Erfindung oder eine göttliche Gabe an die Menſchheit ſei. So bei Süßmilch: «Verſuch eines Beweiſes, daß die erſte Sprache ihren Urſprung nicht vom Menſchen, ſondern allein vom Schöpfer erhalten habe» (1766) und bei Tiedemann, «Verſuch einer Erklärung des Urſprungs der Sprache» (Riga 1772). Die Beantwortung der Frage ſo oder ſo trug freilich zur Erkenntniß deſſen, worauf es ankam, nämlich des Verhältniſſes der Sprache und des Sprachvermögens zum Weſen des Menſchen, nichts bei, indem man immer die Sprache anſah als ein äußeres Etwas, als eine kunſtvoll geordnete Sammlung von Tönen zur Bezeichnung der Dinge und Vorſtellungen. Erſt Herder's Schrift «Ueber den Urſprung der Sprache» (Berl. 1772), die bedeutendſte des 18. Jahrh. über dieſen Gegenſtand, beſeitigte in etwas jene äußerliche Auffaſſung der Sache, indem Herder die Sprachfähigkeit als einen nothwendigen Beſtandtheil der Geſammtkräfte des Menſchen auffaßte, als «zum Charakter ſeines Geſchlechts» gehörig. Inſofern verwirft er jene äußerliche, verabredete Erfindung der Sprache durch den Menſchen, faßt aber doch die Sprache als das Product, die nachträgliche Schöpfung der Concentration der menſchlichen Kräfte (von Herder Beſonnenheit genannt). Darum iſt auch für ihn noch die Sprache ein plötzlich fertiges und dann todtes Mittel zur Bezeichnung und Wiedererkennung der Dinge. (Ueber die ältern Anſichten vom Urſprung der Sprache vgl. Steinthal, «Der Urſprung der Sprache», Berl. 1858). Ans Ende des vorigen und in den Anfang dieſes Jahrhunderts fällt nun die Entdeckung des Zuſammenhangs des großen Sprachenkreiſes, den man als indogermaniſchen zuſammenfaßt, zuerſt von einigen Franzoſen und Engländern, namentlich Jones und Colebrooke, an der Uebereinſtimmung einzelner Worte und Formen der europ. Sprachen mit denen des Sanskrit entdeckt, wiſſenſchaftlich erwieſen und dargeſtellt von Bopp in der Schrift «Das Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache, verglichen mit jenem der griech., lat., perſ. und germ. Sprachen» (Berl. 1816). Dadurch gewann man zum erſten mal einen Begriff von den Geſetzen, nach denen eine beſtimmte Sprachform gebaut war und ſich entwickelt hatte, und bekam ſichere Kriterien für die Verwandtſchaftsverhältniſſe der Sprachen. Bopp's Forſchungen waren unabhängig von der philoſ. Sprachbetrachtung Herder's und ſeiner Vorgänger, und ſind als eine Fortſetzung der Beſtrebungen Adelung's und Früherer anzuſehen, freilich mit dem unendlichen Abſtande, daß bei Bopp Wiſſenſchaft geworden iſt, was bei jenen unklare Divination war. Beide Seiten der Betrachtung vereinigt nun Wilhelm von Humboldt, der eigentliche Begründer der S. im heutigen Sinne, in ſeinem Werke «Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues» (Berl. 1836; beſonderer Abdruck aus dem Werke über die Kawiſprache). Für Humboldt iſt die Sprache nicht mehr ein todtes Mittel, ein Werkzeug, das zur Bezeichnung der Dinge vom menſchlichen Geiſte verwandt wird, ſondern ſein erſter und wichtigſter Satz iſt: «Die Sprache iſt das bildende Organ der Gedanken», d. h. es gibt keinen Gedanken ohne Sprache, und das menſchliche Denken wird erſt durch die Sprache. Darin liegt

zugleich, daß die Sprache nichts weiter iſt als die immer wiederholte Thätigkeit des Geiſtes, den Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen. Die beſondere Art, wie ſich dieſe Sprachthätigkeit im einzelnen manifeſtirt, beruht auf der Geiſteseigenthümlichkeit der einzelnen Völker. Jedes Volk drückt in ſeiner Sprache die beſondere Art aus, wie es die Dinge der Außenwelt auffaßt; die Sprache, wie Humboldt ſagt, iſt eine Weltanſicht. Damit war zugleich geſagt, daß die Einſicht in den Bau der Sprache uns in das innerſte Weſen eines Volks und der ganzen Menſchheit blicken läßt und darin liegt die große Bedeutung der S. für die Entwickelungsgeſchichte des Menſchen überhaupt. Auf den Bau der Sprachen gründete Humboldt die Klaſſifikation derſelben, der er dadurch zuerſt eine wiſſenſchaftliche Grundlage gab.

Die S. geht ſeit Humboldt bei der Anordnung der vorhandenen Sprachen in ein Syſtem weſentlich von der Form des Worts aus. In jedem ſprachlichen Elemente laſſen ſich zwei Momente unterſcheiden: der Laut, gleichſam das Material, aus dem das Wort gebaut iſt, und die Bedeutung dieſes Lautes. Die Bedeutung nun zerfällt wieder in zwei Momente, Bedeutung im engern Sinne und Beziehung. So drückt z. B. im lat. Worte est (er iſt) der Laut es die Bedeutung des Seins überhaupt aus, der Laut t aber gibt die Beziehung auf die dritte Perſon. Der Lautcomplex, welcher die Bedeutung im engern Sinne angibt, heißt die Wurzel, die übrigen Laute Beziehungslaute. Die beſondere Art, wie Beziehung und Bedeutung ausgedrückt werden, oder das Verhältniß von Beziehungs- und Bedeutungslaut gibt die Form des Worts. So kommen für jedes Wort drei Momente in Betrachtung: Laut, Bedeutung (in dieſem weitern Sinne auch Function genannt), Form. Die Form bildet das weſentliche Unterſcheidungsmerkmal zur Klaſſifikation der Sprachen, und die Morphologie der Sprache ſtellt danach drei Klaſſen von Sprachen auf: I. Die Beziehung iſt gar nicht lautlich ausgedrückt, die Sprache hat alſo nur Bedeutungslaute oder Wurzeln: iſolirende oder einſilbige Sprachen, zu denen z. B. das Chineſiſche und einige hinterindiſche Sprachen gehören. Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß die Beziehung im ſprachlichen Ausdruck überhaupt nicht vorhanden ſei; ſie iſt immer implicite da, nur bleibt ſie der Ergänzung des Hörenden überlaſſen; beſtimmte lautliche Elemente dafür gibt es nicht. II. Zuſammenfügende (agglutinirende) Klaſſe. Die Sprache hat lautlichen Ausdruck für die Beziehung, und fügt mit den Wurzeln (Bedeutungslauten) die Beziehungslaute in irgendeiner Weiſe zuſammen, entweder durch Nachſetzung (Suffigirung), oder Vorſetzung (Präfigirung), oder Hineinſetzung in die Wurzel (Infigirung); die Laute der Wurzel bleiben dabei unverändert. Zu dieſer Klaſſe gehört eine große Anzahl von Sprachen, die meiſten bis jetzt bekannten: die ſog. polyneſiſchen Sprachen, d. h. alle Sprachen von Madagaskar öſtlich bis zur Oſterinſel (etwa 90° weſtl. L. von Ferro), in nordſüdl. Richtung von Formoſa bis Neuſeeland, auf den Inſeln des indiſchen und großen Oceans; die ſog. draviſchen Sprachen (Tamuliſch und andere) im ſüdl. Theil Vorderindiens, dem Dekan; eine Anzahl im Kaukaſus geredeter Sprachen; der finniſch-tatariſch oder ural-altaiſch genannte Sprachſtamm auf einem ungeheuern Gebiet, vom äußerſten Oſten Aſiens durch den ganzen, zum ruſſ. Reiche gehörigen Norden dieſes Welttheils und Europas bis zum Bottniſchen Meerbuſen, ſüdlich längs Ural und Wolga bis zum Kaſpiſchen und Schwarzen Meer, in Aſien durch das ſog. Centralaſien (Turkeſtan) in einzelnen Sprachinſeln durch Perſien und Kleinaſien nach Europa, wo das Osmanli-Türkiſche den letzten Ausläufer bildet. Demſelben Stamme gehört auch, von allen verwandten Sprachen geographiſch getrennt, das Magyariſche (Ungariſche) an. In weiterm Zuſammenhange mit dieſem Stamme ſtehen die mongol. Sprachen. Endlich gehören zu dieſer zweiten Klaſſe eine große Anzahl der afrik. Sprachen, ſoweit ſie bisjetzt bekannt ſind, namentlich ſüdafrikaniſche (Bantuſprachen) und als beſondere Unterabtheilungen das Baskiſche in Europa und die Sprachen der Indianer Amerikas. III. Flectirende Klaſſe. In dieſen Sprachen wird die Wurzel ſelbſt zum Zwecke des Beziehungsausdrucks regelmäßig verändert; außerdem können aber Beziehungslaute auch mit der Wurzel zuſammengefügt werden. Zu dieſer Klaſſe gehören nur zwei Sprachſtämme, der indogermaniſche und ſemitiſche. Der weſentlichſte Unterſchied dieſer beiden Stämme beſteht darin, daß im Indogermaniſchen die Wurzel ſtets einſilbig, während ſie im Semitiſchen an dieſe Form nicht gebunden iſt, und daß, wo Beziehungslaute mit der Wurzel zuſammengefügt werden, dies im Indogermaniſchen ſtets durch Suffigirung geſchieht, im Semitiſchen aber auch Präfigirung ſtattfinden kann. (Ueber Klaſſifikation der Sprachen vgl. Steinthal, «Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaues», Berl. 1860, und Schleicher, «Die Sprachen Europas in ſyſtematiſcher Ueberſicht», Bonn 1850).

Was den graduellen Unterſchied der drei Klaſſen betrifft, ſo ſteht die erſte Klaſſe im Vergleich zu der Idee der Sprache am niedrigſten, da ſie von den beiden nothwendigen Momenten

jeder menschlichen Rede nur das eine (die Bedeutung) lautlich ausdrückt. Die zweite Klasse zwar drückt die Beziehung aus, aber so, daß Beziehungs- und Bedeutungslaut lose nebeneinander stehen und die Beziehung sich immer noch als etwas Selbständiges neben der Bedeutung geltend macht, während im Denken beide Momente zusammenfallen. Die dritte Klasse endlich steht deswegen am höchsten, weil sie das im Denken Ungetrennte auch in einem einheitlichen Lautbilde durch die Veränderung des Wurzellautes selbst wiedergibt. Die drei Klassen stehen zugleich in genealog. Verhältniß, das heißt nicht etwa, daß z. B. aus dem Chinesischen oder einer andern isolirenden Sprache eine unserer flectirenden Sprachen entstanden sei, sondern daß jede höhere Klasse die niedere als Vorstufe voraussetzt. Es hat also eine Zeit gegeben, wo auch das Indogermanische noch eine isolirende Sprache war, die dann übergegangen ist in eine zusammenfügende und schließlich zu einer flectirenden geworden ist. Der Begriff des Gehens z. B. wird in allen indogerman. Sprachen durch die Wurzel i ausgedrückt, der Begriff «ich» durch ma (ursprünglich wol «Mensch» bedeutend). «Ich gehe» würde also auf der isolirenden Stufe ausgedrückt sein durch i ma (gehen ich), wo beide Wurzeln getrennt sind und beide selbständigen Accent haben. Die zusammenfügende Stufe würde beide Elemente verbinden und unter einen Accent bringen, ima, oder vielleicht imi, da die Beziehungslaute, wenn sie ihre volle Selbständigkeit verloren haben, manchen Schwächungen und Veränderungen unterworfen werden. Im wirklich vorliegenden flectirenden Stande der indogerman. Sprachen aber lautet diese Form aimi (griech. eimi), d. h. während die Beziehung auf die erste Person durch das eingefügte mi geblieben ist, hat zugleich die Wurzel eine Veränderung erfahren, welche die Beziehung der dauernden Handlung (in der Grammatik das Präsens genannt) ausdrückt. Alle zu einer und derselben Klasse gehörigen Sprachen sind untereinander morphologisch verwandt (formverwandt). Daraus aber folgt noch nicht, daß sie eine von der andern, oder alle von einer ursprünglichen Sprache abstammen; zwei Sprachen können dieselbe Form haben, ohne daß auch nur eine einzige Wurzel derselben gleichlautet. Man hat daher von der formellen Verwandtschaft der Sprachen zu unterscheiden die materielle, die dann stattfindet, wenn mehrere Sprachen dieselbe Vorstellung ursprünglich mit demselben Laute bezeichnen, mag dieser später auch viele Umbildungen erlitten haben. Alle in diesem Sinne verwandte Sprachen bilden einen Sprachstamm.

Solche Sprachstämme hat die S. mit Sicherheit bisjetzt nur drei aufgestellt: den indogermanischen, semitischen (beide zur dritten Klasse gehörig) und finnisch-tatarischen oder uralaltaischen (der zweiten Klasse angehörend). Die verschiedenen, oft sehr zahlreichen Einzelsprachen eines Stammes gehen alle auf eine einstmals ungetheilte Grundsprache zurück. Der vollendete Ausbau dieser Grundsprache scheidet das Leben der Sprachen eines Sprachstammes in zwei Hauptperioden, erstens die Zeit der Sprachschöpfung und Ausbildung bis zur Vollendung des in der Sprache liegenden Princips, zweitens in die Periode des Verfalls; denn da das Leben der Sprache nie still steht, beginnt nach der Vollendung des Organismus sofort der Verfall. Diesen Verfall der Sprache darf man aber nie identificiren mit dem Verfall der Nationen oder ihres geistigen Lebens, im Gegentheil beginnt das regere Leben der Völker erst in dieser Periode. Während vorher die gesammte geistige Thätigkeit auf die Sprachbildung gerichtet war, beginnt nach der Vollendung der Sprache erst die histor. Thätigkeit der Nationen. Im ganzen und großen ist der Gang der Entwickelung der Sprachen in der zweiten Periode ihres Lebens der, daß sie je länger je mehr von dem ursprünglichen Bestande an Lauten und Formen verlieren. Die Laute sind mannichfachen Gesetzen gegenseitiger Einwirkung aufeinander unterworfen (Lautgesetzen), durch deren Wirkung manche Formen unkenntlich werden und verloren gehen. Die Sprache begnügt sich dann mit einer geringern Anzahl von z. B. Declinations- und Conjugationsformen, oder sie ersetzt die verlorenen Formen durch Umschreibung und Zusammensetzung. Je reger das histor. Leben eines Volks ist, desto schneller und durchgreifender erscheint der Verfall seiner Sprache. Nur für einen einzigen Sprachstamm ist es bisjetzt gelungen, die Gesetze der Entwickelung, namentlich der zweiten Periode des Sprachlebens, sicher und ausführlich zu erforschen und darzustellen, für den indogermanischen. Die vergleichende Grammatik, d. h. eben die einen ganzen Sprachstamm umfassende, kann schon jetzt mit großer Sicherheit die Grundsprache des indogerman. Sprachstammes erschließen und von dieser aus das Verhältniß der einzelnen Sprachen zu der Grundsprache und zueinander bestimmen. Die Darstellung der Verzweigung dieses indogerman. Sprachstammes mag zugleich als Beispiel dienen für die Theilungen anderer Sprachstämme, innerhalb welcher die Verwandtschaftsverhältnisse noch nicht sicher herausgestellt sind, wenn man auch im allgemeinen überzeugt sein kann, daß sie in ähnlicher Weise vor sich gegangen sein müssen. Innerhalb des indogerman. Stammes also sind nicht die verschiedenen

Sprachen, wie ſie uns jetzt vorliegen, einander gleich nahe verwandt, ſondern ſie ordnen ſich zu Gruppen (Abtheilungen, Familien) zuſammen, deren Glieder einander näher ſtehen als denen anderer Gruppen. Darin liegt zugleich, daß nicht jede einzelne Sprache ſich als ſolche von der Grundſprache getrennt hat, ſondern daß die Trennungen von dieſer in größern Gruppen ſtattgefunden haben, die ſich erſt ſpäter in kleinere Abtheilungen oder Einzelſprachen auflöſten.

So theilt ſich der indogerman. Sprachſtamm in folgender Weiſe: I. Aſiat. oder ariſche Abtheilung, zwei Familien umfaſſend: 1) die indiſche Familie, deren älteſte Vertreter die Sprache der Veden und die ſpätere indiſche Schriftſprache, das Sanskrit, ſind; aus dem Altindiſchen ſind die neuindiſchen Dialekte hervorgegangen, z. B. Prakrit, Pali (die heilige Sprache des Buddhismus), Bengali, Hinduſtani, die Sprache der Zigeuner, die danach alſo oſtind. Urſprungs ſind, u. ſ. w.; 2) die eraniſche (iraniſche, perſiſche) Familie, deren älteſte Repräſentanten die Sprache des Zend-Aveſta und die der perſ. Keilinſchriften bilden; von den altperſ. Sprachen ſtammen die neuern perſ. Dialekte, das bereits ausgeſtorbene Pehlewi, das Neuperſiſche, die Sprachen von Afghaniſtan, Kurdiſtan u. ſ. f.; zur eraniſchen Familie gehören außerdem Armeniſch und das im Kaukaſus geſprochene Oſſetiſch. II. Südöſtlich-europ. Abtheilung, die ſich zunächſt in zwei Gruppen ſcheidet: 1) griech. Familie, von der ſich als beſonderer Zweig frühe die Sprache getrennt hat, von der das heutige Albaneſiſch ſtammt; 2) italo-celt. Gruppe mit zwei Familien: a) italiſche, in die drei Einzelſprachen Oskiſch, Umbriſch, Lateiniſch geſpalten; vom Latein ſtammen die heutigen roman. Sprachen: die italieniſche, provenzaliſche, franzöſiſche, ſpaniſche, portugieſiſche, die roman. Dialekte in den Alpen, im Engadin und ſonſt, und die Sprache der Walachen (Rumänen); b) celt. Familie, zu deren einem, dem cymriſchen Zweig, die Dialekte von Wales, der Bretagne (bas-breton) und das erſt in dieſem Jahrhundert ausgeſtorbene Corniſch gehören, während der andere, der gadheliſche (gäliſche) Zweig, die Dialekte von Schottland, Irland und der Inſel Man umfaßt. Von der Sprache der alten Celten (Gallier) ſind nur inſchriftlich geringe Bruchſtücke erhalten. III. Nordöſtlich-europ. Abtheilung, zunächſt wieder in zwei Gruppen getrennt: 1) german. (deutſche) Familie, die ſich in drei Zweige theilt: Gothiſch (die Sprache der Ulfila'ſchen Bibelüberſetzung aus dem 4. Jahrh., ausgeſtorben und in keinen Abſtammungen erhalten), Deutſch im engern Sinne, ſowol die hochdeutſchen Dialekte (Althochdeutſch, Mittelhochdeutſch, Neuhochdeutſch) als auch die niederdeutſchen (Plattdeutſch, Niederländiſch, Angelſächſiſch [Engliſch], Frieſiſch) umfaſſend; endlich Nordiſch, d. h. Altnordiſch, wie die von dieſem abſtammenden neunordiſchen Sprachen, Däniſch, Schwediſch, Isländiſch und kleinere Dialekte; 2) letto-ſlaw. Gruppe, zerfallend in die beiden Familien: a) lettiſche Familie, mit drei Zweigen: Litauiſch, Preußiſch (ausgeſtorben), Lettiſch; b) ſlaw. Familie, welche zerfällt in den ſüdöſtl. Zweig: Bulgariſch, Serbiſch, Sloweniſch, Kleinruſſiſch, Ruſſiſch umfaſſend, und den weſtlichen, dem Czechiſch, Polniſch, das ausgeſtorbene Polabiſch und das Sorbiſche (Lauſitziſch-Wendiſche) angehören. Was die chronolog. Reihenfolge dieſer Trennungen betrifft, ſo hat ſich zuerſt von der Grundſprache und dem Urvolke abgelöſt die nordöſtlich-europ. Abtheilung, alſo die Vorfahren der Germanen, Litauer und Slawen, die zunächſt bis zu ihrer weitern Trennung ein einziges Volk bildeten. Alle übrigen Indogermanen blieben in der aſiat. Heimat noch als ein Volk vereinigt, von dem ſich dann zunächſt die ſüdöſtlich-europ. Abtheilung, die Vorfahren der Griechen, der Italiker und Celten als ein damals noch ungeſchiedenes Volk, abzweigte. Die ariſche Familie blieb in Aſien zurück und muß ſich, nach der nahen Verwandtſchaft der Sprachen zu ſchließen, verhältnißmäßig ſpät in das indiſche und eraniſche Volk getrennt haben. Die Reihenfolge der Sprachtrennungen, wie ſie eben angegeben, iſt aufgeſtellt nach dem Verhältniß der einzelnen Abtheilungen und der in ihnen enthaltenen Sprachen zur Grundſprache. Von dieſer entfernen ſich die Sprachen der nordöſtlich-europ. Abtheilung am meiſten, weniger die der ſüdöſtlich-europäiſchen; am nächſten ſtehen ihr die der ariſchen. Unter dieſen hat die Sprache der Veden und das Sanskrit ſich am wenigſten von der Grundſprache entfernt, daher die ungemeine Wichtigkeit dieſer Sprache für die vergleichende Grammatik des ganzen Sprachſtammes. (Vgl. Schleicher, «Die deutſche Sprache», Stuttg. 1860; derſelbe, «Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen», 2. Aufl., Weim. 1866.) Innerhalb der beiden andern obengenannten Sprachſtämme, dem ſemitiſchen und dem finniſch-tatariſchen, wenn auch die Verwandtſchaft der einzelnen, zu ihnen gehörenden Sprachen und deren Zurückgehen auf eine Grundſprache ſicher angenommen werden kann, läßt ſich doch der Modus der Verwandtſchaft im einzelnen noch nicht angeben, daher auch kein ähnliches Theilungsſchema entworfen. Im ſemit. Sprachſtamme ſteht von den uns vorliegenden ſemit. Sprachen das Arabiſche der Grundſprache des Stammes am nächſten, indem es die alterthüm-

lichſte Form hat. (S. Semitiſche Sprachen.) Auch für den ural-altaiſchen oder finniſch-tatariſchen Sprachſtamm iſt der Verwandtſchaftsmodus der einzelnen Sprachen noch nicht gefunden und die Zurückführung auf eine Grundſprache noch nicht gelungen. Zu ihm gehören die Sprachen der Finnen im eigentlichen Finland, der Lappen, Eſten, Liven, der Tſcheremiſſen, Mordwinen (an der Wolga), Wotjäken, Syrjänen, Permier (an der Wiatka und Kama im öſtl. Rußland), Oſtjaken, Wogulen, Magyaren (Ungarn), ferner der Türken (der europäiſchen und vorderaſiatiſchen), der Turkmanen (öſtlich vom Kaſpiſchen Meer), Baſchkiren, Kirgiſen, Jakuten u. ſ. w. Eine beſondere Abtheilung des Stammes ſcheinen die mandſchuriſchen und mongol. Sprachen zu bilden, deren wenigſtens eine, das Kalmückiſche, auch in Europa anſäſſig iſt, im Mündungslande der Wolga. (Vgl. über die Verhältniſſe dieſer Sprachen, die Max Müller mit andern der zuſammenfügenden [zweiten] Klaſſe angehörigen als turaniſche Sprachen zuſammenfaßt, deſſen «Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache», deutſch von Böttger, Bd. 1, Lpz. 1863).

Die bisjetzt von der S. erreichten Reſultate ſind bereits ſo bedeutend, daß ſie die frühern Vorſtellungen über die Verhältniſſe der Völker zueinander, über ihre Urgeſchichte, urſprünglichen Culturzuſtand u. ſ. w. faſt gänzlich beſeitigt hat. Die Sprachforſchung hat es beſtätigt, daß das Leben des Menſchengeſchlechts auf der Erde viel älter iſt, als man früher annahm, da zur Bildung der Sprachen viele Jahrtauſende nöthig geweſen ſind; ſie führt zurück in eine Zeit, die vor aller geſchichtlichen Ueberlieferung liegt, und hat in der Sprache doch ein vollkommen ſicheres Denkmal der urſprünglichen Anſchauungsweiſe und des urſprünglichen Gedankenkreiſes eines Volks. Nur aus der Sprache iſt es auch möglich, von dem Culturzuſtande und Bildungsgrade eines Volks in ſeiner älteſten Zeit eine Vorſtellung zu gewinnen. So kann man z. B. aus den in den indogerman. Sprachen vorhandenen Bezeichnungen von Culturgegenſtänden mit vollkommener Sicherheit ſchließen, daß die Indogermanen bereits in ihrer urſprünglichen Heimat, vor der Spaltung in Einzelvölker, ein ſeßhaftes, kein nomadiſirendes Volk waren, daß ſie einen verhältnißmäßig entwickelten Ackerbau hatten und Viehzucht trieben, kann die allgemeinen Züge ihrer Religion, ihres Gottesdienſtes und Mythus auffinden; ſelbſt die Anfänge der Poeſie und einer beſtimmten Form derſelben laſſen ſich für dieſe Periode vermuthen. In dieſer Weiſe wird die S. eins der wichtigſten Hülfsmittel zur Erkenntniß des geſammten menſchlichen Lebens und ſeiner Entwickelung.

Spree, der bedeutendſte Zufluß der Havel in der Mark Brandenburg, entſpringt in 1537 F. Seehöhe an dem 1784 F. hohen Kottmarberge über Spreedorf in der ſächſ. Oberlauſitz, unweit Georgswalde und der böhm. Grenze, durchfließt zunächſt die Oberlauſitz, theilt ſich unterhalb Bautzen (553 F. hoch) mehreremal, zuletzt in die Große S. im Oſten und die Kleine S. im Weſten. Jene tritt bei Lieske, dieſe bei Hermsdorf und Weißig auf das preuß. Gebiet, und zwar zunächſt in den ſchleſ. Regierungsbezirk Liegnitz. Beide Arme vereinigen ſich wieder bei dem Dorfe Spreewitz (333 F. hoch), wo der Fluß in die Provinz Brandenburg übertritt. Die S. fließt nun gegen Norden über Spremberg und Kottbus (223 F.), ſodann gegen Weſtnordweſten mit einem Labyrinth von Armen durch den Obern Spreewald (ſ. d.) bis Lübben (153 F.), wo ſich die Arme wieder vereinigen, hierauf wiederum vielarmig gegen Norden durch den Untern Spreewald und den Nandendorfer- oder Prahmſee. Weiterhin läuft ſie gegen Oſten über Koſtenblatt durch den $1\frac{1}{2}$ M. langen und $\frac{1}{2}$ M. breiten Schwieloch- oder Schwielungſee ($131\frac{1}{2}$ F. hoch). Von da an geht ſie abermals nordwärts über Beeskow, dann von Neudrück an nordweſtlich über Fürſtenwalde, durch den Müggelſee, über Köpnick, durch Berlin (Pegel-Nullpunkt am Ober- und Unterbaum 96,6 und 95,4 F.), von welchem ein Haupttheil, Cölln an der S., auf einer Inſel des Fluſſes liegt. Endlich zieht ſie bei Charlottenburg vorüber und mündet bei Spandau, 2 M. unterhalb Berlin, in die Havel. Die S. iſt 47,5 M. lang, wovon 7 auf das Königreich Sachſen kommen. Ihre ſchiffbare Länge beträgt 33,6 M., ihr Flußgebiet 172 Q.-M. Für kleinere Fahrzeuge iſt ſie ſchon bei Spreewitz oberhalb Spremberg benutzbar; doch macht der Mangel an Schleuſen bei der Menge von Mühlen die Fahrt ſehr beſchwerlich. Von Kottbus bis Werben ($1\frac{1}{2}$ M. weit) hört die Möglichkeit der Fahrt ganz auf. Im Spreewalde werden die meiſten Arme nur von Handkähnen befahren. Vom Fehrower Damme und von Werben an wird der Fluß ſchon von anſehnlichern Holzkähnen befahren. Die S. hat nur in ihrem kurzen Oberlaufe innerhalb des Lauſitzer Gebirgs ein ſchönes, zugleich induſtrielles Thal; auf preuß. Gebiete zeigt ſie, wie die Havel, alle Eigenthümlichkeiten eines Niederungsfluſſes. Sie erweitert ſich mehrmals zu Seen, nimmt die Abflüſſe zahlreicher Seebecken auf und iſt außerordentlich fiſchreich ſowie durch ſehr bedeutenden Schifffahrtsverkehr belebt. Auf der linken Seite nimmt ſie auf bei Lübben die Berſte und bei Köpnick

die theilweise schiffbare Dahme oder Wendische S. Rechts empfängt sie das Lobauer Wasser in Sachsen, die Schwarze Schöps mit der Weißen Schöps, den Schwarzbach, die Malze, das 1,8 M. schiffbare Rüdersdorfer Kalkfließ mit der Löknitz, endlich die Panke, die innerhalb Berlin mündet. Durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanal (3,7 M. lang), den der große Kurfürst 1662—68 durch Kanalisirung der Schlaube herstellte, ist die S. mit der Oder verbunden. Andere Kanäle im Spreegebiete sind: der Peitzer-Hammerstrom, der unterhalb Kottbus die S. verläßt und nach Peitz zur Malze führt (3,6 M. schiffbar); der Landwehrgraben, der südlich Berlin umgeht, bei Charlottenburg mündet und aus Berlin den Luisenstädtischen Kanal aufnimmt; der Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal, der rechts die S. unterhalb Berlin verläßt und bei Saatwinkel in die Havel geht. Von Wichtigkeit sind auch zwei in die Dahme gehende Kanäle, nämlich rechts der Storkowkanal aus dem Scharmützelsee (3,1 M.) und links der Röhris'sche Schiffahrtsgraben aus dem Teupitzersee (2 M.).

Spreewald, in der Niederlausitz, heißt der den Kreisen Kottbus, Lübben und Kalau des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O. angehörige, 6 M. lange und bis $1\frac{1}{2}$ M. breite, etwa 5 Q.-M. bedeckende Bruch, der, von der Spree (s. d.) vielarmig durchschnitten und bei hohem Wasserstande fast ganz überschwemmt, in den Obern und Untern S. getheilt wird und außer einer Anzahl Dörfer viele einzelne Colonien, bedeutende Holzungen (vorherrschend Erlen) und zahlreiche Wiesen, Hutungen und Aecker enthält. Ein Theil des sumpfigen Bodens ist durch Kanäle entwässert und in Felder und Wiesen verwandelt, der andere mit Holz bestandene Theil im Sommer nur auf Kähnen, im Winter auf dem Eise zugänglich. Die meist wend. Einwohner treiben, außer beträchtlicher Viehzucht und Fischerei, auch starken Gemüsebau, dessen Producte nach Berlin und Dresden verfahren werden. Hirsche und Rehe bilden einen reichen Wildstand, wozu auch Birkhühner, Becassinen und eine Anzahl andern Wald- und Wassergeflügels kommt. Der größte Theil des S. gehört zur Standesherrschaft Lübbenau des Grafen zu Lynar. Der Obere S. beginnt gegenwärtig bei Fehrow, $1\frac{3}{4}$ M. im Nordnordwesten von Kottbus und $1\frac{1}{2}$ westlich von Peiz (früher bei Jänschwalde, 1 M. östlich von Peiz), reicht bis Lübben in einer Länge von 4 M. und einer Breite bis $1\frac{1}{2}$ M. und bildet ein Oval von etwa 3 Q.-M. Der Untere S., mehr ein Elsbruch und ärmer an Baumwuchs, nimmt seinen Anfang bei Hartmannsdorf unterhalb Lübben, ist gegen 2 M. lang und $\frac{3}{4}$ M. breit und endet bei dem Naundorfer- oder Prahmsee bei Alt-Schadow. Der S. hat seine eigenthümlichen landschaftlichen Reize und wird seit Eröffnung der Berlin-Görlitzer Eisenbahn von Berlin aus im Sommer häufig besucht.

Spremberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt (ohne Militär) 8823 E. (3. Dec. 1867, gegen 8565 im J. 1864 und 5924 im J. 1858). Der ältere Theil der Stadt liegt auf einer Insel der Spree. Die größere und regelmäßigere Neustadt dehnt sich am westl. Ufer des Flusses aus. Auf dem östl. Ufer der Spree erhebt sich das ehemalige herzogl. Schloß, welches gegenwärtig dem Kreisgericht und andern Behörden eingeräumt ist. In der einen der beiden Kirchen wird für die wend. Landgemeinden Gottesdienst in deutscher und wend. Sprache gehalten. Es besteht zu S. eine Realschule und eine Stiftung für Fräulein aus der Familie von Löben. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bewohner bildet die Tuchfabrikation mit den dazugehörigen Gewerben. Der ungemein rasche Aufschwung der Stadt in jüngster Zeit beruht vorzugsweise auf der massenhaften Production leichter farbiger und gemusterter Tuche (jährlich bis 150000 Stück). Doch begann man sich seit 1867 mehr der Fabrikation schwerer Stoffe zuzuwenden. Außerdem sind an industriellen Etablissements vorhanden: Mühlenwerke (städtisch), eine Gasanstalt, Brauereien und in nächster Nähe auf den Höhen westlich der Stadt Braunkohlengruben. Im Norden der Stadt erhebt sich der Georgenberg, mit dem Kirchhofe und einer weiten Fernsicht. In den weitern Umgebungen von S. befinden sich, außer Wollspinnereien entlang der Spree, auch bedeutende Braunkohlenwerke (Wolfshain und Bohsdorf im Osten, Panksberg im Westen), eine Eisengießerei (Burghammer) und drei Glashütten (Friedrichshain, Tzschernitz und Haidemühle). Seit 1866 ist S. eine Station der Berlin-Görlitzer Bahn. Die Urkunden über die ältere Geschichte der Stadt sind in dem großen Brande, der 1705 die heutige Altstadt auf der Spreeinsel verheerte, verloren gegangen. Auf dem Schlosse residirte bis 1731 Heinrich, der letzte Herzog von Sachsen-Merseburg. 1815 ging S. mit der gesammten Niederlausitz von der sächs. an die preuß. Krone über.

Sprengel (Karl), deutscher Landwirth, geb. 1787 zu Schillerslage bei Hannover, besuchte das Thaer'sche Institut zu Celle und zu Möglin und war seit 1808 als Oekonom in Sachsen und Schlesien angestellt. 1817 bereiste er Deutschland, die Niederlande, Frankreich und die

Schweiz. Dann errichtete er 1819 eine Flachsfabrik und erfand mehrere Maschinen für dieselbe. Von 1821—24 studirte er in Göttingen Naturwissenschaften; 1830 aber habilitirte er sich als Privatdocent der Oekonomie und Chemie, 1831 folgte er dem Ruf als Professor der Landwirthschaft an das Carolinum in Braunschweig und 1839 als Generalsecretär der ökonomischen Gesellschaft in Pommern, wo er zu Regenwalde seinen Aufenthalt nahm und eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt, die er selbst leitete, eine Ackerwerkzeugfabrik und andere ähnliche Anstalten gründete. Er starb daselbst 19. April 1859. S. hat der Praxis der Landwirthschaftswissenschaften ungemein genützt; besonders haben durch ihn Bodenkunde und Düngerlehre eine bedeutende Erweiterung gefunden. Er war es, der zuerst die Lehren der Chemie in fruchtbringender Weise auf den Ackerbau anwendete, und dies schon längst vorher, ehe Liebig mit seiner organischen Chemie auftrat. Außerdem hat sich S. noch verdient gemacht durch Erfindung mehrerer landwirthschaftlicher Maschinen und Ackergeräthe und als landwirthschaftlicher Schriftsteller. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Chemie für Landwirthe» (Braunschw. 1831—32); «Die Lehre vom Boden» (2. Aufl., Lpz. 1844); «Die Lehre vom Dünger» (2. Aufl., Lpz. 1845); «Die Lehre von den Urbarmachungen» (2. Aufl., Lpz. 1845); «Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen und speciellen Pflanzencultur» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1847—50). Seit 1840 gab er die «Allgemeine landwirthschaftliche Monatsschrift» (Köslin 1840—44 und Berl. 1844 fg.) heraus.

Sprengel (Kurt), gelehrter deutscher Arzt und Botaniker, geb. 3. Aug. 1766 zu Baldekow bei Anklam, erhielt von seinem Vater, der daselbst Prediger war, seine wissenschaftliche Ausbildung. Nachdem er zwei Jahre eine Hauslehrerstelle bekleidet, bezog er 1784 die Universität zu Halle, wo er anfangs Theologie und Naturwissenschaften, später aber Medicin studirte. 1787 zum Doctor der Medicin promovirt, begann er in Halle zu prakticiren, folgte jedoch bald seiner Neigung zum Lehrfache. 1789 wurde er zum außerord., 1795 zum ord. Professor ernannt. Auch übernahm er 1797 die Professur der Botanik. In seinen Vorlesungen über Pathologie, Semiotik, Geschichte der Medicin und Botanik erfreute er sich großen Beifalls. Er starb 15. März 1833. Eine große Anzahl Schriften über alle Fächer der Medicin haben ihm einen Namen in der Geschichte der Medicin gesichert. Zu seinen Hauptwerken gehören: «Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde» (5 Bde., Halle 1792—1803; 3. Aufl., 5 Bde., 1821—28; 4. Aufl., Bd. 1, von Rosenbaum, Lpz. 1846); «Handbuch der Pathologie» (3 Bde., Lpz. 1795—97; 4. Aufl., 1815); «Handbuch der Semiotik» (Halle 1801); «Institutiones medicae» (6 Bde., Lpz. 1809—16; Bd. 2—5, 2. Aufl., 1819); «Historia rei herbariae» (2 Bde., Amsterd. 1807—8); «Geschichte der Botanik» (2 Bde., Altona und Lpz. 1817—18) und «Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde» (3 Bde., Lpz. 1819—22). Außerdem veröffentlichte er viele kleinere Schriften, Uebersetzungen, Commentare zu griech. Schriftstellern, akademische Gelegenheitsschriften u. s. w. Eine Sammlung seiner «Opuscula academica» nebst Lebensbeschreibung gab Rosenbaum (Lpz. 1844) heraus. Oheime S.'s waren Christian Konrad S., geb. 1750, gest. 1816 als Rector zu Spandau, der sich ebenfalls als Botaniker einen Namen erwarb, und Matth. Christian Sprengel (s. d.). — Wilhelm S., einer der drei Söhne Kurt S.'s, geb. in Halle 14. Jan. 1792, wohnte als Militärarzt dem Feldzuge gegen Frankreich 1813—15 bei, wurde 1818 Garnisonstabsarzt in Wittenberg, 1821 ord. Professor der Medicin zu Greifswald und starb daselbst 18. Nov. 1828. Nächst mehrern Uebersetzungen lieferte er den zweiten Theil zu seines Vaters «Geschichte der Chirurgie» (2 Bde., Halle 1805—19) und den ersten Band eines «Handbuch der Chirurgie» (Halle 1828; 2. Aufl. 1833).

Sprengel (Matth. Christian), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Rostock 24. Aug. 1746, wurde 1778 Professor der Geschichte in Göttingen und im folgenden Jahre zu Halle, wo er zugleich Universitätsbibliothekar war und 7. Jan. 1803 starb. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Geschichte von Großbritannien und Irland» (Halle 1783), welche den 47. Band der «Allgemeinen Welthistorie» bildet; «Geschichte der Maharatten» (Halle 1786); «Geschichte der indischen Staatsveränderungen» (Halle 1788); «Hyder-Ali und Tippo-Saib oder Uebersicht des mysorischen Reichs» (Weim. 1801); «Erdbeschreibung von Ostindien» (Hamb. 1802), als 11. Band in Büsching's «Erdbeschreibung»; «Geschichte der wichtigsten geogr. Entdeckungen» (Halle 1792); «Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europ. Reiche» (Halle 1793); mit Forster: «Beiträge zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde» (14 Bde., Lpz. 1781—90) und «Neue Beiträge» (13 Bde., Lpz. 1790—94). Außerdem gab er allein eine «Auswahl geogr., statist. und histor. Nachrichten» (14 Bde., Halle 1794—1800) heraus.

Sprengen heißt im Bergbau die Operation, das anstehende Gestein durch Entzündung von

Pulverladungen oder durch die in neuerer Zeit angewandte Explosion des Sprengöls (Nitroglycerins) in den dazu vorgerichteten Bohrlöchern zu zertrümmern. Im Bergbau ist die Gewinnung der Erze, im Steinbruchsbetriebe die Gewinnung von Bausteinen, im Kriegswesen bei der Anwendung von Minen die Zerstörung feindlicher Werke, im Ingenieurwesen die Beseitigung von Hindernissen der mannichfaltigsten Art der Zweck dieser Zertrümmerung. In der Baukunst hat S. die Bedeutung der Ueberdeckung von Räumen durch Sprengwerke (s. d.).

Sprenger (Aloys), ein gelehrter Orientalist, der sich namentlich um die Verbreitung europ. Wissens unter den Eingeborenen Indiens große Verdienste erworben, geb. 3. Sept. 1813 in Nassereut in Tirol, bezog, nachdem er das Gymnasium in Innsbruck besucht, 1832 die Universität Wien, wo er neben Medicin und Naturwissenschaften besonders die orient. Sprachen studirte, um einst den Orient aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er ging 1836 nach London, wo er beim Grafen von Munster eine Stellung als Hülfsarbeiter an dessen großem Werke über die Geschichte der Kriegswissenschaften bei den mohammed. Völkern fand. Munster hatte vor seinem Tode (1842) S. dem Präsidenten der Ostindischen Compagnie (Lushington) für eine Anstellung in Indien empfohlen. Infolge dessen ging S. 1843 nach Kalkutta und erhielt hier eine Stellung im Medicinaldienst. Seine Neigung führte ihn jedoch zum Erziehungswesen hin. Er griff in Zeitschriften das damals in Indien begünstigte System des Volksunterrichts an und stellte dagegen neue Grundsätze auf, welche den Beifall des damaligen Gouverneurs der nordwestl. Provinzen, J. Thomason, fanden. Von letzterm Anfang 1845 zum Vorsteher der Hochschule zu Delhi ernannt, errichtete er daselbst eine lithographische Presse, ließ eine Anzahl histor. und wissenschaftlicher Werke aus dem Englischen in das Hindustanische übertragen und führte mit Erfolg hindustanische Vorträge über Physik, Logik, Differentialrechnung, Nationalökonomie u. s. w. in die Schule ein. Auch veröffentlichte er selbst eine Schulausgabe der «Hamasa», «Selections from Arabic authors» (lithographirt, Delhi 1845) und Otdy's «History of Mahmud of Ghazna» (lithographirt, Delhi 1847). Außerdem begründete S. ein hindustanisches Wochenblatt nach Art der europ. Pfennigmagazine («Kiran alsadain»). 1848 wurde er auf Empfehlung Elliot's, des Staatssecretärs des Auswärtigen, als Assistent-Resident nach Luknow gesandt, um einen Katalog der dortigen königl. Bibliotheken anzufertigen, dessen erster Band 1854 in Kalkutta erschien. 1850 kehrte S., nachdem er eine Reise über den Himalaja bis Tibet unternommen, nach Kalkutta zurück und wurde daselbst Examinator am Collegium zu Fort William, Dolmetscher der Regierung, Vorsteher der mohammed. Hochschulen zu Kalkutta und zu Hughli und Secretär der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen. Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn 1854 einen längern Urlaub zu nehmen, den er auf dem Libanon und in Damaskus zubrachte. Er besuchte die wichtigsten Ortschaften Syriens und kehrte über Orfa, Maradin, Mossul, Bagdad, Basra, die Insel Kishm, Maskat, Bombay und Ceylon nach Kalkutta zurück (Anfang 1856), wo inzwischen die Gegner seines Unterrichtssystems sowie seiner literarischen Thätigkeit die Oberhand gewonnen hatten. Schon im Herbst desselben Jahres hielt er abermals um einen dreijährigen Urlaub nach Europa an. Ueber Aegypten und Triest reiste er zu seiner Familie nach Weinheim, mit der er bald darauf nach Heidelberg übersiedelte. Nach Ablauf seines Urlaubs pensionirt, ging er nach Bonn, wo er die Professur der orient. Sprachen übernahm. S. bewohnte seitdem einen Landsitz in dem nahe bei der Stadt gelegenen Dorfe Wadern. Die ausgezeichnete Sammlung von arab., pers. und hindustan. Handschriften und lithographirten Drucken, welche er aus dem Orient mitbrachte (Katalog, Gießen 1857) überließ er käuflich an die königl. Bibliothek zu Berlin. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen sind noch zu nennen: die Ausgaben von Isaba's «Biographical Dictionary of persons who knew Mohammad» (Kalk. 1856), des «Dictionary of the technical terms of the sciences of the Musulmans» (Kalk. 1854), ferner von Soyuty's «Itqan, on the exegetic sciences of the Qoran» (Kalk. 1854—56), von der «Logic of the Arabians» (Kalk. 1856), und von Tusy's «List of Shya books» (Kalk. 1854). Diese sämmtlichen Schriften sind in der «Bibliotheca Indica» enthalten. Ferner veröffentlichte er die engl. Uebertragung von Masudi's «Meadows of gold» (Bd. 1, Lond. 1841), das «Life of Mohammed» (Bd. 1, Allahabad 1851), die Ausgaben von Abdur-Razzak's «Technical terms of the Sufee» (Kalk. 1844) und das «Gulistan» von Sadi (Kalk. 1851). Außerdem verfaßte er in deutscher Sprache «Das Leben und die Lehre des Mohammed» (3 Bde., Berl. 1861—65), ein in seiner Art sehr bedeutendes Werk.

Sprengöl, s. Nitroglycerin.

Sprengwerk ist ein Zimmerwerksverband, dessen man sich zum Ueberspannen von freien Räumen bedient, welche weiter sind, als daß man sie mit einfachen Balken überlegen könnte.

Dasselbe hat mit dem Hängewerke (s. d.) gleichen Zweck, unterscheidet sich aber von demselben dadurch, daß, während bei letzterm der Balken von oben in der Mitte oder mehrern Punkten gehalten wird, beim S. diese Unterstützung von unten her stattfindet, indem schräge Stützen von festen Punkten nach andern Punkten hingezogen werden, welche nicht ausweichen können. Ob man bei einem zu überspannenden Raume ein Hängewerk oder ein S. anwenden soll, richtet sich nach den Umständen. So wird man, wo es auf die untere Ansicht der Balkenlage ankommt, z. B. bei Zimmerdecken u. s. w., Hängewerke anwenden, während man S. anbringt, wo die obere Ansicht der Balkenlage in Betracht kommt, z. B. bei Brücken, obschon man auch bei diesen hier und da Hängewerke anlegt, mit denen man die beiden Enden und die Mitte der Brückenbalken hält, welche man dann aber verkleidet, während die Brückenbahn zwischen diesen Hängewerken für den Uebergang frei bleibt. Eins der bedeutendsten S. ist die Rheinbrücke bei Schaffhausen.

Sprichwort, minder richtig Sprüchwort, ist im weitesten Sinne ein dem Volksmunde entsprungener und in ihm oder in der Literatur sich erhaltender Ausspruch, der bei demselben oder einem verwandten Anlaß angewandt zu werden pflegt, sich halb durch seinen Inhalt, hauptsächlich durch sein Gepräge als solches sofort charakterisirt und dadurch von Denk- oder Wahlsprüchen wie Sentenzen unterscheidet. Da Inhalt und Form der Sprichwörter, wie deren Entstehung und Anwendung von unbestimmbarer Mannichfaltigkeit sind und der allen festen Regeln spottende Volkswitz dabei die Hauptrolle spielt, so ist es bisher noch nicht gelungen, eine Erklärung des Begriffs S. zu geben, durch welches nicht ein Theil des bunten Volks hindurchgeschlüpft wäre. Das sprichwörtliche Gepräge und der Gebrauch werden stets die zuverlässigsten Merkmale bleiben, an denen ein S. erkannt wird, sowie sich die eigentlichen Sprichwörter wieder durch Selbständigkeit ihres Inhalts und ihres Auftretens von den sprichwörtlichen Redensarten unterscheiden, deren Charakter der anlehnende, anschmiegende ist. Die Entstehung der Sprichwörter ist im allgemeinen die gleiche; irgendein mündlich oder schriftlich gesprochenes Wort, das sich keinesweges stets durch Wahrheit oder durch edeln, reichen Inhalt zu empfehlen braucht, sich vielmehr nicht selten gerade durch das Gegentheil dessen kennzeichnet, wird nachgesprochen, bei derselben oder ähnlicher Gelegenheit angewandt, und das S. ist fertig. Es ist irrig anzunehmen, daß ein S. allgemein bekannt sein müsse. Der Verbreitungskreis der Sprichwörter ist verschieden, von dem größern oder kleinern Verbreitungskreise hängt aber die Sprichwörtlichkeit keineswegs ab. Es gibt rein persönliche und solche Sprichwörter, die sich blos im Familienkreise bewegen; wieder Sprichwörter, die einem Orte, einem Kreise, einem Lande, einem ganzen Volksstamme angehören; während wieder gewisse Anschauungen, Beobachtungen und Erfahrungen fast von allen Culturvölkern ausgesprochen worden sind und sich als Sprichwörter beinahe über die ganze gebildete Welt verbreitet haben. Aehnliches gilt von der Lebensdauer derselben. Manche haben sich von der ältesten Zeit bis jetzt im Volksmunde erhalten, sind aus der griech. und röm. Literatur in unsere Volkssprache übergegangen und leben bei uns im Munde des Volks; andere haben nur eine gewisse Zeit darin gelebt und sich nur in der Literatur erhalten; wieder andere leben blos im Volksmunde, ohne in das Schriftthum übergegangen zu sein; viele endlich entstehen und verschwinden in ihrem Kreise, ohne daß das Volk im allgemeinen davon Kenntniß erhält. Von jeher hat man den Sprichwörtern einen großen Werth beigelegt. Eine besondere Bedeutung haben sie für Sprachkunde, für die Culturgeschichte eines Volks und seiner verschiedenen Stämme. Aus dem Volksmunde entsprungen und im Volksmunde lebend, enthalten sie nicht blos einen reichen Schatz von Lebensweisheit, sondern haben auch einen eigenthümlichen Reiz in histor. Hinsicht für die Kenntniß des Charakters und der Bildungsstufe des Volks, sofern sie dessen Umschwungs- und Denkweise verrathen, von welcher die Politik, Moral und Religion des betreffenden Volks wesentlich bedingt ist. Ja auch über einzelne Sitten, Gebräuche, Feste, Beschäftigungen geben sie Aufschluß und zeigen, wie man gewisse histor. Begebenheiten aufgenommen und beurtheilt hat. Sie finden sich reichlich fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten und begegnen häufiger in den Schriftwerken der alten als der neuen Völker, wie in der deutschen Literatur die Schriften des Reformationszeitalters davon eine größere Fülle bieten als die neuere Zeit. Die Bedeutsamkeit des S. ist auch zu allen Zeiten durch Bearbeitungen auf verschiedenen Gebieten wie nach mannichfachen Richtungen anerkannt worden. Allgemeine Sammlungen deutscher Sprichwörter und Apophthegmen (s. d.) erscheinen besonders zahlreich seit dem Anfang des 16. Jahrh. Die wichtigsten sind die durch Tunnicius (zuerst 1514), Joh. Agricola (zuerst 1529), Sebast. Franck (1541), Egenolff (1548), Eyering (1601), Petri (1605), Zinkgreff (zuerst 1626), Lehmann (zuerst 1630), Sailer (1810). Mit Wagner (1813), dessen Sammlung 3737 Sprichwörter enthält, beginnt die Gruppirung derselben unter alphabetisch geord-

netem Hauptdegriffe, eine Form, die Körte (1837) mit 7202, Eiſelein (1840) mit etwa 12000 und Simrock (1846) mit 12396 Sprichwörtern als die zweckmäßigſte beibehält. Doch iſt durch keine dieſer Sammlungen der reiche deutſche Sprichwörterſchatz auch nur annähernd zu überſichtlicher Kenntniß gebracht, da ſie, anſtatt aus der Literatur und dem Volksmunde, den beiden Lebensquellen der Sprichwörter, ſelbſt zu ſchöpfen, vorherrſchend nur frühere Sammlungen zu Grunde legten. Erſt in neueſter Zeit wandte man ſich den Quellen zu und begann die Literatur und die Mundarten auszubeuten, wozu beſonders Firmenich durch «Germaniens Völkerſtimmen» (Berl. 1843—65) und Frommann durch ſeine »Deutſche Mundarten» (Nürnd. 1854—59) den Anſtoß gegeben haben. In verhältnißmäßig kurzer Zeit ſind eine Anzahl mundartlicher Sprichwörterſammlungen oder dahin einſchlagender Schriften erſchienen von Amand Baumgarten, Clement, Deecke, Diermiſſen, Friſchbier, Goldſchmidt, Haupt, Höfer, Johannſen, Köſter, Laven, Lohrengel, Lyra, Mindermann, Mühlhauſen, Peter, Raabe, Sartorius, Schambach, Schild, K. Schiller, Schleicher, Schuſter, Schwerin, Stöber, Weyden, Woeſte, Zyro. Das Bedürfniß aber, den geſammten deutſchen Sprichwörterſchatz wohlgeordnet in überſichtlicher Faſſung in einem einzigen Werke zu beſitzen, wird erſt durch das »Deutſche Sprichwörter-Lexikon» von Wander befriedigt (Lpz. 1863 fg.), von dem bis Frühjahr 1868 20 Lieferungen, enthaltend die Buchſtaben A bis He, vorlagen, und deſſen erſter Band (1867; A bis Gothen) in runder Zahl 45000 deutſcher nebſt 15000 ſinnverwandten fremden (böhm., dän., engl., franz. u. ſ. w.) Sprichwörtern enthält. Jeder einzelne Artikel dieſes «Sprichwörter-Lexikon» bietet die betreffenden Sprichwörter in erreichbarer Vollſtändigkeit. Das ganze Werk ſoll mindeſtens 140—150000 deutſche Sprichwörter und ſprichwörtliche Redensarten enthalten. In je größerer Vollſtändigkeit und Ueberſichtlichkeit der allgemeine Sprichwörterſchatz hervortritt, deſto lückenhafter erſcheint die Bearbeitung einzelner Gebiete. Sammlungen griech. Sprichwörter wurden ſchon früh veranſtaltet; erhalten ſind uns aber nur die der ſpätern Grammatiker. (S. Parömie.) Eine große Anzahl griech. und lat. Sprichwörter gab Erasmus in ſeinen «Adagia» (zuerſt Par. 1500) heraus, die in ſehr vielen Auflagen und Bearbeitungen erſchienen ſind. Ueber die griech. und röm. Sprichwörter handelten ferner Zell in den »Ferienſchriften» (8 Bde., Freib. 1826—33), Leutſch und Schneidewin (in ihrer Ausg. der »Parömiographen», Gött. 1839), Becker (»Das S. in nationaler Bedeutung», Wittenb. 1851). Sammlungen lat. Sprichwörter, theils mit, theils ohne deutſche Uebertragung, hat man von Seybold (1677), Philippi (1824), Goßmann (1844), Faſelius (1859), Wüſtemann (1856), Georges (1863), Kruſe (1863). Das geordnetſte und vollſtändigſte nichtdeutſche Sprichwörterwerk iſt das «Spreekwoordenboek» der niederländ. Sprache von Harrebomée (3 Bde., Utrecht 1858—65). Allgemeine, über alle Literaturen ſich erſtreckende Verzeichniſſe von Sprichwörterſammlungen geben Nopitſch in ſeiner «Literatur der Sprichwörter» (Nürnd. 1822 und 1833), Dupleſſis (»Bibliographie parémiologique», Par. 1847), Zacher, «Die deutſchen Sprichwörterſammlungen» (Lpz. 1852). An einer zeitgemäßen Quellenkunde der Sprichwörter arbeitet J. Franck. Sehr zu beachten iſt in dieſer Hinſicht das Quellenverzeichniß zu Wander's »Deutſchem Sprichwörter-Lexikon». Ueber das S. vgl. noch Wander's eingehende Vorrede zum erſten Bande ſeines Werks.

Springbrunnen ſind Vorrichtungen, mittels deren man einen Waſſerſtrahl in der freien Luft zu einer größern oder geringern Höhe hinauftreiben kann. Die Hydroſtatik lehrt und die Erfahrung beſtätigt, daß in zwei miteinander verbundenen Röhren das Waſſer ſtets gleich hoch ſteht, oder daß das Waſſer ſtets zu derſelben Höhe wieder hinaufzuſteigen ſtrebt, von welcher es hinabfiel. Denkt man ſich ein Waſſergefäß oder einen Teich auf einem Berge und von dieſem eine Röhre abwärts geführt und dann wieder etwas ſteigend, ſo wird das Waſſer, das aus dem Teiche u. ſ. w. durch die Fallröhre hinabſteigt, durch die aufſteigende Röhre wieder nach aufwärts ſtreben und ſo hoch ſteigen wollen, als es herabfiel. Der Druck der Luft und die durch die Reibung in der Röhre abſorbirte Kraft bewirken jedoch, daß der Strahl im Freien nicht wieder ganz ſo hoch aufſteigt, als er fiel. Die Erſcheinung des Steigens dieſes Waſſerſtrahls beruht auf dem Drucke des dahinter liegenden Waſſers; wenn man daher dieſen Druck durch irgendeine andere Kraft erſetzt, ſo bedarf es eines Waſſerdrucks nicht. Wendet man z. B. ein Druckwerk an, etwa eine durch Waſſer oder Dampfkraft betriebene Pumpe, ſo kann man S. ohne Waſſerdruck, alſo, ſtatt am Fuße von Bergen, auch in der Ebene herſtellen. Die Fontainen von Herrenhauſen, Berlin und Potsdam ſind Beiſpiele ähnlicher Vorrichtungen. (S. Druckwerk.) Dehnt man im geſchloſſenen Raum die Luft und das Waſſer durch Wärme aus und erſetzt ſo den Waſſerdruck, ſo erhält man ebenfalls einen S., und ein alſo hergeſtellter iſt der Heronsball (ſ. d.). Natürliche S. ſind die Arteſiſchen Brunnen (ſ. d.).

Springer (Anton Heinrich), Geschichtschreiber und Kunstschriftsteller, geb. 13. Juli 1825 zu Prag, machte seine Studien zu Prag, wo er sich besonders an Exner und Smetana anschloß. Nachdem er Deutschland und Italien bereist, promovirte er im März 1848 zu Tübingen und wurde im Herbst desselben Jahres von Exner nach Oesterreich berufen, um hier das Institut der Privatdocenten einzubürgern. Er habilitirte sich zu Prag für das Fach der neuern Geschichte, welche bis dahin noch niemals gelesen worden war. Daneben wirkte er in der Presse im Sinne der Rechten des Reichstags für Föderativverfassung und Versöhnung der Nationalitäten sowie für den Ausschluß Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde. Unter dem Ministerium Schwarzenberg-Thun wurde S. die Erlaubniß zum Lesen nicht weiter verwilligt und die von ihm geleitete Zeitung «Union» nach achtwöchentlichem Bestehen auf Befehl Schwarzenberg's unterdrückt, weil sie die olmützer Conferenzen im preuß. Sinne beurtheilte. Im Herbst 1852 ging S. nach Bonn, wo er sich an der Universität für neuere Kunstgeschichte habilitirte, aber erst 1860 eine ord. Professur erlangte. Unter seinen histor. Schriften ist besonders die «Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden» (2 Bde., Lpz. 1863—65) hervorzuheben. Außerdem sind zu nennen «Paris im 13. Jahrh.» (Lpz. 1856) und «Geschichte des Revolutionszeitalters» (Prag 1849); ferner «Oesterreich nach der Revolution» (Prag 1850) und «Oesterreich und Preußen in Deutschland» (Prag 1851). Sehr geschätzt sind S.'s kunsthistor. Arbeiten, wie «Kunsthistor. Briefe» (Prag 1852—57), «Die Baukunst des christl. Mittelalters» (Bonn 1854), «Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrh.» (Lpz. 1859) und «Bilder aus der neuern Kunstgeschichte» (Lpz. 1867). Zu seinen kleinern Schriften dieser Art gehören die «Ikonographischen Studien» (Wien 1860), «Rafael's Disputa» (Bonn 1860) und die Schrift «De artificibus laicis et monachis medii aevi» (Bonn 1862).

Springfield heißen eine Menge amerik. Städte und Ortschaften, unter welchen besonders hervorzuheben ist die Stadt S. in Hampden-County im Staate Massachusetts. Dieselbe zählt 15199, mit Einschluß des angrenzenden Chicopee 30000 E. Der Ort liegt am linken Ufer des Connecticutflusses, bildet einen Knotenpunkt der Eisenbahnen des Staats Massachusetts und betreibt einen regen Handel und ausgedehnte Industrie. Das dortige Vereinigte-Staaten-Arsenal beschäftigt an 2500 Arbeiter, welche täglich 1000 Gewehre verfertigen. In Chicopee bestehen hauptsächlich Baumwoll- und Wollfabriken. Die Stadt hat 13 Kirchen, 7 Banken und mehrere tägliche Zeitungen. — S. heißt ferner die in Sangamon-County gelegene Hauptstadt des Staats Illinois. Sie liegt an der von Chicago nach St.-Louis führenden Eisenbahn, zählt 9390 E. und hat ein Capitol und Staatsarsenal. Unmittelbar vor der Stadt liegt Abraham Lincoln begraben, der hier von 1836 bis zu seiner Erwählung zum Präsidenten der Union als Advocat gelebt hatte. — Ein anderes S. ist die Hauptstadt von Greene-County im südwestl. Theile des Staats Missouri, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, welche mit Recht der Garten von Missouri heißt. Der Ort bildet eine Hauptstation an der beabsichtigten Southwest-Pacific-Eisenbahn und ist durch die Schlacht bekannt geworden, welche in seiner Nähe bei Wilsons-Creek, 10. Aug. 1861, stattfand, und in der auf seiten der Bundestruppen der General Lyon fiel.

Springflut, s. Ebbe und Flut.

Springgurke oder **Spritzgurke,** s. Ecbalion.

Springkraut, s. Impatiens.

Springmäuse (Dipodida) nennt man eine meist nur in südl. Ländern vorkommende Familie von Nagethieren mit kurzen Vorderfüßen, sehr langen und kräftigen hintern Springbeinen und langem Balancirschwanze, die in Erdhöhlen leben, in trockenen Gegenden eine nächtliche Lebensweise führen und sich von Pflanzen nähren. Die eigentlichen S. (Dipus), mit sehr langen Beinen, großen Ohren und nackten, nur einen Endbüschel tragendem Schwanze, bewohnen Nordafrika, Aegypten, Kleinasien und die russ. Steppen, der in der äußern Gestalt den Kängurus sehr ähnliche Springhase (Pedetes) Südafrika; andere Gattungen leben in Amerika.

Sprit, so viel wie Spiritus, s. Alkohol.

Spritze heißt ein Werkzeug oder eine Maschine, wodurch Wasser oder eine andere Flüssigkeit in einem Strahle mit mehr oder weniger großer Gewalt fortgetrieben und an eine bestimmte Stelle gebracht wird, an welche man damit auf andere Weise nicht wohl gelangen kann. In der einfachsten Gestalt besteht die S. aus einem metallenen Cylinder, an einem Ende mit enger Oeffnung, durch welche die eingefüllte Flüssigkeit heraustritt, wenn von der entgegengesetzten Seite ein Kolben an seinem Stiele mit der Hand hineingeschoben wird. Für chirurgische Zwecke hat man die Klystier-, Mund-, Augen-, Magenspritzen u. s. w. Am wichtigsten sind indessen die Feuerspritzen (oft im engern Sinne kurzweg S. genannt), die, in größerm Maßstabe aus-

geführt und meiſt von mehrern Perſonen, ja ſelbſt durch eine Dampfmaſchine bewegt (Dampfſpritzen), ſich dazu eignen, große Waſſermengen aus bedeutender Entfernung in ein zu löſchendes Feuer zu gießen. Sie gehören zu den Druckpumpen (S. Druckwerk.) Man unterſcheidet ſie in Handſpritzen (welche tragbar ſind), Karrenſpritzen und Wagenſpritzen. Zu den letztern gehören auch die Dampfſpritzen, welche Dampfmaſchine und S. in enger Verbindung auf demſelben Wagen enthalten. Faſt alle Wagenſpritzen werden mit zwei Pumpencylindern (Stiefeln) verſehen; ein einziger Cylinder genügt nur dann, wenn er doppeltwirkend iſt, d. h. beim Hingange wie beim Hergange des Kolbens Waſſer ausgibt. Um den Waſſerſtrahl der S. ununterbrochen mit gehöriger und gleicher Stärke austreten zu machen, iſt ein Windkeſſel nöthig, d. h. ein Behälter, in welchem die Luft durch das eingepumpte Waſſer zuſammengedrückt wird, ſodaß ſie das Waſſer vermöge ihrer eigenen Elaſticität durch das ſog. Steigrohr austreibt. An dieſes Rohr wird ein Schlauch von Leder oder Hanfgewebe (Spritzenſchlauch) angefügt, wenn das Waſſer auf große Entfernung, ohne ſich zu zerſtreuen, gefördert werden muß. Um das läſtige ſtete Nachfüllen neuen Waſſers in den Spritzenkaſten nicht direct durch Menſchenhände mit Eimern verrichten zu müſſen, verbindet man große S. mit einer Speiſepumpe (Anbringer, Zubringer), welche oft das Waſſer aus bedeutender Entfernung anzuſaugen hat. Am beſten iſt freilich die Benutzung einer Waſſerleitung, die ohne weiteres beim Oeffnen eines Hahns das erforderliche Waſſer liefert. Vgl. übrigens Feuerlöſchweſen.

Sproſſer, ſ. Nachtigall.

Sprottau, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schleſien, am Bober, in welchen hier die Sprottau mündet, und an der Niederſchleſiſch-Märkiſchen Eiſenbahn (Zweig Hansdorf-Glogau), iſt Sitz des Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 5281 E., darunter etwa 100 Katholiken und ebenſo viel Juden. Unter den Gebäuden des Orts zeichnen ſich aus das neue, ſehr anſehnliche Rathhaus, die evang. und die ſehr alte kath. Kirche, das Kreisgericht (ehedem ein Nonnenkloſter). Rings um die Stadt ziehen ſich hübſche Promenaden. S. hat eine vortreffliche Waſſerleitung und Gasbeleuchtung ſowie ein ſehr beträchtliches Communalvermögen (29000 Morgen wohlbeſtandenen Forſt, 7 Rittergüter, 1 Hüttenwerk u. ſ. w.). Von Unterrichtsanſtalten beſtehen eine Realſchule erſter Ordnung, eine evang. und eine kath. Bürgerſchule. Die früher im hohen Grade blühende Tuchfabrikation iſt im Rückgang begriffen, die Strumpfwirkerei dagegen immer noch erheblich. Zwei bedeutende Mühlenwerke (Niedermühle und Obermühle) exportiren ihre Fabrikate nach allen Richtungen Deutſchlands hin. Außerdem beſtehen Fabriken für Zündwaaren, Cigarren, Taback und Oel. Auch iſt der Holzhandel nicht ohne Bedeutung. In der Umgebung S.s liegen die Hüttenwerke Oberleſchen, Mallmitz (mit ſchönem Park), Kittlitztreben und die Wilhelmshütte in Niedereulau, eine der größten und renommirteſten Maſchinenbauanſtalten Schleſiens; ferner die Maſchinenpapierfabrik in Kleineulau, die Sirup- und Stärkefabrik in Wichelsdorf, die Wollſpinnerei in Dittersdorf. Im Kreiſe S., der auf 13,39 Q.-M. 33793 E. (1864) zählt, liegt noch das Städtchen Primkenau, mit 1818 E., der Hauptort der gleichnamigen, dem Herzog Chriſtian zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg gehörigen Herrſchaft.

Sprotte oder Breitling (Clupea Sprattus), eine zur Gattung Hering (ſ. d.) gehörige Fiſchart, welche in der Nord- und Oſtſee gemein, dem Hering ähnlich, aber nur 4—5 Zoll lang und auf dem einfarbigen Kiemendeckel nicht geadert, ſondern ſtrahlig-geſtreift iſt. Am Bauchliele bilden ſcharfe Schuppen eine Reihe von Sägezähnen. Zur Laichzeit tritt ein goldiger Seitenſtrich deutlich hervor, und die Rückenfloſſe hat 16 Strahlen. Während des Herbſtes nähert die S. ſich in größern Scharen den Küſten, um zu laichen, und der außerordentlich ergiebige Fang beginnt um England im Nov. und wird dort während des ganzen Winters fortgeſetzt. Die S. iſt zart und wohlſchmeckend und wird im Innern Deutſchlands geſalzen und geräuchert gegeſſen; beſonders ſind die kieler S. (Flückheringe) geſchätzt. In England benutzt man dieſe Fiſche wegen der ilbergroßen Menge auch als Düngemittel.

Spruchcollegium, ſ. Dicaſterium.

Sprüche Salomonis, ſ. Salomo.

Sprudel heißt die Hauptquelle Karlsbads (ſ. d.), und dieſem Namen entſpricht vollſtändig das gewaltſame Hervorſprudeln des heißen Waſſers aus einer Oeffnung der ſog. Sprudeldecke. Dieſe Quelle entſpringt mit einer Temperatur von + 60° eigentlich aus dem Granit, welcher den Thalboden bildet; doch hat ſich darüber nach und nach durch Ablagerungen eine Decke aus Kalkſchiefer (eben jene Sprudeldecke) gebildet. Die Waſſermaſſe der Quelle beträgt jährlich ungefähr 26 Mill. Eimer und enthält etwa 22 Mill. Pfd. mineraliſcher Beſtandtheile aufgelöſt. Dieſe

sind vorherrschend schwefelsaures Natron, kohlensaures Natron und Chlornatrium. Außerdem aber enthält das Wasser noch kohlensauren und schwefelsauren Kalk, kohlensaure Talkerde, Strontian, Eisenoxydul und Manganoxydul, phosphorsaure Thon- und Kalkerde, Flnorcalcium, Kieselerde, Borsäure, Lithion, Jodnatrium, Bromnatrium, Rubidium und Cäsium sowie Spuren von Kupfer, Zinn, Antimon, Blei, Arsen, Chrom, Barium, Selen und Bor. Ueberhaupt ist demnach in diesem Mineralwasser ungefähr die Hälfte aller bekannten chem. Elemente nachgewiesen worden. In der Umgebung des S. entspringen noch 11 schwächere warme Mineralquellen, die alle ihre besondern Namen erhalten haben, die aber offenbar nur als Verzweigungen aus einem gemeinsamen Ursprung anzusehen sind, wobei durch Zutritt gewöhnlichen Wassers ihr Mineralgehalt und ihre Temperaturen verändert, in der Hauptsache vermindert werden. Doch zeigen die kühlsten immer noch + 30°. Diese 11 kleinern Quellen liefern gemeinsam jährlich nur etwa 700000 Eimer Wasser, also nicht den 37. Theil von der Quantität des S. Durch Ablagerung eines Theils des im Wasser aufgelösten kohlensauren Kalks in der Quelle entsteht der sog. Sprudelstein und der Erbsenstein, welche beide der mineralog. Varietät Kalksinter oder, genauer ausgedrückt, Aragonsinter entsprechen. Diese Eigenschaft des Wassers benutzt man, um künstlich allerlei Gegenstände mit solchen durch Eisenoxyd bräunlichen Steinrinden überziehen zu lassen.

Sprunner (Karl von), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher und Geograph, geb. 1803 zu Stuttgart, lebte, früh verwaist, bei Verwandten zu Ingolstadt und Salzburg und erhielt seit 1814 seine Jugendbildung im Cadettencorps zu München, wo er schon jene Vorliebe für histor. und geogr. Studien faßte, welche die spätere Richtung seiner literarischen Thätigkeit bestimmte. 1825 zum Lieutenant befördert, fand er hinreichend Muße, durch eifrige Studien in den hierzu so geeigneten Garnisonen zu München, Bamberg und Würzburg die umfassenden Vorarbeiten zu den von ihm beabsichtigten histor.-geogr. Werken zu machen. Als Frucht seiner Forschungen erschien zunächst einiges in den «Mittheilungen des Historischen Vereins für Oberfranken», dann die Schrift «Baierns Gaue» (Bamb. 1831), welche gegen Herrn von Lang gerichtet war, und eine «Gaukarte des Herzogthums Ostfranken» (Bamb. 1835). S.'s Hauptwerk ist der große «Histor.-geogr. Handatlas» in drei Abtheilungen (118 Blatt, Gotha 1837—52; 2. Aufl. 1853 fg.), welcher auf Grund der sorgfältigsten Einzelforschung in sauberer Ausführung ein auf diesem Gebiete alles bisher Geleistete weit übertreffendes Hülfsmittel zur Geschichte Europas und der übrigen Erdtheile bietet, dessen Vortrefflichkeit überall gleich große Anerkennung gefunden hat. Währenddessen erschien von S. ein musterhaft gearbeiteter «Histor. Atlas von Baiern» (7 Blatt, Gotha 1838). Auch gab er mit Hänle mehrere Reisehandbücher an den Main und in die unterfränk. Gebirge heraus, die sich durch gewissenhafte Quellenforschung wie angenehme Darstellung vortheilhaft auszeichnen. Zwei größere, mit Hänle begonnene Arbeiten, die «Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten» (Gotha 1846—48) und die «Würtemberg. Lustschlösser» (Stuttg. 1847 fg.) wurden durch die Ungunst der Zeitverhältnisse unterbrochen. Schon früher mehrfach von dem damaligen Kronprinzen Maximilian mit wissenschaftlichen Aufträgen betraut, ward S., nachdem derselbe den Thron bestiegen, 1851 in den Generalstab als Hauptmann versetzt. 1852 avancirte er zum Major, 1855 zum Oberstlieutenant, einige Zeit nachher zum Generalmajor. Inzwischen hatte ihn 1855 der König zu seinem Flügeladjutanten erwählt, in welcher Stellung er sich fortwährend des besondern Vertrauens desselben zu erfreuen hatte. König Ludwig II. ernannte S. 1864 zu seinem Generaladjutanten. Unter S.'s spätern kartographischen Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben die im Auftrage des Königs Maximilian II. angefertigte «Histor. Karte von Europa, Westasien und Nordafrika» (in 9 Haupt- und 6 Nebenblättern), der «Histor.-geogr. Schulatlas» (22 Blatt, Gotha 1856), der «Histor.-geogr. Schulatlas von Deutschland» (12 Blatt, Gotha 1857), der «Histor.-geogr. Schulatlas des Gesammtstaats Oesterreich» (13 Blatt, Gotha 1860) und der «Historico-geographical hand-atlas» (26 Blatt, Gotha 1861). Von S.'s histor. Schriften sind zu nennen: der «Leitfaden zur Geschichte von Baiern» (2. Aufl., Bamb. 1853), die Monographie «Pfalzgraf Rupert der Cavalier» (Münch. 1854) und «Die Wandbilder des bair. Nationalmuseums» (Münch. 1868), welche den Text zu Jos. Albert's trefflichen Photographien bilden. S. ist auch Verfasser zweier histor. Schauspiele, «Graf Arco's Heldentod» und «Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach» (letzteres unter dem Pseudonym: Karl S. von Merz). 1843 erhielt S. von der Universität Erlangen die Doctorwürde; auch wurde er von der bair. Akademie 1842 zum correspondirenden, 1855 zum wirkl. Mitgliede gewählt.

Spulwurm (Ascaris) ist eine zu den Rundwürmern gehörende Wurmgattung, welche sich durch einen walzenrunden, langen, quergestreiften Körper und ein sehr stumpfes, mit drei Knöt-

chen beſetztes Maulende unterſcheidet. Die Spulwürmer ſind getrennten Geſchlechts und Männchen und Weibchen im Aeußern verſchieden. Der gemeine S. (A. lumbricoides), welcher im Dünndarme der Menſchen, beſonders der Kinder, ſowie des Rindes und namentlich des Schweins lebt, iſt einem Regenwurme ſehr ähnlich, braunroth aber weißlich und wird 6—10 Zoll und darüber lang. Ein einziges Weibchen enthält mehrere (bis 10) Millionen Eier, die nach und nach gelegt werden und mit dem Kothe abgehen. Erſt nach mehrern Monaten entwickeln ſich in Eiern, die im Waſſer liegen, die Jungen, die mehrere Jahre in den Eiern, ſelbſt nach völligem Trocknen, leben bleiben. Wie die Jungen wieder in die Wahnthiere und den Menſchen kommen, iſt zur Zeit noch unbekannt. Der S. wird durch verſchiedene Wurmmittel, wie Zittwerſamen u. ſ. w., und ſpäter darauf gereichtes Abführmittel abgetrieben. Der kleine S., Madenwurm oder Aſtermade (Oxyuris vermicularis), welcher ſehr häufig und in Menge im Maſtdarme der Kinder (ſeltener der Erwachſenen) lebt und Jucken im After und an der Naſe, ja bei den Kindern ſelbſt Krämpfe verurſacht, gehört einer andern, durch ſpitzen, dünnen Schwanz ausgezeichneten Gattung an. Derſelbe iſt nur ½ Zoll lang und dünn und wird weit leichter, oft ſchon durch Milchklyſtiere mit Zwiebel entfernt.

Spurgeon (Charles Haddon), bekannt als engl. Nonconformiſtenprediger, wurde 19. Juni 1834 in Kelvedon in Eſſex geboren. Seine Familie gehörte den Independenten an, und ſowol ſein Vater als ſein Großvater waren Prediger dieſer Sekte. Auch er ſollte ſich dieſem Berufe widmen, aber Selbſtſtudien führten ihn gegen den Willen ſeiner Verwandten den Baptiſten zu. Er übernahm eine Stelle als Unterlehrer zu Cambridge, trat hier in eine Geſellſchaft baptiſtiſcher Laienprediger und predigte als 16jähriger Jüngling zum erſten mal in einer Bauernhütte des Dorfes Teversham mit ſo großem Erfolge, daß ihn wenige Monate ſpäter (1851) die Baptiſtengemeinde in dem Dorfe Waterbeach zu ihrem Prediger erwählte. Der Ruhm des jungen Predigers (boy preacher) verbreitete ſich nun raſch in weitere Kreiſe, und im J. 1852 hielt S. theils in den Verſammlungsarten der Baptiſten, theils unter freiem Himmel mehr als 300 Predigten. 1853 folgte er einem Rufe als Prediger der Baptiſtengemeinde von New-Park-ſtreet-Chapel zu Landan. Hier machten die Leiſtungen des Jünglings auch Aufſehen bei einem gebildetern Publikum, und bald drang ſein Ruf über die Baptiſtencanventikel hinaus in die londoner Preſſe und durch dieſe in das engl. Volk. 1855 mußte man einen vergrößernden Umbau der Kirche vornehmen, während welcher Zeit S. vier Monate lang in Exeter-Hall predigte, deren gewaltige Räumlichkeiten ſich jedoch ebenfalls für die andringende Zuhörerſchaft als ungenügend erwieſen. Auch die umgebaute Kirche in New-Parkſtreet genügte der raſch zunehmenden Gemeinde nur kurze Zeit, ſodaß ſie ſich 1856 zur Ueberſiedelung in die Surrey-Muſic-Hall, das umfangreichſte, 10—15000 Perſonen faſſende öffentliche Local Londons, veranlaßt ſah. Trotzdem faßte das ungeheuere Gebäude kaum die Menge, die ſich jeden Sonntag um den populären Prediger zuſammendrängte, und in der alle Geſellſchaftsklaſſen Landans vertreten waren. Ein im Oct. 1856 durch Ueberfüllung des Hauſes veranlaßter paniſcher Schrecken, der einer Anzahl von Menſchen das Leben koſtete, brachte die Anhänger S.'s zu dem Entſchluſſe, eine ſeiner würdige neue Kirche zu erbauen, zu deren Ausführung alsbald Beiträge nicht nur aus allen Theilen Englands, ſondern aus Amerika, Indien und Auſtralien u. ſ. w. einliefen. Neben den Berufsgeſchäften in ſeiner Gemeinde war S. auch unausgeſetzt als Reiſeprediger thätig. So predigte er öfter für Zwecke allgemeiner Wohlthätigkeit vor Maſſenmeetings, einmal in dem ſydenhamer Kryſtallpalaſt, ein anderes mal auf den Dünen von Epſam oder auf den Hügeln und Wieſen der londoner Vorſtädte. Ende 1861 war die neue Kirche unter dem Namen des Metropolitan-Tabernacle mit einem Koſtenaufwande von 31000 Pfd. St. vollendet. Das Gebäude enthält außer der zum Gottesdienſte beſtimmten Halle, welche 6000 Perſonen faßt, Schulſäle für 1500 Zöglinge und ein Auditorium für 1000 Perſonen, nebſt andern für die Gemeindeverwaltung beſtimmten Räumlichkeiten. In dieſem Mittelpunkte hat ſich ſeitdem die Gemeinde S.'s nicht nur behauptet, ſondern von demſelben aus ihren Einfluß ſtetig erweitert. Ihre Geſchichte gewährt ein merkwürdiges Beiſpiel der Sektenfreiheit und Selbſtregierung des engl. Volks, wirft aber auch ein frappantes Licht auf die religiöſen Zuſtände Englands. Man hat S. mehrfach mit den großen Methodiſten Wesley und Whitfield verglichen; doch ſind die Urſachen ſeines Erfolgs ganz anderer Art. Während jene beiden Männer recht eigentlich als Verkünder des Evangeliums unter der Maſſe des armen und von der Staatskirche vernachläſſigten Volks wirkten, errang S. ſeine Erfolge vorzugsweiſe unter den reſpectabeln Mittelklaſſen, die, gegenüber der Monotonie und Langeweile des anglikaniſchen Gottesdienſtes, in der Friſche und populären Derbheit des Baptiſtenpredigers eine lange entbehrte Anregung empfanden. Wenn Wesley und

Whitfield vor allem das Gemüth erweckten, so wirkt S. hauptsächlich auf die Phantasie. Ein volles, kräftiges Organ, ein unerschöpflicher Fluß der Rede, eine ungekünstelte Lebhaftigkeit des Vortrags, die Gabe und der Muth, die Erläuterungen zu seinen religiösen Lehren unmittelbar aus dem alltäglichen Leben herauszugreifen, kühne, seltsame, groteske Dinge zu sagen, kurz die Vereinigung der Talente eines Volksredners und eines Fastenpredigers stempeln ihn zu einer Charaktersigur, die in der prot. Kirche ihresgleichen sucht. Auch spricht S. nicht von einer Kanzel, sondern von einer Tribüne und seine durchaus improvisirten Vorträge werden von Stenographen nachgeschrieben und durch den Druck in alle Welt verbreitet. In dogmatischer Hinsicht vertritt er die Lehre der Baptisten von der Taufe sowie den Glauben an ein nicht mehr fernes Tausendjähriges Reich. Als Organ seiner Gemeinde gibt er seit 1859 den «New-Parkstreet Almanack», seit 1865 die Zeitschrift «The Sword and the Trowel» heraus. 1859 wurde die Spurgeon-Literatur bereichert durch eine Chrestomathie unter dem Titel «Gems from S.», der 1865 das Sammelwerk «Anecdotes and sayings of S.» folgte.

Spurinna (Vestricius), ein als Feldherr und Dichter bekannter Römer in der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr., Zeitgenosse des jüngern Plinius und des Tacitus, wurde infolge seiner siegreichen Kämpfe gegen die Germanen am Rhein bei seiner Rückkehr nach Rom mit Auszeichnungen überhäuft, zog sich aber später vom öffentlichen Leben ganz zurück. Von seinen lyrischen Poesien, welche die Alten wegen ihrer Anmuth rühmten, hat sich nur Weniges erhalten, denn die zuerst von Kasp. Barth in der Sammlung der «Poetae venatici et bucolici» (Hannov. 1613) unter S.'s Namen aus einer marburger Handschrift bekannt gemachten vier Oden sind wol nur zum Theil aus echten Gedichten desselben zusammengesetzt, oder gehören vielleicht einem ganz andern Verfasser an. Die beste Ausgabe aller Fragmente besorgte Axt (Frankf. 1840). — S. hieß auch der Haruspex oder Wahrsager, der Cäsar (s. d.) vor dem für ihn so verhängnißvollen 15. Tage des März warnte.

Spurzheim (Kasp.), einer der ersten Anhänger der Schädellehre, wurde 31. Dec. 1776 zu Longwich bei Trier geboren und erhielt im Collegium zu Trier seine erste Bildung. 1795 wendete er sich nach Wien, um Medicin zu studiren, wurde hier mit Gall (s. d.) und dessen System bekannt und schloß sich so eng an erstern an, daß er bis 1813 alle Schicksale mit ihm theilte. In letzterm Jahre ging er nach England und hielt in mehrern Städten phrenologische Vorträge, in denen er jedoch zuweilen von Gall's Ansichten abwich. Seit 1817 lebte er wieder in Paris, wo er sich die medic. Doctorwürde erwarb und practicirte, dann 1821—28 in England, wo er sehr besuchte Vorlesungen hielt, hierauf abermals in Paris. 1832 ging er nach Boston in Nordamerika und erregte hier mit seinem System großes Aufsehen. Doch starb er schon 10. Nov. 1832. Von seinen von ihm allein verfaßten Schriften sind besonders hervorzuheben «The physiognomical system of D. Gall and S.» (2. Aufl., Lond. 1815); «Outlines of the physiognomical system» (Lond. 1815); «On insanity» (Lond. 1817); «A view of the elementary principles of education» (Edinb. 1821 und Bost. 1832); «Sur la folie» (Par. 1818); «Essai philosoplique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme» (Strasb. 1820).

Spus oder **Spuſh**, fälschlich auch **Spucz** geschrieben, befestigter Hauptort eines der neun Nahien des türk. Paschalifs Skutari in Oberalbanien, an der Grenze von Montenegro, 9 M. im Norden von Skutari, an dem Moratschazufluſſe Seta gelegen, ist, wie die $1^3/_4$ M. südöstlicher, nahe der Moratscha gelegene und 6000 E. zählende feste Stadt **Podgoriżża**, mehrfach Zeuge blutiger Kämpfe zwischen den Montenegrinern und Türken gewesen. Namentlich erlitten hier die letztern 15. Dec. 1852 eine schwere Niederlage durch den Fürst Daniclo.

Squatters (von to squat, kauern, niederhocken) heißen in Amerika die Ansiedler, die sich auf einem Stück wüsten Landes niederlassen, ohne es durch Ankauf erworben zu haben. Obschon eine solche Praxis lange für ungesetzlich galt, trug sie doch viel zum raschen Anbau der Vereinigten Staaten bei, indem Personen, die nicht die Mittel hatten, sich in den dichter bevölkerten Gegenden anzukaufen, sich weiter ins Innere begaben und Niederlassungen in Regionen gründeten, wohin man auf dem gewöhnlichen Colonisationswege erst weit später vorgedrungen wäre. Es wurde daher frühzeitig in Vorschlag gebracht, die S. durch sog. Precautionsgesetze in dem Besitz der occupirten Ländereien zu schützen, aus welchen sie ohnehin durch die Gewalt nicht verdrängt werden konnten, und man ging dabei von dem Grundsatze aus, daß die auf Urbarmachung des Bodens verwendete Mühe und Arbeit schon an sich einem in denselben hineingesteckten Kapital gleichkomme. Die Legislatur von Massachusetts erließ 1803 ein Gesetz, durch welches das Eigenthumsrecht schon durch die Occupation eines Grundstücks während einer Pe-

riode von 40 J. erworben wurde. Durch spätere Congreßacten aber wurde den S. in den neuen Territorien das Recht ertheilt, die von ihnen occupirten Staatsländereien, ohne Rücksicht auf deren etwaigen höhern Werth, zum Minimumpreise von 1¼ Doll. pro Acre zu erwerben. Seit auf Grund des 1862 erlassenen Heimstättegesetzes (homesteadbill) jedem in gutem Glauben sich ansiedelnden Bürger oder Einwanderer 160 Acres Congreßland ohne Entgelt bewilligt werden, haben diese Bestimmungen und Minimalpreise ihre Bedeutung verloren.

Squier (Ephraim George), amerik. Reisender und Alterthumsforscher, geb. 17. Juni 1821 in Bethlehem im Staate Neuyork, wurde 1849 zum Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Guatemala und Nicaragua ernannt, wo er mit Energie den Versuchen der Engländer, die Grenzen ihres Schutzgebiets Mosquitia auf Kosten Nicaraguas auszudehnen, entgegentrat. Er hatte auch die Genugthuung, daß in dem 4. Juni 1850 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geschlossenen Vertrage die darauf bezügliche Streitfrage eine für die letztern befriedigende Lösung fand. Zugleich bemühte sich S. eifrig um das Zustandekommen eines Verbindungskanals zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere und trug durch seine Forschungen viel zur Berichtigung der Kenntnisse von der Erdenge von Panama bei. Zu diesem Zwecke leitete er die Vermessungen, und in den von ihm jenes Kanals wegen gepflogenen Negotiationen zwischen Honduras und Großbritannien legte er die Grundsätze nieder, auf deren Basis später alle Differenzen zwischen England und den centralamerik. Staaten befriedigend beigelegt wurden. Nachdem er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt, gab er außer den interessanten «Sketches of travel in Nicaragua» (Neuyork 1851) sein großes Werk «Nicaragua, its people, scenery and monuments» (2 Bde., Neuyork und Lond. 1852) heraus, in welchem er namentlich die in Nicaragua aufgefundenen Alterthümer beschrieb und ihre Bedeutung für die Urgeschichte Amerikas beleuchtete. Schon früher hatte S. im Auftrage der Smithonian-Institution in Washington den westl. Theil des Staats Neuyork bereist und die dortigen alten Schanzen und Hügelgräber untersucht. Die Resultate dieser Reise sind in den «Antiquities of the state of New-York» (Buffalo 1851) sowie die einer in Verbindung mit Davis unternommenen archäol. Expedition nach den Mississippiländern in den «Ancient monuments of the Mississippi valley» (Washington 1848) niedergelegt. Außerdem schrieb er für die Historische Gesellschaft zu Neuyork eine Abhandlung «On the serpent symbol» (Neuyork 1851), in der er geistreiche Bemerkungen über den Naturcultus der amerik. Indianer mittheilt, die indessen vielfachen Widerspruch gefunden haben. Außerdem schrieb er «Notes on Central-America» (Neuyork 1854), «Waikna, or adventures on the Moskito shore» (Neuyork 1855), «States of Central-America» (Neuyork 1857), «Report of the survey of the Honduras Interoceanic Railway» (Lond. 1859), «Tropical fibres and their economical extraction» (Neuyork 1861) und andere kleinere Schriften. 1851 besuchte er Europa, erhielt die Medaille des Geographischen Instituts von Frankreich und wurde Mitglied der Alterthumsforschenden Gesellschaften von England, Frankreich und Dänemark.

Staal (Marguerite Jeanne Cordier, Baronin), eine geistreiche und gebildete, durch ihre Memoiren bekannte Französin, geb. 30. Aug. 1684, war die Tochter des Malers de Launay zu Paris, der sie, als er Frankreich verlassen mußte, in großer Dürftigkeit zurückließ. Sie kam als Kammerjungfer zur Herzogin von Maine und erwarb sich an deren kleinem Hofe zu Sceaux durch Witz und Talent im Versemachen die Zuneigung aller vornehmen und geistreichen Personen Insolge der Cellamare'schen Verschwörung ward auch sie zwei Jahre lang in die Bastille eingeschlossen. Nachher heirathete sie den bejahrten Kapitän bei der Schweizergarde und Maréchal-de-Camp Baron von S. Sie starb 15. Juni 1750. Nach ihrem Tode erschienen ihre «Mémoires» (3 Bde., Par. 1755), mit Hinzufügung eines vierten Bandes, welcher zwei Lustspiele enthält. Die Memoiren, welche die J. 1715—20 umfassen, enthalten keine bedeutenden Enthüllungen, sind aber sehr anziehend und meisterhaft geschrieben. Auch die Briefe an den Marquis von Silly und an d'Héricourt, welche erst 1806 (2 Bde., Par.) herauskamen, fesseln durch Leichtigkeit und Eleganz. Ihre «Oeuvres complètes» erschienen in zwei Bänden (Par. 1821).

Staar (Sturnus) ist der Name einer zu den Rabenvögeln gehörenden Vogelgattung, bei welcher der Schnabel verlängert-kegelförmig, gerade, an der Spitze scharf, die Mittelzehe so lang als der Lauf ist, die Nasenlöcher an der Schnabelwurzel seitlich, halbgeschlossen und die Flügel mittellang sind. Der gemeine S. oder Sprehe (S. vulgaris) ist in der That ein gemeiner Vogel, denn er ist in ganz Europa, in Sibirien, Mittelasien, China, im Himalaja, in der Berberei und im südlichsten Afrika zu Hause, erscheint aber in den kältern Gegenden nur als Zugvogel. Im nördl. Deutschland kommt er im Anfange des März an und zieht im Oct. nach Süden. Er ist gesellig und hält sich außer der Paarungszeit in Schwärmen zusammen, welche

ihre Nachtruhe gern in dem Schilfe der Teiche halten. Sein Charakter iſt lebhaft und munter, er zeigt Liſt und Klugheit, oft auch Muthwillen, lernt leicht fremde Melodien nachahmen und ſogar Worte nachſprechen, weshalb man ihn gern als Stubenvogel hält. Als Hausgenoſſe und nützlicher Inſektenvertilger wird er überhaupt von den Menſchen gern geſehen, welche für ihn in mehrern Gegenden hölzerne Häuschen (Staarkäſten) zum Brüten an die Obſtbäume der Gärten befeſtigen. Seine Nahrung beſteht aus Inſekten und deren Larven, welche er ſogar auch vom Rücken der Kühe und Ochſen abſucht, und im Spätjahre aus mancherlei Beeren. Das erwachſene Männchen iſt ſtahlgrün und purpurſchillernd, mit weißlichen Flecken gezeichnet und der Schnabel gelb. Das Weibchen legt 4—6 matt graugrüne Eier.

Staar nennt man in der Sprache der ältern Medicin mehrere Arten von Blindheit und unterſcheidet den ſchwarzen, grauen oder weißen und den grünen S. Schwarzer S. (amaurosis oder gutta serena) heißt die Blindheit, bei welcher der Sehnerv zu ſeiner Function untauglich iſt. Urſachen dieſes Uebels ſind z. B. organiſche Veränderungen dieſes Nerven, Zerſtörung oder Druck auf denſelben, zu heftige Anſtrengung deſſelben, Gehirnerſchütterungen, Einwirkung mancher Narkotica u. ſ. w. Der beginnende ſchwarze S. (amblyopia) äußert ſich durch zunehmende Verminderung der Sehkraft, während die Pupille klar und ſchwarz bleibt. Bei dem Grauen oder Weißen S. (cataracta oder gutta opaca) liegt die nächſte Urſache des verminderten oder fehlenden Sehvermögens in der mehr oder minder aufgehobenen Durchſichtigkeit der Kryſtalllinſe oder der Kapſel derſelben. Man ſpricht daher von einem Linſen- und Kapſelſtaar und, wenn beide Organe zugleich getrübt ſind, von einem Kapſellinſenſtaar. Bei ſolchen Staarkranken erſcheint die Pupille bald ganz, bald theilweiſe getrübt und nimmt ſchneller oder langſamer eine graue, zuletzt weiße Farbe an, welche das Daſein eines fremden undurchſichtigen Körpers andeutet. Dieſe Trübung beruht auf einer Ernährungsſtörung der genannten Organe (Kapſel oder Linſe), meiſt infolge von Entzündung durch allgemeine Krankheiten (Dyskraſien, wie Gicht, Rheumatismus u. ſ. w.) und nicht ſelten durch den Einfluß, den das höhere Alter auf die organiſchen Proceſſe im Körper ausübt. Die Heilung des Grauen S. durch Entfernung der Urſachen und Bewirkung der Auffangung der abgelagerten fremdartigen Stoffe iſt nicht möglich; in ſehr vielen Fällen hingegen gelingt ſie durch eine chirurgiſche Operation. Dieſe beſteht im allgemeinen darin, daß der Operateur den die Lichtſtrahlen abhaltenden undurchſichtigen Körper, d. h. die verdunkelte Linſe oder Linſenkapſel, entweder ganz aus dem Auge entfernt (Extraction des S.), oder an einen Ort im Auge verſetzt, wo er ſich den einfallenden Lichtſtrahlen nicht mehr entgegenſtellt (Depreſſion), oder ſo verletzt und zerſtückelt, daß eine Auffaugung deſſelben zu Stande kommen kann (Zerſtückelung). Zu dieſem Zwecke werden verſchiedene Staaroperationen ausgeführt, wozu eine ziemliche Anzahl Inſtrumente, Staarnadeln, Staarmeſſer, Staarlöffel, Staarpincetten u. ſ. w., nöthig iſt. Iſt die Operation gelungen, ſo erſetzen zweckmäßig geſchliffene Gläſer, die ſog. Staarbrillen, den Verluſt der Kryſtalllinſe. Grüner S. wird zuweilen die Verdunkelung des Glaskörpers (glaucoma) genannt, welche meiſt eine grüne Farbe zeigt. Durch die Anwendung des Augenſpiegels hat die ganze Lehre von den genannten Arten des S., d. h. von den Krankheiten der Linſe, des Glaskörpers, der Netzhaut und Chorioidea, eine wichtige Umgeſtaltung erfahren.

Staat. Der Menſch hat ein doppeltes Weſen, ein individuelles und ein geſelliges, dem auch eine doppelte Perſönlichkeit, eine private und eine öffentliche, entſpricht. Die Einheit beider und ihre Bethätigung nach allen Richtungen des menſchlichen Lebens iſt aber ein nothwendiges Erforderniß der Vernunft wie der Natur, ſo zwar, daß man den Menſchen wol vorzüglich nur nach der einen Seite ſeines Weſens betrachten kann, ihn aber dadurch nie erſchöpft und dabei jedesmal zu der andern Seite gelangen muß. Geht man von der geſelligen Seite ſeines Weſens aus, ſo erſcheint es als erſte Folge derſelben, daß der Menſch in geſelligen Verhältniſſen leben muß, daß er ſittlich, intellectuell und in materialiſtiſcher Beziehung ohne Geſellſchaft ſich nicht entwickeln, geſchweige fortſchreiten kann, daß aber in keiner Geſellſchaft ſein individuelles, privates, freies Weſen vernichtet werden darf, wenn ſie eine menſchenwürdige ſein ſoll. Dies vorausgeſetzt, kann man alle menſchlichen Vergeſellſchaftungen in zwei Hauptarten eintheilen, nämlich: 1) in ſolche, bei denen das Intereſſe, der freie Wille der ſich vereinigenden Perſönlichkeiten das entſcheidende Moment iſt; 2) in ſolche, welche nur die Träger einer von den zufälligen Perſönlichkeiten, ihren individuellen Intereſſen und Willen unabhängigen Idee ſind. Jede Geſellſchaft hat etwas von beiden und kann von der einen Art in die andere übergehen; die angegebenen Momente entſcheiden nur, zu welcher Klaſſe eine Geſellſchaft in einem beſtimmten Zeitpunkte gehört. Die Geſellſchaften der erſtern Art kann man im allgemeinen Aſſociationen oder Gemein-

schaften, die der andern Art Corporationen oder Gesammtpersonen nennen. Im Wesen der erstern liegt es, daß die Gemeinschaft sich immer durch eine freie Vereinigung der Willen ihrer Glieder bethätige; im Wesen der andern ist es begründet, daß die Bethätigung der Gesammtheit durch eine freie Unterordnung der jeweiligen Repräsentanten unter die durch sie personificirte Idee realisirt werde. Das Wesen des Menschen verlangt nun absolut eine solche Gestaltung der Gesellschaft, vermöge welcher diese in voller rechtlicher Unabhängigkeit von andern ähnlichen Gesellschaften auf eine ihr eigenthümliche (gesammtindividuelle) Weise alle Richtungen des menschlichen Lebens in freier oder organischer Unterordnung der einzelnen zugleich, und zwar durch äußere, nöthigenfalls auch rechtlich erzwingbare Einrichtungen anstrebt. Diese Gesellschaft ist es, die man S. nennt. Wenn man daher sagt, die wesentlichen Eigenschaften des S. seien Volk, Land und Regierung, oder der S. sei das souveräne, organisirte Volk auf einem bestimmten Theile der Erdoberfläche, so sind in jedem der drei Momente die beiden andern von selbst enthalten. Nach dem Gesetz der Mannichfaltigkeit in der Einheit ist eine Mehrzahl von S. Forderniß (Postulat) der Einheit der Menschheit, und es erscheint diese selbst als eine mehr oder minder intime, mehr oder weniger rechtlich geordnete Gesellschaft staatlicher Völker. Aber auch das am wenigsten staatlich entwickelte Volk wird stets eine Mehrzahl von Gesellschaften in sich schließen, die entweder, räumlich oder ständisch begrenzt, dem S. selbst verwandt sind und insofern ihm dienen (Corporationen, juristische Personen) oder vorzüglich nur als eine Steigerung der individuellen Freiheit erscheinen (Associationen, Genossenschaften). Die Gesellschaftswissenschaft im weitern Sinne umfaßt daher auch den S. Versteht man unter ihr aber besonders die Wissenschaft der Association in dem eben angegebenen Sinne, so ist sie jedenfalls nicht ohne die Staatswissenschaft denkbar, und wenn die neuere Zeit aus ihr eine besondere Wissenschaft gemacht hat, so ist dies mehr eine Folge unsers Princips der wissenschaftlichen Arbeitstheilung als des Umstandes, daß erst unsere Zeit diese Gesellschaft und die ihr zu Grunde liegenden socialen Verhältnisse zum Gegenstand der Forschung gemacht hätte. Die ganze alte Gesetzgebung beweist, daß man auch damals die Wichtigkeit dieser Verhältnisse wohl erkannte.

Der S. ist mit dem Menschen von selbst gegeben; er muß entstehen. Das Ideal wäre, daß er nur organisch (d. h. durch freie Anerkennung seiner absoluten Nothwendigkeit) entstände oder werde, und zwar unter harmonischer äußerer Gestaltung aller Lebensrichtungen in der Gesammtheit je nach der individuellen Eigenthümlichkeit, dem besondern Berufe jedes Volks in der Menschheit. Die Geschichte zeigt uns aber bei der Bildung wie Weiterentwickelung der S. viel Mechanisches, Gemachtes, Erzwungenes und daneben nicht minder viele Einseitigkeit in der Pflege der Lebensrichtungen. Daher die verschiedenen histor. und speculativen Theorien über die Entstehung und den Rechtsgrund des S., von denen die erstern an verschiedene eingeschichtliche Vorkommnisse sich anschließend speculiren, die andern einen einzelnen von den drei Hauptzwecken des menschlichen Lebens (den sittlichen, intellectuellen und materiellen) als Ausgang ihrer Speculation nehmen und gelegentlich historisch durchführen, alle aber auch insofern verwandt sind, als jede derselben mit mehrern oder sämmtlichen übrigen verbunden erscheint. Der absolute Entstehungs- und Rechtsgrund des S. ist seine durch die Natur des Menschen bewiesene Natur- und Vernunftnothwendigkeit. Jeder concrete S. ist die Bethätigung dieses absoluten Gesetzes durch ein bestimmtes Volk, und zwar die freie Bethätigung, soweit es sich nur um die Geltendmachung seines eigenthümlichen Wesens namentlich durch die gesetzlichen Einrichtungen handelt. Geschichtlich wird die Entstehung eines bestimmten S. immer mit einer Veränderung der bisherigen Staatsbestände zusammenfallen. Muß daher die Rechtfertigung der Entstehung jedes S. für diesen selbst ohne weiteres in der Entstehung, also auch in seinem ganzen Bestande und für diesen liegen, so kann doch für andere S. oder für einzelne Theile des Staatsbestandes selbst, wenn nicht Verträge dazwischen liegen, Krieg oder ein längerer Zeitverlauf zur Rechtfertigung der fraglichen staatlichen Existenz und ihres Bestandes für nöthig erachtet werden. Als Zweck des S. erscheint demnach die höchste Potenzirung der Freiheit und Geselligkeit des Menschen nach allen Lebensrichtungen durch ein individuelles oder nationales Gesammtwesen, soweit dieselbe durch die Gestaltung des äußern Lebens vermittels äußerer, besonders rechtlicher Ordnungen möglich ist. Kein S. ist diesem Zwecke absolut zuwider eingerichtet; darüber, ob und in wie weit er ihm entsprechend gestaltet sei, entscheiden seine positiven Einrichtungen. Da aber die volle Harmonie der Lebensrichtungen ein Ideal ist, so wird jeder concrete S. bald mehr diese, bald mehr jene Lebensrichtung vorherrschend anstreben und so von einem Extrem in das andere verfallen. Hierin liegt eine successive Ausgleichung, und es dauert das Leben des S. so lange, als diese möglich ist, oder als nicht eine Richtung definitiv die übrigen verschlungen hat.

Als ein Gesammtwesen, welches die Realisation eines absoluten Gesetzes ist, muß auch jeder concrete S. nicht nur souverän (s. Souveränetät), sondern auch ewig, d. h. an keine bestimmte Zeit gebunden und eins sein. Die Einheit des S. erfordert eine bestimmte, eigene, äußere Form, und diese nennt man die Staatsform. Die Grundanschauung aber, nach welcher sich das staatliche Leben vollzieht oder seine Regierung bestimmt wird, heißt man das Regierungsprincip.

In die Auffassung der Staatsform haben sowol die Alten als auch die Schriftsteller der spätern Zeiten eine Menge von Dingen gemischt, welche nicht die Form des S., sondern namentlich die Principien und Formen der Ausübung der Staatsgewalt, die Regierung betreffen. Dies hat seinen Grund in der innern Verbindung zwischen Staatsform und Regierungsprincip sowie in dem Bestreben, die Staatsform sofort zu beleben, von der Staatsform auf das Regierungsprincip und umgekehrt einzuwirken, Collisionen zwischen der Staatsform und ihrem Träger einerseits und den Staatsangehörigen, namentlich den Factoren der Ausübung der Regierung andererseits zu beseitigen. Betrachtet man aber die Staatsform lediglich als Form der Staatseinheit sammt den daraus allein sich ergebenden Consequenzen, so ergibt sich: 1) daß stets Menschen ihre Träger sein müssen, daß also alle blos fingirten Souveräne keine staatliche Einheitsform gewähren, und 2) daß die Staatsform entweder nur aus einem einzelnen Menschen oder aus vergesellschafteten Menschen als einer Einheit bestehen kann. Die Staatsform muß daher entweder die Monarchie oder die Republik sein, welche letztere stets wieder eine engere oder weitere Aristokratie sein wird. Bei der Ausbildung eines S. zur Monarchie ist die Bestimmtheit und Einheit der Form, bei der zur Republik die ununterbrochene Continuität und die Bethätigung einer Gesammtwirksamkeit in der Form überwiegend. Die Geblütsfolge und der Constitutionalismus sollen der Monarchie die bezeichneten, staatlich absolut berechtigten Vorzüge der republikanischen Form, die Präsidentschaft und bestimmte Ausschüsse dagegen der Republik die nicht minder berechtigten Vorzüge der Monarchie gewähren. Wenn man Monarchie und Republik aber blos als Staatsformen betrachtet, so ist zwischen ihnen ein ewiger Unterschied, welcher die Verbindung beider zu Einer Form absolut unmöglich macht, wie sehr auch durch die innern Einrichtungen der Gegensatz zwischen beiden praktisch vermindert werden kann. Ueber das Regierungsprincip sagt keine von beiden Formen für sich allein irgendetwas Bestimmtes, und es muß jede ebenso für ein staatsgemäßes Regierungsprincip geeignet sein, wie wir unter beiden Formen staatswidrige Regierungsprincipien wirksam sehen. Demnach kann die Staatsform auch nur insofern Staatsprincip sein, als sich lediglich aus ihr bestimmte nothwendige Consequenzen ergeben, wozu namentlich der Satz gehört, daß nur der vom Träger der Staatsform als solchem sanctionirte Act als ein wahrer, rechtmäßiger Staatsact zu betrachten ist. Es bedarf nicht der Bezugnahme darauf, daß sich auch in jeder Republik ein monarchisches Element befindet, um zu beweisen, daß die Monarchie die dauerhafteste und von jeher allgemeinste Staatsform gewesen sowie daß es meist höchst eigenthümliche, keine allgemeine Analogie zulassende Verhältnisse waren, welche längern republikanischen Beständen zu Grunde lagen. Jede Staatsform hat ihre eigenen Gefahren, keine ist von Unvollkommenheiten frei, und jene möglichst zu beseitigen, diese vernünftig zu ertragen, ist Staatsweisheit. Wie alle staatlichen Einrichtungen, so beruht auch die Staatsform nicht ausschließlich auf dem positiven Recht: Gemüth, Interessen und Gewohnheit sind oft die stärkern Grundlagen derselben. Für eine bestimmte Reihenfolge aber, in welcher bei einem und demselben Volke die Staatsformen succediren müßten, gibt es durchaus kein bestimmtes Gesetz, und es ist, was man dafür auszugeben pflegt, nur die Anwendung des Gesetzes der Gegensätze in der Aufeinanderfolge wahrer oder falscher Regierungsprincipien.

Als Regierungsprincipien werden angegeben: der Despotismus, die Anarchie, der Absolutismus und der Constitutionalismus. Allein der Despotismus, als die ausschließliche Ausbeutung der Staatsgewalt zu privaten Zwecken, und die Anarchie, als die Negative aller staatlichen Ordnung, sind absolut staatswidrig, und es ist das, was und soweit es davon beherrscht wird, nicht S., obgleich etwas davon mit Recht (im Gebiete des Privatrechts) und mit Unrecht (auf dem Boden des öffentlichen Rechts) in keinem S. gänzlich fehlen wird. Der Absolutismus als die juristisch unbeschränkte Gewalt des Trägers der Staatsform in Staatssachen muß nicht unbedingt staatswidrig sein, da seine Wirksamkeit als eine staatsgemäße und frei anerkannte gedacht werden kann. Allein so sehr der Mensch Princip aller irdischen Dinge ist, so kann doch ein an sich rein individueller Wille nie staatliches, ewiges Princip des ewigen Gesammtwesens eines S. sein, und der Satz »l'état c'est moi« war, wie die Idee einer absoluten Demokratie, selbst dann, wenn er durch positive Gesetze formale Geltung hatte, stets eine ebenso große praktische Unwahrheit wie unnatürliche Selbstüberhebung. Der Constitutionalismus end-

lich iſt, wie die republikaniſche Staatsform, ein Product der organiſchen Staatsidee, an und für ſich aber nur ein eigenthümliches Syſtem von Regierungsformen, von deren Gebrauch es abhängt, ob und wieweit ſie jener Idee dienen. Es kann demnach nur zwei Regierungsprincipien geben, nämlich entweder 1) das organiſche, welches in der freien Bethätigung der öffentlichen Perſönlichkeit der Staatsangehörigen beſteht, oder 2) das mechaniſche, das Gegentheil des erſtern. Welches von ihnen das einzig wahre ſei, bedarf keiner Ausführung, und ſei nur bemerkt, daß es in der Natur eines Princips liegt, allein zu herrſchen. Das herrſchende Princip der Regierung eines S. iſt aber nie die That einzelner, ſondern des ganzen Volks und ſeiner geſammten geſchichtlichen Entwickelung. Soll das organiſche Princip herrſchen, ſo muß der S. nicht nur auch in jenen Beziehungen, wo eine formelle Mitwirkung der Volksvertretung oder des ganzen Volks unzuläſſig iſt, nach demſelben regiert werden, ſondern auch das Volk ſich ſelbſt in immer weitern Kreiſen und größerm Umfange der Thätigkeit des S. frei anſchließen.

Staatenbund, ſ. Bundesſtaat.

Staatsanleihen, ſ. Anleihen.

Staatsanwaltſchaft. Während die Möglichkeit eines vollen Aufeinandertreffens des Für und Wider und deſſen objective Beurtheilung faſt von jeher als weſentliche Momente der Gerechtigkeitspflege erkannt waren, iſt die Einſicht erſt viel ſpäter zum Durchbruch gelangt, daß jenen Erforderniſſen durch verſchiedene Factoren genügt und daß für die Wahrnehmung des, bei jedem Rechtsfalle möglicherweiſe in Mitleidenheit kommenden öffentlichen Intereſſes beſonders geſorgt werden müſſe. Die Vorausſetzung des Inquiſitionsverfahrens, daß die Richter der Anklage, Vertheidigung und Beurtheilung zugleich gerecht werden könnten, iſt nicht minder unſertig, wie die Auffaſſung peinlicher Fälle als eines beliebigen Wettkampfes zwiſchen Anklage und Vertheidigung, deſſen Ausgang die Urtheiler gleich Preisrichtern feſtzuſtellen haben, oder wie das zum Theil noch heute beibehaltene Syſtem des Geſchehenlaſſens, welches mit der Abſtellung von Mis- und Uebergriffen der Beamten erſt auf deshalb erhobene Beſchwerde der verletzten einzelnen verfährt und hierdurch das allgemeine Bedürfniß einer gleichmäßig gewiſſenhaften Beobachtung des Geſetzes mit ſeiner Befriedigung auf den Zufall anweiſt. Obſchon ſich nun bereits in den röm. und ſelbſt in den ältern deutſchen Rechten einzelne Anſätze zur Vervollſtändigung entdecken laſſen, ſo gebührt doch dem franz. Rechte das Verdienſt, die Juſtizeinrichtungen zuerſt auf beiſpielgebende Weiſe geſchloſſen und mittelſt Einfügung der S. ſowol die Gerichte von berufswidrigen Aufgaben befreit als eine beſtändige Rückſicht auf die Anſprüche der Geſammtheit bei der Rechtspflege geſichert zu haben. Die franzöſiſche S. reicht mit ihren Anfängen bis in jene Zeit hinauf, wo noch kein regelmäßiges Einkommen den Regierungsbedürfniſſen entſprach, und die oberſte Gewalt alle ihr zugewieſenen halbprivaten Bezüge um ſo genauer zu Rathe nehmen mußte. Es war deshalb den Finanzprocuratoren zur Pflicht gemacht, jeden dem Fiscus zuhängenden Erwerb wahrzunehmen, namentlich das Recht auf herrenloſe Güter und erbloſe Hinterlaſſenſchaften, die Gelegenheit zu Confiscationen, die Anſprüche auf Bußen und Strafgelder zu verfolgen. Ihr hierdurch begründeter Einfluß auf die Juſtizverwaltung trug zur Bildung eines aus dem Anklage- und Inquiſitionsproceß gemiſchten Strafverfahrens bei, in welchem dieſe Kronanwälte, auch nachdem die Friedgelder und Bußen durch öffentliche Strafen erſetzt waren, das Recht der beleidigten Geſellſchaft vertraten. Eine noch weiter greifende Bedeutung erhielten die Procureurs du roi und Avocats généraux durch die Dienſte, welche ſie dem centraliſirenden Königthum im Kampfe mit den Parlamenten und bei den ſpätern Streitigkeiten um die Freiheit der Gallikaniſchen Kirche zu leiſten hatten. Allerdings konnte ihnen der Zwieſpalt, in den ſie hierdurch mit den Parteien geriethen, ſowie die Obliegenheit, jedwedem Verdacht unerlaubter Handlungen nachzugehen, kaum die Volksgunſt eintragen. Indeſſen ließ ſelbſt die Revolution nach kurzem Schwanken nur die Amtstitel, nicht aber das ganze Inſtitut den Haß entgelten, und nachdem die Kronanwälte durch öffentliche Ankläger und Nationalcommiſſare, dieſe wieder im Jahre VIII der Republik durch Regierungscommiſſare erſetzt worden waren, denen weiterhin Directoren des Schwurgerichts und Sicherheitsbeamte entſprachen, kamen die Generalprocuratoren durch die Geſetzgebung des Jahres XII wieder zu Ehren, bis Napoleon 1810 der «Staatsbehörde» (ministère public) die im ganzen noch jetzt beſtehende Verfaſſung gab. Hiernach bilden die S. der Generalprocurator am Caſſationshofe, die Generalprocuratoren mit ihren Stellvertretern an den Appellhöfen und die Staatsprocuratoren bei den Gerichten erſter Inſtanz. Der erſtgenannte verkehrt unmittelbar mit dem Juſtizminiſterium und ertheilt ſämmtlichen Beamten der Staatsbehörde durch die Generalprocuratoren die nöthigen Weiſungen, wie denn überhaupt die Staatsanwälte der untern Inſtanzen zu dem General-

procurator des vorgesetzten Gerichtshofs in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen. Als Aufgabe des öffentlichen Ministeriums sind zu nennen im Criminalprocesse: die Verfolgung aller Verbrechen und Vergehen sowol durch Anregung und Beeinflussung der Voruntersuchung als durch Vertretung der Anklage bei der Hauptverhandlung, und die Sorge für Vollstreckung der Urtheile; im Civilprocesse: die Einleitung gewisser, von der öffentlichen Moral geforderter Klagen, z. B. wegen Trennung von Ehen zwischen nächsten Verwandten oder wegen Entziehung der gemißbrauchten väterlichen Gewalt, die Richtigstellung der Civilstandsregister (an deren Statt in Deutschland meistens die Kirchenbücher treten), das Einstehen für Abwesende und Unmündige, die Ueberwachung von Streitsachen, bei denen das Interesse des Staats, der Corporationen, mitleidswerther Personen, der Ehefrauen hinsichtlich ihrer Mitgift und überhaupt die allgemeine Ordnung in Frage kommt. Für die Gesammtheit des Justizdienstes wird die S. durch Beaufsichtigung der Beamten, Verfolgung der Fehler gegen die Disciplin und Einwendung von Rechtsmitteln zur Bewahrung der Einheit in der Rechtspflege thätig, wie sie denn allenthalben als «Schildwache des Gesetzes» zu dessen Wahrnehmung verpflichtet ist. Die deutschen Rheinlande haben seit der Napoleon'schen Herrschaft mit dem franz. Rechte auch die S. unter geringen Abänderungen ihrer Zuständigkeit bewahrt. In der Mehrzahl der übrigen deutschen Staaten fand das Institut seit 1848, wiewol unter Beschränkung seiner Thätigkeit auf das Strafverfahren, Eingang. Mit den nämlichen oder auch mit weiter gehenden Attributen ist die S. in mehrern Schweizercantonen, in Italien, Spanien, Belgien, Holland ausgestattet. In England, wo die Verfolgung von Verbrechen im allgemeinen dem privaten Belieben überlassen und nur da, wo eine Verletzung der Kronrechte angenommen wird, der Generalanwalt (Attorney general, Solicitor general) zur Anklage ermächtigt ist, besteht kein öffentliches Ministerium. Nach schott. Rechte gehen indessen criminelle Anzeigen dem bei jedem Sheriff court bestellten Procurator Fiscal, bei dem High court of justiciary, dem Lord-advocate oder seinem Stellvertreter (Depute advocate) zu, welche in ähnlicher Weise wie die Staatsanwälte die Voruntersuchung veranlassen und, wiewol in völliger Unabhängigkeit von der Regierung, bei den öffentlichen Verhandlungen als prosecutors auftreten. Vgl. Delpon, «Essai sur l'histoire de l'action publique» (Par. 1830); Frey, «Die S. in Frankreich und Deutschland» (Erlang. 1850).

Staatsarzneikunde (medicina publica oder medicina politico-forensis) ist die Wissenschaft von der Anwendung der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften zur Erreichung von Staatszwecken. Im Staatsorganismus, welcher deshalb auch bei allen civilisirten Völkern Aerzte als verpflichtete Beamte in seine Dienste aufnimmt, sind es aber hauptsächlich die Rechtspflege und die Verwaltung, welche der Beihülfe der Medicin bedürfen, und sonach zerfällt die S. in die gerichtliche Medicin (medicina forensis) und die medic. Polizei (politia medica). Die gerichtliche Medicin umfaßt diejenigen Kenntnisse aus verschiedenen ärztlichen Wissenszweigen, welche zur Aufhellung und selbst zur Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle angewendet werden können. (S. Gerichtliche Medicin.) Die medicinische Polizei oder Medicinalpolizei stellt sich die Erhaltung oder Wiederherstellung des allgemeinen Gesundheitszustandes als Aufgabe und theilt sich sonach in öffentliche Gesundheits- und öffentliche Krankenpflege. Bei ersterer Abtheilung kommen die Erhaltung einer verhältnißmäßigen Bevölkerung, einer regelmäßigen Fortpflanzung, die Pflege der Neugeborenen, die physische Erziehung der Jugend, die Beschaffenheit der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Wohnung, Kleidung und Nahrung (Sanitätswesen) und die Abwendung drohender, theils durch Beschäftigungsarten, theils durch Naturereignisse herbeigeführter Gefahren in Betracht. Die öffentliche Krankenpflege hat der Entstehung und Verbreitung epidemischer und endemischer Krankheiten, der gehörigen Verpflegung der Kranken in Hinsicht auf Personen und Mittel, den öffentlichen Krankenanstalten und den Rettungsmitteln bei Verunglückten und Scheintodten ihre Aufmerksamkeit zu widmen. An die medic. Polizei schließt sich noch die Polizei der Medicin, die Medicinalordnung, das Medicinalwesen (politia medicinae) an, welches die Gesetze für die Medicinalpersonen und Medicinalanstalten enthält. Diese Gesetze betreffen die Medicinalcollegien, die Prüfung und Beaufsichtigung der Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Hebammen und selbst der Krankenwärter u. s. w. im Civil- und Militärstande. Sonach würde die Materie der S. aus rein medic. Kenntnissen bestehen und nur die Form der Anwendung dieser Kenntnisse der Rechtswissenschaft entnommen sein; allein auch der Rechtsgelehrte thut wohl daran, sich, wenigstens soweit es zum Verständnisse medic. Gutachten nöthig ist, mit dieser medic. Grundlage bekannt zu machen. Spuren der S. finden wir bei den ältesten civilisirten Völkern; Beispiele davon sind die ägypt. und die mosaisch-hebr. Gesetzgebung mit ihren zahlreichen Sanitätsvorschriften. Im allgemeinen jedoch beziehen sie sich mehr

auf die medic. Polizei als auf die Rechtspflege. Anders verhielt es sich schon mit den german. Stämmen. Die Gesetze der Salier, Ripuarier, Alemannen, Baiern, Burgunder, Friesen, Thüringer und Westgothen enthielten Verordnungen, aus denen deutlich hervorgeht, daß bei manchen Criminalfällen begutachtende Aerzte zugezogen werden mußten. Die weitere Ausbildung der Heilkunde endlich, verbunden mit dem allmählichen Uebergange des Anklageprocesses in einen Inquisitionsproceß, hatte die Folge, daß Kaiser Karl V. in seiner 1532 gegebenen peinlichen Gerichtsordnung theils die Fälle angab, bei welchen Medicinalpersonen, Aerzte, Wundärzte und Hebammen ihre Gutachten abgeben sollten, theils auch die Art der Untersuchung im wesentlichsten vorschrieb. Allerdings muß die Genauigkeit der damaligen Untersuchungen wegen der sehr geringen anatom. Kenntnisse überhaupt und besonders wegen des noch herrschenden Vorurtheils gegen Leichenöffnungen bezweifelt werden. Allein schon Ambroise Paré, welcher auch als der erste eigentlich gerichtsärztliche Schriftsteller zu betrachten ist, erwähnt einer von ihm angestellten gerichtlichen Section, und dieses wichtigste Hülfsmittel gerichtsärztlicher Untersuchung wurde im 17. Jahrh. in Deutschland schon allgemein für nöthig befunden. In dieser Zeit begann auch die Wissenschaft mehr für diesen Zweig der Medicin zu wirken, und Fortunatus Fidelis, Paul Zacchias, Ammann, Welsch, Feltmann, Suevus, Brown, de Blegny, Bohn und Zittmann sind als die ersten zu nennen, die sich wesentliche Verdienste um die Fortbildung desselben erwarben. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse des 18. Jahrh., und besonders waren es Deutsche, welche die S. ihrer Vollendung entgegenführten und denen sich die Franzosen Fodéré und Belloc, der Engländer Farr, der Spanier Vidal und die Schweden Kjernarden und Martin anschlossen. Auch jetzt noch ist die S. diejenige Disciplin, in welcher die Deutschen allen übrigen Nationen einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen haben. Doch läßt sich noch immer ein rechtes Eindringen dieser Lehren in das Volk vermissen. Erst in neuerer Zeit finden wir hänsigere Bestrebungen, die socialen Zustände in ärztlicher Hinsicht zu verbessern, z. B. die Vereine für wohlfeile und gesunde Wohnungen, für Gesundheitspflege, Wasch- und Badeanstalten, Krippen, Kinderbewahranstalten, Turnwesen, wohlfeile Lebensmittel u. dgl. m. Lehrbücher der gerichtlichen Medicin sind von Henke, Metzger, Wildberg, Klose, Bernt, Masius, Mende, Krahmer, E. Böcker, Casper u. a. geschrieben worden. Als Bearbeiter der medic. Polizei hat sich Joh. Pet. Frank am berühmtesten gemacht. Sonst ist außer den encyklopäd. Werken von Siebenhaar und Most noch Pappenheim's «Handbuch der Sanitätspolizei» (2 Bde., Berl. 1858) zu nennen.

Staatsbankrott nennt man die Weigerung des Staats, seine rechtlich unzweifelhaften Schuldverbindlichkeiten zu erfüllen, geschehe dies nun aus Unvermögen oder aus Unredlichkeit, oder aus beiden Ursachen zugleich, indem einer unredlichen Regierung schwere, aber noch immer mögliche Opfer zu schwer erscheinen. Der S. kann erfolgen durch völlige Lossagung von der Schuld, sodaß die Staatsgläubiger Kapital und Anspruch auf Zinsen vollständig verlieren, durch Herabsetzung des Zinsfußes ohne Zustimmung der Gläubiger und ohne diesen die sofortige Rückzahlung des Kapitals anzubieten, durch Besteuerung der Zinscoupons, durch die Zahlung der Zinsen in einer verschlechterten Münze oder in einem schlechten Papiergeld, durch die Herabsetzung des Werths des Staatspapiergeldes, auch dadurch, daß die massenhaft vorhandene Scheidemünze von schlechtem Metall im Werthe vermindert wird (wenn z. B., wie es geschehen, 30-Kreuzerstücke plötzlich auf 6 Kreuzer Werth herabgesetzt werden). Die letzten drei Arten von S. hat man wol maskirten S. genannt. Wenn man beim Bankrott in Bezug auf die moralische Verwerflichkeit einen Unterschied machen kann, so ist der S. wol noch verwerflicher als der Privatbankrott. Der Staat, als der Wächter und Wahrer des Rechts, fordert größeres Vertrauen als der einzelne, und sein Bankrott verbreitet Verderben über große Kreise und gibt ein böses, weithin wirkendes Beispiel. Indeß sind allerdings Umstände denkbar und möglich, welche den S. unvermeidlich machen, z. B. wenn ein großer, unglücklicher Krieg den Staat in seinen Grundlagen erschüttert und ihm die besten Einnahmequellen abgeschnitten hat. In solchen Fällen bleibt allerdings nichts übrig, als ohne Zögern den Bankrott offen zu erklären und die Entschädigung den Verlierenden vorzubehalten sowie sobald als möglich wenigstens theilweise eintreten zu lassen. Jeder S. bringt dem Staate, seinen öffentlichen Instituten, Stiftungen u. s. w., seinen Angehörigen und oft auch Fremden enormen Schaden. Der Credit des Staats wird auf lange Zeit vernichtet. Viele seiner Angehörigen, und namentlich gewöhnlich diejenigen, welche erlittene Verluste nicht leicht wieder ausgleichen können, werden ruinirt oder doch mindestens in ihrem Vermögen geschädigt, und ihr Ruin zieht viele andere in Mitleidenschaft. Wenn auch die Staatsausgaben durch die Zinserspariusse sich vermindern, so gewinnen dabei doch die Steuerpflichtigen wenig, da ihre Zahl und ihre Steuerfähigkeit abgenommen hat. Sind sehr viele auswärtige Staatsgläubiger vor-

handen, so entwickeln sich wol auch Conflicte mit fremden Regierungen, welche für ihre Schaden leidenden Bürger eintreten. Bei der Herabsetzung des Zinsfußes ist zwar der Schaden nicht ganz so groß, zumal bei allen Staaten, welche dem Bankrott nahe stehen, die Staatspapiere bedeutend im Curs gesunken zu sein pflegen, aber er bleibt auch in diesem Falle noch immer bedeutend genug. Außerordentlich nachtheilig stellen sich maskirte Bankrotte heraus, weil sie durch die Veränderung des Werths der Zahlungsmittel auf alle Verhältnisse des Staats, auf Handel und Wandel, Preise und Verkehr mit dem Auslande, Privatschulden u. s. w. einwirken.

Staatsbürger. Die große Menge einzelner Rechte und Pflichten, welche mit dem Angehören an einen Staat verbunden sind, und die Möglichkeit, daß dieselben zum Theil besessen werden können, zum Theil nicht, hat den Begriff des S. von jeher unbestimmt gemacht und die Begriffe des Indigenats (s. d.) und des Ortsbürgerrechts, mit denen das Ehrenbürgerrecht verbunden ist, von denselben trennen lassen. Man muß daher S. im weitesten Sinne denjenigen nennen, der durch seine persönliche Angehörigkeit an den Staat diesem Staate als seiner höchsten Gewalt unterworfen ist. Im engern Sinne dagegen, insofern man wieder verschiedene Stufen in dem Besitze des öffentlichen Rechts unterscheidet, ist der S. derjenige, der den höchsten Grad der Theilnahme an der Staatsverfassung erreicht hat, den das einzelne Individuum erreichen kann. Diejenigen, welche dies höchste Maß, z. B. Wahlrecht und Wählbarkeit in constitutionellen Staaten, Mündigkeit in einigen Staaten Nordamerikas, Mündigkeit und Ausässigkeit in andern u. s. w., nicht erreicht haben, werden danach die niedern oder passiven, jene dagegen die vollen oder activen S. genannt. Charakteristisch für unsere Zeit ist die überall mit Erfolg hervortretende Tendenz, die Bedingungen des vollen Staatsbürgerrechts zu erleichtern und dadurch die Zahl der activen S. zu vermehren, zugleich aber auch den Inhalt dieses Bürgerrechts durch verschiedene selfgovernmentale Einrichtungen zu erweitern. Die gewöhnlichen Voraussetzungen dieses Standes sind heutzutage Indigenat, männliches Geschlecht, Volljährigkeit, Entrichtung des Minimums einer directen Steuer und die Abwesenheit solcher Gründe, durch welche das Gesetz die Unfähigkeit der öffentlichen Persönlichkeit eines Individuums als juristisch erwiesen betrachtet. Für eigentliche selfgovernmentale Functionen pflegen übrigens höhere Voraussetzungen gemacht zu werden.

Staatsdienst und **Staatsdiener.** Der Staat besteht und wirkt nur durch die Hingabe seiner Glieder, durch die Bethätigung ihrer polit. Persönlichkeit, welche eine Folge der gesellgen Natur des Menschen und im Verhältniß zum Staat eine Pflichtübung, ein Dienst im weitern Sinne des Wortes ist. Eine Menge solcher Dienste entzieht sich unter allen Umständen der rechtlichen Organisation. Selbst in noch sehr wenig entwickelten Staaten aber muß einige Organisation der öffentlichen Dienste vorhanden sein, die dann wieder von den wichtigsten Bedürfnissen des Staats und seinen besondern Mitteln zu deren Befriedigung abhängt. In kriegerischen, an Geld armen, an disponibeln Grundstücken aber reichen Zeiten wird der Staatsdienst vorherrschend in Kriegsdiensten, die Vergeltung dafür aber in der Kriegsbeute und in Grund und Boden bestehen. So war es namentlich auch in den Feudalzeiten, in denen jedoch mit der Erblichwerdung der Lehne nach und nach die Idee öffentlicher Pflicht unterging. Deshalb gelang es dem Königthum in Verbindung mit den gesteigerten Anforderungen des Fortschritts an den Staat, den Feudalismus durch Gewalt zu brechen und an die Stelle der nur eigene Unabhängigkeit anstrebenden feudalen Organisationen ein mit wenigen Ausnahmen (z. B. der franz. Parlamente) gänzlich von ihm abhängiges, für die friedlichen innern Functionen des Staats technisch gebildetes Beamtenthum zu setzen. Die charakteristischen Eigenschaften desselben waren, den veränderten Verhältnissen entsprechend, gelehrte Bildung (Legisten, Hof- und Geheimräthe), Vergeltung der Dienste durch Geld und Naturalien, Betreibung des Amts als ausschließlicher Lebensberuf, Ausschluß der Erblichkeit und Wahl der Beamten nach ihrer persönlichen Befähigung, gänzliche Unterwerfung unter den persönlichen Willen des Fürsten infolge des Satzes «l'état c'est moi». Dabei wurde der Kriegsdienst vom Civildienst geschieden und nur ausnahmsweise, namentlich durch gewisse Bevorzugungen oder Ehrendienste, noch den feudalen Reminiscenzen Rechnung getragen. Die neuere Zeit hat auch letzteres noch sehr vermindert, zugleich aber in doppelter Richtung die frühern Verhältnisse modificirt, indem sie 1) den Staatsdienst aus einem Fürsten- zu einem wirklichen Staatsdienst, und 2) durch selfgovernmentale Einrichtungen immermehr organisch zu gestalten sucht.

Nach den gegenwärtigen Verhältnissen setzt der Staatsdienst im eigentlichen Sinne ein Staatsamt, d. h. eine dauernde Einrichtung zur selbständigen Ausübung eines Regierungsrecht innerhalb eines gewissen Bezirks mit einer bestimmten Competenz voraus, und Staatsdiener ist

demnach, wer mit einem ſolchen Amte durch die Staatsgewalt betraut iſt. Alle Militärperſonen, die eigentliche Hofdienerſchaft, Gemeinde- und ſonſtige Corporationsbeamte, öffentliche Diener, die Subalternen, welche bei den Staatsämtern verwendet werden, ſowie alle diejenigen, welche die polit. Bürgerrechte oder ausgezeichneten polit. Pflichten (z. B. in der Volksrepräſentation) ausüben, ſind daher nicht Staatsdiener im eigentlichen Sinne, obgleich ihnen die beſondern Rechte derſelben ertheilt ſein können. Die Organiſation der Staatsämter und deren Beſetzung iſt ein weſentliches Hoheitsrecht des Staats, bei deſſen Ausübung jedoch der Souverän durch die Verfaſſung inſofern beſchränkt ſein kann, als er gewiſſe Aemter in geſetzlich beſtimmter Weiſe haben (Miniſterien, Gerichte u. ſ. w.) und bei deren Beſetzung einzelne geſetzliche Vorſchriften beachten muß. Ueberhaupt iſt ſelbſtverſtändlich die Staatsdienerſtellung in einem conſtitutionellen Staat weſentlich eine andere als in einem nicht conſtitutionellen, in einer Republik eine andere als in der Monarchie.

In Verbindung mit der conſtitutionellen Monarchie iſt das Staatsdienerrecht Gegenſtand vielfacher wiſſenſchaftlicher Behandlung geworden. Die Geſammtheit der Grundſätze und Einrichtungen, welche ſich auf den Staatsdienſt beziehen, nennt man das Staatsdienſtrecht. Die allgemeinſten Principien des Staatsdienſtrechts pflegen in den einzelnen Verfaſſungen aufgeführt zu ſein; zum Theil ſind dieſelben auch zu vollſtändigen Geſetzgebungen ausgearbeitet, die man die Staatsdienſtpragmatik zu nennen pflegt. Dieſe Geſetzgebungen ſind für den Beamtenſtand höchſt wichtig, denn ſeine Aufgabe iſt eine keineswegs leichte, da er zur Verwirklichung des höchſten Princips für die Lebensthätigkeit des Staats kräftigſt beitragen ſoll. Dies höchſte Princip aber iſt, daß die wahre Staatsaufgabe weder in der Begünſtigung der einen noch der andern Klaſſe, ſondern in der gleichzeitigen Hebung und Bereblung aller Klaſſen liege: ein Princip, das natürlich nicht blos mit irgendeinem einzelnen, ſondern vielmehr mit allen Sonderintereſſen im Gegenſatze ſteht. Gemäß dieſer Aufgabe der Staatsdiener wird eine gute Dienſtpragmatik dahin gehen müſſen, die Beamten in eine ſo unabhängige Lage zu verſetzen, daß ſie die verderbliche Herrſchaft der Sonderintereſſen brechen können, ohne die nöthige Abhängigkeit von den obern Organen zu verlieren. Man nennt diejenigen Beſtimmungen, welche den nothwendigen amtlichen Gehorſam und die Unterordnung der Aemter untereinander oder die Amtshierarchie betreffen, im engern Sinne die Dienſtordnung, diejenigen Beſtimmungen dagegen, welche die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Beamten, gegenüber der Willkür der Einzelnen und den Angriffen der in ihren Intereſſen Verletzten, wahren, das Dienſtrecht im engern Sinne. Die Dienſtordnung iſt natürlich verſchieden, je nach der Art des Dienſtes: jeder Zweig des Beamtenthums hat hier ſeine eigenen Vorſchriften. Für das Dienſtrecht gelten dagegen gewiſſe allgemeine Grundſätze als für das Ganze entſcheidend. Dieſe Grundſätze beſtimmen nämlich zuerſt, unter welchen Bedingungen jemand ein Amt empfängt; dann, welche Rechte und Vortheile der Beamte vermöge ſeines Amts hat, ſolange er im Amte iſt; endlich, unter welchen Bedingungen derſelbe das Amt wieder verliert. Was die Uebertragung des Amts betrifft, ſo hat dieſelbe in der Regel eine beſtimmte wiſſenſchaftliche Bildung und Prüfung zur Vorausſetzung. Die Uebertragung ſelbſt geſchieht mit der Beſtallung und die Uebernahme des Amts mit der Einführung in daſſelbe. Die Amtsrechte beziehen ſich zum Theil auf die Amtsgewalt, das Recht des Beamten, die Staatsgewalt in dem beſtimmten Kreiſe ſeiner Function zu vertreten; dann auf die Amtsehre, wozu den übrigen Beamten gegenüber auch der Titel und Rang gehören, und welche eine Verletzung der Ehre des Beamten zu einem Vergehen gegen die öffentliche Gewalt macht; endlich auf das Dienſteinkommen oder den Gehalt, den der Staat dem Beamten für ſeine Leiſtungen zahlt, und wodurch ihm, da das Amt die Zeit und Kraft eines Menſchen in Anſpruch nimmt, die wirthſchaftliche Exiſtenz allein möglich gemacht wird. Der Gehalt hat eine ungemeine Wichtigkeit, weil er einerſeits dem Beamten eine materiell unabhängige Stellung ſichert und ihm die Erhebung über materielle Einflüſſe möglich macht, andererſeits auch ein Sporn für die tüchtige Amtsführung iſt. Die Erfahrungen ſowol aus der Alten wie aus der Neuen Welt beſtätigen, was die Gründe aus der Natur der Sache beweiſen, daß diejenigen ſehr im Irrthume ſind, welche meinen, daß es beſſer oder ebenſo gut ſei, die Aemter ohne Gehalt zu laſſen und ſie damit den Reichen ausſchließlich zu übergeben. Die Amtsführung wird in letzterm Falle faſt unvermeidlich entweder lau oder im Intereſſe der Reichen geführt. Was das Aufgeben des Amts betrifft, ſo iſt der wichtigſte Fall derjenige, wo der Beamte zum Aufgeben ſeines Amts durch die Obern genöthigt wird. Hier galt früher der Grundſatz, daß der Fürſt das unbeſchränkte Recht habe, jeden Beamten nach Willkür zu entlaſſen, bis man im vorigen Jahrhundert begann, in einer ſolchen willkürlichen Entlaſſung eine

Strafe (dimissio ignominiosa) zu ſehen und ſie daher auf die Fälle, wo Amtsvergehen vorliegen, beſchränkt wiſſen wollte. Der Grundſatz, daß der Beamte zwar kein Recht auf die amtliche Function, wol aber auf die Amtsehre und den Amtsgehalt habe, wenn er nicht durch Urtheil und Recht zum Verluſt des Amts verurtheilt worden, iſt aus jener Vorſtellung entſprungen und bildet die Grundlage des gegenwärtigen Dienſtrechts in dieſer Beziehung. Die Enthebung vom Amte, die durch rechtlichen Spruch geſchieht, wird demnach Entſetzung, diejenige, welche unter Beibehaltung von Ehre und Gehalt geſchieht, Entlaſſung genannt.

Staatsgefangene iſt ein ſehr unbeſtimmter Ausdruck, der meiſt von ſolchen gebraucht wird, welche wegen gegen die Regierung eines Staats vorgenommener verbrecheriſcher oder doch politiſch gefährlicher Handlungen ihrer Freiheit, ſei es zur Strafe, ſei es, um ſie nur unſchädlich zu machen, beraubt worden. Der Schwerpunkt des Begriffs liegt in der Zuläſſigkeit der Freiheitsberaubung ohne geſetzlichen Grund und richterliche Verfügung, weshalb ſeine beſondere Bedeutung auch mit der Herrſchaft des Abſolutismus verbunden iſt.

Staatsgerichtshof iſt überhaupt ein Gerichtshof zur Verhandlung und Aburtheilung ſolcher Staatsverbrechen, welche der Competenz der gewöhnlichen Gerichte entzogen ſind. Natürlich hatte der Feudalismus wie der auf ihn folgende Abſolutismus ſowol auf den Begriff des Staatsverbrechens als auf die Beſetzung und den Geiſt der Thätigkeit der Staatsgerichtshöfe einen großen Einfluß. Beiden Perioden aber war gemeinſam, daß die Form des gerichtlichen Proceſſes weniger dem Recht als der Macht und den polit. Rückſichten diente. Unſere Zeit, welche nach allen Richtungen hin vorerſt die Aufrechterhaltung von Recht und Geſetz anſtrebt, hat die ordentlichen Gerichte regelmäßig auch für alle Staatsverbrechen zuſtändig erklärt, und nur behufs eines beſondern Schutzes der conſtitutionellen Verfaſſungen, aber auch zum Schutz verfaſſungsmäßig regierender Miniſter (namentlich gegen polit. Verfolgungen) beſondere Staatsgerichtshöfe eingerichtet. S. iſt daher die gewöhnliche Bezeichnung desjenigen Gerichtshofs eines Landes, welcher über die gegen einen Miniſter erhobene Anklage wegen Verfaſſungsverletzung zu richten hat. In England und den nach dem Muſter von deſſen Verfaſſung gebildeten Verfaſſungen iſt die Pairskammer der große polit. Gerichtshof. In andern, namentlich deutſchen Ländern iſt es das oberſte Gericht des Landes. In noch andern, namentlich in Sachſen und Würtemberg, hat man einen eigenen Gerichtshof, unter gleichmäßigem Einfluſſe der Krone und der Stände auf ſeine Beſetzung, gebildet.

Staatsgrundgeſetz iſt im allgemeinen jedes Geſetz über jene rechtlichen Principien und Einrichtungen des Staats, auf welchen weſentlich ſeine Verfaſſung beruht. Gewöhnlich aber bezeichnet man damit eine ſog. Charte, d. h. ein ſchriftlich redigirtes Geſetz, welches alle als weſentlich erachteten Seiten der Verfaſſung, namentlich auch die aus der conſtitutionellen Regierungsform ſich ergebenden Rechte und Organiſationen ordnet und in der Regel unter beſondere Garantien geſtellt iſt. Man nennt ſolche Geſetze daher wol auch Verfaſſungsurkunden, ja ſelbſt Verfaſſungen. Die formelle Gültigkeit derſelben hängt davon ab, daß ſie in rechtmäßiger Weiſe zu Stande gebracht wurden. Während alſo ein bisher abſolut herrſchender Fürſt ein S., auch ein conſtitutionelles, mit voller Rechtskraft octroyiren kann, iſt in einem conſtitutionellen Staat nicht nur für ein neues S., ſondern auch für jede rechtmäßige Aenderung des bisherigen verfaſſungsmäßigen Zuſtandes die Mitwirkung der Volksvertretung in der von den Geſetzen vorgeſchriebenen Weiſe erforderlich. Wie ſehr auch die vielen beſtehenden S. in Beziehung auf den Gegenſtand (Regierungsprincip, Staatsform, allgemeine Menſchen- und Bürgerrechte, allgemeine polit. Pflichten, Grenzen der Staatsgewalt, Organiſation der Volksvertretung, Verfaſſungsgarantien) der Hauptſache nach übereinſtimmen, ſo ſind ſie doch in andern Dingen ſehr verſchieden, indem manches da für einen Gegenſtand ſtaatsgrundgeſetzlicher Art erachtet wird, was dort nicht dafür gilt. Geſetze, welche einer Verfaſſung beigegeben werden oder an die Stelle bisheriger Verfaſſungsbeſtimmungen mit gleichem Charakter treten ſollen, heißen Verfaſſungsbeilagen oder Novellen. Ueber den Werth eines S. entſcheidet aber weder die Art ſeiner Erlaſſung noch die ſchriftliche Form, ſondern lediglich der Grad, in welchem es mit der ganzen geſchichtlichen Entwickelung, mit den Bedürfniſſen, der Rechtsüberzeugung und den polit. Fähigkeiten eines Volks harmonirt.

Staatshandbuch nennt man die in größern Staaten meiſt jährlich, in kleinern in längern Zeiträumen veröffentlichten Handbücher, welche außer der Aufzeichnung des geſammten Hof- und Staatsdienſtperſonals oder doch der wichtigern Amtsinhaber auch ein'ge allgemein intereſſirende Nachrichten enthalten. Die Staatshandbücher der Gegenwart, wie ſie in mehr oder minder vollkommener Form faſt in allen Staaten erſcheinen, ſind aus ſog. Staatsadreß-

büchern oder Staatskalendern hervorgegangen, welche außer der Genealogie des fürstl. Hauses und einem sorgfältigen Ordensregister weiter nichts als ein Namenverzeichniß der Staatsbeamten aufstellten. Der «Almanach royal» (seit 1853 «Almanach impérial») Frankreichs ist jedenfalls der Ahnherr aller Bücher dieser Gattung; er wurde 1679 von dem Buchhändler Laurent Houry in Paris gegründet. Im 18. Jahrh. erschienen ähnliche Almanache nach und nach in allen, selbst in den kleinsten europ. Staaten sowie in den verschiedenen Gebieten des Deutschen Reichs. Die ersten darunter waren das «Namenregister für die Vereinigten Niederlande», seit 1700; der «Preuß.-brandenb. Staatskalender», seit 1704; der «Regensburger Comitialkalender», seit 1720; der «Kursächs. Staatskalender», seit 1728; der engl. «Royal calendar», seit 1730, u. s. w. Wissenschaftliche Bedeutung erhalten jedoch die Staatsadreßbücher und Staatshandbücher erst, wenn sie das Bild eines Staats in kurzgefaßten großen Zügen so deutlich wie möglich darlegen, also gutredigirte topogr.-statist. und legislatorische Mittheilungen geben. Trotz seines großen Umfangs ist demnach das «Hof- und Staatshandbuch des Kaiserthums Oesterreich» für 1866 kaum hierher zu rechnen, da es nur ein Personenverzeichniß bildet, wenngleich ein wohlgeordnetes und bis auf die Gemeindebeamten irgend wichtiger Städte herabgehendes. Der «Königl. preuß. Staatskalender» für 1865 bringt das Personenverzeichniß in abgekürzter Form, legt dagegen größern Werth auf Orden und enthält noch einen vergleichenden Kalender. Viel werthvoller ist beispielsweise das «S. für das Königreich Sachsen» (1865 fg.). Dasselbe wird durch eine Uebersicht der statist. Verhältnisse und Staatseinrichtungen eingeleitet und gibt außer dem Geschäftskreise der Behörden auch deren Personaletat an. Das «Hof- und Staatshandbuch des Großherzogthums Baden» enthält überdies statist. Nachrichten über alle Ortschaften des Landes, und der vorzüglich eingerichtete «Großherzogl. mecklenb.-schwerin. Staatskalender» dehnt diese Mittheilungen bis auf die Zahl der Gewerbtreibenden jeder Ortschaft aus. Im «Almanach royal officiel du royaume de Belgique» findet man unter anderm den Text aller im Vorjahr erlassenen Gesetze, im franz. «Almanach impérial» das Personal wissenschaftlicher und gewerblicher Privatanstalten, die Genealogie ausländischer Fürsten, Münz- und Maßtafeln u. s. w. Vgl. Schwarzkopf, «Ueber Staats- und Adreßkalender» (Berl. 1792).

Staatspapiere heißen die vom Staat ausgestellten Urkunden, welche den Staatsgläubigern ihre Forderungsrechte verbriefen. Es gibt deren sehr verschiedener Art: zinslose, zinstragende und Renten gewährende. Zinslose S. sind die Kassenanweisungen, Tresorscheine u. s. w., welche als Papiergeld umlaufen, bei den Staatskassen als baares Geld angenommen werden und, wenn der Staat Credit hat, auch sonst bei jedermann gleich baarem Gelde Geltung haben. Renten gewährende S. sind dagegen diejenigen, welche die Verpflichtung des Staats ausdrücken, dem Inhaber oder auch einer bestimmten Person eine immerwährende (seltener eine lebenslängliche) Rente auszuzahlen. Von den zinstragenden S. gibt es verschiedene Arten, z. B. Schatzscheine, die eine kurze Rückzahlungsfrist (ein, zwei Jahre) bestimmen, Prämienscheine, Lotterieanlehenscheine u. s. w., welche einen niedrigen Zins, zugleich aber, nach einem bestimmten Plane, einen durch Verlosung festzustellenden Gewinn versprechen. Am häufigsten sind die Schuldscheine, welche auf ein bestimmtes, innerhalb einer gewissen langen Frist rückzahlbares Kapital, das vom Gläubiger nicht gekündigt werden kann, lauten und einen festen Zins zusagen. Diese sind in der Regel au porteur ausgestellt und gehen deshalb leicht von Hand zu Hand. Da die S. regelmäßig einen Marktpreis haben, so macht sich häufig die Meinung geltend, sie seien ein neu entstandenes Kapital. Man darf aber nicht außer Acht lassen, daß dem Credit des Gläubigers das Debet des Staats als des Schuldners entgegensteht. Der Staatsschuldbrief ist eine durch Hergabe eines Kapitals erkaufte Anweisung auf künftige Staatseinnahmen, welche so lange honorirt werden muß, als das Kapital nicht zurückgezahlt wird. Was der Gläubiger des Staats empfängt, haben die Steuerpflichtigen aufzubringen. Im wesentlichen beruht der Credit des Staats (Staatscredit) auf denselben Grundlagen wie der des Privatmanns. Die Gläubiger müssen, wenn sie ihr Kapital hergeben sollen, überzeugt sein, daß der Staat die eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen kann und erfüllen will. Die Redlichkeit fällt sogar beim Staat fast noch mehr ins Gewicht als beim Privatmann, da der Staatsgläubiger nicht im Stande ist, Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen. Staaten, welche sich wirthschaftlich noch nicht weit entwickelt haben, z. B. Ackerbaustaaten, besitzen nur einen verhältnißmäßig geringen Credit, weil sie nicht sehr leistungsfähig sind. Je mehr die wirthschaftliche Thätigkeit und durch diese der Nationalreichthum sich entwickelt, desto mehr wächst auch der Staatscredit. Außerdem hat ein Staat in bedeutendem Maße Credit, wenn das Volk willig die Steuern zahlt; wenn die

Steuern noch mäßig ſind und deshalb leicht geſteigert werden können; wenn der Volksreichthum im Wachſen begriffen iſt; wenn die Staatsverwaltung ſparſam und gut iſt; wenn die Anleihen nicht unproductiv, ſondern productiv (z. B. zu Eiſenbahn-, Straßen- und Kanalbauten) verwendet werden; wenn die Exiſtenz des Staats geſichert erſcheint und derſelbe nicht die Ausſicht hat, in gefährliche Kriege und Unruhen verwickelt zu werden; natürlich auch, wenn der Staat nur geringe Schulden und bedeutendes Vermögen (z. B. in Forſten, Domänen) beſitzt; endlich, wenn er bisher ſeine Verbindlichkeiten ſtets pünktlich und vollſtändig erfüllt hat. Auch hebt den Credit des Staats das Beſtehen einer guten Verfaſſung, weil dieſe gegen muthwillige Kriege, Verſchleuderung der Staatsgelder und Unredlichkeit den Staatsgläubigern gegenüber ſchützt; kriegsluſtige Staatsregierungen können freilich, wie die Erfahrung lehrt, auch Anleihen zu Stande bringen, aber doch nur unter ungünſtigen Bedingungen. Aus der Niedrigkeit des Zinsfußes einer Staatsanleihe läßt ſich übrigens nicht immer ſchließen, daß ein Staat Credit in hohem Maße hat, da derſelbe ſich auch dann herausſtellen kann, wenn eine allgemeine Geſchäftsſtockung und Landescalamitäten die Verwendung der verſchiedenen Kapitale zu induſtriellen Zwecken zur Zeit unmöglich machen. Der Staatscredit iſt für den Staat von ungemeiner Wichtigkeit. Zu den laufenden Ausgaben müſſen die laufenden Einnahmen deſſelben unbedingt ausreichen; es iſt ſogar ſehr zu wünſchen, daß ſie noch einen Ueberſchuß gewähren, der zu productiven Verwendungen disponibel bleibt. Jeder Staat wird aber von Zeit zu Zeit in die Lage kommen, daß er außerordentliche Mittel braucht, ſei es bei Unglücksfällen, welche das Land treffen, ſei es um einen unvermeidlichen Krieg zu führen, ſei es um ein großes Werk von hoher polit. oder wirthſchaftlicher Bedeutung durchzuführen. In ſolchen Fällen muß er den Staatscredit zu Hülfe nehmen; er muß ſich die beträchtlichen Mittel, welche er braucht, aber durch Steuern nicht erſchwingen kann, dadurch beſchaffen, daß er neben der lebenden Generation auch die Nachwelt in Anſpruch nimmt, über einen Theil ihres Erwerbs im voraus verfügt. Der Staat darf dies thun, ſei es, daß er damit ſeine gefährdete Exiſtenz ſicherſtellt, ſei es, daß er großartige Einrichtungen ſchafft, welche die Leiſtungsfähigkeit der Nachwelt ſteigern. Allerdings aber hat der Staatscredit, weil er oft ſchlecht und in nicht zu verantwortender Weiſe benutzt und ausgebeutet worden iſt, ungemein viel Unheil über die Welt gebracht. Wenn Hume ſagt, daß es nicht ſchädlicher ſei, einem jungen Verſchwender offene Creditbriefe an alle londoner Bankiers zu geben, als einer unzuverläſſigen Regierung das Mittel beliebiger Staatsanleihen zur Dispoſition zu ſtellen, ſo behauptet er noch viel zu wenig, denn dergleichen Anleihen ſind das Schlimmſte, was einem Volk gegenüber geſchehen kann. Unnöthige Ausgaben aller Art, die unproductive Verſchleuderung des mühſam angeſammelten, für die wirthſchaftliche Entwickelung dringend nothwendigen Kapitals, namentlich muthwillige Kriege werden durch den ſchlechtbenutzten Staatscredit vermittelt. Eine ſolche Anwendung des Credits ermöglicht es, einen Staat, eine Nation für eine lange Reihe von Jahren, vielleicht für immer zu ruiniren, ihm die Mittel ſeiner Exiſtenz und Entwickelung abzuſchneiden. Wie ſehr Staaten kranken und gefährdet ſind, wenn ſie ſich mit Schulden überlaſtet haben, zeigt ein Blick auf Oeſterreich, auf Italien und andere europ. Staaten. Zuletzt kann dann nur das gefährliche Mittel des Staatsbankrotts (ſ. d.) noch helfen. Dennoch gibt es kaum einen Staat, der nicht einmal oder oftmals leichtſinnig Schulden gemacht und ſich dadurch eine tiefe Wunde, an der er fortwährend krankt, beigebracht hat. S. überdies die Art. Anleihen, Annuität, Leibrenten, Renten, Tontinen, Zins und Staatsſchuld.

Staatspapierhandel. Der Handel mit Staatspapieren war urſprünglich ſehr einfacher Natur, bildete ſich aber bald bedeutend aus. Da die meiſten Staatsſchulden von ſeiten der Staatsgläubiger unkündbar ſind, ſo müſſen die letztern, wenn ſie Kapitalbedürfniß haben, ihre Staatspapiere verkaufen. Es wird dies dadurch erleichtert, daß dieſe Papiere nicht auf einen Namen, ſondern auf den Inhaber (au porteur) ausgeſtellt zu ſein pflegen und deshalb ohne Ceſſion von einem Eigenthümer auf den andern übergehen können, ferner daß der einzelne Schuldbrief, auch wenn ein Staat eine große Anleihe macht, in der Regel nur über eine verhältnißmäßig kleine Summe lautet. Den zeitigen Preis eines Staatspapiers nennt man den Curs deſſelben. Dieſer Preis richtet ſich vorzugsweiſe nach dem Zinsfuße des Staatspapiers und nach dem Zinsfuße, zu welchem Kapitalien zur Zeit gut angelegt werden können. Außerdem kommen noch der Credit des Staats, die polit. Lage und viele andere Momente in Betracht. Verbeſſert ſich die Lage und der Credit des Staats, finden bedeutende Schuldentilgungen ſtatt, iſt Kapital in Ueberfluß vorhanden, ſo ſteigt der Curs; iſt das Gegentheil der Fall, ſo ſinkt der Curs. Dieſes fortwährende Schwanken veranlaßte die Speculation, ſich auf den Handel mit Staatspapieren zu werfen, und zwar beſchäftigt ſie ſich am meiſten mit jenen Staatspapieren,

bei welchen dies Schwanken beträchtlich ist und am häufigsten eintritt. Denn nur hier zeigen sich große Gewinne in Aussicht, welchen freilich auch große Verluste gegenüberstehen. Wer sein Kapital in Staatspapieren anlegen will, kauft die Schuldbriefe, um sie zunächst wenigstens zu behalten; in ähnlicher Weise verfährt wol auch die Speculation, in der Absicht, die Papiere, wenn der Curs gestiegen, wieder zu verkaufen. Dazu ist aber Kapital in beträchtlichem Betrage nothwendig, über das die Speculation nicht verfügen kann oder mag, und sie wirft sich deshalb in der Regel auf das Differenzgeschäft (s. d.). Es werden zwar Kaufverträge über Staatspapiere, die in einer bestimmten Frist (Mitte oder Ende des laufenden Monats, nach Wochen und Monaten) geliefert werden sollen, abgeschlossen. Allein der Verkäufer will die Papiere in der That nicht liefern, auch der Käufer sie nicht abnehmen, sondern es soll nur die Differenz zwischen dem verabredeten Kaufpreise und dem Curse des Lieferungstages berechnet und dem ausgezahlt werden, zu dessen Gunsten sie sich herausgestellt hat. Diese Lieferungsgeschäfte sind auf allen Börsen außerordentlich häufig und nicht ohne beachtenswerthe Folgen. Wer auf das Steigen der Curse (à la hausse) speculirt und deshalb gekauft hat, besitzt ein Interesse daran, daß die Curse bis zum Lieferungstage steigen; umgekehrt wünscht der Speculant auf das Fallen der Curse (à la baisse), nachdem er verkauft hat, daß sie herabgehen. Das Steigen und Sinken der Curse wird aber durch verschiedene Verhältnisse bewirkt, und der Speculant sucht nicht nur dieselben vorauszusehen, sondern auch in der Weise, wie es ihm paßt, hervorzurufen, wobei er mancherlei, oft nicht sehr moralische Mittel anwendet. Da werden wahre Nachrichten verheimlicht oder in ihrer Bedeutung vergrößert und verkleinert, Gerüchte und Neuigkeiten erfunden und verbreitet, fingirte Käufe und Verkäufe abgeschlossen u. dgl. m., um das Geld des andern an sich zu bringen. Man darf behaupten, daß diese Papierspeculation dem Staate und der Gesellschaft keinen Nutzen, aber großen Schaden bringt; höchstens kann sie einem Staate mit mittelmäßigem Credit die Unterbringung einer Anleihe erleichtern. Uebrigens sind die großen Speculanten, weil sie über bedeutendere Mittel gebieten, und außerdem zueinander in nahen Beziehungen zu stehen pflegen, den kleinen gegenüber sehr im Vortheil. In manchen Staaten sind die Lieferungsgeschäfte in Staatspapieren zwar nicht verboten; es steht aber, wenn der eine Theil den Vertrag nicht erfüllen will, dem andern Theile ein Klagerecht nicht zu.

Staatsrath ist, wie schon der Name zeigt, ein Rath, in welchem die wichtigsten Staatsangelegenheiten vorbereitet und die Grundsätze für deren Behandlung festgestellt werden. Kein Staat kann eines solchen Instituts, wie auch sein Name, seine Organisation und Machtvollkommenheit sein mag, entbehren. Schon die röm. Imperatoren hatten ihre Consistorien, in welchen die öffentlichen Maßregeln berathen wurden. Im Zeitalter des Feudalismus bildeten die Pairs (s. d.) um den Fürsten den S., der freilich zugleich richterliche und gesetzgebende Gewalt besaß und den Charakter der Standschaft entwickelte. Seit jedoch das Beamtenthum eine immer größere Bedeutung gewonnen, hat auch der S. einen neuen Charakter angenommen. Er wird nämlich jetzt, mögen sonst die Einzelnheiten seiner Einrichtung noch so verschieden sein, wesentlich stets aus zwei Elementen zusammengesetzt, aus dem fürstl. Hause, und zwar entweder aus allen Prinzen von Geblüt oder aus einigen, dann aus den höchsten Beamten, den Ministern oder ihnen Gleichgestellten. Die Aufgabe des S., dem überall der Souverän selbst oder ein besonderer Stellvertreter desselben präsidirt, ist, die Einheit in den Maßregeln der einzelnen großen Verwaltungszweige hervorzubringen. Zu dem Zwecke hat der S., abgesehen von einigen minder wichtigen Competenzen, allenthalben theils die Grundlagen großer Gesetzgebungen, theils die großen Einrichtungen, theils endlich die auswärtigen Verhältnisse zu berathen, bevor dieselben der Berathung und Beschlußfassung der Volksvertretung, beziehentlich der Sanction des Souveräns unterbreitet werden. Hieraus folgt, daß der S. für Gegenstände der constitutionellen Gesetzgebung nie eine andere als eine vorberathende Bedeutung haben kann, die aber immer wichtig genug ist, wenn sie, wie es sein sollte, mit der höchsten Sachkenntniß und frei von jeder nicht rein objectiven Erwägung stattfindet.

Staatsrecht ist ein Theil der Staatslehre, in welchen man fast alle den Staat betreffenden Fragen hineingezogen, und von dem man die Lösung aller Zweifel erwartet hat, ohne meist zu bemerken, daß diejenigen Gegenstände, welche das S. behandelt, in der That auch schon auf andern Gebieten untersucht sein und von diesen auch eine entsprechende Bestimmung empfangen müssen. Das S. hat sonach nicht so sehr die Institute und Verhältnisse als vielmehr nur die öffentlich-rechtliche Seite derselben zu behandeln. Daher kommt es denn, daß über die Grenzen der Staatslehre, des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie und des S. eine fortdauernde Verwirrung herrscht, sodaß man häufig im S. dargestellt findet, was nach den Principien der

Rechtsphilosophie Recht sein sollte, und umgekehrt in der Rechtsphilosophie dasjenige, was nach der gegebenen Gestalt der Staaten wirklich Recht ist. Will man zur Klarheit kommen über diese Punkte, so muß man zwischen einem auf philos. Anschauung der Staatsidee beruhenden idealen S. und einem positiven S. unterscheiden. Dies sind die zwei Formen des Inhalts aller staatsrechtlichen Lehren, denen aber der Begriff der Sache gemeinsam bleibt. Was die Bestimmung dieses Begriffs betrifft, so kann das S. offenbar nur die Erscheinung des Rechtsbegriffs im Staate, seiner Organisation und seinem Leben sein und setzt darum eben den Staatsorganismus bereits voraus. (S. Staat.) Das Recht des Staats aber ist die durch die höhere Natur der Staatsidee und die wirklichen Entwickelungsstufen desselben gegebene und dadurch für die Willkür des einzelnen unverletzliche Grenze zwischen dem Staate und den übrigen Gesammt- oder Einzelpersönlichkeiten, welche den Staat bilden, und das S. umfaßt daher alle Beziehungen des Staats zu den einzelnen, die ihm angehören. Jener Theil des positiven S., welcher die Normen für den Verkehr des Staats mit andern Staaten aufstellt, heißt das äußere S., während man den ganzen übrigen Inhalt des S. mit innueres S. bezeichnet. Sofern aber von einem durch Verträge oder Gewohnheiten zwischen den Staaten bestehenden Recht die Rede ist, spricht man von einem internationalen oder Völkerrecht (s. d.). Aus jenem Begriffe des S. erledigt sich zunächst die vielbestrittene Frage nach der Entstehung desselben. Das S. entsteht, wie alles Recht, seinem Wesen nach durch die Natur der persönlichen Lebensverhältnisse selbst, für welche es gilt. Hiernach schafft sich also jenes Recht selbst: es entsteht unmittelbar, wie ja auch die äußere Grenze und innere Ordnung jedes Dinges gar nicht als von diesem Dinge getrennt angesehen werden können. Aus dem gegenseitigen Bedingtsein des Rechts und seines Substrats, der Lebensorgane und Verhältnisse, ergibt sich im allgemeinen, daß jedes positive Recht ein an sich wahres und richtiges ist, wenn es der Natur und dem Entwickelungsgrade desjenigen entspricht, für den es gelten soll. Dies ist auch der tiefere Grund, auf dem die Wahrheit des Satzes beruht, daß das verschiedenste Recht zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Verhältnissen ein durchaus wahres und richtiges, ein gleiches Recht aber in staatlichen wie in allen andern Dingen zu allen Zeiten ein philos. Unding und eine praktische Unmöglichkeit sein würde. Es läßt sich daraus ferner leicht das Princip für die positive Staatsrechtsbildung vermöge eigener, mehr oder weniger umfassender Staatsgesetzgebungen erkennen. Jede solche Gesetzgebung für das S. hat in der That nur dann Bedeutung, wenn sie bereits bestehende, der Bestimmung durch Rechtsgesetze fähige Verhältnisse, die noch gar nicht oder nur ungenügend rechtlich geordnet sind, mit einem solchen Rechte, das ihrer Natur und ihrer Entwickelungsstufe entspricht, durch einen Act des Staatswillens versieht. Geschieht dies nicht, d. h. hat die Staatsgewalt, welche die Gesetze gibt, entweder aus Interesse oder aus Mangel an festem Willen nicht die Fähigkeit, den bereits entwickelten Verhältnissen des Volks das ihnen angemessene Recht zu geben, so erhebt sich im Rechtsleben des Volks jener Widerspruch, der stets für den einzelnen höchst verderblich und für das Ganze gefährlich ist. Denn alsdann fordern die Verhältnisse ihr Recht mit einer in dem Grade steigenden Gewalt, mit welcher sie selbst sich mehr ausbilden, und da diesen Verhältnissen ihrer Natur nach das Recht angehört, so greifen sie endlich zur Gewalt, um sich das Recht zu verschaffen, ohne das sie nicht bestehen können. So entsteht diejenige Bewegung im Innern des Staats, welche wir die innern Umwälzungen, Empörungen, Aufstände nennen, und deren Grund mithin als ein Widerspruch zwischen dem bestehenden, auf andere Verhältnisse des Volkslebens gebauten Rechte und dem wirklichen, zu einer höhern Stufe emporgedrungenen Verhältniß anzusehen ist. Aus dem Kampfe, der hieraus erfolgt, bildet sich dann ein neues Recht, und zwar, wenn die bewegenden Elemente besiegt werden, regelmäßig in der Richtung auf sie ein strengeres positives S. Siegen dagegen die Elemente der Bewegung, so wird das aus der Bewegung hervorgehende neue S. in dieser Richtung ein freieres. Hier tritt nun meist die Erscheinung ein, daß jede auf solche Gewalt gebaute Rechtsbildung stets eine wenig wünschenswerthe, meist eine geradezu verderbliche ist, indem die siegenden Elemente über ihre wahre Grenze hinausgehen und sich mehr Recht zuschreiben, als sie ihrer Entwickelung nach fordern können. So wird die Rechtsbildung im Staate, die aus der Umwälzung hervorgegangen, selbst wieder der Keim neuer Umwälzungen. Wie sich die organische Staatsrechtsbildung von der willkürlichen unorganischen unterscheidet, ergibt sich hieraus ebenso von selbst als die Wahrheit, daß die Aufstellung irgendeines neuen abstracten Staatsrechtsideals für die wirkliche Welt werthlos ist. Was den Inhalt des S. betrifft, so geht aus dem Begriffe desselben hervor, daß dieses Recht nur diejenigen zur rechtlichen Ordnung geeigneten Momente umfassen kann, welche der Staat selbst in sich trägt. Das S. enthält daher

zuerſt das Recht des Staatsherrſchers, das jedoch nur in den Monarchien ſelbſtändig erſcheint, wo es dann einerſeits als fürſtl. Recht, Majeſtätsrecht, andererſeits als das fürſtliche Geblüts- oder Thronfolgerecht auftritt. In der Despotie verſchwindet dieſes Recht, weil es hier mit der Willkür, in der Volksherrſchaft, weil es mit dem Verfaſſungsrecht zuſammenfällt. Das Verfaſſungsrecht enthält die Geſammtheit der rechtlichen Beſtimmungen, unter welchen die einzelnen an der Bildung des Staatswillens theilnehmen (das Verfaſſungsrecht im eigentlichen Sinne) und nach denen ſie zur Vollziehung dieſes Willens beitragen (das Staatsdienſtrecht im weiteſten Sinne). Das Verwaltungsrecht endlich bildet die Geſammtheit der Rechtsverhältniſſe, in welche die Ausführung dieſes Staatswillens zu den einzelnen Perſönlichkeiten und Rechten, die unter dem Staate ſtehen und von ihm umfaßt werden, treten kann.

Staatsroman iſt im allgemeinen die Bezeichnung für Staatsſchriften in der Form des Romans. Allen hierhergehörigen literariſchen Arbeiten iſt gemeinſam, daß ſie gegenüber den realen Erſcheinungen des ſtaatlichen Lebens ein Ideal aufſtellen, welchem ſie das Gewand der Wirklichkeit geben. Man kann ſie der Hauptſache nach in zwei Klaſſen theilen, nämlich in ſolche, welche einzelne wirklich ſtaatliche oder geſellſchaftliche Zuſtände, wie z. B. das Königthum, idealiſiren, und in ſolche, die ein ganzes Syſtem nur idealer Zuſtände in der angegebenen Art entwickeln. Die Grenze zwiſchen beiden iſt übrigens nicht ſehr ſcharf zu ziehen, da einerſeits auch der idealſten Darſtellung des geſammten Staats- und Geſellſchaftslebens gewiſſe allgemeine reale Lebensformen zur Grundlage dienen, andererſeits Idealiſirungen einzelner, beſonders wichtiger, maßgebender Zuſtände auf die Schilderung der damit verbundenen Verhältniſſe beſtimmend einwirken müſſen. In die erſte Klaſſe gehören gewiſſermaßen ſchon die Schriften Platon's (ſ. d.), mehr noch die übrigens nicht unmittelbar auf uns gekommenen Schriften des Hekatäos, Jambulos, Euhemeros und Theopompos. Das Mittelalter kennt keine S. Wohl aber beginnen ſie mit dem 16. Jahrh. Der erſte und zugleich wichtigſte, von einer gänzlichen Umgeſtaltung der ſocialen Verhältniſſe ausgehende S. iſt das 1515 erſchienene, in zwei Büchern beſtehende Werk des Kanzlers Thomas Morus (ſ. d.) von der Inſel Utopia, das ähnlichen Darſtellungen, den ſog. Utopien (ſ. d.), den Namen gegeben. Länger als ein Jahrhundert währte es, bis der Gedanke des S. Nachahmung fand, und war es erſt der calabreſiſche Dominicanermönch Thomas Campanella (ſ. d.), welcher ihn in ſeiner (1620 zu Frankfurt gedruckten) «Civitas Solis» (deutſch von Grün, Darmſt. 1845) wieder aufnahm. Dieſer reihten ſich faſt gleichzeitig oder doch in raſcher Folge an: Andreä's «Reipublicae christianopolitanae descriptio» (Strasb. 1619); Bacon's «Nova Atlantis» (geſchrieben zwiſchen 1621 und 1626); Harrington's «Oceana» (Lond. 1656); Vairaſſe's «Histoire des Sevarambes» (zuerſt 1677), ferner Foigny (ein franz., zum Proteſtantismus übergetretener Mönch), «Les aventures de Jacques Sadeur» (zuerſt Genf 1676); Berington (ein kath. Prieſter), «Denkwürdigkeiten Gaudentio's von Lucca» (urſprünglich wol engliſch geſchrieben und 1753 zu Amſterdam in franz. Ueberſetzung erſchienen); Holberg, «Nic. Klimii iter subterraneum» (1741); Morelly, «Basiliade, ou naufrages des îles flottantes» (1753) und deſſen «Code de la nature» (1755); «La république des philosophes, ou histoire des Ajaoiens» (angeblich von Fontenelle, Genf 1768); Rétif de la Bretonne, «La découverte australe par un homme volant» (zu Paris und Leipzig in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ohne nähere Angabe erſchienen); «Die glückliche Nation, oder der Staat von Felicien» (angeblich aus dem Franzöſiſchen überſetzt, Lpz. 1794); Cabet, «Voyage en Icarie» (Par. 1840; 2. Aufl. 1842). In die zweite Klaſſe zählen Xenophon's «Cyropädie»; Anton le Grand (kath. Miſſionar in England), «Scydromedia» (Nürnb. 1680); Fénélon, «Télémaque» (1700); «Das Königreich Ophir» (von einem unbekannten Verfaſſer, Lpz. 1699); Ramſay, «Les voyages de Cyrus» (Par. 1727); Terraſſon (Abbé), «Sethos» (Amſterd. 1732); Stanislaus Leſzczynſki (der vertriebene Polenkönig), «Entretien d'un Européen avec un iueulaire du royaume de Dimocala» (Par. 1756); «L'an deux mille quatre cent quarante» (von einem unbekannten Verfaſſer, Amſterd. 1771); A. von Haller, «Uſong» (1771), «Alfred» (1774) und «Fabius und Cato», eine Trilogie von S., die trotz des berühmten Verfaſſers von geringer Bedeutung iſt. Vgl. R. von Mohl's Abhandlung «Die S.» in deſſen «Geſchichte und Literatur der Staatswiſſenſchaften» (Bd. 1, Erl. 1855). Der Hauptſache nach ſollen alle jene Erzeugniſſe dem Ideale des Staats und der Geſellſchaft dienen. In den Zeiten, in welche die große Mehrzahl dieſer Werke fällt, war man aus einem weſentlich auf dem Glauben, der Autorität der Kirche und der idealen Macht des Kaiſerthums beruhenden politiſchen und Geſellſchaftszuſtand in die Periode des ſiegreichen abſoluten, nationalen Königthums übergetreten. Die Begründung dieſer neuen Daſeinsform der abendländ. Culturvölker war, den früheren Zuſtänden gegenüber, eine große,

alles umgestaltende That, bei welcher bereits die Kritik eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Allein vorerst schien ihr Werk abgeschlossen. Wie viele von den neuen Zuständen ungenügend, ja unerträglich erscheinen mochten, die neubegründete Macht des Königthums gestattete dem kritischen Geiste, welcher die Herrschaft der mittelalterlichen Ideen überwunden, keine weitere Wirksamkeit und schien sich selbst mit den Resten des Feudalismus leichter abfinden zu können. Aus Krieg und Gewalt war die neue Gestaltung selbst nur kriegerisch und gewaltthätig hervorgegangen, und das Bedürfniß, sich hiergegen zu schützen, sowie der noch wenig gebildete Geschmack der Völker, zwang die Träger idealer staatlicher und socialer Gedanken, statt der Form der freien wissenschaftlichen Darstellung die des Romans zu wählen. Der S. erscheint demnach als die zeitgemäße Form des Kampfes der Wissenschaft für Reform, als das Asyl des freien Geistes in der Kritik des Bestehenden, als der erste Anfang einer modernen Staats- und Gesellschaftsphilosophie. Sein würdigster Repräsentant ist und bleibt die Utopia von Th. Morus, welcher die Kraft besaß, seine freie Ueberzeugung mit dem Tode zu besiegeln. Wenn aber die spätern S. theils durch ihren oft kaum mittelmäßigen Inhalt, theils durch ihre unangenehme Form heutzutage nur geringe Beachtung finden, wenn sie bald durch die philos.-dogmatischen Werke eines Bodin, Hobbes, Locke, Montesquieu, Grotius, Pufendorf und ihrer Nachfolger in den Hintergrund gedrängt wurden, so gehört ihnen doch immer ein Platz in der polit. Literatur und in der Geschichte der Entwickelung der polit. Ideen. Heute noch pflegt man eine Politik, welche unerreichbaren Idealen nachstrebt, eine utopistische, romantische zu nennen.

Staatsschatz, hier und da gleichbedeutend mit Staatskasse, bezeichnet in der Regel den Vorrath an Geld und edeln Metallen, welchen ein Staat angesammelt hat und als Reserve zur Verwendung in Fällen, in denen bedeutendere Mittel außerordentlicherweise erforderlich sind, aufbewahrt. Namentlich soll der S. vor und bei einbrechendem Kriege sofort der Regierung die nöthigen Gelder zur Deckung der Ausgaben zur Verfügung stellen. Aber auch bei großen Landescalamitäten, Nothständen u. s. w. wird dieser Schatz in Anspruch genommen. Früher als noch der Credit überhaupt und besonders auch der Staatscredit unentwickelt, war ein S. nothwendig. Gegenwärtig bestehen dergleichen Einrichtungen nur noch in wenigen Ländern, so namentlich in Preußen, wo die Regierung hohen Werth darauf legt. Nichtig ist, daß der S. der Regierung große Vortheile gewährt, welche z. B. mit Hülfe desselben, ohne Aufsehen zu erregen, Kriegsvorbereitungen treffen und Vertheidigungsmaßregeln ergreifen kann, ohne zuvor eine Anleihe, vielleicht unter sehr ungünstigen Bedingungen, abschließen zu müssen. Doch muß man aber auch zugeben, daß es für die Entwickelung des wirthschaftlichen Zustandes des Staats nachtheilig ist, wenn ein sehr beträchtliches Kapital, das productiv verwendet werden könnte, im S. müßig liegen bleibt, nachdem es durch hohe Steuern oder gar durch eine aus den Steuern zu verzinsende Anleihe herbeigeschafft worden. Welche Vortheile und Nachtheile überwiegen, darüber läßt sich streiten. Indessen scheinen in Zeiten, welche nicht kriegerisch sind, die Vortheile des S. bei weitem nicht die Nachtheile auszugleichen, welche derselbe mit sich führt. Um die Geldsummen des S. nicht müßig liegen zu lassen, hat man vorgeschlagen, dieselben ganz oder theilweise an sichere und große Bankinstitute zu überweisen, sich aber die Rückforderung nach kurzer Kündigungsfrist vorzubehalten. Es fragt sich aber, ob die Rückgewährung so schnell als nöthig sein würde, erfolgen kann, und ob nicht plötzliche Zurückziehung von vielen Millionen für den wirthschaftlichen Verkehr große Gefahr und Bedrängniß mit sich führt zu einer Zeit, wo dieser schon durch Kriegsbefürchtungen oder Landescalamitäten leidet.

Staatsschuld. Kein Staat, auch derjenige, welcher eine ganz tadellose Finanzverwaltung besitzt, wird, wenn außerordentliche Ereignisse, namentlich Kriege, eintreten, im Stande sein, die zur Deckung der durch diese Ereignisse veranlaßten extraordinären Ausgaben erforderlichen Geldmittel sofort durch Steuern aufzubringen. Derselbe muß sich diese Mittel in der Regel durch Anleihen beschaffen, welche er in einer gewissen Reihe von Jahren zu tilgen übernimmt. So entsteht die S., vermittels welcher die Last, welche die Staatsbürger augenblicklich nicht zu tragen vermögen, oft auf mehrere Generationen vertheilt wird. Gegen eine in dieser Weise gemachte Schuld wird sich selten etwas einwenden lassen. Auch kann eine S. gerechtfertigt sein, wenn sie zum Zweck der Herstellung productiver Einrichtungen und Anlagen, z. B. zum Bau von Straßen, Kanälen, Eisenbahnen, Häfen u. s. w. gemacht wird, vorausgesetzt, daß diese Anlagen nicht ebenso gut und ebenso schnell durch Private und Gesellschaften hergestellt werden können. Verwerflich ist aber jede S., welche die Folge von Verschwendung und unordentlicher Finanzwirthschaft ist, jede, welche die lebende Generation zum Nachtheile der Nachwelt in den Lasten erleichtern

ſoll, die erſtere übernehmen muß und tragen kann. Die Nachtheile der S. ſind mannichfach. Jede S. entzieht dem wirthſchaftlichen Verkehr Kapital und benachtheiligt damit dieſen und die Vermehrung des Volksvermögens. Sie legt dem Staate die Verpflichtung der Zahlung von Zinſen auf, welche durch vermehrte Steuern neben der Tilgungsquote aufzubringen ſind. Sie ruft die Börſenſpeculation in Staatsſchuldpapieren hervor, die in vielen Fällen nicht nur den Staatsbürgern, ſondern auch dem Staate ſelbſt direct Schaden bringt. Oft muß der Staat auch bei Contrahirung einer Anleihe mehr an Kapital zurückzuzahlen verſprechen, als er erhält, und namentlich geſchieht dies, wenn die S. bereits ſtark angewachſen iſt, und wenn ungünſtige polit. Verhältniſſe obwalten. Eine ſehr bedeutende S. kann einen Staat ohnmächtig machen und ihn ſogar in eine Lage verſetzen, welche ſeinen Untergang faſt mit Naturnothwendigkeit herbeiführt. Deshalb iſt es nothwendig, daß die S. nicht leichtſinnig oder übereilt vermehrt wird, und daß ihre Vermehrung möglichſt erſchwert und von der Zuſtimmung der Landesvertretung abhängig gemacht wird. Man unterſcheidet zwiſchen conſolidirter und ſchwebender Schuld. Die conſolidirte Schuld (dette consolidée) iſt diejenige Schuld, welche als eine wenigſtens eine Reihe von Jahren fortdauernde förmlich anerkannt iſt. Die ſchwebende Schuld (dette flottante) wird dagegen nur auf kurze Zeit contrahirt, wenn z. B. Ausgaben gemacht werden müſſen, ehe die zu ihrer Deckung beſtimmten Einnahmen eingegangen ſind, wenn unerwartete Einnahmeausfälle eintreten, wenn eine conſolidirte Anleihe beabſichtigt iſt, augenblicklich aber nicht vortheilhaft gemacht werden kann und Zeit gewonnen werden ſoll. Es werden dann Anleihen bei Banken und Bankiers mit kurzer Rückzahlungsfriſt gemacht, Schatzſcheine, welche nur wenige Monate, höchſtens ein Jahr zu laufen haben, ausgegeben u. dgl. Kann die ſchwebende Schuld nicht zurückgezahlt werden, und iſt ſie zu ſtark angewachſen, ſo muß ſie in eine conſolidirte Schuld verwandelt, conſolidirt werden. Schwebende Schulden ſind faſt immer gefährlich. Dieſelben fördern nicht nur, indem ſie ſich einbürgern, eine leichtſinnige Finanzverwaltung, ſondern werden auch ſehr unbequem, wenn ſie in einem Augenblick getilgt werden ſollen, in welchem infolge ungünſtiger Ereigniſſe, drohender Kriege u. ſ. w. der Staat die nöthigen Fonds nicht zur Verfügung hat. Die conſolidirte Schuld iſt eine fundirte, wenn eine beſtimmte Staatseinnahme (z. B. die Einnahme aus den Domänen, den Eiſenbahnen, einer gewiſſen Steuer, den Zöllen u. ſ. w.) zu ihrer Verzinſung und Tilgung angewieſen iſt. In manchen Staaten gibt es Staatsſchuldencommiſſionen, welche die S. überwachen, und deren Mitglieder der Volksvertretung angehören. Dieſe Commiſſionen haben dafür zu ſorgen, daß ohne Geſetz Schulden nicht contrahirt werden und die Verzinſung und Tilgung der Schuld in vorſchriftsmäßiger Weiſe erfolgt. Nach einer (freilich nicht ganz genauen) Zuſammenſtellung aus dem Anfange des J. 1868 ſtellt ſich die Schuldenlaſt der europ. und einiger außereurop. Staaten, nach preuß. Thalern berechnet, in folgenden Ziffern dar: Großbritannien 5388 Mill. Thlr.; Frankreich 3706 Mill.; Oeſterreich 2200 Mill.; Rußland 2350 Mill.; Italien 1105 Mill.; Preußen (nach den Erwerbungen von 1866) etwas über 400 Mill.; Niederlande 580 Mill.; Spanien 1254 Mill.; Griechenland 48 Mill.; Kirchenſtaat 161 Mill.; Portugal 272 Mill.; Schweden 33 Mill.; Türkei 76 Mill.; Dänemark 62 Mill.; Belgien 169 Mill.; Braſilien 140 Mill.; Braunſchweig 11 Mill.; Bremen 12 Mill.; Anhalt 3½ Mill.; Baden 26 Mill.; Baiern 210 Mill.; Hamburg 28 Mill.; Heſſen 16 Mill.; Lübeck 8 Mill.; beide Mecklenburg zuſammen 9 Mill.; Oldenburg 4 Mill.; Sachſen 81 Mill.; Würtemberg 56 Mill. Bei den deutſchen Staaten ſind die Schulden zum Theil, hier und da ſogar zum großen Theil durch productive Unternehmungen, Eiſenbahnbauten u. ſ. w. veranlaßt. Eine ganz unbedeutende Schuld hat die Schweiz, die nur im höchſten Nothfalle zu Anleihen ſchreitet. Von außereurop. Staaten haben die Vereinigten Staaten von Amerika die größte Schuld, etwa 3900 Mill. Thlr., welche erſt durch den letzten Bürgerkrieg hervorgerufen worden iſt. Dazu treten noch die ſehr bedeutenden Schulden der Einzelſtaaten der großen Republik.

Staatsſtreiche (coups d'état) nennt man Gewaltacte von ſeiten der Inhaber der Regierungsgewalt (Executive) gegen die Geſetze, namentlich Verfaſſungsgeſetze, aus wirklichen oder vorgeblichen Gründen der Staatsraiſon (ungeſetzliche Octroyirungen, rettende Thaten). Jeder Staatsſtreich iſt eine Unterbrechung des normalen Zuſtandes, der Herrſchaft und ununterbrochenen Continuität der Geſetze. Für den Fall eines Staatsnothſtandes und der Unmöglichkeit, die verfaſſungsmäßigen Formen der Geſetze zu beobachten, hat das moderne Staatsrecht einen beſondern Ausweg in den ſog. proviſoriſchen Geſetzen geſchaffen. Das von jeher häufige Vorkommen von S. erklärt ſich theils aus der Natur der beſtehenden Geſetze, theils aus dem Verhältniß einer Nation zu ihren Geſetzen. Sind die Geſetze zeitgemäß und ausreichend, entſprechen ſie dem

Geiſte und den Bedürfniſſen des Volks, erkennt dieſes wirklich in der beſtehenden Verfaſſung ſein höchſtes Gut, und iſt es fähig, für deren Aufrechterhaltung und geſetzmäßige Fortbildung die nöthigen Opfer zu bringen, ſo werden S. zu den Unmöglichkeiten gehören. Entgegengeſetztenfalls werden ſie um ſo unvermeidlicher werden, als dann die vollziehende Gewalt mit allen dazugehörigen materiellen Machtmitteln leicht in ſolche Hände geräth, welche unter dem Vorgeben der rettenden That vorherrſchend ihren eigenen Intereſſen dienen und nach eingetretenem Erfolge das fait accompli an die Stelle des Rechts ſetzen. Mag man auch zugeben, daß S. unter Umſtänden wirklich als rettende Thaten erſcheinen können, ſo müſſen ſie doch, um als ſolche erkannt zu werden, erſt die Probe der Zeit beſtehen. Sie verlangen, wie Uſurpationen und Revolutionen, die Schaffung eines im weſentlichen neuen Rechtszuſtandes, was nicht ohne harte Uebergänge und längere Uebung möglich iſt. Sind S. die Folge weſentlich ungeſunder Volkszuſtände und nicht zugleich das Heilmittel derſelben, ſo werden ſie ſich in verhältnißmäßig kurzen Zwiſchenräumen wiederholen, bis entweder Heilung oder der unaufhaltſame Verfall des Volks eintritt. Jeder Staatsſtreich, in welcher Form, in welchem Umfange und mit welchen Folgen immer er ſtatthabe, liegt aber außerhalb der Sphäre des poſitiven öffentlichen Rechts.

Staatsverbrechen ſind die gegen die Perſönlichkeit des Staats, beziehentlich des Souveräns direct gerichteten Verbrechen (Hochverrath, Majeſtätsverbrechen, Aufruhr u. ſ. w.); im weitern Sinne gehören auch dahin die Verletzungen einzelner Hoheitsrechte und die Pflichtwidrigkeiten öffentlicher Beamten.

Staatsverfaſſung, ſ. Verfaſſung.

Staatsverwaltung. Gleichwie man unter Staatsverfaſſung die Summe jener Zuſtände und Einrichtungen verſteht, durch welche der Staat als ein einheitliches Geſammtindividuum erſcheint, ſo begreift man unter S. jene Zuſtände und Einrichtungen, in welchen ſich das geſammte eigenthümliche Leben des Staats vollzieht. Es geht hieraus hervor, daß mit jedem Staate nicht nur die Verfaſſung, ſondern auch die Verwaltung von ſelbſt gegeben iſt, und daß beide zueinander in den innigſten Beziehungen, alſo auch miteinander in Einklang ſtehen müſſen. Gleich der Verfaſſung, beruht auch die Verwaltung nicht ausſchließlich auf dem Rechte oder auf poſitiven Normen, aber ſie iſt doch ohne ſolche nicht denkbar. Jedenfalls iſt in normalen Zuſtänden die geſetzliche Verfaſſung auch die Grenze, innerhalb welcher ſich die verwaltende Kraft des Staats und deren Organe zu bewegen hat. Einzelne Zweige der Verwaltung ſind ſelbſt durch Verfaſſungsgeſetze (Juſtiz), andere durch einfache Geſetze, wieder andere durch bloße Verordnungen näher beſtimmt. In weiterm Sinne iſt Verwaltung identiſch mit der geſammten Regierung; im engern Sinne hat man die Verwaltung der Geſetzgebung gegenübergeſtellt; im engſten Sinne pflegt man damit die Adminiſtration auch im Gegenſatze zur Rechtspflege zu verſtehen. Soweit die Verwaltung durch rechtliche Normen begrenzt und geleitet iſt, ſpricht man von Verwaltungsrecht; im übrigen iſt ſie ein Zweig der Politik. Geſetze, welche ſich auf Verwaltungsgegenſtände direct beziehen, nennt man wol auch Verwaltungsgeſetze. Die beſondern Organe für die S. heißen Adminiſtrativbehörden. Jeder Zweig der S. iſt, und zwar regelmäßig, in einem Miniſterium centraliſirt. Im Leben ereignet es ſich ſehr oft, daß die Grenze zwiſchen Verwaltung und Geſetz und das Verhältniß zwiſchen beiden zweifelhaft wird, und daß folglich über die Competenz Streit entſteht, während nicht ſelten ein und derſelbe Fall deutlich eine adminiſtrative und eine juſtitielle Seite darbietet. Hieraus entſtand 1) die Theorie der ſog. adminiſtrativ-contentiöſen Sachen. Theils weil man die polit. Seite für überwiegend hielt, theils weil man die Anſicht hatte, daß die Competenz der Verwaltungsbehörden nicht dem gerichtlichen Urtheil unterſtellt werden dürfe, hat man in ſolchen oft höchſt willkürlich und in verſchiedenen Zeiten verſchieden beſtimmten Fällen die Entſcheidung über die Rechtsfrage den Verwaltungsbehörden übertragen und dieſelben nur verpflichtet, dabei auf das Proceß- und materielle Recht möglichſte Rückſicht zu nehmen. Bei dem Mangel an Stichhaltigkeit dieſer Gründe und bei der Unſicherheit des Rechts gegenüber der Unſelbſtändigkeit von Verwaltungsbeamten iſt man gegenwärtig zu der Anſicht gekommen, für derlei Sachen ſog. Verwaltungsgerichtshöfe zu errichten. Allein dieſe ſind entweder Gerichtshöfe, und dann müſſen ſie wie die gewöhnlichen Gerichte beſetzt ſein; oder ſie ſind das nicht, dann erſcheint nur der Name neu. Es iſt wenigſtens kein abſoluter Grund gegeben, warum die Gerichte nicht über jede unzweifelhafte Rechtsfrage wie über ihre eigene Competenz ſollten entſcheiden können. Es entſtanden 2) aus jener Unſicherheit der Grenze zwiſchen Verwaltung und Geſetz die Competenzconflictsgerichte, die bei der Möglichkeit eines Zweifels über die Competenz, eines Streits zwiſchen Gericht und Verwaltungs-

behörde darüber (affirmativer Competenzconflict) oder einer Weigerung beider, eine Sache vorzunehmen (negativer Competenzconflict) wirklich nicht zu entbehren sind. Endlich hat man 3) auch eine Theilung des Falls nach seiner justitiellen und administrativen Seite, unter Zuweisung der erstern an die Gerichte, der letztern an die zuständige Verwaltungsbehörde, vorgenommen. Unsere Zeit ist der Ausdehnung der Competenz der ordentlichen Gerichte ebenso günstig, wie der Erweiterung der Competenz der Verwaltungsbehörden abgeneigt. Als ein in jeder Beziehung höchst wichtiges Mittel, die trotzdem sehr gesteigerten Anforderungen an eine tüchtige S. zu befriedigen, erscheint das zusehends an Terrain gewinnende, in der Volksvertretung gipfelnde Selfgovernment, d. h. die freiwillige, wesentlich unentgeltliche Uebernahme von polit. Verwaltungsfunctionen durch bürgerliche, nicht beamtenmäßige Kräfte.

Staatswirthschaftslehre, s. Finanzen.

Staatswissenschaften (sciences politiques). Die Staatswissenschaft ist die Wissenschaft, welche den Staat als Ausgangs- und Zielpunkt nimmt. Da man den Staat selbst wieder von verschiedenen Seiten auffassen kann, so gibt es auch verschiedene wissenschaftliche Bestrebungen in Bezug auf den Staat, und in diesem Sinne auch mehrere S., in deren Kreis daher alles fällt, was und insofern es mit dem Staat zusammenhängt. Man kann in der Geschichte der S. zwei Hauptperioden unterscheiden. Die erste bildet die vorchristl. Zeit, in welcher zwar ein großer Unterschied besteht, insofern im Orient die Staatswissenschaft ein überwiegend religiöses Gepräge hat und bei der herrschenden Theokratie wesentlich auf dem Glauben beruht, also von der Freiheit wenig beeinflußt ist, während im Occident der freie Consens und die polit. Erkenntniß als deren Basis erscheint. Nichtsdestoweniger sind beide Hauptzweige der vorchristl. Staatswissenschaft nicht nur durch eine gewisse Einheit, welche eine Mehrzahl von S. ausschließt, sondern auch und besonders dadurch verwandt, daß sie nur einem einzelnen Volke oder einer einzelnen Volksklasse, nicht dem Menschen überhaupt, die staatliche Eigenschaft, das Recht zu staatlicher Existenz und activer Antheilnahme am staatlichen Leben zusprechen. Das Princip, daß der Mensch als solcher auch frei-thätiges Glied des Staats und weder eine bestimmte Nationalität noch eine bestimmte Religion hierzu erforderlich sei, ist mit dem Christenthum die Basis des modernen Staats und seiner Wissenschaft geworden. Zwar tritt dasselbe in der ersten Periode, der des Feudalismus, nur sehr unvollständig hervor, da die Kirche sich entschieden confessionell gestaltete und keine Berechtigung anderer Confessionen anerkannte. Allein, wenn auch die orient. Welt nicht gewesen und ihre Berechtigung nicht zugestanden worden wäre, so lag doch schon in der Idee des christl. Weltreichs, im Vergleich zum ausschließlichen National-, Religions- und Stadtstaat der Alten Welt, ein mächtiger Fortschritt. Die zweite Periode der christl. Aera ist die des Fürstenabsolutismus. Zeigt sich die Staatswissenschaft jener ersten Periode als der literarische Kampfplatz zwischen Papstthum und Kaiserthum, so trägt die Staatswissenschaft dieser Periode den Stempel des Kampfes zwischen Nationalkönigthum einerseits und Kirche als weltlicher Macht und Feudalismus als centrifugaler Kraft andererseits. Aus dieser Periode ging naturgemäß die dritte Periode, die des freien Staats hervor, die sich in dem Kampfe der Menschenrechte und allgemeinen Freiheiten, der polit. Activität gegen Absolutismus, Centralisation und Bureaukratie und, bei den allseitigen Fortschritten der Cultur, auch in einer großen Arbeitstheilung bezüglich der wissenschaftlichen Behandlung des Staats charakterisirt. Die eigentliche Schwierigkeit in der Bestimmung des Wesens und der Ordnung der S. hat bisher darin bestanden, daß man dieselben nach irgendeinem äußerlichen Gesichtspunkte zusammenfaßte und dadurch der ganzen Wissenschaft einen Stempel der Willkürlichkeit in Zusammensetzung und Begrenzung aufprägte, der ebenso die Bedeutung des Ganzen wie den Eifer derjenigen schwächen mußte, die sich diesen Wissenschaften hingaben. Zugleich hatte die Staatswissenschaft und hat dieselbe noch damit zu kämpfen, daß man ihr nicht diejenige Unterstützung gewährte, welche die andern Wissenschaften genießen, indem weder Lehrstühle in hinreichender Anzahl noch auch Vorschriften darüber vorhanden sind, wonach diejenigen, welche sich zu einem Amte melden, durch das Studium der S. die erforderliche Kenntniß von der richtigen Führung eines solchen Amts gewonnen haben müssen. So ist es denn der Fall, daß der Staat jedem Sachwalter vor Gericht das strengste Studium des Rechts befiehlt und ihn darüber scharfe Prüfungen bestehen läßt, während er die wichtigsten Angelegenheiten, die größten Fragen der Volkswirthschaft, der Finanzen, der Polizei u. s. w. oft von Beamten entscheiden läßt, die wenigstens officiell niemals sich mit der allgemeinen Lehre von diesen Dingen beschäftigt haben. Allerdings liegt einer von den Gründen, welche die Geltung der Staatswissenschaft gehindert haben, in dieser Wissenschaft selbst, indem sie bisher außer Stande gewesen, irgendeine Uebereinstimmung auch nur über das Ver-

hältniß ihrer Hauptgebiete hervorzubringen. Ein, man kann behaupten, erster Versuch, aus der mehr oder weniger willkürlichen Zusammenstellung der einzelnen Theile der Staatswissenschaft ein wirkliches wissenschaftliches System zu bilden und die Lehre der Staatswissenschaft auf gewisse allgem. eine Gesetze und Grundbegriffe zurückzuführen, ist erst in neuester Zeit geschehen in Stein's «System der Staatswissenschaft» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1852—56). Der Grundbegriff der Staatswissenschaft ist hiernach die Erkenntniß derjenigen organischen Einheit unter den Menschen und ihrer Gesetze, nach welchen die Menschheit durch ihre lebendige, aber verbundene Thätigkeit ihren höchsten Zweck äußerer Entwickelung, die volle Entfaltung der menschlichen Herrschaft in der Natur erreicht. Die Grundlagen dieser Wissenschaft sind damit einerseits die Statistik, die zur Wissenschaft erhobene Kunde von den Zuständen, andererseits die Bevölkerungslehre (Populationistik), die Lehre von den Gesetzen, nach denen sich die Menschen vertheilen und vermehren. Den ersten Haupttheil der Staatswissenschaft, in deren Kreis aber auch die Rechtswissenschaft gezogen werden muß, bildet sodann die Volkswirthschaftslehre, d. i. die Lehre von denjenigen organischen Beziehungen unter den Menschen, vermöge deren die sachlichen Güter erworben werden. Den zweiten bildet die Gesellschaftslehre, als die Lehre von den Ursachen und Wirkungen der socialen und ständischen Gliederungen der Menschen und deren Verhältniß zum Staat. Die eigentliche Staatslehre enthält dann die Lehre von Verfassung und Verwaltung, das engere Gebiet der Staatswissenschaft. In der Verfassungslehre wird dasjenige abgehandelt, was man unter der Politik versteht: die Gesammtheit der Gesetze, nach welchen sich die Verfassungen bilden und in welchen sie bestehen (Verfassungsrecht). Die Verwaltungslehre dagegen begreift zuerst die Finanzwissenschaft, durch welche der Staat die materiellen Mittel seiner Existenz findet, dann die Lehre vom Rechtsschutz, durch welche der einzelne durch die Staatsgewalt die Sicherung seiner Persönlichkeit erhält, und endlich die Polizei- oder Regierungswissenschaft, die Lehre von den Mitteln, durch welche der Staat seine Zwecke zu verwirklichen hat, und zwar sowol nach der polit. wie rechtlichen Seite (Verwaltungsrecht). Insofern nun der einzelne Staat wieder mit andern in Verbindung tritt, entsteht der Staatsverkehr, der gleichfalls Gegenstand eines eigenen Theils der Staatswissenschaft ist und in dem Völkerrecht und der Diplomatie seine Hauptgebiete hat.

Stab (franz. aune) ist in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland der Name eines Ellenmaßes, das zwar in Frankreich gesetzlich abgeschafft, im Auslande aber für franz. Schnittwaaren noch häufig im Gebrauch ist. Es beträgt $526^5/_6$ par. Linien oder 1,188 Meter. In Berlin rechnet man den S. zu $1^3/_4$ Ellen, in Frankfurt a. M. zu $2^1/_6$ Ellen u. s. w.

Stab bezeichnet in der Militärsprache das bei einem Truppencommando angestellte, außerhalb des Compagnie- oder Escadronverbandes stehende Personal. Dazu gehören bei einem Armee- oder Corpscommando die Adjutanten, Generalstabs- und Ordonnanzoffiziere, die Zahlmeister, Oberärzte, Auditeure, Militärgeistlichen, Stabstrompeter und Stabshornisten, Armeegensdarmen, Stabswachen (Guiden), Ordonnanzen, Schreiber u. s. w. Man unterscheidet gewöhnlich den Oberstab, dessen Mitglieder Offiziersrang haben, vom Unterstabe, dem übrigen Personal. Die Stäbe der Divisionen, Brigaden, Regimenter und Bataillone umfassen natürlich nicht alle jene Functionen, sondern nur die ihrem Verhältniß entsprechenden. Generalstab, auch Generalquartiermeisterstab heißt ein Corps von Offizieren, das bestimmt ist, die Heeresleitung in administrativer und strategischer Hinsicht zu unterstützen und daher für die Kriegführung von höchster Wichtigkeit ist. (S. Generalstab.)

Stabat mater heißt ein berühmter geistlicher Gesangtext in lat. Terzinen, welcher als sog. Sequenz (s. d.) in der kath. Kirche, besonders an dem Feste der Sieben Schmerzen Mariä, gesungen wurde. Einige nennen Papst Johann XXII. oder einen der Gregore als Verfasser. Nach der wahrscheinlichen Meinung ist er von dem Minoriten Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacoponus genannt, verfaßt, der ein gelehrter Jurist war, durch den Tod seiner Gattin bewogen, 1268 in den Orden der Tertiarier trat, sich den finstern Bußübungen bis zum Wahnsinn ergab und 1306 starb. Der Text hat viele Abänderungen erfahren und ist oft ins Deutsche übersetzt worden. Die besten Kirchencomponisten haben ihn componirt. Am berühmtesten sind die Compositionen von Palestrina (achtstimmiger Gesang), Pergolesi (zweistimmig mit Begleitung) und Astorga, unter den Neuern von Jos. Haydn (mit Orchester), Winter, Neukomm u. a. Vgl. Lisco, «Stabat mater. Hymnus auf die Schmerzen der Maria» (Berl. 1843).

Staberl ist eine stehende Figur der ältern wiener Localposse, ein echter wiener Bürger, ein Parapluiemacher, der sich zwar sehr ungeschickt benimmt, aber durch seinen Mutterwitz sich doch immer durchhilft. Die meisten Stücke, in welchen S. die Hauptrolle hat, sind von Bäuerle.

Stabiä, kleine Küſtenſtadt der ital. Landſchaft Campanien (ſ. d.), zwiſchen Pompeji und Surrentum, bei dem heutigen Caſtellamare, wurde, nachdem es ſchon von Sulla im Bundesgenoſſenkriege zum Theil zerſtört worden war, bei dem furchtbaren Ausbruche des Veſuv 79 n. Chr. zugleich mit Herculanum (ſ. d.) und Pompeji (ſ. d.) gänzlich verſchüttet. Einige Häuſer davon wurden im vorigen Jahrhundert ausgegraben, die Ausgrabungen aber, weil weniger ergiebig an Kunſtwerken als die in den beiden andern verſchütteten Städten, wieder aufgegeben.

Stabilität, entſtanden aus stabilis, d. i. ſtehend und beſtändig, nennt man namentlich in der Politik die ſtarre Beharrlichkeit bei dem Beſtehenden, im Gegenſatz zu der Bewegungspartei, und Stabilitätſyſtem das ſyſtematiſche Beſtreben, das Beſtehende zu erhalten.

Stablo (franz. Stavelot), belg. Stadt in der Provinz Lüttich, 7 St. ſüdöſtlich von Lüttich am Fluſſe Amblève gelegen, Eiſenbahnſtation zwiſchen Lüttich und der nördl. Grenze des Großherzogthums Luxemburg, hat 3725 E. Der Ort war einſt die Hauptſtadt eines gleichnamigen deutſchen Reichsfürſtenthums, zu dem auch Malmedy gehörte, und deſſen Oberhaupt der jeweilige Abt des berühmten Benedictinerſtifts zu S. war. Von dieſem Stifte, 650 vom heil. Remaclius, Biſchof von Tongern, errichtet, beſtehen nur noch unbedeutende Reſte. Den Haupterwerbszweig der Bewohner des Orts bildet die Gerberei.

Stabreim, ſ. Alliteration.

Staccato, in der Muſik, durch Punkte oder Striche über den Noten bezeichnet, deutet an, daß die Töne mehr oder weniger abgeſtoßen, d. h. ohne Verbindung vorgetragen werden ſollen.

Stachelbeere, ſ. Ribes.

Stachelbergerbad, ein vielbeſuchtes Schwefelbad im Hintergrunde des reizenden Linththals, im ſchweiz. Canton und 3½ St. im Südſüdweſten von Glarus, ½ St. dieſſeit des letzten Dorfes Linththal, am Fuße des 2044 F. hohen Brunnwaldberges, beſteht nur aus zwei, durch eine Galerie miteinander verbundenen Hauptgebäuden mit großer ausſichtreicher Terraſſe und 30 Badewannen in 18 Cabineten und iſt in der Curzeit oft vollſtändig beſetzt. Die Quelle, ein ſtarkes alkaliſches Schwefelwaſſer von kühlem, hepatiſchem Geſchmack und 6,4° R. mittlerer Temperatur, bläulich-weiß opaleſcirend, fließt ſehr ſchwach (eine Flaſche in der Minute) und tritt ½ St. höher in enger Schlucht am Brunnwaldberge 926 F. über dem Meere zu Tage. Das Waſſer wird den Curgäſten in täglich friſch gefüllten Flaſchen verabreicht. Für die Bäder wird dem kalten Mineralwaſſer bis zum Kochen erhitztes Waſſer aus dem Brunnwaldbach zugeſetzt. Auch werden hier Molken zum innern und äußern Gebrauch verabreicht. Die Quelle wird ſchon ſeit dem Anfange des 18. Jahrh. mit großem Erfolge benutzt; die Hauptgebäude wurden aber erſt 1830 aufgeführt. Der Brunnen wirkt reſolvirend, diuretiſch, hautreizend und ſchleimlöſend. Verboten bei geſteigerter Gefäßthätigkeit, wird er namentlich empfohlen bei metaſtatiſchen Lähmungen (auch bei apoplektiſchen, wenn die congeſtiven Erſcheinungen verſchwunden ſind), bei Gicht, Rheumatismus, chroniſchen Exanthemen und ihren Metaſtaſen, ſchwerheilenden Geſchwüren und Wunden, in der Skroſulaſe, bei Unterleibsſtockungen, Hämorrhoiden, hartnäckigen Katarrhen, chroniſchen Metallvergiftungen u. ſ. w. Vgl. die Schriften von Trümpy (Zür. 1837) und König (Zür. 1867).

Stachelhäuter oder Echinodermen nennt man eine Klaſſe wirbelloſer Seethiere, welche weſentlich durch Einlagerung von Kalkkörpern in die äußere Haut ausgezeichnet ſind, die bald zerſtreut gelagert, bald ſo ausgebildet ſind, daß ſie Tafeln bilden, welche den Körper panzern. Die verſchiedenen Körpertheile ſind ſtachelig um eine mittlere, ſenkrechte Achſe gelegen, an deren einem Ende meiſt das Maul, am andern der After ſich finden, und meiſtens in der Fünfzahl vorhanden. Häufig ſpricht ſich indeſſen eine Symmetrie inſofern aus, daß ein Theil in der Mitte und zwei Paare ſeitlich gelagert ſind. Stets findet man einen beſondern, von der Körperhöhle unterſchiedenen Darm, Blutgefäße mit einem ſchlauchförmigen Herzen, ein aus fünf durch Stränge verbundenen Knoten beſtehendes Nervenſyſtem und häufig auch Sinnesorgane (Augen). Wenn beſondere Bewegungsorgane vorhanden ſind, ſo ſind es Saugfüßchen (Ambulacra), oft in großer Menge. Als Athemorgane ſind Kiemen vorhanden, die indeſſen oft fehlen. Sie ſind getrennten Geſchlechts und entwickeln ſich häufig aus ſonderbaren Larvenformen. Zu ihnen gehören die Seewalzen oder Holothurien (ſ. d.), die Seeſterne (ſ. d.), Seeigel (ſ. d.) und die Seelilien (Crinoidea), Thiere mit becherförmigem Körper, der am Rande Arme trug und durch einen Kalkſtiel an den Boden befeſtigt war. Dieſelben ſind kaum noch in der jetzigen Schöpfung vertreten, ſpielten aber unter den Verſteinerungen der ältern Schichten eine bedeutende Rolle.

Stachelſchwein (Hystrix), eine Säugethiergattung aus der Abtheilung der Nager ohne Schlüſſelbein, zeichnet ſich durch die langen, runden, hohlen Stacheln aus, womit der Körper

bedeckt ist. Die Vorderfüße sind vierzehig mit Daumenwarze. Die Thiere dieser Gattung leben in den wärmern Gegenden, wohnen in Erdhöhlen und nähren sich von Pflanzenstoffen. Das gemeine S. (H. cristata) findet sich in ganz Afrika bis zum Cap, in Indien, Persien, Mittelasien und in den Mittelmeergegenden, wo es schon als Höhlenbewohner in der Diluvialzeit fossil vorkommt. Es ist 2 F. lang, mit einem 4 Zoll langen und mit vorn offenen Stacheln besetzten Schwanze versehen und mit schwarz- und weißgeringelten, zum Theil bis 15 Zoll langen, harten Stacheln bewehrt, welche an den afrik. Exemplaren länger und stärker als an den italienischen sind. Im übrigen ist es harmlos, furchtsam und träge und kommt des Nachts aus seiner Höhle, um Früchte, Baumrinden und andere Pflanzenstoffe zu suchen. Auch benagt es frische Knochen und öffnet selbst die stärksten Röhrenknochen großer Thiere mit seinen gewaltigen Nagezähnen, um das Mark zu verzehren. Am Cap ist es jedoch gehaßt wegen des Schadens, den es den Gärten zufügt. Blos wenn es gereizt wird, läßt es einen grunzenden Ton hören. Bei Gefahr rollt es sich zusammen und richtet seine Stacheln auf, die zwar nicht abgeschossen werden, aber wol schmerzhafte und langsam heilende Wunden bewirken können. Da das Thier leicht fett wird, so wird es in Italien gegessen und sein Fleisch von manchen noch dem Schweinefleische vorgezogen. Die Stacheln werden zu Zahnstochern, Pinsel- und Stahlfederstielen u. s. w. verwendet. In Südafrika und Java gibt es verwandte Arten und in Südasien eine verwandte Gattung mit langem Schwanze (Atherura).

Stackelberg, ein aus dem Rheinlande stammendes Adelsgeschlecht, das sich schon zu den Zeiten der Heermeister in Livland ansiedelte und sowol dort als in Schweden zu hohen Würden gelangte. Georg von S. erschien 1602 als schwed. Reichsrath auf dem Reichstage zu Stockholm, welcher Karl IX. als König anerkannte. Karl Adam von S., schwed. Generallieutenant, wurde 1714, und Berend Otto von S., schwed. Feldmarschall, 1727 wegen Auszeichnung in den Kriegen Karl's XII. in den schwed. Freiherrnstand erhoben, und Wolter Reinhold von S., schwed. Generallieutenant, erhielt 1763 von König Adolf Friedrich den Grafentitel. — In russ. Diensten erwarb sich einen berühmten Namen Otto Magnus von S., aus dem Hause Jegel in Estland. 1736 geboren, wirkte er unter Katharina II. zuerst als Gesandter in Madrid, dann aber seit 1770 in Warschau, wo er die auf die erste Theilung Polens bezüglichen Unterhandlungen leitete und dafür vom Kaiser Joseph 16. Mai 1775 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Durch sein hochfahrendes Wesen und die Gewaltthätigkeiten, die er sich gegen die poln. Nation erlaubte, zog er sich den allgemeinen Haß derselben zu und mußte endlich abgerufen werden. Doch ernannte ihn Katharina zum Wirkl. Geheimrath und gebrauchte ihn noch zu mehrern diplomatischen Sendungen. Unter Paul nahm er den Abschied; er starb 1800. Dessen Sohn, Graf Gustav von S., geb. 1766, studirte in Strasburg unter Koch, ward dann russ. Gesandter in Turin, später in Wien, wo er an den Arbeiten des Congresses 1814—15 theilnahm, und seit 1819 in Neapel. 1835 zog er sich in den Ruhestand zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Paris, wo er 18. April 1850 starb. Söhne desselben sind: Graf Otto von S., geb. 29. Febr. 1808, russ. Kammerjunker und Besitzer des 1851 gestifteten Majorats Iseuhof und Errides, und Graf Ernst von S., geb. 21. März 1813. Letzterer war früher Adjutant des russ. Kriegsministers Fürsten Tschernyschew, hierauf Gardeoberst und längere Zeit Militärbevollmächtigter in Wien. 1853 avancirte er zum Generalmajor in der Suite des Kaisers, einige Zeit darauf zum Generallieutenant und Generaladjutanten Alexander's II. Seit 23. Sept. 1864 wirkte er als außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister in Wien.

Stackelberg (Otto Magnus, Freiherr von), verdienstvoller Archäolog und Künstler, wurde aus dem zu Worms bei Reval angesessenen Zweige der Familie 25. Juli 1787 geboren. Anfangs zu Hause, seit 1801 im hallischen Pädagogium erzogen, besuchte er schon 1803 die Universität Göttingen, wo Fiorillo sein erster Lehrer in der Kunstgeschichte war. Nach einer Reise nach Genf und Oberitalien lebte er mehrere Jahre theils in Petersburg, theils in Dorpat, mehr der Kunst als der Diplomatie zugewandt, der ihn seine Aeltern widmen wollten. 1808 ging er von neuem auf Reisen, erst nach Rom, dann aber in Gesellschaft Bröndsted's und anderer gleichgesinnter Freunde nach Griechenland. Ueber Korfu und Patras gelangte er nach Athen, Theben, Pergamum, Ephesus, malte überall griech. Landschaften, sammelte die Materialien zu seinem Werk über neugriech. Trachten und kehrte nach manchen Abenteuern, indem er einmal sogar von Piraten gefangen wurde und sich mit einem bedeutenden Lösegelde freikaufen mußte, 1813 nach Rußland zurück. Seit 1816 ließ er sich dauernd in Rom nieder, wo er im innigsten Verkehr mit Kestner, Gerhard, Panofka, von Reden lebte und seine Beschreibung des Apollotempels

zu Baſſä und «Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne» (1825) herausgab. Um einen Verleger für ſeine landſchaftlichen Anſichten Griechenlands und andere Arbeiten zu finden, reiſte er 1828 nach Paris, von dort nach London, Dresden, Heidelberg, Mauheim und Berlin und kehrte 1833 krank zu den Seinigen nach Rußland zurück. Er ſtarb in Petersburg 23. März 1834. Seine Hauptwerke ſind «La Grèce, vues pittoresques et topographiques» (2 Bde., Par. 1830—34) und die «Gräber der Griechen» (Berl. 1835). Fragmente aus einem unvollendet gebliebenen mytholog. Gedicht und eine «Reiſe zum Styx» finden ſich in Gerhard's «Hyperboräiſch-röm. Studien» (Thl. 1 und 2, Berl. 1852).

Stade, die Hauptſtadt der gleichnamigen Landdroſtei im ehemaligen Königreich und der jetzigen preuß. Provinz Hannover, liegt an der Schwinge, 1 St. von der Elbe, an der Grenze der Marſch und Geeſt, iſt Sitz der Landdroſtei, des Obergerichts, eines Conſiſtoriums, einer Generalſuperintendentur, eines Hauptzollamts und zählt 8284 E. (1864). Die zwar alte, aber gutgebaute Stadt hat drei Kirchen, ein Gymnaſium, ein Schullehrerſeminar und eine Taubſtummenanſtalt. Auch befinden ſich daſelbſt eine Strafanſtalt und zwei Krankenhäuſer. Die handels- und gewerbthätige Bevölkerung unterhält einen ſehr lebhaften Verkehr auf der Elbe. Schon früher war S. eine anſehnliche Feſtung, die 1757 bedeutend verſtärkt, 1786 aber geſchleift wurde. Seit 1814 von neuem befeſtigt, blieb es jedoch ein Bollwerk von geringer Bedeutung. Im Kriege von 1866 wurde S. 18. Juni von einem von Harburg aus detachirten Bataillon Preußen überrumpelt, denen eine ſehr anſehnliche Kriegsbeute an gezogenen Geſchützen und Gewehren in die Hände fiel. Seitdem iſt der Ort als Feſtung aufgegeben. S. ſtand frühzeitig unter eigenen Grafen, die unter den ſaliſchen Kaiſern mit der Nordmark belehnt waren. Gegen Ende des 12. Jahrh. kam die Stadt durch den letzten Grafen von S., Hartwig, der nachmals Erzbiſchof von Bremen wurde, an das Erzbisthum Bremen. Sie trat der Hanſa bei und war kein unbedeutendes Glied derſelben. Der drückende Stader Elbzoll, der bei Brunshauſen auf der Elbe erhoben, durch die Schwinger Schanze gedeckt und von Kaiſer Konrad I. dem Erzbisthum Bremen verliehen wurde, veranlaßte die Hanſa, demſelben 1267 durch Zerſtörung der Stadt ein Ende zu machen. Im Weſtfäliſchen Frieden kam S. an Schweden, das es zur Hauptſtadt des Herzogthums Bremen erhob und den Stader Zoll 1688 wieder einführte, der jedoch 1691 fixirt wurde. Mit dem Herzogthum Bremen wurde die Stadt 1719 an Hannover abgetreten. Hannover erkannte die Fixation des Stader Elbzolls unter ſchwed. Herrſchaft nicht an und erhöhte den Zoll ſehr bedeutend. Auf dem Wiener Congreß wurde zwar die Aufhebung dieſes Zolls in Ausſicht geſtellt, doch alle Verhandlungen hierüber mit Hannover blieben ohne Erfolg. Erſt in neueſter Zeit kam die Ablöſung mittels Vertrags vom 22. Juni 1861 zu Stande. Das an Hannover zu zahlende Ablöſungskapital wurde auf 3,100000 Thlr. feſtgeſetzt, von welcher Summe Großbritannien und Hamburg je ein Drittel, Dänemark 209453, die Niederlande 169963, Hannover ſelbſt 123796, Schweden 92495, Frankreich 71166, Norwegen 64258, Bremen 40334 Thlr., den Reſt die übrigen ſeefahrenden Nationen (Preußen, Oeſterreich, Braſilien, Mecklenburg, Portugal, Spanien, Rußland) übernahmen. Vgl. Soetbeer, «Des Stader Elbzolls Urſprung, Fortgang und Beſtand» (Hamb. 1839). Die Landdroſtei S. begreift die Herzogthümer Bremen (92,27 Q.-M.) und Verden (21,25 Q.-M.) nebſt dem Lande Hadeln (5,54 Q.-M.), hat ein Geſammtareal von 119,16 Q.-M. und zählt 300935 E. (1864).

Städel'ſches Kunſtinſtitut heißt eine Anſtalt zu Frankfurt a. M., die nach ihrem Stifter, dem Bankier und Beiſitzer des Bürgercollegiums, Johann Friedrich Städel, geb. 1. Nov. 1728, geſt. 2. Dec. 1816, benannt iſt. Ein warmer Kunſtfreund und eifriger Sammler, vermachte derſelbe, um dem Mangel einer Kunſtſammlung in ſeiner Vaterſtadt abzuhelfen, ſeine Kunſtſchätze ſowie ſein ganzes Vermögen von 1,300000 Fl., mit Ausnahme einiger Legate, zur Begründung einer ſolchen Anſtalt, welche nicht nur die Verbreitung der Kunſtkenntniß im allgemeinen, ſondern auch Bildung und Unterricht einheimiſcher Künſtler bezweckte. Dieſelbe wurde, nachdem die Verwaltung bald nach dem Tode des Stifters mit deſſen Verwandten in einen 1828 durch Vergleich geſchlichteten Proceß verwickelt worden, 1833 in einem neuen, äußerlich zwar einfachen, im Innern aber ſeiner Beſtimmung für die damalige Zeit entſprechenden Gebäude in der Neuen Mainzer Straße eröffnet, und hat ſeitdem Tüchtiges geleiſtet. Die Galerie beſitzt an 500 Nummern der werthvollſten Originalgemälde aller ältern und neuern Schulen, eine gute Sammlung von Abgüſſen antiker und mittelalterlicher Plaſtik, eine ausgezeichnete Kupferſtichſammlung (45000 Blatt), 6000 Originalhandzeichnungen und eine ausgewählte Kunſtbibliothek. Sämmtliche Sammlungen werden beſtändig vermehrt und ſind dem Publikum unentgeltlich zugänglich. Vgl. Starck, «Beſchreibung des Städel'ſchen Kunſtinſtituts» (Frankf. 1823).

Stadion, ein uraltes Geſchlecht, aus Graubündten ſtammend, wo ſich noch die Trümmer der Stammburg Stadion ob Küblis finden. In Schwaben baute es das neue Schloß Stadegun oder Stadion bei Munderkingen an der Donau. Walther und Ludwig von Stadegun werden zur Zeit des letzten Hohenſtaufen erwähnt. Insbeſondere war das Haus Habsburg den S. ſehr geneigt. — Durch Walther von S. dachte Habsburg das Glarnerland zu unterwerfen; doch Walther fiel 1388 in dem Kampfe bei Näfels, und mit ihm blieben faſt alle ſeine Ritter. — Unter Maximilian's I. liebſte Freunde gehörte auch Chriſtoph von S., Biſchof zu Augsburg, ein edler Eiferer für die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, unermüdet im Beſtreben der Verſöhnung und Wiedervereinigung. Er war ſpäter auch der Vertraute Karl's V. und Ferdinand's I., ſtand mit Erasmus in beſtändigem Briefwechſel, mit Melanchthon in ſchriftlichem und mündlichem Verkehr und ſtarb 1543 auf dem Reichstage zu Nürnberg. — Ein nicht minder großer Mann war Johann Kaspar von S., Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, öſterr. Kriegspräſident und Feldzeugmeiſter, der ſich hauptſächlich 1634 in der Schlacht bei Nördlingen auszeichnete. — Der kurmainzer Geheimrath und Kanzler Johann Philipp von S., geb. 1652, geſt. 1741, die Seele aller Reichsgeſchäfte und noch im hohen Alter Botſchafter bei der Wahl Karl's VI. und Geſandter des Rheiniſchen Kreiſes beim Utrechter und Badener Friedenscongreß, wurde von Leopold I. 1686 zum Freiherrn, 1705 zum Reichsgrafen erhoben und 1708 in das ſchwäb. Grafencollegium eingeführt. — Seine Söhne, Friedrich von S. (geb. 1691, geſt. 1768 als Geheimrath und mainzer Conferenzminiſter), und Hugo Phil. von S. (geb. 1720, geſt. 1785), gründeten die beiden Linien, in welche ſich gegenwärtig das Haus theilt; jener die Fridericianiſche, dieſer die Philippiniſche Linie. In der erſtern folgte ſeinem Vater, dem Grafen Joh. Phil. Karl Joſ. von S. (ſ. d.), 1824 der älteſte Sohn Joſ. von S. (geb. 1797, geſt. 1844) der aber 1836 ſeinem Bruder Franz Seraph Grafen von S. (ſ. d.) die Standesherrſchaft überließ. Letzterer ſtarb 1853, hatte aber ebenfalls ſchon 1846 infolge eines Familienpacts die Standesherrſchaft an ſeinen jüngern Bruder, den Grafen Rudolf, geb. 23. Febr. 1808, abgetreten, der ſeitdem das Haupt des Hauſes iſt. An der Spitze der andern Linie ſteht Friedrich, Graf von S., geb. 13. Dec. 1817. Sohn des Grafen Emmerich Joh. Phil. von S., geb. 14. Dec. 1766, geſt. 11. Jan. 1817, des Großoheims des letztgenannten, iſt Graf Philipp von S., geb. 9. Mai 1799, öſterr. General der Cavalerie.

Stadion (Joh. Phil. Karl Joſeph, Graf von), öſterr. Staatsmann, geb. 18. Juni 1763, widmete ſich auf der Univerſität zu Göttingen mit Eifer dem Studium der Diplomatie und wurde 1788 beim Ausbruche des türk. und des ruſſ.-ſchwed. Kriegs als kaiſerl. Geſandter nach Stockholm, 1790 aber nach London geſendet. 1792 nahm er ſeine Entlaſſung und lebte nun mit ſeinem ältern Bruder auf ſeinen Gütern, auch einige Zeit zu Regensburg und Wien und vermählte ſich 1794 mit ſeiner Verwandten Maria Anna, Gräfin von Stadion (Philippiniſcher Linie). Erſt 1797 übernahm er wieder eine Sendung nach Berlin, wo er viel dazu beitrug, die Spannung zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu heben. Als Botſchafter in Petersburg ſeit 1804 betrieb er eifrig das Zuſammentreten der dritten Coalition und folgte dann 1805 dem Kaiſer Alexander zur Armee. Nach dem Presburger Frieden erhielt er an Cobenzl's Stelle das Miniſterium des Auswärtigen. Er erkannte ſcharf, welchen Weg Oeſterreich einzuſchlagen habe, um ſich gegen Frankreichs Uebermacht zu behaupten, und erſtrebte namentlich eine ſolche Ergänzung der Streitkräfte, welche die Vorübung in Friedenszeiten gewährte, ohne daß die Mannſchaften aus ihren bürgerlichen Verhältniſſen herausgeriſſen würden und ihr Unterhalt den Staatsſchatz erſchöpfte. Eine durch und durch nationale Richtung des öſterr. Heerweſens ſollte in dem künftigen Kriege als polit. und moraliſche Triebfeder gegen die phyſiſche Uebermacht Napoleon's wirken. Der unglückliche Ausgang des Kampfes 1809, der auf ſein Anrathen unternommen worden, nöthigte ihn, ſeine Stellung dem Grafen Metternich zu überlaſſen. S. lebte einige Zeit in Prag und dann auf ſeinen böhm. Gütern, bis er 1812 wieder nach Wien gerufen und in allen wichtigen Verhandlungen verwendet wurde. Nach der Schlacht bei Lützen erhielt er als Vermittler eine Sendung in das Lager Alexander's und Friedrich Wilhelm's, und ſeitdem war ſein Einfluß ſehr bedeutend. Nach dem Frieden mußte er ſich abermals dem ſchwierigen Auftrage der Herſtellung der Finanzen unterziehen. Sein Syſtem, das er in dieſer Beziehung verfolgte, war darauf berechnet, das geſunkene Papiergeld ganz aus dem Umlaufe zu ziehen, daſſelbe in eine verzinsliche Staatsſchuld umzuwandeln und die Münzcirculation wiederherzuſtellen. Um den Uebergang ſchonend zu bewirken, war die Umwandlung des Papiergeldes in verzinsliche Staatspapiere in die Geſtalt freiwilliger Anleihen gekleidet. Zu gleicher Zeit war S. bemüht, durch angemeſſene Inſtitutionen dem Handelsverkehr eine belebtere Geldcirculation

zuzuwenden und den Staatscredit zu stärken, indem die Nationalbank und ein Tilgungsfond errichtet wurden. Die Ausgaben des Staats wurden beschränkt und genau bestimmt und di Steuerverfassung nach bessern Grundsätzen geregelt. S. erlebte nur zum Theil die erfreuliche Folgen seiner Bemühungen; er starb zu Baden bei Wien 15. Mai 1824. — Sein ältere Bruder, Friedrich Lothar, Graf von S., ein menschenfreundlicher und aufgeklärter Cha rakter, geb. 6. April 1761, der aus Liebe zu seinem jüngern Bruder auf das Recht der Erst geburt verzichtet hatte, wandte sich den Wissenschaften und dem geistlichen Stande zu und wurd Domcapitular in Mainz und Würzburg, mainzischer und würzburgischer Regierungsrath, dan Vicepräsident und endlich Präsident. Er war auch einige Zeit Verweser der erfurter Statt halterei, Curator der würzburgischen Hochschule und 1798 würzburgischer Gesandter bei der Congresse zu Rastadt. Nach der Säcularisation trat er in österr. Staatsdienst und wurde zu nächst kurböhm. Reichstagsgesandter zu Regensburg. Nach dem Presburger Frieden erhielt e die schwierige Bestimmung, die diplomatischen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Baier wiederherzustellen. Beim Ausbruche des Kriegs 1809 wurde er als Generalintendant zu Hauptheere des Erzherzogs Karl berufen. Doch das Unglück Oesterreichs beendete hier sein Wirksamkeit sehr schnell. Er zog sich hierauf mit seinem Bruder auf die böhm. Güter zurü und starb zu Chodenschloß 9. Dec. 1811. Seinen Charakter veranschaulichen treffend die vo Joh. von Müller herausgegebenen «Briefe zweier Domherren». — Graf Franz Serap von S., ebenfalls ausgezeichnet als österr. Staatsmann, der zweite Sohn des österr. Minister Grafen Joh. Philipp Karl Jos. von S., wurde 27. Juli 1806 geboren und trat früh in di Staatsgeschäfte ein. Er zeichnete sich namentlich als Administrativbeamter aus und erwarb sic in Triest und in Galizien, wo er 1846 die Leitung unter schwierigen Verhältnissen übernahm ein dankbares Andenken. Nach der Besiegung der wiener Revolution im Oct. 1848 trat er m Schwarzenberg und Bach in das Ministerium vom 21. Nov., welches die Herstellung der tief zerrütteten österr. Monarchie übernahm. Neben Schwarzenberg vertrat er das freisinnige Ele ment der neuen Verwaltung, und man sah seinem Wirken mit großen Hoffnungen entgegen Allein ein hartnäckiges körperliches Leiden zwang ihn schon im Mai 1849 um seine Entlassun nachzusuchen. Er erhielt unbegrenzten Urlaub und begab sich nach Gräfenberg, um dort di Genesung zu finden, seine Krankheit steigerte sich aber mehr und mehr bis zur Geisteszerrüttun und er starb 8. Juni 1853.

Stadium (griech. stadion) hieß bei den Griechen die Rennbahn, in welcher die Wettläu und die sonstigen gymnastischen Wettkämpfe bei den öffentlichen Festspielen (Agonen) gehalte wurden. Man wählte zur Anlage einer solchen gewöhnlich eine natürliche Einsenkung zwische zwei Hügeln, deren die Langseiten der Bahn umschließende Abhänge mit Steinsitzen bedec wurden. Das obere (hintere) Ende der Bahn wurde durch halbkreisförmige Seitenreihen, an denen die Kampfrichter und sonstige vornehme Personen saßen, das vordere durch Mauern zwischen denen der Eingang sich öffnete, abgeschlossen. Wo keine dafür geeigneten Anhöhen vor handen waren, ruhten die Sitze auf künstlich aufgeschütteten Erdwällen oder Mauerwerk. E gab auch Stadien mit Sitzreihen nur an einer Langseite. Manche derartige Anlagen waren seh kostbar und kunstreich. So war das Stadion in Messene an drei Seiten von Säulenhallen um geben; in den Stadien zu Athen, Delphi und auf dem korinth. Isthmos ließ Herodes Atticu die Sitze aus weißem Marmor herstellen. Das Vorbild für alle andern griech. Stadien bilde das in Olympia (s. d.). Da die Bahn desselben gerade 600 griech. F. (= 589,35 preuß. F oder 184,97 Meter) maß, wurde diese Länge als das allgemeine Längen- und Wegmaß bei de Griechen gebraucht; 40 solcher Stadien entsprechen ziemlich genau einer deutschen Meile. Vg Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862).

Stadler (Maxim.), berühmter Kirchencomponist und Orgelspieler, wurde zu Melk 174 geboren, studirte Musik und Theologie, trat 1766 in den Benedictinerorden und erhielt 177 die Priesterweihe. Schon in dieser Zeit componirte er 6 Trios für Saiteninstrumente, mehrer kleine Klaviersonaten, 1 Violoncelloconcert, 3 Magnificate, 1 Messe, Litanei, Cantate, 1 M ferere, Veni sancte spiritus, 6 Salve regina, 2 solenne Messen und mehrere kurze, 4 Ant phonen, 2 große Cantaten, 2 Melodramen, 3 Quartetten, 30 deutsche Lieder und mehrere andere. Dabei lehrte er als Professor Moral, Kirchengeschichte und kanonisches Recht; au versah er einen auswärtigen Pfarrdienst. Gleichzeitig galt er für einen der tüchtigsten Orge spieler. Bei Aufhebung der Klöster wurde er 1786 Commendaturabt der Abtei Lilienfel drei Jahre später der zu Kremsmünster. Nach Wiedereinsetzung der Herrenstifter verblieb er i Priesterstande und privatisirte von 1791—1803 mit dem Titel Kanonikus und Consistoria

rath in Wien, worauf ihm das Pfarramt in der Vorstadt Alltlerchenfeld und 1810 in Böhmischkrut übertragen wurde. 1815 gab er Kränklichkeit halber sein Pfarramt auf, erholte sich aber sehr bald wieder in Wien und widmete nun seine ganze Thätigkeit der Tonkunst. Unter vielen kleinern Compositionen sind vorzüglich sein Oratorium «Die Befreiung Jerusalems», ein großes Requiem, Klopstock's Frühlingsfeier, mehrere Messen und 24 Psalmen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte hervorzuheben. Er starb 8. Nov. 1833.

Städte nennt man die größern Gemeinden, welche als solche durch die im Staate bestehende Gemeindeverfassung ausdrücklich anerkannt sind. Charakteristisch pflegt für die S. zu sein, daß ihre Gebäude ein mehr oder weniger engverbundenes Ganze bilden, daß die Bevölkerung wenig in Ackerbau und Viehzucht, dagegen sehr überwiegend in Industrie und Handel ihren Erwerb findet; ferner daß an der Spitze der städtischen Gemeinde eine eigene Verwaltungsbehörde, ein Magistrat mit einem Bürgermeister oder ein Bürgermeister mit Beigeordneten und Schöffen zu stehen pflegt. Die Entwickelung der Großindustrie auf dem platten Lande hat jedoch auch dort Gemeinden von 10000 und mehr Einwohnern hervorgerufen, welche den städtischen Charakter an sich tragen, ohne als S. förmlich anerkannt zu sein. Von den kleinen S. unterscheiden sich sehr wenig die Marktflecken, die oft ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Bevölkerung im Laufe der Zeit erhalten haben. Da, wo noch nicht völlige Gewerbefreiheit besteht, besitzen dem platten Lande gegenüber nur die S. das Recht, zunftmäßig Handel und Gewerbe zu betreiben. Doch ist dies Vorrecht beinahe überall schon beseitigt, sodaß, wenn auch die Gemeindeverfassung für S. von der für Landgemeinden wenig abweicht, die großen industriellen Landgemeinden selten auf die Anerkennung als S. Werth legen. Im Mittelalter und noch später war jede wirkliche Stadt befestigt, mit Gräben und Mauern umgeben. Die ersten S. entstanden in den milden Himmelsstrichen Asiens, Nordafrikas, Griechenlands und Italiens. Abgesehen von den Chinesen und andern Völkern des östl. und des südl. Asien, waren es die Aegypter, Phönizier und Griechen, welche viele S. anlegten, die sich bald zu einem hohen Grad von Wohlstand und Reichthum erhoben, und aus denen die Republiken des Alterthums hervorgingen. Berühmte Städtebünde jener Zeit waren der phönizische, welcher die Städte Tyrus, Sidon u. a. umfaßte, und der achäische, zu dem die wichtigsten Städte Griechenlands sich vereinigt hatten, um sich gegen die Uebermacht der Macedonier wechselseitig zu schützen. Unter Kaiser Augustus und dessen Nachfolgern fingen die Römer an, Pflanzstädte in Deutschland anzulegen, z. B. Augusta Vindelicorum (Augsburg), Colonia Agrippina (Köln), Drusomagum oder Augusta Drusi (Memmingen) u. a. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten sie zuerst, ungefähr 70 n. Chr., S. und Flecken, die aber durch die Alemannen größtentheils zerstört und erst nachmals unter der Herrschaft der Franken theilweise wiederhergestellt wurden. Die Deutschen zeigten anfangs wenig Neigung zum Stadtleben; erst Karl d. Gr. fing an, zunächst nur feste Plätze bei ihnen anzulegen. Sehr viele S. gründete sodann Heinrich I. (s. d.), 919—936 (z. B. Meißen, Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt und Soest), während derselbe zugleich offene Orte in Thüringen und Sachsen mit Mauern umgab, um sie gegen die Ueberfälle der Ungarn zu sichern. Durch große Vorrechte, welche er den Städtebewohnern verlieh, hob er die Abneigung der Deutschen gegen das Leben in S., und durch Anlegung neuer S. mehrte er den Wohlstand, die innere Kraft und den Gewerbfleiß seines Reichs. Doch ging man zu weit, wenn man früher Heinrich geradezu den deutschen Städtegründer nannte. Viele deutsche S. sind auch aus Bischofssitzen, Marktplätzen u. s. w. entstanden. Jede hatte anfangs in einem Landesherrn oder dem Kaiser ihren Herrn, der sie durch Privilegien und sonstige Freiheiten erst zur eigentlichen Stadt erhob. Es war sogar eine Stadt in ihrer rechtlichen Bedeutung nicht eher vollständig vorhanden, als bis sich in ihr eine eigene Verfassung und Verwaltung ausgebildet hatten, an deren Spitze der Bürgermeister und Rath standen. In vielen S. befanden sich kaiserl. Burgen. Die Befehlshaber der Besatzung derselben hießen Burggrafen, die Einwohner Bürger, welches nachmals die allgemeine Benennung der nicht adelichen, von städtischen Gewerben lebenden Stadtbewohner wurde. Die Verhältnisse in den S. unter den Bürgern und namentlich zu dem Landesherrn wurden durch besondere Statute oder Stadtrechte (s. d.) bestimmt. Durch die Befehdungen, welche sich der mächtige Adel gegen die minder mächtigen Landbewohner erlaubte, wurden auch diese häufig genöthigt, in den S. ihre Zuflucht zu nehmen. Konnten sie hier nicht aufgenommen werden, so legte man außer den Ringmauern oder Pfählen Vorstädte (Pfahlburgen) an, deren Bewohner des städtischen Schutzes, aber nicht immer aller Rechte der eigentlichen Stadtbewohner genossen. Unter Kaiser Konrad III., 1138—52, hatten sich hauptsächlich die lombardischen S. und insbesondere Mailand, welches an ihrer Spitze stand, zu großem Reichthum und hoher Macht

emporgeschwungen und sich zu einem Städtebunde vereinigt. Vergebens zerstörte Friedrich I. das übermüthige Mailand. Es wurde bald wieder aufgebaut, und die lombardischen S. zwangen in Verbindung mit dem Papste den Kaiser, zu Konstanz einen für ihn sehr nachtheiligen Frieden zu schließen. Zwei mächtige Städtebündnisse bildeten sich während des Interregnums von 1256—72 in der Hansa (s. d.) und in dem Bunde der oberdeutschen und rheinischen S. vom Fuße der Alpen bis zum Ausflusse des Main. Nach und nach erlangten die S. in allen gebildeten Staaten Europas das Recht der Reichs- oder Landstandschaft und damit einen Antheil an der Regierung. Somit gingen von ihnen nicht blos Reichthum und Wohlstand aus, sondern, wie es auch im Alterthume geschehen, eine freiere Entwickelung und überhaupt die Civilisation und Bildung der neuern Zeit. Die lombardischen S., obgleich noch immer wohlhabend und blühend, kamen schon während des Mittelalters größtentheils unter die Herrschaft einzelner Familien, wobei ihre republikanische Verfassung nach und nach aufhörte und der einst so mächtige lombard. Städtebund sich löste. Die deutschen S. erlangten zwar auch die Reichsstandschaft und bildeten das dritte große Reichscollegium neben den Kurfürsten und Fürsten, welches ihnen im Westfälischen Frieden besonders zugesichert wurde; aber je mehr sich die fürstl. Gewalt und der Territorialstaat ausbildeten, um so häufiger verloren sie ihre selbständige Stellung und polit. Bedeutung. Zuletzt wurden die noch unabhängigen S. des Deutschen Reichs mit in den Fall der geistl. Fürsten verwickelt und verloren durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 gänzlich ihre Unmittelbarkeit. Von den vielen ehemaligen deutschen Reichsstädten (s. d.) haben gegenwärtig nur noch Hamburg, Lübeck und Bremen als sog. Freie S. ihre polit. Selbständigkeit. Vgl. Gaupp, «Ueber deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter» (Jena 1824); Kortüm, «Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde» (3 Bde., Zür. 1827—30); Hüllmann, «Städtewesen im Mittelalter» (4 Bde., Bonn 1825—29); Warnkönig, «Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte» (3 Bde., Tüb. 1834—39).

Städteordnung heißt diejenige Gemeindeordnung, welche ausschließlich für die Städte und nicht zugleich für die Landgemeinden gilt. Als die Städte mehr und mehr ihre unabhängige und selbständige Stellung verloren, fingen die Landesherren an, die ihre Verhältnisse regelnden Stadtrechte (s. d.) zu modificiren und einander ähnlich zu machen, bis man endlich dahin kam, diese Stadtrechte zu beseitigen und S. zu entwerfen, welche für alle Städte eines Landes oder doch für alle Städte eines Landestheils Geltung erhielten. In manchen Ländern ging man aber noch weiter, indem man Gemeindeordnungen (s. d.) für alle Gemeinden (Städte, Flecken, Landgemeinden) erließ, den Unterschied zwischen Städten und ländlichen Gemeinden nicht mehr für so wichtig erachtend, um für beide Kategorien besondere Gemeindeverfassungen herzustellen. Solche Gemeindeordnungen sind auch sehr wohl möglich, vorausgesetzt, daß sie nur in großen Grundzügen feststellen, was als Gemeindeglied zu betrachten ist, wie die Gemeindevertretung einzurichten, welche Rechte dieselbe hat, wie die Gemeindeverwaltung entsteht, welche Befugnisse und Pflichten ihr beiwohnen und in welchem Umfange und in welcher Weise der Staat beaufsichtigt und einwirkt. Die nähere Ausführung und die erforderliche, nach den Localverhältnissen sich gestaltende Ergänzung muß dagegen Ortsstatuten aufbehalten bleiben. Hinsichtlich der Anforderungen, welche an S. zu machen sind, ist man in Deutschland wenigstens darüber allgemein einig, daß die Städte möglichst selbständig hingestellt werden und die volle Selbstverwaltung besitzen sollen; ferner daß allen Gemeindeangehörigen ein ausreichender Einfluß auf die Entscheidung über die Gemeindeangelegenheiten und auf die Verwaltung gesichert werden muß. Da dies Ziel wol angestrebt wird, aber noch keineswegs erreicht ist, so sind gegenwärtig fast alle deutschen S. als provisorische zu betrachten, deren Umgestaltung man nicht nur fordert, sondern auch vielfach von den Volksvertretungen und Regierungen als nothwendig anerkennt. Namentlich ist dies in Preußen, und zwar mehr noch in den neuen als in den ältern Provinzen der Fall, weil in den erstern S. nach älterm Systeme bis zu neuerer Zeit bestanden haben. In Preußen, wo die Regeneration des Staats nach der Niederlage von 1806 energisch unternommen wurde, fand eine vollständige Umgestaltung der städtischen Verfassung durch die S. von 1808 statt. Der Staat behielt sich in derselben die Aufsicht über die Städte vor, diese aber verwalteten ihre Angelegenheiten selbständig. Die Vertreter der Bürgerschaft waren die von den Bürgern gewählten Stadtverordneten, welche unbeschränkte Vollmacht besaßen. Die Verwaltung lag in der Hand des von den Stadtverordneten gewählten Magistrats, dessen unbesoldete Mitglieder in der Mehrzahl aus den Bürgern genommen werden mußten, und in der Hand der dem Magistrat untergeordneten Verwaltungsdeputationen, in welchen Stadtverordnete und andere Bürger neben wenigen Magistratsmitgliedern saßen. Bürger waren vorzugsweise die Grundeigenthümer und

die Gewerbtreibenden. Dieſe S. van 1808 erſchien ſpäter als zu freiſinnig, und es wurde deshalb eine andere revidirte S. von 1831 erlaſſen, welche man jedach denjenigen Städten, die die S. van 1808 bereits befaßen, nicht aufdrang, ſadaß ſich die neue erſt nach und nach verbreitete. Uebrigens gab es in Preußen neben jenen beiden nach andere S. van geringerer Wichtigkeit, und namentlich dauerten die alten, aus Obſervanzen hervorgegangenen Städteverfaſſungen von Neuvorpommern und Rügen ruhig fart. Endlich erging darauf die Gemeindeardnung vam 11. März 1850, welche alle beſtehenden S. befeitigte, aber nur in wenigen Städten vallſtändig eingeführt und bereits 1853 wieder aufgehaben wurde. Gegenwärtig gelten in den alten preuß. Pravinzen drei S., und außerdem beſtehen in Neuvorpommern und Rügen die reactivirten alten Städteverfaſſungen fort. Jene drei Ordnungen ſind die S. für die ſechs äſtl. Provinzen vam 30. Mai 1853; die S. für Weſtfalen vam 19. März 1856; die S. für die Rheinpravinz vam 15. Mai 1856. Alle drei knüpfen wol an die S. van 1808 an, gewähren jedach der Regierung mehr Einfluß als dieſe und erweitern auch die Befugniſſe des Magiſtrats zum Nachtheil der Befugniſſe der Stadtverardneten. In der Rheinprovinz iſt ein Magiſtrat meiſt nicht varhanden, ſondern hier verwaltet mit Hülfe von Beigeardneten ein Bürgermeiſter, der zugleich Varſitzender der Stadtverordneten iſt. Sehr mangelhaft iſt es mit dem Stimmrecht der Bürger beſtellt, indem alle drei preußiſchen S. das Dreiklaſſen-Wahlſyſtem haben. Baiern regelte ſeine Städteverfaſſung einigermaßen im Sinne der preußiſchen S. van 1808 durch Geſetze von 1817 und 1818, und Würtemberg durch das Verwaltungsedict van 1822, das am 18. Juni und 6. Juli 1849 einige wichtige Zuſätze erhielt. In Sachſen beſteht die S. vom 2. Febr. 1832 nebſt Zuſätzen vam 13. Sept. 1833. Vielfach beſchäftigte ſich Baden mit der Gemeindegeſetzgebung. Nach dem Gemeindegeſetz van 1831 erhielt dieſer Staat Geſetze van 1851, 1852, 1856 und 1862. Aus den letzten Jahrzehnten ſtammen noch die S. van Braunſchweig, Anhalt, Sachſen-Weimar und Sachſen-Meiningen, Schwarzburg, Waldeck und Reuß. Die franz. Städteverfaſſung, die auf dem Geſetze vam 28. Pluviaſe VIII beruht, beſteht noch in der bair. Pfalz und weſentlich geändert im Großherzagthum Heſſen, während Mecklenburg nur locale Städteverfaſſungen kennt. Die Freien Städte Lübeck, Hamburg und Bremen können nicht wahl in Betracht kammen, da ſie nicht nur Städte, ſandern auch ſelbſtändige Staaten ſind. Die Städteverfaſſungen in England ſind von den Einflüſſen der Regierung zwar faſt vallſtändig befreit, aber in ihrem Wirkungskreiſe ſehr eingeengt. In Frankreich iſt zur Zeit van Selbſtändigkeit der Städte und namentlich der graßen Städte ſawie einer eigentlichen Städteverfaſſung keine Rede, da die Gemeinden als Staatsanſtalten betrachtet werden. In den ſlaw. Ländern fehlt der für die Entwickelung des ſtädtiſchen Weſens nathwendige Mittelſtand. Schweden ſuchte durch das Geſetz vam 3. Mai 1862 ſeine Städte zu heben, indem es ſie ſelbſtändig hinſtellte. In der Schweiz, wo dieſe Selbſtändigkeit ſeit langer Zeit varhanden, iſt die ſtädtiſche Verfaſſung im Fluß begriffen, da ſich neben den Bürgergemeinden die Einwahnergemeinden ausbilden. Vgl. Reichard, «Statiſtik und Vergleichung der jetzt geltenden ſtädtiſchen Verfaſſungen in Deutſchland» (Altenb. 1844); die Ueberſicht der neueſten Städteverfaſſungen in Kellner's «Taſchenbuch der palit. Statiſtik Deutſchlands» (Frankf. a. M. 1864); «Deutſche Gemeindezeitung» (herausg. von Stolp und Piper, Berl. 1862 fg.).

Stadtrechte erwuchſen in Deutſchland im Weſentlichen auf dem Baden der Land- ader der altüberlieferten Valksrechte allmählich ſeit dem 10. Jahrh. Ihre Anfänge begannen mit Urkunden oder Privilegien der Kaiſer ader Fürſten über die Befugniſſe der herrſchaftlichen Beamten, über Markt- und Gewerbeeinrichtungen, über die perſönlichen und privatrechtlichen Verhältniſſe der Einwohner u. dgl. Dazu traten dann neue Rechtsgewohnheiten, die aus den Valks- und Dienſtrechten der betreffenden Orte unter der fortſchreitenden Entwickelung der ſtädtiſchen Verhältniſſe hervorgingen, Urtheile der Schöffengerichte und Verordnungen des Raths, bis endlich aus allen dieſen Materialien, gewöhnlich auf Betreiben des Raths, zuſammenhängende S. verfaßt wurden, welche ſich verbreiteten über die Rechte des Königs ader Landesfürſten, die Gerechtſame des Raths und der ſtädtiſchen Beamten, das Gerichtswesen und das gerichtliche Verfahren, das Straf-, Ehe-, Eigenthums- nnd Erbrecht, die Rechte der Kaufleute, Handwerker, Fremden, Juden u. ſ. w. Sehr häufig ward auch das Recht einer Stadt mehr ader minder vallſtändig in eine oder mehrere andere und von dieſen wiederum in nach andere Städte verpflanzt, ſadaß dann gewöhnlich die Mutterſtadt des Rechts auch den Oberhaf für die übrigen bildete. Unter den Städten des frieſiſchen Stamms entfalteten ſich die weſtwärts in den Niederlanden gelegenen am meiſten, doch ahne erhebliche Rückwirkung auf die Rechtsbildung in den eigentlich deutſchen Städten, weil ſie ſchon früh dem übrigen Deutſchland entfremdet wurden. Die mannichfaltigſte

Verzweigung zeigt die Rechtsentwickelung in den Städten des sächs. Stomms, welche, je nach deren westl. oder östl. Lage, in mehrern Punkten, besonders im ehelichen Güterrechte, einen etwas abweichenden Gang nahm. In Westfalen, wo die Gütergemeinschaft Regel war, wurden Mutterstädte von S. Münster (mit den Tochterstädten Bielefeld, Ahlen, Bocholt, Koesfeld, Dülmen u. a.), Rüthen (mit den Tochterstädten Arnsburg, Brilon u. a.), besonders aber Dortmund (mit den Tochterstädten Höxter, Kamen, Lüdenscheid, Wesel) und Soest (mit den Tochterstädten Minden, Warburg, Siegen, Lippstadt u. a., denen in zweiter und dritter Reihe Büren, Hagen, Homm, Unna u. a. sich anschlossen). Namentlich erlangte das soester (s. Soest) Recht eine sehr weitreichende Bedeutung durch seine Verpflanzung nach Lübeck. Denn während zwischen Weser und Elbe Goslar, Braunschweig, Lüneburg und Uelzen Mittelpunkte bildeten, verbreiteten sich die Rechte von Magdeburg und Lübeck über den ganzen deutschen Nordosten, und zwar so, daß lübisches Recht, mit den Hauptorten Lübeck, Rostock und Stralsund, die Küstenstriche gewann, von Schleswig ab bis zu den östlichsten deutschen Colonien, magdeburger Recht dagegen, mit den Hauptpunkten Magdeburg, Halle, Leipzig, Brandenburg, Breslau, Kulm, die Binnenländer beherrschte, indem es einerseits über das nördl. Böhmen und über Schlesien bis nach Polen hinein, andererseits durch einen Streifen von Pommern und dann weiter als kulmer Recht fast über das ganze Preußen, ja strichweise bis an die Küste vordrang. Zwischenhinein fanden sich mancherlei Mischungen, indem einzelne Städte bald lübisches, bald magdeburger Recht nacheinander annahmen, andere ihr Recht aus verschiedenen Bestandtheilen zusammensetzten. So mengte sich in einzelnen Theilen von Mecklenburg und Pommern lübisches Recht mit schwerinischem (welches letztere eigenthümliche slaw. Elemente besaß), in sächs. Strichen magdeburger Recht mit olmützer (dem wiederum wahrscheinlich goslarisches zu Grunde lag), und in Schlesien gerieth magdeburger Recht unter fränkisches und vlämisches, was durch mittel- und niederrhein. Colonisten eingeführt worden war. In Thüringen wurden maßgebend Erfurt, Nordhausen und besonders Eisenach; unter den fränk. Städten aber erhoben sich zu Mittelpunkten Aachen, Worms, Würzburg, Bamberg und vorzüglich Frankfurt a. M. und Köln. Frankfurts Einfluß erstreckte sich über die Wetterau und Hessen, und kölnisches Recht drang hinauf bis tief in die schwäb. und burgund. Lande, zumeist vermittelt durch seine Verpflanzung nach Freiburg im Breisgau, von wo es nach Freiburg im Uechtland, nach Bern, Murten, Thun u. s. w. gelangte. Von den alemann. oder schwäb. Städten erhoben sich besonders Strasburg, Hagenau und Kolmar und diesseit des Rhein (außer dem mit kölnischem Rechte bewidmeten Freiburg im Breisgau) noch Ueberlingen und Ulm, während unter den Städten des bair. Stomms Regensburg, Nürnberg und Eger das Uebergewicht erlangten. Weil aber die städtischen Einrichtungen selbst und nicht minder alle Territorialverhältnisse sowie die Rechtsvorstellungen überhaupt mächtige Umgestaltungen erfuhren, wurden auch Umänderungen der S. nothwendig, und so entstanden im 15., 16. und 17. Jahrh. an sehr vielen Orten verbesserte und vermehrte S. (häufig «Reformationen» genannt), wobei seit dem 16. Jahrh. unter dem Einflusse des rechtsgelehrten Stadtschreibers oder durch eine dazu aus rechtsgelehrten Doctoren des Raths gebildete Commission immermehr röm. Recht eingemischt ward, bis endlich die alten S. zugleich mit der eigenen Gerichtsbarkeit und der Selbstverwaltung der Städte größtentheils dem überwältigenden Absolutismus der Landesherren erlagen. Vgl. Gaupp, «Deutsche S. des Mittelalters» (2 Bde., Bresl. 1851—52); Gengler, «Deutsche S. des Mittelalters» (Erl. 1852).

Staël-Holstein (Anne Louise Germaine, Baronin von), berühmte franz. Schriftstellerin, wurde 22. April 1766 zu Paris geboren, als ihr Vater, Jacques Necker (s. d.), der nachmalige Minister Ludwig's XVI., noch Commis beim Bankier Thélusson war. Die Mutter leitete der Tochter Erziehung nach den schroffen Grundsätzen des genfer Calvinismus, während der Vater seine Tochter verzärtelte. Das Necker'sche Haus war ein Sammelplatz literarischer Notabilitäten, in deren Umgang die Tochter frühzeitig Bildung erhielt. 1786 heirathete sie, um Paris nicht verlassen zu müssen, den schwed. Gesandten, Baron von Staël-Holstein; ihr Herz jedoch scheint einem edeln Manne, Matthieu de Montmorency, gehört zu haben. An der Revolution nahm Frau von S. als begeisterte Anhängerin Rousseau's, über welchen sie 1788 ein besonderes Werk «Lettres sur les écrits et le caractère de J. J. Rousseau» (2. Aufl., Par. 1789) hatte erscheinen lassen, thätigen Antheil. In den erst nach ihrem Tode erschienenen «Considérations sur les principaux événements de la révolution française» (Bd. 12—14 der «Oeuvres»; deutsch mit Vorrede von A. W. Schlegel, 3 Bde., Heidelb. 1818) spricht sich ihre Vorliebe für den engl. Constitutionalismus aus. Als ihr Vater im Sept. 1790 sich nach Coppet zurückzog, mußte Frau von S. mit den Ihrigen in Paris zurückbleiben. Sie hatte das

Glück, mehrere ihrer Freunde während der Schreckenszeit vom Tode zu retten, floh aber endlich auch und entging nur durch ihres Freundes Manuel Hülfe dem Schaffot. Nach kurzem Aufenthalte im Vaterhause ging sie nach England, wo sie ihre Schrift zu Gunsten Marie Antoinette's: «Réflexions sur le procès de la reine» (Par. 1793), entwarf. Schon vor dem Ereignisse des 10. Aug. hatte sie dem Minister Montmorin einen Plan zur Flucht der königl. Familie zugestellt, den dieser aber unbenutzt hatte liegen lassen. Nach Robespierre's Sturz veröffentlichte sie «Réflexions sur la paix, adressées à M. Pitt et aux Français» (Par. 1794) und «Réflexions sur la paix intérieure» (Par. 1795). Nachdem Schweden die franz. Republik anerkannt, kehrte sie mit ihrem Gemahle nach Paris zurück und trat nun mit dem «Cercle constitutionnel» in nähere Verbindung. 1795 gab sie einige früh geschriebene Erzählungen heraus und schrieb, wie schon früher, einige Dramen (1796). Hierauf ließ sie ihre Schrift «De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations» (Par. 1796) erscheinen, welche reich an tiefen und lichtvollen Gedanken ist, und das Werk «De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales» (2 Bde., Par. 1796). Um diese Zeit schied sie sich auch von ihrem Gatten. Doch als derselbe, von Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen bedurfte, näherte sie sich ihm wieder und begleitete ihn 1798 nach der Schweiz, auf welchem Wege er zu Poligni 9. Mai 1802 starb. Kurze Zeit nachher lernte sie Bonaparte kennen, dem ihre polit. Richtung alsbald mißfiel. Als Necker 1802 die «Dernières vues de politique et de finances» erscheinen ließ, war der Vorwand, gegen Frau von S. Maßregeln zu ergreifen, gefunden. Man beschuldigte sie, ihrem Vater falsche Berichte mitgetheilt zu haben, und indem ihr Bonaparte sagen ließ, er überlasse ihr den Erdkreis, Paris aber wolle er für sich behalten, verbannte er sie auf 40 St. von der Hauptstadt. Nachdem Frau von S. einige Zeit bei ihrer Freundin Récamier zu St.-Brice, bei Ecouen, und zu Coppet gelebt und ihren Roman «Delphine» (6 Bde., Par. 1803 u. öfter) herausgegeben hatte, begab sie sich auf eine Reise nach Deutschland und lebte fast ein Jahr lang in Weimar und Berlin. Das Ergebniß dieses Aufenthalts war das Werk «De l'Allemagne», welches, nachdem es 1810 durch die kaiserl. Polizei mit Beschlag belegt worden, 1813 zu London erschien. Dieses Buch, bei dessen Abfassung der Frau von S. die genaue Verbindung mit A. W. Schlegel von großem Vortheil war, gab den Franzosen zuerst eine Ahnung von der geistigen Entwickelung Deutschlands. Nachdem ihr Vater 1804 gestorben, suchte sie in den «Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille» (1805) sowie in dem Romane «Corinne, ou l'Italie» (2 Bde., Par. 1807), den sie in Italien begann, ihrer kindlichen Pietät Ausdruck zu geben. Dieses Buch, worin ein Roman und ein reizendes Gemälde von Italien glücklich verschmolzen sind, ist jedenfalls das glänzendste ihrer Werke. 1806 wandte sich Frau von S. wieder nach Frankreich; doch durfte sie nicht nach Paris kommen. Sodann ging sie 1807 nach Wien, dann in die Schweiz nach Coppet, wo sie mehrere Theaterstücke schrieb. Als sie später nach Frankreich zurückkehrte, wurde ein neuer Verbannungsbefehl gegen sie erlassen und ihr aufgegeben, sich auf Coppet zu beschränken. Zugleich wurde ihr Freund A. W. Schlegel (s. d.) genöthigt, sie zu verlassen, und Montmorency und Mad. Récamier, welche sie in ihrem Exile besucht hatten, wurden ebenfalls exilirt. Dieses Lebens müde, entfloh Frau von S. im Frühlinge 1812 von Coppet, ging nach Wien, von da nach Moskau und Petersburg und von dort nach Schweden, wo ihr jüngster Sohn, Albert, im Duell blieb. In Schweden schrieb sie ihr Werk «Dix années d'exil» (Lpz. 1822) und die «Réflexions sur le suicide» (Stockh. 1812). Nach dem Sturze Napoleon's hielt sie sich meist in Paris auf, wo sie eine Tochter, welche 1838 starb, an den Herzog von Broglie verheirathet hatte. Mit einem franz. Offizier, de Rocca, war sie eine zweite Ehe eingegangen, doch insgeheim, um ihren Namen nicht zu verlieren. Von ihren literarischen und polit. Freunden, wie Benjamin Constant, Guizot, Broglie, den doctrinären und liberalen Constitutionellen, umgeben, verlebte sie die letzten Jahre, mit Abfassung ihrer «Considérations sur la révolution française» und der Revision ihrer frühern Schriften beschäftigt, und starb zu Paris 14. Juli 1817. Eine Ausgabe ihrer Werke veranstaltete ihr ältester Sohn (18 Bde., Par. 1820—21), mit einer biographischen Notiz von Madame Necker de Saussure. Vgl. Hortense Allard, «Lettres sur les ouvrages de Madame de S.» (Par. 1824); Norris, «Life and times of Madame de S.» (Lond. 1853). Ihr ältester Sohn, Auguste Louis, Baron von S., geb. 31. Aug. 1790, Verfasser einer «Notice sur Madame Necker» (Par. 1820) und werthvoller «Lettres sur l'Angleterre» (Par. 1826) starb 11. Nov. 1827 zu Coppet. Seine «Oeuvres diverses» (5 Bde., Par. 1829) wurden von seiner Schwester, der Herzogin von Broglie, herausgegeben.

Staffa, eine kleine, ¾ St. im Umfang haltende, zu den Hebriden (s. d.) gehörige, nur Gras bewachsene, steil ins Meer abfallende, unbewohnte Insel an der schott. Westküste. Grundlage der Insel ist tuffiges Gestein, auf dem sich ein förmlicher Wald sechseckiger Basaltsäulen von durchschnittlich 60 F. Höhe erhebt, welche wieder eine 30 F. hohe Lage amorphen Basalts tragen. Zwischen den Basaltsäulen befinden sich mehrere Höhlen, darunter die berühmte Fingalshöhle (s. d.). Erst seit dem J. 1772 ist diese durch ihre wunderbaren Basaltsäulen ausgezeichnete Insel durch Joseph Banks bekannter geworden.

Staffage (ein deutsches Wort mit fremdartiger Endung, hergeleitet von Stoff) nennt man in der Malerei das Beiwerk einer Landschaft, eines Seestücks oder eines Architekturbildes. Dasselbe besteht in menschlichem und thierischem Leben und Wohnungen der Menschen, seien letztere in der Landschaft die noch bewohnten oder Ruinen, beim Seestück die gangbaren Fahrzeuge oder das Wrack. Es kann in dem beabsichtigten Charakter eines Bildes aus den genannten Darstellungsgebieten liegen, daß es ohne alle S. auftritt. Wird diese aber herbeigezogen, so muß ihrer Art nach so gewählt sein, daß sie stimmt, d. h. die lyrische Stimmung im Bilde unterstützt, sie aussprechen hilft; ferner muß sie in dem beschränkten Grade, in der bescheidenen Unterordnung zur Anwendung kommen, daß sie kein selbständiges Interesse in Anspruch nimmt und dadurch zu einer Vermischung mit andern Gattungen (Genre-, Thierstück u. s. w.) führt.

Staffelei, ein hölzernes Rahmwerk für Maler, welches sich höher oder niedriger stellen läßt, um so die Ausführung größerer Gemälde zu erleichtern, weshalb dieselben auch Staffelgemälde genannt werden.

Staffeln, s. Echelons.

Stafford, eine der westl. Grafschaften Mittelenglands, zählt (1861) auf 53½ Q.-M. 746943 E. (gegen 608599 im J. 1851). Ihr nördl. Theil von Uttoxeter bis Newcastle und Lyne hat meist Moorland, das nebst Heide und Wald fast 10½ Q.-M. einnimmt, und Berge und Hügel, die Moorlandhills, steigen im Weaverhill bis zu einer Höhe von 1082, Mowcopt zu 1033 F. und an der Nordspitze im Axedge 1698 F. auf. Ohne einige schöne Thäler wäre dieser ganze Distrikt unfruchtbar, kalt und öde. Im mittlern Theile wechseln Hügel mit Getreidefeldern, Weiden mit Baumpflanzungen und Landhäusern. Im äußersten Süden sind Eisen und Kohlen vorwiegend; wie überhaupt das Mineralreich die wichtigste Producte liefert. 1860 beutete man 7,648000 Tons Kohlen aus. S. ist eine der eisenreichsten Grafschaften Englands. Das Eisenerz liegt bald über, bald unter den Steinkohlen, sonders um Wednesbury, Tipton, Bilston, Sedgeley, Newcastle. Man gewann 1860 616450 Tons Roheisen. Die wichtigste Kupfergrube befindet sich im Berge Ecton bei Warslow. Unerschöpfliche Kalksteinbrüche enthalten die Moorlands, die Ufer des Dove, die Höhen von Sedgeley und Dudley-Castle, auch farbigen Marmor, Alabaster und Mühlsteine. Der reichlich vorhandene Töpferthon wird in großer Ausdehnung besonders zu dem berühmten Wedgwoodgeschirr in den Potteries (s. d.) verarbeitet, und die lange Strecke von Wolverhampton bis Birmingham gleicht einem Cyklopenlande, wo Tag und Nacht die Flammen der Hohöfen und Fabriken lodern. Das Eisen wird zu Quincaillerien, Schlössern, Nägeln, Stahlwaaren, Handwerkszeug u. s. w. verarbeitet. Außerdem sind die Industrien in Kupfer, Leder, Seide, Wolle, Leinenzeug, Segeltuch u. s. w. beträchtlich, und den Handel fördern die Wasserstraße des Trent und des zum Theil die Ostgrenze bildenden Dove, des Grand-Trunk-, Staffordshire- und Birminghamkanals sowie die Grand-Junctionbahn, die durch die Potteries führt, die Birmingham-Chester und mehrere andere Eisenbahnen. Hinter diesem lebhaften Grubenbau, Fabrik- und Handelsbetrieb bleibt die Landwirthschaft im allgemeinen zurück. Die Grafschaft schickt 4 Abgeordnete ins Parlament, 13 andere die Städte. Die Hauptstadt ist Municipalstadt und Parlamentsborough am Sow, der in den Trent fließt, am Grand-Trunkkanal gelegen, durch Eisenbahnen mit London, Chester, Birmingham, Shrewsbury und Wolverhampton verbunden, ist zwar alt, aber im ganzen gut gebaut. Die Stadt hat die schöne Marienkirche mit Grabmonumenten und einem kunstreichen Taufbecken, eine stattliche Grafschaftshalle und ein neues Rathhaus mit großer bedeckter Markthalle, ein großes Krankenhaus, eine Irrenanstalt, ein Zuchthaus, eine Lateinschule vom J. 1550, ein Handwerkerinstitut, ein Theater und zählt 12532 E. Es bestehen große Gerbereien, Schuh- und Stiefelmanufacturen für den londoner Markt sowie Fabriken für Messerschmiedewaaren. Auch wird ein sehr lebhafter Handel betrieben. Die volk- und gewerbreichste Stadt der Grafschaft ist Wolverhampton (s. d.). Außerdem sind zu nennen: Walsall mit 37760 E. und bedeutenden Fabriken in Eisenwaaren aller Art; Sedgeley mit einem Bezirke von 36637 E., die theils Eisenwaaren, besond

Nägel, Schlösser, Ketten und eiserne Kisten liefern und die nahegelegenen Steinkohlenwerke betreiben; Bilston mit 21364 E., Eisen- und Steinkohlengruben, Marmorbrüchen, Fabrikation von Eisen-, Zinn-, Blech- und Emailwaaren, von Maschinen und Geschirr und Handel auf dem Staffordshire-Birminghamkanal; Westbromwich mit 17024 E. und Eisenfabriken besonders für Ackergeräthe, Ketten, Pferdegeschirr, Gewehre und Waffen, außerdem mit einer großen Gasfabrik, die jährlich 200 Mill. Kubikfuß Gas liefert; Wednesbury mit 15298 E., schöner goth. Kirche, Fabrikation von Büchsen und der besten Werkzeuge für Sattler, Stellmacher, Zimmerleute und Tischler; Lichfield, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz City, mit einer großen Kathedrale und 6893 E., die Teppiche fabriciren und vorzügliches Ale brauen; Tamworth, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 4326 E., und Fabriken für irdene Röhren, Gummiwaaren und Nippsachen; Leek, eine Marktstadt von 10045 E., mit Seidenfabriken in allen Zweigen, Baumwollfabriken und Bleigruben; Burton upon Trent (s. d.); endlich Stoke upon Trent, der Hauptort der Potteries mit den zahlreichen sie umgebenden Städten und Flecken.

Stägemann (Friedr. Aug. von), preuß. Staatsmann und Dichter, wurde 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark geboren, wo sein Vater Prediger war. Er verlor früh die Aeltern, kam, zehn Jahre alt, nach Berlin in das Schindler'sche Waisenhaus, besuchte dann bis 1782 das Gymnasium zum Grauen Kloster und studirte in Halle die Rechtswissenschaft. Seit 1785 betrat er die amtliche Laufbahn und wurde 1806 Geh. Oberfinanzrath, 1807 vortragender Rath bei dem Kanzler von Hardenberg und nach dem Tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatcommission. Auch war er unter dem Ministerium Stein bis zum Dec. 1808 vortragender Rath. 1809 wurde er Staatsrath und 1810 nach dem Wiedereintritt Hardenberg's ins Ministerium im Wirkungskreise desselben beschäftigt und zum Vorsteher im Bureau der Staatskanzlei ernannt. Auch begleitete er den Minister nach Paris, London und Wien zum Congreß. 1819 wurde S. an die Spitze der damals gegründeten «Staatszeitung» gestellt, welche Stellung er später wieder aufgab. Nach Hardenberg's Tode war er eine Zeit lang inactiv. Nachdem er wieder in den Staatsdienst getreten, widmete er sich besonders der Finanzgesetzgebung. Einen besondern Ruf hat sich S. als Dichter der Befreiungskriege erworben. Beweisen auch seine poetischen Gaben mehr feinen Sinn für Formenschönheit als ursprüngliches Dichtertalent, so sind sie doch ein edles Zeugniß nationaler Begeisterung. Sie wurden von S. selbst gesammelt und unter dem Titel: «Histor. Erinnerungen in lyrischen Gedichten» (Berl. 1828) herausgegeben. Zarte und innige Empfindung bekundete er in den Sonetten, welche er seiner edeln Gattin (Elisabeth, geb. Fischer, geb. zu Königsberg 1761, gest. zu Berlin 1835) widmete und die unter dem Titel «Erinnerungen an Elisabeth» (Berl. 1835) erschienen. S. starb 17. Dec. 1840. Die längere Zeit nach seinem Tode aus dem Nachlasse Varnhagen von Ense's herausgegebenen «Briefe von S., Metternich, Heine und Bettina von Arnim» (Lpz. 1865) liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte und Charakteristik seines Lebens. S. war einer der wenigen preuß. Staatsmänner, die an den Tendenzen der Stein'schen Zeit festhielten, und sich durch eine lebendige Theilnahme an allen literarischen Erscheinungen vor dem flachen und engherzigen Bureaukratismus bewahrten, der nach Hardenberg die Oberhand gewann. In jenen Briefen spricht er sich sehr entschieden gegen die Demagogenriecherei, die Preßchicanen und die mainzer Untersuchungscommission aus. Auch nahm er in dem Agendastreite eine vorurtheilslose Stellung ein.

Stagira oder Stagiros (griech. Stageira oder Stageiros), eine 656 v. Chr. von der Insel Andros aus gegründete griech. Stadt auf der Ostküste der später zum macedon. Königreiche gehörigen thrazischen Halbinsel Chalkidike, am Strymonischen Meerbusen, berühmt als Vaterstadt des Aristoteles (s. d.), der deshalb häufig der Stagirit genannt wird und auf dessen Verwendung die vom König Philipp II. von Macedonien zerstörte Stadt wiederhergestellt wurde.

Stagnelius (Erik Johan), schwed. Dichter, geb. 14. Oct. 1793 auf Oeland, wo sein Vater, später Bischof von Kalmar, damals Propst war, studirte in Lund und später in Upsala und wurde dann zu Stockholm in der königl. Kanzlei angestellt. Von früher Jugend an lebte er unter den Büchern seines Vaters und war sein eigener Lehrer. Den Freuden des geselligen Lebens sich gänzlich entziehend, finster und verschlossen, dabei ausschweifend und von Natur schwächlich, zerrüttete er seine Gesundheit. Um seine körperlichen Leiden zu betäuben und den ermatteten Geist zu beleben, griff er zu Wein und Branntwein, und so hatte sich sein Zustand zum periodischen Wahnsinn gesteigert, als der Tod ihn 1823 befreite. S. wurde seit

1817 bekannt durch das epische Gedicht «Wladimir der Große», das die schwed. Akademie krönte. Die ganze Fülle seines Talents zeigten aber seine Gedichte «Die Lilien in Saron» und «Die Bacchantinnen». Dagegen kann man sein dramatisches Gedicht «Die Märtyrer» (deutsch von Clarus, Regensb. 1853) eher eine christl. Tragödie nennen. Die epischen Gedichte sind die schwächsten unter seinen poetischen Erzeugnissen, und von den Tragödien eignet sich keine zur theatralischen Aufführung. Als dramatisches Product ist «Der Ritterthurm» das vollendetste. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner Gedichte; doch erst aus seinen von Hammarsköld herausgegebenen «Gesammelten Schriften» (3 Bde., Stockh. 1824—26; 3. Aufl. 1836; 2 Bde.; 4. Aufl., Stockh. 1853) lernt man den Dichter vollständig kennen. Seine Phantasie ist glühend, der Versbau melodisch. Viele seiner Erzeugnisse, darunter vielleicht sehr werthvolle, sind von ihm selbst im Anfalle von Melancholie vernichtet worden. Eine deutsche Uebersetzung der «Werke» des S. (6 Bde., Lpz. 1851) lieferte Kannegießer.

Stahl nennt man eine Verbindung des Eisens (s. d.) mit Kohlenstoff, welche weniger Kohle enthält als das Gußeisen und mehr als das Schmiedeeisen, daher sie mit letzterm die Fähigkeit, sich schmieden und schweißen zu lassen, mit ersterm die Schmelzbarkeit und die Fähigkeit, durch schnelles Erkalten hart zu werden, theilt, vor beiden aber sich durch einen vorzüglich hohen Grad von Elasticität auszeichnet. Diese Combination von Eigenschaften macht den S. zu einem der wichtigsten technischen Materialien für alle Arten von Werkzeugen, Maschinentheilen u. s. w., wo entweder die Härte oder die Elasticität oder beide zusammen besonders wünschenswerthe Eigenschaften sind, und die Bearbeitung hat es ganz in ihrer Gewalt, die eine oder die andere dieser Eigenschaften zur vorzugsweisen Entwickelung zu bringen. Der S. läßt sich zwar sowol gießen als schmieden und schweißen; ersteres aber erfordert eine hohe Temperatur, und ist nur auf wenige Gegenstände anwendbar. Oft verfertigt man Werkzeuge u. s. w. nicht ganz aus S., sondern aus Schmiedeeisen und schweißt nur da, wo große Härte nöthig ist, S. auf; was Vorstählen oder Aufstählen genannt wird, oder man macht den ganzen Gegenstand aus Eisen und verwandelt nachträglich seine Oberfläche bis auf eine gewisse Tiefe hinein in S., was entweder dadurch geschieht, daß man die Artikel mit Kohlenpulver geschichtet in verschlossenen Kästen, analog der Erzeugung des Cementstahls, erhitzt, oder dadurch, daß man sie mit irgendeinem Körper, wie mit Blutlaugensalzpulver, bestreut, welcher bei der Zersetzung Kohle abgeben kann, und dann erhitzt. Wenn man glühenden S. rasch ablöscht, so wird er hart und der Grad der Härte steigt mit der Temperaturdifferenz und der Schnelligkeit der Abkühlung. Um verschiedene Grade der Härte zu erlangen, bedient man sich jedoch des sog. Temperns oder Nachlassens. Wenn man nämlich ganz hart gemachten S. allmählich erhitzt, so verliert er ebenso allmählich seine Härte wieder und durchläuft dabei eine eigenthümliche Reihe von Farbeveränderungen durch Gelb und Roth in Blau. An diesen Farben beurtheilt man den Härtegrad, löscht also alle Stahlwaaren kalt ab und läßt sie dann bis zur erforderlichen Farbe nach, z. B. Schneideinstrumente strohgelb, Uhrfedern blau, Werkzeuge zum Schneiden von Knochen, Holz u. s. w. purpurroth. Die erfolgreiche Fabrikation des S. und der Stahlwaaren hängt hauptsächlich von zwei Umständen ab: von der Qualität des dazu verwendeten Eisens und von der Billigkeit des Brennmaterials. In letzterer Beziehung haben die Steinkohlengegenden einen entschiedenen Vorzug, und darauf beruht die Ueberlegenheit von England, besonders Yorkshire, in der Stahlfabrikation, während in Bezug auf das zu verwendende Eisen Deutschland und Schweden im Vorzuge sind. Der Vortheil der billigen und guten Steinkohlen überwiegt aber für England den Nachtheil, schwed. und deutsches Eisen für seine Stahlfabrikation erst einführen zu müssen. Man führt Stabeisen ein, verwandelt es durch anhaltendes Glühen mit Holzkohlenpulver in verschlossenen Kästen (Cementiröfen) in Cementstahl oder Brenustahl, der dann entweder durch wiederholtes Ausschmieden in Gerbstahl oder durch Umschmelzen in Gußstahl verwandelt und gleichförmiger gemacht wird. Man erzeugt wol auch durch Zusammenschmelzen von Schmiedeeisen und Gußeisen in den erforderlichen Verhältnissen unmittelbar Gußstahl. In Deutschland ist die Stahlindustrie einestheils hauptsächlich in den Rheinlanden entwickelt und ruht dort wesentlich auf denselben Grundlagen wie die englische, wird auch ähnlich betrieben, nur daß man das Eisen selbst erzeugt; anderntheils ruht die Fabrikation von S. und Stahlwaaren, besonders Sensen und Schneidewerkzeugen aller Art, wodurch Steiermark so berühmt ist, fast durchaus auf der Verwendung von Holzkohlen als Brennmaterial. Die vorzügliche Qualität der dortigen Erze macht es möglich, sog. Frischstahl, d. h. aus dem dazu qualificirten Rohstahleisen den S. unmittelbar durch einen Proceß zu erzeugen, welcher dem der Schmiedeeisenerzeugung in Frischherden ganz analog ist, aber nicht so weit getrieben wird. Dieser Frisch- oder Rohstahl

wird durch Schmieden und Walzen in Gerbstahl verwandelt, und aus diesem werden dann die Artikel verfertigt. Gegenwärtig wird sehr viel S. nach der vom Engländer Bessemer erfundenen Methode durch Einleitung eines starken Stroms atmosphärischer Luft in geschmolzenes Roheisen dargestellt (Bessemerstahl). Die Stahlfabrikation ist im Orient schon frühzeitig zu einer großen Entwickelung gelangt, und orient. Klingen haben noch heute ihren Ruf, sowie auch die vorzüglichste Stahlsorte, Wootz genannt, und manche andere, obgleich man sie gegenwärtig auch anderwärts nachahmt, von dorther ihren Namen haben. Aus den neuern Untersuchungen geht hervor, daß an der Vorzüglichkeit dieser orient. Stahlsorten nicht allein eine ganz vorzügliche Bearbeitung, sondern auch die Beimischung kleiner Quantitäten fremder Metalle Antheil hat; es ist aber noch nicht gelungen, diese Stahlsorten mit völliger Sicherheit überall nachzumachen. Wenn der S. nicht ganz gleichartig in seiner Masse ist, so erhält er durch oberflächliches Anätzen mit Säuren, welche die innere Structur entblößen, Zeichnungen, den sog. Damast. Die orient. Stahlsorten sind sämmtlich von Natur damascirt und werden nach der Art der Zeichnungen sorgfältig unterschieden. Bei uns erzeugt man durch eigenthümliche Behandlung des Gußstahls, durch Zusammenschweißen und Ausschmieden von Stahlblech und Stahldraht in Bündeln u. s. w. damascirten S., dessen Zeichnungen man dann in seiner Gewalt hat. (S. Damasciren und Eisen.)

Stahl (Friedr. Julius), bekannt als Rechtsphilosoph und Staatslehrer in kirchlicher Richtung, geb. 16. Jan. 1802 zu München von jüd. Aeltern, trat 1819 zu Erlangen zu der evang. Kirche über und studirte die Rechte zu Würzburg, Heidelberg und Erlangen, worauf er sich im Herbst 1827 als Privatdocent in München habilitirte. Zunächst dem röm. Rechte zugewendet, dem auch die Schrift «Ueber das ältere röm. Klagenrecht» (Münch. 1827) angehört, wurde er später, besonders durch Schelling's Einfluß, rechtsphilos. Studien zugeführt, auf deren Gebiet ihm seine «Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht» (1. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1830—37) eine bedeutende Stellung gesichert hat. Im Juni 1832 wurde er als außerord. Professor nach Erlangen, schon im Nov. desselben Jahres aber als ord. Professor für die Fächer der Rechtsphilosophie, Politik und Pandekten nach Würzburg berufen. Seit 1835 lehrte er dieselben Fächer wieder in Erlangen, bis er 1840 einem Rufe nach Berlin folgte. Hier gewann er einen weitgreifenden Einfluß, der noch sichtbarer seit der auf die Stiftung des J. 1848 folgenden Reaction hervortrat. Schon in der ersten Auflage seines rechtsphilos. Werks hatte S. eine strengkirchliche Richtung eingeschlagen. Gegen Hegel polemisirend, folgte er ganz den Impulsen Schelling's und suchte Recht und Staat auf der christl. Offenbarung aufzubauen. Nachdem er bereits den zweiten Band dieses Werks (Heidelb. 1845 u. 1846) in einer zweiten Auflage hatte erscheinen lassen, begann er 1854 eine ausführlichere dritte Auflage des ganzen Werks, die er 1856 vollendete. Der erste Band dieser dritten Auflage, «Geschichte der Rechtsphilosophie», erschien erst 1856, nach Herausgabe des zweiten Bandes. Von dem zweiten Bande, der auch den Titel «Rechts- und Staatslehre auf Grundlage christl. Weltanschauung» führt, wurde die erste Abtheilung, «Die allgemeinen Lehren und das Privatrecht», schon 1854, die zweite Abtheilung, «Die Staatslehre und die Principien des Staatsrechts», 1856 veröffentlicht. An die Spitze seiner Rechtsphilosophie stellt S. den Satz, daß die Vernunft nicht im Stande sei, zu einer positiven Erkenntniß zu führen, sondern daß sie zurückgehen müsse auf den Glauben und die Lehren der Offenbarung. In diesem Sinne ist sein bekanntes Wort zu verstehen: «die Wissenschaft muß umkehren». Die praktische Anwendung dieser Philosophie macht S. im Staatsrechte, indem er auch den Staat nach den christl. Doctrinen aufgebaut wissen will. Sein ganzes System wurzelt in der Behauptung, daß der Staat eine göttliche Institution, wegen der biblischen Lehre vom göttlichen Ursprunge der Obrigkeit. Daraus folgert er, daß die Befehle der Obrigkeit die Macht eines göttlichen Gebots haben, dem sich der einzelne unbedingt fügen muß. Daher auch sein bekannter Ausspruch: «Autorität nicht Majorität». Wie das christl. Princip der gesammten Staatsform einen absolutistischen Charakter verleiht, so hat dieses Princip auch auf den einzelnen Gebieten des öffentlichen Lebens einen alleinherrschenden Einfluß auszuüben. Kirche, Schule, Wissenschaft sind ihm unterworfen, und selbst der Wirkungskreis der Polizei ist nach dem christl. Begriffe von Ehrbarkeit und Zucht zu bestimmen. Die Kirche des Staats, wie seine Rechtsphilosophie ihn lehrt, soll eine streng confessionelle sein. Seine Schrift «Ueber den christl. Staat und sein Verhältniß zum Deismus und Judenthum» (Berl. 1847) entwickelt diesen Gedanken weiter. Die Verfassung, die der Kirche vindicirt wird, ist die streng monarchische des Episkopalsystems, im schroffen Gegensatze gegen die von der preuß. Verfassungsurkunde verheißene

Selbſtverwaltung. S.'s polit. Thätigkeit entſprach ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung. Seit 1849 Mitglied der Erſten Kammer, ſchwang er ſich raſch zum Führer der Feudalpartei empor, die ihn als ihren bedeutendſten Sprecher und als thätigſtes Mitglied der Commiſſionen in allen polit.-praktiſchen Fragen mit Anſehen und Ehren überhäufte. In der Preſſe hatte er ſich ſchon ſeit Ende 1848 durch ſeine Artikel über «Revolution und conſtitutionelle Monarchie» in der «Neuen Preuß. Zeitung» (Kreuzzeitung) einen Namen gemacht, und er ſchrieb auch in der Folge für dieſes Blatt und für die «Evang. Kirchenzeitung». Im Erfurter Parlament 1850 widerſetzte er ſich der Herſtellung des deutſchen Bundesſtaats. Bei den Berathungen über die Zuſammenſetzung des preuß. Herrenhauſes hatte er weſentlichen Antheil daran, daß dem kleinen adelichen Grundbeſitze das Uebergewicht gegeben wurde. Den Ausbau der preuß. Verfaſſung ſuchte er zu hemmen, und beſonders unterhielt er den Kampf gegen Gemeindeordnung und Miniſterverantwortlichkeit in ſeiner Partei. Als mit der Regentſchaft des Prinzen von Preußen ſich in der Regierung liberale Tendenzen geltend machten, unterſtützte er die Oppoſition des Herrenhauſes gegen das Ehegeſetz und die Grundſteuer. S. ſtarb 10. Aug. 1861 im Bade Brückenau. Von ſeinen kleinern Schriften, die ſich an die Zeitereigniſſe anſchließen, ſind für die Beurtheilung ſeines Standpunktes hervorzuheben: «Was iſt Revolution?» (3. Aufl., Berl. 1853) und «Wider Bunſen» (1.—3. Aufl., Berl. 1856). Seine parlamentariſche Thätigkeit veranſchaulicht die von ihm ſelbſt beſorgte, aber erſt nach ſeinem Tode herausgegebene Sammlung: «Siebzehn parlamentariſche Reden» (Berl. 1862). S.'s Vorleſungen, die ſich hauptſächlich auf Naturrecht und Staatsrecht erſtreckten, erfreuten ſich großen Zuſpruchs. Obwol er vor einem Auditorium ſprach, das in überwiegender Mehrzahl ſeinen Standpunkt nicht theilte, ſo feſſelte er doch die Zuhörer durch die reiche Fülle ſeines Wiſſens und durch eine auf die Principien des Rechts zurückgehende Behandlung des Gegenſtandes. Seiner Dialektik war indeß ein ſophiſtiſcher Zug nicht abzuſprechen.

Stahl (Georg Ernſt), ein ebenſo ausgezeichneter Chemiker wie theoretiſcher und praktiſcher Arzt, wurde zu Ansbach 21. Oct. 1680 geboren. Er ſtudirte zu Jena, wurde 1687 Hofmedicus des Herzogs von Weimar, 1694 Profeſſor der Medicin an der Univerſität zu Halle, 1716 Leibarzt des Königs von Preußen und ſtarb zu Berlin 14. Mai 1734. Zu ſeiner Zeit waren die Erfahrungen in der Chemie durch van Helmont, Rey, Homberg, Kunkel, Boyle, Hooke, Becher u. a. bereits zu einem großen Umfange angewachſen, aber noch niemand hatte verſucht, in dieſer Wiſſenſchaft, gleich Newton in der Phyſik, eine umfaſſende Theorie zu geben. S. unterzog ſich der Arbeit und ſtellte eine Theorie auf, welche bis auf Lavoiſier allgemeine Geltung behielt und auf der Annahme des Phlogiſtons beruht, d. h. eines Stoffs, welcher die Körper, mit denen er ſich verbindet, leichter macht und bei der Verbrennung entweicht. Alle Metalle waren Verbindungen deſſen, was wir jetzt Oxyde nennen, mit Phlogiſton, daher dephlogiſtiſiren gleichbedeutend mit oxydiren u. ſ. w. Obgleich S. ſeine einſeitige Theorie dadurch noch einſeitiger machte, daß er den chem. Einfluß der luftförmigen Stoffe vernachläſſigte, ſo haben doch wenige Männer ſo viel als er zu den Fortſchritten der Chemie beigetragen. Er entdeckte viele Eigenſchaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren, er ertheilte der Chemie die wiſſenſchaftliche Form. Sein Hauptwerk ſind die «Experimenta et observationes chemicae» (Berl. 1731). Faſt bedeutender war S. in der Medicin als Gegner Hoffmann's (ſ. d.) und durch ſeine Lehre vom pſychiſchen Einfluſſe; in dieſer Beziehung iſt ſein Hauptwerk die «Theoria medica vera» (Halle 1707; neueſte Aufl. von Choulant, 3 Bde., Lpz. 1831—33).

Stahlfedern, ſ. Feder.

Stahlſtich oder Siderographie, die Vervielfältigung von Bildwerken mittels geſchnittener Stahltafeln, iſt eine von Charl. Heath in England 1820 gemachte Erfindung. Schon faſt 100 J. früher brauchte man zwar ſtatt der Kupfertafeln Eiſen- oder Stahltafeln zu gleichem Zwecke, doch Heath erfand eine neue Behandlung. Stahlblöcke oder Platten werden dabei decarboniſirt, d. h. des Kohlenſtoffs beraubt und alſo erweicht, wodurch ſie ſich beim Stich der Figuren weit beſſer behandeln laſſen als das feinſte Kupfer. Iſt der Stich vollendet, ſo wird durch ein neues chem. Verfahren die Platte wieder gehärtet. Hierauf wird ein gleichfalls decarboniſirter Cylinder von Stahl in die Uebertragungspreſſe (transferpress) eingeſchoben und damit über die eingeſchnittenen Figuren der Stahlplatten hingegangen, wodurch ſich der Einſchnitt der Platte dem Cylinder erhaben aufdrückt, indem der Preſſe in der Peripherie des Cylinders eine ſchwingende Bewegung gegeben und es dadurch möglich wird, daß ſich immer eine neue Oberfläche zur Aufnahme des ganzen Stahlſchnitts darbietet. Iſt nun dieſer Cylinder ebenſo wie vorher die Platte wieder gehärtet, ſo drückt man damit auf neue ebenſo zubereitete Stahlplatten oder Blöcke das urſprüngliche Bild der Originalplatte auf und druckt dieſe wie gewöhnlich ab.

Da diese Originalplatte stets bleibt, so können nacheinander noch mehrere Cylinder als Matrizen darauf abgedruckt und sonach das Bild ins Unendliche vervielfältigt werden, sodaß der zehntausendste Abdruck nicht den geringsten Unterschied vom ersten zeigt. Der erste, welcher den S. in Deutschland übte, war Professor Frommel, der artistische Leiter der Creuzbauer'schen Anstalt in Karlsruhe. Gegenwärtig gibt es überall gute Stahlstecher, deren Arbeit besonders für Werke, von welchen ein starker Absatz zu hoffen ist, in Anspruch genommen wird, so besonders für Illustrationen, Beduten u. dgl. Dagegen ist für Kunstwerke höherer Gattung der Kupferstich (s. d.) noch immer in seinem alten Rechte geblieben.

Stahlwässer, Eisenwässer sind Mineralwässer, welche durch einen Gehalt an Eisen (Eisenoxydul) ausgezeichnet sind. Neben dem Eisen enthalten sie als hervorstechende Bestandtheile auch kohlensaure Salze und freie Kohlensäure (Eisensäuerlinge), oder schwefelsaure Salze (salinische Eisenwässer), öfter mit Schwefelwasserstoff, oder vorwiegend Erdalkalien (erdige S.). Die S. kommen zur Anwendung bei Blutarmuth, Bleichsucht, bei vielen Frauenkrankheiten (weißem Fluß, zu starker und zu schwacher Menstruation, Unfruchtbarkeit u. s. w.), bei vielen Nervenkrankheiten (Hysterie, Hypochondrie, Neuralgien, Krämpfen, Veitstanz u. s. w.), bei Verdauungsbeschwerden u. s. w. Dagegen vermeidet man sie bei Vollblütigen, zu Schlagfluß Geneigten, bei Lungenkranken (Tuberkulösen). Das Wasser wird entweder getrunken oder zu Bädern verwendet. Es schmeckt herb, tintenähnlich. Man nimmt es entweder rein oder mit einem Zusatz von Wein wegen seiner verstopfenden Wirkung mit laxirenden Mineralwässern u. dgl., anfangs zu 1—3 Becher täglich, zuletzt höchstens zu 6—8 Bechern. Zu den Bädern wird außer dem Wasser auch Eisenschlamm oder eisenhaltiger Mohr gebraucht. Zum Versenden eignen sich die S. nicht gut, da sie sich beim Aufbewahren, namentlich wenn sie vor der Einwirkung der Luft nicht geschützt sind, leicht zersetzen. Die vorzüglichsten S. sind die zu Schwalbach, Spaa, Altwasser, Brückenau, Königswarth, Imnau, Liebenstein, Reinerz, Liebwerda, Schaubau, Niederlangenau, Freienwalde, Driburg, Pyrmont, Rippoldsau, Bocklet, Griesbach, St.-Moritz, Franzensbad, Elster, Cudowa, Hofgeismar.

Stahr (Adolf Wilhelm Theodor), ein vielseitiger Schriftsteller, geb. 22. Oct. 1805 zu Prenzlau in der Ukermark, erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und widmete sich seit 1825 zu Halle, besonders unter Reisig's Leitung, mit Eifer und Erfolg classischen Studien. Schon gegen Ende 1826 wurde er als Hülfslehrer und zwei Jahre später, nach vollendetem akademischen Cursus, als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle angestellt. 1836 folgte er dem Rufe als Corrector und Professor an das Gymnasium zu Oldenburg, wo er sich neben seinem Berufe vorzugsweise mit der Geschichte, Kritik und Erklärung der Schriften des Aristoteles beschäftigte. Er veröffentlichte «Aristotelia» (2 Bde., Halle 1830—32); ferner «Aristoteles bei den Römern» (Lpz. 1834) und die Bearbeitung der Aristotelischen «Politik», wovon indeß nur der erste Theil (Lpz. 1836—38) erschienen ist, der neben dem gesammten kritischen Apparat eine neue Textrecension und deutsche Uebersetzung enthält. Zugleich nahm er lebhaften Antheil an den von Ruge und Echtermeier 1838 begründeten «Hallischen Jahrbüchern». Außerdem machte er eine Handschrift von Goethe's «Iphigenie», die er auf der Bibliothek zu Oldenburg entdeckte, mit einem trefflichen Vorworte bekannt. Das Interesse für das Theater in Oldenburg, welches seine «Oldenb. Theaterschau» (2 Bde., Oldenb. 1845) veranlaßte, sowie die Verbindung mit J. Mosen und dem Hoftheaterintendanten von Gall zogen ihn mehr und mehr von der strengen Wissenschaft ab. Infolge einer Reise nach Italien veröffentlichte er «Ein Jahr in Italien» (3 Bde., Oldenb. 1847—50; 2. Aufl. 1853) und den histor. Roman «Die Republikaner in Neapel» (3 Bde., Berl. 1849). Außer einer ausgedehnten kritischen Thätigkeit in Zeitschriften bekunden sein vielseitiges literarisches Interesse die sehr anziehenden Schriften: «Charakteristik Immermann's» (Hamb. 1842), «Zwei Monate in Paris» (2 Bde., Oldenb. 1851), «Weimar und Jena» (2 Bde., Oldenb. 1852) und «Die preuß. Revolution» (2 Bde., Oldenb. 1850; 2. Aufl. 1852). Nachdem er 1852 aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung aus dem Amte genommen, wandte er sich nach Berlin, wo er sich in zweiter Ehe mit der Schriftstellerin Fanny Lewald (s. d.) vermählte und eine reiche wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit entfaltete. Dem lange vorbereiteten Werke «Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten» (2 Bde., Braunschw. 1854—55) folgten «G. E. Lessing, sein Leben und seine Schriften» (2 Bde., Berl. 1858; 5. Aufl. 1868) sowie als Früchte eines dreimonatlichen Aufenthalts in Paris und einer wiederholten Reise nach Italien: «Nach fünf Jahren» (2 Bde., Oldenb. 1856) und «Herbstmonate in Oberitalien» (Oldenb. 1859). Seitdem kehrte S. zu den Alterthumsstudien zurück. Außer der Schrift «Aristoteles und die Wirkung der Tragödie» (Berl. 1859) veröffent-

lichte er Ueberſetzungen eines großen Theils der Werke des Ariſtoteles, der Kaiſerbiographien Sueton's und der Geſchichte Herodian's. Dem ſchloſſen ſich an die «Bilder aus dem Alterthum» (Berl. 1863—66) in vier Theilen (Tiberius, Kleopatra, Kaiſerfrauen und Agrippina, die Mutter Nero's), von denen namentlich der erſte und vierte Theil wegen der kritiſchen Anzweifelung der Unparteilichkeit des Tacitus viel Widerſpruch erregten. Außerdem ſchrieb er noch den Text zu Kaulbach's «Goethe-Galerie» (1. Abth., «Goethe's Frauengeſtalten», Berl. 1865—66). Den Winter 1866—67 brachte S. ſeiner Geſundheit wegen in der Schweiz und in Italien zu.

Stainer oder Steiner (Jakob), ein berühmter Geigenmacher, geb. um 1620 in dem Dorfe Abſom in Tirol, bildete ſich in Cremona in den Werkſtätten der Amati aus und heirathete auch eine Tochter Nicolo Amati's. Mit dieſer Frau ließ er ſich in ſeinem Geburtsdorfe als Geigenmacher nieder. Nahrungsſorgen zwangen ihn anfangs, ſehr ſchnell zu arbeiten, beſonders da er für eine Geige ſelten mehr als 6 Fl. erhielt. Um 1650 ungefähr verbeſſerte ſich ſeine Lage. Sein Ruf begann ſich zu verbreiten und von vielen deutſchen Höfen liefen Beſtellungen ein. So erzielte er beſſere Preiſe und konnte nun auch mehr Sorgfalt auf ſeine Arbeiten verwenden. Dieſe Ausdehnung ſeines Geſchäfts vermochte ihn auch Schüler anzunehmen, darunter ſein Bruder Marcus, dann Albani und die drei Gebrüder Klotz. Nachdem ſeine Frau geſtorben, zog ſich S. in ein Benedictinerkloſter zurück, hörte aber nicht auf zu arbeiten, ſondern verfertigte im Kloſter noch 16 Geigen, die das Beſte waren, was er je geliefert, und die er theils dem Kaiſer, theils den deutſchen Kurfürſten übermachte. Was aus dieſen Inſtrumenten geworden, läßt mit Genauigkeit ſich nicht mehr nachweiſen. S. ſtarb im Kloſter, doch iſt die Zeit ſeines Todes unbekannt.

Stair (James Dalrymple, Viscount), ein in der Geſchichte Schottlands vielgenannter Mann, wurde 1619 aus einer alten Familie (ſ. Dalrymple) geboren, widmete ſich dem Rechtsgelehrtenſtande und erhielt 1657 von Cromwell auf Monk's Empfehlung das Amt eines Richters beim Court of session. Von Karl II., deſſen Reſtauration er unterſtützte, ward er 1664 zum Baronet und 1671 zum Präſidenten des Court of session ernannt. Als ſich die abſolutiſtiſchen Gelüſte des Hofs deutlicher kundgaben, ſchloß er ſich der Oppoſition an und mußte 1681 nach Holland flüchten, wo er an den Anſchlägen zum Umſturz des Hauſes Stuart lebhaften Antheil nahm. Die Revolution von 1688 führte ihn nach Schottland zurück, wo er von neuem in ſein Amt eingeſetzt und 1690 zum Viscount S. erhoben wurde. Er ſtarb 25. Nov. 1695. — John Dalrymple, erſter Graf von S., Sohn des vorigen, ſtand bei Wilhelm III. in hoher Gunſt, der ihn erſt zum Lord-Advocaten, dann aber zum Staatsſecretär für Schottland ernannte, welches Amt er jedoch 1695 wegen des ihm ſchuldgegebenen Blutbades von Glencoe niederlegen mußte. 1703 erhielt er den Titel eines Viscount Dalrymple und Grafen von S. Er ſtarb 8. Jan. 1707. — Johann Dalrymple, zweiter Graf von S., brit. Staatsmann und Feldherr, war 1673 zu Edinburgh geboren. Gleich ſeinen Vorfahren verflocht er ſich in das oraniſche und antiſtuartiſtiſche Intereſſe und machte im Spaniſchen Erbfolgekriege ſeine kriegeriſche Schule unter Marlborough. Seit 1709 ward er in die diplomatiſche Laufbahn geführt, erſt als Geſandter am poln., ſpäter am franz. Hofe. In der letztern Stellung gelang es ihm, namentlich ſeit Ludwig's XIV. Tode, am Hofe des Regenten und beim Cardinal Dubois weſentlichen Einfluß zu gewinnen. Indem er den bourboniſchen Familienbund zwiſchen Frankreich und Spanien ſprengte, Frankreich vermochte, die Stuarts preiszugeben und ſich mit den Seemächten zu verbinden, half er eine der merkwürdigſten polit. Wandlungen jener Zeit hervorrufen. In ſeinen ſpätern Lebensjahren erwarb er ſich auch als Militär hohen Ruhm. Als England nach dem Ausbruch des Oeſterreichiſchen Erbfolgekriegs die ſog. pragmatiſche Hülfsarmee für Maria Thereſia ausrüſtete, ward er zugleich zum Geſandten bei den Generalſtaaten und zum Chef jenes Heeres mit Feldmarſchallsrang ernannt. Es gelang ihm, die Generalſtaaten in das antifranz. Bündniß hereinzuziehen und mit ſeiner Armee bis an den Main vorzudringen, wo er 27. Juni 1743 den Franzoſen unter Noailles bei Dettingen eine Niederlage beibrachte. Bald verſtimmten ihn jedoch die Einmiſchung der Miniſter und Diplomaten und die Uneinigkeit der Verbündeten dermaßen, daß er die Armee verließ und in einem öffentlichen Schreiben die Gründe ſeines Mißvergnügens darlegte. Dies entzweite ihn mit dem Hofe, und er lebte nun in Ungnade, bis der Aufſtand der Jakobiten in Schottland (1745) ihm Anlaß gab, den Oberbefehl des in England aufgeſtellten Heeres zu übernehmen. Er ſtarb 1747. — John Hamilton-Dalrymple, achter Graf von S., geb. 15. Juni 1771 aus einer Seitenlinie des Hauſes, diente ſeit 1790 in der brit. Armee, kämpfte mit Auszeichnung in Holland und Flandern 1794 und 1795, und nahm dann an der Expedition nach Kopenhagen 1807 theil, worauf er zum Generalmajor befördert wurde. Nach dem Frieden ſetzte er ſich mit andern liberalen Mitgliedern der Ariſtokratie

die Aufgabe, Schottland von der Herrschaft der Tories zu befreien. Er trat selbst als Parlamentscandidat für Lothian auf, wurde aber durch den Einfluß der Gegenpartei aus dem Felde geschlagen. Als jedoch die Reformbill 1832 auch in Schottland unabhängige Wahlkörper zu Stande brachte, erfolgte seine Wahl mit großer Majorität. 1838 stieg er zum wirklichen General, und 20. März 1840 folgte er seinem Vetter John William Henry als Graf von S. Im April 1841 ward er auch mit dem Titel Lord Oxenfoord zum Peer von England erhoben. 1840—41 und zum zweiten mal 1846—52 verwaltete er unter dem Whigministerium das Amt eines Großsiegelbewahrers für Schottland. Er starb auf Oxenfoord-Castle 10. Jan. 1853. — Ihm folgte sein Bruder North Dalrymple als neunter Graf von S., und diesem 9. Nov. 1864 der gegenwärtige Graf, John Hamilton Dalrymple, geb. 1. April 1819, seit 1841 Parlamentsmitglied für Wigtownshire.

Stalaktit, s. Tropfstein.

Staleybridge, Municipal- und Fabrikstadt auf der Grenze der engl. Grafschaften Lancaster und Chester und in ihren verschiedenen Theilen zu beiden gehörig, liegt 2 M. östlich von Manchester an dem überbrückten Tame, dem Huddersfieldkanal und der Eisenbahn. Die Stadt ist gut gebaut, zählt 24921 E. und blühte in neuerer Zeit besonders durch ihre bedeutende Baumwollzeugfabrikation auf. Auch bestehen hier Gießereien, Maschinenbauanstalten und andere industrielle Etablissements. Nahe im Südwesten, gegenüber von Ashton, liegt der Fabrikort Dukinfield mit 15024 E., Baumwollfabriken, Eisengießereien und Ziegelbrennereien.

Stälin (Christoph Friedr. von), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 4. Aug. 1805 zu Calw im Würtembergischen, besuchte seit 1819 das Gymnasium zu Stuttgart und widmete sich seit Herbst 1821 erst zu Tübingen, dann zu Heidelberg philos. und theol., daneben aber auch aus besonderer Neigung philol. Studien. Bereits 1825 erhielt er eine Anstellung als Adjunct bei der königl. Bibliothek zu Stuttgart, an welcher er 1826 zum Unterbibliothekar, 1828 zum wirklichen Bibliothekar (seit 1830 mit dem Titel Professor) und 1846 zum Oberbibliothekar mit dem Titel und Rang eines Oberstudienraths aufrückte. Gleichzeitig führt er (seit 1830) die Aufsicht über die Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung und ist an den Arbeiten des Statistischen Bureau betheiligt. S.'s Ruf als Historiker gründet sich auf seine treffliche «Würtemb. Geschichte» (Bd. 1—3, Stuttg. 1842—56), ein durchaus aus den Quellen gearbeitetes Werk, welches für die Behandlung der Geschichte einzelner deutscher Staaten und Gebiete als mustergültig betrachtet werden kann. Die drei bisher erschienenen Bände führen die Geschichte des Schwabenlandes, insbesondere Würtembergs, durch das Mittelalter herab bis zum J. 1496. Die Geschichte der drei folgenden Jahrhunderte soll in drei andern Bänden zur Behandlung kommen. Die gründlichste Kenntniß nicht blos der geschichtlichen, sondern auch der topogr. und culturhistor. Verhältnisse seines engern Vaterlandes bekunden auch die vorzugsweise von S. bearbeiteten histor. Theile der würtemb. «Oberamtsbeschreibungen» (48 Thle. bis 1867) sowie seine Beiträge zu den «Würtemb. Jahrbüchern». Als Mitglied der histor. Commission in München ist er bei der Redaction der «Forschungen zur deutschen Geschichte» betheiligt. Den persönlichen Adel führt S. seit 1850 als Ritter des Ordens von der würtemb. Krone.

Stallbaum (Gottfried), verdienter deutscher Humanist und Schulmann, geb. 25. Sept. 1793 zu Zaasch bei Delitzsch, widmete sich, auf der Thomasschule zu Leipzig vorgebildet, auf der Universität daselbst seit 1815 unter Beck, Hermann und Spohn mit Eifer und Erfolg den altclassischen Studien. Nachdem er bereits 1817 seine pädagogische Laufbahn als Lehrer an der lat. Schule und dem Pädagogium zu Halle begonnen hatte, kehrte er 1820 nach Leipzig zurück, um die vierte Lehrerstelle an der Thomasschule anzutreten, worauf er 1822 in die dritte Stelle, 1828 in das Conrectorat aufrückte und 1835 das Rectorat erhielt. In dieser Stellung hat S. der Anstalt, das derselben eigenthümliche, mit manchen Schwierigkeiten verknüpfte musikalische und wissenschaftliche Element richtig und taktvoll würdigend, nicht blos ihren alten Ruf zu erhalten, sondern denselben selbst noch zu erhöhen gewußt. Seine Ansichten und Grundsätze hierüber legte er unter anderm in den Schriften «Ueber den innern Zusammenhang musikalischer Bildung der Jugend mit dem Gesammtzwecke des Gymnasiums» (Lpz. 1842) und «Das Griechische und Lateinische in unsern Gymnasien und dessen wissenschaftliche Bedeutung für die Gegenwart» (Lpz. 1846) nieder, welchen «Die Thomasschule zu Leipzig nach dem allmählichen Entwickelungsgange ihrer Zustände» (Lpz. 1839) vorausgegangen war. Seit 1840 wirkte er auch als außerord. Professor an der Universität. S. starb 24. Jan. 1861. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen sind vor allem seine in Deutschland wie im Auslande, besonders England und Amerika, gleich hoch geschätzten Arbeiten über Plato hervorzuheben, dessen grammatisches

und sachliches Verständniß er auf einen vorher nie gekannten Standpunkt der Vollendung gebracht hat. Hierher gehört theils eine Reihe von anerkannt tüchtigen Bearbeitungen einzelner Dialoge, besonders des «Philebus» (Lpz. 1820; neue Aufl. 1826), des «Euthyphro» (Lpz. 1823), des «Meno» (Lpz. 1827), der vielfach vermehrten Wolf'schen Ausgabe des «Symposium» (Lpz. 1828), theils die große kritische Gesammtausgabe (12 Bde., Lpz. 1821—25), theils und insbesondere die durch gründliche, geistreiche Erläuterung und durch treffliche Einleitungen ausgezeichnete Bearbeitung der Platonischen Schriften in der gothaischen «Bibliotheca Graeca» (9 Bde., Gotha und Erf. 1827 fg., in wiederholten Auflagen). Unabhängig davon ist die große Ausgabe des «Parmenides» (Lpz. 1839). Erwähnung verdienen sonst noch der von S. besorgte Abdruck des Commentars zu Homer von Eustathius (5 Bde., Lpz. 1825—30), die verbesserte Ausgabe der Ruddiman'schen «Institutiones grammaticae Latinae» (2 Bde., Lpz. 1823) und des Westerhov'schen Terentius (6 Bde., Lpz. 1830—31). S. war übrigens ein vorzüglicher Latinist, wie namentlich seine zahlreichen Schulreden und Programme bekunden.

Stallupönen, Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk und 3,3 M. östlich von Gumbinnen, auf der Wasserscheide zwischen Niemen und Pregel 1722 angelegt, ist Sitz eines Kreisgerichts-, eines Landraths- und Hauptzollamts und hat 3730 E. (1864), die Landwirthschaft, Vieh- und Leinwandhandel sowie Kleingewerbe treiben. Der Ort ist eine wichtige Station an der Ostbahn, welche $1^1/_2$ M. im Osten, bei Eydtkuhnen die russ. Grenze überschreitet. Der Kreis S. zählt auf 12,77 Q.-M. 44356 E. In ihm liegt das berühmte Gestüt Trakehnen (s. d.).

Stambul, der türk. Name für Konstantinopel (s. d.).

Stamm (truncus) heißt in der Botanik die nach oben wachsende Achse der Holzgewächse, welche durch Verholzung ihrer Zellen die Fähigkeit erlangt, dem Wechsel der Witterung und der Jahreszeiten zu widerstehen und mehrere, oft viele Jahre (sogar Jahrhunderte und Jahrtausende) lebendig, d. h. knospenentwickelungsfähig zu bleiben. Man unterscheidet den unterirdischen S. oder das Rhizom und den oberirdischen, den S. der Bäume und Sträucher. Dieser ist entweder einfach (der S. der meisten Palmen) oder ästig (der S. aller Laub- und Nadelhölzer, der älter als ein Jahr ist).

Stammbaum (stemma) nennt man die bildliche Darstellung des zwischen verschiedenen Personen bestehenden verwandtschaftlichen Verhältnisses. Sie ist nach röm. Weise so zu fertigen, daß man die Personen durch kleine Kreise bezeichnet, den gemeinschaftlichen Stammvater obenan, die Abkömmlinge je nach der Entfernung in erster, zweiter, dritter Stufe u. s. f. unter ihn stellt und sämmtliche Verwandte durch kleine, die unmittelbare kindschaftliche Beziehung andeutende Linien miteinander verbindet. Bei einer künstlerischen Ausführung wird dieser Aufriß umgekehrt und dergestalt in die Zeichnung eines Baumes (daher der Name S.) eingetragen, daß der Ahnherr als truncus an die Wurzel des Stammes zu sitzen kommt und daß seine Descendenten, deren Namen oder Abbilder die Aeste des Baums in parallelen Horizontallinien einnehmen, bis zur Krone hinaufreichen.

Stammbuch oder auch Album (s. d.) wird ein Buch genannt, welches dazu bestimmt ist, daß Freunde oder Bekannte des Besitzers ihren Namen in dasselbe eigenhändig einschreiben, gewöhnlich unter Hinzufügung eines Denkspruchs, oder auch einer Handzeichnung, eines Wappens oder andern Erinnerungszeichens. Die Sitte, Stammbücher zu führen, nahm besonders seit dem Anfange des 16. Jahrh. überhand. Im 16. und 17. Jahrh. pflegten namentlich auch reisende Gelehrte und Edelleute ihre Stammbücher oder «Gesellenbücher» den Fach- und Standesgenossen zur Einzeichnung vorzulegen, sodaß Stammbücher aus jener Zeit (wie z. B. das S. des Herzogs Philipp II. von Pommern) häufig einen bedeutendern Werth für Autographensammler, Heraldiker und zuweilen wegen ihrer Miniaturen selbst für Kunstfreunde haben. Auch für Cultur- und Literaturgeschichte gewähren Stammbücher einige Ausbeute, sofern sich aus ihnen gewisse Zeit- und Geschmacksrichtungen erkennen und vereinzelte chronol. und anderweite Notizen entnehmen lassen. Eine reichhaltige Sammlung von Stammbüchern besitzt die großherzogl. Bibliothek zu Weimar. Vgl. Rich. und Rob. Keil, «Geschichte des Jenaischen Studentenlebens» (Lpz. 1858); Friedländer, «Von Stammbüchern und Rebus» (Berl. 1855); Radicz, «Ueber drei alte Stammbücher des Laybacher Museums» (Wien 1861).

Stammeln und Stottern sind Ausdrücke, welche im gemeinen Leben häufig als gleichbedeutend gebraucht werden, aber zwei wohl voneinander zu unterscheidende Klassen von Sprachfehlern bezeichnen. Stammeln (psellismus, balbuties) heißt das Unvermögen, einzelne oder mehrere zusammenhängende Laute richtig auszusprechen oder zu artikuliren. Je größer die Anzahl dieser Laute ist, desto mehr leidet die Sprache dabei, und während die niedrigsten Grade

des Stammelns, das sog. Anstoßen mit der Zunge und andere geringfügige Fehler, kaum auffallen, ist der höchste, das Lallen, kaum noch Sprechen zu nennen. In vielen dieser Fälle können namentlich die Consonanten und unter diesen wieder das f, r und l gar nicht oder nur mit Anstrengung richtig ausgesprochen werden. Die Ursache dieses Sprachfehlers liegt häufig in organischen Abnormitäten der Sprachwerkzeuge, z. B. Hasenscharte, Wolfsrachen, Oeffnungen im Gaumen, Verstopfung des Nasenkanals, Mangel des Zäpfchens, Fehlern der Zähne, der Zunge, des Zungenbändchens oder Geschwüren und Geschwülsten in der Mundhöhle und den benachbarten Theilen, bisweilen auch in unrichtigem Gebrauch der genannten Organe, durch Schwäche, Lähmung und Krampf symptomatisch infolge allgemeiner Nervenkrankheiten, Anomalien im Gehirn oder Rückenmarke, oder lediglich durch Nachahmung und daraus folgende Angewöhnung bedingt. Dazu geneigt ist das Kindes- und Greisenalter aus leicht begreiflichen Gründen, allein auch schweres Gehör und Geistesschwäche geben eine Disposition dazu. Ueberhaupt aber üben die Ausbildung der Sprachorgane, soweit sie vom Menschen selbst abhängt, das Temperament, die Verschiedenheit des geistigen Lebens und das Beispiel der Aeltern und Erzieher einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Sprache aus. Je nach der Möglichkeit, die entfernteren Ursachen des Stammelns zu beseitigen, ist auch die Hoffnung, die nächsten, die fehlerhaften Stellungen der Sprachorgane, zu heben und somit das Uebel zu verbessern, mehr oder weniger gegründet. Allerdings ist dabei nach wirklicher Entfernung der genannten ursachlichen Momente noch eine Art Unterricht und von seiten des Kranken keine ganz geringe Anstrengung nöthig, um die Sprache vollkommen zu machen. — Stottern (ischophonia) nennt man das momentane Unvermögen, ein Wort oder eine Silbe auszusprechen, welches durch einen nicht nur die Sprachorgane (im Munde), sondern auch die Athmungswerkzeuge ergreifenden Krampf bedingt wird. Der Stotternde pflegt, wenn er bei einer Silbe Anstoß findet, die unmittelbar vorhergehenden Laute öfter zu wiederholen oder unartikulirte Töne einzuschieben, oder die Stimme verfagt ihm für einige Zeit gänzlich. Namentlich ist es der Anschluß der Vocale und Consonanten, welcher den Stotternden so viele Anstrengung kostet, daß sie beim Sprechen oft die verschiedensten und wunderlichsten Bewegungen des Kopfes und des ganzen Körpers machen und sogar zuweilen Erbrechen, Brustkrampf, ja Erstickungsanfälle bekommen. Alle diese Eigenthümlichkeiten des Stotterns werden jedoch in sehr verschiedenen Graden beobachtet. Das Stottern hängt bald von körperlichen, bald von psychischen Ursachen und namentlich von einer eingeschränkten Gewalt des Willens über die Bewegungsnerven der Zunge und der Muskeln derselben ab. Außerdem kann auch üble Gewöhnung die Schuld dieses Sprachfehlers tragen. Bei der Behandlung des Stotterns wird zwar umsichtige Bekämpfung der entfernteren Ursachen, Abwehrung alles dessen, was den Zustand des Kranken auch nur momentan verschlimmern kann, und Herbeiführung aller Bedingungen, welche erfahrungsgemäß diesen Sprachfehler vermindern, wobei namentlich darauf zu achten ist, ob die angeregte Energie des Willens, richtig zu sprechen, oder Ablenkung der Aufmerksamkeit von dem Uebel für den Kranken besser taugt, einen guten Grund zur Besserung legen; allein auch von der Anwendung der nerven- und krampfstillenden Mittel, als gegen das Uebel unmittelbar gerichtet, ist mancher Nutzen zu erwarten. Vor allem aber ist eine Art Gymnastik der Sprachwerkzeuge, Uebung in ungewohnten Stellungen und schnellen Bewegungen der Zunge als eins der Hauptmittel in letzterer Hinsicht zu erwähnen. Dieses schon den Alten (Demosthenes) bekannte Verfahren erfuhr in der neuern Zeit durch Mad. Leigh in Neuyork eine systematische Ausbildung und Anwendung, welche von ihrer Erfinderin sowie von den Gebrüdern Malebouche, die es nach Frankreich und Holland, und von Charlier, der es nach Deutschland brachte, anfangs geheim gehalten, später aber bekannt geworden, durch Schultheß, Bansmann und Otto bedeutend verbessert wurde und viele Heilungen herbeiführte. Eine chirurgische Operation, welche Dieffenbach zur Heilung des Stotterns ersann, und welche darin bestand, daß er aus der obern Fläche der Zunge in der Nähe der Wurzel derselben ein Querstück ausschnitt, wodurch nach Vereinigung der Wundränder das Andrücken der Zunge an den Gaumen erleichtert werden sollte, ist der Vergessenheit anheimgefallen.

Stammgüter, Erbgüter oder Geschlechtsgüter sind solche, welche nicht durch Kauf oder überhaupt unter den Lebenden, sondern infolge mehrmaliger Vererbung unter den Nachkommen des ersten Erwerbers in die Hand ihres Besitzers gelangt sind. Die Gesetze mancher Länder geben diesen S. eine solche Unveräußerlichkeit, daß sie entweder gar nicht aus der Nachkommenschaft des ersten Erwerbers herauskommen können und daß jede Veräußerung an andere gänzlich ungiltig ist, oder daß doch die Mitglieder derselben entweder ein Vorkaufsrecht oder das Recht des Retracts darauf haben. Doch hat sich eine absolute Unveräußerlichkeit der S.,

wobei Familienglieder dieselben sogar ohne Ersatz des Kaufgeldes zurückfordern können, um wenig Ländern hauptsächlich durch die Lehnsverhältnisse erhalten. Das Stammgut kann fo Lehn als Allodium, d. h. lehnfreies Erbe, sein, und es wird ihm in dieser Hinsicht das Eig gut, d. h. das Erworbene, entgegengesetzt. Das weibliche Geschlecht ist von den S. an und sich nicht ausgeschlossen, wenn nicht entweder Lehnsverhältnisse oder besondere Familienstiftun eine solche Ausschließung herbeiführen. Auch wo das Gesetz die Güter im allgemeinen n bei der Familie zu erhalten sucht, kann ihnen durch Testamente und Verträge eine ähnliche veräußerlichkeit beigelegt werden (s. Fideicommiß), womit dann häufig besondere Successio ordnungen, Ausschließung des weiblichen Geschlechts, Majorate, Seniorate u. s. w. verbun sind. Dergleichen Bestimmungen zu treffen, kann der Staat im allgemeinen Interesse un sagen, wie er auch aus gleichem Grunde zur Abänderung der deswegen schon vorhande Einrichtungen und Gesetze befugt ist. In Frankreich ist seit der Revolution der Begriff der verschwunden. Auch England kennt keine S., obschon hier das Grundeigenthum ungetheilt den ältesten Sohn übergeht und nur in Ermangelung von Söhnen an die Töchter gelangt.

Stammrolle heißt das von den Gemeindevorstehern zu führende Verzeichniß aller im milit pflichtigen Alter stehenden männlichen Einwohner einer Ortschaft. Sie ist jährlich, nach Kre oder größern Bezirken zusammengestellt, dem Ministerium des Innern einzureichen, welches nach die Vertheilung des Rekrutenersatzes, dessen Bedarfsnachweisung ihm das Kriegsministeri übermittelt hat, auf das Land anordnet; die Aushebung wird später durch das Kriegsministeri veranlaßt. Zuweilen wird auch bei den Truppen die Liste der Mannschaften einer Compag oder Escadron S. genannt.

Stammtafel nennt man im allgemeinen jedes Geschlechtsregister, jede genealog. Ta folglich auch den Stammbaum (s. d.). Gegenwärtig unterscheidet man 1) eigentliche Stam oder Geschlechtstafeln (tabulae stemmatographicae). Es ist dies die älteste Art a genealog. Tafeln, welche mit Berücksichtigung beider Geschlechter alle Personen verzeichnet, we eine Familie bilden. Die Form ist absteigend, d. i. vom Vater auf den Sohn u. s. w. gehe und schließt alle Seitenlinien ein. 2) Ahnentafeln (tabulae progonologicae), welche Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie enthalten. 5) Synchronisti S., in denen die Geschlechtstafeln mehrerer Familien nebeneinander aufgestellt werden. 4) Hif rische S., welche neben der eigentlichen Geschlechtstafel noch histor. Daten enthalten. Wese lich verschieden von der S. ist die Stammliste, die blos die stammführenden Familienhä d. i. die Reihenfolge aller dieselbe Familie fortpflanzenden männlichen Glieder, anführt.

Stämpfli (Jakob), hervorragender Führer der radicalen Partei in der Schweiz, geb. 18 in Schüpfen im Canton Bern, der Sohn von Bauersleuten, kam 1834, nach dem Besuch gewöhnlichen Primärschulen, zu einem Notar nach Büren, um sich für den Schreiberstand a zubilden, und mußte später, nach dortigem Herkommen, zwei Jahre als Knecht im Jura dien um das Französische zu erlernen. Hierauf widmete er sich mit Eifer und Erfolg dem Studi der Rechtswissenschaft zu Bern, hauptsächlich unter der Leitung von Wilh. Snell, und w 1843 Advocat. In seinen polit. Ansichten weiter gehend als die Regierung, betheiligte er an den Freischarenzügen und trat 1845 als Redacteur der «Berner Zeitung», des Organs radicalen Partei, in scharfe Opposition gegen die herrschende liberale Fraction. Mit Eifer trieb er die Revision der Verfassung auf dem Wege der Berufung eines Verfassungsraths, im Jan. 1846 beschlossen wurde. S. und Ochsenbein waren die Hauptführer im Verfassun rathe. Im Juli 1846 in den Regierungsrath berufen, übernahm S. das Finanzdirectori und führte directe Besteuerung, Aufhebung der Feudallasten und Centralisation des Arm wesens durch. Als dritter Gesandter seines Cantons an der die Auflösung des Sonderbun beschließenden Tagsatzung war er nur auf eine untergeordnetere Thätigkeit hingewiesen. Sonderbundsfeldzuge war er eidgenössischer Kriegszahlmeister, und ihm verdankte man es hau sächlich, daß die zur Unterhaltung der Truppen nöthigen Gelder herbeigeschafft wurden. Th weil er ein größeres Maß polit. Freiheit für möglich hielt, theils aus finanziellen Gründen, er materielle Nachtheile für Bern besorgte, stimmte er gegen die Bundesverfassung von 18 Er wurde darum nur mit Mühe in den Nationalrath gewählt. Seine Unterhandlungen währ des Kriegs in Oberitalien mit dem lombard. Gesandten wegen Garantien für die Schwei welche der mailänd. Regierung ihre Dienste anboten, veranlaßten Ochsenbein zu einer erfe losen Anklage gegen ihn. Die Meinung, als ob er die Schweiz in fremde Händel verwid wolle, mochte jedoch dazu beitragen, daß nicht S., sondern Ochsenbein in den Bundesr gewählt wurde. Durch Geradheit und Charakterfestigkeit gewann indessen S. bald wieder f

Popularität und ward 1849 Regierungspräsident des Cantons Bern. Seit dem Sturz der radicalen Regierung 1850 widmete er sich wieder seiner Advocatur. Nachdem sein Bemühen zur Gründung einer Mittelpartei in dem neuen, mit geringer Mehrheit conservativen Großen Rathe gescheitert, machte S. eine wirksame Opposition in der «Berner Zeitung» und trug nicht wenig dazu bei, daß die berner Nationalrathswahlen von 1851 nach ihrer Majorität im Sinne seiner Partei ausfielen. Schon früher hatte ihm die Bundesversammlung durch seine Ernennung zum Präsidenten des Nationalraths einen Beweis ihrer Anerkennung gegeben. 1855 wurde er an Stelle Ochsenbein's, der in franz. Kriegsdienste getreten, in den Bundesrath gewählt. Auch hier vertrat er die streng radicalen Grundsätze. Namentlich wirkte er mit Entschiedenheit für die Aufrechthaltung der Rechte der Schweiz dem Auslande gegenüber, besonders in der savoyischen Angelegenheit 1860. Aufsehen erregte es, als der populäre Staatsmann 1865 seinen Austritt aus der obersten Bundesbehörde anzeigte, um die Direction der sog. eidgenössischen Bank in Bern, eines großen Actienunternehmens, zu übernehmen. Als Hauptmotiv gab er die Pflicht an, nach so lange dem Vaterland geleisteten Diensten auch für seine Familie sorgen zu müssen. Seitdem trat sein polit. Einfluß nicht wesentlich mehr hervor. S. ist ein Mann von bedeutender schöpferischer Kraft, reich an Gedanken und Hülfsmitteln, rasch und scharf in der Auffassung und Beurtheilung der Verhältnisse.

Standarte, ursprünglich das kaiserl. Reichsbanner, heißt jetzt die Fahne der Cavalerie. Das Fahnentuch ist viel kleiner als bei der Infanterie und der Schaft mit einem Armrienen versehen, um zu Pferde festgehalten zu werden, weshalb auch sein unteres Ende in einem am rechten Steigbügel befestigten Lanzenschuh ruht. Früher hatte jede Escadron eine S., jetzt führt in den meisten Armeen nur das Cavalerieregiment eine solche.

Standbild, s. Statue.

Ständchen, s. Serenade.

Stände. Der Stand als Eigenschaft ist die Bezeichnung für eine besondere rechtliche Stellung eines einzelnen auf der allgemeinen Grundlage der Rechtspersönlichkeit. In diesem Sinne kann und wird man in der Regel mehrern S. zugleich angehören; nur Sklaven haben keinen Stand. Durch die Gemeinschaft eines besondern Rechts entstehen S., und zwar zunächst auf Grundlage eines Berufs, d. h. einer für den Staat wesentlichen und dauernden Lebensthätigkeit. Solche S. erscheinen entweder als Volksklassen oder als Associationen oder endlich als Corporationen, in welchem letztern Falle sie besondere polit. Rechte und Pflichten zu haben pflegen. Am Ausgange des Mittelalters bezeichnete man mit S. (états, Staaten, die man wieder in allgemeine und provinziale eintheilte) diejenigen Einzelindividuen und juristische Personen, welche kraft eigenen Rechts und zur ausschließlichen unmittelbaren Vertretung ihrer eigenen Interessen bei den wichtigsten Landesangelegenheiten mitzuwirken hatten. Dieselben bildeten nach und nach ständische Corporationen, die im Laufe der Zeit zu Einer Corporation zusammenwuchsen. In diesem Sinne sprach man von drei (Ritterschaft, Prälaten und Städte, oder Prälaten, Städte und Bauernschaft), ausnahmsweise auch von vier S., welche dann zusammen die Landschaft bildeten. Diese Standschaften, zu denen gewissermaßen auch die deutschen Reichsstände gehörten, anerkannten über sich keine Rechte des Landesherrn, als die mit ihnen vertragsmäßig begründeten, und brachten es dahin, daß ihre Befugniß, sich wann und wo sie wollten zu versammeln, unter gewissen Bedingungen mit fremden Fürsten zu verbinden und ihre Rechte mit eigenen Waffen zu vertheidigen, ausdrücklich anerkannt wurde. Durch die fortwährenden Kriege und die damit verbundenen stetig gewordenen großen Ausgaben, mehr noch durch den veränderten Geist des öffentlichen Lebens, insbesondere durch das Bedürfniß festester staatlicher Einigung sowie durch ihre eigene Unfähigkeit, sich den veränderten Verhältnissen zu accommodiren, kamen diese S. meist außer Uebung und schliefen entweder von selbst ein oder wurden förmlich aufgehoben. An ihre Stelle traten, abgesehen von blos berathenden Particularvertretungen, allenthalben constitutionelle oder repräsentative Volksvertretungen, die darum nicht minder mächtig sind, obschon ihnen jene mit einer geordneten Staatseinheit und Verwaltung unverträglichen Rechte der frühern S. fehlen, die aber häufig noch den Namen Reichsstände, Landstände oder S. kurzweg führen.

Standeserhöhung bezeichnet sowol die Erhebung aus einem rechtlich niedriger gestellten Stande in einen bevorrechteten, als auch die Erhebung von einer niedern Stufe dieses letztern auf eine höhere. Vorzugsweise versteht man bei uns darunter die Ertheilung des Adels oder eines höhern als des bisher besessenen Adelsrangs. Das Recht, S. zu verleihen, steht nur Souveränen zu und wird als ein persönliches Majestäts- oder Souveränetätsrecht betrachtet.

Standesherren nennt man alle seit 1806 im ehemaligen Deutschen Reiche infolge der

Mediatisirung aus der Reihe selbständiger Reichsstände in das Landesunterthanenverhältniß getretene Fürsten, Grafen und Herren, die aber von denjenigen S. zu unterscheiden sind, die es schon vor 1806 in Oesterreich, in der Lausitz, in Sachsen und Schlesien gab, und unter welchen man Besitzer größerer Herrschaften versteht, mit denen gewisse Regierungsrechte, adeliche Vasallen, Jurisdiction in zweiter Instanz u. s. w. verknüpft sind. Um den ehemals reichsunmittelbaren mediatisirten Häusern einen in allen Bundesstaaten gleichförmigen Rechtszustand zu verschaffen, bestimmte die Deutsche Bundesacte (Art. 14): 1) daß alle vormals reichsunmittelbaren fürstl. und gräfl. Häuser zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten, und daß ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit verbleiben solle; 2) daß die Häupter dieser Häuser die ersten S. in den Staaten, zu welchen sie gehören, seien; 3) daß ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert blieben, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungestörtem Genusse herrührten und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehörten. Außerdem haben fast alle deutschen Bundesstaaten, in denen S. vorhanden, jenes Verhältniß noch besonders geordnet. Infolge eines Präsidialantrags vereinigte sich 1825 die Bundesversammlung, den mediatisirten, vormals reichsständischen Familien einen ihrer Ebenbürtigkeit mit den souveränen Häusern angemessenen Rang und Titel zu gewähren und den Fürsten das Prädicat «Durchlaucht» (Altesse) zu ertheilen. Auch den Häuptern der vormals reichsständischen gräfl. Familien wurde 1819 auf ihr Gesuch vom Bundestage das Prädicat «Erlaucht» zuerkannt. Ebenso wurde das Prädicat «Durchlaucht», welches früher nur den Häuptern der mediatisirten fürstl. Familien zu führen erlaubt war, 1833 allen Mitgliedern dieser Familien zugestanden. Von den ursprünglichen standesherrlichen Familien sind schon mehrere ausgestorben, und es kann die Zahl derselben, die etwa noch gegen 100 beträgt, seit Aufhebung des Bundestags nicht mehr vermehrt werden, da die Ertheilung standesherrlicher Rechte an eine nicht standesherrliche Familie nur innerhalb der Grenzen des betreffenden Staats wirken kann. Die besondern Rechte der S. beruhen, wie ihr Stand selbst, auf dem Besitze einer ehemals reichsständischen Herrschaft. Soweit diese Rechte persönlicher Natur sind, galten sie für den ganzen Umfang Deutschlands; soweit sie aber einen dinglichen Charakter haben, können sie nur in demjenigen deutschen Lande, in welchem die früher reichsständischen Besitzungen liegen, zur Anwendung kommen. Das besondere Recht der S. gründet sich formell auf eine Art von völkerrechtlichen Verträgen und deren europ. Garantien und konnte also denselben, strenggenommen, ebenso wenig durch einseitige Acte einzelner Regierungen oder Staatsgesetzgebungen wie durch die Auflösung des Deutschen Bundes entzogen werden. Auch die in verschiedenen deutschen Staaten erlassenen besondern Landesgesetze über die Verhältnisse der Mediatisirten müssen von diesem Standpunkte aus betrachtet werden. Trotzdem haben die S., namentlich seit 1848, wie der übrige adeliche Grundbesitzerstand, durch die Grundentlastungsgesetze, durch gesetzliche Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Boden, durch Beseitigung der patrimonialen und mittelbaren Gerichtsbarkeit u. s. w. eine große Zahl ihrer bedeutendsten Rechte fast allenthalben verloren, und zwar häufig ohne daß sie damit einstimmten. Eine Menge von Protesten und Beschwerden, letztere häufig an den ehemaligen Bundestag gerichtet und meist wirkungslos oder unentschieden geblieben, waren die Folge davon. Für die S. spricht das positive Recht; für die Regierungen und ihre neue Gesetzgebung die staatliche Nothwendigkeit und eine richtige Politik. Nach Aufhebung des Bundestags fehlt jede Behörde, welche competent wäre, die fraglichen Collisionen zu entscheiden. S. im Sinne des Art. 14 der Bundesacte gibt es jetzt nur noch in Preußen (einschließlich von Hannover, Kurhessen und Nassau), Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden und Großherzogthum Hessen.

Standrecht, auch Standgericht nennt man sowol den Act der Bestimmung der Strafe, welche dem Vergehen eines Soldaten zugemessen wird, als auch die Versammlung der als Richter hierzu berufenen Personen. Das S. findet nur bei den niedern Chargen des Militärs und bei Verbrechen statt, die keine Festungsstrafen nach sich ziehen. Die Art der Zusammensetzung der Richter und ihres Verfahrens ist der beim Kriegsgericht (s. Kriegsrecht) ähnlich, doch erkennt das S. nur in untergeordneten, weniger wichtigen Fällen. Die Anzahl der Richter beträgt für jede Charge nur zwei Personen. Auch versteht man unter S. ein außerordentliches Gericht, welches in Fällen offenbarer oder drohender Empörung in einzelnen Landestheilen sowol gegen Militär- als gegen Civilpersonen abgehalten wird und dessen Ausspruch, selbst wenn er auf Tod lautet, nicht der Bestätigung des Landesherren, sondern nur des Oberbefehlshabers bedarf und sogleich vollzogen wird.

Stanhope (James, erster Graf von), ein berühmter engl. Staatsmann und Diplomat des

18. Jahrh., stammte aus der Familie der Grafen von Chesterfield und wurde 1673 zu Paris geboren. Er begleitete seinen Vater, Alexander S., der als engl. Gesandter nach Spanien ging, und bildete sich auf Reisen in Frankreich und Italien. Nach der Rückkehr trat er in Militärdienste und focht unter Wilhelm III. in den Niederlanden. Im Spanischen Erbfolgekriege befehligte er als Generallieutenant, erst unter Peterborough, dann selbständig die engl. Streitkräfte in Spanien. 1708 eroberte er Port Mahon und die Insel Minorca. Am 17. Juli 1710 erfocht er den Sieg bei Almenara, 20. Aug. den bei Saragossa. Kurz darauf fiel er in die Hände der Franzosen, die ihn erst 1712 freigaben. S. warf sich nun in die parlamentarische Laufbahn und spielte unter der Königin Anna als Whig eine bedeutende Rolle. Nach der Thronerhebung Georg's I. wurde er Geheimrath, Staatssecretär und später Schatzkanzler. Während der Regentschaft des Herzogs von Orléans in Frankreich brachte er mit Dubois die berühmte Triple- und Quadrupleallianz zu Stande. Der König ernannte ihn 1717 zum Viscount und 1718 zum Grafen. S. starb plötzlich 4. Febr. 1721. — Charles, Graf von S., des vorigen Enkel, geb. 1753 zu Genf, wo seine Aeltern lange lebten, erwarb sich bedeutende Kenntnisse in Physik, Chemie und Mathematik und löste im Alter von 18 J. eine Preisaufgabe der Akademie zu Stockholm über die Pendelschwingungen. 1780 trat er ins Parlament, wo er die Opposition verstärkte. Durch den Tod seines Vaters gelangte er 1786 ins Oberhaus. Wiewol seine Gemahlin die Schwester des Ministers Pitt war, widersetzte er sich doch unwandelbar der Ministerialpolitik. Die Parlamentsreform, die Abschaffung der Negersklaverei, die Freiheit der Presse, die Unabhängigkeit der Geschworenengerichte waren die Hauptgegenstände, für die er im Parlament wie in seinen Schriften in die Schranken trat. Ein Zwist mit seinen Söhnen verbitterte seine letzten Jahre. Er starb 1. Dec. 1816. Seine Tochter war die Lady Esther S. (s. d.), bekannt durch ihren Aufenthalt in Syrien. Eine von S. verbesserte Druckpresse trägt seinen Namen. Auch machte er viele andere gemeinnützige Erfindungen. Außerdem besaß er viel praktische Lebensweisheit, und seine Parlamentsreden bezeugen seinen Scharfsinn und seine Originalität. — Philipp Henry, vierter Graf von S., des vorigen ältester Sohn und Erbe, geb. 7. Dec. 1781, lebte in seiner Jugend als Viscount Mahon mehrere Jahre in Deutschland und gab zu Dresden ein «Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen» (1800) heraus. In der Politik schloß er sich seinem Oheim, dem Minister Pitt, an. Gleiche Grundsätze machte er auch geltend, als er 1816 nach dem Tode seines Vaters ins Oberhaus gelangte. Er schrieb 1818 in einer sehr heftigen Rede die Zerstückelung Frankreichs vor, um damit die Ruhe Europas zu sichern. Einige Jahre vor dem Tode des Findlings Kaspar Hauser (s. d.) nahm er sich dessen mit Eifer an und wollte ihn sogar adoptiren. Später suchte er in einer Schrift «Materialien zur Geschichte Kaspar Hauser's» (Heidelb. 1835) seinen Schützling zu verdächtigen. Die 1846 von Peel beschlossene Aufhebung der Kornsetze fand an ihm einen heftigen Gegner. Er starb 2. März 1855. — Sein einziger Sohn und Erbe, Philipp Henry, fünfter Graf von S., früher schon als Schriftsteller unter dem Titel Viscount Mahon bekannt, wurde 1805 geboren, studirte in Oxford und trat 1830 ins Unterhaus. Sir Robert Peel stellte ihn 1834 in seinem ersten Ministerium als Unterstaatssecretär im auswärtigen Amt an, und später, in Peel's zweitem Ministerium, erhielt er 1841 den Posten eines Unterstaatssecretärs im Indischen Amte. Nachdem er mit Peel für die Abschaffung der Kornsetze (1846) gestimmt, befolgte er während der nächsten Jahre eine schwankende Politik, bekämpfte auf seiten der Protectionisten die Aenderung der Schiffahrtsgesetze und verlor infolge davon bei den Neuwahlen von 1852 seinen Sitz für Hertford. Nach seines Vaters Tode nahm er dessen Sitz im Oberhause ein, betheiligte sich indeß wenig an den polit. Debatten. Seine wissenschaftliche Thätigkeit fand 1846 Anerkennung durch seine Wahl zum Präsidenten der Society of Antiquaries. 1857 wurde er zum Vorsitzenden der National Portrait-Gallery, 1858 zum Lord-Rector der Universität Aberdeen erwählt. Um die Universität Oxford erwarb er sich unter anderm Verdienste durch Stiftung eines Preises für das Studium der neuern Geschichte.

Stanhope (Lady Esther Lucy), bekannt durch ihren Aufenthalt in Syrien, war die Tochter des Grafen Charles S. und die Nichte William Pitt's und wurde 12. März 1776 zu London geboren. Sie hatte von der Natur zwar nicht Schönheit, aber ein imposantes Aeußeres, viel Verstand und geistige Energie empfangen. Wiewol sie in ihrer Jugend Kenntnisse sammelte, scheint doch ihre übrige Erziehung sehr vernachlässigt worden zu sein. Als sich ihr Vater nach dem Ausbruche der Französischen Revolution als eifriger Republikaner vielfach compromittirte, schickte man sie in das Haus des unverheiratheten Oheims, des Ministers Pitt, und dieser gewann die Nichte sehr lieb und machte sie zur Herrin seines Hauses. Er zog sogar aus ihren

großen Fähigkeiten Vortheil und überließ ihr die Besorgung seines Briefwechsels sowie nicht selten den Entwurf diplomatischer Noten. Ihre natürliche Geradheit und ihr Scharfsinn erweckten in ihm sehr bald einen glühenden Haß gegen die Welt des Trugs und des Scheins, mit der sie und ihr Oheim umgeben waren. Als Pitt 1806 starb, zog sie sich mit dem geringen mütterlichen Erbtheil und einer Staatspension von 1200 Pfd. St., die man der Nichte des großen Ministers gewährte, nach Wales zurück, wo sie in der Einsamkeit auf die Meinung verfiel, daß ihr eine große Zukunft bevorstände. Mit diesem Gedanken reiste sie gegen 1810 in die Türkei und faßte nach mehrjährigen Wanderungen den Entschluß, sich in Syrien eine Heimat zu gründen. Auf der Ueberfahrt litt sie jedoch Schiffbruch, wobei sie ihre Besitzthümer verlor. Sie kehrte nochmals nach England zurück, raffte die Trümmer ihres Vermögens zusammen und gelangte endlich nach Syrien. Der Glanz, den sie um sich verbreitete, ihre Reize, ihr kühnes Wesen, das mystische Gewand, in das sie sich zu hüllen wußte, machten auf die ganze syr. Bevölkerung großen Eindruck. Der blutige und listige Emir Beschir wies ihr Mar-Elias, ein ehemaliges griech. Kloster, zum Aufenthalt an, das sie fortan als ihr Eigenthum betrachtete. Später bante sie sich zu Dschihun, unweit Seyde, auf einem der wildesten Punkte des Libanon, einen Palast. Ihre Einrichtung und ihr Betragen erregte die Meinung, als gebiete sie über ungeheuere Schätze, die sie durch ihre Verbindung mit der Geisterwelt erhalte. Die Syrer nannten sie gewöhnlich die Königin von Tadmor, die Zauberin von Dschihun, die Sibylle des Libanon. Als Ibrahim-Pascha in Syrien einfiel, spornte sie die Drusen zum Widerstande an und wußte sich dem Pascha so furchtbar zu machen, daß sie derselbe bat, sie möchte neutral bleiben. Ein großer Hebel ihrer Macht war ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit. Witwen, Waisen, Gefangene, Verwundete, Verfolgte nahm sie zu Hunderten auf und sorgte für ihr Fortkommen. Europäer, namentlich Engländer, die sie besuchten, behandelte sie mit Grobheit; nur Lamartine und der Fürst Pückler-Muskau machten beinahe eine Ausnahme. Ihr Aufwand brachte sie indessen in den letzten Jahren in große Verlegenheiten, und mit ihrem Vermögen schwand auch ihre Gesundheit. Sie konnte nicht mehr schlafen und wurde von Krämpfen und furchtbaren Visionen gepeinigt. Die Dächer und Mauern ihrer Häuser stürzten zusammen; die Decke ihres Zimmers stützte ein unbehauener Baumstamm. Sie starb in diesem Elende, von einigen treuen Arabern umgeben, 23. Juni 1839. Man begrub sie in der Gruft zu Mar-Elias. Ihr Leibarzt, ein Engländer, den sie übel behandelte, gab sehr genaue Nachrichten über sie heraus unter dem Titel «Memoirs of the Lady Esther S.» (3 Bde., Lond. 1845; deutsch von Birch, 3 Bde., Stuttg. 1846).

Stanislaw, der Heilige, geb. 1030 aus adelichem Geschlechte zu Szczepanow, einem Gute unweit Bochnia in Galizien, studirte in Paris Theologie und wurde 1071 Bischof von Krakau. Als er die Ausschweifungen des damaligen poln. Königs Boleslaw des Kühnen tadelte und den König mit dem Kirchenbanne bedrohte, gerieth dieser in solche Wuth, daß er 1079 S. in der Michaelskirche zu Krakau während der Messe überfiel und niederhieb. Papst Gregor VII. that Boleslaw in den Bann, S.'s Gebeine aber wurden in der Kathedrale zu Krakau beigesetzt, wo sie noch jetzt in einem prächtigen Sarkophage ruhen. Von Papst Innocenz IV. wurde S. 1248 als Schutzpatron Polens heilig gesprochen. Ihm zu Ehren stiftete König Stanislaw August den Stanislaworden.

Stanislaw I. Leszczynski, König von Polen, nachher Herzog von Lothringen und Bar, einer der besten Fürsten des 18. Jahrh., wurde zu Lemberg 20. Oct. 1677 geboren. Sein Vater war Rafael Leszczynski. Im Besitze der großen Herrschaften Reisen und Lissa in Großpolen, wurde er zum Wojwoden von Posen und General von Großpolen erhoben und, nachdem er schon 1699 Gesandter beim Sultan gewesen, 1704 von der Conföderation in Warschau an Karl XII. geschickt, als dieser August II. (s. d.) des poln. Throns für verlustig erklärt hatte. S. machte einen so vortheilhaften Eindruck auf Karl XII., daß dieser ihn auf den poln. Thron zu heben beschloß und es bewirkte, daß S. 12. Juli 1704 vom Reichstage zu Warschau wirklich gewählt wurde. Im Oct. 1705 erfolgte seine und seiner Gemahlin Katharina Opalinska Krönung, und zu seinem Gunsten mußte August II. im Frieden zu Altranstädt der Krone Polens entsagen. Doch nur bis zur Schlacht bei Pultawa vermochte S. sich in Polen zu halten: er mußte dann flüchtig werden und ging nach Pommern, von da nach Schweden, wo er eine Zeit lang zurückgezogen lebte. Um den Frieden herbeizuführen, war er bereit, auf die Krone zu verzichten, und unternahm in der Absicht, Karl's XII. Zustimmung hierzu zu erlangen, sogar eine Reise nach Bender. In der Moldau verhaftet, wurde er vom Hospodar nach Bender geschickt und hier bis 1714 festgehalten. Hierauf begab er sich zunächst nach dem Herzogthum Zweibrücken, wo ein Angriff, den ein sächs. Offizier auf sein Leben machte, mislang. Nach dem Tode Karl's XII.

wies ihm der franz. Hof Weißenburg im Elsaß zum Aufenthalte an, und von hier aus wurde 1723 seine Tochter Maria mit Ludwig XV. vermählt. Nach August's II. Tode rief ihn eine Partei in Polen, die von Frankreich kräftig unterstützt wurde, wieder zum Könige aus, und S. begab sich selbst nach Danzig. Doch August III. (s. d.) behielt die Oberhand, Danzig wurde von den Russen eingeschlossen, und mit Mühe und Gefahr entging S., als Bauer verkleidet, der russ. Gefangenschaft nach Marienwerder. Die wiener Friedenspräliminarien vom 3. Oct. 1735 setzten endlich fest, daß S. der poln. Krone entsagen, jedoch auf Lebenszeit den Titel eines Königs von Polen behalten sollte; seiner Familie wurden die in Polen eingezogenen Güter zurückgegeben, er selbst kam auf Lebenszeit in den Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar, welche sodann an Frankreich fielen. In Luneville residirend, erwarb sich S. allgemeine Liebe; doch hörte er auch nie auf, als Pole zu denken und zu empfinden. Ein Unfall endigte sein Leben. Am Kamine sitzend, wurde er vom Feuer ergriffen und starb drei Wochen darauf, 23. Febr. 1766. Seine «Oeuvres du philosophe bienfaisant» (4 Bde., Par. 1765), philos., moralischen und polit. Inhalts, bekunden seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten.

Stanislaw II. August, der letzte König von Polen, war der Sohn des Grafen Stanislaw Poniatowski (s. d.) und der Fürstin Konstantia Czartoryska und wurde zu Wolczyn 7. Jan. 1732 geboren. 1752 trat er zuerst auf dem Reichstage als Landbote auf und erregte durch Rednergabe und schöne Gestalt Aufmerksamkeit. König August III. sandte ihn an die Kaiserin Elisabeth nach Petersburg, und hier erwarb sich S. die ganz besondere Gunst der Großfürstin, nachherigen Kaiserin Katharina. Nach August's Tode brachte diese es durch ihren Einfluß dahin, daß S. auf dem Reichstage zu Warschau 7. Sept. 1764 von einer zwar wenig zahlreichen Versammlung, doch nach herkömmlicher Weise einstimmig zum Könige gewählt und 25. Nov. in Warschau gekrönt wurde. Geistreich, beredt, edel, konnte er doch für das Wohl seines Vaterlandes nichts fördern, da es ihm an Charakterstärke fehlte, um den Adel zu zügeln und der russ. Politik sich zu entziehen. Den meisten seiner Landsleute erschien er alsbald als eine Creatur Rußlands. Der unzufriedene Adel trat daher mehrfach zu mehrern Conföderationen zusammen und erklärte den Thron für erledigt. Einige Verschworene entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus Warschau und verbargen ihn in einem Walde. Als er sich hier mit einem der Verschworenen, Kosinski, allein befand, erschütterte er denselben durch seine Rede so, daß er von demselben die Freiheit erhielt. Als jetzt (1772) die erste Theilung Polens zur Ausführung kam, protestirte S. vergebens, mußte sich vielmehr dem russ. Einflusse immer mehr unterwerfen. Durch die Annahme der Constitution vom 3. Mai 1791 gewann er zwar die Achtung seiner Nation wieder und schien entschlossen, dem Zorne der russ. Kaiserin Trotz zu bieten; aber schnell durch Preußens veränderte Gesinnung und Rußlands Drohungen entmuthigt, trat er der neuen Conföderation zu Targowitza bei und empörte den bessern Theil der Nation gegen sich, ohne doch, was er wollte, Polen mit Rußland zu versöhnen. Sein Widerspruch gegen die zweite Theilung von Polen hatte zur Folge, daß Katharina ihn nach Suworow's Einnahme von Warschau nach Grodno bringen ließ, wo er den dritten Theilungsvertrag unterzeichnen und 25. Nov. 1795 dem Throne entsagen mußte. Paul I. berief ihn gleich nach dem Tode Katharina's nach Petersburg. Hier lebte er von einer russ. Pension und starb 12. Febr. 1798. Vgl. «Mémoires secrets et inédits de S.» (Lpz. 1862).

Stanko (Insel), s. Kos.

Stanley (Edward Henry, Lord), einer der talentvollsten Staatsmänner des heutigen England, ältester Sohn Graf Derby's (s. d.), geb. 21. Juli 1826 zu Knowsley, dem Landsitze seiner Familie in Lancashire, besuchte die Schule zu Rugby, dann die Universität zu Cambridge, wo er sich vor andern Sprößlingen der engl. Aristokratie durch Lerneifer und Erwerbung tüchtiger Kenntnisse auszeichnete. Nachdem er die Universität verlassen, bewarb er sich im Frühjahr 1848 um einen Parlamentssitz für Lancaster, doch ohne Erfolg. Hierauf unternahm er eine Reise nach Nordamerika und Westindien und widmete den dortigen Zuständen ein ernstes Studium, das seinen klaren, praktischen Geist über manche in den heimischen Parteikämpfen eingebürgerte Vorurtheile emporhob und zur Selbständigkeit und Reife seiner polit. Ueberzeugungen wesentlich beitrug. Noch vor seiner Rückkehr erhielt er die Nachricht von seiner Wahl zum Parlamentsmitglied für den Flecken Kings-Lynn. Er nahm demnach im Frühjahr 1850 seinen Sitz im Unterhause ein und zog alsbald durch seine Rede über die Zustände der westind. Colonien die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Im folgenden Jahre unternahm S. eine Reise in den Orient und nach Ostindien, um sich eine tiefere Kenntniß der dortigen Verhältnisse und der östl. Interessen Englands anzueignen. Noch befand er sich in Indien, als er die Nachricht

von dem Sturze der Whigs, der Bildung eines Toryministeriums durch seinen Vater Graf Derby und seine eigene Ernennung zum Unterstaatssecretär im auswärtigen Amte erhielt. Nach seiner Rückkehr wurde er zwar bei den allgemeinen Neuwahlen wieder zum Parlamentsmitglied für Kings-Lynn gewählt, aber das Toryministerium mußte schon im Dec. 1852 den Rücktritt nehmen, sodaß er keine Gelegenheit fand, seine Tüchtigkeit als Vertreter der auswärtigen Politik im Unterhause zu beweisen. Während der Session von 1853 befürwortete er mit großer Sachkenntniß einen Antrag auf vollständige Reform der indischen Verwaltung. In den folgenden Jahren nahm die öffentliche Thätigkeit S.'s eine andere Richtung. Er widmete sich der Beförderung von Arbeitervereinen, von öffentlichen Bibliotheken, Volkserziehung, ökonomischen und andern gemeinnützigen Verbesserungen und erwarb sich dadurch bei allen Parteien den Namen eines aufgeklärten und einsichtigen socialen Reformers. Seine Haltung war eine so entschieden freisinnige, daß man sich gewöhnte, seine Parteiverbindung mit den Tories als einen Zufall der Geburt zu betrachten, und seinen baldigen offenen Uebertritt zur polit. Reformpartei erwartete. Lord Palmerston suchte darum den jungen Staatsmann für sein Ministerium zu gewinnen und trug ihm 1855 den Posten des Colonialministers an. S. wies indessen diesen Vorschlag zurück. Als Anfang 1858 die Tories ans Staatsruder zurückkehrten, übertrug ihm sein Vater Graf Derby das Ministerium für Indien, in welcher Stellung er mit Nachdruck und Erfolg die großen Veränderungen durchführte, welche nach der indischen Rebellion zum Beschluß gekommen waren. Nach dem Sturze der Tories 1859 trat er zwar wieder in die Reihen der Opposition, bewahrte aber eine maßvolle Haltung und wußte durch die Sachkenntniß, die er in den Debatten entwickelte, auf alle Parteien des Hauses Wirkung zu üben. Während des amerik. Bürgerkriegs gehörte er zu den wenigen engl. Staatsmännern, welche der leidenschaftlichen Parteinahme für die Südstaaten wenigstens eine vorurtheilsfreie Würdigung des gewaltigen Ereignisses entgegensetzten. Einen Stoß erlitt das Ansehen S.'s in den Reformdebatten von 1866, indem er sich im Unterhause zur Unterstützung der torystischen Opposition hergab, welche durch Parteimanöver den Fortgang der Parlamentsreform zu hemmen suchte. Als die Debatten über die Reformbill im Juli 1866 zum Sturze des Ministeriums Russell führten, trat S. in das neue Ministerium des Grafen Derby als Minister des Auswärtigen ein. Trotz seiner Stellung zur Reformbill nahm man doch seine Ernennung mit Befriedigung auf, da sich die Leitung des Auswärtigen bisher in ungeschickten Händen befunden hatte. In der That wußte S. durch Festigkeit und Klugheit die auswärtige Politik Englands wieder zu heben, wie unter anderm der Depeschenwechsel mit der amerik. Regierung in der Alabama-Angelegenheit, die Verhandlungen mit Spanien wegen der Wegnahme engl. Schiffe, sein Verhalten in der luxemburgischen Frage und seine Behandlung des abyssinischen Problems bewiesen. An den Reformdebatten von 1867 nahm er keinen Antheil. Als sich im Febr. 1868 Graf Derby zurückzog und der bisherige Schatzkanzler D'Israeli die Neubildung des conservativen Cabinets übernahm, behielt S. das Ministerium des Auswärtigen, da es sich nur um einen Personenwechsel, nicht um eine principielle Veränderung handelte.

Stanniol oder **Zinnfolie** nennt man das in dünne Blätter durch Walzen und Schlagen mit dem Hammer verwandelte Zinn, welches vorzüglich zum Belegen der Spiegel, aber auch zum Verschluß der Champagnerflaschen, zum Auskleiden von Holz- und Pappkästchen, Einwickeln von Chocolade u. s. w. angewendet wird. Nächst England liefert Deutschland, namentlich Nürnberg, Erlangen und Fürth, das meiste und vorzüglichste S.

Stanz oder **Stans**, Flecken und Hauptort des schweiz. Cantons Unterwalden nid dem Wald, 2 M. im Südsüdosten von Luzern und $^1/_2$ M. im Südosten von dem Hafenplatze **Stanzstad** oder **Stanstad** am Alpnacherse, dem südwestl. Bassin des Vierwaldstättersees, am Fuße des 5847 F. hohen **Stanzerhorns** in einem Walde von Nuß- und Obstbäumen gelegen, zählt (1860) 2028 E. Der Ort hat eine Gewehrfabrik und mehrere Färbereien und Gerbereien, eine große Pfarrkirche mit Altären und zehn Säulen aus schwarzgrauem Marmor, ein Kapuziner- und ein Franciscanerinnenkloster mit Schulen, ein Rathhaus mit dem Saale, in welchem Bruder Klaus von der Flüh 22. Dec. 1481 die entzweiten Tagsatzungsgesandten durch seine Friedensworte versöhnte und zum **Stanzer Verkommniß** vermochte, einen hübschen Brunnen mit der Marmorbildsäule Arnold's von Winkelried, dessen Wohnhaus auf einer nahen Wiese gezeigt wird, und ein Zeughaus mit dem Panzer, welchen Winkelried 1386 in der Schlacht bei Sempach trug. Neuerdings (3. Sept. 1865) wurde letzterm zu S. auch ein Standbild (von Schlöth) errichtet. Eine Marmortafel im Beinhause hinter der Kirche bewahrt das Andenken an 63 Greise, Weiber und Kinder, die mit dem Priester vor dem Altare 9. Sept. 1798 von den eindringenden

Franzoſen abgeſchlachtet wurden. Vor dem Flecken liegt der «Wyl an der Aa», ein großer, mit Linden umpflanzter Platz, wo ſich jährlich die Landes- und Nachgemeinde verſammelt. Etwa ¼ M. weſtlich von S. ſteht die Winkelriedskapelle auf dem Drachenried, wo im Sept. 1798 ein heldenmüthiger Kampf der Unterwaldner gegen die Franzoſen unter General Schauenburg (2000 gegen 16000 Mann) ſtattfand. Etwa ⅜ M. gegen Nordweſten, ſüdlich von Stanzſtad erhebt ſich am Alpnacherſee der Roßberg oder Rozberg mit der Ruine der 1308 von den Unterwaldnern zerſtörten Burg Rozberg des «Landenbergers». In der Nachbarſchaft befindet ſich die Penſion Rozloch mit alkaliſch-ſaliniſcher Schwefelquelle, See- und Dampfbädern, Milch- und Molkencuren. Etwa ½ M. im Nordoſten von S. liegt an der Mündung der Aa in den Vierwaldſtätterſee das große Dorf Buochs mit 1432 E., Seidenſpinnerei und Gewehrfabrik, und ⅜ M. gegen Südoſten auf der Route nach dem Engelbergerthal das durch den von Baumgarten 1307 im Bade erſchlagenen Junker Wolfenſchieß bekannte Dorf Wolfenſchieß mit 1131 E. und einer ſchönen, 1776 erbauten Pfarrkirche, in welcher die Gebeine des Einſiedlers Konrad Scheube, des Tochtermanns des Klaus von der Flühe, ruhen.

Stanze, eigentlich der Haltepunkt oder Abſchnitt, heißt urſprünglich jede Strophenabtheilung eines längern oder kürzern Gedichts, oft auch ein ganzes lyriſches Gedicht von einer einzigen Strophe. (S. Canzone.) Beſonders aber bezeichnete man damit die Octave oder Ottava rima (ſ. d.), die von Sicilien aus, wo ſich die Dichter ihrer ſchon im 13. Jahrh. bedienten, nach Italien überging und hier von Giov. Boccaccio in der Mitte des 14. Jahrh. jene regelmäßige Geſtaltung erhielt, die ſeitdem ſtehende Form des epiſchen Gedichts der Italiener geblieben iſt. Arioſto und Taſſo haben ſie meiſterhaft angewendet, unter den Deutſchen in neuerer Zeit Goethe, Gries, Schlegel, Tieck, Apel, Fouqué, Ernſt Schulze, Adelheid von Stolterfoth u. a., jedoch meiſt mit der dem deutſchen Sprachgenius angemeſſenen Aenderung, daß bei den erſten ſechs Zeilen männliche und weibliche Reime miteinander wechſeln und nur die beiden letzten Verſe immer weiblich gereimt ſind. Eine eigene S. ſchuf ſich wol nur aus Bequemlichkeit Wieland, die zwar den achtzeiligen Bau mit der italieniſchen gemeinſam hat, übrigens aber in der Kürze und Länge der Verſe ſowie in dem Reime völlig frei ſich bewegt. Als eine beſondere Art iſt die ſog. Spenſerſtanze zu erwähnen, die zuerſt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von dem Engländer Edm. Spenſer (ſ. d.) in «Fairy Queen», ſpäter von Byron in «Childe Harold's pilgrimage» gebraucht, in Deutſchland aber nur von Ueberſetzern, z. B. von Zedlitz, nicht ohne Glück nachgebildet wurde. Sie beſteht aus einer verſchobenen Octave mit angehängtem Alexandriner, deren Reime nach Belieben klingend oder ſtumpf ſind und die Stellung behaupten, daß die vier erſten Verſe abwechſelnd, der fünfte und ſiebente wieder mit dem vierten, der ſechste, achte und neunte aber zuſammenreimen.

Stapel heißt auf einem Schiffswerft die ganze Reihe der in einer Linie gelegten Klötze, auf die der Kiel des neuzuerbauenden Schiffs zu liegen kommt. Wenn ein altes Schiff zur Hauptreparatur auf das Land geſchleppt wird, ſo ſchraubt man daſſelbe ſo hoch auf, daß man die Stapelklötze hinunterſchieben kann. Wenn nun von dieſer Werkſtätte aus ein neuerbautes oder reparirtes Schiff ins Waſſer gelaſſen wird, was auf wohlgeſchmierten Planken oder Schlitten geſchieht, ſo nennt man dies Ablaufen oder ein Schiff vom S. laſſen. — Ferner bezeichnet man mit S. oder Stapelſtadt einen Hafen oder eine Stadt, wo entweder viele fremde Waaren vorhanden ſind oder wo ſich eine Niederlage für die daſelbſt abzuladenden und weiter zu verführenden Waaren befindet. In Schweden iſt der Name Stapelſtädte eine ausſchließliche Bezeichnung derjenigen ſchwed. Seeſtädte, welche das Recht haben, auf eigenen Schiffen Waaren ein- und auszuführen. — Das Stapelrecht, Staffelrecht, die Stapelgerechtigkeit oder Stapelfreiheit beſtand in dem Vorrechte eines Orts, daß die zu Schiffe oder zur Achſe dahin gebrachten Waaren nicht gerade durch- oder vorbeigeführt werden durften, ſondern daſelbſt abgelegt und eine kürzere oder längere Zeit zum öffentlichen Verkauf ausgeboten werden mußten, ehe man ſie weiter bringen durfte. Dieſes namentlich in Deutſchland früher üblich geweſene Stapelrecht iſt durch die Wiener Congreßacte (1815) aufgehoben worden. — Stapelartikel eines Handelsplatzes nennt man diejenigen Waaren, welche dort den weſentlichen Gegenſtand der Umſätze ausmachen, ſich daher in großer Menge daſelbſt anhäufen.

Stapēlia, eine zur 5. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Asclepiadeen gehörende Pflanzengattung, deren zahlreiche Arten Aasblumen genannt zu werden pflegen, weil die Blumen ſtark nach Aas riechen. Es ſind blattloſe Gewächſe der ſubtropiſchen Zone, beſonders Südafrikas, mit fleiſchigen, den Cacteen der afrik. cactusförmigen Wolfsmilch-

arten ähnlichen, oft vierkantigen und an den Kanten gezähnten Stengeln und Aeſten. Die ansehnlichen Blüten ſtehen einzeln auf Stielen, welche aus den Stengeln oder Aeſten her brechen. Sie haben einen fünftheiligen Kelch, eine fleiſchige, radförnig-fünfſpaltige Blu krone, welche gewöhnlich auf gelbem oder gelbgrünem Grunde ſchwarzpurpurn und violett ge und marmorirt iſt, fünf Staubgefäße mit aufrechten Pollinarien und eine vorragende Gr ſäule. Die Stapelien werden ihrer ſchönen, merkwürdigen Blumen halber häufig in Gewi häuſern gezogen und würden ſich auch zu Zimmerpflanzen eignen, wenn ihre Blumen nicht entſetzlichen Leichengeruch verbreiteten. Die Eingeborenen Südafrikas eſſen die jungen Sp einiger Arten (S. articulata, incarnata, pilifera u. ſ. w.) mit Eſſig als Salat.

Stapß (Friedr.), ein deutſcher Jüngling, der, weil er in Kaiſer Napoleon den Grund Unglücke in Deutſchland zu erkennen glaubte, ſich entſchloß, denſelben zu ermorden, w 14. März 1792 geboren. Sein Vater, M. F. G. Stapß, war Paſtor an der Othmarsk zu Naumburg in Thüringen, ſeine Mutter eine geborene Wislicenus. Er hatte die Kaufm ſchaft erlernt und ſtand nachher in Leipzig in Condition. Um ſeinen Entſchluß in Ausführ zu bringen, wanderte er nach Wien und begab ſich 13. Oct. 1809 nach Schönbrunn, wo poleon Heerſchau hielt. Der Kaiſer ſtand zwiſchen Berthier und Rapp, als der Jüngling hinzudrängte und den Kaiſer zu ſprechen verlangte. Rapp wies ihn zurück mit dem Bede ſein Geſuch nach der Muſterung anzubringen. Da ihm aber Blick, Ton und Haltung jungen Menſchen auffielen, ſo ließ er ihn verhaften und ins Schloß führen. Hier fand mai ihm unter anderm ein großes Küchenmeſſer, und auf die Frage: warum er das Meſſer bei trüge? geſtand er erſt Rapp, dann dem Kaiſer ſelbſt ganz unerſchrocken ſeine Abſicht. Die liche Frage des Kaiſers: «Wie nun, wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir es danke beantwortete er ganz beſtimmt mit den Worten: «Ich werde darum nicht minder Sie tödt General Lauer mußte ihn nochmals verhören, um zu entdecken, ob er Verbindungen habe, das Werkzeug geheimer Feinde ſei; doch S. beharrte dabei, daß es ſein eigener, freier Entſc geweſen ſei und daß niemand darum gewußt habe. Am 17. Oct. früh um 7 Uhr wurde e ſchoſſen, nachdem er ſeit dem 14. nichts mehr genoſſen hatte. Sein letzter Ruf war: «Es die Freiheit! Es lebe Deutſchland! Tod ſeinem Tyrannen!»

Staraja Ruſſa, Kreisſtadt, Badeort und Saline im ruſſ. Gouvernement Nowgorod, der älteſten Städte des ruſſ. Reichs, die oft Großfürſten zum Aufenthalt diente, liegt fü vom Ilmenſee, 240 F. über dem Meere, an dem Zuſammenfluſſe der Poruſſja, Poliſta Pereritiza, am äußerſten Weſtabfalle des Waldaiplateau. Der Ort iſt 5 Werſt lang 2 Werſt breit, gut gebaut, mit regelmäßigen, ſehr breiten, zum Theil gepflaſterten und Trottoirs verſehenen Straßen und zählt (1863) 9616 E. Die faſt vor jedem Hauſe befindli Gärten beleben und zieren die ſonſt einförmigen Straßen. Der ſchönſte Stadttheil liegt beiden Seiten der Poliſta, deren linkes Ufer von der Alexanderbrücke bis zum kaiſerl. Pa mit einer langen Lindenallee eingefaßt iſt. Die Stadt hat 19 Kirchen und Klöſter. Unter erſtern iſt die Auferſtehungskirche die ſchönſte, die Peterpaulskirche die an Alterthümern rei und die des Märtyrers Nyl die älteſte, vor 650 erbaut. Die öffentlichen Gebäude, wie Gerichtsgebäude, Hospitäler, Armenhäuſer und Kaſernen, haben nichts Ausgezeichnetes. Kaufläden und ſelbſt Modemagazine bieten wegen der Nähe Petersburgs alles Nöthige und 9 in großer Auswahl. Der Salinenbetrieb von Staraja Ruſſa iſt ſehr alt. Jeder wohlhab Einwohner beſaß ſonſt ſeine Salzſiederei. Der Generalquartiermeiſter Bauer legte 1771 Befehl der Kaiſerin Katharina, nach dem Muſter der heſſiſchen, die erſten Gradirwerke Sudhäuſer an. Das Waſſer wird aus einem Salzſee und deſſen Reſervoir mittels 13 H röhren $2^1/_2$ Werſt weit unterirdiſch zu den Gradirwerken geleitet, dort durch Druckwerk in Höhe getrieben und auf 19 Gradirwerke vertheilt, welche 8 Werſt im Umfang haben. Gradirſole ſoll $17^{11}/_{20}$ Proc. Stärke haben und liefert jährlich 150000 Pud Salz, das wegen mangelhafter Reinigung Gips enthält. Das Ganze iſt in Pacht gegeben. Staraja R iſt in neuerer Zeit als Badeort ſehr in Aufnahme gekommen. Die Cur beginnt in der zwe Hälfte des Mai und dauert bis Ende Auguſt. Die 1834 errichteten Badeanſtalten ſind e gezeichnete. Die Solquellen befinden ſich am Oſtende der Stadt. Das Waſſer friert im Wi nicht zu. Zwei Quellen, die Directorial- und die Murawjew'ſche Quelle (beides arteſ Brunnen) werden benutzt. Das Waſſer iſt klar, farb- und geruchlos, und ſeine Temper hält ſich zu jeder Zeit auf 9 und 10° R. Die Murawjew'ſche Quelle wurde erſt 1857— gebohrt und hat eine Temperatur von 10,8° R.

Starck (Joh. Auguſt, Freiherr von), Oberhofprediger zu Darmſtadt, bekannt als Kry

katholik, geb. 29. Oct. 1741 zu Schwerin in Mecklenburg, wo sein Vater Prediger war, studirte zu Göttingen. Nachdem er als Lehrer in Petersburg gewesen, ging er 1765 nach Paris, von wo aus sich das Gerücht verbreitete, daß er 1766 zum Katholicismus übergetreten, was um so mehr Glauben fand, da er auf der königl. Bibliothek als Interpret der morgenländ. Handschriften mit 1000 Livres Gehalt angestellt worden war. Diesen Verdacht vermehrte er nach seiner Rückkehr durch sein geheimnißvolles Betragen. Zum Conrector in Wismar ernannt, legte er seine Stelle bald nieder, übernahm 1769 eine Professur der morgenländ. Sprachen an der Universität zu Königsberg und wurde hier 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich Professor der Theologie und 1776 Oberhofprediger. Um den beständigen Anfeindungen zu entgehen, ging er 1777 als Professor an das Gymnasium nach Mitau. 1781 folgte er dem Rufe als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Darmstadt. Indessen blieb er im Verdachte, Kryptokatholik zu sein, und die Herausgeber der «Berliner Monatsschrift», Gedike und Biester, beschuldigten ihn 1786 dessen öffentlich. Von allen Seiten zur Rechtfertigung aufgefordert, gab er seine Schrift «Ueber Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften und besonders die ihm selbst gemachten Beschuldigungen u. s. w.» (2 Bde., Frankf. 1787) nebst einem «Nachtrag» (Gieß. 1788) heraus. Später ließ er anonym «Theodul's Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christl. Religionssocietäten» (Frankf. 1809; 7. Aufl. 1828) erscheinen, worin er nachdrücklich den Katholicismus empfahl. Der Großherzog hatte ihn 1811 in den Freiherrenstand erhoben. S. starb 3. März 1816, ohne sich von dem Verdachte des Kryptokatholicismus gereinigt zu haben. Vgl. «Epistel an S. über dessen Kryptokatholicismus» (Stockh. 1788); Bahrdt, «Beleuchtung des S.'schen Apologismus» (Lpz. 1790).

Stargard (slaw. Starograd oder Starigrod, d. h. Altstadt), die ehemalige Hauptstadt von Hinterpommern, der Hauptort des Kreises Saatzig (22,12 Q.-M. mit 64684 E.) im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, an der schiffbaren Ihna, $4^1/_2$ M. ostsüdöstlich von Stettin und mit dieser Stadt sowie mit Posen und der preuß. Ostbahn durch eine Eisenbahn verbunden, ist der Sitz eines Landrathsamts und eines Kreis- und Schwurgerichts und zählt (1864) 16692 E., darunter 1284 Militärangehörige. Die Stadt hat drei evang. und eine kath. Kirche, unter jenen die herrliche goth. Marienkirche aus dem 14. Jahrh. mit einem 103 F. hohen Gewölbe und sehr hohem Dache, ein königl. Gymnasium, eine städtische höhere Töchterschule seit 1839, eine städtische höhere Bürgerschule seit 1860, ein Waisenhaus, eine Provinzialobstbaumschule und nicht unbedeutende Woll-, Vieh- und Leinwandmärkte sowie auch einige Manufacturen in Wollzeugen, Leinwand, Leder u. s. w. Der Ort wurde 1120 von den Polen zerstört, 1229 zur Stadt erhoben; derselbe gehörte einst zur Hansa, war stark befestigt und wurde im Mittelalter und im Dreißigjährigen Kriege mehrfach belagert und erobert. Am 26. Febr. 1807 griff Schill den Ort mit Verlust an. — S. oder Preußisch-S., eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Danzig in der preuß. Provinz Preußen, an der Ferse, 6 M. südlich von Danzig, ist der Sitz eines Kreis- und Schwurgerichts, eines Landrathsamts, eines Hauptsteuer- und eines Domänenrentamts und zählt 5442 E. Der Ort hat eine städtische höhere Bürgerschule und eine höhere Töchterschule, Leinwand-, Vieh- und Getreidemärkte und einen Eisenhammer. Als Burg wurde der Ort 1198 vom Herzog Primislaw von Pomerellen an die Johanniter geschenkt. Die Stadt, 1339 erbaut, war lange der Sitz der Landtage von Pomerellen. Sie ward von dem Deutschen Orden 1461, von den Polen 1462 erobert, 1465 von diesen belagert, 1466, 1520 und 1645 eingenommen und 1655 von den Schweden erobert. Der Kreis S. zählt auf 25,14 Q.-M. 64164 E. In demselben liegen Dirschau (s. d.) und Pelplin (s. d.). Vgl. Stadie, «Geschichte der Stadt S.» (Starg. 1864). — S. an der Linde, eine Stadt mit 1902 E. und Tuchmannfacturen, im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, 1 M. im Südsüdosten von Neubrandenburg, hat der Herrschaft und dem Kreise S. den Namen gegeben, welcher den südöstl. und bei weitem größten Theil des Großherzogthums bildet. Sie hat ein stattliches Rathhaus, ein Hospital und ein Armenhaus und ist Sitz eines Stadtgerichts und eines Steueramts. Westlich von ihr liegt auf steiler Anhöhe die alte Burg S., Sitz eines Domanialamts und Amtsgerichts.

Starhemberg, ein in den österr. Staaten reichbegütertes, theils fürstl., theils gräfl. Geschlecht, welches sich von den alten Grafen von Steiermark ableitet, deren Helm, Schild und Wappen es noch führt. Gundaccar erbaute um 1276 das Schloß S. im Lande ob der Ens, nach welchem sich seine Söhne benannten. Seine Nachkommen verzweigten sich in mehrere Linien, die aber sämmtlich wieder ausstarben, bis auf eine einzige, deren Ahnherr Erasmus

von S. (geb. 1503, gest. 1560) war. Derselbe zeichnete sich bei der Belagerung Wiens 1
als Führer eines von ihm errichteten Freicorps aus und hinterließ drei Söhne: Rüdiger (
1582), Gundaccar und Heinrich (gest. 1585), welche drei nach ihnen benannte Linien begr
deten. Die Gundaccar'sche Linie erlosch bereits 1643. In demselben Jahre wurden b
übrigen Linien in den Reichsgrafenstand erhoben. Der Rüdiger'schen Hauptlinie geh
der berühmte Feldmarschall Graf Ernst Rüdiger von S. (s. d.) an. Durch dessen beide Bri
Franz Ottokar und Gundaccar Thomas zerfiel die Rüdiger'sche Hauptlinie wieder in
Zweige: den nachher fürstlichen zu Schaumburg und Waxenberg (Paulinische Linie) und
gräflichen zu Eschelberg (Gundaccar'sche Linie). Aus dem erstern dieser beiden Zweige er
Georg Adam von S., Geheimrath, Staats- und Conferenzminister, 1765 die reichsfü
Würde, jedoch unter der Beschränkung auf den jedesmaligen Besitzer des größern Starh
berg'schen Majorats und auf den Nachfolger in demselben nach dem Rechte der Erstgeb
Mit dem Tode des Fürsten Georg Adam von S., geb. 1. Aug. 1785, gest. 7. April 18
erlosch der ältere Ast dieser Rüdiger'schen Hauptlinie im Mannesstamme, worauf das Maj
nebst der Fürstenwürde auf den jüngern oder Gundaccar'schen Ast derselben überging. St
des letztern war Graf Gundaccar Thomas von S., geb. 14. Dec. 1663, gest. 8. Juli 1
als Wirkl. Geheimrath, Conferenz- und oberster Finanzminister. Durch des letztern beide Sö
Otto Gundaccar und Joseph theilte sich dieser Ast wieder in zwei Zweige. Haupt des ält
seit 1860 fürstl. Zweigs ist Fürst Camillo von S., geb. 9. Sept. 1804, Senior des Ha
Besitzer der sämmtlichen fürstl. und gräfl. Fideicommisse in Ober- und Unterösterreich, W
Geheimrath und erbliches Mitglied des österr. Herrenhauses. An der Spitze des zweiten (g
lichen) Zweigs steht Graf Stephan von S., geb. 1817. — Der dritten oder Heinrich'sc
Hauptlinie gehörte an Graf Maximilian Adam Franz von S. (geb. 11. Oct. 1669),
22. Nov. 1741 als österr. Generalfeldmarschall starb. Dessen Sohn, Graf Emanuel Mich
von S., geb. 2. März 1708, gest. 22. Febr. 1771, rückte in der österr. Armee ebenfalls
zum Generalfeldzeugmeister auf. Neuerdings ist die Heinrich'sche Hauptlinie mit dem Gr
Heinrich von S., geb. 16. Mai 1774, gest. 22. April 1857 vollständig erloschen.

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf), österr. Generalfeldmarschall, geb. 1635 zu G
als Krieger in Montecuculi's Schule gebildet und bis 1681 zum Feldzeugmeister aufgestie
hat sich insbesondere als Commandant von Wien durch die Vertheidigung der Stadt gegen
Türken unter dem Großvezier Kara-Mustapha, vom 9. Juli bis 12. Sept. 1683, berü
gemacht. Mit unglaublicher Thätigkeit stellte er im Angesicht des Feindes den gänzlich bern
lässigten Wehrstand der Stadt binnen fünf Tagen wieder her, bewaffnete die Bürger und fe
den Muth der schwachen Besatzung und aller Einwohner durch sein Beispiel zum entschlosse
Widerstande an. Er schlug mehrere Stürme der Belagerer zurück, zerstörte ihre Werke d
häufige Ausfälle, ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen und sorgte ebenso klug
kräftig für die Polizei in der geängstigten Stadt, als er muthig und mit persönlicher Ge
überall dem Feinde sich entgegenstellte. Erst 11. Sept. näherte sich das christl. Heer, das k
70000 Mann zählte, unter Karl von Lothringen, Johann Georg III. von Sachsen und
Johann Sobieski, König von Polen, zum Entsatz. Letzterer griff 12. Sept. das türk. Heer
welches 170000 Mann stark war, die Schanzen wurden genommen und gegen Abend das L
erstürmt. Die Türken flohen, Lager und Geschütz nebst unermeßlichen Vorräthen zurücklass
Die Belagerung selbst hatte ihnen 48000 Mann gekostet, darunter drei Paschas und 16 A
Der Belagerten Verlust belief sich bei den Truppen auf 5000 Todte und 1000 Verwund
bei der Bürgerschaft auf 200 Todte und gegen 600 Verwundete, ohne die an der Seuche
storbenen. Am 13. Sept. empfing der König von Polen S. in dem eroberten Lager, umar
und begrüßte ihn als Helden und Bruder. Vom Kaiser Leopold, der am 14. anlangte, erh
er einen kostbaren Ring, 100000 Thlr., den Feldmarschallsstab, die Würde eines Sta
ministers und in sein Wappen den Stephansthurm. Die gerettete Bürgerschaft aber bef
das Starhemberg'sche Haus auf der Wieden von allen Abgaben. Später befehligte S. in
garn das Fußvolk unter dem König von Polen; aber bei seiner Heftigkeit entzweite er sich
dem König, sodaß dieser ohne S.'s Beistand das hitzige Treffen bei Barkan lieferte. Nach
S., vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, kehrte er nach Wien zurück,
er, zum Hofkriegsraths-Präsidenten ernannt, sich hauptsächlich mit der Organisation des kai
Heeres beschäftigte. Er starb 4. Jan. 1701. Verstand und Kraft, unbiegsame Standhaftig
und soldatische Strenge waren die Hauptzüge in S.'s Charakter, den man übrigens von Un
söhnlichkeit und Selbstsucht nicht freisprechen kann.

Starhemberg (Guido, Graf), österr. Feldmarschall und Gouverneur von Slawonien, der Vetter des vorigen und bei der Belagerung Wiens dessen Generaladjutant, war im Nov. 1657 geboren. Durch seine Geistesgegenwart that er dem Feuer Einhalt, das bei dem großen Brande Wiens 15. Juli 1683 schon eine Pulverkammer zu ergreifen drohte. Er focht bei mehrern Ausfällen an der Spitze der Truppen, vertrieb den Feind von dem Burgravelin und hinderte denselben durch Schanzen und Bollwerke, in den Gassen weiter vorzudringen, als er sich 4. und 5. Sept. der Burg- und Loibelbastei bemächtigt hatte. In dem fortgesetzten Türkenkriege zeichnete er sich bei allen Gelegenheiten aus, besonders in der Schlacht von Salankemen 1691 und bei Zentha 1697. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs kämpfte er in Italien unter Eugen, der ihm 1703, als er nach Wien ging, den Oberbefehl übertrug. Er hinderte den franz. Feldherrn Vendôme, in Tirol einzudringen, und bewirkte die Vereinigung des österr. Heeres mit dem des Herzogs von Savoyen. Zum Feldmarschall ernannt, übernahm er 1708 den Oberbefehl des in Spanien kämpfenden Heeres und führte, ohne Hülfsmittel und große Streitkräfte, auf bloße Vertheidigung beschränkt, einen überaus lebhaften kleinen Krieg mit überraschenden Märschen, schlauen Ueberfällen, wie z. B. dem von Tortosa (1708), und Zerstörung der feindlichen Magazine. Nach den Siegen, die er über Philipp's von Anjou Heer bei Almenara 27. Juli 1710 und bei Saragossa 20. Aug. erfochten, eroberte er Madrid und ließ daselbst den Erzherzog Karl als König ausrufen. Allein Mangel und Verrath nöthigten ihn, sich nach Barcelona zurückzuziehen. Bei Villa Viciosa 1711 in ungünstiger Stellung überrascht, schlug er Vendôme mit 12000 gegen 20000 Mann. Die Spanier nannten ihn seitdem El gran Capitan, wie einst Gonsalvo de Cordova. Als Karl nach seines Bruders Joseph Tode in die deutschen Erblande zurückkehrte, um die Kaiserkrone anzunehmen, blieb S. als Vicekönig in Barcelona. Allein ohne Streitmittel und von den Verbündeten verlassen, mußte er infolge des Neutralitätsvertrags vom 14. Mai 1713 Barcelona räumen und sich mit seinen wenigen Truppen auf engl. Schiffen nach Genua übersetzen lassen. Seitdem lebte er in Wien. In Eugen's Abwesenheit während des Türkenkriegs 1716—18 vertrat er dessen Stelle als Hofkriegsraths-Präsident. Er starb 7. März 1737. Er war nächst Eugen der bedeutendste Feldherr Oesterreichs. Ernst und streng, leuchtete er seinem Heere auch in Mäßigkeit und Entsagung als Beispiel voran. Stets setzte er sich den größten Gefahren aus, und bei Villa Viciosa wurde er von 17 Kugeln getroffen. Seine Unerschrockenheit war sprichwörtlich geworden. Vgl. Arneth, «Leben des kaiserl. Feldmarschalls Grafen Guido von S.» (Wien 1853).

Stärkegummi, s. Dextrin.

Stärkemehl, Kraftmehl, Amylum, nennt man das reinste Mehl der Getreidearten und anderer mehlartigen Pflanzen, von dem das gewöhnliche Mehl wohl unterschieden werden muß, das außer dem S. noch Kleber, Zucker und kleine Theile der Hülsen enthält. Das S. erscheint als ein weißes Pulver, das aus Körnern von verschiedener Größe und Gestalt besteht. Die Stärkekörner selbst bestehen aus übereinander gelagerten, vollkommen gleichartigen, jedoch verschieden dicken Schichten. In dem Innern befindet sich ein Kern, um welchen sich die Stärketheilchen concentrisch gruppiren. Charakteristisch für das S. ist die schönblaue Färbung, welche es dann annimmt, wenn es mit einer Jodauflösung befeuchtet wird. Dasselbe ist in dem Pflanzenreich sehr verbreitet; selbst die Holzkörper der laubtragenden Pflanzen enthalten es. In dem Mark mehrerer Bäume, z. B. der Sagopalme, kommt es in großer Menge vor. Doch geschieht die Stärkemehlbereitung am häufigsten aus Weizen und Kartoffeln. Der Weizen wird dazu geschroten und eingequellt. Nach dem Erweichen wird er zerquetscht, die Masse ausgedrückt, mit Wasser angemengt, wieder gequetscht, das milchige Wasser durch ein Haarsieb geschlagen und das sich zu Boden setzende S. ausgesüßt und getrocknet. Der Rückstand gewährt ein gutes Viehfutter. Aus Kartoffeln gewinnt man das S., indem man sie zerreibt, den Brei in einem Siebe auswäscht, aus der milchigen Flüssigkeit durch Absetzen die Stärke trennt, aussüßt und trocknet. Auf einfachere Weise gewinnt man das S., wenn man die Kartoffeln dem Froste aussetzt. Der Gehalt verschiedener Substanzen an S. ist übrigens sehr verschieden. Weizenmehl enthält 56—67 Proc., Reis 85—86 Proc., Kartoffeln nur 16—23 Proc. Erhitzt man das S. bis zur dranggelben Farbe, so ändert es sich in eine Art Gummi, in Dextrin (s. d.) um, welches statt des Arabischen Gummi zu vielen Zwecken verwendet werden kann. Aus feingestoßenem oder zermahlenem S. bereitet man Puder. Das S. ist in kaltem Wasser nicht löslich; in heißem Wasser quillt es auf und bildet den Kleister. Durch Behandeln von S. mit Salpetersäure bildet sich eine explosive Verbindung, das Xyloïdin. Durch die Einwirkung verdünnter siedender Schwefelsäure bildet sich aus dem S. Dextrin und dann Stärkezucker, der

zur Zeit der Continentalſperre als Surrogat für Rohrzucker benutzt wurde. Das S. iſt
ſtreitig eine der nützlichſten Subſtanzen: es iſt das gebräuchlichſte Nahrungsmittel, das wi
Geſtalt von Brot und den ſog. Mehlſpeiſen genießen. Es bildet ferner denjenigen Körper,
welchem ſich durch die Einwirkung gewiſſer Agentien Zucker und Weingeiſt erzeugt; es iſt
die erſte Subſtanz zur Erzeugung von Bier, Branntwein, Wein u. ſ. w. Außer der gewi
lichen Stärke finden ſich in einigen Pflanzen zwei beſondere Stärkemehlarten, die ſich von j
weſentlich unterſcheiden; dieſe ſind 1) das Inulin, das ſich in der Alantwurzel (Inula Heleni
und den Georgineknollen findet und ſich von dem gewöhnlichen S. dadurch unterſcheidet, da
von Jod nicht blau gefärbt wird und ſich in kochendem Waſſer vollſtändig löſt; 2) das Liche
oder das Mooſsſtärkemehl, das ſich in der isländ. Flechte (Cetraria Islandica) findet. Daſ
löſt ſich beim Kochen auf und bildet beim Erkalten eine Gallerte, die als Nahrungs- und
Arzneimittel angewendet wird. Neuerdings iſt endlich auch in einer Infuſorienart, Eugl
viridis, eine eigenthümliche Stärkemehlart, das Paramylum, aufgefunden worden.

Stärkende Mittel (Roborantia, Tonica) nennt man in der Heilkunde diejenigen
mittel, deren Gebrauch einen Kranken zu größern und ausdauerndern Anſtrengungen ſowi
größerm Widerſtand gegen die Krankheit befähigt. Ein Blick auf das gewöhnliche und geſ
Leben lehrt, daß in dieſem Sinne nur eine gute, den verloren gehenden Körperſtoff erſetz
Nahrung, Genuß reiner Luft, naturgemäßes Leben überhaupt die wahren Stärkungsmittel
Es werden aber, namentlich in Krankheiten, noch andere Dinge als Stärkungen (Tonica, t
ſirende Mittel) angewendet, z. B. Eiſenmittel (in der Abſicht, die Blutbildung zu beförde
bittere Mittel (beſonders um die Magenverdauung zu heben), Reizmittel, namentlich Wein
ſpirituöſe Dinge (um ſowol die Verdauungswerkzeuge als das Nervenſyſtem für eine kurze
vorübergehend zu erhöhter Anſtrengung anzuſpornen), die Kälte, z. B. Kaltwaſchen und Ba
Seebäder (um die Haut dichter und weniger empfindlich zu machen), u. dgl. m. Inwieweit
Dinge und anderes (z. B. die China und ihre Alkaloïde) den Namen Stärkungsmittel mit R
führen, iſt vom Standpunkte der neuern Medicin ſtreitig oder doch unbewieſen; doch iſt
Nutzen der Reizmittel (Alkohol) unleugbar. Der Gebrauch der Tonica hat ſehr abgenomm
und die alte Gewohnheit, jede Cur mit einer bittern Mixtur zu beenden, hat ganz aufgeh
Die Laien ſchaden ſich ſehr häufig durch ihre Stärkungsverſuche (z. B. Kaltwaſſercuren, E
bäder, ſtarkreizende Getränke und Speiſen) in Fällen, wo es ſich um ganz andere Heilaufge
(z. B. Heilung eines Bruſtkatarrh, Schonung des kranken Organs u. ſ. w.) handelt.

Starnberg, ein Dorf und Landgerichtsſitz in Oberbaiern, 3 M. ſüdlich von München,
Nordende des Würmſee, der gewöhnlich der Starnbergerſee genannt wird. Seit der
mit München durch eine Eiſenbahn (die ſich am weſtl. Ufer des Sees hinzieht) verbunden
in etwa 1 St. zu erreichen iſt, hat er ein durchaus ſtädtiſches Anſehen gewonnen und gilt wähı
des Sommers für den frequenteſten Vergnügungsplatz der Münchener. Beinahe die Hälfte
Gebäude ſind Villen und Gaſthäuſer, und während der guten Jahreszeit beſteht die Mehr
der Bewohner aus Fremden. Der 5½ St. lange, bis 1¼ St. breite, 1,1 Q.-M. große
der ſeine Gewäſſer durch die Würm zur Ammer abführt und 1799 F. über dem Meere li
bietet mit ſeinen reizenden Ufern und Umgebungen und dem großartigen Hintergrunde, den
nach Süden hin die Kette der Alpen verleiht, eine Idylle von unbeſchreiblicher Anmuth.
obere Theil des Sees iſt weniger intereſſant als der untere. An der Nordſeite bilden zahlre
Dörfer und Landhäuſer, mit Schlöſſern, Gärten und Parkanlagen, einen reizenden Kranz
denſelben. Am weſtl. Ufer liegen unter anderm: Poſſenhofen, mit dem Schloß des Herzogs
von Baiern und ſchönem Park, der durch eine Zinnenmauer vom See getrennt iſt; Felda
mit beſonders ſchöner Ausſicht; ferner Tutzing mit einem Schloſſe des Grafen Bieregg
ſchönem Blumengarten, Bernried (mit einem Schloſſe des Herrn von Wendland) und Seeſe
(Landſitz des Miniſters von der Pfordten). Am öſtl., etwas ſtillern Geſtade ſind zu nenn
Ammerland (das Beſitzthum des Grafen Franz Pocci), das königl. Schloß Berg, zu welchem
einzige Inſel des Sees (mit königl. Villa) gehört, und das Dorf Leoni, bei welchem die E
des Oberbauraths Himbſel, mit Gemälden von Kaulbach, Rottmann u. a., gelegen iſt. Z
lich fährt ein Dampfboot zweimal von S. nach Seehaupt an der Südſpitze des Sees,
wechſelnd das weſtl. und öſtl. Ufer berührend. Von Poſſenhofen nach Feldafing führt ein ſch
Waldweg. Der See ſelbſt iſt ſehr fiſchreich; beſonders beliebt ſind die Renken, ein ſalmart
Fiſch. Während der Eiſenbahnfahrt von München nach S. eröffnet ſich auf der letzten Stat
genannt Mühlthal, linker Hand ein Blick von großem landſchaftlichen Reiz.

Staroſten (lat. Capitanei) hießen in Polen Edelleute, welche zu den Landwürdenträgern

hörten und vom Könige eins der königl. Güter, die in den frühern Zeiten den Königen zu ihrem Unterhalte (zur mensa regia) angewiesen worden waren, durch Schenkung, Verkauf und Verpfändung, zum Theil auch durch Verleihung auf Lebenszeit in Lehn erhalten hatten. Zu diesen Gütern gehörten die Staroſteien, die der König auch beim Absterben des zeitigen Inhabers nicht einziehen durfte, sondern einem andern verleihen mußte. Einige S. hatten die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise und konnten über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden (Staroſteigerichte); andere genossen blos die Einkünfte der ihnen verliehenen Güter.

Starrkrampf oder Tetanus (lat.) ist ein tonischer, d. h. ausdauernder Krampf der Muskeln, bedingt durch krankhaft gesteigerte Reflexerregbarkeit des Rückenmarks und nicht mit der Starrsucht zu verwechseln. Er erhält nach den von ihm ergriffenen Muskelpartien verschiedene Namen: er heißt Trismus (Kinnbackenkrampf, Mundklemme), wenn der Unterkiefer fest an den Oberkiefer angezogen wird; Pleurosthotonus, wenn die Muskeln einer Seite des Körpers, davon befallen, denselben nach dieser Seite krümmen; Opisthotonus, wenn die Rückenmuskeln Kopf und Rumpf nach hinten, Emprosthotonus, wenn ihn die Bauch- und Halsmuskeln nach vorn zusammenziehen, und endlich Tetanus universalis, wenn alle Muskeln davon ergriffen sind, u. s. w. Letzterer verbreitet sich gewöhnlich von oben nach unten, zuerst über die Hals- und Gesichtsmuskeln, dann über die des Rumpfs und der Extremitäten und endlich das Zwerchfell und das Herz. Das Bewußtsein bleibt dabei meist ungetrübt, alle andern Functionen (Hunger, Durst) gehen von statten. Der S. kann anhaltend sein, aber auch wieder nachlassen und in erneuten Anfällen zurückkehren. Letztere hängen besonders von äußern Reizungen der Empfindungsnerven ab, sodaß manchmal schon das bloße Anrühren oder Anfächeln, das Anreden des Kranken, ein kalter Tropfen, der Versuch zu schlucken u. dgl. den Anfall hervorruft. Die Dauer der ganzen Krankheit, ehe sie in Genesung oder Tod übergeht, kann sich von nur wenigen Minuten bis auf mehr als einen Monat belaufen, weshalb man auch eine acute und eine chronische Form unterscheidet. Ueber die nächsten Ursachen dieses Uebels ist durchaus noch keine Gewißheit vorhanden, da die Leichenöffnungen sehr verschiedene Resultate ergeben. Bisweilen findet sich Entzündung des Rückenmarks und seiner Häute; aber der hierdurch bedingte S. unterscheidet sich von dem echten noch durch gewisse Symptome (durch die minder heftige Reflexerregbarkeit). Am meisten findet sich das Uebel bei neugeborenen Kindern vom ersten bis zum siebenten Tage nach dem Abfallen der Nabelschnur (trismus neonatorum) und bei starken, kräftig constituirten Männern im reifern Alter, in heißen Gegenden, nach Verwundungen (Riß- und Quetschwunden), besonders wo Flechsen und Nerven verletzt sind (der Wundstarrkrampf), nach Erkältung, besonders Nachtlagern im Freien (rheumatischer S.), bei Vergiftungen mit Strychnin (Brechnuß, Upasgift), Brucin und andern sog. Rückenmarksgiften (toxischer S.), in bösartigen Wechsel- und Nervenfiebern u. s. w. In den meisten Fällen von S. erfolgt der Tod. Hinwegräumung der Ursachen ist das erste Erforderniß der Behandlung, und bei einer der häufigsten, bei Verwundungen, kann durch zweckmäßiges Verbinden, entsprechende chirurgische Operationen und sonstige Pflege viel zur Verhütung von S. gethan werden. Für die Linderung und Seltenermachung der Anfälle sind narkotische und anästhetische Mittel (besonders Opiate, Morphium, Chloroform u. s. w.) fast unentbehrlich, warme Bäder oft von Vortheil. Daneben suche man jeden Sinnesreiz (Licht, Schall), jede Bewegung, jede Gemüthserregung, fast jede Berührung von dem Kranken entfernt zu halten. Zur Radicalcur sind die verschiedenartigsten Dinge empfohlen und auch wol in einzelnen Fällen einzelne davon nützlich befunden worden: z. B. Aderlässe, Kalomel, Moschus, Blausäure, Pfeilgift (Curare), Tabaksklystiere; ferner Reizmittel (Alkohol, kohlensaures Ammoniak u. dgl.).

Starrsucht oder Katalepsie (nicht zu verwechseln mit Starrkrampf) ist eine Art von Krämpfen, bei welchen die Glieder die Stellung beibehalten, in welchen sie sich befanden, als der Anfall eintrat. Wenn man während des Anfalls die Glieder in eine andere Stellung bringt, was leicht geschehen kann, so beharren sie alsdann wieder in dieser selbst der Schwere entgegen, sodaß also der Körper eine wachsartige Starre annimmt. Die Kranken haben dabei das Bewußtsein entweder verloren oder es behalten, sind aber im letztern Falle unfähig, sich willkürlich zu bewegen. Alle übrigen Functionen, Herzschlag, Athmen u. s. w., gehen ungestört weiter, oder sind dabei so schwach, daß man sie kaum wahrnimmt. Die Harn- und Stuhlentleerung sind gewöhnlich angehalten, das Schlingen geht ungestört von statten, wenn der Bissen oder die Flüssigkeit tief in den Schlund gelangt. Die Anfälle treten plötzlich ein, nachdem Kopfschmerz, Schwindel, unruhiger Schlaf, große Reizbarkeit u. dgl. vorangegangen, und dauern meist nur Minuten, selten Stunden oder gar Tage. Selten folgen sich mehrere Anfälle rasch aufeinander. Bei kurzer Dauer der Anfälle mit Schwinden des Bewußtseins wissen die Kranken selbst oft gar

nichts davon, und sie fahren, nachdem der Zustand vorüber, ruhig in der Beschäftigung fort, welcher sie überrascht wurden. In andern Fällen haben die Kranken nach den Anfällen n Schwindel, Kopfschmerz u. dgl. Sehr selten tritt die S. als selbständiges Leiden bei sonst g funden auf. Es geschieht dies namentlich bei Kindern und jungen Leuten, vorzüglich nach G müthsbewegungen (Schreck u. s. w.), bei Geisteskranken (Melancholischen), auch bei Hysterie u ähnlichen Zuständen, bei Gehirnkrankheiten ist sie häufiger. Allermeist endet die S. mit Genesu Die Behandlung muß meist ganz zuwartend sein. Man bringe den Starrsüchtigen zu B schütze ihn vor Verletzungen und Zudringlichkeiten, löse ihm die Kleider u. s. w. Bisweil können Klystiere, Ableitungsmittel (z. B. Senfteige), Riechmittel, flüchtige Erquickungsmi (Naphthen, Weine, aromatische Theeaufgüsse) oder auch kalte Anspritzungen u. s. w. von Nu erscheinen. Es mag öfters vorkommen, daß S. simulirt wird, da sie leicht nachzuahmen ist. S das Vorkommen von lang anhaltenden Anfällen mit schwachem Herzschlog und schwachem A men gründet sich wol zum Theil die Sage vom Scheintod. Ein einigermaßen Aufmerksa kann aber leicht einen Todten von einem Starrsüchtigen unterscheiden. Die Glieder eines Tod zeigen niemals die wächserne Starre und Biegsamkeit wie bei S.; sie sind entweder schlaff u fallen der Schwere nach, wenn sie aus ihrer Lage gebracht werden, oder sie sind unbeugsam st (Todtenstarre) und werden noch längerer Zeit wieder schlaff.

Staffart (Goswin Jos. Augustin, Baron von), belg. Staatsmann, geb. 2. Sept. 1780 Mecheln, widmete sich dem Rechtsstudium, das er 1802 in Paris beendigte, wurde dase 1804 Auditeur im Staatsrath, erhielt 1805 eine Intendantur in Tirol, kam 1807 in derselb Eigenschaft zur großen franz. Armee in Ostpreußen und 1808 an die Stelle Bignon's n Berlin. Nach dem Aufhören der Besetzung dieses Landes durch die Franzosen kehrte er n Frankreich zurück, wo er schnell zu höhern Stellen aufstieg, zuerst Unterpräfect in Oran dann 1810 Präfect des Depart. Vaucluse und 1811 des der Maasmündungen wurde. N dem Sturze der franz. Kaiserherrschaft in den Niederlanden im Nov. 1813 ging S. nach Pa zurück, war während der Belagerung von Paris 1814 Ordonnanzoffizier bei König Joseph u schloß sich nach Napoleon's Abdankung als gebohrener österr. Unterthan wieder mit vielem Ei dem Hause Oesterreich an. Er wurde deshalb vom Kaiser Franz zum Kammerherrn ernan begab sich darauf während des Congresses nach Wien, um den Mittelpunkten aller Gunst u Macht nahe zu sein, kehrte aber, in seinen Erwartungen getäuscht, Febr. 1815 wieder nc Belgien zurück. Da er auf der Rückreise die Nachricht von Napoleon's Rückkehr von Elba e hielt, begab er sich sogleich nach Paris und trug dem Kaiser von neuem seine Dienste an. Die sendete ihn im April 1815 mit Depeschen an den Kaiser von Oesterreich, nebst der Vollmac die Aufrechthaltung des letzten Pariser Friedens zu unterhandeln. Allein da er in Linz an d Weiterreise verhindert wurde, kehrte er nach Paris als Requêtenmeister zurück. Nach dem zw ten Sturze Napoleon's trat er eine Zeit lang vom Schauplatz ab und lebte auf seinem Landgu bei Namur literarischen Studien. Seiner franz. Gesinnung wegen wurde er von der niederlän Regierung vernachlässigt. Dagegen ernannte ihn der Bezirk Namur seit 1821 fortwährend seinem Abgeordneten in die Zweite Kammer der Niederlande, wo er in der Opposition sein Sitz nahm. Nach dem Ausbruche der Revolution in Brüssel im Sept. 1830 war er unter d Abgeordneten der südl. Provinzen, welche der Einberufung der Kammern nach dem Haag Fol leisteten. Als aber die Revolution mehr Consistenz gewonnen, begab er sich nach Belgien zurü wo er, in den Congreß gewählt, einige Tage lang dem Comité des Innern präsidirte und da von der provisorischen Regierung zum Gouverneur von Namur ernannt wurde. Sein Eifer f den jungen Staat und seine Geschicklichkeit verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung. E wurde er gleich bei Gründung des Senats zum Mitgliede desselben ernannt und führte in de selben sieben Sessionen hindurch das Amt eines Präsidenten, während er von der Regierung Sept. 1834 zum Gouverneur von Brabant ernannt wurde. Beide Aemter verwaltete er n großer Umsicht und Mäßigung. Als aber seit 1836 der Gegensatz zwischen der kath. u liberalen Partei sich immer schärfer zu entwickeln anfing, wurde er vermöge seiner Stellung e Großmeister der belg. Freimaurerei, gegen welche die belg. Bischöfe in einem Rundschreiben u sonst auf alle Weise zu Felde zogen, immer tiefer in den Meinungskampf hineingerissen und v der liberalen Partei zum Haupt erhoben. Er ward deshalb 1838 nicht wieder zum Präsident des Senats ernannt und, da er sich auch mit der Regierung in Opposition setzte, im Juni 18: seiner Stelle als Gouverneur von Brabant enthoben. Als nach dem Sturze des de Theux'sch Ministeriums 1840 die liberale Partei wieder ans Ruder kam, wurde er mit einer Sendung den turiner Hof beauftragt, die jedoch nur kurze Zeit dauerte. 1841 legte er, den Liberal

Digitized by Google

selbst verdächtig geworden, seine Würde als Großmeister der belg. Freimaurerei und 1847 seine Senatorstelle nieder und lebte von da an im Privatstande. Er starb zu Brüssel 11. Oct. 1854. Als Schriftsteller hat sich S. vielfach in den Memoiren der belg. Akademie rühmlich hervorgethan; vor allem aber ist er durch seine «Fables» bekannt, die zu dem Besten dieser Gattung in der franz. Literatur gehören. Seine sämmtlichen Schriften (Denkschriften, Reden, Kritiken, Maximen, Fabeln u. s. w.) hat er 1854 selbst gesammelt herausgegeben.

Staßfurt, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Brandenburg, am rechten Ufer der Bode, $1^3/_4$ M. im Westsüdwesten von der Kreisstadt Kalbe gelegen und durch die Eisenbahn Schönebeck-Güsten mit der Magdeburg-Leipziger und der Halberstadt-Köthener Bahn in Verbindung gesetzt, ist der Sitz einer Salineninspection und zählt (1864) 4785 E. (gegen 1644 im J. 1816), welche Ackerbau treiben, hauptsächlich aber in der Ausbeutung des mächtigen Steinsalzlagers beschäftigt sind. Die Kalisalze desselben haben sehr viele chem. Fabriken in der Stadt und ihrer Umgegend entstehen lassen, z. B. auch in dem dicht anliegenden und 1800 E. zählenden Dorfe Altstaßfurt, welches zugleich auch durch Zuckerfabrikation und Spiritusbrennerei blüht. Das staßfurter Steinsalzlager, das größte im preuß. Staat, liegt im Zechstein unter dem Buntsandstein und wurde 1837—52 in einer Tiefe von 826 F. erbohrt. Es erreicht eine Mächtigkeit von etwa 1000 F. und ist im Haxptschacht $1066^2/_3$ F. tief. Seit 1856 wird das Lager bergmännisch abgebaut, indem man das Salz durch Pulver sprengt und durch Dampfmaschinen zu Tage fördert. Im J. 1856 ergab das Werk erst 15480, im J. 1860 bereits 666480, im J. 1864 dagegen 2,071880 Ctr. Salz im Werth von 447322 Thlr., nämlich 1,170050 Ctr. Kalisalze, 899080 Ctr. Steinsalz u. s. w. Das Salz ist sehr rein und wasserhell und von werthvollen Kalisalzen überlagert. Vgl. Bischof, «Die Steinsalzwerke bei S.» (Halle 1864). Kaiser Friedrich II. schenkte die Stadt 1212 dem Hochstift Magdeburg. Ihr Solbrunnen wird schon 1227 erwähnt. 1279 wurde sie, damals magdeburgische Festung, vom Markgrafen Otto IV. belagert, der durch einen Pfeil an der Stirn verwundet ward und daher den Namen «Otto mit dem Pfeil» erhielt. Im Nov. 1644 erfochten bei S. die Schweden unter Torstenson einen Sieg.

Staszyc (Xawery Stanisław), ein um Polen vielfach verdienter Staatsmann und Schriftsteller, wurde zu Pila 1755 geboren. Er besuchte die Universitäten zu Leipzig und Göttingen und ging von da nach Paris, wo er mit Buffon, d'Alembert und andern Gelehrten in Verbindung trat und namentlich ein großer Verehrer Buffon's wurde, dessen Werk «Époques de la nature» er ins Polnische übersetzte (Warsch. 1786). Allein bald mußte er bemerken, daß Buffon's Theorie weniger gründlich als genial sei. Er widmete sich nun ganz geol. Forschungen, bereiste die Alpen, Pyrenäen und Karpaten und ließ sein Hauptwerk «O ziemiorodztwie gór dawnéj Sarmacyi a pozniéj Polski (Warsch. 1805), eine Geognosie Polens, erscheinen. Da er indeß keine Anstellung fand, trat er als Erzieher in das Haus des Kanzlers Andr. Zamojski ein. In dieser Zeit schrieb er das wichtige Werk «Uwagi nad życiem Jana Zamojskiego» (Warsch. 1806). Bei der Gründung des Herzogthums Warschau vom Könige von Sachsen zum Staatsrath ernannt, nahm er in der Function eines Referendars an dem Reichstage theil. Nach Albertrandi's Tode wurde S. 1808 Präsident der königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, die ihm sehr viel zu danken hat. Der Kaiser Alexander I. ernannte ihn zum Generaldirector des Comité für die öffentliche Erziehung, wodurch er einen wichtigen Einfluß auf das Unterrichtswesen gewann. Durch ihn wurden die Kreis- und Elementarschulen zum Theil erst gestiftet, zum Theil besser eingerichtet, die Universität zu ihrer Blüte erhoben, eine Schule für Bergbau und die Polytechnische Schule eingerichtet, ein Taubstummeninstitut und ein Institut für Agronomie gegründet; auch förderte er die Fabriken und Manufacturen, den Wege- und Brückenbau u. s. w. Wegen Alters trat er 1824 zurück. Der Kaiser aber ernannte ihn zum Staatsminister und später zum Präsidenten der Commission für emeritirte Staatsbeamte. S. starb 20. Jan. 1826. Sein ganzes Vermögen vermachte er den Instituten in Warschau; sein Gut Rubieszów vertheilte er unter seine Bauern, denen er schon früher gegen eine mäßige Abgabe die Froudienste erlassen hatte. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: «Przestrogi dla Polski, z terazniejszych politycznych Europy związków i z preuc natury wypadaiące» (2 Bde., Warsch. 1792) und «Statystvce Polski» (Warsch. 1807). Eine Biographie S.'s lieferte Zawadzki (Lemb. 1860).

Stater, ein griech. Wort, welches eigentlich «die Wage» bedeutet, diente in dem ältesten griech. Münzsystem, dem äginetischen, zur Bezeichnung eines Silberstücks von durchschnittlich 12,40 franz. Grammen Gewicht, das den 50. Theil einer Mine (s. d.) ausmachte und selbst

wieder in 2 Drachmen = 12 Obolen getheilt war; ſein Werth iſt auf 21,74 Sgr. anzuſetzen. Aus dieſem äginetiſchen iſt durch Verminderung um ein Drittel der korinthiſche S. entſtanden, mit einem Normalgewicht von 8,66 Grammen und einem Münzwerth von 15 Sgr., der in 3 Drachmen à 5 Sgr. getheilt wurde. Dieſe korinth. Silberprägung iſt zurückzuführen auf die alte aſiat., ſpeciell lydiſche Goldwährung, welche wir in alten, ebenfalls Stateren genannten Goldmünzen der kleinaſiat. Städte Phokäa und Kyzikos finden, welche ein Normalgewicht von etwas über 16 Grammen und demnach bei reinem Goldgehalte etwa einen Werth von 15 Thlrn., bei der ſtarken Legirung aber, welche die meiſten Stücke zeigen, einen Werth von nur 7⅛ Thlrn. haben. Die Hälfte dieſes Gewichts zeigt die altperſ. Goldmünze, der ſogenannte S. Dareikos oder blos Dareikos (Gewicht 8,33 Grammen). Der korinthiſche S. iſt nun blos eine Uebertragung dieſer Goldwährung auf die Silberwährung mit einer geringen Vergrößerung des Effectivgewichts. Neben dem alten Goldſtater gab es in Kleinaſien auch einen alten Silberſtater mit einem Gewicht von reichlich 11 Grammen. In Athen bezeichnete man mit dem Namen S. das Gold- ſowie das Silberſtück im Gewicht von 2 Drachmen = 8,73 Grammen, und letzteres, der Silberſtater, hatte einen Werth von 15,7 Sgr.; der Goldſtater galt im Verkehr wahrſcheinlich das Zehnfache deſſelben. Vgl. Hultſch, «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862).

Statik heißt derjenige Theil der Mechanik (ſ. d.), welcher die Bedingungen des Gleichgewichts abhandelt. Sie ſteht der Dynamik, als der Lehre der Bewegung, gegenüber. Die Lehre vom Gleichgewicht der flüſſigen Körper heißt Hydroſtatik, vom Gleichgewicht der luftförmigen Aëroſtatik. Man hat das Wort ſeitdem auch auf andere Verhältniſſe übertragen und ſpricht z. B. von einer S. des Landbaues. Dieſe begreift in ſich die Lehre der gegenſeitigen Beziehungen des Ertrags, der Erſchöpfung und Befruchtung des zum Pflanzenbau dienenden Bodens. Erſt in neueſter Zeit hat man Verſuche gemacht, dieſer Lehre eine ſyſtematiſche Faſſung zu geben. Es beruht aber dabei zu viel auf bloßer Hypotheſe.

Statiſten, ſ. Figuranten.

Statiſtik (vom neulat. statista, Staatsmann) iſt die gemeinſchaftliche Bezeichnung zweier Begriffe, deren häufige Verwechſelung zum guten Theil eine gewiſſe Scheu des großen Publikums vor dem Namen verſchuldet. Obgleich erſt Achenwall (ſ. d.) 1749 die neue Wiſſenſchaft der Staatenkunde in den Rahmen der Gelehrſamkeit aufnahm, hatte man ſtatiſt. Forſchungen doch ſchon in uralten Zeiten angeſtellt und wichtige Acte der Staatsgewalt, wie die Vertheilung der Steuern und das Aufgebot der Reiſigen, darauf gegründet. Beſtimmtere Formen und Grenzen erhielt die Wiſſenſchaft freilich erſt in den beiden letzten Jahrhunderten, und noch immer ſind dieſelben nicht allgemein feſtgeſtellt. Von der Methode aber, deren ſie ſich zur Auffindung und Vergleichung von Thatſachen bedient, haben den Namen S. auch ſolche Berechnungen erhalten, welche mit der Staatsidee nicht das geringſte zu thun und untereinander blos das Eine gleichartig haben, weder der induſtriellen Technik, noch der Kaſſenführung unmittelbar anzugehören. So ſpricht man von einer S. der Badeörter, obgleich man nur den Gehalt der Thermen an reagirenden Beſtandtheilen, die Quellwärme u. ſ. w. im Auge hat, von einer S. einzelner Handelshäuſer u. ſ. w., und dieſelbe falſche Auffaſſung hat den Behörden für Landesſtatiſtik bald die Sorge für meteorolog. Beobachtungen, bald die Führung von Perſonalverzeichniſſen aufgebürdet. Dieſes Wirrſal der Praxis verurſacht jenen Mangel einer durchgreifenden Begriffsbeſtimmung der S.; man kennt über hundert abweichende Definitionen, deren neuere meiſtentheils Erweiterungen der ältern ſind. Nach der gegenwärtig üblichen Auffaſſung verſteht man darunter die Darſtellung des Zuſtandes und der Veränderungen von Staaten und ſtaatlichen Gebilden oder ſonſtigen menſchlichen Gemeinſchaften in einer Form, welche das Individuum verſchwinden läßt und Gleichartiges zuſammenfaßt. Da es nicht möglich iſt, alle Erſcheinungen auf einem Gebiete auch nur für einen beſtimmten Zeitpunkt zu fixiren, ſo fehlt es auch an beſtimmten Grenzen, innerhalb deren ſich die Beobachtungen halten müſſen; daher das eine ſtatiſt. Werk dieſe, das andere jene Erſcheinungen zur Kunde bringt, und ſogar umfangreiche S. nur einzelne Gruppen von Beobachtungen behandeln. Man unterſcheidet je nach dem Stoff z. B. Territorialſtatiſtik, Bevölkerungsſtatiſtik (auch mit dem barbariſchen Namen Populationiſtik), Bodenſtatiſtik und landwirthſchaftliche S., Induſtrie- und Handelsſtatiſtik, intellectuelle und Moralſtatiſtik, Socialſtatiſtik, politiſche und adminiſtrative, Finanz-, Militärſtatiſtik; je nach der räumlichen Ausdehnung der beobachteten Erſcheinungen vergleichende Staatenkunde, Landesſtatiſtik, Provinzial-, Kreisbeſchreibung, Gemeindeſtatiſtik.

Im Syſtem der Staatswiſſenſchaften fällt der S. die Aufgabe zu, das Beobachtete als Wirkung beſtimmter Urſachen hinzuſtellen und dadurch der Geſetzgebung und Verwaltung Auf-

ſchlüſſe über die Wege zu ertheilen, welche beide zur Erreichung des Staatszwecks wandeln ſollten. Indeſſen wird die unmittelbare Richtung auf beſtimmte Zwecke von manchen Volkswirthen als eine Aufgabe der Nationalökonomen angeſehen und der S. die einfache unparteiiſche Darſtellung des Entſtandenen und Werdenden, unter Enthaltung von allen mehr als zahlenmäßigen Folgerungen, anheimgegeben. Eine ſolche Arbeitstheilung nicht der Perſonen, welche ja beide Wiſſenſchaften zugleich pflegen können, ſondern der letztern ſelbſt erſcheint auch zweckmäßig, weil die Ermittelung des wirklich Vorhandenen noch immer ſehr ſchwierig iſt und die Gefahr falſcher Schlußfolgerungen auf Grund unrichtiger Verbindung von Thatſachen ſo nahe liegt, daß man den paradoxen Satz aufſtellen durfte: mit Hülfe der S. laſſe ſich alles beweiſen, das Richtige wie das Verkehrte. Von der Geſchichte unterſcheidet ſich die S. auch da, wo ſie es allein mit Vergleichungen der Zuſtände in zwei oder mehrern Zeitpunkten zu thun hat, deutlich durch die gänzliche Außerachtlaſſung pſychol. oder ſonſtiger Eigenſchaften einzelner mitwirkender Perſonen, ſowie durch die breitere, Ausnahmen als ſolche ſcharf kennzeichnende Beweisführung. Der Geographie entnimmt die S. die Darſtellung der allgemein geogr. Verhältniſſe des Staats und gibt ihr im Austauſch dafür Nachrichten über den Bevölkerungsſtand. Aehnlich ſteht ſie zur Topographie und in beſchränkter Weiſe zu allen Wiſſenſchaften, welche mit Lebensäußerungen des Staats oder der Menſchheit ſich beſchäftigen. Das eigenſte Gebiet, für welches ſie von keinem andern Wiſſenszweige irgendwelche Hülfsmittel beanſprucht, iſt die Erkundung der Zahl und der wichtigſten Eigenſchaften des Volks.

Um eine Beobachtung feſtzuſtellen, ſind drei voneinander wohlgetrennte Arbeiten nothwendig: die Sammlung des Stoffs, deſſen Prüfung und Sichtung, deſſen Verarbeitung zu einem ſtatiſt. Bilde. Der Stoff wird in allen Fällen durch Ermittelungen individueller Art herbeigeſchafft; ſeine Grundform iſt entweder der ausgefüllte Fragebogen, der ſich immer nur auf ein Individuum bezieht (ſei es Perſon, Gebäude, Gemeinde oder ein anderes Einzelnes), oder die Liſte, d. h. ein Verzeichniß derjenigen Eigenſchaften mehrerer irgendwie miteinander verbundenen Individuen, auf welche die Unterſuchung ſich erſtreckt. Eine ſorgfältige Anfertigung des Formulars für dieſe erſte Arbeit iſt Hauptbedingung für die Richtigkeit aller ſpätern Folgerungen; namentlich müſſen die Fragen allgemein und für alle gleich verſtändlich ſein. Bei der Prüfung hat man ſich davon zu überzeugen, daß kein Individuum, welches bei der Stofſammlung berückſichtigt werden muß, überſehen oder doppelt aufgeführt iſt, daß alle Gefragten ſämmtliche Fragen beantwortet haben, und daß die Wahrheit weder wiſſentlich noch unwiſſentlich verletzt iſt; bemerkte Mängel werden durch Rückfrage oder aus eigener Kenntniß des Prüfenden beſeitigt. Stellt ſich die Unbrauchbarkeit eines Theils der Stofſammlung für das Geſammtwerk heraus, ſo wird er von der weitern Bearbeitung entweder ganz ausgeſchieden oder, falls er zu Nebenzwecken noch verwendbar iſt, abgeſondert behandelt. Die Verarbeitung des geſammelten Stoffs beſteht zunächſt in der Concentration der Fragebeantwortungen und Liſten, wobei das einer Gruppe von Individuen Gemeinſame durch Rechnung vereinigt und das Verſchiedene nebeneinander rubricirt wird; die einfachſte und gebräuchlichſte Form dieſes Verfahrens, die Tabellariſirung, iſt jedoch nicht überall angemeſſen, ſondern muß häufig durch wörtliche Beſchreibung erſetzt oder unterbrochen werden. Um ſeine Aufgabe ganz zu löſen, hat der Statiſtiker endlich noch entweder Urſachen und Wirkungen oder auffällige Verſchiedenheiten, deren Urſachen zu ermitteln bleiben, überſichtlich nebeneinander zu ſtellen. Daß die Formulare für Erhebung und die für Veröffentlichung von Thatſachen faſt immer ſehr voneinander abweichen müſſen, leuchtet hiernach ein, wird aber häufig außer Acht gelaſſen. Uebrigens bedient ſich die S. neuerdings vielfach der Linearmethode, welche den Zuſammenhang oder die Abweichung zweier oder mehrerer in Beziehung zueinander geſetzten Erſcheinungen durch Curven vor Augen führt, ſowie der Colorirung geogr. Netze mit verſchiedenen Farben oder Tönen einer Farbe. Die amtliche S. nimmt in allen civiliſirten Staaten einen großen Theil der Verwaltungsthätigkeit in Anſpruch; ſie gipfelt in den Statiſtiſchen Bureaux oder anders benannten Centralſtellen, unter denen die ſchwed. Tabellencommiſſion um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entſtand. Während dieſe Behörden allenthalben die wichtigſten ſtatiſt. Arbeiten unmittelbar ausführen, liegt in einzelnen größern Staaten die gemeinſame Leitung und Ueberwachung der Landesſtatiſtik Abgeordneten der höchſten Verwaltungsſtellen ob, welche den Namen Statiſt. Centralcommiſſion führen; die erſte Einrichtung dieſer Art erhielt 1841 Belgien. Bis zu einer von der Staatsregierung unabhängigen Controlebefugniß hat noch keine ſtatiſt. Centralſtelle ſich aufgeſchwungen. Um brauchbare Beamte für den ſtatiſt. Dienſt heranzubilden, wurde 1862 auf Engel's Betrieb ein ſtatiſt. Seminar in Berlin errichtet, ein Beiſpiel, das anderswo Nachfolge gefunden hat.

Abgesehen von ältern Schriften, welche nebenbei auch der S. gewidmet waren, und von handschriftlichen Aufzeichnungen, rührt das erste bedeutendere Werk dieser Wissenschaft («Del governo e amministrazione di diversi regni e republiche», 1566) von dem Venetianer Francesco Sansovino her. Ihm folgten in Frankreich d'Avity («Les états, empires etc. du monde», 1621), in Deutschland der die Staatenkunde zuerst wissenschaftlich behandelnde Hermann Conring (gest. 1681), Verfasser des Heftes «De notitia rerum publicarum hodiernarum», Joh. Andr. Bose in Jena (gest. 1674), Beckmann und Gastel, in England Th. Salmon («Modern history, or the modern state of all nations», 1724), in Holland Luc. de Linda (1655). Vervollkommnet und fest eingebürgert auf den deutschen Hochschulen wurde die S. durch Achenwall (s. d.), wesentlich gefördert durch A. L. Schlözer's polit. Zeitschriften und den Geographen A. F. Büsching (gest. 1797). Tüchtiges leisteten auch J. G. Meusel, K. Mannert, J. Millbiller, A. F. W. Crome, Hassel, Schubert (s. d.), Fränzl, M. Bisinger, Freiherr von Malchus, G. N. Schnabel u. a.; unter den Italienern Melch. Gioja, unter den Franzosen Ch. Dupin, unter den Schweden Gräberg de Hemsö. Berühmte engl. Werke sind G. R. Porter's «Progress of the nation» (1836), M'Culloch's «Statistical account of the British empire», Macgregor's «Commercial statistics» (1847); von Specialarbeiten besonders Tooke's und Newmarch's «S. der Preise». Die tabellarische Behandlung ließen sich zuerst J. P. Anderson (1741), später A. Fr. Bandel, Th. Fr. Ehrmann, G. Hassel, von Sydow (1821) angelegen sein; gegenwärtig fällt dieselbe mehr den amtlichen Bureaux anheim. Einer der frühesten Benutzer von Bevölkerungs- und Mortalitätszahlen war Süßmilch, und in neuerer Zeit hat Quetelet das belg. Bureau durch gediegene mathem.-statist. Arbeiten in hohen Ruf gebracht, während W. Farr ähnliche Arbeiten für England ausführte. Deutsche Statistiker, welche Vortreffliches in der Darstellung einzelner Länder leisteten, sind unter anderm L. Krug, J. G. Hoffmann, W. Dieterici, der auch um die wissenschaftliche Hebung der S. sehr verdiente E. Engel, R. Böckh in Berlin, K. Freiherr von Czörnig in Wien, von Herrmann in München, Hildebrand in Jena, Heß in Gotha, Fabricius in Darmstadt u. s. w. Die vergleichende S. verdankt sehr viel den Werken von O. von Reden, Wappäus, O. Hübner und Kolb. Auch sind die encyklopäd. Werke, die genealog.-histor.-statist. Almanache und die periodischen Schriften, welche sich mit den Staatswissenschaften beschäftigen, von großer Wichtigkeit für die S. Lediglich oder vorzugsweise der S. gewidmete Zeitschriften sind besonders die «Zeitschrift des königl. preuß. Statistischen Bureau», das «Journal de la société de statistique de Paris» und das «Journal of the Statistical Society of London».

Statius (Publius Papinius), ein röm. Dichter, Zeitgenosse des Vespasian und Domitian, geb. um 61 n. Chr. zu Neapel, erhielt seine Erziehung in Rom und siegte daselbst mehreremal in den poetischen Wettkämpfen, daher er auch von dem Kaiser Domitian vielfach begünstigt wurde, zog sich aber später auf sein Landgut bei Neapel zurück, wo er um 96 starb. Seine epischen Gedichte, die «Thebais» in zwölf Gesängen, die von dem Kriege der sieben Fürsten gegen Theben handelt, und die unvollendete «Achilleis» in zwei Büchern, welche die Begebenheiten des Achilles vor dem Trojanischen Kriege schildert, zeichnen sich durch Belesenheit und histor. Genauigkeit aus, leiden aber auch zugleich an Wortfülle, Bombast und Dunkelheit. Außerdem besitzen wir von ihm unter der Aufschrift «Silvae», d. h. Wälder, vermischte Gedichte in fünf Büchern, die zum Theil gutgelungene Spiele der Phantasie enthalten. Unter den Ausgaben sämmtlicher Werke sind zu nennen die von J. Fr. Gronov (Amsterd. 1653), Barth (4 Bde., Zwick. 1664), Dübner (2 Bde., Par. 1837) und Queck (2 Bde., Par. 1854) und unter den besondern Bearbeitungen der «Silvae» die von Markland (Lond. 1728; wieder herausgegeben von Sillig, Dresd. 1827) und die unvollendete von Hand (Bd. 1, Lpz. 1817). Wichtig für die Kritik und Erklärung ist Gronov's «Diatribe in Statii silvas» (Haag 1637; neue verbesserte Aufl. von Hand, 2 Bde., Lpz. 1811). Eine Auswahl der «Silvae» übersetzte Breitenbauch (Lpz. 1817).

Stätten (Heilige). Heilige S. (luoghi santi) nennt die kath. Kirche im allgemeinen die durch die Anfänge des christl. Glaubens verherrlichten Oertlichkeiten. Speciell führt diesen Namen eine Anzahl in Palästina in und um Jerusalem, in Bethlehem, Nazareth u. s. w. belegener, zu Sanctuarien der christl. Religion eingerichteter Stellen, welche die Kirchentradition mit der Geburt, Erziehung, Lehrthätigkeit, Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi in Verbindung bringt, und unter denen die Kirche des Heiligen Grabes (s. d.) zu Jerusalem die vornehmste ist. Die Heiligen S. bilden ein Condominium, an welchem unter türk. Landeshoheit sechs verschiedene Kirchengenossenschaften, nämlich die röm. Katholiken oder Lateiner, die Griechen, die Armenier, die Jakobitischen Syrier (Syrianer), die Kopten und die Abyssinier, Antheil haben. Der Ursprung dieses Condominiums läßt sich in der Geschichte weit zurück verfolgen; schon vor

den Kreuzzügen war von der jakobitischen Stadtgemeinde Jerusalems der orthodoxen griech. Confession ein Altar mit Iconostas eingeräumt worden. Während des fränk. Königthums hatten neben den Katholiken die Jakobiten und die Griechen, in spätern Jahrh. auch die Nestorianer und andere nicht mehr in Palästina vertretene Sekten ihren Antheil, bis sich allmählich im Laufe der Zeit das gegenwärtige Verhältniß herausgebildet hat. Der übertriebene Werth, den die sämmtlichen Theilnehmer auf ihren Mitbesitz an den Heiligen S. legen, hat neben dem durch mönchische Abgeschlossenheit bei den verschiedenen Kleriseien hervorgerufenen Intriguengeist zur Folge gehabt, daß sie sich von jeher über das Maß ihrer gegenseitigen Berechtigungen mit Wort und gelegentlich mit grober Thätlichkeit gestritten und auch die unevangelischsten Mittel für erlaubt gehalten, um auf Kosten der Mitbesitzer die eigenen Rechte auszudehnen. Aus solchen Zänkereien entstand die Heilige-Stätten-frage (question des lieux saints), welche in der Diplomatie wiederholt ihre Rolle gespielt und namentlich in den J. 1851—53 den äußern Anlaß zu den Zerwürfnissen abgab, in deren Gefolge 1854 der Orientkrieg ausbrach. Die kath. Kirche genießt in Beziehung auf ihre Rechte an den Heiligen S. des diplomatischen Schutzes Frankreichs auf Grund alter, zwischen dieser Großmacht und der Pforte abgeschlossenen Capitulationen, welche der gesammten lat. Kirche und ihren Vertretern auf türk. Boden dieselbe Begünstigung verleihen. Die übrigen fünf, bei den Heiligen S. betheiligten Confessionen werden von der Pforte vertreten. Rußland, welches für sich in Betreff des griech. Antheils an den Heiligen S. ein ähnliches Recht erlangen wollte, wie Frankreich in Betreff des katholischen besitzt, verfehlte damals seinen Zweck, suchte denselben aber seitdem auf diplomatischem Wege zu erreichen.

Statthalter (Stadhouder) hieß in der Republik der Vereinigten Niederlande der oberste Staatsbeamte. Diese Benennung entstand unter der burgund. und span. Herrschaft, wo die gesammten Niederlande von einem Oberstatthalter und die einzelnen Provinzen durch S. regiert wurden. Die Republik der Vereinigten Niederlande behielt damit die Statthalterschaft bei und übertrug dieselbe dem Prinzen Wilhelm I. dem Jüngern (s. d.) von Oranien, worauf die Würde bei der jüngern Ottonischen Linie des Hauses Nassau (s. d.) blieb. Die Gewalt des S. war aber nicht in allen sieben Provinzen gleich, weil er von jeder seine Würde besonders und damit mehr oder weniger Rechte erhielt. Mit der Statthalterschaft war die Würde eines Generalkapitäns und Admirals verbunden. Der S. konnte aus den von den Ständen einer Landschaft Vorgeschlagenen die Vorsitzer der Gerichtshöfe und anderer Collegien und die Obrigkeiten in vielen Städten ernennen, auch nach Umständen ab- und andere wieder einsetzen. Dieses Recht übte er vorzüglich in den Provinzen Utrecht, Geldern und Oberyssel, weil sie 1672 wegen des geringen Widerstandes gegen die Franzosen aus der Union gestoßen und 1674 nur unter der Bedingung wieder aufgenommen worden waren, daß die Stadtmagistrate von dem S. bestellt werden sollten. In Holland stand ihm blos das Recht zu, durch Empfehlungen auf die Besetzung der Magistratsstellen zu wirken. Als S. hatte er in den Provinzialständen und den Generalstaaten (s. d.) den Vorsitz und durch seine berathende Stimme großen Einfluß auf die Gesetzgebung. Von der vollziehenden Gewalt übte er die meisten das Allgemeine betreffenden Zweige aus. Er hatte das Begnadigungsrecht, wenn die Missethäter keine Mordthaten oder andere große Verbrechen begangen hatten. Vermöge der Utrechter Vereinigung von 1579 war er auch Schiedsrichter der Streitigkeiten der Provinzen untereinander. Die Kriegsmacht stand unter seinen Befehlen; denn als Generalkapitän war er oberster Feldherr. Er ernannte die Offiziere bis zum Obersten und aus den Vorgeschlagenen auch die Befehlshaber in den Festungen. An der Spitze des Heeres konnte er oft allein die Generale ernennen. Als Generaladmiral gebot er über die Seemacht und hatte den Vorsitz in den Admiralitätscollegien. Ihm gehörte der zehnte Theil der zur See gemachten Beute, die in frühern Zeiten sehr bedeutend war. Diese wichtigen, in mancher Hinsicht den landesherrl. Befugnissen gleichkommenden Rechte wurden 1747 bei Einführung der Generalerbstatthalterschaft der sieben vereinigten Provinzen, welche in der männlichen und weiblichen Nachkommenschaft Wilhelm's IV. (gest. 1751) vererben sollte, noch vermehrt. Die Handlungsweise Wilhelm's V. während des Kriegs, den Frankreich von 1778 an gegen England führte und in welchen die Republik der Vereinigten Niederlande mit verwickelt wurde, rief eine Partei hervor, welche auf Einschränkung der Gewalt des S. hinarbeitete. Das bewaffnete Einschreiten des Königs von Preußen 1787 entschied aber den Streit zum Vortheile des S. Die hierdurch entstandene Mißstimmung und Unzufriedenheit benutzte die Republik Frankreich. Sie erklärte den Krieg gegen den S., und nachdem die Niederlande nach geringem Widerstande 1794 von den Franzosen unter Pichegru eingenommen worden, wurde die Würde des Generalerbstatthalters für immer aufgehoben. Der Erbstatthalter erhielt durch den Reichsdeputationshauptschluß von

1803 in Deutschland Entschädigungen, verlor aber auch diese durch den Krieg von 1806 und 1807. Sein Sohn, König Wilhelm I. (s. d.), kehrte nach dem Sturze Napoleon's wieder zurück und bestieg 1815 den Thron des neugeschaffenen Königreichs der Niederlande (s. d.). Vgl. Hoche, «Geschichte der Statthalterschaft in den Vereinigten Niederlanden» (Brem. 1796).

Statue (lat. statua) oder Standbild heißt im allgemeinen die durch Kunst in irgendeiner, besonders harten Masse ausgebildete volle Gestalt. Sie ist der Mittelpunkt der ganzen Plastik (s. d.). Da nun die Gestalt lebender Wesen der vollendetste, ausdrucksvollste und geistigste Gegenstand der sichtbaren Dinge ist, welche ohne Farbe sich darstellen lassen, so muß es wiederum die Menschengestalt, das Höchste der Schöpfung, sein, die der Bildner als die würdigste Aufgabe zu betrachten hat. Die S. wirkt durch die reine Form, und deshalb ist ihr die Farbe etwas sehr Außerwesentliches; doch finden sich schon frühzeitig auch Versuche von Bemalungen und Verzierungen anderer Art. (S. Polychromie.) Weil aber die bildende Kunst auf das Höchste der Form ausgeht, so ist die Darstellung des Nackten ihre idealste Aufgabe, obwol sie auch zu allen Zeiten Gewandstatuen hervorgebracht hat. Die Plastik legt in die Form den geistigen Ausdruck der Idee und gibt so der Masse den Schein des höhern Lebens. Was die Erfindung dieser Idee anlangt, so unterscheidet man Idealstatue und Porträtstatue (statua iconica), wodurch die Alten zugleich eine S. in natürlicher Lebensgröße bezeichneten. Die erstere steht in der Erfindung höher und am höchsten, wenn sie, wie im griech. Alterthume, höhere göttliche Wesen versinnlicht, die in heiterer göttlicher Ruhe den menschlichen Leidenschaften Schweigen gebieten. Letztere hat die Eigenschaften jedes Porträts, insofern dieses nicht auf Farbendarstellung beschränkt ist. Die ersten Porträtstatuen scheinen zu Athen dem Harmodius und Aristogiton gesetzt worden zu sein. Ueberhaupt gab es in Griechenland in der frühesten Zeit nur Götterstatuen, da Porträtdarstellungen gesetzlich untersagt waren und sogar in der Blütezeit hellenischer Kunst, als sie gestattet wurden, Porträtähnlichkeit streng ausgeschlossen blieb. Erst in der letzten Zeit und noch mehr beim Verfall der röm. Republik, als Schmeichelei und knechtische Gesinnung überhand nahmen, gab es in großer Menge Porträtstatuen. In Hinsicht ihrer äußeen Stellung unterscheiden schon die Alten stehende, sitzende, reitende und fahrende S., wie viele Gottheiten und triumphirende Feldherren vorgestellt wurden. So ging auch die bildende Kunst von einzelnen S. zu ganzen Gruppen fort, die man Symplegmata nannte.

Statut ist die Benennung für die Stiftungs- und Grundverträge von Gesellschaften, namentlich aber für die Satzungen, durch welche Corporationen oder hochgestellte, z. B. fürstl. und standesherrl. Familien in Gebrauch einer ihnen zustehenden Autonomie (s. d.) das gewöhnliche Recht für ihren Gebrauch entweder näher bestimmen oder selbst abändern. Daß S. der letztern Art, da sie möglicherweise ihre Urheber in ein abweichendes Verhältniß zu der Gesammtheit bringen und die Rechte außerhalb stehender Personen berühren, einer Genehmigung von seiten der höchsten Autorität bedürfen, sollte eigentlich keinem Zweifel unterliegen. Nichtsdestoweniger hat hier das gemeine Recht um deswillen abweichende Ansichten zu verzeichnen, weil vordem in Deutschland bei der Schwäche der Centralgewalt die Autonomie nicht in bestimmte Grenzen eingeschlossen war und die dem Reiche ohne Mittel untergebenen Familien und Städte nach eigenem Gutdefinden Hausgesetze, Willküren und Stadtrechte errichteten. Allmählich ward jedoch in den Territorien zur Gültigkeit von S. des landsässigen Adels und von Willküren der Territorialstädte landesherrl. Bestätigung erfordert, und diese Bedingung ist gegenwärtig wenigstens in alle Partikularrechte übergegangen. Selbst früher reichsunmittelbare, jetzt mediatisirte Familien sollen nach Art. 14 der Deutschen-Bundes-Acte ihre Hausgesetze landesherrl. Prüfung unterbreiten, und den Actiengesellschaften macht das Deutsche Handelsgesetzbuch die Einholung staatlicher Genehmigung für ihren Grundvertrag regelmäßig zur Pflicht. Offene Handelsgesellschaften, deren Mitglieder in den Handelsregistern namentlich verzeichnet und zum solidarischen Einstehen für alle Handlungsschulden verbunden sind, brauchen dagegen ihren Stiftungsvertrag nicht zur Bestätigung vorzulegen, da derselbe bei Streitigkeiten ohnehin nur unter der Bedingung seiner Vereinbarkeit mit dem gemeingültigen Rechte in Betracht kommt.

Staubbeutel (anthera) heißt der Behälter des Blütenstaubes (pollen), welcher den wichtigsten Theil der Staubgefäße (s. d.) bildet. Gewöhnlich enthält jeder S. zwei Fächer, welche durch das Mittelband (Connectiv), meist eine unmittelbare Fortsetzung des Staubfadens, bisweilen unter höchst merkwürdigen Formen auftretend, auseinandergehalten und miteinander verbunden werden. Diese beiden Fächer sind vor dem Aufspringen des Beutels meist jedes in zwei vollständige oder unvollständige Abtheilungen geschieden, indem die Außenwandung jedes Staubbeutelfachs nach innen zu leistenförmig vorspringt, weshalb an der Außenwand eine Längsfurche

(rima longitudinalis) erscheint, woselbst solche Staubbeutelfächer sich dann zu öffnen pflegen. Aber nicht alle S. öffnen sich in dieser Weise; bei vielen erfolgt das Ausstreuen des Pollens durch Löcher und Spalten, welche sich in der Wandung bilden, oder indem letztere klappenartig aufspringt (z. B. bei Berberis). Die Gestalt der S. ist sehr verschieden, doch sind dieselben am häufigsten länglich oder lineal mit parallelen Fächern, seltener nierenförmig oder zweilappig mit divergirenden Fächern. Häufig liegt der S. dem Filament der Quere nach auf, wie eine Magnetnadel ihrem Stifte (z. B. bei den Lilien). Der Blütenstaub besteht aus einzelnen Zellen (Pollenzellen), welche gewöhnlich frei sind und dann ein feines, loses Pulver bilden. Seltener ist der Blütenstaub eines jeden Faches zu einer zusammenhängenden Masse (Pollenmasse, pollinarium) vereinigt, wie bei den Orchideen und Asklepiadeen. Der Blütenstaub, dessen einzelne Körnchen unter sehr verschiedenen Formen auftreten, gelangt bald unmittelbar durch seinen Fall auf die Narbe des Stempels, bald wird er durch den Wind oder durch fliegende und behaarte Insekten, welche des Honigs halber in die Blüten kriechen, auf die Narben übertragen.

Staubgefäße oder **Staubblätter** (stamina) nennt man in den Blüten der phanerogamischen Pflanzen diejenigen Theile, welche den Stempel oder das Pistill zur Fruchtbildung anregen und also die Befruchtung (Bestäubung) bewirken, weshalb man dieselben auch als männliche Geschlechtsorgane betrachtet. Sie bestehen aus einem Behälter, dem **Staubbeutel** (s. d.), welcher einen verschiedentlich, meistens aber gelb gefärbten Staub, den **Blütenstaub** (pollen), enthält und gewöhnlich von einem stielförmigen Träger, dem **Staubfaden** (filamentum), emporgehoben wird. Der letztere fehlt aber zuweilen, und dann wird der Staubbeutel sitzend genannt. Die einfachste und unvollkommenste Form von S. findet sich bei den Nadelhölzern. Hier erscheinen sie als blatt- oder schildförmige Schuppen, an deren einer Seite mit Blütenstaub erfüllte Schwielen oder Ausbauchungen sich befinden, welche zuletzt aufreißen und den Staub ausstreuen. Entweder stehen die S. zugleich mit dem Pistill in derselben Blüte und sind dann um dasselbe herumgestellt, in welchem Falle die Blüte zwitterig genannt wird, wie bei Tulpe, Lilie, oder die S. sind für sich allein in besondern Blüten vertheilt, welche dann männlich heißen, wie bei Weide, Hopfen. Sind die sämmtlichen Staubfäden einer Blüte in einen Cylinder zusammengewachsen, so heißen die S. einbrüderig, wie bei den Malven, sind sie in zwei Bündel verbunden, zweibrüderig, wie bei der Erbse, und sind sie in drei oder mehrere Bündel vereinigt, vielbrüderig, wie bei der Orange und dem Kajeputbaum (Melaleuca). Da die S. Blattorgane sind, so entspringen sie aus der Achse, sehr häufig aber wachsen sie an die Blumenkrone an, sodaß sie dann ihren Ursprung aus der Blumenkrone zu nehmen scheinen. Den Uebergang der Blumenblätter in die S. kann man z. B. bei der weißen Seerose gut verfolgen. In vielen gefüllten Blüten haben sich die S. in Blumenblätter umgewandelt. Zur Klasseneintheilung seines Systems hat Linné die S. genommen; so z. B. geben 1—10 unverwachsene S. in der Zwitterblüte je nach der betreffenden Anzahl die 1., 2., 3. bis 10. Klasse.

Stäudlin (Karl Friedr.), prot. Theolog, geb. 25. Juli 1761 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das theol. Seminar zu Tübingen. Nach der Rückkehr von der Universität in seine Vaterstadt begann er seine «Geschichte und Geist des Skepticismus, vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion» (2 Bde., Lpz. 1794). Theils als Erzieher, theils allein durchreiste er 1786—90 Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Inzwischen wurde er 1790 zum Professor der Theologie an der Universität zu Göttingen ernannt, wo er 1803 auch Consistorialrath ward und 5. Juli 1826 starb. Er war früher Rationalist, wendete sich aber später dem Supernaturalismus zu. Obschon er die ganze gelehrte Theologie umfaßte, so zeichnete er sich doch vorzüglich in der Kirchengeschichte und der Geschichte der theol. Wissenschaften aus. Nächst der «Kirchlichen Geographie und Statistik» (2 Bde., Tüb. 1804) sind hervorzuheben: «Ideen zur Kritik des Systems der christl. Religion» (Gött. 1791); «Grundriß der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen» (2 Bde., Gött. 1798—1800); «Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte» (Gött. 1801; 3. Aufl., 1822); «Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral und der moralischen Dogmen» (Gött. 1815; 3. Aufl. 1825). Auch verdankt ihm die kirchenhistor. Literatur außer einer «Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels» (Gött. 1823), der «Lehre vom Selbstmorde» (Gött. 1824), «Lehre vom Gewissen» (Halle 1824), «Lehre vom Eide» (Gött. 1824), «Lehre von der Ehe» (Gött. 1826) und der «Lehre von der Freundschaft» (Hannov. 1826) eine «Geschichte des Rationalismus» (Gött. 1826); «Geschichte der Sittenlehre Jesu» (2 Bde., 1799—1823); «Universalgeschichte der christl. Kirche» (Hannov. 1806; 5. Aufl., von Holzhausen fortgesetzt, Hannov. 1833); Geschichte der

chriſtl. Moral ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften» (Hannov. 1808); «Allgemeine Kirchengeſchichte von Großbritannien» (Gött. 1819); «Geſchichte der Moralphiloſophie» (Hannov. 1822); «Geſchichte der theol. Wiſſenſchaften» (2 Bde., Gött. 1810—11); «Geſchichte und Literatur der Kirchengeſchichte» (herausg. von Hemſen, Hannov. 1827). Mehrere kritiſche Journale gab er ſelbſt heraus, wie die «Göttingiſche Bibliothek der neueſten theol. Literatur» (5 Bde., 1794—1800); «Beiträge zur Philoſophie und Geſchichte der Religion» (5 Bde., Lüb. 1797—99); «Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeſchichte» (4 Bde., Hannov. 1801—6); mit Tzſchirner das «Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte» (5 Bde., Lpz. 1813—20) und mit Tzſchirner und Vater das «Kirchenhiſtor. Archiv» (Halle 1823—26).

Staufen, ſ. Hohenſtaufen.

Staunton (Sir George Leonard), bekannt durch ſeine Reiſe nach China, geb. 19. April 1737 zu Galway in Irland, ſtudirte zu Montpellier Arzneiwiſſenſchaften und beſchäftigte ſich dann in London mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. 1762 ging er als Arzt nach Weſtindien, wo er ſich die Freundſchaft Lord Macartney's, Gouverneurs der Inſel Grenada, erwarb, deſſen Secretär er wurde, und den er auch nach Oſtindien begleitete, als derſelbe die Statthalterſchaft von Madras übernahm. Hier zeichnete er ſich namentlich bei den Friedensverhandlungen mit Tippo-Saib aus. Aus Oſtindien 1784 nach England zurückgekehrt, ſah er ſich für ſeine geleiſteten Dienſte von der Oſtindiſchen Geſellſchaft mit einem Jahrgehalt von 500 Pfd. St., von dem Könige aber 31. Oct. 1785 mit dem Titel eines Baronets von Irland belohnt. Auf der bekannten Geſandtſchaftsreiſe Macartney's nach China 1792—94 begleitete dieſen S. wiederum als Legationsſecretär und erhielt zugleich, um nöthigenfalls die Stelle des Lords vertreten zu können, den Titel eines außerord. Geſandten und bevollmächtigten Miniſters. Nach ſeiner Rückkehr lieferte S. aus den Papieren Macartney's, ſeinen eigenen Bemerkungen und den Tagebüchern und Beobachtungen des Schiffsbefehlshabers, Sir E. Gower, eine Beſchreibung dieſer Reiſe unter dem Titel «An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the emperor of China» (2 Bde., Lond. 1797, mit Karten und Kupfern; deutſch, 2 Bde., Zür. 1798). Großen Antheil an dieſem Werke hatte John Barrow (ſ. d.). S. ſtarb zu London 14. Jan. 1801. Decandolle nannte ihm zu Ehren eine Pflanze Staunto nia.

Staunton (Sir George Thomas), berühmter Reiſender und Kenner der chineſ. Sprache, des vorigen Sohn, geb. in Salisbury 26. Mai 1781, erhielt eine ſorgfältige Erziehung unter der Aufſicht ſeines Vaters, den er 1792 nach China begleitete. Zurückgekehrt, ſtudirte er in Cambridge, doch wurde er ſchon 1799 bei der Factorei der Oſtindiſchen Geſellſchaft in Canton angeſtellt. Zuerſt war er Secretär, dann Präſident des Ausſchuſſes der Factorei. Als 1816 Lord Amherſt als Geſandter nach Peking geſchickt wurde, war S. als königl. Commiſſar ſein Begleiter. Seine Kenntniß der chineſ. Sprache und des chineſ. Charakters befähigte ihn, bei Unterhandlungen mit der chineſ. Regierung wichtige Dienſte zu leiſten, namentlich ſchlichtete er 1814 einen bedenklichen Streit zwiſchen den Engländern und Chineſen. 1817 verließ er China auf immer. Für die Verbreitung der Kenntniß der chineſ. Literatur hat er Dankenswerthes geleiſtet. Er überſetzte den Criminalcodex des chineſ. Reichs ins Engliſche (Lond. 1810; franz. mit Anmerkungen von F. Renouard de Ste.-Croix, 2 Bde., Par. 1812) und die «Narrative of the Chinese embassy to the Khan of the Tourgouth Tartars in the years 1712, 13, 14 and 15» (Lond. 1821). Außerdem ſchrieb er «Miscellaneous notices relating to China and the British commercial intercourse with that country, including a few translations from the Chinese language» (Lond. 1822). Sein Tagebuch über Lord Amherſt's Geſandtſchaft ließ er für Freunde drucken. Seine Kenntniß des Chineſiſchen bewies er dadurch, daß er eine Schrift über die Schutzpockenimpfung in chineſ. Sprache ſchrieb, welche die Einführung der Impfung in China zur Folge hatte. Auch beſchrieb er das Leben ſeines Vaters (Lond. 1823). Für die Hakluyt-Society gab er Mendoza's 1588 von Parke überſetzte «History of the great and mighty kingdom of China» (Lond. 1853) heraus. Seit 1818 war er mit wenigen Unterbrechungen Mitglied des Parlaments, zog ſich aber 1852 von dem polit. Leben zurück und ſtarb 10. Aug. 1859 zu London.

Staupenſchlag (fustigatio) hieß die ſonſt gewöhnlich mit Landesverweiſung verbundene Auspeitſchung, bei welcher der Verbrecher vom Henker durch die Straßen geführt und mit Ruthen auf den entblößten Rücken gepeitſcht wurde. Erſt hierdurch wurde die Landesverweiſung zur entehrenden Strafe. Die gegenwärtigen Staatsverhältniſſe geſtatten nicht mehr, einander Verbrecher zuzuſchicken, und ſo iſt mit der Landesverweiſung auch das eigentliche «zur Staupe ſchlagen» außer Gebrauch gekommen.

Staupitz (Joh. von), Gönner und Freund Luther's, stammte aus einer adelichen Familie im sächs. Kurkreise und hatte schon früh durch Studium der mittelalterlichen Mystiker und Augustin's einer tiefern und zugleich von den kirchlichen Formen freiern Frömmigkeit sich zugeneigt. Als Generalvicar des Augustinerordens in Deutschland mit Luther bekannt geworden, ahnte er in diesem den zu Großem ausersehenen Mann, half ihm durch milde Ermahnungen über innere Kämpfe hinweg und vermittelte 1508 die Berufung desselben nach Wittenberg. Friedrich der Weise, bei dem er in großer Achtung stand, beauftragte ihn 1516, aus einem niederländ. Kloster Reliquien für die neue Schloßkirche zu Wittenberg zu holen, und wollte ihm zu einem Bisthum verhelfen, wogegen sich Luther sehr entschieden aussprach. 1518 war S. mit Luther auf dem Ordensconvente zu Heidelberg; doch zog er sich noch vor Ablauf dieses Jahres aus Scheu vor den Kämpfen, die er herannahen sah, nach Salzburg zurück und lebte da anfangs bei dem Erzbischofe, dann in einem Benedictinerkloster. Ob er in der letzten Zeit vor seinem Tode, der 1524 erfolgte, Bischof von Chiemsee gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden; wol aber bezeugen seine Schriften «De amore Dei» und «De fide christiana» sowie der Umstand, daß sich in seinem Nachlasse alle Schriften Luther's vorfanden, seine bleibende Hinneigung zur Reformation.

Stavanger, die Hauptstadt des gleichnamigen Amts (166 Q.-M. mit 104850 E.) an der buchtenreichen Südwestküste Norwegens, im Stifte Christiansand und am Stavanger- (Bukte-) Fjord, hat zwei vorzügliche, von vorliegenden Inseln geschützte Häfen mit Schiffswerften. Ein anderer Hafen, Dusevig genannt, liegt ½ M. nördlich von der Stadt entfernt. Bei der Einfahrt in den Fjord ist auf der Landspitze Tungenäs ein Leuchtthurm errichtet. Die Stadt, bereits im 11. Jahrh. gegründet, hat eine ehrwürdige, aus der Gründungszeit stammende Domkirche, eine gelehrte und Realschule, mehrere andere Lehranstalten, ein Hospital, eine Sparbank u. s. w. und zählt (1865) 16647 E. (im J. 1801 nur 2466). Ihr außerordentliches Emporkommen verdankt sie der Schiffahrt und dem Handel mit den Producten der Fischereien. 1865 besaß S. 450 Fahrzeuge von 24417 Commerzlasten Tragfähigkeit und einer Besatzung von 2900 Mann, von denen die größern mit Frachtfahrt besonders zwischen England und dem Schwarzen Meere beschäftigt sind, die kleinern aber den Handel der Stadt bestreiten. Es liefen vom Auslande ein 503 Fahrzeuge von 23045 Commerzlasten, während 645 Fahrzeuge von 27478 Commerzlasten ausliefen. Hauptausfuhrartikel sind Heringe und andere Salzfische, lebendige Fische, getrocknete und geräucherte Fische, Anschovis, Hummer, Thran. In der Stadt bestanden 1860: 2 Webereien, 9 Gerbereien, 2 Mühlen, 112 Groß- und 181 Detailhändler.

Stawropol, d. h. Kreuzstadt, die befestigte Hauptstadt des ciskaukas. Gouvernements gleiches Namens, Sitz eines Civil- und Militärgouverneurs, liegt in einer dürren und baumlosen Gegend auf der Heerstraße von Rußland nach dem Kaukasus und hat hierdurch eine nicht geringe Bedeutung, da alle Karavanen, die aus Grusien und Persien nach Rußland ziehen, diesen Weg einschlagen. Auch nimmt die asiat. Post den Weg über S. Man findet hier Russen, Tataren, Armenier, Perser, Nogaier, Grusinier und andere Völkerschaften vereinigt. Die Stadt hebt sich infolge des erweiterten Handels mit jedem Jahre und zählt bereits mehr als 17000 E. Sie hat einen schönen und geräumigen Bazar, mehrere Kirchen und Schulanstalten, darunter ein 1811 vom Adel und der Kaufmannschaft errichtetes Institut für den höhern Unterricht, auch eine Anzahl Fabriken und Manufacturen. Das Klima ist mild, doch bringen die Hitze des Sommers und die Nähe der Steppe, über welche oft glühende Winde streichen, öfters gefährliche Fieber hervor. Die benachbarten warmen Schwefelquellen sind stark besucht. Das Gouvernement S. umfaßt 1300 Q.-M. und zählte (1861) 356671 E.

Stearin heißt der feste Bestandtheil der meisten Oel- und Fettarten, welcher von dem flüssigen, Eläin oder Olein (s. Oel), durch Pressen bei angemessener Temperatur getrennt und dann vorzugsweise zur Kerzenfabrikation verwendet wird. Es ist die Verbindung einer Säure, der Stearinsäure, mit einem neutralen Stoffe, dem Glycerin. Manche Oele und Fette enthalten allerdings statt des S. ein anderes, nahe verwandtes, festes Fett, Palmitin genannt; auch nahm man früher noch ein drittes Fett, das Margarin, an, welches aber von Heintz als ein Gemenge von S. und Palmitin nachgewiesen worden ist; in der Praxis scheidet man aber nicht so, da der Unterschied für die Anwendung ohne Bedeutung ist. Wenn das S. durch Verbindung mit Alkalien oder Kalk verseift und die erhaltene Seife dann wieder durch eine Säure zersetzt wird, so erhält man unter Abscheidung des Glycerin die Stearinsäure, eine schneeweiße, feste und krystallinische Fettsubstanz, welche das Material zu den das Wachs fast ersetzenden

Stearinkerzen ist. In den Stearin-, richtiger Stearinsäurefabriken verseift man die gleich anfangs mit Kalk, scheidet dann durch eine Säure und trennt hierauf durch w Pressen die Stearinsäure von der Oelsäure. Neuerdings hat man auch versucht, die St säure durch Destillation aus den Fetten abzuscheiden.

Stechapfel, s. Datura.

Stechpalme, s. Ilex.

Steckbrief nennt man die offene Requisition verschiedener Gerichte, einen persönlich beschriebenen Menschen festzuhalten und entweder an das requirirende Gericht einzuliefern über seine Verhaftung zum Zweck der Abholung Nachricht zu ertheilen. Eine solche Requ wird bisweilen nur an die Gerichte geschickt, in deren Bezirken man den Verbrecher verm in der Regel aber durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht: Ein S. darf nur e werden, wenn die Schwere des Verbrechens eine persönliche Verhaftung rechtfertigt u Verdacht dringend ist. Es muß darin nicht blos die Persönlichkeit und muthmaßliche Kl des Verbrechers möglichst genau beschrieben (das sog. Signalement), sondern auch das brechen selbst so weit angegeben sein, daß danach die auswärtigen Gerichte beurtheilen k ob sie zur Verhaftung und demnächst zur Auslieferung schreiten dürfen.

Steckin, Stickeen oder Stikine, eine brit. Colonie in Nordwestamerika, welche Decret vom 19. Juli 1862 von Britisch-Columbia (s. d.) abgetrennt wurde. Ihre G bilden gegen Westen und Südwesten die ehemals russischen, jetzt zum nordamerik. Territ Alaska gehörigen Besitzungen, gegen Süden Britisch-Columbia, gegen Osten der 125.° w von Greenwich, gegen Norden der 62.° nördl. Br. Das Land ist öde, rauh und von den läufern der Felsengebirge durchzogen. Unter den Flüssen sind die Quellflüsse des Yuko obere Liard, die Quellströme des Mackenzie und vor allem der Frances oder Steckin zu e nen, nach welchem das Land den Namen führt. Dieser Fluß ist 190 engl. M. aufwärts bar. Derselbe mündet gegenüber der Herzog-von-York-Insel, bildet eine wichtige Straß darf, nach dem Vertrage vom J. 1825, von den Engländern befahren werden. Seine dung ist seit 1867 in den Händen der Nordamerikaner, ebenso wie die Mündung des nördlich in den großen Ocean mündenden, auf 35 engl. M. schiffbaren Tako. Das ganze K gebiet, welches unter dem Namen Neunorfolk und Neucornwallis bekannt ist, gehört b 30 engl. M. landeinwärts den Nordamerikanern, früher den Russen. S. war bis zum J. nur eine Region für Pelzjäger, seitdem aber dort Gold in großer Menge längs den Fluß bis nach den westl. Zuflüssen des Mackenzie hin sowie am Tako reiche Kupferminen e wurden, hat sich eine starke Auswanderung in das Land gezogen. Auch bieten die Wälder großen Reichthum an Nutzhölzern, die nach San-Francisco ausgeführt werden. Die Za einheimischen Indianer vom Stamme der Takali, welche als Jägernomaden die Colonie streifen, ist im Abnehmen begriffen.

Stecknadeln, s. Nadel.

Stecknitz, ein Flüßchen im Herzogthum Lauenburg, entspringt aus dem Gudowsee, fließt 1⅜ M. nordwestlich von diesem den See von Mölln, der mit dem Ratzeburger Verbindung steht, und fließt bei Moisling in die bei Lübeck mündende Trave. Die S. ist lisirt und mit der gleichfalls schiffbar gemachten, südwärts fließenden und bei Lauenburg Elbe mündenden Delvenau oder Delvenow in Verbindung gesetzt. Die ganze Schiff linie zwischen der Elbe und der Trave heißt S. oder Stecknitzkanal und begünstigt seit Zeit, indem schon 1398 die Lübecker 17 Schleusen zwischen dem Möllensee und der El richteten, den Verkehr zwischen der Elbe und Lübeck und so zwischen der Nord- und der

Stedinger, d. h. Gestadebewohner (abgeleitet vom altsächs. stath, Gestade), hieß die scheinlich aus sächs. und fries. Elementen gemischte Bevölkerung, welche südlich von den F auf dem linken Ufer der Weser an der Ochtum und Hunte im jetzigen Großherzogthum burg (vormals Weststedingen, jetzt Stedingerland) und gegenüber auf dem rechten U ufer bis zur Drepte und Lüne in der jetzigen preuß. Provinz Hannover (vormals Ostst gen, jetzt Osterstade) wohnte. Das Land gehörte anfangs zur Grafschaft Stade und mit dieser an das Erzbisthum Bremen, während die Grafen von Oldenburg in einem desselben als Vicegrafen fungirten. Doch genossen die S. in ihren Marschen eine ausge Selbstregierung und suchten dem Beispiel der benachbarten, ganz unabhängigen Friesen n eifern. Die gräfl. Burgen in Weststedingen, deren Besatzungen zu Beschwerden Anlaß wurden um 1200 oder 1204 von den Bauern überrumpelt und zerstört. Doch gab s Erzbischof Hartwig II. von Bremen damit zufrieden, als ihm nur die rückständigen Zehnte

Grundzinse gezahlt wurden. Während des nach Hartwig's Tod 1207 entbrannten langwierigen Kampfs um den erzbischöfl. Stuhl von Bremen hielten die S. trotz des päpstl. Bannstrahls zu dem Prätendenten Waldemar und unternahmen weit in der Umgegend verheerende Kriegszüge. Erst 1216 traten sie zu Waldemar's Gegner, dem Erzbischof Gerhard I. (gest. 1219) über, der bald darauf mit ihrer Hülfe den Sieg davon trug. Diese Waffenthaten steigerten das trotzige Selbstbewußtsein der S.; sie hielten seitdem die schuldigen Abgaben zurück und gaben den Mahnungen kein Gehör. So entschloß sich der bremische Erzbischof Gerhard II. (1219 — 58), Gewalt zu brauchen. Aber seine Heeresmacht ward Weihnachten 1229 von den Bauern geschlagen, und sein Bruder, Hermann von der Lippe, fiel im Kampfe. Im Uebermuth des Siegs schritten die S. zu allerlei Gewaltthätigkeiten, zerstörten ein benachbartes Kloster u. dgl. Nun ließ Gerhard II. auf der Synode zu Bremen 17. März 1230 die S. als Ketzer verdammen, wobei noch weitere unerwiesene Beschuldigungen erhoben wurden. Auf sein Ansuchen beauftragte Papst Gregor IX. 29. Oct. 1232 die Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Minden, einen Kreuzzug gegen die S. predigen zu lassen. Namentlich die Dominicaner wirkten sehr eifrig dafür, und ein zahlreiches Kreuzheer kam zusammen. Aber die S. schlugen dasselbe im Winter 1232—33 zurück, verheerten die Umgegend und bedrohten sogar die Städte Oldenburg und Bremen. Dagegen ward auf einem zweiten Kreuzzug, 26. (29.) Juni 1233, Oststedingen bezwungen und furchtbar verwüstet. Nicht Weiber noch Kinder wurden geschont und die Gefangenen als Ketzer verbrannt. Als aber die Kreuzfahrer im Spätsommer 1233 auch Weststedingen angriffen, erhielten sie eine Niederlage, und der Anführer, Graf Burchard von Oldenburg, ward erschlagen. Ebenso wenig gelang der Versuch, die Deiche des Stedingerlandes zu durchstechen. Unterdeß hatten wiederholte päpstl. Bullen und die Kreuzpredigt der Bettelmönche den religiösen Fanatismus im weiten Umkreise entflammt. Der Herzog von Brabant, die Grafen von Oldenburg, Ravensberg, Holland, Geldern, Berg, Jülich, Kleve mit ihren Vasallen zogen heran, und das Kreuzheer, das sich in Bremen sammelte, erhielt immer mehr Zulauf. Am 27. Mai 1234 überschritt dasselbe auf einer Schiffbrücke die Ochtum und stieß bei Altenesch auf die Hauptmacht Weststedingens. Nach furchtbarem Kampfe, in dem Graf Heinrich von Oldenburg fiel, unterlagen die Bauern; mehrere tausend wurden erschlagen, und nur wenige entkamen zu den Friesen. Das Land ward geplündert und verheert, zum Theil auch mit fremden Colonisten besetzt und durch neuerbaute Zwingburgen des Erzbischofs von Bremen und der Grafen von Oldenburg, darunter namentlich Delmenhorst (s. d.), im Gehorsam erhalten. Doch kamen später noch mehrfache Aufstände vor. Auf dem Schlachtfeld von Altenesch ist, an der Stätte einer verfallenen Kapelle, 27. Mai 1834 ein Denkmal «Stedingsehre» errichtet. Vgl. Schumacher, «Die S., Beitrag zur Geschichte der Wesermarschen» (Brem. 1865).

Steele (Sir Richard), einer der sog. Essayisten, geb. zu Dublin 1671, besuchte die Charterhouseschule in London, wo er mit Addison Freundschaft schloß. 1692 ging er nach Oxford, widmete sich jedoch nur wenig den Studien und trat nach einigen Jahren als Freiwilliger unter die Leibgarde. Sein Witz und seine gute Laune machten ihm die Offiziere zu Freunden, die ihm bald zu einer Fähnrichsstelle verhalfen. Als solcher stürzte er sich in alle Thorheiten. Bisweilen überkam ihn zwar die Reue, er schrieb einen Aufsatz unter dem Titel «Der christl. Held», den er auch drucken ließ. Da er jedoch in seiner Lebensweise keine Aenderung vornahm, so setzte ihn diese Schrift nur Spöttereien aus. 1701 trat er als Lustspieldichter auf mit «Funeral, or grief à la mode»; 1703 folgte «The tender husband», das wie das erste mit Erfolg gegeben wurde. Sein nächstes Stück dagegen, «The lying lover», mißfiel und schreckte ihn von der dramatischen Laufbahn ab, die er erst 1722 noch einmal mit dem besten seiner Stücke, «The conscious lovers», betrat. In der Zwischenzeit hatte er sich mit Erfolg einem andern Felde zugewendet. 1709 begann er nämlich die Herausgabe des «Tatler», einer Zeitschrift, in welcher Skizzen, Erzählungen, moralische Betrachtungen u. dgl. erschienen. Der «Tatler», der 1711 aufhörte, fand ungemeinen Beifall; noch mehr der Nachfolger des «Tatler», der «Spectator», den S. in Gemeinschaft mit Addison herausgab, und der zu acht Bänden anwuchs. Hierauf gab S. 1713 den «Guardian» heraus, der mit zwei Bänden geschlossen wurde. Für alle drei Zeitschriften lieferte er 510, Addison 369 Aufsätze, die sich, abgesehen von ihrem sonstigen Werthe, durch Reinheit, Eleganz und Correctheit der Schreibart empfahlen und bald als Muster angesehen wurden. 1709 war S. Zeitungsschreiber unter den Whigs geworden. 1710 erhielt er eine Anstellung beim Stempelamte, die er auch unter den Tories bis 1713 behielt. Von da an gehörte er zur heftigsten Opposition. Er ließ sich auch ins Parlament wählen, aus dem er aber

als Verfaſſer aufrühreriſcher Schriften ausgeſtaßen wurde. Unter Georg I. wurde er da Oberſtallmeiſter zu Hamptoncourt und trat nun wieder ins Parlament. Zugleich ſchlug n ihn zum Ritter und ſandte ihn 1717 nach Schottland als Commiſſar zur Uebernahme der e gezogenen Güter. S. verdarb es aber bald wieder mit dem Miniſterium und ſelbſt mit ſein Freunde Addiſon und zog ſich nach ſeinem Landgute Llangunnor bei Caermarthen zurück, wa 1. Sept. 1729 ſtarb. Seine Luſtſpiele erſchienen 1761, ſeine Briefe 1787. Letztere ſtellen nen Charakter in ein ſehr vortheilhaftes Licht.

Steen (Jan), einer der berühmteſten holländ. Maler, geb. 1636 zu Leyden, der Sohn ei Bierbrauers, erhielt zuerſt in Utrecht Unterricht im Malen. Dann wurde er Schüler des rühmten Brauwer und ſpäter J. van Goyen's, der ihn mit ſeiner Tochter Margarethe verl rathete. Obgleich ſich S. ſchon ſehr jung eines bedeutenden Ruſs erfreute, verdiente er d da er ſeine Gemälde mit großem Fleiße ausführte, nicht genug, um davon leben zu können. Anrathen ſeines Vaters errichtete er deshalb eine Bierbrauerei in Delft und würde ſein gu Auskommen gefunden haben, wenn er ſeinem Hange zu einem lockern Lebenswandel weni nachgegeben. Als ſeine Brauerei verſchuldet war, griff er wieder zum Pinſel, doch nur, w der Mangel ihn drängte. Durch ſeine Familie unterſtützt, errichtete er endlich eine Schenkwir ſchaft, die viel beſucht wurde, ihm jedoch nur mehr Anlaß gab, ſeine liederliche Lebensweiſe fo zuſetzen. Die Scenen, welche er hier täglich ſah, trug er mit großer Kunſt und oft in trunken Zuſtande auf die Leinwand über. Keiner ſeiner großen Zeitgenoſſen hat ihn in der Naivetät ner Compoſitionen, im Ausdruck und in der Charakteriſtik ſeiner Figuren übertroffen, keiner der Vertheilung des Lichts und Schattens, nach weniger in der feinen und humoriſtiſchen Be achtung der Natur. Zwar malte er auch zuweilen hiſtor. Bilder, doch iſt er am größten unerreichbar geblieben in den Bildern gemüthlicher Familienſcenen hohen und niedern Stand Als er ſeine Frau, die ihm ſechs Kinder hinterließ, verloren, heirathete er eine Witwe mit z Kindern. Seine Wirthſchaft war zu Grunde gegangen, nur nothdürftig vermochte er durch V kauf und Verſetzen ſeiner in ſpätern Jahren flüchtig hingemalten Bilder ſeine Familie zu ern ren. Er ſtarb 1689 und hinterließ ſeine Familie im bitterſten Mangel. Seine Gemälde w wurden nach ſeinem Tode zu immer höhern Preiſen verkauft, beſonders in Holland. Zu den rühmteſten gehören: die Kegelbahn, die kranke Dame, das Hochzeitsfeſt, das Dorffeſt, vor al das St.-Nicolasfeſt, das Auſterfeſt, die Familie des Meiſters darſtellend, und das Bild menſchlichen Lebens vom Kinde bis zum Greiſe. Seine Zeichnungen ſind wegen ihrer Selt heit nur wenig gekannt und werden ebenfalls theuer bezahlt. Ein Sackpfeifer und das Dorf mit Kegelſpiel gehören zu den vorzüglichſten. Auch ätzte S. einige geiſtreiche, äußerſt ſelt Blätter, deren Echtheit nicht zu bezweifeln iſt. Zu ſeinen Nachahmern zählt man Reguer B kenburg und Malenaer. Sein Porträt, von ihm ſelbſt gemalt, findet ſich in verſchiedenen Sam lungen. Neuere Biographen nehmen noch einen Jan S. an, der zu Alkmaar gleiche Darſtellun malte, aber ſpäter lebte, und deſſen Werke mit denen des delftſchen Jan S. nicht zu vergleic ſind. Vgl. Van Weſtrheenen, «J. Steen, étude sur l'art en Hollande» (Haag 1856).

Steenwijk (Hendrik), der Aeltere, ein berühmter Perſpectivmaler aus der flandr. Sch geb. zu Steenwijk 1550, war ein Schüler ſeines in der Malerei, Perſpective und Baukunſt unterrichteten Vaters und Joh. Fredeman's, genannt de Vries. Er malte Architekturſtücke vornehmlich innere Anſichten goth. Kirchen mit vollkommener Kenntniß des Helldunkels. Se oft durch Fackel- oder Kerzenlicht beleuchteten Gemälde ſind fleißig, mit leichtem Pinſel a gearbeitet und oft durch Figuren von J. Breughel und andern berühmten Meiſtern geziert. den entſtandenen Kriegsunruhen ging er nach Frankfurt und ſtarb daſelbſt 1604. — Sein Sc und Schüler, Hendrik S., der Jüngere, geb. 1585, zeichnete ſich in gleichen Darſtellun aus und übertraf nicht ſelten ſeinen berühmten Vater. Seine Bilder, großentheils innere A ſichten von Kirchen und Paläſten, ſind im ganzen weniger dunkel gehalten. Durch ſeinen Fre Ant. van Dyck, zu deſſen Gemälden er ſehr oft die architektoniſchen und perſpectiviſchen Hint gründe malte, bewogen, ging er nach England, wo er, an den König empfohlen, ſein Gl machte. Er ſtarb aber jung, nur ſeine Witwe und Schülerin, die ſich in denſelben Darſtellun auszeichnete, kehrte nach Amſterdam zurück, wo ihre Gemälde geſucht und gut bezahlt wurd Die Gemälde der beiden Hendrik S. kommen nur ſelten vor, und ebenſo ſelten ſind ihre Zei nungen. Zu des Vaters Schülern gehören die Neefs, Vater und Sohn. — Nikolaus S. Breda, angeblich Hendrik S.'s, des Jüngern, Sohn, malte Stillleben und fall derſelbe f welcher gleichfalls für Karl I. von England, wie ſein Vater faſt ausſchließlich, malte. Bei Todesjahre ſind unbekannt.

Steeple Chase, d. i. Kirchthurmrennen, heißt in England eine eigene Art von Wettjagden, in welchen man irgendeinen in gewisser Entfernung befindlichen hervorragenden Gegenstand, wie z. B. einen Kirchthurm, zum Ziel nimmt und dann querfeldein auf denselben zureitet, indem man mit dem Pferde über Hecken und Zäune setzt und durch Bäche und Flüsse schwimmt. Daß bei den gewagten Sprüngen, die ein solches Verfahren nöthig macht, auch mancherlei Unfälle nicht ausbleiben, ist selbstverständlich. Nicht nur werden die Pferde zu Grunde gerichtet, sondern auch die Reiter erleiden oft Arm- oder Beinbrüche, und mancher kühne Sportsmann hat sogar das Leben dabei eingebüßt. In Deutschland sind die Steeple Chases in etwas abgeschwächter Form als Wettrennen mit Hindernissen bekannt.

Steffani (Agostino), einer der bedeutendsten Tonsetzer seiner Zeit, zugleich ein angesehener Staatsmann und Prälat, geb. 1655 zu Castelfranco im Venetianischen, wurde in München erzogen und durch den dortigen Kapellmeister Ercole Bernabei musikalisch gebildet. Schon früh componirte er kunstvolle Kirchenwerke und gesangreiche Opern, letztere namentlich für Hannover, wo er seit 1688 Kapellmeister war. Seine Hauptwerke sind aber Kammerduette zu ital. Texten, von welchen über hundert erhalten sind, in denen er die größte Kunst des Tonsatzes mit einer gesangreichen und tief ausdrucksvollen Melodie vereinigt hat. S. gehörte selbst zu den größten Sängern der damaligen Zeit und war bei seinem liebenswürdigen Charakter eine allverehrte einflußreiche Persönlichkeit im Reiche der Töne. Seine Kammerduette sind das höchste Muster ihrer Gattung. Sein Nachfolger im Kapellmeisteramt zu Hannover wurde Händel (s. d.), mit dem er innig befreundet war. Vom Kurfürsten von der Pfalz zum Geheimrath, vom Papst zum Bischof von Spiga ernannt, widmete er sich später öffentlich nur noch staatswissenschaftlichen und geistlichen Geschäften, ohne jedoch der Musik sich zu entfremden, und starb 1730 zu Frankfurt a. M. Die 1710 in London gestiftete berühmte Concertgesellschaft Academy of ancient music wählte ihn, in Rücksicht auf seine Verdienste und seine große musikalische Autorität, zu ihrem lebenslänglichen Präsidenten.

Steffens (Henrich), Philosoph, Naturforscher und Dichter, geb. 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, kam mit seinen Aeltern 1779 nach Helsingör, wo er die gelehrte Schule besuchte, 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen. Wegen stiller Religiosität und Neigung zum Theologen bestimmt, ergriff ihn jedoch eine durch Buffon angeregte Begeisterung für das Studium der Natur, die ihn nie wieder verließ. 1790 bezog er die Universität, und 1794 erhielt er ein Stipendium zu einer Reise nach Norwegen, wo er den Sommer 1794 in Bergen zubrachte. Im Herbst litt er auf einer Reise nach Deutschland in der Mündung der Elbe Schiffbruch, aus dem er nichts als sein Leben rettete. Den Winter von 1794—95 verlebte er in Hamburg, und 1796 ging er nach Kiel. Hier hielt er Vorlesungen über Naturgeschichte und gab zugleich Privatunterricht, sodaß sich seine äußere Lage besserte. Indeß fühlte er das Bedürfniß einer speculativen Begründung der Naturwissenschaft. Spinoza hatte ihn mit sich selbst entzweit, und er fand, was er suchte, in Jena, wohin er mit Unterstützung des Grafen Schimmelmann ging. Schelling's Schriften und persönlicher Umgang verföhnten ihn mit sich selbst. Jener erkor ihn 1800 zum Recensenten seiner naturphilos. Schriften, und so wurde er einer der begeistertsten Anhänger der damals aufblühenden Naturphilosophie. Nachdem er in Jena Adjunct der philos. Facultät geworden, wandte er sich über Berlin nach Freiberg, wo Werner sein Lehrer und Freund wurde. Er schrieb daselbst seine «Geognostisch-geol. Aufsätze» (Hamb. 1810), die er später in dem «Handbuch der Oryktognosie» (3 Bde., Halle 1811—19) weiter ausführte. Nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen 1802 erregte er durch seine Vorlesungen große Theilnahme, sah sich aber durch die Ungunst einiger bedeutender Personen in seiner Thätigkeit gehemmt. S. folgte deshalb 1804 einem Rufe zu einer Professur nach Halle, wo er die «Grundzüge der philos. Naturwissenschaft» (Berl. 1806) herausgab. 1807—9 verlebte S. bei seinen Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck und kehrte dann nach Halle zurück. Nicht ohne eigene Gefahr betheiligte er sich hier an den geheimen Unternehmungen der Patrioten in Hessen und Preußen. Im Herbst 1811 ging S. nach Breslau, wo er, als die Zeit der Befreiung erschien, mit dem lebendigsten Eifer in Wort und That in die Begeisterung des Volks einstimmte. Mit Flammenworten regte er die Studirenden an; auch trat er selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris. Hierauf kehrte er zu seinem akademischen Lehrberufe nach Breslau zurück, wo er ord. Professor der Physik und der philos. Naturlehre blieb, bis er 1831 einem Rufe nach Berlin folgte. Er starb daselbst 13. Febr. 1845.

Was die geistige Thätigkeit dieses reichbegabten Mannes anlangt, so läßt sich das Gesammtbild derselben durch die Hinweisung auf seine naturphilos. Bemühungen keineswegs ge-

nügend abschließen. Zwar ist in dieser Beziehung neben den schon genannten Werken besonders seine «Anthropologie» (2 Bde., Bresl. 1822) hervorzuheben, in welcher er sich mühte, das Dasein des Menschen im Zusammenhange mit dem Universum zu begreifen auch später hat er seine fortgesetzte Theilnahme an diesen Studien in den «Polemischen Bl zur Beförderung der speculativen Physik» (2 Hefte, Bresl. 1829—35) bethätigt. Auß aber hat S. mehrmals nicht nur auf das Wissen, sondern auch auf die Gesinnung des alters einzuwirken gesucht. Hierher gehört die Schrift «Ueber die Idee der Universitäten» 1809) sowie die «Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten» (Berl. 1835), mehr das Werk «Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden» (2 Bde., Berl. 1817), vor all «Caricaturen des Heiligsten» (2 Bde., Lpz. 1819—21). Seine Ansichten vom Turnwes wie seine Abneigung gegen die kirchliche Union, welche ihn eine Zeit lang veranlaßte, in B nicht nur für Gelehrte, sondern auch für die Bürgerklasse abgefonderte religiöse Versamml zu leiten, verwickelten ihn in mancherlei Streitigkeiten, über welche die Schrift «Von der fr Theologie und dem wahren Glauben» (Bresl. 1824; neue Aufl. 1831) Kunde gibt. religiöse Auffassung, welche er in der Schrift «Wie ich wieder Lutheraner wurde und wa das Lutherthum ist» (Berl. 1831) in Form einer persönlichen Confession darlegte, ist alle eine pietistische; aber sein Pietismus darf nicht mit jener gedankenscheuen Dumpfheit in Linie gestellt werden, die durch diesen Namen bezeichnet zu werden pflegt. S.'s Pietism vielmehr das Resultat eines innern Kampfes mit dem philos. Absolutismus der neuern Sy deren absolutem Erkenntnißprincipe er eine «absolute Hingebung» im Glauben an den p lichen Gott entgegenstellt. Mit diesen religiösen Zuständen und Erlebnissen in einer in Wechselwirkung stehen auch die poetischen Productionen, ein Novellencyklus, die S. seit veröffentlichte. Es erschien zuerst «Die Familien Walseth und Leith» (3 Bde., Bresl. 1 hierauf «Die vier Norweger» (6 Bde., Bresl. 1828) und «Malcolm» (2 Bde., Bresl. 1 gesammelt unter dem Titel «Novellen» (16 Bdchn., Bresl. 1837—38). Diesen Werken die höhere Einheit einer vollendeten Kunstform. Auch ersceint die Darlegung der eigenen dividualität als eine poetische Beschränkung, die dem Dichter höchstens erlaubt, seine Persönlichkeit gleichsam in mehrere von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte auslaufend dien zu vertheilen. Allein der Reichthum der Auffassung bestimmter Volkseigenthümlich und Geschichtsperioden, der tiefe und sichere Blick in die merkwürdigsten Phänomene, d heimsten Falten des geistigen und sittlichen Lebens, außerdem noch die in der Pracht der digsten Darstellung vor das Auge des Lesers tretende Phantastik des Nordens, die großart Naturschilderungen, endlich die Beimischung eines im Hintergrunde des bewegten Leben liegenden, tiefreligiösen Elements, dies alles bildet eine Vereinigung der seltensten Eigenscha Ein interessantes Fragment einer Autobiographie ist das «Fragment aus meinen Knabenjah welches einen Theil der Schrift «Wie ich wieder Lutheraner wurde» bildet. In seinen Lebensjahren beschäftigte sich S. mit einer ausführlichen Selbstbiographie: «Was ich erl (10 Bde., Bresl. 1840—45; 2. Aufl., 1844—46). Nach seinem Tode erschienen «S gelassene Schriften» mit einer Vorrede von Schelling (Berl. 1846).

Steier oder **Steyer**, officiell **Steyr**, Stadt im österr. Kronlande Oesterreich o Ens, früher Kreisstadt des Traunviertels, liegt in einem reizenden Thale an der Einmün der Steier in die Ens, ist Sitz eines Kreisgerichts und eines Bezirksamts und zählt 11000 E. Die Stadt hat eine schöne große Stadtpfarrkirche, 1447 im goth. Stile aufge mit einem von Schönlaub in München gearbeiteten neuen Votivaltar, ein ansehnliches Rat mit zierlichem Thurm und einen hübschen Stadtplatz mit Brunnen. Auf einem Felsen am sammenflusse der Steier und Ens liegt das schöne fürstl. Lamberg'sche Schloß. Von h Unterrichtsanstalten besteht zu S. eine Unterrealschule. S. ist einer der wichtigsten und rei Fabrikörter Oesterreichs, der Sitz der lebhaftesten Eisenindustrie, mit vier Großeisenhäm Rohrhämmern zur Verfertigung von Musketenläufen, einer Drahtzieherei, mehrern M schmieden, deren Rasir- und Taschenmesser den besten Ruf haben, mehrern Feilenhauern, G ken für Ahlen, Angelhaken, Maultrommeln (deren das nahe Dorf Mollen jährlich 10 liefert), Sensen, Nadel- und Blechwaaren, Küchengeräthe, sowie drei Papiermühlen, Kattundruckerei, Zeugfabriken u. s. w. Die Eisenwaaren, durch Güte und Wohlfeilheit a zeichnet, werden bis nach Rußland und nach der Levante ausgeführt. Die 1850 aufg kaiserl. Gewehrfabrik ist durch das großartige Etablissement der Familie Werndl ersetzt wo S. war ehemals die Hauptstadt der Grafschaft S. oder Styre und gehörte früher zu S mark (s. d.), bis der Herzog Ottokar VI. sein Herzogthum 1192 dem Herzog Leopold

Oeſterreich überließ, der die Grafſchaft zum Lande ob der Ens ſchlug. Sie iſt der Geburtsort Blumauer's und hiſtoriſch merkwürdig durch den Tod des Herzogs Johann Friedrich II. von Sachſen (9. Mai 1595) und den hier 25. Dec. 1800 abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Frankreich.

Steiermark oder Steyermark, ein zu den deutſchen Ländern Oeſterreichs gehöriges Herzogthum, grenzt im Norden an Oeſterreich ob und unter der Ens, im Oſten an Ungarn und Kroatien, im Süden an Krain, im Weſten an Kärnten und Salzburg und hat einen Flächenraum von 407,8 Q.-M. Zum Bereich der Oſtalpen gehörig, iſt daſſelbe ein ziemlich hohes Gebirgsland und zeichnet ſich durch einen ſeltenen Reichthum höchſt maleriſcher Landſchaften und erhabener Naturſcenen, Mineralſchätze und große Fülle und Ueppigkeit der Vegetation aus. Geographiſch wird das Land in Ober- oder Nord-, Mittel- und Unter- oder Südſteiermark eingetheilt. Alle drei Reihen oder Ketten der Noriſchen Alpen durchziehen daſſelbe. Den mittlern Theil von Oberſteiermark durchſchneidet als Scheidewand zwiſchen der Mur und Ens die Central- oder Hauptkette. In dieſer Kette, die mit den Radſtädter Tauern aus Salzburg herübertritt und in nordöſtl. Richtung läuft, liegen der Hochgolling (8800 par. F.), das Schöneck, der Plachkogel, die Eiskarſpitze, die Rottenmanner Tauern (5500 F.) mit dem Böſenſtein (7500 F.) und die Höllenthaler Alpen; dann (indem ſie zwiſchen Eiſenerz und Prebühel hindurchzieht) der berühmte (4700 F. hohe) Erzberg, die ſchroffe Griesmauer, der (über 7000 F. hohe) Hochſchwab, die Hochalpe mit der Zeller Staritze, die Veitſcher Alpe (über 6000 F.) mit dem Wildkamm oder Predigerſtuhl, die Wildalpe, die Schneealpe mit dem Windberge (5900 F.), die Raxalpe mit der Heukuppe (6156 F.). Die wahre Tauernkette ſchließt ſich in dieſem mittlern Hauptzuge zwiſchen den Quellen der Ingering und Palta mit den Seckauer Alpen und den Rottenmanner Tauern, und die Fortſetzung der Tauern nennt man gewöhnlich die Steiriſchen Alpen. Die nördl. Kette der Noriſchen Alpen durchzieht in verſchiedenen Gruppen den nordweſtl. Theil des Landes an der linken Seite der Ens, bis ſie ſich in Niederöſterreich am Göller an die Hauptkette anſchließt. Sie beginnt mit der koloſſalen Dachſteingruppe (bis 9300 F.), dem Grenzgebirge gegen Oberöſterreich und Salzburg. In derſelben Kette liegen weiter öſtlich der hohe Gejadſtein mit dem Todten Gebirge, der Krippenſtein, Sarſtein, die Pötſchenhöhe, der Sandling, der Grimming (7212 F.), der Scheibelſtein (6620 F.) u. a. Die ſüdl. Kette der Noriſchen Alpen hängt zwiſchen der Mur und Möll mit der hohen Tauernkette zuſammen. Hier liegen die Stangalpe mit dem Eiſenhut (7490 F.), die Murauer, Kuh-, Judenburger oder Seethaler Alpen, die Stub- und Kleinalpen. Die Kette wird dann von der Mur durchbrochen und verlängert ſich an deren öſtl. Seite bis zu dem Semmering (ſ. d.) und dem Wechſelberge an der öſterr. Grenze und bis nach Ungarn. Zu ihren Seitengliedern rechnet man die Schwamberger- und Koralpen, den Speickkogel (6087 F.), Platſch, Posruck u. ſ. w. Auch die Karniſchen Alpen überziehen noch die ſüdliche S. zwiſchen der Drau und Save und bilden dort die Sulzbacher Gebirge, welche man die Unterſteiriſche Schweiz genannt hat. Im Hauptzug erhebt ſich hier das Bachergebirge mit Welka Kappa oder der Großen Kuppe (4736 F.); an der krainiſchen Grenze ſtehen die Rinka (7866 F.) und die Oſtrizza (7203 F.). Ein großer Theil des Landes, zumal im Südoſten, wird hügelig und flach, und insbeſondere ſind die zwiſchen der Mur und Drau liegenden Windiſchen Bühel vorzugsweiſe ſchön und fruchtbar. Eigentliche Ebenen in größerm Umfange hat S. nicht; neun Zehntel des Landes ſind uneben. Dagegen hat es viele herrliche Thäler, darunter das lange, wechſelvolle Murthal, das ſchöne Ensthal, das freundliche Mürzthal, das Salzathal, den Weichſelboden, das Raabthal, das Sannthal u. a. S. wird von vier Hauptflüſſen bewäſſert. Die Mur tritt aus Salzburg bei Prödlitz in das Land und geht bei Maut unterhalb Radkersburg nach Ungarn; ſie nimmt die aus dem Mürzthal kommende Mürz auf. Die Drau oder Drave kommt bei Unterdrauburg aus Kärnten, durchſchneidet das Land von Weſten gegen Oſten und bildet bei ihrem Austritt die Grenze zwiſchen Ungarn und Kroatien. Die Save oder Sau entſpringt in Krain, ſcheidet dieſes Kronland von S., nimmt hier die Sann und Sotla auf und ſtrömt nach Kroatien. Die Ens im nördl. Theile kommt bei dem Mandlingpaſſe aus Salzburg und verläßt das Land unterhalb Altenmarkt, verſtärkt durch die Salza. Die Traun entſteht im Nordweſten aus mehrern Bächen und tritt bald nach Oberöſterreich über; die an der Heubodenhöhe entſpringende Raab, mit der Lafnitz und deren Beiflüſſen Safen und Feiſtritz, verläßt gleichfalls das Land bald und geht nach Ungarn. Große Seen hat S. nicht, wol aber viele kleine, durch die Schönheit ihrer Lage ausgezeichnete Alpenſeen, namentlich den Grundelſee bei Auſſee, den Töplitz-, den Kammer-, den Altauſſeer-, den Leopoldſteinerſee u. a. S. zählt über 60 Mineralquellen, die Mehrzahl darunter Sauerbrunnen. Am renommirteſten

sind die Säuerlinge in Gleichenberg und Rohitsch, die Thermen von Töplitz-Neuhaus und Tüffer, das Dobelbad bei Gratz u. s. w. Das Klima ist nach Höhe und Stellung der Gebirge verschieden, im Norden ziemlich rauh, im Süden mild. In Admont beträgt die mittlere Jahrestemperatur 4,75, in Aussee 5,02, in Gratz 7,19, in Marburg 9,67° R.

S. hat nach der Volkszählung vom 31. Oct. 1857 eine Bevölkerung von 1,056773, nach einer officiellen Berechnung für 31. Dec. 1864 dagegen von 1,087508 Seelen; doch ist in diesen Ziffern das Militär nicht eingerechnet. Das Land ist somit schwach bevölkert; auf 1 Q.-M. leben nur 2668 Menschen. Nach der Berechnung von 1864 gibt es 531201 männliche und 556307 weibliche Individuen. Die Bevölkerung ist zum größten Theile deutscher Abstammung, nur etwa 36 Proc. sind Slowenen (Winden), also Slawen, und diese nehmen hauptsächlich das südl. Gebiet an der Drau und Sabe ein. Die herrschende Kirche ist die katholische. Dieselbe hat im Lande die beiden Bisthümer Seckau (mit dem Sitze des Bischofs in Gratz) und Lavant (mit dem Sitze des Bischofs in Marburg), ferner (1865) 453 Pfarreien, 132 Localkaplaneien, 1174 Säculargeistliche, 38 Klöster mit 478 Mönchen und 363 Nonnen. Zur evang. und zwar größtentheils luth. Kirche bekennen sich ungefähr 7000 E. Die Zahl der Juden ist höchst unbedeutend. An Wohnorten zählt man 20 Städte, 96 Marktflecken und 3420 Dörfer. Die Hauptstadt des Landes ist Gratz (s. d.).

Ungeachtet seiner Gebirgsnatur gilt S. für eins der am besten angebauten Länder der österr. Monarchie. Die gesammte productive Bodenfläche umfaßt 367,1 Q.-M. Hiervon entfallen 20,3 Proc. auf Aecker, 14,2 Proc. auf Wiesen, Gärten und Weinland, 16,6 Proc. auf Weiden und 48,9 Proc. auf Waldungen. Man baut viel Mais und Hafer, dann Roggen, Weizen, Gerste, Kartoffeln und Heidekorn, von Handelsgewächsen Hanf (besonders bei Radkersburg), Hopfen und viel Karden. Ein wichtiger Culturzweig ist der Weinbau, der in der Gegend von Luttenberg, Radkersburg und Pettau die vorzüglichsten Sorten liefert. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist der Obstbau, sowol was den Handel mit Obst wie die Ciderbereitung betrifft. Kastanien gewinnt man in Südsteiermark in Menge. Auch die Forstcultur ist sehr ansehnlich. Eine Haupterwerbsquelle, besonders für Obersteiermark, ist die Hornviehzucht, die mit einer lebhaften Alpenwirthschaft verbunden. Die Zählung vom 31. Oct. 1857 ergab für das ganze Land 62290 Pferde, 576105 Stück Rindvieh, über 300000 Schafe, 545901 Schweine und 33589 Ziegen. Die Bienenzucht ist in Zunahme, die Geflügelzucht vorzüglich in der untern S. von großer Bedeutung. Die steirischen Kapaune sind weit und breit berühmt. Die Jagd ist auf Rothwild und Gemsen, die Fischerei auf Forellen und Salmlinge sehr ergiebig. S. besitzt einen Reichthum an Mineralien; die wichtigsten Producte des Bergbaues sind aber Eisen, Kohlen und Salz. Die Güte des steirischen Roheisens war schon im Alterthum bekannt. Die reichsten und ältesten Eisensteingänge befinden sich am Erzberge zwischen Vordernberg und Eisenerz, und es sollen die seit dem vorigen Jahrhundert hier betriebenen Aufschlußbauten Vorräthe von mehr als 1500 Mill. Ctr. Schmelzgut nachweisen. Auch der steirische Kohlenbergbau ist einer der ältesten im österr. Kaiserthum. S. producirte 1865 1,301385 Zollctr. Roheisen, 10,301672 Zollctr. Stein- und Braunkohlen, 215949 Zollctr. Salz (meist Sudsalz, aus der Saline zu Aussee), 364 Zollctr. Rohkupfer, 63½ Zollctr. Nickel, 3877 Zollctr. Alaun, 6832 Zollctr. Graphit und 2800 Zollctr. Chromerz. Die weniger Gold-, Silber- und Bleiminen werden gegenwärtig nicht benutzt. Außerdem gewinnt man Torf, Farben- und Walkererde, schöne Marmorarten, viele Mühl-, Bau- und Schleifsteine. Die gewerbliche Industrie hat in Obersteiermark ihren Hauptsitz und beschäftigt sich vorzugsweise mit der Verarbeitung von Eisen, insbesondere in den Gebirgsthälern der obern Mur bis in die Nähe von Gratz. Stabeisen, Schienen, Eisenblech und Eisendraht werden in großer Vollkommenheit erzeugt, und der steirische Stahl, von welchem (1863) 133000 Zollctr. producirt wurden, erfreut sich im Welthandel eines großen Rufs. Einen hohen Aufschwung hat ferner die Verfertigung mannichfaltiger Eisen- und Stahlwaaren genommen. Ueberdies sind hervorzuheben: die Fabrikation von Glas und Papier, von Tabak und Cigarren (in Fürstenfeld), die Erzeugung von Schaumwein (in Gratz), von Liqueur, Branntwein und Bier, die Leinweberei, die aber mehr als Nebenbeschäftigung bei der Landwirthschaft denn als eigentlicher Gewerbszweig betrieben wird, u. s. w. Mit Obst, Wein, Schnitt- und Bauholz, Hornvieh, Eisen und Stahl und Waaren daraus, mit Braunkohlen, Papier und einigen andern Erzeugnissen unterhält S. einen lebhaften Ausfuhrhandel, dessen Gewinn durch einen wichtigen, durch die österr. Südbahn (die in ihrer Hauptlinie von Wien über Gratz nach Triest führt) wesentlich geförderten Durchgangshandel vermehrt wird. Die Landstraßen befinden sich in gutem Zustande. Als Anstalten für Handel und Creditwesen bestehen eine Filiale der österr. National-

bank in Gratz, die steiermärk. Escomptebank daselbst, mehrere gewerbliche Aushülfskassenvereine, viele Sparkassen, von denen jene in Gratz eine Hypothekenbank (Pfandbriefanstalt) besitzt.

Für die geistige Cultur sorgen die Universität, die Technische Hochschule am Joanneum, die Akademie für Handel und Industrie und die Zeichenakademie, alle in Gratz, 2 theol. Diöcesanlehranstalten, die Bergakademie in Leoben, 3 Gymnasien, 1 Oberrealschule, 1 Realgymnasium, 1 Cadetteninstitut und 1 Landesackerbauschule in Marburg, 5 andere land- und forstwirthschaftliche Schulen sowie 725 Volksschulen (im J. 1864, darunter 5 mit Unterrealschulen) mit 96614 schulbesuchenden Kindern (gegenüber 104532 schulpflichtigen). Außerdem bestehen: das landschaftliche Joanneum in Gratz mit vortrefflichen Sammlungen, ein histor., ein geognostisch-montanistischer, ein naturwissenschaftlicher und ein juridischer Verein, eine Landwirthschaftsgesellschaft, ein Gartenbau-, ein Seidenbau- und ein Forstverein, ein Verein zur Beförderung und Ermunterung der Industrie, alle in Gratz, zwei Musik- und viele Gesangvereine.

Die Landesverfassung beruht auf der Landesordnung und Landtagswahlordnung vom 26. Febr. 1861. Der steiermärk. Landtag, der vom Kaiser jährlich in Gratz zusammenberufen wird, ist zusammengesetzt aus den beiden Fürstbischöfen von Seckau und Lavant, dem Rector der gratzer Universität und aus 60 auf sechs Jahre gewählten Abgeordneten, nämlich 12 vom großen Grundbesitz, 19 von den Städten und Märkten, 6 von den Handels- und Gewerbekammern zu Gratz und Leoben und 23 von den Landgemeinden. Der Vorsitzende (Landeshauptmann) wird vom Kaiser ernannt. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet der steiermärk. Landtag 13 Mitglieder. Die obere Leitung der innern Verwaltung des Landes ist der Statthalterei in Gratz, als der polit. Landesstelle, überwiesen, von der (nach Aufhebung der frühern Kreise) die Bezirksämter in den 64 Bezirken, in welche das Land für die Administration eingetheilt wird, unmittelbar dependiren. In diesen Bezirken bestehen aber auch Bezirksvertretungen, welche aus Repräsentanten des großen Grundbesitzes, der Höchstbesteuerten der Industrie und des Handels, der Städte und Märkte und der Landesgemeinden gebildet sind und in allen die gemeinsamen Interessen des Bezirks und seiner Angehörigen betreffenden Angelegenheiten als berathende und beschließende Organe fungiren (Gesetz vom 14. Juni 1866). Nur die Landeshauptstadt Gratz ist vom Bezirksverbande ausgenommen. Ihr Magistrat besitzt, gleich den Gemeindevorstehungen von Marburg und Cilli, den Wirkungskreis eines polit. Bezirksamts und ressortirt unmittelbar von der Landesstelle. Alle andern Gemeindevorstände hinwieder unterstehen, hinsichtlich der ihnen vom Staate übertragenen Geschäfte, den Bezirksämtern. Die Gemeindeverfassung des Landes ist durch die Gemeindeordnung vom 2. Mai 1864 auf eine höchst freisinnige Weise neu geregelt worden. Für die staatliche Finanzverwaltung ist die Finanzlandesdirection in Gratz bestellt, welcher 3 Steuercommissionen (mit 63 Steuerämtern), 1 Steueradministration (in Gratz) und 3 Finanzbezirksdirectionen untergeordnet sind. Die Rechtspflege wird in letzter Instanz von dem obersten Gerichtshofe in Wien, in zweiter Instanz von dem Oberlandesgerichte in Gratz und in erster Instanz von dem Landesgerichte daselbst, von 2 Kreisgerichten, 7 Bezirksgerichten und 59 (gemischten) Bezirksämtern ausgeübt. In militärischer Hinsicht gehört S. zu dem Gebiete des Generalcommandos in Gratz, welches außer S. auch Kärnten, Krain, Görz und Gradisca, Istrien, Triest, Tirol und Vorarlberg umfaßt. Zur kaiserl. Armee stellt S., außer den Specialwaffen, 2 Linien-Infanterieregimenter, 4 Jägerbataillone und (mit Kärnten, Krain und dem Küstenlande) 2 Dragonerregimenter, in welche seit 1. Oct. 1867 die frühern Kürassierregimenter (wie dies in der ganzen österr. Monarchie der Fall war) umgewandelt wurden. Das Landeswappen zeigt einen gehörnten, silbernen Panther im grünen Felde. Vgl. Göth, «Das Herzogthum S.» (3 Bde., Wien und Gratz 1840—43); Kohl, «Reise in S. und dem bair. Hochlande» (2. Ausg., Lpz. 1853).

Unter der Herrschaft der Römer gehörte der östl. Theil von S. zu Pannonien, der westliche dagegen zu Noricum. Schon damals war das von den celt. Tauriskern bewohnte Land seines Eisens und Stahls wegen berühmt und auch seiner Viehzucht halber bekannt. Später erblühte im obern Theile desselben auch städtischer Gewerbsfleiß, besonders in Celeja (Cilli), Petovio (Pettau) und andern Orten. Selbst das Christenthum fand zeitig Eingang in diesen Gegenden. Bei der Völkerwanderung besetzten Westgothen, Hunnen, Ostgothen, Rugier, Heruler, Longobarden, Franken und Avaren nacheinander das Land oder durchzogen es wenigstens. Im untern Lande setzten sich im 6. Jahrh. Slawen (Winden, weshalb die Gegend früher die Windische Mark hieß) fest, die nach Besiegung der das obere Land besetzt haltenden Avaren auch dort sich niederließen, das Reich Carantania gründeten (s. Kärnten) und erst spät durch die Deutschen verdrängt wurden. Karl d. Gr. vertheilte das eroberte Land unter mehrere Grafen. Unter

seinen Nachfolgern hatte daſſelbe viel zu leiden, theils durch die Zwiſte der Provinzvorſteher untereinander, theils durch die Einfälle der Bulgaren ſowie auch durch die Grauſamkeit der Weſtmährer und durch die Verheerung der Magyaren, von deren drückendem Joche das Land erſt infolge des Siegs Kaiſer Otto's I. auf dem Lechfelde (ſ. d.) 955 befreit wurde. Nach Karl's d. Gr. Zeit wurden mehrere Grenz- oder Markgrafen über das Land geſetzt. Den beträchtlichſten Theil gegen Weſten und Norden hatten die Markgrafen von Carantanien, den am linken Ennsufer gelegenen Landſtrich die Herzoge von Baiern inne; das Land jenſeit der Donau ſtand unter dem Markgrafen von Unterpannonien und die am linken Donauufer befindliche Gegend unter dem von Oberpannonien. Unter den Großen des Landes machten ſich bald die Grafen von Trungan (d. i. Traungau) oder, wie ſie ſich nach der Burg nannten, die dem Lande ſowie der Stadt Steier (ſ. d.) den Namen gegeben, von Styre am bemerklichſten. Ottokar IV., Markgraf von Styre, um 1056, hatte ſeinen Sohn Leopold zum Nachfolger, der ſeine bis dahin im Lande zerſtreut gelegenen Beſitzungen in ein Ganzes verband. Ihm folgte ſein Sohn Leopold 1122. Graf Ottokar VI. erhielt 1180 die herzogl. Würde. Da er ohne männliche Erben blieb, ſo errichtete er 1186 mit dem Herzoge Leopold V. von Oeſterreich einen Erbvertrag, zufolge deſſen letzterer als Leopold II., aus dem Geſchlechte der Babenberger, nach Ottokar's Tode 1192 das Herzogthum S. mit ſeinen Ländern vereinigte, wodurch das Land einen gefährlichen Nachbar verlor und ſeine Grenzen mehr gedeckt ſah. Als Leopold's II. Sohn, Friedrich der Streitbare, das Land mit Willkür behandelte, führten die Steiermärker Klage bei Kaiſer Friedrich II. und erhielten von dieſem ihre in Ottokar's Teſtament enthaltenen Freiheiten von neuem beſtätigt. Dieſer Freiheitsbrief und Herzog Ottokar's Teſtament gaben der ſteiermärk. Landhandfeſte ihr Entſtehen. Nach dem Tode des letzten Babenbergers, Friedrich's des Streitbaren, 1246, brach über den Beſitz des Landes vielfacher Streit aus, bis der Adel den Böhmenkönig Ottokar II. Przemyſl 1253 zum Herzoge von S. berief. Doch auch Ottokar brachte ſich bald durch Tyrannei um die Liebe der Steiermärker. Nach ſeinem Falle 1278 belehnte Kaiſer Rudolf von Habsburg ſeinen älteſten Sohn, Albrecht I., als Statthalter mit S., der dann 1282 erblicher Landesherr wurde. Seitdem blieb das Herzogthum im Beſitze des Hauſes Habsburg. Bei der nach Albrecht's II. Tode zwiſchen deſſen Söhnen, Albrecht III. und Leopold IV., vorgenommenen Theilung verlor das Land 1379 die große Landſtrecke an den Flüſſen Traun, Steier und der untern Ens für immer und erhielt nun die noch gegenwärtig gegen das Land ob der Ens beſtehende Grenze. Noch befanden ſich unter der Oberhoheit der Herzoge eigene Landesherren in S., die gefürſteten Grafen von Cilli, deren ausgedehnte Beſitzungen ſich nach Kärnten, Krain und Kroatien erſtreckten. 1457 ſtarben dieſelben aus, und Friedrich IV. (III.) vereinigte, frühern Verträgen gemäß, jetzt die Cilli'ſchen Beſitzungen mit S. Viel litt S. in dem folgenden Zeitraume durch die wiederholten Einfälle der Türken und Magyaren, ferner während der durch Friedrich's IV. Geiz hervorgerufenen Empörung des um das Land und ſeinen Fürſten hochverdienten Edeln Andr. Baumkircher, der ſein Vertrauen in Friedrich's IV. ſicheres Geleite 1471 mit dem Tode büßen mußte. Unter Ferdinand I., dem der ältere Bruder Kaiſer Karl V. das Herzogthum S. und andere Provinzen überlaſſen hatte, wurde faſt zu gleicher Zeit der Norden des Landes durch die blutigen Greuel des Bauernaufſtandes (1525) und der Südoſten durch die Verheerungen der Osmanen (1528—32) ſchwer heimgeſucht. Noch ſchwerer aber laſteten auf dem Lande Intoleranz und religiöſe Verfolgungsſucht, deren ſich Ferdinand's Nachfolger ſchuldig machten. Die Lehrſätze der deutſchen Reformatoren hatten nämlich ſchon um 1530 in der ſteiermärk. Bevölkerung große Verbreitung erlangt, ſodaß das Land auf dem Reichstage zu Augsburg 1547 freie Religionsübung beanſpruchte, die aber erſt 1575 und 1578 dem Herzoge Karl II., dem jüngſten Sohne Kaiſer Ferdinand's I., welchem bei der Ländertheilung 1564 Inneröſterreich zutheil geworden war, abgenöthigt werden konnte. Bereits hatte der größte Theil des Adels, die Hälfte des Bürgerſtandes und eine große Anzahl Bauern die neue Lehre angenommen. Um das weitere Umſichgreifen des Proteſtantismus zu verhindern, rief der Herzog Karl 1570 die Jeſuiten zu Hülfe und ſtiftete 1573 die hohe Schule zu Gratz. Auf das Anſinnen ſeiner Gemahlin, Maria von Baiern, ergriff er endlich auch beſchränkende Maßregeln, welche ſein im Geiſte der ſtrenggläubigen Mutter erzogener Sohn Ferdinand dermaßen verſchärfte, daß ganz S. 100 J. nach dem erſten Auftreten der Reformation im Lande mit Gewalt der kath. Kirche wiedergewonnen war. Ferdinand erklärte den Freiheitsbrief ſeines Vaters, Karl's II., für aufgehoben und befahl den Ständen, ihre prot. Lehrer und Prediger an den verſchiedenen Kirchen und Schulen binnen 14 Tagen zu entlaſſen. Am 28. Sept. 1598 erging an die letztern ſelbſt der gemeſſene Befehl, noch an demſelben Tage bei ſcheinender Sonne Gratz,

binnen acht Tagen aber die sämmtlichen Erblande, bei Verlust des Leibes und Lebens, zu räumen. Eine kath. Gegenreformationscommission ward hierauf eingesetzt, welche 40000 Bände prot. Bücher in Asche verwandelte und allen prot. Bürgern befahl, entweder zur kath. Religion überzutreten oder ihre Habe zu verkaufen und nach Abzug des Zehntels vom Gelde gleichfalls das Land zu verlassen. Viele schworen ihr Bekenntniß ab; 30000 andere aus den reichsten und angesehensten Familien verließen den heimischen Boden. Noch andere verbargen ihre Ueberzeugungen und vererbten dieselben dritthalb Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht im stillen fort, bis endlich das Toleranzedict Joseph's II. ihnen wieder die Erlaubniß ertheilte, den Glauben ihres Herzens auch mit dem Munde zu bekennen. Durch jene Maßregeln war die Hauptkraft der Stände gebrochen, der Wohlstand des Landes geknickt und die Geistesbildung im Lande dem Interesse des Jesuitenordens zum Opfer gebracht. Von dieser Zeit an zeigte die Geschichte des Landes fast nur den Wechsel von Bauernaufständen, Türkeneinfällen, Plünderungen durch ungar. Rebellen oder Räuberbanden und das traurige Schauspiel hingerichteter Staatsverbrecher, z. B. des Grafen Erasmus von Tettenbach 1671. Vgl. Muchar, Geschichte des Herzogthums S.» (7 Bde., Gratz 1844 fg.); Gebler, «Geschichte des Herzogthums S.» (Gratz 1862); «Beiträge zur Kunde steiermärk. Geschichtsquellen» (herausg. vom Historischen Verein, Gratz 1864 fg.).

Steigentesch (Aug., Freiherr von), deutscher Lustspieldichter, wurde 12. Jan. 1774 zu Hildesheim geboren. Sein Großvater war ein beliebter Komiker am wiener Hoftheater, sein Vater kurmainzischer Cabinetsminister und Directorialgesandter am Reichstage zu Regensburg. S. trat schon in seinem 15. J. in österr. Kriegsdienste, wo er schnell die ersten Dienstgrade durchlief. Nach den Feldzügen von 1805 und 1809 verließ er den Dienst und übernahm 1809 eine Sendung nach Königsberg. 1813 war er Generaladjutant des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. 1814 erhielt er eine Sendung nach Norwegen, um vereint mit den Abgeordneten der vier Großmächte dieses Reich dem Könige von Schweden zu übergeben, und 1815 den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba wurde er nach der Schweiz gesendet, um die Cantone zu dem erneuten Kampfe aufzufordern. Nachher folgte er dem Kaiser Alexander nach Petersburg. Bei seiner Rückkehr nach Wien wurde er zum Wirkl. Geheimrath und 1824 zum Gesandten am sardin. Hofe ernannt, welchen letztern Posten er aber nicht antrat. Er starb 30. Dec. 1826. Als Schriftsteller und Dichter erwarb sich S. einen geachteten Namen. Seine Schriften zeichnen sich durch Reinheit und Eleganz der Sprache aus. In seinen Gedichten erhob er sich zu einer edeln Begeisterung, indem er eine höhere Ansicht des Lebens festhielt. In seinen zahlreichen Lustspielen hat er die kleinen Schwächen und Thorheiten des Lebens, besonders in dem Kreise der kleinern Gesellschaft, mit überraschender Wahrheit geschildert. Seine Bildung war eine französische, was in seinen theilweise etwas frivolen Romanen hervortritt. Doch kannte er die Alten, auch war er vertraut mit der philos. und poetischen Literatur der Deutschen. Seine «Gesammelten Schriften» gab er selbst heraus (6 Bde., Darmst. 1819—20).

Steiger nennt man im Bergwesen die etwa den Polirern beim Maurer- und Zimmerhandwerke entsprechenden Aufseher der Bergleute. Sie gehen stets aus der praktischen Schule hervor, theilen sich in Ober- und Untersteiger, und ihre Zahl richtet sich nach der Größe der Grube und der Arbeiterzahl. Die S. arbeiten zum Theil ebenfalls nach Schichten oder im Gedinge (Accord) wie die Bergleute.

Steigerwald heißt ein ziemlich isolirtes, nur 1200 F., in den höchsten Punkten etwa 1500 F. hohes Waldgebirge Deutschlands in dem westlich von Bamberg befindlichen Mainwinkel zwischen Eltmann und Kitzingen, im bair. Kreise Unterfranken und auf der Grenze von Mittel- und Oberfranken. Es fällt westwärts mit schroffem Abhange ab in die 2—3 M. breite Mainebene des Geroldshofer Gaues, dagegen sehr allmählich ostwärts, in welcher Richtung die Rauhe-, Mittel- und Reiche-Ebrach zur Regnitz hinabfließen. Der Holzwuchs ist ausgezeichnet nicht nur in den Thälern und an den Abhängen, sondern auch auf dem Bergrücken. Man findet mehr Laub- als Nadelholz; besonders gedeiht die Eiche, Rothbuche, Espe und Linde. In den östl. Bezirken herrschen Tannen und Fichten vor, und zahlreiche Wachholderbeerstauden liefern den «Wachholderbeerbrei» (eine Latwerge). Die betriebsamen und muntern Steigerwälder beschäftigen sich, außer dem wenigen Feldbau, etwas Viehzucht und Viehhandel, vornehmlich mit Holzfällen, Kohlenbrennen, Theerschwelen, Holzhandel und Verfertigung von Holzwaaren. Das Klima des S. ist bei weitem nicht so rauh als im Spessart und auf der Rhön, auch der Boden nicht ohne Fruchtbarkeit. Insbesondere zeichnet sich der von der Rauhen Ebrach durchflossene wiesenreiche Pröls dorfer Grund aus, in dem alle Getreidearten, Futter, Flachs und Hopfen ge-

baut werden. An den untern Abhängen des Westrandes wird sogar viel und guter Wein gewonnen. Die ungemein vielen Burgruinen des Gebirgs erhöhen den landschaftlichen Reiz und beweisen, daß früher hier ein zahlreicher Adel angesessen war. Einer der interessantesten Orte des S. ist der Marktflecken Ebrach oder Kloster-Ebrach im oberfränk. Verwaltungsbezirk und 4 M. westlich von Bamberg, $2\frac{1}{2}$ M. oberhalb des Marktfleckens Burg-Ebrach, in dem romantisch heimlichen Ebrachthal (der Mittel-Ebrach). Der Ort hat 1029 E. und ein Zucht- und Arbeitshaus in den umfangreichen und imposanten Gebäuden der ehemaligen Cistercienserabtei, die 1126 gestiftet war und große Einkünfte hatte. Ihre noch bestehende Kirche, 1200—1285 im goth.-byzant. Stil prachtvoll erbaut, ist 265 F. lang, 73 F. breit und 80 F. hoch. Sie hat drei Orgeln, eine merkwürdige Fensterrose über dem Portal, mehrere ausgezeichnete Gemälde, viele Denkmäler der Hohenstaufen und der Aebte des Klosters in Marmor und Alabaster. Auch wurden in ihr die Herzen der Bischöfe von Würzburg beigesetzt.

Stein nennt man allgemein jedes feste und harte Fossil. Ein wissenschaftlicher Ausdruck der Mineralogie ist jedoch das Wort nicht, denn es werden sowol die sichtlich nicht gemengten, also scheinbar einfachen Fossilien, als auch die sichtlich gemengten und dennoch zusammengesetzten (Gesteinarten) damit bezeichnet. Die Hüttenleute verstehen dagegen unter S. ein besonderes, von den Schlacken getrenntes Schmelzproduct der Erze, welches vorherrschend aus Schwefelmetallen, Kieselerde und einigen andern Erden besteht.

Stein, ein Gewicht im nördl. Europa, welches vorzüglich für Wolle, Flachs, Hanf und Federn gebräuchlich ist, bisweilen für Flachs schwerer (und dann gewöhnlich doppelt so groß) als für Wolle und Federn, sodaß man dann einen schweren und einen leichten S. unterscheidet. In Preußen, Sachsen, Oesterreich, Baiern ist der S. ein Fünftel des Centners, in Baden ein Zehntel, in England (stone) ein Achtel, in Polen (kamień) ein Viertel des Centners u. s. w. In Holland hat der S. (steen) 3 neue Pfund oder Kilogrammen; der alte ausserdauer S. war ein doppelter, zu 6 und zu 8 alten Pfund. In Schweden hat der S. 32 Pfund; in Hamburg, Altona, Lübeck, Bremen, Oldenburg und Mecklenburg für Flachs 20, für Wolle und Federn 10 Pfund. In Belgien verkauft man den Flachs noch immer nach dem alten S., obgleich gesetzlich nur das franz. Gewicht gilt.

Stein (calculus, lithos, concrementum) nennt man in den Körperhöhlen vorkommende, lose, nicht mit dem Körper verwachsene Gebilde von steinartiger Härte. Die Bildung dieser S. kommt meist so zu Stande, daß sich gewisse mineralische oder organische Bestandtheile aus den Körperflüssigkeiten niederschlagen und, wie bei der Krystallbildung außerhalb des Körpers, auf einem oder mehrern festen Punkten anhäufen. Die Bildung dieser Niederschläge geschieht entweder, wenn die Bedingungen, unter denen sich die sich abscheidenden Stoffe in Lösung befanden, zu bestehen aufhören, oder dadurch, daß durch Hinzutritt neuer Umstände die gelösten Stoffe zur Abscheidung veranlaßt werden. Wenn z. B. eine Flüssigkeit so concentrirt wird, daß es an Flüssigkeit (Wasser) fehlt, um die in der Flüssigkeit gelösten Substanzen in Lösung zu erhalten, so muß sich nothwendig ein Theil dieser Substanzen absetzen. Gelangt ferner in eine Körperflüssigkeit eine Substanz, welche mit einem der vorhandenen Bestandtheile eine unlösliche Verbindung eingeht, so erfolgt gleichfalls ein Niederschlag. Die wichtigsten dieser Concremente sind die, welche in den Harnwegen (Harnsteine), in der Gallenblase (Gallensteine) und (bei den Grasfressern) im Darmkanal (Darmsteine) vorkommen; doch finden sich Concremente auch anderwärts, z. B. in den Speichelgängen (Speichelsteine). Als eine besondere Art von S. müssen die bezeichnet werden, die dadurch zu Stande kommen, daß sich in bereits vorhandenen organisirten Gebilden unlösliche Salze ablagern, wobei zugleich die organischen Stoffe aufgesaugt werden können. Dahin gehört z. B. die Steinfrucht (lithopaedion), die in angegebener Weise veränderte Leibesfrucht, welche sich außerhalb der Gebärmutter (in der Bauchhöhle) entwickelt hat, aber nicht geboren werden konnte, die Venensteine u. s. w. Als S. schlechthin werden die Harnsteine (calculi urinarii, urolithi) bezeichnet. Sie bestehen zumeist aus der Harnsäure und deren Salzen, aus oxalsaurem Kalk und aus phosphorsauren und kohlensauren Erden. Die Harnsäure, ein sehr schwer löslicher Körper, welcher durch die Alkalien in Lösung erhalten wird, scheidet sich ab, wenn der Harn zu viel Säure enthält (bei Gicht, bei chronischer Bleivergiftung), die harnsauren Salze (und der oxalsaure Kalk) bei zu großer Concentration des Harns, die phosphorsauren und kohlensauren Erden bei alkalischer Reaction des Harns (vorzüglich bei Blasenkatarrh). Es kommt auch häufig vor, daß sich auf einem bereits vorhandenen S. eine Schicht anderer Substanz ablagert, z. B. auf einem aus harnsauren Salzen bestehenden Concrement Phosphate, und umgekehrt. Diese S. haben je nach der Substanz, aus welcher sie be-

ſtehen, eine verſchiedene Beſchaffenheit, von welcher die Art der Behandlung abhängt. So ſind die aus harnſauren Salzen, namentlich die aus oxalſaurem Kalke ſehr hart, während dies die Phosphatſteine in geringerm Grade ſind, ſodaß ſie leicht innerhalb der Blaſe zertrümmert werden können. Die Bildung der Harnſteine kann ſchon im Nierenbecken erfolgen (calculi renales, Nierenſteine), meiſt aber findet ſie erſt in der Harnblaſe ſtatt (Blaſenſteine, calculi vesicales). Die Nierenſteine gelangen häufig, wenn ſie nicht zu groß ſind, in die Harnleiter und gleiten in dieſen unter den heftigſten Schmerzen bis in die Blaſe, wo ſie entweder liegen bleiben oder vollends nach außen entleert werden. Die Blaſenſteine ſind in der Regel ſo groß, daß ſie in der Blaſe liegen bleiben und durch ihre Gegenwart eine Menge Beſchwerden hervorrufen, wie Blaſenkatarrh, ſelbſt Blaſenentzündung mit den zugehörigen Symptomen (Gefühl von Schwere und Schmerzen in der Blaſengegend, Schleim und Blutabgang). Dieſelben können ſelbſt Harnverhaltung verurſachen. Kleinere, durch die Harnröhre abgehende Concremente bezeichnet man als Harngries (arena urinaria). Sicher erkannt wird die Gegenwart des Blaſenſteins nur durch Sondirung der Blaſe, wenn man mit dem durch die Harnröhre eingeführten Inſtrument auf einen harten Körper ſtößt. Entfernt kann der Blaſenſtein nur auf operativem Wege werden. (S. Steinoperationen.) Verhütten kann man die Steinbildung, wenn Anlage dazu vorhanden, durch eine entſprechende Lebensweiſe, unter Umſtänden durch Genuß von viel Getränk. Bei der Neigung zur Bildung von Harnſäuresteinen ſucht man dem Uebel zu begegnen durch Genuß von kohlenſauren oder pflanzenſauren Salzen; bei drohender Bildung von Phosphatſteinen durch den innerlichen Gebrauch von Benzoeſäure, Chinaſäure, Hippurſäure. Statt der kohlenſauren Alkalien braucht man auch die Wäſſer von Karlsbad und Vichy, von Bilin, Ems, Fachingen, Wildungen. Eine merkwürdige Erſcheinung iſt, daß die Steinkrankheit in gewiſſen Gegenden (z. B. am Rhein, unter dem gemeinen Volk in Rußland) beſonders häufig vorkommt, ohne daß man den Grund davon ſicher anzugeben vermag.

Stein (Charlotte Albertine Erneſtine von), Goethe's Freundin, geb. 25. Dec. 1742 zu Weimar, war die älteſte Tochter des Hofmarſchalls von Schardt. Dieſelbe verheirathete ſich 1764 mit dem herzogl. Stallmeiſter Baron Friedrich von Stein, dem ſie (bis 1772) ſieben Kinder gebar. Sie wurde 1793 Witwe und ſtarb 6. Jan. 1827 zu Weimar. Goethe hatte im Juli 1775 in Strasburg bei dem berühmten hannov. Arzte Zimmermann ihre Silhouette geſehen, welche, in Verbindung mit Zimmermann's Schilderung von ihr, einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Nachdem er im Nov. deſſelben Jahres nach Weimar gekommen war, erfaßte ihn alsbald eine heftige Leidenſchaft zu der faſt ſieben Jahre ältern Frau, welche zum innigſten langjährigen Seelenbunde zwiſchen ihnen führte, der auf ſein Leben und Dichten großen Einfluß übte. Nach der Rückkunft Goethe's von ſeiner ital. Reiſe (1788) wollte ſich jedoch das alte innige Verhältniß nicht wiederfinden, und die bald darauf von ihm mit ſeiner nachherigen Gattin Chriſtiane Vulpius eingegangene Verbindung führte eine völlige Entfremdung herbei, die erſt ganz allmählich einem gewiſſen freundſchaftlichen Verhältniſſe, welches dann bis zum Tode der Frau von S. dauerte, wieder Platz machte. Die zahlreichen Briefe und Briefchen Goethe's an Frau von S., mit Ausnahme der Briefe aus Italien, welche er ſich für die Ausarbeitung ſeiner «Ital. Reiſe» zurückerbeten hatte, und die im Goethe'ſchen Hausarchiv aufbewahrt werden, hat A. Schöll herausgegeben (3 Bde., Weim. 1848). Dieſelben ſind eine höchſt werthvolle Quelle für die Geſchichte von Goethe's äußerm und innerm Leben bis zur ital. Reiſe. Ihre eigenen Briefe hatte Frau von S. von Goethe ſich zurückgeben laſſen und kurz vor ihrem Tode verbrannt. Die von ihr 1794 geſchriebene, im Beſitze des Freien Deutſchen Hochſtifts in Frankfurt a. M. befindliche und von H. Düntzer in deſſen Auftrage herausgegebene Tragödie in Proſa «Dido» (Lpz. 1867) iſt von geringem poetiſchen Werth, aber intereſſant durch Anſpielungen und Beziehungen auf ihr Verhältniß zu Goethe und auf die Hauptperſonen des damaligen weimar. Hofs. Viele anziehende Briefe der Frau von S. an Schiller's Gattin finden ſich in «Charlotte von Schiller und ihre Freunde» (Bd. 2, Stuttg. 1862). Vgl. auch «Briefe von Goethe und deſſen Mutter an Friedrich Freiherrn von S.» (einen Sohn der Frau von S.), herausgegeben von Ebers und Kahlert (Lpz. 1846).

Stein (Chriſtian Gottfr. Dan.), verdienter Geograph, geb. 14. Oct. 1771 zu Leipzig, beſuchte die Thomasſchule und 1788—90 die Hochſchule ſeiner Vaterſtadt. Anfangs zum Predigerberufe beſtimmt, entſagte er dieſer Laufbahn aus Rückſicht auf ſeine abweichenden Ueberzeugungen und widmete ſich eifrig der Geographie, Topographie und Statiſtik. 1795 durch Gedike als Lehrer an das Gymnaſium zum Grauen Kloſter in Berlin berufen, machte er ſich fortan das Studium der Geographie zur Lebensaufgabe. Die polit. Umgeſtaltungen veranlaßten

ihn zur Herausgabe seines «Handbuch der Geographie und Statistik» (3 Bde., Lpz. 1809; 6. Aufl., von Hörschelmann, 1833—34; neu bearbeitet von Wappäus und andern, Lpz. 1852 fg.) und seiner «Geographie für Schule und Haus» (26. Aufl., von Wagner und Delitsch, Lpz. 1868), die viel zur Verbreitung geogr. Kenntnisse beigetragen haben. Die Wandelbarkeit der Politik rief 1811 seine nach Naturgrenzen dargestellte «Geographie für Real- und Bürgerschulen» (2. Aufl. 1818) ins Leben. Gleichzeitig gab er sein «Geogr.-statist. Zeitungs-, Post- und Comptoirlexikon» (2 Bde., Lpz. 1811; 2. Aufl., 8 Thle. in 4 Bdn., Lpz. 1818—21, nebst zwei «Nachträgen», Lpz. 1822—24) heraus. Für Funke's «Elementarbuch» lieferte er 1812 den erd- und völkerkundlichen Theil und für Klügel's «Encyklopädie» 1817 die Beschreibung von Europa. Seinem geschätzten Werke «Ueber den preuß. Staat nach seinem Länder- und Volksbestande» (Berl. 1818) folgte das «Handbuch der Geographie und Statistik des preuß. Staats» (Berl. 1819). Daran schlossen sich das «Handbuch der Naturgeschichte» (2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1829) und die «Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa» (7 Bde., Lpz. 1827—29). Auch sein «Neuer Atlas der ganzen Erde» (Lpz. 1814; neu bearbeitet von Ziegler, Heck, Lange u. a., 32. Aufl., 28 Blatt, 1868) fand viel Anerkennung. S. starb zu Berlin 14. Juni 1830.

Stein (Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom und zum), ausgezeichneter deutscher Staatsmann, war 26. Oct. 1757 zu Nassau an der Lahn geboren und stammte aus einem uralten rheinfränk. Freiherrengeschlecht, in welchem sich der alte Geist ritterlicher Unabhängigkeit zugleich mit altväterischer Sitte erhalten hatte. Von trefflichen, streng religiösen Aeltern erzogen, wurde er, obwol der jüngste von vier Brüdern, zum alleinigen Stammeserben bestimmt. Um sich für die reichskammergerichtliche Laufbahn vorzubereiten, machte er 1773—77 zu Göttingen seine Studien in der Jurisprudenz und Staatswirthschaft. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wetzlar unternahm er größere Reisen und entschloß sich, die kammergerichtliche Laufbahn mit dem preuß. Staatsdienst zu vertauschen. Im Febr. 1780 ward er bei dem Bergdepartement unter Leitung des Ministers Heynitz angestellt, stieg schon zwei Jahre später zum Oberbergrath und erhielt im Febr. 1784 die Leitung der westfäl. Bergämter. In diesem thätigen und erfolgreichen Schaffen in der Grafschaft Mark wurde er im Mai 1785 durch eine diplomatische Sendung unterbrochen, indem er den kurmainzischen Hof für den Fürstenbund gewinnen sollte. Nach befriedigender Lösung dieser Aufgabe und einer längern technolog. Reise durch England kehrte er 1787 nach Westfalen zurück und wirkte dort erst als Geh. Oberbergrath, dann seit 1795 als Präsident der märkischen Kriegs- und Domänenkammer. Eine Reihe wohlthätiger Schöpfungen, die Schiffbarmachung der Ruhr, der verbesserte Kohlenbau, die Anlage neuer Straßen bezeichnen seine Verwaltung. 1797 zum Oberpräsidenten der westfäl. Kammer erhoben, konnte er seinem regen, unermüdlichen und durchaus praktischen Schaffungstrieb noch viel weitern Spielraum eröffnen. Zugleich fiel ihm die Aufgabe zu, die durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 neuerworbenen westfäl. Bisthümer einzurichten, ein Geschäft, das er mit gewohntem Geschick erledigte. Seine eigenen reichsritterschaftlichen Besitzungen verfielen gleichzeitig unter die Landeshoheit des Herzogthums Nassau. Nachdem S., von den großen Weltereignissen fern, wenn auch keineswegs theilnahmlos, eine Reihe von Jahren in diesem Wirkungskreise gelebt und eine ehrenvolle Berufung in den hannov. Staatsdienst abgelehnt, ward er 27. Oct. 1804 als Chef des Accise-, Zoll-, Fabriken- und Commercialdepartements ins preuß. Ministerium berufen. Was er in diesem neuen Berufe für Verbesserung der ihm untergebenen Geschäftszweige thun konnte, geschah. Dagegen wollte es ihm nicht gelingen, auf die preuß. Politik Einfluß zu gewinnen und diese von dem abschüssigen Wege, den sie damals unter der Leitung des Grafen Haugwitz (s. d.) ging, zurückzuhalten. Eine echt conservative und streng religiöse Natur, voll Pietät dem Alten, soweit es lebensfähig, zugewandt, aller Beamten- und Militärdespotie tief abgeneigt, nach guter deutscher Art in der Selbstregierung der Gemeinde und der Provinz die Gewähr für die Freiheit des Ganzen erblickend, dabei als Reichsritter im alten Sinne des Worts der kleinstaatlichen Souveränetät bitter verfeindet, dagegen einheitlich gesinnt, konnte S. der Umwälzung, die sich in Deutschland vollzog, sowie dem Bonapartismus nur aufs schroffste entgegenstehen. Aber seine Warnungen und Rathschläge verhallten ungehört. Er mußte die Katastrophe von 1806 erleben mit dem Bewußtsein, daß er sie vorausgesehen, aber nicht hatte hindern können. Als der Hof nach Ostpreußen geflüchtet, überzeugte man sich wol von der Nothwendigkeit bedeutender Aenderungen im Staatswesen. Man wollte aber auf die von S. dringend geforderte Reorganisation der obersten Verwaltung nicht eingehen, und da dieser seinen Eintritt in das neue Ministerium von der Beseitigung des Cabinetsregiments abhängig machte, erhielt er vom

König Friedrich Wilhelm III. im ungnädigsten Tone 4. Jan. 1807 seinen Abschied. S. kehrte jetzt nach Nassau auf seine Güter zurück. Der vollständige Umsturz der alten Monarchie durch den Tilsiter Frieden erweckte jedoch bald andere Gedanken am preuß. Hofe zu Memel, und S. erhielt, merkwürdigerweise auch von Napoleon dazu empfohlen, schon 10. Juli 1807 abermals den Ruf ins Ministerium. Die Kränkung vergessend, die er erlitten, ging er nun mit Freudigkeit daran, an der Wiederaufrichtung des tiefgebeugten Vaterlandes zu arbeiten. Sein Wirkungskreis war an der Spitze der Immediatcommission und mehrerer Departements ein fast unbeschränkter. Was er in diesem Kreise vom Sept. 1807 bis Nov. 1808 gethan, bildet einen inhaltsschweren Abschnitt der preuß. und deutschen Geschichte. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Herstellung des freien Gebrauchs des Grundeigenthums, die collegialische Umgestaltung der Administration und eine Reihe tiefgreifender Maßregeln, welche den Staat über die furchtbare finanzielle Krisis hinausführten, fallen in diese Periode. Es galt ihm, einen freien Bauern- und Bürgerstand zu schaffen und durch Belebung des öffentlichen Geistes die Umgestaltung der Monarchie in einen Repräsentativstaat vorzubereiten, überhaupt durch alle Mittel die moralische Kraft des Landes zu steigern, damit zur gelegenen Zeit der Kampf gegen die fremde Unterdrückung aufgenommen werden könne. Die erfolgreiche Erhebung Spaniens und die Rüstungen Oesterreichs erweckten bei S. die Hoffnung, daß auch für Preußen sehr bald die Zeit kommen werde, um das Joch Napoleon's abzuschütteln. Ein unvorsichtiger Brief, worin er sich in diesem Sinne aussprach, fiel den Franzosen in die Hände und ward 8. Sept. 1808 im pariser «Moniteur» abgedruckt. Damit wurde die Stellung S.'s, der schon längst von einheimischen Gegnern beim franz. Hof verdächtigt war, vollends unhaltbar. Er forderte seine Entlassung und erhielt dieselbe 24. Nov., wobei ihm König Friedrich Wilhelm III. in ehrenvollster Weise seine Dankbarkeit für die geleisteten Dienste aussprach. Dagegen erließ Napoleon von Madrid aus 16. Dec. 1808 ein Decret, das S. als einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes förmlich in die Acht erklärte und die Beschlagnahme seiner Güter anordnete. Zunächst fand S. eine Zuflucht in Oesterreich, von wo aus er nach allen Richtungen hin unermüdlich in seinem Sinne wirkte, bis ihn Kaiser Alexander von Rußland bei dem Bruche mit Napoleon im Mai 1812 zu sich rief. Hier entfaltete er aufs neue eine großartige Thätigkeit. Er stählte die Ausdauer des Kaisers, wirkte den verderblichen Friedensgedanken entgegen, bereitete die Entwürfe einer Nationalerhebung Deutschlands vor und wirkte durch Correspondenzen nach England hinüber, um dessen Betheiligung an dem bevorstehenden deutschen Kampfe zu erlangen. Zu Anfang 1813 kam S. mit dem Zar nach Deutschland zurück und richtete nach der Schlacht bei Leipzig im Oct. die provisorische Centralverwaltung ein, fand sich aber in seinen Entwürfen vielfach gestört durch den Widerstand, den Oesterreich und die Rheinbundsouveräne bereiteten. Doch war er in alle wichtigen Begebenheiten bis 1815 innig verflochten, nahm auch in Paris und Wien an den großen Entscheidungen unmittelbaren Antheil, obschon seine Reformideen für Deutschland den Widerstand des Particularismus und der Absolutisten gleichmäßig weckten und ihm die officielle Stellung an der Spitze eines deutschen Staats fehlte, die ihn in den Stand gesetzt hätte, unmittelbar in die Dinge einzugreifen. Nach den Friedensschlüssen zog er sich zurück und lebte abwechselnd zu Nassau und auf seinem Schlosse Kappenberg (Provinz Westfalen), ohne amtliche Stellung. Die von Oesterreich und von Preußen ihm angebotene Stelle eines Bundestagsgesandten lehnte er ab, weil er sich davon nichts Ersprießliches versprach. Dagegen war er brieflich und persönlich fortwährend thätig. Der Ausbau der preuß. Verfassung, überhaupt das ständische Leben in Deutschland, die Bekämpfung des Bureaukratismus, die Herstellung gesunder Gemeindeverhältnisse, der Wiederaufbau der alten Grundlagen deutscher Freiheit aus dem Schutte des Rheinbundes: das waren die Sorgen, die ihn am lebhaftesten beschäftigten. Außerdem veranlaßte S. 1819 die Gründung der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde und förderte auf jede Weise das Zustandekommen des großen Werks, das als «Monumenta Germaniae historica» an das Licht trat. In den letzten Jahren nahm er an den westfäl. Landtagssachen als Landtagsmarschall persönlichen Antheil. S. starb 29. Juni 1831, wie seine Grabschrift zu Frücht ihn schildert: «demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechten Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, im Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier». Er war der letzte seines alten Geschlechts, und es überlebten ihn nur Töchter, deren ältere, Henriette, mit dem Grafen Friedrich Karl Hermann von Giech, die jüngere, Therese, mit dem Grafen Ludwig von Kielmannsegge sich vermählte. Vgl. Pertz, «Das Leben des Ministers Freiherrn vom S.» (6 Bde., Berl. 1849—55) und im Auszuge: «Aus S.'s Leben»

(2 Bde., Berl. 1856); desselben Ausgabe der «Denkschriften des Freiherrn vom S.» (Berl. 1848); «Briefe des Freiherrn vom S. an den Freiherrn von Gagern» (Stuttg. 1833); Arndt, «Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom S.» (Berl. 1858); Stern, «S. und sein Zeitalter» (Lpz. 1855).

Stein (Joh. Andreas), Organist, Orgelbauer und zugleich einer der geschicktesten Mechaniker seiner Zeit, vorzüglich hinsichtlich des Baues der Klavierinstrumente, wurde zu Heidelsheim in der Pfalz 1728 geboren und war in der Instrumentenbaukunst ein Schüler Gottfr. Silbermann's. 1755 baute er die schöne Orgel in der Barfüßerkirche zu Augsburg, an der er nachgehends auch als Organist angestellt wurde, und später die in der Kreuzkirche daselbst. Er starb zu Augsburg 29. Febr. 1792. S. brachte namentlich das Fortepiano durch Verbesserungen, die vorzüglich auf lieblichen Ton und gleichmäßige Spielart hinzielten, zu einem solchen Grade der Vollkommenheit, daß seine Instrumente (mehr als 700) einen europ. Ruf erhielten. Außerdem erfand er 1770 die Melodica und 1788 eine sog. Saitenharmonica, Instrumente, die wenigstens zu der Zeit ihrer Entstehung Beifall fanden. Auch ging das Clavecin organisé und eine Art Doppelflügel, Vis-à-vis genannt, von ihm aus. Nach dem Tode S.'s setzte seine Tochter Nanette, geb. zu Augsburg 2. Jan. 1769 und mit vielem Talent zur Tonkunst begabt, die Pianofortefabrik zuerst allein, dann in Verbindung mit ihrem Gatten J. A. Streicher (gest. zu Wien 25. Mai 1833) in Augsburg, später in Wien in gleicher Weise und dem Rufe der Firma entsprechend fort. Sie starb zu Wien 16. Jan. 1833.

Stein (Lorenz), ausgezeichneter Rechts- und Staatslehrer, geb. 15. Nov. 1815 zu Eckernförde von mittellosen Aeltern, erhielt seine Erziehung in einer Militäranstalt für verwaiste Soldatenkinder, erregte aber durch seine Befähigung die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und konnte im Alter von 17 J. auf königl. Kosten erst die gelehrte Schule zu Flensburg, dann die Universität beziehen. S. studirte zu Kiel und zu Jena Philosophie und Rechtswissenschaft und begann dann in der Kanzlei zu Kopenhagen die Laufbahn des praktischen Staatsdienstes, gab diese aber wieder auf, um sich an der Universität Kiel zu habilitiren. Er veröffentlichte damals die Schrift «Geschichte des dän. Civilprocesses und das heutige Verfahren» (Kiel 1841) und erhielt darauf ein Reisestipendium, das ihm gestattete, im Herbst 1841 nach Berlin, von da nach Paris zu gehen. Schon zu Berlin hatten ihn seine rechtswissenschaftlichen Bestrebungen auf das Studium des St.-Simonismus geführt. Zu Paris machte er die Bekanntschaft der Fouriéristen, und hieraus ging alsbald seine Schrift hervor: «Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreich» (Lpz. 1844). Dieses originelle Werk, in welchem S. die socialen Bewegungen zum ersten mal wissenschaftlich untersuchte, stellte den bisher parteiisch oder oberflächlich behandelten Gegenstand in ein ganz neues Licht und trug wesentlich dazu bei, das sociale Gebiet mehr als bisher in den Kreis der ernstern Betrachtung zu ziehen. Zugleich sammelte er in Paris die Materialien zur Geschichte des franz. Rechts, die er nach seiner Rückkehr mit Warnkönig in der in ihrer Art einzigen «Franz. Staats- und Rechtsgeschichte» (3 Bde., Bas. 1846—48) verarbeitete. Inzwischen hatte sich S. als Privatdocent an der Universität Kiel habilitirt, an der er 1846 eine ordentliche Professur erhielt. Als sich die Angelegenheit Schleswig-Holsteins zur Tagesfrage gestaltete, suchte er in der deutschen Presse mit Erfolg das Recht der Herzogthümer sowie die Bedeutung dieser Frage für den ganzen Norden und namentlich für Deutschland auseinanderzusetzen. Auch nahm er 1846 theil an der Schrift der neun kieler Professoren über das Recht Schleswig-Holsteins und ward dafür schon damals mit Absetzung bedroht. Als sich die Herzogthümer 1848 erhoben, gab sich S. der vaterländischen Sache mit Eifer hin, obschon er bei dem Gange der Dinge an den letzten Erfolgen gleich anfangs zweifeln mußte. Noch 1848 ging er im Auftrage der Provisorischen Regierung der Herzogthümer nach Paris, wo er auch die Broschüre «La question de Schleswig-Holstein» schrieb. Zugleich faßte er hier, in der Erkenntniß, daß alle Verfassungsformen von den Gesellschaftsformen bedingt und gestaltet werden, die Idee zur Neubearbeitung seines frühern Werks über die socialen Verhältnisse Frankreichs und ließ dasselbe nun unter dem Titel «Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage» (3 Bde., Lpz. 1849—51) erscheinen. Seitdem wandte sich S. entschieden den eigentlichen Staatswissenschaften zu und begann die Ausarbeitung seines «System der Staatswissenschaften» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1852—56), in welchem die Nationalökonomie als die Grundlage der übrigen Theile dieser Wissenschaft auftritt. Der erste Band bietet ein System der Statistik, der Populationistik und der Volkswirthschaftslehre, der zweite eine Darstellung der Gesellschaftslehre. Nachdem Dänemark im Jan. 1852 auch von Holstein Besitz ergriffen, erfolgte unter anderm die Entsetzung von zehn kieler

Professoren, unter welchen auch S. war. Er lebte zunächst als Privatmann in Kiel, bis er 1854 sich nach Wien wandte, wo er gut aufgenommen wurde und 1855 an der Universität die Professur der Staatswissenschaften erhielt. Zugleich trat er in nähere Beziehungen zu dem Staatsminister von Bruck und war bei den Versuchen zur Lösung der großen finanziellen Fragen Oesterreichs betheiligt. Unter anderm veröffentlichte er «Die neue Gestaltung der Geld- und Creditverhältnisse in Oesterreich» (Wien 1855). Auf wissenschaftlichem Gebiete strebte er mit seinem «Lehrbuch der Volkswirthschaft» (Wien 1858) und dem «Lehrbuch der Finanzwissenschaft» (Lpz. 1860) eine wahrhaft systematische Behandlung in «organischer» Auffassung dieser Lehren an, wodurch er in einen zum Theil sehr scharfen Gegensatz zu Roscher und Rau trat. Durch die Redaction der «Austria» auf das Studium der Verwaltungslehre und des Verwaltungsrechts geleitet, begann er die Bearbeitung dieses Gegenstandes in dem Werke «Die Verwaltungslehre» (Thl. 1—4, Stuttg. 1865—68). Er suchte darin die bisher sog. Polizeiwissenschaft durch ein organisches System der Verwaltung zu ersetzen, diese zu einer selbständigen Wissenschaft zu erheben und dabei zugleich die gesammte Gesetzgebung Europas auf der Grundlage seiner Gesellschoftslehre, dem Unterschiede zwischen der Geschlechter-, der Stände- und der staatsbürgerlichen Gesellschaftsordnung, historisch und systematisch darzulegen.

Stein der Weisen, s. Alchemie.

Steinbart (Gotthelf Sam.), rationalistischer Theolog, geb. zu Züllichau 21. Sept. 1738, erhielt seine erste Bildung auf der Schule zu Kloster-Bergen. Nach pietistischen Grundsätzen erzogen, brachte ihn jedoch das Studium der Locke'schen und Wolf'schen Philosophie sowie der Umgang mit A. Teller und Töllner in eine andere Richtung. Seine Studien in Halle unterbrach der Siebenjährige Krieg. Er ging daher nach Frankfurt a. d. O., dann nach Berlin und später zurück nach Züllichau, wo er Prediger am Waisenhause wurde. Bald begründete er daneben ein noch jetzt als gelehrte Schule blühendes Erziehungsinstitut, welches die Aufmerksamkeit Friedrich's d. Gr. erregte, sodaß er demselben 1766 den Namen eines Königlichen Pädagogiums beilegen durfte. Zugleich wurde S. zum Director der Anstalt sowie zum neumärk. Consistorialrath ernannt. 1767 übernahm er auch das Directorat des Waisenhauses zu Züllichau. 1774 wurde S. zum Professor der Philosophie zu Frankfurt a. d. O. und 1787 zum Oberschulroth ernannt, doch legte er letztere Stelle bereits 1789 wieder nieder. S.'s frühere, meist anonyme literarische Wirksamkeit bezog sich hauptsächlich auf Pädagogik. Erst 1778 trat er mit einem zum Theil nach den Grundsätzen der Leibniz-Wolf'schen Schule gearbeiteten «System der reinen Philosophie, oder Glückseligkeitslehre des Christenthums» (4. Aufl., Züllich. 1794) hervor, das ihn am bekanntesten gemacht hat. Er schloß sich darin mit großer Freimüthigkeit der Richtung des Zeitgeistes an, vermöge deren man die Moral auf die vernunftige Selbstliebe gründen und den Werth des Christenthums nach dem Beitrage, den es zur Glückseligkeit gebe, beurtheilen, übrigens aber das Christenthum selbst von allem positiven Inhalte möglichst frei machen wollte. Um den Angriffen von seiten der orthodoxen Theologie zu begegnen, schrieb er «Philos. Unterhaltungen zur weitern Aufklärung der Glückseligkeitslehre» (3 Hefte, Züllich. 1782—84), die wegen der Behauptung, daß es für den Menschen überhaupt nur relative Wahrheit gebe, ihn mit Joh. Aug. Eberhard in Halle in einen Streit verwickelten. Seine «Gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen Selbstdenken» (Züllich. 1780; 3. Aufl. 1793) empfahl sich, wie fast alle seine Schriften, durch einen hohen Grad von Popularität, die aber freilich jede tiefere Untersuchung ausschloß. Auch seine «Anweisung zur Amtsberedsamkeit christl. Lehrer» (Züllich. 1779; 2. Aufl. 1784) gehörte zu den bessern Leistungen, welche die damalige Zeit im Fache der Homiletik hervorgebracht hat. S.'s Ansehen sank, sowie sich die Ansichten des Zeitalters änderten und namentlich die Kant'sche Philosophie dem Eudämonismus mit entschiedenem Uebergewicht entgegentrat. Er starb 3. Febr. 1809.

Steinbock nennt man wilde, meist dortlose, die höchsten Gebirge bewohnende Ziegenarten. Der **Alpensteinbock** (Capra Ibex), der ganz bartlos ist und einfach sichelförmige Hörner mit stark vortretenden Querästen hat, bewohnt nur die höchsten Alpenregionen, welche selbst von den Gemsen gemieden werden. Er besitzt ein starkes Spurvermögen und springt mit unglaublicher Gewandtheit, gehört aber dennoch wegen der vielen Nachstellungen zu den fast erloschenen Thierarten. In den deutschen Alpen ist er schon seit langer Zeit völlig ausgerottet, und nur noch selten findet er sich auf den höchsten, unzugänglichen Kämmen der piemont. Alpen, auf der ital. Seite. Die sehr wenigen Exemplare, welche etwa noch um den Monte-Rosa erlegt werden, kommen fast nur in die zoolog. Sammlungen, da dieses Thier der Seltenheit wegen in hohem

Preiſe ſteht. Das Fleiſch gilt für wohlſchmeckend. Ein ausgewachſener Bock iſt 4½ F und wiegt gegen 2½ Ctr. In Spanien kommen zwei, vom Alpensteinbock verſchiedene vor, mit leierförmigen Hörnern und kurzem, ſchwachem Bart; die eine zeigt ſich in den näen (C. pyrenaica), die andere in der Sierra-Nevada (C. hispanica). Der kaukaſiſe (C. caucasica) bewahnt den nördl. Abhang des Kaukaſus und unterſcheidet ſich durch l Hörner und durch die Färbung. Der ſibiriſche S. (C. sibirica) im Altai und der (C. Beden) im Libanon und auf Kreta haben beide ſehr ſtarken Bart. Alle Arten erzeug der Hausziege fruchtbare Baſtarde, die jetzt in Thiergärten nicht ſelten ſind.

Steinbock (Zeichen des Thierkreiſes), ſ. Thierkreis.

Steinbrech, ſ. Saxifraga.

Steinbrück (Eduard), deutſcher Maler, geb. 3. Mai 1802 zu Magdeburg, wurde für den Kaufmannsſtand beſtimmt, verließ denſelben aber aus Liebe zur Kunſt und deg nach Berlin, wo er unter Wach eifrig dem Studium oblag. Schon nach einigen Jahre er mit religiöſen Bildern, dem Sündenfall und dem Engel, der die Himmelsthür öffnet, l welche große Anerkennung fanden. 1829 begab er ſich nach Düſſeldorf, wohin ihn der Ruhm der dortigen Schule lockte, und wurde einer ihrer eifrigſten Jünger. Nachdem er d ſeine Hagar gemalt, ging er nach Italien und ließ ſich nach der Rückkehr in Berlin n Doch 1832 ſchon trieb ihn die alte Sehnſucht nach Düſſeldorf zurück, wo er bis 18 Kunſt lebte. Obwol er auch jetzt noch religiöſe Bilder malte, wandte er ſich doch dabei de mantiſch-lyriſchen Genre zu. In ſeinen Werken herrſcht harmoniſche Durchführung, e Zeichnung, edle Linienführung und eine große Weichheit, Verſchmelzung und Sauberk Farbe. Dabei weht daraus jene träumeriſche Stimmung, die im Märchen und in den tungen der Romantiker herrſcht. Seine Genoveva, Rothkäppchen, Nymphe der Düſſel, Fiſ frau am Strande, Undine, beſonders aber die überaus reizenden, mehrfach wiederholten auf dem Teiche (nach Tieck's Märchen) ſind die bekannteſten. Auch antike Stoffe, z. B. der Wand horchende Thisbe, die Geburt der Venus u. ſ. w., hat er gemalt, jedoch in der ſpecifiſch-romantiſchen Auffaſſung. Zu ſeinen bedeutendern religiöſen Compoſitionen gehö Gaſtmahl nach der Parabel des Neuen Teſtaments und ein Altarbild in der Jakobikir Magdeburg. Seit 1846 lebte S. wieder in Berlin, wo er (1852) ein umfangreiches eine Scene aus der Zerſtörung Magdeburgs durch Tilly, ausſtellte und in der Kuppel des l Schloſſes die Auferſtehung al fresco malte. Neuerdings hat ſich der Künſtler der reli Malerei ausſchließlicher wieder zugewendet und iſt zur kath. Kirche übergetreten.

Steinbutt oder Turbot, ſ. Scholle.

Steindruck oder Lithographie heißt die von Aloys Senefelder (ſ. d.) erfundene ſowol Umriſſe als völlig vollendete Zeichnungen in erhabener, ſowol in Feder- und Kreid auch in Stichmanier auf Stein zu bringen und dieſe mittels einer Preſſe zu vervielfältigen den beiden erſten Arten bedient man ſich einer chem. Tuſche und chem. Kreide, zu letztere kalten Nadel, auch der übrigen Inſtrumente der Kupferſtecher. Die Steinplatten, welch zum S. anwendet, beſtehen aus Kalk, Thon und Kieſelerde und werden in Baiern gebroche beſten, von feinem Bruch und gleicher Farbe, beim Dorfe Solnhafen (ſ. d.). Die gelbliche gröber und weicher; die von einer perlgrauen und ganz gleichen Farbe ſind die tauglichſt vollendeten Zeichnungen. In dem Bruche findet man ſie zwar gleich in Tafeln von verſchi Stärke, für den Gebrauch aber muß eine der Oberflächen erſt ganz abgeſchliffen und mit w Bimsſtein und Waſſer polirt werden, welches man «körnen» nennt. Dieſe Platten dienen ſ für alle Arten Schriften oder Zeichnungen mit der Feder oder Nadel und Stichel. Für S zeichnungen aber gibt man der Platte durch Reibung mit geſiebtem Sand das Anſehen mattgeſchliffenen Glastafel. Man macht nun die Vorzeichnung mit Bleiſtift oder mit 9 den man auf dünnes Papier gerieben hat und mit einer ſtumpfen Nadel durchzeichnet. Die Tuſche, welche man für Schrift- und Federzeichnungen anwendet, beſteht aus 2 Theilen Wachſes, 2 Theilen Schellack, 1 Theil Seife, ½ Theil Unſchlitt und 1 Theil Lampenruß, u chem. Kreide aus 3 Theilen weißen Wachſes, 1 Theil Schellack, 2 Theilen Seife, ½ Theil L 1 Theil Unſchlitt und 1½ Theilen Lampenruß. Für die Lithographie bedient man ſich der G federn. Die größte Sorgfalt und Reinlichkeit ſowie Verhütung, daß der Hauch nicht währe Arbeit auf die zu bezeichnende Platte fällt, iſt nothwendig. Die Zeichnungen mit chem. Kreid ſen frei und keck aufgetragen ſein; mit je feſterer Hand ſie gemacht ſind, deſto beſſer drucken ſpäter ab. Die Farbe des Steins bei den Arbeiten darf nicht, wie bei Zeichnungen auf fa Papier, mit als halbe Tinte in Anſchlag gebracht werden; im Gegentheil müſſen auch die ſ

Töne sorgfältig mehreremal bis aufs höchste Licht überarbeitet werden, um dann beim Abdruck auf weißes Papier die Zeichnung in Harmonie zu sehen. Die schwärzesten Stellen, welche ganz undurchsichtig sein sollen, kann man dann mit dem Pinsel nud der chem. Tusche auftragen. Die vertiefte Manier mit der Nadel erfordert folgende Behandlung: Nachdem der Stein ganz glatt geschliffen und polirt ist, übergießt man ihn mit einer Mischung von 2 Theilen Scheidewasser auf 100 Theile Brunnenwasser, spült ihn gehörig ab und streicht mittels eines Pinsels eine dünne Auflösung von Arabischem Gummi und Wasser darüber, läßt diese eine kurze Zeit darauf und wischt dann den Stein rein ab. Nachdem er getrocknet ist, mischt man einen Grund aus 24 Theilen Wasser, worin 2 Theile Arabisches Gummi aufgelöst sind, mit 4 Theilen Ruß, reibt alles wohl untereinander, bestreicht die ganze Platte mit einem breiten Pinsel damit gleichförmig und läßt die Oberfläche trocknen. Nun kann man die Durchzeichnung auf diesen schwarzen Grund bringen und die Zeichnung durch Einschneiden mit der Nadel vollenden. Es ist nicht nöthig, daß die Striche sehr tief sind, es genügt schon, wenn die Nadel den schwarzen Grund durchdrungen und den Stein leicht aufgerissen hat. Ein feiner Pinsel entfernt den Staub.

Ist die Zeichnung, in Feder- oder Kreidemanier, vollendet, so breitet man für den Druck eine Mischung von Säure, Wasser und Gummi darüber aus. Man läßt das Gummi im Wasser zergehen und thut dann das Scheidewasser hinzu. Diese Mischung trägt man mit einem feinen Pinsel gleichförmig auf die Zeichnung auf und läßt sie trocknen. Nach etwa 24 St. wird sie mit Wasser wieder heruntergenommen. Es wird nun die Zeichnung selbst mit einer mit Flanell und Kalbleder überzogenen hölzernen Walze, auf der sich die Druckschwärze befindet, nach allen Richtungen übergangen. Die Zeichnung, die vor jedem Abdrucke mit einem feuchten Schwamm überfahren wird, nimmt das Schwarz auf, der übrige angefeuchtete Stein nicht. Ist auf diese Weise die Zeichnung eingeschwärzt, so wird das ebenfalls schwach gefeuchtete Papier darauf gelegt, das Ganze mit einem in einen Rahmen gespannten Leder bedeckt und so durch die Presse gezogen. Hierauf wird der Abdruck sanft vom Steine abgezogen, dieser wieder gefeuchtet, wieder Farbe aufgetragen u. s. w. So kann sich bei sorgfältiger Behandlung der Zeichnung sowol als des Drucks dieses Abdrucken einer Platte 2—3000mal wiederholen, ohne daß ein sehr merklicher Unterschied in den Drucken zu bemerken wäre. Hört man auf zu drucken, so schwärzt man die Zeichnung mit einer fetten Farbe ein, die aus 2 Theilen Druckfarbe, 2 Theilen Wachs, 1 Theil Seife, 1 Theil Unschlitt, untereinander geschmolzen, besteht, und überzieht dieselbe mit einer Mischung von Arabischem Gummi, das in Wasser aufgelöst ist. Es kann so selbst nach vielen Jahren wieder darauf gedruckt werden, ohne daß die Zeichnung im geringsten darunter leidet. Beim Abdruck der vertieften Zeichnung ist die Behandlung anders. Hier reibt man mittels eines Schwämmchens einen Theil Druckfarbe, mit einem Viertheil Unschlitt vermischt, sorgfältig in alle Striche und wischt mit reinem Wasser den ganzen schwarzen Grund ab, wodurch die Platte weiß, die Zeichnung aber schwarz erscheinen wird. Nun wird die Farbe jedoch nicht mit der Walze aufgetragen, sondern mittels eines kleinen Leinwandballens eingerieben und dann die Platte mittels der Walze blos gereinigt. Eine solche gravirte Platte kann 20—30000 mal ohne große Veränderung derselben abgedruckt werden. Der S. ist besonders von Deutschen und Franzosen cultivirt worden, von diesen mit Hinblick auf Effect, der bis zur Raffinerie gesteigert wurde, von jenen mit solideror Durchbildung. Hanfstängl in Dresden, Piloty und Löhle in München und Loeillot in Berlin sind hier mit Ruhm zu nennen. Außerdem ist der Chromolithographie, des Farbensteindrucks, Erwähnung zu thun, der erst in neuerer Zeit durch die Deutschen, Engländer und Franzosen zu hoher Stufe der Vollendung geführt wurde. Derselbe gibt seine Darstellung in mehrern, ja allen farbigen Tönen wieder. In neuester Zeit hat der Farbensteindruck so große Fortschritte gemacht, daß er mit dem Kupferstiche wetteifert, indem er Reinheit und Kraft, Vollendung in Ton, Harmonie der einzelnen Theile, getreue Darstellung des Stoffs der Carnation, ja des Colorits zu seinen Vorzügen rechnen darf. Als die hervorragendsten Meister der Gegenwart sind zu nennen: Feckert und Müller in Berlin, Mouilleron, Eugen Leroux, Nanteuil, Texier in Paris. Beim Farbensteindruck wird, nachdem man auf die gewöhnliche Weise die Zeichnung lithographirt, für jede Farbe eine besondere Zeichnung auf einer andern Tafel ausgeführt. Sodann druckt man auf dasselbe Blatt nacheinander alle jene Tafeln ab, und zwar stets unter Anwendung der entsprechenden Farbe anstatt der lithographischen Druckerschwärze, bis endlich das farbige Bild in allen seinen Theilen vollendet sich darstellt. Daß dies Verfahren die höchste Genauigkeit und Sorgfalt voraussetzt, liegt in der Natur der Sache. Der Abdruck muß trocken geschehen, weil die Feuchtigkeit das Papier aus-

weiten und dann nicht mehr Punkt auf Punkt passen würde. Hauptmeister in Deutschla Storch in Berlin, der anfangs auch für England arbeitete. In letzterm Lande setzt ma Ruhm in täuschende Nachbildung der Aquarelle, während man in Deutschland sogar die S bildung des Oelgemäldes nicht ohne Erfolg anstrebt. Man nennt diese Erzeugnisse ungenau farbendrucke. Die Photolithographie endlich, deren Verfahren noch Geheimniß, facsi zwar Umrißzeichnungen und Holzschnitte meisterhaft, hat aber die Wiedergabe ausgefi Sachen noch nicht in ihrer vollen Gewalt, da ihr diese über die feinen, geschlossenen Halbtör (durch Woodbury in London) in einer gewissen Größenausdehnung zu Gebote steht. Holzsc u. s. w. dagegen werden durch Borchard in Berlin bis zur vollkommensten Täuschung wied geben. Der Vortheil besteht indeß nicht hierin, was auch die Photographie leisten würde, so in der vollendeten Herstellung des Drucksteines, sodaß der präsumirten Vergänglichkeit der P graphie vorgebeugt wird. Vgl. außer den Schriften von Senefelder, Bautz, Dunst, Engelm Bergmann u. a. die Zeitschrift «Lithographia» (herausg. von Ifermann, Hamb. 1861 fg

Steinfurt, eine ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft im Westfälischen Kreise, jetzt preuß. Regierungsbezirk Münster gehörig, ist eine der standesherrlichen Besitzungen der F von Bentheim-Steinfurt, die schon seit dem 15. Jahrh. im Besitze des Hauses Bentheim Der Hauptort S. oder Burg-S., eine Kreisstadt an der Aa und der Eisenbahn, 3¾ von Münster, hat ein fürstl. Bentheimsches Schloß mit vielen Merkwürdigkeiten und sch Garten, zwei evang. und eine kath. Kirche, ein evang. Gymnasium mit Realklassen erster nung und zählt 3170 E. (1864), die sich hauptsächlich mit Bierbrauerei, Tabacks- und fabrikation beschäftigen. Der Kreis S., aus der gleichnamigen Grafschaft und Gebiete vormaligen Hochstifts Münster zusammengesetzt, aus denen die Standesherrschaft Salm-Hor und das Fürstenthum Rheine-Wolbeck gebildet worden sind, zählt (1864) auf 13,87 D 44550 E. und enthält außer der Kreisstadt noch zwei Städte: Rheine, an der Ems un Eisenbahn, mit 3459 E., einer großen kath. Kirche und einem evang. Bethause, einem kath. G nasium und einem Kloster der Barmherzigen Schwestern, Baumwollspinnerei und Baum weberei, Eisengießerei, Maschinenfabrikation, Dampfmühle, Bierbrauerei, lebhaftem Hande Schiffahrtsbetrieb; Horstmar, am südöstl. Fuße der Schöppinger Berge gelegen und Fürsten und Rheingrafen zu Salm-Horstmar gehörig, mit 1121 E., zwei kath. Kirchen starker Baumwollweberei. Der Flecken Borghorst, ¾ M. von der Kreisstadt, hat 360 und eine große Baumwollspinnerei sowie bedeutende Baumwoll- und Nesselweberei. An der L liegt das ehemalige Stift Langenhorst, jetzt Schullehrerseminar und Taubstummeninstitu

Steingut ist der Name einer Gattung gebrannter Thonwaaren, die eigentlich dem Por (s. d.) am nächsten stehen. Das wirkliche S. ist aus feinem weißen Thon gebrannt und einer feldspathaltigen, sich mit der Masse innig vereinigenden Glasur versehen; es zeigt sich dem Bruche weiß. Der Erfinder dieser Art Thonwaaren ist der Engländer Wedgwood, u wird auch nach diesem genannt. (S. Potteries.) In Deutschland pflegt man jedoch auch Waaren von erdigem Bruche mit bleihaltiger Glasur, welche dem Gattungsbegriffe Fay (s. d.) angehören, mit dem Namen S. zu belegen. Das S. ist meist weiß, höchstens mit einfachen farbigen Verzierungen versehen. Seine Fabrikation ist überall verbreitet. Vom G das sog. Steinzeug zu unterscheiden, aus welchem Bier- und andere Flaschen, Krüge, W schüsseln, Butteröpfe u. s. w. gemacht werden, und das aus einer sehr harten grauen oder l nen Masse mit durchsichtiger, auf die Masse fest aufgeschmolzener Glasur besteht.

Steinhäuser (Karl), deutscher Bildhauer, geb. 1813 in Bremen, machte seine Studi Berlin unter Rauch und trat zuerst auf der Ausstellung 1834 mit einem Knaben, der K fängt, in die Oeffentlichkeit. Das Bildwerk, naiv und liebenswürdig in der Auffassung, fällig in der Durchführung, fand vielen Beifall, wurde später wiederholt und zeigt das Da lungsgebiet, auf welchem der Künstler den meisten Ruhm erworben hat. Schon im folgenden J ging S. nach Rom, wo er eine Reihe anmuthiger Idealgestalten aus der Fischer- und Hirten schuf, wie z. B. das sog. Muschelmädchen (horchend mit der Muschel am Ohr), für Hrn. mann in Bremen. Das Werk wurde für Philadelphia wiederholt, wohin überhaupt verschi Wiederholungen seiner Productionen gingen. Obschon ihm vorzüglich naive und zartere Vor gelingen, so wird doch auch mit Recht die leidenschaftliche Bewegung und Hoheit in der F seiner Judith bewundert, die unmittelbar nach der That gedacht ist. Voll Anmuth im Rhytl der Linien und voll Empfindung ist die Gruppe Hero und Leander, die er für den König Preußen ausführte, und die seine ganze Stärke in der Darstellung edel schöner, jugendlicher stalten zeigt. Für seine Vaterstadt arbeitete S. in Marmor die Statue des Astronomen O

die 1850 enthüllt wurde und den Mann in ernster, würdevoller Weise wiedergibt. Ein anderes Werk in dieser Richtung war die sitzende Goethe-Statue, nach einer Idee der Bettina von Arnim, für Weimar ausgeführt. Ebenfalls zur Aufstellung in seiner Vaterstadt fertigte er in Marmor eine große Vase, deren Basreliefs eine volksthümliche Feierlichkeit in Bremen veranschaulicht. Auch ist die dortige Kunsthalle mit Geschenken von seiner Hand bedacht worden. Zu seinen neuesten Schöpfungen gehören eine Pietà und zwei Brunnencompositionen, zu denen er die Entwürfe in Karlsruhe fertigte, wo der eine, bereits in Marmor übertragen, aufgestellt wurde. Die Gruppe stellt Hermann und Dorothea dar; die andere hat die Scene aus Goethe's Iphigenie zum Gegenstand, wo Orest und Pylades sich besprechen. S. ward 1863 nach Karlsruhe berufen, um dort den Mittelpunkt einer Bildhauerschule zu schaffen. Seine Gattin, Pauline S., geborene Frank, hat sich als Malerin durch zart empfundene und anmuthig durchgeführte Gestalten, wie Esther, Iphigenie, Johannes der Täufer, Christus und Johannes u. a., Beifall und Anerkennung erworben.

Steinheil (Karl August), ausgezeichneter Astronom, Physiker und Techniker, geb. 12. Oct. 1801 zu Rappoltsweiler im Elsaß, erhielt seine Erziehung erst in seinem Geburtsorte und auf dem väterlichen Gute zu Perlachseck, dann zu Nancy und Tours und widmete sich, nachdem er noch einige Jahre das Lyceum zu München besucht, seit 1821 zu Erlangen jurist. Studien. Seine Neigung für Mathematik und insbesondere Astronomie führte ihn jedoch schon 1822 zu Gauß nach Göttingen, bald darauf nach Königsberg, wo er in nähere Beziehung zu Bessel trat und sich an dessen astron. Arbeiten betheiligte. Nachdem er 1825 die philos. Doctorwürde erlangt, kehrte er im Herbst desselben Jahres in das väterliche Haus nach Perlachseck zurück. Er errichtete daselbst eine Sternwarte und beschäftigte sich namentlich mit optischen Untersuchungen, der Theorie der Fernröhre u. dgl. Bereits 1827 erwählte ihn die münchener Akademie zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Mitglied. In letzterm Jahre trat S. auch als Professor der Mathematik und Physik sowie als Conservator der mathem.-physik. Sammlungen des Staats zu München in den bair. Staatsdienst. Auf Anregung von Gauß widmete er sich nun unter anderm der praktischen Durchführung der elektromagnetischen Telegraphie, legte im Sommer 1837 die erste Linie zwischen dem Akademiegebäude in München und der Sternwarte in Bogenhausen an und erfand auch die noch jetzt übliche telegraphische Schrift. Bald darauf construirte er die galvanischen Uhren (1838), erfand einen Pyrometer für den münchener Petersthurm und benutzte die Telegraphie bereits für die Feuerwacht und den Eisenbahndienst. Obgleich S. alle seine Erfindungen in den Schriften der münchener Akademie veröffentlichte, fanden sie doch zunächst in Deutschland keine weitere Anwendung. 1846 ging er auf einige Zeit nach Neapel, wohin ihn die Regierung, nachdem sie die von ihm (1836) zu Paris angefertigten genauen und invariabeln Copien der franz. Prototypmaße angekauft, zur Regulirung des neapolit. Maß- und Gewichtssystems berufen hatte. Als 1847 der erste Telegraph mit Morse's Apparat zwischen Hamburg und Cuxhaven errichtet worden, wurde S. von der bair. Regierung mit der Berichterstattung über den Bestand der Telegraphie in Deutschland betraut. 1849 folgte er einem Rufe der österr. Regierung zum Sectionsrath und Vorstand der telegraphischen Abtheilung im Handelsministerium, in welcher Stellung er binnen zwei Jahren ein fast vollständiges Telegraphensystem über alle Kronländer des Reichs einrichtete und 1851 den deutsch-österr. Telegraphenverein mitbegründen half. 1852 entwickelte S. in der Schweiz bei der Organisation des dortigen Telegraphenwesens eine höchst erfolgreiche Thätigkeit, nach deren Beendigung er als Conservator der mathem.-physik. Sammlungen mit Titel und Rang eines Ministerialraths in bair. Staatsdienst zurücktrat. Auf Wunsch seines besondern Gönners, des Königs Maximilian, errichtete S. 1854 eine optische und astron. Werkstätte zu München, welche sehr rasch zu Blüte und Ansehen gedieh, und aus der unter anderm die großen Refractoren für die Sternwarten zu Upsala, Leipzig, Manheim, Utrecht u. s. w. hervorgingen. Seit 1862 überließ er jedoch die Leitung dieses Etablissements seinem zweiten Sohne Adolf S. und zog sich überhaupt mehr und mehr zurück. Neben der Wissenschaft lebte er seitdem auch vielfach der Kunst, besonders der Landschaftsmalerei, der Kirchenmusik und Composition. Seine hervorragenden Verdienste um die Entwickelung der elektromagnetischen Telegraphie fanden 1862 durch Verleihung einer lebenslänglichen Rente öffentliche Anerkennung. Aber auch auf andern Gebieten bekundete S. sein eminentes Erfindungstalent. So wirkte er fördernd auf die Galvanoplastik, auf Verbesserung der Aräometer u. s. w. Auch erfand er die Fugalmaschine zum Schleudern eines Stroms von Projectilen mit der Initialgeschwindigkeit unserer Feuergewehre.

Steinhudermeer, ein Binnensee im nordwestl. Deutschland, theils zur preuß. Provinz

Hannover, theils zu Schaumburg-Lippe gehörig, ½ M. öſtlich von Rehburg (ſ. d.) und 1 M. im Nordweſten von Wunſtorf an der Köln-Mindener Eiſenbahn gelegen, iſt 1 M. lang, bis ¾ M. breit, 1100 preuß. Morgen oder beinahe ½ Q.-M. groß, 16 bis 132 F. tief. Der See hat eine tiefe Lage, nur 148 F. über dem Meere, eine moorige Umgebung, bedeutenden Fiſchreichthum und durch die Kleine Aue Abfluß zur Weſer. Auf einer künſtlichen Inſel des Sees liegt die vom Grafen Wilhelm von der Lippe 1765 erbaute Muſterfeſtung Wilhelmſtein, ein Fort mit einer kleinen Invalidenbeſatzung, ehemals auch mit einer von demſelben Graf gegründeten Kriegsſchule, in welcher der berühmte preuß. General von Scharnhorſt ſeine erſte militäriſche Erziehung erhielt. Am ſüdöſtl. Ufer des Sees liegt der ſchaumburg-lipp. Marktflecken Steinhude mit 1000 E., welche Fiſcherei und Leinwandweberei treiben.

Steinklee, ſ. Melilotus.

Steinkohlen nennt man die in verſchiedener Tiefe unter der Erdoberfläche und zwar gewöhnlich in Begleitung von Kohlenſchiefer und Kohlenſandſtein als Glieder der ſog. Steinkohlenformation vorkommenden Ablagerungen mehr oder minder reiner Kohle. Von den ſog. Braunkohlen (ſ. d.) unterſcheiden ſie ſich durch etwas geringern Bitumengehalt, ſchwarze Farbe des Strichpulvers und durch ganz andere Pflanzenabdrücke, welche mit ihnen vorkommen. Das Vorhandenſein von Kohlenwaſſerſtoffverbindungen in den S. veranlaßt bei trockener Deſtillation große Mengen von Leuchtgas, Steinkohlentheeröl u. ſ. w. Nach der Verſchiedenheit ihrer Reinheit, ihres Zuſammenhangs und ihrer Textur unterſcheidet man ſie mineralogiſch in Pechkohlen, Kännelkohlen, Grobkohlen, Faſerkohlen, Schiefer- und Blätterkohlen und Rußkohlen. Der von flüchtigen Subſtanzen faſt freie, reine Kohle von großer Dichtigkeit enthaltende Anthracit (ſ. d.) wird von den Mineralogen nicht zu den eigentlichen S. gerechnet. Die S. kommen oft in beckenförmigen Vertiefungen vor, und es liegen dann, mit Schiefer und Sandſtein abwechſelnd, in der Regel mehrere, zum Theil viele Schichten oder Flötze von ſehr verſchiedener Mächtigkeit, zoll- bis viele Fuße dick, übereinander; doch enthalten in der Regel nur ein oder einige dieſer Flötze die vorzüglichſten Kohlen (Pech- und Kännelkohlen). In manchen Kohlenbaſſins iſt Grobkohle die vorherrſchende. Die S. der verſchiedenen Kohlenbecken ſind ferner nach ihrem Gehalte an erdigen Subſtanzen, ihrem Durchſetztſein von fremdartigen Gängen und Adern, Schwefelkies u. ſ. w. ſehr verſchieden, und auch ihr Gehalt an Kohlenwaſſerſtoffen iſt ſich nicht gleich. Daraus entſtehen die techniſchen Unterſcheidungen in Backkohlen, welche in der Hitze ſchwellen, zuſammenbacken und ſchmelzen; Sinterkohlen, welche nicht ſchmelzen, aber zuſammenſintern; Sandkohlen, welche im Feuer ſchwinden und locker bleiben. Die vorzüglichſten Kohlengebiete hat Großbritannien in Northumberland, Durham, York, Derby, Lancaſhire, Cumberland, Wales und einigen ſchott. Grafſchaften, und es ſind die engl. Kohlen durch Quantität und Qualität gleich ausgezeichnet. In Frankreich finden ſich S. zu St.-Etienne und in den belg. Grenzgegenden, in Belgien zu Namur, Verviers u. ſ. w., in Deutſchland in den Gegenden von Dortmund, Aachen, Saarbrücken, Wettin, Zwickau und Potſchappel in Sachſen, zu Pilſen in Böhmen, im ſüdl. Schleſien u. ſ. w. In neuerer Zeit haben ſowol die Production als auch der Conſum der S. überall in rieſigem Maßſtabe zugenommen. In Großbritannien wurden 1866 nicht weniger als 101,638543 Tonnen (in 3188 Gruben) gefördert (gegen 88,292515 im J. 1863). Die zweite Stelle in Europa nimmt der Zollverein ein, in deſſen Gebiet 1865 435,894109 Ctr. im Werthe von 40,176364 Thlrn. in 667 Gruben und von 108567 Arbeitern ausgebeutet wurden. Es kamen davon auf Preußen 381,457643, auf Sachſen 48,251609, auf Baiern 5,860587 Ctr. u. ſ. w. 1853 ſchätzte man die Geſammtproduction des Zollvereins erſt auf etwa 155 Mill. Ctr.

Die S. werden ſtets regelmäßig bergmänniſch durch unterirdiſche Baue gewonnen, und es wird jetzt überall dabei mit großer Sorgfalt verfahren. Eigenthümlich ſind dem Kohlenbergbau die ſchlagenden Wetter, d. h. Kohlenwaſſerſtoffgaſe, welche ſich aus Ritzen und Klüften der Kohle entwickeln und beim Nähern eines Lichts explodiren. Deshalb müſſen die Arbeiter mit ſog. Sicherheitslampen verſehen ſein. Trotzdem aber kommen alljährlich Unglücksfälle vor. Dieſe Gaſe ſowie die Producte, welche man bei der Steinkohlengasbereitung erhält, beweiſen, daß die S. zwar Reſte früherer Wälder oder Torfmoore, aber nicht durch Verbrennung, ſondern durch allmähliche Zerſetzung unter hohem Druck entſtanden ſind, wobei die kohlenwaſſerſtoffigen Producte ſich nicht verflüchtigen konnten. Die S. ſind vermöge ihrer Zuſammenſetzung ein ganz vorzügliches, für gewiſſe Zwecke das vorzüglichſte und bei ihrem maſſenhaften Vorkommen, bei geregelter Gewinnung in nicht zu großer Entfernung vom Fundorte auch das billigſte Brennmaterial. Da nun, abgeſehen von der Metallinduſtrie, wo die Wichtigkeit der Kohlen von ſelbſt einleuchtet, mit

der überhandnehmenden Verwendung der Dampfkraft der Preis des Brennmaterials immer entscheidender für das Gedeihen der Industrie wird, so ist auch Steinkohlenreichthum in der Regel mit einer entsprechenden industriellen Entwickelung gepaart. Die S. sind einer der Hauptfactoren von Englands industrieller Größe. Beim Brennen, welches stets auf Rosten geschehen muß, geben die S. eine starke Flamme und, weil sie fast nur aus brennbarer Substanz bestehen, sehr viel Hitze. Bei der sehr verschiedenen Beschaffenheit der S. gehört aber eine große Kenntniß des Feuerungsbaues und von seiten der Heizer ein förmliches Studium der Eigenschaften der Kohle dazu, um in jedem Falle das Maximum des Effects zu erzielen. Wegen des Schwefelkiesgehalts der meisten S. und des Gehalts an flüchtigen Stoffen ist das Verbrennen roher S. meist mit unangenehmem Geruch und der Entwickelung von Gasarten verbunden, welche Metall stark angreifen. Für solche Anwendungen, wo diese Gasarten vermieden werden sollen, z. B. beim Eisenschmelzen, Heizen der Locomotiven, der Stubenöfen u. s. w., verwandelt man die S. in Coaks (s. d.), indem man sie in Haufen an der Luft (Meilern) oder in besondern Oefen so lange erhitzt, bis aller Schwefel und der größte Theil der flüchtigen Stoffe verjagt sind. Der Rückstand ist dann eine metallisch-klingende, fast reine Kohle. Erhitzt man die S. in verschlossenen Retorten, so kann man die sich entwickelnden flüchtigen Stoffe benutzen, indem man das Leuchtgas nach vorgängiger Abscheidung des Theers, der Schwefelverbindungen u. s. w. zur Beleuchtung (s. Gasbeleuchtung) dienen läßt. Die rückständigen Coaks können dann immer noch zum Heizen gebraucht werden, sind aber, da sie fast keine Spur von flüchtigen Bestandtheilen mehr enthalten, nicht zu allen Zwecken verwendbar. Vgl. Geinitz, Fleck und Hartig, «Die S. Deutschlands» (Bd. 1 und 2, Münch. 1865).

Steinla (Moritz), eigentlich Müller, vorzüglicher Kupferstecher, geb. 1791 zu Steinla bei Hildesheim, machte seine ersten Studien an der Akademie in Dresden, wo schon seine frühesten Arbeiten, mehrere Porträts in Linienmanier, zu schönen Erwartungen berechtigten. Sodann begab er sich nach Italien, wo er zu Florenz unter Morghen und zu Mailand unter Longhi bald eine hohe Stufe der Vollendung erreichte. Dort beendete er auch seinen Stich nach Tizian's berühmtem Christus mit dem Zinsgroschen, der sich durch meisterhafte Durchführung, außerordentliche Zartheit und Kraft auszeichnet. Nach seiner Rückkehr nach Dresden wurde er zum Professor an der Akademie ernannt und nahm zugleich den Namen seines Geburtsorts an. Er stach nun Fra Bartolommeo's Pietà aus dem Palaste Pitti in Florenz (1830), dann den Kindermord nach Rafael's Zeichnung, im Cabinet zu Dresden (1836), die Madonna della Misericordia nach Fra Bartolommeo (1838), endlich die Holbein'sche Madonna der dresdener Galerie, eins der ausgezeichnetsten Werke des Grabstichels, voll Wahrheit und Leben und von hohem malerischen Reiz, welches ihm von der pariser Akademie die große goldene Medaille erwarb. Nicht minder vorzüglich in treuer Wiedergabe des Originals ist der 1848 vollendete große Stich nach Rafael's Sixtinischer Madonna. Diesem Werke folgte eine Nachbildung der Rafael'schen Madonna mit dem Fische, deren Zeichnung er 1852 nach dem Originale in Madrid ausführte, und deren Uebertragung in den Stich seine letzte Arbeit war. S. starb 21. Sept. 1858.

Steinle (Joh. Eduard), einer der namhaftesten Vertreter der neuern religiösen Malerei in Deutschland, wurde 1810 in Wien geboren und dort an der Akademie gebildet. Er neigte schon früh zur prärafaelitischen Richtung und wurde 1837 in München von Cornelius, mehr noch später in Rom durch Overbeck darin bestärkt. 1839 malte er Jakob mit dem Engel ringend, sodann eine Madonna, eine Jeanne d'Arc zu Pferde u. a. Um dieselbe Zeit führte er auf Schloß Rheineck im Auftrage von Bethmann-Hollweg die Fresken der Kapelle aus, welche die Bergpredigt, ihre Seligpreisungen und ihre Wirkung darstellt. Sodann begann er 1843 Fresken im hohen Chore des Doms zu Köln, die Engelchöre auf Goldgrund darstellend, Schöpfungen von großartigem Ausdruck. Seit 1844 malte er im Kaisersaale zu Frankfurt das Urtheil des Salomo. 1850 erhielt er am dortigen Städel'schen Institut die Professur der Historienmalerei und entwickelte nun, unermüdlich im Schaffen und Lehren, nach beiden Richtungen hin eine erstaunliche Thätigkeit. Seine hauptsächlichsten Schöpfungen seitdem sind: die tiburtinische Sibylle, für das Städel'sche Institut, michelangelesk; Marienbild für die kath. Kirche in Wiesbaden, von würdiger Haltung, nach Art der ältern ital. Meister; Besuch der Maria bei Elisabeth, für die Kunsthalle in Karlsruhe, von harmonischer, kräftiger Farbe; Lucas die Madonna porträtirend, für den Prinzen Albert (1852); Christus am Oelberge, für eine Kirche zu Christiania; Erweckung von Jairi's Tochter, für den König von Preußen, eine durchdachte Composition, fromm und in zarter Empfindung durchgeführt; die Predigt Petri, für eine Kirche in Riga (1853); Eva und Abel für Baron Hübner (1854). An monumentalen Werken sind zu nennen die 1859

begonnenen vier Fresken im kölner Museum, welche die wichtigsten Momente der kölner Kunstgeschichte veranschaulichen; ferner die Ausschmückung der Aegidienkirche in Münster, worin sich eine tiefe Auffassung der kirchlichen und histor. Gegenstände mit Großartigkeit, Reichthum und Schönheit der Composition verbindet. Reichthum der Erfindung, Originalität der Auffassung und überwältigender Fleiß sind überhaupt S.'s große Vorzüge, die er auch in einer unzählbaren Menge von Sepia-, Kohlen- und Bleistiftzeichnungen sowie Aquarellen bekundet hat. Diese Zeichnungen behandeln die verschiedensten Stoffe mit großem Glück, die Dramen Shakespeare's wie die Märchen von Brentano, oder allegorische und symbolische Themata, Genre und das weite Gebiet der Gelegenheitsmuse, geistvoll, sinnig und anmuthig. Als Lehrer dringt er auf genaue Kenntniß der Natur und die Nachahmung der großen Meister des 15. und 16. Jahrh.

Steinmasse oder künstlicher Stein wird auf mannichfache Weise hergestellt, wobei man im allgemeinen als Hauptvortheil den Umstand ins Auge faßt, daß Gegenstände von beliebiger Gestalt in Formen verfertigt werden können, also die kostspielige Steinmetz- und Bildhauerarbeit erspart wird. Zu den künstlichen Steinproducten gehören z. B. schon die aus Lehm gebrannten Ziegel, die auf gleiche Weise aus andern Thonmischungen hergestellten Bauornamente, andererseits die Nachbildungen der Edelsteine durch Glasflüsse. In engerm Sinne sind hierher zu rechnen der Stuckmarmor aus Gips, der röm. Cement, Portland-Cement, Oelcement (Gemenge von Sand, Kalksteinmehl, Bleiglätte und Leinöl), Harzcement (aus Kreide- oder Kalksteinpulver und gelbem Harz oder Kolophonium), verschiedene Arten künstlicher Schleifsteine (z. B. aus Schellack und gepulvertem Smirgel) u. s. w.

Steinmetz (Karl Friedrich von), preuß. General, wurde 27. Dec. 1796 als preuß. Unterthan geboren und, da er seinen Vater früh verloren hatte, von seiner Mutter, einer geborenen Freiin von der Mosel, erzogen, bis er 10 J. alt in das Cadettenhaus zu Culm kam. Von hier bei den Abtretungen von 1807 nach Stolp und, nach der Auflösung des dortigen Cadettenhauses, in das von Berlin versetzt, genoß er hier seinen wissenschaftlichen und militärischen Unterricht. Nachdem er Portepéeunteroffizier geworden, wurde er im Febr. 1813, kaum 16 J. alt, in die Armee versetzt und dem 1. Garderegiment zugetheilt, welches damals mit dem Könige nach Breslau gegangen war. Kurz darauf, 5. März, erfolgte seine Anstellung als Secondelieutenant bei der Infanterie des York'schen Corps. Hier wurde er dem 1. ostpreuß. Infanterieregiment zugetheilt, mit dem er den Feldzügen von 1813 und 1814 beiwohnte. Er wurde mehrmals verwundet und erhielt für seine Auszeichnung in den Schlachten von Laon und Paris das eiserne Kreuz. Nach dem Frieden stand das Regiment längere Zeit in Cantonnirungen bei Bittberg in der Eifel. S., der schon im Cadettencorps den regsten Eifer für wissenschaftliche Fortbildung bekundet hatte, sah sich jetzt mit dem damaligen Hauptmann von Willisen zu militärischen Terrainaufnahmen verwendet. Im Kriege von 1815 rückte sein Regiment der Armee nur nach, und er gelangte so nach Paris, das er von allen Geldmitteln entblößt, im vorigen Feldzuge nicht betreten hatte. Mit seinem Regiment trat er sodann 1816 den Rückmarsch aus Frankreich nach der Garnison Königsberg an. 1818 zur Dienstleistung beim Gardecorps commandirt, dann zum 2. Garderegiment versetzt, stieg S. während der Friedenszeit in der Garde zum Bataillonscommandeur auf, nachdem er 1820—23 die Allgemeine Kriegsschule besucht und 1825—27 im Topographischen Bureau gearbeitet hatte. Er führte 1839 das düsseldorfer Gardelandwehrbataillon und 1841—48 ein Bataillon im Gardereserveregiment, mit welchem er an dem Straßenkampfe in Berlin theilnahm. Beim Ausbruch des dän. Kriegs erhielt er die Führung des Königsregiments (Nr. 2), dessen Commandeur bei jenem Kampfe verwundet worden war. Namentlich focht er bei Schleswig und Düppel und empfing für das erstere Gefecht den Orden pour le mérite. Dann wurde er im Herbst 1848 Commandeur des 32. Infanterieregiments, übernahm ein gemischtes Detachement, das an der dessauischen Grenze zum Schutz des herzogl. Hofes aufgestellt wurde, und war Commandant von Brandenburg, als man die Nationalversammlung dorthin verlegte. 1849 wurde er mit der Entwaffnung des berliner Landwehrregiments, das wegen verübter Excesse vom Rhein nach der Mark zurückgezogen wurde, beauftragt, was in der Gegend von Magdeburg ohne alle Schwierigkeiten stattfand. 1850 nach Hessen befehligt, war er Commandant von Kassel und verhinderte die Abführung des Staatsschatzes und der Waffen aus dem Zeughause. Darauf trat S. im April 1851 an die Spitze des Cadettencorps und wirkte hier drei Jahre unter mancherlei Schwierigkeiten mit gewohnter Energie und zugleich mit väterlichem Wohlwollen, das ihm die ungetheilte Liebe seiner Zöglinge verschaffte. Auch ihm selbst war die Stellung so lieb geworden, daß er mit Bedauern schied, als er 1854 zum Commandanten von Magdeburg ernannt wurde. Im Frühjahr 1857 erhielt er das Commando

der 4. Gardeinfanteriebrigade und im Nov. deſſelben Jahres das der 1. Diviſion in Königsberg, wo er durch einen Erlaß über die Annahme junger Leute auf Beförderung, der durch irgendeine Verletzung des Amtsgeheimniſſes in einer Zeitung veröffentlicht wurde, und die von ihm erwirkte Verhaftung des Redacteurs, der die zeugeneidliche Ausſage verweigerte, einen großen Sturm erregte. Bei der Krönung im Oct. 1861 erhielt S. den rothen Adlerorden 1. Klaſſe, und 1863 erfolgte ſeine Ernennung zum commandirenden General des 2. Armeecorps, welches er 1864 mit dem 5., in Poſen, vertauſchte. Mit dieſem Corps, aus Polen und Niederſchleſiern beſtehend, zog er 1866 in den Krieg gegen Oeſterreich. Er beſiegte in Böhmen an drei aufeinander folgenden Tagen, 27. und 28. Juni in den Schlachten bei Nachod und Skalitz, 29. in dem Gefecht bei Schweinſchädel, drei feindliche Armeecorps, welche, jeden Tag ein friſches, ſich ihm entgegenſtellten. Am 30. Juni hatte das 5. Corps bei Gradlitz mit dem Feinde, der hinter der Elbe ſtand, eine Kanonade, welche daſſelbe belogiren ſollte. Doch wich S. mit ſeinem Corps nicht zurück. Zur Schlacht von Königgrätz ſetzte er ſich auf Befehl ſeines Obercommandos um 7 Uhr früh in Marſch und eilte ohne Aufenthalt dem Kanonendonner der entbrannten Schlacht zu. Sein Corps gelangte aber erſt im letzten Moment, als der Feind ſchon im vollen Rückzuge begriffen, in die Schlachtlinie und fand nichts mehr zu thun. S. hatte ſich im Kriege durch klaren Blick, Beſonnenheit, im Moment des Handelns durch die Thatkraft ſeines eiſernen Willens einen glänzenden Ruhm erworben. Der Schwarze Adlerorden und eine bedeutende Dotation ehrte ſeine Verdienſte. 1867 wurde er ſowol in den conſtituirenden als den erſten ordentlichen Reichstag des Norddeutſchen Bundes gewählt.

Steinobſt nennt man diejenigen eßbaren Baumfrüchte, welche eine fleiſchig-ſaftige, genießbare, auswendig von einer Haut belleidete Hülle beſitzen, die einen ſteinharten, den oder die Samen in einem oder mehreren Fächern enthaltenden Kern (Steinkern) umſchließt. Zu dem S. mit einfächerigem, in der Regel blos einen Samen enthaltenden Kern gehören die Kirſchen, Pflaumen, Aprikoſen und Pfirſichen (botaniſch betrachtet auch die Walnüſſe und Mandeln), zu dem S. mit zweifächerigem Kern die Kornelkirſchen.

Steinöl, ſ. Petroleum.

Steinoperationen nennt man diejenigen chirurgiſchen Operationen, welche die Beſeitigung der Steine in der Urinblaſe bezwecken. Die gänzliche Beſeitigung des Uebels erlangt man nur durch den Steinſchnitt oder die Lithotomie (lithotomia oder cystotomia), die darin beſteht, daß man von außen her mit dem Meſſer die Harnblaſe öffnet, um den oder die darin befindlichen Steine auszuziehen. Die Häufigkeit der Steinkrankheit (ſ. Stein) erzeugte die Idee dieſer Operation ſchon im hohen Alterthume, und bei den alten Aegyptern gab es eine Klaſſe Menſchen, welche die Ausführung dieſer Operation zu einem beſondern Gewerbe machten. In den medic. Schriften des Alterthums wird derſelben häufig gedacht. Die Araber wie die Aerzte des Mittelalters überhaupt ſcheinen ſie wieder den beſonders darauf eingeübten Steinſchneidern überlaſſen zu haben, bis ſeit dem 17. Jahrh. von den ausgezeichnetſten Aerzten und Chirurgen der größte Fleiß darauf verwendet wurde, durch Verbeſſerungen der Methode und der Inſtrumente ſowie durch Uebung und dadurch erlangte Fertigkeit die mit der Operation verbundenen Gefahren und Schmerzen zu vermindern. Durch dieſe Beſtrebungen hat man nach und nach zahlreiche Methoden des Steinſchnitts erhalten, welche ſich gegenſeitig den Vorrang ſtreitig machen. Einer der Hauptunterſchiede zwiſchen dieſen Methoden liegt in dem Orte des Einſchnitts in die Harnblaſe, welcher ſowol von der vordern Fläche des Unterleibs als auch von dem unterſten Theile deſſelben, dem Mittelfleiſche, aus oder endlich durch den Maſtdarm gemacht werden kann. Die Operation iſt nicht ohne Gefahr und nimmt ziemlich viel Zeit in Anſpruch, ſodaß eine ebenſo ſichere, aber gefahrloſere und kürzere Methode wünſchenswerth war. Eine ſolche iſt die von Civiale in Paris ſeit 1823 geübte und jetzt allgemein gebräuchliche Lithotritie oder Lithotripie, die Steinzertrümmerung, bei welcher der Stein in der Blaſe mit einem durch die Harnröhre eingeführten Inſtrument gefaßt und mittels eines Meiſels oder eines Bohrers zerkleinert wird. Das Inſtrument iſt ſo eingerichtet, daß die Blaſe ſelbſt bei dieſer Operation nicht verletzt wird. Die kleinern Bruchſtücke gehen durch die Harnröhre ab, und die gröbern werden in nachfolgenden Sitzungen ebenſo zerkleinert. Natürlich eignen ſich zu dieſer Art der Operation nur weiche, leicht brüchige Steine, vorzüglich die aus phosphorſauren Erden beſtehenden (Phosphatſteine), während die harten, aus harnſauren Salzen und namentlich die aus oxalſaurem Kalk beſtehenden in der Blaſe nicht oder nur äußerſt ſchwer zerbröckelt werden können. Arzneimittel, welche im Stande wären, die Steine aufzulöſen, gibt es nicht.

Steinpappe (carton-pierre bei den Franzoſen) nennt man eine Zuſammenſetzung aus auf-

geweichtem und zerkleinertem Papiere, angemacht mit Leimwaſſer und verſetzt mit Thon und Kreide. Aus dieſer Maſſe werden Relieforname nte für das Innere von Gebäuden verfertigt.

Steinpilz, auch Herrenpilz iſt eine Art der Gattung Röhrenpilz (Boletus) und führt im Syſtem den Namen eßbarer Röhrenpilz (B. edulis L.). Er zeichnet ſich vor andern verwandten Arten, welche zum Theil giftig oder verdächtig ſind, durch den auffallend, oft unförmlich dicken, weißen, dichtduſchigen Stiel und die graugrünlichen Röhren der untern Hutſeite aus. Der Hut iſt anfangs faſt halbkugelig, ſpäter convex, nicht viel breiter, bisweilen ſogar ſchmäler als der Stiel und oberſeits matt leberbraun. Der S. hat einen angenehmen Geruch und das rohe, nicht milchende Fleiſch einen milden Geſchmack. Er iſt vielleicht der geſchätzteſte von allen in Deutſchland vorkommenden Pilzen, wird gekocht, gebraten und gebacken ſowie auch in Eſſig gelegt gegeſſen und wächſt in ganz Mittel- und Nordeuropa in lichten Laub- und Nadelwäldern auf mit Moos, Heidekraut oder Gras überzogenen Stellen, wo er ſich vom Frühling bis zum Herbſt, beſonders aber von Mitte Juli bis Sept., zumal bei feuchter Witterung, bisweilen in unglaublicher Menge, meiſt jedoch ſpärlich verſtreut findet.

Steinſalz nennt man das in der Natur maſſenhaft vorkommende Chlornatrium, welches theils als ſolches unmittelbar in Steinbrüchen oder Bergwerken gewonnen wird, oder aber durch ſeine Auflöſung in Waſſer zu natürlichen oder künſtlichen Salzquellen, Solquellen, Veranlaſſung gibt. Die natürlichen Salzquellen liefern in der Regel keine geſättigte Salzſole, weshalb man ihnen die durch Bohrarbeiten oder ſog. Sinkwerke erlangten vorzieht. Das als ſolches gewonnene S. iſt gewöhnlich nicht rein genug, um es als Kochſalz verwenden zu können, und wird in dieſem Falle zur Verwendung für den menſchlichen Haushalt erſt wieder in Waſſer aufgelöſt und die Solution dann eingeſotten. S. findet ſich gewöhnlich mit Gips, Anhydrit und Thon zuſammen als unregelmäßige Einlagerung in ſehr vielen durch das Meer abgelagerten Flötzformationen. Innerhalb beſtimmter Ländergebiete iſt es aber in der Regel nur in einer oder in zweien der übereinanderliegenden Formationen vorhanden. In Deutſchland, mit Ausſchluß der Alpen, kennt man es nur in der Triasgruppe und in der Zechſteinformation. Alle ſüddeutſchen Salinen, namentlich die ſchwäbiſche, benutzen das zwiſchen den Muſchelkalk (das mittlere Glied der Triasgruppe) eingelagerte S. Die mittel- und norddeutſchen Salinen benutzen dagegen die Steinſalzlager des Zechſteins, des Buntſandſteins und des Muſchelkalks. Bei Staßfurt (ſ. d.) unweit Magdeburg hat man letzteres über 1000 F. mächtig erbohrt. Das S. der Kalkalpen (bei Hall, Hallein, Hallſtadt u. ſ. w.) gehört ebenfalls der Triasgruppe an. Die ſehr mächtigen und weitverbreiteten Steinſalzlager Galiziens (z. B. bei Wieliczka) ſind tertiär, die bei Cordonna in Spanien ſollen der Kreidegruppe angehören, ebenſo die in Nordafrika. Im Onondagogebiet Nordamerikas kennt man S. in der Grauwackenformation. So ſcheint es denn in der That von keiner marinen Ablagerung ganz ausgeſchloſſen, nur aber innerhalb derſelben ſehr ſporadiſch vertheilt zu ſein. (S. Salz.) Vgl. Alberti, «Halurgiſche Geologie» (2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1852).

Steinſchneidekunſt oder Lithoglyptik, die Kunſt, Figuren und Bilder in harte Steine zu ſchneiden, verdankt ihre Entſtehung dem uralten Aberglauben an die Wunderkräfte der ſog. edlern Steine, die ſich durch Härte, Seltenheit, Glanz und Schönheit der Farben von den gemeinen Steinen unterſcheiden. Je tiefer man in das geſchichtliche Alterthum zurückgeht, deſto größer iſt die Anzahl und Verehrung der Amulete (ſ. d.), die als Schutzmittel gegen böſen Zauber und dämoniſche Einwirkungen am Leibe getragen werden. Nach Plinius war ihr Gebrauch im ganzen Orient verbreitet, daher die zahlloſen geſchnittenen Steine aus Indien, China, vorzüglich aus Aſſyrien und der Gegend von Babylon. In Aegypten und ſelbſt in Aethiopien lieferte die daſelbſt von alters her bekannte Glyptik Scarabäen (ſ. d.) aus Achat, Karnalin, Jaspis, Lapis lazuli, die ſich, offenbar als geweihte Amulete, bei Mumien vorfinden. Vorſicht, Handelsgeiſt, Herrſcherwürde, Putzliebe u. dgl. ließen nachher die Siegel und die als Petſchaft dienenden Ringe erfinden zum Verſiegeln der Vorraths- und Schatzkammern wie auch zum Petſchiren von Briefen. Das Siegel dieſes Fingerringes vertrat die Stelle der Unterſchrift, war das im Verkehr gebräuchliche authentiſche Kennzeichen und verbürgte die Treue und Richtigkeit des gegebenen Worts. Der Gebrauch der Petſchafte in der Bibel und in der Geſchichte der Handelsvölker des Alterthums, bei den Phöniziern, Babyloniern, Perſern, Griechen, darf daher nicht verwundern. Nach Herodot's Ausſage hatte jeder Babylonier ſein Petſchaft, und bei den Griechen muß die Sitte des Ringtragens bis zum Trojaniſchen Kriege hinaufgehen, wenn man dem Plutarch trauen darf bei der Beſchreibung des Fingerringes, auf welchem Odyſſeus, zum Andenken des Fiſches, welcher den Telemach vom Schiffbruch gerettet, einen Delphin hatte ſchneiden laſſen.

Die geſchnittenen Steine ſind von zweierlei Art, je nachdem das darauf enthaltene Bild vertieft oder erhöht iſt. Bei den Tiefſchnitten (Intagtien) ſind die Linien und Theile der Zeichnung in den Stein eingegraben oder eingeſtochen, bei den Hochſchnitten (Cameen) aber in dem Stein ausgeſpart, ſodaß nur die leeren Zwiſchenräume und Felder bis auf eine gewiſſe Tiefe weggenommen ſind. Zum Schneiden der Cameen (ſ. d.) und Intaglien gebraucht man verſchiedene Subſtanzen. Dieſe ſind zunächſt die eigentlichen Edelſteine oder Gemmen, die durchſichtigſten und härteſten orient. Steine, als der Diamant, der Rubin, der Saphir, der Smaragd, der Topas (alle nur ſehr ſelten geſchnitten); ferner der Amethyſt, ein violettblauer Quarz, am geſchätzteſten wenn ſeine Farbe intenſiv und weich wie diejenige des Stiefmütterchens iſt, und wegen ſeines weinartigen Tones manchmal zur Darſtellung von bacchiſchen Gegenſtänden genommen, der Aquamarin, ein meergrüner, manchmal ins Blaue ſpielender Beryll. Sodann kommen die gemeinen halbdurchſichtigen oder undurchſichtigen oder ſeifenartigen Hartſteine, die weil ſie ſich ſchön poliren laſſen, zu den Edelſteinen gerechnet werden: der Opal, auf weißem, bläulich ſchattirtem Grunde in allen Regenbogenfarben ſpielend und je nach dem darauffallenden Lichte den Ton wechſelnd; der Türkis, ein ſanftblauer Stein, welchen die Aegypter oft ſchnitten; der Pras oder falſche Smaragd (plasma di Smeraldo), ein lauchgrüner Stein; der Achat und ſeine mancherlei Arten, als Sard oder Karneol, Chalcedon, Chryſopras, Kornalin, Onyx und Sardonyx, welcher letzterer bisweilen fünf, meiſtens drei Farbenſchichten hat. Außer den edeln und gemeinen Hartſteinarten, welche der orient. und afrik. Handel den Alten in jetzt ungekannter Schönheit und Größe zuführte, gebrauchten die antiken und modernen Steinſchneider noch andere Materiatien: Felsarten, als Granit, Baſalt, Syenit; animaliſche Subſtanzen, als Korallen, Elfenbein und Perlmuſcheln; erdharzige Stoffe, als Lapis lazuli und Bernſtein; endlich Metalle, als Hämatit, bräunliches, manchmal gelbliches Eiſenoxyd, das ganz beſonders zum Schneiden der perſepolitaniſchen Cylinder und ägypt. Amulete genommen wurde.

Allem Anſchein nach verbreitete ſich die Kunſt in harten Steinen zu ſchneiden aus dem Orient nach Griechenland und erreichte hier 460—336 v. Chr. den Gipfel der Vollkommenheit. Die Diadochenzeit, in welcher, zumal anfangs, die Kunſt noch von einem höhern Geiſte belebt war, leiſtete in dieſem Fache ſehr Vortreffliches. Der Luxus in geſchnittenen Steinen gewann beſonders durch den aus dem Orient herſtammenden Gebrauch, daß man Becher, Kratere und andere Arbeiten aus edeln Metallen mit Cameen ſchmückte. In dieſe Klaſſe gehören auch die in derſelben Zeit aufkommenden, ganz aus edeln Steinen geſchnittenen Gefäße, in welcher Gattung damals wahre Wunder an Schönheit und techniſcher Vollendung geſchaffen wurden. Gegen Ende der röm. Republik gingen tüchtige Gemmenſchneider aus Griechenland nach Rom und brachten daſelbſt ihre Kunſt in Blüte. Dioskorides, der Urheber des Auguſtuskopfes, mit welchem der Kaiſer ſelbſt ſiegelte, war der ausgezeichnetſte Intaglienſchneider der Zeit. Wenn ſich auch in dieſen Werken der Geiſt der Behandlung und der Adel der Formen nicht mehr wie in den Ptolemäergemmen findet, iſt doch die Zeichnung ausdrucksvoll und die Arbeit ſehr gediegen. Prunkgeräthe aus geſchnittenen Steinen, ein Luxus, der in der letzten Römerzeit aufs höchſte ſtieg, werden immer noch mit vieler Geſchicklichkeit verfertigt. Die in der letzten röm. Kaiſerzeit ſehr häufige Anwendung geſchnittener Steine zur Verzierung von Zimmergeräthen, Prachtgewändern, Schwertgriffen, Wehrgehenken u. ſ. w. bewirkte, daß die Gemmenarbeit auch in ſo ſpäter Zeit noch auf einem merklichen Grad der Tüchtigkeit blieb. Während der erſten chriſtl. Jahrhunderte beſtand dieſe Arbeit noch fort in Italien und beſonders in Konſtantinopel. Die Gegenſtände wurden nun oft aus dem Alten und Neuen Teſtamente entlehnt, und namentlich benutzten die byzant. Gemmenſchneider die rothen Flecke auf dem grünen Grunde des ſog. Blutjaspis zu Darſtellungen des dornengekrönten oder blutig gegeiſelten Heilandes. Nach dem Umſturze des Römiſchen Reichs durch die Barbaren ſcheint das Steinſchneiden nur noch in Byzanz betrieben worden zu ſein. Hier hatten ſich die antiken Kunſttraditionen erhalten, aber mit immer entſchiedenern Anzeichen der einreißenden Barbarei, und im 11. Jahrh. war jenes Kunſtfach völlig verfallen.

Bei den andern Völkern kannte man faſt nur die antiken geſchnittenen Steine. Pipin ſiegelte mit einem indiſchen Bacchus, Karl d. Gr. mit einem Serapis, und man kann annehmen, daß im frühern Mittelalter die Kunſt des Steinſchneidens allen abendländiſchen Völkern abhanden gekommen war. Viele Reliquienſchreine und Cultusgeräthe jener Zeit ſind mit antiken Cameen und Intaglien verziert, die man bei der damaligen ſtrengen Andacht und Frömmigkeit gewiß nicht angewendet hätte, wenn andere Steine dafür vorhanden geweſen. Die Einnahme Konſtantinopels durch die Türken 1453 verurſachte hauptſächlich das Wiederaufleben dieſer Kunſt in Italien, wohin ſich die griech. Künſtler flüchteten. Die darunter befindlichen Stein-

schneider, wenn auch nur noch unwissende Gesellen, brachten doch das Mechanische ihres Handwerks mit, und dies war für die damaligen großen ital. Meister hinreichend, um die verfallene Lithoglyptik wieder in die Höhe zu bringen. Lorenzo von Medici und dessen Sohn Pietro, eifrige Sammler von antiken geschnittenen Steinen, beriefen die besten griech. Arbeiter dieses Faches nach Florenz. In dieser Schule bildete sich Giovanni, gewöhnlich Giovanni dalle Carneoli genannt, der bald an dem Mailänder Domenico, mit dem Beinamen dei Camei, einen Nebenbuhler fand. Das 16. Jahrh. war die blühendste Epoche der modernen S. Giovanni Bernardi de Castel Bologneſe, Valerio Vicentino, Matteo del Naſſaro von Verona, Maria di Pescia, Aleſſandro Ceſari, Jacopo Caraglio von Verona, Luigi Anichini von Ferrara machten ſich vorzüglich berühmt und bewährten eine ſolche Werkmeiſterſchaft, daß ihre Leiſtungen manchmal mit Antiken verwechſelt werden. Die aus feltenen Steinen gearbeiteten Gefäße wurden um dieſe Zeit ebenfalls wieder ein geſuchter Luxusartikel. Vaſari berichtet, daß der berühmte Valerio Vicentino viele Vaſen aus Bergkryſtall für Clemens VII. verfertigte, der einen Theil davon an verſchiedene Prinzen verſchenkte und die andern in die Kirche San-Lorenzo zu Florenz ſtiftete. Jacopo da Trezzo lieferte ebenfalls drei ſehr ſchöne Vaſen, und die Schüler dieſes berühmten Graveurs, Gaſparo und Girolamo Miſſeroni von Mailand, machten geſchätzte Becher und Schalen aus koſtbaren Steinarten. Manche Fürſten ſammelten dergleichen Prachtgeräthe. Die Gemmencabinete in Florenz und Paris, der kaiſerl. Schatz in Wien, die Schatzkammer des Königs von Baiern in München, das Grüne Gewölbe in Dresden bewahren eine beträchtliche Anzahl ſolcher Stücke von der Meiſterhand ital., deutſcher und franz. Künſtler. Als gegen das Ende des 16. Jahrh. die Kraft der bildenden Künſte allenthalben zu ermatten begann, erlitt die S. gleiches Schickſal. Dieſelbe hatte auch keinen Antheil an dem neuen Aufſchwunge, welchen die Malerei und Plaſtik im 17. Jahrh. in Italien, Spanien und den Niederlanden nahmen, und kann beinahe völlig abhanden. Erſt im 18. Jahrh. gelangte ſie wieder zu einer kleinen Nachblüte durch eine Anzahl verdienſtlicher Künſtler, unter welchen J. A. Pichler (geſt. 1790) der berühmteſte iſt. Trotz vereinzelter achtbarer Erſcheinungen auf dem Gebiete der Lithoglyptik war es ſeitdem mit dieſer Kunſt vorbei oder die Leiſtungen waren wenigſtens nur gering. Die reichſten Sammlungen von geſchnittenen Steinen beſitzen die Cabinete zu Paris, Wien, Florenz, Berlin und Petersburg.

Was die Art der mechan. Behandlung anlangt, ſo möchte man aus dem, was Plinius hierüber ſagt, beinahe ſchließen, daß die Alten keine andere Methode als die von den Neuern befolgte kannten. Alle Arbeitswerkzeuge, deren man ſich beim Steinſchneiden bedient, ſo groß oder klein ſie auch ſein mögen, ſind aus weichem, ungehärtetem Eiſen oder Meſſing. Die einen, «Rundſägen» genannt, haben an ihrem Vorderende die Form eines flachen, an den Rändern immer ſehr ſcharfen Nagelkopfes; andere haben einen ganz runden Kopf, wie ein Knopf, und heißen «Rundperlen». Dergleichen Werkzeuge führt der Künſtler von allerlei Größen, und bei den Rundperlen geht der Knopf ſtufenweiſe von der Größe einer großen Erbſe bis zur Größe des kleinſten Nadelknopfes herunter. Die Inſtrumente werden in Bewegung geſetzt durch die Vorrichtung eines kleinen ſtählernen Rades, welches in der Mitte des Arbeitstiſches auf einem meſſingenen Fuße in einem fäßchenartigen Verſchlage angebracht iſt und in Verbindung ſteht mit einem unter dem Arbeitstiſche befindlichen hölzernen Rade, das von dem Fußtritt des Arbeiters ſeinen Schwung erhält. Jedes Handwerkszeug greift nur in einen Edelſtein ein, wenn es ſtark mit Schmirgel oder Diamantbort beſtrichen iſt. Dieſer Schmirgel (Saphirmehl mit Olivenöl gemiſcht) bewerkſtelligt die ganze Arbeit. Hat der Steinſchneider die Figuren, die er ſchneiden will, in Wachs auf einer Schiefertafel modellirt und die Modellirung ſorgſam durchgebildet, ſo wählt er einen Edelſtein, der von dem Schleifer die beſtellte Form erhalten hat, d. h. gewöhnlich oval zugeſchliffen worden, und zeichnet darauf mit einer kupfernen Nadel ſein Modell. Alsdann hält er den Stein an die ſcharfe Seite einer an dem Rädchen befeſtigten Rundſäge und merkt während des Drehens in gewiſſen Abſtänden Auskennungspunkte an, je nach dem äußern Umriſſe der einzuſchneidenden oder auszuſparenden Figur. Dieſen erſten Entwurf bringt er ganz zu Ende. Er arbeitet ſofort alles aus dem Gröbſten, nimmt Maſſe hinweg, verfährt aber, wenn das Werk Geſtalt zu gewinnen beginnt, vorſichtiger, indem er die Inſtrumente wechſelt, bis er fertig iſt. Oft geſchieht es, daß die Handwerkszeuge der gewöhnlichen Art nach den Stellen, die er gern bearbeiten möchte, nicht hingelangen können. In ſolchen Fällen bedient er ſich der Diamantſpitzen, eiſerner oder kupferner Stifte, die mit einem Stiel, welcher ſie handhabig macht, verſehen und vorn mit einem Stückchen Diamant gefaßt ſind. Mit dieſem Inſtrument in der Hand (nunmehr ohne Anwendung des Rades) bildet er kleine Windungen und Krümmungen,

beendigt die Linien, vertieft einzelne Stellen, schneidet andere aus, löst gewisse Theile ab, macht Arbeiten, die kaum den Stein schrammen, und bringt schließlich Seele, Geist und Feinheit in seinen Schnitt. Vgl. außer Lippert's (s. d.) «Daktyliothek»: King, «Antique gems» (Lond. 1860); Mariette, «Traité des pierres gravées» (2 Bde., Par. 1750, mit Kupfern); Natter, «Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne» (Lond. 1754, mit Kupfern); Frischholz, «Lehrbuch der S.» (Münch. 1820).

Steinschneider (Moritz), einer der verdientesten jüd. Gelehrten Deutschlands, geb. 30. März 1816 zu Proßnitz in Mähren, erhielt den ersten Unterricht in einer christl. Schule und machte seine Talmudstudien unter Nehemias Trebitsch in Proßnitz und Nikolsburg. Nachdem er sich 1832—36 zu Prag mit Philosophie, Sprachkunde und Pädagogik beschäftigt, ging er nach Wien, wo er als Zuhörer zu Kaerle's Vorlesungen über arab. und syr. Sprache sowie biblische Exegese zugelassen wurde, bald aber infolge seines Verkehrs mit Mannheimer und Dukes der eigentlich jüd. Theologie und Literaturkunde sich zuwandte. Im Frühjahr 1839 ging S. nach Leipzig, wo er Fleischer's Unterricht im Arabischen genoß, und im Herbst desselben Jahres nach Berlin, wo er zu Zunz in nähere Beziehung trat und die Vorlesungen der berühmtesten Lehrer an der Universität hörte. 1842 kehrte er nach Oesterreich zurück und nahm in Prag eine Lehrerstelle an einer höhern Töchterschule an. Daneben lebte er seinen wissenschaftlichen Bestrebungen in anregendem Verkehr mit Michael Sachs und Rapoport. Als Sachs 1845 einem Rufe nach Berlin folgte, kehrte auch S. dahin zurück, und nach mancherlei Schwierigkeiten erlangte er im Winter 1847 das preuß. Staatsbürgerrecht. Seit 1859 hält er regelmäßige Vorträge an der Veitel-Heine-Ephraim'schen Stiftung zu Berlin. S. gehört zu den gelehrtesten Kennern der ältern und neuern jüd. Literatur. Unter seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten haben besonders die über jüd. Literatur und Bibliographie nicht blos bei seinen Glaubensgenossen, sondern auch bei den christl. Gelehrten die verdiente Anerkennung gefunden. Dahin gehört vor allem der «Catalogus librorum hebraeorum in bibliotheca Bodlejana» (Berl. 1852—60; dazu: «Conspectus codicum manuscriptorum hebraicorum in Bibliotheca Bodlejana», Berl. 1857), die Frucht eines langjährigen Fleißes. Ferner sind zu nennen «Bibliogr. Handbuch über die Literatur der hebr. Sprachkunde» (Lpz. 1859), die Zeitschrift «Hebr. Bibliographie» (Berl. 1858—67) und der treffliche Artikel über «Jüd. Literatur» in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber (Sect. 2, Bd. 27, Lpz. 1850), welcher der erste und bisjetzt einzige Versuch einer compendiösen histor. Darstellung dieses Gegenstandes ist und von Spottiswoode als ein besonderes Werk ins Englische (Lond. 1857) übertragen wurde. Außerdem hat S. seine Forschungen über theilweise sehr entlegene Gebiete der jüd. Literatur und Wissenschaft (z. B. über die jüd. Mathematiker, Astronomen und Aerzte) in zahlreichen kleinern Aufsätzen und Abhandlungen für den «Orient» und fast alle übrigen jüd. Zeitschriften, für das «Serapeum», für die «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» u. s. w. mitgetheilt. Die Ergebnisse seiner langjährigen Studien über die arab. Literatur der Juden beabsichtigt er in einem größern Werke niederzulegen. Von S.'s besonders erschienenen Schriften sind noch zu erwähnen: «Manna» (Berl. 1847), «Die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen» (Prag 1845) und «Reshith Hallimud» (Berl. 1861), ein nach einem neuen System bearbeitetes hebr. Elementarbuch.

Steinschnitt, s. Steinoperationen.

Steinthal (Heymann), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 16. Mai 1823 im Anhaltischen, widmete sich zu Berlin linguistischen und philos. Studien und lehrte dann, seit 1850, an der Universität daselbst allgemeine Sprachwissenschaft sowie Mythologie. Die J. 1852—55 lebte er zu Paris, besonders mit dem Studium der chines. Sprache und Literatur beschäftigt. 1863 erhielt er zu Berlin eine außerord. Professur. S.'s sprachwissenschaftliche Arbeiten, in denen er sich zunächst an die von W. von Humboldt (s. d.) begründete philos. Behandlung der Sprache anschließt, haben die allgemeine Sprachwissenschaft nicht nur intensiv wesentlich gefördert und ausgebaut, sondern auch vielfach dazu beigetragen, die Ergebnisse derselben für die Bearbeitung der Einzelnsprachen nutzbar zu machen sowie überhaupt zu populärisiren. Seine bedeutendsten Schriften sind «Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens» (Berl. 1851; 2. Aufl. 1858); die «Klassifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee» (Berl. 1850), ein Werk, das in seiner Neubearbeitung unter dem Titel «Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues» (Berl. 1860) zu den bedeutendsten neuern Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gehört; ferner «Die Entwickelung der Schrift» (Berl. 1852); «Grammatik, Logik, Psychologie, ihre

Principien und ihre Verhältniſſe zueinander» (Berl. 1855); «Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen» (Berl. 1863); «Die Mande-Negerſprachen, pſychologiſch und phonetiſch betrachtet» (Berl. 1867). Außerdem ſind noch zu nennen: «De pronomine relativo» (Berl. 1847), «Die Sprachwiſſenſchaft W. von Humboldt's und die Hegel'ſche Philoſophie» (Berl. 1848), die «Gedächtnißrede auf W. von Humboldt» (Berl. 1867) ſowie eine Reihe von Abhandlungen in Fachzeitſchriften. Zu letztern gehören z. B. «Ueber Aſſimilation und Attraction», «Zur Sage von Prometheus», «Der Durchbruch der ſubjectiven Perſönlichkeit bei den Griechen» (ſämmtlich in der «Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft», Berl. 1861 fg.).

Steinwein, ſ. Frankenweine.

Stekin (Colonie), ſ. Steckin.

Stellāria, eine zur 10. Klaſſe, 3. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Nelkengewächſe, Abtheilung der Alſineen gehörende Pflanzengattung, welche ſich durch eine mit ſechs Klappen aufſpringende, einfächerige, mehrſamige Kapſel auszeichnet. Die ſtets geſtielten Blüten ſtehen bald einzeln in den Blattachſeln, bald in lockern Trugdolden. Sie haben einen fünfblätterigen Kelch, fünf weiße, meiſt zweilappige Blumenblätter, zehn, ſelten fünf Staubgefäße und drei fädige Griffel auf dem freien, oberſtändigen Fruchtknoten. Die Samen ſind gekörnelt. Die Stellarien ſind zarte Kräuter mit ganzen und ganzrandigen, gegenſtändigen Blättern und unanſehnlichen Blüten. Unter den einheimiſchen iſt beſonders S. media Hill. (Alsine media L.), unter den Namen Vogelmiere, Vogelmaierich, Hühnerdarm, Mäuſedarm u. a. bekannt, erwähnenswerth. Es iſt dies eine einjährige Pflanze mit raſigen, wurzelnden, aufſteigenden, einreihig behaarten Stengeln, eiförmigen, ſpitzen Blättern und kleinen blattwinkelſtändigen Blüten. Dieſe zu den gemeinſten Unkräutern gehörende und faſt das ganze Jahr hindurch blühende, über die ganze Erde verbreitete Pflanze war früher als Herba Alsines oder Morsus gallinae officinell, indem ſie innerlich gegen Blutſpeien und Schwindſucht angewendet wurde. Vom Volk wird ſie noch jetzt äußerlich als kühlender Umſchlag bei Wunden, Augenentzündungen und Hautausſchlägen gebraucht.

Stelliönat (stellionatus). Die Behendigkeit der Eidechſe (stellio) und ihre Geſchicklichkeit im Entſchlüpfen gab den Römern das Bild eines Betrügers, welcher ohne Verfälſchung von Urkunden, und ohne daß ſich ſein Verfahren unter beſonders benannte Formen des Betrugs bringen ließ, andere auf eine ſtrafbare Weiſe übervortheilt, z. B. Waaren verpfändet, welche nicht exiſtiren, Pfänder dem Gläubiger auf eine liſtige Weiſe entzieht. Nach der neuern Strafgeſetzgebung geht dieſe Kategorie ſtrafbarer Handlungen in dem Betruge auf.

Stellung (in den plaſtiſchen Künſten), ſ. Attitude.

Stellvertretung iſt im Militärweſen die in manchen Staaten dem Militärpflichtigen geſetzlich erlaubte Beſchaffung eines andern, der für ihn in den Heeresdienſt tritt. Entweder hat erſterer ſich mit ſeinem freiwilligen Erſatzmann ſelbſt mit Geld abzufinden, oder der Staat, was für das Heer vorzuziehen iſt, übernimmt gegen Zahlung einer beſtimmten Summe das Beſchaffen der Stellvertreter, wobei vorzugsweiſe ausgediente tüchtige Soldaten, die wieder eintreten wollen, zu wählen ſind. Durch die S. wird dem bürgerlichen Verhältniß und Gewerbfleiße manche Störung erſpart und der Armee ein Kern alter Soldaten gewonnen, aus welchem die bei kurzer Dienſtzeit ſo ſchwer zu ergänzenden Unteroffiziere genommen werden können. Allerdings ſind aber durch dieſe Einrichtung wiederum die Vermögenden vor den Aermern begünſtigt, und der Armee bleiben viel gebildete Elemente entzogen, welche ihre Intelligenz und ihren Geiſt heben. Seit dem Kriege von 1866 iſt die allgemeine Wehrpflicht ohne S., wie ſie in Preußen ſeit längerer Zeit beſtand, auch in den übrigen deutſchen Staaten eingeführt worden.

Stelzen waren ſchon im Alterthume bekannt, wurden jedoch damals blos auf dem Theater gebraucht. Die Schauſpieler, welche ſich derſelben bedienten, hießen Grallatores. Im gewöhnlichen Leben gebraucht man ſie gegenwärtig in der Bretagne, in den Pontiniſchen Sümpfen und überhaupt, um ſumpfige Gegenden zu durchwandern. Für die Jugend ſind ſie zur Uebung im Balanciren und zur Stärkung der Armmuskeln zu empfehlen.

Stempel (pistillum) heißt in der Botanik der Erzeuger und Behälter der Eichen (Samenknospen), aus welchen nach erfolgter Befruchtung die Samen hervorgehen. Mit Ausnahme der Gymnoſpermen (ſ. d.) haben alle Samenpflanzen S. Dieſelben kommen theils in Geſellſchaft der Staubgefäße, im Gegenſatz zu welchen ſie als weibliche Organe betrachtet werden, in Einer Blüte vor (Zwitterblüte), theils allein (weibliche Blüte) und nehmen ſtets das Centrum der Blüte ein. Eine Blüte enthält entweder blos einen oder mehrere (ſelbſt ſehr viele) S. Entweder ſind die S. oberſtändig, d. h. innerhalb der Blütenhülle ſtehend, und dann aus zuſammen-

gekrümmten und an den Rändern verwachſenen Blättern (Carpellarblättern) hervorgegangen, oder ſie ſind unterſtändig. Im letztern Falle befindet ſich jedoch blos der die Eichen enthaltende Theil unterhalb der Blütenhüllen (Kelch, Blumenkrone, Perigon). Letzterer, der wichtigſte Theil des S., wird Fruchtknoten (ſ. d.) genannt. Der zweite weſentliche Theil des S. iſt die Narbe, welche während der Blütezeit aus ihrem zartwandigen, aufgelockerten Zellgewebe eine zuckerhaltige Flüſſigkeit, die Narbenfeuchtigkeit, abſondert, welche die auf die Narbe gelangten Blütenſtaub- oder Pollenkörnchen veranlaßt, Schläuche zu treiben, die ſich durch das Narbengewebe und den Griffel bis in die Fruchtknotenhöhle und bis zu den Eichen erſtrecken und die Befruchtung der letztern bewirken. Oft erheben ſich auf dem Fruchtknoten ein oder mehrere ſtielartige Organe, welche an ihrem Ende Narben tragen. Dieſe bald kurzen, bald ſehr langen Organe werden Griffel genannt. Jeder Griffel iſt inwendig von einem engen Kanal (Griffelkanal, Staubweg) durchzogen, durch den die Pollenſchläuche bis in die Fruchtknotenhöhle hinabdringen.

Stempel. Die Bezeichnung eines Gegenſtandes durch Stempelung, d. h. durch ein aufgedrucktes Zeichen, kann mancherlei Zwecke haben, z. B. die Identität deſſelben zu wahren und Verwechſelungen zu verhüten, das Datum feſtzuſtellen, zu bezeugen, daß eine Waare geprüft und gut gefunden worden, zu beſcheinigen, daß etwas vorgezeigt worden iſt u. ſ. w. Aus ſolchen Anwendungen eines S. entſtand mit der Zeit die Beſteuerung des bürgerlichen Verkehrs in der Weiſe, daß gewiſſe ſchriftliche Verhandlungen nur auf geſtempeltes Papier (Stempelpapier) geſchrieben werden dürfen, wofür eine gewiſſe Abgabe, die Stempelabgabe, deren Werth in dem S. ausgedrückt iſt, entrichtet werden muß. Die Holländer ſollen die erſten geweſen ſein, welche im Anfange des 17. Jahrh. dieſe Beſteuerungsform einführten. Nach und nach wurde ſie faſt in allen Ländern üblich und macht in einigen, vornehmlich in England, einen beträchtlichen Theil der Staatseinnahme aus. Man beſteuert damit den bürgerlichen Verkehr, gerichtliche und außergerichtliche Contracte, Wechſel und Quittungen, die Beſtallungen der Staatsbeamten, Adelsdiplome, die Erlaubnißſcheine zu bürgerlichen Gewerben und andere Ausfertigungen der Regierung, die Eingaben an Gerichte und Verwaltungsbehörden, die kirchlichen Atteſte, die Kalender, Spielkarten und beſonders auch Zeitungen. Es hat dieſe Art der Beſteuerung das Bequeme, daß ſie meiſt in kleinen Summen erhaben wird und nie einen Rückſtand geſtattet, weil der Staat das Stempelpapier nur gegen baares Geld zu verkaufen braucht; rationell rechtfertigt ſie ſich aber in keiner Weiſe. Drückend wird die Stempelabgabe durch ihre Größe, z. B. bei Grundſtücksverkäufen, bei Erbſchaften. Unrecht iſt es, wenn die Gültigkeit der Handlung ſelbſt, z. B. eines Vertrags, einer Quittung, von dem Gebrauche des Stempelpapiers abhängig gemacht wird, ſtatt die Unterlaſſung, welche aus verzeihlicher Unachtſamkeit herrühren kann, nur, außer der Nachzahlung des Stempelbetrags, mit einer mäßigen Geldſtrafe zu belegen. Bei den gerichtlichen Verhandlungen hat das Stempelpapier für das Publikum die Wirkung der Gerichtsſporteln, nur mit dem Unterſchiede, daß es voraus bezahlt werden muß. Hier kommt es alſo auch auf die ſtaatswirthſchaftliche Frage an, inwieweit Gerichtsgebühren gerecht und zweckmäßig ſind. Die Stempelabgabe wird theils nach gewiſſen allgemeinen Sätzen (Klaſſenſtempel), theils nach dem Werthe des Objects (Werthſtempel oder Gradationsſtempel), ſelten nach der Größe des verwendeten Papiers erhoben. Die Erbſchaftsſtempelſteuer iſt eigentlich eine Erbſchaftsſteuer, die ſich nach der Größe der Erbſchaft richtet und nach einem hohen Procentſatz erhaben wird, wenn der Erbe mit dem Erblaſſer nur entfernt oder gar nicht verwandt iſt. Die Zeitungsſtempelſteuer wird mit Recht überall da, wo ſie beſteht, bekämpft, weil ſie die Zeitungen und andere Blätter, die niemand mehr entbehren kann, und die auch für die Bildung des Volks nothwendig ſind, vertheuert und ihre Verbreitung hemmt.

Stempelſchneidekunſt oder Stempelglyptik nennt man die Kunſt Münzſtempel zu ſtechen. In Antiquitäten findet man jedoch nicht ſelten Stempel, welche einzelne Namen, Worte oder Buchſtaben enthalten und bei den Alten zum Abdruck in Thon, Blei und dergleichen Materien als Fabrikzeichen gedient haben; ſchon die Aegypter und Etruſker bezeichneten ihre Töpferwaaren damit. Im Mittelalter pflegten die fränk. Könige und deutſchen Kaiſer ausgeſchnittene Bleche, Stampilleu, anzuwenden, um ihre Namen damit zu unterzeichnen, wobei ſie die in dem Goldbleche ausgeſchnittenen Züge nur mit einem in Farbe getauchten Pinſel nachführten und ſo ihren Namen auf die Urkunden ſetzten. Auch die damaligen Mönche, welche ſich in den Klöſtern mit dem Abſchreiben alter Handſchriften beſchäftigten, gebrauchten ähnliche Stempel bei dem Abdruck der großen Anfangsbuchſtaben, um eine größere Gleichheit derſelben hervorzubringen, zumal ſie dann aus freier Hand mit Farben ausgefüllt (illuminirt) und durch Schreiberzüge, Buchſtabenzeichen u. ſ. w. vervollſtändigt wurden. Eigentlich und gewöhnlich verſteht man unter

Stempel nur die Stempel für Münzen, die allem Anscheine nach eine griech. Erfindung sind. Die ältesten Münzen, die man besitzt, sind griech. Herkunft. Die Assyrer und Phönizier, vor ihrer Berührung mit der hellenischen Welt, die Völkerschaften Palästinas, in dem Culturzustande, in welchem die Bibel sie schildert, bedienten sich bei ihrem Tauschsystem gegossener Metallstangen, die, an Gestalt und Gewicht unregelmäßig, mit keinem amtlichen Werthzeichen versehen waren und bei jedem Handel auf der Wage gewogen wurden. Auch bei den alten Griechen war das Stabgeld üblich, bis der argivische König Pheidon um die Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. das geprägte Geld aufbrachte. Von der ehemaligen Meinung, daß Geld eher gegossen als geprägt worden, und daß das As grave der Römer und der andern italischen Völkerschaften für ein Urdenkmal der Münzkunst zu halten sei, ist man gegenwärtig, nach genauerer Prüfung der Thatsachen und Documente ganz zurückgekommen. Die ältesten Münzen tragen deutliche Spuren des Prägens, dessen Hauptapparat, wie er bei den röm. Münzern gebräuchlich war, sich auf gewissen silbernen Consulardenaren der Carisischen Familie abgebildet findet. Die ältesten auf uns gekommenen Münzstempel sind römische, aus dem 2. Jahrh. der christl. Zeitrechnung; sie sind aus gehärtetem Stahl verfertigt, mit einer Art Zwinge eingefaßt und in einen Erz- oder Eisenkegel eingelassen. Ob die ältern Stempel aus gleicher Materie und auf gleiche Art gemacht gewesen, ist unbekannt. Die ungemeine und anhaltende Vielfältigkeit von Stempeln bei griech. Münzen, welche in derselben Stadt und in demselben Jahre ausgegeben wurden, scheint jedoch zu beweisen, daß die Griechen das Härten für ihre Münzstempel nicht anwandten, sondern sich blos eines weichen Metalls bedienten, das unter den Hammerschlägen des Arbeiters sich sehr schnell abnutzte. Uebrigens kann man nur aus den Münzen selbst auf das früheste Fabrikationsverfahren schließen. Die ältesten Münzen bieten auf der Vorderseite ein erhöhtes Bild zur Bezeichnung der Stadt oder der Regierung, welche die Münze prägen ließ, und auf dem Reverse ein mehr oder minder vertieftes Viereck (quadratum incusum), das, wie man meint, von einem die Münze beim Prägen festhaltenden Vorsprunge eingedrückt wurde. Das Münzbild Aeginas, der ersten Officin des Münzprägens, ist die Schildkröte, und schon in sehr früher Zeit begegnet uns in Teos der Greif, in Theben der böotische Schild, in Argos das Vordertheil des Wolfs, in Milet der Löwenkopf, in Korinth der Pegasus u. s. w. In demselben Verhältniß, in welchem Kunst und Technik sich vervollkommneten, ging man von dieser unfänglichen Einfachheit ab. Das vertiefte Feld des Reverses verlor allmählich seine Unförmlichkeit, verschwand zuletzt sogar gänzlich, und erhielt ebenfalls ein Bild, meistens eine ganze Figur von kleinem Verhältniß, eine oder mehrere, Thier oder Symbol, als Seitenstück des auf der Vorderseite abgebildeten Kopfes oder Brustbildes von größerer Dimension. Diese Münzbilder (Typen) blieben in der guten Zeit dem Ermessen der Künstler, welche für die freien Städte Griechenlands arbeiteten, anheimgestellt und waren stets religiöser oder emblematischer Art. Die Städte, welche die zierlichste Münze fabricirten, Syrakus, Thurium, Velia, Turin, Neapel und viele andere, haben davon die vollkommensten Beispiele aufzuweisen, wahre Wunderwerke der Stempelglyptik. Die Stecher dieser vortrefflichen Münzstempel zählten, scheint es, nicht zu den Künstlern ersten Rangs, weil die Kunstgeschichtschreiber des Alterthums sich nicht die Mühe gegeben, den Namen eines einzigen von ihnen zu überliefern. Sie waren jedoch wirkliche Künstler, große Meister, und wenigstens in solchem Ansehen, daß man ihnen bisweilen gestattete, ihre Werke zu unterzeichnen und ihren Namen neben demjenigen der verantwortlichen Magistratsperson, obschon an einer nicht so sehr in die Augen fallenden Stelle hinzuzusetzen. Auf den Münzen Siciliens, der großgriech. Städte, von Klazomenä in Jonien, Kydonia auf Kreta u. s. w. hat man bereits die Namen einer ziemlichen Anzahl Münzstempelstecher wiederaufgefunden, und zwar aus der besten Kunstepoche. Die geschicktesten unter denjenigen, von welchen man bezeichnete Stücke besitzt, sind Kimon und Eukänetos, Urheber der wunderbaren syrakusanischen Silbermünzen, der sog. Pentecalitren, welche das Höchste der Münzkunst ausmachen; Eukleides und Parmenides, die ebenfalls für Syrakus arbeiteten; Theodotos, dessen Werke man unter den Münzen von Klazomenä antrifft; Zoilos, der Stecher gewisser Tetradrachmen des macedon. Königs Perseus, u. s. w.

In den eigentlich griech. Ländern litt man, bis zu Alexander's Zeit, keine Darstellungen menschlicher Bildnisse als Münztypen, und die Könige begnügten sich, ihre Namen auf die Münzen zu setzen, fast immer ohne das verhaßte Beiwort: Βασιλεύς. Der Eroberer Asiens war der erste Grieche, der sein Porträt auf numismatische Denkmale setzte, und er that es nur, indem er seine Gesichtszüge hinter den Attributen des Herakles versteckte, von welchem das Geschlecht der macedon. Herrscher sich herleitete. Wenn Alexandria, Troas, Tenedos, Dardanos, Lampsakos, Ephesus, Magnesia, Milet, Mitylene, Tarsos und andere überwundene Städte im Namen

Alexander's Münzen prägten, ja ſogar freie Völker dieſem Beiſpiele folgen, um ſich die Gönnerſchaft des Gewaltigen zu ſichern, bleibt die Phyſiognomie des Eroberers mehr ideal als perſönlich. Mit einem Elefanten- oder Löwenfell behaubt oder mit Widderhörnern verſehen, iſt der Kopf Alexander's immer als der eines Gottes oder Halbgottes aufgefaßt. Allein in den aus Alexander's Weltreich hervorgegangenen Monarchien wurden die königl. Bildniſſe auf den Münzen immer individueller und menſchlicher, und ſo bildeten ſich in der letzten Zeit die königl. Reihenfolgen von Macedonien, Aegypten, Syrien, Pontus, Bithynien, Pergamos, Syrakus, welche den röm. Kaiſern zu Muſtern dienten. Unter der Cäſarenwirthſchaft, infolge der Begründung der abſoluten Staatsgewalt und des abgöttiſchen Reſpects vor dem Bildniſſe des regierenden Kaiſers, wurde dieſes Bildniß das vorherrſchende Zeichen des Geldwerths. Die Münze war gleichſam eine dem Kaiſer geweihte Anſtalt und hieß in der Amtsſprache sacra moneta Augusti. Die Hauptſeite des in Umlauf geſetzten Geldſtücks blieb nunmehr dem Bildniſſe angewieſen, und die andere Seite erhielt eine Darſtellung, welche die von der ſervilſten Geſinnung eingegebene Lobhudelei weiter ausführte. Von den in Rom geprägten Münzen ſind diejenigen des Auguſtus bei weitem die vorzüglichſten. Doch gibt es auch noch aus der Zeit Hadrian's einzelne Werke von großer Schönheit, und erſt mit den Antoninen wird der Verfall der Kunſt ſichtbar. Mit dem Ende des 3. Jahrh. verlieren plötzlich die Bruſtbilder alles Relief, die Zeichnung wird ſtümperhaft unrichtig, die ganze Darſtellung platt, charakterlos und ſo wenig bezeichnend, daß auch die verſchiedenen Perſonen nur durch die Umſchriften unterſcheidbar ſind. Bald tritt völlig der ſtarre, lebloſe Stil ein, in welchem die byzant. Münzen gearbeitet ſind.

Die Gründe, welche den Verfall der Künſte im allgemeinen herbeiführten, wirkten auch auf die Stempelglyptik ein. Der Uebergang von den letzten röm. und byzant. Münzen zu den karolingiſchen Denaren und zu den Bracteaten war ſehr allmählich. Die Vorbilder zu den letztern gaben die Siegel der Urkunden der Kaiſer und Päpſte. Durch die große Fläche der Bracteaten war den Stempelſchneidern Raum zu den mannichfaltigſten Verzierungen geboten. Aber die Münzen blieben noch lange ganz barbariſch, als die übrigen Künſte ſchon längſt einen Aufſchwung genommen. Erſt ſeit dem 12. Jahrh. bemerkt man in den europ. Münzen ein Streben nach gefälligerer Form. Die franz. Tournois, die florent. Liliengülden, das Geld der Venetianer und Piſaner wurden durch die Weltverhältniſſe am bekannteſten und als Vorbilder nachgeahmt. Auf den Goldmünzen Kaiſer Friedrich's II. bemerkt man zum erſten mal wieder ein Eingehen auf antike Vorbilder, das indeß dann wieder lange Zeit ohne Nachfolge blieb. Im 14. Jahrh. zeichnete ſich namentlich das reiche Flandern und Brabant durch ſchöne Münzen aus. Im allgemeinen wurden die antiken Münzen, beſonders die röm. Großbronzen, Muſter für die neuere Stempelglyptik, und namentlich waren es ital. Künſtler, die im 15. Jahrh. das Stechen von Münz- und Medaillenſtempeln ſorgfältig betrieben. Im 16. Jahrh. erwarben der bekannte bologneſiſche Maler Francesco Francia, der geſchickte mailändiſche Goldſchmied Caradoſſo, die Steinſchneider Giovanni Bernardi und Valerio Vicentino zugleich als Stempelſchneider ſich einen angeſehenen Namen. Die größte Berühmtheit in dieſem Fache aber gewann Aleſſandro Ceſari, il Greco genannt, der für den Papſt Paul III. die von Michel Angelo ſo außerordentlich gelobte Denkmünze arbeitete. (S. Medaille.) Zu den guten Künſtlern dieſer Periode gehören noch der Aretiner Leo Leoni, der als Steinſchneider und Münzgraveur am Hofe Kaiſer Karl's V. arbeitete, Jacopo Trezzo und Giovanni Paolo Poggi, die für Philipp II. von Spanien thätig waren. Im 17. Jahrh. thaten ſich ebenfalls noch ſehr gute Münz- und Medaillenſtecher hervor. Beſonders verdienen G. Dupré und J. Varin, an den Höfen Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. in Frankreich, Thomas Simon und N. Briot, unter Karl I. und Cromwell in England, genannt zu werden. Die Kunſt, die Geſichtszüge des Menſchen lebendig aufzufaſſen und frappant wiederzugeben, wurde von jenen Münzgraveurs zu einer ſeltenen Höhe der Ausbildung gebracht, und ihre Werke ſind hinſichtlich des ſcharfen Naturgefühls wie der trefflichen Arbeit gleich bewundernswürdig. Seit dem Ende des 17. Jahrh. bis auf unſere Zeit hat ſich die Zahl der Stempelſchneider ſehr vermehrt; ihre Leiſtungen tragen aber im allgemeinen die Kennzeichen einer niedern Kunſtſtufe zur Schau. Die Liebhaber ſchätzen hauptſächlich die Arbeiten von Hedlinger aus Schwyz, J. Loſch in München, K. F. Voigt aus Berlin, A. Galle, A. Michaut, Barre dem Aeltern und Depaulit in Paris. Auch findet man unter den Münzen, zu welchen ſie die Stempel geſchnitten haben, manche, die ſich durch leichte, geſchmackvolle Behandlung auszeichnen, aber keine, denen eigentliche Kunſtvollendung nachzurühmen iſt. Ueberhaupt bleiben in dieſer Beziehung alle neuern Stempelſchneider, ſelbſt die beſten im 16. und 17. Jahrh., weit zurück

hinter den alten sicil. und großgriech. Münzgraveurs, was an Umständen liegt, die mit der Kunst nichts zu schaffen haben. (S. Münze und Münzwesen.)

Sten Sture, Reichsstatthalter von Schweden, 1470—1504, stammte aus einer vornehmen schwed. Familie. Sein Vater hieß Gustav S. und seine Mutter war eine Schwester König Karl's VIII. Knutson von Schweden. Nach Karl's VIII. Tode wurde S. Reichsstatthalter in Schweden, das unter seiner Verwaltung sich sehr wohl befand. Wenn auch der König von Dänemark zeitweilig in Schweden als König anerkannt wurde, so wußte sich S. doch trotz der Factionen des Adels, der lieber einen fremden König als einen eingeborenen an der Spitze des Reichs sah, und trotz wiederholter Aufstände, welche gegen den Reichsstatthalter gerichtet waren, in seinem mehr als königl. Ansehen zu behaupten. Er führte die Buchdruckerei in Schweden ein, stiftete die Universität zu Upsala und zog zum Besten des Landes gelehrte Männer nach Schweden. Die Unabhängigkeit des Landes behauptete er so schlau gegen Dänemark, daß er die Kalmarische Union, ohne sie ganz zu lösen, doch völlig unschädlich machte. Er starb 1504. — Wie er, so verdienen auch die ihm nachfolgenden beiden Reichsstatthalter, Svante Nilsson Sten Sture, 1504—12, der aus der Familie Natt och Dag stammte, und dessen Sohn, der edle Sten Sture, der Jüngere, 1512—20, die Bewunderung der Nachwelt. 16 J. lang schützten sie ihr Vaterland gegen alle Unternehmungen Dänemarks und das Volk gegen den Druck der Geistlichkeit und den oft noch härtern Druck der Großen. Der Kampf aber, den S. der Jüngere gegen den Erzbischof Gustav Trolle bestehen mußte, war ein Kampf gegen die vereinigte Macht der schwed. Geistlichkeit und der Aristokratie. In der Schlacht bei Jönköping gegen die Dänen tödlich verwundet, starb er 1520.

Stenbock (Magnus), einer der berühmtesten Feldherren Karl's XII. von Schweden, wurde zu Stockholm 1664 geboren. Sein Vater, Gustav Otto S., war General unter Karl X. und XI., seine Mutter eine Tochter des großen Feldherrn Jak. Pontusson de la Gardie. S. studirte in Upsala, begab sich 1683 auf Reisen, trat dann in holländ. Dienste und focht unter den Prinzen von Baden und von Waldeck in den Niederlanden und am Rhein. Durch Tapferkeit und gute Aufführung zeichnete er sich so aus, daß er 1697 zum Obersten eines deutschen Regiments in Wismar ernannt wurde. Er begleitete Karl XII. auf dessen meisten Feldzügen und trug viel zu dem Siege von Narwa bei. Auch im poln. Kriege führte er bis 1706 den Oberbefehl über ein Truppencorps. Dann begleitete er den König nach Sachsen und wurde Statthalter dieses Landes, das unter dem frühern Statthalter, Renschöld, ganz in Verfall gerathen war. Als der König von Dänemark, Friedrich IV., von dem Unglück der Schweden bei Pultawa benachrichtigt, in Schonen einfiel, wußte S. ungeachtet der schwierigsten Lage Schwedens dem mächtigen Feinde Widerstand zu leisten. Er stellte sich an die Spitze von 8000 Mann alter und 12000 Mann neuangeworbener Truppen und schlug den das Land verwüstenden Feind 28. Febr. 1710 bei Helsingborg. Mit einem neuen schwed. Heer kam er 1712 nach Pommern, griff 20. Dec. bei Gadebusch im Mecklenburgischen die Dänen an, schlug sie abermals, rückte hierauf in Holstein ein und verbrannte 9. Jan. 1713 auf den Rath des Ministers, Grafen Wellingk, dem er gewissermaßen untergeordnet war, das wehrlose Altona. Da er sich zu tief in das Holsteinische wagte, wurde er von den dän., russ. und sächs. Truppen bei Tönningen so eingeschlossen, daß er sich mit seinem Heere 6. Mai 1713 kriegsgefangen ergeben mußte und nach Kopenhagen in Verwahrung gebracht wurde. Ein Versuch zur Flucht führte zur engsten und schmählichsten Kerkerhaft, in der er 1717 starb. In der Einsamkeit beschäftigte er sich mit Filigranarbeiten in Elfenbein, welche noch jetzt in Kopenhagen, Lund und Upsala aufbewahrt werden. Auch schrieb er eine Nachricht von seinen Leiden auf einzelne Stückchen Papier, die er in einem mit doppeltem Boden versehenen Kasten verbarg, der später nebst seiner Leiche an seinen Sohn nach Schweden gelangte. Hier ward diese Aufzeichnung aufgefunden und 1773 in Löndom's «Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden» veröffentlicht. Sie ist in dem ergreifendsten Tone geschrieben. S. war ein Mann von großen Talenten und stand bei Karl XII. in hoher Achtung. In seinen polit. Gesinnungen stimmte er den Grundsätzen seines Schwiegervaters, Bengt Oxenstierna, bei und widerrieth das Eindringen Karl's XII. in Polen. Er war freimüthig in der Mittheilung seiner Ansichten und ein eifriger Freund seines Vaterlandes. Vgl. «Mémoires concernant Mr. le comte de S., par Mr. N.» (Frankf. 1745).

Stendal, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Uchte und der Magdeburg-Wittenberge-Hamburger Eisenbahn, früher die Hauptstadt der brandenb. Altmark, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 8604 E. (1864). Unter den sechs Kirchen der Stadt zeichnet sich die Marienkirche und besonders der 1188 ge-

stiftete Dom durch seine schönen Backsteinverzierungen und Glasmalereien aus. Auch besitzt die Stadt eine Rolandsäule und ein von Wichmann modellirtes Denkmal Winckelmann's, der hier geboren ist. Von höhern Unterrichtsanstalten ist ein Gymnasium vorhanden. Die Industrie ist nicht unbedeutend. Außer ansehnlichen Gerbereien bestehen Fabriken in Wolle, Baumwolle, Tapeten, ferner Tabaksspinnereien, Handschuh- und Tuchmanufacturen, Ziegeleien. Bei der 1258 erfolgten Theilung der Mark Brandenburg ward S. Regierungssitz der ältern oder Stendal'schen Linie des Hauses Askanien, welche Johann I. stiftete, die aber schon 1320 wieder erlosch. Unter Kurfürst Johann Cicero wurde zu S. eine Buchdruckerei angelegt, aus welcher 1488 das erste in der Altmark gedruckte Buch (eine Ausgabe des Sachsenspiegels) hervorging. Des genannten Kurfürsten Sohn, Joachim I., verweilte gern zu S., wo er auch 1535 starb. In nächster Zeit wird die Stadt einen Centralbahnhof der projectirten (1868) Berlin-Hannoverschen Eisenbahn erhalten. Im Kreise S., der auf 16,41 Q.-M. 47133 E. (1864) zählt, liegen noch die Städte Tangermünde (s. d.), Arneburg, links an der Elbe, mit 2125 E., und Bismark mit 1927 E. (Stammsitz der Grafen Bismark).

Stendhal (Pseudonym), s. Beyle (Marie Henri).

Stengel (caulis) heißt in der Botanik im weitern Sinne die oberirdische Achse aller ein- und zweijährigen sowie aller perennirenden Gewächse, welche im Frühlinge sich entwickelt, noch in derselben Vegetationsperiode Blüten und Früchte hervorbringt und hierauf ganz und gar abstirbt, weil keine vollständige Verholzung ihrer Zellen eintritt. Im engern Sinne versteht man unter S. blos die oberirdische Achse der eigentlichen Kräuter, während man diejenigen der Gräser Halme nennt.

Stenographie (griech., d. i. Engschreibkunst) nennt man die mit möglichster Ersparniß an Schriftzügen, also auch mit großer Raum- und Zeitersparniß bewirkte lesbare Darstellung des Gedachten und Gehörten. Die Handhabung einer aus den einfachsten und auf das äußerste Maß dessen, was man Buchstabe nennt, beschränkten Zügen bestehenden, dabei selbst Schnellgesprochenes treu wiedergebenden und leicht zu lesenden Schrift bedingt nicht allein Schreibgewandtheit und höchste Aufmerksamkeit, sondern auch gründliches Verständniß der durch die Schrift zu fixirenden Materie und tüchtige grammatische und stilistische Sprachbildung. Bei niedriger gesteckten Ziele freilich, wo man die S. blos zum Niederschreiben langsam gesprochener Reden oder Dictate, zu Copien, Briefen u. s. w. verwendet, verringern sich jene Anforderungen. Selbst bei mäßiger Fertigkeit kann leicht die Hälfte, bei vorzüglicher Geübtheit bis zu fünf Sechsteln an Zeit, die man bei gewöhnlicher Schrift verwenden muß, erspart werden. Die stenogr. Schrift ist eine Laut- oder Buchstabenschrift, die sich aus Elementen aufbaut, welche aus den flüchtigsten Bestandtheilen der Current- und Cursivschrift bestehen. Initialen und Dehnungen fallen bei der Wortbildung weg, wol aber finden die gewöhnlichen Schreibmomente der Geläufigkeit, wie Bindestriche, schräge Lage und Vermeiden rechter und stumpfer Winkel, Berücksichtigung. Hierzu kommt noch die Bildung und Anwendung von Siglen, wodurch Silben, Wörter und Wortverbindungen mit einem oder nur wenigen Buchstaben ausgedrückt werden. Diese Siglen ähneln unsern Abbreviaturen, wie d. h., a. a. O., z. E. Viel ausgiebiger für Herstellung einer engsten Schrift jedoch als der Siglengebrauch ist die Uebergehung und Wegwerfung alles dessen aus der Schrift, was von dem Um- und Nebenstehenden getragen und durch dieses selbstverständlich wird, und dessen ist in der Rede in weit größerm Maße vorhanden, als man auf den ersten Blick glaubt. Die Ausscheidung geschieht nach grammatischen und logischen Regeln. Eine derartige Schriftverengerung, welche je nach Bedürfniß, nach Bildung und Geübtheit des Stenographen sehr verschieden sein kann, ist der interessanteste, befriedigendste und hauptsächlichste Theil der Schnellkurzschrift. Zeit und Mühe, die man auf deren Erlernung verwendet, vergelten sich reichlich, und der vielfache Nutzen derselben zeigt sich denen, die ihre Ideen schnell fesseln, ihre Gedanken rasch aufzeichnen oder der Reden anderer, sei es Lehrvortrag, sei es Gespräch, dauernd sich bemächtigen wollen. Augenfällig sind die Vortheile für jeden, der viel zu concipiren, excerpiren und mancherlei Notizen, vornehmlich auf Reisen, zu sammeln hat. Daher bedienten sich der abbreviirten Schrift, wie einige annehmen, schon die Griechen, völlig erwiesen die Römer. Bekannt sind die Tironischen Noten (s. Abbreviaturen), jene tachygraphischen Charaktere, deren Kenntniß im Mittelalter fast ganz verloren ging, von denen jedoch Kopp in seiner «Palaeographia critica» Ueberreste mitgetheilt hat. Wieder hervorgerufen wurde das Bedürfniß einer Kurzschrift durch Einführung von Repräsentativverfassungen, weshalb sie auch vorzugsweise in Parlamenten sowie bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen benutzt wird. Demnach fand sie in

England die erste Pflege bereits seit dem 16. Jahrh. Doch erst die Systeme von Mavor (1 nach andern 1789 publicirt) und Taylor (1786) erreichten die für sachstenographische Z genügende Kürze, und das letztere System ist noch heute vielfach im Gebrauch der Reporter. Schriftverkürzung wird hier bewirkt durch Zurückführung der Buchstaben auf die Element geometr. Figuren und durch Vernachlässigung der Orthographie zu Gunsten einer phoneti Schrift. Dies phonetische Princip ist in systematischer Ausbildung der 1837 von Isaak man erfundenen Phonographie zu Grunde gelegt, welche zur Zeit die größte Verbreitu England und Nordamerika findet. 1792 übertrug Bertin das Taylor'sche System au franz. Sprache, und eine 1827 von Prevost versuchte verbesserte Uebertragung hat vielfach tische Bedeutung gewonnen. Unter Benutzung der Leistungen dieser Vorgänger war Mose der erste, welcher 1797 mit einem Versuche deutscher S. hervortrat. Ihm folgte noch in selben Jahre der Consistorialrath Horstig mit seiner erleichterten S. Außer diesen wid sich noch verschiedene der Bearbeitung einer immer unentbehrlicher werdenden Schnellschrift, denen Oberlieutenant Danzer 1800, Archivar Leichtlen («Vollständige Anleitung zur Gesch schreibekunst», Freib. 1819), Erdmann (Leibarzt des Königs von Sachsen) und Nowak (« führliche Anleitung zur deutschen Tachygraphie», Wien 1830) sich auszeichneten. Die Be dung einer echt deutschen, den engl. und franz. Schriftsystemen nicht entlehnten S. geschah erst durch Gabelsberger (s. d.). Sein auf den Ergebnissen der philos. Sprachlehre, der P logie der Sprache und auf logischen Gesetzen beruhendes «System der Redezeichenkunst» e sich die oberste Stelle und fand wegen seiner bewährten praktischen Anwendbarkeit die Verbreitung. Bei seiner Erfindung wählte Gabelsberger zur Bezeichnung der Laute das lichst geringe Maß von solchen Elementen der Currentschrift, welche sich mit allen übrige sammentreffenden Lautzeichen leicht verschmelzen oder verbinden lassen. Einige dieser Z stellen symbolische Bilder der natürlichen Beschaffenheit des Lauts und seiner organischen duction dar. Weiche Laute sind durch fließende und sanft abgerundete, harte durch scharf stoßene und schroffer nusbiegende Züge vertreten. Laute einer verwandten Klasse haben mei verwnndte Zeichen. Originell ist Gabelsberger's Vocalisation, nach welcher die inlaut Vocale durch die Verschiedenheit der gegenseitigen Stellung oder durch modificirte Formi der Consonantenzeichen bildlich dargestellt werden. Auf diesem Hauptmoment der Wortkürz dem sich noch stehende Kürzungen durch einige 80 Sigel zugesellen, und auf der systemati Ausbildung einer logischen Kürzungsmethode, wonach aus dem Zusammenhange erken Satztheile durch die entsprechenden Formsilben oder vocalischen Klanglaute bezeichnet we beruht die Ausreichlichkeit der Gabelsberger'schen Schrift für alle sachstenogr. Zwecke. Ga berger arbeitete seit 1818 an seiner Schrift und übergab 1834 in der «Anleitung zur schen Redezeichenkunst» (München) das Ergebniß seiner Arbeiten der Oeffentlichkeit. Sei war sein System in steter Vervollkommnung begriffen, und namentlich ist das J. 1857, in der Zusammenkunft der angesehensten Vertreter des Systems in Dresden, zur Herbeiführ der Schrifteinheit von Bedeutung geworden.

Nicht lange nach Gabelsberger trat im J. 1841 Stolze (s. d.) in Berlin mit einem stenogr. System hervor, welches eine gleiche praktische Verwendbarkeit für sachstenogr. Z bewährt. Zwar tauchten vor und nach Stolze noch einige stenogr. Schriftarten auf, wie die Winter in Stuttgart, von dem Schweizer Rahm, von Arends in Berlin; doch hat neben Gabelsberger'schen keins dieser Systeme die Geltung erlangen können, wie sie das Stolz erlangte. Dieses, in der Formbildung der Schriftzeichen sich an Gabelsberger anlehnend, im übrigen selbständige, auf des deutschen Sprachforschers Becker (s. d.) «Organismus Sprache» gegründete Principien auf. Auch Stolze bezeichnet den inlautenden Vocal symb durch eine, mit modificirter Formirung der Consonantenzeichen verbundene Hoch-, M oder Tiefstellung der Stamm- oder Hauptsilbe, welcher die Vor-, Nach- und Formsilbe Sigel (etwa 200 an der Zahl) angehängt werden, um die organischen Bestandtheile des W übersichtlich zu machen. Die für parlamentarische Zwecke erforderliche Kürze wird durch System von 5—600 Stammsigeln sowie durch die für den speciellen Fall zu bildenden Sp sigel erreicht. Das Stolze'sche System bewährt seine höchste praktische Leistungsfähigkeit of beim preuß. Abgeordneten- und Herrenhause, beim norddeutschen Reichstage, beim siebenb Landtage und in Uebertragung auf die ungar. Sprache beim Landtage in Pesth. Das Ga berger'sche System concurrirt an den vier letztgenannten Orten und wird außerdem officiell wendet bei den übrigen österr. Landesversammlungen zu Wien, Bregenz, Brünn, Czerno Gratz, Innsbruck, Klagenfurt, Laibach, Troppau, Salzburg, Prag, Zara (an den letztern L

auch in Uebertragung auf die czech. und ital. Sprache), ferner auf den Landtagen von Baiern, Sachſen (Königreich wie Herzogthümer), Würtemberg, Oldenburg, Kopenhagen und Athen (in Uebertragung auf die dän. und neugriech. Sprache). Das Gabelsberger'ſche Syſtem iſt überdies noch auf die poln. und die übrigen ſlaw. Sprachen übertragen worden, beide Syſteme endlich auch auf die ruſſ., engl., franz. und zu Schulzwecken auf die lat. Sprache. Die beiden Syſteme ſtreben nämlich über die officielle Verwendung zu fachſtenogr. Zwecken hinaus in die Schulen und durch dieſe ſo weit ins Leben zu bringen, daß die S. allmählich zu einer allgemeinen Gebrauchsſchrift der Gebildeten werde. Da Schrifteinheit die Vorausſetzung der Schriftallgemeinheit iſt, entſtand aus dieſem Streben eine wiſſenſchaftliche Fehde, welche bei dem beſtimmten Feſthalten beider Syſteme an den einander widerſprechenden Principien zur Zeit keine Ausſicht auf Einigung gewährt. Jedes Syſtem rühmt vor dem andern auch die Geſchmeidigkeit, Verbindungsfähigkeit, Schreibflüchtigkeit und Schönheit ſeiner Züge. Hinſichtlich der Eleganz der Schrift ſtehen für das Gabelsberger'ſche Syſtem die Werke (Leſebuch, Lehrbuch, Correſpondenzblatt, Vorlegeblätter) des Profeſſor Rätzſch in Dresden (geſt. 1865) bis jetzt noch unübertroffen da. Auf Stolze'ſchem Gebiete leiſten die Tafeln zu Stolze's «Lehrgang u. ſ. w.» gleich Vorzügliches. Zahlreich ſind die ſtenogr. Vereine über ganz Deutſchland verbreitet. Nach den beiderſeitigen ſtatiſt. Mittheilungen gibt es zur Zeit 220 Gabelsberger'ſche und 86 Stolze'ſche Vereine. Einzig ſteht das königl. Stenographiſche Inſtitut zu Dresden als Staatsanſtalt für die Gabelsberger'ſche S. da, deſſen Mitglieder, wie die des Stolze'ſchen ſtenogr. Bureau des Abgeordnetenhauſes in Berlin, den Beruf haben, die S. zu pflegen, zu verbreiten und anzuwenden. Außerordentlich vermehrt ſich die Literatur über S., namentlich der Lehrmittel. Zum Selbſtunterricht werden vorzugsweiſe empfohlen Stolze's «Anleitung zur deutſchen S.» (18. Aufl., Berl. 1867) und Albrecht's «Lehrbuch der Gabelsberger'ſchen S.» (15. Aufl., Altona 1867). Die Gabelsberger'ſche S. zählt 30, die Stolze'ſche 10 periodiſche Zeitſchriften in ſtenogr. Schrift. Jedes Syſtem hat außerdem noch ein auch dem Laien zugängliches Organ in gewöhnlichem Typendruck, und zwar das Stolze'ſche die «Zeitſchrift für S. und Orthographie» von Michaelis, das Gabelsberger'ſche den «Schriftwart, Zeitſchrift für die deutſche S. und Schriftkunde» von Eggers. Eine der 30 Gabelsberger'ſchen Zeitſchriften, die «Oeſterr. Blätter für S.», wird mit Stenotypen gedruckt. Zahlreiche Lehrcurſe fördern die Verbreitung der S. In Baiern und Oeſterreich iſt die Gabelsberger'ſche S. theils als facultativer, theils als obligatoriſcher Lehrgegenſtand an Univerſitäten, Gymnaſien, Mittelſchulen, techniſchen und militäriſchen Schulen eingeführt, und es beſtehen amtliche Prüfungscommiſſionen für die Lehrer der S. In Preußen wirkt ein Lector der Stolze'ſchen S. an der berliner, ein Lector der Gabelsberger'ſchen S. an der königsberger Univerſität. Im übrigen haben aber bisher in Preußen beide Syſteme vergeblich ihre Einführung in die Schulen verſucht, und es iſt hier die Verbreitung der Privatthätigkeit anheim gegeben. Zahlloſe Vorträge bringen alljährlich die Vorzüge der S. zu größerer Anerkennung oder behandeln in populärer Weiſe ihre Hauptgrundſätze. Feſtlichkeiten zu Ehren ihrer Erfinder, Wanderverſammlungen u. ſ. w. erhalten fortwährend das Intereſſe wach. So kämpft ſich die S. durch mannichfache Vorurtheile, die ihr noch entgegenſtehen, kräftig durch und ſucht ſich mehr und mehr theils zu einem Hülfsmittel deutſcher Bildung zu erheben, theils ihr weiteres Ziel zu erreichen, eine allgemeinere Gebrauchsſchrift zu werden.

Stentor war einer der Griechen vor Ilios, der ſich durch eine ſo gewaltige Stimme auszeichnete, daß er, wie Homer ſagt, ſchreien konnte wie 50 Männer zuſammen. In ſeiner Geſtalt ermahnte Here die Griechen zum Kampfe gegen die Troer. Nach ihm wird eine ungewöhnlich ſtarke Stimme Stentorſtimme genannt.

Stenzel (Guſtav Adolf Harald), verdienter Geſchichtsforſcher, geb. 21. März 1792 zu Zerbſt, wo ſein Vater Conrector am Gymnaſium war, erhielt daſelbſt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Ausbildung und bezog 1810 die Univerſität zu Leipzig, um Theologie zu ſtudiren. Sehr bald wendete er jedoch ſeine Neigung der Philologie und, durch Dippold aufgemuntert, ausſchließend der Geſchichte zu. Im März 1813 verließ er Leipzig, um ſich an dem Befreiungskampfe zu betheiligen. Als freiwilliger Jäger wohnte er mehrern Gefechten bei, bis er im Dec., an der Spitze ſeines zum Sturm auf das Dorf Seheſtedt bei Kiel geführten Bataillons ſchwer verwundet, gezwungen wurde, den Abſchied zu nehmen. Nach ſeiner Geneſung kehrte er nach Leipzig zurück, wo er ſich im Febr. 1815 habilitirte und zahlreich beſuchte geſchichtliche Vorleſungen hielt. Zu Oſtern 1817 begab er ſich nach Berlin, wo er gleichfalls mit Beifall über Geſchichte las und die «Geſchichte der deutſchen Kriegsverfaſſung» (Berl. 1819) ſowie das «Handbuch der anhalt. Geſchichte» (Deſſau 1820; Anhang, Lpz. 1824) ſchrieb. Hierauf erhielt er 1820 eine außerord.

Professur zu Breslau, 1821 die Stelle als Archivar des schles. Provinzialarchivs, 1827 ord. Professur und 1832 in Anerkenntniß seiner Bemühungen um das schles. Archiv das ' dicat Geh. Archivrath. Als die Frucht seiner fortgesetzten histor. Studien erschien sodann erstes Hauptwerk «Die Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern» (2 Bde., Lpz. 182 28). Für die von Heeren und Ukert herausgegebene «Geschichte der europ. Staaten» liefer die «Geschichte Preußens» (2 Bde., Hamb. 1830—37). Gleichzeitig gab er infolge der fü deutsche Rechtsgeschichte zum Theil in dem Provinzialarchive zu Breslau gemachten höchst t tigen Entdeckungen im Verein mit Tzschoppe die «Urkundensammlung zur Geschichte des sprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Colonisten und Rech Schlesien und der Oberlausitz» (Hamb. 1832) heraus sowie als Leitfaden bei seinen Universi vorträgen den «Grundriß und Literatur zu Vorlesungen über deutsche Staats- und Re geschichte» (Bresl. 1832). Im Namen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cu besorgte er die Herausgabe der «Scriptores rerum Silesiacarum» (2 Bde., Bresl. 1823— einer dem Historiker unentbehrlichen Sammlung der schles. Quellenschriftsteller; selbständig er die «Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter» (Bresl. 1845) her Diesen Sammelwerken folgte endlich sein zweites Hauptwerk, die «Geschichte Schlesiens» (B Bresl. 1853), die jedoch durch seinen Tod, der 2. Jan. 1854 erfolgte, unterbrochen wurde

Stephan ist der Name von neun Päpsten. — **S. I.**, von 254—257, stritt mit Cyp von Karthago über die Gültigkeit der Ketzertaufe, indem er Ketzer bei der Wiederaufnahr die Kirche nicht noch einmal getauft wissen wollte, wie dies in Afrika und in Kleinasien dar Sitte war. Deshalb hob er die Kirchengemeinschaft mit den Afrikanern auf, die erst nach sei Tode wiederhergestellt wurde. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche und der 2. Aug. ihm geweiht **S. (II.)**, gewählt 19. oder 27. März 752, starb schon vier Tage nach seiner Wahl und daher in der Reihe der Päpste gewöhnlich nicht gezählt. — **S. II.**, vorher Diakonus zu R Papst von 752—757, rief den fränk. König Pipin den Kleinen zu Hülfe gegen Aistulph, Kö der Longobarden, welcher das Gebiet von Ravenna (das Exarchat) erobert hatte. Pipin sch die Longobarden, übergab als röm. Patricius dem Papste das Exarchat und legte dadurch Grund zur weltlichen Herrschaft des Papstthums. Zum Danke dafür salbte S. Pipin Kleinen im Kloster St.-Denis zum Könige. — **S. III.**, Priester zu St.-Cäcilia, Papst 768—772, ließ auf einer Synode zu Rom 769, im Widerspruch mit einer Synode zu K stantinopel, die Verehrung der Bilder, Reliquien und Heiligen sowie der Maria von neu bestätigen. — **S. IV.**, vorher Diakonus zu Rom, Papst von 816—817, war ohne Bel tung. — **S. V.**, Papst von 885—891, hatte ohne die Bestätigung des damaligen Kais Karl's des Dicken, die Weihe erhalten, wußte sich aber zu behaupten, als Karl ihn deshalb setzen wollte. In dem Kampfe der Herzoge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul die ital. Krone begünstigte und krönte er Guido. — **S. VI.**, Papst 896, stand, verwickelt die damaligen ital. Parteikämpfe, ganz unter dem Einflusse vornehmer Römer und Toscc und auf der Seite Guido's. Weil sein Vorgänger Formosus der Gegenpartei angehört he ließ er den Leichnam desselben ausgraben und schänden. Von seinen Gegnern wurde er gefan genommen und im Kerker erdrosselt. — **S. VII.**, Papst von 929—931, stand ganz unter Weiberregimente der Theodora und Marozia. — **S. VIII.**, ein Verwandter von Kaiser Ottc Papst von 939—942, war ohne Bedeutung. — **S. IX.**, ein Bruder des Herzogs Gottfried Lothringen, vorher Bischof von Lüttich, dann Mönch in Monte-Casino, Cardinal und P 1057, hatte den Plan, durch die Krönung seines Bruders ein nationales Kaiserthum in Ita zu schaffen, und ließ die Römer schwören, die Papstwahl, falls er während Hildebrand's Auf halt in Deutschland sterben sollte, bis zu dessen Rückkehr aufzuschieben. In seine Zeit fällt große Trennung der griech. Kirche von der römischen. Er starb zu Florenz 1058.

Stephanie (Christian Gottlob), eigentlich Stephan, ein berühmter Schauspieler, wu zu Breslau 1733 geboren. Aus Neigung für die Kunst entsagte er dem Kaufmannsstande, den ihn sein Vater bestimmt, und engagirte sich 1756 bei der Schuch'schen Gesellschaft in Br lau. Mit Eckhof und Kirchhof arbeitete er auf Veredlung der Bühne hin. Schuch stand je diesem Streben entgegen, indem er für die extemporirte Komödie mit dem Harlekin sehr genommen war, und S. verließ deshalb mit seinen Freunden die Gesellschaft und ging nach toua, dann nach Mitau und 1760 als Hofschauspieler nach Wien. Hier mußte er sich anfa dem Geschmack des Publikums bequemen und an der beliebten extemporirten Komödie th nehmen. Allmählich aber wußte er den regelmäßigen Stücken Eingang zu verschaffen, und s 1762 wurde bestimmt, daß wöchentlich wenigstens ein regelmäßiges Stück gegeben würde.

gleich ſuchte S. durch eine Monatsſchrift, die er 1766 unter dem Titel «Geſammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht» herausgab, in gleichem Sinne auf den Geſchmack des Publikums zu wirken. Schon 1768 wurden wöchentlich nur noch zwei Poſſen gegeben, und als Affligio um dieſe Zeit das deutſche Theater wieder übernahm, war der Geſchmack der Zuſchauer ſo verändert, daß dieſer ſich umſonſt bemühte, denſelben zur extemporirten Komödie zurückzuführen. S. würde den Kabalen Affligio's haben unterliegen müſſen, wenn nicht die Kaiſerin Maria Thereſia ihn in Schutz genommen hätte. Auch als dramatiſcher Schriftſteller machte er ſich durch die «Neueſte Frauenſchule», «Die Liebe in Corſica» und den «Neuen Weiberfeind» vortheilhaft bekannt. Eine Sammlung ſeiner «Sämmtlichen Schauſpiele» (5 Bde.) ließ er in Wien 1761 erſcheinen. In ſpätern Jahren ſpielte er mit großem Beifall edle, zärtliche Väter, Vormünder u. dgl., wie früher Liebhaber und Helden. Seine Hauptrolle war Diderot's «Hausvater». Er ſtarb 1798 und war bis zu ſeinem Tode am Theater thätig. Sein Bruder, Gottlieb S., ebenfalls Schauſpieler in Wien, hat auch einige Luſtſpiele geſchrieben.

Stephanie (Louiſe Adrienne Napoleone), Großherzogin von Baden, geb. 28. Aug. 1789, war die älteſte Tochter des Grafen Claude Beauharnais (ſ. d.), eines Vetters von dem erſten Gemahl der Kaiſerin Joſephine. Ihre Erziehung erhielt ſie in dem berühmten Inſtitut der Madame Campan und blühte an Geiſt und Körper zu einer lieblichen Erſcheinung auf, ſodaß ſie eine Zierde des Conſular- und Kaiſerhofs wurde. Von ihrer Tante Joſephine und Napoleon I. hochbegünſtigt, ward ſie dem bad. Hofe zur Gemahlin des Erbgroßherzogs Karl (Ludwig Friedrich), geb. 8. Juni 1786, vorgeſchlagen, und der regierende Großherzog Karl Friedrich (ſ. d.) von Baden ging bereitwillig darauf ein. Doch die Mutter des Erbgroßherzogs, Markgräfin Amalie Friederike, eine gebornе Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt (geb. 20. Juni 1754, geſt. 21. Juli 1832), ſträubte ſich gegen eine ſolche Misheirath und willigte erſt dann in die Verbindung, als S. von Napoleon I. förmlich adoptirt und zur kaiſerl. Prinzeſſin von Frankreich (fille de France) erhoben wurde. Am 8. April 1806 fand in Paris die Vermählung ſtatt, und das junge Paar nahm ſeinen Wohnſitz in Manheim, ſiedelte aber nach der Hauptſtadt Karlsruhe über, als der Erbgroßherzog 26. Nov. 1808 zum Mitregenten proclamirt ward und nach dem Tode ſeines Großvaters Karl Friedrich 10. Jan. 1811 den bad. Thron beſtieg. Die Verhältniſſe geſtalteten ſich jedoch nicht beſonders glücklich. Die Markgräfin Amalie Friederike blieb der Schwiegertochter abgeneigt, und nach dem Sturz Napoleon's I. rieth man dem Großherzog Karl ſogar, S. zu verſtoßen, was er jedoch aufs entſchiedenſte zurückwies. Aus dieſer Ehe entſprangen fünf Kinder, von denen die beiden Söhne bald nach der Geburt wieder ſtarben (16. Oct. 1812 und 8. Mai 1817). Andererſeits hat man freilich behauptet, daß dieſelben auf Veranlaſſung der Markgräfin Amalie Friederike oder der Reichsgräfin von Hochberg (ſ. d.), Stiefgroßmutter des Großherzogs Karl, beiſeite geſchafft worden ſeien. Insbeſondere wurde der berühmte Findling Kaspar Hauſer (ſ. d.) mehrfach als der ältere Sohn S.s bezeichnet. Am 8. Dec. 1818 ſtarb Großherzog Karl, und S. nahm jetzt ihren Witwenſitz im Schloſſe zu Manheim, während ſie den Sommer regelmäßig in Baden-Baden zubrachte. Hier lebte ſie in Zurückgezogenheit, ohne jeden Prunk, mit wiſſenſchaftlichen Studien beſchäftigt, wie ſie denn auch ausgezeichnete Männer jeder Art, darunter den Hiſtoriker Schloſſer in Heidelberg, gern um ſich verſammelte. Vorzugsweiſe aber widmete ſie ſich der Erziehung ihrer drei Töchter, die im kath. Glaubensbekenntniß der Mutter aufwuchſen. An den Schickſalen des Hauſes der Napoleoniden nahm S. lebhaften Antheil und beſuchte nach der Wiederherſtellung des Kaiſerthums gern und oft den Hof Napoleon's III. In den letzten Lebensjahren ſchwer leidend, begab ſie ſich im Winter 1859 nach Nizza, wo ſie 29. Jan. 1860 ſtarb. Ihre älteſte Tochter Louiſe Amalie Stephanie (geb. 1811, geſt. 1854) war mit dem Prinzen Guſtav von Waſa 1830 vermählt, aber 1844 geſchieden. Die zweite, Joſephine Friederike Louiſe (geb. 1813), heirathete 1834 den Fürſten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und die dritte, Marie Amalie Eliſabeth Karoline (geb. 1817) vermählte ſich 1843 mit dem Herzog von Hamilton (geſt. 1863).

Stephanus iſt der Name dreier Heiligen der röm.-kath. Kirche. — Der erſte, vorzugsweiſe ſog. heilige S., war einer von den ſieben Armenpflegern der Gemeinde zu Jeruſalem, welche nach der Apoſtelgeſchichte eingeſetzt wurden, um das Murren der ſog. Helleniſten (oder der griechiſch redenden Juden) in der Gemeinde zu beſchwichtigen. Seiner geſchichtlichen Stellung nach iſt er der erſte Vorläufer des Apoſtels Paulus geweſen, indem er das Geſetz geiſtig auslegte und den äußern Ceremonialdienſt als Ungehorſam gegen den wahrhaften Willen Gottes verwarf. Sein muthiges Auftreten gab aber den Anlaß zu einer namentlich gegen den helleniſtiſchen Theil der Urgemeinde ausgebrochenen Verfolgung, welcher S. ſelbſt als der erſte chriſtl. Märtyrer

(Protomartyr) zum Opfer fiel. Wie es scheint, wurde er ohne ordentliches Gerichtsverfahren einem Volkstumulte gesteinigt. Die ihm in den Mund gelegte Vertheidigungsrede (Apostelgesch ist ein Meisterstück dialektischer Bestreitung des äußerlichen Judenthums und scheint den G in welchem S. wirkte, mit geschichtlicher Treue widerzuspiegeln, wenn sie auch in ihrer v liegenden schriftstellerischen Gestalt sicher von dem Verfasser der Apostelgeschichte herrührt. S Gedächtnißtag wird 26. Dec. gefeiert. — Der andere Heilige ist Papst Stephan I. (S. S phan.) — Der dritte Heilige ist Stephan I., König von Ungarn, der gegen Ende des 10. Jal die christl. Religion in Ungarn einführte und deshalb nach seinem Tode kanonisirt wurde. We seiner Verdienste erhielten seine Nachfolger auf dem ungar. Throne vom Papste den Titel «A stolische Majestät», und ihm zu Ehren stifteten sie den ungar. St.-Stephansorden.

Stephanus von Byzanz, ein griech. Geograph gegen Ende des 5. Jahrh. n. Chr., versa unter dem Titel «Ethnica» oder «De urbibus» ein geogr. Wörterbuch, welches nicht nur Namen der Völker und Städte, Berge und Flüsse angibt, sondern auch über den wahren o mythischen Ursprung ganzer Nationen aber einzelner Oerter mit Beibringung von Beweisstel aus den alten Classikern berichtet. Vollständig ist dieses Werk nur noch in einem längern Bru stücke, das übrige in einem Auszuge des Grammatikers Hermolaus, der im 6. Jahrh. le vorhanden. Die besten Ausgaben besorgten Westermann (Lpz. 1839) und Meineke (Berl. 184

Stephanus (Robertus), eigentlich Robert Etienne (Estienne), gleichberühmt als G lehrter wie als Buchdrucker, geb. 1503 zu Paris, der Sohn des Buchdruckers Henricus (geb. 1460, gest. 1520), widmete sich den gelehrten Studien und besaß die gründlichste Kennt des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Nach seines Vaters Tode arbeitete er ein Jahre gemeinschaftlich mit seinem Stiefvater Simon de Colines (Colinaeus) und besorgte e Ausgabe des Neuen Testaments, welche alle frühern an Correctheit übertraf und wegen ih bequemen Formats gefiel, ihm aber auch, zumal er sich der Luther'schen Lehre zugewendet ha den Haß der Sorbonne zuzog. S. heirathete bald darauf die Tochter des Buchdruckers Jodoc Badius Ascensius, Petronella, welche der lat. Sprache vollkommen kundig war. Um 1526 richtete er eine Druckerei unter seinem Namen, aus welcher eine Reihe der schätzbarsten We hervorging. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker bereicherte er größtentheils mit No und Vorreden. Dabei sorgte er eifrig für Correctheit und heftete zu dem Zwecke die Probebog öffentlich an, indem er für entdeckte Fehler Belohnungen versprach. Anfangs druckte er mit d Schriften seines Vaters und Simon's de Colines, aber um 1532 ließ er eine zierlichere Schr verfertigen, mit welcher er die schöne lat. Bibel von 1532 druckte. Sie zog ihm neue V folgungen zu, vor denen er sich nur durch den Schutz des Königs Franz I. und durch das V sprechen sichern konnte, in Zukunft nichts ohne Zustimmung der Sorbonne zu drucken. Dar gab er 1534 die erste Ausgabe seines trefflichen «Thesaurus linguae Latinae» heraus, den in jeder folgenden mehr vervollkommnete. 1539 wurde er zum königl. Buchdrucker für das L teinische und Hebräische ernannt. Auf sein Ansuchen ließ Franz I. die schönen Schriften gieß welche die königl. Druckerei in Paris nach jetzt besitzt. Neue Anfechtungen, die ihn wegen sei Bibelausgabe von 1545 trafen, wurden zwar abermals von dem Könige abgewehrt, da sie al nach dem Tode desselben nur heftiger begannen, sah er sich endlich genöthigt, Frankreich zu v lassen. Er ging 1552 nach Genf, wo er zur reform. Kirche übertrat, mit seinem Schwa Konrad Badius das Neue Testament französisch druckte, eine eigene Druckerei einrichtete u 7. Sept. 1559 starb. Sehr geschätzt sind unter anderm seine hebr. Bibeln (4 Bde., 4.; 8 Bde., 8 die lat. Bibel (1538—40), das Neue Testament (1550), das man sanft als das schönste griech. Sprache gedruckte Buch ansah, seine «Historiae ecclesiasticae scriptores», des Eusebi «Praeparatio et demonstratio evangelica», die erste Ausgabe des Dionysius von Halikarn und des Dio Cassius sowie die des Cicero, Terenz und Plautus.

Nicht minder berühmt als der Vater ist sein Sohn, Henricus S. oder Henri Etienn geb. zu Paris 1528. Er war mit glücklichen Anlagen ausgerüstet und widmete sich mit Vi liebe dem Griechischen. Der berühmte Peter Danes war sein Lehrer, auch genoß er den Unt richt des Jakob Tusanus und Adrian Turnebus. Schon als 20jähriger Jüngling gab er se Anmerkungen zum Horaz heraus. Außerdem hatte er die mathem. Wissenschaften mit Ei studirt. Er reiste zweimal nach Italien, um die Schätze der dortigen Bibliotheken zu benutz und brachte kostbare Abschriften mehrerer Classiker mit. Als er 1552 nach Paris zurückkeh schickte sich gerade sein Vater zur Abreise nach Genf an. S. folgte, wie es scheint, dem Va darthin, war aber 1554 wieder in Paris, wo er mit Beziehung auf das seinem Vater v Franz I. gegebene Privilegium um Erlaubniß zur Anlegung einer Druckerei anhielt. Ansa

1557 begann er auch in einer eigenen Druckerei einige Werke herauszugeben, wobei ihn Ulrich Fugger mit Geld unterstützte. Aus Dankbarkeit nannte sich S. bis zum Tode seines Beschützers einen Buchdrucker Fugger's. Da er der neuen Lehre öffentlich anhing, sah er nur zu oft seine Ruhe gestört und sich in seinen Arbeiten unterbrochen. 1566 gab er die lat. Uebersetzung des Herodot von Valla aufs neue heraus. Die Sammlung für ein griech. Wörterbuch, welche schon sein Vater begonnen hatte, setzte er mit Eifer fort und gab hierauf den «Thesaurus linguae Graecae» (1572; neue Ausg., Lond. 1816—26; neueste von Haase und Dindorf, Par. 1836 fg.) heraus. Der Auszug, den Scapula gleich nach dem Erscheinen besorgte, bewirkte, daß der Absatz nur langsam erfolgte, und so gerieth S. in die äußerste Verlegenheit. Nach Deutschland machte er eine Reise, um sich neue Hülfsquellen zu eröffnen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Er zog sich endlich vom Hofe zurück und lebte zu Orléans, Paris, Frankfurt, Genf und Lyon. Auf seiner Reise nach letzterm Orte wurde er krank und starb im Hospital im März 1598, wahrscheinlich in Geisteszerrüttung. Unter seinen zahlreichen Ausgaben, die zwar minder schön sind als die seines Vaters, aber ihnen an Gehalt und Correctheit nicht nachstehen, zeichnen sich vornehmlich aus die «Poetae Graeci, principes heroici carminis» (1566); «Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina» (1560, 1566 u. 1586); die «Sammlung philos. Gedichte» (1573); die Sammlungen der griech. Wörterbücher und Grammatiker als Anhang seines «Thesaurus», der griech. Rhetoren (1567), der griech. Geschichtschreiber und der röm. Geschichtschreiber (1568), der griech. Redner (1575), der griech. Aerzte nach Galen; ferner eine große Menge griech. und röm. Classiker. Vgl. Passow, «Heinr. S.» in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1831). — Sein Sohn, Paulus S., geb. zu Genf 1566, gest. um 1627, ein zu Genf durch den Unterricht der berühmtesten Männer seiner Zeit sowie durch vielfache Reisen tüchtig gebildeter Mann, zeichnete sich wie der Vater durch treffliche Ausgaben classischer Dichter und Redner, die aus der von ihm in seiner Geburtsstadt errichteten Druckerei hervorgingen, gleichfalls rühmlich aus. — Der Buchdrucker Charles Etienne, ein Bruder Robert's, geb. 1504, gest. 1564, wurde durch sein «Dictionnaire historique etc.» (Genf 1546) der Vorläufer der engl. geographischen Wörterbücher. — Anton Etienne, ein Sohn von Paulus S., geb. 1592 zu Genf, gest. 1674 erblindet im Hôtel de Dieu zu Paris, druckte daselbst bis 1664. Ueber die ganze Familie Etienne, welche 170 J. lang die Typographie und die Wissenschaft wesentlich förderte, vgl. Renouard, «Annales de l'imprimerie des Etiennes» (2 Bde., Par. 1838; 2. Aufl. 1843); F. Didot in der «Nouvelle biographie générale» (Bd. 16, Par. 1858).

Stephenson (George), ein Hauptbegründer des jetzt über die ganze civilisirte Welt verbreiteten Eisenbahnsystems, war der Sohn armer Aeltern in einem Kohlenmeiler bei Newcastle und wurde 9. Juni 1781 geboren. Sein erstes Geschäft bestand in der Bedienung der Dampfmaschine, die an der Mündung der Kohlengrube gebraucht ward. Hier legte er sein mechan. Talent durch die Reparatur und zweckmäßigere Einrichtung eines Pumpenwerks an den Tag, an welchem gelernte Ingenieure ihre Kunst vergeblich versucht hatten. Er avancirte demnächst zum Aufseher, zeichnete sich durch seine Leitung der großen Kohlenwerke Lord Ravensworth's bei Darlington aus und dante 1812 für einen bei denselben angelegten Schienenweg die erste Locomotive. Gleichzeitig mit Sir Humphry Davy hatte er das Verdienst, eine Sicherheitslampe für Grubenarbeiter zu ersinden, was ihm einen Ehrenpreis von 1000 Guineen verschaffte. Bei dem Festmahl, welches ihm bei dieser Gelegenheit gegeben wurde, erklärte er, dieses Geld auf die Erziehung seines Sohnes Robert verwenden zu wollen, der in der Folge das angeborene Genie des Vaters durch seine wissenschaftliche Bildung vervollständigte. Unter der Leitung S.'s wurde die erste für den allgemeinen Verkehr bestimmte Eisenbahn von Stockton nach Darlington erbaut und 1825 vollendet. Für die Liverpool-Manchesterbahn erbot er sich, einen Dampfwagen herzustellen, der die Schnelligkeit von 10 engl. M. in der Stunde erreichen würde. Der Parlamentsausschuß, dem er seinen Plan vorlegte, behandelte ihn als einen Phantasten, aber bei der Probefahrt übertraf er noch seine Versprechungen. Die von ihm gebaute Locomotive bewegte sich mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 15 M. fort, gewann den Preis und entschied dadurch die größte Revolution in der Mechanik, die seit Erfindung der Dampfmaschine durch Watt eingetreten ist. Der Ruhm S.'s war jetzt gesichert, und durch die von ihm in Newcastle errichtete Maschinenbauanstalt erwarb er bald ein sehr bedeutendes Vermögen. In Verbindung mit seinem Sohn brachte er die Dampfwagen zu ihrer heutigen Vollkommenheit, wie er denn auch für jede neuentstehende Eisenbahn in England, Amerika und auf dem europ. Continent die ersten Locomotiven lieferte. Als Zeichen des Danks für die von ihm dem Eisenbahnwesen sowie der Industrie überhaupt geleisteten Dienste wurde 1845 der Beschluß

gefaßt, seine Statue auf der großen Eisenbahnbrücke über den Tyne aufzustellen, welche den Namen S.-Brücke erhielt. Er war zuletzt auch Eigenthümer mehrerer Kohlengruben und der großen Eisenwerke von Claycroß und starb zu Tapton-House bei Chesterfield 12. Aug. 1848. Vgl. Smiles, «The life of S.» (2. Aufl., Lond. 1857; deutsch, Lpz. 1858). — Robert S., Sohn des vorigen, geb. 1803 zu Wilmington, studirte auf der Universität Edinburgh, unterstützte dann seinen Vater bei dessen Ingenieurarbeiten und Unternehmungen und gewann auch seinerseits einen auf den Bau einer Locomotive ausgesetzten Preis von 500 Pfd. St. 1832 wurde ihm die Leitung der projectirten Liverpool-Birmingham-Eisenbahn übertragen, die er trotz bedeutender Schwierigkeiten zu Stande brachte, worauf noch die Blackwall-, Norfolk-, Aylesbury- und verschiedene andere Eisenbahnlinien unter seiner Aufsicht erbaut wurden. Sein Meisterstück war jedoch die Errichtung der Britanniabrücke (s. d.), der Röhrenbrücke über den Menaikanal, zwischen Wales und Anglesea, die 1847 begonnen und 1850 vollendet wurde und als erstes Modell eines ganz neuen Systems des Brückenbaues zu den wunderbarsten Werken unseres Jahrhunderts zählt, obgleich später andere, nach demselben Plane gebaute Brücken dies Erstlingswerk an Großartigkeit noch übertrafen. Bald nachher errichtete S. zwei Röhrenbrücken über den Nil, auf der von ihm angelegten Eisenbahn zwischen Alexandria und Kairo, und 1853 ging er nach Canada, um die Arbeiten zu der gewaltigen Röhrenbrücke über den Lorenzstrom bei Montreal einzuleiten, welche in der Communicationslinie zwischen Ost- und Westcanada und den Vereinigten Staaten mittels der Grand-Trunk-Eisenbahn als letztes Verbindungsglied fehlte. Wegen der ungeheuern Breite des Flusses, welche an dem zur Ueberbrückung bestimmten Punkte fünfmal größer ist als die des Menaikanals, wurde die Ausführung dieses Werks vielfach für unmöglich gehalten. Auch schreckte der Kostenanschlag von 1,300000 Pfd. St. von dem Unternehmen ab. S. beharrte jedoch bei seinem Plane und hatte die Genugthuung, denselben adoptirt zu sehen. Die Vollendung dieses, gegenwärtig unter dem Namen der Victoriabrücke bekannten Riesenbaues im Dec. 1859 erlebte er freilich nicht mehr. Bis ans Ende seines Lebens consultirte man ihn nicht blos in England, sondern in beinahe sämmtlichen Staaten des Continents als die höchste Autorität in allen mit dem Plane und dem Bau von Eisenbahnen verknüpften Angelegenheiten, und häufig wurden Zwiste zwischen Eisenbahngesellschaften und Ingenieuren durch seinen schiedsrichterlichen Ausspruch geschlichtet. Schon 1847 war er zum Parlamentsmitglied für Whitby gewählt worden; doch nahm er an den parlamentarischen Verhandlungen keinen lebhaften Antheil. In einer seiner letzten Reden erklärte er sich gegen die Ausführbarkeit des Suezkanals, aus dem, wie er meinte, bei dem Mangel an Gefälle zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere, höchstens ein Graben werden könne. Reich an Ruhm und Besitz, aber sorglos in Beziehung auf seine Gesundheit, starb er, bald nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Norwegen, 12. Oct. 1859. In Anerkennung seiner großen Verdienste wurde er in der Westminsterabtei beigesetzt.

Steppe heißt im Russischen so viel wie Wüste oder flaches, dürres Feld. Der Name ist jedoch in der Erdkunde von den derartigen Landstrichen des russ. Reichs auf alle großen Ebenen als Gattungsname übertragen worden, welche baumlos, mehr oder weniger gleichmäßig mit Gras und Kräutern bewachsen, durch den Mangel an Anbau und Bevölkerung und an Bewässerung mehr oder weniger öde und der Wüste verwandt sind. Geognostische Beschaffenheit und Klima sind es vornehmlich, welche den größten Ebenen der verschiedenen Erdstriche eine eigenthümliche Physiognomie ertheilen, und diese sucht die Geographie durch Aufnahme der Benennungen, mit welchen die Bewohner ihrer verschiedenen Erdstriche ihre Ebenen bezeichnen, anzudeuten. So unterscheidet man denn die S. des russ. Reichs und Innerasiens, die Heiden Norddeutschlands, die Landes im südwestl. Frankreich, die Puszten in Ungarn, die Savannen oder Prairien Nordamerikas, die Llanos und Pampas in Südamerika, die S. in Afrika. Vgl. A. von Humboldt, «Ueber die S. und Wüsten» in «Ansichten der Natur» (Bd. 1, 3. Aufl., Stuttg. und Tüb. 1849).

Sterbekassen sind Lebensversicherungskassen im kleinsten Maßstabe und nur für die ärmere Klasse bestimmt. Meist gewähren sie unter dem Namen Sterbegeld nur so viel, daß die Kosten der Beerdigung bestritten werden können, in manchen Fällen auch mehr, jedoch höchstens 100 bis 200 Thlr. Der Versicherte zahlt entweder einen periodischen (wöchentlichen, monatlichen) Beitrag oder einen gewissen Betrag so oft ein Mitglied der Kasse verstirbt. Das Sterbegeld wird an die Erben des Mitglieds ausgezahlt, und besitzt er solche nicht, so besorgt die Kasse selbst aus dem Sterbegelde die Beerdigung. Versicherungen fremder Leben mit Ausnahme desjenigen der Frau und der Kinder sind selten, in manchen Ländern auch verboten, weil sie oft zu Verbrechen Anlaß gegeben haben. Häufig sind die S. mit Krankenkassen verbunden, und namentlich ist dies

hinsichtlich der S. der Fall, welchen in Preußen die Handwerksgesellen und Fabrikarbeiter beizutreten gesetzlich verpflichtet sind.

Sterbelehn, diejenige Art der Lehnwaare (s. Laudemium), welche bei einem durch den Tod herbeigeführten Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Beliehenen entrichtet werden mußte.

Sterblichkeit, s. Mortalität.

Stère (aus dem griech. stereos, hart, fest, gebildet) heißt im neufranz. Maßsystem die Einheit des Körper- und Raummaßes, insbesondere des Maßes für Bau- und Brennhölzer sowie für Steine u. dgl. Das S. entspricht dem Kubikmeter (mètre cube) und begreift somit 0,296 preuß. Klafter oder 29,17386 alte par. Kubikfuß. Man theilt den S. in 10 Decistères; 10 S. bilden den Decastère. Das Hectostère (= 100 S.) und Kilostère (= 1000 S.) kommen nur selten in Anwendung. Sehr häufig wird auch der Umfang einer Holz- oder Steinmasse nur nach Kubikmeter, nicht nach S. berechnet.

Stereochromie (aus griech. stereos, fest, und chroma, Farbe) nennt man eine 1846 in München von Professor Schlotthauer und Oberbergrath Fuchs erfundene Malweise, welche bei unmittelbar auf Wandflächen auszuführenden Gemälden anstatt der Frescomalerei angewandt zu werden pflegt. Der Malgrund wird eigens hergerichtet und verbindet sich mit der Mauer zu einem einzigen festen Körper. Darauf legt man in einfachen Wasserfarben, die mit dem Grunde sich unauflöslich vereinigen, die ganze Fläche des Gemäldes an und kann dasselbe in pastoser oder lasirender Behandlung ganz nach Belieben vollenden. Die Farben sind sehr schön und erreichen die höchsten Lichter des Fresco und die tiefsten Schatten der Oelmalerei, ohne jedoch zu glänzen. Dazu kommt, daß man das Bild ganz nach Gemächlichkeit allmählich ausführen kann, während beim Fresco bekanntlich das gerade aufgetragene Stück in einem Tage vollendet oder wieder herabgeschlagen werden muß. Rechnet man dazu, daß die S., da die Bildfläche durch schließliches Aufspritzen einer chem. Flüssigkeit, des Wasserglases, steinhart gemacht wird, allen Einflüssen der Witterung, dem Frost wie der Hitze, ja selbst Säuren und Alkalien trotzt, so wird man den hohen Vorzug, den diese Malart, zumal für unsern Norden, vor jeder andern Art für die monumentale Malerei darbietet, begreifen.

Stereometrie, d. i. Körpermessung, nennt man denjenigen Theil der Geometrie, der es mit allen drei Dimensionen des Raums zu thun hat, also vorzugsweise die Lehre von den Körpern. Häufig versteht man darunter nach der Bedeutung des Worts nur die Lehre von der Berechnung des Inhalts der Körper.

Stereoskop (vom griech. stereós, starr, fest und skopein, sehen, schauen) heißt eine optische Vorrichtung, welche dazu dienen soll, ungeübten Augen zwei nebeneinanderliegende, für beide Augen richtig perspectivisch entworfene Zeichnungen eines Objectes als ein einziges, aber nicht planes, sondern wirklich körperliches Bild des Objects erscheinen zu lassen. Darin geübte Augen vermögen ein Paar stereoskopisch richtige Bilder, in der richtigen Entfernung betrachtet, auch ohne die Hülfsmaschine des S. stereoskopisch, d. i. körperlich, zu sehen. Wenn man ein körperliches Object, etwa eine auf dem Tische stehende Pyramide, von obenher mit beiden Augen betrachtet, so werden die in beiden Augen auf beiden Netzhäuten entstehenden Bilder nicht gleich sein. Im vorliegenden Falle z. B. wird die Spitze der Pyramide, mit dem rechten Auge betrachtet, mehr nach dem linken Rande der Pyramidenbasis zu gelegen erscheinen, und umgekehrt, mit dem linken Auge betrachtet, mehr nach dem rechten Rande zu. Denkt man sich, während Pyramide und Kopf unverrückt bleiben, zwischenhinein, quervor eine Glastafel geschoben, und zeichnet man auf dieser, während man das linke Auge geschlossen hält, die Conturen der Pyramide, wie sie dem rechten Auge erscheinen, und darauf bei geschlossenem rechten Auge die Conturen, wie sie dem linken Auge erscheinen, so erhält man auf der Platte zweierlei verschiedene perspectivische Zeichnungen der Pyramide. Oeffnet man dann wieder beide Augen und nimmt bei unverrückter Lage der Glastafel und der Augen die Pyramide weg, so wird man trotzdem immer noch die Pyramide körperlich erhaben auf dem Tische zu sehen meinen, denn die beiden Zeichnungen machen für die beiden Augen denselben Eindruck wie vorhin die Conturen der Pyramide selbst. Personen freilich, welche, wie schon bemerkt, in derartigen Betrachtungen ungeübt sind, vermögen nicht, wenigstens in der ersten Zeit, ihre Augenachsen so zu richten, daß sie blos mit dem rechten Auge das rechte Bild, mit dem linken das linke Bild betrachten, sondern sie blicken mit beiden Augen entweder auf das rechte zugleich oder auf das linke zugleich. Um auch die Augen solcher Personen zu dem stereoskopischen Sehen zu zwingen, hat man verschiedene Apparate (Stereoskope) ersonnen. Wheatstone, ein engl. Physiker, der zuerst auf diese Verhältnisse des Einfachsehens mit zwei Augen aufmerksam machte, und von dem auch der Name S. herrührt, construirte zu-

nächſt ſein Spiegelſtereoſkop. Vor den beiden Augen befinden ſich zwei Spiegel mit den ſpiegelnden Flächen ſchräg nach auswärts gerichtet. Rechts und links von den beiden Spiegeln befinden ſich die beiden (hier nicht auf demſelben Blatte befindlichen) ſtereoſkopiſchen Bilder, ſodaß dieſelben, jedes in dem ihm gegenüberliegenden Spiegel, geſpiegelt erſcheinen, und zwar iſt die Richtung der beiden Spiegel eine ſolche, daß die beiden Bilder in der deutlichen Sehweite an einer einzigen Stelle des Raumes zu liegen ſcheinen und dann natürlich den Eindruck eines dort befindlichen körperlichen Objectes machen. Einfacher und praktiſcher iſt das Brewſter'ſche S., welches auch jetzt ganz allgemein benutzt wird, um dem großen Publikum das Vergnügen zu verſchaffen, welches das ſtereoſkopiſche Sehen ohne Zweifel bereitet. Zwei vor die beiden Augen gehaltene Converlinſen, deren optiſche Achſen jedoch nicht parallel gerichtet ſind, ſondern ſich in der Entfernung der normalen deutlichen Sehweite (8—10 Zoll) durchſchneiden, zwingen die Augen, die darunterliegenden beiden ſtereoſkopiſchen Bilder in der gehörigen Richtung zu fixiren, ſodaß die Bilder ſich zu einem körperlichen Bilde vereinigen, welches zugleich auch, da die Linſen außerdem noch wie Lupen wirken, vergrößert erſcheint. Bei kurzſichtigen Augen müſſen die Linſen im allgemeinen näher an die Bilder gehalten werden als bei weitſichtigen, wenn die Conturen gehörig ſcharf gezeichnet und nicht verſchwommen erſcheinen ſollen, ein Umſtand der bei den meiſten im Handel vorkommenden S. nicht berückſichtigt iſt, indem die Linſen ohne Auszugsrohr feſt im obern Theile des Käſtchens befeſtigt ſind, auf deſſen Boden die ſtereoſkopiſchen Bilder gelegt werden. Was die Anfertigung der ſtereoſkopiſchen Bilder betrifft, ſo kann dieſe nur in den ſeltenſten Fällen durch geometr. Conſtruction und Zeichnung erfolgen, z. B. bei Darſtellung von geometr. Körpern, Kryſtallgeſtalten u. ſ. w. Für Porträts, Statuen, Architecturobjecte, Landſchaften u. dgl. benutzt man, wie zuerſt Moſer in Königsberg gezeigt hat, mit großem Vortheil die Photographie, indem man mit zwei ganz gleichen photographiſchen Apparaten von zwei Standpunkten aus, welche ſo weit wie die Augen am menſchlichen Kopfe oder etwas weiter voneinander entfernt ſind, zwei Bilder deſſelben Objects zugleich aufnimmt. Dieſe Bilder zeigen dann dieſelben zum Körperlichwahrnehmen des Objects nöthigen Verſchiedenheiten, wie ſie die beiden, in zwei auf das Object gerichteten Augen entſtehenden Bilder zeigen würden. In neuerer Zeit hat Dove in Berlin gezeigt, wie man durch die ſtereoſkopiſche Betrachtung die Identität oder Nichtidentität des Druckes zweier ſcheinbar gleicher typographiſcher Erzeugniſſe nachweiſen kann. Es iſt dies beſonders für die Entdeckung und Conſtatirung der Unechtheit bei Werthpapieren von Wichtigkeit. Zwei von demſelben Satze oder derſelben Platte abgezogene Drucke zeigen unter dem S. nichts beſonders Auffallendes. Legt man dagegen zwei gleichlautende, von zwei für das bloße Auge ganz gleich ſcheinenden Sätzen oder Platten abgezogene Drucke unter das S., ſo erſcheinen dieſelben als ein Druck, deſſen Buchſtaben, Worte, Silben u. ſ. w. nicht mehr alle auf dem Papiere, ſondern ganz unregelmäßig in oft mehrere Zolle großer Entfernung theils vor, theils hinter dem Papiere zu liegen ſcheinen. Es kommt dies von kleinen Verſchiedenheiten in den Entfernungen der betreffenden Buchſtaben auf beiden Blättern, die ähnlich wirken, wie die kleinen Verſchiedenheiten der Zeichnung auf zwei ſtereoſkopiſchen Bildern. Vgl. Dove, «Optiſche Studien» (Berl. 1859) und «Anwendung des S., um falſches von echtem Papiergeld zu unterſcheiden» (Berl. 1859); Ruete, «Das S.» (2. Aufl., Lpz. 1867).

Stereotomie iſt derjenige Theil der höhern Stereometrie (ſ. d.), der von den Durchſchnitten der Oberflächen der Körper handelt, welche einander ganz oder zum Theil durchdringen. Ihre Darſtellungen werden durch die beſchreibende Geometrie, Projectionslehre oder Géometrie descriptive, zur Anſchauung gebracht, und namentlich tritt ſie in dem ſog. Steinſchnitte in die Praxis ein, obſchon ſie auch in andern Zweigen der Technik, namentlich im Maſchinenweſen vielfache Anwendung findet. Unter S. verſteht mon daher im allgemeinen aus dem obenangeführten Grunde auch den Steinſchnitt, d. h. die Conſtruction der Schnittflächen der einzelnen Steine der Gewölbe aller Art, nach welcher ſich jene Steine, bei gehörig angeordneter Stärke der Widerlagen, durch die Conſtruction ſelbſt, ohne ein beſonderes Bindungsmittel, in ihrer paſſenden Stellung erhalten. Die beſten Werke über den Steinſchnitt verfaßten zuerſt Philib. Delorme (1567), dann Frezier (3 Bde., Par. 1737—39) und in neuerer Zeit Douliot und Abhemar.

Stereotypie nennt man das Verfahren, mittels deſſen man den ganzen Schriftſatz einer durch den Buchdruck zu vervielfältigenden Columne oder Schriftſeite, ſtatt, wie dies gewöhnlich geſchieht, aus einzelnen Lettern, Ausſchließungen u. ſ. w. beſtehend, in einer einzigen Platte darſtellt, welche, auf einer Unterlage befeſtigt, zum Abdruck in der Buchdruckerpreſſe ſich eignet. Eigentlich waren die erſten Anfänge der Buchdruckerkunſt ſchon Stereotypen, d. i. feſtſtehende Lettern, denn man ſchnitt die ganze Schriftſeite in Holz und druckte ſie dann ab. Gutenberg's

Erfindung aber verwandelte die feststehenden Lettern in bewegliche, die man in sehr verschiedenartige Verbindung miteinander bringen konnte. Um eine gewisse Zusammensetzung längere Zeit aufbewahren zu können und die dazu verwendeten Typen dennoch nicht müßig stehen zu lassen, dachte man darauf, dieselbe abzuformen und durch den Guß zu vervielfältigen. Dieser Vortheil wird neben andern durch die S. erlangt. Da man die später gefundenen Fehler in den Platten verbessern kann und das Entstehen neuer Fehler vermieden wird, so erhält man zuletzt möglichst fehlerfreie Abdrücke, wie dies auch die Stereotypausgaben der Bibel, der Classiker von Didot in Paris und der von K. Tauchnitz in Leipzig u. a. beweisen. Außerdem gewährt die S. großen Vortheil dadurch, daß der Verleger von einem Buche, dessen Absatz sicher, aber langsam stattfindet, nicht genöthigt ist, um die Kosten für Satz und Druck einer neuen Auflage zu sparen, sehr große Auflagen zu machen und darum einen Theil seines Betriebskapitals im Papierlager todt liegen zu lassen, sondern von seinen Stereotypplatten anfangs nur eine geringere Anzahl und dann, je nach dem gesteigerten Bedarfe, jederzeit mehr Abdrücke machen lassen kann. Schon zu Ende des 17. Jahrh. versuchte van der Mey in Leyden, dann 1725 Ged in Edinburgh und Tilloch und Foulis in Glasgow das Stereotypiren; doch beschränkte sich ihr Verfahren darauf, daß die Lettern zusammengelöthet wurden. Der eigentliche Erfinder der S. ist, wie neuere Untersuchungen dargethan, ein deutscher Geistlicher, Johannes Müller, Prediger bei der reform. deutschen Gemeinde in Leyden, welcher seit Anfang des 18. Jahrh. mehrere Schriften stereotypiren ließ. Indeß bildeten erst Firmin Didot (1794), Herhan und Hoffmann nacheinander die heutige S., obschon auf verschiedenem Wege, aus. Die Hauptverbesserung aber und die Darstellung in ihrer heutigen Gestalt hat die S. durch den um die Buchdruckerkunst ohnehin sehr verdienten Grafen Stanhope in England 1804 erfahren. Man vervielfältigt übrigens durch die S. auch Holzstöcke und andere Gravuren. Was die Stanhope'sche S. betrifft, so wird die für den Abguß bestimmte Form zuerst auf die gewöhnliche Weise durch den Setzer aus einzelnen Typen, Ausschließungen u. s. w. genau ebenso gebildet, wie wenn sie für den Abdruck in der Presse bestimmt wäre. Diese Form wird in der Gießerei mit einem messingenen Rahmen umgeben, welcher die Lettern so weit überragt, als die Dicke beträgt, welche man der Matrize geben will, nach Verhältniß der Größe derselben $\frac{1}{2}$—1 Zoll. Hierauf bürstet man die Form ein und legt eine dünne Schicht mit Wasser angemachten Gipses darauf, welche man mit einem steifen Pinsel gehörig in alle Vertiefungen der Form bringt, damit dort keine Lücke oder Luftblase entstehe, worauf man dann die Form selbst ganz mit Gipsbrei füllt und mit einem Streichbrete, nach Angabe der Höhe des Messingrahmens, abgleicht. Dieser Gipsabguß erhärtet sehr schnell. Schon nach einer Viertelstunde kann man denselben von der Form abheben, und er bildet dann die Matrize, enthält alle Lettern vertieft und alle Ausschließungen erhaben, und wird erst in gelinder, später aber in einem eigenen Trockenofen in starker Hitze vollkommen ausgetrocknet, da die geringste beim Gusse in demselben enthaltene Feuchtigkeit eine gefährliche Explosion, mindestens aber den Verlust der Matrize nach sich ziehen würde. Die ausgetrocknete Matrize wird nun in eine gußeiserne Pfanne gelegt und mit einer Platte bedeckt, welche durch daran angebrachte Füße genau so weit von der Matrize abgehalten wird, als die künftige Stereotypplatte dick werden soll; das Ganze aber wird durch die Deckplatte, deren vier Ecken abgestumpft sind und die Eingüsse bilden, mittels Schrauben in seiner Lage festgehalten. Dieser Apparat wird mittels eines Krahns in den mit geschmolzenem Metall gefüllten Kessel von Gußeisen gebracht und dort ganz untergetaucht, wo er so lange bleibt bis alle Räume vollständig mit dem Metall ausgefüllt sind, was gewöhnlich eine halbe Stunde dauert. Hierauf hebt man den Gießkessel aus dem Metalle und läßt ihn erkalten, worauf man ihn öffnet, den Guß herausnimmt, die Eingüsse abschlägt und die Matrize abhebt und abbricht. Dann wird die nun erhaltene Platte, welche einen scharfen Abguß des Lettersatzes zeigt, mit Wasser und einer scharfen Bürste gereinigt, verputzt und endlich auf einer besondern Maschine auf der hintern Seite abgehobelt oder abgedreht und dadurch vollkommen eben gemacht und auf die vorschriftsmäßige Dicke gebracht. Sollen solche Platten dann gedruckt werden, so befestigt man sie auf metallenen oder hölzernen Unterlagen und sie dienen dann ebenso wie die beweglichen Lettern. Statt der erwähnten Gießkessel, in welchen die Matrize liegt, hat man auch das sog. französische (Daulé'sche) Verfahren unter Benutzung von eisernen Gießkästen eingeführt, welche sich mittels eines Charniers öffnen und schließen lassen, und in welchen die Form steht. Der Guß geschieht von oben her mit der Kelle, und die Form erweitert sich nach oben so sehr, daß eine Masse, ebenso schwer als die zu gießende Platte, als sog. verlorener Kopf über dem Gusse stehen bleibt und so, einen großen Druck auf das flüssige Metall übend, dasselbe in die Matrize treibt. Statt der Gipsmatrizen wendet man auch häufig, nach der Erfindung von

Genoux in Paris, solche von Papier an, wozu man mehrere Bogen feinen Papiers mit Stärkekleister aufeinanderklebt und in die so gebildete dünne Pappe, während sie noch gehörig feucht und weich ist, den Typensatz einpreßt. Das Abgießen dieser vorher getrockneten Matrizen in Metall geschieht wie das der gipsenen bei der Daulé'schen Methode. Dieses Verfahren bietet den Vortheil, daß sich die Matrizen lange aufbewahren und mehrmals zum Guß benutzen lassen. Neuerdings bedient man sich anstatt der S. zur Vervielfältigung von Holzschnitten, kleinern Schriftsätzen, ja auch von ganzen Bogen der Galvanoplastik (s. d.); die auf galvanischem Wege gewonnenen Ablagerungen werden mit Metall hintergossen, gehobelt und druckfertig justirt. Vgl. Meyer, «Handbuch der S.» (Braunschw. 1838); Heuze, «Handbuch der Schriftgießerei u. s. w.» (Weim. 1844); Archimowitz, «Die Papierstereotypie» (Karlsr. 1862).

Sterling ist der Name einer engl. Münze, welche zu Ende des 12. Jahrh. in Gebrauch kam. Die Benennung soll von easterling, d. h. was von Osten kommt, herrühren, weil nämlich deutsche Künstler zur Herstellung dieser Münze gebraucht worden sein sollen. Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß König Richard I. fremde Münzmeister nach England zog und neue Münze einführte. Solche easterlings gingen 240 auf das Pfund von 12 Unzen, und man rechnete, wie in Deutschland nach Pfund Heilern u. s. w., so in England nach Pound easterling. Davon blieb in neuerer Zeit nur der Ausdruck Pfund Sterling übrig, dessen Werth allmählich auf den dritten Theil des ursprünglichen herabfiel und zwischen 6½—7 Thlr. preuß. Courant schwankt. Das Pfund S. war ehemals eine Silbermünze, die sich aber nur noch in einigen Cabineten als sehr große Seltenheit findet. Seit 1816 wird es in Gold ausgeprägt und führt als Goldstück den Namen Sovereign.

Sterling (John), engl. Dichter, geb. 20. Juli 1806 zu Kaimes-Castle auf der Insel Bute, stammte aus einer alten schott., seit der Mitte des 17. Jahrh. in Irland angesessenen Familie. Sein Vater, Edward S. (geb. 1773, gest. 1847), diente als Kapitän in der brit. Armee und erwarb sich in der Folge als Mitarbeiter an der «Times» großen Ruf. Der junge S. begleitete schon in seinem 3. J. die Aeltern nach Wales, wo er den ersten Unterricht erhielt, dann nach Paris und endlich nach London. 1822 bezog er die Universität Glasgow und begab sich 1824 nach Cambridge, wo er, durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnet, die größten Hoffnungen erregte. Doch verließ er 1827 die Hochschule, ohne sich für ein bestimmtes Fach entschieden zu haben. Nach London zurückgekehrt, erwarb er 1828 in Verbindung mit einem Freunde das «Athenaeum», eine von J. S. Buckingham gegründete Wochenschrift, in der er seine ersten literarischen Arbeiten veröffentlichte, die mit Beifall aufgenommen wurden. In pecuniärer Beziehung war aber das Unternehmen nicht glücklich, und S. sah sich gezwungen, es andern Händen zu übergeben. Um diese Zeit trat er in ein näheres Verhältniß zu Coleridge, dem er mit wahrer Begeisterung anhing, und der seinen zum Skepticismus geneigten Geist wieder für religiöse Ideen empfänglich machte. Unter diesen Einflüssen schrieb er den Roman «Arthur Coningsby» (3 Bde., Lond. 1833), der aber bei seiner Herausgabe im Publikum wenig Beachtung fand. Nachdem er sich mit einer schönen Irländerin, der Tochter des Generals Barton, verheirathet, ging er zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Westindien, ließ sich nach seiner Rückkehr zum Geistlichen ordiniren und erhielt 1834 das Amt eines Pfarrverwesers zu Hurstmonceaux. Schon nach wenigen Monaten ward ihm jedoch eine Stellung zur Last, für die er in keiner Hinsicht geschaffen war, und von der er sich loszusagen eilte. Er widmete sich jetzt mit Vorliebe dem Studium der deutschen Literatur, deren Einwirkung sich in seinen spätern Schriften, besonders in der 1838 in «Blackwood's magazine» erschienenen Novelle «The onyx ring» bemerklich macht. Stets kränklich, besuchte er unterdessen Frankreich, die Schweiz, Italien, Madeira, ohne dauernde Linderung zu finden, aber mit ungeschwächtem Eifer seiner literarischen Thätigkeit nachhängend. So schrieb er außer zahlreichen Beiträgen zu «Blackwood's Magazine» einige treffliche kritische Aufsätze für die «London and Westminster Review». 1839 gab er seine gesammelten «Poems» heraus, denen 1841 «The election», ein satirisches Gedicht in sieben Büchern, und 1843 das Trauerspiel «Strafford» folgte. Seine letzten Jahre verbrachte er im innigsten Verkehr mit Carlyle, Mill, F. W. Newman, Theodor Parker und andern hochbegabten Freunden. Nach langen Leiden starb er zu Ventnor 18. Sept. 1844. S.'s Gedichte empfehlen sich durch schöne Gedanken und eine leichte Versification; allein es fehlt ihnen die Vollendung und die innere Harmonie, welche die Meisterwerke des poetischen Genius charakterisirt. Er strebte nach einem Ideal, welches zu erreichen ihm die Kraft gebrach, und an diesem vergeblichen Streben ging er zu Grunde. Seine «Essays and tales» wurden 1848 von Hare herausgegeben. Vgl. Carlyle, «Life of John S.» (Lond. 1851).

Sternberg, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks der Markgrafschaft Mähren, 2 M. im Norden von Olmütz, an der Kaiserstraße nach Schlesien und unweit der Eisenbahn gelegen, hat ein altes Schloß, ein Militärknabenerziehungshaus und 12665 E. (1857). Der Ort ist als Hauptsitz der mähr. Baumwollfabrikation berühmt, neben welcher jedoch auch Tuchweberei, Leinenfabrikation, Strumpfwirkerei, Liqueurbrennerei und Obst-, besonders Kirschenbau stark betrieben wird. Die hier und in der Umgegend erzeugten Leinen- und Baumwollzeuge finden unter dem Namen Sternberger Waaren einen bedeutenden Absatz. Im Bezirk S. liegt das Dorf Andersdorf oder Ondrzejov, mit Mineralbad und Sauerbrunnen, der viel versendet und dem Spaawasser gleichgestellt wird. An der Stelle der jetzigen Stadt überfiel Jaroslaw von Sternberg 21. Juni 1241 das von Liegnitz heranstürmende Mongolenheer im Lager, tödtete den Anführer und richtete eine solche Niederlage an, daß die Ueberreste nach Ungarn flohen. König Wenzel I. von Böhmen schenkte dem Jaroslaw von Sternberg, den er zum Landeshauptmann von Mähren ernannte, eine Strecke Landes als Herrschaft, wo dieser 1246 die Feste S. errichtete und zu der Stadt den Grund legte. Die Herrschaft blieb bis 1409 bei der Familie des ersten Besitzers und kam dann an die Herzoge von Oels in Schlesien. Seit Ende des 17. Jahrh. ist die fürstl. Familie Liechtenstein im Besitz derselben. — S., eine Stadt in dem gleichnamigen Kreise des Regierungsbezirks Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, $2^3/_4$ M. von der Kreisstadt Drossen gelegen, um 1270 gegründet, zählt 1938 E. und hat dem in der braundenb. Geschichte oft genannten «Lande Sternberg» den Namen gegeben, welches um 1270 von den Markgrafen von Brandenburg erworben und später zur Neumark gerechnet wurde. Der Kreis S., der größte der Provinz, gebildet aus dem Lande S., der ehemals südpreuß. Enclave Schermeisel, den eingezogenen Johannitergütern Sonnenburg, Lagow u. s. w., zählt (1864) auf 40,73 Q.-M. 91165 E. Seine Kreisstadt Drossen, $3^1/_4$ M. im Nordosten von Frankfurt a. d. O. gelegen und historisch durch ihre tapfere Vertheidigung gegen Haus von Sagan 1476, hat 5400 E., ein Schullehrerseminar (seit 1864), Wollspinnerei, Tuch- und Maschinenfabrikation sowie Dampfmühlen. Auch die Städte Zielenfig (früher Kreisstadt) mit 5730 E., Königswalde mit 1560, Lagow mit 438, Reppen mit 3762, Göritz mit 2418 E. haben ziemlich lebhaften Industriebetrieb. Die Stadt Sonnenburg mit 4156 E. war 1514—1811 Sitz eines Heermeisterthums des Johanniterordens. — S., Stadt und Amt (4,55 Q.-M.) im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, an dem von der Milbenitz durchflossenen Sternberger See ($^1/_2$ M. lang und $^3/_8$ M. breit), etwa $3^1/_4$ M. im Ostnordost von Schwerin gelegen, hat ein schönes Rathhaus, eine Kirche aus dem 13. Jahrh. mit ausgezeichneten Gemälden, eine Bürger- und eine Gewerbeschule und zählt (1864) 2549 gewerbfleißige Einwohner.

Sternberg ist der Name eines seit dem 10. Jahrh. in der Geschichte bekannten freiherrl., nachmals reichsgräfl. Geschlechts, das in Oesterreich, Böhmen und Mähren Güter besitzt. Der Stammsitz S. (Pfarrdorf und Bergschloß) liegt im bair. Unterfranken, 1 M. südöstlich von Königshofen und gehört jetzt der Familie Guttenberg. Berühmt ist aus der frühern Zeit der Held Jaroslaw von S., der die Mongolen 21. Juni 1241 am Berge Hostein bei Olmütz von Deutschlands Grenze zurückschlug und vom Könige Wenzel I. von Böhmen mit einer Strecke Landes in Mähren beschenkt wurde. (S. Sternberg, Stadt). 1663 wurde das Haus durch Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben, und zu Anfange des 18. Jahrh. theilte sich die böhm. Linie mit Franz Damian und Franz Leopold von S. in zwei Aeste, von welchen der ältere durch die Verheirathung Christian's von S. mit der Erbtochter des letzten Grafen von Manderscheid 1762 die unmittelbaren, in der Eifel gelegenen Herrschaften Geroldstein, Manderscheid und Kyll mit Sitz und Stimme im westfäl. Grafencollegium erwarb. Die Linie nannte sich nun S.-Manderscheid. Dieselbe wurde für die mit dem linken Rheinufer verlorenen Besitzungen im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit den Abteien Weißenau und Schussenried (zusammen $2^2/_3$ Q.-M.) entschädigt, die jetzt eine Standesherrschaft unter württemb. Oberhoheit bilden. Dem Grafen Franz von S., geb. 1763, gest. 8. April 1830, der sich als gelehrter Numismatiker bekannt machte, folgte dessen Bruder Johann Graf von S., gest. 1843, mit dem der ältere Ast der böhm. Linie im Mannsstamme erlosch. — Der jüngere Ast der böhm. Linie, S.-Serowitz, besitzt die böhm. Herrschaften Serowitz und andere und ererbte von dem ältern Aste die ebenfalls böhm. Herrschaften Czastalowitz und Zasmuk. An der Spitze desselben steht der Graf Jaroslaw von S., geb. 12. Febr. 1809, erbliches Mitglied des österr. Herrenhauses. Zu diesem Aste gehört auch der Graf Kaspar Maria von S., geb. 6. Jan. 1761, gest. 20. Dec. 1838, einer der verdientesten Naturforscher seiner Zeit, der sich besonders um die Botanik und Geognosie, namentlich aber um die Kunde der vorweltl-

lichen Pflanzen verdient gemacht hat. Seine Sammlungen nebſt Bibliothek übergab er dem Böhmiſchen Nationalmuſeum, zu deſſen Präſidenten er erwählt wurde. Eine Seitenlinie iſt die ſchleſiſche, die 1719 in den Grafenſtand erhoben wurde. Haupt derſelben iſt Graf Konrad von S., geb. 6. Juli 1825. Auch gehören zu dieſer Familie die ſchwed. Grafen von S. und die Freiherren von Ungern-S.

Sternberg (Alexander, Freiherr von Ungern-), deutſcher Romanſchriftſteller, geb. 22. April 1806 auf dem väterlichen Gute Noiſtfer bei Reval in Eſtland, erhielt ſeine Bildung erſt im älterlichen Hauſe, dann auf dem Gymnaſium zu Dorpat. Er fallte ſich der Jurisprudenz widmen, zeigte aber auf der Univerſität mehr Sinn für die Poeſie als für ſein Fachſtudium, das er auch bald ganz aufgab. Nebenbei pflegte er ein nicht unbedeutendes Zeichentalent. Nachdem er 1829 einige Zeit zu Petersburg verlebt, bereiſte er ſeit 1830 Deutſchland, wo er an verſchiedenen Orten, wie zu Manheim und Weimar, längere Zeit lebte, bis er ſich 1841 zu Berlin niederließ. Später nahm er ſeinen Wohnſitz zu Dresden. Als Schriftſteller hat S. eine ungemeine Productivität entwickelt. Seine ſehr zahlreichen, in Taſchenbüchern und Zeitſchriften verſtreuten Novellen, Erzählungen und Märchen faßte er ſpäter theilweiſe zuſammen in «Novellen» (5 Bde., Stuttg. 1832—34), «Erzählungen und Novellen» (4 Bde., Deſſau 1844), «Das Buch der drei Schweſtern» (2 Bde., Lpz. 1847), «Die Nachtlampe» (4 Bde., Berl. 1853—54), «Kleine Romane und Erzählungen» (3 Bde., Lpz. 1862) u. ſ. w. Dem erſten Romane «Die Zerriſſenen» (Stuttg. 1832), deſſen Titel zu einem oft ironiſch gebrauchten Schlagwort Veranlaſſung gab, folgte eine lange Reihe anderer, deren Inhalt im ganzen über die Salondichtung nicht hinausgeht. An die Literatur- und Charakterbilder «Leſſing» (Stuttg. 1834) und «Molière» (Stuttg. 1834) ſchloß ſich ſpäter der Memoirenroman «St.-Sylvan» (2 Bde., Frankf. 1839) an. Der leichte Anflug von Humor, der dieſe Werke ſo anziehend macht, geſtaltete ſich in «Alfred» (Deſſau 1841) zur Satire gegen das moderne Literatenthum und Buchhändlerweſen. Einen größern Aufflug nahm das Talent S.'s in dem «Miſſionar» (2 Bde., Lpz. 1842), welchem «Diane» (3 Bde., Berl. 1842) folgte. Der letztere Roman, der beſte S.'s, entrollt ein großes Criminalgemälde der modernen Geſellſchaft. Entſchiedener noch tritt eine politiſch-ſociale Tendenz hervor in «Paul» (3 Bde., Lpz. 1845), welche Dichtung auf eine Regeneration des Adels durch innere Charakterkraft ausgeht. Dieſe Tendenz führte S. während der Stürme des J. 1848 in die Reihen der ariſtokratiſchen und legitimiſtiſchen Partei. Er arbeitete eine Zeit lang für das Feuilleton der «Kreuzzeitung» und gab die «Royaliſten» (Brem. 1848) und als deren Fortſetzung «Die beiden Schützen» (Brem. 1849) und «Die Kaiſerwahl» (Brem. 1850) heraus, die in den Kreiſen der Reaction Beifall fanden. Hieran ſchloſſen ſich eine Reihe von Pradnctionen, die man als Racocofrivolitäten bezeichnet hat und die namentlich durch die «Braunen Märchen» (Brem. 1850; 3. Aufl., Wien 1864) charakteriſirt werden. Eben dahin gehören «Der deutſche Gilblas» (2 Bde., Brem. 1851), «Ein Faſching in Wien» (Wien 1851), «Ein Carneval in Berlin» (Lpz. 1852), «Macargan» (Lpz. 1853) und «Die Ritter von Marienburg» (3 Bde., Lpz. 1853). In der Dichtung «Das ſtille Haus» (Berl. 1854) betrat er ſogar das Gebiet des Geiſterromans. Mehr einer blos geiſtreichen Unterhaltungsliteratur gehören unter anderm an die Romane «Georgette» (Stuttg. 1840), «Jena und Leipzig» (2 Bde., Berl. 1844), «Die gelbe Gräfin» (2 Bde., Berl. 1848) und «Wilhelm» (2 Bde., Berl. 1849). Zu ſeinen ſpätern Werken dieſer Art gehören die beiden biographiſchen Romane «Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orléans» (3 Bde., Lpz. 1861) und «Dorothee von Kurland» (3 Bde., Lpz. 1859); ferner «Die dresdener Galerie» (2 Bde., Lpz. 1857—58), «Künſtlerbilder» (3 Bde., Lpz. 1861), «Peter Paul Rubens» (Lpz. 1862). S.'s «Erinnerungsblätter» (6 Bde., Lpz. 1855—60) enthalten intereſſante Schilderungen der politiſchen, literariſchen und geſellſchaftlichen Kreiſe, in denen S. ſich bewegte. S. iſt ein Schriftſteller von Grazie und Eleganz des Stils, von geiſtiger Beweglichkeit und reich an ſchöpferiſcher Phantaſie und Erfindungskraft.

Sternbilder heißen diejenigen Gruppen, in welche die Aſtronamen die Fixſterne zur leichtern Ueberſicht und Bezeichnung unter Beilegung beſtimmter Namen abgetheilt haben. Ihre Kenntniß macht einen Gegenſtand der Aſtrognoſie (ſ. d.) aus. Schon im Alterthume machte man den Anfang mit jener Eintheilung. Die Bilder, unter welchen man ſich gewiſſe beiſammenſtehende Sterne vorſtellte, nahm man theils von Gegenſtänden der Erde, z. B. von Thieren, theils von mythiſchen Perſonen her und benannte ſie nach dieſen, wobei die Willkür völlig freies Spiel hatte, ſodaß zwiſchen der Stellung der Sterne und den S. nicht die mindeſte Aehnlichkeit ſtattfindet. Die Griechen lernten die S. theilweiſe von den Aegyptern kennen, bei welchen ſich ihr Gebrauch in das Dunkel des Alterthums verliert. Von den Griechen ging der Gebrauch

der S. auf die Römer über, von diesen auf die christl. Völker, und auch wir bedienen uns noch fortwährend der bei den griech. Astronomen üblich gewesenen Bezeichnungen, da die Versuche, sie zu verdrängen und z. B. durch die Heiligen der kath. Kirche, wie Schiller in Augsburg 1627 vorschlug, oder anderweit zu ersetzen, ganz erfolglos gewesen sind. Ptolemäus führt in seinem «Almagest» 48 S. auf, welche noch jetzt die Ptolemäischen heißen. Sie sind folgende: 1) die Zwölf S. des Thierkreises (s. d.); 2) die 22 S. der nördl. Halbkugel: der große Bär, der kleine Bär, der Drache, Cepheus, Kassiopeia, Andromeda, Perseus (mit dem Medusenhaupt), Pegasus, das kleine Pferd, der nördl. Triangel, der Fuhrmann mit der Ziege, Bootes oder der Bärenhüter, die nördl. Krone, Ophiuchus oder der Schlangenträger, die Schlange, Hercules, der Adler, der Pfeil, die Leier mit dem Geier, der kleine Hund, der Schwan und Delphin; 3) die 14 S. der südl. Halbkugel: Orion, der Walfisch, Eridanus, der Hase, der große Hund, Hydra oder die große Wasserschlange, der Becher, der Rabe, der Centaur, der Wolf, der Altar, der südl. Fisch, das Schiff Argo und die südl. Krone. Die Dichter des Alterthums verknüpften sehr sinnreich die S. mit Mythen und Sagen. Indessen sind mit diesen S. mancherlei Veränderungen vorgegangen; auch kamen schon bei den Alten noch mehrere hinzu, besonders das Haupthaar der Berenice und Antinous, welche Tycho de Brahe wieder einführte. Aber immer blieb den neuern Astronomen noch eine reichliche Nachlese. Hevelius hat folgende 12 neue S. eingeführt: den Sobieski'schen Schild, das Einhorn, das Kamelopard oder die Giraffe, den astron. Sextanten, die Jagdhunde, den kleinen Löwen, den Luchs, den Fuchs mit der Gans, die Eidechse, den kleinen Triangel, Cerberus und den Berg Mänalus. Als die Europäer anfingen, die südl. Halbkugel der Erde zu beschiffen, mußten ihnen viele Sterne zu Gesicht kommen, welche sie vorher noch nie gesehen hatten, weil sie in Europa unsichtbar sind. Auf diese Weise kamen im 16. Jahrh. ebenfalls 12 neue S. hinzu: der Indianer, der Kranich, der Phönix, die Fliege, der südl. Triangel, der Paradiesvogel, der Pfau, die amerik. Gans, die kleine Wasserschlange, der Schwertfisch, der fliegende Fisch und das Chamäleon. Diesen fügte Halley 1674 bei seinem Aufenthalt auf St.-Helena die Karlseiche und Lacaille 1750 während seines Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung folgende 14 hinzu: die Bildhauerwerkstatt, den chem. Ofen, die Pendeluhr, das rautenförmige Netz, den Grabstichel, die Staffelei, den Seekompaß, den Seeoctanten, die Luftpumpe, den Zirkel, das Lineal und Winkelmaß, das Fernrohr, das Mikroskop und den Tafelberg. Dazu sind nach und nach noch hinzugekommen: die Buchdruckerwerkstätte, das lappländ. Rentier, der Einsiedler, der Messier oder der Erntehüter, der Poniatowski'sche Stier, Friedrichsehre, das brandenburg. Scepter, die Georgsharfe, Herschel's Teleskop, die Taube, das Kreuz, das Herz Karl's II., der Mauerquadrant, der Luftballon, die Elektrisirmaschine, Log mit der Leine und die Setzwage. Im ganzen zählen wir jetzt 48 alte und 58 neue, zusammen 106 S., die jedoch auf neuern Karten nicht alle beibehalten sind.

Sterndeutekunst, s. Astrologie.

Sterne. Stern ist der allgemeine Name für alle Himmelskörper, zu welchen demgemäß auch die Sonne und die Erde mit dem Mond gehören. Bei Beobachtung der S. unterscheidet man zuerst Fixsterne (s. d.), Planeten (s. d.), Kometen (s. d.), Monde (s. d.). Die Fixsterne sind von den Alten schon in Gruppen, sog. Sternbilder (s. d.) oder Constellationen eingetheilt. Außerdem unterscheidet man die S. nach ihrer Größe, und theilt die mit bloßem Auge sichtbaren in sechs Helligkeits- oder Größenklassen ein. Einige S. sind in der Helligkeit veränderlich, sog. «veränderliche S.». Vielleicht gehören unter dieselben auch die «neuern Sterne», wovon am berühmtesten der Tychonische von 1572 in der Kassiopeia, der mehrere Monate am Tage sichtbar war, und der Kepler'sche von 1604 im Skorpion. Mit Fernröhren erkennt man unter den S. viele Doppelsterne (s. d.), drei- und mehrfache und Sternhaufen, welche oft aus vielen Tausenden kleiner, dicht zusammenstehender S. bestehen; auch ist die Milchstraße (s. d.) eine Anhäufung von unzählig vielen kleinen S.

Sterne (Lorenz), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller der Engländer, wurde 24. Nov. 1713 zu Clonmel in Irland geboren. Ein Verwandter ließ ihn erziehen, und 1732 ging er auf die Universität nach Cambridge, wo er, obgleich sich nicht durch Fleiß auszeichnend, doch 1740 Magister wurde. Von seinem Onkel erhielt er darauf die Pfarre zu Sutton und eine Pfründe zu York. Durch seine Verheirathung wurde ihm noch eine dritte Stelle, die Pfarre zu Stillington, zutheil. Zwanzig Jahre lebte er in Sutton, lesend, malend, Violine spielend, jagend und gelegentlich sich mit seinen Amtsbrüdern zankend. 1759 ging er nach London, um die beiden ersten Bände von «Tristram Shandy» herauszugeben, denen bis 1766 noch sieben

folgten. 1762 reiste er nach Frankreich und 1764 noch einmal nach Frankreich und Italien. Das Ergebniß dieser Reisen ist sein «Sentimental journey through France and Italy». Er ging nach London, um es herauszugeben, starb aber daselbst 18. März 1768. Seine beiden obengenannten Werke fanden den außerordentlichsten Beifall. «Tristram Shandy» darf kaum als Erzählung betrachtet werden, wenn man Ordnung und Einheit von einer solchen verlangt; es ist ein buntes Durcheinander von Episoden und Abschweifungen, aber die Menge komischer, mit rührenden Zügen untermischter Schilderungen von Auftritten aus dem häuslichen Leben und vor allen Dingen seine meisterhaften Zeichnungen der Charaktere, endlich auch die feinen Bemerkungen über das menschliche Herz machen es zu einem bewunderungswürdigen Werke. Außer jenen Schriften erschienen von S., gleichfalls unter dem angenommenen Namen Yorik, zwei Bände Predigten (Lond. 1760), denen 1766 noch zwei mit seinem Namen folgten; auch sie verleugnen den Humoristen nicht. Nach seinem Tode wurden sein Briefwechsel (3 Bde., Lond. 1775) und die «Letters from Yorik and Eliza» (Lond. 1776) herausgegeben. Sein Privatcharakter entsprach dem Bilde, das man sich aus seinen Schriften von ihm macht, keineswegs. Vgl. Ferriar, «Illustrations of S.» (Lond. 1798).

Sternkammer (Camera stellata) hieß in England der Gerichtshof, dessen Arm über die gewöhnliche Gerechtigkeit hinausreichen und alle die Fälle bestrafen sollte, welche außerhalb der Grenzen des gemeinen Rechts lagen. Die S. wurde schon vor Heinrich VII. eingesetzt, erhielt dann von ihm eine erweiterte Einrichtung und mußte nun, gleich der später errichteten Hohen Commission, zum Hauptwerkzeuge des königl. Despotismus dienen. Der König wählte und entließ die Mitglieder des Gerichtshofs nach Belieben. Erschien der König persönlich in der Gerichtssitzung, so galt er als der einzige Richter, und die übrigen hatten die Eigenschaft von Räthen. Die Strafen, welche die S. nach Ermessen verhing, waren nicht nur Geldbußen, sondern auch Gefängniß und Leibesstrafen. Unter der Regierung Elisabeth's kam zu dieser willkürlichen Justiz 1584 noch die Hohe Commission (High-Commission), die auf dem kirchlichen Gebiete das sein sollte, was die S. auf dem politischen war. Da sowol Jakob I. wie Karl I. sich dieser beiden Gerichtsinstitute als Werkzeuge ihrer Unterdrückungspläne bedienten, so hob das Parlament, nachdem es die Gewalt an sich gerissen, im Mai 1641 die S. wie die Hohe Commission auf, und der König sah sich genöthigt, die Bill zu bestätigen. Die S. führte ihren Namen von einem mit Sternen bedeckten Saale, in dem sie ihre Sitzungen hielt.

Sternkarten dienen zur Erleichterung der genauen Kenntniß des Himmels. Der älteste Atlas, welcher Erwähnung verdient, ist der von Joh. Bayer, welcher unter dem Titel «Uranometria» 1603 zu Augsburg in 51 Blättern erschien und zuerst die Bezeichnung der hellsten Sterne durch griech. und lat. Buchstaben enthielt; ihm ist ein Katalog von 1706 Sternen beigegeben. 1627 erschien Schiller's Atlas in 55 Blättern, in welchem an die Stelle der alten Sternbilder die Apostel, Propheten und Heiligen gesetzt waren. Hevelius lieferte 1690 einen Himmelsatlas von 54 Blättern («Firmamentum Sobiescianum»), in welchem 1900 Sterne großentheils nach eigenen Beobachtungen eingetragen waren; er übertraf alle frühern durch Schönheit der Ausführung und Genauigkeit. Der große Flamsteed'sche Sternatlas (28 Blätter; Lond. 1729; kleinere Ausg. von Fortin, Par. 1776; neue vermehrte Aufl., Par. 1795) enthielt 2919 von Flamsteed zu Greenwich beobachtete Sterne, in 56 Sternbilder vertheilt. Bode in Berlin lieferte 1782 eine verbesserte Ausgabe dieses Atlas in 34 Blättern (Querfolio) und 1801 die Karten seiner «Uranographie» (20 Blätter). Noch viel vollständiger ist Harding's Sternatlas (27 Blätter), der die von 30 Grad südl. Declination bis zum Pol stehenden Sterne bis zur achten und neunten Größe darstellt. Atlanten für den Unterricht veröffentlichte Littrow und andere. Vortrefflich ist die Uranometrie von Argelander (Berl. 1843), welche für die nördl. Halbkugel alle Sterne bis zur sechsten Größe enthält. Auf Bessel's Veranlassung wurden auf Kosten der berliner Akademie 24 Karten vom J. 1825—59 angefertigt, welche in dem Gürtel am Himmel von 15 Grad südl. bis 15 Grad nördl. Declination alle Fixsterne von der ersten bis zur neunten und zehnten Größe enthalten. Viel vollständiger ist der Atlas des nördl. gestirnten Himmels von Argelander (Bonn 1863), welcher auf 40 Karten von 2 Grad südl. Declination bis zum Nordpol 324198 Sterne hat. Speciellere Karten über einzelne Theile des Himmels entwarfen Barrington («Charts of 3755 circumpolar stars», Lond. 1857), Hind («Ecliptic charts») und Chariornai («Atlas écliptique»).

Sternkataloge, d. h. Verzeichnisse von Fixsternen mit Angabe ihres Orts am Himmel, sind älter als Sternkarten (s. d.). Den ältesten entwarf Hipparch um 150 v. Chr.; er enthält 1022 Sterne und ist in dem «Almagest» des Ptolemäus enthalten. Der arab. Astronom Al-

bategnius reducirte ihn auf ſeine Zeit (880 n. Chr.). Später fertigten Ulugh-Beigh, Tycho de Brahe, Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und Hevelius aus eigenen Beobachtungen ſolche Verzeichniſſe an. Einen noch vollſtändigern Katalog lieferte Flamſteed nach 33jährigen Beobachtungen; derſelbe enthält 3000 Sterne und wurde zuerſt van Halley 1712, zum zweiten mal ſehr verbeſſert und vermehrt 1725 herausgegeben. Tob. Mayer lieferte einen Katalog von 998 Sternen des Thierkreiſes. Piazzi fertigte für das J. 1800 ein Verzeichniß von 6748 Sternen (1803); ſpäter vermehrte er es auf 7646 Sterne (1814). Beſſel reducirte die Bradley'ſchen Beobachtungen, und ſeine «Fundamenta astronomiae» enthalten einen Katalog von 3222 vorzüglicher Sternpoſitionen. In jetziger Zeit haben die meiſten Sternwarten Kataloge herausgegeben. Die meiſten Sternpoſitionen enthalten: Lalande's «Histoire céleste», von Bailly reducirt, mit 47390 Sternen; Beſſel's «Zonen», von Weiße auf 1825 reducirt, haben 75011 Sternörter; Argelander's «Nördl. und ſüdl. Zonen» haben 49675 Sterne; Rümker's Katalog über 12000; ein Katalog von Taylor in Madras über 11000, u. a. m. In den Katalogen zu Argelander's Sternkarten ſind über 320000, aber nur genäherte, Sternpoſitionen.

Sternkunde, ſ. Aſtronomie.

Sternſchnuppe oder Sternſchuß, auch wol Sternſchneuze, nennt man die einem fortſchießenden oder herabfallenden Sterne ähnliche Erſcheinung, die an heitern Abenden mehr oder weniger häufig vorkommt. An einer hellen Stelle des Himmels erſcheint plötzlich in Geſtalt eines mehr oder weniger hellen Sterns ein Lichtpunkt, der ſich über einen Theil des Himmels fortbewegt und dann entweder ganz plötzlich verſchwindet, oder allmählich bis zum Verſchwinden an Helligkeit abnimmt. Bisweilen bleibt auf der Bahn ein Lichtſtreifen ſichtbar. Werden dieſe Erſcheinungen größer, ſo nennt man ſie Feuerkugeln (ſ. d.). Genauere Beobachtungen über die S. wurden zuerſt ſeit 1798 von Benzenberg und Brandes angeſtellt, welche ihre Entfernung, Geſchwindigkeit und Bahn zu beſtimmen ſuchten. Aus den von Brandes und andern veranſtalteten gleichzeitigen Beobachtungen mehrerer zu dieſem Zwecke verbundenen Beobachter, namentlich von 1823 an, hat ſich ergeben, daß die S. eine Höhe von 3 bis zu 100 M. haben können, die meiſten ſind aber in geringen Höhen und das Mittel iſt etwa 12—16 M. Von 36 berechneten Bahnen gingen 26 herabwärts, 9 aufwärts, eine war horizontal. Die meiſten Bahnen hatten eine ſüdweſtl., der Bewegung unſerer Erde im Weltraume entgegengeſetzte Richtung. Die Geſchwindigkeit beträgt 4—8 M. in einer Secunde, iſt alſo ungefähr der der Planeten gleich. Nach Benzenberg, Heis und Schmidt kann man durchſchnittlich jede Nacht 30—50 S. ſehen. Zu manchen Zeiten ſind ſie jedoch ungleich häufiger, und in der neuern Zeit iſt man darauf aufmerkſam geworden, daß ihr Erſcheinen mit den Jahreszeiten inſofern zuſammenhängt, als ſie an gewiſſen Tagen, namentlich um den 12. bis 14. Nov. und um den 9. bis 14. Aug. ungleich häufiger als zu andern Zeiten vorkommen. Hiernach fallen alſo die S. entweder vereinzelt und ſelten, aber in Schwärmen von vielen Tauſenden, welche periodiſch ſind und ſich in Strömen von meiſt paralleler Richtung bewegen. Auf die Erkenntniß von der Periodicität der Erſcheinung der S. leitete zuerſt der ungeheuere Sternſchnuppenfall, den Olmſted und Palmer in Nordamerika in der Nacht vom 12. zum 13. Nov. 1833 beobachteten, wo an einem Orte in neun Stunden wenigſtens 240000 faſt ſo dicht wie Schneeflocken fielen, welche alle von einer und derſelben Gegend des Himmels ausgingen, nahe bei dem Stern Gamma im Löwen. Schon 1799 hatte Humboldt in Nordamerika genau um dieſelbe Zeit einen großen Sternſchnuppenfall beobachtet, und auch 1866 ſind wieder in derſelben Nacht an vielen Orten viele Tauſende wahrgenommen worden. Aus jener übereinſtimmenden Richtung erhellt, daß die leuchtenden Körper von außen, aus dem Himmelsraume in unſere Atmoſphäre kamen. Bei den Sternſchnuppenfällen im Aug. hat man gleichfalls eine übereinſtimmende Richtung der S., nach einem Punkte im Perſeus, beobachtet. Gegenwärtig iſt man allgemein der Anſicht, daß die S., wie die Feuerkugeln und Meteorſteine, kleine mit planetariſcher Geſchwindigkeit ſich bewegende Maſſen ſind, welche im Weltraume nach den Geſetzen der allgemeinen Schwere in Kegelſchnitten um die Sonne laufen und an den Grenzen der Erdatmoſphäre, ſobald ſie in ihrem Laufe derſelben begegnen, leuchtend erſcheinen. Indeß iſt freilich noch unentſchieden, ob unter den am Himmel als ſternähnliche Funken erſcheinenden und fortſchießenden leuchtenden Körpern nicht einzelne von ganz verſchiedenartiger Natur vorkommen. Die verſchiedenen Meteorſtröme bilden nach den neueſten, van Schiaparelli geführten Unterſuchungen geſchloſſene, langgeſtreckte, elliptiſche Ringe, welche unſere Erdbahn ſchneiden. Der Ring, welchen der Novemberſchwarm beſchreibt, iſt identiſch mit der Bahn eines Kometen von 33¼ Jahren Umlaufszeit, ſodaß man auf einen Zuſammen-

hang zwiſchen S. und Kometen zu ſchließen berechtigt zu ſein ſcheint. In dieſem Ringe muß man an einzelnen Stellen ungeheuere Anhäufungen von S. annehmen, um dadurch die glänzenden Erſcheinungen von 1799, 1833, 1866 und ſchon von 902 an erklären zu können.

Sternwarte oder Obſervatorium nennt man ein zu aſtronomiſchen Beobachtungen eingerichtetes Gebäude. Ein ſolches Gebäude muß möglichſt auf einem freien Platze außerhalb der Ringmauern der Städte liegen, damit die aufſteigenden Dünſte ſowie der Staub der Straßen den Beobachtungen nicht hinderlich werden und die Inſtrumente nicht durch das Geraſſel der Wagen Erſchütterungen erleiden, die der Genauigkeit der Beobachtungen ſehr nachtheilig ſind. Auch darf man dazu nicht allzu hohe Gebäude wählen, da dieſe den Schwankungen viel mehr als niedrige unterworfen ſind. Zu den auf den S. nöthigen Inſtrumenten gehören hauptſächlich die Meridiankreiſe, Paſſageninſtrumente, Aequatoreale, Theodolithen, Univerſalinſtrumente, Heliometer, große Refractaren oder Fernröhre auf einem Stativ, Spiegelteleſkope u. ſ. w. Außerdem pflegt man noch eine Anzahl tragbarer Fernröhre zur Hand zu haben. Von großer Wichtigkeit ſind auch gute Uhren, die mitunter viel ſchwieriger als gute Inſtrumente zu erhalten ſind. Ein Meridiankreis von 2—3 F. Durchmeſſer, ein parallaktiſch aufgeſtelltes Fernrohr von 6—12 F. Länge und einige gute Uhren ſind bei gehörigem Fleiße der Aſtronomen hinreichend, Verdienſtliches zu leiſten. Unter den neuern europäiſchen S. ſind die zu Paris (errichtet unter Louis XIV. von 1664—72), zu Greenwich (errichtet unter Karl II. 1672), zu Palermo (errichtet von Piazzi 1789), zu Dorpat (ſeit 1812), zu Berlin (neu angelegt 1832—35) und die großartige ruſſ. Centralſternwarte auf dem Pulkawaberge (angelegt 1833—39) ſehr bekannt. Auch haben die S. auf dem Seeberge bei Gotha (welche jetzt durch eine neue in Gotha erſetzt iſt), durch Zach (ſ. d.) und die zu Königsberg durch Beſſel (ſ. d.) Berühmtheit erlangt. Außerdem gibt es in Europa größere öffentliche S. zu Altona, Athen, Bologna, Bonn, Breslau, Brüſſel, Cambridge, Chriſtiania, Dublin, Durham, Edinburgh, Florenz, Genf, Göttingen, Hamburg, Helſingfors, Kaſan, Kopenhagen, Krakau, Kremsmünſter, Leipzig (neu), Leyden, Liſſabon, Liverpool, Madrid, Mailand, Manheim, Marſeille, Modena, Moskau, München, Neapel, Naumburg, Oxford, Padua, Ram, Stockholm, Upſala, Utrecht, Warſchau, Wien, Wilna, Zürich, während die zu Halle, Kiew, Marburg, Nikolajew, Ofen, Parma, Prag, Riga, Speier, Toulouſe, Turin, Tübingen theils ruhen, theils ganz eingegangen ſind. Von den Privatſternwarten verdienen beſondere Erwähnung die zu Bilk bei Düſſeldorf, die van Schwabe in Deſſau, die van Biſhop in London, die von Warren de la Rue in Cranford, die in Leyton, die zu Markree-Caſtle in Irland, die van Lord Roſſe zu Birr-Caſtle, die von Caſſell zu Bradſtone, die von Oppolzer in Wien. Von den außereuropäiſchen S. ſind zu erwähnen die in Madras, die in der Capſtadt in Südafrika, die in Albany, Ann-Arbor, Chicago, Cincinnati, Cambridge (Georgetown-College und Hamilton-College) und Waſhington in den Vereinigten Staaten, in Santiago in Chile (ſeit 1852) und die in Melbourne und Sidney in Auſtralien. Im ganzen ſind gegenwärtig auf der ganzen Erde etwa 70 S. in Thätigkeit, in welcher Ziffer die kleinern Privatſternwarten nicht eindegriffen ſind.

Sternzeit heißt diejenige Zeitbeſtimmung oder Zeitmeſſung, welche durch die ſcheinbare tägliche Umdrehung des Himmels oder durch die Bewegung des Frühlingspunktes regulirt wird. Die Einheit derſelben iſt der Sterntag, d. h. die Zeit, in welcher ſich die ganze Himmelskugel ſcheindar einmal um ihre Achſe dreht, oder die Zeit zwiſchen zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Durchgängen des Frühlingspunktes, oder was ſehr nahe daſſelbe iſt, eines und deſſelben Fixſterns durch den Meridian; er beginnt mit dem Augenblicke, wo der Frühlingspunkt durch den Meridian geht oder culminirt, und wird wie der Sonnentag in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten u. ſ. w. eingetheilt. Der Sterntag iſt kürzer als der Sonnentag, weil die Sonne ſcheinbar außer der täglichen Umdrehung des Himmels, an welcher ſie theilnimmt, noch eine jährliche Bewegung in entgegengeſetzter Richtung, von Weſten nach Oſten hat, infolge deren ſie, wenn ſie an einem Tage mit irgendeinem Fixſtern zugleich durch den Meridian geht, am folgenden Tage nach öſtlich vom Meridian ſteht oder denſelben noch nicht erreicht hat, wenn jener Stern bereits wieder im Meridian ſteht. In dem Augenblicke, wa die Sonne den Meridian erreicht, iſt derſelbe Stern etwa 59′ (um ſo viel rückt nämlich die Sonne in einem Sonnentage nach Oſten fort) vom Meridian entfernt, und der Sonnentag iſt alſo um denjenigen Zeitraum länger als der Sterntag, welchen ein Stern braucht, um einen Bogen von 59′ zurückzulegen, d. i. um etwa 3′ 56″ S. Demnach iſt der mittlere Sonnentag nahe gleich 24 Stunden 3 Minuten 56 Secunden S. und umgekehrt ein Sterntag ungefähr 4 Minuten (genauer 3 Minuten 55½ Secunden) kürzer als ein Sonnentag, wonach alſo auch die Stunden, Minuten und Se-

cunden des Sterntags etwas kürzer sind als die Stunden, Minuten und Secunden des Sonnentags (eine Stunde um 10 Secunden, eine Minute nur um $^1/_6$ Secunde). Die Astronomen bedienen sich besonderer Uhren, welche S. zeigen, mittels welcher die Rectascension der Sterne bestimmt werden kann, denn die nach einer solchen Uhr bestimmte Zeit der Culmination eines Sterns ist seiner Rectascension gleich. Für den Gebrauch im gewöhnlichen Leben ist die S. ungeeignet, weil der Anfang des Sterntags im Laufe eines Jahres alle Tageszeiten durchläuft und z. B. 21. März auf Mittag, 22. Juni auf 6 Uhr morgens (nach gewöhnlicher Zeitrechnung), 23. Sept. auf Mitternacht, 21. Dec. auf 6 Uhr abends fällt.

Stesichoros, ein berühmter griech. Lyriker, Sohn des Euphemos, war 632 v. Chr. zu Himera auf Sicilien geboren. Sein eigentlicher Name war Tisias. S., d. h. der den Chorreigen Aufstellende, wurde er genannt wegen seiner eifrigen Beschäftigung mit der chorischen Dichtung, die ihm die dreifache Gliederung des Chorliedes in Strophe, Antistrophe und Epodos verdankt. Ueber seine Schicksale cursirten bei den Alten mehrfache Fabeln; die bekannteste davon ist die, daß er zur Strafe für Schmähungen, welche er gegen die Helena in einer seiner Dichtungen (wahrscheinlich der «Zerstörung von Ilion» oder auch der «Oreste») ausgesprochen hatte, blind geworden sei, aber das Augenlicht wieder erhalten habe, nachdem er in einem andern, «Helena» betitelten Gedichte (der sog. Palinodie) diese Schmähungen widerrufen. Sein Tod wird von den einen ins J. 560, von andern ins Jahr 556 v. Chr. gesetzt. Seine von spätern Grammatikern in 26 Bücher getheilten Gedichte behandelten fast durchgängig epische Stoffe, aber in lyrischer Form (in Chorgesängen, welche an den Festen der Götter und der Heroen vorgetragen wurden) und in einer der lyrischen Poesie entsprechenden Auffassungsweise. In seinem Stil war Erhabenheit und Würde mit Anmuth und Fülle des Ausdrucks vereinigt. Die Bruchstücke sind gesammelt von Kleine (Berl. 1828) sowie in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Lpz. 1867).

Stethoskop (Hörrohr) nennt man das von Laennec erfundene und von andern später auf verschiedene Art veränderte Instrument, dessen man sich zur Auscultation (s. d.), d. h. zur Untersuchung der Athmungs- und Kreislaufsbewegungen mittels des Gehörs, bedient. Es besteht aus einem fußlangen oder auch kürzern hölzernen Cylinder, welcher seiner Länge nach von einem 3 Linien im Durchmesser haltenden, unten konisch (trompetenförmig) sich erweiternden Kanale durchbohrt und oben mit einer convexen oder concaven Scheibe versehen ist. Man setzt dieses Instrument mit dem untern Ende, ohne zu drücken, auf die zu untersuchende Körperstelle und legt dann das Ohr auf die Scheibe, sodaß die obere Mündung des Kanals und der äußere Gehörgang aufeinander stoßen. Hierdurch wird der Schall aus einer bestimmten umschriebenern Stelle des Körpers sicher ins Ohr des Arztes geleitet und sogar (durch Consonanz der Luftschicht im Hörrohr) noch etwas verstärkt. Will man nicht ganz bestimmte kleine Stellen (z. B. am Herz) untersuchen, so gibt das unmittelbar aufgelegte Ohr sicherere Auskunft.

Stetigkeit (continuitas) ist ein Prädicat, welches ausschließend dem zukommt, was eine Größe ist oder hat. Stetige Größen sind solche, deren Theile nicht streng voneinander gesondert werden können, sondern ineinander fließen, bei welchen also auch die Zahl der Theile sich nicht angeben läßt; daher das Stetige auch als unendlich theilbar erscheint. So betrachtet die Geometrie den Raum als stetige Größe, während die Zahlen als Summen einer bestimmten Anzahl von Einheiten ursprünglich discrete Größen sind, auf welche sich der Begriff des Stetigen erst später überträgt. Ebenso ist die Bewegung als Uebergang aus einem Orte in den andern nothwendig als stetig zu denken. Da der Begriff des Stetigen eigentlich den Widerspruch in sich schließt, daß eine endliche Größe gedacht werden soll als bestehend aus einer unendlichen Anzahl von Theilen, so hat er die Philosophen und Mathematiker vielfach beschäftigt; Leibniz nannte ihn einen Abgrund für das Denken. Daß stetige Größen sich gleichwol einer mathem. Bestimmbarkeit nicht entziehen, zeigt die Differentialrechnung. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man durch stetig das, was einen ununterbrochenen Zusammenhang hat; so sprach die alte Schulmetaphysik davon, daß es in der Natur und in den Reihen des Geschehens keinen Sprung gibt (in mundo non datur saltus); ebenso nennt man logische S. einen ununterbrochenen Zusammenhang der Gedanken.

Stettin, die Hauptstadt der preuß. Provinz Pommern und des gleichnamigen Regierungsbezirks, liegt in Vorpommern an der Oder, die sich oberhalb der Stadt in vier Arme theilt (Oder, Parnitz, große und kleine Reglitz). Die Stadt besteht aus der hügeligen, engen Altstadt, der seit 1848 angelegten und sehr regelmäßig gebauten, mit breiten Straßen versehenen Neustadt und der am rechten Oderufer belegenen Lastadie und zählt, einschließlich der Vor-

städte Grünhof, Tornei und Pommerensdorfer Anlagen, 73700 E. (1867, einschließlich 5000 Mann Militär). S. wurde durch Friedrich d. Gr. zur Festung erhoben, ist abe solche in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit ohne Bedeutung. Ueber die Oder führen hölzerne Brücken. Außerdem waren im Frühjahr 1868 zwei eiserne Brücken über die Oder über die Parnitz im Bau begriffen, welche zu dem neuen (1868 noch nicht ganz vollend Centralgüterbahnhof für die Berlin-Stettiner und die vor- und hinterpommersche Bahn (a halb der Lastadie) führen und durch einen eisernen, mit Glas gedeckten Viaduct verbunden w sollen. Von den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: das Schloß (1575 erbaut, f Sitz der Herzoge von Pommern, jetzt Regierungs- und Gerichtsgebäude), das Landschaftsl das Directionsgebäude der Berlin-Stettiner Eisenbahn, die neue Artilleriekaserne, das Johanniskloster (ein Asyl für alte Bürgersleute), das Salingré'sche Stift, das Kreisge das Schauspielhaus, die Ritterschaftliche Privatbank und die Börse mit der Norddeut Bundestelegraphendirection und einer Telegraphenstation, von welcher 21 Linien ausgi ferner fünf evang. Kirchen (darunter die fast überall sichtbare Jakobikirche aus dem 13. Jal eine altlutherische, eine Baptistenkapelle und ein Gotteshaus der etwa 800 Köpfe starken religiösen Gemeinde. Im Bau begriffen war Anfang 1868 noch ein großes Zeughaus. dem Königsplatz steht eine Statue Friedrich's d. Gr. und vor dem Theater eine solche Frie Wilhelm's III., beide aus weißem Marmor. S. ist der Sitz des Oberpräsidenten, der R rung, eines Appellationsgerichts und eines Consistoriums. An höhern öffentlichen Lehranst besitzt die Stadt ein Gymnasium, zwei Real-, eine Gewerbe- und eine Töchterschule sow der Stadt und deren Umgebung eine Navigationsschule (mit einer Sternwarte für Unterri zwecke), eine Schiffbauschule, ein Hebammeninstitut, eine Anstalt für Blödsinnige, ein T stummeninstitut, eine Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder, ein Krankenhaus (weitere standen 1868 im Bau) und verschiedene andere Stiftungen für Hülfsbedürftige, nam lich auch einen Zweigverein (von Bremen) zur Rettung Schiffbrüchiger und eine vorzüg Feuerwehr. Zu der 1824 gestifteten Gesellschaft für pommersche Geschichts- und Alterth kunde ist neuerdings noch ein Verein getreten, der sich die Aufgabe gestellt, alle literar-, cu und naturhistor. Erzeugnisse der Provinz in ein «Pommersches Museum» zu vereinigen.

S. ist einer der wichtigsten Handelsplätze des preuß. Staats und zugleich die wicht Fabrikstadt Pommerns. Der 12—16 F. tiefe Oderstrom dient als Hafen, der stets v Schiffe liegt und in regelmäßiger Dampferverbindung mit Swinemünde, Hull, Hamb Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und allen bedeutendern Seestädten der Ostsee steht. Sommer laufen wöchentlich 80 bis 90 Dampfschiffe ein und aus. Fahrzeuge, welche mehr 14 F. Tiefgang haben, müssen in Swinemünde (s. d.) löschen oder leichtern, um an die S zu gelangen. Anfang 1868 besaß S. 208 Schiffe mit 29203 Last (darunter 18 See- 28 Bugsir- und Flußdampfer). Während des J. 1867 kamen zu S. an 2402 Schiffe 224181 Last (darunter 607 Dampfer mit 97043 Last), 359 Schiffe und 48227 Last w als 1866. Ausliefen 1867 dagegen 2254 Seeschiffe mit 203135 Last (254 Schiffe 31914 Last mehr als 1866). Unter den eingehenden Seeschiffen befanden sich 1239 preußi 474 englische, 162 dänische, 126 norwegische, 112 holländische. Außerdem gingen an Kü und Binnenfahrzeugen ein 1907 mit 30133 Last, während 1854 solche Schiffe mit 39 Last ausliefen. Die Küsten- und Binnenschiffahrt hat seit 1854 erheblich abgenommen, Seeschiffahrt hingegen (wenigstens der Lastzahl nach) fortwährend zugenommen. An Kä kamen 6856 mit 218577 Last an und gingen 6480 mit 204665 Last ab. Der Import l sich in letzter Zeit jährlich auf etwa 40—50 Mill., der Export auf 20—30 Mill. T Außer Colonialwaaren sind die Haupteinfuhrartikel: Roheisen, Steinkohlen, Heringe und troleum; die wichtigsten Ausfuhrartikel: Getreide, Sprit, Oelfrucht, Zink und Holz. Holzhandel wie auch der Schiffbau haben in den letzten Jahren sehr gelitten. Dagegen 1867 der Umfang des Getreidegeschäfts größer als je zuvor. Die Zufuhr belief sich auf 292 Wispel im Werthe von 22 Mill. Thlr. (58167 Wispel mehr als 1866 und 102338 W mehr als 1865). Darunter befanden sich 150868 Wispel Weizen und 81601 Wispel Ro Die Eisenbahnen führten allein 122000 Wispel, meist aus Golizien und Ungarn, ja be selbst aus Bessarabien zu. Die Getreideausfuhr betrug 1867 seewärts 215345 Wispel, v falls mehr als in irgendeinem Jahre vorher. Die Fabriken S.s liefern besonders Branntw Mineralwässer, chem. Producte, Asphalt und Dachdeckmaterialien, Cement, Zucker, T u. s. w. Dazu kommen Dampfmühlen und ansehnliche Maschinenbauanstalten, deren bedeute (Vulkan) gute Locomotiven und Schraubendampfer liefert. Der sehr bedeutende Speditionsh

S.s ſtieg ſchon infolge der Aufhebung des Sundzolls und ſtellt noch weitern Aufſchwung in Ausſicht, nachdem mit dem 1. Jan. 1868 ſämmtliche Schiffahrtsabgaben für die drei Odermündungen in Wegfall gekommen und die Hafenabgaben auf die Hälfte reducirt ſind.

S.s Gründungsjahr läßt ſich mit Sicherheit nicht angeben, da der Ort aus einem Fiſcherdarfe des wendiſchen Stammes der Sediner (daher der Name Sedinum) hervorgegangen iſt. 994 wurde es bereits als Stadt erobert, und zu Anfang des 12. Jahrh. galt es für einen wohlbefeſtigten Ort. Im Herbſt 1124 führte Biſchof Otto von Bamberg das Chriſtenthum in S. ein, und 1128 wurden daſelbſt die letzten Spuren des Heidenthums vertilgt. Der Handel S.s entwickelte ſich bereits im Mittelalter, wo es Mitglied des Hanſabundes wurde. Nach dem Ausſterben der pommerſchen Herzoge 1630, deren Hauptſtadt es war, fiel S., ſtatt naturgemäß an Brandenburg, den Schweden in die Hände. 1677 wurde es durch den Kurfürſten Friedrich Wilhelm erobert, im nächſten Jahre aber wieder aufgegeben. 1713 belegte es König Friedrich I. von Preußen mit Sequeſter. Die Stadt behielt indeſſen bis 1715 holſtein.-ſchwed. Beſatzung, die Friedrich Wilhelm I. dann theils vertrieb, theils entwaffnete. S. huldigte nun dem Kurfürſten und wurde 1720 im Frieden zu Stockholm definitiv an Preußen abgetreten. Vom 29. Oct. 1806 bis 5. Dec. 1813 war S. franz. Feſtung. Die Stadt S. liegt innerhalb des Kreiſes Randow, der auf 26,43 Q.-M. (mit dem Areal der Stadt) 86979 E. zählt. Die Umgegend iſt im Norden der Stadt freundlich und maleriſch, namentlich bei den großen und volkreichen Dörfern Bredow, Züllichow und Frauendorf. In der Nähe liegt noch Grabow, mit 6607 E., ſchönen Villen, großer Maſchinenfabrik, einer Schiffbauſchule und einer Navigationsſchule; ferner die kleine Stadt und Feſtung Altdamm, mit 3960 E. und durch eine überaus lange Eiſenbahnbrücke und einen 1 St. langen Steindamm mit S. verbunden; innerhalb des Randowſchen Kreiſes die Städte Garz mit 5068, Pölitz mit 3939 und Pencun mit 2122 E. Der Regierungsbezirk S. begreift den mittlern Theil der Provinz Pommern (ſ. d.), hat ein Areal von 238,61 Q.-M., zählt 677641 E. und zerfällt in die 13 Kreiſe: Stadt S., Randow, Uſedam-Wollin, Anklam, Demmin, Ukermünde, Greifenhagen, Pyritz, Saatzig, Naugard, Regenwalde, Greiffenberg und Kammin. Vgl. Grieben, «S. und Umgegend» (Berl. 1857 u. öfter); Th. Schmidt, «Geſchichte des Handels und der Schiffahrt S.s» (Wien 1862).

Steub (Ludwig), geiſtvoller deutſcher Schriftſteller, geb. 20. Febr. 1812 zu Aichach in Oberbaiern, kam mit ſeinen Aeltern 1822 nach Augsburg und 1823 nach München, wo er das Gymnaſium beſuchte und ſich hierauf auf der Univerſität erſt philol., dann juriſt. Studien widmete. Die Jahre von 1834—36 verlebte er in Griechenland als Beamter im Bureau der Regentſchaft zu Nauplia, ſpäter in dem des Staatskanzleramts zu Athen. Nachdem er im Frühjahr 1836 über Ancona, Rom, Florenz und Venedig wieder in ſeine Heimat zurückgekehrt, nahm er ſeinen Wohnſitz zu München, wo er 1845 zum Anwalt, 1863 zum Notar ernannt wurde. S.'s Studien ſind hauptſächlich auf die Alpenländer und deren ethnogr. Verhältniſſe gerichtet. Sehr beachtenswerthe Arbeiten in letzterer Beziehung ſind insbeſondere ſeine Unterſuchungen «Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern» (Münch. 1843) und die Schrift «Zur rhätiſchen Ethnologie» (Stuttg. 1854). Ausgezeichnet durch gediegenen Stoff und treffliche Darſtellung ſind ferner ſeine Reiſeſchilderungen aus der Alpenwelt, wie «Drei Sommer in Tirol» (Münch. 1846), «Das Bairiſche Hochland» (Münch. 1860), «Wanderungen im Bair. Gebirge» (Münch. 1862) und «Herbſttage in Tirol» (Münch. 1867). Früher ſchon bewährte er ſein Auffaſſungs- und Darſtellungstalent in den «Bildern aus Griechenland» (2 Thle., Lpz. 1841). Von S.'s belletriſtiſchen Werken ſind «Novellen und Schilderungen» (Stuttg. 1853), der Roman «Deutſche Träume» (3 Bde., Braunſchw. 1853) und die in Tirol ſpielende Erzählung «Der ſchwarze Gaſt» (Münch. 1863) hervorzuheben.

Steuer oder Steuerruder heißt auf Schiffen das ſtarke, breite, am Hinterſteven des Schiffs mit Haken und ſog. Fingerlingen befeſtigte, in Angeln ſich bewegende Holz, mittels deſſen der Mann am Ruder das Schiff wendet und lenkt.

Steuerbewilligung und Steuerverweigerung. Als ein alter Grundſatz german. Verfaſſung ſtand es feſt, daß der König, der im Beſitze ſeiner Domänen und Regalien war, dem Volke nichts auflegen konnte, was nicht von dieſem ſelbſt beſchloſſen war. Nur den Kriegsdienſt im Heerbann mußte es leiſten, die Vertheidigungsanſtalten (Burgen) und die Communicationen (Straßen und Brücken) unterhalten, und jeder mußte ſeinem unmittelbaren Obern in Nothfällen, z. B. bei Gefangenſchaft, Wehrhaftmachung der Söhne und Ausſtattung der Töchter, beiſtehen. Was ſonſt zum gemeinen Beſten unternommen werden ſollte, mußte von dem Volke genehmigt ſein. In den einzelnen Ländern wiederholte ſich dies. Der Fürſt und Landesherr

mußte die gewöhnlichen Ausgaben aus seinen Gütern und Regalien bestreiten; zu den a
meinen Reichslasten, z. B. zu den Reichskriegen, Reichsfestungen und auch zu den Beschick
der Reichstage, mußte das Land die Kosten hergeben und hatte dabei nichts zu verwilligen
zu verweigern. Die Kosten für gemeinnützige Anstalten mußten dagegen vom Lande geneh
werden, ebenso die außerordentlichen Beiträge für den Fürsten zur Abtragung von Kam
schulden oder zur Erhöhung seiner Einkünfte. Daher waren in den meisten deutschen Lär
die Steuern zweierlei Art, nämlich feststehende, einer Bewilligung vom Anfang an nich
dürfende oder für immer verwilligte Steuern, Ordinarsteuern, und nur auf gewisse Z
oder zu gewissen Zwecken verwilligte Extraordinarsteuern. Diese Unterscheidung versch
jedoch, seitdem nach den neuern Staatsgrundgesetzen der ganze Staatshaushalt den Ständer
Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden muß. Demnach ist die Steuerbewilligung
immer wiederkehrende Uebereinkunft der Regierung mit dem Volke über die als nothwendig
erkannten Staatsbedürfnisse und deren Deckung. Das Steuerbewilligungsrecht schließt natü
das Recht einer gänzlichen und einer theilweisen Verweigerung oder Minderung der geford
Steuern in sich. Das deutsche Bundesrecht verneinte indeß nicht nur dies Recht zur to
Steuerverweigerung (Art. 58 der Wiener Schlußacte), sondern beschränkte sogar das Rech
relativen Verweigerung oder der Minderung des Budgets wesentlich durch die Beschlüsse
28. Juni 1832 und 30. Oct. 1834. In England ist das Recht der Steuerverweigerung
selbstverständlich anerkannt, wenn auch nur selten geübt worden, und es genügt dort die A
nung einer wichtigen Ausgabe oder ein offen ausgesprochenes Mistrauensvotum des Parlam
um eine Regierung zum Rücktritt zu bringen. Was die preuß. Nationalversammlung im
1848 beschloß, war keine Steuerverweigerung, sondern eine Aufforderung an das Volk, die
der Regierung bereits ausgeschriebenen Steuern nicht zu bezahlen. Die preuß. Verfassung
1850 bestimmte demnächst, daß alle Steuern solange erhoben werden, bis sie durch Gesetz
gehoben. Es ist deshalb in Preußen eine Steuerverweigerung nicht möglich, sondern nur
Verweigerung einer Genehmigung der zu leistenden Staatsausgaben, die sich indeß auf die
gaben, zu deren Leistung der Staat verpflichtet ist, nicht wol ausdehnen läßt. Etwas gri
Befugnisse besitzt in dieser Hinsicht der Reichstag des Norddeutschen Bundes. Jede St
verweigerung ist eine sehr ernste und gefährliche Maßregel, die nahe an die Revolution st
Dieselbe kann daher nur gerechtfertigt werden, wenn auf dem Lande ein verderbliches Regieru
system lastet, das beseitigt werden muß, aber in anderer Weise nicht entfernt werden kann.

Steuereinheit. Neben den anderweitigen Einnahmen des Staats (den Einkünften
Domänen, Staatsanstalten, Zöllen, indirecten Abgaben u. s. w.) dienen die directen Ste
zur Deckung der Staatsbedürfnisse. Diese am ersten von allen Staatseinnahmen lassen
nach dem Bedürfnisse reguliren, indem man sie beliebig vermindern und bis auf einen gew
Punkt hin auch beliebig steigern kann. In manchen Staaten, in denen man danach strebt, d
die Staatseinnahmen aller Art die Ausgaben gerade zu decken und jedes Manco und
Ueberschuß möglichst zu vermeiden, stellt man zunächst fest, welche ordentliche und außerord
liche Ausgaben im nächsten Jahre zu machen sein werden, und welche Staatseinnahmen au
verschiedenen Quellen, ausschließlich der directen Steuer, fließen dürften. Man findet so, wie
durch die directe Steuer noch aufzubringen ist. Um dieses Bedarfsquantum zu erzielen, erm
man nun, welche Steuersätze bei der Besteuerung des Vermögens, Einkommens u. s. w
macht werden müssen. Am bequemsten erfolgt diese Ermittelung vermöge der sogenannte
oder Simpla. Eine Einkommensteuer von 3 Proc. bringt z. B. in einem Lande 6 Mill. 2
jährlich. Man nimmt nun $\frac{1}{2}$ Proc. als S. an und weiß, daß diese S. als ein Sechstel
3 Proc. ein Sechstel von 6 Mill. oder 1 Mill. liefert. Hat man in einem Jahre 2 Mill. 2
nöthig, so werden 4 S. à $\frac{1}{2}$ Proc., also 2 Proc. ausgeschrieben, bei 4 Mill. Bedarf 8
gleich 4 Proc. In dieser Weise wird die Steuerbewilligung für die Volksvertretung eine W
heit, da keine Steuererhebung stattfinden kann, bevor die Volksvertretung die S. für das laus
Jahr festgesetzt hat.

Steuerfreiheit. In den ältesten Zeiten german. Staatsbildung, besonders im Fränki
Reiche, zahlten nur die Mitglieder der unterjochten Völkerschaften Steuern; die Sieger,
Freunden, waren frei. Die Geistlichkeit wußte sich neben andern Privilegien meist auch S
erwerben. Die Lehnsmannen, Ritter, leisteten für ihre Lehen nicht Geldabgaben, sondern pe
liche Ritter- oder Hofdienste. Später, als das Reich mannichfacherer Mittel bedurfte, wu
auch Geistlichkeit und Adel herangezogen. Den «gemeinen Pfennig» oder die allgemeine Re
steuer mußten alle ohne Unterschied zahlen. Auch in den einzelnen Ländern bestand diese Gl

heit der Beitragspflicht lange fort. Meiſt erſt im 17. aber gar erſt zu Anfang des 18. Jahrh. begannen dieſe Stände für ſich Befreiungen van der Grundſteuer und gewiſſen indirecten Abgaben (z. B. der Trankſteuer) in Anſpruch zu nehmen unter Berufung auf die perſönlichen, rittermäßigen Dienſte, welche ſie dach ſchan in dieſer Zeit nicht mehr zu leiſten hatten. Indeß ſetzten ſie ihre Anſprüche in den meiſten Staaten durch. Die neuere Zeit hat das Unrecht, welches darin gegen die andern Klaſſen lag, anerkannt und jene S. größtentheils im Wege der Geſetzgebung wieder aufgehaben, zum Theil ahne Entſchädigung, zum Theil aber auch gegen eine ſehr anſehnliche Vergütung. Dach beſtehen nach immer gewiſſe S., z. B. die der mediatiſirten, früher reichsunmittelbaren Familien, und außerdem pflegen nicht ſelten zu den directen Staats- und namentlich zu den Gemeindeſteuern die Militärperſonen, die Beamten, die angeſtellten Geiſtlichen der anerkannten Canfeſſianen und die Elementarlehrer, wenn ſie nicht ganz ſteuerfrei ſind, nicht ſa ſtark herangezogen zu werden als die übrigen Staatsbürger. Es beſtehen für ſie ſagar Steuerexemtianen.

Steuermann heißt der im Caumanda zunächſt auf den Schiffsführer ſalgende Offizier, der ſich mit ihm in die Wachen theilt. Seines Amts iſt es keineswegs, das Steuer ſelbſt zu handhaben, ſandern nur darauf zu ſehen, daß alles ſeiner Anardnung nach geſchehe. Er muß ein thearetiſch und praktiſch durchgebildeter Seemann ſein und alle Inſtrumente, als Campaſſe, Octanten, das Lag und Lath ſawie die Seekarten mit Sicherheit zu drauchen und das Schiff bei jederlei Wind und Wetter zu manövriren verſtehen. Die Betakelung, das Ankergeräth und hundert andere Sachen ſtehen unter ſeiner Obhut. Den thearetiſchen Theil ſeiner Kenntniſſe ſchöpft er aus der Steuermannskunſt, welche ihn diejenigen mathem. und aſtran. Kenntniſſe lehrt, die dazu dienen, den Weg des Schiffs auf aſſener See und die Stelle zu beſtimmen, auf der es ſich befindet. Demzufalge muß er van Mittag zu Mittag ſein Journal in regelrechter Ordnung führen und im Stande ſein, im Falle der Erkrankung des Führers deſſen Stelle zu erſetzen. Auf Kriegsſchiffen findet man zwei, auch drei Steuerleute und Steuermannsgehülfen, die dem Obſervatiansaffizier bei Beabachtungen zur Hand gehen, auf der Wache das Steuern beaufſichtigen, loggen, lothen und auf alles zu achten haben, was ſich auf die Navigirung des Schiffs bezieht.

Steuern, wozu im weitern Sinne auch die Abgaben (ſ. d.) gehören, ſind die Beiträge, welche den Staatsangehörigen zur Deckung der Bedürfniſſe des Staats, ſaweit dieſe nicht aus andern Einnahmequellen beſtritten werden können, aufgelegt werden. Daher auch der Name Auflagen. Sie kammen in allen Staaten var, deren ſteigende Entwickelung auch die allgemeinen Anſprüche an die Thätigkeit des Staats ſteigert, und deren zunehmende Einſicht und Geſittung ſie das Unzweckmäßige mancher frühern Einnahmequellen, z. B. der Latterien, erkennen läßt. Es iſt daher ſtets eher eine Zu- als Abnahme derſelben zu erwarten, da das Regieren ſchan mit dichterer Bevölkerung immer koſtſpieliger wird und Einſicht und Zeitgeiſt den meiſten andern Mitteln der Finanzkunſt entgegenſtrebt. Die griech. Staaten beſtritten viel aus Damänen, Bergwerken, aus der Sklavenarbeit, aus Triduten beſiegter Völker, während ihr Aufwand dadurch ſich verminderte, daß die Staatsämter van Reichen unentgeltlich verwaltet wurden. Auch Rom lebte lange Zeit von den Opfern der unterjachten Nationen. Dennoch blieben weder Griechenland nach Rom die Abgaben fremd und drückten zum Theil arg. Vgl. Böckh, «Die Staatshaushaltung der Athener» (2 Bde., Berl. 1817); Baſſe, «Grundzüge des Finanzweſens im röm. Staate» (2 Bde., Braunſchw. 1804); Hegewiſch, «Hiſtar. Verſuch über die röm. Finanzen» (Altona 1804). Das Mittelalter bezeichnete ſawal der privatrechtliche Charakter des Staats als auch, daß es Naturalwirthſchaft ſtatt der Geldwirthſchaft hatte. Deshalb beſtritten die Fürſten den Staatsaufwand meiſt aus eigenem Vermägen, zu deſſen Erweiterung ſie freilich ihre öffentliche Stellung benutzten. Statt Beſaldungen wurden Güter zu Lehn gegeben, ſtatt Abgaben Kriegsdienſte und Frauen geleiſtet und Naturallieferungen gemacht, was aber alles ſehr bald den Charakter privatrechtlicher Befugniſſe und Laſten annahm, deshalb aber nicht nach dem Bedürfniß erweitert werden kannte. Kamen außerardentliche Bedürfniſſe vor, ſa mußten Abgaben erhaben werden. Um das zu dürfen, mußten ſich die deutſchen Landesfürſten, außer bei den Reichsſteuern, an die Natabeln ihres Balls wenden, und ſa knüpft ſich hieran, wenn nicht der Urſprung der Landſtände ſelbſt, dach der ihrer ſteigenden Macht. Vgl. Lang, «Hiſtar. Entwickelung der deutſchen Steuerverfaſſungen ſeit den Karalingern bis auf unſere Zeiten» (Berl. 1798). Dieſe früheſten Abgaben hielt man anfangs nur für varübergehende, van welchem Irrthum man freilich durch die Erfahrung abgebracht wurde. Man hielt ſich daher anfangs ſehr an die Oberfläche, an das zunächſt Ergreifbare, mußte aber allmählich ſargfältiger zu Werke gehen mid tiefer eindringen. Vermögensſteuern, Abgaben van auf den Markt gebrachten Verbrauchsgegenſtänden, Zölle und Grundſteuern kammen ſchan frühzeitig

vor. Man unterſcheidet directe und indirecte Abgaben, von denen jene nach der Abſicht des Geſetzgebers von dem, der ſie zahlt, auch getragen werden, während dies bei den indirecten nicht oder doch nur ausnahmsweiſe der Fall iſt. Indeß kann allerdings kein Geſetzgeber verhindern, daß nicht der Verkehr den Charakter beider S. in vielen Fällen umgeſtaltet, und niemand vermag zu erzwingen, daß dieſer oder jener eine Steuer zahlt. Grundſatz der Beſteuerungspolitik muß ſein, daß jeder nach Verhältniß ſeiner Kräfte zu den Staatslaſten beitrage, und daß die S. nicht der Entwickelung des Nationalwohlſtandes nachtheilig werden. Diejenige Steuer, welche die gerechteſte zu ſein den Anſpruch erhebt und als ſolche auch wirklich anerkannt werden muß, iſt die Einkommenſteuer (ſ. d.). Bei ihr wird feſtgeſtellt, wie hach ſich das jährliche Einkommen des Steuerpflichtigen ſtellt und wie viel dieſer demnach nach dem geſetzlich normirten Procentſatz zu entrichten hat. Wo der Procentſatz mit der Höhe des Einkommens ſteigt, beſteht die progreſſive Einkommenſteuer. Es iſt richtig, daß die Feſtſtellung des Einkommens ſehr ſchwierig, daß dabei vielfache Irrthümer vorkommen, und daß das Eindringen in die Verhältniſſe der Steuerpflichtigen ſehr unangenehm werden kann. Aber die Einkommenſteuer will wenigſtens eine ganz gerechte Steuer ſein und iſt es deshalb, trotz aller Mängel, jedenfalls mehr als andere S., welche dies Ziel nicht einmal anſtreben. Nahe ſtehen der Einkommenſteuer die Klaſſenſteuer (ſ. d.) und die Vermögensſteuer (ſ. d.), während die Perſonalſteuer (ſ. d.), Kopfſteuer (ſ. d.) weſentlich nur die Perſon, nicht das Vermögen trifft, das ſie nur in ſeltenen Fällen ins Auge faßt. Bei dem großen Budget, welches alle Staaten haben, und zu dem nach die Bedürfniſſe der Gemeinden treten, iſt es freilich ſehr ſchwer oder faſt unmöglich, mit der Einkommenſteuer allein auszukommen. Es beſtehen deshalb neben ihr noch die vom Gewerbebetrieb gezahlte Gewerbeſteuer (ſ. d.), die Grundſteuer (ſ. d.) zum Theil mit der Ergänzung der Gebäudeſteuer, die Stempelſteuer ſowie die Zölle und die Verbrauchsſteuern, d. i. Schlacht- und Mahlſteuer, Steuer auf Wein, Bier, Branntwein, Tabak und andere Landesproducte, welche letztere am wenigſten gerecht, faſt immer nachtheilig und deshalb nicht zu empfehlen ſind. Ferner zählen zu den S. und Abgaben nach die Gebühren, welche vielfach ſo hach bemeſſen ſind, daß ſie eine weſentliche Staatseinnahme bilden. Vgl. außer den Lehrbüchern über Finanzwiſſenſchaft: J. G. Hoffmann, «Die Lehre von der S.» (Stuttg. 1842); Hock, «Die Finanzverwaltung Frankreichs» (Stuttg. 1857); derſelbe, «Die Finanzen der Vereinigten Staaten» (Stuttg. 1867); Esquiron de Parieu, «Traité des impôts» (4 Bde., Par. 1862).

Steuerverein, ſ. Zollverein.

Stewart (Dugald), ſchott. Philoſoph, geb. zu Edinburgh 22. Nov. 1753, war der Sohn des Profeſſors der Mathematik Matthew S. daſelbſt, deſſen Nachfolger er bereits im Alter von 22 J. wurde. Als jedoch Adam Ferguſon 1780 die Profeſſur der Moralphiloſophie in Edinburgh niederlegte, übernahm er deſſen Stelle, die er mit großem Beifall bis 1810 bekleidete. Er zog ſich dann aufs Land zurück und ſtarb in Edinburgh 11. Juni 1828. Seine philoſ. Schriften ſchließen ſich an die von Reid an; die wichtigſten ſind: «Elements of the philosophy of the human mind» (3 Bde., Edinb. 1792—1827); «Outlines of moral philosophy» (Edinb. 1793; neue Aufl. 1818; franz. von Jouffroy, Par. 1826); «Philosophical essays» (Edinb. 1810); «Dissertation on the progress of metaphysical and ethical philosophy» (Edinb. 1815), für die «Encyclopaedia Britannica» geſchrieben; «Philosophy of the active and moral powers» (Edinb. 1828). Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke beſorgte Hamilton (Edinb. 1854 fg.).

Sthenie, ſ. Erregungstheorie.

Stichling (Gasterosteus), eine in allen ſüßen und ſalzigen Waſſern Europas verbreitete Fiſchgattung mit gepanzertem Kopf, breiten Schuppenplatten an Seiten und Vorbauch, ſcharfen Stacheln vor der weichen Rücken-, Bruſt- und Afterfloſſe, während die Bauchfloſſen ebenfalls durch Stacheln erſetzt ſind. Der ſchlanke, mit 15 Dornen auf dem Rücken beſetzte Meerſtichling (G. spinachia) erreicht ½ F. Länge; der gemeine S. (G. aculeatus) nicht ganz 3 Zoll. Sämmtliche Arten ſind durch ihre eigenthümliche Fortpflanzungsweiſe berühmt geworden und werden deshalb in Aquarien viel gehalten. Das Männchen baut ein kugelförmiges Neſt aus Waſſerpflanzen, worin die Weibchen ihre Eier ablegen, die das Männchen dann befruchtet und bis zum Ausſchlüpfen der Jungen, die es auch ſpäter führt, ſorgfältig bewacht. Alle Arten vermehren ſich ſo maſſenhaft, daß ſie, weil nicht eßbar, als Dünger benutzt werden.

Stichomantie (griech.), eigentlich das Prophezeien aus Zeilen oder Verſen, heißt die ſchon im Alterthum im Orient und Occident übliche Wahrſagung durch Loſe, um dadurch Beſchlüſſe über die Zukunft zu erhalten. Bei den Römern, welche dieſe Sitte beſonders liebten, beſtand die S. darin, daß man Dichter nachſchlug oder Stellen aus Dichtern auf Stäbchen oder Zetteln

niederschrieb, diese dann in einer Urne mengte und aus dem zufällig gezogenen Lose Gutes oder Schlimmes für sich ableitete. Vorzugsweise benutzte man dazu die Verse der Sibyllinischen Bücher oder des Virgilius. Berühmt waren schon in frühester Zeit die auf ähnliche Weise eingerichteten Orakel oder Sortes zu Cäre und Präneste. Auch in der christl. Welt gab es zu allen Zeiten Leute und einzelne Sekten, welche namentlich die Heilige Schrift für einen ähnlichen Zweck gebrauchten, indem man diejenigen Stellen, die man entweder zufällig aufschlug oder mit der Spitze einer Nadel, welche man aufs Ungefähr zwischen die Blätter der zugeschlagenen Bibel steckte, bezeichnet hatte, für bedeutsam hielt. Diese Art von S. wurde unter den Herrnhutern und Methodisten sehr gewöhnlich.

Stichometrie nannten die Alten das Abmessen oder Zählen der Zeilen in den Handschriften, um bei Ermangelung von Paragraphen oder Kapiteln, die man noch nicht kannte, den Umfang einer Schrift ungefähr zu bestimmen. Dieses Verfahren finden wir zuerst bei der Katalogisirung der alexandrinischen Bibliothek, dann auch bei den herculanischen Papyrusrollen in Anwendung gebracht, wobei man die Zeilen gewöhnlich am Schlusse der Handschrift bemerkte. So sollen die Werke des Demosthenes 60000 solcher Stichoi oder Zeilen enthalten haben. In gleicher Weise pflegte man auch bei den Dichtern die Zeilen oder Verse zu zählen. Vgl. Ritschl, «Die alexandrinischen Bibliotheken» (Berl. 1838).

Stickerei nennt man das Verfahren, gewebte Stoffe durch auf- oder eingenähte Muster zu verzieren. Im einzelnen wird dabei auf sehr verschiedene Weise zu Werke gegangen. Auf dichten Stoffen (Tuch, Baumwollstoffen u. s. w.) bleibt die ganze Grundfläche frei und nur das vorgezeichnete Muster entsteht durch gehörige Nebeneinanderlegung der mit der Nadel eingezogenen Fäden, welche wieder sehr verschiedenartig sein können, wie Baumwollzwirn, Seide, Chenille, Gold- und Silbergespinst u. s. w. Gold- und Silberstickerei wird dabei oft durch mitaufgenähte Flittern oder echte Perlen aufgeputzt. Die gewöhnliche Perlenstickerei aber wird durch aufgenähte Glas- oder Metallperlen gebildet; in gleicher Weise stickt man mit Schmelz, d. h. kurzen Stückchen dünner farbiger Glasröhrchen. Bei der Wollstickerei (Tapisserie) wird ein loses Grundgewebe (Strauin, Canevas) meist ganz mit Stichen von verschiedenfarbigen Woll- (und zum Theil Seiden-) Fäden ausgefüllt, also Grund und Muster auf diese Weise gebildet. Die Kunst des Stickens, namentlich auch die Goldstickerei, soll von den Phrygiern erfunden worden sein. Indeß findet man sie bei allen alten Völkern Asiens schon in frühesten Zeiten in Gebrauch. Zu Moses' Zeiten war Ahaliab, aus dem Stamme Dan, als guter Sticker bekannt, und die Frauen von Sidon galten schon zu Homer's Zeiten für berühmte Stickerinnen. Die Griechen machten die Minerva zur Erfinderin der Stickkunst; doch ist es ohne Zweifel, daß diese Kunst durch die Perser nach Griechenland gekommen. Durch den König von Pergamum, Attalus, gest. 133 v. Chr., wurden die Römer mit der Goldstickerei bekannt. Silberstickerei wurde erst unter den byzant. Kaisern üblich. Im Mittelalter wurde diese Kunst in den Nonnenklöstern und von edeln Frauen auf die glänzendste Weise geübt; berühmt ist die 210 F. lange S. zu Bayeux, auf welcher die Gemahlin Herzog Wilhelm's von der Normandie, Mathilde, dessen Thaten bei der Eroberung Englands dargestellt hat. S. von Menschenhaaren fertigten zuerst seit 1782 drei Fräulein von Wyllich in Hannoverischen. Erst in neuerer Zeit hat die S., welche lange Zeit blos handwerksmäßig betrieben wurde, sich wieder zur Kunst erhoben, und die Weißstickerei in Musselin wird in der Schweiz und in Sachsen mit großer Ausdehnung fabrikmäßig betrieben, wobei theils Handarbeit, theils verschiedene Vorrichtungen an Webstühlen, theils eigene Stickmaschinen zur Anwendung kommen.

Stickfluß oder **Steckfluß** (catarrhus suffocativus) nennt man die den meisten Todesarten während des sog. Todeskampfs (s. Agonie) vorhergehende Erscheinung eines erst feinern, dann grellern Röchelns in den Luftwegen: das Todesröcheln. Diese Erscheinung beruht darauf, daß Flüssigkeiten (meist Schleim und ausgeschwitztes Blutwasser) sich mit Luft vermengt in den Luftwegen auf- und abbewegen, ohne daß der Sterbende sie aushustet, und daß sie sich dabei in feinere oder gröbere Bläschen verwandeln, deren Platzen eben jenes Geräusch veranlaßt. In den Fällen, wo dieser Zustand (des Bronchialschaums) in Krankheiten durch innere Ursache von selbst entsteht, beruht er gewöhnlich auf einer Ausschwitzung wässeriger Stoffe in den Lungenzellen, dem sog. Lungenödem (oedema pulmonum), welches die allergemeinste Todesursache ist, und bald rasch, sogar sehr rapid (als acutes Lungenödem, Lungenschlag), bald langsam und allmählich (als chronisches) auftritt. Bei Lungenkranken, besonders Schwindsüchtigen, ist manchmal schon längere Zeit ein großer Theil beider Lungen unbrauchbar und undurchgängig, wo dann eine sehr geringe Portion von Schaum, welcher sich in dem das Athmen bisher unterhaltenden

Lungentheile bildet, rasch den Tod herbeiführen kann. Daß in solchen Fällen und bei sehr entkräfteten Patienten die Kunst nichts gegen den S. ausrichten kann, leuchtet ein. Aber in andern Fällen ist es Pflicht des Arztes, so rasch als möglich die Luftwege von dem erstickenden Schaum zu befreien. Dies geschieht durch Aufrichten des Patienten, Pochen in den Rücken, Erregung von Erbrechen (durch Brechmittel oder Kitzeln des Gaumens mittels eines eingebrachten Fingers), manchmal auch durch flüchtig belebende, das Hirn weckende und zum Husten anreizende Arzneimittel (z. B. Salmiakgeist, Anissalmiaktropfen, Senega, Aether). Denn die den S. begleitende, durch verhinderte Sauerstoffaufnahme ins Blut hervorgebrachte Betäubung des Gehirns ist es eigentlich, welche diesen Zustand so gefährlich macht, weil der Stickflüssige das Gefühl des Hustenreizes und das Bedürfniß des Schleimauswerfens dadurch verliert. (S. Lunge.)

Stickstoff oder **Azot** ist ein gasförmiger Bestandtheil der atmosphärischen Luft, von welcher er dem Volumen nach 79 Proc. ausmacht. Er bleibt zurück, wenn man irgendeinen Körper, wie Weingeist oder Phosphor, im verschlossenen Raume brennen läßt, indem hierbei das Sauerstoffgas, welches mit dem Stickstoffgas in der Luft vermengt ist, verzehrt wird, worauf der Körper verlöscht, da der S. für sich allein weder das Brennen noch das Athmen zu unterhalten vermag. An sich hat der S. sonst keine ausgezeichneten Eigenschaften und auch keine Anwendung. Dennoch erscheint er als ein Element von großer Bedeutung. Mit Sauerstoff chemisch verbunden, bildet er die Salpetersäure, mit Wasserstoff das Ammoniak und mit Kohlenstoff das Cyan, das die Grundlage der Blausäure und des Berlinerblaus ist. Er findet sich in allen Thier- und Pflanzenkörpern, und ist ein Bestandtheil aller derjenigen Nahrungsmittel für Menschen, Thiere und Pflanzen, von welchen wir annehmen, daß sie dazu dienen, in Fleisch und Blut und in Organe überzugehen, und die wir daher für die nahrhaftesten halten. Aus diesem Grunde ist der Gehalt eines Nahrungsmittels und eines Düngestoffs an S. ein Gegenstand von großer ökonomischer Bedeutung. Eiweiß, Käse, Muskelfaser sowie die faulenden eiweißähnlichen Bestandtheile des Düngers sind solche Nährstoffe. Der S. ist ferner Bestandtheil mehrerer werthvoller Arzneimittel, wie des Chinins, Morphins, Strychnins und Veratrins. Die **Stickstoffmetalle** (d. h. Verbindungen des S. mit Metallen) haben nur untergeordnetes Interesse. Viele Stickstoffverbindungen zersetzen sich unter Explosion, so die Schießbaumwolle und das Knallqueckfilber.

Stiefgeschwister, s. Halbgeschwister.

Stiefmütterchen oder **dreifarbiges Veilchen** (Viola tricolor L.), eine zur Gattung Veilchen gehörende einjährige Pflanzenart, welche sich durch die großen leierförmig-fiederspaltigen Nebenblätter auszeichnet und auf Aeckern, Wiesen, in Wäldern und an Ufern von der Ebene bis auf die höhern Alpen in Europa, Nordasien und Nordamerika wächst. In Größe und Färbung der Blumen ändert es außerordentlich ab, und wird mit großen, äußerst verschieden gefärbten Blumen in unzähligen Spielarten cultivirt, welche, durch Bastardbildung noch vermehrt, die beliebten Pensées ausmachen. Die schönsten Varietäten werden durch Kreuzung mit der ausdauernden, in den Alpen und andern höhern Gebirgsgegenden, z. B. im Riesengebirge wild wachsenden V. lutea L. und der großblumigen, im Altaigebirge einheimischen V. altaica Kes. erzielt. Der deutsche Name S. bezieht sich auf eine volksthümliche Deutung der in Größe und Stellung zu den Kelchblättern verschiedenen Blumenblätter, indem das größte Blumenblatt mit einer Stiefmutter verglichen wird, welche zu jeder Seite zwei Stiefkinder hat. Die auf den Feldern sehr häufig wachsende Form mit kleinen Blumen wird als **wildes** oder **Feldstiefmütterchen** gegen Hautausschläge der Kinder, besonders gegen den Milchschorf angewendet.

Stieglitz, Distelfink oder **Distelzeisig** (Fringilla carduëlis), ist ein zur Gattung Finke gehöriger, sehr bunter Singvogel, welcher in ganz Europa, aber auch in Syrien und Nordafrika vorkommt. Er überwintert und wandert theils gar nicht, theils ist er Strichvogel, aber gegen Kälte nicht empfindlich. Zur Nahrung dienen ihm ölhaltige Samen, besonders die Samen der Disteln und Karden. Das Nest wird auf Bäumen und zwar sehr künstlich gebaut. Das Weibchen legt jährlich zwei- bis dreimal vier bis fünf meergrüne, blaßroth gefleckte oder mit dunkelbraunen Punkten kranzförmig gezeichnete Eier. Der erwachsene Vogel ist auf dem Rücken graubraun, Scheitel und Nackenbinde sind schwarz, Kehle und Stirn blutroth, die Schwing- und Steuerfedern an der Spitze weiß und über die Schwingen zieht eine goldgelbe Binde. Das Männchen singt laut und angenehm und wird deshalb, wie auch wegen seines heitern Wesens, seiner Gelehrigkeit und seiner schönen Färbung gern als Zimmervogel in Käfigen gehalten. Aeußerlich ist aber das Weibchen von dem Männchen kaum zu unterscheiden. In der Gefangenschaft erzeugen die S. mit Kanarienvögeln schön gezeichnete, aber zärtliche Bastarde.

Stieglitz (Christian Ludwig), deutscher Kunstforscher, geb. 12. Dec. 1756 in Leipzig, kam

nach dem frühen Tode des Vaters unter die Vormundschaft Joh. Aug. Ernesti's und besuchte die Thomasschule und seit 1773 die akademischen Hörsäle, um die Rechte zu studiren. Seine Lieblingsbeschäftigungen waren jedoch Zeichen- und Baukunst. Er trat zuerst anonym als Schriftsteller auf mit dem «Versuch über die Baukunst» (Jena 1786) und der Schrift «Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken» (Lpz. 1792), denen dann unter seinem Namen die «Geschichte der Baukunst der Alten» (Lpz. 1792) folgte. 1792 wurde er in das Rathscollegium der Stadt Leipzig gewählt, in dem er 1801 zum Stadtrichter, 1804 zum Baumeister und 1823 zum Proconsul aufstieg. Seitdem veröffentlichte er die «Encyklopädie der Baukunst der Alten» (5 Bde., Lpz. 1792—98, mit 118 Kupfern), «Gemälde von Gärten, im neuern Geschmack dargestellt» (Lpz. 1795) und «Die Baukunst der Alten, ein Handbuch für Freunde der Kunst» (Lpz. 1796), welchen Werken sich die «Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer» (2 Bde., Weim. 1801) und die «Zeichnungen aus der schönen Baukunst» (Lpz. 1801; 2. Aufl. 1805) anschlossen. Als Dichter trat er zuerst beim Ausbruch des Bairischen Erbfolgekriegs in den mit Jünger herausgegebenen «Kriegsliedern» (1772) auf; auch gab er «Ritterromanzen», ein «Taschenbuch aufs J. 1802» und die «Wartburg, ein Gedicht in acht Gesängen» (1801) heraus. Unter seine spätern Fachwerke gehören «Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums» (Lpz. 1809), «Archäolog. Unterhaltungen» (Lpz. 1820), «Ueber altdeutsche Baukunst» (Lpz. 1820) u. s. w. Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthum bis in die neuern Zeiten» (Nürnb. 1827; 2. Aufl., Nürnb. 1836). Von S.' übrigen Schriften sind noch zu erwähnen: die Abhandlung «Ueber die Kirche der heil. Kunigunde zu Rochlitz» (Lpz. 1829), die «Sage vom Doctor Faust» in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1834), die «Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst» (2 Bde., Lpz. 1834), der Text zu Puttrich's «Denkmalen der Baukunst des Mittelalters in Sachsen» (Lpz. 1836). Seit 1830 als Proconsul in Ruhestand versetzt, starb er 17. Juli 1836. — Sein Sohn, Christian Ludwig von S., geb. 1803 zu Leipzig, gest. als Appellationsrath in Dresden 31. Oct. 1854, hat sich literarisch durch einige histor. und juristische Schriften bekannt gemacht.

Stieglitz (Heinr.), deutscher Dichter, ein Neffe des vorigen, geb. 22. Febr. 1803 zu Arolsen, besuchte das Gymnasium zu Gotha. Seit 1820 studirte er in Göttingen, ohne ein bestimmtes Brotstudium zu wählen und erwarb sich die Aufmerksamkeit und Freundschaft Bouterwek's. S. schloß sich jedoch den polit. Bewegungen an und war bald genöthigt, nach Leipzig zu gehen, wo er sich nach einem strengern Plane der Philologie widmete. Seine Studien setzte er später in Berlin fort, wo er 1828 als Custos der Bibliothek und nachher zugleich als Gymnasiallehrer angestellt wurde. 1828 vermählte er sich mit Charlotte Sophie S., gebornen Willhöft (geb. 18. Juni 1806 zu Hamburg), mit der er sich in Leipzig verlobt hatte. S. war mit seiner amtlichen Stellung unzufrieden, indem er glaubte, daß seine dichterische Natur durch die an das Mechanische streifende Arbeit beeinträchtigt werde. Was er aber als Dichter leistete, fand wol Beifall, jedoch nicht in dem Maße, wie er es hoffte. Seine Gattin, selbst geistig reich begabt, schlug das Talent ihres Mannes ebenfalls zu hoch an und trug so dazu bei, die krankhafte Stimmung, in welcher er sich befand, zu steigern. Auch als S. seine Aemter niedergelegt und 1833 einen Theil von Rußland bereist hatte, kehrten Wohlsein und Zufriedenheit nicht zurück. Da entschloß sich Charlotte, diesem Zustande ein gewaltsames Ende zu machen. Sie glaubte, daß ein tiefer Schmerz heilend und kräftigend auf S.' Gemüth einwirken werde, und gab sich 29. Dec. 1834 den Tod, eine That, deren Energie ihr vielfache Bewunderung eintrug, die aber doch nur als eine Verirrung aus edeln Beweggründen betrachtet werden muß. Mundt sammelte ihre Briefe, Tagebuchblätter u. s. w. unter dem Titel «Charlotte S., ein Denkmal» (Berl. 1835). Auf den weitern Lebenslauf S.' hatte Charlotte's That nicht den von ihr beabsichtigten Erfolg. Seine dichterische Productivität schien jetzt ganz gebrochen zu sein. Er verließ, da sein Oheim, der Bankier S. in Petersburg, seine Existenz sicherte, Berlin, lebte eine Zeit lang in München, durchwanderte das bair. Hochland, und ging endlich nach Rom und Venedig, wo er 24. Aug. 1849 an der Cholera starb. Ein bedeutendes poetisches Talent spricht sich in S.' Dichtungen allerdings aus; aber Excentricität und Mangel an ernster Vertiefung haben ihn sein Ziel verfehlen lassen. Er machte sich zuerst durch seine mit Ernst Große herausgegebenen «Gedichte zum Besten der Griechen» bekannt; später gab er mit mehrern Freunden einen «Berliner Musenalmanach» (Berl. 1829) heraus. Am kräftigsten spricht sich sein dichterischer Geist in den «Bildern des Orients» (4 Bde., Lpz. 1831—33) aus, worin auch mehrere dramatische Arbeiten sich befinden, namentlich die Tragödie «Sultan Selim III.» Auch die «Stimmen der Zeit in Liedern»

(2. Aufl., Lpz. 1834) enthalten viel tüchtige Zeitanschauungen und begeisterte Worte. Seine lyrische Tragödie «Das Dionysosfest» (Berl. 1836), noch bei Lebzeiten seiner Gattin gedichtet, ist anziehend durch Wohllaut, Reichthum und Mannichfaltigkeit der rhythmischen Bewegung, und durch die wenig verhüllte Tendenz, den Sieg einer jungen gärenden Zeit über eine geistig abgelebte Reaction zu feiern. Seit dem Tode seiner Gattin lieferte er den «Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum» (Lpz. 1838), eigentlich eine versificirte Geschichte der literarischen Zustände Berlins, und «Bergesgrüße aus dem salzburg., tirol. und bair. Gebirge» (Münch. 1839). Außerdem schrieb er: «Gebirgswanderungen», in Mundt's «Dioskuren»; «Montenegro und Montenegriner» (Stuttg. 1841); «Istrien und Dalmatien» (Stuttg. 1845); «Erinnerungen aus Rom» (Münch. 1848). Neuerdings wurden durch seinen Neffen Louis Curtze «Briefe von S. an seine Braut Charlotte» (2 Bde., Lpz. 1859), ferner S.' «Selbstbiographie» (Gotha 1865) und «Erinnerungen an Charlotte» (Marb. 1865) aus dem Nachlasse des Dichters veröffentlicht.

Stieglitz (Joh.), einer der berühmtesten neuern Aerzte, wurde 1767 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck von israel. Aeltern geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gotha, wendete sich dann in Berlin den philos. Wissenschaften zu und ging endlich, um die Heilkunde zu studiren, nach Göttingen, wo er 1789 als Doctor der Medicin promovirte. Nachdem er sich in demselben Jahre als praktischer Arzt in Hannover niedergelassen hatte, und 1800 zur prot. Kirche übergetreten war, wobei er den Namen Israel mit Johann vertauschte, wurde er 1802 Hofmedicus, 1806 erster Leibmedicus, 1820 Hofrath und 1832 Obermedicinalrath. Sein Tod erfolgte 31. Oct. 1840. Als praktischer Arzt und Medicinalbeamter bei seinen nähern Umgebungen in großem Ansehen stehend, verbreitete er seine Wirksamkeit auch über weitere Kreise durch seine gediegenen Werke, welche vorzüglich die medic. Erscheinungen seiner Zeit einer gründlichen und scharfsinnigen Kritik unterwerfen. Besonders sind zu nennen: «Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlung des Scharlachfiebers» (Hannov. 1806); «Ueber den thierischen Magnetismus» (Hannov. 1814); «Pathol. Untersuchungen» (2 Bde., Hannov. 1832); «Ueber die Homöopathie» (Hannov. 1835).

Stieglitz (Ludwig, Baron von), Begründer des berühmten Handels- und Wechselhauses dieses Namens in Petersburg, ein Bruder des vorigen, wurde 1778 zu Arolsen geboren. Ohne Vermögen ging er nach Rußland. Doch gelang es ihm hier bald, durch sein commerzielles Genie und seine rastlose Thätigkeit das allgemeine Zutrauen in einem solchen Grade zu gewinnen, daß seine Vermögensumstände und sein Ansehen sich schnell und glänzend hoben und sein Einfluß auf Rußlands Handel und Industrie nicht ohne Bedeutung wurde. Ihm hauptsächlich verdankt Rußland die Einführung der ungemein wichtigen Dampfschiffahrt zwischen Petersburg und Lübeck. Nicht minder machte sich sein wohlthätiger Einfluß bei allen größern Credit- und Finanzoperationen Rußlands unter dem Ministerium Cancrin's bemerklich. Trotz seiner ausgebreiteten Handelsgeschäfte fand er noch Zeit, den Wissenschaften und der Literatur seine Aufmerksamkeit zu widmen. Auch war er stets der Beschützer aller wissenschaftlichen und talentvollen Männer und sein Haus in Petersburg der Sammelplatz der geistreichsten und gebildetsten Notabilitäten der Hauptstadt. Vom Kaiser wurde ihm 1825 die erbliche Würde eines Reichsbarons verliehen. Er starb zu Petersburg 18. März 1843. — Auch Ludwig's Bruder, Nikolai von S., geb. 1772, hatte sich in Rußland ansässig gemacht, wo es ihm gelang, durch gutberechnete Handelsunternehmungen sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben und durch Kenntnisse und gewandte und redliche Geschäftsthätigkeit zur Förderung des russ. Handels beizutragen. Infolge des Vertrauens, das er sich bei den obersten Regierungsbehörden erworben, wurde er zum Hofrath und Director der Schuldentilgungscommission in Petersburg ernannt und in den russ. Adel erhoben. Er starb 1824 zu Petersburg kinderlos. Seine großen Güter (an 100000 Desjätinen) diesseit und jenseit des Dnjepr im südl. Rußland erbte sein Bruder Ludwig, der sie durch wirthschaftliche Einrichtungen sehr hob. — Ein anderer Bruder, Bernhard von S., geb. 1774, betrieb früher ebenfalls ansehnliche Handelsgeschäfte zu Krementschuk im südl. Rußland, wo er, nachdem ihn Kaiser Nikolaus zum Hofrath ernannt, 1846 starb. — Ludwig von S.' Sohn, Baron Alexander von S., führte das väterliche Bankhaus fort, bis er dasselbe 1858 auflöste. Hierauf trat er als Chef der neubegründeten Reichsbank in russ. Staatsdienst, aus dem er jedoch 1866 wieder ausschied. Er erbaute die Eisenbahn über Peterhof nach Oranienbaum mit einer Zweigbahn nach Krasnoje-Selo auf eigene Kosten und unterhielt dieselbe seitdem ununterbrochen. — Von den beiden Söhnen Bernhard von S.' ist Nikolai von S. Mitglied des Conseils im Ministerium des Innern, während Fedor von S. als reicher Gutsbesitzer in Kiew lebt.

Stieler (Adolf), ein durch seine gründlichen Arbeiten im geogr. Fache rühmlichst bekannter

Gelehrter, geb. 26. Febr. 1775 zu Gotha, erhielt seine Vorbildung seit 1786 auf dem dortigen Gymnasium und widmete sich seit 1793 auf den Universitäten zu Jena und Göttingen der Rechtswissenschaft. Hierauf wurde er zunächst beim Ministerialdepartement in seiner Vaterstadt angestellt und 1829 zum Geh. Regierungsrath daselbst befördert, wo er 13. März 1836 starb. Sowie er für den Staat viele wichtige Geschäfte des In- und Auslandes glücklich ausführte, so hat ihm die Wissenschaft der Geographie eine gründliche und geschmackvolle Behandlung des Kartenwesens zu verdanken. Sein vorzügliches Werk ist der «Handatlas», den er unter Mitwirkung von Reichard 1817—23 in 50 Blättern bei J. Perthes in Gotha herausgab und der bis auf die neueste Zeit in fortgesetzten Erneuerungen und Vervollständigungen (zuletzt durch A. Petermann und H. Berghaus) seinen Rang unter den besten Atlanten behauptet hat. Neben diesem Werke verdient der für den Elementarunterricht überaus brauchbare «Schulatlas», der seit 1821 in vielen Auflagen die weiteste Verbreitung fand, Erwähnung, und in gleicher Weise seine Karte von Deutschland in 25 Sectionen.

Stieler (Joseph), ein bedeutender Bildnißmaler, 1781 zu Mainz geboren, erwarb schon im Alter von 12 J. sein Brot durch zahlreiche Miniaturbildnisse und ermöglichte sich auch nach dem frühen Tode seines Vaters Unterhalt und Ausbildung durch Ausübung der Porträtmalerei. Sogar seine Reisen, sein Studium in Wien (1800), in Paris (1806) unter Gérard's Leitung, in Italien (1810) machten sich auf diese Weise bezahlt. In Mailand malte er den Vicekönig Eugen mit dessen ganzem Hofe, und in Rom vollendete er sein erstes größeres, selbständiges Werk, die Befreiung des heil. Leonhard, jetzt in der Kirche dieses Heiligen zu Frankfurt a. M. König Maximilian I. berief ihn 1812 an den Hof nach München. Hier malte er das Bildniß des Königs und der Königin Karoline und anderer fürstl. Personen des Hauses, von denen das Bild der Prinzessin Karoline, im Augenblicke ihres Hinscheidens von Engeln in der Höhe erwartet, am meisten bewundert wurde. 1816 machte S. in Wien mit seinen Porträts des Kaisers Franz und dessen Gemahlin großes Glück, sodaß er von dort erst 1820 auf den Wunsch des Königs nach München zurückkehrte. Nach der Thronbesteigung Ludwig's I. (1825) malte er diesen und seine Gemahlin im Krönungsornate; ferner Porträts der Kaiserin von Rußland, der Königin von Schweden und anderer fürstl. Personen. In das J. 1828 fällt jenes bekannte Porträt Goethe's, eins der Hauptwerke des Künstlers (Neue Pinakothek zu München). Nachdem er 1832 von einer abermaligen Reise nach Wien zurückgekehrt, mußte S. im Auftrage des Königs Ludwig die bedeutendsten Schönheiten Baierns in einer Galerie zusammenfassen. Diese Bilder, heute in einem eigenen Saal des königl. Schlosses zu München aufgestellt, zeigen deutlich die Eigenthümlichkeit des Künstlers auf. Eine sehr idealistische Auffassung, feiner Sinn für weibliche Grazie und Schönheit und außerordentlich feine, zarte Färbung sind die Grundzüge dieser Bilder. Unter seinen zahlreichen Porträts, besonders fürstl. Personen, sind die des Königs Ludwig im einfachen Hausrock, Friedrich Wilhelm's IV. u. a. zu nennen. Außerdem sind seine Porträts von Schelling, Tieck, Alexander von Humboldt sowie der Lola Montez hervorzuheben. Auch in Genrebildchen hat S. Gelungenes geleistet, wie z. B. das Mädchen, welches das Brüderchen durchs Wasser trägt (1849) beweist. Das Porträt blieb aber das Hauptfach S.'s, und bei seinen zahllosen Schöpfungen dieser Gattung ist die anfangs bewunderte Auffassungsweise des Künstlers, die immer wiederkehrt, wirklich conventionell geworden. Eins seiner letzten Werke war ein Porträt Schiller's, in wirklich charakteristischer, geistvoller Weise aufgefaßt und nach einer Gipsmaske und einem ältern Pastellbilde ausgeführt. S. starb 9. April 1858.

Stiergefechte. Kämpfe von Menschen mit Stieren zur Belustigung des Publikums waren schon in Griechenland, namentlich in Thessalien, und bei den Römern unter den Kaisern gewöhnlich, obschon sie von Zeit zu Zeit durch Kaiser und Päpste verboten wurden. Noch gegenwärtig gehören sie zu den Lieblingsvergnügungen der Spanier. Zwar wurden sie auch hier von Karl IV. aufgehoben, doch unter Joseph, Napoleon's Bruder, aus Politik wiederhergestellt. Die glänzendsten S. veranstalteten sonst bei feierlichen Gelegenheiten die Könige selbst. Noch jetzt werden dergleichen bei Gelegenheit großer Hoffeste, z. B. bei Vermählungen des Königs und des Kronprinzen auf der Plaza-Mayor (Hauptplatz) zu Madrid veranstaltet, wo dann der hohe Adel die Rolle der Stierkämpfer übernimmt. Gegenwärtig werden sowol in der Hauptstadt wie in allen größern Städten Spaniens die S. von Privatunternehmern oder für Rechnung einer öffentlichen Kasse gehalten. In Madrid gibt man den Sommer hindurch regelmäßig einmal in der Woche für Rechnung des allgemeinen Hospitals S. Sie finden hier in der Plaza de Heros statt, einem Circus, mit stufenweisen Sitzen umgeben, über welchen sich eine Reihe Logen erhebt. Alles erscheint dabei in Putz. Aehnliche Amphitheater befinden sich in allen größern Städten

Spaniens; das größte, durchaus aus Stein gebaut, circa 20000 Menschen fassend, ist in Sevilla. Die Fechter (Toreadores oder Toreros), welche dieses Geschäft als Gewerbe betreiben und sehr gut bezahlt werden, aber auch freiwillig sich dazu einfinden, kommen im feierlichen Zuge, von einer Magistratsperson geführt, zu dem Kampfplatze: zuerst die Picadores (Piqueurs), auf schlechten Pferden, in alter span. Rittertracht, mit einer Lanze bewaffnet, die sich in der Mitte des Circus den Behältern der Stiere gegenüber aufstellen; dann die Chulos oder Banderilleros zu Fuß, mit vielen Bändern geschmückt und in der Hand eine lange seidene, sehr helle Schärpe, die sich in die Zwischenräume der Barrières vertheilen; endlich die Espadas oder Hauptfechter, fein gekleidet, mit dem bloßen Schwerte in der rechten und der Muleta, einem kleinen Stabe mit einem Stück glänzenden Seidenzeug, in der linken Hand. Sobald der Vorsteher des Magistratscollegiums das Zeichen gibt, wird der Stier aus dem Behälter gelassen. Die Picadores nehmen den ersten Angriff an, suchen den Stier mit der Lanze ein wenig in die Schulter zu stechen und retten sich, wenn ihr Pferd von ihm verwundet wird, durch schnelle Flucht. Hierauf, oder wenn ein Picador zu Sturze kommt, um ihn zu retten, erscheinen die Chulos, werfen dem Stier ihre Schärpen über den Kopf und retten sich im Nothfall durch einen Sprung über die breterne Wand, welche den Circus einschließt. Durch Zurufen wendet zugleich ein anderer Picador den Stier von seiner Bente ab und auf sich hin. Wenn der Stier durch den Angriff auf 10—12 Picadores zu ermüden beginnt, ziehen sich die Picadores zurück und es greifen nun die Chulos zu den Banderillas, kleinen, 2 F. langen, mit Bändern und Papierschnitzeln umwundenen Stäben, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht sind, um sie dem Stier anzuhängen. Und zwar lassen dieselben den Stier anspringen, weichen aber dem Angriff aus und stecken die Stäbe dem Stier in den Nacken. Ist ein Stier sehr feig, was oft genug vorkommt, so hängen die Chulos demselben Banderillas de Fuego an, d. h. dergleichen Wurfspieße mit ausgehöhlten und mit Schwärmern gefüllten Stäben. Im Moment des Einsteckens in das Fell des Stiers entzünden sich die aus dem einen Ende der Stäbe hinausfahrenden Schwärmer; der Stier, durch die Explosionen scheu gemacht, läuft dann wüthend im Circus herum und stürzt sich nun gewöhnlich auf den ersten Kämpfer, den er sieht. Endlich tritt der Espada hervor, um dem Stier den letzten Stoß beizubringen, der beim Erblicken der Muleta mit verschlossenen Augen dagegen rennt. Während aber der Stier unter dem linken Arme durchrennt, stößt ihm der Espada das Schwert in die Brust. Dem siegenden Espada erschallen Bravos und Vivas, ebenso aber auch dem Stier, der den Espada verwundet oder erlegt, in welchem Falle sofort ein anderer Espada eintritt. Oft wird an einem Tage mit acht bis zehn Stieren gekämpft. Kämpfer büßen dabei selten das Leben ein. Wenn der Stier vom Espada nicht tödlich getroffen wird, aber niedersinkt, so kommen Circusknechte, die gar nicht zu den Stierkämpfern zählen, und versetzen dem Stier mit einem Nickfänger den Gnadenstoß. Diese Knechte heißen deshalb Matadores (d. i. Schlächter).

Stift heißt jede mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten ausgestattete, ursprünglich zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Körperschaft anvertraute Anstalt mit allen dazugehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Die ältesten, dem Begriff eines S. entsprechenden Anstalten sind die Klöster, nach deren Vorgange sich das kanonische Leben der Geistlichen an Kathedralen und Collegiatstiftskirchen bildete, welche jetzt, wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Kanonissinnen und Stiftsdamen, am gewöhnlichsten S. genannt werden. Erst im 14. Jahrh. fingen die Kapitel der S. (s. Domkapitel) an, sich auf eine bestimmte Anzahl Kapitulare zu beschränken, um den zudringlichen Empfehlungen der Päpste und Fürsten und den willkürlichen Verleihungen und Theilungen der Präbenden, die sich die Bischöfe zu Gunsten ihrer Schützlinge erlaubten, Einhalt zu thun. So entstanden die Capitula clausa oder geschlossenen Kapitel, von festgesetzter, wenn schon nach Verhältniß des Herkommens und der Stiftsgüter nicht bei allen S. gleicher Anzahl, die bei den reichsunmittelbaren deutschen Hochstiftern und Erzstiftern (in den Kapiteln der Bisthümer und Erzbisthümer) von altem Adel sein und ihre Stiftsfähigkeit durch 16 Ahnen beweisen mußten. Während nun diese adelichen Kapitulare sich den Genuß aller Rechte ihrer Kanonikate vorbehielten, wurden ihre Pflichten den regulirten Chorherren, deren mönchsartige Vereinigungen schon seit dem 12. Jahrh. blühten, aufgelegt. Daher schreibt sich der Unterschied der weltlichen Chorherren (Canonici saeculares), welche die eigentlichen Kapitulare sind, von den regulirten Chorherren (Canonici regulares), welche die Mönchsgelübde leisten und entweder förmlich in Klöstern zusammenleben und nach Art der geistlichen Orden mehrere Congregationen bilden, oder zur Verrichtung des Kirchendienstes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann weder an den Präbenden noch an dem Stimmrechte der Kapitel Antheil haben. Vor der durch den Reichs-

deputationshauptſchluß von 1803 verfügten Säculariſation hatten die deutſchen Erz- und Hochſtifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichſtädt, Speier, Konſtanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freiſingen, Regensburg, Paſſau, Trient, Brixen, Baſel, Münſter, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, ſowie die Propſteien Ellwangen, Berchtesgaden u. ſ. w., die gefürſteten Abteien Fulda, Korvei, Kempten u. a. ſelbſt Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher ſie unmittelbare S. (oder Reichsſtifter) hießen und den Fürſtenthümern gleich geachtet wurden. Zur Zeit der Reformation behielten die Domkapitel ihre Vorrechte und Verfaſſung auch bei denjenigen deutſchen Erz- und Hochſtiftern, welche zum Proteſtantismus übertraten. Die Verwendung des Papſtes und der kath. Fürſten, welche dieſe abgefallenen S. immer noch wieder in den Schos der Kirche zurückzubringen hofften, ſicherte ihnen ſogar im Weſtfäliſchen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, mit Ausnahme der mit der evang. Confeſſion unverträglichen biſchöfl. Würde und der Landeshoheit, welche evang. Fürſten zufiel. Nur das ganz prot. Bisthum Lübeck und das gemiſchte, aus kath. und prot. Kapitularen zuſammengeſetzte Domkapitel zu Osnabrück, deſſen Biſchof abwechſelnd ein Katholik und ein evang. Prinz aus dem Hauſe Hannover ſein ſollte, behaupteten auch die Reichsunmittelbarkeit und die Biſchofswahl. Gegenwärtig ſind aber alle S. mittelbar, d. h. in bürgerlichen und Stiftsangelegenheiten der Landeshoheit derjenigen Fürſten untergeben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Die Kapitulare der ſäculariſirten Güter wurden infolge jenes Reichsdeputationshauptſchluſſes, wie ihre auf das geiſtliche Amt eingeſchränkten Biſchöfe, auf Penſionen geſetzt. Mehrere der deutſchen Hochſtifter hatten ſchon vor der Reformation akademiſche Lehrer unter ihre Pfründner aufzunehmen, wie z. B. Meißen und Merſeburg leipziger Profeſſoren der Theologie und Jurisprudenz, oder ſind jetzt ganz wieder in den Händen von Gelehrten und wirklichen beamteten Geiſtlichen. Die Kanonikate und Präbenden der evang. Collegiatſtifter, z. B. in Zeitz und in Wurzen, erhalten bürgerliche Gelehrte entweder als akademiſche Lehrer oder zufolge einer durch Familienverbindungen und Einkaufsgelder motivirten Wahl, oder gelangen kraft landesherrl. Verleihung an ſonſt verdiente Perſonen, wie z. B. in Preußen, wo der König als oberſter Biſchof der prot. Kirche gewiſſe Kanonikate zu vergeben hat. Evang. Damherren und Kanonici ſind an kein Gelübde gebunden. Außer dieſen Erz-, Hoch- und Collegiatſtiftern gibt es weibliche S., welche, wie die männlichen, von zweifacher Gattung, entweder geiſtliche oder freie weltliche ſind. Die geiſtlichen weiblichen S. entſtanden durch die Vereinigung regulirter Charfrauen und gleichen ganz den Klöſtern. Die freien weltlichen weichen in ihrer Verfaſſung dadurch von den klöſterlichen ab, daß die Kanoniſſinnen blos das Gelübde der Keuſchheit und des Gehorſams gegen ihre Obern ablegen, ſich jedoch zur Armuth und Clauſur nicht verpflichten und die Freiheit haben, die ihnen vom S. zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo ſie wollen. Nur die Pröpſtin pflegt ſich nebſt einigen Kanoniſſinnen, die die klöſterliche Einſamkeit lieben oder ſonſt keinen Zufluchtsort haben, im Stiftsgebäude aufzuhalten. Da der ſtiftsfähige Adel ſeinen Töchtern das ausſchließliche Recht auf die Pfründen dieſer Stifter zu verſchaffen gewußt hat, werden ſie insgemein freie weltadeliche Damenſtifter und ihre Kanoniſſinnen Stiftsdamen genannt. Außer der Beobachtung der Eheloſigkeit haben ſie keine Pflichten zu erfüllen, und ihre Stellen ſind lediglich als anſtändige Verſorgungsmittel für unvermögende adeliche Fräulein zu betrachten. Doch machen ſich einige S. dadurch gemeinnützig, daß die Stiftsdamen junge adeliche Mädchen im Stiftsgebäude aufnehmen und erziehen. Das freie weltadeliche Fräuleinſtift Joachimſtein in der Oberlauſitz, welches ſeine Begründung der Familie von Ziegler und Klipphauſen verdankt, hat nur die Beſtimmung, unvermögenden, ledigen adelichen Fräulein aus dieſer und den ihr verwandten Familien Unterhalt zu gewähren. Die Vorſteherin deſſelben führt den Namen Stiftshofmeiſterin, und der die Geſchäfte eines weltlichen Propſtes beſorgende Aufſeher heißt Stiftsverweſer. Die Stiftsdamen und Fräulein der proteſtantiſchen S. verlieren im Fall ihrer Verheirathung die genoſſenen Präbenden.

Stifter (Adalbert), geſchätzter deutſcher Schriftſteller, geb. 23. Oct. 1806 zu Oberplan im ſüdl. Böhmen, der Sohn eines Leinwebers, wurde, von dem Pfarrer des Orts vorbereitet, 1818 in die Benedictinerabtei Kremsmünſter aufgenommen und bezog 1826 die Univerſität zu Wien, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren. Doch wendete er ſich bald den Staatswiſſenſchaften, dann der Philoſophie und Geſchichte, endlich der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften zu. Nach Vollendung ſeiner Studien trat er als Privatlehrer auf und wurde bald darauf Lehrer des Fürſten Richard Metternich für die Fächer der Mathematik und Naturwiſſenſchaften. 1848 wandte er ſich von Wien nach Linz, wo er, 1849 zum Schulrath für das Volksſchulweſen

Oberösterreichs ernannt, seitdem seinen Wohnsitz nahm. Wegen andauernder Kränklichkeit im Nov. 1865 unter Verleihung des Hofrathstitels mit vollem Gehalt pensionirt, lebte er fortan seiner Muße und starb 28. Jan. 1868. S.'s erste dichterische Arbeiten, die «Feldblumen» (1840) erschienen im Taschenbuch «Iris» und «Der Condor» in der «Wiener Zeitschrift». Anderes folgte bald in verschiedenen Blättern und Jahrbüchern. Gesammelt erschienen dieselben in den «Studien» (6 Bde., Pesth 1844—51; 7. Aufl., 3 Bde., 1867), denen sich später «Bunte Steine» (2 Bde., Pesth 1853) sowie die Romane «Der Nachsommer» (3 Bde., Pesth 1857) und «Witiko» (3 Bde., Pesth 1865—67) anschlossen. S. gehört mit seinem originellen, ebenso zarten als kräftigen Stil zu den besten Prosaikern seiner Zeit und erinnert an Leopold Schefer und Jean Paul. Die Motive, auf welchen seine Erzählung beruht, sind gewöhnlich dürftig, dagegen fesselt er durch eine reiche und originelle Naturanschauung und Naturschilderung, die auf der edelsten Hingabe an das Naturleben und einem tiefen Eindringen in den stillen Naturhaushalt beruht. Die Menschen bilden so in S.'s Novellen fast nur die Staffage zur Landschaft, während er die umgebende Natur mit echtem Dichtergemüthe zu beseelen weiß. Dabei tragen seine Arbeiten einen durchaus reinen und sittlichen Charakter, den S. außerdem auch in seinem praktischen Wirken stets bethätigt hat.

Stiftshütte oder **Bundeshütte** heißt in Luther's Bibelübersetzung, wo das Wort Stift in der Bedeutung für Bund gesagt wird, das bewegliche Heiligthum, welches die Hebräer, nach der biblischen Ueberlieferung, auf ihrem Zuge durch die Wüste mit sich führten und nachmals bis auf Salomo's Zeit in verschiedenen Städten aufstellten. Nach der in der Bibel gegebenen Beschreibung nahm sie einen Raum von 30 Ellen in der Länge und 10 Ellen in der Breite ein. Ihre verschlossenen Seiten bestanden aus 48 übergoldeten Bretern von Akazienholz, welche durch goldene Ringe zusammengehalten und mit Pfählen in die Erde befestigt wurden. Ueber diesen Wänden hingen Teppiche. Die vordere, zum Eingange bestimmte Seite war mit einem an fünf Säulen befestigten Vorhange bedeckt. Das Innere theilte ein Zwischenvorhang, der das Allerheiligste, die hintere Abtheilung, von dem Heiligen, der vordern Abtheilung, sonderte. Im Heiligen stand der Tisch mit den Schaubroten, der goldene Leuchter und der Räucheraltar; im Allerheiligsten die Bundeslade (s. d.), welche das mosaische Gesetzbuch oder das Tempelarchiv, anfangs aber nur die steinernen Gesetztafeln in sich schloß. Um das ganze Gebäude lief ein für das Volk bestimmter Vorhof. Indessen hat es die neuere Forschung sehr zweifelhaft gemacht, ob diese S. mindestens in der vorstehend beschriebenen Gestalt je existirt habe. Ein tragbares Heiligthum kann sie nach der gegebenen Beschreibung unmöglich gewesen sein und die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß erst die spätere Geschichtschreibung in dieser S. ein Vorbild des Salomonischen Tempels gezeichnet habe.

Stiftung, s. Milde Stiftungen.

Stiglmaier (Joh. Bapt.), berühmter Erzgießer, wurde 18. Oct. 1791 zu Fürstenfeldbruck unweit München als Sohn eines Schmieds geboren. Von früh an durch Zeichentalent hervorragend, wurde er zum Goldschmied bestimmt, besuchte auch während seiner Lehrzeit in München die Zeichenschule und wurde 1810 als Schüler der Akademie aufgenommen, wo er bald darauf zur Stempelschneidekunst überging, neben welcher er zugleich gründliche plastische Studien machte. 1819 reiste er nach Italien, um im Auftrage des Königs die Technik des Erzgusses im großen kennen zu lernen. Hier begründete er seinen Ruf als Techniker durch den Guß der Büste des spätern Königs Ludwig von Baiern, nach Thorwaldsen's Modell und derjenigen des Bildhauers Haller. Nach München zurückgekehrt, schnitt er noch mehr Medaillenstempel, bis König Maximilian I. ihn 1824 an die Spitze der neuzuerrichtenden Kunstgießerei stellte. 1826 fertigte er den 14 F. hohen Candelaber für das Constitutionsdenkmal zu Gaibach und das Monument des Königs Maximilian für das Bad Kreuth, ebenfalls nach eigenen Entwürfen; 1829—33 den in 15 Stücken gegossenen Obelisk von 100 F. Höhe auf dem Karolinenplatz in München; 1835 das Denkmal des Königs Maximilian in München, nach Rauch; 1839 das Schillerdenkmal für Stuttgart, nach Thorwaldsen, und die kolossale Reiterstatue Kurfürst Maximilian's, nach Thorwaldsen; außerdem mehrere schöne Grabdenkmale und Büsten, zum Theil nach eigenem Modell. Seit 1838 war S. mit dem Guß der 14 Kolossalstatuen bair. Fürsten für den Thronsaal der neuen Residenz, nach Schwanthaler, beschäftigt, welche im Feuer vergoldet und deshalb stückweise gegossen werden mußten, wobei ihn sein zum Theil bei Soyer in Paris gebildeter Neffe, Ferd. Miller, unterstützte. Das schwierige Werk gelang vollkommen. In der letzten Zeit wurde S. von nahe und fern für den Guß von Denkmalstatuen in Anspruch genommen. Tenerani, Thorwaldsen und andere Bildhauer vertrauten ihre Werke fortwährend seiner

erprobten Gießstätte, die er zur ersten in der Welt erhob, an. Die kolossalste Unternehmung war der Guß der 54 F. hohen Bavaria, nach Schwanthaler. S. starb zu München 2. März 1844. Seine Güsse sind vollkommen in der Mischung und bestehen immer aus möglichst großen Stücken.

Stigma, eigentlich der mit einem spitzigen Werkzeug gemachte Stich oder Punkt überhaupt, hieß bei den Römern besonders das wegen eines begangenen Verbrechens dem Thäter, namentlich diebischen oder entlaufenen Sklaven, zur Beschimpfung eingeätzte Zeichen oder Brandmal, das in der Regel aus gewissen Buchstaben bestand. Dieses Stigmatiſiren erfolgt noch gegenwärtig in einigen Ländern bei den zur Galere Verurtheilten.

Stikin (Colonie), auch Stickin, ſ. Steckin.

Stil (vom lat. stilus) oder Styl (vom griech. stylos), d. i. Griffel, ist ursprünglich ein Begriff der Rhetorik und bezeichnet die Kunst des guten schriftlichen Ausdrucks, bald im allgemeinen als Gattungsbegriff für die vollkommene Ausdrucksweise in der Sprache, bald im speciellen für die charakteristische Weise im Schreiben oder in der rednerischen Darstellung genommen. Der S. als die durch das Ganze der schriftlichen Darstellung herrschende Art, den Gegenstand aufzufassen und auszudrücken, hängt theils von dem Inhalt und der Bedeutung des Gegenstandes, theils von dem Innern des Schreibenden oder vielmehr Darstellenden ab. Ausdruck einzelner Gedanken, Benutzung von Phrasen aus Mustern und die Fertigkeit, sie zu verbinden und einzuflechten, kann man noch keinen S., sondern nur handwerksmäßige Fertigkeit im Schreiben nennen. Nur mit dem Charakter bildet sich aus dem selbständigen Urtheile über die Dinge die Form ihrer Darstellung, und darauf bezieht sich das berühmte Wort Buffon's: «Der S. ist der Mensch selbst.» Als Arten des S. werden gewöhnlich drei Schreibarten festgesetzt, in welchen sich Correctheit und Schönheit auf verschiedene Weise vereinen. Man unterscheidet nämlich eine niedere Schreibart der Prosa, eine höhere der Poesie, eine mittlere der Beredsamkeit (medium genus) und meint, daß in der ersten das Vorstellungsvermögen, in der zweiten das Gefühlsvermögen vorherrsche, in der dritten diese Vermögen gleichmäßig wirken. Allein diese Unterscheidungen beruhen auf psychol. Abstraction, denn der Antheil verschiedener Seelenthätigkeit läßt sich nie so abschließend trennen und berechnen. Auch hat die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, in die das Leben sich verzweigt, und die daraus hervorgehende Verschiedenheit der Zwecke schriftlicher Mittheilung die Eintheilung der prosaischen Darstellung in mehrere stilistische Gattungen mit gewissen feststehenden Formen hervorgerufen. So hat das Bedürfniß des Unterrichts und der Belehrung den sog. didaktischen Stil, das Verhältniß des bürgerlichen Verkehrs den Geschäftsstil, das Verlangen nach Mittheilung auch gegen entfernte Personen den Briefstil erzeugt. Unter Theorie des S. oder Stilistik begreift man die geordnete Zusammenstellung aller Regeln des guten S. oder der üblichen Art, sich schriftlich auszudrücken. Für Feststellung und Ausbildung der Theorie des deutschen S. wirkten namentlich Adelung, Moritz, Bürger, Pölitz und viele andere. Vgl. Falkmann, «Stilistik, oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Auffassungskunst» (4. Aufl., Hannov. 1849); Herling, «Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stilistik» (2 Bde., Hannov. 1837).

Von der Rhetorik hat man sodann den Begriff S. in die Aesthetik, d. h. in die Kunstlehre, übertragen, und in diesem Sinne ist er einer der allerwichtigsten Grundbegriffe der gesammten Kunstlehre geworden. Man muß in diesem ästhetischen Stilbegriffe wesentlich drei Momente unterscheiden. 1) Der S. als Gesetz der verschiedenen einzelnen Kunstarten. Weil jede Kunst in einem andern Darstellungsmaterial arbeitet, schreibt jede Kunst der künstlerischen Auffassungs- und Behandlungsweise ihre ganz bestimmten, nur ihr eigenartig angehörigen, unüberspringbaren Gesetze vor. In diesem Sinne spricht man von architektonischem, plastischem, malerischem, musikalischem, poetischem S.; innerhalb der einzelnen Künste wieder von Steinbau-, Ziegelbau-, Holzbaustil, von Marmor- und Erzstil, von Frescostil, von Kirchenmusik- und Opernstil, von epischem, dramatischem (tragischem und komischem) Stil u. s. w. Nunmehr nennt treffend nach dieser Seite den S. das zur Gewohnheit gediehene Sichfügen in die innern Forderungen des Darstellungsstoffs. Das Ueberspringen der einen Kunstart in die andere, das Vermischen z. B. des Plastischen mit dem Malerischen, heißt stillos, manierirt. Es war die epochemachende That Lessing's, daß er diese Seite des Stilbegriffs wieder in aller Schärfe zum Bewußtsein brachte; Lessing's «Laokoon» ist die Hervorhebung der Grenzen der Malerei und Poesie, d. h. der Stilverschiedenheit der bildenden und redenden Kunst. 2) Der S. in seiner geschichtlichen Bedeutung. Weil die Kunst innerster Ausdruck des menschlichen Denkens und Fühlens ist, wandelt sie sich verschieden je nach den verschiedenen menschlichen Entwickelungsstufen, ist bedingt durch

Zeit und Oertlichkeit, ist ein Monument, d. h. ein Denkmal und Zeugniß der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker und Zeitalter. In diesem Sinne spricht man von einem ägyptischen, griechischen (dorischen, ionischen), römischen, romanischen, gothischen, normannischen, maurischen, italienischen, niederländischen S., Renaissance-, Rococostil u. s. w. Nach dieser Seite bezeichnet Rumohr den S. als das in sinnlich künstlerischen Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit und Nationalität. Dies ist es, was man der Kunst als Aufgabe stellt, wenn man von ihr den Charakter des Monumentalen fordert. Es ist eitel Manier und Dilettantismus, wenn ein Zeitalter keinen festen, allgemein bindenden, instinctiven S. hat, sondern, wie unsere nächste Gegenwart, in allen möglichen und oft auch unmöglichen Stilarten eklektisch herumexperimentirt. Die Ludwigsstraße in München z. B. als eine Musterkarte aller Baustile zu beliebiger Auswahl ist nicht ein Zeichen des Reichthums, sondern der Armuth. 3) Der S. als der Begriff der höchsten künstlerischen Idealität. So wichtig die technischen Forderungen und Bedingungen einerseits und die geschichtlichen Einwirkungen andererseits sind, die eigentliche Seele des Kunstwerks ist und bleibt doch die Idee und Empfindung des Künstlers, die nach angemessener, klarer und sinnlich ergreifender Gestaltung ringt. Idee und Form, Gehalt und Gestalt müssen ineinander aufgehen, müssen sich decken. Ein Werk ist um so stilvoller, je objectiver es ist, d. h. je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen, der darzustellenden Idee fremden, oft sogar widersprechenden Eigenheiten und Angewöhnungen des Künstlers. In diesem Sinne ist Rafael stilvoller als Michel Angelo, Goethe stilvoller als Schiller. Weil sich je nach den verschiedenen Auffassungsweisen die Behandlungsweise modelt, unterscheidet man strengen (herben), hohen, schönen, anmuthigen S. Dagegen spricht man von Manier oder Stillosigkeit, wenn die Würde und Weihe der künstlerischen Idee, sei es aus Sucht nach dem Sonderbaren oder aus künstlerischer Unzulänglichkeit nur verzerrt oder gar nicht zum Ausdruck kommt. Vgl. Semper, «Der S. in den technischen und tektonischen Künsten» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1860—63).

Stilfser Joch (ital. Monte-Stelvio), ungenau Wormser Joch, ein nordwestlich an der hohen Ortlesgruppe befindlicher Bergrücken der Rhätischen Alpen an der tirol.-lombard. Grenze, benannt nach dem tirol. Dorf Stilfs oder Stelvio und dem Städtchen Worms oder Wormio (s. d.) in der ital. Provinz Sondrio (Veltlin), ist bekannt durch die höchste und schönste fahrbare Kunststraße (die Stelvio- oder Stilfserstraße) in den Alpen und in ganz Europa. Dieselbe wurde unter Kaiser Franz I. 1820—25 mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten angelegt und 1825—34 von Bormio bis Lecco am Comersee erweitert, zur Verbindung zunächst des Vintschgaues oder obern Etschthals in Tirol und des Veltlin oder obern Addathals in der Lombardei, wodurch eine directe Verbindung Innsbrucks mit Mailand hergestellt ist. Die Erbauung dieser Straße gereicht sowol der österr. Regierung als den dabei thätig gewesenen Ingenieuren zum höchsten Ruhme. Die Pläne sind von Donegani, der auch diejenigen für die Splügenstraße entwarf. Die Arbeiten wurden von Dominichini und Porro geleitet und von den Unternehmern Talaghini, Nolli und Polli ausgeführt. Die Straße ist überall 15½ F. breit und hat bei ihren überaus zahlreichen Windungen nur 5—7 Proc., an den schwierigsten Stellen bis 10 Proc. Steigung, sodaß sie auf ihrer ganzen, etwa 10 St. betragenden Länge im Trabe befahren werden kann. Die Straße führt von dem am Trafoibach, einem Zuflusse der Etsch, gelegenen Dorfe Stilfs (21. Nov. 1862 großentheils abgebrannt) zunächst aufwärts nach dem österr. Paß- und Mauthamt Gamagoi, wo 1860 eine große «Defensivkaserne» erbaut wurde und sich nach Osten das wilde, über 3 St. lange Suldenthal mit dem Suldengletscher und dem 5683 F. hoch gelegenen Wohnort St.-Gertrud öffnet. Dann läuft sie nach dem Dorfe Trafoi (Tres fontes) in 5200 F. Seehöhe in der Nachbarschaft großartiger Gletschergruppen. Jenseit des 1848 von den ital. Freischärlern zerstörten Posthauses Franzenshöhe (6903 F. hoch) erreicht die Straße, nachdem sie 48 Windungen gemacht, die Paßhöhe des Jochs, Passo di Stelvio, mit einem Wirthshaus und einer Grenzsäule, welche angibt, daß man sich hier in 2814 Metri, d. i. 8662 par. F. Höhe, befinde. Diese Höhe trifft man zu Anfang Aug. gewöhnlich schneefrei. Abwärts macht nun die Straße 38 Windungen (Giravolte). Der nächste wichtige Ort ist das ital. Mauth- und Zufluchtshaus (Dogana und Cantoniera) Sta.-Maria in 7813 F. Höhe in einem Bergkessel, von wo ein ziemlich steiler Sumpfpfad, früher die einzige Verbindung zwischen dem Vintschgau und Veltlin, von der Stilfserstraße rechts abgeht und nordwärts über das eigentliche Wormser Joch oder den Umbrailpaß (7732 F. hoch), nach der riesigen Felsenmasse des 9340 F. hohen Piz-Umbrail benannt, durch das Murangathal nach dem graubündner Dorfe Sta.-Maria im Münsterthal (4272 F. hoch) und weiter über Taufers nach Mals im Etschthal führt. Unterhalb der ital.

Cantoniera Sta.-Maria folgt dann die Cantaniera Al piano del Braulio (7388 F.) in dem grünen Brauliothal. Eine 2121 F. lange Reihe von Schutzgalerien, zum Theil in den Fels geſprengt, paſſirt nun die Straße abwärts durch das Wormſer Loch (ital. Dirocamento, d. h. Felſenriß) bei der 1859 von den Garibaldianern zerſtörten Cantoniera Spondalunga. Bei dem Austritt aus dem letzten Felſendurchbruch, der Galleria del Bagni, $^3/_4$ St. vor Bormio, meldet eine Tafel, daß hier 1820 der Straßenbau in der Höhe von 4710 F. begonnen wurde. Die Brücke bei Bagni-Vecchie (den Alten Bädern von Bormio) wurde 3. Juli 1859 von den Oeſterreichern im Kampfe mit den piemonteſ. Alpenjägern geſprengt. Schon 1848 zerſtörten die ital. Freiſchärler, ſoweit ſie es vermochten, die großartigen Galerien der Straße; ſpäter wurden ſie meiſtentheils wiederhergeſtellt. Die durch den Krieg von 1859 entſtandenen Beſchädigungen ſind auf der ital. Seite bereits gänzlich beſeitigt, während die öſterr. Seite mehr und mehr verfällt. Auch iſt, ſeitdem 1859 Garibaldi das Veltlin für Italien erobert, die Poſtverbindung über das Stilfſer Joch abgebrochen.

Stilicho, röm. Feldherr, wahrſcheinlich von vandaliſcher Abſtammung, diente von Jugend auf im röm. Heer, wo ſchon ſein Vater unter Kaiſer Valens gedient hatte, und erſtieg allmählich die höchſten militäriſchen Rangſtufen. Ein gleichzeitiger Dichter Claudianus (ſ. d.) verherrlicht ihn als eine Halbgöttergeſtalt, als großen Krieger und Jäger, dem Leben in Stadt und Palaſt abhold u. ſ. w. S. war auch unaufhärlich thätig zum Schutze des Reichs gegen Empörer und Barbaren. Kaiſer Theodoſius d. Gr. ſchickte ihn als Geſandten nach Perſien, vermählte ihn mit ſeiner Nichte Serena und übertrug ihm auf dem Sterbebett 17. Jan. 395 die Fürſorge für ſeine Söhne. Seitdem ſtand S. dem Kaiſer des weſtröm. Reichs, Honorius (ſ. d.), dem er nacheinander ſeine beiden Töchter Maria und Thermantia zur Ehe gab, als Vormund und Feldherr zur Seite. Dagegen gelang es ihm nicht, im oſtröm. (byzant.) Reich Einfluß zu gewinnen, obwol ſein Hauptgegner Rufinus (ſ. d.) 27. Nov. 395 ermordet wurde. Als S. 397 unaufgefordert mit einer Flotte nach dem Peloponneſus kam, um den Oſtrömern gegen den weſtgoth. König Alarich (ſ. d.) beizuſtehen, belohnte der Hof von Konſtantinopel ihn mit Undank und Mistrauen und nöthigte ihn, nach Italien zurückzukehren. 398 überwand S. den mauriſchen Fürſten Gildo, der, zum Statthalter der Provinz Afrika ernannt, ſich unabhängig zu machen verſuchte, und unterwarf das Land wieder dem weſtröm. Reiche. Als Alarich 400 in Oberitalien einfiel, rief S. die Legionen vom Rhein, aus Gallien und Britannien zurück, um das Hauptland der Monarchie zu vertheidigen. Nach zwei blutigen Schlachten bei Pollentia in Ligurien 29. März 403 und bei Verona ſah Alarich im Herbſt 403 ſich zum Rückzug nach Illyrien genöthigt. Dennoch erkaufte S. 404 durch einen Subſidienvertrag die Freundſchaft des Weſtgothenkönigs, den er wahrſcheinlich gegen das oſtröm. Reich zu gebrauchen dachte. Unmittelbar darauf drohte eine neue Gefahr, indem die Barbaren überall die durch Rückberufung der Legionen entblößte Rhein- und Alpengrenze überſchritten. Ein zahlloſer Schwarm von Vandalen, Burgundern, Sueven, Alanen u. ſ. w. wandte ſich von der obern Donau her gegen Italien 405 und richtete hier eine furchtbare Verwüſtung an. Ihr Häuptling Radagais, ein wilder Heide, gelobte Rom zu zerſtören und die Senatoren ſeinen Göttern zu opfern. Aber die uneinigen Barbaren unterlagen der Kriegskunſt S.'s. Während Radagais mit einem Theil ſeiner Horde Florenz belagerte, ward er von röm. Truppen umzingelt. Viele kamen durch das Schwert oder Hungersnoth um; die übrigen ergaben ſich und wurden als Sklaven verkauft. Der Häuptling ſelbſt ward enthauptet. Die andern Heerhaufen der Barbaren zogen ſich über die Alpen zurück. So hatte S. zum zweiten mal Italien gerettet, indem er dafür freilich (406) andere Provinzen preisgeben mußte. In Gallien, Spanien und Britannien ward ſeitdem die weſtröm. Herrſchaft niemals ganz wiederhergeſtellt; nur in einzelnen Diſtricten behaupteten ſich nach Statthalter, die zum Theil den Kaiſertitel uſurpirten. Am kaiſerl. Hofe zu Ravenna, wo der Eunuch Olympius jetzt den größten Einfluß gewann, ward man deshalb gegen S. verſtimmt. Auch gab es im Senat eine lebhafte Debatte, als Alarich die vertragsmäßige Subſidienzahlung forderte. Während Honorius das Lager von Pavia beſuchte, brach endlich daſelbſt eine Meuterei los, in der S.'s Freunde und Anhänger niedergemacht wurden. Eine zweite Heeresabtheilung in Bologna, wo S. ſelbſt befehligte, blieb vorerſt noch dem Feldherrn getreu, und die Befehlshaber forderten ihn auf, ſie gegen Pavia zu führen. Als er aber unentſchloſſen zögerte, kam es auch hier zur Meuterei. S. entfloh nach Ravenna und ſuchte Zuflucht in einer Kirche. Man gelobte ihm eidlich Sicherheit, aber als er das Aſyl verließ, wurde er 23. Aug. 408 enthauptet. Sein Sohn Eucherius hatte daſſelbe Schickſal, und ſeine Tochter, die Kaiſerin Thermantia, ward von Honorius verſtoßen. Mit S. verlor das weſtröm. Reich ſeine kräftigſte

Stilke, und die von ihm angeknüpften Verbindungen mit den Germanen lösten sich auf, sodaß Italien nunmehr schutzlos den erneuerten Angriffen Alarich's preisgegeben war. Vgl. Rosenstein in den «Forschungen zur deutschen Geschichte» (Bd. 3, Gött. 1863).

Stilke (Hermann), Historienmaler, geb. 1803 zu Berlin, begann auf der Akademie daselbst bei Kolb seine Studien und ging 1821 zu Cornelius nach Düsseldorf, unter dessen Leitung sich hauptsächlich sein bedeutendes Compositionstalent entwickelte. Im übrigen zeigte er entschieden andere Anlagen als sein Lehrer. Während ihm für sanfte Empfindungen die Darstellungskraft abging, besaß er ausgesprochene Vorliebe für den Ausdruck der männlichen Kraft, des Muthes, der weltlichen Größe. Er suchte daher auch, unterstützt von histor. Kenntnissen und reicher Costümkunde, seine Stoffe in der bewegten, wilden und prächtigen Zeit des Mittelalters, und zwar in Schlachten, feierlichen Aufzügen u. s. w. Sein erstes vollendetes großes Bild, die Krönung Ludwig's des Baiern, das er für die Arkaden des Hofgartens zu München malte, während er seinem dort thätigen Lehrer Cornelius bei der Ausführung von Fresken für die Glyptothek behülflich war, zeigt schon ganz seine eigenthümliche Richtung. 1829 ging S. nach Rom, wo er sich dem Studium der Oelmalerei widmete. Bei seiner Rückkehr nach Düsseldorf 1833 schloß er sich an Wilhelm Schadow an und schuf jetzt seine bedeutendsten Gemälde: Rinald's Abschied (1833), die Kreuzfahrer auf der Wache (1833), die Pilger in der Wüste (1834, in der Galerie Raczinsky), Kaiser Max auf der Martinswand (1835), der Abzug der letzten Kreuzfahrer aus Syrien (1839; im kölner Museum) u. a. 1842 malte er im Auftrage des Königs von Preußen die Fresken für den Rittersaal der Burg Stolzenfels, welche er 1846 vollendete. In sechs figurenreichen Bildern, welche Johann von Böhmen, Friedrich I. und II., Heinrich, Rudolf von Habsburg und Gottfried von Bouillon darstellen, symbolisirt der Künstler die Tapferkeit, die Treue, die Minne, den Gesang, die Gerechtigkeit und die Beharrlichkeit. Für den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt malte er Heinrich III. 1850 siedelte S. wieder nach Berlin über. Von hier aus malte er die Deckenfresken im dessauer Hoftheater und verschiedene Staffeleibilder, unter denen die Söhne Eduard's, Tristan und Isolde, Judith und Holofernes und als sein letztes Bild die Amazonen zu nennen sind. Er starb 22. Sept. 1860. — Seine Gattin, Hermine S., geb. 3. März 1810 in Stolberg bei Aachen, studirte bei frühzeitig geweckten und gepflegtem künstlerischem Sinne auf der düsseldorfer Akademie, wo sie größere Bilder in Oel ausführte. Dann aber ward sie durch ihre Wirksamkeit als Lehrerin und durch die Hülfeleistungen, die sie ihrem Gatten bei dessen illustrativer Thätigkeit gewährte, auf die Blumen- und Arabeskenmalerei geführt. Sie nahm unter anderm Antheil an dem Prachtwerke ihres Gatten: «Der mecklenb. Erbvergleich», in welchem sie mehrere Initialen ausführte. Nach seinem Tode wieder als Lehrerin wirkend, gab sie eine Reihe durch Schönheit und feine, sinnige Charakteristik ausgezeichnete, durch Farbendruck vervielfältigte Prachtwerke heraus, wie: «Das Jahr in Blüten und Blättern», «Hauschronik», «Die christl. Feste», «Eine Reise in Bildern», «Hauslaub» u. a.

Stilles Meer, s. Südsee.

Stilling, s. Jung (Joh. Heinrich).

Stillleben nennt man in der Malerei die Darstellung lebloser Gegenstände, wie Geräthschaften des häuslichen Gebrauchs, Gegenstände des gastronomischen Consums, todte Thiere und sonstige Küchenlieferung. Der schwache Grad von Idealität, der in diesen anspruchslosesten Dingen des Daseins liegt, würde für den Inhalt einer künstlerischen Darstellung nicht ausreichen, wenn dieser nicht unterstützt würde einerseits durch die harmonische Anordnung, durch charakteristische Zusammenstellung, welche auf den Geist des abwesenden Besitzers hinweist, andererseits durch den Reiz der Form, der Farbe und des Lichts, welcher hier als das musikalische Element der Malerei in den Vordergrund treten und seine stille Macht geltend machen darf. Diese beiden Momente also, und nicht lediglich die getreue Naturnachahmung geben den Maßstab für den künstlerischen Werth solcher Darstellungen. Die antike Malerei hat zur Zeit ihrer bereits beginnenden Abnahme, nach Alexander, in der Rhopographie (d. h. Malerei von Kleinkram), worauf für einen der namhaftesten Vertreter, Pyreikos, Rhyparographie (d. h. Schmutzmalerei) gemacht wurde, bereits eine Anbauung dieses Darstellungsgebiets aufzuweisen. In der modernen Malerei tritt das S. zuerst bei den Niederländern des 17. Jahrh. auf. Zu den ersten Pflegern gehören Willem von Aelst, Willem Kalf, C. Pierson, Pieter Roestraten u. a. Seitdem ist das S. bis auf unsere Tage häufig cultivirt worden.

Stilpon aus Megara, ein griech. Philosoph, der um 300 v. Chr. blühte und die Megarische Schule zu großem Ansehen erhob. Er ist namentlich wegen des Ernstes und der Reinheit seiner ethischen Lehre, in welcher er ein Vorläufer der Stoiker war, bei den Alten hoch geachtet. In

theoretiſcher Hinſicht ſcheint er vorzugsweiſe bemüht geweſen zu ſein, die Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Lehren zu widerlegen. Seine Schriften ſind verloren gegangen.

Stimme (vox) bezeichnet im phyſiol. Sinne den Inbegriff der Töne, welche im thieriſchen Organismus beim Durchgange eines kräftigen Luftſtroms durch den Kehlkopf willkürlich erzeugt werden. Es ſind daher Lungen, Luftröhre, Kehlkopf, Mund- und Naſenhöhle ſowie die Mitwirkung der Stimmnerven durch den Willen nothwendige Erforderniſſe zur Hervorbringung derſelben, und nur Säugethiere und Vögel mit wenigen Ausnahmen und einige Amphibien beſitzen eine S., während die von manchen andern Thieren, z. B. Grillen, hervorgebrachten Töne ſo wenig wie die beim Huſten, Schluchzen, Röcheln u. ſ. w. gehörten Geräuſche Anſpruch auf dieſe Benennung haben. Geſchaffen wird die S. in der Stimmritze, einer im Kehlkopfe durch die kleinen Stimmritzenbänder (ligamenta glottidis) gebildeten länglichen Spalte, indem dieſe Bänder von der ausgeſtoßenen Luft, wie Zungen in den ſog. Zungenpfeifen, in Schwingungen verſetzt werden. Die oberhalb des Kehlkopfes gelegenen Theile, namentlich die Mundhöhle, dienen als Schallraum und bewirken in ihrer verſchiedenen Stellung die Klangfarbe des Tons. Die Stärke des Tons wird durch die Stärke des Luftſtroms, die Höhe deſſelben durch die Länge und Spannung der Stimmbänder beſtimmt. Daher haben Frauen und Kinder mit kürzern Stimmbändern eine höhere S. als Männer. (S. Kehle.) Die S. dient theils zur (lauten) Sprache, theils zum Geſang, theils zu dem weniger als dieſe beiden artikulirten und modulirten Geſchrei. (S. Sprachorgane.) Krankhafte Affectionen des Kehlkopfs und der übrigen Stimmorgane haben auch faſt immer Veränderungen der S. zur Folge, welche dann Symptome für den Zuſtand dieſer Theile abgeben. Abweichungen von der Regelmäßigkeit der S. nennt man Stimmfehler (cacophonia oder paraphonia), gänzlichen Mangel derſelben Stimmloſigkeit (aphonia). Zu den erſtern kann man die hohe S. bei Caſtraten und Männern, deren Geſchlechtstheile überhaupt in der Entwickelung zurückgeblieben ſind ſowie die tiefe S. bei ſog. Mannweibern bei übrigens ganz geſundem Körper rechnen. Zu den Unterſuchungen des Stimmorgans dient vorzüglich der Kehlkopfſpiegel. Vgl. Müller, «Ueber die Compenſation der phyſiſchen Kräfte am menſchlichen Stimmorgane» (Berl. 1839) und die Forſchungen von Helmholtz (ſ. d.).

In der Muſik bezeichnet S. die Fähigkeit, muſikaliſche Töne hervorzubringen und zu verbinden ſowie auch die eigenthümliche Beſchaffenheit der Töne ſelbſt. Die Güte der S. beruht vorzüglich auf der Geſundheit und Kraft der Gehör- und Stimmorgane und äußert ſich durch Deutlichkeit in der Angabe des muſikaliſchen Tons, Reinheit, Leichtigkeit, Stärke, Dauer, Gleichheit, Wohlklang und Fülle der Töne. In Hinſicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der mit ihm verbundenen Stärke, Weichheit, Fülle und Klarheit nimmt man vier Hauptgattungen der S., die man auch die vier S. nennt, an, nämlich Sopran oder Discant, Alt, Tenor und Baß. Die erſte nennt man die Oberſtimme, auch Hauptſtimme, weil ſie in der Regel die Melodie hat; die letztere iſt die eigentliche Grundſtimme, auf deren Tönen die Accorde ruhen; die zwei mittlern heißen Mittelſtimmen. In der S. unterſcheidet man wieder Stimmarten oder Stimmregiſter. Sie iſt nämlich Bruſtſtimme und Kopfſtimme. Die Töne der erſtern, glaubt man, werden durch gleichmäßige Verengerung, die der letztern durch theilweiſe Verſchließung der Stimmritze hervorgebracht. Außerdem hat man das Verhältniß der vier Singſtimmen auch auf die Inſtrumentalmuſik übergetragen und ſpricht von vier S. und vom vierſtimmigen Satze ſowie von Discantſtimmen oder Discantinſtrumenten, Mittel- und Grundſtimmen. Zu den erſtern gehören die erſte Violine, die Flöte, Oboe, Clarinette, Trompete, Poſaune und das erſte Horn; zu den Mittelſtimmen die zweite Violine, die Viola, das zweite Horn, die zweite Clarinette und zweite Trompete. Die weiblichen S. ſind von Natur Discantſtimmen oder Altſtimmen; die Knabenſtimmen, dem Tone nach, gewöhnlich Altſtimmen, wenn ſie auch den Umfang des hohen Discants haben. Bei dem Uebertritt des Knaben in das Jünglingsalter verändert ſich die S. und geht aus Discant oder Alt in den Tenor oder Baß oder eine Zwiſchengattung über. Ferner nennt man auch, ohne Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe, jeden einer Singſtimme oder einem Inſtrumente übertragenen Antheil an einem Tonſtück S. oder Partie, mag nun derſelbe entweder begleiten oder Hauptſtimme ſein. Die Beſetzung der Partien durch mehrere Inſtrumente und Singſtimmen derſelben Art bewirkt den Unterſchied der Soloſtimmen und Ripienſtimmen.

Stimmritze, ſ. Kehle.

Stimmung nennt man in der Muſik das Verhältniß, welches die Töne der muſikaliſchen Inſtrumente oder Stimmen nach einem gewiſſen dabei zum Grunde gelegten Tone erhalten. Dieſe Beſtimmung nach einem feſten Normalton, Stimmton genannt, iſt nothwendig, da der Charakter der einzelnen Tonarten davon abhängt, welcher durch Erhöhung oder Erniedrigung

verändert wird, ferner weil alle Instrumente und Stimmen in Höhe und Tiefe ihre bestimmten Grenzen haben und weil namentlich dem Sänger wegen gewisser Abschnitte und Verhältnisse in seiner Stimme eine feste S. sehr wünschenswerth ist, um dieselbe mit Sicherheit bewegen zu können. Um einen solchen Normalton zu haben, bedarf man eines tönenden Körpers, dessen Ton sich so wenig als möglich verändert. Hierzu bedient man sich der Stimmgabel, eines gabelförmigen stählernen Instruments, mit dessen einer Spitze man an einen festen Körper schlägt, den Griff oder Stiel auf die angeschlagene Stelle setzt, worauf sich der Ton der Gabel, der sich stets gleich bleibt, hören läßt. Dieser ist bei einigen Gabeln das zweite gestrichene c, bei andern, und dies am häufigsten, das erste gestrichene a. Die Verschiedenheit der S. beruht zum Theil hiernach auf der Verschiedenheit der Gabeln, theils auf Herkommen und Willkür, und so gibt es keinen festen Normalton. Auch kommt es darauf an, welches Verhältniß man den Tönen gegeneinander durch Fortschreiten vom Normaltone gibt. Die verschiedene S. der Orchester betrifft gewöhnlich einen geringen Gradunterschied der Höhe und Tiefe; höchstens mag sie das Intervall eines und eines halben Tons betragen. In letzterer Zeit ist die Orchesterstimmung höher geworden, weil man die Saiteninstrumente gegen die Masse der Blasinstrumente verstärken mußte.

Stinkthier (Mephitis) ist der Name einer zu den marderartigen Fleischfressern gehörenden Säugethiergattung, die sich durch einen verlängerten, langbehaarten Körper, einen fast zweizeilig behaarten Schwanz und halbsohlengängige Füße unterscheidet, von denen die vordern mit Grabenägeln versehen sind. Die hierher gehörenden Thiere sind blos über Amerika verbreitet und besonders durch eine am After gelegene Tasche ausgezeichnet, aus welcher sie bei der Verfolgung eine außerordentlich widrig riechende und zugleich scharfe Flüssigkeit gegen ihre Feinde spritzen können. Ein einziger Tropfen dieser Flüssigkeit, welcher ins Auge kommt, kann die schlimmsten Zufälle, selbst Blindheit hervorbringen. In der Jugend eingefangen, können die S. gezähmt werden. Die Indianer essen ihr Fleisch, schneiden aber dem getödteten Thiere sogleich den Drüsenbeutel aus. Das nordamerikanische S. (M. Chinga) ist ohne den 6 Zoll langen Schwanz etwa 15 Zoll lang, schwarz und mit zwei schneeweißen, auf den Schultern zusammenfließenden und an den Seiten getrennt fortlaufenden Längsstreifen gezeichnet. Es lebt von Ratten, Eiern, Nestvögeln, jungen Hasen und besonders Fröschen und verbringt den Winter in Erdlöchern und hohlen Bäumen. Sehr ähnlich ist das mexicanische S. (M. leuconota), welches einen weißen Rücken hat. Mit demselben Namen bezeichnet man auch häufig die Stinkdachse (Mydaus) des südl. Asien, die kürzere Gestalt und mehr auf Pflanzennahrung hindeutendes Gebiß haben.

Stint (Osmerus) ist der Name einer zur Familie der Salme gehörenden Fischgattung, die sich von der Gattung Lachs (s. d.) durch die abweichende Bezahnung, achtstrahlige Kiemenhaut und ungefleckten Körper unterscheidet. Der gemeine S. oder Alander (O. Eperlanus) lebt in großer Menge in der Nord- und Ostsee, in den Haffen und Seen Norddeutschlands. Man hat mit Unrecht einen großen Seestint und einen kleinen Süßwasserstint unterscheiden wollen. Der gemeine S., der höchstens 10 Zoll lang wird, gleicht etwa den Forellen, ist mit leicht abfallenden silbersarbenen Schuppen bekleidet, oberseits grau, an den Seiten silberglänzend, am Bauche röthlich und seine ganze Oberfläche schillert in Grün und Blau. Er ist gefräßig, nährt sich von Insektenlarven, Fischbrut und Weichthieren und hat einen auffallenden widrigen Geruch. Sein Fleisch ist zwar weiß, gilt aber nicht für gesund; dennoch werden die S. in ungeheuern Mengen auf die Märkte der Seestädte gebracht, wo sie der niedern Volksklasse als Nahrung dienen.

Stipa, eine zur 3. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Grasineen gehörende Gräsergattung, welche sich durch die auffallend lange, endständige Granne der äußern Kronenspelze jeder Blüte auszeichnet. Die Aehrchen sind einblütig und in eine schmale, lange Rispe gestellt, die Kelchspelzen schmal, lang, begrannt, von gleicher Größe, die Granne der Blüten bald gerade, bald gewunden, selbst gekniet und deren untere gedreht, bei manchen Arten mit welligen Härchen auf jeder Seite besetzt, sodaß sie federförmig erscheinen. Das ist z. B. bei dem sog. Federgras, Mariengras oder Steinflachs (S. pennata L.) der Fall, welches auf dürrem Kalk- und Gipsboden in Mittel- und Süddeutschland, auch in Südeuropa wächst und wegen seiner 6—8 Zoll langen federartigen Grannen zu Bouquets namentlich für Blumenvasen im Winter benutzt wird. Dieses Gras ist, wie alle Arten der Gattung S., perennirend und steifhalmig sowie steifblätterig, taugt daher nicht zum Futter für Vieh. Die Blätter sind blaugrün und zusammengerollt. Häufiger kommt in Deutschland das Pfriemengras (S. capillata L.) vor, welches sich vom vorigen durch blos 2—4 Zoll lange, nicht behaarte, sehr spitze Grannen unterscheidet und auch vorzüglich auf dürrem Kalkboden wächst. Seine Grannen sollen den Schafen bisweilen die Magenwandung durchbohren, weshalb die Hüter

ihre Schafe nicht an Orten weiden lassen, wo dieses Gras wächst. Uebrigens sind die Schafe das einzige Vieh, welches die Stipaarten (die Blätterbüschel) frißt. Sehr schöne Arten kommen in Südeuropa und Nordafrika vor.

Stipendien (vom lat. stipendium, Sold, Löhnung, Tribut) nennt man diejenigen Gelder, welche zur Unterstützung Studirender auf eine bestimmte Zeit aus milden Stiftungen, Staats- und Stadtkassen oder Privatfonds ausgezahlt werden. Der Betrag, die Vertheilung, Zeit der Auszahlung und andere Bedingungen hängen in der Regel von den speciellen Verfügungen der Stifter ab, denen zufolge manche S. für Schüler auf höhern Bildungsanstalten, andere für Studirende (Stipendiaten) auf Universitäten und zwar entweder im allgemeinen oder mit ausdrücklicher Berücksichtigung eines besondern Fachs, dieses oder jenes Landes, Ortes, Standes, adelicher oder bürgerlicher Abkunft, häufig auch ausschließlich für Abkömmlinge aus gewissen Familien auf ein oder mehrere Jahre vertheilt werden. Außerdem gibt es auch dergleichen Unterstützungen zum Behuf einer akademischen Promotion oder zur Aufmunterung für angehende Docenten und sog. Reisestipendien, welche jungen Gelehrten oder Künstlern nach Vollendung ihrer Studien zur weitern Ausbildung im Auslande zuerkannt werden.

Stipulation war im strengen röm. Civilrecht die Anerkennung einer schon bestehenden Verbindlichkeit in der Weise, daß der Gläubiger (stipulator) gewöhnlich vor Zeugen fragte, ob der Schuldner (promissor) oder, wenn dadurch eine Bürgschaft vollzogen werden sollte, der zur Intercession Bereite die geschuldete Summe oder Sache gewähren wolle, und dieser die Frage mit entsprechenden Worten bejahte, z. B. spondesne? spondeo; Fide tua promittisne? Fide mea promitto. Es entsprang dann aus der Thatsache dieses Anerkenntnisses die actio ex stipulatu, bei welcher der Entstehungsgrund der ursprünglichen Verbindlichkeit nicht besonders erwiesen zu werden brauchte. S. gewährten auch die Möglichkeit, Forderungen aus weniger gangbaren Verträgen, für welche es an einer Klageformel fehlte, mittels hinzutretender Frage und Antwort verfolgbar zu machen. Obgleich noch heutzutage Stipuliren soviel als Bedingen bedeutet, so hat doch das gemeine Recht diesen Formalcontract, welcher mehrfachen Beschränkungen und haarspaltenden Beurtheilungen unterliegt, nicht aufgenommen, sondern dafür das freiere constitutum des prätorischen Rechts bevorzugt, wo Obligationen vom Schuldner oder Bürgen als bestehend zugestanden und diese Geständnisse darauf vom Gläubiger mit der Wirkung angenommen werden, daß ihm hieraus eine neue Klage, die actio de constituta pecunia, erwächst. Es lassen sich hierbei Neuerungen anbringen, indem z. B. größere Beträge oder andere Gegenstände statt der ursprünglich geschuldeten versprochen, bedingte Verbindlichkeiten in unbedingte verwandelt werden, was das strenge Recht dem Stipulator nicht gestattet.

Stirling, eine Grafschaft Südschottlands, zählt (mit einer Enclave in Clackmannan) auf 23,8 Q.-M. 91926 E. (1861). Das Land ist etwa zum dritten Theile gebirgig und erhebt sich im Ben-Lomond bis zu 3192 F. Die Gewässer gehen theils in die Nordsee, theils in den Atlantischen Ocean. Dorthin strömt vom Ben-Lomond her der Forth, der die Nord- und Nordostgrenze bildet, und der Carron, beide in den Forthbusen; hierher der Endrick in den Loch-Lommond, den schönsten und größten See Schottlands, der die Westgrenze gegen Dumbarton bildet, von den herrlichsten Gebirgsscenerien umgeben und überaus fischreich ist. Den Südosten durchschneidet der Forth-Clydekanal. Unter den zahlreichen Seen ist auch der romantische Loch-Katrine mit dem dabei befindlichen Felsenpaß Trossachs zu erwähnen. Die Ebenen und Thäler sind überaus fruchtbar und gut angebaut, namentlich längs des Forth; doch fehlt es auch nicht an Sümpfen. An Mineralien ist S. eine der reichsten Grafschaften Schottlands, namentlich an Steinkohlen und Eisen, deren Ausbeutung und Verbrauch in großartigen Gruben- und Eisenwerken, verbunden mit Woll-, Baumwoll- und Leinweberei, die Hauptzweige der Industrie bilden. Daneben wird Ackerbau und Viehzucht betrieben, besonders auch vortreffliche Viehmästung. Hauptstadt ist der Borough S., in alter Zeit Strywelin genannt, mit Edinburgh sowie mit Perth und Glasgow durch Eisenbahnen verbunden, rechts am Forth, am Abhange eines Bergs erbaut, auf dessen hohem Westrande ein altes festes Schloß steht. Der Ort zählt 13707 E. Die von den merkwürdigen Krümmungen des Forth durchflossene Ebene um S., die Carse, ist als die fruchtbarste Gegend ganz Schottlands berühmt. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt ragen hervor die zweigetheilte goth. Greyfriars' Kirche inmitten eines schönen Kirchhofs, auf dem sich ein Monument des Reformators John Knox befindet, das Drummond'sche Museum für landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe, sowie das auf steilem Fels gelegene, aus einem Conglomerat verschiedener Paläste und Kasernen bestehende alte Schloß, welches größtentheils zur Zeit Jakob's V. erbaut wurde. S. hat freundliche, saubere, aber wegen

der Lage an einem Berge meiſt abſchüſſige Straßen, neun größtentheils neue Kirchen und ein Lyceum. Die Bevölkerung fabricirt Baumwoll- und Wollwaaren, beſonders Teppiche, und treibt bedeutenden Handel. In der Nähe liegen am Forth die Ruinen der 1147 von David I. gegründeten Abtei Cambuthkenneth mit dem Grabe Jakob's III. und 1 M. weiter ſüdlich das berühmte Schlachtfeld von Bannockburn, wo am 24. Juni 1314 Robert Bruce mit 30000 Schotten 100000 Engländer ſchlug.

Stirn (frons), bezeichnet den obern Theil des menſchlichen Antlitzes, welcher über den Augenbrauen und der Naſenwurzel liegt, oben vom Haar, ſeitlich von den Schläfen begrenzt wird. Gebildet wird die S. durch einen breiten, gewölbten Knochen, das Stirnbein (os frontis), welches mit den benachbarten Geſichts- und Schädelknochen durch Nähte feſt verbunden iſt und von der Geſichtshaut, unter ihr von den den Schädel äußerlich überziehenden ſehnigen Häuten, der Schädelhaube und der Schädelknochenhaut, überzogen wird. Ein Paar kleine, flache Muskeln liegen vorn über den Augenbrauen, die das Runzeln der Stirnhaut beſorgen. Quer über die S. verläuft eine ſtarke Blutader. Der Hauptnerv der Stirngegend tritt durch ein kleines Loch am innern, obern Rande der Augenhöhle aus letzterer hervor. In der Jugend beſteht das Stirnbein aus zwei ſeitlichen Knochen, welche in der Mittellinie zuſammenſtehen und erſt in der Zeit feſt verwachſen, in welcher das Längswachsthum des Körpers ſein Ende erreicht. Ebenſo bleiben die oberhalb des Stirnbeins gelegenen Scheitelbeine voneinander ſowie von dem Stirnbein getrennt, ſodaß da, wo die Knochen zuſammenſtoßen, in der Mitte über der S., beim Säugling eine häutige Lücke beſteht, die vordere Fontanelle. Die definitive Form, welche die S. endlich annimmt, wird bedingt zum Theil von der Maſſe und der Geſtalt des geſammten Schädelinhalts, alſo beim Geſunden vom Gehirn, zum Theil aber auch von der Zeit, zu welcher die Schädelknochen miteinander verwachſen. Verwachſen die Stirn- und Scheitelbeine frühzeitig, ſo halten ſie nicht mehr mit dem Wachsthum des Gehirns Schritt und die S. bleibt flach und niedrig, während ſich andere Theile des Schädels um ſo ſtärker ausdehnen können. Erfolgt dagegen die Verknöcherung der hintern Schädelnähte zeitig, ſo kann ſich die S. ſehr ſtark entwickeln. Unter den normalen Verhältniſſen entwickelt ſich aber die S. dem Gehirn entſprechend, und daher kann eine hohe, breite S. im allgemeinen als Zeichen großer geiſtiger Begabung gelten, um ſo mehr, als die vordere Hälfte des Gehirns der Sitz des geiſtigen Vermögens iſt. Deshalb gilt eine ſtark nach vorn hervortretende S. (eine ſtarke Entwickelung des Vorderhirns), welche zugleich ein ſcheinbares Zurücktreten des Geſichts, daher einen rechtwinkeligen Geſichtswinkel nach Camper bewirkt, im allgemeinen mit einem gewiſſen (aber beſchränkten) Rechte als ein Zeichen großer geiſtiger Begabung. Dieſe Geſtaltung findet ſich z. B. bei den Köpfen von Schiller, Napoleon, Goethe u. ſ. w., bei der kaukaſiſchen Raſſe überhaupt, und wurde von den griech. Künſtlern dem Kopfe des Olympiſchen Zeus verliehen. Dagegen zeigt, wenn auch gleichfalls nicht regelmäßig, ſondern mit Einſchränkung, eine ſchräg nach hinten zurücktretende oder gleich von den Augenbrauen an ſich abflachende S. auf einen Mangel höherer geiſtiger Gaben hin, und dieſe Bildung findet ſich in der That bei den Thieren, beim Affen, beim Neger, bei dem hirnarmen Cretin. Eine hohe S. iſt mehr dem männlichen, eine niedere mehr dem weiblichen Geſchlecht eigen. Eine ſchmale, von den Schläfen her zuſammengedrückte S. (wie die meiſten Engländer haben) ſoll einen praktiſchen Verſtand anzeigen, hingegen eine breite, nach den Schläfen hinaus ſich wölbende mehr Phantaſie verrathen. Stirnhöhlen (sinus frontales) heißen die von der Naſenhöhle aus ſich in das Stirnbein (zwiſchen den Augenbranen) mehr oder weniger tief hinein fortſetzenden lufthaltigen Höhlungen. Sie liegen zwiſchen der äußern und innern Knochentafel des Stirnbeins und ſind bald ausgedehnt, bald klein, daher ſie die Anwendung phrenologiſcher Sätze auf dieſe Gegend ſehr mislich machen. In ſie gelangen in ſehr ſeltenen Fällen fremde Körper, z. B. Schnupftaback, lebende Thiere, oder es pflanzen ſich benachbarte Krankheiten, beſonders Naſenkatarrhe (Schnupfen) dahinein und verurſachen eigenthümlichen Stirnkopfſchmerz in der Mitte des Vorderkopfs. Eine andere Art Stirnſchmerz hat ihren Sitz in den obenerwähnten Stirnnerven, iſt daher einſeitig, auf eine Stirnhälfte beſchränkt (Migräne) und hat oft den periodiſchen Charakter der Neuralgien (ſ. d.).

Stirner (Max), eigentlich Kaspar Schmidt, philoſ. Schriftſteller, geb. zu Baireuth 25. Oct. 1806, kam mit ſeinem Stiefvater nach Kulm in Weſtpreußen, wurde aber in ſeinem 13. J. wieder nach ſeiner Geburtsſtadt auf das Gymnaſium geſandt. Nachdem er zu Berlin, Erlangen und Königsberg erſt Theologie, dann Philologie ſtudirt, war er einige Zeit als Gymnaſiallehrer zu Berlin thätig. Hierauf ertheilte er daſelbſt Unterricht an einer höhern Töchterſchule. Später zog er ſich ganz von ſeinem Lehrberufe zurück, um ſeinen Studien zu leben. Durch

den Verluſt ſeines Vermögens ſah er ſich jedoch gezwungen, ſich mit literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen. Er ſtarb in dürftigen Verhältniſſen zu Berlin 26. Juni 1856. S.'s Ruf gründet ſich auf die Schrift «Der Einzige und ſein Eigenthum» (Lpz. 1845), welche er unter dem Pſeudonym Max Stirner herausgab und die als das Aeußerſte gelten kann, was der philoſ. Radicalismus jener Epoche an kühner und geiſtreicher Negation hervorgebracht hat. Nachdem L. A. Feuerbach an die Stelle der Theologie die Ethik geſetzt, verſuchte S. in jenem Werke an die Stelle der kategoriſchen Imperative des abſoluten Menſchenthums die Souveränetät und Autonomie des Ich zu ſetzen. Aber nicht das allgemeine Ich Fichte's, das jeder ſein kann, ſondern nur dieſes «einzige» Ich, als welches ich mich entwickle und bethätige, nicht der Menſch, ſondern der beſtimmte Menſch iſt für S. das Abſolute. Als dieſes abſolut Einzige und Einzelne lebe ich, nicht um gewiſſe mir zudictirte Ideen zu realiſiren, nicht einem fremden Berufe, ſondern ich lebe, wie die Blume des Feldes, mir ſelbſt, und mein Verkehr mit der Welt iſt nichts anderes als nur mein Selbſtgenuß. Mein ganzes Weſen und mein Daſein iſt, mit einem Worte, die «Eigenheit». Frei bin ich nur, inſofern ich etwas los bin, Eigner meiner ſelbſt aber bin ich, inſofern ich mich in meiner Macht habe, indem ich meiner mächtig bin. Macht, das bin ich alſo ſelbſt; ich bin der Mächtige und der Eigner der Macht. Der Egoismus S.'s ſoll indeſſen keineswegs die Sinnlichkeit ſein, denn dieſe Sinnlichkeit iſt nicht meine ganze Eigenheit. Mein eigen bin ich erſt, wenn nicht die Sinnlichkeit, aber auch kein anderer, ſondern ich ſelbſt mich in der Gewalt habe. Ich kenne folgerecht auch kein Gebot der Liebe, aber ich liebe die Menſchen, weil mir das Lieben natürlich iſt, weil es mir gefällt. S. ſucht die Verlegenheiten nachzuweiſen, in welche wir durch unſere Moral- und Rechtsprincipien zueinander gerathen, und will dieſe Widerſprüche und Conflicte durch die Geltendmachung ſeines Ichprincips leicht und gründlich löſen. Sein philoſ. Egoismus ging offenbar einerſeits aus der Negation gegen jene ſpeculative Richtung hervor, welche das Einzelne in der Gattung, die Exiſtenz in dem Weſen zu verflüchtigen droht, andererſeits aus der Reaction gegen den Communismus und Socialismus, welche die geſellſchaftliche Freiheit auf Koſten der Einzelfreiheit herzuſtellen trachten. Von S.'s übrigen Schriften ſind noch zu nennen: Die Ueberſetzungen von Say's «Lehrbuch der praktiſchen polit. Oekonomie» (4 Bde., Lpz. 1845—46) und Smith's «Unterſuchungen über den Nationalreichthum» (2 Bde., Lpz. 1846). Auch ſchrieb er außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitungen und Zeitſchriften eine «Geſchichte der Reaction» (2 Thle., Berl. 1852).

Stoa hieß bei den Griechen jede Säulenhalle (lat. porticus), wie ſolche in faſt allen griech. Städten, beſonders an den Märkten, für Spaziergänge, geſellige Unterhaltung, Gerichtsverhandlungen und ähnliche Zwecke errichtet waren. Unter den zahlreichen derartigen Hallen Athens war die berühmteſte die ſog. Bunte Halle (Poikile stoa) an der Nordſeite des Marktes, von welcher die Anhänger des Philoſophen Zeno (ſ. d.), der darin ſeine Lehrvorträge zu halten pflegte, Stoiker, ihre Lehre die ſtoiſche oder der Stoicismus (ſ. d.) genannt wurden.

Stobäus (Johannes), aus Stobi in Macedonien, lebte wahrſcheinlich im 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. und machte für ſeinen Sohn Septimius Auszüge aus mehr als 500 griech. Dichtern und Proſaikern, die für die Geſchichte der alten Literatur von großer Bedeutung ſind. Dieſes Werk wurde ſchon frühzeitig in zwei Theile getrennt, von denen der eine den Titel «Anthologion» (lat. «Florilegium»), d. i. Blumenleſe, oder auch «Sermones», der andere den Titel «Eclogae physicae et ethicae», in zwei Büchern, erhielt. Das «Florilegium» iſt am beſten von Gaisford (4 Bde., Oxf. 1822; verbeſſerter Abdruck durch W. Dindorf, 4 Bde., Lpz. 1823) und von Meineke (4 Bde., Lpz. 1855—57), die «Eclogae» von Gaisford (2 Bde., Oxf. 1850) und von Meineke (2 Bde., Lpz. 1860—62) herausgegeben.

Stöber (Daniel Ehrenfried), deutſcher Dichter, beſonders aber verdient um Aufrechterhaltung deutſchen Weſens und deutſcher Sitte im Elſaß, geb. 9. März 1779 zu Strasburg, erhielt ſeine Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich dann bei ſeinem Vater dem Berufe eines Notars, beſuchte aber daneben die Vorleſungen der Univerſität. Später ſetzte er ſeine juriſt. Studien zu Erlangen fort, erlangte 1806 in ſeiner Vaterſtadt die Würde eines Licentiaten der Rechte und 1821 die Advocatur. Er ſtarb 28. Dec. 1835. In Deutſchland iſt S. beſonders als lyriſcher Dichter bekannt geworden. Außer ſeinen «Gedichten» (3. Aufl., Stuttg. 1821) erſchien auch eine Sammlung ſeiner kleinern proſaiſchen Schriften (4 Bde., Strasb. 1835—36). Von ſeinen übrigen Werken iſt beſonders «Das Leben Oberlin's» (Strasb. 1831) hervorzuheben; auch gab er im vaterländiſchen Intereſſe das «Elſaſſiſche Taſchenbuch» (1806 fg.) und die Zeitſchrift «Alſa» (1816 fg.) heraus. — **Auguſt** S., älteſter Sohn des vorigen, geb. zu Strasburg 9. Juli 1808, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt

und widmete sich auf der dortigen Akademie theol. Studien, die er 1833 beendete. Nachdem er hierauf mehrere Jahre als Privatlehrer in Oberbronn gelebt, wirkte er seit 1838 als Rector der obern Mädchenschule und Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Collegium in Buchsweiler, bis er im Oct. 1841 zum Professor am Collegium zu Mühlhausen ernannt wurde. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen waren namentlich auf die Sitten und Sagen wie überhaupt die Volksthümlichkeit der Elsasser gerichtet. Vieles zur Kenntniß seiner Heimat legte er in den von ihm herausgegebenen periodischen Schriften «Erwinia» (Strasb. 1838—39), «Elsassische Neujahrsblätter» (1843—48) und «Alsatia» (1850 fg.) nieder; als sein Hauptwerk sind jedoch «Die Sagen des Elsaß» (St.-Gallen 1852) zu betrachten. Ein elsassisches Idiotikon, von dem 1846 eine Probe erschien, ist in Aussicht gestellt. Sonst sind außer den «Gedichten» (Strasb. 1842; 2. Aufl., Mühlhaus. 1867) noch zu erwähnen: «Alsabilder» (Strasb. 1836); «Elsassisches Sagenbuch» (Strasb. 1842); «Elsassisches Volksbüchlein» (Strasb. 1842) u. s. w. Auch lieferte S. mehrere brauchbare Lehrbücher für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur. — Adolf S., Bruder des vorigen, geb. zu Strasburg 7. Juli 1810, studirte Theologie in seiner Vaterstadt, ging 1832 als Erzieher der Söhne des Präfecten Ser6 nach Metz, 1837 als Pfarrvicar nach Mietesheim und wurde 1839 Religionslehrer am Collegium und der Gemeindeschule zu Mühlhausen, wo er 1840 als Pfarrer und seit 1860 auch als Präsident des reform. Consistoriums wirkt. Wie sein älterer Bruder vielfach um sein Heimatland verdient, machte er sich durch seine «Gedichte» (Hannov. 1846), «Reisebilder aus der Schweiz» (2 Bde., St.-Gallen 1850 und 1857) und «Reformatorenbilder» (Bas. 1860) als Dichter bekannt. Auch erschien von ihm, außer einzelnen Predigten: «Evang. Abwehr kath. Angriffe» (Strasb. 1859) und «Ist die Kindertaufe schrift- und rechtmäßig?» (Bas. 1864).

Stöchiometrie, s. Chemie.

Stockerau, ein Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Bezirks in Niederösterreich, an einem Arm der Donau gelegen und durch eine 3 M. lange Flügelbahn mit Wien verbunden, hat eine Pfarrkirche, St.-Stephan, mit hohem, zierlichem Thurme, das große Gebäude der kaiserl. militärischen Montourhauptcommission, eine Haupt- und Unterrealschule, ein Bürgerhospital, ein Armen- und ein Krankenhaus und zählt (Oct. 1857, ohne Militär) 4319 E., deren Hauptbeschäftigungen Feldbau, städtische Gewerbe, mehrere Fabriken und Handel bilden; letztern fördern namentlich die großen und sehr besuchten Getreidemärkte. Dem Marktflecken gehört auch das Schloß Freisegg, einst ein eigener Edelsitz.

Stockfisch, s. Kabeljau.

Stockfleth (Nils Joach. Christian Vibe), Apostel der Lappländer in Norwegen, geb. 11. Jan. 1787 in Frederikstad, besuchte die Schule zu Christiansand und studirte seit 1803 zu Kopenhagen die Rechte, obschon er sich mehr zur Theologie hingezogen fühlte. Nach hartem Kampfe mit der äußersten Dürftigkeit, schon im Begriff, das Tischlerhandwerk zu erlernen, erhielt er 1809 eine Anstellung als Lieutenant in einem schlesw. Infanterieregimente und wohnte als solcher dem für Dänemark ungünstigen Feldzuge von 1813 bei. Nach der Trennung Norwegens von Dänemark nahm er 1814 als Hauptmann den Abschied und trat als Offizier in norweg. Dienste. 1820 übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Pastor Christie in Slidre, und nun erwachte bei ihm von neuem die frühere Neigung zur Theologie. Er ging 1823 nach Christiania, legte hier Weihnachten 1824 sein theol. Examen ab und wurde sofort als Pastor nach Vadsö in Ostfinmarken berufen, wohin er 1825 abreiste, nachdem er sich mit einer Tochter des Pastors Christie verheirathet, die ihn späterhin gewöhnlich auf seinen Reisen begleitete. S. fand bald, daß es den Lappen an genügenden Religionsbüchern fehlte, und richtete deshalb sein Bestreben auf die Einführung einer lappischen Schriftsprache, wozu genaue Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen des Volks nothwendig war. Insbesondere galt es ihm, mit den Gebirgslappen, die den reinsten Dialekt bewahrt, in Berührung zu kommen, und er ließ sich deshalb, ohne Rücksicht auf Gehaltseinbuße, von Vadsö nach Lebesby (ebenfalls in Ostfinmarken) versetzen. Nachdem er hier seine Plane auf Veredlung der lappischen Nation vorbereitet, reiste er 1831 in Begleitung dreier Lappländer nach Christiania, von da nach Kopenhagen, wo er fünf Monate lang die Bibliotheken benutzte und besonders mit dem Sprachforscher Rask verkehrte, diesen auch bei Ausarbeitung von dessen lappischer Grammatik unterstützte. Darauf hielt er in Christiania Vorlesungen über die lappische Sprache und Mythologie und kehrte 1833 nach Finmarken zurück. Um weiter dem Studium der finn. Sprache obzuliegen, wurde er 1839 seines Predigeramts enthoben und erhielt vom norweg. Storthing die erforderlichen Mittel zu ausgedehnten Reisen durch Norwegen, Schweden und Finland sowie auch zur Veröffentlichung seiner Schriften. Noch

zweimal kehrte er nach Finnmarken zurück, um daselbst bei den Lappen das Kirchen- und Schulwesen zu ordnen und zugleich religiöse Irrungen beizulegen. Krank und fast gänzlich gelähmt, wandte er sich nach der letzten Reise nach Sandefjord, wo er die Bäder benutzte, und starb auch daselbst 26. April 1866. Von seinen Schriften, die seinen verdienstlichen Bestrebungen gewidmet, sind zu nennen: eine Fibel (1837), eine lappische Grammatik (1839), eine biblische Geschichte, ein Andachtsbuch für das Volk (1840), die Uebersetzungen des Neuen Testaments (1850), von Luther's Passionspredigten, von David's Psalmen, von Luther's Postille (1857) ins Lappische. Auch schrieb er mehrere lappisch-norweg. Wörterbücher. Außerdem veröffentlichte S. in norweg. (dän.) Sprache: Beiträge zur Kenntniß der Lappen im Königreiche Norwegen sowie Beiträge zur Kenntniß der Quäner (Finnen; 1848), Beiträge zur Kenntniß der lappischen Sprachverhältnisse in den Aemtern Finmarken und Nordland (1851). Sein letztes Werk, enthaltend seine vollständige Biographie und werthvolle Aufklärungen über Finnmarken und die dortigen Lappen, war das «Tagebuch über meine Missionsreisen in Finnmarken» (1860).

Stöckhardt (Ernst Theodor), verdienter deutscher Lehrer der Landwirthschaft, geb. 4. Jan. 1816 zu Bautzen, erhielt seine Bildung im väterlichen Hause und auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt. Er beabsichtigte anfangs, sich dem Studium der Theologie zu widmen, ging aber aus Rücksichten auf seine Gesundheit bald zur Landwirthschaft über. Nachdem er seine theoretische und praktische Ausbildung vollendet, war er als landwirthschaftlicher Verwaltungsbeamter auf verschiedenen Rittergütern thätig, bis er das Rittergut Brösa pachtete. Hier errichtete er eine landwirthschaftliche Lehranstalt, die sich bald eines bedeutenden Besuchs erfreute. Gleichzeitig wirkte er lebhaft für die Entwickelung des landwirthschaftlichen Vereinswesens in der Oberlausitz und betheiligte sich an dem «Land- und forstwirthschaftlichen Wochenblatt des sächs. Markgrafthums Oberlausitz». 1849 von der sächs. Regierung zum Commissionsmitglied für die Revision der Grundsteuer im sächs. Erzgebirge ernannt, verfaßte er den «Gutachtlichen Bericht» (Dresd. 1850) über die Thätigkeit dieser Commission. 1850 ging S. als Professor der landwirthschaftlichen Disciplinen an die höhere Gewerbeschule nach Chemnitz, in welcher Stellung er verblieb, bis er 1861 einem Rufe als Professor und Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt nach Jena folgte. Er suchte den Unterrichtsgang an dieser Anstalt sowie die Lehrmittel gemäß den Anforderungen der Hochschule und überhaupt der Neuzeit zu gestalten. 1862 übernahm er gleichzeitig die Direction der Karl-Friedrichs-Ackerbauschule in Zweetzen, die er wesentlich erweiterte, und für die er einen völlig veränderten Lehrplan entwarf. Neben seiner amtlichen Stellung entwickelt S. auch als Vorsitzender der landwirthschaftlichen Centralstelle, der Thüringer Wanderversammlung, als ökonomischer Beirath der schwarzb.-rudolstädt. Regierung u. s. w. eine einflußreiche Thätigkeit. Von seinen literarischen Arbeiten sind hervorzuheben die Beiträge zu der von ihm 1855—66 redigirten «Zeitschrift für deutsche Landwirthschaft», die im «Amtsblatt für die landwirthschaftlichen Vereine des Königreichs Sachsen», in der «Landwirthschaftlichen Zeitung für Thüringen» u. s. w. Ueberdies veröffentlichte er «Bemerkungen über das landwirthschaftliche Unterrichtswesen» (Chemnitz 1851), «Die Drainage» (Lpz. 1852) und «Der angehende Pachter» (mit A. Stöckhardt, Braunschw. 1859). Letztere Schrift ist bereits mehrfach in fremde Sprachen übersetzt worden.

Stöckhardt (Jul. Adolf), ausgezeichneter Chemiker, geb. 4. Jan. 1809 zu Röhrsdorf bei Meißen, wo sein Vater Pastor war, widmete sich der Pharmacie in der Apotheke zu Liebenwerda und machte seine Studien zu Berlin. Von einer Reise nach England und Frankreich zurückgekehrt, arbeitete er im Struve'schen Laboratorium zu Dresden und erhielt 1838 die Stelle eines Lehrers der Naturwissenschaften im Blochmann'schen Institut zu Dresden, die er 1839 mit der eines Lehrers der Chemie und Physik an der Gewerbschule in Chemnitz vertauschte. Hier wirkte er bis 1847, wo er als Professor der Agriculturchemie an die Akademie für Forst- und Landwirthe nach Tharand berufen wurde. Schon zu Chemnitz hatte sich S. um die gewerbliche Chemie, vorzüglich um die Bereitung der Farben Verdienste erworben, auch nebenbei seit 1839 als Apothekenrevisor für den einen Theil der sächs. Apotheken erfolgreich gewirkt. Zu Tharand fand er nun Gelegenheit, seine Thätigkeit und sein Talent nach einer andern Seite hin zu entfalten. Nächst Liebig erwarb sich S. die größten Verdienste um die Agriculturchemie, nicht sowol dadurch, daß er selbst Forschungen und Entdeckungen machte, als vielmehr, daß er die Agriculturchemie popularisirte und in gewisser Hinsicht selbst zum Gemeingut der bäuerlichen Landwirthe machte. Es geschah dieses durch Schriften, die große Verbreitung erlangten, wie die «Schule der Chemie» (15. Aufl., Braunschw. 1868), «Chem. Feldpredigten für deutsche Landwirthe» (2 Thle., 4. Aufl., Lpz. 1857), «Guanobüchlein» (4. Aufl., Lpz. 1856) und

«Zeitschrift für deutsche Landwirthschaft», die er seit 1840 mit Schober herausgab. Zugleich wirkte er aber auch höchst erfolgreich durch das lebendige Wort, indem er im Lande herumzog und bei den landwirthschaftlichen Vereinen und den alljährlichen Versammlungen der Forst- und Landwirthe freie, von Experimenten begleitete Vorträge über die wichtigsten Lehren der Agriculturchemie, besonders das Düngerwesen und den Guano, hielt. Von seinen frühern Schriften sind besonders die «Untersuchung der zwickauer Steinkohlen» (Chemnitz 1840) und «Ueber Farben und Giftfarben» (2. Aufl., Lpz. 1841) hervorzuheben. Seit 1855 gibt er, als eine Fortsetzung der «Chem. Feldpredigten», eine selbständige agriculturchem. Zeitschrift unter dem Titel «Der chem. Ackersmann» (Lpz.) heraus. S.'s Verdienste wurden unter anderm von der sächs. Regierung durch seine Ernennung zum Hofrath anerkannt.

Stockholm, die Haupt- und Residenzstadt Schwedens und Sitz der höchsten Behörden, im mittlern Theile des Landes, in prächtiger Lage am Ausflusse des Mälarsees in einen inselreichen Busen der Ostsee (hier Salzsee genannt) gelegen, besteht wesentlich aus drei Haupttheilen: der eigentlichen Stadt, den nördl. Vorstädten und der Südvorstadt. 1) die eigentliche Stadt (Staden), auf einer kleinen Insel zwischen dem Mälar und der Ostsee, der älteste, von Birger Jarl 1255 gegründete Stadttheil, hat nur beschränkte Plätze, enge, unregelmäßige Straßen, aber durchweg massive und hohe Häuser. An der Nordseite der Insel erhebt sich auf einer Anhöhe das nach Zerstörung des alten durch Brand 1697—1754 von den beiden Tessin, Härleman und Cronstedt in ital. Stil erbaute königl. Schloß, an dessen südöstl. Seite die Statue Gustav's III. von Sergell steht. An dem mit einem Obelisk gezierten Schloßplatze liegt der Palast des Oberstatthalters und die Hauptkirche der Stadt, die große Nikolaikirche. Außerdem sind in diesem Stadttheile noch hervorzuheben die Börse am sog. Großen Markte, die deutsche, finn. und franz. Kirche, die Synagoge, die Bank, die Privatbank, das Zoll-(Pack-)Haus, das Eisencontor, die Post, das Kanzleihaus, der von dem Rathhause und dem Ritterhause umgebene, mit der Statue Gustav I. Wasa's gezierte Ritterhausplatz u. s. w. An der Westseite des Ritterhausplatzes führt eine Brücke, unter welcher die Eisenbahn weggeht, hinüber nach dem kleinen Felseneilande Riddarholm (Ritterinsel), auf welchem sich die Statue Birger Jarl's von Fogelberg, die Ritterholmskirche (das schwed. Pantheon mit den Begräbnissen der Könige), das neue Haus der Repräsentanten, das Gymnasium, das schwed. Hofgericht, die Freimaurerloge und andere öffentliche Gebäude sowie die große Buchdruckerei von Norstedt und Söhne befinden. Auch liegen hier der Hafen für die Mälardampfschiffe und eine Schwimmschule. 2) Die nördl. Vorstädte umfassen wieder fünf verschiedene Stadttheile: a) Norrmalm oder Nordvorstadt, der schönste Theil S.s, mit schönen Plätzen, geraden Straßen und zahlreichen palastartigen Häusern, wird mit der eigentlichen Stadt an der Nordseite des Schlosses verbunden durch die granitne, 380 F. lange und 64 F. breite Nordbrücke, welche über zwei Mälararme und die dazwischenliegende kleine, den königl. Marstall und den Park (Strömparterr) enthaltende Heiligengeistinsel zunächst auf den schönen, mit der Reiterstatue Gustav II. Adolf's gezierten Gustav-Adolf-Platz führt. Auf diesem Platze befindet sich das königl. Theater, der Palast des Erbprinzen, das Hotel Rydberg und andere Paläste. Unweit dieses Platzes liegt der große, von Lindenalleen umgebene, an der Südseite eine herrliche Aussicht auf Schloß und Hafen gewährende Platz Karl's XIII., mit der Statue dieses Königs, der Jakobskirche, dem Landvermessungscontor, dem Witwenhaus, dem kleinern königl. Theater und andern ansehnlichen Gebäuden. Eine kurze Straße an der Ostseite verbindet diesen Platz mit dem schönen Berzeliuspark, seit 1838 durch Verschüttung dem Meere abgewonnen und mit der Statue des berühmten Chemikers geziert. Unweit desselben befindet sich der große, als Promenade benutzte Hopfengarten (Humlegården) mit schattigen Alleen und Sommertheater. Außerdem liegen noch auf Norrmalm, dem eigentlichen Sitze der Aristokratie, die Clara-, Adolf-Fredriks- und die Johanniskirche, das Gebäude der Akademie der Wissenschaften mit reichen Sammlungen, das Observatorium, das Technologische Institut, die Gewerbeschule, die Akademie der freien Künste, die Malerakademie, das Gaswerk u. s. w. b) Blasiiholm, an der Südseite mit Norrmalm zusammenhängend, hat an seinem äußersten Ende das neue Nationalmuseum (eröffnet 1866) mit seinen Kunstschätzen. c) Skeppsholm (Schifferinsel), verbunden mit Blasiiholm durch eine 1861 erbaute, 550 F. lange Eisenbrücke, enthält die neue Karl-Johannskirche, Kasernen für Bootsmänner und die Anstalten für die kleine Flotte. Die Insel ist, gleich dem Felseneilande Kastellholm (mit Kastell und Salutbatterie), parkartig bepflanzt und wird als Promenade benutzt. d) Ladugårdslandet, im Osten von Norrmalm, hat große Kasernen für die Garnison S.s, eine Kirche, ein Theater, das Forstinstitut u. s. w. und stößt im Norden an eine Ebene, die als Exercirfeld benutzt wird. Am Südostende führt eine Eisenbrücke nach dem Thiergarten

(Djurgärden) hinüber, deſſen Südweſtſeite einen eigenen, aber nur unanſehnliche Häuſer enthaltenden Stadttheil bildet. Der Thiergarten iſt ein $^3/_4$ M. langer ſchöner Park, der ein Sommertheater, einen Circus, einen Concertſaal, Wirthshäuſer, Kaffeehäuſer, Luſtorte und zahlreiche Landhäuſer umfaßt und als der beſuchteſte Luſtart der Stockholmer gilt. Auf einer Anhöhe mit herrlicher Ausſicht liegt die vom Bildhauer Byſtröm aufgeführte Villa, jetzt ein dem Publikum zugängliches Kunſtmuſeum, und das van Karl Johann erbaute königl. Landſchloß Raſendal, in deſſen Nähe der Gartenverein ſeine Anlagen und Orangerien hat. Auf einem von Eichen beſchatteten Platze iſt die Büſte Bellman's, des Sängers des Thiergartens, aufgeſtellt, und der Geburtstag (26. Juli) dieſes ſchwed. Anakreon iſt ein wahres Volksfeſt geworden. c) Kungsholm (Königsinſel), im Weſten von Norrmalm, davon getrennt durch einen Mälararm, über den zwei Brücken führen, enthält das Karoliniſche Inſtitut (eine chirurgiſche Akademie), das Seraphinenlazareth, das Garniſonskrankenhaus, das Curhaus, das Entbindungshaus, das Krankenhaus für Unheilbare, das Irrenhaus Conradsberg u. ſ. w., ſowie mehrere Fabriksanlagen, darunter die großartige Baumwoll- und Damaſtweberei Carlsvik, eine Eiſengießerei und mechan. Werkſtatt, eine Ofenfabrik, Gerbereien, eine Dampfmühle mit Bäckerei. 3) Die Südvorſtadt (Södermalm), der größte und unebenſte Stadttheil, erhebt ſich an der Nordſeite ſteil und ſchroff längs dem Mälar und der Oſtſee, ſodaß von dort nur zwei fahrbare Straßen und überdies Treppen hineinführen. Von der Felſenhöhe Moſebacke (auf der ein Vergnügungsgarten und ein Theater liegt), beſſer noch von der hier befindlichen Navigationsſchule oder von dem hohen Thurme der Katharinenkirche, auch weiter weſtlich von der Höhe am Mälarufer aus eröffnet ſich dem Auge ein prachtvolles Panorama, das die Inſelſtadt mit ihren Seekanälen und einen Wald von Maſten umfaßt, da die Schiffe ſowol von Oſten als von Weſten aus- und einlaufen und dicht an der Stadt beilegen. Auch dem zur See Ankommenden, von der Oſtſeite wie von der Seite des Mälarſees her, bietet dieſe Waſſerſtadt einen überraſchenden, in ſeiner Art einzigen Anblick dar. Vom Lande her iſt dagegen die Stadt von Wäldern und Bergen, die ſich bis dicht an ihre Thore (hier «Zölle») heranziehen, beinahe verdeckt. Der ehemalige Stolz der Südvorſtadt, die Eiſenwage, beſteht nicht mehr, ſondern iſt in die frühere Werfte des Thiergartens verlegt worden. Es geſchah dies, um den Raum für eine Eiſenbahn zur Verbindung zwiſchen der nördl. Stammeiſenbahn (nach Upſala) und der ſüdlichen, weſtlichen und nordweſtlichen nach Malmö, Göteborg und Chriſtiania führenden zu gewinnen. Dieſe Verbindungsbahn durch S., ein wahres Rieſenwerk, das 1868 noch in der Ausführung begriffen war, wird in der Vollendung mehr als 6,000000 Reichsthlr. koſten und eine der größten Sehenswürdigkeiten S.s ſein. In der Südvorſtadt liegt die Marienkirche, der große, mit Linden beſetzte Adolf-Fredriks-Platz, die Diakoniſſenanſtalt auf Erſta, die große Schiffswerfte mit einer mechan. Werkſtatt, die neue Waſſerleitung, welche die ganze Stadt reichlich mit Waſſer verſieht, die Eiſenerzgießerei und mechan. Werkſtätte Bergſund u. ſ. w. Bei letzterer führen Brücken auf die zwei im Nordweſten gelegenen Mälarinſeln Långholmen und Reimersholmen, auf deren erſterer eine Straf- und Beſſerungsanſtalt für Männer ſich befindet, während die für Frauen in der Nordvorſtadt beſteht.

Die Stadt S. hat über $^3/_4$ M. von Norden nach Süden im Durchmeſſer und etwa 3 M. im Umfang. Sie bedeckt ein vielfach von Meer- und Seearmen durchſchnittenes Areal von 15114 Quadrat-Reſvar (à 10000 Quadratfuß), enthält 589 Quartiere, 4525 Höfe zu einem Taxwerthe von faſt 150 Mill. Reichsthlrn. und (1865) 138361 E., die ſich zur evang.-luth. Landeskirche bekennen, mit Ausſchluß (1860) von 319 Katholiken, 50 Reformirten und 613 Juden. Von den Fremden ſind die Deutſchen die zahlreichſten, und die deutſche Gemeinde, deren Paſtor Sitz und Stimme in dem Stadtconſiſtorium hat, zählt 1760 Mitglieder. Obſchon Lage und Klima der Stadt keineswegs ungeſund, ſtand doch bis vor kurzem die Zahl der Geborenen bedeutend hinter der der Geſtorbenen zurück. Eine beſſere Geſundheitspflege hat indeß dieſes Misverhältniß neuerdings ausgeglichen, ſodaß ſich die Zahl der lebendig Geborenen alljährlich etwas größer als die der Geſtorbenen herausſtellt. Durch ſeine Lage an der Mündung des großen, von den fruchtbarſten Landſchaften des mittlern Schweden umgebenen Mälarſees iſt S. ein wichtiger Stapelort, der vom Auslande Producte jeder Art erhält und damit das Binnenland und ſelbſt die Städte dieſer Küſte verſorgt. Noch vor einem halben Jahrhundert vertrat S. $^7/_{12}$ des Geſammthandels Schwedens mit dem Auslande. Gegenwärtig emancipiren ſich die übrigen Stapelſtädte des Landes mehr und mehr, und Gothenburg, begünſtigt durch ſeine Lage, hat ſogar raſchere Fortſchritte gemacht als S., wie der Importzoll beweiſt. S. beſorgt faſt die Hälfte der ganzen Metallausfuhr Schwedens, während es ſich wenig an der Holz- und Getreideausfuhr betheiligt. Die ſtockholmer Eiſenwage, wo die Metalle, beſonders Stabeiſen, ein- und ausgewogen werden, iſt wol das

größte Eisenmagazin der Erde. Das sog. Eisencontor, das die Bergwerksbesitzer bilden, sorgt für diesen Handelszweig durch Verkauf, Anleihen und Vorschüsse. 1865 betrug die Zahl der Kaufleute in S. 2256 mit 1795 Gehülfen. Außerdem ist S. auch die wichtigste Fabrikstadt des Landes. Es betreibt allein Seidenweberei und nimmt hinsichtlich der mechan. Werkstätten sowie in der Tabacks-, Zucker-, Leder-, Seifen- und Lichtfabrikation den ersten, in der Tuchbereitung den zweiten Rang ein. Ueberdies gibt es hier Woll-, Baumwoll-, Tricot-, Tapeten-, Spielkarten-, Ofen- und Wagenfabriken, Reepschlägereien, Kattundruckereien u. s. w. Der Werth der sämmtlichen in S. producirten Fabrikate wird auf 17,654000 (in ganz Schweden auf 75,811000) Reichsthlr. berechnet. Die Zahl der Handwerker beläuft sich (1865) auf 1586 mit 5692 Gehülfen. Die Stadt ist der Sitz der Reichscollegien, des Svea-Hofgerichts, eines Oberstatthalters, unter dessen Leitung die Angelegenheiten der Stadt stehen, sowie auch des Landshauptmanns über Stockholms-Län. An Unterrichtsanstalten bestehen in S. eine chirurg. Akademie (das Karolinische Institut), zwei vollständige höhere Lehranstalten (Gymnasien), mehrere untere Bürger- und Volksschulen, ein deutsches Nationallyceum, eine Navigationsschule, eine Forstakademie, eine Bergwerksschule, ein Technologisches Institut, eine Gewerbeschule u. s. w. Von den gelehrten Gesellschaften sind neben vielen andern Vereinen zu nennen: die Akademie für Schwedens Sprache und Literatur, die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der schönen Literatur, der Geschichte und Antiquitäten, die Akademie der freien Künste, der Musik, der Landwirthschaft, des Kriegs und der Kriegswissenschaft. Andere höhere Anstalten sind die königl. oder Nationalbibliothek, die, mit der ehemaligen Eugeström'schen vereinigt, gegen 160000 Bände, 80000 kleinere Schriften, 7000 Handschriften u. s. w. zählt, das Nationalmuseum mit vielen Gemälden, Sculpturen und werthvollen Antiken, die vaterländischen Sammlungen des Reichsmuseums sowie die der sog. Kleiderkammer. Ausgezeichnet sind ferner die mineralog., botan., zoolog., ethnogr. und paläontolog. Sammlungen der Akademie der Wissenschaften, des Karolinischen Instituts und anderer Institute. Außer den beiden königl. Theatern, dem Theater auf Mosebacke und dem auf Ladugårdslandet hat S. noch zwei Sommertheater im Thiergarten und im Hopfengarten. Von den Stiftungen sind besonders die Anstalt für Gymnastik sowie das Institut für Taubstumme und Blinde zu erwähnen, beide ausgezeichnete Anstalten ihrer Art. In der Nähe der Stadt besteht in dem ehemaligen königl. Lustschlosse Carlberg eine Kriegsakademie für Land- und Seecadetten und in Marieberg eine höhere Schule für Artillerieoffiziere und Ingenieure, die aber nach S. verlegt werden soll. Die Umgebungen von S. zeigen auf allen Seiten große Naturschönheiten auf und sind belebt durch die königl. Lustschlösser Haga, Ulriksdal, Drottningholm und Rosersberg sowie durch zahlreiche und gutgebaute Güter und Landhäuser. Der Verkehr zu Wasser auf kleinen Dampfschaluppen (1868: 75) geht leicht und bequem vor sich. Durch die belebtesten Theile der Stadt sind Omnibuslinien hergestellt. Eisenbahnen verbinden die Stadt im Norden mit Upsala, im Süden mit den wichtigsten Städten des Landes. Ueberdies ist S. durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit allen Städten an der Ostküste Schwedens sowie mit den Ortschaften am Mälar, Hjelmar, am Strömsholmskanal und längs der Linie des Götakanals bis Göteborg, ferner mit Abo, Helsingfors, Reval, Petersburg, mit Stettin, Lübeck und Kopenhagen in Verbindung gesetzt. S. bildet eine Oberstatthalterschaft für sich. Es wird aber umgeben von dem Verwaltungsbezirke Stockholms-Län, der 134,1 Q.-M. mit 128458 E. umfaßt. Vgl. Elers, «Stockholm» (deutsch von Gerken, 4 Bde., Halle 1805—8); Ferlin, «Stockholms stad» (2 Bde., Stockh. 1854—58); Frisch, «Stockholm» (Berl. 1860).

Stockport, Municipalstadt, Parlamentsborough und bedeutender Fabrikort in der engl. Grafschaft Chester, an der Grenze von Lancashire, am Flusse Mersey und der Mündung des Thame, $1^1/_2$ M. südöstlich von Manchester, mit dieser Stadt sowie mit Macclesfield und London durch Eisenbahnen verbunden und in höchst romantischer Gegend gelegen, hat ihren Mittelpunkt auf der Spitze eines Felsens und ist hier und in den nach allen Seiten an den Abhängen und am Flußufer sich ausdehnenden Theilen eng und unregelmäßig auf sehr unebenem Boden gebaut. S. besitzt fünf Brücken und einen großartigen Eisenbahnviaduct, 34 Kirchen und Kapellen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und ein Krankenhaus. Die in Kreisform erbaute Markthalle ist eine ganz besondere Zierde des Orts. Die aus den kolossalen Schornsteinen der zahlreichen Fabriken aufsteigenden Rauchsäulen gestalten den übrigens nicht unfreundlichen Ort zu einer Werkstätte Vulkan's. Die Bevölkerung, 54681 E. (1861), unterhält vorzugsweise Baumwollspinnereien und Baumwollzeugfabriken, aber auch ausgedehnte Garn-, Musselin-, Hut- und Seidenwaarenmanufacturen, woran sich zugleich die Umgegend betheiligt, sowie Fabrikation von Bürsten, Webeschiffen, Maschinen, Eisen- und Messingwaaren. Außer-

dem ist der Handel mit Käse und Hafermehl schwunghaft. Den Fabrik- und Handelsbetrieb begünstigen die Kanalverbindungen der Landesflüsse und die londoner Eisenbahn, welche hier das Merseythal auf 22 Bögen, jeder in der Höhe von 100 F., übersteigt. Kaum $^2/_3$ M. westlich von der Stadt liegen die zwei Fabrikdörfer Cheadle Bulkeley und Cheadle Moseley mit 10852 E. in ihrem Bezirk, die sich mit Baumwollspinnerei und Kattundruckerei beschäftigen.

Stocks (vom engl. stock, d. i. Kapital, namentlich Actienkapital) heißen in England gemeinhin alle Actien (shares, Antheile) sowie die Obligationen von Staaten, Provinzen, Städten, Behörden, Actiengesellschaften u. s. w., eigentlich und ursprünglich aber nur die Actien in ihrer Stellung als Waare. Stockholder heißt der Eigenthümer solcher Papiere; Stock exchange (Stockbörse) in London die besondere Börse, auf welcher der Verkehr mit denselben sich bewegt, auf welcher aber wie anderwärts zugleich die Geschäfte in Wechseln abgeschlossen werden (Fonds- und Wechselbörse). Die eigentlichen Staatspapiere im engern Sinne werden in England Funds (Fonds) genannt. Die londoner Stockbörse ist eine Vereinigung von Mäklern (Brokers, Stock brokers) und einer Gattung von Mittelspersonen, welche letztere für eigene Rechnung speculiren und Jobbers, Stock jobbers heißen, was man durch «Börsenspieler» übersetzen kann. Diese Jobbers schließen Käufe und Verkäufe auf Lieferung, welche der Regel nach bloße Differenzgeschäfte sind, und es hat von ihnen das Differenzgeschäft auch den Namen der Stockjobberei (Stock jobbery) erhalten.

Stockton upon Tees, ein wichtiger Hafenplatz in der engl. Grafschaft und 2,8 M. südöstlich von Durham, eine der schönsten Städte des nördl. England, am Flusse Tees, 1 M. oberhalb der Mündung, mit schönem Stadthause, großem Marktplatze, breiten Straßen, einer Brücke von fünf Bogen, neun Kirchen und Kapellen, einem Handwerkerinstitut, einem Gesellschaftsgebäude, einem kleinen Theater. Die Stadt zählt 13357 E., die Segeltuch, Tauwerk und Schiffsdecken fertigen, auch Eisen- und Messinggießereien, Kalkbrennereien und Fischerei unterhalten sowie Schiffbau und einen sehr lebhaften Handel mit Fischen, Getreide, Käse, Butter, Alaun, Blei und ganz besonders mit Steinkohlen treiben. Das Kohlenlager von S. gehört zu den bedeutendsten Englands. 1860 besaß die Stadt 150 Schiffe von 26949 Tons. Der Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe im auswärtigen Verkehr betrug 274340, im Küstenhandel 264346 Tons, der Werth der Ausfuhr brit. Producte 270899 Pfd. St. An Steinkohlen wurden 1860 nach dem Auslande 103606 und küstenwärts 217712 Tons verschifft. Der Außenhafen an der Mündung des Tees ist Port-Clarence.

Stoffwechsel. Wiewol Thiere und Pflanzen die Elemente ihrer Körperbestandtheile in ihrer Nahrung vorfinden, machen doch die Bestandtheile der Nahrung nicht unmittelbar auch die Bestandtheile des Körpers aus. So baut sich die Pflanze auf aus Wasser, Kohlensäure, Sauerstoff, Ammoniak (oder Salpetersäure) und einigen Salzen und diese sehr einfachen Substanzen verwandeln sich in der Pflanze zu meist sehr complicirten chem. Körpern, zu Holzfaser, Stärkemehl, Zucker, Fetten, Eiweißkörpern u. dgl. Die lebenden Organismen verarbeiten also die ihnen mit der Nahrung dargebotenen Substanzen zu Körperbestandtheilen, assimiliren dieselben. Andererseits erleiden die Körperbestandtheile während des Ablaufs der Lebenserscheinungen tiefgreifende Veränderungen. So verbrennen im lebenden Thiere Zucker und Fette zu Kohlensäure und Wasser, spalten sich die Eiweißkörper in Harnstoff und Fett oder Zucker u. s. w. Diese Formveränderungen des Stoffs, wie sie während des Aufbaues der Körperbestandtheile und während ihrer Thätigkeit vor sich gehen, faßt man als S. zusammen, den man wol auch, da er im wesentlichen damit identisch ist, als Ernährung bezeichnet. Der S. im ganzen Körper ist zusammengesetzt aus dem S. in seinen einzelnen Theilen, und in diesem findet öfters ein besonderer, in das Ganze eingeschalteter Kreislauf des Stoffs statt. Die Leber nimmt z. B. einen großen Theil der Verdauungsproducte und des Darminhalts überhaupt auf und ergießt einen Theil ihrer Producte (die Galle) wieder in den Darmkanal, aus welchem diese wieder der Leber theilweise zufließt. Einen solchen S. in einem einzelnen Theile nennt man intermediären S. Die Physiologie ist noch weit entfernt, eine genaue Kenntniß des S. im gesunden Körper zu besitzen, wenn auch einzelne Abschnitte ziemlich aufgehellt sind. Noch viel weniger ist der S. des kranken Körpers bekannt. Man weiß davon nicht viel mehr, als daß während des Fiebers (s. d.) ein der Temperaturhöhe entsprechender Verbrauch von Körpersubstanz vor sich geht.

Stoicismus oder Stoische Philosophie nennt man die Lehre des Philosophen Zeno (s. d.) nach der Stoa (s. d.), die von ihm als Hörsaal benutzt wurde, die Anhänger derselben aber Stoiker. Zeno begründete seine Schule um 310 v. Chr. Als ein Schüler des Cynikers

Krates von Theben, blieb er im wesentlichen den strengen sittlichen Grundsätzen der cynischen Philosophenschule treu, verband aber mit ihnen ein ebenso großes Streben nach allseitiger Wissenschaftsforschung, durch dessen gänzliche Vernachlässigung der Cynismus im öffentlichen Ansehen gesunken war. So gelang es ihm, eine sich zum höchsten Ansehen und dem wohlthätigsten Einfluß auf die griech. Jugendbildung emporschwingende Schule von dogmatischer Strenge und encyklopäd. Umfang zu gründen. Weil jedoch seine Schriften sämmtlich verloren gegangen sind, so ist es unmöglich, das, was ihm eigenthümlich angehört, von den spätern Zusätzen und Abänderungen seiner Schüler genau zu unterscheiden. Die Hauptheile seines Systems waren Logik, Physik und Ethik, aber die Ethik war der Zielpunkt des Systems. In der Logik, welche als die Wissenschaft von den Unterscheidungszeichen des Wahren und Falschen betrachtet wurde und so eine Erkenntnißtheorie nebst Grammatik und Rhetorik enthielt, machte der S. die Erfahrung zur Grundlage aller Erkenntniß. Die begreiflichen Vorstellungen, d. h. diejenigen, welche mit den Merkmalen ihrer Gegenstände übereinstimmen und die freie Zustimmung des Geistes enthalten, bilden die Kennzeichen oder Kriterien der Wahrheit. Die Physik des Zeno und seiner Schüler schloß sich an die Lehre des Heraklit, und nahm mit ihm einen durch die Welt hindurchgehenden Logos an, als eine active Intelligenz oder Gottheit, die in der Materie wohnt und sie belebt. Diese Gottheit ist die ursprüngliche Vernunftkraft von ätherisch-feuriger Natur; sie hat die Welt durch Absonderung der Elemente aus der Materie und durch Gestaltung der Körper als ein organisches Ganzes geschaffen, regiert auch diese Welt als das unabänderliche Fatum oder die Nothwendigkeit natürlicher Gesetze in ihr. Das Weltganze ist, nach Zeno's Meinung, von der göttlichen Vernunft als seiner Seele durchdrungen, darum auch lebendig und vernünftig, aber zum Untergange durch periodische Auflösung in das ursprüngliche Feuer bestimmt. Die Weltkörper und Kräfte hält er ebenfalls für göttlicher Art, daher die Verehrung mehrerer Götter erlaubt und ihre Verbindung mit den Menschen diesen wohlthätig sei. Da ferner die Stoiker alles, was wirkt und leiden kann, Körper nennen, so heißt bei ihnen auch die Seele Körper; sie ist ihnen feurige Luft und ein Theil des göttlichen Feuers. Die menschliche Seele ist nach ihnen mit acht Vermögen, den fünf Sinnen, der Zeugungskraft, dem Sprachvermögen und der Vernunft, begabt; letztere soll als thätiges Princip das ganze Gemüth beherrschen. Die stoische Ethik erklärt die allgemeine Vernunft, von welcher die menschliche ein Theil ist, oder die Natur für die Quelle des Sittengesetzes, das den Menschen verpflichtet, nach göttlicher Vollkommenheit zu streben, weil nur dieses Streben zu einem harmonischen Leben führe, welches die wahre Glückseligkeit sei. Ihr praktisches Princip lautete daher: «Stimme mit dir selbst überein, folge der Natur, lebe der Natur gemäß», oder, was damit gleichbedeutend ist: «Lebe nach den Gesetzen der mit sich selbst übereinstimmenden Vernunft», denn die Formeln der verschiedenen Stoiker weichen etwas voneinander ab. Die Tugend war ihnen das höchste Gut und das Laster das einzige Uebel, jedes andere Ding aber gleichgültig oder nur relativ annehmlich oder unannehmlich. Die menschlichen Handlungen nennt ihre Moral geziemend, wenn sie in der Natur des Handelnden einen vernünftigen Grund haben, vollkommen schicklich und daher pflichtmäßig, wenn sie an sich gut sind, mittlere oder erlaubte, insofern sie an sich gleichgültig, nur in gewisser Beziehung rathsam oder zulässig werden; Sünden aber, wenn sie der vernünftigen Natur des Handelnden widersprechen. Die Tugend erklärten sie demnach für die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menschen mit sich selbst, die durch richtiges moralisches Urtheil und Herrschaft über die Affecte und Leidenschaften erlangt werde. Diese Tugend setze die höchste innere Ruhe und Erhabenheit über die Affectionen sinnlicher Lust und Unlust (Apathie) voraus, sie mache den Weisen nicht gefühllos, aber unverwundbar und gebe ihm eine Herrschaft über seinen Körper, die auch den Selbstmord erlaube. Ihnen erschien also die Tugend vorherrschend unter dem Charakter der Entbehrung und Aufopferung. Hiernach stellten sie ein Bild des Weisen auf, dessen Eigenschaften sie in mehrern paradoxen Aussprüchen, z. B.: der Weise ist allein frei; der Weise ist allein reich, er ist König, u. s. w., schilderten. Von dieser Strenge der moralischen Denkart schreibt es sich her, daß man oft eine strenge moralische Denkungsweise überhaupt S. genannt hat. Zeno und sein treuer Schüler und Nachfolger, Kleanthes von Assos, welcher der stoischen Schule bis in sein 80. J. vorgestanden haben soll, nahmen sich beide im hohen Alter das Leben. Von letzterm ist uns noch ein trefflicher Hymnus auf den Zeus übrig, welchem eine Vorstellung von Gott zum Grunde liegt, die, obgleich auf Zeno's pantheistische Ansicht von dem die Natur durchdringenden Logos gestützt, dennoch sich der christl. Idee annähert. Des Kleanthes' Nachfolger, Chrysippus von Soli, bearbeitete die Logik und Dialektik ausführlicher und erwies in der Physik, daß der Einfluß des Schicksals oder des nothwendigen ursachlichen Verhältnisses

der Dinge weder die göttliche Vorsehung, noch die Freiheit des Menschen, nach vernünftigen Gründen zu handeln, aufhebe. In der Moral unterschied er mit seinen Vorgängern ein natürliches Recht von dem positiven und bezog jenes auf das gegenseitige Verhältniß der Menschen als gleichartiger Wesen. Seine vorzüglichsten Nachfolger waren Zeno aus Tarsus, Diogenes von Babylon, Antipater von Tarsus oder Sidon, der Gegner des Karneades, Panätius von Rhodus, des letztern Schüler, der zu Athen und Rom im 2. Jahrh. v. Chr. lebte und hier mit den angesehensten Römern, wie Scipio und Lälius, umging, und dessen ethische Schrift Cicero in seinem Werke «De officiis» benutzte, und dessen Schüler Posidonius von Apamea in Syrien. Später gewann die stoische Philosophie den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der röm. Philosophen, unter denen sich Seneca, Epiktet und Marcus Aurelius Antoninus für den S. entschieden. Doch haben sie nur die praktische Seite desselben bearbeitet und seine moralische Strenge in lehrreichen und erbaulichen Abhandlungen dargestellt, deren häufige Berührungspunkte mit den Grundsätzen der christl. Moral die Meinung veranlaßten, als wären ihre Ideen die Frucht eines geheimen Verkehrs mit den Christen gewesen, was aber keineswegs erweislich ist. Vgl. außer den ältern Werken von Lipsius (Antw. 1606) und Scioppius (Mainz 1606): Tiedemann: «System der stoischen Philosophie» (3 Bde., Lpz. 1776). Von der stoischen Moral im Verhältniß zur Kant'schen handeln Conz (Tüb. 1794) und Wegscheider (Hamb. 1797), im Verhältniß zur christlichen Meyer (Gött. 1823) und Klippel (Gött. 1823), von ihrer Rechtfertigung des Selbstmords Baumhauer (Utr. 1842), von ihrer Mantik und Dämonenlehre Wachsmuth (Berl. 1860).

Stola hieß bei den Römern ein langes, bis auf die Füße reichendes Gewand mit Aermeln, welches vorzugsweise von Frauen aus höhern und niedern Ständen getragen wurde und bei erstern Streifen von Gold und Purpur und außerdem noch unten einen breiten Saum oder Besatz (instita), bei letztern dagegen nur einen einzigen goldenen Streifen hatte. (S. Tunica.) Später bezeichnete man damit den Chorrock oder die Festkleidung der kath. Geistlichen, welche aus einer langen und breiten weißen Binde von Seide oder Silberstoff besteht und bei den Diakonen über die linke Schulter nach der rechten Hüfte zu in Form eines Ordensbandes, bei den übrigen Priestern aber über beide Schultern und die Brust kreuzweise herabhängt. Diese S. ist mit drei Kreuzen, an den Enden häufig noch mit Glöckchen versehen, bei Prälaten mit Stickerei und Perlen verziert und zur Verrichtung der Messe unumgänglich nothwendig. Unter den Protestanten haben nur die Geistlichen der Anglikanischen Kirche die S. beibehalten.

Stolberg oder Stollberg, Fabrikstadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, etwa $1\frac{1}{2}$ M. von der Stadt Aachen und in deren Landkreise, am Vichtbach (der unweit in die Inde mündet) und der Köln-Aachener Eisenbahn gelegen, ist Sitz einer Handelskammer, welche den Kreis Düren und den Landkreis Aachen, mit Ausnahme von Burtscheid, vertritt, und zählt 8702 E. (1864). Der Ort ist Mittelpunkt einer großartigen Metallwaareninduſtrie. In der Stadt und deren Umgebung bestehen zahlreiche Messingwerke, Kupferhämmer, Drahtwerke, Nähnadel- und Stecknadelfabriken. Andere Fabriken liefern Panzerwaaren, Maschinennägel, Dampfmaschinen, Pumpwerke, Arbeitsmaschinen, Eisenruder, Maschinentheile, Waggontheile, Eisenbrücken, Dampfhämmer, Kratzen und andere Artikel. 1865 wurden im Handelskammerbezirke producirt an Kupfererzen 624 Ctr., an Bleierzen 75404 (1864: 100862) Ctr., an Eisenstein 96197 Tonnen (1864: 152503), an Zinkerzen 124732 Ctr. (1864: 166859), an Vitriolerzen 8349 Ctr. u. s. w. In demselben Jahre lieferten die Hüttenwerke 252085 Ctr. Kaufblei (à 6 Thlr.), 128911 Ctr. Rohzink (à 7 Thlr.), 43774 Ctr. Eisenbleche u. s. w. Das Zink wird theils zu Blechen ausgewalzt (1864: 53151 Ctr.), theils auch zu architektonischen Verzierungen u. dgl. verarbeitet. Außerdem bestehen zu S. noch Fabriken für Tuch, Spiegel- und andere Glaswaaren, Chemikalien, Leder u. s. w. Auch ist der Wollhandel S.s nicht unbedeutend. Die Messingwerke, auf welche sich früher vorzugsweise der Ruf der Stadt gründete, waren von franz. Protestanten aus Amiens um die Mitte des 17. Jahrh. angelegt worden.

Stolberg, auch Stollberg, eine Grafschaft in Thüringen am südl. Fuße des Harzes, mit einem Areal von $5\frac{1}{2}$ Q.-M., ist im Nordwesten mit Bergen und Waldungen bedeckt, während der ganze südöstl. Theil der sog. Goldenen Aue angehört und überaus fruchtbare Gegenden besitzt. Im obern Lande wird Silber, Blei, Eisen, Spießglanz und Flußspat gewonnen. Die Grafschaft war früher kursächs. Lehn und gehört jetzt zum Kreise Sangerhausen des preuß. Regierungsbezirks Merseburg. Sie zerfällt in die beiden Standesherrschaften S.-Stolberg und S.-Roßla. Hauptstadt der Grafschaft S.-Stolberg (2 Q.-M.) ist die Stadt

S., am Harze, mit 2661 E. (1864), sehr ansehnlichem Residenzschloß der Grafen (mit Bibliothek von 50000 Bänden), drei Kirchen, einigen Fabriken und einem Eisenhüttenwerk. Bei dem Dorfe Rottleberode mit 950 E., an der Tyra, liegen die Ruinen der alten Stammburg S. Hauptort der Grafschaft S.-Roßla ($3^1/_2$ Q.-M.) ist der Flecken Roßla, an der Helme und in der Goldenen Aue, mit 2100 E. und dem Residenzschloß der Grafen.

Stolberg ist der Name eines der ältesten deutschen Grafenhäuser, das seit dem 11. Jahrh. urkundlich erwähnt wird. Als ältestes Stammland der Familie erscheint die Grafschaft Stolberg in Thüringen. Die Grafen wurden 1412 Reichsgrafen, hatten Sitz und Stimme auf der wetterauischen Grafenbank und ererbten und kauften 1412 und 1413 die Grafschaft Hohenstein, 1429 die Grafschaft Wernigerode, 1535 die Grafschaft Königstein, von welcher dem Hause nur Gedern und Ortenberg verblieben sind, 1556 die Grafschaft Wertheim und die Grafschaft Rochefort in den österr. Niederlanden und 1577 Schloß und Flecken Schwarza. In früherer Zeit theilte sich das Geschlecht in die Harzlinie und die Rheinlinie. Erstere erlosch 1631 mit dem Grafen Wolf Georg. Durch einen brüderlichen Theilungsvertrag, welchen 31. Mai 1645 die aus der Rheinlinie stammenden Grafen Heinr. Ernst von S., geb. 1593, gest. 1672, und Joh. Martin von S., geb. 1594, gest. 1689, beide Söhne des Grafen Christoph von S. (geb. 1567, gest. 1638), des Stammvaters der sämmtlichen noch blühenden Linien, schlossen, wurden die Grafschaften Wernigerode und S. getrennt. Gleichzeitig wurden beide Brüder die Stifter der zwei noch bestehenden Hauptlinien, der ältern und der jüngern. Die ältere Hauptlinie spaltete sich durch die beiden Söhne des Stifters in die Zweige zu Ilsenburg, der 1710 mit seinem Begründer, dem Grafen Ernst von S., ausstarb, und den zu Wernigerode. Letzterer zerfiel durch die drei Söhne des Stifters, des Grafen Ludw. Christian von S. (gest. 1710), wiederum in drei Speciallinien: a) S.-Wernigerode, welche noch fortblüht; b) S.-Gedern, die 1742 in ihrem Stifter, dem Grafen Friedrich Karl von S. (gest. 1767) die reichsfürstl. Würde erhielt, aber im Mannsstamme 1804 erlosch und zu der die Gräfin Albany (s. d.), die Gemahlin des Prätendenten Karl Eduard (s. d.), gehörte; c) S.-Schwarza, die bereits 14. Sept. 1748 mit ihrem Begründer, dem Grafen Heinrich August von S., ausstarb. Die ältere Hauptlinie oder Wernigerode wurde von Christian Ernst von S. (geb. 2. April 1691, gest. 25. Oct. 1771), dem ältesten Sohne des Grafen Ludwig Christian, begründet und besitzt gegenwärtig a) die Grafschaft Wernigerode (s. d.) mit dem Amte Schwarza (0,27 Q.-M.), b) die Herrschaft Peterswaldau (8 Dörfer) nebst den Herrschaften Jannowitz (6 Dörfer), Kreppelhof (5 Dörfer) und andern Gütern in Schlesien; c) die Herrschaft Gedern im Großherzogthum Hessen (0,62 Q.-M.); d) das Amt Sophienhof (1 Q.-M.) in Hannover; ferner verschiedene Güter in Pommern, Westfalen und der Rheinprovinz. Standesherr ist gegenwärtig Graf Otto von S., geb. 30. Oct. 1837, Commendator des Johanniterordens in der preuß. Provinz Sachsen, der seinem Großvater, dem Grafen Heinrich von S., 16. Febr. 1854 folgte. Graf Otto ist seit 1867 Oberpräsident der preuß. Provinz Hannover. Eine Enkelin des Grafen Ferdinand von S. (eines der Großoheime des Grafen Otto) war die Gräfin Anna zu S., geb. 3. Febr. 1837, die 17. Febr. 1868 als Oberin des Diakonissinnenhauses zu Berlin starb. Graf Wilhelm von S.-Wernigerode, der Sohn des Grafen Konstantin (ebenfalls eines Großoheims des Grafen Otto), Majoratsherr der Fideicommißherrschaften Jannowitz und Kupferberg u. s. w., geb. 13. Mai 1807, ist preuß. Generallieutenant und Commandeur der 12. Division (Neisse). Ein Vetter der letztern (Sohn des Grafen Anton, eines dritten Großoheims des Grafen Otto), Graf Eberhard von S., geb. 11. März 1810, Majoratsherr auf Kreppelhof, ist lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses (welchem er seit 1862 wiederholt präsidirte), Generalmajor sowie Commendator und Kanzler des Johanniterordens. — Die Söhne des Stifters der jüngern Hauptlinie, Christian Ludwig (geb. 1634, gest. 1704) und Friedr. Wilh. von S., theilten sich 1689 in Ortenberg und Stolberg. Doch war nur die Nachkommenschaft Christian Ludwig's dauernd. Der ältere Sohn desselben, Graf Christoph Friedr. von S. (geb. 1672, gest. 1758), stiftete die Speciallinie zu Stolberg, während der jüngere, Graf Justus Christian von S. (geb. 1676, gest. 1739) die Speciallinie zu Rosla gründete. Die Linie S.-Stolberg, welche in Preußen die Grafschaft Stolberg (2 Q.-M.) und das Amt Heringen (2,25 Q.-M.), im Hannöverschen das Amt Neustadt (1,5 Q.-M.) und andere Güter in den Provinzen Schlesien und Westfalen sowie im Königreich Sachsen (Räcklewitz) besitzt, blüht gegenwärtig in zwei von den beiden Söhnen ihres Stifters ausgegangenen Aesten, in dem Hauptaste, dessen Haupt Graf Alfred von S., geb. 23. Nov. 1820, Standesherr in Preußen, ist, und der die Nachkommenschaft Graf Christoph Ludwig's II. umfaßt, und in dem Nebenaste, welcher die Nachkommenschaft Graf Christian

Günther's von S. (geſt. 22. Juni 1765 als dän. Geheimerath) begreift. Der ältere Sohn des letztgenannten war Graf Chriſtian zu Stolberg (ſ. d.); der jüngere, Graf Friedrich Leopold zu Stolberg (ſ. d.), trat mit ſeinen Angehörigen 1800 zur kath. Kirche über. Von deſſen Söhnen ſtarb Graf Chriſtian Ernſt von S. (geb. 30. Juli 1783) als öſterr. Feldmarſchalllieutenant 22. Mai 1846. — Haupt des Hauſes S.-Roßla, welches die Standesherrſchaft Ortenberg in der Wetterau (1,5 Q.-M.), die Grafſchaft S.-Roßla (3,5 Q.-M.) mit dem Amte Bärnrode (im Bernburgiſchen) und das Amt Kelbra (1,5 Q.-M.) beſitzt, iſt Graf Karl von S., geb. 1. Aug. 1822, Standesherr in Heſſen und Preußen, der ſeinem Vater, dem Grafen Auguſt von S., 8. Dec. 1846 ſuccedirte.

Stolberg (Chriſtian, Graf zu), deutſcher Dichter, von der Linie Stolberg-Stolberg, geb. zu Hamburg 15. Oct. 1748, der Sohn des Grafen Chriſtian Günther, dän. Geheimraths und Oberhofmeiſters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark, ſtudirte 1769—74 in Göttingen und gehörte hier nebſt ſeinem Bruder zu dem Dichterbunde, welchen mit ihnen Boie, Bürger, Miller, Voß, Hölty und Leiſewitz bildeten und dem die deutſche Literatur ſo viel verdankt. 1777 wurde S. Amtmann zu Tremsbüttel in Holſtein und vermählte ſich mit der in ſeinen Gedichten gefeierten Luiſe, Gräfin von Reventlow, verwitweten Hofjägermeiſterin von Gramm. Nachdem er 1800 ſein Amt niedergelegt, lebte er auf ſeinem Gute Windebye bei Eckernförde im Schleswigſchen und ſtarb 18. Jan. 1821. Steht er auch an dichteriſcher Begabung ſeinem jüngern Bruder nach, ſo fehlt es doch auch ſeinen Gedichten weder an Begeiſterung und Innigkeit des Gefühls noch an Stärke des Ausdrucks. Am beſten aber gelang ihm die Darſtellung ſauſterer Gefühle und häuslicher Bilder. Auch verdankt man ihm manches als Ueberſetzer aus dem Griechiſchen. Seine Gedichte ſind vereinigt mit denen ſeines Bruders erſchienen (Lpz. 1779; neue Aufl. 1822); ebenſo die «Schauſpiele mit Chören» (Lpz. 1787), von welchen ihm «Balſazar» und «Otanes» angehören. Sie ſind für theatraliſche Darſtellung nicht geeignet, obwol die Verfaſſer durch ſie von den phantaſtiſchen Unziemlichkeiten der damaligen Bühne zu der edlern Form des alten Drama zurückzuführen hofften. Beiden Brüdern gemeinſam ſind auch die «Vaterländiſchen Gedichte» (Hamb. 1815), in welchen ſie freilich die neue Zeit nach einem veralteten Maßſtabe auffaßten. Außerdem lieferte S. «Gedichte aus dem Griechiſchen» (Hamb. 1782) und eine Ueberſetzung des Sophokles (2 Bde., Lpz. 1787) in fünffüßigen Jamben, die Chöre in lyriſchen Silbenmaßen, ein für ſeine Zeit ſehr verdienſtliches Werk. Seine ſämmtlichen poetiſchen Arbeiten befinden ſich in der Ausgabe der «Werke der Brüder S.» (22 Bde., Hamb. 1821—26).

Stolberg (Friedr. Leopold, Graf zu), der Bruder des vorigen, geb. 7. Nov. 1750 in dem holſtein. Flecken Bramſtedt, ebenfalls Mitglied des Göttinger Dichterbundes, wurde 1777 fürſtbiſchöfl. lübeckiſcher bevollmächtigter Miniſter in Kopenhagen. Am 11. Juni 1782 vermählte er ſich mit der von ihm mehrfach beſungenen Eleonore Agnes, Tochter Adam Levin von Witzleben's, geb. 9. Oct. 1761, geſt. 15. Nov. 1788. 1789 wurde er dän. Geſandter zu Berlin, wo er ſich 1790 mit der Gräfin Sophie von Redern vermählte, und im folgenden Jahre Präſident der fürſtbiſchöfl. Regierung zu Eutin. Hierauf bereiſte er die Schweiz und Italien, legte 1800 ſeine Stelle nieder, begab ſich nach Münſter und trat mit ſeiner ganzen Familie, bis auf die älteſte Tochter Agnes, die ſich mit dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählte, zur röm.-kath. Kirche über. Dieſer Uebertritt erregte um ſo größeres Aufſehen im prot. Deutſchland, je unerwarteter er geſchah, indem S. noch kurz zuvor in ſeinem «Sendſchreiben an einen holſtein. Kirchſpielvogt in Schweden» ſich, was er früher nicht geweſen, als einen eifrigen orthodoxen Lutheraner gezeigt. Den ſchärfſten und bitterſten Tadel deshalb hatte er von Joh. Heinr. Voß zu ertragen. Vgl. Schott, «Voß und S., oder der Kampf des Zeitalters u. ſ. w.» (Stuttg. 1820). Seine nachmals herausgegebene «Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti» (15 Bde., Hamb. 1811—18, nebſt Regiſter, 1824; fortgeſetzt von Fr. Kerz, Bd. 19—45, Mainz 1825—46, und von Briſchar, Bd. 46—52, Mainz 1849—59) zeugt durchgehends von der geiſtigen Befangenheit ihres Urhebers. «Gedichte», «Schauſpiele mit Chören» und «Vaterländiſche Gedichte» gab er mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich heraus. Als Dichter iſt S. durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satiren, poetiſche Gemälde und Dramen, als Proſaiſt durch ſeinen Roman «Die Inſel» (1788) und durch ſeine etwas weitſchweifige «Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, Italien und Sicilien» (1794), als Ueberſetzer durch die «Iliade», Plato's auserleſene Geſpräche, vier Tragödien des Aeſchylos und Oſſian's Gedichte rühmlichſt bekannt. Seine eigenen Gedichte unterſcheiden ſich von denen ſeines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmſte Ge-

fühl für Natur, Freundſchaft und Freiheit und für alles, was je dem edlern Menſchen lieb und theuer geweſen iſt. Ihr Ton iſt ſehr verſchieden, von dem einfachſten Geſange des Liedes bis zum dithyrambiſchen Fluge. Seine «Jamben» (Lpz. 1784) ſind ernſthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und polit. Vorurtheile der Zeit. Alle ſeine Dichtungen aber tragen deutliche Spuren an ſich, daß er eine mehr durch äußere Umſtände als durch Charakterſtärke geleitete Natur war. Sein «Leben Alfred's d. Gr.» (Münſt. 1815), das durch ſeine einleitende Darſtellung der angelſächſ. Geſchichte und durch die gründliche Behandlung des Gegenſtandes ſich auszeichnet, trägt doch auch deutliche Zeichen religiöſer Befangenheit an ſich. Er ſtarb auf dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück 5. Dec. 1819, nachdem er kurz zuvor «Ein Büchlein von der Liebe» geſchrieben hatte. Seine Werke füllen den größten Theil der angeführten «Werke der Brüder S.». Vgl. Nicolovius, «Friedr. Leopold, Graf zu S.» (Mainz 1846); Menge, «Der Graf Friedr. Leopold von S. und ſeine Zeitgenoſſen» (2 Bde., Gotha 1862).

Stolgebühren (jura stolae) heißen die mit der Stola (ſ. d.) verknüpften Einkünfte der Geiſtlichen für kirchliche Handlungen, z. B. Taufen, Trauungen, Begräbniſſe u. ſ. w. In der älteſten Kirche bildeten die Oblationen einen wichtigen Theil der geiſtlichen Einkünfte. Sie beſtanden theils in Naturalien, theils in Geld und fielen beſonders dem niedern Klerus als freiwillige Opfergaben von den Laien zu. Im 3. Jahrh. war es indeſſen ſchon gewöhnlich, die Taufen zu bezahlen; zu Ende des 5. Jahrh. gab es eine förmliche Taxe für alle geiſtliche Verrichtungen. Das Geld, das bei denſelben von den Laien in den Opferſtock der Kirche gelegt wurde, floß noch im 6. Jahrh. der Kirchenkaſſe des Biſchofs zu, der davon den Pfarrern ihren Antheil gab. Die Habſucht des Klerus führte aber in Betreff der S. zu vielerlei Beſchwerden, ſodaß die Synoden oft geſetzlich einſchreiten mußten, die Synode zu Konſtantinopel 692 alle Taxen aufhob und nur die Annahme freiwilliger Gaben geſtattete. Dennoch bildeten ſich bald wieder Taxen und dies konnte, im Widerſpruche mit den entgegenſtehenden Synodalbeſtimmungen, um ſo leichter geſchehen, da bereits ſeit dem 6. Jahrh. jeder Parochus die Befugniß hatte, die S. für ſich allein einzunehmen, die dadurch zu einem Parochialrechte und durch das Herkommen gleichſam geſetzlich geworden waren. Erſt im 16. Jahrh. wurden die S., die man jetzt gewöhnlich Accidenzien nennt, weil dieſe Einkünfte des Geiſtlichen zufällig ſind, ein durch die Behörden beſtätigtes Recht (jus), und die Taxen ſind verſchieden, wie die Namen, unter denen ſie entrichtet werden. Unter den Proteſtanten hat man neuerlich das Beichtgeld als einen Theil der S. durch Fixation der Geiſtlichen in mehrern Ländern abgeſchafft.

Stolle (Ludwig Ferd.), deutſcher Schriftſteller, geb. 28. Sept. 1806 in Dresden, ſtudirte in Leipzig die Rechte, widmete ſich aber ſodann ſchöngeiſtiger Schriftſtellerei und lebte meiſt in Grimma, ſeit 1855 in Dresden. Seine «Ausgewählte Schriften» (24 Bde., 2. Aufl. 1860; neue Folge, 12 Bde., Plauen 1862) umfaſſen hiſtor. Romane, ſo namentlich den Roman «1813», «Elba und Waterloo», «Napoleon in Aegypten», «Der neue Cäſar» u. a., welche ſchon früher einzeln, mehrere in wiederholten Auflagen erſchienen; ferner zum Theil treffliche komiſche Romane, wie «Die deutſchen Pickwickier» und namentlich «Die Erbſchaft in Kabul»; endlich zahlreiche kleinere Erzählungen. Alle dieſe Arbeiten zeichnet bei gewandter und doch einfacher Form eine liebenswürdige Laune und Gemüthlichkeit aus. Seine «Gedichte» (3. Aufl., Grimma 1847) als «Weihnachtsbaum angezündet für unſere Armen im Gebirge» haben zur Linderung der Noth im Erzgebirge, zu welchem Zwecke S. die «Marienſtiftung» ins Leben rief, weſentlich beigetragen. Eine zweite Gedichtſammlung veröffentlichte er unter dem Titel «Palmen des Friedens» (4. Aufl., Lpz. 1866). Die Dorfidylle «Ein Frühling auf dem Lande» (Lpz. 1865) gehört zu ſeinen gelungenſten Arbeiten. Am bekannteſten iſt S. durch das 1844—62 von ihm herausgegebene humoriſtiſch-polit. Volksblatt «Der Dorfbarbier» geworden, welches in mitunter etwas hausbackener, aber immer treffender Art die Ereigniſſe der Zeit begleitete und ehrlich für eine geſunde Aufklärung wirkte.

Stollen, ſ. Grubenbau.

Stolpe, ein Küſtenfluß Hinterpommerns, entſteht nahe dem Lupowzufluſſe Bukowina auf dem gegen 800 F. hohen Plateau von Bonczkahutta bei dem Dorfe Sierakowitz im Regierungsbezirk Danzig. Der Fluß läuft ſüdlich durch den Godwidlino- und Wengorzynſee, alsdann von Sullenczyn bis zur Mündung der Kamenz weſtwärts und endlich gegen Nordweſten bis zur Mündung bei Stolpemünde in die Oſtſee. Die S. iſt mit ihrem vielfach gekrümmten Laufe 20 M. lang und 15 M. (von der Grenze Pommerns an) flößbar. Sie verſtärkt ſich rechts durch die Schotlow, links durch die Bütow und die Kamenz, die alle drei ebenfalls flößbar ſind. — Die an dieſem Fluſſe liegende Kreisſtadt S., gewöhnlich Stolp genannt, mit

13922 E., iſt Sitz einer Landſchaft-Departementsdirection, einer Bankcommandite, eines Domänenrentamts, einer Mobiliar-Brandverſicherungsanſtalt und beſteht aus der Alt- und Neuſtadt und vier Vorſtädten. Sie hat ein Schloß, drei evang. Kirchen, unter denen die Schloßkirche und beſonders die 1311 erbaute große Marienkirche mit einem 185 F. hohen Thurm ſich auszeichnen, ein kath. Bethaus, ein Gymnaſium (bis 1857 Realſchule) mit höherer Bürgerſchule und eine Gasanſtalt. Die Bevölkerung treibt Bernſteindreherei, Lachsfang, Leinweberei, Bierbrauerei, Acker- und Gartenbau und Seehandel. Etwa 3½ M. davon, an der Mündung der S., liegt der zur Stadt gehörige Hafen Stolpmünde, Marktflecken und Hauptzollamt mit 1400 E., die Schiffahrt und Fiſcherei treiben. Auch beſteht daſelbſt ein Seebad. Anfang 1868 beſaßen Stadt und Hafen 39 Schiffe mit 2629 Laſt. Der Ort, ſchon im 11. Jahrh. ein Flecken, kam 1273 an Brandenburg, erhielt 1310 durch Waldemar Stadtrecht, war ſpäter Hanſeſtadt und abwechſelnd im Beſitz des Deutſchen Ordens und der Herzoge von Pommern. — Nicht zu verwechſeln mit S. iſt das Städtchen Stolpen, im Kreisdirectionsbezirke Dresden des Königreichs Sachſen, mit 1418 E. und einem alten, feſten Felſenſchloß, das bis 1780 als Staatsgefängniß diente. In demſelben ſaß 1715—65 die Gräfin Cosel (ſ. d.) gefangen.

Stolz als der Gemüthszuſtand einer ſtarken Selbſtſchätzung oder eines ſtarken Bewußtſeins eigener Vorzüge, Kräfte, Geſchicklichkeiten oder Verdienſte gehört zu den Ehrgefühlen. Je nachdem er mehr oder weniger wirklichen Grund hat, und je nachdem er mehr oder weniger beeinträchtigend gegen die Anſprüche anderer auftritt, gewinnt er einen verſchiedenen Charakter. Ein S., deſſen Größe nur der Größe wirklicher hervorragender Verdienſte oder Vorzüge entſpricht, heißt ein edler S.; wo hingegen die Kleinheit der Vorzüge mit der Größe des Selbſtgefühls in einen merklichen Widerſpruch tritt, entſteht Hochmuth und Aufgeblaſenheit. Wo der S. im Gefühl eigener Ehre in Geringſchätzung anderer ausartet, wird er zur Ueberhebung und Anmaßung (Arroganz). Ganz fremd hingegen iſt dem S. als ſolchem die Eitelkeit als das Verlangen nach dem Lobe und den Ehrerweiſungen anderer, obgleich im Ehrgeiz und der Ruhmbegierde der S. mit der Eitelkeit mancherlei zufällige Verbindungen eingehen kann. Abgeſehen hiervon iſt der reine S. in der Ehre, welche er ſich ſelbſt gibt, vollkommen befriedigt, und die Verſagung der verdienten Ehre von ſeiten anderer weckt bei ihm daher nicht Empfindlichkeit und Verſtimmung, ſondern nur Verachtung und Anfeindung. Die Verachtung anderer von ſeiten des Aufgeblaſenen iſt der dumme oder alberne S. (Bauernſtolz). Der reine S. iſt der Eitelkeit auch darin entgegengeſetzt, daß er leicht Veranlaſſung wird zur Verſchließung in ſich ſelbſt und zur Vereinſamung, wogegen die Eitelkeit den Menſchen immer ſtark in die Geſelligkeit treibt.

Stolze (Heinrich Auguſt Wilhelm), Begründer des nach ihm benannten ſtenographiſchen Syſtems, geb. in Berlin 20. Mai 1798, beſuchte daſelbſt das Joachimthal'ſche Gymnaſium, um ſich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Nachdem ſein Vater 1812 geſtorben, mußte er ſeinen und ſeiner Mutter Unterhalt durch Privatunterricht ſichern, ſodaß er ſich gezwungen ſah, die Nächte ſeiner eigenen Fortbildung zu widmen. Im Begriff, die Maturitätsprüfung zu beſtehen, bot ſich ihm eine Anſtellung im Bureau der berliner Feuerverſicherungsanſtalt dar, die er bei ſeinen gedrückten Verhältniſſen auch annahm und bis 1838 bekleidete. Indeſſen blieb er zugleich Privatlehrer, hörte akademiſche Vorträge und ſetzte die Privatſtudien fleißig fort. Von ſeinen vielſeitigen Beſchäftigungen gedrängt, erkannte er mehr und mehr den Werth einer Schnellkurzſchrift und erhob, mit dem Verfahren Moſengeil's ſchon ziemlich vertraut, ſeit 1820 die Stenographie zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung. Jeder neuen Erſcheinung auf dieſem Gebiete ſchenkte er die ſorgfältigſte Beachtung und verſuchte ſich in Aufſtellung verbeſſerter Behandlungsweiſen. Sein pädagogiſches Wirken, verbunden mit eifriger Forſchung in den Sprachwerken von Humboldt, Grimm und Becker, lenkte ihn endlich auf das in ſeinem Syſteme ausgeführte Verfahren. (S. Stenographie.) Vorzüglich war es ihm dabei um Einführung der Stenographie in Schulen, auf Univerſitäten ſowie um deren Verbreitung in dem Geſchäftsleben zu thun. Deshalb erzielte er nicht allein Kürze und Geläufigkeit, ſondern auch Vollſtändigkeit, unzweideutige Lesbarkeit, Leichtfaßlichkeit und wiſſenſchaftliche Begründung. Von 1838 an widmete er ſich mit größter Selbſtverleugnung zwei Jahre ausſchließlich ſeiner Methode. Er gründete dieſelbe auf K. F. Becker's (ſ. d.) Laut- und Wortbildungslehre und ſchloß ſich in der Ausführung deſſen Principien eng und treu an. Das Ergebniß dieſer Arbeiten enthält ſein «Theoretiſch-praktiſches Lehrbuch der deutſchen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbſtunterricht» (2 Thle., zuerſt Berl. 1841), dem ſein «Ausführlicher Lehrgang» (zuerſt Berl. 1852, mit 80 lithographirten Tafeln) folgte. Hieran ſchloſſen ſich noch ſein «Stenographiſches Lehrbuch» (zuerſt Berl. 1852) und die «Anleitung zur deutſchen Stenographie» (18. Aufl., Berl. 1867). 1844

und 1845 wurde er von der Polytechnischen Gesellschaft in Berlin, 1846 auch von dem dortigen Magistrate zur Abhaltung eines stenographischen Cursus für Communalbeamte und Lehrer veranlaßt. Er war seit dem zweiten Vereinigten Landtage (1848) als Stenograph thätig und bekleidete das Vorsteheramt des Stenographischen Bureau der preuß. Zweiten Kammer, dessen Organisation als musterhaft gilt. Von Familienunglück hart heimgesucht, starb S. 9. Jan. 1867. Er hinterließ zahlreiche Anhänger und Schüler, denen er die Polemik in der Fehde mit den Vertretern der Gabelsberger'schen Stenographie überließ, und deren Eifer er nicht selten zu zügeln suchte. Das Stolze'sche System ist von Michaelis auf die franz. und engl., von Paulson und Messer auf die russ. und von Fennyvessy auf die ungar. Sprache übertragen worden.

Stolzenfels, ein Bergschloß auf einer waldbewachsenen Höhe über dem Dorfe und der Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsstation Kapellen im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, am linken Ufer des Rhein, 0,8 M. oberhalb Koblenz, der Lahnmündung gegenüber gelegen, wurde neuerdings zur Sommerresidenz für den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen neu aufgebaut und ist gegenwärtig Besitzthum der Königin-Witwe Elisabeth. Die alte Burg S. wurde von dem trierschen Erzbischof Arnold von Isenburg um 1250 erbaut, jedenfalls verstärkt. Sie war im Mittelalter häufig die Residenz der Erzbischöfe von Trier, gerieth seit dem Dreißigjährigen Kriege mehr und mehr in Vernachlässigung, blieb zuletzt unbewohnt und wurde 1689 von den Franzosen zerstört. 1802 wurden die Ueberreste von der franz. Regierung der Stadt Koblenz als Eigenthum überwiesen und 1825 von dieser dem damaligen Kronprinzen, spätern König Friedrich Wilhelm IV., zum Geschenk gemacht. Derselbe ließ unter Benutzung der Trümmer das Schloß 1836—42 mit einem Kostenaufwande von 350000 Thlrn. nach Schinkel's Plänen ganz im mittelalterlichen Stil, aber herrlicher und prachtvoller als je wiederherstellen. S. hat seitdem noch durch fortgesetzte Bauten, namentlich auch durch die 1845 vollendete Schloßkirche mit ihren zwei Spitzthürmen, sehr wesentliche Verschönerungen erhalten. Von dem Thurme, welcher den ganzen Bau überragt, hat man die herrlichste Aussicht auf den Rhein. In dem mit Geschmack verzierten Innern befinden sich Oel- und Frescobilder, namentlich im kleinern Rittersaale sechs Frescogemälde von Hermann Stilke, Antiquitäten, Copien der im Thronsaale zu München aufgestellten Schwanthaler'schen Bildsäulen von wittelsbachschen Fürsten u. a. Im großen Rittersaale sind aufgestellt mittelalterliche Humpen, Pokale, Rüstungen, Waffen von Blücher, Kosciuszko, Hofer, Tilly, Alba u. s. w. Die Degen Napoleon's I. und Murat's sind neuerdings durch Diebstahl abhanden gekommen. Innerhalb der Ringmauern befinden sich schöne Gartenanlagen. Am 14. und 15. Aug. 1845 empfing Friedrich Wilhelm IV. zu S. den Besuch der Königin Victoria, und überhaupt war damals das Schloß der Sammelplatz vieler Fürsten und Staatsmänner. Vgl. Malten, «Schloß S.» (Frankf. a. M. 1844).

Stonehenge (spr. Stonhendsch), d. h. hängende Steine, ist der Name eines altberühmten räthselhaften Baudenkmals in der engl. Grafschaft Wilts, welches 6 engl. M. nördlich von deren Hauptstadt Salisbury mitten in der nach ihr benannten Heide, unweit vom Flecken Amesbury oder Ambresbury am Avon, dem Geburtsorte Addison's, liegt. Dasselbe besteht aus einer doppelten Reihe einen Kreis von 130 Schritt Umfang bildender, 20—22 engl. F. hoher, mehr oder weniger vierseitiger, 6—7 F. breiter, $2\frac{1}{2}$—3 F. dicker Pfeiler von ziemlich roh zugehauenen quarzigen Steinblöcken. Der innere Raum zwischen den zwei Pfeilerreihen ist 8 F. breit. In dem äußern Kreise stehen noch 23 Pfeiler, während 7 liegen; in dem innern stehen 11 und liegen 8 ganze, während 21 zerbrochene umherliegen. Je zwei Pfeiler der äußern Reihe sind oben durch ein Querstück verbunden, jedoch nicht mehr alle; auch die Pfeiler in der innern Reihe, die übrigens kleiner sind, haben einst solche Quersteine getragen. Im Mittelpunkte des 300 F. im Umfange messenden kleinern Kreises sieht man die Fraction eines Ovals, das 52 F. im kürzesten und 55 F. im längsten Durchmesser hat, und dessen 10 aufrechtstehende Pfeiler mit ihren Querpfosten fünf große Thore oder Trilithen bilden; außerdem eine Anzahl kleiner, ganz oder zum Theil umgestürzter Pfeiler. Das offenbar von Menschenhänden aufgerichtete Werk macht auf der weiten, nackten, mit vielen rundlichen, Bronzegeräthe enthaltenden Grabhügeln erfüllten Heide, der Salisbury-Plain, einen wunderſamen Eindruck und ist immer noch ein ungelöstes Räthsel. Dem Anscheine nach sind die S. die erste Anlage eines unvollendet gebliebenen, nach andern eines gewaltsam zerstörten Werks, welches die Einbildungskraft der brit. Alterthumsforscher über die Gebühr vergrößert hat. Die Bausteine sind meist Granit, nur einige Sandstein. Aber weit und breit gibt es in dieser Gegend weder diesen noch jenen, sondern nur mit dem Kreideboden vermischte Feuersteine, und davon findet sich nicht ein einziger im Bau. Am wahrscheinlichsten ist das Werk der Ueberrest eines altbrit. Druidentempels.

Stör (Acipenser), eine Gattung der Schmelzschupper (Ganoiden), zeichnet sich durch einen verlängerten eckigen und mit Längsreihen von Knochenschildern besetzten Rumpf, gepanzerten Kopf mit spitzer Schnauze, durch deutlichen Kiemendeckel, ein zahnloses, auf der Unterseite weit hinter der Schnauze gelegenes, vorstreckbares Maul und durch Bartfäden unter der Schnauze aus. Das Skelet ist knorplich, die Kiemenhaut hat keine Strahlen. Diese Fische, welche meistens von sehr ansehnlicher Größe sind, steigen periodisch aus dem Meere in die Flüsse hinauf, um ihren Laich abzusetzen; wegen ihres guten Fleisches, ihres Rogens und ihrer Schwimmblase, welche letztere den Caviar (s. d.) und die Hausenblase oder den Fischleim geben, machen sie einen wichtigen Gegenstand der Fischerei aus. Im westl. Europa selten, werden sie nach Osten zu häufiger und sind Hauptgegenstand der Fischereien auf den südruss. Flüssen und Meeren. Der gemeine S. (A. Sturio) lebt in allen europ. Meeren, geht im Rhein bis Basel und in der Donau bis Ulm hinauf, findet sich aber am häufigsten in Rußland. Er wird etwa 6 F. lang und 200 Pfd. schwer, trägt zwischen den großen Knochenschildern kleinere Knochensternchen, ist im ganzen silberfarbig, oberseits dunkelblau gefleckt, unterseits graulich-braun gefleckt. Er zeigt sich ziemlich träge und nährt sich von kleinen Fischen, Muscheln und Insektenlarven. Sein dem Kalbfleische ähnliches Fleisch ist wohlschmeckend, gilt aber für schwer verdaulich; es wird frisch, marinirt und getrocknet gegessen. Zu dieser Gattung gehören ferner die Sewruga oder der langrüsselige S. (A. stellatus), der Sterlet (A. Ruthenus), dessen Fleisch als das feinste gilt, der aber nicht über 3 F. lang wird, und der Hausen (A. Huso), welche gleichfalls Caviar und Hausenblasen geben. Der letztere ist durch seine Größe ausgezeichnet, indem er nicht selten 24 F. lang und 1000—1500 Pfd. schwer ist.

Storax ist der Name eines wohlriechenden Harzes, welches von verschiedenen exotischen Bäumen abstammt. Der gemeine S. oder Körnerstorax (Styrax in granis, Styrax albus) kommt von dem gebräuchlichen Storaxbaume (Styrax officinalis L.), der im Orient und südl. Europa wächst, jedoch im südl. Europa noch kein solches Harz gibt. Dieser S. besteht aus weichen, zusammengeklebten, durchscheinenden Körnern von vanillenartigem Geruch und bittersüßem Geschmack. Eine andere Sorte ist der Mandelstorax (Styrax amygdaloides oder in massis) eine puddingartige, braune, glänzende, viele helle Körner einschließende Masse, eine dritte die Scobs storaxina, aus S. und Sägespänen bestehend. Alle diese Sorten kommen blos aus dem Orient, besonders aus Syrien und Palästina. Der S. wird als reizendes Heilmittel gebraucht. Früher wandte man ihn auch innerlich an, jetzt wird er aber fast nur noch äußerlich in Pflaster- und Salbenform und besonders zu Räucherungen benutzt. Flüssiger S. (Storax liquidus, Ambra liquida) heißt ein Balsam, welcher von dem amerikanischen Amberbaum (Liquidambar styraciflua L.), wahrscheinlich durch eine Art trockener Destillation der zerschnittenen Zweige, gewonnen wird. Er ist dick und zähe, aschgrau ins Röthliche oder bräunlich, manchmal fast schwarz, riecht stark storaxartig, schmeckt stark gewürzhaft und bitterlich und wird zu Räucherkerzen und als Balsam verwendet. In Europa dürfte er wol kaum unverfälscht zu erhalten sein.

Storch (Ciconia), eine Gattung von Wadvögeln, zeichnet sich durch die langen, oberhalb des Fersengelenks weit hinauf nackten Beine, welche überall mit netzartig gegitterter Haut bedeckt sind, und durch einen langen, kegelförmigen, geraden Schnabel aus. Von dieser Gattung kommen in Deutschland zwei Arten vor: der schwarze S. (C. nigra), der sich durch sein schwarzbraunes Gefieder unterscheidet und sich in Osteuropa, seltener in Deutschland findet, und der weiße S. (C. alba), bei welchem Schnabel und Füße roth sind und das Gefieder, bis auf die schwarzen Schwingen und Schulterfedern, weiß ist. Dieser allbekannte Vogel ist ein Zugvogel, welcher beinahe über den ganzen Raum der drei östl. Welttheile verbreitet ist und fast überall gern gesehn wird, ja zuweilen selbst eine abergläubische Achtung genießt, indem manche Menschen meinen, daß er durch sein Nest das Haus gegen Blitz und andere Feuersgefahr schütze. Besonders wird er von den mohammed. Völkern geachtet, weil er zur Verminderung schädlicher Reptilien viel beiträgt. In Deutschland trifft er im Febr. und März ein und bezieht sogleich sein ehemaliges Nest wieder, welches aus groben Reisern und Holzstücken auf Bäumen oder Häusern errichtet ist. Er liebt ausgedehnte, wasserreiche und von Sümpfen unterbrochene Ebenen, und ist deshalb in Holland, Ostfriesland und in Niedersachsen am zahlreichsten vorhanden, dagegen fehlt er in England. Da er nicht verfolgt wird, so hat er Zutrauen zu den Menschen gewonnen und nähert sich ungescheut ihren Wohnungen. Bekannt ist sein gravitätischer Gang wie auch sein ausgezeichnetes Flugvermögen. Er verzehrt zwar auch Fische, besonders aber Frösche, Eidechsen, Landschlangen, nackte Schnecken, Regenwürmer, Feldmäuse, Maulwürfe, wie auch

Inſekten und wird dadurch ſehr nützlich, jedoch verſchlingt er auch öfters die Neſtlinge der kleinen Landvögel, welche er antrifft. Die Zahl der Eier beträgt 4—5; ſie ſind weiß, ungefleckt und gegen 3 Zoll lang. Ausgewachſen iſt der S. ſtumm und erſetzt die Stimme blos durch das Klappern ſeines Schnabels, indem er die Kiefern zuſammenſchlägt; nur die jungen Störche im Neſte bringen eine Art Zwitſchern hervor. Jung aufgezogen, iſt der S. leicht zu zähmen und kann lange erhalten werden. Von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende mißt er ziemlich $3\frac{1}{2}$ F. und in gewöhnlicher Stellung ſteht er 4 F. hoch. Aehnliche Arten kommen in Südamerika vor; in Afrika und Aſien wird die Gattung durch die häßlichen Kropfſtörche (Leptopilus) vertreten, mit faſt nacktem Halſe, von welchen eine Art, der Marabu, jetzt häufig in Thiergärten angetroffen wird.

Storch (Ludwig), deutſcher Schriftſteller, wurde 14. April 1803 in Ruhla im Thüringerwald geboren. Reiche Familienüberlieferungen aus früherer Zeit und bittere Erlebniſſe der eigenen Jugend machten die widerſprechendſten und gewaltſamſten Eindrücke auf ſein poetiſches Gemüth. Er ſollte Kaufmann werden, ſetzte es aber nach mancherlei Abenteuern durch, daß er im Alter von 16 J. und ohne alle Vorkenntniſſe in die unterſte Klaſſe des gothaer Gymnaſiums aufgenommen wurde. Oekonomiſche Bedrängniß trieb ihn ſchon hier, für den Druck zu arbeiten. Nachdem er noch das Gymnaſium zu Nordhauſen beſucht, begann er 1823 in Göttingen das Studium der Theologie und Philologie, das er, ſchon verheirathet, ſeit 1825 in Leipzig fortſetzte. Doch wurde er mehr und mehr zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit gedrängt, die er ſeit 1828 zu Stuttgart in Verbindung mit Spindler betrieb. Seit 1830 wieder in Gotha lebend, führte er 1840 den lange gehegten Plan aus, eine eigene Buchdruckerei und Verlagshandlung zu gründen, welcher aber in einen langwierigen Concursproceß auslief. Körperliche Leiden und Verluſt des Gehörs trübten mehr und mehr ſeine Lage. Ein 1850 von ihm in Nordhauſen gegründeter Kindergarten wurde von der preuß. Regierung geſchloſſen. Seitdem lebte er in Georgenthal und Waltershauſen am Thüringerwalde, bis er ſich 1855 nach Baireuth wandte, wo er in der Altſtadt auf einer kleinen Beſitzung Landwirthſchaft trieb. Doch ſchon 1856 ging er nach Oberungarn, von wo er 1857 auf Veranlaſſung des Buchhändlers Ernſt Keil nach Leipzig überſiedelte. Hier wurde er 1858 ohne Angabe eines Grundes polizeilich ausgewieſen und ihm die Rückkehr nach Sachſen unter Androhung ſchwerer Strafen verboten. Nachdem er hierauf einige Zeit auf einem von ihm erkauften kleinen Anweſen in der Nähe Bambergs gelebt, hielt er ſich in Regensburg, in Holſtein und Würzburg auf, bis er ſich 1866 als Penſionär der Schillerſtiftung in dem Flecken Kreuzwertheim am Main niederließ. S. iſt ein nicht unbedeutendes Talent, das aber nie zu ſtetiger und gründlicher Entwickelung gelangte. Unter der großen Anzahl ſeiner Romane und Novellen, die neuerdings auch in einer Auswahl geſammelt erſchienen (31 Bde., Lpz. 1855—62), ſind beſonders die hiſtoriſchen nicht ohne Verdienſt. So ſind zu nennen «Kunz von Kaufungen» (3 Bde., Lpz. 1827), «Der Freiknecht» (3 Bde., Lpz. 1830), «Max von Eigl» (3 Bde., Lpz. 1844), «Ein deutſcher Leineweber» (9 Bde., Lpz. 1846—49), «Leute von geſtern» (3 Bde., Lpz. 1853), «Die Königin» (4 Bde., Lpz. 1858 fg.) u. ſ. w. Die Sammlung von S.'s «Gedichten» (Lpz. 1854) enthält mehrere vorzügliche lyriſche Dichtungen. Seine entſchiedene Vorliebe für ſein Heimatsland Thüringen bekundete er unter anderm in der «Thüringiſchen Chronik» (Gotha 1841—43) und in dem «Wanderbuch durch den Thüringerwald» (2. Aufl., Gotha 1851).

Storchſchnabel oder Pantograph nennt man ein Inſtrument, deſſen man ſich bedient, um Zeichnungen in großem Maßſtabe auf einen kleinern mit Genauigkeit zu reduciren. Der Erfinder dieſes Inſtruments war der Jeſuit Chriſtoph Scheiner, geſt. 1650, welcher daſſelbe 1631 in einem eigenen Werke, «Pantographia, seu ars delineandi res quaslibet», beſchrieb. Nach ihm wurde das anfangs ziemlich rohe Inſtrument mannichfach verbeſſert, und es hat in der neueſten Zeit eine ſo große Vollkommenheit erlangt, daß der Pantograph die Reduction nicht allein mit mathem. Genauigkeit und Schärfe liefert, ſondern zugleich ſo eingerichtet iſt, daß er dieſe Reduction verkehrt auf die Kupferplatte radirt und gleichzeitig rechts auf ein untergelegtes Blatt Papier zeichnet. Man hat die Pantographen nach ſehr verſchiedenartigen Syſtemen gebaut, alle aber laſſen ſich auf den einfachen Satz der Aehnlichkeit der Dreiecke zurückführen, nach welchem Dreiecke und überhaupt Figuren ähnlich ſind, ſobald ihre Umfangslinien gegenſeitig parallel laufen. Die am meiſten gebräuchlichen Pantographen beſtehen aus einem aus Linealen zuſammengeſetzten Parallelogramm, das in ſeinen Ecken beweglich iſt, ſodaß durch Verſchiebung der Lineale in dieſen Ecken jedes beliebige Parallelogramm gebildet werden kann. Der eine Eckpunkt deſſelben ſteht feſt auf einer Unterlage, in dem andern iſt ein Stift befeſtigt, welchen man über die Contouren der

zu redneirenden Zeichnung führen kann. Unter den beiden übrigen Ecken befinden ſich Laufrollen, welche das Inſtrument in wagerechter Lage erhalten, aber allerdings durch ihre Reibung die Führung deſſelben erſchweren. Parallel mit zwei Seiten des Inſtruments liegen zwei kleinere Lineale, deren Endpunkte einerſeits um Drehpunkte an dem großen Parallelogramm beweglich, andererſeits miteinander verbunden ſind. In ihrem Vereinigungspunkte wird ein Zeichenſtift dergeſtalt befeſtigt, daß er ſich genau in der Richtung der Diagonale befindet, welche durch den Fixpunkt und den Führungsſtift geht, und es iſt klar, daß vermöge des Parallelismus der Lineale dieſer Stift auch immer in der Diagonale jedes andern, durch die Verſchiebung gebildeten Parallelogramms liegen und alſo auch ſtets ſich mit dem Führungsſtift parallel bewegen muß. Jede Figur, welche man mit dem Führungsſtift beſchreibt, wird alſo vollkommen parallel, alſo ähnlich, von dem Zeichenſtift wiedergegeben. Beſchreibt man damit einen Kreis um den Fixpunkt, ſo wird auch die wiedergegebene Figur ein Kreis ſein, aber um ſo kleiner, je näher der Zeichenſtift dem als Mittelpunkt dienenden Fixpunkt ſteht. Da ſich aber die Kreiſe wie ihre Halbmeſſer verhalten, ſo werden ſich auch, da alle Punkte der gezeichneten Figuren als in den Umfängen ſolcher Kreiſe liegend gedacht werden können, dieſe Figuren zueinander verhalten müſſen wie die relative Entfernung des Führungsſtifts und des Zeichenſtifts vom Fixpunkt, ſodaß, wenn der Zeichenſtift auf der Hälfte der Diagonale ſteht, die reducirte Figur genau halb ſo groß dem Längenmaße und ein Viertel ſo groß dem Flächenraume nach iſt als die Originalfigur. Sonach kann man in Bruchtheilen der Diagonale allemal das Reductionsverhältniß im voraus beſtimmen. Damit der Zeichenſtift aber ſtets gehörig in die Diagonale gebracht werden kann, müſſen die zwei kleinen Lineale verkürzt und verlängert, dem Fixpunkte näher oder ferner geſetzt werden können, wozu die maßgebenden Punkte auf den Linealen für die rationalen Verhältniſſe aufgetragen ſind, für die irrationalen aber durch ein einfaches mechan. Verfahren leicht gefunden werden können.

Storchſchnabelgewächſe, ſ. Graniaceen.

Storthing, norweg. Reichsverſammlung, ſ. Norwegen.

Störungen (aſtronomiſch), ſ. Perturbationen.

Story (Joſeph), berühmter amerik. Rechtsgelehrter, geb. 18. Sept. 1779 in Marblehead bei Boſton, ſtudirte zu Cambridge, wo er 1798 promovirte und erwarb ſich früh den Ruf eines tüchtigen Advocaten. 1806 wurde er Mitglied des Repräſentantenhauſes von Maſſachuſetts, bald darauf Sprecher deſſelben und 1809 Mitglied des Congreſſes in Waſhington. 1811 übertrug ihm der Präſident Madiſon das Amt eines Richters am oberſten Bundestribunal der Vereinigten Staaten. Bisher eins der Häupter der demokratiſchen Partei, zog er ſich jetzt ganz von der Politik zurück, um ſich ausſchließlich den Pflichten ſeines Berufs zu widmen, denen er mit Eifer und hohem Erfolg oblag. Seit 1829 übernahm er zugleich die Profeſſur der Jurisprudenz an der Harvard-Univerſität zu Cambridge und hielt hier Vorleſungen über Naturrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, See- und Handelsrecht. Seine Lehrbücher gelten in Amerika wie in England für claſſiſch, namentlich die «Commentaries on the constitution of the United States» (3 Bde., 3. Aufl., Boſt. 1858; deutſch im Auszuge, Lpz. 1838), die ſich durch philoſ. Geiſt und eine klare, verſtändliche Schreibart auszeichnen; ferner «On the law of bailments» (7. Aufl., Boſt. 1863), «Equity jurisprudence» (2 Bde., 8. Aufl., Boſt. 1861) und «Equity pleadings» (7. Aufl., Boſt. 1865); «Law of agency» (6. Aufl., Boſt. 1863), «Law of partnership» (5. Aufl., Boſt. 1859), «Law of promissory notes» (5. Aufl., Boſt. 1859) und «Law of bills of exchange» (4. Aufl., Boſt. 1860; deutſch von Treitſchke, Lpz. 1845); endlich die trefflichen «Commentaries of the conflict of laws» (6. Aufl., Boſt. 1865). Außer einigen Gedichten veröffentlichte S. 1835 auch eine Sammlung vermiſchter Schriften («Miscellaneous writings, literary, critical, juridical and political», neue Aufl., Boſt. 1845), welche für die Gelehrſamkeit, den Scharfſinn und den Geſchmack des Verfaſſers das günſtigſte Zeugniß ablegen. Er ſtarb 10. Sept. 1845 zu Cambridge. Seine Lebensbeſchreibung nebſt einer Auswahl aus ſeiner Correſpondenz wurde von ſeinem Sohne herausgegeben (Lond. 1851).

Stoſch (Phil., Baron von), ein verdienſtvoller Kunſtfreund, geb. 22. März 1691 zu Küſtrin, widmete ſich den theol. und humaniſtiſchen Studien zu Frankfurt a. d. O. und ſuchte dann auf Reiſen durch Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien die Kenntniß der alten Kunſtdenkmäler, die ſpäter die Hauptaufgabe ſeines Lebens blieb, weiter auszubilden. Vor allem beſchäftigte er ſich mit den geſchnittenen Steinen, in deren Beurtheilung er ſich eine große Sicherheit erwarb. Später lebte er als engl. Agent in Rom und ſeit 1731 in Florenz, wo er, von einem bedeutenden Vermögen unterſtützt, einen ungemein reichen Schatz von Kunſtſachen aller Art zuſammenbrachte. Er ſtarb daſelbſt 7. Nov. 1757. Berühmtheit erlangten S.'s

Sammlungen erſt nach ſeinem Tode, namentlich durch Winckelmann. Landkarten, Kupferſtiche, Zeichnungen (zuſammen 324 Folianten, die ſich jetzt in der kaiſerl. Bibliothek zu Wien befinden), Bronzen, alte und neue Münzen, beſonders aber geſchnittene Steine fanden darin ihre Stelle. Die Schwefelabgüſſe alter Gemmen beliefen ſich auf 14000 Stück. Den danach zuſammengeſtellten muſterhaften Katalog gab Winckelmann unter dem Titel «Description des pierres gravées du feu Baron de S.» (Florenz 1760) heraus, nachdem S. ſelbſt ſchon früher die Schrift «Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insignitae» (Amſterd. 1724) bekannt gemacht hatte. König Friedrich II. kaufte 1770 S.'s Hauptſammlung, beſtehend aus 3444 Intaglios, alten Steinen und Paſten, mit Ausnahme der etruriſchen Gemmen, die nach Neapel verkauft waren, von deſſen Erben Muzel-Stoſch für 30000 Thlr. Der Prinz von Wales erſtand die Sammlung von Abgüſſen neuerer Münzen für 1000 Dukaten. Eine überaus reiche Sammlung Schwefelabgüſſe alter Steine, über 28000 Stück, kam in der Folge in Taſſie's Beſitz. Von den von dem Kupferſtecher J. A. Schweickardt 1775 begonnenen Kupferabdrücken der S.'ſchen Sammlung erſchien nur das erſte Heft in ſechs Blättern. Eine gute Auswahl von Gemmen aus dem S.'ſchen Cabinet findet ſich in Schlichtegroll's «Dactyliotheca Stoschiana» (2 Bde., Nürnb. 1797—1805).

Stoß. Wenn zwei ſtarre Körper, von denen wenigſtens einer in Bewegung ſein muß, zuſammentreffen, ſo erfolgt ein S. Dieſer heißt *gerade*, wenn die Richtung der Bewegung ſenkrecht auf die Berührungsebene der ſich ſtoßenden Körper iſt, im Gegentheil *ſchief*; ferner *centrал*, wenn die Richtung der Bewegung durch den Schwerpunkt der Maſſen geht, im Gegentheil *excentriſch*. Die Erſcheinungen beim S. ändern ſich ſehr nach der Beſchaffenheit der Körper ab, je nachdem ſie elaſtiſch ſind oder nicht, und die Geſetze derſelben laſſen ſich auf allgemeine Weiſe nur durch mathem. Formeln ausdrücken. Hier genüge es, die einfachſten Fälle des geraden und des centralen S. zweier Kugeln von gleicher Maſſe zu betrachten. Sind beide Kugeln hart und vollkommen unelaſtiſch, ſo laufen, wenn die eine Kugel vor dem S. ruht, nach dem S. beide mit der Hälfte der Geſchwindigkeit, welche die ſtoßende hatte, nach der Richtung der bewegten fort; ſtoßen ſie mit entgegengeſetzt gerichteter Bewegung aneinander, ſo laufen beide nach dem S. mit der halben Differenz ihrer Geſchwindigkeiten nach der Richtung fort, welche die ſchneller laufende hatte, ſodaß, wenn ſie mit gleicher Geſchwindigkeit aufeinander ſtoßen, nach dem S. beide Kugeln ſtehen bleiben; eilt endlich die eine Kugel der andern nach und ſtößt auf ſie, ſo laufen beide nach dem S. mit der halben Summe ihrer frühern Geſchwindigkeiten in der bisher verfolgten Richtung fort. Sind beide Kugeln vollkommen elaſtiſch, ſo geſchieht ſtets eine Verwechſelung der Geſchwindigkeiten der aneinander ſtoßenden Kugeln. Wenn daher die eine Kugel ruht, bevor die andere ſie trifft, ſo wird nach dem S. die erſtere die Geſchwindigkeit und Richtung der zweiten annehmen, dafür aber die zweite in Ruhe verſetzt werden; ſtoßen beide Kugeln in entgegengeſetzter Richtung aufeinander, ſo werden ſie mit verwechſelten Geſchwindigkeiten voneinander zurückſpringen; und ſtoßen ſie, nach derſelben Richtung laufend, aufeinander, ſo wird die vorausgehende, zuvor langſamere, nach dem S. die Geſchwindigkeit der nachfolgenden annehmen, und umgekehrt. Trifft ein vollkommen elaſtiſcher Körper gegen eine widerſtehende Ebene, ſo ſpringt er unter demſelben Winkel zurück, unter welchem er auffiel. Am beſten eignen ſich zu den angegebenen Verſuchen Kugeln aus Elfenbein. Hängt man mehrere elaſtiſche Kugeln von gleichem Durchmeſſer an Fäden ſo nebeneinander auf, daß ihre Mittelpunkte in einer geraden Linie liegen, hebt die erſte Kugel der Reihe ſeitwärts auf und läßt ſie gegen die übrigen ruhenden herabfallen, ſo pflanzt ſich der S. augenblicklich durch die ganze Reihe der Kugeln fort und die letzte Kugel in derſelben ſpringt mit derſelben Geſchwindigkeit ab, mit welcher die erſte auffiel. Hebt man mehr als eine Kugel auf und läßt ſie gegen die übrigen fallen, ſo ſpringen ſo viele Kugeln ab, als man fallen ließ, weil die herabfallenden nacheinander die Reihe treffen und jede durch ihren S. gegen die Reihe eine Kugel am Ende fortſtößt. Klebt man die Kugeln, welche herabfallen ſollen, mit Wachs zuſammen, ſodaß ſie nur Eine Maſſe bilden, ſo ſpringt am andern Ende der Reihe nur eine Kugel, aber mit vergrößerter Geſchwindigkeit ab.

Stoß (Veit), Bildhauer, Bildſchnitzer und Kupferſtecher, einer der hervorragendſten Künſtler aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrh., wurde wahrſcheinlich von deutſchen Aeltern in Krakau um 1440 geboren. Sein Name wenigſtens kommt viel früher und öfter in Nürnberg vor. Nach dieſer Stadt ſiedelte auch Veit S. über und verbrachte dort den Reſt ſeines Lebens. Die Hauptwerke ſeiner Hand befinden ſich jedoch in Warſchau und deſſen Nachbarſchaft. Dahin gehört vor allem das Grabmonument des Königs Kaſimir Jagello von Polen; ferner der große Altar in der Frauenkirche zu Krakau, an welchem er von 1477 an zwölf Jahre lang

arbeitete; endlich das Grabmal des Erzbischofs Olesznicza im Dome zu Gnesen. Von seinen erhaltenen Arbeiten in Nürnberg sind hervorzuheben: der Englische Gruß in der Lorenzkirche, ein Crucifix in St.-Sebald, eine Krönung der Maria und ein sog. Rosenkranz, figurenreiches Relief in der Sammlung des Rathhauses. S. übertraf vielleicht alle deutschen Zeitgenossen an Großartigkeit der Charakteristik, verband damit aber eine gewisse ungraciöse Manier, namentlich in der Gewandung, die sich auch in seinem Charakter geltend machte. Er starb 1533 in hohem Alter. Seine Kupferstiche gehören zu den größten Seltenheiten.

Stottern, s. Stammeln und Stottern.

Stourdza, s. Sturdza.

Stowe, ein Dorf in der engl. Grafschaft und 3 Miles nordwestlich der Stadt Buckingham gelegen, berühmt wegen des daselbst befindlichen prächtigen Palastes, großartigen Parks und herrlichen Gestütes, war bis 1848 der fürstl. Landsitz des Herzogs von Buckingham, bei dessen in jenem Jahre erfolgtem Bankrott das Gestüt, das kostbare Mobiliar, die Bibliothek, Gemäldesammlung und andere Kunstschätze versteigert, der Palast selbst aber, der als Familienmajorat nicht veräußert werden durfte, zum Besten der Gläubiger vermiethet wurde. Die Façade des Palastes ist 900 engl. F. lang, die Halle mit Marmorsäulen und Statuen geschmückt. Der Park, einer der schönsten Englands, enthält großartige Wasserwerke, einen 70 F. hohen Obelisk, eine 170 F. hohe Säule mit herrlicher Aussicht, dem Andenken Cobham's geweiht, die Palladische Brücke, eine Menge Tempel, worunter der Tempel berühmter Briten mit ihren Büsten und der Tempel der Freundschaft mit der Büste des Lord Temple bemerkenswerth sind.

Stowe (Harriet), gewöhnlich Beecher-Stowe, amerik. Schriftstellerin, ist die Tochter des Pastors Lyman Beecher. Sie wurde 15. Juni 1812 zu Litchfield in Connecticut geboren, erhielt eine gute Erziehung und bildete sich für das Lehrfach. Schon früh unterstützte sie ihre ältere Schwester Katharina zu Boston in der Leitung einer Töchterschule. Als der Vater nach dem Westen ging, begleiteten ihn die Schwestern und eröffneten eine ähnliche Anstalt in Cincinnati. Hier verheirathete sich Harriet 1836 mit Calvin E. Stowe, Professor der biblischen Literatur an dem Seminarium, dem ihr Vater vorstand, und Uebersetzer von Jahn's Werk «Ueber den hebr. Staat» (1828). In ihren Mußestunden schrieb S. Aufsätze über verschiedene Gegenstände, Erzählungen und Novellen für Magazine und Zeitungen, die 1843 zum Theil unter dem Titel «The Mayflower» (nach dem Namen des Fahrzeugs, auf welchem die ersten Puritaner oder sog. Pilgerväter von Europa nach Amerika schifften) erschienen. Ihre Schriften, in welchen sich ein hoher und von warmer Religiosität erfüllter Sinn äußerte, fanden Beifall, ohne ihr jedoch besondern Ruhm zu bringen. Unterdessen war sie Zeuge der traurigen Scenen, welche, durch die Nähe der Sklavenstaaten veranlaßt, in Cincinnati vor sich gingen. Die Sklavenhalter aus Kentucky, von der Hefe des Volks unterstützt, griffen mehr als einmal das von Schwarzen bewohnte Stadtviertel an, ermordeten die Einwohner oder führten sie in die Knechtschaft zurück. S. und ihr Gatte, welche ihren Abscheu gegen diese Greuel laut aussprachen, sahen sich als Abolitionisten angefeindet und selbst ihr Leben bedroht. Das Lane-Seminarium mußte eingehen, und das Ehepaar zog sich 1850 nach den östl. Staaten zurück, wo der Professor S. den ihm angetragenen Lehrstuhl der biblischen Literatur am theol. Collegium zu Andover im Staate Massachusetts annahm. Seine Gattin veröffentlichte in der von Bailey in Washington herausgegebenen «National Era» eine Reihe von Skizzen, bei welchen ihr das Erlebte zur Grundlage diente und welche 1852 in Boston gesammelt als «Uncle Tom's cabin» erschienen. Das Werk erregte beispielloses Aufsehen. In Amerika allein wurden 400000 Exemplare abgesetzt, in England erschienen zahlreiche Nachdrücke, außerdem aber wurde es in fast alle europ. und selbst in einige asiat. (arab. und armen.) Sprachen, am vielfältigsten ins Deutsche übertragen. Infolge der vielfachen Verketzerungen, welche dieser warmen Apologie für die Emancipation der Sklaven folgten, bewies die Verfasserin durch die Veröffentlichung eines besondern «Schlüssels» («Key to Uncle Tom's cabin», Bost. und Lond. 1853), daß der Stoff zu ihren Darstellungen oft bis in die kleinsten Details aus dem Leben entlehnt sei. Außerdem hat man von ihr einige religiöse Schriften, als «Four ways of observing the sabbath» (2. Aufl., Liverp. 1853), und geistliche Lieder. Im Sommer 1853 besuchte sie mit ihrem Gatten Europa und wurde von dem Publicum mit aufrichtiger Theilnahme, von den religiös-philanthropischen Vereinen aber, namentlich in London und Glasgow, mit großartigen Demonstrationen empfangen. Eine Schilderung dieser Reise ließ sie nach ihrer Rückkehr unter dem Titel «Sunny memoirs of foreign lands» (2 Bde., Bost. und Lond. 1854) erscheinen. 1855 besuchte sie England zum zweiten mal. Seit ihrer Rückkehr veröffentlichte sie mehrere Novellen «Dred, a tale of the dismal swamp» (Bost. 1856), «The

minister's wooing» (Boſt. 1859), worin ſie das Leben in Neuengland im vorigen Jahrhundert ſchildert; «Agnes of Sorrento», «The pearl of Orr's Island» u. ſ. w. In «The chimney comer» (1868) ſuchte ſie für die rechtliche Gleichſtellung ihres Geſchlechts zu wirken.

Strabo, griech. Strabon, berühmter griech. Geograph, aus Amaſeia im Pontos, lebte unter Auguſtus und Tiberius, etwa bis zum J. 25 n. Chr. Seine Bildung genoß er hauptſächlich in Alexandria, wo er ſich zuerſt dem Peripatetiker Boëthos aus Sidon anſchloß, dann aber durch Athenodoros von Tarſos für die ſtoiſche Philoſophie gewonnen wurde, deren treuer Anhänger er bis an ſein Lebensende blieb. Er bereiſte einen großen Theil der damals bekannten Erde, von Armenien im Oſten bis nach der Küſte Etruriens im Weſten, vom Schwarzen Meere im Norden bis zu den Grenzen Aethiopiens im Süden; doch ſcheinen dieſe ſeine Reiſen zum großen Theile bloße Küſtenfahrten geweſen zu ſein, ohne daß er tiefer in das Innere der von ihm beſuchten Länder eingedrungen iſt. Nach Vollendung ſeiner Reiſen verfaßte er zunächſt ein uns verlorenes hiſtor. Werk, «Hiſtor. Denkwürdigkeiten» betitelt, in 43 Büchern, das, an das Geſchichtswerk des Polybius (ſ. d.) ſich anſchließend, wenigſtens bis auf Cäſar's Tod herabging; dann das bis auf das ſiebente Buch, von welchem wir nur einen Auszug beſitzen, erhaltene geogr. Werk, «Geographika» betitelt, in 17 Büchern, von denen das erſte und zweite nach einer hiſtor. Einleitung über die frühern Geographen (unter denen er verkehrterweiſe den Homer voran und am höchſten ſtellt) die mathem. und phyſiſche Geographie, das dritte bis ſiebzehnte die Chorographie, von Spanien anhebend und mit dem weſtl. Afrika ſchließend, behandelt. Außer den auf ſeinen eigenen Reiſen gemachten Beobachtungen hat er beſonders die geogr. Werke des Eratoſthenes, Artemidoros, Hipparchos und Timoſthenes, für die Topographie auch die hiſtor. Werke des Ephoros und Polybios benutzt, freilich nicht immer mit richtiger Kritik, wie er denn ſeinen bedeutendſten Vorgänger, den Eratoſthenes, öfters mit Unrecht tadelt und die Bedeutung der Homeriſchen Gedichte für die wiſſenſchaftliche Geographie ungebührlich überſchätzt. Die beſte kritiſche Ausgabe des Werks iſt die von Kramer (3 Bde., Berl. 1844—52), die beſte Handausgabe die von Meineke (3 Bde., Lpz. 1851—52); eine Ausgabe mit lat. Ueberſetzung und Karten lieferten C. Müller und F. Dübner (2 Bde., Par. 1853—57). Für die Sacherklärung iſt die auf Befehl Napoleon's I. von de la Porte du Theil, Korais und Goſſelin veranſtaltete franz. Ueberſetzung (5 Bde., Par. 1805—19) noch jetzt brauchbar. Von deutſchen Ueberſetzungen ſind die von Groskurd (4 Bde., Berl. 1831—34) und die von Forbiger (7 Bdchn., Stuttg. 1856—58) zu erwähnen.

Strachwitz (Moritz, Graf von), deutſcher Dichter, geb. 13. März 1822 zu Peterwitz in Schleſien, widmete ſich zu Breslau und Berlin juriſt. Studien und arbeitete dann einige Zeit als Referendar beim Kreisgericht in Grottkau. Nachdem er Schweden und Norwegen bereiſt, lebte er als öſterr. Kammerherr auf ſeinem Gute Schebetau in Mähren, bis er, kaum 25 J. alt, 11. Dec. 1847 zu Wien auf der Rückreiſe aus Italien ſtarb. S. hat nur zwei Sammlungen von lyriſchen und epiſch-lyriſchen Dichtungen (ſpäter vereinigt, 4. Aufl., Bresl. 1858), die «Lieder eines Erwachenden» (Bresl. 1846; 5. Aufl. 1854) und «Neue Gedichte» (Bresl. 1848; 2. Aufl. 1849), veröffentlicht, ſich aber in denſelben als Dichter von hoher Begabung bewährt. Seine Poeſien athmen zwar Sturm und Drang und feurige Leidenſchaftlichkeit, bekunden aber eine patriotiſche und kräftige, ſüßlichen Empfindungen feindſelige Geſinnung und die künſtleriſche Pflege einer ſchönen Form. In letzterer Beziehung iſt S. ein Schüler Platen's, den er auch mit Begeiſterung feiert. Als die ſchönſten unter ſeinen Dichtungen ſind die erhabene patriotiſche Hymne «Germania», die glänzende Naturſchilderung «Ein Waſſerfall» und die kernige Ballade «Hie Welf!» beſonders hervorzuheben.

Strack (Johann Heinrich), ausgezeichneter Architekt, geb. 24. Juli 1806 zu Bückeburg, erhielt durch ſeinen Vater den erſten Unterricht im Zeichnen, und faßte ſchon früh eine Vorliebe für die Baukunſt. Seine architektoniſche Bildung erlangte er durch Schinkel, unter deſſen unmittelbarſter Leitung er mehrere Jahre arbeitete. Von allen Schülern und Nachfolgern Schinkel's zeigte er ſich als der dem Meiſter congenialſte und der bedeutendſte in Hinſicht der Feinheit des künſtleriſchen Gefühls. Seine Studienreiſen machte S. mit Stüler nach England, Frankreich und Rußland und in Begleitung des damaligen preuß. Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach Italien und Sicilien. Seine gediegene Kenntniß der antiken Architektur legte er dar in der Schrift «Ueber das Theatergebäude der alten Griechen» (Potsd. 1843). Ebenſo vertraut zeigte er ſich auch mit dem mittelalterlichen Stile, und er weiß die Grazie eines durch die Antike genährten Formenſinns mit den conſtructiven Vortheilen der ſpätern Stile zu verbinden. Zur Erkenntniß mittelalterlicher Monumente trug das von ihm im Verein mit E. Meyerheim herausgegebene Werk über die «Architektoniſchen Denkmäler der Altmark Brandenburg», mit Text

von Kugler (Berl. 1834 fg.) weſentlich bei. Zugleich wirkte er als Lehrer an der Bauakademie zu Berlin ſehr erfolgreich und übte auch durch ſeine Theilnahme an der Herausgabe der «Vorlegeblätter für Möbeltiſchler» (1835 fg.) großen Einfluß auf das Kunſthandwerk. Andere Schriften von ihm ſind die «Ueber die Anlage von Armenverſorgungsanſtalten», ferner mit Hitzig, «Architektoniſche Details, der innere Ausbau von Wohngebäuden», dann, mit Gottgetren, «Schloß Babelsberg». Von ſeinen zahlreichen Entwürfen zu Kirchen, Paläſten, Privatgebäuden u. ſ. w., deren man manche im Album des preuß. Architektenvereins findet, ſind beſonders hervorzuheben die Pläne zur Nikolaikirche in Hamburg, die indeß nicht zur Ausführung gekommen. Zu ſeinen ausgeführten Werken gehören die in goth. Stil erbaute Petrikirche in Berlin, deren Inneres beſonders edel und harmoniſch, die Andreaskirche ebendaſelbſt, die Raczinsky'ſche Bildergalerie nebſt den damit architektoniſch verbundenen königl. Künſtlerwerkſtätten, ein Theil des Schloſſes Babelsberg, der Umbau des kronprinzlichen Palaſtes in Berlin, die Villa Borſig's in Moabit ſammt Fabrikgebäuden, Treibhaus u. ſ. w., eins der edelſten Muſterbilder geſchmackvoller Privatarchitektur; ferner Donner's Landhaus bei Altona, Blücher's Grabmonument Krieblowitz in Schleſien, die Portale der Rheinbrücke zu Köln u. a. Außerdem baute S. eine große Anzahl von Wohnhäuſern, Villen und ländlichen Wohnungsanlagen, welche alle ſich durch eine bis ins kleinſte Detail durchgeführte, ſchönſinnige und kunſtrein gehaltene Stilausprägung charakteriſiren, die ſich bis auf die Zeichnung der Möbel, Vorhänge und die ganze innere Einrichtung erſtreckt. 1862 hielt er ſich mehrere Monate in Athen auf und entdeckte, durch Aufnahmen und Berechnungen geleitet, die wohlerhaltenen Reſte des Dionyſustheaters am Südabhange der Akropolis. S. iſt Oberhofbaurath, Senatsmitglied der Akademie der Künſte und Mitglied der techniſchen Oberbaudeputation, der höchſten Baubehörde, in Berlin.

Stradella (Aleſſandro), berühmter Tonſetzer und Sänger des 17. Jahrhunderts, wurde um 1645 zu Neapel geboren. Von ſeiner Jugend- und Bildungsgeſchichte iſt nichts bekannt. Die ſpätern Schickſale des Künſtlers hat ein Zeitgenoſſe, der Arzt Bourdelot, in ſeinen handſchriftlichen Memoiren aufbehalten, aus denen ſie in deſſen Neffen Bonnet's «Muſikgeſchichte» (Par. 1715) übergingen. Hiernach war S. ſchon in Italien berühmter Muſiker, als er von der Republik Venedig engagirt wurde, für die Carnevalszeit Opern zu ſchreiben. Während er dieſem Geſchäfte oblag, gab er auch der Geliebten eines venet. Nobile Unterricht im Geſange, und Lehrer und Schülerin faßten bald eine ſo heftige Leidenſchaft zueinander, daß ſie zuſammen aus Venedig entflohen. Der Nobile ließ die Flüchtigen durch Bravos verfolgen, die gerade in Rom eintrafen, als S. im Begriff ſtand, ein Oratorium ſeiner Compoſition, «San Giovanni Battista», in der Laterankirche aufzuführen. Die Muſik machte jedoch einen ſolchen Eindruck auf die Gemüther der Mordgeſellen, daß ſie nicht nur den Liebenden ihr Vorhaben geſtanden, ſondern auch denſelben Rathſchläge ertheilten, wie ſie ſich vor der Rache des Nobile ſicherſtellen könnten. Die Liebenden wählten nun Turin. Aber auch hier ſah ſich S. von neugedungenen Bravos überfallen, die ihm auf einem Spaziergange mehrere Wunden beibrachten, während ſeine Geliebte der Sicherheit wegen in einem Kloſter weilte. Nachdem S. geneſen, heirathete er ſeine Geliebte und ging mit dieſer nach Genua, wo er unter andern ſeine Oper «La forza dell' amor paterno» zur Aufführung brachte. Am Morgen nach der Vorſtellung ereilte ihn jedoch ſein Schickſal. Der unverſöhnliche Venetianer hatte ihm zum dritten mal Bravos nachgeſandt, die den Componiſten mit ſeiner Gattin in ihrer Wohnung durch Dolchſtiche ermordeten. Es geſchah dies 1687. Außer den genannten Werken componirte S. noch viele Cantaten, Madrigalen, Kammerduetten u. ſ. w., von denen nur weniges im Druck erſchien. Die Geſchichte S.'s bildet den Gegenſtand von Flotow's Oper «Aleſſandro S.».

Stradivari oder Straduari, ein hochberühmter Geigenmacher, geb. zu Cremona 1644, war ein Schüler des Nicolo Amati (ſ. d.) und arbeitete in deſſen Werkſtatt und nach deſſen Modellen bis 1700. Dann errichtete er eine eigene Fabrik und machte ſich auch frei von der Manier ſeines Lehrherrn. Seine beſten Inſtrumente fallen in die Zeit von 1700 bis 1725 oder 1730. S. ſtarb in hohem Alter 17. oder 18. Dec. 1737. Seine Söhne, Franeesco und Omodono S., waren ebenfalls tüchtige Geigenmacher.

Strafanſtalten nennt man die zur Verbüßung von Freiheitsſtrafen getroffenen Einrichtungen, wie Gerichts- und Landesgefängniſſe, Oertlichkeiten zur Verbüßung des Feſtungsarreſtes oder der Feſtungsbauſtrafe, Arbeits- und Zuchthäuſer, Bagnos, Galeren, abgeſchloſſene Strafcolonien und Bergwerke. Sie unterſcheiden ſich untereinander theils nach der Dauer der Freiheitsſtrafen, welche in den einen und in den andern abgebüßt zu werden pflegen, theils nach der ſtrengern oder gelindern Behandlung der darin gefangen Gehaltenen, beſonders der Verbindung

von Zwangsarbeiten mit der Freiheitsentbehrung, oder der Abwesenheit jener, endlich dadurch, daß die Strafhaft in manchen derselben (z. B. den Zuchthäusern) als unbedingt entehrend angesehen wird, während dies bei andern nicht der Fall ist. (S. Gefängnißwesen.)

Strafcolonien oder Verbrechercolonien, d. h. Districte und Anstalten in auswärtigen Colonialbesitzungen oder sehr fern vom Mutterland liegenden Staatsgebieten, in welchen Verbrecher zur Strafe angesiedelt werden, besitzen Rußland in Sibirien, Großbritannien in Australien, Frankreich in Guiana, Algier und Polynesien. In Sibirien, wohin die ersten Verweisungen von Verbrechern zuerst 1754 vorgenommen wurden, sind die S., wohl zu unterscheiden von den Ansiedelungen der freiwilligen Colonisten (Schtoni Poselt'schiks), auf alle Gouvernements vertheilt, größtentheils aber in Ostsibirien, da Westsibirien in den bessern Gegenden schon ziemlich angebaut ist. Die aus Rußland Verwiesenen, die, sobald sie Sibiriens Grenze betreten, ihr früheres Leben hinter sich gelassen haben und nicht mehr als Verbrecher angesehen und daher vom Volke wie selbst in der amtlichen Sprache der Behörden nur Nest tschadni Ludi, d. h. die unglücklichen Leute, genannt werden, zerfallen in drei Kategorien: 1) Katorschniki, die schweren Verbrecher, welche, als moralisch todt betrachtet, lebenslänglich oder vielmehr auf unbestimmte Zeit zu schweren Arbeiten, zum Theil in den Bergwerken, namentlich in denen von Nertschinsk, verwendet werden; 2) Loslannyje na rabota, Verwiesene, die eine Zeit lang zu öffentlichen Arbeiten, besonders bei Salzsiedereien, Kalkbrennereien, Straßenbauten u. s. w., verwendet, dann aber, wenn sie 4—8 J. gearbeitet und sich gut gehalten haben, angesiedelt werden; 3) Loslannyje na poselenye, solche, die sogleich angesiedelt werden, indem man sie theils in den vorhandenen Dörfern unterbringt, theils für sie eigene Dörfer anlegt. — In Australien wurden die ersten S. 1788 zu Botanybai (s. d.) in Neusüdwales, dann 1803 auf Tasmanien (Vandiemensland) angelegt. Die dringenden Forderungen der Colonisten in den letzten Jahrzehnten, die Einführung von Verbrechern einzustellen, da dieselbe die Ansiedelung freier Einwanderer hindere, haben zur Folge gehabt, daß schon 1839 die Uebersiedelung von Verbrechern nach Neusüdwales von seiten der Regierung aufgehoben wurde. So ist jetzt Westaustralien allein noch eine Strafcolonie, welche zu Ende 1866 3305 Deportirte zählte, von denen 580 im Laufe dieses Jahres dahin gebracht worden waren. Die übrigen austral. Colonien haben niemals deportirte Verbrecher erhalten. Die Widerspenstigen, Unverbesserlichen und Unruhigsten unter den Deportirten wurden in besondern Strafabtheilungen vereinigt, die für die Regierung bestimmte Arbeiten vollziehen mußten. Für die Allerschlimmsten waren besondere Deportirtencolonien, die sog. Pönalstationen gegründet, in denen sie, von allen übrigen Einwohnern getrennt und der strengsten Zucht unterworfen, ganz für sich lebten. Solche Pönalstationen waren früher in Neusüdwales an der Moretonbai, in Wellingtonvalley am Macquariestrom und auf der Insel Norfolk (s. d.) im Norden von Neuseeland, auf Tasmanien, an den Häfen Macquarie und Arthur. — Die S. Frankreichs sind Cayenne (s. d.) im franz. Guiana, seit 1852 Algier (s. Lambèse) und seit 1864 Neucaledonien. (S. Deportation und Verbannung.)

Strafcompagnien sind Abtheilungen, in welche Soldaten, die zur Festungsstrafe verurtheilt sind, für die Dauer ihrer Strafzeit eingestellt und beim Festungsbau mit Arbeiten beschäftigt werden. Die Sträflinge sind meist besonders uniformirt, erhalten ihren bisherigen Sold und kehren nach Ablauf der Strafzeit zu ihren Truppentheilen zurück; doch in Preußen nur zu der Garde nicht. Mit besonderer Sorgfalt müssen die zu den S. commandirten Offiziere gewählt werden, um einerseits die Sträflinge in strengster Zucht und Ordnung zu halten, andererseits sie aber nicht durch falsche Behandlung zu Excessen zu reizen. Seitdem in Preußen 1867 auch für die zweite Klasse des Soldatenstandes die körperliche Züchtigung durch Stockschläge, welche hier noch in beschränktem Maße disciplinarisch verhängt werden durfte, gänzlich abgeschafft ist, werden Soldaten, welche durch andere Disciplinarstrafen nicht gebessert werden können, den Strafabtheilungen überwiesen.

Strafe im rechtlichen Sinne ist dasjenige gesetzliche Uebel, welches jemand wegen Uebertretung eines Strafgesetzes zugefügt wird. Diese S. sind: a) Criminalstrafen, wenn sie wegen wirklicher, auch geringer Verbrechen und Vergehen zuerkannt werden; b) Civilstrafen oder bürgerliche S., gewöhnlich um Geld, welche nicht wegen eigentlicher Verbrechen, sondern wegen anderer Rechtsverletzungen gegen den Staat oder Privatpersonen verhängt werden und wohin die Privatstrafen des röm. Rechts sowie die fiscalischen S. gehören; c) Polizeistrafen, durch die selbst unbedachte Vernachlässigungen oder Verletzungen der vorgeschriebenen Ordnung den desfalls ergangenen Vorschriften gemäß geahndet werden; d) Disciplinarstrafen oder Ordnungsstrafen zur Erzielung eines vorschriftsmäßigen Verhaltens im öffent-

lichen Dienste oder bei dem Verkehr mit Behörden. Die S. selbst können sehr verschieden sein. 1) Für die härteste S. von allen gilt die Todesstrafe. (S. Hinrichtung.) 2) Verstümmelnde S., z. B. Abhauen der Hände und Füße, der Finger, Ausstechen der Augen, Abschneiden der Ohren, Nase u. s. w., waren in ältern Zeiten sehr häufig; jetzt kommen sie in keinem civilisirten Staate mehr vor. 3) Verbannung und Landesverweisung, die letztere sonst mit körperlicher Züchtigung, Staupenschlag, verbunden. Doch ist die Landesverweisung wegen gemeiner Verbrechen, z. B. wegen Diebstahl, Betrug, Mord u. s. w., neuerdings fast unmöglich gemacht, da kein Staat sich mehr gefallen lassen wird, daß ein anderer ihm seine Verbrecher zuschiebt. 4) Oeffentliche Arbeit, verbunden mit Freiheitsverlust, in mancherlei Abstufungen. Schon die Römer hatten die Arbeit in den Bergwerken, wie Rußland in Sibirien; ferner gehören hierher die Galerenstrafe, Zuchthäuser, Festungsbau und die Kerkerstrafe in verschiedenen Graden. 5) Deportation, d. h. Verbannung an einen bestimmten Ort, ebenfalls in sehr verschiedenen Abstufungen. 6) Körperliche Züchtigung, z. B. Spießruthen, Knute, Stockprügel und Ruthenstreiche, und als Schärfung mit andern S. verbunden, z. B. der Willkommen in dem Zuchthause. 7) Verlust aller bürgerlichen Rechte oder Bürgerlicher Tod (s. d.). 8) Brandmarken oder das Aufdrücken eines unverlöschbaren Zeichens auf die Stirn oder den Rücken, theils als besondere S., theils um das Entweichen derer zu erschweren, welche zu lebenslänglicher öffentlicher Arbeit verurtheilt sind. 9) Einfache Freiheitsstrafen, wie Gefängniß, Verstrickung, d. h. das Verbot, sich von einem gewissen Orte zu entfernen, oder denselben zu betreten. 10) Ehrenstrafen, z. B. Verlust der höhern Standesrechte, des Adels, des geistlichen Standes, Ausschließen von Zünften, Verlust des Staatsbürgerrechts, der Cocarde; Infamie (s. d.), Ausstellung am Schandpfahl, Pranger, Halseisen, Reiten auf dem hölzernen Esel, Anheften des Bildes oder des Namens an den Galgen u. s. w. 11) Vermögens- und Geldstrafen, wohin auch die Confiscationen gehören. 12) Die aus Ehren- und Vermögensstrafen zusammengesetzten für öffentliche Beamte, wie Entsetzung oder Cassation, Entlassung oder Remotion, mit oder ohne Pension, Versetzung auf eine geringere Stelle und Suspension. Da die Strafgesetze nicht alle Fälle im voraus bestimmen können und manches der richterlichen Beurtheilung überlassen müssen, so zerfallen die S. in gesetzlich bestimmte und richterlich zugemessene, welche letztere man mit einem nicht sehr passenden Ausdrucke auch willkürliche oder arbiträre nennt. Hierbei werden noch absolut und relativ unbestimmte S. unterschieden, je nachdem der Richter sowol deren Art als Grad festzusetzen, oder, wofür sich die meisten neuern Gesetzgebungen entscheiden, innerhalb ihm vorgeschriebener Grenzen die angemessene S. auszumitteln hat. Außerordentliche S. wurden sonst erkannt, wenn ein beharrlich Leugnender blos durch Anzeichen (s. Indicien) überwiesen war. Er erlitt dann eine geringere S. oder ward bei todeswürdigen Verbrechen bis zur Ausführung seiner Unschuld in ein Zuchthaus, möglicherweise also auf Lebenszeit, eingeliefert. Daß sich hier die Gerichte wegen mangelhafter Ueberführung zur Bestrafung nicht ermächtigt glaubten und wegen des für trügerisch angesehenen Scheins dennoch straften, war dem Ansehen der Justizpflege nicht förderlich, und es ist deshalb neuerdings dieser Widerspruch durch Anerkennung der vollen Glaubwürdigkeit des künstlichen Beweises (s. Beweis, juristisch) beseitigt worden.

Strafford (Thomas Wentworth, Graf von), engl. Staatsmann, Miturheber und erstes Opfer der engl. Revolution, wurde 1593 aus einer alten Familie der Grafschaft York geboren. Er erwarb sich eine umfassende Bildung, erbte von seinem Vater ein großes Vermögen und trat 1621 ins Unterhaus, wo er sich der Politik Jakob's I. mit Erfolg widersetzte. Noch gewaltiger erhob er sich gegen den Hof, als 1625 Karl I. sein erstes Parlament versammelte, und 1628 brachte er die berühmte Petition of Rights (s. d.) zu Stande, wußte auch den Hof zur Bestätigung derselben zu zwingen. Der polit. Fanatismus, der nach diesem Siege aus der puritanischen Opposition hervorbrach, fand jedoch alsbald an ihm, dem staatsklugen und den Grundsätzen der bischöfl. Kirche ergebenen Manne, einen entschiedenen Gegner. Er trat mit dem Hofe in Verbindung und erhielt die Peerswürde. Nach Buckingham's Ermordung nahm ihn der König noch 1628 in den Geh. Rath auf und gab ihm das Gouvernement der Nordprovinzen, eine Art Dictatur, die Heinrich VIII. eingeführt hatte. Wentworth war jetzt im Verein mit dem Bischof Laud (s. d.) die festeste Stütze Karl's I. (s. d.), befestigte denselben in der Verletzung der Nationalfreiheiten und lud mit dieser Umwandlung den Haß des Volks auf sich. 1632 schickte ihn der König als Statthalter nach Irland. Wiewol Irland von ihm trefflich regiert ward, haßte ihn auch hier das Volk wegen seines hochfahrenden Betragens. Als 1638 die Revolution in Schottland zuerst das Haupt erhob (s. Großbritannien), drang Wentworth auf Krieg,

ſchickte dem Könige Geld und Truppen und kam ſelbſt nach England, um den Hof zum Handeln zu bewegen. Er ſchlug dem Könige vor, ſich in Irland durch Berufung des dortigen Parlaments Hülfsquellen für den Krieg gegen die Schotten zu eröffnen. Nachdem Karl I. dieſen Plan genehmigt, eilte Wentworth mit dem Titel eines Grafen von Strafford und Lord-Lieutenants von Irland in ſein Gouvernement zurück, wo er ſogleich das Parlament verſammelte und demſelben die Bewilligung reichlicher Subſidien abzwang. Kaum hatte er ſich aber nach England zurückbegeben, als das irländ. Parlament über die Behandlung in Zorn ausbrach und auf Befehl des Hofs aufgelöſt wurde. S. hatte die letztere Maßregel nicht veranlaßt und bezeichnete dieſelbe ſelbſt als den größten polit. Fehler. Er trat nun an die Spitze der Truppen in England. Doch auch hier ſah er ſeine kräftigen Entwürfe vereitelt, indem der König die Eröffnung der Feindſeligkeiten verbot, mit den eingedrungenen Schotten Unterhandlungen begann und im Oct. 1640 den Vertrag zu Rippon ſchloß. Unter dieſen Verhältniſſen legte S. ſein Amt als Statthalter von Irland nieder, blieb aber auf des Königs Bitten Befehlshaber des engl. Truppencorps, das in der Grafſchaft York lagerte. Als im Nov. 1640 das ſog. Lange Parlament zuſammentrat, begriff S. die gefährliche Lage der königl. Rathgeber und wollte nicht nach London kommen, zumal das irländ. Parlament bei dem engliſchen gegen ihn einen Antrag auf Unterſuchung ſtellte. Erſt als ihm der König verſprach, daß ihm vom Parlament auch nicht ein Haar gekrümmt werden ſollte, fand er ſich im Oberhauſe ein. Kaum war ſeine Ankunft bekannt, als Pym 11. Nov. im Unterhauſe unter großem Beifall eine heftige Anklage gegen ihn erhob, die man am nämlichen Tage ſchon den Lords mittheilte. S. wurde auf der Stelle verhaftet und in den Tower gebracht; ein gleiches Schickſal erlitt der Biſchof Laud. Andere, wie der Großſiegelbewahrer Finch, flohen ins Ausland. Der ohnmächtige und rathloſe Karl I. mußte es nun geſchehen laſſen, daß man gegen S. einen Hochverrathsproceß vor dem Oberhauſe eröffnete. Der Angeklagte ſollte den König zum Kriege gegen das Volk und zur Verletzung der öffentlichen Rechte aufgereizt haben. S. vertheidigte ſich ſo geſchickt, daß ihn die Lords freiſprechen wollten. Unglücklicherweiſe verlautete jedoch von einer Verſchwörung unter den Truppen zu Gunſten des Hofs, was die öffentliche Meinung ſehr heftig gegen S. ſtimmte. Der einzige Mann, deſſen Einfluß ihn vielleicht retten konnte, der Herzog von Bedford, ſtarb während der Verhandlungen. Ein Volkshaufe von mehr als 5000 Mann umgab täglich das Parlamentshaus und forderte die Verurtheilung, welche auch endlich von den Lords ausgeſprochen wurde. Indeſſen ſträubte ſich der König, das Todesurtheil zu unterzeichnen, und die Unruhen wiederholten ſich. S. ſchrieb eigenhändig an den König und bot ſich als Opfer an, um das Reich vor größerer Zerrüttung zu bewahren. Karl I. war ſchwach genug und unterzeichnete 8. Mai 1641 das Todesurtheil ſeines treueſten und fähigſten Dieners. Mit Ruhe legte S. 12. Mai 1641 ſein Haupt unter das Beil des Henkers. Nach ſeinem Tode gab ſein Freund Radcliffe ſeine Lebensbeſchreibung heraus. Außerdem vgl. Lally-Tolendal, «Vie du comte de S.» (mit der Tragödie gleiches Namens, 2 Bde., Lond. 1795; ohne dieſe Dichtung Par. 1814).

Strafproceß, ſ. Criminalproceß.

Strafrecht, ſ. Criminalrecht.

Strafrechtstheorien. Nach ältern Anſchauungen iſt der Grund, weshalb der Staat ein Strafgeſetz erlaſſen und vollſtrecken könne, in der Einſetzung einer Strafgewalt und in der Verleihung des rächenden Schwerts durch die Gottheit belegen. Die rechtsphiloſ. Unterſuchungen führen dagegen die Strafbefugniß bald auf das Weſen der Gerechtigkeit, bald auf die nothwendige Pflege beſtimmter Staatszwecke zurück, woraus ſich die Unterſcheidung zwiſchen abſoluten und relativen S. ergibt. Der abſoluten Theorie erſcheint die Strafe als ein ſittliches Poſtulat und als unerlaßliche Ausgleichung des Gegenſatzes zwiſchen Recht und Verbrechen. Sie macht ſich ſchon in dem Principe der Wiedervergeltung (Talion) bemerklich, welches nach dem Ausſpruche der früheſten Volksrechte den Verbrecher mit dem gleichen Uebel bedroht (Aug' um Auge, Zahn um Zahn). Da jedoch hierbei nur die äußere Seite der That in Betracht genommen und die Zufügung deſſelben Uebels nicht ſelten unmöglich iſt, ſo verlangt die beſonders von Kant und Hegel vertretene Gerechtigkeitstheorie eine nach den Graden der Schuld bemeſſene rechtliche Wiedervergeltung. Die wichtigſten relativen Theorien ſind: 1) die pſychol. Zwangs- oder Abſchreckungstheorie, von Feuerbach entwickelt, wonach der Neigung zum Verbrechen dadurch begegnet werden ſoll, daß man ein pſychol. Gegengewicht gegen daſſelbe in der durch das Strafgeſetz hervorgebrachten Gewißheit der Strafe als eines dem Verbrechen folgenden Uebels aufſtellt. Eine Modification derſelben iſt 2) die von Ant. Bauer durchgeführte Warnungstheorie, welche nicht blos an die ſinnliche, ſondern auch an die ſittliche Natur des Menſchen ſich wendet. Ver-

wandt mit beiden ist 3) die Präventionstheorie, von Karl Ludw. Wilh. von Grolman und Karl Aug. Tittmann vertheidigt, welche die Strafe auf die Nothwendigkeit gründet, künftigen Störungen der Sicherheit des Rechtszustandes durch Verbrechen zuvorzukommen, und wonach das Verbrechen nur als Zeichen der Geneigtheit zu fernern Gesetzübertretungen in Betracht kommt. Hierzu kommt 4) die Nothwehrtheorie, von Martin ausgeführt, welche jedes Verbrechen als einen wenigstens mittelbaren Angriff auf den Bestand des Staats ansieht, gegen welchen der letztere in der Weise einer geordneten und vorher angedrohten Strafe sich der Nothwehr bedient. Neben diesen gibt es noch eine Besserungstheorie u. s. w., sowie man auch aus mehrern der genannten zusammengesetzte (gemischte) Theorien aufgestellt hat. Vgl. Hepp, «Kritische Darstellung der S.» (Heidelb. 1829); Bauer, «Die Warnungstheorie nebst einer Darstellung und Beurtheilung aller S.» (Gött. 1830); Abegg, «Die verschiedenen S.» (Neust. 1835).

Strahlenbrechung oder *Refraction*. Die Lehre von der Richtungsveränderung, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Uebergange aus einem durchsichtigen Mittel in ein anderes erleiden (s. *Brechung der Lichtstrahlen*), findet eine wichtige Anwendung in der Astronomie, indem wir infolge der Brechung der Lichtstrahlen die Gestirne nicht an denjenigen Stellen des Himmels erblicken, wo sie wirklich stehen und wo wir sie sehen würden, wenn keine solche Brechung stattfände oder die Erde von keiner Atmosphäre umgeben wäre. Diese Wirkung der Brechung des Lichts nennt man die *astronomische* S. oder schlechthin die Refraction. Die irdische Atmosphäre ist aus einer unendlichen Menge von Luftschichten zusammengesetzt, deren Dichtigkeit mit ihrer Annäherung gegen die Erde zunimmt. Wenn also ein Lichtstrahl von irgendeinem Gestirne nach seinem Durchgange durch den unermeßlichen, mit einem überaus feinen Aether angefüllten Himmelsraum unter einer schiefen Richtung in die jedenfalls dichtere Erdatmosphäre eintritt, so wird er nach dem Einfallslothe hin (also hier, wo von einer Kugel die Rede ist, nach dem entsprechenden Radius hin) gebrochen; die hierdurch bewirkte Ablenkung des Lichtstrahls von seiner ursprünglichen Bahn muß bei dem Uebergange in immer dichtere Luftschichten, wo sich die Brechung unaufhörlich wiederholt, zunehmen. Der Lichtstrahl bewegt sich daher nicht in gerader Richtung, sondern in einer gegen die Erdoberfläche hohlen Curve, und das Gestirn erscheint dem Beobachter auf der Erde in der Tangente (geraden Berührungslinie) des Endes der Curve, welches das Auge trifft, also höher (aber in demselben Vertical), als es eigentlich am Himmel steht. Die Größe der Brechung ist nicht allein von der Natur des brechenden Mittels, sondern zugleich von der Größe des Winkels abhängig, welchen der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht. Da nun dieser Winkel im Horizonte am größten ist und von da bis zum Zenith, wo er = 0 wird, abnimmt, so muß auch die Refraction vom Horizont, wo sie am größten ist, gegen das Zenith hin bis auf 0 abnehmen. In 20 Grad Abstand vom Zenith beträgt die Refraction etwa 21 Secunden, in 45 Grad Abstand fast 1 Minute, in 80 Grad Abstand $5\frac{1}{4}$ Minuten, in 85 Grad Abstand fast 10 Minuten, am Horizonte 33—36 Minuten. Daher sehen wir Sonne und Mond, deren Durchmesser etwa 30 Minuten beträgt, schon über dem Horizont, wenn sie eigentlich noch nicht aufgegangen sind, und umgekehrt können sie wirklich bereits um ihren ganzen scheinbaren Durchmesser unter den Horizont hinabgesunken sein und gleichwol noch über demselben erscheinen, indem die Horizontalrefraction etwa von der nämlichen Größe ist und sie scheinbar um ebenso viel erhebt. So verlängert also die S. den Tag, und obgleich diese Verlängerung bei uns nur wenige Minuten beträgt, so ist sie doch in den Polarländern sehr wohlthätig, indem sie dort, wo die Kälte die Luft sehr verdichtet und dadurch die Horizontalrefraction vermehrt, mehrere Tage, ja Wochen beträgt, um welche die lange, unter dem Pole selbst halbjährige Winternacht abgekürzt wird. Aus derselben Ursache sieht man schon diesseit vom Polarkreise die Sonne im Sommer an einem Tage gar nicht untergehen. Bei Mondfinsternissen sieht man zuweilen Sonne und Mond zugleich über dem Horizonte; auch dies ist eine Wirkung der Refraction; ebenso die abgeplattete elliptische Gestalt, welche beide Gestirne nahe am Horizonte haben und welche daraus zu erklären ist, daß der obere Rand beider leuchtenden Scheiben durch die Refraction um etwa 5 Minuten weniger erhöht wird als der untere. Um die Theorie der Refraction haben sich Euler, Lagrange, Laplace, Oriani u. a., in der neuesten Zeit namentlich Bessel und Carlini verdient gemacht; letzterm verdanken wir die besten Refractionstafeln, welche für einen mittlern Luftzustand die jeder gegebenen Höhe entsprechende Refraction angeben, die aber noch zwei von dem Stande des Barometers und des Thermometers abhängige Correctionen erhalten muß, da sich mit der Dichtigkeit der Luft, deren wechselnden Zustand jene Instrumente anzeigen, auch die Refraction ändert. Insofern die Re-

fraction irdische Gegenstände betrifft, heißt sie terrestrische Refraction. Sie läßt uns gleichfalls entfernte Gegenstände höher erscheinen, ihre wahre Größe ist aber schwer mit Genauigkeit zu bestimmen, da man es hier mit den untersten Schichten der Atmosphäre zu thun hat, welche hinsichtlich ihrer Dichtigkeit große Unregelmäßigkeiten darbieten. Für die Geodäsie ist jedoch die Bestimmung der terrestrischen Refraction, um welche sich Mayer, Lambert, Brandes und Laplace verdient gemacht haben, von großer Wichtigkeit. Zu den Wirkungen der S. gehört auch die Luftspiegelung oder Fata-Morgana (s. d.).

Strahlthiere (Radiata) nannten Cuvier und dessen Nachfolger wirbellose Thiere, deren Hauptcharakter darin besteht, daß die Organe des Körpers nicht, wie bei den meisten übrigen Thieren, zu beiden Seiten einer Mittelebene symmetrisch, sondern im Gegentheile strahlenförmig wie die Speichen eines Rades um eine Achse gelegen sind, deren Endpunkt durch den centralen Mund gegeben ist. Man rechnete dazu die Stachelhäuter (Echinodermata), die Polypen und die Akalephen oder Quallen. Gegenwärtig hat man diese Eintheilung aufgegeben und Polypen und Quallen einerseits zu der Klasse der Cölenteraten (Hohlleiber) vereinigt, während man die Echinodermen von ihnen absonderte.

Stralsund, Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Pommern sowie des ehemaligen Schwedisch-Pommern, liegt an dem 1/3 M. breiten Strelasunde, welcher Rügen vom Festlande scheidet und dessen nördl. Theil Gellen heißt. Die Stadt zählt 26693 E. (1864 mit Einschluß von 2236 Militärs) und bildet eine theils von der See, theils von großen Teichen umgebene Insel, die mit dem festen Lande durch drei Brücken verbunden ist. Diese natürliche Festigkeit des Orts war früher noch durch ansehnliche Festungswerke verstärkt, die 1808 geschleift, seit 1816 aber wiederhergestellt wurden. Dicht vor dem Hafen im Sunde liegt die runde, etwa 2500 F. im Durchmesser haltende und befestigte Insel Dänholm, mit einem Marineetablissement (seit 1851) und ungemein saubern Fischer- und Schifferhäusern. Die Stadt hat enge, aber ziemlich parallele, gutgepflasterte Straßen und noch viele mit stattlichen Giebeln versehene Häuser, welche ihr ein alterthümliches Ansehen geben. Die drei Hauptkirchen: die großartige Marienkirche, die Nikolai- und die Jakobskirche, sind im goth. Stil erbaut, insgesammt mit Kupfer gedeckt und enthalten mancherlei Merkwürdigkeiten. Die Aussicht vom hohen Thurme der Marienkirche ist sehr belohnend. Im schönen Rathhaus (von 1316) mit herrlichem Saale befindet sich eine nicht unansehnliche öffentliche Bibliothek und das neuvorpommersche Museum. Andere ansehnliche Gebäude sind die Commandantur, das Regierungsgebäude, das Zeughaus, das kath. Bethaus, das neue Theater u. s. w. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium (seit 1560) mit Bibliothek und Münzcabinet, eine Realschule erster Ordnung, eine Navigationsschule und eine Gewerbschule. 1860 wurde Schill (s. d.), der hier 31. Mai 1809 (an einer seit 1835 durch einen Stein bezeichneten Stelle der Fährstraße) fiel, ein Grabdenkmal errichtet. Die Gewerbs- und Fabrikthätigkeit S.s ist zwar mannichfaltig, aber von keiner großen Bedeutung. Es bestehen Fabriken für Spielkarten, Spiegel, Leder, Oel, Zucker, Stärke, Taback u. s. w. Ansehnlich ist der Seehandel, welcher sich besonders auf die Ausfuhr von Getreide und Malz, ferner von Schlachtvieh, Wolle u. s. w. erstreckt. Die eigene Rhederei zählt (Anfang 1868) 176 Seeschiffe mit 24244 Last. 1867 liefen im Hafen von S. 249 Schiffe mit 13988 Last ein und 229 mit 15430 Last aus. Durch tägliche Dampfschiffahrt nach Ystad steht S. mit Schweden und seit 1863 durch die Vorpommersche Eisenbahn mit dem deutschen Eisenbahnnetz in directer Verbindung. S. wurde 1209 von dem Fürsten Jaromar von Rügen gegründet, aber wiederholt zerstört. Als Mitglied der Hansa hob es sich zu hohem Wohlstande; schon damals trieb es mit Wolle sowie mit Heringen einen bedeutenden Handel. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1628 von Wallenstein vergeblich belagert. 1678 mußte sie sich nach einem heftigen Bombardement dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg übergeben; doch wurde sie im folgenden Jahre an Schweden zurückgegeben. Auch im Nordischen Kriege wurde sie 1715 von den nordischen Verbündeten genommen, jedoch 1720 ebenfalls wieder an Schweden abgetreten. 1808 übergab sich die Stadt durch Capitulation den Franzosen. Durch den Frieden zu Kiel von 1814 kam S. nebst ganz Schwedisch-Pommern an Dänemark und von diesem durch den Vertrag vom 4. Juli 1815 an Preußen; doch behielt es fortwährend seine alte, sehr ausgebildete Verfassung und Verwaltung. Die Bürgerschaft nimmt an der Verwaltung des großen städtischen Vermögens und der reichen Stiftungen bedeutenden Antheil. Der Bürgermeister, die Syndici und Rathsverwandten haben als solche nach einem Privilegium Karl's XII. den persönlichen Adel. Die Stadt hat überdies noch manche Privilegien und Vorrechte, z. B. die Jura ecclesiastica und consistorialia, welche sie erhielt, als sie protestantisch

wurde, während die Herzoge noch katholisch waren. Seit 1849 ist die städtische Gerichtsbarkeit aufgehoben und S. Sitz eines königl. Kreisgerichts. Vgl. Mohnike und Zober, «Stralsundsche Chroniken» (2 Thle., Stralf. 1833—43); Krufe, «Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt S.» (2 Bde., Stralf. 1846—48); Fabricius, «Die Einführung der Kirchenverbesserung in S.» (Stralf. 1835); Brandenburg, «Geschichte des Magistrats der Stadt S.» (Stralf. 1837); Zober, «Geschichte der Belagerung S.s durch Wallenstein» (Stralf. 1828); Zober, «Geschichte des stralsunder Gymnasiums» (Stralf. 1860); Fabricius, «Der Stadt S. Verfassung und Verwaltung» (Stralf. 1851). Der Regierungsbezirk S. ist aus dem ehemaligen Neuvorpommern oder Schwedisch-Pommern und der Insel Rügen gebildet, hat ein Areal von nur 79,68 Q.-M., zählt 216133 E. (1864) und begreift die Kreise Stadt S., Franzburg, Grimme, Greifswald und Bergen (Insel Rügen).

Straunin, s. Canevas.

Stranden, s. Schiffbruch.

Strandrecht oder Grundruherecht (jus litoris) bedeutet 1) die Gerichtsbarkeit über alles, was sich am Strande und auf dem Ufer und Gestade befindet; 2) das Recht des Landesherrn, sich alles das zuzueignen, was an den Ufern anwächst oder gefunden wird, z. B. in Persien die Perlen, an den afrik. Küsten das Gold, im Baltischen Meere den Achat und den Bernstein, am Mittelmeere die Korallen u. s. w.; 3) die verabscheuungswerthe Befugniß, sich der sämmtlichen Güter und Sachen, welche auf einem gestrandeten Schiffe gefunden werden, theils ohne Rücksicht, ob der wahre Eigenthümer sich meldet oder zugegen ist, theils nach einer bestimmten Frist, innerhalb welcher sich der Eigenthümer nicht gemeldet hat, zu bemächtigen. Dieses Recht ist sehr alt und war ehedem in Deutschland und in andern Ländern fast allgemein üblich, ja man flehte sogar in den Kirchengebeten zu Gott, daß er den Strand segnen, d. h. recht viele Menschen Schiffbruch möge leiden lassen. Indessen wurde dieses Denkmal der Barbarei nach und nach meist stillschweigend aufgehoben und in Deutschland sogar durch Reichsgesetze abgeschafft. Dagegen wurde den Landesherren und ihren Unterthanen ein sog. Bergerecht zugestanden, wonach ein Theil der geretteten Güter denen, die sie retteten (den Bergern), ein Theil dem landesherrl. Fiscus und in der Regel nur der dritte Theil dem Eigenthümer zufällt. Schon seit langen Zeiten hat man in Preußen und Mecklenburg von dem Bergerechte keinen Gebrauch mehr gemacht. Im allgemeinen kann man annehmen, daß für angetriebene Güter $1/20$, für aus der See (vom Schiffe und von der Meeresoberfläche) geholte $1/4$—$1/3$, für vom Grunde heraufgebrachte die Hälfte des Werths als Bergelohn gezahlt wird. Die unmittelbare Leitung der Bergung, namentlich die Führung der Rettungsmannschaften, ist Sache der unter der Ortsobrigkeit stehenden Strandbedienten (Strandvögte). Das alte S. fand selbst auf Flüssen statt und hieß dann Grundruhe. In Niedersachsen betrachtete man als solche Grundruhe sogar die auf der Landstraße umgefallenen Wagen oder davon herabgefallene Frachtstücke und behandelte dieselben nach dem S.

Strange (Robert), Zeichner und Kupferstecher, geb. 1723 zu Pomona, auf einer der Orkadischen Inseln, kam schon früh unter die Leitung des ältern Cooper nach Edinburgh, von wo er jedoch bald sich nach Paris begab, um unter Ph. le Bas, dem Landschafter, seine Studien fortzusetzen. Von dem damals herrschenden Geschmacke wußte er sich schnell freizumachen und richtete deswegen sein ganzes Augenmerk auf die großen ital. Meister. 1753 nach London zurückgekehrt, fand er an dem Grafen Bute einen Gönner, vermochte aber zunächst gegen Dalton und Bartolozzi nicht aufzukommen. Der langen Chicanen müde, reiste er 1759 nach Italien ab, wo er eine bedeutende Anzahl von Zeichnungen nach berühmten Meistern ausführte, die er nachmals in London in Kupfer stach. Es sind dies 19 Blätter, die von 1765 an erschienen, aber wegen ihrer classischen einfachen Behandlung keinen Eingang fanden und der Misgunst gegen den Künstler neue Nahrung gaben. Gekränkt, verösentlichte er mehrere Broschüren, durch welche er seine Stellung selbst gegen die Akademie nur verschlimmerte. Erst als er in gewissen Punkten der weichlichen, effectlüsternen Stimmung der Zeit sich anbequemt hatte, fanden seine Stiche nach den großen ital. Meistern, zu denen er selbst die Zeichnungen fertigte, Beifall. 1769 gab er ein Verzeichniß von 32 solcher Zeichnungen heraus, mit kritischen Bemerkungen über die Urbilder und biograph. Nachrichten über die Maler. Er starb 1792, nachdem er 1787 in den Ritterstand erhoben worden war. Meisterhaft hat er besonders den Tizian gestochen, wie er denn überhaupt in Stichen nach Gemälden von leuchtendem, saftigem Colorit Meister war. Zu seinen berühmtesten Blättern gehört die liegende Venus nach Tizian, die Danaë nach demselben Meister und die heil. Cäcilia nach Rafael. Vgl. die Biographie S.'s von Dennistown (2 Bde., Lond. 1856).

Stranguliren, d. i. erdrosseln, war sonst eine in der Türkei sehr gebräuchliche Hinrichtungsart, die vorzüglich bei Paschas und andern vornehmen Beamten, welche die Politik schnell aus dem Wege räumen wollte, angewendet wurde. Der Sultan beauftragte gewöhnlich die Stummen des Serails mit der Vollziehung dieser Procedur, welche sich im geheimen ihrem Schlachtopfer zu nahen und nach Vorzeigung des großherrlichen Todesbefehls mittels einer seidenen Schnur, die der zu Tödtende häufig zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit unter die Befehle des Sultans küßte, ihres Auftrags zu entledigen pflegten. Ueber das Physiologische des Vorgangs s. Erdrosselung.

Strasburg, richtiger Straßburg geschrieben, eine wichtige Festung im Niederelsaß, ehemals Hauptstadt des ganzen Elsaß, jetzt Hauptstadt des Depart. Niederrhein, am Zusammenfluß der Ill und Breusch, eine kleine Stunde vom Rhein gelegen, das alte Argentoratum, hat zum Theil unregelmäßige Straßen und einzelne altmodische Häuser, ist aber in den letzten Jahrzehnten beträchtlich verschönert worden. Die Stadt bildet einen Knotenpunkt, wo verschiedene Land- und Wasserstraßen zusammentreffen: die Eisenbahnen von Paris nach Wien, von S. nach Basel und nordwärts nach Köln; die Heerstraßen nach Paris und nach Lyon; die Kanäle vom Rhein zum Rhône und zur Marne. Die Stadt, deren Umfang 6572 Meter beträgt, theilt sich in vier Cantone: den Nord-, Ost-, Süd- und Westcanton. Die Festungswerke sind sehr beträchtlich und reichen mit der Citadelle, die, ein regelmäßiges Fünfeck, von Vauban 1684 angelegt wurde, fast bis an den Rhein. Der Wall ward in neuester Zeit nach einem neuen Systeme frisch aufgeführt. Vor den Thoren bieten die Anlagen des Contades, der Orangerie, der Ruprechtsau sehr angenehme Spaziergänge. Die Garnison, die in Friedenszeiten aus 6000 Mann besteht, ist in Kasernen untergebracht. Nach der neuesten Zählung von 1866 beläuft sich die Einwohnerzahl auf 84167, mit Inbegriff der Garnison und der übrigen ab- und zuströmenden Bevölkerung, die man zusammen auf 12040 Köpfe berechnet. Die Katholiken werden annähernd auf 45000, die Protestanten auf 30000, die Juden auf 3000 Seelen geschätzt. Die Katholiken haben, mit Einschluß des Münsters, sieben Pfarrkirchen, die Protestanten acht. Die erstern stehen seit 1801 wieder unter einem Bischofe, der dem Erzbischof von Besançon untergeben ist, und zu dessen Sprengel die Depart. Ober- und Niederrhein gehören. Das Münster ist nächst dem kölner Dome und dem freiburger Münster eins der erhabensten Meisterwerke der altdeutschen Baukunst. Schon unter dem fränk. Könige Chlodwig soll 504 an der Stelle, wo das jetzige Münster steht, eine Kapelle von Holz erbaut worden sein, welche Bischof Hebdo 770 durch ein steinernes Gotteshaus ersetzte. 1015 legte der Bischof Werner von Habsburg den Grund zu dem gegenwärtigen Münster, welches, aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt, 355 F. lang und 132 F. breit ist, und dessen Gewölbe eine Höhe von 72 F. hat. Der Bau hatte 260 J. gedauert, als der Bischof Konrad von Lichtenberg dem Erwin von Steinbach (s. d.) den Thurmbau übertragen konnte, zu welchem 25. Mai 1277 der Grundstein gelegt wurde. Nach dem Tode Erwin's führte dessen Sohn Johannes 1318—39 das Werk weiter fort, vielfach unterstützt von seiner Schwester Sabina, die namentlich das südl. Seitenportal verzierte. Es arbeiteten noch verschiedene Meister daran, unter welchen vorzüglich Johannes Hültz aus Köln (1365 fg.) genannt wird. Erst 1439 wurde der nördl. Thurm vollendet; der Bau des südlichen ist nicht fortgesetzt worden. Jener hat eine Höhe von 438 par. F. In der Kirche befindet sich eine große Silbermann'sche Orgel und das berühmte, 1575 von Isaak Habrecht verfertigte und 1842, nachdem es geraume Zeit in Stockung gerathen, von Schwilgué renovirte astron. Uhrwerk. Sehenswerth ist auch die mit Bildwerk reichgeschmückte Kanzel, an deren Fuße die Asche Geiler's von Kaisersberg ruht, wie auch das mit Statuen von Sabina sinnig gezierte Südportal. Vgl. die Abbildungen des Münsters, nach Günther's Zeichnungen gestochen von Oberthür (Strasb. 1827); das von Schnell gezeichnete und gestochene Blatt «Der Münster in S.» (Heidelb. 1828); Schreiber, «Das Münster in S.» (Freib. 1828); Piton, «La cathédrale de Strasbourg» (Strasb. 1861, mit Photographie und Lithographie). Unter den prot. Kirchen ist die Thomaskirche mit dem Grabmale des Marschalls Moritz von Sachsen und mehrern Denkmalen ausgezeichneter Lehrer der Universität und der Kirche zu bemerken. Vgl. Schneegans, «L'église de St.-Thomas à Strasbourg» (Strasb. 1842). Außerdem sind merkwürdig: der ehemalige bischöfl. Palast (vom Cardinal Rohan erbaut), jetzt ein kaiserl. Schloß; das vormalige Collegium der Jesuiten, jetzt das bischöfl. Seminar; verschiedene Klöster, das Stadthaus (der ehemalige Darmstädter Hof), die Präfectur, das Hotel der Militärverwaltung (ehemals der Zweibrücker Hof), die Münzstätte, das großartige Zeughaus und die Stückgießerei mit vielen andern militärischen Anstalten, das Schauspielhaus, der Justizpalast, das bürgerliche und das Militärhospital, die Fruchthalle, die Universität u. s. w.

Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich der große Paradeplatz aus, wo in der Revolution der Freiheitsbaum ſtand. Auf dem Paradeplatze ſteht Kleber's eherne Bildſäule; auf dem Gutenbergsplatze die 1840 errichtete Bildſäule Gutenberg's. Die 1621 geſtiftete Univerſität, deren medic. Facultät ſehr berühmt war, ging während der Revolution zu Grunde, und an ihre Stelle trat eine ſog. Centralſchule. 1803 wurde eine prot. Akademie errichtet mit zehn Lehrſtühlen für Theologie, Philologie, Philoſophie und Geſchichte. Sie erhielt den Titel Seminar, als 1808 die kaiſerl. Akademie hergeſtellt wurde mit einer juriſt., medic., wiſſenſchaftlichen (Naturwiſſenſchaft und Mathematik) und philoſ. Facultät, wozu 1819 noch ein Theil der Profeſſoren des Seminars als prot.-theol. Facultät, ſpäter noch eine beſondere pharmaceutiſche kam, ſodaß gegenwärtig S. neben Paris die einzige vollſtändige Univerſität in Frankreich beſitzt. An Unterrichtsanſtalten zweiten Rangs beſitzt die Stadt das 1538 gegründete prot. Gymnaſium, ein kaiſerl. Lyceum und ein kath. kleines Seminar. S. beſitzt ferner eine öffentliche Bibliothek, die an Incunabeln reich iſt, einen medic. Garten und ein anatom. Theater. Der Geſchichtsforſcher Schöpflin (ſ. d.) vermachte der Stadt 1771 ſeine koſtbare Bibliothek nebſt ſeinem ſehr reichen Antiken- und Münzcabinet; daſſelbe geſchah 1783 mit der Silbermann'ſchen Sammlung von Schriften, die ſich auf die Alterthümer und die Geſchichte der Stadt und des Landes beziehen. Die Stadtbibliothek und die ehemalige Univerſitätsbibliothek (jetzt die des Seminarinms), zuſammen über 160000 Bände zählend, ſtehen in dem 1834 eigens dazu eingerichteten Chore der Predigerkirche. Sehenswerth iſt auch das unter Profeſſor Schimper ſehr bereicherte Naturaliencabinet. S. iſt der Sitz des Oberconſiſtoriums der Kirchen Augsburgiſcher Confeſſion in ganz Frankreich. Der Handel iſt nicht mehr ſo blühend wie in älterer Zeit, und die früher berühmten zwei Meſſen ſind eigentlich mehr wegen der Volksbeluſtigungen und Curioſitätenſchau als wegen ihrer ehemaligen Beſtimmung traditionell beibehalten. Doch bringen die Eiſenbahnen ſeit einigen Jahren wieder mehr Leben und die Einwohnerzahl nimmt raſch zu, weniger in dem durch die Feſtungswerke beengten Raume als außerhalb der Thore in dem ziemlich ausgedehnten Weichbilde. Ausgeführt werden Saflor, Anis, Branntwein, Wein, Pottaſche, Hanf, Krapp und viele andere Fabrikate, Galanteriewaaren, wollene Decken, Barchent, ſchöne Stickereien, Spitzen, Tücher u. ſ. w. Das wichtigſte Landeserzeugniß, welches die Stadt verarbeitet, iſt der Taback. Auch die ſtrasburger Wagenfabriken ſind berühmt. Die Umgegend iſt fruchtbar und ſorgfältig angebaut, mit ſchönen Gärten, Landhäuſern und Dörfern angefüllt, unter denen ſich Schiltigheim, Biſchheim, Ruprechtsau, Neuhof u. ſ. w. auszeichnen. S. war ſchon im Alterthume unter dem Namen Argentoratum Hauptwaffenplatz der Römer für jene Gegenden Germaniens, zugleich aber auch ein wichtiger Handelsort, indem ſich hier die Straßen von Germanien, Rhätien und Pannonien nach Gallien kreuzten. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. wurde die Stadt erſt von den Alemannen, dann von den Sueven, zuletzt von Attila zerſtört und erſt unter dem Sohne Chlodwig's unter dem Namen Stratoburgum oder Stratisburgum wieder aufgebaut. Dieſer Name kommt ſchon 575 bei Gregor von Tours vor. Seit dem 11. Jahrh. war S. eine Freie deutſche Reichsſtadt, bis ſie ſich 1681 der franz. Hoheit unterwerfen mußte, welcher ſie im Frieden zu Ryswijk von 1697 für immer überlaſſen wurde. Damals zählte ſie kaum halb ſo viel Einwohner als gegenwärtig. Sie war eine rein prot. Stadt, während jetzt die Hälfte der Einwohner ſich zur kath. Kirche bekennt. Die Stadt wuchs unter der franz. Herrſchaft ungemein an Wohlſtand. Schweren Leiden unterlag ſie in der Revolution, doch kam es hier nicht zu ſolchen Greuelthaten wie in Paris, Marſeille und anderwärts. Nach Ausbruch der Julirevolution war S. eine der erſten Städte, welche die dreifarbige Fahne aufſteckten. Der Verſuch Ludwig Napoleon's (ſ. d.), 30. Oct. 1836 von S. aus im Einverſtändniß mit mehrern höhern Offizieren ſeine Anſprüche auf den franz. Thron geltend zu machen, ſcheiterte vollſtändig. Vgl. Silbermann, «Localgeſchichte der Stadt S.» (Strasb. 1775); Frieſe, «Vaterländiſche Geſchichte der Stadt S.» (4 Bde., Strasb. 1791—95); Hermann, «Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg» (2 Bde., Strasb. 1819); Baquol, «Alsace ancienne et moderne, ou dictionnaire topographique, historique et statistique du Haut- et du Bas-Rhin» (3. Aufl., Strasb. 1865). — Das kath. Hochſtift und Bisthum S., zu beiden Seiten des Rhein, das unter dem Erzbiſchofe von Mainz ſtand, gehörte zwar, ſeitdem S. und das Elſaß an Frankreich gekommen waren, mit ſeinem jenſeit des Rhein liegenden Gebiete unter franz. Landeshoheit; wegen ſeiner dieſſeitigen beiden Aemter Oberkirch und Ettenheim aber war es ein deutſches Reichsland. Die Beſitzungen des Hochſtifts umfaßten 23 Q.-M. mit 30000 E. und 350000 Fl. Einkünften. Die franz. Beſitzungen des Hochſtifts wurden gleich zu Anfange der Revolution eingezogen; der in Schwaben gelegene Theil derſelben (3 Q.-M. mit 5000 E.

und 35000 Fl. Einkünften), meist aus rauhen Bergen und Waldungen bestehend, wurde 1803 als Fürstenthum Ettenheim dem Kurfürsten von Baden mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe zutheil und 1806 mit dem bad. Kinzigkreise vereinigt. Vgl. Graudidier, «Histoire de l'église de Strasbourg» (Strasb. 1776—78).

Straß ist die feinste, durchsichtigste, farbloseste Glasmasse, welche für sich allein den unechten oder künstlichen Diamant darstellt, mittels verschiedener Metalloxyde gefärbt aber zur Nachahmung der farbigen Edelsteine dient. Er wird aus gepulvertem Bergkrystall oder gänzlich eisenfreiem Quarzsande mit Zusätzen von Mennige (oder Bleiweiß), gereinigter Pottasche, Borax und weißem Arsenik geschmolzen.

Straßenbau, s. Chausseen.

Straßenraub, s. Raub.

Strategie (vom griech. stratos, Heer) oder Heerführung bezeichnet die höhere Kriegsleitung und umfaßt alle Maßregeln und Unternehmungen des Feldherrn, nun den Zweck des Kriegs, die Niederwerfung des Gegners, so vollständig als möglich zu erreichen. Noch ehe ein Krieg bestimmt beschlossen wird, hat der Stratege im Rath des Staatsoberhaupts eine wichtige Stimme. Derselbe muß die Mittel zum Kriege, die eigenen Streitkräfte wie die des Feindes, die Möglichkeit eines gesicherten und nachhaltigen Ersatzes auf beiden Seiten genau berechnen, das in Aussicht stehende Kriegstheater mit seinen Terrainverhältnissen und wichtigen Punkten und Linien kennen, die Administration des Heeres, vorzüglich dessen Verpflegung, die Intelligenz der Führer, das moralische Element der Truppen in Erwägung ziehen und die wahrscheinlichen Operationen des Feindes wie die möglichen Wechselfälle des Kriegs ins Auge fassen. Nach den gewonnenen Resultaten wird er seine Meinung abgeben. Soll es dann zum Kriege kommen, so wird der Operationsplan für den ganzen Krieg oder doch für den nächsten Feldzug entworfen. Darin wird festgestellt, ob der Krieg angriffs- oder vertheidigungsweise begonnen werden soll, welche Basis zu nehmen, wo die Streitkräfte ihre erste Aufstellung nehmen sollen (strategischer Aufmarsch), um die Operationen zu eröffnen, auf welchen Linien und nach welchen Zielpunkten (Objecten) zu operiren ist, ob eine Theilung der Streitmacht in verschiedene Armeen oder Corps stattfinden soll, entweder zur Erreichung einzelner Zwecke, oder zur spätern Zusammenwirkung auf einen Punkt (wie die preuß. Heere 1866). Endlich wird auch festgestellt die zu liefernde Hauptschlacht an dem entscheidenden (strategischen) Punkte, und zwar so, daß sie unter den günstigsten Umständen geschlagen werden kann, dann die Benutzung des zu verhoffenden Siegs bis zur völligen Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte oder im Unglücksfall die Abwendung der schlimmsten Folgen. Dieser Plan darf sich nicht in ein kleinliches Detail zersplittern, weil sich das Einzelne der Begebenheiten nie ganz voraussehen läßt und viele Umstände eintreten können, welche eine wesentliche Abänderung des Plans nothwendig machen. Ist darauf die Mobilmachung des Heers erfolgt und dasselbe nach seinen Aufstellungspunkten in Bewegung gesetzt, so beginnt die praktische Thätigkeit der S., welche die Kriegshandlungen für ein Zusammenwirken verbindet und deren Ausführung zur Erreichung des höchsten Zwecks in einer Entscheidungsschlacht lenkt. Die Erforschung der Verhältnisse und Absichten des Feindes durch ein gutorganisirtes Nachrichtenwesen, die Kunst, durch Demonstrationen einzelne Punkte zu bedrohen, z. B. den Feind für seine Flanke, seine Rückzugslinie u. s. w. besorgt zu machen und ihn dadurch, auch ohne eine Schlacht, zur Veränderung einer günstigen Stellung zu zwingen oder durch eine Diversion einen Theil seiner Streitkräfte von dem Hauptschauplatze des Kriegs abzuziehen u. s. w., gehört ebenfalls zu den Aufgaben der S. Einer der wichtigsten Momente im Kriege ist die Entscheidung des Feldherrn, ob er eine Schlacht liefern, oder sie annehmen, oder ihr ausweichen soll. Diese Entscheidung kann nur aus den allgemeinen polit. Verhältnissen, der strategischen und taktischen Kriegslage und endlich aus genauer Kenntniß des Terrains, der feindlichen Streitkräfte und ihrer Stellung hervorgehen. Bei der Unsicherheit aller Nachrichten im Kriege, dem Einfluß der Politik, der Persönlichkeiten und vieler nicht zu beherrschenden Verhältnisse, bei den entscheidenden Folgen, welche eine Hauptschlacht für den Staat haben kann, ist der Entschluß dazu von der höchsten Wichtigkeit. Ist er aber einmal gefaßt, so muß die Disposition festgestellt und den Truppenführern mitgetheilt werden. Auch hierbei ist die Art der Erreichung des Zwecks nur in allgemeinen Hauptumrissen festzustellen, nicht aber sind jedem einzelnen Befehlshaber die Hände durch kleinliche Vorschriften zu binden, da das selbständige Handeln als eine Bedingung des Gelingens betrachtet werden kann. In der Schlacht selbst ist die Bildung und Aufsparung einer tüchtigen Reserve besonders wichtig. Sie wird weniger zum Ersatz erschöpfter Streitkräfte als vielmehr im entscheidenden Augenblicke verwendet, um durch Vereinigung überlegener Massen auf den Stützpunkt der feind-

lichen Stellung den Sieg zu gewinnen. Hier streift die S. aber schon nahe an das Gebiet der Taktik (s. d.), sodaß sich eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden nicht mehr ziehen läßt. Nur die allgemeine Bestimmung der Verfolgungs- oder Rückzugslinie und der neuen Operationen fällt wieder der S. anheim. Die Kriegführung ist in neuer Zeit durch die großen Heere, welche aufgestellt werden, durch die unerneßliche Entfaltung der ihr zu Gebote stehenden oder zu bekämpfenden Kriegsmittel, unter dem Einfluß vieler neuen Elemente (Eisenbahnen, Telegraphie u. s. w.) und der immer stärker werdenden Einmischung der Politik eine so schwierige Kunst, die Aufgabe der S. zu einer so gewaltigen herangewachsen, daß nur noch der hohe Genius eines Meisters der Kriegskunst, der zugleich Kriegsherr ist und folglich über alle Hülfsquellen des Staats gebieten, auch dessen Politik bestimmen kann, dem Ideale nahe kommen wird. Wie eine Wissenschaft läßt sich die S. nicht erlernen, denn sie kennt nur allgemeine, aus der unveränderlichen Natur des Kriegs abgeleitete Grundsätze, keine endgültigen Regeln für alle Fälle. Doch muß der Stratege jene Grundsätze und ihre Consequenzen klar erkennen und sich durch ein gründliches Studium der Kriegsgeschichte darüber belehren. Unter den Werken über S. sind hervorzuheben: Erzherzog Karl, «Grundzüge der S., erläutert durch den Feldzug von 1796 in Deutschland» (3 Bde., Wien 1814); Valentini, «Die Lehre vom Kriege» (4 Bde., Berl. 1821—23); Jomini, «Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre» (Par. 1830); Clausewitz' «Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung» (10 Bde., Berl. 1832—37) und der Auszug aus diesen Schriften: «Vom Kriege» (2. Aufl., 3 Thle., Berl. 1857); Willisen, «Theorie des großen Kriegs» (3 Thle., Berl. 1832—37); W. Rüstow, «Die Feldherrenkunst des 19. Jahrh.» (2. Aufl., 2 Bde., Zür. 1867).

Stratford on Avon oder Stratford upon Avon, ein engl. Landstädtchen am rechten Ufer des Avon im südwestl. Theile von Warwickshire, zählt 3672 E., welche Landwirthschaft und Getreidehandel treiben. Der saubere Ort, bei welchem eine schöne Brücke von 14 Bogen über den Avon führt, ist berühmt als Geburts- und Sterbeort Shakspeare's (s. d.). In der Henley-Straße steht noch das einstöckige, aus Fachwerk erbaute, mit Giebeln versehene alte Haus, in welchem dieser 1564 geboren wurde. Es ist jetzt Nationaleigenthum und sorgfältig im Stile der damaligen Zeit restaurirt worden. Außer dem niedrigen Geburtszimmer des Dichters enthält es ein Museum, in welchem verschiedene an diesen erinnernde Reliquien sowie eine vollständige Bibliothek aller von Shakspeare herrührenden oder in verschiedenen Sprachen über diesen geschriebenen Werke aufbewahrt werden. Begraben liegt Shakspeare an der Seite seiner Gemahlin in der schönen Dreifaltigkeitskirche, welche, im spätgoth. Stile erbaut, doch mit roman. Thurme versehen, die wenige Jahre nach seinem Tode gefertigte, von den Zeitgenossen als mittelmäßig gepriesene, bemalte Steinbüste Shakspeare's birgt. In dem nahegelegenen Dörfchen Shottery steht noch die Hütte, in welcher des Dichters Frau Anne Hathaway geboren wurde, und gleichfalls in der Nachbarschaft wird der Park von Charlecote-Hall gezeigt, in dem, der Sage nach, Shakspeare Wilddieberei getrieben haben soll, und dessen Besitzer Thomas Lucy er in den «Lustigen Weibern von Windsor» als Richter Shallow verspottete. S. führt den Namen von der hier durch eine Furt des Avon gehenden Straße und ist schon seit dem 8. Jahrh. bekannt. Es erhielt 1197 von Richard Löwenherz Marktrecht und wurde unter Eduard VI. zur Stadt erhoben. Die Stadt führte stets ein bescheidenes Dasein und erscheint nur einmal in der Geschichte, als während der Bürgerkriege 1643 Königin Henrietta Maria hier vorübergehend ihre Residenz aufschlug. 1764 wurde hier (unter Garrick's Leitung) das 200jährige, 1864 das 300jährige Geburtsfest Shakspeare's gefeiert.

Stratford de Redcliffe (Viscount), besser bekannt als Sir Stratford Canning, ausgezeichneter brit. Diplomat, geb. 6. Jan. 1788 zu London als der Sohn des Kaufmanns Stratford Canning, dessen Neffe der berühmte Staatsmann George Canning (s. d.) war, erhielt seine Bildung auf der Schule zu Eton und der Universität Cambridge und wurde 1807 im auswärtigen Amte angestellt. 1808 begleitete er Sir Robert Adair auf dessen Mission nach Konstantinopel, und 1809 erlangte er daselbst den Posten eines Gesandtschaftssecretärs. 1814 betheiligte er sich als brit. Bevollmächtigter bei den Verhandlungen zu Basel, welche die Vereinigung der Cantone zur Eidgenossenschaft bezweckten, und 1815 war er bei den Verhandlungen des Wiener Congresses zugegen. 1820 wurde ihm eine Specialmission nach Washington übertragen, die ihn drei Jahre lang beschäftigte. Nach seiner Rückkehr erhielt er durch seinen Vetter George Canning, der kurz zuvor das Ministerium des Auswärtigen übernommen, eine Sendung als außerordentlicher Bevollmächtigter nach Petersburg, um daselbst die Verhandlungen der Großmächte im Betreff der griech. Angelegenheiten in Gang zu bringen. Er kehrte im Mai

1825 nach London zurück und wurde nun an Lord Strangford's Stelle zum brit. Botschafter in Konstantinopel ernannt. Da auch die brit. Regierung den Sieg der türk. Waffen erwartete, mußte er auf seiner Reise mancherlei Zögerungen eintreten lassen. Er landete im Jan. 1826 auf der Insel Hydra, verweilte dann längere Zeit auf Korfu, und traf erst im Febr. in Konstantinopel ein. Hier nahm er die griech. Sache gerade zu einer Zeit auf, wo die Pforte weniger als je zur Nachgiebigkeit und Einstellung der Feindseligkeiten geneigt war. Weil der Erfolg seiner Bemühungen zum Theil von der Beilegung des Streites der Pforte mit Rußland abhing, welches letztere auf die Erfüllung des Friedens von Bukarest drang, wirkte er sehr thätig für das Zustandekommen der Conferenzen zu Akjerman. Nachdem daselbst die russ.-türk. Differenzen ihre Erledigung gefunden, setzte S. seit Febr. 1827 die Verhandlung über die griech. Angelegenheiten in Verbindung mit den franz. Gesandten Ribeaupierre und Guilleminot fort. Als die Pforte nach der Schlacht von Navarin sich nur um so hartnäckiger weigerte, dem Vertrage der Mächte vom Juli 1827 beizutreten, brach S. im Verein mit den franz. Gesandten 8. Dec. 1827 alle Verhandlungen mit dem Divan ab und zog sich nach Korfu zurück. Nach einiger Zeit setzte er seine Reise über Ancona und Paris fort, und traf im Febr. 1828 zu London ein. Bei Wiederherstellung der diplomatischen Verbindungen mit der Pforte 1829 erhielt er von dem Ministerium Wellington den Sir Rob. Gordon, Bruder Lord Aberdeen's, in Konstantinopel zum Nachfolger. Erst unter Lord Grey's Verwaltung setzte man ihn wieder in Thätigkeit, indem er mit den Verhandlungen über die Gebietsgrenzen Griechenlands beauftragt wurde. Als außerordentlicher brit. Gesandter traf er 1831 in Nauplia ein, wo er alles aufbot, die streitenden Parteien zu versöhnen. Er überreichte der griech. Regierung eine Denkschrift, in welcher er die Nothwendigkeit einer starken Centralgewalt nachwies, und in deren Sinne auch später das Protokoll der vermittelnden Mächte vom 7. Mai 1832 abgefaßt wurde. Nach seiner Ankunft zu Konstantinopel im Jan. 1832 erneuerte S. im Verein mit dem franz. und russ. Gesandten die Verhandlungen über die griech. Angelegenheiten, die endlich durch den Vertrag vom 21. Juli 1832 zur definitiven Feststellung gelangten. Er kehrte hierauf nach London zurück und wurde 1833 an Lord Heytesbury's Stelle zum Gesandten in Petersburg ernannt. Der Kaiser Nikolaus, dem seine Persönlichkeit nicht zusagte, weigerte sich jedoch, ihn anzunehmen, und im Jan. 1834 legte er daher seinen Posten nieder. Nach seiner Rückkehr wurde S. in das Unterhaus gewählt, wo er sich eine Reihe von Jahren besonders an den Debatten über auswärtige Politik lebhaft betheiligte. Erst zu Anfang 1842 vertraute ihm das Ministerium Peel abermals den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel an. Nach dem Amtsantritt Lord John Russell's begab er sich im Juli 1846 auf Urlaub nach England, von wo aus er 1847 nach Paris geschickt wurde, um mit Guizot und den Bevollmächtigten der drei nordischen Mächte über die Angelegenheiten der Schweiz zu verhandeln. Von dort kehrte er nach Konstantinopel zurück. Als im Aug. 1849 die Häupter des ungar. Revolutionskriegs nach der Türkei flüchteten und Rußland und Oesterreich auf deren Auslieferung bestanden, unterstützte S. die Pforte in ihrer Weigerung und rief, um seiner Vermittelung Nachdruck zu geben, die Flotte Sir William Parker's nach den Dardanellen. Doch rieth er der türk. Regierung, die Internirung der Flüchtlinge während eines Jahres zu übernehmen. Gegen Ende 1851 begab sich S. wieder auf Urlaub nach England. Um diese Zeit hatten die Streitigkeiten zwischen Frankreich und Rußland wegen des Protektorats über die heiligen Stätten in Palästina bereits begonnen. Obschon S. gleich anfangs seine Besorgnisse über die verhängnißvollen Folgen dieses Streits geäußert, schien vorläufig keine Gefahr vorhanden, und erst als im Febr. 1853 Nachrichten über den bedenklichen Fortgang des Conflicts eingelaufen, kehrte er an seinen Posten zurück. Während seines Aufenthalts in England (1852) war er in Anerkennung seiner Verdienste zur Peerswürde mit dem Titel eines Viscount Stratford de Redcliffe erhoben worden. Um mit der franz. und der österr. Regierung eine Verständigung in der orient. Frage zu erzielen, reiste er über Paris und Wien und kam im April in Konstantinopel an. Die Lage der Dinge hatte inzwischen durch die Mission Fürst Menschikow's (März 1853) eine gefährliche Wendung genommen. Lord S. fand den Divan in hülfloser Verwirrung und stellte erst durch seine Gegenwart das Selbstvertrauen einigermaßen wieder her. Verschiedene Umstände hatten dazu beigetragen, ihm im Laufe der Jahre einen fast unbegrenzten Einfluß bei der türk. Regierung zu verschaffen. Als Vertreter der Macht, welche das größte Interesse an der Erhaltung des türk. Reichs hatte und die größten Kräfte zur Wahrung dieses Interesses in Bewegung setzen konnte, war er freilich der Natur der Verhältnisse nach stets der Hauptgegner der russ. Plane gewesen, aber seine officielle Stellung gewann ein erhöhtes Gewicht durch seine Persönlichkeit, in welcher das diplomatische Genie sich in seltener Weise mit der

Energie eines heftigen herrischen Charakters vereinigte. In ihm suchte daher der Divan in seiner bedrängten Lage eine Hauptstütze, und es waren wesentlich seine Rathschläge, an welchen die Mission Menschikow's scheiterte. Trotzdem beharrte er bis zuletzt in seinen Bemühungen um Erhaltung des Friedens. Die Politik der Verbesserung der traurigen Lage der Christen in der Türkei hatte an ihm ihren entschiedensten Vertreter, und alles, was in seiner Macht stand, geschah zur Unterstützung der türk. Reformers gegen den Fanatismus der alttürk. Partei. Während des Krimkriegs machte sich S. durch sein schroffes, gebieterisches Auftreten manche Feinde. Besonders wurde ihm seine unfreundliche Haltung gegen General Williams, den Vertheidiger von Kars, verdacht, dessen hülfeforderude Depeschen er völlig unberücksichtigt ließ. Dennoch behauptete er seine Stellung, solange Lord Palmerston Minister war, und erst Lord Derby rief ihn 1858 von Konstantinopel ab. Nach seiner Rückkehr nach England nahm Lord S. seinen Sitz im Oberhause, wo er seitdem öfters als Redner auftrat. Erwähnenswerth ist auch eine, die Ereignisse mehr als eines halben Jahrhunderts reflectirende Gedichtsammlung dieses Staatsmanns, die unter dem Titel «Shadows of the past» (Lond. 1866) erschien.

Strato Lampsacēnus, so genannt von seiner Vaterstadt Lampsakus, ein griech. Philosoph, und zwar einer der nächsten Nachfolger des Aristoteles, lebte um 270 v. Chr. Er ist merkwürdig als einer der ersten Urheber der auf einem bloßen Materialismus beruhenden Psychologie, indem er die Seele lediglich für eine Modification der animalischen Lebenskraft erklärte und ihre Functionen auf bloße Bewegungen zurückzuführen suchte. Indem er diese Ansicht auch auf die Natur im großen ausgedehnt zu haben scheint, entfernte er sich in mehrern wesentlichen Punkten von seinem Lehrer Aristoteles und stellte einen Hylozoismus (s. d.) auf, der für alle Erscheinungen des physischen und geistigen Lebens nur Materie sammt einer ihr inwohnenden Bewegung voraussetzt. Vgl. Nauwerk, «De Stratone Lampsaceno» (Berl. 1836).

Stratonīke, Tochter des Demetrius Poliorketes und der Phila, der Tochter des Antipater, wurde, kaum 17 J. alt, im J. 300 v. Chr. mit dem König von Syrien, Seleukus I. (s. d.) Nikator, vermählt. Nach einigen Jahren faßte ihr Stiefsohn Antiochus (später als König Antiochus I. Soter genannt) eine so heftige Leidenschaft zu ihr, daß sein Leben in Gefahr schwebte, und daß sein Vater, um ihn zu retten, ihm seine Gemahlin überließ.

Straubing, Stadt im bair. Regierungsbezirk Niederbaiern, rechts an der Donau, über die hier zwei Brücken führen, sowie an der Ostbahn (Geiselhöring-Passau), liegt in einer höchst fruchtbaren Gegend, ist Sitz des Schwurgerichts für Niederbaiern, eines Bezirksamts, eines Bezirksgerichts und eines Landgerichts und zählt 11054 E. (1864, gegen 10063 im J. 1858). Die Stadt hat einen schönen Marktplatz mit Dreifaltigkeitssäule und zehn zum Theil sehr ansehnliche Kirchen, darunter die goth. St.-Jakobskirche (1492—1512 erbaut) mit einigen alten Gemälden, angeblich von Wohlgemuth, und die ebenfalls goth. Karmeliterkirche von 1430 (jetzt Gymnasialkirche) mit dem schönen Grabmal Herzog Albrecht's II. Das Schloß bewohnte einst Herzog Albrecht III. mit seiner Gemahlin Agnes Bernauer (s. d.), die hier 1435 von der Donaubrücke in den Strom gestürzt wurde. Ihr Grabmal befindet sich in einer Kapelle nahe an der St.-Peterspfarrkirche in der Altstadtvorstadt. An dem Geburtshause Fraunhofer's (s. d.) ist dessen Büste aufgestellt. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu S. ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar mit einer Taubstummenanstalt, eine Landwirthschafts- und Gewerbschule. Zwei Mannsklöster beschäftigen sich mit Seelsorge und Krankenpflege; von den zwei Frauenklöstern versieht das eine ein weibliches Erziehungsinstitut, das andere ein weibliches Krankenhaus. S. ist eine Stadt voll regen Verkehrs. Bei ihrer Lage inmitten der Kornkammer Baierns vermittelt sie einen sehr bedeutenden Handel mit Getreide, Pferden und Rindvieh. Unter den Gewerben sind besonders die Brauerei und Gerberei hervorzuheben. Der Ursprung S.s geht bis in die Römerzeit zurück. Im 18. Jahrh. zeichneten sich die Straubinger 1704 und 1742 durch tapfere Vertheidigung ihrer Stadt aus. Früher war S. Hauptstadt von Niederbaiern, dann bis 1835 des bair. Regenkreises.

Strauch nennt man im Gegensatz zum Baum ein Holzgewächs, dessen Stamm sich von der Wurzel an in mehrere Aeste theilt, die deshalb als ebenso viele Einzelstämme erscheinen. Eine strauchartige Form entsteht aber auch dadurch, daß Stämme von Laubholzbäumen abgehauen («auf den Stock gesetzt») werden, indem dann der übriggebliebene Stock durch Adventivknospenbildung oder auch aus schlafenden Augen eine Anzahl Stämme (Stockhohden, Stockausschläge) treibt. Die echten Sträucher zerfallen der relativen Höhe nach, welche sie erreichen, in Sträucher erster, zweiter, dritter Größe und in Erdhölzer, worunter man Sträucher dritter Größe mit niederliegenden Stämmen und Aesten versteht (z. B. die Zwergbirke, der Zwergwachholder).

Eine andere Form von strauchartigen Gewächsen sind die Halbsträucher, welche den Uebergang von den Holzgewächsen zu den Rhizomgewächsen oder perennirenden Kräutern bilden. Halbsträucher sind nämlich solche ausdauernde Gewächse, deren sog. Wurzel sowol als die über dem Boden erscheinende, aber niedrig bleibende und strauchartig verästelte Achse vollkommen verholzen, und welche aus dieser Achse (Stock, caudex) alljährlich Triebe entwickeln, die, wenn sie Blüten tragen, am Ende derselben Vegetationsperiode zu Grunde gehen, gleich den Trieben der mit einem Wurzelstock (Rhizom) begabten Kräuter, wenn sie dagegen nicht zur Blütenentwickelung gelangen, zu vegetiren fortfahren. Diese Form von Holzgewächsen, zu denen z. B. die rauhblätterige Salbei (Salvia officinalis L.) und der Lavendel (Lavendula Spica L.) gehören, ist charakteristisch für die Vegetation der mediterranen Länder.

Strauß (Struthio), eine Gattung aus der Ordnung der Laufvögel. Man kennt nur eine Art, den gemeinen S. (S. Camelus), welcher der größte unter allen jetzt lebenden Vögeln ist. Er lebt in den Wüsten Afrikas, und seine ganze Organisation ist, wie bei dem Kamel, für den Aufenthalt in der Wüste eingerichtet. Seine Länge beträgt 7—8 F. und sein Gewicht 80—90 Pfund. Die Flügel sind zum Fluge ganz ungeeignet und mit langen, weichen, zerschlitzten Schwungfedern besetzt. Dafür aber sind seine Füße außerordentlich entwickelt, ungemein stark und hoch, selbst an den Schenkeln nackt, mit dichter, lederartiger Haut überzogen und nur mit zwei, nach vorn gerichteten Zehen versehen. Mit ihnen kann er einen 4 F. langen Schritt machen, der aber beim schnellen Laufen zum 8 F. langen Sprunge wird. Seine Schnelligkeit ist daher auch so groß, daß selbst die besten Pferde den S. nicht einzuholen oder doch ihm nicht lange zur Seite zu bleiben vermögen. Gegen Verfolgung sucht der S. sein Heil stets in der Flucht, und nur wenn er in die Enge getrieben, vertheidigt er sich durch Hiebe mit dem Schnabel und durch Schlagen mit den Füßen und den Flügeln. Seine Nahrung besteht nur aus Pflanzen. Sehr groß ist aber seine Gefräßigkeit wie auch die Kraft seiner Verdauung, welche hauptsächlich durch einen Vormagen unterstützt wird, der einen sehr kräftig auflösenden Saft absondert. Der S. lebt in Polygamie. Ein Männchen versammelt vier bis sechs Weibchen um sich, welche mit ihren Eiern ein gemeinschaftliches Nest füllen, das aus einer ausgescharrten Grube besteht. Jedes Weibchen legt 12—16 Eier, von denen jedes 3 Pfd. schwer ist und drei hungerige Personen vollauf zu sättigen vermag; jedoch steht ihr Geschmack bedeutend unter dem der Hühnereier. Die harten, festen Eierschalen dienen den Eingeborenen jener Gegenden zu Gefäßen. Beim Brüten lösen sich am Tage die Weibchen einander ab; auch wird die Brütung am Tage gelegentlich der Sonne allein überlassen. Des Nachts brütet das Männchen. Die Jagd auf S. ist sehr schwierig. Die Araber hetzen ihn zu Pferde in Trupps, die sich vertheilen und ablösen, bis das müde Thier sich erschöpft in den Sand streckt. Man jagt den S. hauptsächlich wegen der schönen zerfaserten Deckfedern des Schwanzes und der Flügel (Straußenfedern), welche aber jetzt im Orient einen höhern Werth als in Europa haben. Die besten Straußenfedern erhält man aus dem Innern Nordafrikas, wo man die S. deshalb als Hausthiere hält, um ihnen jene Federn auszuziehen, was binnen zwei Jahren dreimal geschieht. Die Federn von den wilden S. sind gewöhnlich zerstoßen oder sonst abgenutzt. Die Körperfedern des Männchens sind schwarz, die des Weibchens braun; nur die Schwingfedern und Schwanzdecken sind schneeweiß, bisweilen mit schwarzem Saume oder schwarzer Spitze. Die Haut und das Fett der S. werden gleichfalls benutzt; das Fleisch der erwachsenen S. ist aber hart, schwarz und unschmackhaft. Die amerikanischen S. haben dreizehige Füße und einen durchaus befiederten Kopf und bilden deshalb eine besondere Gattung, Nandu (Rhea), von welcher man bisjetzt zwei Arten in Südamerika gefunden hat, die aber nur $4\frac{1}{2}$—5 F. lang sind, sonst aber in Sitten und Lebensweise ganz mit dem afrikanischen S. übereinkommen. Der gewöhnliche Nandu (Rhea Americana) lebt hauptsächlich in den Pampas und streift bis in die öden Küstengegenden Patagoniens. Man fängt ihn besonders mittels der Bolas. Seine graulichbraunen Schwingfedern kommen über Buenos-Ayres häufig nach Europa, wo sie zu Zierathen und Wedeln gebunden werden. Ebenfalls dreizehig ist der neuholländische S. oder Emu (s. d.).

Strauß (David Friedr.), der berühmte Verfasser des «Lebens Jesu», wurde 27. Jan. 1808 zu Ludwigsburg in Würtemberg geboren und bildete sich zunächst in der Schule seiner Vaterstadt, dann in dem theol. Seminar zu Blaubeuren und in dem theol. Stifte zu Tübingen. Nachdem er 1830 Pfarrvicar und 1831 Professoratsverweser am Seminar zu Maulbronn geworden war, ging er noch auf ein halbes Jahr nach Berlin, um Hegel'sche Philosophie zu studiren und Schleiermacher zu hören. 1832 wurde er Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, hielt jedoch zugleich philos. Vorlesungen an der Universität. Bis dahin literarisch fast unbekannt,

erregte er großes Aufsehen durch «Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet» (2 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl. 1840), weil er darin das Ganze der evang. Geschichte als einen Inbegriff von Mythen zu erweisen suchte, die in den christl. Gemeinden des 1. und 2. Jahrh., großentheils nach Maßgabe des alttestamentlich-jüd. Messiasbildes, allmählich entstanden seien. Infolge dieser Schrift, die eine Unzahl von Gegenschriften hervorrief, wurde er seiner Repetentenstelle enthoben und als Lehrer an das Lyceum zu Ludwigsburg versetzt, welches Amt er jedoch schon 1836 wieder aufgab, um in Stuttgart zu privatisiren und sich zunächst in den «Streitschriften» (3 Hefte, Tüb. 1837) mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen, während er in seinen «Zwei friedlichen Blättern» (Altona 1838) seine Sache von der mildern Seite darzustellen suchte. Im Febr. 1839 wurde S. vom Erziehungsrathe zu Zürich, hauptsächlich auf Betrieb des Bürgermeisters Hirzel, als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die dortige Universität berufen; allein dieser Schritt rief eine Aufregung hervor, welche sich durch die Pensionirung des kaum berufenen Professors nicht mehr beschwören ließ, sondern den Sturz der Regierung 6. Sept. zur Folge hatte. So von neuem auf schriftstellerische Thätigkeit hingewiesen, veröffentlichte S. sein zweites Hauptwerk: «Die christl. Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft» (2 Bde., Tüb. 1840—41), worin er das exegetische, dogmengeschichtliche, kritische und dogmatische Element auf neue Weise ineinander verarbeitete. Als Vorarbeit zu diesem Werke ist die Abhandlung «Ueber Schleiermacher und Daub» zu betrachten, welche in seinen «Charakteristiken und Kritiken» (Lpz. 1839) abgedruckt ist. Nach längerm Stillschweigen ließ hierauf S. «Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige» (Manh. 1847) erscheinen, welche Schrift durch die Streiflichter, die sie auf eine hochgestellte Persönlichkeit der Gegenwart warf, Aufsehen erregte. 1848 von seiner Vaterstadt als Candidat für das deutsche Parlament aufgestellt, unterlag S. dem Mistrauen, welches die klerikale Partei unter dem Landvolke des Bezirks gegen ihn wachzurufen wußte. Die von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge sind unter dem Titel «Sechs theol.-polit. Volksreden» (Stuttg. und Tüb. 1848) erschienen. Statt dessen von der Stadt Ludwigsburg in den württemb. Landtag gewählt, zeigte S. wider Erwarten eine conservativ-polit. Haltung, die ihm von seinen aufgeregten Wählern sogar eine Misfallensadresse zuzog, in deren Folge er im Dec. 1848 sein Mandat niederlegte. S. wandte sich hierauf culturgeschichtlichen und literarhistor. Studien zu und veröffentlichte in rascher Folge: «Schubart's Leben in seinen Briefen» (2 Bde., Berl. 1849), «Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart» (Manh. 1851), «Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin» (Frankf. 1855), «Ulrich von Hutten» (3 Bde., Lpz. 1858—60), «Herm. Sam. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes» (Lpz. 1862) und «Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts» (Lpz. 1862), denen sich später eine zweite Sammlung (Berl. 1867) anschloß. Sämmtliche Werke zeichnen sich durch Gediegenheit der Forschung und eine klare, schöne Darstellung aus. Als 1863 Renan durch sein «Leben Jesu» nicht blos bei den Theologen, sondern auch in allen Kreisen der Gesellschaft die größte Aufregung hervorgerufen hatte, ließ S. eine Neubearbeitung seines ersten Hauptwerks «Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet» erscheinen (1. und 2. Aufl., Lpz. 1864), welches Werk bald in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. An dem über den Gegenstand entbrannten Kampfe betheiligte sich S. unter anderm mit der Schrift «Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte» (Berl. 1865), die gegen Schleiermacher's «Leben Jesu», und einer zweiten, «Die Halben und die Ganzen» (Berl. 1865), welche gegen Schenkel und Hengstenberg gerichtet war. Um dieselbe Zeit ließ er auch seinen geistvollen Vortrag über «Lessing's Nathan der Weise» (Berl. 1865; 2. Aufl. 1867) erscheinen. — S.' Gattin, Agnese Schebest, geb. 15. Febr. 1813 zu Wien, zeigte frühzeitig ein seltenes Talent für Gesang und Mimik, welches sie unter Leitung des Kammersängers Miksch zu Dresden ausbildete. Nachdem sie an verschiedenen Bühnen Deutschlands mit großem Beifall aufgetreten, vermählte sie sich 1840 mit S. Doch war die Ehe nicht glücklich, sodaß sich die Gatten wieder trennten. Literarisch hat sie sich durch «Rede und Geberde, Studien über den mündlichen Vortrag» (Lpz. 1862) und ihre Selbstbiographie «Aus dem Leben einer Künstlerin» (Stuttg. 1856) vortheilhaft bekannt gemacht.

Strauß (Gerhard Friedr. Abraham), namhafter deutscher Theolog, geb. 24. Sept. 1786 zu Iserlohn, widmete sich zu Halle und Heidelberg theol. Studien, wurde 1809 Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogthum Berg und 1814 Prediger in Elberfeld. 1822 folgte er einem Rufe als Hof- und Domprediger sowie als Professor nach Berlin, wo er zum Wirkl. Oberconsistorial-

rath im Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten und zum Mitglied des evang. Oberkirchenraths ernannt wurde und 19. Juli 1863 ſtarb. In Elberfeld war er bemüht, mitten unter den Leiden des Kriegs die Wiedergeburt religiös-kirchlichen Lebens in dem Volke vorzubereiten. In Berlin wußte er durch eine lebendige, wahrhaft populäre Verkündigung des Evangeliums alle Stände und Klaſſen gleichmäßig anzuziehen und ſeiner Wirkſamkeit als Seelſorger, die ſich auch über die Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. und einen Theil der königl. Familie erſtreckte, einen nachhaltigen Erfolg zu ſichern. Als Schriftſteller trat S. auf mit ſeinen «Glockentönen, oder Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geiſtlichen» (3 Bdchn., Elberf. 1812—20; 7. Aufl., Lpz. 1840), die viele Theilnahme fanden und ins Engliſche, Schwediſche und Holländiſche überſetzt wurden. Dieſen folgten das anziehende Büchlein «Die Taufe im Jordan» (Elberf. 1822) und «Helon's Wallfahrt nach Jeruſalem», 109 Jahre vor der Geburt unſers Herrn» (4 Bde., Elberf. 1820—23). Letzteres Werk ward ebenfalls in England und Schweden überſetzt. Außerdem veröffentlichte er geſchätzte Predigtſammlungen ſowie eine ſehr verbreitete «Sammlung von bibliſchen Sprüchen» (12. Aufl., Halle 1866) für den Religionsunterricht. Einen Theil der Ergebniſſe ſeiner praktiſch-theol. Studien hat er niedergelegt in der Schrift «Das evang. Kirchenjahr in ſeinem Zuſammenhange» (Berl. 1850), in welcher er die ſymboliſche Bedeutung des Kirchenjahrs und ſeine Beziehung auf die Jahreszeiten wiſſenſchaftlich zu erklären verſucht. — Friedrich Adolf S., Sohn des vorigen, geb. 1. Juni 1817 in Elberfeld, beſuchte 1829—36 das Joachimsthal'ſche Gymnaſium zu Berlin und ſtudirte 1836—42 auf der Univerſität daſelbſt. Nach ſeiner Promotion als Licentiat wurde er zum Hülfsprediger an der Hof- und Domkirche ernannt und machte in dieſer Stellung 1845 eine wiſſenſchaftlich-kirchliche Reiſe in das Morgenland, worauf er den folgenden Winter in Rom zubrachte. 1847 zum Diviſionsprediger berufen, nahm er als ſolcher 1848 bei den preuß. Truppen an dem Feldzuge in Schleswig theil. Einzelne Mittheilungen über denſelben gibt er in «Kriegertreue» (Berl. 1852). Seit 1858 wirkte S. als Garniſonprediger zu Berlin ſowie ſeit 1859 als Profeſſor der Theologie an der Univerſität, an der er ſich ſchon 1847 habilitirt hatte. Unter ſeinen Schriften ſind vor allem zu nennen: «Sinai und Golgatha» (Berl. 1847; 8. Aufl. 1865; Prachtausgabe 1866), eine ins Engliſche, Schwediſche, Däniſche und Holländiſche überſetzte Beſchreibung ſeiner Reiſe in das Heilige Land, und das Prachtwerk «Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift» (100 Bilder mit erläuterndem Texte, Stuttg. 1861), das er gemeinſchaftlich mit ſeinem jüngern Bruder herausgab. Dem Gebiete der praktiſchen Theologie gehören «Liturgiſche Andachten» (Berl. 1850; 3. Aufl. 1857) ſowie «Die Liturgie des evang. Hauptgottesdienſtes» (Berl. 1853) an. Aus ſeinen altteſtamentlichen Studien ging die «Erklärung der «Vaticinia Zephanjae» (Berl. 1843) hervor. Ueberdies ſind von ſeinen Schriften noch die Predigtſammlungen «Heerpredigten» (Berl. 1858) und «Troſt am Sterbelager» (Berl. 1865) hervorzuheben.

Strauß (Johann), berühmter Tanzcomponiſt, geb. zu Wien 14. März 1804, erlernte das Buchbinderhandwerk, verließ aber dieſen Beruf aus Neigung zur Muſik. Der einige Jahre ältere Lanner (ſ. d.) hatte damals ſchon ein kleines Orcheſter zuſammengebracht, welches ſich großen Beifall erwarb ſowol durch den Vortrag arrangirter Ouverturen, Opernſtücke u. dgl. wie durch die originellen, von Lanner ſelbſt componirten Tänze. S. wurde in dieſes Orcheſter aufgenommen und der Beifall, den Lanner's Tänze fanden, beſtimmte ihn, derſelben Bahn zu folgen. Sein Talent entwickelte ſich ſo entſchieden und ſo originell, daß er ſehr bald als Lanner's Gefährte dieſem zur Seite ſtand. S. wußte namentlich das Geheimniß des Rhythmus, eine gewiſſe ſchwebende und wiegende Macht deſſelben, ſo auszubeuten, daß er in den Erfolgen bald noch weit über Lanner hinauskam. Seine Tanzmelodien, mit ihren bald ſentimentalen, bald muntern Zügen, prägten ſich dem Hörer unwillkürlich ein und zwangen die Füße faſt, ihrem Zauberreize zu folgen. In gewiſſer Hinſicht erregten ſie daher auch eine geſellige Umwälzung in Wien. Jene öffentlichen Gärten, bis dahin nur der Sammelplatz der bürgerlichen Klaſſen, wurden nun von dem höhern Publikum überfüllt. Ebenſo wuchs die Zahl der Beſucher in den Tanz- und Redoutenſälen im Sperl, im Römiſchen Kaiſer und Ungariſchen König, wo S. und Lanner mit einem vollſtändigen Orcheſter, dem allerlei neue, den Rhythmus pikanter bezeichnende Inſtrumente einverleibt waren, auftraten und in der Execution der Tänze wahrhaft Erſtaunenswürdiges leiſteten. 1824 bildete S. ſein eigenes Orcheſter, mit dem er 1833—37 die erſte Kunſtreiſe durch ganz Deutſchland nach Frankreich und England machte, der ſpäter in Deutſchland mehrere folgten. Er ſtarb 24. Sept. 1849 als Hofballmuſikdirector zu Wien. S. beſaß jene wunderliche Eigenthümlichkeit, die dazu gehört, um ſich einem ſolchen Berufe ganz hinzugeben; er lebte

und webte nur in ſeinen Walzern. Sein älteſter Sohn, Johann S., theilte mit dem Vater gleiche Erfolge als Componiſt und unternahm ebenfalls mit einem wohlgeſchulten Orcheſter Kunſtreiſen durch einen Theil Europas. Zwei andere Söhne, Joſeph und Eduard, machten ſich ebenfalls als Componiſten und Dirigenten bekannt.

Strebepfeiler oder Contreforts ſind Pfeiler, welche zur Verſtärkung von Mauern dienen, die den Schub einer Erdmaſſe, eines Gewölbs oder anderer Seitenkräfte auszuhalten haben, oder die wegen zu großer Höhe einer beſondern Verſteifung bedürfen. Dieſelben finden ſich daher häufig an Futter- und Ufermauern und an den Widerlagsmauern der Gewölbe. Außerdem ſpielen ſie in dem goth. Bauſtile zur Stützung der hohen Mauern, gegen welche Gewölbe geſpannt ſind, eine hervorragende Rolle.

Streckbett iſt eine der Orthopädie (ſ. d.) angehörige Vorrichtung und beſteht aus einer Bettſtelle mit einer Matratze, an denen ſich Apparate befinden, durch welche der verkrümmte Körper mittels Zug (an Kopf, Hals, Becken, Füßen), auch wol mittels Druck (z. B. von der Seite her) eine Zeit lang in der Form und Richtung erhalten wird, welche er nach dem Willen des Arztes einzunehmen hat, um gewiſſe Verkrümmungen auszugleichen, gewiſſe verkürzte Muskeln oder Sehnen zu ſtrecken u. ſ. w. Die neuere Orthopädie gebraucht die S. weniger, beſonders weil dieſelben bei der langen Dauer, mit welcher das S. angewendet werden muß, wenn es einigen Erfolg haben ſoll, der Geſammternährung oft Nachtheil bringen.

Streckfuß (Adolf Friedr. Karl), deutſcher Dichter und Ueberſetzer, geb. in Gera 20. Sept. 1779, erhielt in Zeitz ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung und bezog 1797 die Univerſität zu Leipzig, wo er die Rechte ſtudirte. Dann begann er im Juſtizamte zu Dresden ſeine Geſchäftslaufbahn, folgte jedoch 1801 dem Rufe eines Oheims nach Trieſt und lebte zwei Jahre lang in deſſen Hauſe als Hofmeiſter. Er lernte hier die ital. Sprache und Literatur durch fleißiges Studium und durch täglichen Gebrauch im Umgange kennen. Als Hofmeiſter kam er 1803 nach Wien, wo «Ruth, ein Gedicht in vier Geſängen» (Wien 1805) und andere kleine Dichtungen ihm die Freundſchaft ausgezeichneter dortiger Literatoren, wie H. von Collin's und der Karoline Pichler, erwarben. 1806 kehrte er nach Sachſen zurück, wo er Advocat, dann Gerichtsactuar und 1807 Secretär bei der Stiftsregierung in Zeitz wurde. 1812 als Geh. Secretär nach Dresden verſetzt und 1813 zum Geh. Referendar befördert, berief ihn bald nachher das ruſſ. Gouvernement zur Hülfeleiſtung in die Finanzabtheilung. Die Beförderung zum Geh. Finanzrathe durch das ruſſ. Gouvernement lehnte er ab und blieb in ſeiner vorigen Stellung bei dem nachherigen preuß. Gouvernement. Nach der Theilung Sachſens 1815 arbeitete er zunächſt bei dem Gouvernement in Merſeburg, wurde hierauf als erſter Rath bei der Regierung daſelbſt angeſtellt und 1819 nach Berlin berufen, wo er als Geh. Regierungsrath in das Miniſterium des Innern kam. Gegen Ende 1840 zum Mitgliede des Staatsraths ernannt, nahm er 1843 ſeinen Abſchied, wobei er das Prädicat als Wirklicher Geh. Oberregierungsrath erhielt, und zog ſich nach Zeitz zurück; doch ſtarb er ſchon 26. Juli 1844 in Berlin auf der Durchreiſe. S. hat ſich als Dichter und Erzähler, noch mehr aber als Ueberſetzer des Arioſto («Raſender Roland», 5 Bde., Halle 1818—20; 2. Aufl. 1840), des Taſſo («Befreites Jeruſalem», 2 Bde., Lpz. 1822; 4. Aufl. 1847) und des Dante («Die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies», 3 Bde., Halle 1824—26; 3. Aufl. 1841) einen Ehrenplatz in der deutſchen Literatur erworben. Seine kleinern Gedichte erſchienen zuerſt in Wien 1805 und dann in Leipzig 1823; «Neuere Dichtungen» zu Halle 1834; von den größern nennen wir noch «Altimon und Zomira» in ſechs Geſängen (Lpz. 1808). Sammlungen ſeiner «Erzählungen» gab er in Dresden 1813 und 1830 in Berlin heraus. Als Ueberſetzer hat S. dem berühmten Gries nachgeeifert. War ſeine Ueberſetzung des «Raſenden Roland» mehr Verſuch, ſo erſcheint er in ſeinem Taſſo mit ſeltenen Ausnahmen als ein kunſtfertiger Meiſter, den ſein tiefes und feines Gefühl für das Urbild begeiſtert und dem nicht allein die Kraft der Sprache zu Gebote ſteht, ſondern auch ihr Wohllaut. Weniger ſchließt ſich ſeine Weiſe dem alterthümlich-kräftigen Dante an. Auch überſetzte er Manzoni's Trauerſpiel «Adelgis» (Berl. 1827). In der letzten Zeit ſah er ſich mehrmals durch ſeine Stellung veranlaßt, über ſtreitige Fragen der innern Politik ſeine Stimme abzugeben. So ſchrieb er «Ueber die preuß. Städteordnung» (Berl. 1828) gegen F. von Raumer; «Die beiden preuß. Städteordnungen verglichen» (Berl. 1841); «Ueber das Verhältniß der Juden zu den chriſtl. Staaten» (Berl. 1833); «Ueber die Garantien der preuß. Zuſtände» (Halle 1830).

Streckwerke, ſ. Walzwerke.

Streichinſtrumente oder Bogeninſtrumente nennt man diejenige Art der Saiteninſtrumente, deren Ton durch Streichen der Saiten mit einem Bogen hervorgebracht wird. Es gehören

in diese Kategorie der Tonwerkzeuge die Violine, die Viola, Viola d'Amore, Viola da Gamba, das Baryton, das Violoncello, der Contrabaß, die Guitarre d'Amour u. s. w.

Streitaxt, Streithammer und Streitkolben sind die Benennungen verschiedener Handwaffen, deren sich die Reiterei im Mittelalter bediente und welche vorzüglich den Zweck hatten, durch ihr bedeutendes Gewicht beim Schlage den Harnisch des Feindes und namentlich seinen Helm zu durchdringen und den Gegner zu verwunden oder doch zu betäuben. Der eiserne Stiel aller drei Arten war nur kurz, bei der S. höchstens 1 Elle lang, beim Streitkolben am kürzesten. Der untere Theil des Stiels war zuweilen mit einem Griff, auch wol mit einer kurzen Kette versehen, um an die Hand befestigt zu werden. Der obere Theil bildete bei der S. auf der einen Seite ein beilförmiges Eisen, auf der andern eine etwas nach unten gebogene starke vierkantige Spitze; auch endete zuweilen der Stiel nach vorn in eine gerade Spitze, um als Stoßwaffe zu dienen. Beim Streithammer fiel das Beil weg und war durch einen ziemlich schweren, bald eckig, bald rund geformten kurzen Hammer ersetzt. Der Streitkolben endete oben in einen starken eisernen, eiförmig gestalteten Kopf, der entweder, wie ein Stern ausgeschnitten, mehrere Schneiden in seinem Umfange bildete, oder auch mit eisernen Stacheln versehen war und dann Morgenstern (s. d.) hieß, dessen Stiel und Kopf auch von Holz gemacht wurden; er diente dem Fußvolk als Waffe. Die Streitäxte waren mitunter durch Gravirungen und eingelegtes Gold und Silber verziert. Sie werden heute noch in den Waffensammlungen als Merkwürdigkeiten gezeigt.

Streitwagen waren bei den Griechen in der heroischen Zeit in Gebrauch; die Homerischen Helden, sowol der Griechen als der Trojaner, kämpften neben der Masse des Fußvolks bald von dem gewöhnlich mit zwei Rossen bespannten Wagen herab, der sie zu und aus der Schlacht trug und auf dessen Stuhle zwei Männer, der Kämpfer und der selbst den Edeln angehörige Wagenlenker, ihren Stand hatten; bald verließen sie ihn auch, um sich zu Fuß im Einzelkampfe zu messen. Reiterei kennt Homer nicht. In der histor. Zeit erhielt sich der wiewol sehr eingeschränkte Gebrauch des S. noch namentlich bei den cyprischen Salaminiern und den Cyrenäern. Auch die celt. Völker bedienten sich der S. (essedum und esseda) neben der Reiterei und dem Fußvolke; Livius erwähnt ihrer bei den italischen Galliern in der Schlacht bei Sentinum 295 v. Chr.; Cäsar fand sie vorzugsweise bei den Britannen in Gebrauch, die sich ihrer bedienten, um mit ihnen die Reihen des feindlichen Fußvolks zu verwirren und durch sie, wenn sie, herabgesprungen, beim Fußkampf bedrängt wurden, schnell zu entkommen.

Streltz, s. Neustreltz.

Strelitzen, im Russischen Strjelzi, d. h. Schützen, ist der Name einer russ. Leibwache, welche von dem Zaren Iwan Wasiljewitsch dem Schrecklichen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. errichtet wurde und welche zugleich die sämmtliche stehende Infanterie des Reichs ausmachte, sodaß sie zuweilen 40—50000 Mann stark war. In Moskau bewohnten die S. einen eigenen Stadttheil, jenseit der Moskwa, welcher Strjelskaja Sloboda, d. h. Strelitzenvorstadt, hieß und gegenwärtig einen Theil der sog. Erdstadt (Semljänoigorod) ausmacht. Die Zaren besaßen dicht dabei, nach der Moskwa hin, den sog. Großfürstengarten, der nicht mehr vorhanden ist. Als die tapfersten Truppen hatten die S. viele Vorrechte; doch waren sie ohne Mannszucht und machten sich daher, namentlich seit den Pseudodemetriern, durch häufige Aufstände und Theilnahme an geheimen Verschwörungen der Regierung ebenso furchtbar wie zu ihrer Zeit die Janitscharen in der Türkei und die Mamluken in Aegypten. Da sie sich, von der Großfürstin Sophia und den Großen des Reichs aufgereizt, auch gegen Peter d. Gr. empörten, löste dieser sie 1698 auf, indem er ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichtete und Tausende auf dem Rothen Platze in Moskau durchs Beil hinrichten ließ, während er die übrigen nach Astrachan verbannte. 1705 wurden auch diese Wenigen noch vernichtet, da sie auch hier stets neue Verschwörungen gegen ihren Monarchen anzettelten. Es ist gewiß, daß gegenwärtig nur sehr wenige Familien in Rußland existiren, die von jenen S. abstammen. Die vornehmste von ihnen ist die der Grafen Orlow (s. d.), welche sich von einem S. herleitet, der in dem Augenblicke, wo er in Moskau das Blutgerüst besteigen sollte, von dem Kaiser Peter d. Gr. begnadigt wurde.

Strick von Linschoten (Baron), holländ. Dichter und Gelehrter, geb. 1769 zu Utrecht aus einer früher im Münsterschen, seit dem 15. Jahrh. aber in den Niederlanden ansässigen adelichen Familie, studirte in Göttingen und wurde 1795 niederländ. Gesandter am württemb. Hofe. Hier kam er in genauere Verbindung mit den vorzüglichsten Gelehrten und Dichtern Deutschlands. Nachdem er 1804 von seinem Gesandtschaftsposten abberufen worden war, lebte er bis 1810, einige Reisen in Deutschland und einen längern Aufenthalt in Weimar ausgenommen,

wo er des besondern Wohlwollens des Großherzogs Karl August genoß, als Privatmann auf seinem Stammgute in Linschoten in der Provinz Utrecht und beschäftigte sich ausschließend mit der Dichtkunst und den Wissenschaften. Obgleich S. der antioranischen Partei zugethan war, so hegte er doch einen unauslöschlichen Haß gegen Frankreich, weshalb er bei der Einverleibung seines Vaterlandes in das Kaiserreich sich nach Manheim wendete. Sein Haus war hier, wie früher in Stuttgart, der Sammelplatz der gewähltesten Gesellschaft, in welcher jeder Gebildete den freundlichsten Empfang genoß. Auch nach der wiedererrungenen Selbständigkeit Hollands blieb er in Manheim. Auf einer Reise in Italien starb er 25. Juli 1819 zu Bologna. In Sprachkenntniß und gründlicher Gelehrsamkeit stand S. auf gleicher Stufe mit vielen seiner berühmten Zeitgenossen. Philosophie, Geschichte, Botanik und Landwirthschaft waren seine Lieblingswissenschaften. Als Dichter gehört er unter die beliebtesten seiner Nation.

Stricken ist eine alte Erfindung, aber das S. mit Stricknadeln scheint erst im Anfange des 16. Jahrh. erfunden worden zu sein. Es wird behauptet, daß letzteres in Spanien erfunden, dann nach Italien und noch 1560 nach England gebracht worden sei; andere dagegen lassen diese Kunst in Schottland erfunden sein. Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe wurden 1547 von Heinrich II. in Frankreich und in England 1561 von der Königin Elisabeth getragen. In Deutschland nannte man anfangs die Strumpfstricker Hosenstricker, da nach alter Sitte Hosen und Strümpfe ein Ganzes bildeten. In Berlin bestand bereits 1590 eine Hosenstrickerinnung. Neuerlich hat man Strumpfstrickmaschinen gebaut, welche den Circular-Strumpfwirkerstühlen verwandt sind und bis auf einige Nachhülfe die Strümpfe ganz selbständig verfertigen.

Stricker (der) hieß ein mittelhochdeutscher Dichter, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er um 1240 in Oesterreich lebte. Die Namensform Strichaere ist nur eine einigen Handschriften eigene verschiedene Orthographie für Strickaere und darf daher nicht als «fahrender Sänger» gedeutet werden. Seitdem es Pfeiffer gelungen, den Namen «Stricker» auch anderweitig nachzuweisen, hat auch eine andere Deutung desselben als eines poetisch angenommenen, der so viel besage, wie Dichter überhaupt, ihre Geltung verloren. Man hat von dem S. zwei größere epische Gedichte: eine dem veränderten Zeitgeschmacke angepaßte Ueberarbeitung des Rolandsliedes (s. Roland) auf Grundlage der ältern Erzählung des Pfaffen Konrad und den zum bretonischen Sagenkreise gehörenden, noch ungedruckten «Daniel von Blumental», offenbar eine Jugendarbeit nach dem Vorbilde eines provenzal. Dichters, der nur nicht, wie der S. selbst im Eingange seines Werks angibt, Alberich von Besançon gewesen sein kann. Einen Auszug aus dem «Daniel» hat Bartsch in der Einleitung zu seiner Ausgabe des «Karl» (Quedlinb. und Lpz. 1857) mitgetheilt. Hatte sich der S. in diesen beiden Epen nicht über das Gewöhnliche erhoben, so erscheint er dagegen sogar tonangebend in den Beispielen, unter welcher Benennung man damals kleine Geschichten aller Art, Fabeln, Parabeln, Gleichnißreden, Allegorien, Anekdoten, Märchen u. dgl. mit angehängter moralischer Nutzanwendung, zusammenfaßte. Hier ist sein Stil leicht und sauber, aber freilich etwas kalt und trocken und in der Nutzanwendung nicht selten weitschweifig. In dieser Gattung hat der S. nicht nur selbst Zahlreiches gedichtet, sondern ist auch anregendes Vorbild für viele andere geworden; daß er aber eine Sammlung seiner Beispiele unter dem Titel «Die Welt» veranstaltet habe, ist eine unbegründete Behauptung. Gewöhnlich erscheinen Beispiele von ihm mit denjenigen anderer Dichter untermischt in den Handschriften; bisjetzt sind aber dieselben weder vollständig gesammelt noch hinreichend gesichtet worden. Manches davon ist gedruckt in Docen's «Miscellaneen», den «Altdeutschen Wäldern» der Brüder Grimm, in Jakob Grimm's «Reinhart Fuchs», in Laßberg's «Liedersaal», in den «Kleinern Gedichten von dem S.», herausgegeben von Hahn (Quedlinb. und Lpz. 1839), und anderwärts. Am gelungensten sind diejenigen Stücke, in welchen er seinem Humor sich freier überlassen hat, besonders die wenigen Schwänke und vor allem «Der Pfaffe Amis», eine Erzählung von den kühnen und witzigen (später zum Theil auf Tyll Eulenspiegel übertragenen) Schelmenstreichen eines engl. Priesters (herausg. in Benecke's «Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur», Thl. 2, Gött. 1832). Eingehender behandelt die Werke des Stricker Bartsch in der Einleitung zu seiner Ausgabe des «Karl».

Strickland (Agnes), engl. Schriftstellerin, die Tochter des Thomas S. auf Reydon-Hall in der Grafschaft Suffolk, geb. 1806, stammt aus einem alten Geschlecht, welches in mütterlicher Linie mit dem Hause Plantagenet verwandt ist, aber im 17. Jahrh. durch seine Anhänglichkeit an die Stuarts den größten Theil seines Vermögens einbüßte. Die mit ihrer Familie verknüpften

Erinnerungen flößten ihr frühzeitig eine Vorliebe für hiſtor. und archäol. Studien ein. Zugleich fühlte ſie ſich zur Poeſie hingezogen und veröffentlichte noch ſehr jung die poetiſche Erzählung «Worcester Field, or the cavalier.» Kurz vorher war ihr Vater geſtorben, und Miß S., die von nun an mit ihrer Mutter und zwei Schweſtern zurückgezogen auf dem alten Familienſitze lebte, beſchloß ſich ganz der Literatur zu widmen. Nachdem ſie mehrere Romane, Gedichte und andere Schriften herausgegeben, wovon «Historic scenes» (neue Aufl., Lond. 1852) den meiſten Anklang fanden, trat ſie 1840 mit dem erſten Bande ihres großen Werks «Lives of the queens of England» auf, welches ſie 1848 mit dem zwölften Theile vollendete (neue Aufl., 8 Bde., Lond. 1854). Dieſe Arbeit, nicht ohne Verdienſt, ward in England mit größtem Beifall aufgenommen. Als Seitenſtück dazu veröffentlichte ſie ſodann die «Lives of the queens of Scotland» (8 Bde., Lond. 1850—59), wovon namentlich das Leben Maria Stuart's großes Intereſſe wegen Benutzung neuer Quellen erregte und «Lives of the bachelor kings of England» (Lond. 1861). Außerdem bearbeitete ſie für die Jugend «Tales of illustrious British children» (neue Aufl. 1858) und gab die von ihrer Schweſter Jane S. verfaßten «Three eras of Roman history» (Lond. 1854) heraus. Von einer dritten Schweſter, vermählten Trail, hat man «Roughing in the bush, or life in Canada» (2 Bde., Lond. 1852), und von ihrem Bruder, Mayor S., «Twenty-seven years in Canada» (2 Bde., Lond. 1853). — Zu einem andern Zweige derſelben Familie, der 1641 den Baronstitel erhielt, gehört Sir George S., geb. 1782, ſeit 1831 Parlamentsmitglied für Yorkſhire und ſeit 1841 für Preſton. — Ein Verwandter des vorigen, Hugh Edwin S. (geb. 2. März 1811 zu Righton in Yorkſhire, auf der Eiſenbahn verunglückt 14. Sept. 1853) hat ſich als Geolog und Zoolog einen geachteten Namen erworben.

Strictur oder Stenoſe (stenosis) bezeichnet die krankhafte Verengerung eines Kanals im thieriſchen Körper. Solche Verengungen und Verſchließungen kommen in allen Kanälen und Höhlen des Körpers vor; am häufigſten in der männlichen Harnröhre (oft ſchlechthin Stricturen genannt), ferner im Nahrungskanal (Speiſeröhre, Magenmündungen, Maſtdarm), in der Scheide, Naſe, den Thränenwegen, ſelbſt in den Gefäß- und Herzhöhlen (hier Stenoſen genannt). Die S. beruht entweder vorübergehend und ſelten auf Krampf der Muskelfaſern eines Kanals, oder auf Anſchwellung und Verdickung ſeiner Wände (am häufigſten auf Entzündung derſelben oder dadurch bedingten Ausſchwitzungen), oder auf Geſtalt- und Richtungsfehlern derſelben (z. B. Knickung, Achſendrehung, Verſchlingung, Ineinanderſchiebung), oder auf Druck von außen (durch Geſchwülſte, Krebſe, Bruchein klemmung u. dgl.). Da von dieſen Urſachen viele unheilbar ſind, auch die verengte Stelle oft der Kunſt unzugänglich iſt, ſo ziehen die S. häufig üble, ſogar tödliche Folgen nach ſich. Der Kanal wird oberhalb (ſtromaufwärts) der engen Stelle weit, füllt ſich mit den am Weiterwandern behinderten Stoffen (Urin, Koth u. ſ. w.), welche ſich hinwieder chemiſch zerſetzen und mechaniſch verändern (Steinbildung u. ſ. w.), wodurch wieder die betreffende Kanalwand entzündet wird (Blaſenkatarrh bei Harnröhrenſtrictur, Dickdarmſchleimfluß bei Maſtdarmverengerung), dann Geſchwüre, Brand und Durchlöcherungen (infolge deſſen Harninfiltration, Harn- oder Kothfiſteln u. ſ. w.) ſich bilden. Die Behandlung ſtrebt die kranke Stelle, ſofern ſie von außen erreichbar iſt, zu erweitern und durchgängig zu machen: hauptſächlich durch Ausweitung mittels eingelegter Bougies oder Katheter (welche man nach und nach dicker nimmt) oder der aufquellenden Darmſaiten oder Preßſchwämme; bisweilen dient auch die Operation mittels Schnitt oder Stich, oder das Aetzmittel.

Strigel (Victorin), einer der Hauptvertreter des Synergismus (ſ. d.), wurde 26. Dec. 1514 zu Kaufbeuren geboren und bildete ſich unter Melanchthon's Leitung ſeit 1542 zu Wittenberg. Nachdem er einige Jahre in Erfurt gelebt hatte, wurde er 1548 Profeſſor zu Jena und gerieth hier mit Flacius in Streit, weil er ſich als Mitarbeiter an der Confutationsſchrift von 1558 ſynergiſtiſch ausgedrückt haben ſollte. Der herzogl. Hof, durch Flacius gewonnen, hielt S. vier Monate lang auf dem Schloſſe Grimmenſtein gefangen, wurde jedoch durch die hierarchiſchen Uebergriffe der Flacianiſchen Partei bald umgeſtimmt und verſtattete S., der eine ausgleichende Erklärung gab, die Rückkehr nach Jena. Da indeß der Streit durch das Geſpräch zu Weimar 1560 neue Nahrung empfing und da die Theologen anderweite Erklärungen von S. unterſchrieben wiſſen wollten, ſo ging dieſer 1562 als Profeſſor nach Leipzig, dann nach Wittenberg und von da 1567 als Profeſſor der Ethik nach Heidelberg, wo er zum Calvinismus übergetreten ſein ſoll und 26. Juni 1569 ſtarb. Seine Theorie war weder Pelagianismus noch Semipelagianismus, ſondern maß dem menſchlichen Willen nur die Fähigkeit bei, ſich zum Empfange der Gnade vorzubereiten; dennoch wurde ſie auch im Concordienbuche verdammt.

Strike (engl., ſpr. Streik; von to strike, ſtreichen, davongehen) heißt die Arbeitseinſtel-

lung in Masse, möge diese von allen Arbeitern eines Landestheils oder von den Arbeitern einer einzelnen Kategorie ausgehen. Eine solche Arbeitseinstellung findet statt, wenn den Arbeitern gewisse, ihrer Ueberzeugung nach gerechtfertigte Forderungen nicht gewährt werden, wie Erhöhung des Arbeitslohnes, Verminderung der Arbeitszeit, Entlassung der weiblichen Arbeiter, welche den Verdienst der männlichen schmälern, u. s. w., oder wenn die Arbeitgeber Veränderungen einführen wollen, die das Interesse der Arbeiter berühren, eine Herabdrückung des Lohnes, Heranziehung fremder Arbeiter, Einführung von lästigen Fabrikreglements u. s. w. Zur Erreichung ihres Zwecks bilden die Arbeiter sog. Coalitionen, welche die Arbeitseinstellung in Masse betreiben und den Beschluß zur Durchführung zu bringen suchen, daß die Arbeit nicht eher wieder aufgenommen werde, bis den gestellten Forderungen Genüge geschehen. Da in England die Associationsfreiheit in vollstem Umfange gesetzlich besteht, so ist es auch den Arbeitern gestattet, sich zur Erreichung von Lohnerhöhungen und anderer Vortheile zu vereinigen. Anders verhält es sich in den meisten übrigen Staaten Europas, in denen dergleichen Coalitionen der Arbeiter, andererseits aber auch der Arbeitgeber mit Strafe bedroht sind. Dennoch kommen zuweilen auch hier Arbeitseinstellungen vor. Wenn anerkannt werden muß, daß jedermann berechtigt ist, seine Arbeitskraft so gut und hoch als möglich zu verwerthen, und daß ihn daran der Staat durch Zwangsmaßregeln, Verbote und Strafandrohungen nicht hindern soll, so läßt sich auch gegen die Arbeitseinstellungen und Arbeitercoalitionen nichts einwenden, vorausgesetzt freilich, daß dabei kein Zwang ausgeübt wird gegen diejenigen Arbeiter, welche sich an der Arbeitseinstellung nicht betheiligen wollen. In England sind die S. ziemlich häufig geworden und haben nicht selten einen bedeutenden Einfluß geübt. Eine der größten Arbeitseinstellungen fand im Sommer 1853 statt, die in kurzer Zeit geradezu die Dimension eines Kriegs der Arbeit gegen das Kapital anzunehmen schien. Die Folgen eines S. sind für beide Theile, für die Arbeiter wie für die Arbeitgeber, sehr verderblich, und beide Theile haben deshalb das größte Interesse, es nicht zu einer Arbeitseinstellung in Masse kommen zu lassen. Die Arbeiter besitzen in der Regel keine andere Hülfsquelle als ihren Lohn, und stellen sie die Arbeit ein, so verlieren sie ihren Lebensunterhalt, der ihnen aus den Kassen der Associationen und aus den Beiträgen der nicht feiernden Arbeiter anderer Kategorien nur zum Theil und auch so nicht auf lange Dauer gewährt werden kann. Sie kommen infolge dessen ökonomisch herab, leiden oft die bitterste Noth und vermögen erst in Jahren das, was sie verloren haben, wieder einzubringen, selbst wenn sie die geforderten Zugeständnisse bei den Arbeitgebern durchsetzen. Ueberdies geht immer ein Theil von Arbeitern während der Arbeitslosigkeit sittlich zu Grunde. Selten geschieht es indessen, daß die Arbeiter ihre Absichten erreichen, weil die Arbeitgeber über reichere Mittel verfügen und große Opfer bringen, um über die Arbeiter zu siegen und diese dadurch von sich abhängiger zu machen. Außerdem werden bei Arbeitseinstellungen nicht selten fremde Arbeiter herangezogen, welche sortan den einheimischen Concurrenz machen. Gelingt es den Arbeitern in der That, Zugeständnisse zu erzwingen, so fallen diese doch in der Regel wieder weg, wenn Geschäftsstockungen eintreten und das Arbeitsbedürfniß gering ist. Aber auch die Arbeitgeber leiden außerordentlich, da die Arbeitseinstellung gewöhnlich eintritt, wenn die Geschäfte gut gehen. Die Fabriken stehen still; das in ihnen angelegte Kapital verzinst sich nicht; für die Angestellten wird das Gehalt umsonst gezahlt; den Bestellungen kann nicht genügt werden, und die Besteller suchen andere Fabrikanten und Lieferanten auf, denen sie vielleicht auf die Dauer ihre Kundschaft zuwenden; die Rohproducte gehen zu Grunde oder verkommen wenigstens. Eine lange dauernde Arbeitseinstellung kann zur Folge haben, daß die Industrie einer Gegend ganz eingeht, wenn die Industriellen eines andern Bezirks die Abnehmer an sich zu ziehen und sie festzuhalten wissen. Ferner kann eine Auswanderung der jüngern und bessern Arbeiter stattfinden, welche die Industrie bedeutend schädigt. Dagegen haben die S. auch schon die Folge gehabt, daß durch dieselben die Fabrikation verbessert wurde, indem man Maschinen einführte, welche die menschliche Arbeit nicht nur ersetzten, sondern hinsichtlich der Leistungen weit übertrafen, oder indem man die Arbeit abkürzende Fabrikationsmethoden einführte. Endlich ist zu beachten, daß die S. große sociale Gefahren mancherlei Art heraufbeschwören können. Rechtfertigt es sich aber nicht, den Arbeitercoalitionen und Arbeitseinstellungen durch Verbote und Strafen entgegenzutreten, so bleibt nur übrig, den Arbeitern die für jede Partei nachtheiligen Folgen der S. zum Bewußtsein zu bringen und zugleich die Arbeitgeber zu überzeugen, daß sie in ihrem eigenen Interesse und im Interesse des Staats und der Gesellschaft den Arbeitern alle berechten und billigen Forderungen, ohne es zu einem S. kommen zu lassen, gewähren müssen.

Strinnholm (Anders Magnus), ausgezeichneter schwed. Geschichtsforscher, geb. 25 1786 in der Provinz Westerbotten, besuchte das Gymnasium zu Hernösand und bezog die Universität zu Upsala, die er aber nach zwei Jahren verließ, um in Stockholm eine druckerei anzulegen. Dieses Etablissement trat er an seinen Compagnon Zach. Haggstr als er die Ausarbeitung der «Svenska Folkets Historia under Konungarna af Wasa (3 Bde., Stockh. 1819—23) unternahm. Das Werk war jedoch in einem zu großen stabe begonnen, als daß er es hätte zu Ende führen können, und er brach es daher mit de vereinigung zu Westerås (1544) ab. S. war eine Zeit lang am statistischen Archiv zu holm beschäftigt, ging aber dann wieder an sein früheres Vorhaben, mit Benutzung der Archive eine vollständige Geschichte Schwedens nach den Quellen zu bearbeiten, die unt Titel «Svenska Folkets Historia från äldsta till närvarende Tider» erschien (Bd. Stockh. 1834—54, nur bis zum J. 1319 herabreichend). Von diesem Werke wurden e Abschnitte aus den beiden ersten Bänden in deutscher Sprache von Frisch unter dem Titel Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier» (2 Bde., Hamb. 18 41) herausgegeben. Auch die von S. späterhin begonnene kürzere Bearbeitung der schwe schichte, «Sveriges historia i sammandrag» (Bd. 1—3, Stockh. 1857—60), ist unvo geblieben. Dieselbe reicht nur bis Gustav I. Wasa herab. S. nimmt als Geschichtsf einen würdigen Platz neben Geijer (s. d.) ein. Der Impuls, den Geijer der Bearbeitu nordischen Geschichte gegeben, hat ohne Zweifel bedeutend auf S. eingewirkt, aber selb hat er sein individuelles, schöpferisches Vermögen ausgebildet. Er besitzt kritischen Scha objective Darstellung und einen Stil, der sich durch Lebendigkeit, Farbenreichthum und A auszeichnet. Die schwed. Akademie krönte den ersten Theil seiner «Svenska Folkets Hist ohne daß sich S. darum beworben, mit dem höchsten Preise. Neben mehrern anonym erschi Abhandlungen übersetzte er unter anderm Rühs' «Geschichte des schwed. Reichs» ins Schw und arbeitete im Auszuge Lönbom's «Biographie des Feldmarschalls Grafen Magnus Ste um. 1834 wurde er Mitglied der königl. Akademie für schöne Wissenschaften, Geschich Alterthümer, 1837 einer der Achtzehn der schwed. Akademie und 1845 Mitglied der Ak der Wissenschaften. Von seiten des Staats genoß S. seit 1834 eine jährliche Unterstützu 1000 Thlrn. Bco., die 1854 auf 1500 erhöht wurde. Mit der Abschließung des sechster des seines großen Geschichtswerks beschäftigt, überraschte ihn der Tod 17. Jan. 1862.

Ströbeck oder Ströpke, ein Pfarrdorf im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß dinz Sachsen, im Kreise und 1 M. westnordwestlich von der Stadt Halberstadt, zählt m behör 950 E., welche sich seit wenigstens 300 J. durch eine bedeutende Fertigkeit im Sche auszeichnen, ohne daß man den Grund davon bestimmt angeben könnte. Nach einigen die Ströbecker durch einen Bischof von Halberstadt im Schachspiel unterrichtet und mit Vorrechten begnadet worden sein, bis sie eine Partie verlieren würden. Nach andern sol das Schachspiel durch einen im Orient gefangen gewesenen Kreuzfahrer gelernt haben. Der Kurfürst schenkte ihnen ein Schachbret. Uebrigens haben die Ströbecker einige eigenth Züge, besonders beim Beginn des Spiels. Die Figuren werden gleich so gestellt, daß die T bauern zwei Felder vorgerückt sind, ebenso der Damenbauer, hinter welchen die Dame trit

Stroganow, eine angesehene russ., jetzt gräfl. Familie, deren Adel zwar neu, deren Berühmtheit indeß in frühe Zeit zurückgeht. Der Ahnherr dieser Familie, die sich gegen in zwei Aeste theilt, war Anika S., ein reicher nowgorodischer Kaufherr, der zu Anfa 16. Jahrh. unermeßliche Domänen und Salinen am Fuße der uralischen Berge besaß, und drei Söhne Jakow, Grigorij und Semen Anikitsch S. sich zwischen der Kama und mit andern Russen ansiedelten, um diesen Besitzungen näher zu sein und zugleich den Pelz aus erster Hand betreiben zu können. Anika S. war es, der sich das Verdienst erwar Salzsiedereien an der Wytschegda anzulegen und einen Handelsweg über das Uralgebirg Sibirien zu entdecken. Zar Iwan Wasiljewitsch der Grausame ertheilte den beiden ältern S Anika's Schenkungsbriefe über die wüsten Plätze südlich von der Stadt Perm zwischen der und Tschussowaja. Die Brüder gründeten nun mehrere Städte und befestigte Dörfer (Ost sie hatten ihr eigenes Heer, dämpften 1572 die Empörung der Tscheremissen, Ostjäke Baschkiren und beschützten den Nordosten Rußlands. Nachdem sie so die Grenzen des bew moskowitischen Staats bis zur Felsenkette des Ural ausgedehnt, baten sie, als der mongo oberer Sibiriens, Kutschjum, ihre Anlagen an der Kama zerstören wollte, um einen Uk sibir. Lande Festungen erbauen zu dürfen, und erhielten unterm 30. Mai 1574 von Iw Schenkungsbrief auf das feindliche Land. Diesen Eroberungskrieg führte aber erst nach

Tode, ſechs Jahre ſpäter, ihr jüngſter Bruder Semen Anikitſch, der außerdem durch mehrfache nützliche Einrichtungen im Berg- und Salinenweſen bekannt iſt, nebſt ſeinen Neffen Maxim Jakowlew und Nikita Grigorjew. Sie wußten den Hetman der donſchen Koſacken, Jermak Timofejew, der ſich durch mancherlei Raubzüge einen gefürchteten Namen erworben, für ſich zu gewinnen. Derſelbe erhob mit ſeinen Gefährten die Fahnen an der Wolga, und nach drei Gefechten entſchied 26. Oct. 1581 der Sturm auf das Hordenlager Kutſchjum's am Irtiſch die Eroberung der Hauptſtadt Sſibir. Mit 700 Mann unter Jermak's und S.'s Befehlen war die Entthronung des Mongolen-Khans und im Laufe von zwei Jahren die vollſtändige Unterjochung Sibiriens gelungen, das nunmehr als ein Zarenthum den Ländern der ruſſ. Krone hinzugefügt wurde. Die S.'s erhielten vom Zaren außerordentliche Vergünſtigungen; der ganze Handel Sibiriens wurde in ihre Hände gelegt. Sie wurden Erbauer und Beſitzer von mehr als 100 Ortſchaften, Dörfern, Fabrikanlagen, Hüttenwerken, wozu ſich dann ſpäter noch die Goldwäſchereien im Ural und Altai geſellten, die Sibirien zu einem wichtigen Beſitzthum Rußlands machten. So häuften die S. Schätze auf Schätze, machten aber von ihren Reichthümern einen guten Gebrauch. Wiederholt ſchützten ſie ihr Vaterland mit ihrem Golde und ihren Truppen gegen Feinde, z. B. gegen die Tataren, gegen Polen u. ſ. w. In Anerkennung ihrer Verdienſte bewilligten ihnen bei der Thronbeſteigung der Romanow's der Zar Michael Feodorowitſch und die beiden Kammern (der Bojarenhof und die Kammer der Gemeinden) das Vorrecht, ihre eigene Soldateska und Feſtungen beſitzen und eine freie Jurisdiction über ihre Untergebenen ausüben zu können, desgleichen das Vorrecht, daß ſie nur durch den Zaren und jene Kammern gerichtet werden konnten. Zu Ende des 17. Jahrh., wo das Haus S. ſchon mit den größten Familien Rußlands verbunden, war es allein noch repräſentirt durch Grigorij S., der in Moskau lebte. Derſelbe hatte drei Söhne, Alexander, Nikolaus und Sergei, denen Peter d. Gr. 6. Mai 1722 in der Laune ſeiner Macht mit einem Federſtrich alle durch ihre Ahnen erworbenen Privilegien entriß, für die er ſie allein durch den Barontitel entſchädigte. Von den zwei Brüdern Nikolaus und Sergei ſtammen die jetzt beſtehenden zwei gräfl. Linien des Geſchlechts ab.

Der Sohn Sergei's, Alexander S., geb. 1734, war mit einer Verwandten der Kaiſerin Eliſabeth vermählt und erhielt 1761 von Franz I. den Grafentitel des Heiligen Römiſchen Reichs, worauf ihn Kaiſer Paul 1798 auch in den ruſſ. Grafenſtand erhob. Er ſtarb als Oberkammerherr, Wirkl. Geheimrath erſter Klaſſe und Präſident der Akademie der Künſte 1811 in Petersburg. Sein Sohn, Graf Paul S., machte ſich als General in den Feldzügen gegen die Franzoſen bekannt, namentlich 1814 in der Schlacht von Craonne, wo ſein einziger Sohn an ſeiner Seite fiel. Er ſtarb 1817 und hinterließ nur eine Tochter als Erbin ſeiner weitläufigen Beſitzungen. Der Enkel des Nikolaus, Grigorij Alexandrowitſch S., war von 1805—8 Geſandter zu Madrid, dann zu Stockholm und in der merkwürdigen Zeit von 1821 zu Konſtantinopel, wo er ſich durch ſeine Haltung gegen den Divan zum Schutze der Griechen auszeichnete. Doch nahm er ſeine Entlaſſung und unternahm Reiſen ins Ausland, von denen er 1825 nach Petersburg zurückkehrte. 1826 wurde er vom Kaiſer Nikolaus in den Grafenſtand erhoben. Im Herbſt 1827 trat er in den activen Staatsdienſt zurück, wurde Mitglied des Reichsraths und ging 1838 als außerordentlicher Geſandter zur Krönung der Königin Victoria nach England. 1846 erhielt er das Amt eines Oberkammerherrn. Sein älteſter Sohn, Sergei S., heirathete die Tochter des Grafen Paul S., die Erbin der jüngern Linie des Hauſes, und erhielt infolge deſſen noch vor ſeinem Vater den Grafentitel. Als Gouverneur von Riga zur Zeit der Cholera und als ſolcher zu Minsk nach Warſchaus Falle 1831 erwarb er ſich durch Kraft, Thätigkeit und Umſicht große Verdienſte. Er wurde 1835 zum Curator des Univerſitätsbezirks von Moskau ernannt, welches Amt er 1847 niederlegte. Doch blieb er Generallieutenant, Generaladjutant des Kaiſers und Senator und avancirte 1852 zum General der Cavalerie. 1855 erfolgte ſeine Ernennung zum Mitgliede des Reichsraths, und 1857 erhielt er die Leitung der archäol. Ausgrabungen in Rußland, die ſeitdem auf Koſten des kaiſerl. Cabinets mit größerm Eifer betrieben wurden. Auf Grund dieſer Stellung veröffentlichte er ſeit 1860 in ruſſ. und franz. Sprache die «Comptes rendus de la commission archéologique» (mit vielen Abbildungen), denen von den Hauptvertretern der Archäologie die verdiente Anerkennung zutheil geworden iſt. Außerdem hat auf ſeine Veranſtaltung, ebenfalls in ruſſ. und franz. Sprache, die Publication einer Sammlung von Alterthümern begonnen, die in dem Lande der alten Scythen ausgegraben worden ſind («Recueil d'antiquités de la Scythie», 1866 fg.). Die ihm 1859 übertragene Würde eines Generalgouverneurs von Moskau legte er bald wieder nieder, indem er zum Curator des damaligen Thronfolgers Nicolai ernannt wurde.

Als ſolcher leitete er die Erziehung und den Unterricht des jungen Großfürſten bis zu deſſen Tode. 1865 wurde er zum Präſidenten des Houptcomité der Eiſenbahnen in Rußland ernannt. Dem Grafen S. gehört ein großer Theil der von ſeinem Urahn angelegten Salzſiedereien und Eiſenwerke im Gouvernement Perm und in Sibirien. Er iſt einer der begeiſtertſten Förderer des ruſſ. Nationalwohls, Stifter einer auf eigene Koſten erhaltenen Zeichenſchule in Moskau und Präſident der Geſellſchaft für ruſſ. Geſchichte und Alterthümer. Der zweite Sohn von Grigorij Alexandrowitſch, Graf Alexander S., nahm als Oberſt an dem poln. Feldzuge von 1831 theil, war dann Mitglied des Verwoltungsraths des Königreichs Polen, Generalgouverneur von Kleinrußland und von 1839—41 Miniſter des Innern. Er iſt gleichfolls Generaladjutant des Kaiſers, Generallieutenant der Artillerie und ſeit Jan. 1850 Mitglied des Reichsraths in Petersburg. Der jüngſte der Brüder, Alexei S., wirklicher Staatsrath und kaiſerl. Kammerherr, war Geſchäftsträger in Turin und 1841—48 Geſondter in Liſſadon.

Stroh nennt man alle durch Dreſchen ihrer Körner beraubten Halme, Ranken und Stengel reif gewordener Feldfrüchte. Der Roggen gibt das beſte und längſte Schüttenſtroh, welches vorzugsweiſe zu Strohdächern und Strohſeilen genommen wird. Das beſte Futterſtroh liefern die Hülſenfrüchte, ferner Gerſte, Haſer, Rübſen u. ſ. w. Außerdem wird das S. zu mannichfachen techniſchen Zwecken angewendet, als zu Strohhüten und anderer Flechtarbeit, Matten und Tiſchdecken, allerlei Geweben, Blumen, aufgelegter Arbeit auf hölzernen Käſtchen, Etuis u. dgl.; auch zu Papier und Poppe. Die Strohflechterei verarbeitet, je nach Art und Feinheit ihrer Erzeugniſſe, Weizen-, Roggen-, Gerſten-, Haſer- und Reisſtroh. Die bekannten feinen florent. Strohhüte werden aus dem S. von einer Abart des dürtigen Sommerweizens verfertigt, welche man in Toscana marzuolo oder marzolano nennt. Das Korn wird ſechsfach ſo dick geſäet, als zum gewöhnlichen Weizenbau erforderlich iſt; dadurch ſchießen die Halme dünn auf, wie ſie zur Flechtarbeit ſein müſſen. Schon wenn die Aehren halb ausgebildet ſind, reißt man die Halme mit der Wurzel aus, bleicht ſie in Thau und Sonnenſchein, nimmt den untern Theil als unbrauchbar ab, ſortirt das übrige nach der Feinheit, bleicht es ferner durch Schwefeln und zerſchneidet es endlich noch in zwei Theile, um den dünnern und den dickern Theil getrennt zu verarbeiten. Aus 7—14 Halmen werden nun in freier Hand Bänder geflochten, wobei eine Hauptkunſt darin beſteht, ſie recht gleichförmig darzuſtellen und alle Enden der kurzen Halmſtücke zu verbergen. Die Bänder werden wieder geſchwefelt, flach gepreßt, endlich daraus durch Zuſammennähen in ſpiralförmiger Anordnung die Hüte gebildet. Die Feinheit der florent. Hüte wird nach der Anzahl Schichten oder Lagen des Strohbandes beſtimmt, welche auf der Breite des Schirms oder Randes ($21\frac{1}{2}$ Centimeter oder 8 rhein. Zoll bei Damenhüten) vorhanden ſind; man macht Nr. 15—100, meiſt 20—60. Zu gewiſſen Arten von Hüten und anderer Flechtarbeit werden die Strohhalme in 6—12 Streifchen geſpolten, welche aber nicht ſo haltbar ſind als ſeine ganze Halme, zudem nur auf einer Seite ſchönen Glanz haben; zu ſolchem Spoltſtroh kommen die gröbern Strohſorten in Anwendung und die unterſten dickſten Theile derjenigen Halme, von welchen man den obern Theil unzertheilt verarbeitet.

Strohblumen nennt man diejenigen Compoſiten und andere mit kopfförmig zuſammengedrängten Blüten verſehenen Pflanzen, welche trockenhäutige und deshalb nicht verwelkende, dabei weiß, gelb, roth u. ſ. w. gefärbte Hüllblätter beſitzen. Infolge davon erhalten ſich dieſe Blumen, wenn ſie während des Blühens abgeſchnitten werden, ſehr lange unverändert und eignen ſich daher ſehr zu Kränzen und Bouquets während des Winters und auf Gräber. Die gewöhnlichſten S. gehören den Compoſitengattungen Helichrysum Dec. (ſ. Immortelle) und Xeranthemum Tourn. an. Sehr ſchöne S. ſind die Arten der Gattung Gomphrena (ſ. d.). Auch die bekannten Katzenpfötchen (ſ. Gnaphalium) gehören zu den S.

Strohfiedel heißt ein Schlaginſtrument, das aus 16—20 nach der Tonleiter abgeſtimmten Stäbchen von ſorgfältig ausgetrocknetem Tannenholze beſteht, die nach ihrer Größe auf zwei gedrehten Strohſeilen befeſtigt ſind und mit zwei hölzernen Schlögeln, wie das Hackebret (ſ. d.), geſchlogen werden. Obgleich ſeit dem 15. Jahrh. bekannt, wurde dieſes nicht unangenehm klingende Inſtrument erſt in neuerer Zeit von Iwan Guſikow (geſt. zu Aachen 21. Oct. 1837), nachdem er es vervollkommnet und ſich eine ungemeine Fertigkeit darauf angeeignet hatte, unter dem Namen Holzharmonica zu Concertvorträgen angewandt, die er auf ſeinen Kunſtreiſen durch Europa hören ließ.

Strom wird im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend mit Fluß (ſ. d.) gebraucht; im ſtrengern Sinne aber verſteht man darunter nur große Flüſſe, insbeſondere ſolche, welche ihr Waſſer unmittelbar dem Meere zuführen. — Stromengen nennt man diejenigen Stellen eines S., wo

derſelbe, durch Felſen eingeengt, eine größere Tiefe hat und reißend wird; Stromſchnellen die Stellen, wo der S. ſo bedeutenden Fall hat, daß die Schiffahrt zu Berg gehindert wird, und die dann durch Schleuſen umgangen werden müſſen. — Strommeſſer heißen ſowol die Inſtrumente zur Meſſung der Geſchwindigkeit des Waſſers im S., z. B. die von Pitot und Bouguer erfundenen, wie die Vorrichtungen an Brücken u. ſ. w., welche die Höhe des Waſſerſtandes anzeigen und auch Pegel genannt werden. — Stromprofil nennt man die Darſtellung eines Fluſſes, Kanals oder S., den man ſich in der Bahn rechtwinkelig und ſenkrecht durchſchnitten denkt. Nächſt der Zeichnung des Laufs und der Ausmittelung des Gefälles fließender Gewäſſer durch das Nivellement ſind Stromprofile beim Waſſerbau ein unumgänglich nöthiges Erforderniß zur Kenntniß der Beſchaffenheit eines Fluſſes. Sie dienen nächſtdem, zu beſtimmen, wie viel Kubikfuß Waſſer in jeder gegebenen Zeit vorüberfließt. Doch iſt der Entwurf eines Stromprofils nicht ohne Schwierigkeit. Im allgemeinen findet man die Breite des Waſſerſpiegels von einem Ufer zum andern am ſicherſten durch trigonometriſche Vermeſſung und die Tiefe des Gewäſſers durch beſonders zugerichtete Stangen, die Peilſtangen (ſ. Peilen), oder bei mehr als 60 F. Tiefe durch das Senkblei (ſ. d.).

Stromboli, ſ. Lipariſche Inſeln.

Stromeyer (Georg Friedr. Louis), verdienter Chirurg, der älteſte Sohn des frühern königl. hannov. Leibchirurgen Chriſtian Friedrich S., welcher die Kuhpockenimpfung zuerſt in Deutſchland einführte, wurde 6. März 1804 zu Hannover geboren. Er beſuchte das dortige Lyceum und widmete ſich dann dem Studium der Medicin, welches er 1821 am anatomiſch-chirurgiſchen Inſtitute ſeiner Vaterſtadt begann, 1823 in Göttingen und 1825 in Berlin fortſetzte, wo er auch 1826 die medic. Doctorwürde erlangte. Bis 1828 war er auf Reiſen in Wien, London und Paris. Sodann erhielt er eine Anſtellung als Lehrer der chirurgiſchen Schule zu Hannover und königl. Hofchirurg. 1838 ging er als Profeſſor der Chirurgie nach Erlangen, 1841 in gleicher Eigenſchaft nach München; doch ſchon 1842 folgte er einem Rufe nach Freiburg. Im Herbſt 1848 wurde er als Profeſſor der Chirurgie und Generalſtabsarzt der ſchleſw.-holſtein. Armee nach Kiel berufen, die er in den Feldzügen von 1849 und 1850 begleitete. Nach Beendigung des Kriegs beſtätigte ihn der König von Dänemark in ſeiner Profeſſur und ernannte ihn auch zum Director des holſtein. Sanitätscollegiums. Im April 1854 kehrte S. als Generalſtabsarzt der königl. hannov. Armee in ſeine Vaterſtadt zurück. Als ſolcher nahm er an dem Feldzuge von 1866 theil, welcher mit dem Kampfe bei Langenſalza endigte. Seitdem lebt S. als praktiſcher Arzt zu Hannover. Von ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind beſonders hervorzuheben: «Ueber Paralyſe der Inſpirationsmuskeln» (Hannov. 1836), eine phyſiol. Abhandlung über die Urſachen der gewöhnlichen Rückgratsverkrümmung; «Beiträge zur operativen Orthopädik» (Hannov. 1838; 2. Aufl. 1839), in denen er beſonders die Lehre von der operativ-mechan. Behandlung der Verkrümmungen erläutert und eine neue, von ihm erfundene Schielaperation darlegt, die van Dieffenbach in die Praxis eingeführt und von der pariſer Akademie durch Verleihung eines Preiſes belohnt wurde. Sehr geſchätzt ſind von S.'s Schriften auch das «Handbuch der Chirurgie» (Bd. 1 und 2, Freiburg i. B. (1844—67) und die «Maximen der Kriegsheilkunſt» (Hannov. 1855; 2. Aufl. 1862), denen ſich die «Erfahrungen über Schußwunden im J. 1866» (Hannov. 1867) anſchließen.

Strömung, ſ. Meer.

Strontianerde (Strontian) hat ihren Namen von dem Orte Strontian in der ſchott. Grafſchaft Argyle, wo ſie zuerſt in Verbindung mit Kohlenſäure in einem Strontianit genannten Minerale gefunden wurde. Erſt 1793 bewieſen Klaproth und Hope, daß dieſer Strontianit eine eigene Erde enthalte. Sie verhält ſich zum Baryt (ſ. d.) wie das Natron zum Kali, kommt in der Natur ſelten vor und iſt dann entweder mit Schwefelſäure als Cöleſtin oder mit Kohlenſäure vereinigt. Man erhält ſie durch Brennen des Strontianits mit Kohlenpulver rein und ätzend. Sie iſt leichter als die Baryterde und nicht giftig, im übrigen aber der Baryterde ſehr ähnlich. Sie iſt das Oxyd eines eigenthümlichen Metalls, Strontium genannt, deſſen Eigenſchaften nur wenig bekannt ſind. Die ſalpeterſaure S. wird zur Bereitung des Rothfeuers benutzt.

Strophe heißt in der Poeſie, insbeſondere in der lyriſchen, eine größere rhythmiſche Periode, die durch Verbindung mehrerer Verſe zu einem gegliederten Ganzen entſteht, und iſt inſofern gleichbedeutend mit dem, was der ital. Sprachgebrauch als Stanze (ſ. d.) bezeichnet. Die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr deſſelben Versmaßes und in neuern Sprachen der Reime bildet das äußere Merkmal der S. Sie muß in ihrem Baue für den äußern und innern Sinn faßlich ſein und darf ſalglich weder durch Rhythmuloſigkeit in der Verbindung ihrer Glieder

noch durch übergroße Länge die Ueberſicht hindern. Daher gingen die Alten, wenigſtens in ihren meliſchen Gedichten, nur ſelten über die vierzeilige S. hinaus. Eine Ausnahme machte die aus der doriſchen Lyrik ſtammende S. des dramatiſchen und Pindariſchen Chors, die zwar gleichfalls dem Geſetze der rhythmiſchen Gliederung folgte, ſich jedoch von der einfachern S. dadurch unterſchied, daß, während dieſe ſich aus einzelnen Verſen gliederte, in jener mehrere in ſich verbundene Verſe als Grundtheile des Ganzen heraustraten, deſſen Ueberlänge durch begleitende Muſik, Geſang und Tanz ſowie durch das Verhältniß zwiſchen S. und Antiſtrophe, d. i. Gegengeſang, und den in dem abſchließenden Epodos (ſ. Epode) gegebenen Gegenſatz gemildert werden mochte. Die Alten theilten die S. nach der Anzahl ihrer Verſe in zwei-, drei- und vierzeilige, in Diſtichen, Triſtichen und Tetraſtichen, und nach ihren Erfindern und andern Merkmalen in Alcäiſche, Sapphiſche, choriambiſche u. ſ. w. ein. S., deren Verſe einander gleich ſind, heißen Monokola; ſolche, in denen zwei, drei und vier Versarten wechſeln, Dikola, Trikola und Tetrakola. Die Poeſie der neuern Nationen betrachtet den Reim als Princip bei der Bildung von S. und findet in demſelben ein willkommenes Mittel, ſelbſt weit auseinandergelegene Verſe in längere S., wie in der Canzone (ſ. d.), zu binden und ſo deren leichtere Auffaſſung zu vermitteln. Eine eigenthümliche S. enthält ſchon das Nibelungenlied (ſ. d.). In der ſpätern Zeit ſind die antiken S., bei den Deutſchen beſonders ſeit Klopſtock, oft mit großer Willkürlichkeit geändert worden, während Voß und unter den neueſten Dichtern Platen, Chamiſſo und Lenau ſie rein zu erhalten ſuchten.

Stroud, Marktſtadt, Parlamentsborough und Fabrikort in der engl. Grafſchaft und 2 M. ſüdlich von Gloucester, am Fuße eines vom Stroudwater beſpülten Hügels, nahe am Zuſammenfluß des Frome und Stadewater und im Bereich der zwiſchen der Themſe und dem Severn auslaufenden Kanäle, wird hierdurch ſowie durch die Eiſenbahnverbindung mit Gloucester, Briſtol, London u. ſ. w. der Mittel- und Vertriebspunkt der in den benachbarten Thälern beſtehenden Tuchfabriken, welche die feinſten wie die gröbſten Waaren liefern und ſich beſonders durch ihre Färbereien auszeichnen. Die feinen Tücher von S. ſind beſſer und kunſtreicher als die von Leeds. Die gute Färberei begünſtigt beſonders das Waſſer des Stroud. Die Stadt zählte 1861 als Kirchſpiel 9090, mit ihrem Parlamentsbezirke 35517 E.

Strozzi (Bernardo), Maler, genannt il Capuccino und il Prete Genoveſe, 1581 in Genua geboren, wurde gegen ſeinen Willen zum Kapuziner gemacht, entfloh aber nach Venedig, wo er als Maler und Kriegsbaumeiſter in die Dienſte des Staats trat. Er ahmte die naturaliſtiſche Richtung des Caravaggio nach und lieferte Werke, die bei nachläſſiger Zeichnung und meiſt unedelm Ausdruck doch oft durch glückliche Charakteriſtik und Farbengebung wirken, obwol ſeine rothen Fleiſchtöne und ſchwarzen Schatten nicht gerade angenehm berühren. In Genua ſind viele Werke von ihm in Oel und Fresco erhalten; unter erſtern hat eine Madonna mit dem Kinde und einem Engel am meiſten Ruf. Auch in Venedig, in andern Städten Italiens und in manchen Muſeen des Auslandes findet man Bilder von ihm. Er ſtarb 1644.

Strudel oder Waſſerwirbel nennt man die kreis- oder ſpiralförmigen Drehungen des Waſſers, die auf dem Meere häufig, zuweilen aber auch in Flüſſen vorkommen. Sie entſtehen entweder durch Zuſammenſtoß entgegengeſetzter Strömungen oder durch Anprallen der zwiſchen Inſeln und Kanälen zuſammengedrängten Flutwaſſer auf verſteckte Klippen und werden, wenn dieſe Umſtände ſich verbinden, oft ſehr heftig. Der berühmteſte unter den jetzt bekannten S. iſt der Malſtrom an der Küſte Norwegens. Aehnliche S. finden ſich in den Faröer, wo um einen Felſen, den Stamdoemönch, ein heftiger Wirbel in vierfachem Schneckengange läuft, im Bottniſchen Meerbuſen, im Long-Island-Sunde und anderwärts. Bei den Alten waren die Scylla und Charybdis in der Meerenge von Sicilien als S. beſonders gefürchtet. Ein auch ſchon bei den Alten berühmter S. iſt der chalcidiſche in der Meerenge Euripus, welche die Inſel Euböa von Böotien und Attika trennt; eine auffallende Erſcheinung an ihm iſt die ſchnelle Wiederkehr der Ebbe und Flut, welche nach dem Neumonde an einem Tage 11—14 mal eintritt und das Waſſer in eine ſo heftige Bewegung verſetzt, daß dadurch ein reißender S. entſteht, welcher die ſich nähernden Gegenſtände verſchlingt und erſt nach einiger Zeit wieder von ſich gibt. Keiner dieſer S. vermag jedoch den modernen Schiffen irgendwie gefährlich zu werden.

Struenſee (Joh. Friedr., Graf von), dän. Staatsminiſter, wurde 5. Aug. 1737 zu Halle an der Saale geboren, wo ſein Vater, Adam S., der Verfaſſer des alten halleſchen Geſangbuchs, Prediger an der Ulrichskirche war. Der junge S., der zweite Sohn von ſieben Kindern, erhielt ſeine erſte Bildung im Waiſenhauſe, ſtudirte dann Medicin und erwarb ſich, kaum 19. J. alt, die Doctorwürde. Zeitig dem poſitiven Chriſtenthum entfremdet, wendete er ſich mit Eifer

der Philoſophie zu, die ſich damals in Frankreich erhob. Als ſein Vater 1757 als Paſtor Primarius nach Altona ging, folgte er dahin und erhielt dort noch in demſelben Jahr das Amt des Stadtphyſikus. Er blieb auch hier, als ſein Vater 1759 zum Generalſuperintendenten von Schleswig-Holſtein ernannt wurde und erſt nach Rendsburg, dann nach Schleswig überſiedelte (geſt. 1791). Als geſchickter Arzt und Mann von ſchönem Aeußern und eleganten Sitten gewann S. in kurzer Zeit eine günſtige Stellung. Lebensluſtig, ehrgeizig und genußſüchtig, ſuchte er aber vornehme Bekanntſchaft, ſtürzte ſich in Schulden und faßte abenteuerliche Plane. Durch des Grafen Rantzau-Aſchberg Empfehlung wurde er 1768 Leibarzt des Königs Chriſtian VII. (ſ. d.) von Dänemark für die Reiſe, die derſelbe durch Deutſchland, Frankreich und England unternehmen ſollte. S. erwarb ſich ſchnell die Gunſt Chriſtian's und nahm reichlich an den Genüſſen und Ehren theil, welche die Reiſe mit ſich führte. Nach der Rückkehr Jan. 1769 folgte er als wirklicher Leibarzt dem Könige nach Kopenhagen. Wiewol er ſich anfangs nur auf ſeinen Beruf beſchränkte, betrachtete ihn doch die junge Königin Karoline Mathilde (ſ. d.), Schweſter Geo:g's III. von England, mit Mistrauen. Erſt als S. den zweijährigen Kronprinzen, den nachherigen König Friedrich VI., bei Einimpfung der Blattern mit Glück behandelte, wendete ſich ihm die Königin zu, übertrug ihm die Erziehung des Prinzen und machte ihn allmählich zum Vertrauten ihrer nicht glücklichen Lage. S. beſeitigte die Entfremdung der königl. Ehegatten, die des Günſtlings Holck Werk war, und ſtieg hierauf bei beiden um ſo höher in Gunſt. Er wurde im Mai 1770 zum Vorleſer des Königs, Conferenzrath und Cabinetsſecretär der Königin ernannt. Jetzt faßte er den ehrgeizigen Entſchluß, in dem fremden Lande nach dem Muſter Friedrich's II. als aufgeklärter Reformator aufzutreten, und auf ſeinen Antrieb erließ der König 4. Sept. 1770 eine Cabinetsordre, welche die bisherige Cenſur aufhob und eine unbeſchränkte Preßfreiheit gewährte. Zugleich verbündete S. ſich mit dem Sohn ſeines alten Gönners, dem General Graf Schack Karl zu Rantzau-Aſchberg, um die bisher einflußreichſten Perſönlichkeiten vom Hofe und aus der Regierung zu entfernen. Zuvörderſt brachte er den Günſtling Holck zum Falle, für den nun ſein Freund Brandt als königl. Geſellſchafter und Director der Hofvergnügungen eintrat. Dann mußte 13. Sept. 1770 der hochgeachtete Graf J. H. E. von Bernſtorff (ſ. d.) ſeine Stelle als Miniſter niederlegen. Da die übrigen Mitglieder des Staatsraths mit der neuen Politik ebenfalls in Widerſpruch geriethen, ward 27. Dec. 1770 der Staatsrath aufgehoben und erklärt, daß die königl. Gewalt in ihrer Reinheit, wie ſie von den Vorältern überliefert worden, hergeſtellt werden ſolle. Die Königin und S., in deren Händen jetzt die ganze Gewalt lag, wählten hierauf neue Miniſter und entfernten den ſchwachen Chriſtian gänzlich von den Geſchäften. Endlich am 14. Juli 1771 wurde S. zum Geh. Cabinetsminiſter, mit einer bisher in Dänemark unerhörten Machtvollkommenheit, ernannt und 30. Juli 1771 zugleich mit ſeinem Freunde Brandt in den dän. Grafenſtand erhoben. In ſeiner auswärtigen Politik war S. bemüht, Dänemark vom ruſſ. Einfluſſe frei zu machen und demſelben in Schweden einen natürlichen Verbündeten zu verſchaffen. Die Veränderungen, welche er im Innern vornahm, waren auf Beförderung des Wohlſtandes, der bürgerlichen Freiheit und der Aufklärung gerichtet. Er ordnete die Finanzen, verringerte die Abgaben, löſte die Feſſeln, in welchen Induſtrie und Verkehr lagen, begünſtigte den Unterricht, milderte die Strafgeſetze und brachte in die Verwaltung Regelmäßigkeit. Durch Aufhebung der eximirten Gerichtsſtände ward in Dänemark die Gleichheit vor dem Geſetz hergeſtellt; die Folter wurde abgeſchafft, u. ſ. w. Eine Verordnung vom 20. Febr. 1771 ſetzte die Frondienſte des leibeigenen Bauernſtandes auf ein beſtimmtes Maß feſt. Die ſog. Landweſenscommiſſion, in die der deutſche Botaniker Oeder berufen ward, arbeitete Vorſchläge aus zu einer vollſtändigen Aufhebung des Heimatszwanges in Dänemark. Die überzähligen Feiertage wurden abgeſchafft und die kirchliche Sittenaufſicht beſchränkt, was die ſtreng orthodoxe Geiſtlichkeit übel aufnahm. Bei Beſetzung der Aemter ſollte eine ſtrenge Auswahl eintreten, während bisher Empfehlungen und Verbindungen allmächtig geweſen waren. Dadurch fühlten ſich die einflußreichen Adels- und Beamtenkreiſe in ihren Intereſſen verletzt; auch Rantzau-Aſchberg, der ſeine Hoffnungen auf Geld und Ehrenſtellen nicht erfüllt ſah, ward mit S. verfeindet. Schlimmer war es, daß S. die dän. Nationalität auf das rückſichtsloſeſte hintenan ſetzte. Schon von früher her herrſchte am dän. Hof die deutſche Sprache vor; das Commando in der dän. Armee war deutſch u. ſ. w. Jetzt verlangte S., der ſelbſt des Däniſchen unkundig war, daß alle Berichte und Eingaben deutſch abgefaßt würden, und ſogar die königl. Cabinetsordres wurden auf Deutſch veröffentlicht. Das erregte natürlich in Dänemark allgemeine Erbitterung.

Kaum hatte S. ein Jahr regiert, als ſich ſchon die Symptome der Reaction auf allen

Punkten zeigten. 300 norweg. Matroſen, die in der Löhnung verkürzt worden waren, erhoben 10. Sept. 1771 eine Meuterei. Am 24. Dec. empörten ſich die aufgelöſten Leibgarden, weil ſie der Miniſter in die andern Regimenter ſtecken wollte. S. hatte ſich bei dieſen Vorgängen furchtſam und nachgiebig gegen die Aufrührer benommen, ſodaß ſeine Feinde Muth ſchöpften. Auch die Geburt der Prinzeſſin Luiſe Auguſte, 7. Jul. 1771, gab bei dem Zuſtande des Königs zu den ehrenrührigſten Gerüchten Anlaß. Der brit. Geſandte, Lord Keith, der die Kataſtrophe herannahen ſah, trug S. eine Zuflucht in England an; aber S. ſchlug dies aus, weil ſich die Königin ihres Freundes nicht entäußern wollte. An der Spitze der feindlichen Partei ſtand die Stiefmutter Chriſtian's VII., die Königin-Witwe, Juliane Marie, geborene Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, und deren Sohn, der Erbprinz Friedrich von Dänemark, die mit Unmuth die Herrſchaft der Königin Karoline Mathilde und S.'s ertrugen. An dieſelben ſchloſſen ſich fünf Männer an: Cabinetsſecretär Guldberg (ſ. d.), Rantzau-Aſchberg, Kriegscommiſſar Beringſkjold, Oberſt Köller und Generalmajor von Eickſtädt. Ein kühner Schlag ſollte S. ſtürzen und die Königin verderben. Die Nacht vom 16. zum 17. Jan. 1772, in welcher ein Hofball ſtattfand und Eickſtädt die Wache vor dem Schloſſe verſah, wurde zur Ausführung des Anſchlags feſtgeſetzt. Gegen 4 Uhr verſammelten ſich die Verſchworenen bei der Stiefmutter des Königs und begaben ſich durch eine geheime Thür in das Schlafzimmer deſſelben. Man erklärte dem erſchrockenen Chriſtian, daß man käme, um ihn von einer großen Gefahr zu befreien, und zwang ihn zur Unterzeichnung von zwei Papieren, von denen das eine Eickſtädt zum Commandanten von Kopenhagen ernannte, das andere dieſem und Köller unbeſchränkte Vollmacht ertheilte. Hierauf führte man ihn in die Wohnung der Stiefmutter und ließ ihn noch 15 Haftsbefehle gegen S., deſſen Bruder Karl Auguſt Struenſee (ſ. d.), Graf Brandt, Oberſt Falkenſkjold und andere Anhänger S.'s ausfertigen. Mit Mühe ließ ſich Chriſtian endlich auch dahin bringen, die Verhaftung und Abführung ſeiner Gemahlin nach Kronenburg eigenhändig anzubefehlen. Köller bemächtigte ſich nun S.'s; Rantzau nahm die Königin, an welche man ſogar Hand legte, gefangen. S. und Brandt wurden nach der Citadelle gebracht, wo man beide in Ketten legte und äußerſt hart behandelte. Als die Bevölkerung von Kopenhagen am Morgen dieſe Palaſtrevolution erfuhr, erſchöpfte man ſich in Jubel. Die Unterſuchung gegen die Geſtürzten wurde einer Commiſſion von neun Perſonen übertragen, worunter ſich auch Guldberg befand. Am 20. Febr. 1772 erſchien S. vor ſeinen Richtern. Man zieh ihn eines verbrecheriſchen Umgangs mit der Königin, der Anwendung einer mörderiſchen Methode bei Erziehung des Kronprinzen, der Anmaßung und des Misbrauchs der höchſten Gewalt. Keiner dieſer Punkte konnte rechtlich begründet werden. In einem zweiten Verhöre bekannte jedoch S. unter Thränen den verbotenen Umgang mit der Königin. Einige der Zeitgenoſſen verſichern, daß er dieſes Geſtändniß nur unter Androhung der Folter abgelegt habe; andere vermuthen, daß er eine lügenhafte Ausſage gethan, um feiglings ſeinen Kopf zu retten. Auf das verhängnißvolle Bekenntniß begab ſich 8. März eine zweite Commiſſion zur Königin nach Kronenburg (bei Helſingör), die ſich jedoch auch nicht den Schein eines Geſtändniſſes ablocken ließ. Einer der Commiſſare, Schack-Rathlow, bemerkte ihr endlich, wenn ſie S. der Lüge ſtrafe, ſo werde derſelbe als Verleumder der Majeſtät eines ſchmählichen Todes ſterben müſſen, während ihr Geſtändniß ſein Schickſal mildern könne. Darauf hin verſtand Karoline Mathilde ſich dazu, ein Papier, das die Ausſage ihrer Schuld enthielt, mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Man wollte gegen die Königin weiter verfahren; doch begnügte ſich die Commiſſion mit der einfachen Trennung der königl. Ehe 6. April, weil der brit. Geſandte mit dem Erſcheinen einer Flotte drohte. Am 25. April wurden S. und Brandt als Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Es ſollte ihnen lebendig die rechte Hand und der Kopf abgehauen, der Körper dann geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf auf einen Pfahl geſteckt werden. Beide Verurtheilte empfingen die Botſchaft mit Faſſung und bekehrten ſich im Angeſichte des Todes zum Glauben. Nachdem der König dies Urtheil beſtätigt, wurde daſſelbe 28. April 1772 unter dem Jubel der Volksmenge vollzogen. Brandt empfing zuerſt den Todesſtreich, und hierauf legte ſich S. mit gleicher Faſſung auf den Block. Es unterliegt keinem Zweifel, daß S. dieſes Schickſal nicht verdiente. Noch viel mehr war das Verfahren gegen **Enevold Brandt** ein reiner Juſtizmord. Derſelbe war in Kopenhagen 1738 geboren und befand ſich früher an Chriſtian's VII. Hofe als Kammerjunker. Weil er an den König einen Brief ſchrieb, in welchem er den unwürdigen Charakter des Günſtlings Holck enthüllte, wurde er Mai 1768 aus Dänemark verbannt. Im Sommer 1770 rief ihn S. an den Hof zurück, wo er beim König an Holck's Stelle treten ſollte. Chriſtian beſchäftigte ſich damals ſchon nur mit kindiſchen Spielen und zwang oft die, welche ihn umgaben, mit ihm zu ringen. Bei einer ſolchen Rauferei

ſteckte einſt der König einen Finger in Brandt's Mund, und dieſer biß zu; auch drückte er ſeinen königl. Gegner an die Wand, wobei er ihn am Halſe blutig ritzte. Aber gleich darauf vertrugen beide ſich wieder, und Brandt erhielt auch nachher wiederholte Beweiſe der königl. Gnade. Deſſenungeachtet gründeten die Richter auf den halbvergeſſenen Vorfall ſein Todesurtheil. Von den übrigen 13 Gefangenen, die in den Proceß verwickelt waren, wurden vier des Landes verwieſen, darunter namentlich S.'s Bruder. Oberſt Falkenſkjold ſaß mehrere Jahre lang auf der norweg. Feſtung Munkholm (bei Drontheim) in ſtrenger Haft. Die andern wurden in einzelne dän. Städte internirt oder gingen ganz ſtraffrei aus. Ein brit. Geſchwader holte 30. Mai 1772 bei Helſingör die geſchiedene Königin Karoline Mathilde ab und brachte dieſelbe nach dem Kurfürſtenthum Hannover, wo ſie 10. Mai 1775 in Celle ſtarb. In neueſter Zeit iſt die Geſchichte S.'s durch die Trauerſpiele von Mich. Beer und Heinr. Laube wieder ins Andenken gerufen worden. Vgl. Höſt, «Der Graf S. und deſſen Miniſterium» (1824; deutſch, Kopenh. 1826); Falkenſkjold, «Mémoires» (Par. 1826); Münter, «Bekehrungsgeſchichte des Grafen von S.» (Kopenh. 1773); Jenſſen-Tuſch, «Die Verſchwörung gegen die Königin Karoline Mathilde und die Grafen S. und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalacten» (Lpz. 1864).

Struenſee (Karl Auguſt von), der Bruder des vorigen, war 18. Aug. 1735 zu Halle geboren und ſtudirte daſelbſt nächſt der Theologie beſonders noch Mathematik und Philoſophie. Schon 1757 erhielt er eine Profeſſur der Philoſophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier fand er wegen des ausgebrochenen Kriegs nur wenige Zöglinge und benutzte ſeine Muße, die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunſt mit ſolchem Eifer zu ſtudiren, daß er 1760 ſeine «Anfangsgründe der Artillerie» (3. Aufl., Lpz. 1788) herausgeben konnte. Dadurch gewann er Friedrich's II. Beifall, der ihm mehrere junge Offiziere zuſendete, um ſie für den Dienſt zu bilden. Eine neue Frucht ſeiner mit Eifer fortgeſetzten Studien waren die «Anfangsgründe der Kriegsbaukunſt» (3 Bde., Lpz. 1771—74; 2. Aufl. 1786), das erſte gute Werk in dieſem Fache in Deutſchland. 1769 ging er auf Veranlaſſung ſeines Bruders nach Kopenhagen, wo er eine Anſtellung als dän. Juſtizrath und Mitglied des Finanzcollegiums erhielt. Nach dem Sturze ſeines Bruders wurde er von Friedrich d. Gr. als preuß. Unterthan requirirt und deshalb frei in ſein Vaterland entlaſſen. Friedrich II. bot ihm die noch offene Stelle bei der Ritterakademie in Liegnitz an, die S. aber ausſchlug, um in wiſſenſchaftlicher Muße auf ſeinem Gute Alzenau bei Haynau in Schleſien zu leben. Hier überſetzte er Pinto's «Staatswirthſchaftliche Aufſätze» (1776), die ſpäter vermehrt (3 Bde., Lpz. 1800) erſchienen; auch gab er eine «Beſchreibung der Handlung der vornehmſten europ. Staaten» heraus, die von Sinapius vollendet wurde. Als Oberfinanzrath im dritten Departement des Generaldirectoriums und als Director der Seehandlung 1782 nach Berlin berufen, zeichnete er ſich hier durch tiefe Einſichten und ungemeinen Dienſteifer aus, hob die geſunkene Seehandlung, wurde 1789 unter Hinzufügung des Namens von Karlsbach geadelt und gelangte 1791 zur Stelle eines Staatsminiſters und Chefs des Acciſe- und Zolldepartements, dem er bis an ſeinen Tod, 17. Oct. 1804, vorſtand. S. war ein Mann von hellem, vielumfaſſendem Blicke, von beſonderer Geiſtesgegenwart, feſten Grundſätzen und ſtrenger Ordnungsliebe, daher in Geſchäften kurz, beſtimmt, ſchnell und ſicher, dabei von den edelſten Gefühlen belebt.

Strumpfwirkerei nennt man die Verfertigung der Artikel, welche ſonſt nur durch Stricken mit der Hand erzeugt zu werden pflegten und auch jetzt noch vielfach ſo erzeugt werden, mittels beſonderer Maſchinen. Dahin gehören Strümpfe, Handſchuhe, Jäckchen u. ſ. w. Man verwendet dazu alle Arten von Garnen und Zwirnen, und das Unterſcheidende von der Weberei (ſ. d.) liegt darin, daß das Gewebe hier nicht durch Verflechtung verſchiedener Fädenſyſteme, ſondern durch Verſchlingung (Maſchenbildung) aus einem einzigen fortlaufenden Faden gebildet wird. Ein Mittelding bilden die erſt ſpäter aus der S. hervorgegangenen, ebenfalls mittels beſonderer complicirter Maſchinen betriebenen Zweige der Bobbinet- und Petinetweberei. Der Strumpfwirkerſtuhl, der allmählich ſehr verſchiedene Abänderungen und Verbeſſerungen erfahren hat, iſt eine der complicirteſten Maſchinen und am wahrſcheinlichſten 1589 von Lee in Cambridge erfunden. Von da kam er 1614 nach Venedig und von dort aus nach Deutſchland, wo ſich die S. in Erlangen (das jetzt von Sachſen überflügelt iſt), im ſächſ. Erzgebirge, in Zeulenroda u. ſ. w. feſtſetzte und mit Hülfe der billigen Arbeitslöhne mit der Zeit ſolchen Aufſchwung gewann, daß die Engländer im Auslande nicht mehr concurriren konnten, ja ſelbſt viele deutſche Strumpfwaaren nach England eingeführt wurden. Noch heute iſt die S. für Sachſen ein ſehr bedeutender Induſtriezweig, aber die Engländer haben ſeit einer Reihe von Jahren erfolgreiche Anſtrengungen gemacht, durch Verbeſſerung der Maſchinen ſowie durch geſchmackvolle

und reelle Fabrikation die deutſche Concurrenz zu überwinden. Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Stricken und dem gewöhnlichen Wirken der Strümpfe u. ſ. w. liegt darin, daß dergleichen Stücke vom Stricker unmittelbar hohl dargeſtellt werden, wogegen ſie auf dem Wirkſtuhle flach ausgebreitet entſtehen, dann erſt doppelt zuſammengelegt und durch eine Naht geſchloſſen werden müſſen. Die früher allgemein übliche Art, durch Zu- und Abnehmen der Maſchenreihen im Wirken ſofort die richtige Geſtalt zu erzeugen, iſt gegenwärtig größtentheils aufgegeben, und man wirkt gleichmäßig breite und bedeutend lange Stücke, aus welchen nachher die verlangten Gegenſtände (wie Kleider aus Leinwand oder Tuch) zugeſchnitten werden. Um ſolche ſehr breite Gewirke in kleinem Raume darſtellen zu können, hat man neuerlich den Circularſtuhl eingeführt, worauf ein rohr- oder ſchlauchförmiges Stück entſteht, welches ſchließlich der Länge nach aufgeſchnitten und ausgebreitet wird; kleinere Circularſtühle fertigen aber auch ſchlauchartige Stücke von ſo geringem Durchmeſſer, wie die Weite eines Strumpfbeins erfordert, und dieſe werden dann nicht der Länge nach auf-, ſondern nur ſchräg querüber zerſchnitten, um (freilich ſehr unvollkommene) Strümpfe zu liefern.

Struve (Friedr. Adolf Aug.), berühmt durch ſeine künſtliche Nachahmung der natürlichen Mineralwäſſer, geb. 9. Mai 1781 zu Neuſtadt bei Stolpen, bezog 1794 die Fürſtenſchule zu Meißen, 1799 die Univerſität zu Leipzig und 1800 die zu Halle, wo er auch 1802 die medic. Doctorwürde erwarb. Nach einem längern Aufenthalte in Wien ließ er ſich 1803 in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt nieder, übernahm nach dem Tode ſeines Vaters 1805 deſſen Praxis, vertauſchte aber dieſelbe ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen noch in demſelben Jahre mit chem. Beſchäftigungen in der Salomonisapotheke zu Dresden, die er käuflich an ſich brachte. Ein verunglücktes Experiment mit der damals noch nicht genau bekannten Blauſäure zog ihm eine lebensgefährliche Krankheit zu, die ihn nöthigte, mehrmals Mineralwaſſercuren zu Karlsbad und Mariendad zu gebrauchen, deren günſtiger Erfolg ihn auf die Idee leitete, dieſe natürlichen Wäſſer künſtlich nachzubilden. Wie nahe er nach zehnjähriger Anſtrengung ſeinem Ziele gekommen, beweiſen die zahlreichen Anſtalten für den Gebrauch ſeiner Nachbildungen und der Nutzen, den ſie ſtiften. Er unternahm, um dieſe Anſtalten ſelbſt einzurichten, längere Reiſen, blieb aber ſelbſt immer leidend und ſtarb bei einer zufälligen Anweſenheit in Berlin 29. Sept. 1840. Er ſchrieb «Ueber Nachbildung der natürlichen Heilquellen» (2 Hefte, Dresd. 1824—26). Weſentlich gefördert wurden ſeine praktiſchen Beſtrebungen durch ſeinen Sohn, Guſtav Adolf S., geb. 11. Jan. 1812 zu Dresden. Derſelbe erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gewerbeinſtitut und der Univerſität zu Berlin, wo er auch 1835 die philoſ. Doctorwürde erlangte. Er kehrte hierauf nach Dresden zurück, hielt daſelbſt vor einem größern Publikum Vorleſungen über den Standpunkt der chem. Wiſſenſchaften und übernahm die Leitung der väterlichen Geſchäfte. Mit beſtem Erfolge wirkte er für die Verbreitung der künſtlichen Mineralwäſſer und unterſtützte in den verſchiedenſten Städten die Gründung Struve'ſcher Mineralwaſſeranſtalten. Den Wirkungskreis derſelben erweiterte er dadurch, daß er kohlenſaure Wäſſer einführte, welche verſchiedene Arzneiſtoffe oder Arzneiformen einverleibt enthalten und als Heilmittel vielfachen Beifall gefunden haben.

Struve (Friedr. Georg Wilh. von), ausgezeichneter Aſtronom, geb. 15. April 1793 zu Altona, beſuchte 1808—11 die Univerſität Dorpat, wo er ſich zunächſt den philol. Studien widmete, ſpäter aber zur Aſtronomie überging. 1813 zum Obſervator und 1817 zum Director der dorpater Sternwarte ernannt, wandte er ſich mit Vorliebe den Erſcheinungen der bis dahin ausſchließlich vom ältern Herſchel beobachteten Doppelſterne zu. Die Reſultate dieſer Arbeiten legte er in einer Reihe von Schriften nieder, unter denen die «Observationes Dorpatenses» (8 Bde., Dorp. 1817—39), der «Catalogus novus stellarum duplicium» (Dorp. 1827), «Stellarum duplicium mensurae micrometricae» (Petersb. 1837) als die wichtigſten gelten. Hieran ſchließt ſich das Werk «Stellarum fixarum, imprimis compositarum positiones mediae» (Petersb. 1852), in welchem durch eine conſequente Verarbeitung des geſammelten Beobachtungsmaterials die wichtigſten Folgerungen für die Stellaraſtronomie gezogen ſind. Als verwandt mit dieſen Arbeiten iſt anzuführen die von S. zuerſt ausgeführte Beſtimmung einer Fixſternparallaxe (von α Lyrae); ferner ſeine Unterſuchungen über den Bau der Milchſtraße, welche theilweiſe in den «Études d'astronomie stellaire» (Petersb. 1847) veröffentlicht wurden. Nächſt der Stellaraſtronomie war S.'s Thätigkeit beſonders der Geodäſie zugewandt. Schon 1816 wurde er von der livländ. ökonomiſchen Geſellſchaft mit einer Triangulation Livlands beauftragt. Dieſe 1816—19 ausgeführte Arbeit bildet die Grundlage zu der 1839 erſchienenen ſchönen Karte jener Provinz. 1822—27 war er mit einer Breitengradmeſſung in den Oſtſee-

provinzen beschäftigt, über welche er in «Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen» (2 Bde., Dorp. 1831) genauen Bericht abstattete. Letztere Schrift ist durch die nebenbei ertheilten Anweisungen über die Construction und den Gebrauch transportabler Instrumente ein vortreffliches und namentlich in Rußland allgemein benutztes Handbuch für einen großen Theil der praktischen Astronomie geworden. 1828 wurde die baltische Gradmessung mit der gleichzeitig vom General Tenner in den litauischen Gouvernements geleiteten in Verbindung gesetzt und von 1830—45 unter S.'s Oberleitung von mehrern Gehülfen durch Finland bis Torneå, dann unter seiner Mitwirkung 1845—52 im Einverständniß mit der schwed.-norweg. Regierung bis in die Nähe des Nordcaps fortgeführt. Da unterdessen auch Tenner seine Messung nach Süden zu bis zu den südlichsten Punkten Podoliens (1845) weitergeführt hatte und dieselbe dann unter S.'s und Tenner's gemeinschaftlicher Leitung bis an die Donau ausgedehnt worden war, so ist der auf diese Weise gewonnene russ.-skandinav. Meridianbogen von 25° 20′ der größte, der bisjetzt überhaupt gemessen worden. Einen ausführlichen wissenschaftlichen Bericht über diese kolossale Arbeit gab S. in der Schrift «Arc du méridien entre le Danube et la Mer Glaciale» (Petersb. 1861). An dieses große geodätische Unternehmen schlossen sich mehrere andere Arbeiten ähnlicher Natur an, wie vielfache Hülfsarbeiten zu den Verbindungen verschiedener russ. Dreiecksnetze untereinander und mit ausländischen, sorgfältige Maßvergleichungen der bei den geodätischen Vermessungen verschiedener Länder gebrauchten Maßeinheiten, ferner die Leitung größerer chronometrischer Expeditionen u. s. w. Die Berichte über dieselben sind in den «Mémoires» der petersburger Akademie niedergelegt. Sonst wurden unter seiner mehr oder weniger directen Leitung und theilweise seiner persönlichen Theilnahme unter anderm ausgeführt: das Nivellement Fuß', Sawitsch's und Sabler's zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere (1836—37); die geogr. Ortsbestimmungen Fedorow's in Sibirien, wie die mehrerer Offiziere in der europ. und asiat. Türkei; die in Pulkowa angestellten Untersuchungen von Peters über die Nutation sowie dessen Parallaxenbestimmungen; die Arbeiten seines Sohnes Otto S.; die Expedition zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternisse 1842 und 1851 u. s. w. Inzwischen war S. zum ersten Director der unter seiner Leitung 1834—39 erbauten und ausgerüsteten «Nikolai-Hauptsternwarte» zu Pulkowa bei Petersburg ernannt worden, die er auch in «Description de l'observatoire central de Russie» (Petersb. 1845) beschrieb. Er wirkte an derselben mit voller Kraft, bis er infolge von Kränklichkeit 1858 die Leitung des Instituts seinem Sohne Otto S. überließ und sich fortan nur mit leichtern Arbeiten beschäftigte. 1862 zog er sich völlig ins Privatleben zurück, worauf er 23. (11.) Nov. 1864 zu Petersburg starb.

Struve (Otto Wilhelm von), Director der Sternwarte zu Pulkowa, Sohn des vorigen, geb. 7. Mai 1819 zu Dorpat, wurde bereits 1839 Gehülfe seines Vaters zu Pulkowa, später zweiter Astronom und Vicedirector und 1862 Director der Sternwarte daselbst. Daneben hatte er 1847—62 als berathender Astronom des kaiserl. Generalstabs und der Marine einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis, indem alle astron.-geogr. Arbeiten, die während dieser Zeit von jenen militärischen Behörden angeordnet wurden, seiner wissenschaftlichen Leitung unterlagen. Dahin gehören besonders die Bestimmung der Länge der russ. Centralsternwarte in Bezug auf Greenwich und die Fixirung der Lage einer großen Anzahl von Punkten innerhalb des russ. Reichs. Hieran schloß sich die Bearbeitung der in Nachbarländern (wie z. B. 1837 und 1838 durch Lenm im nördl. Persien) aufgenommenen geogr. Ortsbestimmungen. Auch auf dem Gebiete der eigentlichen Astronomie ist S. vielfach thätig gewesen. Dahin gehören: eine neue Bestimmung der Präcessionsconstante, wobei er zugleich die Quantität der Fortrückung unsers Sonnensystems im Weltraum zuerst berechnete; eine Durchmusterung des nördl. Himmels, welche gegen 500 neue, meist sehr enge Doppelsternsysteme gewährte; ferner Arbeiten über den Saturn und dessen Ringe, die Entdeckung eines Uranustrabanten, die Bestimmung der Masse des Neptun, Untersuchungen über die Parallaxe verschiedener Fixsterne, Beobachtungen über die Veränderlichkeit im Nebel des Orion und kleiner in demselben vertheilter Sterne. Außerdem veranstaltete er noch zahlreiche Beobachtungen von Kometen und Doppelsternen, die wegen ihrer Genauigkeit sehr geschätzt sind. Bei den totalen Sonnenfinsternissen von 1842, 1851 und 1860, welche S. zu Lipetzk (russ. Gouvernement Tambow), in Lomza (Polen) und in Pobes (Spanien) beobachtete, ist er stets von der Witterung sehr begünstigt gewesen. Bei den Beobachtungen zu Lomza hat er zuerst dargethan, daß die rothen Protuberanzen als integrirende Theile der Sonnenoberfläche anzusehen sind. Die Ergebnisse seiner Arbeiten sind meist in den «Mémoires» der petersburger Akademie niedergelegt. Auch vollendete er den trefflichen, bereits von seinem Vater begonnenen Katalog über die Bibliothek der Pulkowaer Sternwarte (Petersb.

1860). Ueber die 1839—64 auf letzterer ausgeführten Arbeiten berichtete er in «Ueberſicht der Thätigkeit der Nikolai-Hauptſternwarte während der erſten 25 J. ihres Beſtehens» (Petersb. 1865). Auch hat S. Antheil an der großartigen Längengradmeſſung, die ſich unter dem 52. Breitengrade über 69 Längengrade zwiſchen den äußerſten Punkten des europ. Continents (Valentia in Irland und Orsk an der aſiat. Grenze) erſtreckt.

Struve (Georg Adam), Rechtsgelehrter, geb. zu Magdeburg 27. Dec. 1619, ſtudirte in Jena und Helmſtedt. Er wurde ziemlich jung Geheimrath in Weimar, dann Ordinarius der Juriſtenfacultät in Jena, endlich Präſident der Regierung und ſtarb in dieſen Würden 15. Sept. 1692. Am bekannteſten unter ſeinen vielen jetzt veralteten Schriften iſt ſeine «Jurisprudentia Romano-Germanica forensis», die ſehr oft aufgelegt und ſpäter auch von andern Gelehrten herausgegeben wurde. — Burkhard Gotthelf S., Sohn des vorigen, geb. zu Weimar 26. Mai 1671, beſuchte die Schule zu Zeitz und ſtudirte 1687—89 zu Jena, dann zu Helmſtedt und Frankfurt a. d. O. die Rechte. Nachdem er 1691 kurze Zeit in Halle prakticiert hatte, ging er auf Reiſen nach den Niederlanden und ſammelte eine bedeutende Bibliothek. Nachdem er 1697 in Jena als Bibliothekar eine Anſtellung gefunden, hielt er zugleich neben juriſt. Collegien Vorleſungen über die Reichshiſtorie und erhielt daher 1704 die Profeſſur der Geſchichte. Er wurde 1712 Hiſtoriograph des Erneſtiniſchen Hauſes, 1717 markgräfl. daireuther Wirkl. Hofrath, 1730 Profeſſor des Staats- und Lehnrechts und ſtarb zu Jena 24. Mai 1738. Die Zahl ſeiner Schriften iſt ſehr groß; nächſt ſeinem «Syntagma juris publici» (Jena 1711; 2. Aufl. 1720) verdient das «Syntagma historiae Germanicae» (Jena 1716), welches dann unter dem Titel «Corpus historiae Germanicae» (Jena 1730) ſehr vermehrt erſchien, beſondere Auszeichnung. Höchſt verdient machte er ſich durch die Herausgabe von Piſtorius' «Illustres veteres scriptores etc.» (3 Bde., 3. Aufl., Regensb. 1726) und Freher's «Rerum Germanicarum scriptores aliquot insignes» (3 Bde., 3. Aufl., Strasb. 1717) ſowie durch ſeine «Bibliotheca historica» (neu bearbeitet von Menſel, Bd. 1—11, Lpz. 1782—1804), und die «Bibliotheca historiae literariae selecta», herausgegeben von Jugler (3 Bde., Jena 1754—63).

Struve (Guſtav), insbeſondere bekannt als republikaniſcher Agitator, geb. 11. Oct. 1805 zu München, ſtudirte die Rechte und begann in Dienſten des Großherzogs von Oldenburg die diplomatiſche Laufbahn. Als Geſandtſchaftsſecretär kam er nach Frankfurt, wo er an den Verhandlungen des Bundestags theilnahm. Doch entſagte er bald der Diplomatie und ließ ſich zu Mannheim als Advocat nieder. Hier verheirathete er ſich 1845 mit Amalie Düſar. Neben dem Studium der Staatswiſſenſchaften beſchäftigte er ſich eifrig mit Phrenologie. Als Früchte dieſes Studiums erſchienen unter anderm «Geſchichte der Phrenologie» (Heidelb. 1843), «Handbuch der Phrenologie» (Lpz. 1845) und «Die Phrenologie innerhalb und außerhalb Deutſchlands» (Heidelb. 1843). In weitern Kreiſen jedoch machte er ſich zunächſt durch ſeine journaliſtiſche Thätigkeit und ſeine entſchiedene Oppoſition gegen die herrſchende Regierungspolitik bekannt. Als Redacteur des «Mannheimer Journal» wurde er in manche Zwiſtigkeiten mit den Behörden verwickelt und wiederholt zu Gefängnißſtrafe verurtheilt. Als ihm 1846 die Fortſetzung dieſes Blattes unmöglich gemacht war, gründete er im gleichen Geiſte eine neue Zeitſchrift, den in den deutſchen Nachbarſtaaten vielfach verbotenen, aber gleichwol begierig geleſenen «Deutſchen Zuſchauer». Seine praktiſch-politik. Thätigkeit begann hauptſächlich nach dem Ausbruche der franz. Februarrevolution von 1848, indem S. die der bad. Kammer vorgelegte Petition der Volksforderungen betrieb, auch ſich auf Volksverſammlungen und in Vereinen in republikaniſcher Richtung bethätigte. Nach der Verhaftung ſeines Geſinnungsgenoſſen, J. Fickler, durch Mathy, 8. April 1848, begab er ſich in den bad. Seekreis, von wo aus er gemeinſchaftlich mit Hecker (ſ. d.) den Verſuch zur Einführung der Republik mit bewaffneter Hand machte, ohne ſich jedoch an der militäriſchen Leitung des Unternehmens zu betheiligen. Nach Zerſtreuung ſeiner Schar bei Freiburg 23. April flüchtete er nach Strasburg. Er hielt ſich kurze Zeit in Paris mit ſeiner Gattin auf, die ihn auf ſeinen Zügen und Wanderungen begleitete und für die Förderung ſeiner Zwecke in ihrer Weiſe thätig zu ſein verſuchte, und ging hierauf in die Schweiz, wo er gemeinſchaftlich mit K. Heinzen einen «Plan zur Revolutionirung und Republikaniſirung Deutſchlands» herausgab. Die Gärung, die ſich nach dem Beſchluſſe der Nationalverſammlung zu Frankfurt über den Waffenſtillſtand von Malmö hier und da in Deutſchland zeigte, veranlaßte ihn, nebſt einigen andern palit. Flüchtlingen, zu einem bewaffneten Einfalle auf bad. Gebiete am 21. Sept., nachdem Hecker bereits nach Nordamerika abgereiſt war. Nach dem Treffen in Staufen ward er 25. Sept. im Amtsbezirke Säckingen verhaftet. Seine gleichzeitig arretirte Gattin blieb bis zum 16. April 1849 in Haft. S. und Blind wurden durch ein Schwurgericht

in Freiburg i. Br. 30. März wegen Verſuchs des Hochverraths zu einer Einzelhaft von fünf Jahren vier Monaten verurtheilt und, obgleich ſich dieſes Urtheil noch in der Caſſationsinſtanz befand, aus Vorſicht 12. Mai nach Bruchſal abgeführt. Aber der Aufſtand in Baden ſetzte ihn bereits in der Nacht auf den 13. zum 14. Mai wieder in Freiheit. Als Hauptführer der republikaniſchen Partei kam er in Conflict mit Brentano, der ihn 6. Juni für kurze Zeit verhaften ließ. In Neuſtadt a. d. H. gab S. noch ein Pradeblatt ſeines erneuerten «Deutſchen Zuſchauers» heraus, als ſchon die preuß. Truppen in die Rheinpfalz einrückten, worauf er 17. Juni nach Heidelberg ging und im Hauptquartier Mieroſlawſki's als Berichterſtatter über die Vorgänge jener Zeit thätig war. Nach Auflöſung der Conſtituirenden Verſammlung in Baden, deren Mitglied er war, und als der bad. Aufſtand keine Ausſicht auf Erfolg mehr hatte, ging er mit ſeiner Gattin in die Schweiz, wo er mit den andern Führern der bad. und pfälz. Revolution nach zweimonatlichem Aufenthalte das Schickſal der Ausweiſung theilte. Mit einem Zwangspaſſe verſehen, mußte er ſich durch Frankreich 1850 nach England begeben und ſiedelte von da mit ſeiner Gattin April 1851 nach Nordamerika über, wo er ſeine literariſche, insbeſondere journaliſtiſche Thätigkeit wieder aufnahm. Seine Gattin ſtarb daſelbſt im Febr. 1862 auf Staten-Island. 1863 kehrte S. nach Deutſchland zurück und nahm ſeinen Aufenthalt in Stuttgart. Von ſeinen ſtaatswiſſenſchaftlichen und hiſtor. Schriften ſind noch hervorzuheben: «Grundzüge der Staatswiſſenſchaften» (4 Bde., Frankf. 1847—48) und die «Weltgeſchichte in neun Büchern» (6 Bde., Neuyork 1856—59; 7. Aufl., bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt, 6 Bde., Kod. 1864—66), die er ſelbſt für das Hauptwerk ſeines Lebens erklärt. Sonſt ſind noch zu nennen: «Briefwechſel zwiſchen einem ehemaligen und jetzigen Diplomaten» (Manh. 1845); «Politiſche Briefe» (Manh. 1846); «Das öffentliche Recht des Deutſchen Bundes» (2 Bde., Manh. 1846); «Geſchichte der drei Volkserhebungen in Baden» (Bern 1849), ſowie aus neuerer Zeit: «Dieſſeit und jenſeit des Oceans» (Kod. 1864 fg.); «Kurzgefaßter Wegweiſer für Auswanderer» (Bamb. 1867); «Zwölf Streiter der Revolution» (mit G. Raſch, Berl. 1867) u. ſ. w. Von ſeiner Gattin erſchienen: «Erinnerungen aus den bad. Freiheitskämpfen» (Hamb. 1850) und «Hiſtor. Zeitbilder» (3 Bde., Brem. 1850).

Stry (Abraham van), nebſt ſeinem Bruder Stifter der blühenden Malerſchule zu Dordrecht, wurde daſelbſt 31. Dec. 1753 geboren. Er malte Bildniſſe in Oel, Genrebilder in Metzu's Manier und Landſchaften in Kuyp's Stil. Beſonders iſt er rühmlich bekannt durch ſeine innern Anſichten und auf Lichteffect berechneten Bilder. Mit einigen Kunſtfreunden und Künſtlern ſtiftete er 1774 die Geſellſchaft Pictura in Dordrecht, deren erſter Präſident er war, und welche als die Pflanzſchule der ausgezeichneten Maler betrachtet werden kann, die aus jener Stadt in neuerer Zeit hervorgingen. Er ſtarb 7. März 1826. — Sein Bruder **Jakob S.**, geb. 1756, bildete ſich bei dem Hiſtorienmaler Andr. Leus, ließ ſich in Dordrecht nieder und widmete ſich der Landſchaftsmalerei, worin er bald einen hohen Rang behauptete. Zum Vorbild im Stil und in aufmerkſamer Beobachtung der Natur hatte er ſeinen berühmten Landsmann Kuyp gewählt. Er ſtarb zu Dordrecht 4. Febr. 1825.

Strychnin heißt das höchſt giftige Alkaloid, welches in den Krähenaugen (Strychnos nux vomica), der Ignazbohne (Ignatius amara), im Schlangenholze (Strychnos colubrina) und in dem Pfeilgifte von Borneo (Woorara, Upas tieute) enthalten. Mit Säuren bildet es die Strychninſalze, die ebenſo wie das reine S. in ganz kleinen Gaben in der Medicin angewendet werden und ebenſo giftig ſind wie das S. ſelbſt. Ueber die phyſiol. Wirkungen des S., ſ. Brechnuß.

Strychnos, Name einer zu der 5. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Loganiaceen gehörenden Gattung tropiſcher Bäume und Sträucher, welche ſich durch den Gehalt eines höchſt giftigen Alkaloids, des Strychnin (ſ. d.) auszeichnen. Sie haben gegenſtändige ganze und ganzrandige Blätter und in endſtändige Trugdolden und Sträuße geſtellte Blüten, welche aus einem vier- bis fünfſpaltigen Kelch, einer trichterförmigen Blumenkrone, vier bis fünf Staubgefäßen und einem oberſtändigen zweifächerigen Fruchtknoten mit kopfförmiger Narbe beſtehen. Die Frucht iſt eine einfächerige, inwendig breiige, auswendig mit lederartiger Schale bedeckte Beere. Die berühmteſte Art iſt der Krähenaugenbaum (St. Nux vomica L.), welche die eine Art von Brechnuß (ſ. d.) liefert. Dieſer auf der Küſte von Coromandel in Oſtindien einheimiſche Baum hat aſchgraue Aeſte, glänzende, rundlich-eiförmige Blätter und gelbgrüne Blüten und trägt kugelrunde, bis 2 Zoll dicke, orangegelbe, drei- bis fünfſamige Beeren, deren ſchildförmige Samen als Krähenaugen in den Handel kommen. Andere bekannte Arten ſind S. toxifera vom Orinoco, welcher das indianiſche Pfeilgift (ſ. Curare) liefert, und S. colubrina aus Malabar, von dem das Schlangenholz (lignum colubrinum) abſtammt.

Strymon, ein ziemlich bedeutender Fluß in Thrazien, jetzt Struma, an deſſen Ufern ſich im Alterthum beſonders viele Kraniche aufhielten, wird einige Meilen oberhalb Amphipolis ſchiffbar und ergießt ſich in den Strymoniſchen Meerbuſen im Aegäiſchen Meere, an der Küſte Macedoniens, jetzt Buſen von Conteſſa.

Stuart, eins der älteſten Geſchlechter in Schottland, das dieſem Reiche und England eine lange Reihe von Königen gegeben hat, ſoll von einem Zweige der engl.-normann. Familie Fitz-Alan abſtammen, der ſich in Schottland niederließ und ſchon im 12. Jahrh. am ſchott. Königshofe die erbliche Würde des Reichshofmeiſters (Majordomus) oder Stewards erwarb. Von dieſer Würde nahm die Familie ihren Geſchlechtsnamen an, welcher früher auch Steward geſchrieben wurde. Alexander, Steward von Schottland, fiel 1264 in der Schlacht von Largs und hinterließ zwei Söhne, James und John. Der Sohn des ältern, Walter S., heirathete um 1315 Marjoria, die Tochter König Robert's I. Bruce (ſ. Schottland), deren Nachkommen nach dem Ausſterben des königl. Mannsſtammes durch ein Erbfolgeſtatut die Thronfolge in Schottland zugeſprochen war. — Als Robert's I. Sohn, David II., 1370 ohne männliche Erben ſtarb, erhielt demnach Walter S.'s Sohn unter dem Namen Robert II. die ſchott. Krone und wurde hiermit der Gründer der Dynaſtie. Theils die polit. Verhältniſſe, theils der Zufall und der Charakter der Prinzen dieſer Dynaſtie machten ihre und ihrer Familie Geſchichte zu einer ununterbrochenen Kette verhängnißvoller und blutiger Ereigniſſe. Robert II. ſchon verdankte nur den Zerrüttungen, die damals in England ſtattfanden, daß er die ſchott. Krone behielt. — Ihm folgte 1390 ſein lahmer und träger Sohn Johann, der jedoch, weil die Stände ſeinen Namen für unglücklich hielten, als Robert III. regieren mußte. Er beſaß zwei vom Throne ausgeſchloſſene Stiefbrüder, Walter, Grafen von Athol, der 1437 als Verſchwörer gegen König Jakob I. enthauptet wurde, und David, Grafen von Strathern, deſſen Titel auf ſeinen Tochtermann, Sir Patrick Graham, überging. Ein jüngerer rechter Bruder Robert's III., der Herzog von Albany, führte für denſelben die Regierung und ließ, weil er ſelbſt nach der Krone trachtete, 1402 den Kronprinzen David, Herzog von Rothſay, einſperren und verhungern. Aus Fürſorge ſchickte hierauf der König ſeinen jüngern Sohn Jakob nach Frankreich, den jedoch die Engländer auffingen und faſt 20 J. zurückhielten. Robert III. ſtarb ſchon 1404 aus Gram. Der Herzog führte nun im Namen des in England gefangen gehaltenen Jakob I. die Reichsverwaltung fort. Nach ſeinem Tode trat 1419 Murdoch, ſein älteſter Sohn und Erbe, an ſeine Stelle. Derſelbe fand jedoch die Laſt der Regierung ſo drückend, daß er 1423 die Rückkehr Jakob's I. bewirkte. Jakob ließ Murdoch, deſſen Söhne und ſämmtliche Familienglieder, die ſehr ſchlecht gewirthſchaftet hatten, 1424 enthaupten. Nur James S., der jüngſte Sohn Murdoch's, entkam, von deſſen Urenkel, Andrew, Lord S. von Ochiltree, die jetzigen Grafen von Caſtle-Stuart abſtammen. — Jakob I. (ſ. d.), der kräftigſte König des Hauſes S., war mit Johanna Beaufort, Enkelin des engl. Herzogs von Lancaſter, verheirathet. Er fiel 1437 unter den Dolchen verſchworener Großen, an deren Spitze ſich ſein Oheim, der erwähnte Graf von Athol, befand. — Ihm folgte auf dem Throne ſein ſiebenjähriger Sohn, Jakob II., der 1460 vor Roxburgh durch das Zerſpringen einer Kanone getödtet wurde. Derſelbe hinterließ drei Söhne: den Thronfolger Jakob III.; Alexander S., Herzog von Albany, der 1485 in Frankreich mit Hinterlaſſung eines Erben ſtarb; Johann S., Grafen von Mar, der 1480 auf Befehl ſeines königl. Bruders wegen freier Reden ermordet wurde. — Jakob III., der ſtets mit ſeinen Brüdern und den Großen zu kämpfen hatte, erlitt 1488 auf der Flucht nach einer verlorenen Schlacht bei Stirling einen gewaltſamen Tod. — Ihm folgte auf dem Throne ſein in das Complot verwickelter Sohn, Jakob IV., der einen kriegeriſchen Geiſt beſaß und es mit den Großen hielt. Derſelbe vermählte ſich mit Margarethe, der älteſten Tochter Heinrich's VII. von England, knüpfte aber deſſenungeachtet, als ſein Schwager Heinrich VIII. ſeine Eroberungsgedanken auf Schottland richtete, zum erſtenmal eine enge Verbindung mit Frankreich an. Infolge dieſes Bündniſſes ließ er ſich von Ludwig XII. zu einem unüberlegten Zuge nach England verleiten, auf welchem er 1513 bei Flodden blieb. — Für ſeinen zweijährigen Sohn und Nachfolger, Jakob V., ergriff unter heftigen Parteiwirren 1515 der herbeigerufene Johann S., Herzog von Albany, Sohn des 1485 in Frankreich verſtorbenen Albany, als Reichsverweſer die Zügel der Regierung, legte dieſelben aber 1518 wieder nieder, weil er die Parteien nicht zu verſöhnen vermochte. Als ihn die Königin-Mutter 1523 abermals zu Hülfe rief, landete er mit 3000 Franzoſen und ging 1524 nochmals nach Frankreich, um ein ſtärkeres Corps zum Kampfe gegen England herbeizuholen. Während ſeiner Abweſenheit erklärten indeſſen die ſchott. Großen den jungen Jakob V. für mündig, ſodaß Albany in Frankreich blieb. Unter Franz I. befehligte er 1525 ein Heer

gegen Neapel. Er starb 1536 ohne Nachkommen. Jakob V. heirathete die Prinzessin Marie von Guise und kettete dadurch seines Hauses Geschick an die kath. Kirche und an Frankreich. Er gerieth darüber mit Heinrich VIII. von England in Krieg, der durch die Widerspenstigkeit der schott. Großen eine klägliche Wendung nahm. In tiefen Kummer versenkt, starb er 1542. Kurz vorher waren seine beiden Söhne an Einem Tage gestorben und die Krone fiel seiner kaum geborenen Tochter Maria zu. — Maria Stuart (s. d.) wurde von ihrer Mutter in früher Jugend mit Franz II. von Frankreich vermählt und kehrte erst nach dessen Tode, 1561, auf ihren angestammten Thron zurück. Durch ihre Ansprüche auf die engl. Krone, ihre kath. Politik, ihre Vermählung mit ihrem Vetter, Heinrich Lord Darnley, der 1566 angeblich mit ihrem Willen ermordet wurde, stürzte sie das Reich in endlose Wirren und verlor dabei selbst die Krone und die Freiheit. Während ihr und Darnley's Sohn als Jakob VI. unter der Vormundschaft ihres Halbbruders, des Grafen von Murray, den schott. Thron einnahm, mußte sie nach 19jähriger Gefangenschaft auf Befehl ihrer Erbfeindin, der Königin Elisabeth von England, 8. Febr. 1587 das Schaffot besteigen. — Der Familienzweig der Stuart's, zu welchem Darnley, der 1566 ermordete Gemahl Maria's, gehörte, stammte von Sir John S. von Bonkyll, dem zweiten Sohne des Steward Alexander, der 1298 bei Falkirk getödtet ward und dessen Sohn, Sir Alan S. von Darnley, 1333 bei Halidon fiel. Der Urenkel des letztern, James S., der Schwarze Ritter von Lorn genannt, heirathete Johanna Beaufort, die Witwe Jakob's I., und zeugte mit ihr zwei Söhne, die Grafen von Lennox und von Buchan. Die Nachkommen des erstern rückten durch eine neue Heirath nicht nur dem schott. Throne, sondern auch den Erbansprüchen auf die engl. Krone sehr nahe. Margarethe nämlich, die Witwe Jakob's IV. und Tochter Heinrich's VII. von England, heirathete 1514 in zweiter Ehe den Grafen von Angus, aus welcher Verbindung Margarethe Douglas, gest. 1578, entsprang. Diese letztere vermählte sich mit Matthias S., Grafen von Lennox, und zeugte mit demselben Heinrich Lord Darnley, der 1565 die Hand seiner königl. Base, Maria S., nebst dem Königstitel erhielt. Darnley war also, gleich seiner Gemahlin, Urenkel Heinrich's VII., und hatte nach ihr, im Falle des Aussterbens der Tudor (s. d.), das nächste Recht auf die engl. Krone. Der Graf von Lennox erhielt nach Murray's Ermordung die Reichsverwaltung während der Minderjährigkeit seines Enkels, Jakob's VI., unterlag aber schon nach einem Jahre, auf einem Reichstage zu Stirling, 4. Sept. 1571 den Dolchen unzufriedener Großen. — Sein zweiter Sohn, Karl, gest. 1576, zeugte mit Elisabeth Cavendish die schöne Arabella S. Dieselbe sollte durch die Pulververschwörung (s. d.), dann angeblich durch ein Complot Walter Raleigh's auf den engl. Thron gehoben werden und mußte darum ihr Leben im Tower zubringen. Sie hatte sich zwar insgeheim mit dem nachherigen Herzog von Somerset vermählt, starb aber 1615 ohne Nachkommen.

Jakob VI., der Sohn Maria's und Darnley's, vereinigte als Abkömmling der Tudor von mütterlicher Seite nach dem Tode der Königin Elisabeth 1603 die Kronen von Schottland, England und Irland als Jakob I. (s. d.) auf seinem Haupte. Aus seiner Ehe mit Anna von Dänemark entsprangen Heinrich, Prinz von Wales, der 1612 im Alter von 18 J. starb, Karl I. und Elisabeth, die sich mit Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, vermählte, 1662 starb und die Stammutter des gegenwärtigen brit. Regentenhauses ist. Jakob I. starb 1625. — Ihm folgte sein Sohn Karl I. (s. d.), der die unkluge Politik seines Vaters fortsetzte und damit sich und seine Krone in den Abgrund der Revolution stürzte. Aus seiner Ehe mit Henriette von Frankreich, Tochter Heinrich's IV., die 1669 in der Verbannung starb, gingen hervor: Karl II.; Marie, verheirathet an Wilhelm von Oranien, gest. 1650; Jakob II. und Henriette (s. d.), die den Herzog von Orleans heirathete. Karl I. wurde 1649 enthauptet. Nach dem Tode Cromwell's erhielt Karl II. (s. d.) 1660 die Kronen seiner Väter zurück. Er war mit Katharina von Portugal verheirathet und starb 1685 ohne eheliche Nachkommen. Aus dem Umgange mit Lucy Walters hinterließ er den Herzog von Monmouth (s. d.), von dem die jetzigen Herzoge von Buccleugh stammen. Mit Barbara Villiers, die zur Gräfin von Southampton und Herzogin von Cleveland erhoben wurde, zeugte er Henry Fitzroy, Herzog von Grafton, dessen Nachkommen noch diesen Namen führen. Von Eleonore Gwyn entsprang Charles Beauclerc, Herzog von St.-Albans, dessen Familie noch vorhanden ist. Ein Sprößling aus dem Verhältnisse mit Luise de Keroualle war Charles Lennox, Herzog von Richmond (s. d.), von dem die gegenwärtigen Herzoge dieses Namens abstammen. Außerdem hinterließ Karl II. noch acht natürliche Kinder, Söhne und Töchter, deren Nachkommen bereits erloschen. — Jakob II. (s. d.), der Bruder und Nachfolger Karl's II., verlor infolge seiner Bestrebungen für

Herſtellung der abſoluten Monarchie und Einführung der koth. Kirche durch die Revolution von 1688 ſeine Kronen. Er ſelbſt war noch vor ſeiner Thronbeſteigung zum Katholicismus zurückgekehrt, den ſein Haus mit der Reformation in Schottland, in der Perſon Jakob's VI., abgelegt hatte. Jakob II. ſtarb 1701 in der Verbannung in Frankreich. Er war in erſter Ehe mit Anna Hyde verheirathet, die ihm die zwei im prot. Glauben erzogenen Prinzeſſinnen Marie und Anna gebor. Aus zweiter Ehe mit Marie von Eſte gingen der kath. Prinz Jakob Eduard, als Kronprätendent unter dem Namen Jakob III. oder Ritter St.-George bekannt, und eine Tochter, Marie Luiſe, hervor, die 1760 unvermählt ſtorb. Außerdem hinterließ Jakob II. von Arabella Churchill, der Schweſter des berühmten Marlborough, den unehelichen Sohn Jakob, Herzog von Berwick (ſ. d.) und Fitzjames, von dem die Fitzjames in Frankreich abſtammen. — Nachdem das engl. Parlament 1688 Jakob II. des Throns verluſtig erklärt, gingen die Kronen von England, Schottland und Irland auf Jakob's älteſte, prot. Tochter Maria und deren Gemahl, Wilhelm III. (ſ. d.) von Oranien, über. Letzterer war von ſeiten ſeiner Mutter ein Enkel Karl's I. Die Königin Maria ſtarb 1695 ohne Nachkommen. Ihr Gemahl, Wilhelm III., brachte hierauf mit dem engl. Parlament die berühmte prot. Succeſſionsacte vom 12. Juni 1701 zu Stande, nach welcher den kath. Gliedern des Hauſes S. das Thronrecht abgeſprochen und die Erbfolge allein den prot. Nachkommen Jakob's I. zugeſichert wurde. Wilhelm III. ſtarb 1702. — Ihm folgte vorerſt nach einer frühern Uebereinkunft auf dem Throne die prot. Prinzeſſin Anna (ſ. d.), die zweite Tochter Jakob's II. Sie hatte in der Ehe mit Prinz Georg von Dänemark 19 Kinder gezeugt, die ſämmtlich vor ihrer Thronbeſteigung ſtorben. Als die Königin Anna 1714 ſtarb, trat die Succeſſionsacte von 1701 in Kraft. Der bisherige Kurfürſt von Hannover, der einzige prot. Enkel von Eliſabeth, der Tochter Jakob's I., beſtieg als Georg I. (ſ. d.) den vereinigten Thron von Großbritannien und Irland. — Der kath. Sohn Jakob's II. nahm nach des Vaters Tode den Namen Jakob III. (ſ. d.) an. Er machte mehrfache Verſuche, das verlorene Erbe wieder zu erlangen, vermählte ſich 1719 mit Maria Sobieſka und ſtarb 1766. — Sein älteſter Sohn Karl Eduard (ſ. d.), bekannt durch ſeine glücklichen Unternehmungen in Schottland, denen von ſeiten der neuen Dynaſtie erſt 1746 durch die Schlacht bei Culloden (ſ. d.) ein Ziel geſetzt wurde, lebte unter dem Namen eines Grafen von Albany in Italien und ſtarb ohne eheliche Kinder 1788. — Sein einziger Bruder, Heinrich Benedict, der 1747 die Cardinalswürde erhielt, legte ſich hierauf den Königstitel bei. Nach der Eroberung Italiens durch die Franzoſen ließ er ſich zu Venedig nieder und lebte von einem Jahrgelde, das ihm der brit. Hof gab. Dieſer letzte männliche Nachkomme des königl. Hauſes S. ſtarb zu Frascati 13. Juli 1807. Seine Anſprüche auf den brit. Thron hatte er Karl Emanuel IV. von Sardinien vermacht. Der König Georg IV. ließ ihm in der Peterskirche zu Rom durch Canova ein Denkmal errichten. Die werthvollen Familienpapiere, die er beſaß, kaufte die brit. Regierung an und ließ ſie veröffentlichen («Stuart papers», Lond. 1847). Von andern Zweigen der Familie S. leben noch zahlreiche Glieder in Schottland, England und Irland. Sir John S., ein natürlicher Sohn Robert's II., war der Ahnherr der Marquis und Grafen von Bute, Lord Wharncliffe's und Lord Stuart de Rothesay's. Von den S. von Bonkyll ſtammen die Lords Blantyre und Douglas, die Grafen von Galloway und die Marquis von Londonderry; von Eliſabeth, Tochter des Regenten Murray und Gemahlin Sir James S.'s von Doune die heutigen Grafen von Murray oder Moray. Außerdem leiten die Grafen von Traquair ihren Urſprung von einem natürlichen Sohne des Grafen James von Buchan, Stiefbruders König Jakob's II., ab. Vgl. Vaughan, «Memorials of the Stuart dynasty» (2 Bde., Lond. 1831).

Stuart de Rothesay (Charles Stuart, Lord), brit. Diplomat, ein Sohn des Generals Sir Charles Stuart und Enkel Lord Bute's, des bekannten Günſtlings Georg's III., wurde 2. Jan. 1779 geboren und widmete ſich von Jugend auf der diplomatiſchen Laufbahn. 1808 ward er dem mit einer außerordentlichen Miſſion nach Spanien geſandten Lord William Bentinck als Legationsrath beigegeben und erwarb ſich eine genaue Kenntniß der Zuſtände und Verhältniſſe auf der Pyrenäiſchen Halbinſel. Dieſe wurde ihm vielfach nützlich, als er 1810 zum engl. Bevollmächtigten bei der proviſoriſchen Regierung ernannt ward, die ſich nach der Flucht der portug. Königsfamilie in Liſſabon conſtituirt hatte. Portugal war damals von einer engl. Hülfsarmee beſetzt und S. hatte die Aufgabe, das Einverſtändniß zwiſchen England und ſeinen Bundesgenoſſen aufrecht zu halten, das Mistrauen und die Eiferſucht der letztern zu entwaffnen und ſie zugleich zur Fortſetzung des mit Aufopferungen aller Art verbundenen Kriegs gegen Frankreich anzufeuern. Der Takt und die Gewandtheit, mit der S. ſich dieſer ſchwierigen Pflicht entledigte, wurde von Wellington laut anerkannt und 1812 durch den Prinz-Regenten von Eng-

land mit dem Civilgroßkreuz des Bathordens belohnt, während der König von Portugal ihn zum Granden des Reichs mit dem Titel eines Marquis von Angra und Grafen von Machica ernannte. 1815 erhielt S. eine außerordentliche Sendung bei dem nach Gent geflüchteten Ludwig XVIII. und begleitete denselben in der Folge nach Paris, wo er mehrere Jahre als bevollmächtigter Minister fungirte, bis er in gleicher Eigenschaft nach dem Haag versetzt wurde. Mit einer wichtigen Mission nach Rio de Janeira beauftragt, brachte er hier 1824 den Vertrag zu Stande, durch welchen die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal anerkannt ward, und ging dann im Jan. 1828 zum zweiten mal mit dem Charakter als Botschafter nach Paris. Zugleich ward er als Lord S. de Ratheſay in den Peerstand erhoben. Als indeß die Whigs 1830 ans Ruder kamen, ward S., der ſich ſtets zu den Tories gehalten hatte, abgerufen. Erſt im Oct. 1841 erſchien er wieder auf dem diplomatiſchen Schauplatz als Botſchafter in Petersburg, wo er in Uebereinſtimmung mit der Politik Aberdeen's ein möglichſt gutes Einvernehmen zwiſchen Rußland und England zu unterhalten ſuchte. Das Klima der nordiſchen Hauptſtadt übte jedoch eine ſo nachtheilige Wirkung auf ſeine Geſundheit aus, daß er ſie 1844 verlaſſen mußte. Er ſtarb auf ſeinem Landſitze Highcliff in Hampſhire 7. Nov. 1845. Da er nur zwei Töchter, die Viscounteß Canning und die Marquiſe von Waterford, hinterließ, ſo erloſch der Peerstitel mit ihm.

Stübchen iſt ein Flüſſigkeitsmaß von verſchiedener Größe im nördl. Deutſchland. In Braunſchweig machen 40 S. eine Ohm, 60 ein Oxhoft und 1 S. iſt = 4 Quartier = $3^3/_{11}$ preuß. Quart = $3^3/_4$ Liter. In Hannover iſt 1 S. = 270 Kubikzoll oder $3^2/_5$ preuß. Quart. In Hamburg und Holſtein hat der Eimer 8 S., und ein hamburger S. beträgt 266 Kubikzoll oder etwa $3^1/_4$ preuß. Quart. In Bremen hat das S. 4 Quart, und 45 S. machen eine Ohm; 1 S. enthält $3^3/_9$ Liter (2,813 preuß. Quart). In Hamburg und Mecklenburg hat das S. 2 Kannen oder 4 Quartier, und 40 S. machen eine Ohm; 1 S. iſt = 3,62 Liter (3,162 preuß. Quart). In Lübeck iſt die Eintheilung dieſelbe; 1 S. iſt = 3,6375 Liter (3,177 preuß. Quart). In Hannover hat gleichfalls das S. 4 Quartier, und 40 S. machen eine Ohm; 1 S. iſt = 3,894 Liter.

Stüber iſt eine in den Niederlanden und den angrenzenden Provinzen gebräuchliche Scheidemünze van Silber und Kupfer. Den holländiſchen S. (Stuiver) nannte man vorzugsweiſe den ſchweren, weil er von Silber war und den doppelten Werth des kupfernen hatte. Davon gingen 510 Stück auf die feine Mark, und das Silber war neunlöthig. Später rechnete man 6 auf einen Schilling und 20 auf den holländ. Gulden. Kupferne S. waren in Oſtfriesland, Jülich, Kleve und Berg gewöhnlich. Von dieſen rechnete man 72 auf den preuß. Thaler. Außer den einfachen S. wurden doppelte, dreifache, halbe und Viertelſtüber ausgeprägt. Seit 1816 wird der niederländ. Gulden nicht mehr in 20 S., ſondern in 100 Cents eingetheilt (alſo 1 S. = 5 Cents) und die Prägung von S. ſowie die geſetzliche Rechnung nach denſelben hat aufgehört.

Stuccaturarbeit oder Stuck (ital. stucco) nennt man die aus einer weichen Maſſe von Gips und Kalk an Decken, Wänden und Geſimſen der Zimmer und Häuſer angebrachten Verzierungen. Schon die Griechen wendeten eine Art von Stucca als Ueberzug ihrer nicht in Marmar ausgeführten Bauten an und behandelten aſt ganze große Tempel, z. B. den Zeustempel zu Olympia, auf dieſe Weiſe. Auch die eigentliche S. zum Behuf der Verzierung kannten die Alten unter dem Namen Albarium opus (bei Vitruv Coronarium opus). Die Römer wendeten ſie in größter Ausdehnung an Decken und Wänden, meiſt bemalt aber vergoldet an. Später ging die Kunſt verloren, und erſt Margaritone, um 1300, ſoll ſie wieder aufgefunden haben. Zu ihrer Vollkommenheit gedieh ſie durch den Maler Nanni von Udine, zur Zeit Raſael's, wovon noch die ſog. Logen Raſael's im Vatican zeugen. In Deutſchland wurde ſie gegen Ende des 17. Jahrh. bekannt; die Zeit ihrer allſeitigſten Anwendung begann indeß erſt im 18. Jahrh., welchem freilich der echte plaſtiſch-architektaniſche Sinn auch hier faſt gänzlich fehlte. In neueſter Zeit macht ihr vielfach die Terracatta (ſ. d.) den Rang ſtreitig. Zu der Maſſe ſelbſt muß der feinſte und weißeſte Gips und Kalk genammen und etwas Sand hinzugeſetzt werden. Ganz weich, wie ſie anfangs iſt, wird ſie auf die Stelle, wo man Zierathen anbringen will, aufgetragen. Sehr bald wird ſie härter und zähe, ſodaß man mit den Fingern beliebige Formen bilden und ſie endlich mit einem Boſſirreiſen beſchneiden und ſchaben kann. Bisweilen werden auch die Verzierungen einzeln gebildet und dann an den Ort, wohin ſie kommen ſollen, befeſtigt. Wenn die S. mit gehöriger Vorſicht unternommen wird und hinlänglich austrocknen kann, ſo iſt ſie ungemein dauerhaft und trotzt jeder Witterung. Hierher gehört auch der ſog. Gipsmarmar, mit welchem Säulen, Altäre u. ſ. w. ſo täuſchend bekleidet werden, daß man ſie für echten Marmar hält.

Stückgießerei bezeichnet die Fabrikation der Geschütze aus Bronze, Gußeisen und Gußstahl. Zu den Bronzegeschützen dient das sog. Stückgut, eine Mischung von 100 Theilen Kupfer mit 10—11 Theilen Zinn, welche sich durch Härte und Zähigkeit auszeichnet. Das Metall wird in einem großen Flammofen geschmolzen, aus welchem man es durch das aufgestoßene Stichloch in die vor dem Ofen in der Erde aufrecht eingegrabenen Formen laufen läßt. Die Formen werden über Holzmodellen aus Lehm oder (in diesem Falle mehrtheilig und von eisernen Schalen umschlossen) aus fettem Formsand angefertigt, sorgfältig durch Hitze getrocknet und sind so beschaffen, daß über dem Geschütze eine bedeutende Metallmasse (der sog. verlorene Kopf) sich bildet, welche durch ihren Druck den Guß verdichtet, nachher aber abgesägt wird. Aus praktischen Gründen werden die Geschütze massiv gegossen, ungeachtet die dann folgende Herstellung ihrer Höhlung durch Ausbohren auf der Bohrmaschine sehr viel Arbeit und Zeit in Anspruch nimmt. Die Geschützbohrmaschinen (Bohrwerke) sind gegenwärtig allgemein horizontal angelegt, d. h. die Kanone u. s. w. ist wagerecht eingespannt und dreht sich um ihre Achse, während der Bohrer allmählich in gerader Linie und ohne sich zu drehen vorgerückt wird. Man muß mehrere Bohrer nacheinander anwenden, um die Bohrung stufenweise bis zum erforderlichen Durchmesser zu erweitern. Mit dem Ausbohren pflegt man gleichzeitig das äußerliche Abdrehen des Geschützes zu verbinden; dagegen sind das Bohren des Zündlochs und das Abdrehen der Schildzapfen besondere Operationen. Die gezogenen Geschützrohre sind in der preuß. Artillerie aus Gußstahl, in der französischen und österreichischen aus Bronze. Von den Gußstahlfabriken ist die von Krupp zu Essen die berühmteste; aus ihr geht eine große Zahl von Geschützen hervor; ihre Riesenkanone auf der Pariser Weltausstellung hat Aufsehen erregt.

Studenten, s. Universitäten.

Studer (Bernhard), ausgezeichneter Physiker und Geolog, geb. 21. Aug. 1794 zu Büren an der Aar im Canton Bern, studirte anfangs Theologie, fühlte jedoch mehr Neigung zu mathem. Studien, denen er seine ganze freie Zeit widmete, und erhielt 1815 die mathem. Lehrstelle am Gymnasium in Bern. Im Herbst 1816 ging er nach Göttingen, wo er sich unter Gauß, Stromeyer und Hausmann für Astronomie und Geologie ausbildete, und kehrte dann 1818 in seinen frühern Wirkungskreis zurück. 1820 besuchte er Paris, wo er besonders bei Feruſſac und Brongniart gute Aufnahme fand und unter Anleitung des Grafen Bournont seine mineralog. Kenntnisse erweiterte. Wenige Jahre später wurde er in Bern mit Leopold von Buch (s. d.) bekannt und begleitete denselben auf mehrern Alpenreisen. Die Geologie der Alpen wurde von da an das Hauptziel seiner Thätigkeit. Wirksame Unterstützung gewährte ihm hierbei auch Boué, der dauernd Bern bewohnte. Nach dessen Anleitung unternahm S. 1827 eine größere geol. Reise nach den ital. und östl. Alpen. Zur Aufmunterung dieses Strebens hatte schon 1825 die Regierung in Bern zu seinen Gunsten eine Professur der Geologie errichtet, die erste in der Schweiz. Als sodann 1834 die frühere Akademie zu einer Universität erhoben wurde, erhielt auch S. einen größern Wirkungskreis, und die längern Ferien, zuweilen auch ganze Semester, wurden von ihm jedes Jahr zu Reisen in die Alpen oder in entferntere Gegenden benutzt. Im Sommer 1840 besuchte er Rom, Neapel, Sicilien, 1847 England und Schottland, 1848 Tirol, Salzburg und Wien. Zahlreiche kürzere Mittheilungen über die Ergebnisse dieser Reisen und seiner Forschungen theilte S. mit im «Jahrbuch» von Leonhard und Bronn, im «Bulletin de la Société géologique», in den «Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft» zu Bern, der «Bibliothèque universelle de Genève» und andern Zeitschriften. In neuerer Zeit lieferte er als Mitbegründer des Schweizerischen Alpenclubs auch Beiträge zu den von ihm mit herausgegebenen «Berg- und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz» (Bd. 1 u. 2, Zür. 1859—63). Von seinen umfassendern Arbeiten sind hervorzuheben: «Monographie der Molasse» (Bern 1825); «Geologie der westl. Schweizeralpen» (Heidelb. 1834); «Lehrbuch der mathem. Geographie» (Bern 1836; 2. Aufl. 1842); «Lehrbuch der physik. Geographie» (2 Bde., Bern 1844—47); «Geologie der Schweiz» (2 Bde., Bern 1851—53); «Einleitung in das Studium der Physik und Elemente der Mechanik» (Bern 1859); «Geschichte der physik. Geographie der Schweiz» (Bern 1863). Als Ergebniß seiner Arbeiten über die Geologie der Schweiz gab S. gemeinschaftlich mit Arnold Escher von der Linth die «Carte géologique de la Suisse» (4 Blatt, Winterth. 1853) heraus. Auch beschloß (1859) auf seine Anregung die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft die Herausgabe von Beiträgen zu einer geol. Karte der Schweiz sowie (auf Kosten der Bundeskasse) die geol. Colorirung der großen Schweizerkarte von Dufour.

Studium, ein Ausdruck, welcher im allgemeinen jede ernste Beschäftigung mit einer Wissenschaft oder Kunst bezeichnet, die auf Nachdenken und Unterricht beruht, wird insbesondere von

Arbeiten gebraucht, welche die Bildung des Künſtlers zum Zweck haben. Das S. und die Uebung des Künſtlers geſchieht hier entweder nach der Natur oder nach fremden Muſtern, d. i. noch vorhandenen Kunſtwerken; in beiden Fällen werden die Arbeiten, welche daraus hervorgehen, Studien genannt, vorzugsweiſe aber verſteht man darunter Zeichnungen und Modelle, welche die Uebung in einzelnen Gegenſtänden, Figuren oder Theilen derſelben enthalten.

Stufenjahre (anni climacterici) nennt man diejenigen Jahre, in denen der menſchliche Organismus einen Abſchnitt ſeiner Entwickelung vollendet zu haben ſcheint, und begründet darauf die Annahme, daß ſie dem Leben beſonders gefährlich ſeien. Schon das Alterthum glaubte an S., und eine große Rolle ſpielten ſie zur Zeit der Nativitätsſtellerei. Jedoch theilten ſich die Anſichten über die S. ſo, daß man jedes dritte, fünfte, ſiebente, neunte Jahr u. ſ. w. für ein Stufenjahr gehalten hat, ein Umſtand, welcher ſchon an und für ſich die Wahrheit dieſer Annahme verdächtigen würde, wenn ſie auch nicht durch die Beobachtung der ihren eigenen und im einzelnen Individuum ſo verſchiedenen Gang gehenden Natur und der in jenen Jahren durchaus nicht vermehrten Sterblichkeit hinreichend widerlegt wäre. (S. die Art. Frauen, Greis, Jüngling und Jungfrau, Kind, Mann, Säugling.)

Stuhlweißenburg (ungar. Székes fehérvár, lat. Alba regia oder Alba regalis), Hauptort des gleichnamigen Comitats in Ungarn, eine königl. Freiſtadt, Sitz eines Biſchofs und eines Stuhlgerichts, liegt in moraſtiger Ebene, in der Nähe der Sümpfe Sár-Rét, zu deren Ableitung hier viele Kanäle und Gräben gezogen wurden. Die Stadt hat viele Vorſtädte und zählt 21000 E. (1857: 18399). Es beſtehen daſelbſt an Bildungsanſtalten ein kath. Obergymnaſium, eine ſtädtiſche Unterrealſchule, ein biſchöfl. Seminar, eine kath. Hauptſchule und ein ungar. Theater. Unter den Gebäuden ſind bemerkenswerth die Kathedrale zur Heiligen Jungfrau, die ſchöne (1752 erbaute) Johanniskirche, das ſchöne Comitatshaus, die biſchöfl. Reſidenz, das gräflich Zichy'ſche Haus. Die Einwohner verfertigen Tuch, Flanell, ſehr viel Carduan, Seife und ordinäre Meſſer (Stuhlweißenburger Schnappmeſſer). Soda gewinnt man aus den Sümpfen, die reich an Fiſchen, Krebſen, Schildkröten und Waſſergeflügel ſind. S. ſteht angeblich auf der Stelle des röm. Floriana. Es war ſeit Stephan I. bis auf Ferdinand I. Krönungsſtadt und bis auf Zapalya Begräbnißort der ungar. Könige, deren 14 daſelbſt ruhen. Als unter Kaiſer Friedrich III. der Kampf des Hauſes Oeſterreich um den Beſitz von Ungarn begann, eroberte Maximilian I. 1490 die Stadt, konnte ſie aber nicht gegen Stephan Bathory und Paul Kinizſi behaupten. 1543 fiel ſie durch Capitulation den Türken in die Hände. 1601 nahmen Philipp Emanuel von Mercoeur, Herzog von Lothringen, und der General Rußwurm die Feſtung mit Sturm. Allein durch Meuterei der Beſatzung gerieth ſie ſchon 1602 wieder in die Gewalt der Türken, die ſie erſt 1688 aufgaben. Die Stadt büßte nach und nach ihren alten Flor ein, und Presburg wurde nun Krönungs- und Hauptſtadt. — Das Stuhlweißenburger Comitat (ungar. Fehér vármegye, lat. Comitatus albensis), im ungar. Diſtricte jenſeit der Donau gelegen, hat ein Areal von 75,49 Q.-M. und zählt 181415 E. (1857), darunter 52302 Reformirte, 4766 Lutheraner und 5998 Juden. Der ſüdl. und zwar größte Theil des Comitats iſt eine wellenförmige, früher äußerſt ſumpfige Ebene; der Norden wird von der Bergreihe Vértes, einer Fortſetzung des Bakonywaldes (mit dem vulkanartigen Csákaberge) durchzogen. Der Hauptfluß iſt die Donau an der Oſtgrenze, gleich wichtig für die Schiffahrt und den Handel wie für den Fiſchfang. Der große Sumpf Sarret oder Sár-Rét, der weſtwärts bis in das Veſzprimer Comitat, nördlich vom Plattenſee, reicht, war ehedem viel ausgedehnter als jetzt, nachdem der ſumpfartige Abfluß ſeiner Gewäſſer, der Sárviz, zu einem Kanal, dem 92800 Klaftern langen Sarviz- oder Palatinalkanal (Nador Csatornaja), regulirt und dadurch bereits gegen 70000 Joch urbares Fruchtland trocken gelegt worden ſind. Auch der Velenczerſee, 1 M. lang und $\frac{1}{8}$—$\frac{1}{4}$ M. breit, iſt in neueſter Zeit zum Theil trocken gelegt und urbar gemacht worden. Die Milde des Klimas befördert die Vegetation des fruchtbaren Bodens, der ohne künſtliche Bearbeitung dem Landmann ſeine geringe Mühe reichlich lohnt. Die Hauptproducte ſind Getreide, beſonders ſchöner Weizen, Mais, viele und gute Weine, Obſt im Ueberfluß, Taback. Die fetten Weiden begünſtigen die Viehzucht, und es blüht ebenſo ſehr die Rinder- und veredelte Schafzucht wie Schwein- und Pferdezucht. Die großen Waldungen im Norden ſind reich an Holz und Wild, die Gewäſſer an Fiſchen, Krebſen und Schildkröten. Der Nationalität nach beſteht die Bevölkerung vorzugsweiſe aus Magyaren. Doch finden ſich auch viele Deutſche ſowie einige Slawen und Raizen, welche letztere vorzüglich den Handel in den Händen haben.

Stuhr (Pet. Feddersen), deutſcher Geſchichtsforſcher, geb. 28. Mai 1787 zu Flensburg, beſuchte die daſige Lateiniſche Schule und ſtudirte anfangs in Kiel die Rechte, ging dann

1806 nach Heidelberg, wo er besonders durch die Schelling'sche Philosophie angezogen wurde und auch Görres hörte, von da nach Göttingen und 1808 nach Halle, um hier Steffens zu hören. Nach einigen Reisen in Deutschland ließ er sich 1810 in Heidelberg nieder und verfaßte hier die Schrift «Die Staaten des Alterthums und der christl. Zeit, in ihrem Gegensatze dargestellt» (Heidelb. 1811). In Berlin schrieb er 1811 das wegen seiner siegreichen Polemik gegen Niebuhr bedeutsame Werk «Ueber den Untergang der Naturstaaten» (Berl. 1812); dann kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. 1813 trat er unter die Ulanen der hanseatischen Legion. Nach Beendigung des Feldzugs nahm er als Stabsrittmeister den Abschied. Hierauf lebte er in Kopenhagen, wo er die «Abhandlungen über nordische Alterthümer» (Berl. 1817) arbeitete, durch welche er zuerst das innere Gebiet der nordischen Götterlehre eröffnete und den Grundstein zur spätern Polemik gegen Creuzer's Identitätslehre der Mythologie legte. Auch an dem zweiten Feldzuge gegen Napoleon nahm er zuerst als Premierlieutenant in der preuß. Landwehr und bald darauf im 6. Ulanenregiment theil. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er Secretär der Militärstudiencommission in Berlin; jedoch schied er aus dieser Stellung bald wieder aus und privatisirte nun mehrere Jahre in Berlin, bis er sich 1821 bei der Universität habilitirte, worauf er 1826 außerord. Professor wurde. Er starb zu Berlin 13. März 1851. Von seinen Schriften erwähnen wir noch die «Brandenb.-preuß. Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's d. Gr.» (Berl. 1819); ferner «Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern» (Berl. 1831); «Die chines. Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältniß zur Offenbarungslehre» (Berl. 1835); «Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients» (2 Bde., Berl. 1836—38); «Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon» (Lemgo 1832); «Der Siebenjährige Krieg» (Lemgo 1834); «Geschichte der See- und Colonialmacht des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg» (Berl. 1839); «Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Hamb. 1842).

Stüler (Aug.), ausgezeichneter Baumeister, geb. 28. Jan. 1800 zu Mühlhausen in Thüringen als der Sohn eines Geistlichen, erhielt seine Ausbildung unter Schinkel, aus dessen Schule er als einer der ausgezeichnetsten neuern Architekten hervorging, und der ihn schon früh zu directer Mitarbeiterschaft heranzog. 1830 trat er als Hofbauinspector in den Staatsdienst, zu welchem Amte er schon 1829 während einer Studienreise nach Rom ernannt worden war. Im Herbst 1832 wurde er zum Hofbaurath und gleich darauf zum Director der Schloßbau-Commission ernannt. Nachdem er zuerst mit Strack (s. d.) von 1835 an die «Vorlegeblätter für Möbeltischler» herausgegeben, ließ er eine Reihe von Entwürfen im «Album» des Architektenvereins zu Berlin erscheinen. Außer manchen sehr geschmackvollen Privatgebäuden, die er in und bei Berlin erbaute, wurde nach seinen Zeichnungen 1840 das Rathhaus in Perleberg im Rohbau, und zwar in mittelalterlich ital. Stile, für den er eine besondere Vorliebe hat, errichtet. Zu seinen weitern Arbeiten gehören die Entwürfe zum Wiederaufbau des Winterpalais in Petersburg, zur berliner Börse, zu den Schlössern in Boitzenburg, Basedow, Arendsee, Dalwitz und zur kath. Kirche in Rheda. Als mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. eine großartige Bauepoche für Preußen begann, wurde S. der unentbehrliche Architekt, zuletzt Freund des geistreichen Königs. Gleichweit entfernt von Geschmeidigkeit und Schroffheit, gelang ihm in dieser Stellung viel durch seinen wahrhaften und liebenswürdigen Charakter. Von den 300 Kirchen, die während der Regierung des Königs gebaut wurden, lieferte S. zu etwa 100 die neuen Pläne. Auch wurde er zur Untersuchung der kirchenbaulichen Verhältnisse mit Strack nach England gesandt, und 1842 erfolgte seine Berufung als Oberbaurath und Architekt des Königs in die Oberbaudeputation, welche das Kirchenbauwesen zu überwachen hatte. S. baute die Kirchen, den jedesmaligen Fall ins Auge fassend, in den verschiedensten Stilen. So die St.-Jacobikirche in Berlin in Form einer altchristl. Basilika, die Matthäuskirche im ital.-roman. Stil, die Bartholomäuskirche gothisch und die Markuskirche als Centralbau im Geiste der ital. Renaissance. Zu dem projectirten berliner Dome entwarf er drei Pläne, fast die einzige große Arbeit, deren Ausführung unterblieb. In der auf die Westfaçade des Schlosses aufgesetzten Schloßkapelle (vollendet 1854) verlieh er der ganzen Stadt eine ihr Profil charakterisirende Zierde. Seine Hauptschöpfung auf dem Gebiete des Profanbaues ist das Neue Museum in Berlin, in welchem er das neue Princip durchführte, die verschiedenen Kunstepochen auch in der architektonischen Raumumgebung der aufzustellenden Denkmäler zu charakterisiren. Diesem Werke am verwandtesten ist das Nationalmuseum zu Stockholm, das von S. in den funfziger Jahren ausgeführt wurde. Auch in und bei Potsdam verwendete ihn der König zu seinen be-

deutenden Bauprojecten. Dahin gehört eine Menge von Prachtanlagen im Garten von Sanssouci, vorzüglich die Friedenskirche mit Vorhalle und die Nikolaikirche mit der prachtvollen säulengeschmückten Kuppel, zu welcher Schinkel die ersten Plane gefertigt hatte, und manche kleinere Werke. Obwol Meister der sämmtlichen Stile der Baukunst, wandte S. doch mit Vorliebe den Renaissancestil an; so schon in einer seiner frühesten Arbeiten, der neuen Börse in Frankfurt a. M. (1844), dann bei der Akademie der Wissenschaften in Pesth und dem Universitätsgebäude in Königsberg. Am reichsten aber konnte er diesen Stil zur Ausübung bringen, als ihm 1851 die Vollendung des gräfl. Schlosses in Schwerin (erster Entwurf von Demmler) übertragen wurde. Hier kam besonders seine eminente Gabe für die feine detaillirte Durchbildung der Ornamente zur Anwendung. Aber auch den goth. Stil wandte er bei öffentlichen Gebäuden und Schlössern an, wie das Museum in Köln, die Verwaltungsgebäude in Schulpforta, die Architekturen der Brücken bei Dirschau und Marienburg, vor allem die nach seinen Plänen wiederaufgebaute Stammburg Hohenzollern beweisen. S. war seit 1846 Geh. Oberbaurath, seit 1849 Mitdirector der Bauakademie, seit 1850 vortragender Rath im Ministerium. Er starb plötzlich 18. März 1865. Nicht allein das gründlichste Studium der wiedererweckten griech. Kunst, sondern auch eine umfassende Kenntniß der Denkmäler späterer Epochen machte ihn, in Verbindung mit einer reichen Phantasie, die ihren höchsten Gipfel in der Ornamentik erreicht, zu einem der geistreichsten Baukünstler der neuesten Zeit.

Stumm, Stummheit (mutitas), das Unvermögen, artikulirte Laute hervorzubringen, gründet sich auf Gehirnfehler, Gehirnkrankheit (Schlagfluß), Nervenzerrüttung (Epilepsie), Zerstörung der Sprachwerkzeuge, oder ist eine Folge von Taubheit (s. d.) und wird dann Taubstumm (s. d.) genannt. Seit alters zerstörte man im Orient die Sprachwerkzeuge junger Sklaven, gewöhnlich Neger, um sich schweigsame Diener zu erziehen. Doch sind die sog. Stummen am Hofe zu Konstantinopel keineswegs verstümmelte Sklaven, sondern nur niedere und dabei sehr vertraute Diener, welche geheime und sehr gefährliche Befehle zu vollziehen pflegen. — Stummes Spiel nennt man in der Schauspielkunst die angemessenen Bewegungen, Mienen u. s. w., womit der Darsteller seine eigenen Reden und Handlungen, oder die anderer, oder überhaupt die Situation, welche die Darstellung für den Augenblick bietet, begleitet und unterstützt. — Stumme Rollen heißen die Rollen, in welchen der Darsteller überhaupt nicht spricht oder singt, sondern sich nur durch die Mimik und sichtbare Zeichen und Handlungen ausdrücken muß (z. B. in der «Stummen von Portici»). — Stumme Consonanten heißen die mutae. (S. Consonanten.)

Stunde heißt der 24. Theil eines Tages. Die meisten civilisirten Völker fangen die erste S. des Tages im bürgerlichen Leben nach dem Eintritte der Mitternacht an zu zählen, zählen aber nur bis 12 und beginnen zu Mittag wieder von vorn, sodaß der Tag in zweimal 12 S. zerfällt. Die S. wird in 60 Min. und die Minute in 60 Secunden eingetheilt. Viele Völker aber kennen bisjetzt die Eintheilung des Tages in S. gar nicht, bei andern sind die S. des eigentlichen Tages bald größer, bald kleiner als die S. der Nacht. In einem großen Theile von Italien beginnt man die S. erst eine S. vor Sonnenuntergang zu zählen und zählt bis 24 fort. Letzteres thun übrigens auch die Astronomen, wobei sie von Mittag zu rechnen anfangen. Die Fixsterne vollenden ihren scheinbaren Umlauf um die Erde in 24 S. Sternzeit und legen also während dieser Zeit 360° der Himmelskugel oder in einer S. 15° zurück. Denkt man sich nun zwei um 15° geogr. Länge voneinander entfernte Beobachter, so hat der eine von ihnen den nämlichen Fixstern um eine S. Sternzeit, oder, wenn von der Sonne die Rede ist, letztere um eine S. Sonnenzeit später im Meridian als der andere. In dieser Beziehung aufeinander heißen die Meridiane oder vielmehr die Declinationskreise Stundenkreise. Stundenwinkel ist derjenige Winkel, welchen irgendein Stundenkreis mit dem Meridian des Beobachters einschließt; er wird von der südl. Hälfte des Meridians in der Richtung von Süd zu West bis 360° oder 24 S. gezählt. Ist es z. B. nach einer Sonnenuhr 10 Uhr morgens und also die Sonne noch um zwei S. vom Meridian entfernt, so ist der Stundenwinkel der Sonne, von Mittag anfangend und in der Richtung durch West, Nord, Ost und Süd gezählt, = 330°. Wäre es aber z. B. 3 Uhr nach Mittag, so würde der Stundenkreis der Sonne mit dem Meridian des Beobachters den Winkel von 45° machen, oder der Stundenwinkel der Sonne wäre = 45°.

Sturdza (Stourdza), eine moldanische Bojarenfamilie, leitet ihren Ursprung von den ungar. Turzos ab, die im 15. Jahrh. nach der Moldau kamen, dort große Besitzungen erwarben und sich in mehrere Linien theilten. Der Großstolnik Sandul S. flüchtete 1711 mit dem Fürsten Kantemir nach Rußland, kehrte zwar später wieder in sein Vaterland zurück, seine Familie blieb

aber seitdem in fortwährender Beziehung zu Rußland, und einzelne Mitglieder nahmen hervorragende Stellen im russ. Staatsdienste ein. Gregor S. war unter dem Fürsten Kallimachi Kanzler der Moldau und als solcher ein thätiger Mitarbeiter am sog. Kallimachischen Gesetzbuch von 1817. Ein Verwandter von diesem war der russ. Geheimrath Alexander Sturdza (s. d.), bekannt durch sein Memoire gegen den freisinnigen Geist der deutschen Universitäten. Der Großbojar Johann S. erhielt 1822 von der Pforte die Würde eines Fürsten der Moldau, welche er bis zur russ. Occupation von 1828 bekleidete. Nachdem das Land infolge des Friedens von Adrianopel in den Genuß eines Theils seiner alten Vertragsrechte, zunächst einer Verfassung getreten, wurde 1834 der Sohn Johann's, Michael S., geb. 1795 zu Jassy, zum Fürsten gewählt. Er war ausgezeichnet in der Verwaltung, machte sich aber durch Habsucht und wol auch durch seine Strenge verhaßt. Nicht im Stande, dem erwachenden Nationalbewußtsein Rechnung zu tragen, und auch von Rußland verlassen, mußte er trotz der Unterdrückung des Aufstandes von 1848 nach dem Vertrage von Balta-Liman im Mai 1849 der Herrschaft entsagen. Seitdem lebte er in Paris. Als 1859 in der Moldau die Wahl eines Fürsten auf Grundlage der pariser Convention von 1858 statthaben sollte, erschien er selbst zu Jassy und wurde von einigen Anhängern schon als anerkannter Fürst bewillkommnet. Allein sein eigener Sohn, Gregor S., geb. 1821, ein begabter, energischer, aber rücksichtsloser Mann, war Mitbewerber. Da sich Vater und Sohn nicht verständigen konnten, schadeten sie sich gegenseitig und fielen beide bei der Wahl durch, indem der indifferente Oberst Cusa als Fürst gewählt wurde. Fürst Michael S. hielt sich seitdem vom Lande ganz fern, während sein Sohn Gregor als stets gewähltes Mitglied aller Landtage sich als vorzüglicher Redner hervorgethan hat. — Einer andern Linie der Familie gehören die S.'s von Miclauscheni (in der Moldau) an. Unter diesen ist der bedeutendste Demeter S., einer der thätigsten Mitarbeiter an Cusa's Sturz und während der darauffolgenden Locotenenz und einige Zeit auch unter dem Fürsten Karl von Hohenzollern Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Gründlichere, in der Regel in Deutschland genossene Bildung zeichnet die jüngere Generation der S.'s vor den Standesgenossen ihres Landes aus.

Sturdza oder Stourdza (Alexander), bekannt durch ein officielles Pamphlet, in welchem er die deutschen Hochschulen denuncirte, wurde 29. Nov. 1791 in der Moldau geboren. Sein Vater, Skarlat S., ging als politisch Compromittirter 1792 nach Rußland, wo er den Titel eines Staatsraths erhielt. Alexander lebte als Jüngling einige Zeit in Deutschland, um sich gelehrte Bildung anzueignen, und wurde bald durch Ehrgeiz getrieben, sich der russ. Regierung als loyaler Schriftsteller bemerkbar zu machen. Er schrieb gegen die Jesuiten, welche in Rußland die griech. Kirche anfeindeten («Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche», deutsch von Kotzebue, Lpz. 1817) und trat hierauf als Staatsrath in die Kanzlei des Grafen Kapodistrias ein. 1818 verfaßte er auf dem Congresse zu Aachen im Auftrage der russ. Regierung und des Kaisers Alexander ein «Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne», zu dem er die Materialien geliefert erhielt. Die Schrift wurde zu Aachen in 50 Exemplaren gedruckt und an die verschiedenen Höfe vertheilt. Wider Willen der Congreßhäupter gelangte jedoch eine Abschrift des Textes in die Hände der Redaction der engl. Zeitung «Times», die das gewissenlose Machwerk der Welt mittheilte. In den «Politischen Annalen» von 1819 erschien hierauf eine deutsche Uebersetzung und darauf ein von Schöll zu Paris besorgter Nachdruck. Der Leichtsinn, womit S. in dieser Schrift die öffentliche Meinung und den deutschen Nationalcharakter denuncirte, erregte unter allen Ständen des deutschen Volks Zorn und Entrüstung. Unbegreiflich muß es jetzt erscheinen, wie die Häupter der Diplomatie damals einen Werth auf eine Arbeit legen konnten, die in einer mystischen, mit Bibelstellen geschmückten Sprache, ohne Logik, ohne Beweismittel den Stab über die edelsten Blüten einer ganzen Nation zu brechen versuchte. Unter anderm behauptete S., daß sich die göttliche Vorsehung des Feldzugs Napoleon's nach Rußland bedient habe, um das Menschengeschlecht durch die russ. Regierung zur wahren Religiosität und Glückseligkeit zu führen. Was am meisten in der Denkschrift empörte, waren die Anklagen S.'s gegen die deutschen Universitäten, welche er als die Pflanzschulen des revolutionären Geistes bezeichnete. Er drang deshalb auf eine vollständige Reform des öffentlichen Unterrichts, der seiner Meinung nach in treuere und kräftigere Hände, oder mit andern Worten, in die der Geistlichkeit von gewisser Richtung gelegt werden sollte. Unter den Gegenschriften, welche das «Mémoire» hervorrief, sind Villers' «Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne» und Krug's «Auch eine Denkschrift» (Lpz. 1819) zu erwähnen. Aus den Reihen der Professoren wie der Studenten erhoben sich zahlreiche Stimmen gegen die kecken

Anklagen des Bojaren, der ſich, das Schickſal Kotzebue's fürchtend, 1819 nach Dresden zurückzog, wo er die Tochter des Arztes Hufeland heirathete. Als er ſich auch hier vielfach bedroht ſah und eine Forderung zum Zweikampf von dem Studenten Grafen von Buchholz aus Weſtfalen erhielt, ſuchte er ſeine Rettung in der Flucht und ging nach Rußland. Hier ſchrieb er «La Grèce en 1821» (Lpz. 1822), worin er ebenfalls das ruſſ. Intereſſe vertrat, zog ſich aber bald darauf wegen der veränderten Politik, welche der Kaiſer Alexander gegen Griechenland einſchlug, aus dem Staatsdienſte zurück. Unter Nikolaus wurde er von neuem im Miniſterium des Auswärtigen verwendet, bis er endlich als Geheimrath den Abſchied nahm. Er lebte ſeitdem theils auf ſeinen Gütern in der Ukraine, theils in Odeſſa und beſchäftigte ſich mit Einrichtung wohlthätiger Anſtalten. So gründete er ein Kloſter, in welchem Mädchen zur Verheirathung an die Popen erzogen werden, und ſtiftete 1850 zu Odeſſa einen Diakoniſſenverein für Armen- und Krankenpflege. Auch war er fortwährend als Schriftſteller in ruſſ., neugriech. und franz. Sprache thätig. Seine «Briefe über die Pflichten des geiſtlichen Standes» (4. Aufl., Odeſſa 1844) fanden in Rußland großen Beifall. Auch überſetzte er die «Homilien» des Erzbiſchofs Innocenz von Charkow ins Franzöſiſche (Par. 1846). Ueber ſeinen Schwiegervater Hufeland ſchrieb er «C. W. Hufeland. Esquisse de sa vie et sa mort chrétienne» (Berl. 1837). S. ſtarb 13. (25.) Juni 1854 auf ſeinem Gute Manſyr in Beſſarabien.

Sturluſon, ſ. Snorri Sturluſon.

Sturm heißt ein ſehr heftiger Grad des Windes, deſſen Geſchwindigkeit in der Secunde alsdann größer als 15 Meter, in der Stunde über 50 Kilometer iſt. Den Schiffen auf der See iſt er ſehr gefährlich, und bei großer Stärke müſſen die Schiffer Stengen und Raaen herunternehmen und zuweilen Maſten kappen. Einen ſehr heftigen S. nennt man Orkan (ſ. d.).

Sturm bezeichnet in der militäriſchen Sprache die Eroberung eines befeſtigten oder durch Hindernißmittel gedeckten Orts durch die Gewalt der blanken Waffen. Er findet demnach ſtatt gegen Feldſchanzen, ſtarke Poſitionen, Dörfer, Wälder, Brücken u. ſ. w., Barrikaden aller Art, feſte Thore, Mauern kleiner Städte, nicht hinlänglich bewachte Feſtungen und beim förmlichen Angriff gegen den Gedeckten Weg und die Breſche. Er wird meiſt durch Geſchützfeuer vorbereitet, um den Feind zu heftigem Widerſtande unfähig zu machen; oft aber wird auch das Geſchützfeuer unterlaſſen, wenn es auf eine Ueberraſchung ankommt. Ein Scheinangriff unterſtützt den wirklichen Sturm zuweilen, der gewöhnlich durch Schützenfeuer eingeleitet wird. Jedenfalls muß der S. mit bedeutender Kraft unternommen werden, weil man doch immer große Verluſte erwarten kann; ebenſo muß eine ſtarke Reſerve bereit ſein, um die Sturmcolonnen zu verſtärken oder ſie im Falle des Rückzugs aufzunehmen. Der S. gegen Feldſchanzen iſt weniger ſchwierig als der gegen Feſtungen. Der Gedeckte Weg kann nur dann mit Sicherheit geſtürmt werden, wenn keine gemauerten Reduits oder Blockhäuſer oder ſtarke Paliſſadirungen vorhanden ſind und der Feind ſchon geſchwächt oder unaufmerkſam iſt. Der S. gegen das Ravelin oder gegen eine Baſtionsface erfordert, daß das Feſtungsgeſchütz auf der ganzen angegriffenen Fronte, namentlich auf den Flanken, zum Schweigen gebracht und eine Breſche gelegt ſei. (S. Belagerung und Feſtungskrieg.) Im Feldkriege geſchieht der S. mit klingendem Spiel (Schlagen des Sturmmarſches), die Erſtürmung wichtiger Poſitionen zuweilen auch unter voller Feldmuſik (Schanzen von Düppel 1864).

Sturm (Chriſtoph Chriſtian), aſcetiſcher Schriftſteller und geiſtlicher Liederdichter, geb. 25. Jan. 1740 zu Augsburg, ſtudirte zu Jena und Halle, wurde Prediger zu Magdeburg und 1778 Paſtor an der Petrikirche und Scholarch zu Hamburg, wo er 26. Aug. 1786 ſtarb. Gründliche Gelehrſamkeit, geläuterte Religionsanſicht, ausgezeichnete Predigergaben, unermüdliche Amtstreue und ein wahrhaft chriſtl. Sinn und Wandel erwarben ihm die Achtung und Liebe ſeiner Gemeinden. Er ſchrieb eine große Anzahl Andachtsbücher: «Der Chriſt in der Einſamkeit» (Halle 1763); «Der Chriſt am Sonntage» (1764—66); «Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden auf jeden Tag des Jahres» (2 Bde., 1768); «Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur» (1785). Ein geläuterter und frommer Geiſt herrſchte auch in ſeinen Predigten. Faſt alle neuern Geſangbücher enthalten Lieder von ihm.

Sturm (Johannes von), ein ſehr verdienter Schulmann des 16. Jahrh., geb. 1507 zu Schleiden, ſtudirte zu Leyden und Löwen, und ging dann nach Paris, wo er über Cicero, dem er ſein beſonderes Studium gewidmet, ſowie über Logik Vorträge hielt. Von Paris aus, wo er mit einem Eifer, der ihn ſein ganzes Leben nicht verließ, die reform. Lehre ergriffen hatte, wurde er nach Strasburg berufen, um daſelbſt die neue Organiſation des Schulweſens zu leiten. Sogleich nach ſeiner Ankunft (Jan. 1540) begründete er das Gymnaſium, das wenige Jahre

nachher schon über 600 Schüler zählte. Daneben war S. auch mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt und wurde zu diplomatischen Missionen verwendet. Als Reformirter vielfach in Streitigkeiten mit den Lutheranern verwickelt, wie namentlich mit Marbach, dem Präsidenten des geistlichen Convents, dann, nach dem Erscheinen der Concordienformel, mit dem Professor Pappus, führten S.'s Gegner zuletzt dessen Entlassung vom Amte (Ende 1581) herbei, ohne daß es ihm gelang, auf dem von ihm betretenen Rechtswege zu einem Resultate zu gelangen. Er starb 3. März 1589 zu Strasburg. S. stand seinerzeit in größtem Ansehen und war in Schulsachen der allgemeine Rathgeber in Deutschland. Kaiser Karl V. hatte ihn in den Reichsadel erhoben. Vgl. Schmidt, «La vie et les travaux de S.» (Strasb. 1855).

Sturm (Julius Karl Reinhold), deutscher Dichter, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz im Reußischen, erhielt seit 1829 seine Gymnasialbildung zu Gera und bezog 1837 die Universität zu Jena, wo er sich bis 1841 theol. Studien widmete. Nach Beendigung derselben wirkte er einige Zeit als Hauslehrer zu Heilbronn, dann zu Friesen in Sachsen, worauf er zum Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. von Reuß ernannt wurde. Nachdem er den Prinzen drei Jahre hindurch unterrichtet, begleitete er denselben auf das Gymnasium zu Meiningen. Seit 1851 wirkte S. als Pfarrer in dem Walddorfe Göschitz bei Schleiz, von wo er 1857 in gleicher Eigenschaft nach Köstritz übersiedelte. S.'s Ruf als lyrischer Dichter gründet sich vorzugsweise auf die beiden Sammlungen «Gedichte» (Lpz. 1850; 3. Aufl. 1862) und «Fromme Lieder» (Lpz. 1852; 6. Aufl. 1867), denen sich noch die Sammlungen «Neue Gedichte» (Lpz. 1856), «Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe» (Lpz. 1854), «Neue fromme Lieder und Gedichte» (Lpz. 1858), «Für das Haus» (Lpz. 1861), «Israel. Lieder» (2. Aufl., Halle 1867) anschlossen. Von ihm herausgegeben wurden «Stilles Leben. Gezeichnet von Frauenhand» (Lpz. 1865) und «Hausandacht» (Halle 1866), eine Sammlung frommer Lieder von Novalis bis auf unsere Tage. Unter dem Pseudonym Julius Stern veröffentlichte er auch ein Bändchen Märchen unter dem Titel «Das rothe Buch» (Lpz. 1855). Gedichte von ihm finden sich außerdem in Schad's «Musenalmanach», in Grote's «Psalter und Harfe», im «Deutschen Museum» und andern periodischen Schriften. In allen seinen Poesien bekundet sich S. als ein lyrischer Dichter von reicher Begabung, voll tief religiösen Sinnes, zugleich aber auch als ein Mann von Gemüth und echt deutscher Gesinnung. Er besingt die Liebe, das Vaterland, die Religion. Die Form seiner einfachen und wahren, zum Theil höchst zarten und innigen Dichtungen, die vielfach an die Muse Geibel's erinnern, ist klar und glatt. Metrum und Reim sind sicher und gewandt gehandhabt.

Sturmdach, Sturmbrücke, Sturmhaken, s. Kriegsmaschinen.

Sturmhut, s. Aconit.

Sturmvogel (Procellaria), eine zur Ordnung der Schwimmvögel gehörende Vogelgattung, unterscheidet sich durch Schwimmfüße, deren drei nach vorn gerichtete Zehen verbunden sind, während die hintere nur eine kleine Warze bildet, einen Schnabel von der Länge des Kopfs und durch die in einer auf der Firste verlaufenden und durch eine Scheidewand getheilten Röhre liegenden Nasenlöcher. Diese Vögel sind vollkommene Seevögel, bewohnen auf beiden Halbkugeln nur die höhern Breiten und fliegen mit ihren langen und spitzigen Flügeln ungemein schnell und ausdauernd. Gegen ihren Feind spritzen sie den thranigen und stinkenden Inhalt ihres Magens. Bei nahendem Sturme sollen sie sich gern auf Schiffe setzen. Der arktische S. (P. glacialis), welcher 16 Zoll lang ist und bei welchem Kopf, Hals, Unterrücken, Schwanz und Unterseite weiß, Vorderrücken und Flügel bläulich-aschgrau und Schnabel und Flügel gelb sind, ist im Sommer gemein in der Baffinsbai, in der Davisstraße, bei den Kurilen und Aleuten, bei Spitzbergen und an der Westküste Islands, verirrt sich aber nur selten an die deutschen Küsten. Er brütet an den steilsten und unzugänglichsten Felsenwänden in außerordentlicher Menge, aber jedes Weibchen legt nur ein Ei. Der südlichste Brüteplatz ist die kleine Insel St.-Kilda an Schottlands Westküste. Für die armen hochnordischen Bewohner ist dieser Vogel sehr wichtig, denn er gibt ihnen frisch ein gutes Nahrungsmittel, da er ein zartes, weißes, vom Thrangeruche ziemlich freies Fleisch besitzt, vermehrt gepökelt ihren Wintervorrath, liefert reichliches Oel, welches als Brenn- und Speiseöl dient, und versieht sie reichlich mit Bettfedern. Auf Island allein werden jährlich an 20000 Junge eingesalzen. Die Fischer trauen ihm mit Recht ein feines Vorgefühl für Witterungswechsel zu und richten sich nach ihm, je nachdem er sich dem Lande nähert oder die hohe See aufsucht. Von 25°—50° südl. Br. belebt der capische S. (P. Capensis) das Meer, welcher von ältern Reisebeschreibern Captaube genannt wird. In der Südsee, näher dem Pole, besonders an der Westküste Patagoniens, wohnt der antarktische S. (P. gigantea), welcher an Größe eine Gans übertrifft.

Sturz (Friedr. Wilh.), verdienter Schulmann und Philolog, geb. 14. Mai 1762 zu Erdisdorf bei Freiberg im sächs. Erzgebirge, bezog, seit 1778 auf der Thomasschule zu Leipzig vorgebildet, 1781 die Universität daselbst, wo er sich den theol. und philol. Studien widmete und 1786 habilitirte. 1788 wurde er als Professor der Beredsamkeit an das Gymnasium zu Gera berufen und 1803 zum Rector der Landesschule in Grimma ernannt. Dieses Amt verwaltete er bis zu seiner Emeritirung 1823. Er starb 20. Mai 1832. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: die Ausgabe von Kleanthes' «Hymnus in Jovem» (Lpz. 1785; neue Aufl. von Merzdorf, 1835), der Fragmente des Hellanikus (Lpz. 1787; 2. Aufl. 1828), des Pherecydes (Lpz. 1789; 2. Aufl. 1828) und des Empedokles (2 Thle., Lpz. 1805); des «Etymologicum Graecae linguae Gudianum» (Lpz. 1818) und «Orionis etymologicum» (Lpz. 1820) nebst den «Novae annotationes ad etymologicum magnum» (Lpz. 1828) und des Dio Cassius (8 Bde., Lpz. 1824—25); ferner das sehr brauchbare, von Thieme begonnene «Lexicon Xenophonteum» (4 Bde., Lpz. 1801—4) und die Schrift «De dialecto Macedonica et Alexandrina» (Lpz. 1808). Seine meist ebenfalls auf die griech. Sprache und Literatur bezüglichen Programme erschienen als «Opuscula nonnulla etc.» (Lpz. 1828).

Sturz (Helfrich Pet.), deutscher Schriftsteller, geb. 16. Febr. 1736 zu Darmstadt, studirte von 1754—57 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und daneben Aesthetik. 1759 wurde er zu München Secretär bei dem damaligen kaiserl. Gesandten, Baron von Widmann. Da er aber als Protestant keine weitern Aussichten hatte, verließ er München und wurde 1760 Privatsecretär des Kanzlers von Eyben in Glückstadt. Dieser sendete ihn nach Kopenhagen, wo er bald vom Grafen von Bernstorff (s. d.) dem Aeltern erst als Privatsecretär und 1763 im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. In Bernstorff's Hause lebte er überaus glücklich, besonders in dem Umgange mit Klopstock. Hier bildete er sich schnell zum Staats- und Weltmanne, zum Dichter und Schriftsteller. Die «Erinnerungen aus Bernstorff's Leben» (1777) sind ein Denkmal der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter. 1768 begleitete er als Legationsrath Christian VII. auf einer Reise nach England und Frankreich. Dieser Reise verdanken wir die schönen «Briefe eines Reisenden», die zuerst im «Deutschen Museum» (1777) erschienen. 1770 wurde S. bei dem Generalpostdirectorium angestellt; allein Struensee's (s. d.) Fall zog 1772 auch den seinigen nach sich. Er wurde verhaftet, erst nach vier Monaten freigegeben und erhielt eine mäßige Pension, wovon er eine Zeit lang in Glückstadt und Altona lebte. Später wurde er vom dän. Hofe als Regierungsrath zu Oldenburg angestellt und 1775 oldenburg. Etatsrath. Im Unmuth bei Erinnerung an seine frühern Leiden und durch Siechthum niedergebeugt, starb er 12. Nov. 1779 zu Bremen. S. gehört zu den geistreichsten und geschmackvollsten Prosaikern der frühern deutschen Literatur. Mit seinem Sinne für alles Schöne und Gute verband er ein gediegenes Urtheil und eine leichte, blühende Darstellung, die nur zuweilen durch das allzu sichtbare Streben nach Kunst, Feinheit und Rundung beeinträchtigt ward. Die beste, obwol nicht ganz vollständige Ausgabe seiner «Schriften» (Lpz. 1786) erschien nach seinem Tode.

Sturzbäder bestehen darin, daß eine größere Menge kalten Wassers, gewöhnlich ein Eimer voll, aus einer mehr oder minder beträchtlichen Höhe den Kranken, meist während dieser in einem kühlen oder lauwarmen Bade sitzen, über den Kopf und den übrigen Körper gegossen wird. Sie wirken hauptsächlich durch mechanische und dynamische Erschütterung der Nerven und Abkühlung des Kopfs. Unvermuthete Begießungen dieser Art sind äußerst heroische Mittel, die bei Seelenstörungen, z. B. Tobsucht, beim Erstickungsstadium der Croupkranken oft mit viel Nutzen Anwendung finden, aber, wenn sie ohne die gehörige Vorsicht in Gebrauch gezogen werden, ebenso viel Unheil anrichten können. In neuerer Zeit bedient man sich statt der S. der Douche.

Stuttgart, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Würtemberg, liegt an der Scheidelinie des Ober- und Unterlandes, am Nesenbach, $^1/_2$ St. vom Neckar entfernt, in einer höchst anmuthigen, von freundlichen Rebenhügeln und waldigen Höhen eingeschlossenen Thalweiterung, die, nach einer Seite hin sich öffnend, bis Cannstatt einem großen Englischen Garten gleicht. In polit. Hinsicht bildet die Stadt mit den Weilern Berg, Gablenberg und Haslach unter dem Namen Stadtdirectionsbezirk S. eines der 64 Oberämter des Königreichs. Die im ganzen saubere Stadt besitzt wenig eigentliche Merkwürdigkeiten. Mit Ausnahme der ältesten Stadttheile, die sich um den Marktplatz gruppiren, ist S. regelmäßig gebaut. Durch die schöne, 30 Schritt breite und 1500 Schritt lange Königsstraße wird die ganze Stadt in eine westl. und eine östl. Hälfte getheilt. Nächst der Königsstraße sind die dieser parallele Neckarstraße mit ihren Palästen, dann die Friedrichs- und die Kronenstraße die ansehnlichsten. Namentlich in jüngster Zeit hat

sich S. weit ausgedehnt, sodaß die Thalebene fast ganz mit Gebäuden ausgefüllt ist und die Straßen und Häuserreihen sich bereits zu den Bergen hinaufziehen. Unter den Gebäuden ist vor allem das königl. Residenzschloß zu nennen, in edelm Renaissancestil erbaut. Vor demselben dehnt sich der rings von königl. Eigenthum eingefaßte Schloßplatz aus, der seit Vollendung der neuesten Bauten und Anlagen mit den schönsten Stadt- und Residenzplätzen Europas den Vergleich aushält. Gegen Süden grenzt an die Residenz das Alte Schloß (1553—70 erbaut), noch die Formen einer mittelalterlichen, thurmfesten Burg bewahrend. Westlich dem Residenzschloß erhebt sich der 1860 vollendete «Königsbau», von einer großartigen Colonnade ionischer und korinth. Säulen getragen. Zur Seite des Königsbaues steht das 1846—50 in einfachem röm. Stil erbaute Kronprinzenpalais, nunmehr die Wohnung der Königin-Mutter. Nördlich an das Residenzschloß schließt sich das 1845—46 neugebaute Hoftheater. Den Schloßplatz ziert die König Wilhelm zu Ehren (1841) errichtete Jubiläumssäule. Auf dem alten Schloßplatz wurde Schiller in dem Standbilde von Thorwaldsen 1839 das erste Denkmal gesetzt. Den Hofraum des Alten Schlosses schmückt die Reiterstatue des Herzogs Eberhard im Barte. Unter den Kirchen sind zu nennen: die Stiftskirche, 1436—90 im spätern goth. Stil aufgeführt, 1841 von Heideloff renovirt, mit neuen Glasbildern nach Zeichnungen von Neher (1848—51) und 11 Steinbildern württemb. Grafen; ferner die St.-Bernhards- und die Hospitalkirche (1471—93 erbaut), die (1868 im Bau begriffene) Johanniskirche auf dem Feuerseeplatz, die kath. Kirche in der Königsstraße, die neue engl. Kirche in der Olgastraße und die neue, im edelsten orient. Stil ausgeführte und prachtvoll ausgestattete Synagoge (1861 nach Breymann's Entwurf vollendet). Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: der neue (1867 vollendete) Bahnhof, einer der schönsten Europas, die neue Polytechnische Schule, die Baugewerkschule, die große Infanteriekaserne (1828—42), die Reiterkaserne vor dem Königsthor (1840—45), das Staatsarchiv mit seinen reichen Sammlungen, das Museum für bildende Kunst, das neue Diakonissen- und Armenhaus, der berühmte Marstall u. s. w. Zu den Denkmälern kam im Sept. 1865 noch die Statue Uhland's. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind noch hervorzuheben: die königl. Bibliothek, besonders reich in den Gebieten der Geschichte und Theologie (über 300000 Bände, 2500 Incunabeln, 9000 Bibeln, 3600 Handschriften u. s. w.); die königl. Privatbibliothek, 45000 Bände, mit schätzbaren alten Werken und Handschriften sowie zahlreichen neuern Prachtwerken; die Münz-, Kunst- und Antikensammlung (mit der Bibliothek in Verbindung); das Naturaliencabinet, das Museum der bildenden Künste (Sculpturen und Gemälde) in einem neuen Flügelgebäude an der Königsstraße, Plouquet's Zoologisches Museum u. s. w. An höhern Bildungsanstalten bestehen zu S. ein Gymnasium, ein Polytechnisches Institut, eine Realschule, eine Kunstschule, eine berühmte Thierarzneischule. Außerdem sind noch zu nennen das Katharinenstift, eine von der 1819 verstorbenen Königin Katharina gegründete Anstalt für Töchter höherer Stände, viele andere Schulen aller Art sowie zahlreiche Vereine für bildende, gemeinnützige und gesellige Zwecke.

Nach der Zählung von 1864 hatte S. 69084 E., darunter 60799 Evangelische, 6840 Katholiken, 276 verschiedener Confession und 1169 Israeliten. Unter der Gesammtsumme befanden sich nur 52446 Ortsangehörige. S. ist eine sehr gewerbreiche Stadt, deren Handelsbetrieb fortwährend im Steigen begriffen ist. Der Betrieb der Landwirthschaft (besonders Wein- und Obstbau) ist in S. bedeutender als in andern Städten von ähnlicher Größe. Von den Handwerkern haben sich in neuerer Zeit besonders die Baugewerke stark vermehrt. Die Hauptgegenstände der Industrie, mit welchen S. auf dem großen Markte eine hervorragende Stelle einnimmt, sind Farbestoffe, Chemikalien, Droguen, Bijouteriewaaren, Musikinstrumente u. s. w. In Bezug auf Buchhandel und typographische Gewerbe hat sich S. in neuerer Zeit zum Hauptplatz für das südl. Deutschland erhoben, und ist seit 1853 Sitz der Generalversammlungen und jährlichen Abrechnungen des Vereins der süddeutschen Buchhändler. 1862 zählte man überhaupt 173 Fabriketablissements mit 3663 männlichen und 471 weiblichen Arbeitern. Die zur Stadt gehörigen Weinberge liefern jährlich im Durchschnitt etwa 4500 Eimer. Bei S.s günstiger Lage inmitten des württemb. Eisenbahnnetzes haben Handel und Industrie noch weitern Aufschwung zu erwarten. Unter den Orten der Nachbarschaft sind besonders die Stadt Cannstatt (s. d.), das Lustschloß Rosenstein nebst der Wilhelma und der Villa des Kronprinzen, und, etwas weiter (2 St.) entfernt, das Lustschloß Solitude, mit Wildpark und dem Bärensee, zu nennen. S. ist schon seit 1229 urkundlich bekannt und wurde 1320 vom Grafen Eberhard dem Erlauchten zur Residenz erhoben. Graf Ulrich vergrößerte und verschönerte die Stadt 1436 bedeutend und erhob sie 1482 zur Hauptstadt sämmtlicher württemb. Lande. Das eigentliche Aufblühen der

Stadt datirt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das meiste geschah jedoch erst unter dem Könige Friedrich und namentlich durch König Wilhelm, unter dessen Regierung der größte Theil der vorhandenen Prachtbauten aufgeführt wurde. Vgl. Bühren, «S. und seine Umgebungen» (Stuttg. 1835); Zoller, «S. und seine Umgebungen» (Stuttg. 1840); Hartmann, «S.s romantische Umgebungen» (Stuttg. 1847) und «S.s Gegenwart» (Stuttg. 1847); Pfaff, «Geschichte der Stadt S.» (2 Bde., Stuttg. 1845—47).

Stüve (Joh. Karl Bertram), hannov. Staatsmann, geb. 4. März 1798 in Osnabrück, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt auf dem städtischen Gymnasium seine Jugendbildung und studirte von 1817 an in Berlin und in Göttingen. Advocat zu Osnabrück seit 1820, benutzte er seine Mußestunden zu Untersuchungen über die Geschichte seiner Vaterstadt. Nacheinander erschienen von ihm ein dritter Theil von Justus Möser's «Osnabrücker Geschichte, herausgegeben aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse» (Berl. 1824), die Fortsetzung der vom Regierungssecretär Friderici und einem Bruder S.'s begonnenen «Geschichte der Stadt Osnabrück aus Urkunden» (Bd. 3, Osnabr. 1826), eine «Darstellung des Verhältnisses der Stadt Osnabrück zum Stifte» (Hannov. 1824) und noch einige andere, denselben Gegenstand betreffende Abhandlungen. Auf dem Landtage von 1831, dem er seit seiner Erwählung zum Schatzrath (Ende 1830) als berechtigtes Mitglied angehörte, war er theils als Berichterstatter der zum Entwurf eines Ablösungsgesetzes gewählten Commission, theils später als Präsident der Commission zur Prüfung der Ablösungsordnung vom 13. Juli 1833 thätig und wirkte erfolgreich im Geiste der 1830 von ihm verfaßten Schrift «Ueber die Lasten des Grundeigenthums und Verminderung derselben in Rücksicht auf das Königreich Hannover» für die bessere Regulirung der auf dem Boden haftenden Steuern. Auch gab er durch den von ihm ausgegangenen Antrag der Stände vom 30. April 1831 den ersten und hauptsächlichsten Anstoß zu der neuen Verfassung. S. wurde hierauf Mitglied der zur Ausarbeitung des Grundgesetzes gewählten Commission, verfocht die in seiner Schrift «Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover» (Jena 1832) ausgesprochenen freisinnigen Grundsätze, gerieth aber durch seine Ansichten über die Zusammensetzung der Stände ebenso mit der liberalen Partei wie mit der Regierung in Opposition, welche letztere jedoch später zu seiner Meinung übertrat. Nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August war es zunächst S., der als Bürgermeister (seit Sept. 1833) und Vertreter der Stadt Osnabrück in der Zweiten Kammer auf dem Landtage von 1837 beim Vorlesen des Vertagungsrescripts auf den wichtigen Umstand hinwies, daß der Vertagungsbefehl vor Erlassung des Regierungsantritts-Patents erscheine. Zunächst schrieb er die «Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes». Auch schloß er sich den auf gesetzlichem Wege versuchten Schritten des osnabrücker Magistrats für Aufrechthaltung der zeitherigen Verfassung bei den allgemeinen Ständen und der Bundesversammlung aufs engste an. Seinem Eintritt in die neue Kammer wurden fortdauernd Hindernisse in den Weg gelegt. Dafür war er beständig der Vorkämpfer des Magistrats und der Bürgerschaft von Osnabrück, die auch nach geleisteter Huldigung das Werk freimüthiger Protestation gegen die neue Verfassung fortsetzten. Ebenso nahm S., als der hannov. Magistrat im Juli 1839 in eine Criminalunterſuchung verwickelt wurde, das Geschäft eines Sachwalters desselben an und vertheidigte denselben in der Defension vom Nov. 1840 mit ebenso viel Festigkeit als Gewandtheit. Im März 1840 richtete er in der Verfassungsangelegenheit an die zusammengetretenen Stände in Gemeinschaft mit den übrigen Mitgliedern des osnabrücker Magistrats eine energische Beschwerde und, als diese unberücksichtigt zurückgegeben wurde, unterm 26. Juli an den König eine neue Petition, die aber uneröffnet an die Bittsteller zurückging. Infolge dieser hartnäckigen Opposition bemühte sich seitdem das Justizministerium auf alle Weise, gegen S. einen Criminalproceß anhängig zu machen, jedoch vergebens. Infolge der Bewegung des J. 1848 begann für S. ein neuer polit. Wirkungskreis. Bereits 21. März ward er als Minister des Innern in das von Bennigsen neugebildete Ministerium berufen, in welchem er eine hervorragende Stellung einnahm. (S. Hannover.) Der Sieg der Restauration infolge der Einflüsse der österr. Politik führte indessen zur Auflösung dieses Cabinets (Oct. 1850). S. wandte sich nach Osnabrück zurück, wo er zunächst als Bürgervorsteher wirkte, bis er 1852 sein früheres Amt als Bürgermeister wieder übernahm. In dieser Eigenschaft blieb er seitdem eins der angesehensten Mitglieder der hannov. Ständeversammlung. Die mehr und mehr überhandnehmende Reaction veranlaßte ihn jedoch Ende 1864 sein Amt als Bürgermeister niederzulegen.

Styl, s. Stil.

Styliten oder Säulenheilige werden die christl. Einsiedler genannt, welche eine besondere Bußübung darin suchten, daß sie den größten Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen

zubrachten. So brachte Simeon, ein syr. Mönch, in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. unter freiem Himmel auf einer Säule, deren Spitze kaum 2 Ellen Umfang hatte, neun Jahre zu und bestieg endlich eine Säule von 40 Ellen Höhe, auf der er 30 J. lebte und den Heiden nicht ohne Erfolg Buße predigte. Daß er indeß doch bisweilen herabgestiegen sein muß, läßt sich daraus schließen, daß er nicht nur durch Händeauflegen Kranke geheilt, sondern auch Briefe geschrieben und sich in polit. Händel gemischt haben soll. Das Beispiel dieses nach seinem Tode kanonisirten Schwärmers fand in Syrien und Palästina häufige Nachahmung, und bis in das 12. Jahrh. hat es dort dergleichen S. gegeben.

Stymphaliden heißen die Raubvögel am Stymphalischen See in Arkadien, welche von Hercules (s. d.) verscheucht und umgebracht wurden. Beschrieben werden sie als gefräßige Raubvögel mit ehernen Flügeln und Federn, die sie wie Pfeile abschießen konnten.

Styptica oder styptische Mittel, s. Blutstillende Mittel.

Styrax, eine zur 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörende Baumgattung, welche den Typus einer eigenen kleinen Familie (Styraceae) bildet. Ihre über die wärmern Zonen zerstreuten, besonders in Brasilien und Ostindien heimischen Arten haben abwechselnde, nebenblattlose, einfache Blätter und in Trauben oder Rispen gestellte Zwitterblüten, welche aus glockig-krugförmigem, gezähntem Kelche, einer glockenförmigen, meist fünftheiligen Blumenkrone, zehn, wol auch mehr Staubgefäßen mit am Grunde ringförmig verwachsenen Staubfäden und einem mit dem Kelchgrunde verwachsenen Fruchtknoten mit fadenförmigem, an der Spitze dreilappigem Griffel bestehen. Die Frucht ist eine vom Kelche theilweise umhüllte, kugelige, einsamige, zuletzt an der Spitze aufreißende Beere mit lederartiger, behaarter Schale. Die einzige europäische, in Südeuropa und dem Orient vorkommende Art ist der gemeine Storaxbaum (S. officinalis L.), welcher höchstens 25 F. Höhe erreicht, oft nur strauchartig erscheint, und runde, mit weißem Sternfilz überzogene Zweige, längliche, gestielte, lederartige, oberseits glänzendgrüne, unterseits weißfilzige Blätter und endständige Blütentrauben mit ziemlich großen weißlichen Blumen besitzt. Dieser Baum liefert das gemeine Storaxharz. (S. Storax.) Unter den tropischen Arten ist der Benzoëbaum (s. d.) der berühmteste.

Styx (die), nach der mythischen Vorstellung der Griechen ein Fluß oder See mit trübem, schlammigem Wasser, der in neunfacher Windung die Unterwelt umgibt und über welchen die Schatten der Verstorbenen durch den Fährmann Charon in einer Barke übergesetzt werden; bei seinem Wasser schwören selbst die Götter die furchtbarsten Eide. Personificirt erscheint die S. als eine furchtbare Göttin, die fern von den himmlischen Göttern in hoher Felsgrotte wohnt. Sie zeugt mit dem Giganten Pallas den Zelos (Eifer), die Nike (Sieg), Kratos (Macht) und Bia (Gewalt) und führt diese ihre Kinder dem Zeus zur Hülfe in seinem Kampfe gegen die Titanen zu. Nach einer Tradition soll auch Zeus mit der S. die Persephone erzeugt haben. — Den Namen S. trug auch ein jetzt Mavroneria (Schwarzwasser) genannter Gießbach im nördl. Arkadien, in der Nähe der alten Ortschaft Nonakris, der von der Höhe des Aroaniagebirges (jetzt Chelmos) über eine hohe senkrechte Felswand, an deren Fuße eine Menge zackiger Felsblöcke in wildem Durcheinander liegen, herabstürzt. Das großentheils aus geschmolzenem Schnee bestehende eiskalte Wasser desselben galt im Alterthum als ein furchtbares Gift.

Suabedissen (Dav. Theod. Aug.), philos. Schriftsteller, geb. 14. April 1773 zu Melsungen in Niederhessen, genoß einen sehr mangelhaften Schulunterricht und wurde schon 1789, weil er eine Freistelle als Stipendiat zu Marburg erhielt, zur Universität geschickt. Hier suchte er durch angestrengten Fleiß das Versäumte nachzuholen und studirte Theologie. 1800 wurde er Professor der Philosophie an der Schule zu Hanau, legte aber 1803 diese Stelle nieder, um eine Erziehungsanstalt in Homburg vor der Höhe anzulegen, die er bald nach Hanau verpflanzte, und bekleidete sodann mehrere Lehrerstellen in Lübeck (seit 1805), in Kassel (seit 1812) und als Instructor des frühern Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Hieranf wurde er 1822 als ord. Professor der Philosophie in Marburg angestellt, wo er 14. Mai 1835 starb. Schon auf der Universität hatte ihn ein inneres Bedürfniß der Philosophie zugewendet, und hauptsächlich durch Kant's Schriften angeregt, wurde auch er von der damals fast unwiderstehlichen Gewalt der Kant'schen Lehre ergriffen. Er sträubte sich jedoch bald gegen den Kant'schen Formalismus und suchte bei Spinoza, Fichte, Schelling, Jacobi eine freiere philos. Ueberzeugung. Von der Kant'schen Philosophie riß ihn die Bearbeitung einer von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gegebenen Preisaufgabe vollends los, die ihn zu einem genauern und umfassendern Studium der Geschichte der Philosophie seit Plato und Aristoteles veranlaßte und die als gekrönte Preisschrift unter dem Titel «Resultate der philos. Forschungen über die Natur der

menſchlichen Erkenntniß von Plato bis Kant» (Marb. 1805) erſchien. Eine eigene feſte und entſchiedene philoſ. Lehre vermochte er jedoch nicht an deren Stelle zu ſetzen. Dieſes Streben, ſich von den Feſſeln eines beſtimmten Syſtems frei zu erhalten, iſt ihm auch ſpäter eigen geblieben und charakteriſirt ſeine philoſ. Lehre als einen Eklekticismus, der den tiefern Anforderungen der Wiſſenſchaft nicht Genüge leiſtet. Indeſſen iſt ihm doch aus ſeiner frühern Anregung in der kantiſch-kritiſchen Schule als Haupteigenthümlichkeit ſeiner Lehre die ſubjective Wendung ſeiner Speculation auf innere Selbſtbeobachtung geblieben. Dieſe pſychol. Richtung ſeiner Philoſophie war es, welche ſie vor den Träumereien des naturphiloſ. Dogmatismus ſicherſtellte. Der Entwickelung dieſer Richtung in ihm diente die Bearbeitung einer zweiten Preisaufgabe der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, die, ebenfalls gekrönt, unter dem Titel «Ueber die innere Wahrnehmung» (Berl. 1808) erſchien, und in dieſem Sinne ſprach er ſeine ganze philoſ. Ueberzeugung am vollſtändigſten aus in ſeinem Werke «Die Betrachtung des Menſchen» (3 Bde., Kaſſ. 1815—16 und Lpz. 1818). Andere Schriften von ihm ſind: «Zur Einleitung in die Philoſophie» (Marb. 1827); «Grundzüge der Lehre von dem Menſchen» (Marb. 1829); «Von dem Begriffe der Pſychologie» (Marb. 1829); «Die Grundzüge der philoſ. Religionslehre» (Marb. 1831); «Die Grundzüge der Metaphyſik» (Marb. 1836).

Suada oder Suadēla, eigentlich Beredſamkeit, hieß bei den Römern die Göttin der Ueberredung oder Ueberzeugung, wie ſie zuerſt bei Ennius perſonificirt erſcheint. Schon die Griechen verehrten ſie unter dem Namen Peitho, und bereits Theſeus ſoll ihr in Athen zur Erinnerung an die Vereinigung der zerſtreuten Bewohner Attikos einen beſondern Cultus eingerichtet haben. Namentlich kommt ſie ſpäter häufig in Verbindung mit der Aphrodite oder Venus vor und beide wurden als der Verheirathung günſtige Göttinnen in gemeinſamen Tempeln angebetet.

Suakin oder Sauakin, der wichtigſte Handelsplatz an der afrik. Küſte des Rothen Meeres, liegt in Nubien unter 19° nördl. Br. in dürrer, ſalzreicher Gegend, im Hintergrunde einer etwa 2 M. tiefen Hafenbucht und zerfällt in zwei Haupttheile, die eigentliche Stadt und die Landſtadt Gef (Dſchef). Die erſtere iſt auf einer kleinen, 1/4 nautiſche M. im Durchmeſſer haltenden Inſel erbaut und beſteht aus zum Theil mehrſtöckigen, großen, wohlgemauerten Gebäuden und ſchuppenförmigen Waarenmagazinen. Es befinden ſich hier die Wohnhäuſer der höhern Beamten, das Gebäude der engl. Telegraphencompagnie, die Zollgebäude nebſt Packhof, zwei Moſcheen mit Minarets, zwei große Kaffeehäuſer, eine gemauerte Baſtion und die theilweiſe ziemlich anſehnlichen Wohnungen arab. Kaufleute. An der Südſeite der Bucht, auf dem Feſtlande, dehnt ſich die vorzugsweiſe von Biſcharin bewohnte Ortſchaft Gef aus, welche aus einer Anzahl zeltartiger, äußerſt unregelmäßig verlaufende Gaſſen bildender Hütten beſteht, aber ungemein belebt iſt. Hier befindet ſich der Bazar, auf welchem jedoch außer Baumwollzeugen nur wenig von europ. Waaren feilgeboten wird. Marktproducte aller Art werden von den Eingeborenen auf offener Straße verkauft. Zahlreiche Lederarbeiter und Waffenſchmiede ſind mit der Anfertigung von Meſſern, Lanzen und Schwertern für den Bedarf der Nomaden des Binnenlandes beſchäftigt. Im Nordweſten des Gef erheben ſich die hohen Mauern der Kaſerne, nebſt einem mit drei Geſchützen armirten Werke. 1/2 St. weiter befinden ſich die Brunnen, die von mächtigen Sykomoren, Gärten und Dattelpflanzungen umgeben ſind und der Stadt das nöthige Trinkwaſſer liefern. Hauptgegenſtände der Ausfuhr ſind Baumwolle, Gummi-arabicum, Butter (in Krügen), Tamarinde, Sennesblätter, Elfenbein und andere Producte des Sudan. Trotz aller Verbote wird von S. aus noch immer ein beträchtlicher Sklavenhandel betrieben. Der Import beſteht hauptſächlich in Baumwollſtoffen, Eiſen, Perlen, Stahlwaaren, Holz, Teppichen und Waffen. Die Bewohnerzahl der ganzen Stadt wird ſehr verſchieden, von Heuglin nur auf 8000, von Schweinfurth auf 11—13000 geſchätzt. Es befinden ſich zu S. weder europ. Conſuln noch überhaupt anſäſſige Europäer. Der ſehr lebhafte Seeverkehr beſchränkt ſich auf Dſchidda in Arabien; die Verbindung mit Suez wird durch die regelmäßig anlegenden ägypt. Dampfer hergeſtellt. Alle Karavanen, die von S. ihren Ausgang nehmen, gehen entweder nach Berber oder nach Kaſſela. Der indiſche Telegraph hat hier eine Station. Seit 1865 iſt S. mit ſeinem Gebiet von den Türken an den Vicekönig von Aegypten abgetreten worden, der in der Stadt einen Gouverneur und einen Wakil unterhält.

Subhaſtation heißt die Verſteigerung oder der öffentliche Verkauf irgendeines Gegenſtandes, namentlich von Grundſtücken, an den Meiſtbietenden. Der Name iſt entſtanden aus dem lat. sub hasta, d. i. unter dem Spieße, weil bei den Römern an dem Verkaufsorte einen Spieß aufzupflanzen gewöhnlich war. Je nachdem die Verſteigerung nach dem Belieben des bisherigen Eigenthümers oder aus Anlaß eines rechtlichen, von dritten Perſonen geübten Zwanges erfolgt,

iſt ſie eine freiwillige oder nothwendige. Die letztere geht immer unter Autorität der Obrigkeit vor ſich, während jene auch von den Inhabern oder ihren Bevollmächtigten, z. B. einem Notar, vollzogen werden kann. Dem Zuſchloge bei der Verſteigerung muß eine Aufforderung zum Ueberbieten vorausgehen, ſonſt kann jeder Anweſende gegen den Zuſchlag proteſtiren. Stets hat der Meiſtbietende den Vorzug unter den übrigen Bietenden; doch iſt durch die Particulargeſetzgebung hier und da bei nothwendigen S. das jus primi liciti, d. h. das Recht des erſten Gebots, eingeführt, wonach derjenige, der zuerſt auf eine Sache geboten hat, verlangen kann, daß ihm die Sache für denſelben Preis, der zuletzt geboten worden, zugeſchlagen werde. Er muß jedoch ſeinen Willen, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen, noch vor dem Zuſchloge erklären. Ausdrücklich kann man ſich bei freiwilligen Verſteigerungen die Auswahl unter den Bietenden vorbehalten. In Hinſicht eines in öffentlicher Verſteigerung erſtandenen Gegenſtandes findet weder von ſeiten des Verkäufers noch des Käufers ein Rechtsmittel wegen außerordentlicher Verletzung ſtatt. Ob ein Näherrecht dadurch ausgeſchloſſen wird, läßt ſich im allgemeinen bezweifeln und iſt nach Landesrecht zu beurtheilen. Die wichtigſte Folge der nothwendigen S. iſt das Erlöſchen aller auf der ſubhaſtirten Sache ruhenden Pfandrechte, deren Inhaber aus den eingehenden Licitationsgeldern der Reihe nach wegen ihrer Forderungen befriedigt werden.

Subiaco, eine päpſtl. Stadt mit etwa 6400 E. in der Comarca di Roma, an der neapolit. Grenze, rechts am Teverone höchſt maleriſch gelegen und deshalb auch von vielen Reiſenden beſucht, iſt das alte Sublaqueum am Anio, an der von Nero angelegten Via Sublacensis. Derſelbe Kaiſer hatte hier eine Villa, aus deren Trümmern der größte Theil des Städtchens erbaut iſt und von der nur noch wenig Ueberreſte vorhanden ſind. Das Caſtell iſt ein Werk des Mittelalters, wo der Ort Sublacus hieß und als Aufenthalt des Benedict von Nurſio bekannt iſt.

Subject heißt nach alter Bedeutung das, was einem andern als zu Grunde liegend gedacht wird. Urſprünglich nannte Ariſtoteles an den ſinnlichen Dingen dasjenige das S., was ihren verſchiedenen wechſelnden Eigenſchaften vorausgeſetzt wird. (S. Subſtanz.) Im Verhältniß zwiſchen dem Begriff und ſeinen Merkmalen hieß S. jeder Begriff, welchem ein anderer (das Prädicat) im Urtheil als Merkmal beigelegt oder abgeſprochen wird, und dieſe Bedeutung hat das Wort noch heute in der Grammatik und Logik. Eine andere Bedeutung bezieht ſich auf das Verhältniß zwiſchen dem Vorſtellenden und dem Vorgeſtellten. S. bedeutet dann den Vorſtellenden, Object das Vorgeſtellte; ſubjectiv dasjenige, was dem erſtern, objectiv, was dem letztern zukommt. Dieſer Sprachgebrauch hat ſich erſt in neuerer Zeit ausgebildet, indem im Mittelalter das Objective die Vorſtellung, das Subjective das bedeutete, was der Sache oder dem Vorgeſtellten zukommt. Der jetzt allgemein herrſchende Sprachgebrauch hat ſeinen Grund darin, daß man den Vorſtellenden als das betrachtete, was vorausgeſetzt werden muß, wenn irgendetwas, was nicht er ſelbſt iſt, für ihn, in ſeiner Vorſtellung exiſtiren ſoll. Eine ähnliche Bedeutung hat das Wort, wenn man von dem S. eines Rechts ſpricht, wodurch man die phyſiſche oder moraliſche Perſon bezeichnet, welcher ein Recht zukommt. Bisweilen braucht man auch das Wort S. ganz gleichbedeutend mit Perſon. Obwol nun alle Vorſtellungen, Gedanken, Empfindungen u. ſ. w. Beſtimmungen des S., alſo ſubjectiv ſind, ſo bezeichnet man doch im engern Sinne als ſubjectiv vorzugsweiſe ſolche Gedanken und Empfindungen, welche blos in der beſondern oder individuellen Natur des Denkenden und Empfindenden gegründet ſind, und unterſcheidet von ihnen die objective Erkenntniß als eine ſolche, welche durch die Natur der Sache ſelbſt beſtimmt iſt. Ebenſo bedeutet in der Geſchichte, in der Kunſt u. ſ. w. objective Darſtellung eine ſolche, welche die Sache, den Gegenſtand ſelbſt ſprechen und die Individualität des Vorſtellenden zurücktreten läßt (ſ. Object), ſubjective Darſtellung hingegen eine Beſchreibung des Gegenſtandes, wie er der einzelnen Perſon in einer gewiſſen Lebenslage oder Gemüthsſtimmung erſchienen iſt, alſo eine einſeitige und mit zufälligen Elementen vermiſchte Darſtellung.

Sublimat nennt man in der Chemie das Product jeder Verflüchtigung (Sublimation), welches in ſtarrer Form, feſt oder pulverig, erſcheint. So ſind z. B. Schwefelblumen, der weiße Arſenik, der Salmiak u. ſ. w. Sublimate. Hauptſächlich aber begreift man unter ätzendem S. die höchſte Verbindung des Queckſilbers mit Chlor, das Queckſilberchlorid. — Sublimation wird eine Deſtillation genannt, wobei das Deſtillat in feſter Form erhalten wird. Sublimationen werden gewöhnlich in Kolben vorgenommen, wobei ſich das S. im Halſe abſetzt.

Subordination, d. i. Unterordnung. In der Logik iſt die S. der Begriffe dasjenige Verhältniß derſelben, vermöge deſſen einer zur Sphäre des andern, der ihm übergeordnet iſt, gehört. Was in Hinſicht der Begriffe S. genannt wird, heißt in Hinſicht der Urtheile Subalternation, d. i. das Verhältniß des allgemeinen Urtheils zu den ihm untergeordneten beſondern;

z. B.: Alle Körper ſind ſchwer; einige Körper ſind ſchwer. — Beim Militär bezeichnet S. die Pflicht des Untergebenen, jedem Befehle ſeines Vorgeſetzten mit unbedingtem und augenblicklichem Gehorſam nachzukommen. Sie iſt die Grundlage aller Disciplin und Mannszucht im Militär, deſſen Wirkſamkeit gänzlich vernichtet ſein würde, wenn die S. auch nur in unbedeutend ſcheinenden Punkten verletzt werden dürfte. Sie muß in allen Graden des Soldatenſtandes beobachtet werden und verpflichtet den General ebenſo ſtreng wie den Gemeinen zum Gehorſam. Muß der Untergebene hierbei zuweilen auch ſeine eigene Anſicht aufgeben und unterordnen, ſo thut er dies doch unbedingt im Bewußtſein unerläßlicher Nothwendigkeit. Mit Recht wird in allen Heeren die Inſubordination mit harten Strafen, in vielen Fällen ſelbſt mit der Todesſtrafe belegt. Die Frage, ob das Heer oder einzelne Militärs in polit. Zweifelfällen der eigenen Anſicht folgen dürfen, wenn dieſe den allgemeinen Befehlen widerſpricht, hat ſeit Schill's Feldzug, durch die Convention des Generals York, durch den Uebergang der ſächſ. Truppen in der Schlacht bei Leipzig und die neuern Revolutionen praktiſche Wichtigkeit erlangt. In allen ſolchen Fällen muß der Handelnde ſich bewußt ſein, daß er ſeinen Kopf verwirkt habe, da das Princip der S. nie und unter keinen Umſtänden aufgehoben werden kann. Immer werden aber ſolche Ereigniſſe nur höchſt ſelten und nur in ganz ungewöhnlichen Verhältniſſen vorkommen.

Sub rosa, eigentlich unter der Roſe, heißt bildlich und ſprichwörtlich ſo viel als: im Vertrauen oder insgeheim, z. B. jemand etwas mittheilen. Die alten Deutſchen pflegten nämlich eine Roſe, als Symbol der Verſchwiegenheit, bei ihren Gaſtmählern von der Decke auf die Tafel herabhangen zu laſſen, um damit anzudeuten, daß man die bei demſelben durch die frohe und heitere Stimmung hervorgerufenen Aeußerungen wieder vergeſſen und wenigſtens andern nicht mittheilen ſolle. Ob dieſe Sitte ſchon im röm. Alterthume ſtattfand, iſt ſehr zweifelhaft.

Subſcription, die Verpflichtung durch Namensunterſchrift zur Betheiligung an irgendeinem Unternehmen, beſonders an einem künſtleriſchen oder literariſchen. Man veranſtaltet S., um gewagte Unternehmen rückſichtlich des Koſtenpunkts oder des Ertrags ſicherzuſtellen. Werden alle Bedingungen erfüllt, zu denen ſich der Unternehmer hierbei rückſichtlich der Lieferungszeit, der Beſchaffenheit des Gegenſtandes u. ſ. w. verbindlich macht, ſo iſt der Subſcribent auch rechtlich gehalten, ſeiner Verpflichtung zur Theilnahme nachzukommen. Der Subſcriptionspreis iſt gewöhnlich zum Vortheil des Subſcribenten niedriger geſtellt als der ſpätere gewöhnliche Kaufpreis der Sache. Die S. unterſcheidet ſich von der Pränumeration (ſ. d.) oder der Vorausbezahlung.

Subſidien nannten die Römer das dritte Treffen der Schlachtordnung, welches den beiden vordern Treffen im Fall der Noth zu Hülfe kam, daher figürlich ſo viel als Unterſtützung, Hülfe in der Noth. Die neuere Zeit verſteht gewöhnlich unter S. Gelder, die vermöge geſchloſſener Bündniſſe oder Verträge ein Staat dem andern zahlt, um von ihm bei einem mit einem dritten Staate entſtehenden Kriege entweder nicht benunruhigt, oder, welcher letztere Fall der gewöhnlichſte iſt, mit einer in den Verträgen feſtgeſetzten Anzahl Truppen unterſtützt zu werden. In frühern Zeiten gereichte es einem Regenten nicht zum Ruhme, wenn er von einem andern Subſidiengelder empfing oder, wie man ſich damals ausdrückte, in fremdem Solde ſtand. (S. auch Allianz.) In England heißen diejenigen aus den öffentlichen Einkünften herrührenden Gelder, die vorzüglich für die Land- und Seemacht von dem Parlamente jährlich bewilligt werden, Subſidiengelder (grants, d. h. Bewilligungen). — Subsidia charitativa, eine Beiſteuer, die unter Karl V. 1546 aufkam, hießen im ehemaligen Deutſchen Reiche diejenigen Gelder, welche die unmittelbare Reichsritterſchaft dem Kaiſer gegen einen Revers bewilligte, von ihren Unterthanen erhob und dann der freien Verfügung des Kaiſers überließ.

Subſtantivum (lat.) heißt in der Grammatik jedes Wort, welches ein Ding oder einen Begriff bezeichnet, der nicht blos als Eigenſchaft eines andern gefaßt wird, im Gegenſatz zum Adjectivum, welches Eigenſchaftsbegriffe ausdrückt. So iſt daher z. B. «die Schönheit» ein S., «ſchön» aber ein Adjectivum.

Subſtanz. Das Verhältniß, welches die philoſ. Kunſtſprache durch die Worte S. und Accidens bezeichnet, findet ſich ſchon in dem gewöhnlichen Gedankenkreiſe. Es entſpricht nämlich dem Verhältniß zwiſchen Dingen und Eigenſchaften, und die Veranlaſſung, beide voneinander zu unterſcheiden, liegt in den Veränderungen der Dinge. Indem nämlich ein Ding in der Veränderung andere Eigenſchaften bekommt, ohne daß es ſelbſt zu ſein aufhört, entſteht der Begriff eines den wechſelnden Eigenſchaften zu Grunde Liegenden, welchem bald dieſe, bald jene Eigenſchaften und Beſtimmungen anhaften. Die Worte S. und Accidens ſind abſtracte Ausdrücke

für dieses Verhältniß. Unter jenem versteht man das in dem Wechsel der Eigenschaften Beharrliche und Bleibende; unter diesem die der S. anhaftenden Bestimmungen. Worin nun die S. der Dinge bestehe, ist, seitdem Aristoteles diesen Begriff in die Philosophie eingeführt hatte, sehr verschiedenartig bestimmt worden. Im Mittelalter begnügte man sich jahrhundertelang, auf diese Frage durch die Berufung auf gewisse verborgene Qualitäten (qualitates occultae) zu antworten, die das Substantiale in den Dingen bilden; Cartesius unterschied zwei Arten von S., denkende und ausgedehnte; Spinoza nahm nur eine einzige S. (die Gottheit) an mit zwei Attributen, der Ausdehnung und dem Denken, und erklärte alle endlichen Dinge für bloße Modificationen dieser Attribute; Leibniz bestimmte den Begriff der Substantialität durch den der Kraft; Kant und seine Nachfolger erklärten die Begriffe S. und Accidens für Denkformen des menschlichen Verstandes, durch welche nur die Oberfläche des Erscheinens der Dinge, nicht aber ihr tieferer Grund aufgefaßt werde. Dieser von den empirischen S. verschiedene Grund, über welchen Kant nichts Näheres zu bestimmen wagte, ist von Fichte als absolutes Ich, von Schelling als absolute Identität, von Hegel als absolute Idee definirt worden. In der gewöhnlichen Redeweise bezeichnet man durch das Wort S. auch häufig jede dauernde Grundlage, z. B. liegende Gründe oder Kapitalien als S. eines Vermögens im Gegensatz zum Ertrag oder den Zinsen als seinen Accidentien.

Substitution heißt in Erbschaftsfällen die Einsetzung eines nachfolgenden Erben, wenn der erste nicht Erbe wird. Sie kann geschehen, indem der Erblasser, auf den Todes- oder Nichtantretungsfall des ersten Erben, den zweiten unmittelbar ernennt, und dann ist sie eine directe S., oder sie geschieht so, daß dem erstern Erben aufgetragen wird, die Erbschaft dem Substituten oder nachfolgenden Erben zu überliefern, und dann ist eine fideicommissarische S. vorhanden. Die erstere Art begreift nach röm. Rechte die Vulgarsubstitution und die Pupillarsubstitution. Die Vulgarsubstitution besteht darin, daß der Testamentserrichter einen Erben und, im Fall dieser nicht Erbe würde, an seiner Stelle einen andern einsetzt. Die Pupillarsubstitution hingegen ist die Erbeinsetzung, welche der Vater oder Großvater im Namen und statt seines unmündigen, in seiner väterlichen Gewalt stehenden Kindes vornimmt, auf den Fall, daß dieses ihn zwar überleben, aber bevor es zur Mündigkeit und Testirfähigkeit gelangt, wieder versterben sollte. Die Pupillarsubstitution erlischt durch den vor dem Ableben des Testators erfolgten Tod des Unmündigen, durch Erreichung der Mündigkeit, sodann dadurch, daß die väterliche Erbeinsetzung wegfällt, und durch Befreiung des Unmündigen aus der väterlichen Gewalt. Die Quasipupillarsubstitution (substitutio exemplaris) ist die Erbeinsetzung, welche die Aeltern oder Großältern statt eines wahnsinnigen Kindes auf den Fall vornehmen, daß es im Wahnsinn versterben sollte. Hat indessen das Kind lucida intervalla, d. h. solche Zeiten, wo es des Gebrauchs seiner Vernunft fähig ist, so dürfen die Aeltern nicht quasipupillarisch substituiren. Unter mehrern S. dieser Art gilt nur die des Vaters auch mit für das eigene Vermögen des Wahnsinnigen, während sich die übrigen blos auf das Gut beziehen, welches der Substituirende dem zum Testiren unfähigen Erben zuwendet.

Subtraction, Subtrahiren, d. h. Abziehen, ist diejenige der vier Species oder einfachen Rechnungsarten, welche zu zwei gegebenen Zahlen oder Größen, dem Minuendus und dem Subtrahendus, eine dritte finden lehrt, die zu dem Subtrahendus addirt den Minuendus gibt. Diese aus der Rechnung hervorgehende dritte Zahl oder Größe heißt die Differenz oder der Unterschied der beiden andern; sie gibt an, um wie viel der Minuendus größer ist als der Subtrahendus. Nach der vorigen Erklärung ist die S. der Addition gerade entgegengesetzt; die Probe auf die Richtigkeit der erstern geschieht durch die letztere. Das Zeichen der S. ist ein horizontaler Strich, welcher zwischen Minuendus und Subtrahendus gesetzt wird, z. B. 11—8.

Succession, s. Erbfolge.

Succumbenzgelder heißen diejenigen Gelder, welche eine Partei, die gegen das Urtheil ein Rechtsmittel einlegt, auf den Fall, daß sie in der höhern Instanz mit der Appellation abgewiesen wird und unterliegt (in casum succumbentiae), dem Richter der vorherigen Instanz entrichten muß. Diese Gelder schreiben sich aus der alten Gerichtsverfassung her, nach welcher man das Urtheil nur durch die Behauptung eines von den vorigen Richtern begangenen Unrechts umstoßen konnte, und sind jetzt nur noch vereinzelt als Mittel gegen die Proceßsucht und gegen Verschleppungsversuche beibehalten.

Suchenwirt (Peter) der berühmteste Wappendichter des 14. Jahrh., führte, wie schon sein Name (Suche den Wirth) anzeigt, Turnieren, Ritterfesten und Fehden nachziehend, das Wanderleben eines Fahrenden, meist im Gefolge österr. Fürsten und Herren und besonders am wiener

Hofe verweilend, und ſtarb nach 1394. Ohne eigentliche dichteriſche Begabung, aber formgewandt und fruchtbar, erwarb er ſich Lob durch Gedichte auf geſchichtliche Ereigniſſe ſeiner Zeit, durch allegoriſche, Spruch- und andere Dichtungen didaktiſchen Charakters und weltlichen wie geiſtlichen Inhalts, beſonders aber durch ſeine gereimten Wappenbeſchreibungen, mit denen poetiſche Ehrenreden auf die Träger der Wappen verknüpft waren. Seine ſowol für Zeit- und Sittengeſchichte als auch in ſprachlicher Hinſicht bedeutſamen Werke wurden mit Erläuterung und Wörterbuch herausgegeben durch Primiſſer (Wien 1827); die Sprache behandelte gründlich Koberſtein in vier Programmen der Landesſchule Pforta (Naumb. 1828—52).

Suchet (Louis Gabr.), Herzog von Albufera, Marſchall und Pair von Frankreich, geb. zu Lyon 2. März 1770, kämpfte ſeit 1792 in den freiwilligen Bataillonen ſeines Departements, ging 1796 als Oberoffizier in die Armee von Italien über und erwarb ſich im Feldzuge von 1797 durch Bravour den Grad des Brigadegenerals. Als ſolcher wurde er 1798 Brune in der Schweiz beigeordnet, welchen er dann nach Italien begleitete, um die Verwaltung beim Heere zu leiten. Joubert, der Nachfolger Brune's, ſchickte ihn in gleicher Verwendung nach Piemont, wo er mit den Commiſſaren des Directoriums, die ihm die Kriegskaſſe wegnehmen wollten, in Streit gerieth. Er trat hierauf unter den Befehl Maſſéna's in der Schweiz und wurde deſſen Generalſtabschef. Als Joubert an Schérer's Stelle den Befehl in Italien wieder übernahm, rief er S. zu ſich und vertraute ihm ebenfalls den Generalſtab an. Nach Joubert's Tode diente S. erſt unter Moreau, dann unter Championnet, endlich 1799 wieder unter Maſſéna, der ihn vom Erſten Conſul zum Diviſionsgeneral ernennen ließ. Er leiſtete den Oeſterreichern unter Melas tapfern Widerſtand, wurde aber durch den Verluſt der Baechetta van Maſſéna getrennt, und mußte, während dieſer ſich nach Genua warf, hinter den Var zurückweichen. Hier ergriff er, von Bonaparte aufgefordert, um deſſen Alpenübergang zu unterſtützen, wieder die Offenſive und errang Vortheile, konnte aber den Fall von Genua nicht hindern. Der Sieg von Marengo brachte dieſe Stadt wieder in franz. Hände, und S. wurde hier Commandant. Im Dec. 1800 vertraute ihm Bonaparte den Befehl über das Centrum der Armee in Italien an, an deren Feldzug von 1801 er rühmlich theilnahm. Nach dem Frieden befehligte er 1803 und 1804 eine Diviſion im Lager von Boulogne, mit welcher er 1805 zum Kriege gegen Oeſterreich dem 5. Armeecorps unter Lannes zugetheilt wurde. Er zeichnete ſich bei Ulm, Hollabrunn, beſonders aber bei Auſterlitz aus, ebenſo 1806 gegen die Preußen bei Saalfeld und gegen die Ruſſen bei Pultusk. Ende des J. 1808 wurde er nach Spanien geſchickt, wo er ſich namentlich den Ruhm eines guten Feldherrn erwarb. Er übernahm den Oberbefehl des 3. Armeecorps in Aragonien und ſchlug den Feind unter Blake im Juni 1809 bei Santa-Fé und Belchite. 1810 ſiegte er über O'Donnell 23. April bei Lerida, zwang dieſen Platz und Mequinenza zur Uebergabe und eroberte 2. Jan. 1811 Tortoſa. Am 28. Juni 1811 erſtürmte er Tarragona und erhielt dafür von Napoleon den Marſchallsſtab. 1812 ſchlug er Blake abermals bei Sagonte und eraberte 9. Jan. Valencia, wobei ihm 20000 Mann mit Geſchütz und Gepäck in die Hände fielen. S. empfing zur Belohnung die Domäne Albufera und den Herzogstitel. Er behauptete ſich nun in der Provinz Valencia und zog ſich erſt 1813 gegen die Pyrenäen zurück. Nach dem Sturze Napoleon's wendete er ſich den Bourbons zu. Als jedoch der Kaiſer von Elba zurückkehrte, ging er wieder in deſſen Dienſte, wurde Pair und erhielt den Auftrag, mit 10000 Mann die franz. Grenze gegen Italien zu decken. Nach einigen errungenen Vortheilen mußte er ſich jedoch nach Lyon zurückziehen, wo er ſich, da alles verlaren, den Bourbons ergab. Nach der zweiten Reſtauration blieb er ohne Anſtellung; dach gab ihm Ludwig XVIII. 1819 die Pairswürde zurück. S. ſtarb 3. Jan. 1826. Er hinterließ geſchätzte Memoiren über die ſpan. Feldzüge, welche ſein Stabschef Saint-Cyr-Nugues (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1834) herausgab.

Suchtelen (Joh. Pet., Graf), bekannt als ruſſ. General, Diplomat und als wiſſenſchaftlicher Sammler, geb. 1759 in der niederländ. Provinz Oberyſſel aus der Familie der Barone von S., erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung und war Offizier bei dem holländ. Geniecorps, als Katharina II. von Rußland ihn 1783 zu ſich berief. In Rußland wurde ihm die Leitung vieler öffentlichen Bauten und anderer Arbeiten übergeben, und als Chef der Artillerie leitete er die Belagerung von Sweaborg, das aber nur durch Kriegsliſt in die Hände der Ruſſen gerieth. Eine Schrift über den Krieg in Finland: «Précis de la guerre de Finland», trägt zwar den Namen ſeines älteſten Sohnes Paul S., der ſich im perſ. Kriege auszeichnete und als General ſtarb, iſt aber wenigſtens dem Inhalte nach von ihm. Nach Beendigung des Kriegs kam S. als Geſandter nach Stockholm und nachher nach Paris. Im Kriege gegen Frankreich

von 1813 war er in der Suite des Kronprinzen von Schweden. Nach dem Abschlusse des Friedens bekleidete er wieder den Gesandtschaftsposten in Stockholm, wo er auch 1836 starb. Mit diplomatischen und militärischen Einsichten verband S. vielseitige Kenntnisse, besonders in der Numismatik und in der Literaturgeschichte, und stand mit den berühmtesten Bibliographen Europas in Briefwechsel. Das von ihm gesammelte Münzcabinet, das zum Theil von Sestini beschrieben wurde, trat er noch bei seinem Leben an die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ab. Seine Gemäldesammlung war zwar nicht reich, aber erlesen; seine Bibliothek hingegen gehörte zu den größten Privatsammlungen in Europa und bestand größtentheils aus Prachtwerken, Seltenheiten und Handschriften.

Suchum-Kalé oder Sukhum-Kaleh (d. h. Wurstschloß), früher Festung, jetzt nur Hafenstadt mit dem neuen Namen Noworossijskaja an der Küste des Schwarzen Meeres, im Lande der Adchasen in Transkaukasien, 6 M. im Südosten von Anapa und 4 M. im Nordwesten von Gelendschik, an der Zemesbai gelegen, wurde 1810 von den Russen erobert, erhielt durch sie ansehnliche Magazine und hatte einen nicht unwichtigen Bazar, wurde aber 24. April 1854 bei Annäherung einer engl.-franz. Flotille von ihnen eiligst geräumt, worauf ein Brand einen Theil des Orts zerstörte, die Adchasen sich der russ. Magazine und Waaren bemächtigten und die türk. Flagge aufpflanzten. 1862 hatte der Ort nur 318 E.

Suckow (Karl Adolf), als Novellendichter unter dem Namen Posgaru bekannt, geb. 27. Mai 1802 zu Münsterberg in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Schweidnitz und das Elisabethanum zu Breslau und studirte seit 1820 zu Breslau Philosophie und Theologie. Nachdem er sich 1830 an der Universität zu Breslau als Privatdocent in der evang.-theol. Facultät habilitirt, wählte ihn 1831 das Presbyterium der Hofkirche daselbst zum dritten und 1846 zum zweiten Prediger. Auch war er seit 1834 außerord. Professor der Theologie und als solcher sehr beliebt. Er starb 1. April 1847. Als Schriftsteller erregte S. zuerst Aufsehen als Pseudonymos Posgaru durch die Novelle «Liebesgeschichten» (Bresl. 1829) und den «Germanos» (Bresl. 1830), die beide zusammen in einer zweiten Auflage unter dem Titel «Novellen» (3 Bde., Bresl. 1833) erschienen. Der innere Werth des erstern Werks veranlaßte die Muthmaßung, daß es von Tieck herrühre, obgleich derselbe für S. nur in formeller Beziehung Vorbild gewesen war, die bestimmt hervortretenden Tendenzen jener Novelle aber eine ganz andere geistige Richtung offenbarten. Seitdem lieferte S. auf belletristischem Gebiete nur noch die sehr interessante Novelle «Idus» in der «Urania» (1833) und «Byron's Manfred» (Bresl. 1839). Letztere Schrift behandelt vorzugsweise das Verhältniß zwischen Theater und Musik in geistreicher, obgleich nicht immer haltbarer Weise. S. gehörte nicht nur zu den geistvollsten Novellisten der neuern Zeit, sondern es war ihm auch stets um die Durchführung ernster und tiefer Ideen zu thun. Auf theol. Gebiete gab er außer einzelnen Predigten heraus: «Drei Zeitalter der christl. Kirche, dargestellt in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen» (Bresl. 1830) und «Gedenktage des christl. Kirchenjahrs in einer Reihe Predigten» (Bresl. 1838). Auch veröffentlichte er einige Streitschriften und begann 1842 den «Prophet». Theilweise aus dieser Zeitschrift ging sein «A-b-c evang. Kirchenverfassung» (Bresl. 1846) hervor. S. vertrat in diesen Schriften und in seiner persönlichen Wirksamkeit die freie Bewegung des Geistes auf religiösem und theol. Gebiet und verlangte eine freie, lebendig wirkende Verfassung der evang. Kirche.

Südamerika, die südl. Hälfte Amerikas (s. d.), erstreckt sich von Punta-Gallinas in 12° 30′ nördl. Br. bis Cap Froward an der Magellansstraße unter 53° 53′ 43″ südl. Br. oder, den Feuerlands-Archipel als insulare Fortsetzung mitgerechnet, bis Cap Hoorn in 55° 58′ 50″ südl. Br., also etwa 1000, bezüglich 1030 M. von Norden nach Süden, und von Punta-Pariña in 63° 40′ 54″ bis Cap Branco 17° 8′ oder nach Liais 17° 4′ 51″ westl. L. (von Ferro), also etwa 690 M. Als Festland nimmt es ungefähr 321000, mit den Inseln 323000 Q.-M. ein, nach einer neuen Berechnung (von Behm) jedoch, mit den Inseln, 327369 Q.-M. Die Kerngestalt des continentalen S. bildet ein fast rechtwinkeliges Dreieck, dessen 1000 M. lange Hypotenuse fast genau in dem Meridian von 53° westl. L., von der Galinasspitze bis zum Cap Froward läuft, während die beiden Katheten in Cap San-Roque (nördlich von Cap Branco) zusammenstoßen und die eine, am Isthmus von Panama endigende etwa 750, die andere gegen 850 M. lang ist. Dieses Dreieck, das an seiner Nordwestseite durch die Landenge von Panama (s. d.) mit Nordamerika verbunden wird, ist auf seiner Westseite von dem Großen Ocean, auf der Nordost- und Südostseite aber vom Atlantischen Ocean bespült. Die gesammte Küstenentwickelung beträgt, da der Gestalt S.s fast alle maritime Gliederung abgeht, nur etwa 3400 M., wovon 2150 auf den Atlantischen, 1250 auf den Großen Ocean kommen. Die

Bodengestaltung wird hauptsächlich von den Cordilleras de los Andes und vier getrennten Gebirgsgliedern bestimmt, dem brasilian. Gebirgsland, dem Hochland von Guiana, dem Küstengebirge von Venezuela und der kleinen Sierra-Nevada von Sta.-Marta. Die Cordilleras (s. d.) durchziehen als ein langes Kettengebirge mit einem Flächenraum von 44300 Q.-M. ganz S. auf seiner Westseite von Süden nach Norden, immer nahe am Meere parallel mit der Küste streichend und gleichsam einen langen, hohen Grat bildend, der erst gegen die Landenge von Panama hin in einer tiefen Einsenkung eine Unterbrechung erleidet. Das Gebirgsland von Brasilien dagegen, auf der südöstl. Seite S.s, mit seinem Kern ungefähr zwischen 10—30° südl. Br. und 20—40° östl. L. gelegen und in seiner räumlichen Ausdehnung 18000 Q.-M. umfassend, besteht aus einem Plateau von 1—2000 F. Erhebung, das sich von der Küste des Atlantischen Oceans westwärts tief ins Land hinein erstreckt, ohne mit den Cordilleras in Verbindung zu stehen; vielmehr wird es durch weite Ebenen, nach denen es auf seinen sämmtlichen continentalen Grenzen abfällt, von den Cordilleras getrennt. Auf diesem Plateau erheben sich mehrere Bergketten, die sämmtlich in einer der Küste Brasiliens mehr oder minder parallelen Richtung streichen und voneinander meist durch hohe Thalflächen gesondert sind, wiewol sie unter sich auch durch Querketten in Verbindung stehen. Das Hochland von Guiana oder das Parimegebirge, auf der Nordostseite S.s zwischen dem Aequator und 8° nördl. Br. und 35—50° westl. L. gelegen, durch die Ebene des Marañon vom brasilian. Gebirge getrennt, nimmt einen Flächenraum von etwa 11500 Q.-M. ein und besteht ebenfalls aus einem System mehrerer paralleler Ketten, welche, in der Hauptrichtung von Ostsüdost nach Westnordwest streichend und durch enge Längenthäler voneinander getrennt, sich aus der Küstenebene von Guiana (s. d.) am Atlantischen Ocean erheben und ebenso wieder nach den andern continentalen Seiten zu Tiefebenen abfallen, sodaß das Gebirge, gleich dem brasilischen, ganz isolirt dasteht. Die Höhe des Gebirgs nimmt von der Küste nach dem Innern hin immer mehr zu, sodaß die westl. Ketten, wo auch die höchsten Berge des Hochlandes (der 8300 F. hohe Cerro de Duida und der 9800 F. hohe Mavaraca) sich befinden, bis zu einer mittlern Höhe von 4800 F. ansteigen, während die östlichen sich nur zu einer Höhe von etwa 2000 F. erheben. Das Küstengebirge von Venezuela dagegen ist nur eine östl. Fortsetzung der östl. Cordillera Neugranadas und wird durch zwei parallele, dicht aneinanderliegende Bergketten gebildet, welche sich unter 51½° westl. L. von der Sierra-Nevada de Merida oder der Ostcordillera von Neugranada ablösen und längs der Nordküste S.s am Karaibischen Meere bis zum Drachenschlund an der Nordwestspitze der Insel Trinidad fortziehen. Das ganze Gebirge hat nur einen Flächeninhalt von etwa 1100 Q.-M., erhebt sich in der Silla de Caracas und dem Pic von Naiguata bis zu einer Gipfelhöhe von 8300 und 8910 F. und fällt ungemein steil nach Norden zum Meere ab, während es sich nach Süden hin zu der Ebene des Orinoco, die es vom Hochlande von Guiana trennt, sanft abdacht. Die Sierra-Nevada de Sta.-Marta endlich besteht aus einer kleinen isolirten Hochgebirgsgruppe von nicht mehr als 100 Q.-M. Flächeninhalt, die, zwischen der Mündung des Magdalenenflusses und dem Ausfluß des Maracaibosees gelegen, aus dem umgebenden Tiefland steil zu einem Massengebirge mit Gipfeln von 17000 F. Höhe emporsteigt.

Umfangreicher als die Gebirge S.s sind die Tiefländer und Ebenen desselben. Während jene nur gegen 75000 Q.-M. einnehmen, enthalten diese einen Flächenraum von 246000 Q.-M. Abgesehen von den kleinen Küstenebenen am westl. Fuße der Cordilleras, liegen diese Ebenen sämmtlich auf der Ostseite jenes Gebirgs, wo sie sich längs des ganzen Fußes desselben von der Südspitze des Erdtheils bis zur Mündung des Orinoco am nordöstl. Ende der südamerik. Cordillera erstrecken, so diese von den beiden großen isolirten Gebirgsgliedern S.s, dem Gebirgslande Brasiliens und dem Hochlande Guianas, trennend, zwischen welchen sie sich in der Richtung von Westen nach Osten bis zum Atlantischen Ocean fortsetzen. Sie zerfallen demnach in drei Haupttheile, die den großen Flußsystemen entsprechen, welche S. aufzuweisen hat. Das nördlichste dieser ebenen Tiefländer sind die Llanos des Orinoco, welche sich mit einem Flächenraum von 16000 Q.-M. auf dem linken Ufer dieses Flusses zwischen dem Hochlande von Guiana und der östl. Cordillera von Neugranada mit dem Küstengebirge von Venezuela, von der Flußscheide des Marañon im Südwesten bis zur Küste des Atlantischen Oceans im Nordosten erstrecken und so die Thalebene des ganzen Flußgebiets des Orinoco ausmachen. Diese Ebene geht in ihrem südwestl. Theile unmittelbar in das andere große Tiefland S.s über, in die Ebene des Marañon, von der sie durch kein Gebirge, sondern nur durch eine niedrige Schwelle getrennt ist, welche zwar die Wasserscheide zwischen Orinoco und Marañon abgibt, aber an einer Stelle so verschwindet, daß durch eine Gabeltheilung eine natürliche Wasserverbindung zwischen dem

Marañon und dem Orinoco entsteht. Dieses große Tiefland des Marañon, die Thalebene des Gebiets dieses Flusses begreifend, nimmt den ungeheuern, 145000 Q.-M. enthaltenden Raum zwischen dem Hochlande von Guiana im Norden und dem Gebirgslande von Brasilien im Süden und zwischen den Cordilleras im Westen und dem Atlantischen Ocean im Osten ein, zu welchem es sich in fast unmerklicher Senkung von dem Fuß der Cordilleras aus abdacht. Wie die Ebene des Orinoco in ihrem südöstl. Theil nur durch eine fast unmerkliche Bodenerhöhung von dem Flußgebiet des Marañon geschieden ist, so wird auch dieses in seinem südöstlichsten Theil nur durch eine geringe, sanft ansteigende Erhöhung des Bodens der weiten Ebene, welche sich zwischen dem westl. Theile des brasilian. Gebirgslandes und den Cordilleras als eine Art niedriger Hochebene hinzieht, von dem Flußgebiet des La-Plata getrennt. Die Ebenen oder Pampas des La-Plata, welche sich südlich von dieser ebenen Bodenerhöhung, ebenfalls die Thalebene seines Gebiets bildend, zwischen den Cordilleras und dem südl. Theile des brasilian. Gebirgslandes bis zum Atlantischen Ocean im Südosten erstrecken, bilden das dritte, südlichste, große Tiefland S.s, an das sich weiterhin nach Süden die große patagonische Steppe anschließt, mit der es einen Flächenraum von 76000 Q.-M. begreift. Die patagonische Steppe aber, ostwärts vom Fuße der Cordilleras bis zum Atlantischen Ocean sich ausdehnend, reicht südlich vom Rio-Colorado bis zur Südspitze des Erdtheils. Außer diesen drei großen, zusammenhängenden Tiefländen zählt S. noch zwei abgesonderte: die 6800 Q.-M. große Tiefebene am Ausflusse des Magdalenenflusses, zwischen den Cordilleren von Neugranada, den Meerbusen von Darien und Maracaibo gelegen und die Sierra-Nevada de Sta.-Marta umschließend, und die 2200 Q.-M. große Tiefebene von Guiana, welche im Nordosten des guianaschen Hochlandes längs des Atlantischen Meeres als ein schmaler Küstenstrich sich hinzieht.

Die Hauptwassersysteme S.s sind mit seinen drei großen Hauptebenen gegeben und bestehen in dem des Orinoco (s. d.), dem des Marañon oder Amazonenstroms (s. d.) und dem des La Plata (s. d.). Außer diesen Flüssen sind nur noch anzuführen der Magdalenenstrom (s. d.) in Neugranada, welcher sich in das Karaibische Meer ergießt; der Paranaiba oder Paranahyba in Brasilien, welcher auf der Serra dos Vertentes im brasilian. Gebirge entspringt und in nordöstl. Laufe von 186 M. Länge dem Atlantischen Ocean zuströmt; der San-Francisco, ebenfalls in Brasilien, der auf der Serra-Negra im brasilian. Gebirge entspringt und in nordöstl. Richtung die weite Thalebene zwischen der Serra do Espinhaço und der Serra dos Vertentes durchströmt, bis er nach Osten umbeugend die Küstenterrasse durchbricht und bei einer Stromentwickelung von 350 M. in den Atlantischen Ocean mündet; endlich der Rio-Colorado und der Rio-Negro, welche auf der Ostseite der Cordillera von Chile entspringen und, in südöstl. Richtung die patagonische Ebene durchströmend, in den Atlantischen Ocean fallen. Auf der ganzen Westseite S.s befindet sich kein einziger Fluß von Bedeutung. Unter den Seen sind nur die beiden von Maracaibo und von Titicaca erwähnenswerth. Der See von Maracaibo, ein Süßwassersee von 394 Q.-M., liegt im Norden der östl. Cordillera und im Westen des Küstengebiets von Venezuela im westl. Theile dieser Republik und hängt durch eine breite Wasserstraße mit dem Meerbusen von Maracaibo im Karaibischen Meere zusammen; der Titicacasee (s. d.), mit einem Flächeninhalt von 210 oder (nach Reck) doch 153,3 Q.-M., liegt in Oberperu auf der Grenze der heutigen Republiken Peru und Bolivia, hat salziges Wasser und ist ohne Zusammenhang mit dem Meere. Nur wenige Inseln gehören zu S. Die bedeutendsten darunter sind die Galapagos, die Chinchainseln, Juan-Fernandez, Chiloë und die Küsteninseln von Patagonien im Großen Ocean, die Falklandsinseln (s. d.) im Atlantischen Ocean und das Feuerland (s. d.) an der Südspitze Amerikas, nur durch die Magellansstraße von demselben getrennt und die südlichste insularische Fortsetzung der Cordilleras bildend.

Das Klima S.s ist in seiner Art fast ebenso verschiedenartig als das von Nordamerika und findet seine Charakteristik in dem von Amerika (s. d.) im allgemeinen. Während das Klima des Feuerlandes ein subarktisches genannt werden kann und in den Gebirgen die Wärme mit der zunehmenden Bodenhöhe bis zur höchsten Rauheit der Alpennatur abnimmt, herrscht auf den sandigen oder wüsten Küstenstrichen am Großen Ocean sowie in den tropischen Tiefländern, besonders an der Küste des Karaibischen Meeres und der Küstenebene von Guiana, die furchtbarste Tropenhitze. Ebenso verschieden ist die Bewässerung des Landes. Die Westküste am Großen Ocean und die außertropischen Ebenen östlich von den Cordilleras leiden im allgemeinen an Dürre und tragen da, wo nicht künstliche Bewässerung der Vegetation zu Hülfe kommt, theils die Natur eines Steppenlandes, theils die einer völligen Wüste. Dagegen gehört der tropische Theil von S. östlich der Cordilleras infolge der regelmäßigen Tropenregen und der damit zu-

sammenhängenden reichen Bewässerung, sowie infolge des größtentheils fetten, humusreichen Bodens der Ebenen und selbst der Gebirge mit geringen Ausnahmen zu den Ländern der Erde, welche die üppigste Vegetation aufzeigen. Die Producte S.s sind daher noch mannichfaltiger und von größerer Menge als die Nordamerikas; in allen drei Reichen der Natur gehört S. jedenfalls zu den gesegnetsten und reichsten Ländern der Erde. Die Bewohner S.s, 1867 auf 24½ Mill. berechnet, sind verschiedenen Stamms, theils Indianer und Ureinwohner, theils Eingewanderte, und zwar Europäer und Neger. Ueber die Zahlenverhältnisse liegen keine irgend sichere Angaben vor; jedenfalls bilden die Indianer mit den zu ihnen gehörenden Mischlingen die entschiedene Majorität. Dann folgen die Weißen oder Creolen, häufig jedoch auch nicht ganz reinen Bluts, sodann die Neger und Mulatten. In Brasilien rechnete man 1867 an 1,4 Mill. Sklaven. Zwei europ. Völker haben sich vorzüglich in den Besitz S.s getheilt, die Spanier und die Portugiesen, von denen jene sich auf der westl. und diese sich auf der östl. Seite festsetzten. Obwol die Herrschaft ihrer europ. Mutterländer schon seit vielen Jahren geendet, ist doch in Sprache wie in Sitte der Charakter beider Völker maßgebend geblieben, und außer den verhältnißmäßig geringen Besitzungen der Engländer, Holländer und Franzosen in Guiana (s. d.) zerfällt ganz S. in ein portugiesisches und ein spanisches. Das portugiesische S. wird von dem Kaiserthume Brasilien (s. d.) gebildet; das spanische besteht aus den Republiken Neugranada (s. d.), Venezuela (s. d.), Ecuador (s. d.), Peru (s. d.), Bolivia (s. d.), Chile (s. d.), der Argentinischen Confoderation (s. d.), Uruguay (s. d.) und Paraguay (s. d.).

Eine Geschichte S.s vor der Entdeckung durch die Spanier gibt es, mit Ausnahme der von Peru unter den Inkas, nicht, da fast alle das Land außerdem bewohnenden Stämme der Indianer mehr oder minder auf der Stufe der Wildheit geblieben waren. Erst mit den Entdeckungen und Eroberungen Columbus', Cabral's, Balboa's, Diaz de Solis', Magellan's, Pizarro's, Almagro's, Bartolommeo Diaz' und Orellana's und der daraus folgenden Besitznahme durch die Spanier und Portugiesen beginnt die Geschichte S.s. Drei Jahrhunderte trugen seitdem die verschiedenen span. Colonien das schwere Joch des europ. Mutterlandes. Nur in Europa geborene Spanier, nicht Creolen, erhielten Zutritt zu den Staatsämtern und höhern Kirchenwürden, die sie zu ihrer Bereicherung benutzten. Der Handel war in schwere Fesseln geschlagen, indem die Erzeugnisse der Colonien nur an Spanier abgegeben und nur Waaren aus Spanien in die Colonien eingeführt werden durften, jeder fremde Zwischenhandel aber sowie der Handel zwischen den Colonien selbst verboten war. Der Anbau des Tabacks galt als königl. Monopol und befand sich hauptsächlich in den Händen der Spanier. Mehrere Producte des Mutterlandes, wie Wein, durften in den Colonien gar nicht gebaut werden. Die auf span. Schiffen eingeführten Waaren wurden mit hohen Zöllen und Abgaben belegt. Unter dem härtesten Drucke lebten die Indianer, besonders in den Bergwerksdistricten, wo sie bald nach der Eroberung zu Zwangsdiensten in den Bergwerken verpflichtet wurden. Selbst der Ackerbau war in diesen Districten nicht erlaubt, um durch nichts die Bewohner vom Bergbau abzuhalten. Außerdem war in den Colonien die Anlage von Fabriken verboten. Bei der dünnen Bevölkerung der großen Länderstrecken fiel es den Spaniern nicht schwer, durch wenige Truppen jede unruhige Bewegung fern zu halten, sodaß der Spanische Erbfolgekrieg und selbst der nordamerik. Freiheitskrieg keine Aenderung in den Zuständen S.s hervorbrachten. Die amerik. Eroberungen der Spanier wurden schon 1519 durch Karl V. mit der Krone Castilien vereinigt. Das span. Amerika mit Inbegriff des Vicekönigreichs Neuspanien oder Mexico und des Generalkapitanats Guatemala enthielt zur Zeit des Vollbestandes der span. Monarchie einen Flächenraum von ungefähr 235000 Q.-M. mit etwa 17 Mill. E. Ueber dieses große Ländergebiet wurde bis 1810 die gesetzgebende Gewalt durch den Hohen Rath von Indien ausgeübt, der in Madrid seinen Sitz hatte, während die vollziehende Gewalt die Statthalter des Königs in Amerika, vier Vicekönige und fünf Generalkapitäne besorgten. Die Einnahme der span. Krone in Amerika wurde durchschnittlich zu 48 Mill. Thlr. geschätzt, die hauptsächlich aus dem Ertrage des Bergbaues flossen. Spanien gewann besonders durch den alle Fremden ausschließenden Handel mit seinen Colonien, welchen es jährlich für mehr als 77 Mill. Thlr. Waaren zuführte, wogegen es aus denselben für ungefähr 50 Mill. Thlr. an landwirthschaftlichen Erzeugnissen erhielt. Von den neun Statthalterschaften gehörten zu Nordamerika Neuspanien oder Mexico (mit Texas) und das Generalkapitanat Guatemala; zu Westindien das Generalkapitanat Havaña, bestehend aus der Insel Cuba und aus Florida, und das Generalkapitanat Portorico, das aus der gleichnamigen Insel, dem span. Antheil von San-Domingo und den zwei span. Jungferninseln bestand. In S. lagen: 1) Das Vicekönigreich Neugranada. Die ersten span. Niederlassungen

legte man hier 1510 an, und nachdem das Land bis 1536 völlig entdeckt und erobert, wurde 1547 die Regierung einem Generalkapitän und 1718 einem Vicekönig übergeben. 2) Das Generalkapitanat Caracas. Von den Spaniern erobert und colonisirt, erhielt dasselbe 1528 die Familie Welser zu Augsburg von Karl V. für eine Schuld als castilisches Lehn, verlor es aber 1550 wegen des drückenden Misbrauchs ihrer Gewalt, worauf ein Kronbeamter als Generalkapitän angestellt wurde. 3) Das Vicekönigreich Peru. 4) Das Generalkapitanat Chile, 1535 von den Spaniern entdeckt und seit 1557 bis auf das Land der kriegerischen Arancos unterjocht. 5) Das Vicekönigreich Buenos-Ayres oder Rio de la Plata, mit den Provinzen Buenos-Ayres, Paraguay und Plata, die größte der südamerik.-span. Colonien. Der erste Entdecker war der Spanier Juan-Diaz de Solis 1515, worauf 1526 der Venetianer Sebastian Caboto, im Dienste des Königs von Spanien, den Platastrom hinaufsegelte. Erst 1553 gründeten die Spanier eine Ansiedelung und erbauten dann Buenos-Ayres, wo der Generalkapitän seinen Sitz hatte, wiewol die Verwaltung von Peru abhängig war. Bei dem Monopolsystem des Mutterlandes, das jährlich nur eine Flotte in den Plata schickte, blieb Buenos-Ayres von Europa fast abgeschnitten. Bald aber wußte der Schleichhandel diese reiche Colonie zu benutzen, und die Spanier führten daher 1748 die sog. Registerschiffe ein, die mit einem Freischein des Raths von Indien zu jeder Zeit im Jahre nach dem Plata fahren durften. Buenos-Ayres wurde bald ein wichtiger Handelsplatz, und die span. Regierung erklärte endlich 1778 sieben und 1785 noch fünf Häfen zu Freihäfen. Das ganze Platagebiet wurde gleichzeitig zu einem Vicekönigreich erhoben, und durch die Vereinigung der östlich und südlich von den Andes liegenden peruanischen Landstriche mit demselben kam Buenos-Ayres, das früher blos Ackerbaucolonie war, in den Besitz reicher Erzgruben. Das Vicekönigreich bestand aus den Gouvernements: a) Buenos-Ayres; b) Las Charcas oder Potosi, zuerst 1533 von Pizarro colonisirt, mit der Hauptstadt Chuquisaca und dem 1547 erbauten Potosi; c) Paraguay, von den span. Eroberern hart behandelt, bis die Jesuiten 1656 die Leitung der Colonie erhielten; d) Tucuman, von den Spaniern 1543 entdeckt und 1549 erobert; e) Cujo oder Ostchile, 1560 von den Spaniern erobert.

Die Ereignisse, welche Spanien den Verlust seiner Colonien zuzogen, waren die Folge seines Colonialsystems. Außerdem herrschte auch in der Verwaltung wie in der Rechtspflege eine grenzenlose Willkür. Das Maß der geistigen Bildung des Volks, die von der Geistlichkeit, früher besonders von den Jesuiten ausgegangen war, wurde aus dem geistlichen Standpunkte für eigenes Bestehen in Einstimmung mit der Regierung berechnet. Nach diesen Interessen war überall das Unterrichtswesen eingerichtet. Die höhern Bildungsanstalten, die zum Theil reich dotirten Hochschulen in Lima, Mexico, Sta.-Fé, Caracas, Quito, und die vorbereitenden Anstalten in mehrern Städten genossen die Lehrfreiheit nur im Gebiete der Sprachenkunde und in den Wissenschaften, die den Kirchenglauben und die Politik nicht unmittelbar berührten. Aristotelische Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Heilkunde, Rechtswissenschaft, Bergbaukunde, selbst die bildenden Künste blieben jedoch trotz veralteter Unterrichtsweisen nicht ohne Einfluß auf die höhern Klassen der Weißen, und das span. Amerika konnte sich besonders im 18. Jahrh. mehrerer tüchtigen wissenschaftlich gebildeten Männer rühmen. Auch trugen die im Auslande erlangte Bildung, Handelsverbindungen, eingeschlichene Bücher zur Aufhellung der Creolen bei und streuten Keime aus, die überraschende Früchte trugen, als die alte Zwingherrschaft zusammensiel. Die Creolen hatten schon längst die Schmach der Unterdrückung gefühlt. Ein Canadier, Leon, stiftete 1750 zu Caracas eine Verschwörung, die ihm das Leben kostete. In Peru stellte sich José Gabriel Tupac Amaru, ein Abkömmling der Inkas, 1780 an die Spitze des Volks, und griff, nachdem er vergebens die Erleichterung der Indianer gefordert, mit seinen Anhängern zu den Waffen. Dies war die Losung zu einem allgemeinen Aufstande der Indianer, der zu einem verheerenden Kriege in mehrern Theilen von Peru führte. Tupac Amaru, der die Zeichen der kaiserl. Würde angelegt hatte, wurde zwar gefangen und grausam hingerichtet, doch die Indianer sammelten sich wieder unter seinem Bruder Diego Christoval und seinem Neffen Andreas, wurden aber nach einigen Jahren unterworfen. Auch der 1797 von einigen Creolen und Spaniern in Caracas entworfene Umwälzungsplan wurde entdeckt. Nach der Erneuerung des Kriegs zwischen England und Spanien ging Fr. Miranda 1806 mit brit. Unterstützung nach Venezuela, um für die Unabhängigkeit S.s zu kämpfen, und später machte auch die brit. Regierung den Versuch, die span. Herrschaft in Buenos-Ayres zu erschüttern. Beide Unternehmungen blieben jedoch ohne Erfolg. Immer lauter regte sich in den span. Colonien das Verlangen nach einem bessern Zustande, je mehr die Schwäche der Regierung des Mutterlandes in ihren Verhältnissen zu Frankreich hervortrat. Als die königl. Familie

in Bayonne auf die Krone Spaniens und Indiens Verzicht geleiſtet, unterwarfen ſich zwar die Vicekönige und Generalkapitäne in den Colonien, mit Ausnahme des Vicekönigs von Mexico, Napoleon's Beſchlüſſen, aber das Volk widerſetzte ſich und verbrannte die franz. Bekanntmachungen. Auch die ſpätern Verſuche Napoleon's ſcheiterten, ungeachtet man ihnen polit. Rechte zuſicherte. In Caracas erklärte ſich das Volk geradezu im Juli 1808 für den König Ferdinand VII., und man errichtete Junten in Montevideo, Mexico, Caracas und andern Hauptſtädten, die ſich der Junta in Sevilla anſchloſſen. Die meiſten ſpan. Statthalter, ſtatt dieſe Bewegung klug zu leiten, widerſetzten ſich aber den erſten Aeußerungen der polit. Selbſtändigkeit des Volks. Als der Vicekönig von Neugranada die Junta zu Quito 1809 mit Gewalt auseinandertrieb und ungeachtet der verſprochenen Amneſtie die Vaterlandsfreunde in Quito verhaften und viele derſelben im Gefängniſſe ermorden ließ, entſchied dieſes Ereigniß den Abfall der Colonien, zumal man in Amerika nach der Eroberung von Sevilla die Unterwerfung unter Napoleon's Gewalt für gewiß hielt und dem Schickſale des Mutterlandes zu entgehen wünſchte. Caracas und die Inſel Margarita gaben die Loſung. Die Junta zu Caracas legte ſich 1810 die Gewalt und den Namen einer Hohen Junta bei, übte aber die Regierungsgewalt noch immer in Ferdinand's VII. Namen aus. Die ſpan. Oberbeamten wurden als verdächtig abgeſetzt. Dem Beiſpiele von Caracas folgten in demſelben Jahre die Junten zu Buenos-Ayres, Bogota und in Chile. Schon 1809 hatte ſich in Mexico eine Regierung im Namen Ferdinand's VII. gebildet; der Vicekönig, der ſich auf die Seite der Unabhängigkeitsfreunde neigte, war von den Altſpaniern überfallen und als Verräther behandelt worden. Der neue Vicekönig Venegas ſuchte an der Spitze der europ.-ſpan. Partei den Gehorſam gegen die Regentſchaft und die Cortes zu Cadiz zu ſichern, aber die Verfolgung der Freiſinnigen reizte zur Revolution, und unter der Leitung des Pfarrers zu Dolores, Miguel Hidalgo y Caſtillo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, brach im Sept. 1810 der Aufſtand aus, der bald zahlreiche Scharen unter die Waffen brachte, an deren Spitze ſich Hidalgo der Hauptſtadt näherte. So griffen die Bewegungen in allen Colonien im erſten Jahre der Revolution ineinander und unterſtützten ſich gegenſeitig. Die Schritte der Cortes zu Cadiz reizten die Colonien zur Verfechtung ihrer Unabhängigkeit. Sie hatten zwar ſchon im Oct. 1810 die bürgerliche Gleichheit der Amerikaner anzuerkennen beſchloſſen und ihnen das Recht zugeſtanden, wie die Bewohner der Halbinſel durch einen Abgeordneten auf 50000 Seelen vertreten zu werden. Als man aber zur Ausführung dieſes Grundſatzes ſchreiten wollte, ſahen die Cortes, daß die amerik. Repräſentanten nach jenem Maßſtabe zahlreicher ſein würden als die ſpaniſchen, und verfügten daher, daß kein Abkömmling aus amerik. Blute Bürger ſein oder Repräſentant werden oder ſelber repräſentirt werden ſollte, um dadurch den ſpan. Abgeordneten das Uebergewicht zu ſichern. Caracas gab auch diesmal wieder die Loſung zum Kampfe für die Unabhängigkeit. Miranda erhob Ende 1810 die Fahne der Befreiung, und im Juli 1811 erklärte der Congreß zu Venezuela ſeine Unabhängigkeit im Namen der ſieben vereinigten Staaten Caracas, Cumana, Barinas, Barcelona, Merida, Truxillo und Margarita. Zugleich verkündete er eine Verfaſſung nach dem Muſter der nordamerikaniſchen. Ebenſo kräftig hatte ſich der Geiſt der Unabhängigkeit ſeit dem Ausbruche des Aufſtandes in der Hauptſtadt Buenos-Ayres im Mai 1810 in den Colonien am Platafluß erhoben, wo das Volk durch Bildung und Charakter über die meiſten Colonialvölker Amerikas hervorragte. Nur in Mexico waren die erſten Unternehmungen der Freunde der Unabhängigkeit unglücklich. Der Vicekönig verwarf alle Vergleichsvorſchläge und der ſpan. General Calleja benutzte Hidalgo's Unſchlüſſigkeit und ſchlug die Mexicaner im Mai 1811. Die Grauſamkeit des Siegers entzündete jedoch von neuem den Aufſtand. Vergebens hatte die engl. Regierung bei ihrer Verbindung mit den Cortes ſich bemüht, die Colonien dem Mutterlande zu erhalten. Die Cortes nahmen auch 1811 die von Engländern angebotene Vermittelung an, verwarfen aber die Vorſchläge der engl. Regierung und der amerik. Abgeordneten in Spanien, beſonders die Gewährung des freien Handels, den England für ſich und das ſpan. Amerika verlangte. Der unter den Cortes vorherrſchende alte Monopolgeiſt vereitelte alle Ausſöhnungsverſuche. Die Regentſchaft in Cadiz verfügte eine Sperre gegen die Küſte von Venezuela und ſchickte friſche Truppen ab, um die Colonien mit Gewalt zu unterwerfen. Die empörenden Gewaltthaten Calleja's in Mexico, Monteverde's in Caracas, Goyeneche's in Peru und die Billigung dieſer Grauſamkeiten durch die ſpan. Regentſchaft und die Cortes erbitterten die Amerikaner ſo ſehr, daß ſich 1811 alle Colonien für unabhängig von den Cortes erklärten. Seitdem wurde der Kampf hauptſächlich auf vier Schauplätzen, in Caracas und Neugranada, in Buenos-Ayres und dem angrenzenden Chile, in Mexico und ſpäter in Peru, geführt, wo

auf ungeheuerm Raume meiſt kleine Heere mit wilder Erbitterung für oder gegen die Unabhängigkeit eines Welttheils ſtritten, bis das J. 1824 eine große Entſcheidung brachte, welche die polit. Selbſtändigkeit der neugebildeten Staaten begründete. Die Geſchichte des andern Haupttheils von S., der portug. Colonien, geht in der Geſchichte von Braſilien (ſ. d.) auf. Vgl. Torrente, «Historia general de la revolucion moderna hispana-americana» (3 Bde., Madr. 1829 fg.); Röding, «Der Freiheitskampf in S.» (Hamb. 1830); Kottenkamp, «Der Unabhängigkeitskampf der ſpan.-amerik. Colonien» (Stuttg. 1838); derſelbe, «Geſchichte der Coloniſation Amerikas» (Bd. 1, Frankf. 1850); Gervinus, «Geſchichte des 19. Jahrh.» (Bd. 3, Lpz. 1858). Das Hauptwerk für die Geographie und Statiſtik S.s iſt jetzt Wappäus' «Mittel- und Südamerika» (Heft 1—8, Lpz. 1858—67).

Sudân oder Beled-es-Sudan, d. h. Land der Schwarzen oder Negerland, iſt ſchon ſeit dem Mittelalter der gemeinſame Name für die ungeheuere Länderſtrecke Centralafrikas, welche ſich von der Wüſte Sahara ſüdwärts bis gegen den Aequator hin ausbreitet. Neuere Geographen unterſcheiden Hochſudân und Flachſudân. Manche rechnen auch Senegambien (ſ. d.) dazu. 1) Der Hochſudân erſtreckt ſich von den Quellgebieten des Niger, Senegal und Gambia bis gegen den obern Nil, jedenfalls bis ſüdlich vom Tſchadſee, und umfaßt die hinter den meiſt flachen Küſten von Nordguinea und Senegambien aufſteigenden Gebirgs- und Plateaulandſchaften des Kong und vom obern Senegambien, die Reiche der Aſchanti, von Dahomeh ſowie die der Mandingo, Hauſſa und Fulah, die ſich alle durch reichliche Bewäſſerung, prachtvolle Urwaldung, üppige Vegetation, überhaupt durch eine Fülle von tropiſchen Producten und Gold auszeichnen. 2) Flachſudân, auch Nigritien, d. h. Negerland oder Nigerland, von den Eingeborenen aber Beled-el-Tekrur, d. h. Land der zum Islam Bekehrten, genannt, erſtreckt ſich an den nördl. Abfällen des hohen S. oſtwärts bis Kordofan und bildet die Uebergangsſtufe zur Wüſte. Dieſer ſog. flache S. iſt theils Ebene, theils wellenförmiges, zum Theil ſogar von eigentlichen Bergzügen unterbrochenes Hügelland. Seine Lage zwiſchen dem waſſerloſen Sandmeer der Wüſte, deren Rand gleichſam ſeine Nordküſte bildet, und den ſchwer überſteigbaren Hochländern im Süden, verbunden mit dem für Fremde mörderiſchen Klima, der Wildheit und Raubſucht ſeiner Völker, machen ihn zu einem der unzugänglichſten Länder, um deſſen nähere Kenntniß ſich vorzüglich die Reiſenden Mungo Park, Laing, Denham, Clapperton, Caillié und Lander, in neuerer Zeit die Deutſchen Overweg, Barth, Vogel, von Beurmann, Rohlfs verdient gemacht haben. Im Norden erhebt ſich das Land allmählich zum Wüſtenplateau. Weiter im Süden dagegen iſt reichliche, zum Theil überreiche Bewäſſerung, und es beginnt ein wahres Culturland. Der Niger mit ſeinen vielen Nebenflüſſen und der große Tſchadſee mit ſeinen Zuflüſſen Schari im Süden und Komadugu im Weſten bilden große und reiche Waſſerſyſteme, jener im Weſt-, dieſer im Oſtſudân. In den Landſchaften ſüdlich vom Tſchadſee liegen die Quellen beider Waſſerſyſteme nahe beieinander. Dort erhebt ſich die Mandara- oder Wandalakette bis zu 3000 F. Dieſe Erhebungslinie bildet anſcheinend die Waſſerſcheide und hat eine durchſchnittliche Höhe von 2000 F. Jenſeit des Binue ſteigt der Alantika in Adamaua 9—10000 F. hoch empor, erreicht jedoch die Region des ewigen Schnees nicht. Das Klima iſt hier, in der Nähe der Wüſte und des Aequators, natürlich ſehr heiß. In der ſog. Winterzeit fällt jedoch das Thermometer nachts nicht ſelten unter den Gefrierpunkt. Dieſe Contraſte, verbunden mit anhaltenden Ueberſchwemmungen und den Miasmen der Sümpfe, verurſachen Fieber, die ſelbſt den Einheimiſchen verderblich ſind. Der Boden iſt mit reichem tropiſchem Pflanzenwuchſe bedeckt. Ueberall wachſen die mächtigen Adanſonien auf den unüberſehbaren Grasebenen, erſcheinen üppige Tamarinden- und Mimoſenwälder, baumartige Euphorbien, die Delebpalme, die Dumpalme, ſeltener die Dattelpalme, im Oſten der Wollbaum. Cultivirt werden Weizen, Reis, Mais, Durrahirſe, Bohnen und andere Hülſenfrüchte, Zwiebel- und Gurkengewächſe, Hanf, Taback, Baumwolle, Indigo, rother Pfeffer, Koriander u. ſ. w. Man zieht Rindvieh, Schafe, Eſel und Pferde, Zibethkatzen in Käfigen, am Rande der Wüſte auch Kamele. Es finden ſich hier Elefanten, Rhinocerosſe, Flußpferde, Löwen, Panther, Hyänen, Schakals, Strauße, mancherlei andere Vögel mit Prachtgefieder, Fiſche, große Amphibien und Inſekten aller Art, auch Krokodile und Schlangen. An Mineralien iſt die Ebene arm, viel reicher das Berglaud. Am häufigſten kommen Eiſen- und Kupfererze vor, ſeltener Gold, Blei, Zinn, Salpeter und Schwefel; Salz muß aus den Oaſen der Wüſte eingeführt werden.

Die Bevölkerung beſteht theils aus alteinheimiſchen Negerſtämmen mit ſehr vielen Sprachen, theils aus Fulde oder Fellatah. Sie ſind entweder Mohammedaner, die nächſt den hier und da vorhandenen Arabercolonien den civiliſirteſten Theil der Bevölkerung bilden; oder rohe und wilde

Heiden. Neben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei treiben die civilisirtern Einwohner mancherlei Gewerbe. Am ausgebreitetsten ist die Verarbeitung der Baumwolle und die Indigofärberei durch die Weiber, auf denen auch die Last der Feldarbeit ruht. Außerdem liefert der westliche S. eine Reihe künstlicher Stoffe, die Sudänstoffe, die in die Oasen der Wüste und selbst auf die Märkte von Marokko kommen. Von geringer Ausdehnung ist der Bergbau und das Hüttenwesen. Der S. hat nach allen Richtungen einen sehr ausgedehnten Ein- und Ausfuhrhandel, besonders nach Norden, der, wie in der Sahara, fast durchgängig durch Karavanen betrieben wird, indem die großen Verkehrswege sich an die im Westen, Süden und Norden anschließen. Zu den wichtigsten Handelsplätzen gehören Sego, Baumaku, Sansading, Dschinnie, Timbuktu, Sokoto, Katsena, Kano, Kuka, Rabbah, Wara. Die Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle, Elfenbein, Korkidan oder Rhinocoroshörner, feine Wolle, Straußfedern, Zibeth, Sudángummi (Räucherwerk), Gummikopal, Asa foetida, vorzügliche Senna, Guro- oder Kolonüsse, Kaffee, Paradieskörner, Cardamomen, Tamarinden, Eben- und Sandelholz, Indigo, Häute, blaue und blaugestreifte Baumwollzeuge, Seiden- und Halbseidenstoffe (Sudánstoffe), Matten, Leder, Lederarbeiten, vor allem aber Palmöl, Gold und Sklaven. Das Gold hat seinen Hauptmarkt im Westen zu Dschinnie und Timbuktu, im Osten in Darfur und kommt theils als Goldstaub (Tibber), theils verarbeitet in Ringen und Schmucksachen in den Handel. Für den Sklavenhandel war S. von jeher der Hauptstapelplatz, von wo aus die Waare nach allen Weltgegenden versendet wurde. In vielen Theilen des Innern überwiegt die Zahl der Sklaven die der Freien sehr bedeutend. Die wichtigsten Importartikel sind: baumwollene Kleidungsstoffe, fast ausschließlich brit. Ursprungs, franz. Seide, Leinwand, alle Arten von feinen Tüchern, nordafrik. Teppiche, wollene Mäntel (Haiks aus Fez), Gürtel von Wolle und Seide, Sammt, seidene Taschentücher, Glasperlen, Eisenbarren und Eisenwaaren (namentlich auch Flinten und andere Waffen), theils aus England, theils aus Nordamerika, in großer Menge auch aus Deutschland (besonders aus Solingen, über Aegypten), viele kleine Schmucksachen, Nürnberger Waaren, Papier, Pulver, Blei, Salz, kupferne und zinnerne Geräthschaften, Kämme, gefärbtes Leder und Tabak aus Marokko, Gewürze aus Ost- und Westindien, Kaffee, Cacao, Zucker, Pferde, Kauris aus Ostindien. Die allgemeinsten Tauschmittel im Handel sind entweder Kauris oder eine andere Art im Niger bei Timbuktu gesichter Süßwasserschnecken, dann Stücke baumwollener Zeuge und Goldstaub. Als Scheidemünze dienen in den kleinen Reichen längs dem Westrande des Niger Gurunüsse, in Darfur kleine Ringe von Zinn. Hinsichtlich der Verfassung ist in den zahlreichen, an Größe und Macht sehr verschiedenen Reichen oder Sultanaten das Princip der Erbmonarchie in sehr strengen Formen herrschend. Die größten und bekanntesten dieser Staaten und Ortschaften sind von Westen gegen Osten folgende: Bambara (s. d.), die Reiche der Fellata (s. d.), ferner Bornu (s. d.), Baghirmi (s. d.) und Wadai (s. d.) sowie Darfur (s. d.).

Südaustralien (South-Australia), eine brit. Colonie auf der Südküste Australiens, erstreckt sich vom Cap Adieu bis zur Mündung des Glenelg oder bis zur Grenze der Colonie Victoria, landeinwärts bis zu 26° südl. Br. und umfaßt ein Areal von etwa 17900 Q.-M. Die Küste, deren Entwickelung 375 M. beträgt, läuft zuerst östlich, wendet sich vom Cap Adieu gegen Südosten und ist hier zwar ebenso öde und dürr, aber nicht mehr so völlig schutz- und hafenlos wie im Westen. Bei Cap Catastrophe, der Südspitze der Halbinsel Eyria, beginnt der gegen 50 M. nach Norden reichende einförmige Spencersgolf, an dessen Eingang mehrere Eilande und im Westen Port-Lincoln, der beste Hafen Australiens, freilich in öder Gegend, liegt. Weiter südöstlich, jenseit des Cap Spencer, der äußersten Spitze der Halbinsel York, dringt der kleinere St.-Vincentgolf in das Festland ein, und vor demselben, jenseit der Investigator- und Backstairstraße, liegt die lange Felseninsel Känguruh, die 82 Q.-M. umfaßt. Bei Cap Jervis, der Südspitze der Halbinsel Hindmarsh, am Osteingang des St.-Vincentgolfs, wendet sich die Küste erst gegen Osten und bildet hier die Encounterbai, in deren Hintergrunde der große, mit dem Meere in Verbindung stehende Victoria- oder Alexandrinasee liegt, in den bei Wellington der Murray mündet. Von diesem See erstreckt sich die Küste südsüdostwärts bis Cap Northumberland, dann ostwärts bis zur Mündung des Glenelg. Der südöstl. Theil des Landes ist gebirgig. Dies Bergland besteht aus nördlich ziehenden Reihen, deren Spitzen die Höhe von 3000 F. übersteigen, und die an Metallen, besonders an Kupfer, sehr reich sind. Im südl. Theile umschließen die Berge gutbewässerte, fruchtbare Thäler, und auch das Küstenland am St.-Vincentgolf und die Ebenen nach Murray hin sind reich und culturfähig. Im Norden wird das Land trocken mit sandigen und steinigen Flächen; überhaupt leidet die Provinz entschieden an Wassermangel. Die Gebirgsketten werden vorzugsweise von Ur- und Uebergangs-

gestein gebildet, und von den Flötzbildungen finden sich blos die ältesten bis zur Kupferschiefer-formation herab, in welcher die reichen Kupfergruben des Landes liegen. Das Klima ist mild und gesund. Ein Drittel des Jahres wehen kühlende, regenreiche oceanische Südwestwinde, die auf Ackerbau und Viehzucht günstig einwirken. Man hat hier eigentlich nur Frühling und Sommer; der sog. Winter ist ohne Frost und kleidet das Land nur mit neuem Grün. Die Regenzeit fällt zwischen Mitte Mai und Anfang Oct.; vom Oct. an nimmt die Wärme bis zum Febr., dem wärmsten Monat, zu. Die höchste Temperatur im Febr. ist 37° R.; die Juli-temperatur schwankt zwischen 15° und 2° R. Heftige Regengüsse, Gewitter und, besonders im Sommer, verheerende Hagelstürme sind häufig; eine Landplage sind die glutheißen Landwinde. Die Flora und Fauna ist im ganzen die des außertropischen Australien. Das Küstengebiet der Colonie nebst ihren Golfen wurde erst 1803 von dem engl. Kapitän Flinders, dann bald darauf von dem franz. Admiral Baudin entdeckt, nach jenem Flinderesland, von diesem Napoleonsland, im südwestlichsten Theile Freycinetsland genannt. Aber erst 1830 machte Sturt auf die Vorzüge des Landes zur Gründung einer Colonie aufmerksam, sodaß endlich 1834 eine Colonisationsgesellschaft in England zusammentrat, welche durch Verkauf des noch herrenlosen Landes einen Auswanderungsfonds gründete, durch den die Cultur des Landes ermöglicht ward. Am 15. Aug. 1834 erschien eine Parlamentsacte, welche S. zu einer brit. Provinz erhob, eine Commission zur Ausführung der Acte einsetzte und die Ansiedelung deportirter Verbrecher ausschloß. Die ersten Auswanderer mit dem Gouverneur verließen Europa um die Mitte 1836 und langten 26. Dec. am St.-Vincentgolf an. Nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten begann gegen 1841 die blühende Entfaltung der Colonie, die noch immer fortdauert. Die Colonie ist in die Grafschaften Adelaide, Hindmarsh, Gawler, Light, Sturt, Eyre, Stanley, Flinders, Russell, Victoria, Frome, Burra, Robe und Grey eingetheilt, welche sämmtlich in dem Raume zwischen dem Murray und den Golfen St.-Vincent und Spencer liegen. Die Zahl der Einwohner, hauptsächlich Engländer und Deutsche, belief sich 1839 auf 12000, 1866 auf 170000 Europäer, darunter 10000 Deutsche. Ackerbau, Gartenbau, Weincultur und Viehzucht sind in außerordentlicher Zunahme. In den J. 1838—66 war die Zahl der Schafe von 28000 auf 3,779000, die der Rinder von 2500 auf 158000, die der Pferde von 480 auf 74000 gestiegen. Seit 1843 sind wunderbar ergiebige Kupferminen entdeckt, von denen 60 bearbeitet werden. Es wurden 1860 65500 Ctr. Kupfer und 7000 Tons Erz, besonders aus den Minen von Wallaroo, zwischen dem Murray und Mount-Rosa, ausgeführt. Die Ausfuhr der drei J. 1863—66 belief sich im Werthe auf 3 Mill. Pfd. St. Auch auf silberhaltiges Blei wird gebaut, und 1866 fand man auch Petroleum sowie ein Zinnlager auf der Känguruh-Insel. Eisen ist wegen Mangel an Steinkohlen fast ganz werthlos. Seit 1850 nahm dagegen, nicht ohne Störung der landwirthschaftlichen Verhältnisse, die Ausbeutung der in dem Boden und den Alluvionen der Flüsse, besonders in dem District Adelaide vorhandenen reichen Goldlager ihren Anfang. Manufacturen und Fabriken sind in der Entfaltung begriffen. Der Handel zeigt sich schon überaus blühend und nimmt jährlich an Ausdehnung zu. Die Einfuhr betrug 1865 bereits 3 Mill. Pfd. St., die Ausfuhr $2^3/_4$ Mill. (Wolle, Kupfer, Weizen und Mehl). In sittlicher Beziehung nimmt S. unter allen austral. Colonien den ersten Rang ein; besonders zeichnen sich durch Gewerbfleiß, Nüchternheit, Unabhängigkeit und eine gewisse Wohlhabenheit die Deutschen aus. Die Verwaltung der Colonie liegt nach der 1850 in das Leben getretenen Verfassung in den Händen eines Gouverneurs. Diesem zur Seite steht eine gesetzgebende Versammlung und eine executive Behörde in höchster Instanz. Die Rechtspflege erfolgt nach engl. Gesetzen. Hauptstadt und Mittelpunkt der Regierung ist Adelaide (s. d.), mit der durch Eisenbahn Port-Adelaide verbunden ist, der Mittelpunkt des ganzen Seehandels. Taunda, 10 M. nördlich von Adelaide, ist eine ausschließlich deutsche Stadt, mit 2000 E. und lebhafter mercantilischer Regsamkeit. Klemzig, Hahndorf, Lobethal, Bethanien, Langmeil, Rosenthal u. s. w. sind von aus Preußen ausgewanderten Lutheranern angelegte Dörfer; andere deutsche Gemeinden sind Blumberg, Grünthal, Neu-Klausthal. Vgl. Heising, «Südaustralien» (Berl. 1852); derselbe, «Die Deutschen in Australien» (Berl. 1853); Forster, «South Australia, its progress and prospects» (Lond. 1866).

Südcarolina, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen Nordcarolina im N., dem Atlantischen Ocean im SO., Georgia im SW. gelegen, von letzterm Staate durch den Savannahfluß getrennt, hat ein Areal von 1420 Q.-M., wovon 1850 etwas über 300 Q.-M. cultivirt waren. Die Küste ist mit einer großen Zahl Sandlagunen und kleinen Inseln besäet, zwischen welchen und dem Meere jedoch die Schiffahrt wegen des tiefern Fahrwassers nicht, wie

in Nordcarolina, gehemmt ist. Das Tiefland, welches 17—22 M. weit in das Innere reicht, ist mit ungeheuern Fichtenheiden, Pine-Barrens genannt, bedeckt, zwischen welchen Sümpfe und Moräste, aber auch fruchtbares Marschland liegen. Die Ufer der größern Flüsse, des Pedee, des Santee, der aus dem Wateree und dem Congaree entsteht, des nördl. und südl. Edisto sowie die der Baien dieses Landstrichs sind von fruchtbarem Boden umgeben, der Baumwolle und Mais in Menge producirt. Das Marsch- und Sumpfland eignet sich hier besonders zu Reisplantagen; auf den Strandinseln wächst vorzügliche Baumwolle, die sog. Sea-Island. Weiter aufwärts folgt das sog. Mittelland, ein 10—13 M. breiter Saudstrich mit einzelnen fruchtbaren Stellen, dann das Oberland oder die sog. Ridge. Diese ganze Ridge ist fruchtbar, hat herrliche Scenerien und klares Wasser. Den Nordwesten des Staats durchziehen die Alleghanies in mehrern Ketten und erheben sich im Tafelberge zu 3752 F. Die Hauptproducte des Landes sind Baumwolle, Reis, Taback und Mais; nur von den erstern beiden wird ausgeführt. Das Gebirgsland ist reich an Metallen und liefert Gold, Blei, besonders aber Eisen. S. war einer der reichsten Plantagenstaaten, ist aber durch den Bürgerkrieg, der 1861 hier ausbrach, und durch die infolge desselben herbeigeführte Aufhebung der Sklaverei einer so tiefgreifenden Umwälzung seiner socialen und ökonomischen Verhältnisse entgegengeführt worden, daß erst nach Jahrzehnten die vom Kriege verursachte Zerrüttung überwunden werden kann. Nach dem Census von 1860 betrug die Ausfuhr 21,205337, die Einfuhr nur 1,569570 Dollars. Der innere Verkehr wird durch die Wasserstraßen der Flüsse sowie durch Kanäle (10½ M.) und Eisenbahnen (194 M.) befördert. Banken zählte man 1860 20, deren Kapital 14,952486 Doll. betrug. Die Staatsschuld belief sich auf 7,742996 Doll. Der Staat zählte 1850 668507, 1860 nur 703708 E., darunter 402406 Sklaven. Die Bewohner bekennen sich meist zu den Lehren der Baptisten, Methodisten und Presbyterianer. Die erste Niederlassung in S. wurde 1670 unter Gouverneur Sayle zu Port-Royal gegründet; 1671 siedelte man in die Gegend von Charleston über, das aber erst 1680 gegründet wurde. Dazu kam 1690 eine Colonie franz. Emigranten, von welchen ein nicht geringer Theil der achtbarsten Einwohnerschaft abstammt. 1701 wurde die engl. Kirche gesetzlich als Staatskirche eingeführt; 1712 machten die Colonisten hier, wie in Nordcarolina, der Grundherrenherrschaft ein Ende und bildeten eine eigene Verfassung. Das brit. Geheime Conseil sanctionirte 1720 dies Verfahren, und 1729 kaufte das Parlament den Grundherren das Land ab. Dasselbe wurde jetzt in Nord- und Südcarolina getheilt. Man widerstand frühzeitig den Eingriffen des Mutterlandes und nahm regen Theil am Freiheitskriege. Die Verfassung des Staats wurde 1775 angenommen und 1790 verbessert; die Unionsverfassung wurde 23. Mai 1788 angenommen. An der Spitze des Staats, der in 30 Grafschaften (hier Districte genannt) eingetheilt ist, steht ein Gouverneur, der auf zwei Jahre gewählt wird. Seine Wahl wie die ganze gesetzgebende Gewalt ist in den Händen der General-Assembly, die aus einem Senat von 45 und einem Repräsentantenhause von 124 Mitgliedern besteht. Die Senatoren werden auf vier (mit zweijähriger Erneuerung zur Hälfte), die Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Zum Congreß schickte der Staat zwei der ersten und fünf der letztern. Höhere Unterrichtsanstalten hat S. sechs, darunter die bedeutendste das 1804 gegründete South-Carolina-College zu Columbia, mit welchem ein theol. Seminar verbunden ist, und das 1785 gestiftete Charlestoncollege. Die polit. Hauptstadt ist Columbia (s. d.), die bevölkertste und als Hauptausfuhrhafen die bedeutendste Stadt aber Charleston (s. d.), welche, wie auch Columbia, durch den Krieg außerordentlich gelitten hat.

Süden, s. Mittag.

Südermanland, s. Södermanland.

Sudeten, das bedeutendste Gebirge Deutschlands außerhalb der Alpen, beginnen an der nur 800 F. hohen Ebene, welche, eine Einsenkung oder Gebirgslücke zwischen dem deutschen und karpatischen Hochlande bildend, von dem Nordostlaufe der Oder und der gegen West zur March fließenden Beczwa durchströmt sowie von der österr. Nordbahn durchzogen wird, und erstrecken sich von da gegen Nordwesten bis zum Elbdurchbruch oberhalb Pirna, sodaß auf der östl. Seite Schlesien und die Lausitz, auf der westlichen Mähren und Böhmen liegen. Ihre Länge beträgt 42, ihr Breite 4—6 M. Die S. bilden keinen fortlaufenden Rücken, denn nur in der Mitte des ganzen Zugs, im Riesen- und Isergebirge, ist ein undurchbrochener wallartiger Kamm, während die Enden, sowol im Südosten wie im Nordwesten, mehr aus breiten plateauartigen Berglandschaften mit getrennten Bergzügen und einzelnen Kuppen bestehen. Granit, Gneis, Glimmerschiefer und Porphyr sind die Urfelsarten dieses Gebirgs, an welche sich die Uebergangs- und Flötzgebirgsarten, namentlich die Basalt- und Kohlenformationen an den Abhängen auflagern.

Außerdem ist es reich an Mineralien, besonders an Metallen, wohin Eisen, Blei, Kupfer, Zink und in geringerm Maße Zinn, Kobalt, Spießglanz, Silber und Gold gehören. In den untern Regionen gibt es fruchtbare Aecker und schöne Wiesen; die Höhen von 2000 bis über 3000 F. sind durchwaldet, fast durchweg mit Nadelholz; die höchsten Kämme sind kahl oder tragen Knieholz; die Kuppen stehen nackt, mit Moos, meist mit Rollsteinen bedeckt. In den herrlichen Thälern finden sich nicht selten stundenlange Dörfer mit fleißigen, gewerbsamen Bewohnern. Die Wasser fließen auf der Ostseite größtentheils in die Oder, einige im Norden in die Elbe, die auf der Westseite in die March und Elbe. Die einzelnen Theile des vielgliederigen Gebirgszugs sind von Südosten gegen Nordwesten: 1) die eigentlichen S. oder das Mährisch-Schlesische Gebirge bis gegen die Schlesische Neisse hin, und zwar a) das Mährische Gesenke, eine niedere Berglandschaft mit Steilabfall zu der erwähnten Gebirgslücke und mit Hügeln von 1000—1200 F. und einzelnen Kuppen von mehr als 2000 F., wie der Sonnenberg bei Hof in Mähren (2430 F.), und b) das Altvater- oder Mährische Schneegebirge, welches nordwärts bis zum Paß von Freiwaldau nach Goldenstein reicht, ein wirkliches Gebirgsland, ähnlich dem Harz, mit hohen, durch tiefe Spalten getrennten Bergmassen und theils kahlen, theils moosbedeckten Kuppen von mehr als 4000 F. Höhe, wie dem Großen Altvater von 4584, der breiten, bis 4491 F. hohen Janowitzer Heide mit dem 4291 F. hohen Hirschkamme, dem Kleinen Altvater von 4113, dem Glaserberge oder Köpernikstein von 4337, der Hochschar von 4134 F. u. a. 2) Das Glatzer Gebirgsland, zu beiden Seiten der obern Neisse, ein Gebirgsviereck, dessen Inneres der Glatzer Gebirgskessel genannt wird, aber eigentlich ein 1000—1200 F. hohes Hügelplateau bildet und von vier höhern Randgebirgen umschlossen wird: im Süden vom Glatzer Schneegebirge mit dem Großen oder Glatzer Schneeberg, 4347 F.; im Nordosten vom Reichensteiner Gebirge oder Schlesischen Grenzgebirge mit dem Heidelberg, 2950 F., und dessen Fortsetzung jenseit des Neissedurchbruchs, dem Eulengebirge mit der Hohen Eule, 3075 F.; im Südwesten vom Habelschwerter Gebirge, der Hohen Mense, 3276 F., und den jenem parallelen westlichern Böhmischen Kämmen, dann, jenseit des Passes von Reinerz, vom Heuscheuergebirge mit der Großen Heuscheuer (2837 F.), einem vielzerklüfteten Sandsteinkamme; im Norden vom Schweidnitzer Gebirge oder Hochwaldgebirge, einer reizenden Berglandschaft mit dem Heidelberg (2926 F.), dem Spitzberge (2698 F.) und Hochwald (2588 F.); östlich von Schweidnitz erhebt sich die isolirte Kuppe des Zobten (2226 F.). 3) Das Riesengebirge (s. d.), mit der Riesen- oder Schneekoppe, dem fast 5000 F. hohen Culminationspunkte des ganzen Sudetengebirgs. 4) Das Isergebirge, bestehend aus vier parallelen Kämmen, deren höchster, der Hohe Iserkamm, im Nordwesten mit der 3462 F. hohen Tafelfichte endet. 5) Das Lausitzer Gebirge oder die Lausitzer Bergplatte, zwischen der Lausitzer oder Görlitzer Neisse und der Elbe, eine Plateaufläche von 1000 F. mittlerer Höhe, auf welcher sich neben dem in der Mitte gegen Nordwesten gerichteten, ziemlich zusammenhängenden Hauptzuge weite Berg- und Hügellandschaften ausdehnen, mit dem Jeschkenberge, 2973 F., südwestlich von Reichenberg, der Hohen Lausche, 2469, im Südwesten von Zittau, dem Hochwald, 2366, dem Spitzberg, 2196 F., und mit vielen am Nord- und Südfuß zerstreuten, 1200—2200 F. hohen Kegelbergen, z. B. der Landskrone bei Görlitz (1335 F.). Am Westende dieses Lausitzer Plateau liegt das niedrigere, aber vielfach zerklüftete Elbsandsteingebirge oder die Sächsische Schweiz (s. d.). Vgl. die Reisehandbücher von Scharenberg (3. Aufl., Bresl. 1862) und Krebs (2. Aufl., Bresl. 1856).

Südliches Kreuz, ein Sternbild auf der südl. Himmelskugel zwischen 12 und 13 Uhr Rectascension und 54—65 Grad südl. Declination, zeichnet sich durch vier in Kreuzform stehende helle Sterne vortheilhaft aus und wird von A. von Humboldt als besonders am südl. Himmel hervorragend und schön geschildert. Die Constellation ist im 16. Jahrh. von holländ. Seefahrern (man weiß nicht genau von wem) eingeführt. Für unsere Breiten ist dies Sternbild nicht sichtbar, man sieht es jedoch schon im nördl. Afrika, besonders in Aegypten.

Südpolarländer oder Antarktische Länder werden alle diejenigen Länder, Inseln und Küsten genannt, welche in dem südl. Ocean innerhalb oder doch in der Nähe des südl. Polarkreises liegen. Die Existenz eines sog. antarktischen Continents muß mit Recht bezweifelt werden, da die geringe Ausdehnung der bisher berührten Gestade durchaus nicht auf ein geschlossenes Land, sondern eher auf einzelne Inseln schließen läßt. Die Vorstellung eines südl. Festlandes ist mehr als 2000 J. alt. Zuerst sprach der Chaldäer Seleukos den Gedanken aus; ihm folgte der griech. Geograph Ptolemäus. Seitdem im 15. Jahrh. dieser die unumstößliche Autorität aller Geographen wurde, tauchte auch seine «Terra australis incognita» von neuem auf und wurde auf

allen Karten angegeben. Man bewies ſogar die phyſiſche Nothwendigkeit dieſes Feſtlandes, indem man von ſeiner Exiſtenz das Gleichgewicht des Erdballs abhängig machte. Erſt Cook zerſtreute durch die negativen Reſultate ſeiner zweiten Reiſe jenen Glauben in etwas, und die Seefahrer unſers Jahrhunderts haben das ſüdl. Phantaſieland noch mehr eingeſchränkt, ſodaß bisjetzt nur einzelne Bruchſtücke bekannt ſind. Von dieſen tritt am weiteſten nach Norden vor das Trinity- oder Dreieinigkeitsland und Palmersland (1821 von Powell und Palmer entdeckt), faſt bis zu 62° ſüdl. Br. nach Norden vorgeſtreckt, ſüdlich von dieſem aber in der Breite des Polarkreiſes das Grahamsland und öſtlich einer tiefen Einbuchtung, des Kanals Orléans, das 1838 von Dumont d'Urville entdeckte Louis-Philippsland und Joinville's-land, welches durch die Brandfieldsſtraße von der Inſelgruppe Neuſüdſchottland geſchieden iſt. Das Aeußere dieſes Landes bietet eine nackte, felſige, zum Theil vulkaniſche Wüſtenei mit hohen Bergen ohne alle Vegetation, die immer mit Schnee und Eis bedeckt und ſtets ſo von Eis umgeben iſt, daß es ſchwer oder unmöglich, genauer die Küſte zu unterſuchen. Südweſtlich davon liegen in der ſüdl. Breite von 70° die Alexanderinſel, 53° weſtl. L., und die Petersinſel, 73° weſtl. L., die 1821 von Bellingshauſen entdeckt wurden. Erſt mit 162° weſtl. L. wird wieder eine Küſte ſichtbar, die ſich von da an, immer ziemlich in der Richtung des Polarkreiſes, bis zu 255° weſtl. L. zieht und hier mit dem gemeinſamen Namen Wilkesland belegt worden iſt, ohne daß man mit Gewißheit behaupten kann, es ſei ein zuſammenhängendes Land und nicht eine Inſelreihe. Die Hauptentdecker dieſer Küſte ſind Dumont d'Urville und Charles Wilkes, von denen jener zwiſchen 66° und 67° ſüdl. Br. und 200° und 206° weſtl. L. 1840 ein Land fand, welches er Adélieland nannte, dieſer aber weſtlich mindeſtens 5° weit an dem Ufer hinfuhr und hier wieder Land zu ſehen behauptete. Die einzige zuſammenhängende Küſte von größerer Ausdehnung entdeckte James Clark Roß, welcher 1841 und 1842 zwiſchen 72° und 79° ſüdl. Br. über 100 M. weit eine Küſte verfolgte, welcher er den Namen Victorialand oder Südvictoria gab, und auf der er einen 11600 F. hohen Vulkan, welchen er Erebus benannte, unter 193° weſtl. L. und 77° ſüdl. Br., ſowie einen andern erloſchenen, 10200 F. hohen, welchen er Terror nannte, entdeckte. Weiter weſtlich von Wilkesland, zwiſchen 280° und 300° weſtl. L. und 67° ſüdl. Br., finden ſich Kempsland und das 1831 von Biscoe entdeckte Enderbysland. Alle dieſe Länder gleichen in ihrer Natur, ſoweit man ſie beobachten konnte, ganz jenem Dreieinigkeitslande. Außer den genannten Küſten gehören auch noch mehrere Inſeln zu den S. Die bedeutendſten davon ſind das 1675 von Laroche entdeckte und im 18. Jahrh. von Cook unterſuchte, 20 M. lange und 2—3 M. breite Südgeorgien, eine ſtets mit Schnee bedeckte Inſel, faſt ohne alle Vegetation, doch reich an Seevögeln und ſonſt auch an Seeſäugethieren, doch ohne alle Landſäugethiere; ferner ſüdöſtlich von dem vorigen das 1775 von Cook entdeckte, 1819 von Bellingshauſen unterſuchte Sandwichland unter 10° weſtl. L. und 58° bis 60° ſüdl. Br., aus fünf größern und einigen kleinern vegetationsloſen, von ewigem Schnee bedeckten und faſt ſtets in Nebel gehüllten Inſeln beſtehend; endlich die 1822 von Weddell beſuchten, zwiſchen 60° und 61° ſüdl. Br. und 44° und 46° weſtl. L. gelegenen Südlichen Orkaden oder Powells-Inſeln und die 1819 von Smith entdeckte, jedoch ſchon 1599 von Dirk Gerritz geſehene Inſelgruppe von Neuſüdſhetland, die in ihrer Natur ganz dem Sandwichland gleichen. Alle dieſe Inſeln ſowie auch der ſüdlichere Continent ſind ſämmtlich unbewohnt. Vgl. außer den Reiſewerken von Weddell, Dumont d'Urville, Wilkes und James Clark Roß: A. Petermann's «Südpolarkarte» in Stieler's Handatlas (Gotha 1867).

Südpreußen, eine ehemalige Provinz des Königreichs Preußen, die aus Gebieten Polens gebildet war, umfaßte urſprünglich den größten Theil von Großpolen, welcher bei der zweiten Theilung Polens 1793 an Preußen fiel, nämlich die Reſte der Wojwodſchaft Poſen, Gneſen und Inowraclaw, die Wojwodſchaften Kaliſch, Sieradien, Lenczyc, Brzeſc und Plock, Theile von Rawa und das Land Wielun, zuſammen 1014,97 Q.-M. Die Grenzlinie erſtreckte ſich von der ſchleſ. Grenze in der Nähe der Malapane bis zur Pilica, von dieſer über Grottowicz, Sochaczew und Rawa nach der Mündung der Skerniewka in die Bzura und dieſer entlang bis zur Weichſel in der Gegend von Wyszogrod, von dort auf Soldau in Oſtpreußen hin. Später doch wurde das im Oſten der Weichſel liegende Stück von S. zu der aus den Erwerbungen bei der dritten Theilung 1795 gebildeten, 818,53 Q.-M. großen Provinz Neuoſtpreußen geſchlagen, während das ebenfalls 1795 gewonnene, vorher zur Wojwodſchaft Krakau gehörige Herzogthum Sewerien (Siewierz) nebſt der Spitze des Palatinats Krakau an der oberſchleſ. Grenze unter dem Namen Neuſchleſien (40,94 Q.-M.) mit der Provinz Schleſien verbunden wurde. Die Nord- und Oſtgrenze Neuoſtpreußens gegen Rußland bildete bis Grodno hinauf

der Niemen, dann eine von hier in südsüdwestl. Richtung bis zum Städtchen Niemirow am Bug gezogene Linie. Die Südgrenze gegen das von Oesterreich erworbene Westgalizien bildete der Bug bis zur Mündung des Narew, von dort eine Linie bis zur Mündung der Pilica in die Weichsel, dann die Pilica auf ihrem ganzen Laufe. Von den Quellen dieses Flusses bis nach Oberschlesien hin wurde die alte Grenze von Sewerien beibehalten. Die Provinz S. in ihrer letzten Umgrenzung durch Galizien, Schlesien, West- und Neuostpreußen umfaßte fast alle südlich von der Netze liegenden Theile des heutigen Großherzogthums Posen und den von der Weichsel und der Pilica eingeschlossenen Theil des jetzigen Königreichs Polen, 958 Q.-M. mit $1^1/_3$ Mill. E., und war in die Kammerdepartements Posen, Kalisch und Warschau getheilt. 1807 wurde sie zum Großherzogthum Warschau geschlagen, und nur ein kleiner Theil davon, das jetzige Großherzogthum Posen (s. d.), kam 1815 an Preußen zurück.

Sudras bilden die vierte oder unterste Kaste des indischen Staats, welcher sich außer dieser in die Hauptstände der Brahmanen oder Priester, der Kschatrijas oder Krieger und der Waisjas oder Gewerbtreibenden theilt. Während die Waisjas vorzüglich Ackerbauer und Kaufleute sind, beschäftigen sich die S. vornehmlich mit den Handwerken und der Bedienung der obern Stände; sie sind Tischler, Steinmetzen, Schuhmacher, Maler, Schreiber, Tagelöhner, Bediente und bilden den großen Haufen des indischen Volks. Vom Studium der Wedas sind sie ausgeschlossen. Doch gibt es für sie andere Religions- und Sittenbücher, welche verständlicher und anziehender sind, sodaß ihre geistige Bildung durch jene Ausschließung nicht leidet. Die S. sind nach ihren verschiedenen Beschäftigungen in Zünfte getheilt. Jeder Zunft steht ein Altmeister vor, welcher Gerichtsbarkeit zur Schlichtung der Streitigkeiten übt und die Ausstattung der Mädchen besorgt. Wenn S. sich mit Frauen der höhern Stände vermählen, so gehören die Nachkommen auch nur zum untersten Stande. Der Sudra darf sich ebenso wol wie jedes Mitglied der höhern Stände dem Einsiedlerstande hingeben und kann dadurch große Heiligkeit erlangen. Häufig verwechselt man die S. mit den Parias (s. d.), die von jenen gänzlich verschieden sind.

Südsee, Australocean, Stilles Meer (span. Mar pacifico, engl. Pacific Ocean) oder Großer Ocean heißt die große Wasserfläche, welche, 133° in der Breite und 180° in der Länge, zwischen den Westküsten des ganzen Amerika und den Ostküsten Asiens und Australiens sich ausbreitet. Es ist das größte aller Weltmeere, welches an Umfang das gesammte Land des Continents übertrifft und fast den dritten Theil der Erdoberfläche bedeckt. Im Westen grenzt es an das Indische Meer, im Norden mittels der Beringstraße an das nördl. Eismeer, tritt im Osten um das Cap Hoorn herum mit dem Atlantischen Ocean, im Süden seiner ganzen Länge nach mit dem südl. Eismeere zusammen, und umfaßt in dieser ungeheuern Ausdehnung die sämmtlichen Inseln Australiens, die wenigen und im ganzen kleinen Inseln der Westseite Amerikas sowie die bedeutenden ost- und südasiat. Inseln. Die Theile der S. sind: 1) Die Nordsee, bis zum Wendekreise des Krebses, mit veränderlichen Winden, doch vorherrschendem West. Dieselbe umfaßt: im Norden und Westen das Berings- oder Kamtschatkische Meer, das Ochotskische oder Lamutische Meer, das Japanische Meer und Ost- oder Nordchinesische Meer (Tong-Hai) mit dem Gelben Meere; im Osten den Meerbusen von Californien. 2) Die Mittelsee oder das eigentliche Stille Meer, zwischen den beiden Wendekreisen, mit Ostpassatwinden, welches die schönsten und größten Inselgruppen, namentlich auch eine zahllose Menge kleiner Koralleninseln und im Osten die Meerbusen von Tehuantepec, Panama und Guayaquil, im Westen das Carolinische und das Korallenmeer begreift. 3) Die eigentliche Südsee, vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südl. Eismeere, welche nur wenig Inseln enthält, mit veränderlichen Winden, unter welchen die Westwinde vorherrschen. Den größten Theil ihrer Zuflüsse erhält die S. von Asiens Seite her, von wo außer andern Strömen besonders der Amur, der Hoang-ho, der Yang-tse-kiang, der Tschu-kiang oder Si-kiang (Tiger-, Perl- oder Strom von Kanton) und der Me-kong in dieselbe einmünden. Geringer ist der Zufluß von Amerika, welches, weil die Cordilleren in ganz Südamerika und zum Theil auch in Nordamerika nahe an der Westküste hinstreifen, der S. mit Ausnahme des Kwichpak, Fraser, Columbia, Sacramento und des Rio-Colorado, nur unbedeutende Flüsse zusendet. Jahrhundertelang war dieser Ocean, welchen Magellan 1521 zufolge seiner verhältnißmäßig leichten und bequemen Durchschiffung im Vergleich zu dem stürmischen Meer, welches die Südspitze Amerikas umgibt, das «Stille Meer» nannte, seiner ungeheuern Größe wegen gefürchtet. Seine Durchschiffung galt bei den Europäern für ein großes Wagstück und wurde hauptsächlich nur wegen der Verbindung zwischen den span. Colonien Mexico und Manila im nördl. Theile unternommen. Seit den Reisen Cook's und der vervollkommneten Schiffahrtskunde hat jedoch die S. ihre Schrecken verloren.

Für ihre Beschiffung ist indessen die Kenntniß der Strömungen von größter Wichtigkeit. Die bedeutendste ist die große Aequatorial- oder Westströmung innerhalb der tropischen oder Mittelsee, welche in Verbindung mit dem daselbst beständig ebenfalls westwärts wehenden Passatwinde hier die Schiffahrt gegen Westen ebenso sehr erleichtert, als die gegen Osten erschwert. Im nördl. Theile des Oceans herrschen verschiedene, hauptsächlich östl. Strömungen; an der amerik. Küste dagegen tritt eine besondere nach Süden führende auf, die zuletzt in die Aequatorialströmung übergeht. In dem südl. Theile sind die Strömungen überwiegend gegen Norden und Nordosten gerichtet. Es ist dies die große Südpolarströmung, die in den Ocean eintritt und sich endlich mit der Aequatorialströmung vereinigt. Im westl. Theile des Oceans sind zwei Abtheilungen desselben von besonderer Wichtigkeit: das Carolinische Meer, zwischen den Carolinischen Inseln im Norden, Neuguinea, Neubritannien und den Salomonsinseln im Süden, den Philippinen im Westen, den Marshall- und Gilbertinseln im Osten, und das Korallenmeer, zwischen Australien im Westen, Neuseeland, Neucaledonien und den neuen Hebriden im Osten, den Salomonsinseln und der Louisiade im Norden. Beide Meerestheile unterscheiden sich von den östlichen dadurch, daß in ihnen nicht mehr die regelmäßigen Passatwinde und die Aequatorialströmung herrschen, sondern bereits die indischen Monsuns und demnach auch wechselnde Strömungen. Seit 1867 sind regelmäßige Dampferlinien durch den Großen Ocean eingerichtet. Die nördl. Route verbindet San-Francisco in Californien mit Jokuhama, dem Hafen Jedos und mit Shanghai. Die südl. Linie führt von Sidney über Neuseeland nach Panama. Damit ist der Ring der Dampferlinien um den Erdball geschlossen. Merkwürdig ist der Große Ocean, außer seiner zahllosen Menge von Inseln und Inselgruppen und der Unermüdlichkeit der Korallenthiere im Bau von Eilanden und Riffen, auch durch die große Menge von Vulkanen, die sich theils auf den von ihm umschlossenen, theils auf den ihn im Westen begrenzenden ostasiat. und austral., theils auf den im Osten ihn umsäumenden Küstengebirgen von Nordamerika vorfinden. Vgl. (de Brosses), «Histoire des navigations aux terres australes» (2 Bde., Par. 1756); Burney, «Geschichte der Reisen in das Stille Meer bis 1764» (5 Bde., Lond. 1817); Hawkesworth, «Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer» (aus dem Englischen, 3 Bde., Berl. 1774); Domeny de Rienzi, «Océanie ou cinquième partie du monde» (3 Bde., Par. 1836).

Sue (Eugène, eigentlich Marie Joseph), franz. Romandichter, geb. 10. Dec. 1804 zu Paris, Sohn eines Oberchirurgen der kaiserl. Garde, studirte nach dem Wunsche seines Vaters Medicin. Als Hülfswundarzt bei einer von den Compagnien der königl. Leibgardisten angestellt, nahm er auf sein Verlangen Antheil an dem span. Feldzuge von 1823 und wurde bald nachher Marinemilitärarzt. In dieser Eigenschaft machte er einige Jahre hindurch Reisen zur See und befand sich 1828 auch bei der Seeschlacht von Navarino. Mit dem Tode seines Vaters 1829 fiel ihm ein nicht unbedeutendes Einkommen zu, und er legte sein Amt nieder und kehrte nach Paris zurück, wo er sich zugleich auf Malerei und Schriftstellerei verlegte. Nachdem er an einigen Vaudevilles mitgearbeitet, fand er seinen rechten Weg im Seeroman, einem in Frankreich fast unbekannten Genre, wobei ihm die Eindrücke und Erlebnisse seiner Seereisen zu statten kamen. Er veröffentlichte nun rasch nacheinander: «Kernock le pirate» (1830), «Plick et Plock» (1831), «Atar-Gull» (1831), «La Salamandre» (2 Bde., 1832), «La Concaratcha» (4 Bde., 1832—34), «La vigie de Koat-Ven» (4 Bde., 1833), welche Werke durch die farbenreichen, effectvollen Schilderungen des Seelebens schnell populär wurden. Die von Irrthümern und unnöthigen Details angefüllte «Histoire de la marine française au XVIme siècle» (5 Bde., 1835—37) bewies dagegen seine ungenügende Fähigkeit als Geschichtschreiber. S. machte diese Niederlage vergessen durch «Cécile» (1835) und «Le marquis de Létorières» (1839), zwei vortreffliche Novellen, und den großen Roman «Jean Cavalier» (4 Bde., 1840) aus der Geschichte des Aufstandes der Camisarden in den Cevennen. Bisher hatte er in seinen meisten Werken schroffen Scepticismus, tiefe Geringschätzung der niedern Volksklassen, ausschließliche Vorliebe für die altkönigl. Zeit an den Tag gelegt und, die Byron'schen Tendenzen eines gewissen pariser Literatenkreises übertreibend, sich darin gefallen, das elegante Laster zu verherrlichen und jede edle Gesinnung zu verspotten. Von nun an aber wurde er plötzlich anderer Ansicht und stürzte sich mit dem Eifer eines Neubekehrten in sociale und polit. Utopien und Weltverbesserungsprojecte, ohne sich die keckten Erzählungen und grellsten Gemälde zu versagen. Seine socialistisch gefärbten Sittenromane «Mathilde, ou mémoires d'une jeune femme» (6 Bde., 1841), «Les mystères de Paris» (10 Bde., 1842—43) und selbst der «Juif-Errant» (10 Bde., 1844—45) wurden von der «Presse», dem «Journal des Débats» und dem «Con-

stitutionnel» zu beispiellosen Preisen angekauft, mit unermeßlichem Beifall aufgenommen und in zahlreichen Ausgaben, Uebersetzungen und Nachbildungen verbreitet. So sah sich S. in den Rang der beliebtesten Romandichter des Tages gestellt. Von seinen vielen nachfolgenden Werken, um welche sich die Tagesblätter rissen, sind zu erwähnen: «Martin, l'enfant trouvé» (12 Bde., 1847), «Les sept péchés capitaux» (16 Bde., 1847—49), romanhafte Verarbeitung von einigen Grundsätzen des Fourierismus, «Les mystères du peuple» (1849—1856), Geschichte einer Proletarierfamilie in den verschiedenen Culturepochen der Weltgeschichte, ein 1857 vom pariser Assisenhofe als unmoralisch und aufrührerisch verurtheiltes und vernichtetes Werk, «Les enfants de l'amour» (4 Bde., 1850), «La bonne aventure» (6 Bde., 1851), «Fernand Duplessis, mémoires d'un mari» (6 Bde., 1852), «Gilbert et Gilberte» (7 Bde., 1853), «La famille Jouffroy» (7 Bde., 1854), «Les secrets de l'oreiller» (1857), ein nachgelassener Roman. Ohne sonderlichen Erfolg verarbeitete S. auch einige Stoffe aus seinen Romanen für die Bühne. Nach der Februarrevolution von 1848 wollte sich S. als Republikaner von frischem Datum und Socialist aus gutem Herzen directer ans Volk wenden und veröffentlichte in Form von vertrauten Gesprächen eine Art demokratischen Katechismus, «Le berger de Kravan» betitelt, der nur mittelmäßigen Anklang fand. Aus der Constituirenden Versammlung entfernt, wurde er mit Beihülfe der revolutionären Ausschüsse bei der Nachwahl am 28. April 1850 zum Abgeordneten des Seine-Departements in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er sich auf die höchste Bank des Berges setzte. Infolge des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 sah er sich aus Frankreich verbannt, und er ging nun nach Annecy in Savoyen, wo er 3. Aug. 1857 starb. Obgleich weit tiefer stehend als George Sand, besaß S. jedoch die Kunst, die Neugierde zu reizen und zu fesseln, und der Ausübung dieser Naturanlage opferte er alles. Bei seinem Talent war ein Gemisch von Raffinirtheit und Brutalität, welches den Geschmack beleidigte, aber seine Popularität begründete. Mit der Raffinirtheit wandte er sich an verweichlichte Gemüther und mit seiner Brutalität gefiel er denjenigen, welche die gröbsten Gelüste vergöttern. Versündigte er sich dabei auch gegen die Principien der Sittlichkeit ebenso sehr als gegen die Gesetze der poetischen Wahrheit und literarischen Stilistik, so entwickelte er dafür eine große Bravour im Erzählen, im lebendigen Vorführen seiner Helden, im Anlegen spannender Situationen und starker Effecte, wie auch eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe und dramatische Virtuosität.

Suetonius (Cajus S. Tranquillus), röm. Historiker und Antiquar, war unter der Regierung des Kaisers Vespasian oder in den ersten Jahren der Regierung des Domitian geboren. Im J. 109 n. Chr. begleitete er seinen Freund und Gönner, den jüngern Plinius (s. d.), durch dessen Fürsprache er mehrfache Gunstbezeugungen vom Kaiser Trajan erhielt, in die Provinz Bithynien. Vom Kaiser Hadrian wurde er nach dessen Regierungsantritt zum Geheimschreiber ernannt, verlor aber nach einiger Zeit (etwa im J. 122) diese Stelle wieder und scheint nun ohne Amt in Rom ganz seinen grammatischen, antiquarischen und histor. Studien gelebt zu haben. Früchte dieser Studien waren zahlreiche, zum Theil umfängliche Werke, von denen uns nur eins vollständig erhalten ist: die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten röm. Kaiser (mit Einschluß des Julius Cäsar), mehr eine Anekdotensammlung als ein Geschichtswerk in höherm Sinne, aber für die Zeitgeschichte, besonders für die Kenntniß des Privatlebens der Kaiser von großer Wichtigkeit. Von einem zweiten größern histor. Werke, das «De viris illustribus» betitelt war, sind noch die Abschnitte «De poetis» und «De grammaticis et rhetoribus» zu einem beträchtlichen Theile erhalten, während wir von den übrigen Abschnitten «De oratoribus», «De historicis» und «De philosophis» nur ganz dürftige Auszüge in des heil. Hieronymus Bearbeitung der Chronik des Eusebius (s. d.) übrig haben. Auch von einem dritten größern Werke, das unter dem Titel «Pratum» oder «Prata» Miscellaneen historisch-antiquarischen, grammatischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, eine Art Lesefrüchte, enthielt, sind noch ziemlich viele Bruchstücke auf uns gekommen. Von einigen andern kleinern Werken sind nur die Titel und einige wenige Fragmente erhalten. In allen diesen Werken tritt ein entschiedener Mangel an histor. Sinn, aber großer Fleiß und Sorgfalt hervor. Der Stil ist klar und ungekünstelt, aber etwas matt und farblos. Die beste Textausgabe der sämmtlichen Werke besorgte Roth (Lpz. 1858); eine treffliche Sammlung der Bruchstücke der übrigen Werke, außer den Kaiserbiographien, hat Reifferscheid geliefert (Lpz. 1860). Die besten deutschen Uebersetzungen der Kaiserbiographien sind die von Andree (5 Bdchn., Stuttg. 1834—56) und von Stahr (2 Bde., Stuttg. 1857).

Sueven (Suevi) ist in der ältern Zeit der Gesammtname eines german. Völkervereins, später einzelner Volksname. Cäsar, der die S. zuerst erwähnt, benennt so die hinter den Ubiern und Sigambern wohnenden, zunächst also die nachher unter dem Namen der Katten (s. d.) her-

vortretenden Germanen und erzählt, daß ſie ſich vor ihm, als er über den Rhein gegangen, weit zurück, nach dem Walde Bacenis, dem Harz, hin, der ſie von den Cheruskern ſcheide, gezogen hätten, daß ihr durch eine weite Wüſte, den von den Celten verlaſſenen Strich zwiſchen Main und Donau, begrenztes Land 100 Gaue umfaſſe, in denen ſie ohne feſte Sitze wohnten, und daß alljährlich ein Theil der Bevölkerung auf Krieg ausziehe, wie denn dem Arioviſt (ſ. d.) auch S. folgten. Tacitus kennt die S. nicht mehr ſo weit im Weſten. Die Hermunduren (ſ. d.) ſind ihm das vorderſte, die Semnonen das älteſte und angeſehenſte unter den ſuebiſchen Völkern, zu denen er, wie es ſcheint, die meiſten der Völker rechnet, die den öſtl. Theil Germaniens, von der Donau aus bis zur Oſtſee, welche er Sueviſches Meer nennt, und von deren Zuflüſſen der eine, anſcheinend die Oder, noch bei Ptolemäus Suevus heißt, ja über ſie hinaus Skandinavien bewohnten. Die Völker, die der Markomanne Marbod (ſ. d.) eine Zeit lang unter ſeiner Herrſchaft vereinte, waren ſuebiſche, und von ihnen erſcheinen die Markomannen (ſ. d.) und Quaden (ſ. d.) noch weit ſpäter, in den Kriegen mit Marc Aurel und mit Aurelian, mehrmals unter dem Namen S. Nachdem derſelbe als Geſammtbenennung längſt verſchwunden, tritt er als Name einzelner Völker, die vermuthlich einſt dem Bunde angehört hatten, wieder hervor. Zuerſt 406, wo unter den Völkern, die in das von röm. Truppen entblößte Gallien von der Mainmündung her einbrachen, mit den Vandalen (ſ. d.) und Alanen auch S., die nach Einigen für Quaden, nach Zeuß für Semnonen zu halten ſind, genannt werden, welche mit jenen, nachdem ſie das Land drei Jahre lang verwüſtet und ſich mit dem in Britannien zum röm. Kaiſer erhobenen Konſtantin herumgeſchlagen hatten, 409 durch die Pyrenäenpäſſe nach Spanien drangen, wo ihnen durch einen Vergleich mit Kaiſer Honorius Land eingeräumt wurde. Die S. erhielten mit einem Theile der Vandalen Galicien. Ihr König Hermerich vertrieb die Vandalen unter Gunderich, und nachdem Spanien von den Vandalen ganz verlaſſen worden, breiteten ſich die S. unter Rechila nach Süden über Luſitanien und Bätica aus und behaupteten ſich gegen den von Valentinian III. geſchickten röm. Feldherrn Vitus. Rechila's Sohn, Rechiar, der das kath. Chriſtenthum annahm, wurde von dem in Gallien erhobenen Kaiſer Avitus und von Theoderich II., dem Könige der Weſtgothen, geſchlagen und zu Porto 456 getödtet. Nach ihm wurde Remismund, der ſich zur Lehre der Arianer bekannte, durch Vergleich mit Theoderich wieder ſelbſtändig und breitete um 465 ſeine Macht auch von Galicien wieder über das nördl. Luſitanien aus. Die nächſten hundert Jahre der Geſchichte der S., während deren das weſtgoth. Reich erſtarkte, bedeckt Dunkel. Um 561 nahm ihr König Theodemir oder Ariamir wieder die kath. Lehre an. Sein Sohn, Theodemir II., unterſtützte den Hermenegild, Sohn des Königs der Weſtgothen, Leovigild, gegen dieſen, der ihn 583 beſiegte und ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen zwang. Als Theodemir's Sohn, Eboric, von ſeinem Schwager Andeca geſtürzt worden war, zog Leovigild gegen letztern und vereinte nach ſeiner Beſiegung 585 das ſuebiſche Reich mit dem weſtgothiſchen. In Deutſchland hat ſich der Name S. in dem der Schwaben (ſ. d.) erhalten, der Nachkommen eines Stammes, der, den Alemannen (ſ. d.) verbündet, nach 430 unter dem Namen S. oder Suaven öſtlich von jenen an dem Neckar und der Rauhen Alp erſcheint, ſich dann ſüdlich über den Theil der röm. Provinz Rhätien, den im Oſten der Lech begrenzt, verbreitete und wahrſcheinlich von den Juthungen, die vorher als Bundesgenoſſen der Alemannen genannt werden, nicht verſchieden iſt. Seit der Mitte des 6. Jahrh. erſcheint der Name der S. oder Schwaben auch in dem Lande zwiſchen der Saale, Bode und dem Unterharz, in dem Gau Suevon oder Suabago.

Suez oder Suês, nach Alexandria die wichtigſte Seehandelsſtadt Aegyptens, an der nördlichſten Spitze des Rothen Meeres auf einer kahlen, vegetationsloſen Landzunge gelegen, lehnt ſich mit ſeinem arab. Stadttheile, einer aus Stein erbauten, mit Mauern umgebenen, aber ziemlich verfallenen Häuſermaſſe an den Berg Atakah, während die europ. Seite, mit den europ. Conſulaten, dem engl. Poſtamt, der Dampfſchiffagentur und den Hotels, nach der Rhede zu liegt. Der Quai iſt aus ſoliden Werkſteinen gebaut. Dampfer, welche von hier aus nach der offenen See gehen, vermitteln den Perſonen- und Waarenverkehr mit den draußen liegenden Fahrzeugen, da über die Sandbarre vor S. kein größeres Schiff bis an den Quai gelangen kann. Die Bevölkerung, etwa 14—15000 Seelen (1867), beſteht aus Europäern, Aegyptern, Arabern, Indern, Chineſen und Negern. Im Mittelalter hieß die Stadt Kolzum, im Alterthum Klysma. Ungeachtet der ſchlechten Rhede und des gänzlichen Mangels an Trinkwaſſer hebt ſich die Stadt, ſeitdem die indiſche Ueberlandpoſt (ſeit 1838) über S. geht, und namentlich ſeitdem die Dampfſchiffahrt nach Bombay und die Eiſenbahn nach Alexandrien beſtehen. S. iſt von Bedeutung als

Durchgangspunkt für den indiſchen Waaren- und Perſonenverkehr ſowie als Stapelplatz für den Handel und die Schiffahrt des Rothen Meers. Doch beſtehen daſelbſt keine ſelbſtändigen Handlungshäuſer, ſondern nur Filiale und Agenturen von Häuſern in Kairo.

Die Landenge oder der Iſthmus von S., zwiſchen dem Mittelmeer und dem Golf von S., etwa 16 M. breit und Aſien und Afrika miteinander verbindend, iſt vollſtändig wüſte und beſteht aus Grobkalk und Sandſtein, deſſen Zerfall bewegliche Dünen erzeugt. Daß der Iſthmus in alter Zeit bewohnt war, zeigen die Ruinen mehrerer Städte ſowie ägypt. und perſ. Monumente. Drei große Einſenkungen nehmen den größten Theil des Iſthmus ein: in S. das jetzt trockene Becken der Bitterſeen, an den tiefſten Stellen 12 Meter unter dem Meeresſpiegel; weiter nördlich, in der Mitte der Landenge, der Timſahſee (Krokodilſee), von den Bitterſeen durch Flugſandbänke getrennt, mit ſalzhaltigem Waſſer; im Norden der nur durch eine ſchmale Sandnehrung vom Mittelmeere getrennte Menſalehſee. Dieſer See erſtreckt ſich von den Ruinen von Peluſium bis an den Nilarm von Damiette. Das Land zwiſchen dieſen drei Becken liegt im allgemeinen 1,50—2,50 Meter über dem Meeresſpiegel; nur an zwei Punkten ſüdlich vom Timſahſee iſt die Erhebung 15—20 Meter hoch. Vom Timſahſee zieht ſich eine andere Einſenkung, das Wadi-Tumilat, weſtwärts zum Nildelta nach der Stadt Sagaſig, wo ein Seitenarm der Eiſenbahn von Kairo nach Alexandrien ausläuft. Da der Grund des Iſthmus bis in die Tiefe von 10 Meter faſt überall aus Sand und Lehm beſteht, ſo iſt die Anlage eines Kanals nicht ſchwierig; aber weder am Mittelmeere noch am Rothen Meere finden ſich geeignete Ankerplätze. Bereits im 14. Jahrh. v. Chr. wurde die Anlage eines vom Nil nach dem Timſahſee und von da nach dem Rothen Meere führenden Kanals von den Pharaonen begonnen, von Pſammetich (660 v. Chr.) ſowie von Darius Hyſtaspis (510 v. Chr.) fortgeſetzt und von Ptolemäus Philadelphus (260 v. Chr.) vollendet. Bis ins 8. Jahrh. n. Chr. beſtand dieſer Kanal, der dann 767 auf Befehl des Khalifen Abu-Dſchafer-el-Manſur verſchüttet wurde. Nach Herodot war der Kanal vier Tagereiſen lang und hinreichend breit für zwei Triremen; nach Strabo betrug die Breite 100 Ellen. Das Alterthum kannte alſo keine unmittelbare Verbindung der beiden Meere, wie ſie das neuere, gegenwärtig in der Ausführung begriffene Project des Franzoſen Leſſeps anſtrebt. Schon Bonaparte, während ſeiner ägypt. Expedition, verſuchte 1799 den Kanal herzuſtellen. Allein die Unterſuchungen ſeiner Ingenieure lieferten das Reſultat, daß die Gewäſſer des Rothen Meeres bei S. 30 F. höher ſtänden als die des Mittelmeeres bei Peluſium, welcher Irrthum 40 J. lang als unbeſtrittene Thatſache galt. Erſt 1840 regte ſich der entſchiedene Zweifel an der Richtigkeit dieſer Angabe, nachdem barometriſche und kochthermometriſche Meſſungen einiger engl. Offiziere ergeben, daß eine weſentliche Differenz im Niveau beider Meere durchaus nicht beſtehe. Neue Vermeſſungen durch eine Commiſſion franz., engl. und öſterr. Ingenieure 1847, dann ein abermaliges Nivellement durch Linant Bey 1853 beſtätigten die neugewonnenen Reſultate. Daraufhin erhielt Ferdinand von Leſſeps (ſ. d.) 1854 von Said-Paſcha, Vicekönig von Aegypten, die Conceſſion zur Ausführung eines directen interoceaniſchen Kanals (Suezkanal) durch eine Actiengeſellſchaft. Zunächſt ſollte ein Süßwaſſerkanal von Sagaſig nach dem Timſahſee und von da an den Bitterſeen vorbei nach S. geführt werden. Der interoceaniſche Salzwaſſerkanal ſollte durch die drei Beckenſenkungen von S. nördlich und durch die Dünen des Menſalehſees ins Mittelmeer führen, wo der neu anzulegende Hafen den Namen Port-Said (nach dem Vicekönig) erhielt. Dieſer große Kanal ſollte 58 Meter Breite, 8 Meter Tiefe, 21½ Meilen Länge haben und Schiffe jeder Größe, bis 2000 Tonnen Gehalt, tragen. Durch dieſen Kanal ſollte die oceaniſche Richtung des indiſchen und überhaupt oſtaſiat. Handels abgelenkt und wieder durchs Mittelmeer geführt werden. Man berechnete, daß namentlich die Mittelmeerhäfen durch den neuen Seeweg eine bedeutende Steigerung des Verkehrs erfahren würden, da z. B. die Route von Trieſt nach Bombay von 3576 auf 1404 M., die von Marſeille von 3390 auf 1424 M., die von Cadiz von 3120 auf 1378 M. verkürzt werden könnte. Von den 400000 Actien à 500 Frs. zeichnete Frankreich mehr als die Hälfte, Aegypten etwa ¼, Oeſterreich ⅛, Rußland 1/16 u. ſ. w., die Länder des Zollvereins nur 15. Im J. 1859 wurden die Arbeiten bei Port-Said begonnen und in den nächſten Jahren nahm man ſie an verſchiedenen andern Stellen in Angriff. Auf dem Iſthmus entſtanden hiermit mehrere neue Ortſchaften, ſo Ismaïlia am Timſahſee und am Süßwaſſerkanal, welcher im Dec. 1863 dem Verkehr übergeben und ſeitdem befahren wurde.

Nach dem officiellen Berichte, den das Directorium der Generalverſammlung der Compagnie 1. Aug. 1867 vorlegte, befand ſich das große Unternehmen in folgender Lage. Von den 75 Mill. Kubikmeter Boden, die im ganzen auszuheben, waren 15. Mai 1867 noch 48 Mill.

übrig. Doch rechnete man auf eine nunmehrige Beschleunigung der Bodenbewegung und stellte die Beendigung dieser Arbeiten zum 1. Oct. 1869 in Aussicht. Eine Eisenbahn von Sagasig bis Ismailia, die den Mittelpunkt des Kanals mit dem ägypt. Bahnnetz in Verbindung setzt, war stark in Angriff genommen. Auf der 60 Kilometer langen Strecke von Port-Said bis zum Timsahsee und von diesem bis zum sog. Serapeum hatte der Kanal großentheils seine volle Breite von 100 Meter erlangt, und der Timsahsee war mit dem Wasser des Mittelmeers bis zu dessen Niveau ausgefüllt. Gegen April 1868 sollten die Erdarbeiten weiter südlich hin so weit gefördert sein, daß die Füllung der Bitterseen vom Mittelmeer aus vor sich gehen könnte. Die Einströmung (1500 Mill. Kubikmeter Wasser bis zum Niveau des Mittelmeers) sollte 10 Monate in Anspruch nehmen. Von den beiden ins Meer führenden Hafendämmen zu Port-Said war der westliche (2500 Meter) bis auf 1900 Meter, der östliche (1800 Meter) bis auf 950 Meter fertig. Das ursprüngliche Kapital der Compagnie hatte sich unzulänglich erwiesen, und man hatte, neben andern Operationen, 1866 das Gebiet des sog. Wadi für 10 Mill. Frs. an den Vicekönig von Aegypten verkauft. Die Fonds, über welche die Compagnie im ganzen zu verfügen, betrugen 309,199623 Frs., davon 30. Juni 1867 noch 71,953149 zur Verwendung standen. Die Direction schätzte jedoch die Gesammtkosten des Kanals auf 385 Mill. Frs. und wollte das daraus hervorgehende Deficit durch eine Anleihe von 100 Mill. decken, die durch Verpfändung des mit der Vollendung des Werks an Werth steigenden Realbesitzes der Compagnie sichergestellt werden sollte. Wenn auch nach dem Urtheile der Sachverständigen die Segelschiffahrt aus verschiedenen Gründen auf den Weg durch den Suezkanal und das Rothe Meer wird verzichten müssen, so scheint es doch außer Zweifel gestellt, daß das großartige Unternehmen der Dampfschiffahrt des Mittelmeers sehr zum Vortheil gereichen wird. Außer den Schriften von Lesseps vgl. Szarvady, «Der Suezkanal» (Lpz. 1859); «Die Kanalisirung des Isthmus von S.» in «Unsere Zeit» (Bd. 1, Lpz. 1856); Le Saint, «L'isthme de S.» (Par. 1867).

Sufteten, s. Karthago.

Suffolk, eine der östlichsten Grafschaften Englands, zwischen Norfolk im Norden, Cambridge im Westen, Essex im Süden und der Nordsee im Osten, zählte 1851 auf 68,44 Q.-M. (nach anderer Vermessung 69,6 Q.-M.) 337215 E., 1861 aber nur 337070. Das Land ist im ganzen wellenförmig und versiacht sich nach der Küste, wo, besonders an den Flußmündungen, Sümpfe (Fens) vorkommen, die jedoch größtentheils trocken gelegt und in ergiebiges Marschland umgewandelt sind. Die Küste ist ohne Vorgebirge und ohne bedeutende Buchten, außer an der Südgrenze, an der Mündung des Stour und Orwell. Der höchste Theil der Grafschaft, die «Anglican-Heights», 3—400 F. über dem Meere, bildet die Wasserscheide zwischen den der Nordsee gegen Osten und den der Ouse zufließenden Gewässern. Zu den letztern gehört der schiffbare Lark, zu den erstern die schiffbare Waveney (an der Grenze gegen Norfolk), der Blythe, Alde, Deben, Orwell (im Oberlaufe Gipping) und Stour. Landwirthschaft bildet den Haupterwerbszweig der Einwohner und steht auf hoher Stufe. 1861 standen von der Bodenfläche 52 Proc. unter dem Pfluge, 28 kamen auf Weiden, 3 auf Waldung, 6 auf Häuser, Gärten u. s. w., 11 auf kleinere Güter und nicht berechnetes Terrain. Von großer Bedeutung ist die Viehzucht. Die ungehörnten Suffolkkühe geben ungemein viel Milch; die daraus bereitete vortreffliche Butter geht ausschließlich nach London. Die Pferde zeichnen sich durch Kraft und Ausdauer aus. Das Suffolkschaf gibt kurze feine Wolle. Schweine und Federvieh, namentlich Truthühner, werden in Menge gezogen. Bei der nicht unbeträchtlichen Ausdehnung der Heiden und unbebauten Landstriche gibt es noch ziemlich viel kleines Wild, Hasen und Kaninchen, für welche große Gehege vorhanden. Außer den Haupterwerbszweigen, Ackerbau und Viehzucht, wird auch Gartenbau, Obstcultur, Fischerei, Salzbereitung und Handel getrieben; das Fabrikwesen ist ohne Belang. 1861 gab es vier Seidenfabriken und eine Baumwollfabrik, außerdem Wollkämmereien und Spinnereien, Seilerbahnen, Segeltuchmanufactur, einige Eisengießereien, Fabriken von Ackerbaugeräthen und Maschinen, Papier, Schnupftabak, sowie Malzdarren, Brennereien, Ziegelbrennereien und Schiffswerfte. Ausgezeichnet ist S. durch vorzügliche und wohlerhaltene Landstraßen, welche die Nordostbahn kreuzt. Die Grafschaft beschickt das Parlament mit 4 Abgeordneten, mit 5 andern die drei Boroughs, nämlich die Hauptstadt Ipswich (s. d.), die Municipalstadt Bury St.-Edmunds (s. d.) und der Borough Eye, $4^1/_2$ M. nördlich von Ipswich, schön gelegen, aber eng gebaut, mit 2430 E., welche Brennerei treiben sowie Wagen- und Ackerbaugeräthe fabriciren. Lowestoft ist eine reinliche Marktstadt mit Seehafen, malerisch auf einer Anhöhe am östlichsten Punkte Englands und an der Eisenbahn gelegen, durch einen Kanal mit der Waveney verbunden. Der Ort hat einen erst 1848 erbauten Hafen mit Seedamm, Quais und einem mäch-

tigen Leuchtthurm, ein Stadthaus, ein Theater, Badeanſtalten und 10663 E., welche Fiſcherei, beſonders Heringsfang ſowie anſehnlichen Handel treiben. 1861 beſaß die Stadt 158 Seeſchiffe von 7425 Tons. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug im Verkehr mit dem Auslande 29766, im Küſtenhandel 84177 Tons. Die Markt- und Hafenſtadt Woodbridge, am Aeſtuar des Deben und an der Eiſenbahn, 1,7 M. öſtlich von Ipswich und ebenſo weit von der offenen See, mit 4513 E., hatte 1861 73 Schiffe von 3907 Tons, und der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 45236 Tons. Die Marktſtadt Southwold, an der Eiſenbahn und der Mündung des Blythe, welche den Hafen bildet, hat ein beſuchtes Seebad und 2032 E., die Segeltuch und Seilerwaaren fabriciren, und Brennerei und Salzſiederei ſowie bedeutende Fiſcherei betreiben.

Suffolk, ein engl. Grafen- und Herzogstitel, den verſchiedene Häuſer führten. Zuerſt beſaßen die Cliffords den Grafentitel, die ihn aber gegen die Mitte des 14. Jahrh. verloren. Der Titel gelangte hierauf an die Familie Pole, die von Will. Pole, einem reichen Kaufmann zu Hull, abſtammte. Derſelbe lieh dem König Eduard II. oft Geld und wurde dafür 1319 zum königl. Bannerherrn erhoben. — Michael de la Pole, der Enkel des Kaufmanns, war ein Günſtling Richard's II. und erhielt das Kanzleramt ſowie 1385 die Würde eines Grafen von S. Die gegen den König verbündeten Lords entſetzten ihn jedoch 1386 ſeines Amts und nahmen ihm auch die Güter. Er ſtarb 1388. — Sein Sohn, Michael, Graf von S., erhielt das eingezogene Vermögen theilweiſe zurück und ſtarb 1415. Er hinterließ drei Söhne, darunter William, der den Vater beerbte. William de la Pole, erſt Graf, dann Herzog von S., gelangte am Hofe des ſchwachen Heinrich VI. zu großem Einfluß. Man ſchickte ihn 1444 nach Frankreich, wo er des Königs Vermählung mit Margarethe von Anjou berichtigen ſollte. Als Margarethe den König heirathete, ſchloß ſich S. mit dem Cardinal von Wincheſter an dieſelbe an. Sie arbeiteten an dem Sturze des Herzogs von Glouceſter und ließen den Prinzen 1447 im Gefängniß ermorden. Kurz darauf ſtarb Wincheſter, und S., der Liebhaber der Königin, riß nun ganz die Reichsverwaltung an ſich, die er ſchmählich misbrauchte. Das Unterhaus richtete 1450 eine Klage auf Hochverrath gegen ihn, der auch ſogleich die Lords beitraten. Der Hof ſuchte den Günſtling durch eine Verbannung nach Frankreich zu retten. Allein ſeine Feinde ließen ihn unweit Dover 2. Mai 1450 ermorden. — Sein Sohn, Jack, Herzog von S., heirathete Eliſabeth, die älteſte Schweſter Eduard's IV., und wurde deshalb ein eifriger Parteigenoſſe des Hauſes York. — Jack de la Pole, Graf von Lincoln und Herzog von S., des vorigen Sohn, wurde ſeiner mütterlichen Abſtammung wegen von Richard III. zum künftigen Thronfolger erklärt. Die Schlacht bei Bosworth entſchied jedoch für den Lancaſtrier Heinrich VII. (ſ. d.), ſodaß ſich S. zu ſeiner Mutter Schweſter, der Herzogin von Burgund, nach Flandern retten mußte. Von hier aus ſetzte er mit 2000 deutſchen Veteranen 1487 nach England über, verband ſich mit den Anhängern des Prätendenten Simmel und zog mit einem Corps von 8000 Mann gegen York. Heinrich VII. ſchlug ihn jedoch furchtbar bei Stoke in Nottingham 6. Juni 1487, wobei er mit 4000 ſeiner Anhänger umkam. — Sein Bruder, Edmund de la Pole, Graf von S., ſah ſich fortwährend von Heinrich VII. verfolgt. Er ließ ſich deshalb in eine Verſchwörung gegen den König ein, die entdeckt wurde, und entfloh 1501 zum Erzherzog Philipp von Oeſterreich, der ihn unter der Bedingung auslieferte, daß man ihn nicht am Leben ſtrafe. Seitdem ſchmachtete er im Tower, wo ihn Heinrich VIII. 1513 enthaupten ließ. — Heinrich VIII. verlieh 1513 den Titel eines Herzogs von S. ſeinem Günſtlinge, dem Ritter Charles Brandon. Derſelbe mußte im Dec. 1514 die ſchöne Prinzeſſin Marie, die jüngſte Schweſter Heinrich's VIII., zu ihrer Vermählung mit Ludwig XII. nach Frankreich geleiten. Nachdem aber Ludwig XII. 1. Jan. 1515 geſtorben, erhielt er ſelbſt die Hand der Prinzeſſin, die er leidenſchaftlich liebte. Franz I. von Frankreich hatte dieſe Heirath gefördert und wirkte dem Paare auch die Verzeihung Heinrich's VIII. und die Rückkehr nach England aus. S. begleitete ſpäter ſeinen königl. Schwager mehrmals auf den Feldzügen nach Frankreich und machte ſich bei Hofe ſehr beliebt. Als er 1545 ſtarb, verlor beſonders der Erzbiſchof Cranmer ſeine feſteſte Stütze. Er hinterließ aus der Ehe mit der Prinzeſſin zwei Töchter, von denen die ältere, Franciska, Henry Gray, Marquis von Dorſet, heirathete. Derſelbe wurde während der Regierung Eduard's VI. durch ſeine Verbindung mit dem Herzog von Northumberland 1551 zum Herzog von S. erhoben. Northumberland bewog 1552 Eduard VI., ſeine beiden Schweſtern, Maria und Eliſabeth, von der Thronfolge auszuſchließen und ſeine Verwandte, Lady Johanna Gray (ſ. d.), die Tochter S.'s, zur Thronfolgerin zu ernennen. Nachdem dieſe Vorbereitung getroffen, mußte Johanna 1553 den jüngſten Sohn Northumberland's,

den Lord Guilford Dudley, heirathen. Als bald darauf Eduard VI. ſtarb, ließ zwar S. ſeine Tochter durch Northumberland's Beihülfe zur Königin ausrufen; allein die Entſchloſſenheit der Prinzeſſin Maria machte dieſer Uſurpation ein baldiges Ende. Wiewol Johanna und deren Gemahl verurtheilt wurden, hegte doch die Königin Maria anfangs nicht die Abſicht, ihre Verwandten auf das Schaffot zu ſchicken. S. erhielt ſogar die Freiheit zurück. Um ſeine Tochter aus dem Gefängniſſe auf den Thron zu ſetzen, betheiligte er ſich indeſſen an der Empörung des Thom. Wiat. Die Königin ließ ihm hierauf den Proceß machen und, nachdem fünf Tage vorher das Blut ſeiner Tochter gefloſſen, auch ihn 17. Febr. 1554 enthaupten. — Jakob I. verlieh 1603 den Titel eines Herzogs von S. an Lord Thomas Howard de Walden, bei deſſen Nachkommenſchaft die Würde blieb.

Suffrägan, abgeleitet von Suffragium (ſ. d.), heißt jedes zu Sitz und Stimme (suffragium) berechtigte Mitglied eines Collegiums von Geiſtlichen, mag dies nun eine Synode von Biſchöfen unter einem Erzbiſchof, oder von Pfarrern unter einem Biſchof, oder ein Ordenskapitel unter einem Provinzial, oder endlich ein Convent unter einem Abt ſein; vorzugsweiſe jedoch wird der einem Erzbiſchofe untergeordnete Biſchof deſſen S. genannt. Auch heißen ſeit dem 13. Jahrh. die aus dem Oriente vertriebenen Biſchöfe ſo, welche von reichen Biſchöfen des Abendlandes als vicarii in pontificalibus gebraucht wurden.

Suffragium hieß bei den Römern die Stimme, die der Bürger in den Comitien (ſ. d.) oder als Richter in Criminalproceſſen (judicia publica) abgab; auch die Abſtimmung im ganzen, und das Stimmrecht ſelbſt, das zu den polit. Rechten des röm. Bürgers gehörte, wird mit S. bezeichnet. Die Abſtimmung geſchah lange Zeit mündlich; erſt im 7. Jahrh. der Stadt wurde durch mehrere Geſetze die ſchriftliche Abſtimmung (per tabellas, d. i. durch hölzerne, mit Wachs überzogene Täfelchen) eingeführt, und zwar zuerſt durch die Lex Gabinia 139 v. Chr. bei Magiſtratswahlen, 131 durch die Lex Papiria bei Geſetzvorſchlägen, 137 durch die Lex Cassia bei Gerichten, mit Ausnahme des Hochverraths (perduellio), und 107 durch die Lex Caelia auch für dieſen. Neuerdings iſt die Bezeichnung S. von Frankreich aus durch das ſog. Suffrage universel oder die allgemeine Abſtimmung zum polit. Schlagwort geworden.

Suffren de Saint-Tropez (Pierre André), ausgezeichneter Seemann Frankreichs, geb. 13. Juli 1726 in der Provence aus vornehmer Familie, trat 1743 in die franz. Marine und ſodann in den Malteſerorden. 1756 wohnte er als Lieutenant der Eroberung von Minorca bei. Ungeachtet er ſtets tapfer gefochten, wurde er erſt 1772 zum Schiffskapitän befördert. Als ſolcher befehligte er 1778 in dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner in der Escadre des Grafen d'Eſtaing. Letzterer übergab S. zu Boſton einen Theil ſeiner Streitmacht, mit welcher er in den Hafen von Newport drang und die daſelbſt eingelaufene brit. Flotille verbrannte. Auf die Empfehlung des Admirals erhielt S. nach der Rückkehr nach Breſt noch 1779 den Befehl über ein leichtes Geſchwader in der vereinigten franz.-ſpan. Flotte unter Don Ludwig von Cordova. An der Spitze ſeiner Streitkräfte griff er 9. Aug. 1780 auf der Höhe vom Cap St.-Vincent eine bedeutende brit., nach Oſtindien ſegelnde Handelsflotte an, der er zwölf Schiffe wegnahm. Hierauf gab ihm die Regierung eine Escadre von ſieben großen Schiffen, mit welcher er den von den Engländern bedrohten Holländern zu Hülfe eilen mußte. Er ſchlug 16. April 1781 den brit. Commodore Johnſtone in einem Gefecht unweit der capverdiſchen Inſel San-Jago und vereitelte dadurch den Anſchlag des Feindes auf das Cap der guten Hoffnung, das er eher als die Engländer erreichte und beſetzte. 1782 ſchlug er 17. Febr. und 12. April den brit. Admiral Hughes in den oſtind. Gewäſſern. Im Sept. nahm er ſogar das von dem Feinde eroberte Trinconomale weg und erhielt ſich unter kleinen Gefechten auf dieſer Station. Nach dem Abſchluß des Friedens von 1783 fand er in Frankreich enthuſiaſtiſche Aufnahme. 1787 erhielt er im Oct. vom Hofe den Auftrag, die Flotte im Hafen zu Breſt auszurüſten. Sein körperlicher Zuſtand verhinderte ihn jedoch daran; er ſtarb zu Paris 8. Dec. 1788. S. beſaß ein mortialiſches Aeußeres, zeigte ſich im Umgange ſanft und liebenswürdig, führte aber eine eiſerne Disciplin. Vgl. Trublet, «Essai historique sur la vie et les campagnes du bailli S.» (Par. 1824). — Sein Bruder, Louis Jérôme S., geb. 1722, war ſeit 1764 Biſchof von Siſteron, wo er 1780 den 2 St. langen Kanal zu douen begann, der ſeinen Namen führt. Er wanderte in der Revolution aus und ſtarb 21. Juni 1796 zu Turin.

Süfismus nennt man den religiöſen Myſticismus der mohammed. Mönchsorden. Die Anhänger deſſelben heißen im Arabiſchen Sûfi, d. i. Wollebekleidete, weil ſie gleich monchen andern mohammed. Mönchen meiſt wollene Gewänder tragen. Schon in den erſten Jahrhunderten des Islam gab es mohammed. Aſceten und Einſiedler, und allmählich wurden auch unter den

Mohammedanern verschiedene Mönchsorden gestiftet. In diesen entwickelten sich die mystischen Ideen der Süfis, welche vorzüglich in Kleinasien und Persien viele Anhänger fanden. Der Süfi versenkt sich in die Anschauung und Bewunderung der alles umfassenden Gottheit, vor deren Herrlichkeit jede andere Persönlichkeit und Individualität als nichtig erscheint. Er hält die Persönlichkeit nur für Beschränkung, und sein höchstes Streben ist das Aufgehen in Gott oder die vollständige Vereinigung mit der Gottheit. Während aber diese Lehre ursprünglich die Religiosität förderte und gewissermaßen vergeistigte, wurde sie bald auch zur Quelle des Unglaubens, indem sie einen Indifferentismus und einen Pantheismus erzeugte, welcher mit den Dogmen des Mohammedanismus unverträglich ist. Deshalb wendeten sich auch die wahren Gläubigen von den Süfis ab, um so mehr, als von manchen derselben auch alle Vorschriften des Koran allegorisch gedeutet wurden, wie dies bei den exaltirten Schiiten der Fall war, die ebenfalls an eine Infusion der Gottheit oder ihrer Eigenschaften in die Imame glaubten. Zwar werden Aussprüche im Sinne der mystischen Lehren der Sufis über dies Aufgehen in Gott und die Nichtigkeit aller äußern Erscheinungen von den mohammed. Schriftstellern schon aus dem 2. Jahrh. der Hedschra berichtet, doch sind sie nicht historisch begründet. Dagegen treten seit dem Anfange des 3. Jahrh. der Hedschra die Süfis immer bestimmter und deutlicher hervor. Ein gewisser Abu Said Abul-chair, um 820 n. Chr., wird als Stifter der Süfis genannt und war vielleicht der erste, welcher eine Anzahl solcher Mystiker in einem religiösen Verbande vereinte. In der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. theilten sich die Anhänger der Süfis in zwei Zweige. Die einen folgten Bostanie, welcher sich offen zum Pantheismus bekannte, die andern Dschuneid, der den Islam mit dem S. zu versöhnen strebte. Mehrere der berühmtesten pers. Dichter gehörten zu den Süfis. So namentlich Senâji, um 1160 n. Chr., der in seinem Werke «Hadika», d. i. Garten, die Anschauungen der Süfis schildert; Ferîd-ed-dîn Attâr, um 1150 n. Chr., der in seinen großen Gedichten «Mentek ettair», d. i. Gespräch der Vögel, und «Dschawâhir essât», d. i. Eigenschaften des Wesens, die verschiedenen Stufen der Beschauung, zu denen der Süfi sich erheben kann, entwickelt und unter dem Titel «Teskeret el-ewlija», d. i. Schilderung der Freunde, die Biographien der angesehensten Süfis gegeben hat; Dschelâl-ed-dîn-Rûmi (s. d.), bekannt durch sein großes Gedicht «Mesnewi», und Dschâmî (s. d.), gegen Ende des 15. Jahrh. n. Chr. Die Lehre und Geschichte der Süfis haben in neuerer Zeit erläutert Malcolm in der «History of Persia» (Bd. 1), Hammer in der «Geschichte der schönen Redekünste Persiens» und in der Ausgabe des Lehrgedichts der Mystik «Gülschen-i Ras» (Pesth 1838); ferner Silvestre de Sacy in der Ausgabe des «Pend-nâmeh» des Ferîd-ed-dîn Attâr und in der Analyse der mystischen Schriften des Dschâmî in den «Notices et extraits» (Bd. 12), besonders aber Tholuck in den Schriften «Ssufismus, sive theosophia Persarum pantheistica» (Berl. 1821) und «Blütensammlung aus der morgenländ. Mystik» (Berl. 1825) sowie Garcin de Tassy in seiner Ausgabe des Werks «Les oiseaux et les fleurs». Ein kurzes Compendium der Lehren des S. gab Krehl («Die Erfreuung der Geister von Omar», türk. und deutsch, Lpz. 1848) heraus.

Suggestivfragen oder eingebende Fragen heißen in der Rechtssprache solche Fragen des Richters an den Angeklagten, in welche die Thatsachen, die der Befragte angeben soll, schon hineingelegt werden, sodaß er nur einfach zu bejahen oder zu verneinen braucht. Auf diesem Wege erlangte Geständnisse standen früher, wo die Zulassung der Folter eine besonders vorsichtige Prüfung des Verhörs bedingte, im Verdacht der Unfreiheit. Gegenwärtig müssen S. wenigstens im Verkehr mit nur entfernt Verdächtigen vermieden werden, dafern sie durch Enthüllung der Untersuchungszwecke die Entwerfung trügerischer Vertheidigungsplane begünstigen könnten.

Sugillation, Blutunterlaufung, nennt man die Ausbreitung des aus den Gefäßen (meist Haargefäßen) ausgetretenen Bluts in den Geweben des Körpers. Da die Gefäße eine überall geschlossene Höhle bilden, so kann eine solche Blutaustretung nur durch eine Zusammenhangstrennung derselben, eine Verletzung, stattfinden, welche entweder von außen herkommt (am häufigsten durch Quetschung, Schlag, Stoß) oder durch innere Ursachen bedingt ist (z. B. durch Mürbheit und Brüchigkeit der Gefäßwände, durch allzu starke Anhäufungen des Bluts an einer Stelle oder durch dünnflüssige, faserstoffarme Beschaffenheit desselben). Kleinere S. nennt man Petechien (s. d.), größere linsenförmige Striemen (vibices), S. im engern Sinne besonders die unter der Oberhaut sichtbaren. Letztere verwandeln mit der Zeit durch Zersetzung des Blutroths und theilweise Wiederaufsaugung desselben ihre anfangs dunkelschwarzrothe Farbe in eine violette, blaue, grünliche und gelbliche. Die Blutunterlaufungen werden in der Regel durch die Natur ganz allein zertheilt. Zur Förderung der Zertheilung macht man kalte Umschläge mit

Waſſer, Waſſer und Eſſig, Alkohol, auch wol mit Arnicatinctur. Doch ſtiftet letztere oft Schaden, indem ſie Entzündung herbeiführt. Es iſt dies ein Ausgang, der (mit nachfolgender Eiterung) bei ſehr reichlichen Blutaustretungen ohnedies zu fürchten iſt, ſodaß man in dieſem Falle beſſer thut, das ausgetretene und geronnene Blut durch tiefes Einſchneiden zu entleeren, aber nur dann, wenn durch den zu ſtarken Bluterguß die betroffenen Gewebe aus ihrer natürlichen Lage gebracht, gequetſcht werden könnten.

Suhl, Fabrikſtadt im Kreiſe Schleuſingen des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, in der ehemaligen Grafſchaft Henneberg, liegt an der Südſeite des Thüringerwaldes in einem romantiſchen Thale am Flüßchen Lauter, iſt Sitz eines Kreisgerichts und einer Superintendentur und zählt 8748 E. (1864). Die wichtigſten Erwerbszweige des Orts ſind die Eiseninduſtrie und namentlich die Gewehrfabrikation. Die erſtere ging in neuerer Zeit ſehr zurück, beſonders infolge der Concurrenz der weſtfäl. Production. Von jeher berühmt war die ſuhler Gewehrfabrikation. Schon im 15. Jahrh. galt S. als eine bedeutende deutſche Waffenwerkſtatt, welche namentlich der ſüddeutſchen Ritterſchaft ihre Rüſtungen und Schwerter lieferte. Die erſte Innung der Wehrfabrikanten, die ſich in Schloſſer, Sporer, Windenmacher und Büchſenſchmiede theilte, wurde 1536 begründet. Die blühendſte Periode dieſes Induſtriezweigs war von 1550—1634, während welcher Zeit S. nicht blos Deutſchland, ſondern auch andere Länder mit Waffen verſorgte. Später entwickelten die dortigen Gewehrfabriken nur periodiſch, wie noch im Siebenjährigen Kriege, eine größere Thätigkeit. 1838 wurde das Bergamt nach Kamsdorf, ebenſo 1851 die königl. Gewehrfabrik wegverlegt. Seitdem haben die in Privatbeſitz befindlichen Fabriken einen neuen Aufſchwung genommen. In manchen Jahren wurden über 20000 Infanteriegewehre und außerdem Jägerbüchſen, Cavaleriecarabiner, Piſtolen, Säbel, Hirſchfänger u. dgl. für die preuß. Armee, aber auch Gewehre für die Truppen anderer Staaten, z. B. der Niederlande, der königl. und herzogl. ſächſ., der anhalt. Lande, Würtemberg, Baden, Rußland, Italien, Peru u. ſ. w. angefertigt. Außerdem liefert S. auch eine große Menge ausgezeichneter Jagd- und Luxusgewehre ſowie kleinere Eiſenwaaren der verſchiedenſten Art. In frühern Zeiten war die Barchentmanufactur ſehr beträchtlich, und noch zu Ende des 18. Jahrh. wurden hier jährlich über 70000 Stück Barchent gefertigt. In neuerer Zeit iſt der Barchenthandel faſt gänzlich in Verfall gekommen. An der Induſtrie S.s betheiligen ſich auch mehrere Orte der Umgebung, wie z. B. die benachbarte Stadt Zella, im Gothaiſchen, am Lodenbache, mit 2089 E., die viel feine Eiſen- und Stahlwaaren ſowie Gewehre liefern. Vgl. Werther, «Sieben Bücher der Chronik der Stadt S.» (2 Bde., Suhl 1846—47).

Suhm (Ulrich Friedrich von), der vertraute Freund Friedrich's d. Gr., wurde in Dresden 1691 geboren und ſtudirte in Genf. Er widmete ſich der Diplomatie, verbrachte zunächſt einige Jahre in Paris, wo ſein Vater kurſächſ. Geſandter war, und kam 1720 als kurſächſ. Geſandter an den berliner Hof, wo er bis 1730 blieb. Hier erwarb er ſich die Freundſchaft des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II., in hohem Grade. Auch unterhielt er mit demſelben nach der Abreiſe einen philoſ. Briefwechſel, der nach des Königs Tode unter dem Titel «Correspondance familière et amicale de Frédéric II avec S.» (2 Bde., Berl. 1787) erſchien. Die Briefe von S., obgleich minder anziehend als die des Königs, verrathen einen Mann von Kenntniſſen und ſcharfem Verſtande. Er ging 1737 an den ruſſ. Hof und ſtand im Begriff, in die Dienſte Friedrich's zu treten, als er auf der Reiſe im Nov. 1740 ſtarb.

Suhm (Peter Friedr. von), dän. Geſchichtſchreiber, geb. zu Kopenhagen 18. Oct. 1728, erhielt von ſeinem Vater, dem dän. Admiral Ulrich Friedr. S., eine gute Erziehung, beſchäftigte ſich früh mit claſſiſcher Philologie und bildete ſich beſonders durch Selbſtſtudium. Seiner Neigung zu den Wiſſenſchaften folgend, ging er 1751 nach Norwegen und wohnte bis 1765 in Drontheim, um daſelbſt im Verein mit dem gelehrten Schöning für die ältere Geſchichte Norwegens zu arbeiten. Darauf kehrte er nach Kopenhagen zurück und lebte hier unter literariſchen Beſchäftigungen bis an ſeinen Tod 7. Sept. 1798. Mit ſeiner erſten Gattin hatte er ein bedeutendes Vermögen erheirathet, welches er uneigennützig verwendete. Durch moraliſche und gemeinnützige Abhandlungen, dichteriſche Erzählungen ſowie durch ſeine tiefen hiſtor. Forſchungen und als Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes hat er ſich einen bleibenden Ruhm erworben. Seine Bibliothek, welche mehr als 100000 Bände umfaßte und dem Publikum zu freier Benutzung ſtand, überließ er 1796 gegen eine Leibrente der königl. Bibliothek. Er verwendete große Summen auf Copien und Handſchriften und Herausgabe derſelben ſowie zur Unterſtützung armer Gelehrten und Studirender. Zu ſeinen wichtigſten Werken gehören die «Kritiſche Geſchichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden», «Geſchichte der nordiſchen Völkerwanderung», «Ueber den Ur-

ſprung der Völker im allgemeinen» und «Ueber den Urſprung der nordiſchen Völker». Sein bedeutendſtes Werk iſt die «Geſchichte von Dänemark» (14 Bde., Kopenh. 1782—1828), die zum Theil erſt nach ſeinem Tode erſchien und nur bis 1400 reicht. Eine Sammlung ſeiner kleinern Schriften (16 Bde., Kopenh. 1788—99) wurde von ihm ſelbſt begonnen.

Suidas, ein wahrſcheinlich der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. n. Chr. angehöriger Byzantiner, über deſſen Perſönlichkeit und Lebensverhältniſſe wir keine Kunde haben, iſt der Verfaſſer eines großen griech. Wörterbuchs (Lexikon), welches neben Worterklärungen eine reiche Fülle hiſtor. Notizen, namentlich über griech. und röm. Schriftſteller und ihre Werke, ſowie Fragmente aus den Werken ſehr vieler griech. Schriftſteller enthält, die aus ältern Grammatikern, Scholiaſten und Lexikographen zuſammengeleſen und freilich mit vielen Irrthümern und Misverſtändniſſen verſetzt, bei verſtändiger kritiſcher Benutzung aber von ſehr hohem Werthe ſind. Die beſte kritiſche Bearbeitung iſt die von Bernhardy (2 Thle. in 4 Bdn., Halle 1834—53); eine Textausgabe lieferte I. Bekker (Berl. 1854).

Suite (franz., d. i. Reihe, Folge), ein Tonſtück für Orcheſter oder für Klavier, welches im 17. Jahrh. ausgebildet wurde und ſeinem Weſen nach aus einer Reihe in Tempo, Rhythmus und Ausdruck verſchiedener, meiſt ſehr charakteriſtiſcher Tänze in derſelben Tonart beſtand. Mattheſon («Vollkommener Kapellmeiſter») zählt deren auf: Menuett, Gavotte, Bourré, Rigaudon, Gigue, Polonaiſe, Anglaiſe (Country-Dances, Ballads, Harnpipes), Paſſepied, Sarabande, Courante, Allemande, und gibt auf ſeine Weiſe ihre nähere Erklärung. «Die Allamanda», erklärt er, «als eine aufrichtige, teutſche Erfindung, geht vor der Courante, ſowie dieſe vor der Sarabanda und Gigue her, welche Folge der Meladien man mit einem Namen Suite nennet.» Aber weder dieſe Folge, noch dieſe Auswahl und Anzahl der Tänze iſt maßgebend für die S. Andere geben Allemande, Courante, Gigue, Paſſacaglia, Gavotte, Menuett, Chaconne an, und ſpäter, z. B. bei Bach, herrſcht hier große Freiheit. Man ſetzte den Tänzen aber noch eine Einleitung vor, ein Präludium, eine Phantaſie oder eine förmliche Ouverture, welche nach franz. Art aus einem langſamen und einem lebhaften Satze beſteht, der wiederum durch einen langſamen abgeſchloſſen wird. Die S. iſt durch die im 18. Jahrh. aufblühende und bei weitem entwickelungsfähigere Sonate und Symphonie gänzlich verdrängt, ſelbſt wenn man auch die in neueſter Zeit gemachten einzelnen Suitenverſuche, z. B. von Lachner, Raff u. ſ. w., in Anſchlag bringt.

Sujet (franz., vom lat. subjectum, die Grundlage, der Grunddegriff) nennt man in der erzählenden und nach häufiger in der dramatiſchen Dichtung den Staff, den Gegenſtand oder Vorwurf, den der Dichter für ſeine Bearbeitung vorfindet und auswählt. Selbſtverſtändlich kann von einem S. bei ſolchen Dichtungen nicht die Rede ſein, welche rein auf der Erfindungsgabe des Dichters beruhen. Aber auch größern hiſtor. Stoffen legt man ſeltener jenen Namen bei, ſondern vorzugsweiſe kleinen, in ſich abgeſchloſſenen, anekdotenartigen Erzählungen, wie ſie in Balladen, Schauſpielen und ganz beſonders in Opern verarbeitet werden.

Sulina oder Sulinamündung heißt der mittelſte der drei Hauptmündungsarme der Donau (ſ. d.) und eine an deſſen Ausgang liegende Seeſtadt. Obgleich die S. minder wichtig als der nördl. und der ſüdl. Mündungsarm, die Kilia- und die St.-Georgsmündung, iſt ſie doch zur Zeit die einzige durchweg ſchiffbare und für den großen Verkehr benutzte Waſſerſtraße, in welcher Seeſchiffe aus dem Schwarzen Meere in die ungetheilte Donau hinaufſteigen. Wenn man den $1^1/_2$ M. langen Arm von Tultſcha oder die Stromſtrecke zwiſchen den Abzweigungspunkten des Kilia- und St.-Georgarms nicht mitrechnet, iſt die S. 11 geogr. M. lang. Sie hat durchſchnittlich eine Breite von 600 engl. F., wovon das Fahrwaſſer theils die Hälfte, theils ein Drittheil einnimmt, und eine Tiefe von 20—30, meiſt von mehr als 25 F. Ihre Krümmungen ſind für die Schiffahrt beſchwerlich, aber, nachdem neuerdings die Argagnidänke beſeitigt worden, iſt die Fahrt auf dem Strome ſelbſt bei gehöriger Vorſicht gefahrlos. Die Hauptſchwierigkeit für größere Schiffe war bislang die eigentliche Mündung wegen der ihr vorliegenden Barre. Unter der frühern türk. Herrſchaft hatte dort die S. 13 F. Tiefe, unter der ruſſ. Regierung, in deren Beſitz ſich ſeit dem Frieden von Adrianopel bis zum Frieden von Paris, alſo 1829—56, das ganze Donaudelta befand, hatte das Fahrwaſſer an der Barre nur nach 10—11 F. Tiefe, da die Ruſſen, obgleich nach 1840 durch einen Tractat mit Oeſterreich zur Wegräumung der Schiffahrtshinderniſſe verpflichtet, die Verſchlammung der Mündung eher beförderten. Mit Beginn des Orientkriegs 1853 hatten die Ruſſen ſogar, um das Einlaufen einer türk. oder engl.-franz. Flotille zu verhindern, die Einfahrt der S. vollends verſtopft. Die Barre erſtreckte ſich 250—270 Ruthen weit ins Meer hinein, welches ſchon in 2,7 Seemeilen Entfernung 50—60 F. Tiefe hat. Schiffe von mehr als 10 F. Tiefgang konnten nur nach

Lichtung der Ladung passiren, was mit großer Gefahr, mit Zeitverlust und Kostenaufwand verbunden war. Durch die Thätigkeit der auf Grund des Pariser Friedens vom 30. März 1856 eingesetzten Europäischen Donaucommission, welche ihren Sitz in Galacz hat und als Vertretung der sieben Vertragsmächte gewisse Vollmachten mit souveräner Gewalt über die Donau von Isaktscha abwärts geltend macht, ist Bedeutendes geschehen, um den Donaustrom zur Verkehrsader aus dem Herzen Europas nach dem Pontus zu gestalten. Der Strom wurde durch zwei in das Meer hinausgeführte Molen (4000 und 3000 F. lang) so eingeengt, daß sich das Wasser selbst freie Bahn machen muß. So hob sich der gewöhnliche Wasserstand an der Barre auf $16^1/_2$—$17^1/_2$ engl. F., und an der Argaguibank im Strome selbst auf 14 F., welche Tiefe selbst für schwerbeladene Briggs und Galeassen hinreicht. Durch die Stromverbesserung hat sich der Verkehr natürlich ungemein entwickelt. Früher lagen ganze Flotten vor der Barre und warteten bis ein günstiger Zufall die Einfahrt gestattete. Die vielen Schiffstrümmer sind verschwunden, und die Schiffbrüche, im J. 1855 noch etwa 61 pro Mille, sind jetzt auf 2 von 1000 Schiffen herabgesunken. Die Schiffahrt, welche 1853—59 durchschnittlich 326000 Tonnen betrug, beläuft sich jetzt, trotz des Concurrenzwegs von Küstendsche (s. d.), auf nahezu $^1/_2$ Mill. Tonnen. — Die Stadt S., erst 1856 aus dem ärmlichen russ. Flecken Sulinsk entstanden, liegt an der Südseite der Sulinamündung auf angeschwemmtem Boden, hat größtentheils auf Rost- und Tragpfählen aus Holz erbaute Häuser, Baracken und Magazine. Der Ort ist Sitz eines türk. Kaimakam (des Gouverneurs des Donaudeltas) sowie verschiedener Viceconsulate, Hauptstationsort für die russ., franz. und österr. Dampfschiffahrt nach Odessa, Küstendsche, Varna und Konstantinopel, Stationsplatz für die zum Schutz der Donauschiffahrt bestimmten internationalen Wachtschiffe und Kanonenboote, auch Sitz eines von der europ. Donaucommission organisirten Hafenkapitanats und Pilotencorps. Es besteht sich hier ein 76 F. hoher Leuchtthurm, ein zweiter auf der dem Donaudelta gegenüberliegenden Schlangeninsel. S. hat eine griech. Kirche, eine Moschee und zählt etwa 4000 E., größtentheils Auswurf von ganz Europa. Von 1860—66 liefen jährlich im Durchschnitt aus 3022 Schiffe mit 484731 Tonnen. Die einlaufenden Schiffe kommen meist in Ballast an. Die meist betheiligten Verkehrsländer waren 1866 nach dem Tonnengehalt der Fahrzeuge: Griechenland, Großbritannien, Oesterreich, Italien, Türkei, Frankreich, Rußland, Norwegen.

Sulioten, ein albanes. Volksstamm im Süden des Paschaliks Janina (dem alten Epirus), der seinen Ursprung von einer Anzahl von Familien ableitet, welche im 17. Jahrh. in die Gebirge von Suli, einige Stunden von dem Jonischen Meere und von der Stadt Parga, vor der Tyrannei der Türken sich zurückzogen. Sie bekennen sich zur griech.-orthodoxen Kirche und entwickelten sich unter einer einfachen aristokratisch-demokratischen Verfassung so schnell, daß sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., zur Zeit des Ali-Pascha von Janina, gegen 12000 Seelen in nahe an 70 Ortschaften umfaßten. Doch waren nur 11 Ortschaften mit etwa 5000 Seelen von eigentlichen S., die übrigen von den diesen untergebenen Parasulioten bewohnt. Alte Gebräuche galten bei ihnen statt der Gesetze, Einfachheit der Sitten und kühne Tapferkeit war ihr Ruhm. Ihre Muttersprache war das Albanesische, aber sie sprachen auch zugleich das Griechische. Außer von Viehzucht und Jagd lebten sie hauptsächlich von Räubereien und von Brandschatzungen der angrenzenden türk. Provinzen und zeichneten sich dabei nicht weniger durch Tapferkeit wie durch List und Ausdauer aus. An ihren Kämpfen nahmen selbst die Frauen oft unmittelbaren Antheil. Nachdem die S. von 1790 an in langjährigen Kämpfen gegen Ali-Pascha von Janina bei einem einfachen, aber hartnäckigen Vertheidigungssysteme längere Zeit siegreich gewesen, unterlagen sie 1803 und verließen ihr Vaterland, indem sie erst nach Parga, dann aber, durch Ali-Pascha auch hier vertrieben, nach den Jonischen Inseln zogen. Hier dienten sie unter den Truppen der verschiedenen Mächte (Rußlands, Frankreichs und Englands), welche damals nacheinander diese Inseln besaßen. Der Lord-Obercommissar Maitland verabschiedete sie jedoch 1814, sodaß sie längere Zeit auf der Insel Korfu ein Asyl suchen mußten. Als Ali-Pascha 1820 in Janina von den Türken unter Khurschid-Pascha eingeschlossen und von den Albanesen verlassen wurde, suchte er selbst bei den vertriebenen S. Hülfe, denen er ihr altes Gebiet mit Ausnahme der Festung Kiapha einräumte und seinen Enkel als Geisel stellte. Allein durch den Uebertritt der albanes. Häuptlinge zu Khurschid-Pascha sahen sich die S. aufs neue in ihren Bergen eingeschlossen, und da auch der im Sommer 1822 von Griechenland aus zu ihrem Entsatz unternommene Feldzug ungünstig ausfiel, übergaben sie im Sept. 1822, auf den Vorschlag des engl. Consuls in Prevesa, ihre Feste Suli den Türken. Gegen 3000 S. wurden auf engl. Schiffen nach Cephalonia gebracht; die übrigen zerstreuten sich in die Gebirge. An dem griech. Befreiungs-

kriege seit 1821 haben die S. einen nicht geringen Antheil genommen, und viele von ihnen sind in Griechenland auch später zu Ansehen und Würden gekommen. Vgl. Perrähos, «Geschichte von Suli und Parga» (neugriech., 2 Bde., Vened. 1815; engl., Loud. 1823); Lüdemann, «Der Sulioteukrieg, nebst den darauf bezüglichen Volksgesängen» (Lpz. 1825).

Sulkowski, eine Fürstenfamilie im Großherzogthum Posen und in Oesterreichisch-Schlesien, die von einem alten poln. Geschlechte abstammt. Alexander Joseph von S. wurde, nachdem er die Güter der ausgestorbenen Familie Leszczynski in Großpolen, darunter das Ordinat Rydzyn oder Reissen und die Grafschaft Lissa erkauft, 1733 in den Reichsgrafenstand erhoben, erhielt 1737 das Indigenat in den kaiserl. österr. Erblanden und 1752, nach Ankauf des Fürstenthums Bielitz in Oesterreichisch-Schlesien, für sich und seine Descendenz die reichsfürstl. Würde. Von den vier Söhnen, die er hinterließ, hatten nur zwei Nachkommen, und so theilte sich das Haus S. in die beiden noch bestehenden Linien von Bielitz und von Reissen (Schloß bei Lissa im Großherzogthum Posen). Der Stifter der zweiten Linie, welche auf dem Schlosse Reissen residirt, war Anton S. (gest. 16. Jan. 1796). Ihm folgte im Ordinat sein Sohn Anton Paul, Fürst S., geb. zu Lissa 31. Dec. 1785, der in Warschau, Breslau und Göttingen seine wissenschaftliche Bildung erhielt. Er diente mit großer Auszeichnung in dem von Napoleon 1806 errichteten poln. Armeecorps, ging 1808 an der Spitze eines Regiments nach Spanien und kehrte 1810 als Brigadegeneral in das Herzogthum Warschau zurück. 1812 befehligte er die Avantgarde des Corps des Fürsten Poniatowski, ward dann Divisionsgeneral und übernahm nach Poniatowski's Tode den Oberbefehl über die Ueberreste der poln. Armee. Als Napoleon diesem Corps die Rückkehr nach Polen verweigerte, legte er das Commando nieder und zog sich nach Warschau zurück. Bei dem Wiederaufleben der poln. Armee im neuen Königreiche Polen wurde S. Mitglied des Kriegscomité und später Generaladjutant beim Kaiser Alexander. 1818 ging er auf seine Besitzungen im Großherzogthum Posen zurück. Von Friedrich Wilhelm III. wurde er 1824 zum Marschall des ersten posener Landtags, bald darauf auch zum Mitglied des Staatsraths ernannt. Er starb 13. April 1836. Ihm folgte im Ordinat von Reissen sein einziger Sohn August Anton, Fürst S., geb. 13. Dec. 1820. — Der Stifter der ersten Linie, des Hauses Bielitz, welches das Herzogthum Bielitz ($3^1/_{10}$ Q.-M.) besitzt und zu Bielitz residirt, wurde Franz S. (gest. 22. April 1822), dem sein Sohn Joh. Nepomuk S. folgte. Dieser starb 6. Dec. 1835, worauf dessen Sohn Johann Ludwig S., geb. 14. März 1814, das Herzogthum erbte. — Ein natürlicher Sohn von Franz S. war Joseph S., der ungewöhnliche Talente entwickelte, früh ins poln. Heer trat und 1792 unter Zabiello gegen die Russen focht. Als Stanislaw August 1792 der Conföderation von Targowiza beitrat, ging er nach Paris und wurde hierauf vom Wohlfahrtsausschuß als Chargé d'affaires nach Konstantinopel geschickt. Nach der Erhebung der Polen unter Kosciuszko eilte er nach Polen, ging aber nach der Schlacht bei Maciejowice wieder nach Paris zurück und wurde als Hauptmann zu der franz. Armee nach Italien geschickt, wo er in Berthier's Generalstabe eine Anstellung fand. Bald darauf wurde er Bonaparte's Adjutant, den er auch nach Aegypten begleitete, wo er bei dem Aufstande in Kairo 21. Oct. 1798 fiel. Seine «Mémoires historiques, politiques et militaires sur les révolutions de la Pologne 1792—94, la campagne d'Italie 1796 et 1797, l'expédition du Tirol et les campagnes d'Égypte 1798» gab Hortensius de Saint-Albin (Par. 1832) heraus.

Sulla ist der Beiname desjenigen Zweigs des röm. Patriciergeschlechts der Cornelier, der in den frühern Jahrhunderten der röm. Republik mit dem Beinamen «Rufinus» vorkommt. Das einzige Glied dieser Familie, das einen bedeutenden Namen in der röm. Geschichte hat, ist der Dictator Lucius Cornelius S. Felix. Derselbe wurde 138 v. Chr. geboren und wuchs in dem genußreichen Leben der röm. Aristokratie auf. Sein beginnendes Mannesalter fiel in eine Zeit, in der das aristokratische Regiment nach außen und innen alle Kräfte aufbieten mußte, um sich zu halten. S. wurde der letzte Hort dieses Regiments. Schon in seiner ersten öffentlichen Stellung, als Quästor des Cajus Marius im Kriege gegen Jugurtha 107 v. Chr., erhielt er Gelegenheit, dem demokratischen Feldherrn, der wenig von ihm erwartet hatte, seine militärischen und diplomatischen Talente zu erweisen, indem er sich nicht nur als trefflicher Reiteranführer zeigte, sondern auch durch seine Kühnheit und Gewandtheit in den Unterhandlungen mit König Bocchus von Mauretanien diesen dahin brachte, daß er den Jugurtha den Römern auslieferte. In den J. 104—101 nahm S. zuerst als Legat des Marius in Gallien, dann in Oberitalien unter Lutatius Catulus Antheil am Kriege gegen die Cimbern und Teutonen. Im J. 93 war er Prätor in Rom, 92 Proprätor in Cilicien, ein bedeutender Posten wegen der

Verwickelungen mit Mithridates (ſ. d.) und den Parthern. In den folgenden Jahren nahm er wieder mit beſonderer Auszeichnung theil am Kriege gegen die aufſtändiſchen italiſchen Bundesgenoſſen, und 88 wurde er Conſul mit der durch das Los ihm zufallenden Beſtimmung, in Aſien den Krieg gegen Mithridates zu führen. Als er jedoch in ſeinem Conſulat ſich von der Ariſtokratie beſtimmen ließ, den Vorſchlägen des Tribunen Sulpicius Ruſus, der unter anderm den italiſchen Neubürgern und den Freigelaſſenen ein erweitertes Stimmrecht verſchaffen wollte, entgegenzutreten, brach darüber der Bürgerkrieg aus. S., in Rom bedroht und nur durch Marius, der ihn in ſeinem Hauſe barg, gerettet, begab ſich zu ſeinem Heere nach Campanien und zog nun, als ihn Sulpicius durch den beim Volke durchgebrachten Antrag, den Krieg in Aſien ihm abzunehmen und dem Marius zu übergeben, aufs höchſte gereizt, mit den ihm ganz ergebenen Legionen vor Rom. Mit Gewalt drang er in die Hauptſtadt ein, erklärte den Sulpicius ſammt dem Marius und deſſen Sohn nebſt neun andern in die Acht, änderte die Stimmordnung in den Volksverſammlungen in reactionärem Sinne und unterwarf die Volkstribunen bei ihren Geſetzesvorſchlägen der Controle des Senats. Darauf hin, Anfang 87, ging er nach Aſien ab. Kaum hatte er jedoch Italien verlaſſen, ſo kehrte Marius zurück. S. wurde nun geächtet und nach Marius' Tode ein anderer Gegenfeldherr für den Krieg in Aſien ernannt. Durch dies alles ließ ſich indeß S. in ſeinen Kriegsoperationen gegen Mithridates nicht ſtören. Er kehrte erſt nach des Mithridates Beſiegung 84 nach Italien zurück, wo inzwiſchen Cinna und nach deſſen Tode Carbo und der jüngere Marius als Häupter der Demokratie dominirt hatten, unterſtützt durch die noch vom Bundesgenoſſenkriege her in Waffen ſtehenden Samniter (ſ. d.) und Lucaner. Bis Ende 82 waren Marius in Latium, Carbo in Etrurien und Umbrien beſiegt, Rom durch den blutigen Kampf am Colliniſchen Thore vor einem Ueberfalle der Samniter gerettet und S., auf ſein Begehr, unter dem Titel eines Dictators auf Lebenszeit zum Behuf der Geſetzgebung und Neuordnung des Staats mit unumſchränkter Gewalt und dem Rechte über Leben und Tod der Bürger bekleidet. Damals nahm er auch den Beinamen des «Glücklichen» (Felix) an. Durch eine Proſcription, die gegen 5000 Opfer forderte, räumte er mit den Gegnern auf, während die Verfaſſung und Verwaltung des Staats durch eine Reihe einzelner Geſetze (leges Corneliae) im Sinne einer ariſtokratiſchen Reſtauration umgeſtaltet wurde, deren politiſch wichtigſte Punkte die möglichſte Beſchränkung des Volkstribunats und die Steigerung der Macht des Senats waren. Die Anſiedelung ſeiner Veteranen in ganz Italien umher und die Errichtung einer Leibwache von 10000 freigelaſſenen Sklaven, den ſog. Corneliern, ſollten der neuen Gewalt zur Stütze dienen. Im ſtärkſten Widerſpruche zu der Energie dieſes Verfahrens ſtand es aber, daß S., ſobald die Reſtauration befeſtigt ſchien, ſeine Gewalt zuerſt durch Uebernahme des Conſulats neben der Dictatur in den verfaſſungsmäßigen Zuſtand überleitete und dann zu Anfang 79 ganz niederlegte, um ſich nach Puteoli zu einem Leben ſinnlichen und geiſtigen Genuſſes zurückzuziehen. Hier vollendete er auch ſeine Memoiren, die Plutarch bei der Biographie S.'s benutzte. Indeß genoß er dieſe Muße nicht lange; er ſtarb ſchon 78, nach Appian an einem Fieber, nach Plutarch's fabelhafter Angabe an der Phthiriaſis oder Läuſeſucht. S. iſt einer der merkwürdigſten geſchichtlichen Charaktere; ſein Gegner Carbo bezeichnete ihn treffend als halb Löwe halb Fuchs, wobei jedoch der Fuchs der gefährlichere Theil ſei. Nur war jene Löwenkraft ohne Leidenſchaft und die Klugheit des Fuchſes ohne Berechnung; es hielt vielmehr eine abſolute innere Indifferenz und Blaſirtheit jenen Eigenſchaften die Wage. Schon die nächſten Jahre nach ſeinem Tode zeigten, daß ſein Werk, dem er durch ſeinen Rücktritt die Seele entzogen, nicht haltbar war, und wie ſein Werk, ſo ging auch der Ruhm ſeiner Familie nicht über ſeine Perſon hinaus. Weder ſein ihn überlebender Sohn Fauſtus, der als Anhänger des Pompejus 46 in Afrika fiel, noch ſein Neffe Publius, der als Cäſarianer die Schlacht von Pharſalus mitkämpfte, waren bedeutendere Perſönlichkeiten. Biographien S.'s verfaßten Zachariä (2 Bde., Heidelb. 1835) und Lau (Hamb. 1855).

Sully (Maximilian de Béthune, Baron von Rosny, Herzog von), berühmter Miniſter und Freund König Heinrich's IV. von Frankreich, wurde 13. Dec. 1560 zu Rosny aus einem alten Geſchlecht geboren und im prot. Glauben erzogen. Im Alter von 11 J. kam er an den Hof der Königin von Navarra, die ihn 1572 mit ihrem Sohne, dem ſpätern Heinrich IV., nach Paris ſchickte, wo er ſeine Studien vollenden ſollte. Dem Blutbade der Bartholomäusnacht entging der kluge und muthige Knabe, indem er ſich im Schülermantel und ein Gebetbuch in der Hand in das Collége de Bourgogne flüchtete, wo ihn der Vorſteher drei Tage verborgen hielt. Als Heinrich von Navarra 1576 vom franz. Hofe in das Heerlager der Proteſtanten entwich, begleitete er denſelben und wurde deſſen Waffengefährte. Er heirathete als armer Edelmann eine

reiche Erbin, Anne de Courtenay, unternahm große Speculationen in Pferden, Getreide und Landgütern und übte auch im Kriege Erpressungen. Dagegen leistete er während des Kriegs mit der kath. Ligue als Ingenieur und Artilleriecommandant außerordentliche Dienste. In der Schlacht bei Coutras befehligte er 1587 die drei Kanonen Heinrich's IV. und trug viel zum Erfolge des Tages bei. Nach dem Siege bei Ivry, welcher 1590 das Uebergewicht Heinrich's entschied, mußte er mit Wunden bedeckt vom Schlachtfelde getragen werden. Von Heinrich zurückgesetzt, zog er sich auf sein Gut Rosny zurück und widmete sich hier dem Land- und Gartenbau. Als ihm jedoch wichtige Papiere der Ligue in die Hände fielen, begab er sich zum Könige und wurde von demselben für immer behalten. S. rieth damals Heinrich IV., zur Beendigung des Bürgerkriegs und Befestigung seiner Krone in die kath. Kirche zurückzutreten. Er bereiste die Provinzen, um dem Könige die Städte zu gewinnen, und übernahm dann eine Stelle im Finanzrathe. 1597 stellte ihn Heinrich an die Spitze der Finanzverwaltung; 1598 erhielt er den Titel eines Surintendanten. Mit Festigkeit und rastloser Thätigkeit brachte er eine durchgreifende Ordnung in das Chaos. Er verbannte die rohe Fiscalität, vereinfachte die Erhebung, forderte strenge Rechenschaft, erfand neue Formen für das Rechnungswesen und prüfte selbst die verschiedenen Register. Die Finanzüberschüsse häufte er in der Bastille auf, deren Gouverneur er 1602 wurde, und dieser Schatz belief sich bei Heinrich's IV. Tode auf 42 Mill. Livres. Das ökonomische Princip, das er befolgte, war indessen sehr einseitig und konnte nur für die damaligen Verhältnisse gelten. Er hielt den Ackerbau für die einzige und wahre Quelle des Nationalreichthums und begünstigte denselben auf Kosten des Handels und der Gewerbe, in welchen er den Weg zum Verfall des kriegerischen Geistes der Nation erblickte. Als Heinrich IV. 1600 den Zug nach Savoyen unternahm, empfing S. den Titel eines Großmeisters der Artillerie. Auf diesem Zuge bewies er nochmals sein Talent für den Krieg und eroberte durch seine Ingenieurkünste die für unüberwindlich gehaltenen Festungen Montmelian und Bourg. Nach dem Frieden übernahm er unter dem Titel eines erblichen Kapitäns der Häfen, Flüsse und Kanäle die öffentlichen Bauten. Mit Eifer verbesserte er nun die Communicationsmittel des Landes, befestigte die Häfen und führte an den Grenzen ungeheuere Wälle und Festungswerke auf. Außerdem leitete er auch die auswärtigen Verhandlungen. Als 1603 Elisabeth von England starb, reiste er nach London und suchte Jakob I. für Frankreich zu gewinnen. Die Strenge, Geradheit und Verachtung, die er stets gegen die Höflinge bewies, zogen ihm viele Feinde zu, die fortgesetzt an seinem Sturze arbeiteten. Dem Könige selbst verschwieg er nie seinen Tadel oder seine Ansichten, und dieser fühlte sich oft verletzt. In den ehelichen Zwisten Heinrich's mußte S. gewöhnlich das Mittleramt übernehmen. 1606 erhob der König das Gut Sully an der Loire zum erblichen Herzogthume, was den allerdings stolzen und ehrgeizigen Minister sehr freute. Wiewol er in seinem Hause eine strenge Oekonomie führte und begierig sein Vermögen zu vergrößern suchte, liebte er doch den Glanz. S. stand früh um 4 Uhr auf, unterbrach seine Arbeiten nur durch ein einfaches Mahl und überließ sich erst abends einige Stunden der Erholung. Die Ermordung Heinrich's IV. (s. d.), 13. Mai 1610, hemmte plötzlich die riesenhaften Unternehmungen, die er mit dem Könige für die Zukunft entworfen hatte, und veränderte seine Lage gänzlich. Um seine Sicherheit mit Recht besorgt, trat er seine Aemter und Pfründen dem Hofe gegen Entschädigung ab, lebte fortan, von fürstlichem Glanze umgeben, zu Rosny und Villebon und beschäftigte sich mit Landbau, schrieb auch eine Art Geschichte seiner Zeit. 1634 verlieh ihm Ludwig XIII. die Marschallswürde. Nur in außerordentlichen Fällen erschien er noch bei Hofe und ertheilte dann dem Könige seinen Rath. Sein Sohn, der Marquis von S., ein verschwenderischer Mensch, den er nicht liebte, starb vor ihm und hinterließ ihm einen Enkel, der mit dem Großvater einen Proceß anfing. S. verlor diesen Proceß und starb acht Tage darauf, 22. Dec. 1641. Seine zweite Gemahlin, die Witwe eines Herrn von Châteaupers, errichtete ihm zu Villebon ein prächtiges Denkmal. Seine Tochter, Margarethe de Béthune, war an den Herzog von Rohan vermählt. Von seinem Geschichtswerke ließ S. unter dem Titel «Mémoires des sages et royales économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand» die zwei ersten Bände (Amsterd. 1634) erscheinen. Stil und Form dieses Werks sind ungenießbar. Doch besitzen die Memoiren großen Werth, indem sie die äußere und innere Politik jener Epoche enthüllen. Jean le Laboureur veröffentlichte erst 1662 zwei andere Bände. Ecluse gab das Ganze modernisirt (8 Bde., Amsterd. 1745) heraus.

Sulpicia, der Name zweier Frauen, die als Dichterinnen eine Rolle in der röm. Literaturgeschichte spielen. Die eine, eine reiche, schöne und hochgebildete Römerin zur Zeit des Augustus, dem Dichterkreise, der sich um Valerius Messala zu versammeln pflegte, angehörig, hatte ein

Liebesverhältniß zu einem schönen Jüngling Corinthus, auf welches sich eine Anzahl Gedichte im vierten Buche des Tibullus (s. d.) beziehen, von denen einige von der S. selbst verfaßt zu sein scheinen. Die andere S., Gattin eines Calenus, mit dem sie 15 J. lang in glücklicher Ehe lebte, in der Zeit des Kaisers Domitian und dessen Nachfolger, wird von einem Zeitgenossen als Verfasserin von zierlichen und witzigen Liebesgedichten gerühmt. Unter ihrem Namen ist eine Satire oder vielmehr eine versificirte Declamation über den Verfall des röm. Wesens zur Zeit des Domitian in 70 Hexametern erhalten, deren Echtheit sehr zweifelhaft ist. Dieselbe wurde besonders herausgegeben von Gurlitt mit dem Commentar von Chr. G. Schwarz und einer deutschen Uebersetzung von E. G. Köstlin (Hamb. 1819). Auch gab davon eine Uebersetzung Düntzer in «Die röm. Satiriker» (Braunschw. 1846). Der lat. Text wurde zuletzt gedruckt in der Ausgabe des Juvenalis von Hermann (Lpz. 1856).

Sulpicius ist der Name eines angesehenen röm. Geschlechts, das mehrere, meist patricische Familien mit den Namen Camerinus, Galba, Gallus, Longus, Paterculus, Peticus, Prätextatus, Rufus und Saverrio in sich schloß, von denen die den Namen Camerinus tragende mit dem Consul Servius S. Camerinus schon 500 und dann wiederholt im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in den Magistratsfasten erscheint. — Die Familie der Galba tritt zuerst mit Publius S. Galba Maximus hervor, der 211, ohne vorher ein curulisches Amt bekleidet zu haben, zum Consul und 203 zum Dictator erwählt wurde und in seinem zweiten Consulat 200 den Krieg gegen Philipp V. von Macedonien begann. — Servius S. Galba wurde als Prätor 151 v. Chr. in Lusitanien geschlagen. Im J. 150 ließ er als Proprätor durch schändlichen Verrath viele tausend Lusitanier, die er unter dem Vorwande, ihnen Ländereien im bätischen Spanien anzuweisen, an sich gelockt hatte, niederhauen. Unter den wenigen, die entkamen, war Viriathus. Wegen dieses Frevels von Lucius Scribonius Libo, dem sich der alte Cato anschloß, 149 angeklagt, entging er durch seine Beredsamkeit der Verurtheilung; 144 bekleidete er das Consulat. Sein gleichnamiger Enkel, der im Gallischen Kriege als Legat bei Julius Cäsar stand, später aber, weil ihm dieser das Consulat versagte, sich mit den gegen ihn Verschworenen verband, war der Aelteravater des Kaisers Galba. — Cajus S. Gallus zeichnete sich durch seine Kenntniß in der Astronomie aus, wie er denn im Kriege gegen Perseus als Kriegstribun eine Mondfinsterniß voraussagte. Als Consul 166 v. Chr. triumphirte er über die Ligurer. — Cajus S. Peticus bekleidete von 364—351 das Consulat fünfmal; Censor war er 366; als Dictator schlug er 358 die Gallier bei Pedum. — Aus der Familie der Rufus wird zuerst Servius S. Rufus 388 v. Chr. unter den consularischen Kriegstribunen aufgeführt. — Aus ihr stammte der als Redner, mehr noch als Jurist berühmte, durch Redlichkeit und Einsicht ausgezeichnete Zeitgenosse Cicero's, Servius S. Rufus. Er besorgte als Interrex 52 v. Chr. die Consulwahl des Cnejus Pompejus; als Consul 51 strebte er, im Gegensatz gegen seinen Amtsgenossen Marcus Claudius Marcellus (s. d.), den Bürgerkrieg zu verhindern. Cäsar gab ihm, obwol er sich nicht für seine Partei erklärt hatte, 46 die Verwaltung von Achaja. Im J. 43 starb er auf der Reise zu Antonius, zu dem ihn der Senat abgesendet hatte, um ihn zur Aufhebung der Belagerung von Mutina aufzufordern. — Einem plebejischen Zweige derselben Familie gehörte Publius S. Rufus an, geb. 124 v. Chr., von Cicero, der ihn in den Büchern «De oratore» als einen der Redenden einführt, wegen seiner mächtigen Beredsamkeit, aber auch wegen seines Charakters hochgestellt. Durch die Anklage des Cajus Norbanus begründete er 94 seinen Ruf. Im Bundesgenossenkriege zeichnete er sich 89 v. Chr. unter Cnejus Pompejus Strabo durch die Unterwerfung der Marruciner auch als Feldherr aus und wurde für das J. 88 zum Volkstribun gewählt. Als solcher widerstand er dem Cajus Julius Cäsar, der sich widergesetzlich um das Consulat bewarb. Sein Gesetzvorschlag, die in das Bürgerrecht aufgenommenen Bundesgenossen nebst den Freigelassenen in alle Tribus zu vertheilen, rief den heftigsten Widerstand einer von den Consuln Sulla (s. d.) und Quintus Pompejus Rufus geführten Optimatenpartei hervor, sodaß der Vorschlag nur unter Blutvergießen durchgesetzt ward. Beide Consuln mußten aus der Stadt entweichen; S. aber schloß sich nun an Marius an und beantragte, ihm, obwol er Privatmann war, die dem Sulla übertragene Kriegführung gegen Mithridates zu geben. Dieser kehrte darauf mit dem Heere in die Stadt zurück und bemächtigte sich ihrer mit Gewalt. Unter den zwölf Geächteten befand sich auch S. Er wurde auf seiner Villa entdeckt und getödtet, der Sklave aber, der ihn verrathen, mit der Freiheit belohnt, darauf jedoch vom Tarpejischen Felsen gestürzt.

Sulpicius Severus, s. Severus.

Sultan (arab. Gewalthaber, Herr) ist ein im islamitischen Orient gewöhnlicher Herrscher-

titel, welcher auch im Privatleben als schmeichlerische Anrede an Höherstehende benutzt wird. Der wichtigste S. ist der türk. Kaiser, welcher sich den Titel Sultan-es-Selatin, d. i. Sultan der Sultane, Großherr, beilegt. Neben ihm führen den Sultantitel die Mutter des regierenden Herrschers, Validey-Sultan, und die im kaiserl. Harem geborenen Kinder weiblichen Geschlechts, wie Esma-Sultan, Adileh-Sultan, während die jungen Prinzen Schehzadeh (Kaisersohn) genannt werden. Das Wort S. bedeutet demnach in der türk. Sprache, welche kein grammatisches Geschlecht kennt, auch eine Prinzessin. Von den Frauen des Großherrn hat seit Jahrhunderten, nachdem eigentliche Verheirathungen mit Freigeborenen abgeschafft worden und der steten Rekrutirung des Harems durch gekaufte Sklavinnen Platz gemacht haben, keine mehr den Titel S. geführt.

Suluinseln, eine Gruppe kleiner gebirgiger, aber fruchtbarer Eilande im Ostindischen Archipelagus, die in einer Reihe von der Nordostspitze von Borneo bis zur Südwestspitze von Magindanao sich hinzieht, ist noch ziemlich undurchforscht und wird von mohammed. Malaien bewohnt, die unter Sultanen stehen, deren Würde allerdings nur eine nominelle ist, und als höchst wilde, grausame und treulose Seeräuber berüchtigt sind. Die Hauptinsel ist Sulu, mit der Hauptstadt Soog oder Sulu an der Bewanbai, der Residenz des Sultans, der auch einen Theil der nordwestlich von den S. gelegenen Insel Palawan in der neuern Zeit seiner Herrschaft unterworfen hatte. Die ergiebigste Erwerbsquelle und zugleich die Hauptabgabe der Bewohner an die Regierung bildet das Einsammeln der eßbaren Vogelnester und die Perlenfischerei. Der geringe Handel geht nach Manila und China und befindet sich fast ausschließlich in den Händen der Chinesen, denen auch in der Hauptstadt ein besonderes Stadtviertel eingeräumt ist. Die Gesammtbevölkerung wird auf 200000, die der Hauptstadt auf 6—8000 Seelen geschätzt. Der Sulu-Archipel ist das Hauptpiratennest der ostasiat. Gewässer. Die europ. Seemächte haben die Räuber wiederholt gezüchtigt, konnten aber das Unwesen nicht ausrotten. Nachdem bereits die Holländer mehrere Vernichtungskriege gegen die Seeräuber geführt, zerstörte der franz. Admiral Cecille 1845 die Hauptstadt Maluzu auf der nördl. Insel Basilan. 1848 besetzten die Spanier die ganze Insel, und 1851 zerstörten diese die Befestigungen auf der Insel Sulu und nahmen so von dem Archipel Besitz, der jedoch kaum mehr als ein nominelles Protectorat. Der Radscha von Saráwak auf Borneo, Sir James Brooke, unternahm 1862 aufs neue die Bestrafung der Piraten. Die Sultane von Sulu geriethen inzwischen auf den Einfall, in Europa Hülfe zu suchen und verschiedenen Mächten Bündnisse anzutragen. Infolge dessen kam Dumont d'Urville 1838 nach Sulu, sah aber bald von Unterhandlungen ab, als ihm die herrschende Aristokratie erklärte, die Befehle des Sultans würden nirgends respectirt. Vier Jahre später erschien der nordamerik. Expeditionschef Wilkes, und schloß wirklich einen Handels- und Freundschaftstractat mit dem Sultan. 1844 und 1845 erfolgte eine zweite franz. Expedition unter Cecille, aber bei der feindlichen Stellung der Bewohner und aus Rücksicht vor dem Anrecht der Spanier gab auch er die Absicht auf ein franz. Protectorat über den Archipel auf. Gegen Ende 1866 trug der Beherrscher Päleh-kei Mohammed al-a'tsem dem Könige Wilhelm von Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß an. Vgl. Kouer, «Der Sulu-Archipel» in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde» (Berl. 1867).

Sulzbach, eine Stadt in der bair. Oberpfalz, am Rosenbache und an der Ostseisenbahn, ehemals die Residenz der Herzoge von S. und Neuburg, jetzt Sitz eines Bezirksamts, eines Landgerichts, eines kath. und prot. Dekanats, einer Lateinschule, hat 5708 E. (1864), ein Schloß (gegenwärtig Gefangenanstalt), in welchem Hieronymus von Prag gefangen saß, eine Buchdruckerei, Hopfenbau und sehr bedeutende Eisensteingruben (Maximiliansh ütte), welche mit Dampfmaschinen betrieben werden. — Das ehemalige Fürstenthum S., 19 Q.-M. groß, stand ursprünglich unter eigenen Grafen, nach deren Aussterben im 13. Jahrh. es an Baiern kam. Mit der Oberpfalz ging es an die Pfalz über und wurde nun meist von Pfalz-Neuburg besessen, welches von 1410—48 sich Neuburg-Sulzbach nannte. Nachdem es an die Zweibrücker Linie übergegangen, wurde es 1614 infolge einer Landestheilung wieder selbständiges Herzogthum. Mit Herzog Karl Theodor kam es 1777 an Pfalz-Zweibrücken und nach Karl Theodor's Tod 1799 unter Maximilian I. an Baiern.

Sulzer (Joh. Georg), Philosoph und Aesthetiker, geb. 5. Oct. 1720 zu Winterthur im schweiz. Canton Zürich, war von 25 Kindern das jüngste und verlor 1734 seine Aeltern an einem Tage. Zum Geistlichen bestimmt, wurde er 1736 nach Zürich auf das Gymnasium geschickt. Joh. Geßner machte ihn mit der classischen Literatur bekannt, und Breitinger und Bodmer bildeten seinen Geschmack in den schönen Künsten. Seine Neigung theilte sich zwischen dem Studium der hebr. Sprache, der Wolf'schen Philosophie und dem Linné'schen System. 1740

wurde er Gehülfe des Predigers zu Maschwanden, wo er seine «Moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur» (1741) schrieb, welche Sack in Berlin herausgab. Hierauf unternahm er 1742 eine Reise durch die Schweiz; dann ging er nach Berlin, wo er sich Euler's und Maupertuis' Freundschaft erwarb. Auf Sack's und Euler's Empfehlung wurde er hier 1747 als Professor der Mathematik bei dem Joachimsthal'schen Gymnasium angestellt. Nachdem er mit Ramler die «Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit» (1750) herausgegeben, ging er auf einige Zeit nach der Schweiz. Als Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften schrieb er mehrere philos. Abhandlungen in franz. Sprache (deutsch, 2 Bde., Berl. 1773). Der Tod seiner Gattin veranlaßte ihn 1760, abermals nach der Schweiz zu gehen. 1763 legte er seine Professur nieder, um sich ganz nach der Schweiz zu wenden; doch der König stellte ihn als Professor bei der neuerrichteten Ritterakademie an und schenkte ihm ein Stück Land an dem Ufer der Spree, um sich dort anzubauen. 1765 war S. Mitglied der Commission, welche den Zustand der Akademie untersuchen und eine bessere Ordnung einführen sollte. Ein ähnlicher Auftrag wurde ihm hinsichtlich des Joachimsthal'schen Gymnasiums. Einige Jahre darauf mußte er in Verbindung mit Spalding und Sack die Schulen zu Kloster-Bergen, Stettin und Stargard revidiren. Der Herzog von Kurland lud ihn 1771 nach Mitau ein, um ein Gymnasium daselbst einzurichten. Kränklichkeit halber mußte S. diese Reise ablehnen, jedoch entwarf er den Plan. 1775 bereiste er zur Stärkung seiner Gesundheit die Schweiz, Frankreich und Italien. Während dieser Reise wurde er zum Director der philos. Klasse der Akademie ernannt. Er starb 27. Febr. 1779. S.'s Hauptwerk ist die «Allgemeine Theorie der schönen Künste» (4 Bde., neueste Ausg., Lpz. 1792—94), das noch größern Werth durch die literarischen Zusätze von Blankenburg (3 Bde., Lpz. 1796—98) und durch die von Dyk und Schütz herausgegebenen «Nachträge, oder Charakteristik der vornehmsten Dichter aller Nationen» (8 Bde., Lpz. 1792—1808) erlangte, jetzt aber veraltet ist. S. suchte darin die Lehren der Wolf'schen Schule mit den Ansichten der Engländer und Franzosen eklektisch zu vereinigen, auf populäre Weise darzustellen und das Interesse der schönen Künste von der Moral abhängig zu machen. Uebrigens trug das Werk viel dazu bei, der Aesthetik und den schönen Künsten bei den Deutschen Achtung zu verschaffen. Auch S.'s übrige Werke, wie seine «Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens» (3 Bde., Nürnb. 1768; 3. Aufl., 4 Bde., 1780—82), erregten vieles Aufsehen. Seine «Selbstbiographie» haben Merian und Nicolai (Berl. 1809) herausgegeben.

Sumach, s. Rhus.

Sumarakow (Alex.), russ. Dichter und Begründer des russ. Theaters, geb. zu Moskau 14. Nov. 1718, versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, doch nicht mit gleichem Glücke. Unter seinen lyrischen und epischen Erzeugnissen erlangten seine Satiren den meisten Ruf; in den andern Dichtungsgattungen wirkte er meist blos anregend. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich als Schöpfer des russ. Dramas, da er es war, der zuerst nationale Lust- und Trauerspiele schrieb, in denen er sich die franz. Bühnenstücke zum Muster nahm. Er gewann dadurch die Gunst der Kaiserin Elisabeth mehr und mehr und wurde von derselben zum Brigadegeneral, von der Kaiserin Katharina aber zum Staatsrath erhoben. Seine histor. Schriften sind ohne Werth. Er starb den 13. Oct. 1777 in Moskau. Vgl. Bulitsch, «Sumarakow» (Petersb. 1854). Einer seiner Verwandten, Peter S. in Moskau, hat außer andern histor. Werken namentlich eine «Geschichte Katharina's d. Gr. und ihres Zeitalters» (2 Bde., Mosk. 1832) geschrieben, die sich durch eine leichtfließende und zum Theil schwungreiche Sprache auszeichnet.

Sumātra, eine der großen Sundainseln im Ostindischen Archipel, liegt als ein 236 M. langes und 20—50 M. breites und ungefähr 8550 Q.-M. Flächenraum enthaltendes Eiland, von Südosten nach Nordwesten lang hingestreckt, zwischen 6° südl. und 6° nördl. Br. und 113° und 123° östl. L. und wird im Nordosten durch die Straße von Malakka von der Halbinsel gleiches Namens und an ihrem Südostende durch die Sundastraße von der Insel Java getrennt. Rings um die Insel, besonders an ihrer Südwestseite, liegt eine Menge kleinerer Eilande. Wie Java wird S. von mehrern parallelen, hohen Bergketten durchzogen, die in der Richtung der Hauptserstreckung der Insel, also von Südost nach Nordwest streichen und besonders die Südwestseite der Insel ihrer ganzen Länge nach, von der Sundastraße bis zum Cap Atschin, dem nördlichsten Punkte, einnehmen, während die Nordostseite flach ist. Sämmtliche Bergketten sind plutonischer Natur und zählen 16—18 theils erloschene, theils noch thätige Vulkane, welche die höchsten Gipfel der Gebirge bilden. Das Flachland der Nordostseite der Insel ist durchaus

angeschwemmter Boden, mit Sandstrichen und vielen Sümpfen und Marschen, theilweise 20-
30 M. breit, mit flacher, hafenloser Küste an einem Meere voller Untiefen und Sandbänk
Die meisten und größern Flüsse der Insel, unter denen der Palembang oder Rumbang, Si
und Rekkan die bedeutendsten, münden auf dieser Küste, an der sie fortwährend neues Land a
schwemmen, und bilden in der größtentheils mit dem üppigsten Urwalde bedeckten, aber ung
sunden und deshalb spärlich bewohnten Niederung fast die einzigen Verbindungswege, an welch
die wenigen Ortschaften liegen. Jenseit dieses ganz ebenen Tieflandes erhebt sich in immer höh
hintereinander aufsteigenden Bergketten, zwischen denen herrliche Thäler und fruchtbare Hoc
ebenen liegen, das Hochland, welches bis zur Südwestküste sich erstreckt, in die es unmittelb
hinabsinkt. Diese Südwestküste ist, im Gegensatze zur nordöstlichen, von vielen Buchten u
Baien durchschnitten, hat schöne Häfen, wird von Felsenufern oder Hügeln und Bergen n
fruchtbaren Thälern eingefaßt, besitzt gesunde Luft, besonders in den höhern Gegenden, und i
deshalb mit vielen Städten und Dörfern besetzt. Das Klima gleicht dem aller äquatoriale
Inseln des Ostindischen Archipel. Es wird von den Monsuns bedingt, welche vom Mai b
October aus Südost wehen und so die trockene Jahreszeit veranlassen, in der andern Hälfte d
Jahres aber aus Nordwest, wo sie dann die Regenzeit herbeiführen. Für die Europäer ist de
Klima der Küstengegenden ungesund, die höhern Gebirgsgegenden im Innern dagegen zuträ
licher. Vulkanische Ausbrüche sind nicht selten. Der Boden ist mit Ausnahm
einiger Wüsteneien von der üppigsten Fruchtbarkeit. Für den Handel sind besonders wichtig
Producte Reis, Farbe- und Nutzhölzer, Taback, Pfeffer, Cassia oder Kanelzimmt, Muska
nüsse, Gewürznelken, Gambir (Catechu oder Terra japonica), Baumwolle, Indigo, Kautschu
und Guttapercha, Rattan, Aloë, Kampher, Benzoë, Drachenblut, Lackfirnis, Wachs, Gol
Diamanten, Schwefel und Seidenzeuge. Von Thieren finden sich Tiger, Bären, Elefanten, Na
hörner, verschiedene Affenarten, Büffel, Salanganen und viel anderes Geflügel, Krokodile u
Schlangen verschiedener Arten, große Ameisen und die Riesenmuschel. Die Einwohner von S
sind malaiischen Stammes und theils mohammed. Glaubens, theils, wie die Battas, noch Heide
Außer ihnen gibt es in den Handelsstädten Hindu und viele Chinesen, welche besonders die Hau
werkerklasse bilden; ferner Araber, die auf Kriegszügen und als Söldner hierher gekommen
endlich Holländer. Die Insel zerfällt in einen unabhängigen und in einen den Niederländer
unterworfenen Theil. In jenem liegen: 1) das Reich Atschin (s. d.) und 2) das Reich Sia
ein Lehnsstaat an der Nordwestküste, dessen Verhältnisse wenig bekannt. Die Niederländer, welch
die Entdecker der Insel, die Portugiesen, zu Ende des 16. Jahrh. verdrängten und 1664 ein
feste Niederlassung zu Padang gründeten, verloren in dem franz.-engl. Kriege ihre Besitzunge
an die Engländer, die bereits 1685 die Colonie Benkulen (engl. Bencoolen) gegründet hatte
setzten sich aber gleich dem Pariser Frieden von 1815 hier wieder fest und erhielten sogar
durch einen Tauschvertrag 1824 die Colonie Benkulen von den Engländern abgetreten. Vo
nun an wurde der niederländ. Einfluß auf S. von größerer Wichtigkeit und gewann immer mehr
Ausdehnung. Bald besaßen sie Padang im Nordwesten von Benkulen sowie Palembang an de
Ostküste und die derselben vorliegenden, wegen ihrer Zinn- und Eisengruben wichtigen Insel
Banka und Billiton, Bintang und Rio, eroberten dann das im Innern liegende alte wichtig
Reich Menangcabo, einen Sitz alter malaiischer Cultur, dem zur Zeit seiner Blüte fast gan
S. unterworfen war, ebenso das Reich Bongol und machten die Fürsten dieser Länder zu Va
sallen. Gleicherweise bemächtigten sich die Niederländer mehrerer des Handels wegen wichtige
Punkte an den übrigen Küsten und der langen Inselkette an der Westküste und umspannen so di
Insel mit einem Netze von Niederlassungen, um sie in dieselbe Abhängigkeit zu bringen wi
Java. Der Besitz der Niederländer bildet mit den umliegenden ihnen unterworfenen Insel
ein eigenes Gouvernement, welches 1863 auf 8544 Q.-M. 1,898084 E. zählte. Es zerfällt i
folgende Residenzschaften: 1) S. oder Padang an der mittlern Westseite, 2200⅜ Q.-M. m
1,070753 E. und der Hauptstadt Padang, welche der Sitz des Gouverneurs ist und 10000 E
zählt; 2) Benkulen, südlicher gelegen, 455⅜ Q.-M. mit 113571 E. und der Hauptstad
Benkulen (s. d.); 3) Lampong oder Lampuhu, im äußersten Süden, 475 Q.-M. m
92000 E. und der Hauptstadt Tulang-Bauwang; 4) Palembang, im Osten von Benkule
und im Norden von Lampong, 2910 Q.-M. mit 526700 E. und der Hauptstadt Palembang
5) Bangka oder Banka, 237 Q.-M. mit 54400 E.; 6) Billiton, 119 Q.-M. mi
15000 E.; 7) Rhio, auch Rio oder Riâw, 148 Q.-M. mit 26000 E., im Archipel ir
Süden der Halbinsel Malakka und der brit. Colonie Singapore, bestehend aus den Inseln Bin
tang, Lingga, Battam und andern kleinern. Vgl. Müller, »Bydragen tot de kennis van S.

(Leyd. 1846); Junghuhn, «Die Battaländer auf S.» (2 Bde., Berl. 1847); Ridder de Stuers, «Vestiging en uitbreiding der Nederlanders ter Westcust van S.» (Amsterd. 1849).

Sümegh oder **Somogy**, ein Comitat des jenseitigen Donaukreises im Königreich Ungarn, zählt auf 119²/₉ Q.-M. 251926 E. (1857, ohne Militär), ist theils eben, theils von Berg- und Hügelland erfüllt, an der Südgrenze von der Drau bewässert und liefert Getreide, Wein, Obst, Gartenfrüchte, Taback, Eichenholz, Rindvieh u. s. w. Das Comitat zerfällt in sechs Bezirke. Der Hauptort ist Kaposvár, ein Marktflecken am Flusse Kapos, mit 5212 E., einem Gymnasium, einer Hauptschule, einem schönen Comitatshause, den Ruinen eines alten Schlosses, gutem Wein- und starkem Tabacksbau. Bemerkenswerthe Orte sind noch: Szigeth (s. d.) oder Szigethvar; der Marktflecken Babócsa an der Drau, mit einem Schlosse und 1450 E., einst eine starke Festung, berühmt durch die Niederlage, welche hier 1556 die Türken durch Nadasdy und Zrinyi erlitten; der Flecken Berzencze oder Breßnitz unweit der Drau, mit 2213 E., einem schönen gräfl. Festetics'schen Castell und den Ueberresten einer ehemals berühmten Festung; das Dorf Laád mit 900 E. und dem über 100 J. alten Czindery'schen Gestüte, das aus der Tatarei stammende und rein erhaltene Pferde züchtet. — S. heißt auch ein Marktflecken im Comitat Szalad, mit 4257 E., dem Residenzschlosse des Bischofs von Veßprim, einem Franciscanerkloster, einer Unterrealschule, bedeutendem Ackerbau, Weingärten, großen Waldungen und besuchten Jahrmärkten.

Summarischer Proceß. Aus dem Bedürfniß, für die geringfügigern, klaren und keinen Aufschub leidenden Sachen ein einfacheres und kürzeres Verfahren als das gewöhnliche, an mannichfache Formen gebundene zu haben, entstand, zunächst nach dem Vorgange der geistlichen Gerichte, in Deutschland der Summarische Proceß, welcher auch bei der weitern Ausbildung der Proceßgesetzgebung sich gleichförmig mit fortgebildet hat. Die Gründe des summarischen Verfahrens sind sehr verschieden und geben daher dem Proceß selbst auch einen verschiedenen Charakter. I. Geringfügige Sachen, Streitigkeiten zwischen den niedern Ständen (über Alimente, Forderungen aus dem Gesindeverhältniß, Hausmiethe u. s. w.) können nicht weitläufig behandelt werden, weil die Proceßkosten das Object gar zu schnell übersteigen würden. Daher sollen die Richter die Parteien mündlich hören; es wird dabei in der Regel kein schriftliches Verfahren, oft auch kein Advocat zugelassen, und die Fristen sind kürzer und einfacher. Der Gang nähert sich der franz. sowie von anderer Seite auch der preuß. Verfahrungsweise. (S. Bagatellsachen.) II. Klare Schuldverschreibungen, wodurch das Ganze eines Anspruchs in allen Theilen der Klage sogleich erwiesen wird, wenn der Gegner die Urkunden anerkennt, begründen in einigen Ländern sogleich richterlichen Zwang zur Zahlung (executionem paratam). In Deutschland hat man diese Wirkung, welche z. B. in Frankreich nur die öffentliche Urkunde hat, allen Arten schriftlicher Bekenntnisse beigelegt und daher zwar ein gerichtliches, aber doch schleuniges Verfahren angeordnet, wobei der Beklagte nicht zur Verhandlung, sondern nur zur Anerkennung oder eidlichen Ableugnung der Urkunden (s. Recognition und Diffession) vorgeladen wird und keine Einreden vorschützen kann, welche nicht sofort liquid gemacht, d. h. erwiesen werden können. (S. Executivproceß.) Ein noch schnelleres und strengeres Verfahren findet im Wechselproceß statt, wo es sogleich nach Anerkennung der Wechsel zur Execution durch Verhaftung kommt. III. Kann eine Thatsache sofort bescheinigt werden, woraus sich ergibt, daß der Klagende Unrecht leide, oder ihm, wenn nicht schnell Einhalt gethan wird, ein unersetzlicher Schade entstehe, so begründet dies den Mandatsproceß. (S. Mandat.) Auf die Klage ergeht an den Verklagten sogleich ein Befehl, bei bestimmter Strafe das zu unterlassen oder wieder gut zu machen, was den Anlaß zur Beschwerde gegeben hat, und zwar, wenn die Handlung gewiß und zugleich unter keiner Bedingung zu rechtfertigen ist, unbedingt (mandatum sine clausula) die Folgeleistung nachzuweisen; sonst aber, wenn sich noch Rechtfertigungen denken lassen (mandatum cum clausula), binnen der bestimmten Frist entweder Folge zu leisten oder die Einwendungen anzuzeigen. IV. Die Besitzstreitigkeiten, wobei es nur darauf ankommt, wer einstweilen mit Vorbehalt des Rechts selbst in den Besitz gesetzt oder darin erhalten werden soll, gehören insofern hierher, als nicht ein älterer, auf Rechtsgründe gestützter Besitz vertheidigt wird (possessorium ordinarium), sondern nur ein interimistischer Besitz gesucht oder der neueste ruhige Besitz gegen Störungen geschützt werden soll. Letzteres, verbunden mit den Verordnungen der päpstl. Rechte gegen eigenmächtige Entsetzungen (spolium), hat das eigenthümliche possessorium summarium hervorgebracht, wobei es nur auf die Thatsache des Besitzes und der einseitigen Störungen ankommt. V. Um sich der Personen oder Sachen zu versichern

und zu verhüten, daß nicht durch Flucht und Wegschaffung der Gläubiger das Object seiner Befriedigung verliere oder doch genöthigt werde, dem Schuldner in entfernte Gerichte nachzufolgen, ist der Arrestproceß eingeführt. Wenn eine Forderung bescheinigt, wenigstens in dringenden Fällen genau angegeben ist und Gründe nachgewiesen sind, woraus die Gefahr des Gläubigers erhellt, so werden die Person oder die Sachen des Schuldners in gerichtliche Verwahrung gebracht. Proteste gegen die Veräußerung von Grundstücken des Schuldners oder gegen die Cession u. s. w. seiner hypothekarischen Forderungen werden in die Grundbücher eingetragen, wobei jedoch der Urheber der Beschlagnahme Weisung erhält, wegen seines Anspruchs binnen bemessener Frist den gewöhnlichen Rechtsweg zu beschreiten. Es geschieht dies unter der Verwarnung, daß im entgegengesetzten Falle jene anticipirte Hülfsvollstreckung wieder aufzuheben sei. Diese allgemeinern Grundsätze des gemeinen deutschen Rechts über summarische Processe sind in den verschiedenen deutschen Ländern zum Theil abweichend durchgeführt. Alle zu den Administrativsachen gerechneten Streitigkeiten werden ebenfalls nicht in strenger Form verhandelt.

Summe nennt man eine Größe, welche mehrern andern zusammengenommen gleich ist, also in der Arithmetik das Resultat der Addition. Die zu addirenden Größen heißen daher Summanden. Haben die zu addirenden Größen entgegengesetzte Vorzeichen, so ist die Addition mit der Subtraction zu verbinden und heißt algebraische Addition, sowie die S., im Gegensatz der arithmetischen, eine algebraische S.; z. B. $+4, -5, -8+19$ geben als algebraische S. weder $+36$ noch -36, sondern $+10$. Die S. einer Reihe ist daher auch nichts anderes als eine Größe, welche allen Gliedern der Reihe zusammengenommen gleich ist; so ist z. B. 25 die S. der arithmetischen Reihe 1, 3, 5, 7, 9. Dieses gilt jedoch nur von Reihen, wo die Anzahl der Glieder bestimmt und geschlossen ist. Bei unendlichen Reihen, wo die Anzahl der Glieder ohne Ende fortläuft, wird sich die S. derselben mit völliger Strenge nicht angeben lassen. Man versteht dann unter der S. einer solchen Reihe diejenige Größe, welcher sich die wirkliche S. einer bestimmten Anzahl von Gliedern desto mehr nähert, je größer diese Anzahl von Gliedern genommen wird. Es ist aber einleuchtend, daß in diesem Sinne nur jenen unendlichen Reihen eine S. zukommen kann, deren Glieder immer mehr abnehmen, da im entgegengesetzten Falle auch die S. ins Unendliche zunehmen und sich nie einer bestimmten endlichen Größe nähern würde; z. B. die Reihe $1, \frac{1}{2}, \frac{1}{4}, \frac{1}{8}, \frac{1}{16}$ u. s. w. hat die S. 2. Summenformel oder summarisches Glied einer Reihe nennt man denjenigen algebraischen Ausdruck, der die S. einer unbestimmten Anzahl von Gliedern einer Reihe in allgemeinen Zeichen (Buchstaben) ausgedrückt enthält und, sowie man für dieselben bestimmte Werthe setzt, die S. einer bestimmten Anzahl von Gliedern unmittelbar bestimmt. Die Summirung unendlicher Reihen bildet einen vorzüglichen Gegenstand der höhern Mathematik.

Sümpfe nennt man diejenigen Ansammlungen von Wasser, welche durch Vermischung mit erdigen und vegetabilischen Stoffen einen Theil ihrer flüssigen Beschaffenheit verloren haben, sodaß sie weder mit Schiffen und Kähnen befahren, noch von Menschen ohne Einsinken betreten werden können. Sie entstehen entweder da, wo Quellen in niedrigen Gegenden entspringen, aus denen das überflüssige Wasser nicht hinlänglich ablaufen kann, oder da, wo Abhänge die Gegenden einschließen, vor welchen das Wasser sich sammelt und zum Theil in die Erde einzieht, oder endlich, wo die Gewässer, wie in dichten, niedrig gelegenen Waldungen, aus Mangel an Verdunstung bleibend werden. Namentlich finden sie sich an großen Flüssen, die ein sehr geringes Gefälle haben. Dahin gehören die Brüche an der Oder, Warthe und Netze, das havelländische Bruch, die sog. Moose in Oberbaiern, die meilenbreiten Sumpfbänder an der Theiß sowie die Deltasümpfe. Die S. nehmen in manchen Ländern beträchtliche Landstriche ein und sind durch ihre Ausdünstungen der Gesundheit schädlich. Ihre schädliche Wirkung wird hauptsächlich bedingt durch die Masse von vegetabilischen Stoffen, aber noch mehr durch die Menge von Insekten und Wasserthieren, welche dort entstehen und vermodern. Im nördl. Europa, in Asien und in Amerika kommen die bedeutendsten Sumpfgegenden vor. Auch die Küstensümpfe sind dahin zu rechnen, die in verschiedenen Erdstrichen besondere Namen haben. In Italien nennt man sie Maremmen, in Nordamerika Swamp, im nördl. Rußland und Asien Tundra. Berüchtigt sind schon aus dem Alterthume die Pontinischen S. Andere große Sumpfflächen sind der Moraſt Sövenház bei Raab, das Torfmoor zwischen Eupen und Malmedy, das Teufelsmoor bei Bremen, das Burtangermoor an der Grenze von Oldenburg.

Sumpffieber (helopyra) nennt man gewisse, oft ziemlich bösartige Fieber, deren Ursache in der durch Sumpfluft (durch Aufnahme von Krankheitskeimen) verdarbenen Atmosphäre zu suchen ist. (S. Miasma und Malaria.) Dieselben kommen meist im Sommer und Herbst,

bei großer Hitze nach onholtendem Regen oder Ueberſchwemmungen in niedrig gelegenen Gegenden und feuchten Thälern vor und ſind in gewiſſen Gegenden geradezu endemiſch (z. B. die Moldau-, Batavia-, Havana- und Neuorleansfieber). Durch zweckmäßige Anſtalten, Führung von Kanälen, Trockenlegung von Sümpfen, Ausrodung oder Lüftung feuchter Waldſtrecken iſt ſchon in manchen Gegenden den Verheerungen dieſer Krankheiten ein Ziel geſteckt worden. Für die Behandlung der einzelnen Fälle gelten die gewöhnlichen Regeln, beſonders oder Entfernung aus der ſchädlichen Atmoſphäre. Eine leichtere Art der S. iſt das gewöhnliche Wechſelfieber.

Sumpfluft nennt man in der Chemie eine gasförmige Verbindung von Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, welche ſich aus Sümpfen als Product der Zerſetzung von Pflanzenſtoffen entwickelt, aber noch auf andere Weiſe erhalten werden kann. Das ſog. Leuchtgas unſerer Gasbereitungen iſt eine ähnliche, aber ſchwerere und kohlenſtoffreichere Kohlenwaſſerſtoffverbindung. Das Sumpfgas hat einen eigenthümlichen Geruch, brennt mit ſchwachleuchtender Flamme und explodirt in größerer Menge bei Annäherung einer Flamme heftig. Hauptſächlich aus dieſer Gasart beſtehen die Böſen oder Schlagenden Wetter der Kohlengruben, welche ſich bei Annäherung einer Flamme mit Exploſion entzünden. Die Medicin verſteht unter S. alle die verſchiedenen geſundheitsgefährlichen Ausdünſtungen ſtehender Gewäſſer, deren Natur zum Theil noch unbekannt iſt.

Sumpfvögel, ſ. Watvögel.

Sund, eigentlich Oreſund (im Mittelalter ſkandinav. Eyrarſund), heißt die Meerenge zwiſchen der dän. Inſel Seeland und der ſchwed. Landſchaft Schonen. Dieſe Enge iſt an ihrer ſchmalſten Stelle, zwiſchen dem feſten Schloſſe Kronborg bei Helſingör und Helſingborg, nur 12250 par. F., zwiſchen Kopenhagen und Malmö aber 4 M. breit, in weiteſter Ausdehnung von Falſterbo bis Cap Kullen 14½ M. lang, 4—20 Faden tief, voller Untiefen, aber dennoch das gewöhnliche Fahrwaſſer zwiſchen der Oſt- und Nordſee, weil es ſich nicht, wie die Belte, ſo häufig krümmt. Im Sommer iſt daher der S. ſtets von zahlreichen Schiffen bedeckt, indem täglich wenigſtens hundert vor Kronborg vorbeiſegeln und oft eine noch weit größere Anzahl dort auf günſtigen Wind wartet. Der König von Dänemark, der ſeit alter Zeit über den S. wie über den Großen und Kleinen Belt die Oberherrſchaft führte, ließ bis 1857 im S. von allen durchgehenden Handelsſchiffen einen Zoll, den Sundzoll, erheben, welcher an dem Zollhauſe zu Helſingör entrichtet werden mußte. Dieſer Zoll wurde durch Verträge mit den übrigen Seemächten anerkannt. Im Frieden zu Brömſebro 1645 geſtand zwar Dänemark den ſchwed. Schiffen die Zollfreiheit im S. und in den beiden Belten zu, aber im Frieden zu Frederiksborg, 3. Juli 1720, mußte Schweden dieſelbe wieder aufgeben. Franzoſen, Engländer, Holländer und Schweden zahlten 1 Proc. Zoll von dem Werthe ihrer Waaren; die übrigen Nationen und ſelbſt die dän. Schiffe mußten 1¼ Proc. entrichten. Die holländ. Schiffer hatten den Vorzug, daß ſie blos ihre Papiere vorzeigten; die Schiffe anderer Nationen mußten ſich eine Durchſuchung gefallen laſſen. Vor 1730 paſſirten durch den S. jährlich höchſtens 3435 Schiffe; 1750 ſtieg die Zahl auf 5000, 1770 auf 7736, von 1770—90 auf 11123. Gegen Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts variirte die Zahl außerordentlich; beſonders ſank ſie 1807. Im Zeitraum von 1815—24 war die Durchſchnittszahl bereits wieder 10248, von 1825—34 über 12385, 1835—44 bereits 14211 und 1845—54 ſogar 21097. Der Sund- und der verhältnißmäßig ſehr unbedeutende Beltzoll mit Einſchluß der Feuergelder und Sporteln belief ſich 1756 auf 200000 Thlr. Reichsmünze (zu ⅔ preuß. Thlr.), 1770 auf 450890, 1820 auf 1½ Mill., 1830 auf 2,107000, 1840 auf 2,401000, 1850 auf 2,400000, 1853 auf 2,530000 Thlr. Von 1756—1853 hatte ſich alſo die Einnahme faſt verdreizehnfacht. Von 1830—53 floſſen 54 Mill. Thlr. in die dän. Staatskaſſe. Die Nebenkoſten, welche den Clarirungscommiſſionären, Fährleuten, Lootſen u. ſ. w. zu entrichten waren, betrugen jährlich mehr als ⅓ Mill. Thlr. Die öffentliche Meinung ſprach ſich mehr und mehr gegen dieſen unberechtigten Zoll aus. Nachdem mehrere Mächte, namentlich Schweden und Preußen, einige Modificationen für ſich herbeigeführt, erklärte endlich 1848 die nordamerik. Regierung, ſich dem Zolle nicht ferner unterwerfen zu wollen, worauf die dän. Regierung die Aufhebung des Zolls gegen eine angemeſſene Entſchädigung ſeitens der ſeehandeltreibenden Staaten in Ausſicht ſtellte. Doch auch gegen eine ſolche Belaſtung proteſtirten die Vereinigten Staaten. Nach einem ſo bedrohlichen Vorgange hielt es die dän. Regierung für gerathen, mit den ſämmtlichen Handelsſtaaten über die Ablöſung des Sundzolls in Verhandlung zu treten. Dänemark verlangte eine Summe, deren Zinſen der bisherigen Einnahme entſprechen ſollten. Nach längeren Verhandlungen und Conferenzen zu Kopenhagen kam der Vertrag vom 14. März 1857 zu Stande, wonach die Erhebung des Sund- und Beltzolls, der Feuergelder u. ſ. w.

desgleichen die Anhaltung und Durchsuchung der Schiffe vom 1. April 1857 an aufhören sollten. Dagegen zahlten die contrahirenden Mächte an Dänemark eine Ablösungssumme von etwa 31 1/5 Mill. Reichsbankthaler, nämlich Großbritannien 10 1/8, Rußland 9 3/4, Preußen 4 1/2, Schweden 1 3/5, Niederlande 1 3/5, Frankreich 1 2/5, Nordamerika 7/10, Norwegen 2/3 Mill., Mecklenburg, Bremen, Hannover, Hamburg, Lübeck, Oesterreich und Oldenburg kleinere Summen. Dänemark verpflichtete sich hierbei noch, seine Leuchtfeuer- und Schifffahrtsanstalten in dem besten Stande zu erhalten und auf allen Verbindungsstraßen zwischen Ost- und Nordsee den Durchgangszoll auf 16 Schilling für 5 dän. Ctr. herabzusetzen. Vgl. «Der Sundzoll und der Welthandel» (Lpz. 1854).

Sundainseln, so genannt nach dem Volk der Sunda oder Sundanesen in Westjava, bilden den Theil des Ostindischen Archipelagus, der zwischen der Chinesischen See und dem Indischen Ocean von der Halbinsel Malakka bis zu den Molukken sich erstreckt. Sie zerfallen in die Großen und in die Kleinen S. Zu den Großen gehören Sumatra (s. d.), Java (s. d.), Borneo (s. d.) und Celebes (s. d.); zu den Kleinen Bali (s. d.) oder Kleinjava, Lombok (71 Q.-M.), Sumbawa (370 Q.-M.) mit dem durch seinen verheerenden Ausbruch von 1815 berühmten Vulkan Tambora, Flores (422 Q.-M.), Tschindana oder Sumba, Sandelwood-Eyland (252 Q.-M.), Sabrao oder Adonaro (10 Q.-M.), Solor (19 Q.-M.), Lomblem oder Lombatta (15 Q.-M.), Pandar (18 Q.-M.), Ombäij (40 Q.-M.), Timor (572 Q.-M.) und mehrere andere, die ihrer physischen wie ethnogr. Beschaffenheit nach ganz mit den Großen S. und den Molukken (s. d.) übereinkommen, zu welchen die weiter östlich folgenden Bandainseln gerechnet werden. Von letztern bis nach Sumatra zieht sich eine nur durch schmale Kanäle unterbrochene Inselreihe, die eine sanft gekrümmte Linie von 430 M. Länge bildet, welche als ein ebenso langer Gürtel von Vulkanen höchst merkwürdig ist. Die sämmtlichen Kleinen S. haben nach der neuesten Berechnung ein Areal von 1934 1/2 Q.-M. Die meisten derselben sind ganz oder theilweise den Niederländern mittelbar oder unmittelbar unterworfen, welche ihre Besitzungen in zwei Residentschaften eintheilen: Timor mit 1042 3/8 Q.-M. und (1857) 1,646100 E., und Lombok mit 191 1/2 Q.-M. und (1863) 864000 E. Die Portugiesen besitzen nach den Abtretungen 1860 an die Niederlande noch die nordöstl. Hälfte von Timor und die nördlich davon gelegene kleine Insel Kambing mit 850300 E.

Sünde heißt nach der ursprünglichen Bedeutung des Worts jede Verletzung eines Gesetzes, welche eine Sühne, d. h. eine Verbüßung der Schuld durch Strafe, erfordert. Der theol. Sprachgebrauch aber bezeichnet mit dem Worte S. jede der Zurechnung fähige und daher Sühne heischende Uebertretung göttlicher Gebote. Zur Zurechnung wird die Erkenntniß des göttlichen Gesetzes und die freie Selbstbestimmung des Subjects erfordert, daher unbewußte und unfreiwillige Uebertretungen des göttlichen Gesetzes der Zurechnung nicht fähig sind. Dagegen fallen nicht blos die zur Vollziehung gekommenen Thaten, sondern schon die mit dem erkannten göttlichen Gesetze streitenden Willensbewegungen und Gedanken unter den Begriff der S. Da aber die einzelnen sündigen Gedanken und Handlungen auf einem dem göttlichen Gesetze widerstreitenden innern Zustande des Subjects beruhen, so unterscheidet man von der einzelnen S. (der S. in concreto) die Sündigkeit als gottwidrige Bestimmtheit des menschlichen Willens. Letztere setzt, um zurechnungsfähig zu sein, die menschliche Freiheit voraus, ist also in irgendwelchem Maße immer zugleich selbstverschuldet, wie denn auch von einer gottwidrigen Willensbestimmtheit ohne irgendwelche wirkliche Bethätigung des Willens keine Rede sein könnte. Sofern aber der sündige Zustand des Subjects von den besondern Erscheinungsformen der S. als relative Passivität von relativer Activität unterschieden werden muß, erklärt sich die relative Vermeidlichkeit jedes einzelnen sündigen Actes, auch ohne daß hiermit über die Vermeidlichkeit der S. überhaupt schon entschieden wäre. Denn da zu jeder einzelnen S. ein neuer Act des Willens oder der freien Selbstbestimmung erforderlich ist, so kann dieselbe nicht nach bloßer Naturnothwendigkeit, etwa wie die Pflanze aus dem Pflanzenkeime hervorwächst, sondern nach psychol. Gesetzen vor sich gehen. Zwischen dem Antriebe zur sündigen That und deren wirklichem Vollzuge tritt ein Moment des Schwankens ein, in welchem das von diesem oder jenem Motiv bewegte Ich sich in sich selbst zurückkommt und sich danach aus sich selbst heraus zum Handeln bestimmt, sei es auch, daß dieses Moment gar nicht als einen besondern Zeitpunkt erfüllend ins Bewußtsein tritt. Von der sündigen Handlung selbst (dem materiale actionis) ist weiter das Bewußtsein ihrer Sündlichkeit oder das Schuldbewußtsein (das formale actionis) zu unterscheiden. Letzteres tritt häufig erst nach der That ein; ja es kommt sogar öfters, und auf einer gewissen geistigen Entwickelungsstufe sogar regelmäßig der Fall vor, daß die Sündlichkeit der

Handlung dem sündigenden Subject selbst nicht ins Bewußtsein tritt. Hierauf beruht der Unterschied der S. im objectiven und im subjectiven Sinne oder der dem göttlichen Gesetze widersprechenden Beschaffenheit der Handlung oder des Seelenzustandes und der vom Subject selbst zugestandenen Zurechnung. Bei der Frage, ob die S. vermeidlich sei oder nicht, ist zunächst die S. im subjectiven Sinne gemeint, deren mindestens relative Vermeidlichkeit eine unumstößliche Aussage des sittlichen Selbstbewußtseins ist, auf welchem überhaupt alle Zurechnung der S. beruht. Dagegen die S. im objectiven Sinne ist immer nur insofern vermeidlich, als sie nicht auf dem allgemeinen Gesetze aller geistigen Entwickelung beruht, vermöge dessen die menschliche Freiheit eine werdende ist und sich erst allmählich aus einem gegebenen Zustande sinnlicher Naturbestimmtheit herauszuarbeiten hat. Das Bewußtsein des sittlichen Gesetzes erwacht erst mit dem Bewußtsein um die demselben widersprechende That, welche, freilich als irgendwie vom Subjecte schon selbst gesetzt, zugleich als vermeidlich und darum als schuldvoll empfunden wird, andererseits aber als nothwendiger Durchgangspunkt der Entwickelung sittlicher Roheit zu sittlicher Selbstverantwortlichkeit betrachtet werden muß. Nur sofern die S. vor dem Bewußtsein des Gesetzes noch nicht S. im vollen Sinne des Worts ist, kann man die Vermeidlichkeit jeder wirklichen S. behaupten, nicht aber in dem Sinne, als ob eine schlechthin normale, dem göttlichen Gesetze absolut entsprechende sittliche Entwickelung des Menschengeschlechts denkbar gewesen wäre. Auch die kirchliche Vorstellung setzt eine solche Entwickelung als eine bloße Hypothese, während sie von der wirklichen Entwickelung das Gegentheil anerkennt. In dem Dogma von der Erbsünde (s. d.) hat die kirchliche Theologie den Versuch gemacht, sowol das Moment der Freiheit als das Moment der Nothwendigkeit in der Sünde zur Geltung zu bringen, so jedoch, daß sie die Freiheit nur von dem ersten Menschen vor dem Fall, die Nothwendigkeit aber von der ganzen nachfolgenden Entwickelung (abgesehen von der Erlösung) behauptet. Mit Recht tritt die Kirchenlehre hierbei sowol der sog. pelagianischen als der manichäischen Ansicht gegenüber, von denen die erstere die Nothwendigkeit, die letztere die Freiheit im Sündigen überhaupt leugnet, was beides gleicherweise wider die Erfahrung ist. Aber indem sie selbst die erste S. als schlechthin unerklärlich und den durch jene herbeigeführten sündigen Zustand als absolute Unfreiheit zum Guten betrachtet, vermag auch sie das Problem nicht zu lösen. Dagegen hat schon Paulus erkannt, daß der Mensch unter dem Gesetze immer zugleich unter der Herrschaft der S. steht, obgleich gerade das erwachende Bewußtsein des Gesetzes die nothwendige Vorbedingung für die Befreiung von der objectiven Sündenmacht ist. Mit der fortschreitenden Selbstbestimmung des von den Fesseln der Naturbestimmtheit sich losringenden Geistes wächst die Kraft, in jedem gegebenen Momente der S. zu widerstehen, obwol der zum vollen Bewußtsein des göttlichen Gesetzes herangereifte Mensch sich immer unter dem verurtheilenden Spruche dieses Gesetzes weiß, weil das sittliche Ideal niemals völlig in die Wirklichkeit eintritt. Aus diesem innern Conflicte gibt es keine Errettung als die schlechthinige Hingabe des Willens an die erlösende göttliche Gnade oder an die göttliche Heilsordnung, in welcher der Mensch sich trotz seiner Sündigkeit mit Gott versöhnt und mit den Kräften des göttlichen Geistes, der sein Inneres fortschreitend heiligt, erfüllt weiß. Sofern daher auf diesem Standpunkte die unbedingte Hingabe des selbstischen endlichen Willens an den göttlichen Willen als sittliche Aufgabe erscheint, stellt die S. in ihrem vollen Wesen als eigenwilliges Sichverschließen des Geschöpfes gegen Gott, als Vergötterung des endlichen selbstischen Willens oder als Selbstsucht sich dar, wobei man sich aber hüten muß, dieses erst auf der höchsten Entwickelungsstufe hervortretende allgemeine Wesen der S. mit deren erster Erscheinungsform im Subject zu verwechseln und hiernach den thatsächlichen Ursprung aller S. aus der Sinnlichkeit zu bestreiten.

Sunderland, Municipalstadt, Parlamentsborough und bedeutender Seeplatz in der engl. Grafschaft und 2,8 M. nordöstlich von Durham, südlich an der Mündung des Wear in die Nordsee und an der Eisenbahn, bildet mit dem dicht anliegenden Wearmouth oder Bishop-Wearmouth und dem am linken oder nördl. Ufer des Wear gelegenen, als Vorstadt geltenden Monk-Wearmouth eine einzige Stadt, die (1861) 78211 E. (gegen 63897 im J. 1851, 40735 im J. 1831), dagegen im Parlamentsbezirk 85797 E. zählt. Die Altstadt, nach dem Hafen zu, hat enge, schmutzige Straßen; der neuere Theil ist gut und geschmackvoll gebaut. S. besitzt 61 Kirchen und Dissenterskapellen, zwei Synagogen, ein Lyceum, mehrere starkbesuchte Lancasterschulen, ein Athenäum mit Museum, ein Theater, eine Börse, Kasernen, ein großes Kranken- und ein Versorgungshaus. Das merkwürdigste Bauwerk ist die 1793—96 aufgeführte, durch ihre Kühnheit und Festigkeit berühmte Kettenbrücke über den Wear. Dieselbe schwebt an zwei, aus Ziegelsteinen erbauten Pfeilern 100 engl. F. hoch über dem Flußspiegel,

hat eine Spannung von 237 F. und iſt ſo breit, daß ſie eine Fahrbahn von 36 F. und auf jeder Seite noch einen beſondern Weg für Fußgänger darbietet. Die größten Seeſchiffe fahren mit aufgeſpannten Segeln darunter hinweg. Der Hafen wird von der Flußmündung gebildet, und ſein Eingang liegt zwiſchen zwei langen Molen. Zur Erleichterung des Seeverkehrs, namentlich der Kohlenverſchiffung, ſind an der Küſte ſüdlich von Wear eine ganze Reihe Docks erbaut, darunter die neuen mit einer Waſſerfläche von 18 Acres. S. iſt ein Hauptſitz des Schiffbaues und beſchäftigt gegen 40 Werfte. In manchen Jahren betrug der Gehalt der hergeſtellten Schiffe 60—70000 Tons. Außerdem hat S. eine ausgedehnte Glasfabrikation, die jährlich an 7000 Tons Fenſterglas und 23 Mill. Glasflaſchen liefert; ferner bedeutende Fabriken für irdene Waaren, Hüte, Segeltuch, Kettenkabel, Anker und andere Schiffsutenſilien, Reepſchlägereien, Seilerbahnen, Vitriolwerke, Eiſen- und Meſſinggießereien, Sägemühlen, Gerbereien, Brauereien und Kalkbrennereien. In der Nähe werden Schleifſteine, Kalk und Marmor gewonnen, beſonders aber reiche Steinkohlenlager ausgebeutet, unter denen die Monk-Wearmouthgrube eine der bedeutendſten iſt. Seinen Hafen und zahlreiche Zweigbahnen, welche es mit dem großen Eiſenbahnnetz im Nordoſten Englands in Verbindung ſetzen, benutzt S. zum Vertrieb von Steinkohlen, beſonders nach London, und zum Abſatz ſeiner Induſtrieerzeugniſſe. Die Stadt hat nach London, Liverpool und Shields die ſtärkſte Rhederei in ganz England. 1861 beſaß ſie 937 Schiffe von 240240 Tons. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 1,143269 Tons im auswärtigen und 1,725167 im Küſtenhandel.

Sundewitt (d. h. der Wald am Sunde), eine Halbinſel an der Oſtküſte der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein (der Inſel Alſen gegenüber), welche im Norden von dem Apenrader Meerbuſen, im Oſten von dem Alſenſund und dem Wenningbund, im Süden von dem flensburger Hafen nebſt dem Nübel-Noor beſpült wird, gehört zum Kreiſe Sonderburg, ausgenommen das nördlichſte Kirchſpiel Warnitz, das zum Kreis Apenrade gehört. Auch liegt hier die Lehnsgrafſchaft Reventlow-Sandberg, die ſeit 1672 im Beſitz der jüngern Linie der Familie Reventlow (ſ. d.) iſt. Die Landſchaft iſt ſehr fruchtbar und zeichnet ſich zugleich durch Naturſchönheiten aus, wozu die wellenförmigen Hügel, die zahlreichen größern und kleinern Waldgehege, die lebendigen Hecken (Knicks) und das ringsum flutende Meer nicht wenig beitragen. In den beiden ſchlesw.-holſtein. Kriegen von 1848/49 und 1864 gewann S. eine hervorragende Wichtigkeit, indem die Höhen bei dem Kirchdorf Düppel (ſ. d.), hart an der Landſtraße von Flensburg und Gravenſtein nach Sonderburg, von den Dänen befeſtigt und hartnäckig vertheidigt wurden. Seit 1865 haben die Preußen daſelbſt neue ſtarke Feſtungswerke angelegt. Unter den übrigen vier Kirchdörfern S.s ſind hervorzuheben Broacker, mit über 900 E. und einer ſchönen Kirche mit zwei hohen ſpitzen Thürmen, und Satrup. In der Nähe des letztern liegt das Nydam-Moor, wo 1862—63 neben andern Alterthumsgegenſtänden auch zwei Ruderboote und röm. Kaiſermünzen des 2. und 3. Jahrh. ausgegraben wurden.

Sündflut iſt eine Verſtümmelung des altdeutſchen Wortes Sindfluot, d. h. große Flut. Die Bezeichnung »Sündflut« erklärt ſich aus der bibliſchen Erzählung, welche die Flut zur Zeit des Noah als eine Strafe für die Sünden der Menſchen betrachtet und mit Ausnahme des Noah und ſeiner Familie, die ſich auf Gottes Geheiß in die Arche retteten, das ganze Menſchengeſchlecht untergehen läßt. Aehnliche Sagen von ungeheuern Ueberſchwemmungen finden ſich bei ſehr vielen Völkern des Alterthums; ſo bei den Babyloniern die Sage von Xiſuthrus, bei den Griechen die Sage von der Deukalioniſchen Flut u. a. m. Die hebr. Sage zeichnet ſich vor allen andern durch ihren reinen religiöſen Geiſt aus. Daß übrigens die Annahme einer allgemeinen Ueberflutung der Erdoberfläche, wie ſie in allen jenen Sagen berichtet wird, nur der populären Vorſtellung angehört, kann bei dem gegenwärtigen Stande der geol. Forſchung als ausgemacht gelten.

Sundzoll, ſ. Sund.

Sunium, ein Vorgebirge in Attika, welches die Spitze dieſer dreiſeitigen Halbinſel bildet und weithin in die See ſichtbar iſt, war im Alterthum durch eine Mauer, die ſich bis an den Abhang des Bergs hinabzog, befeſtigt. Hier lag auch der gleichnamige Flecken S. mit einem Hafen und im Alterthum ergiebigen Silberminen ſowie mit dem berühmten Tempel der Pallas, wovon noch einige Säulen ſtehen, nach denen das Vorgebirge jetzt den Namen Capo Colonni führt.

Sunna. Das Wort S. bedeutet im Arabiſchen ſo viel als Herkommen, Sitte, Brauch oder Regel. Die Mohammedaner bezeichnen damit die Regel und das Verhalten Mohammed's theils in ſeinen religiöſen Anſchauungen und in der Beobachtung der religiöſen Gebräuche, theils auch in der äußern Lebensweiſe, wie er ſie einzurichten und zu befolgen pflegte. Beſonders das erſtere gilt neben dem Korangeſetz dem Mohammedaner als beſtimmte Vorſchrift; in letzterm

sieht er wenigstens eine Empfehlung für sein eigenes Verhalten. Die Kunde davon entnimmt er aus einzelnen Aussprüchen und aus Berichten über Mohammed's Lebens- und Handlungsweise. Beides wurde anfangs durch seine unmittelbaren Schüler mündlich überliefert und später schriftlich aufgezeichnet und heißt deshalb auch Hadîs, d. i. (überlieferter) Bericht. Diese Ueberlieferungen wuchsen im Laufe der Zeit zu einer ungeheuern Masse an. Ein und dasselbe Factum wurde mit abweichenden Umständen, ein und derselbe Ausspruch Mohammed's in verschiedenen Ausdrücken wiedererzählt; auch kam viel Erdichtetes hinzu. Später wurden sie mehrfach gesichtet und in eigenen Büchern aufgezeichnet. So nun bildet die S. neben dem Koran die vornehmste Religionsquelle für den rechtgläubigen Mohammedaner. Man hat verschiedene arab., pers. und türk. Werke, in welchen diese traditionellen Aussprüche, theils nach der Autorität der Ueberlieferer, theils nach einer gewissen Sachordnung oder auch alphabetisch zusammengestellt sind. Dazu kamen Erläuterungsschriften aller Art, kritische Abhandlungen über ihre Echtheit oder Unechtheit u. dgl., sodaß die Ueberlieferungskunde zu einem sehr umfangreichen Literaturzweig anwuchs. Die berühmteste unter den sechs anerkanntesten Sammlungen des Hadîs ist die von El-Buchârî um 840 n. Chr. unter dem Titel «El-dschâmi essachîch», d. i. der wahrhafte Sammler, 7275 Ueberlieferungen enthaltend, welche Buchârî aus einer Anzahl von 600000 als die am meisten beglaubigten ausgewählt hatte. Eine lithographirte Ausgabe (1849) derselben erschien in Kairo, eine andere in Delhi (1849); eine dritte besorgte Krehl (2 Bde., Leyd. 1862—64). Ebenso erschien die Sammlung des Muslim (2 Bde., Kalkutta 1849), die des Tirmidhî (Delhi 1844), die des Nesâi (Delhi 1850). Ungedruckt sind noch die beiden großen Sammlungen des Abû-Daûd und des Malik sowie beinahe alle kleinern, die Commentare und die übrigen dahingehörigen Schriften. Doch sind nicht wenige in den europ. Bibliotheken handschriftlich vorhanden.

Sunniten heißen unter den Mohammedanern diejenigen, welche dem Brauche Mohammed's folgen, also die orthodoxen Mohammedaner. Sie bilden die bei weitem größte Masse der Mohammedaner, und es gehören zu ihnen die Bewohner Afrikas, Aegyptens, Syriens, der Türkei, Arabiens und der Tatarei. Sie theilen sich in vier orthodoxe Ritus, die nur in einigen Gebräuchen und Rechtsentscheidungen voneinander abweichen und in keinem feindlichen Verhältnisse zueinander stehen. Sämmtliche S. erkennen die ersten Khalifen Abubekr, Omar und Othmân als rechtmäßige Nachfolger Mohammed's an. Im Gegensatz zu den S. stehen die Schiiten (s. d.), zu deren Partei seit dem 16. Jahrh. die Bewohner Persiens gehören, und welche nur den Ali und dessen Nachkommen für rechtmäßige Nachfolger Mohammed's halten.

Süntel oder Süntelgebirge, ein Theil des Wesergebirgslandes auf der Ostseite der Weser, auf der Grenze von Hannover und der Grafschaft Schaumburg, erhebt sich südlich vom Deister (s. d.) und westlich dem Osterwalde gegenüber, von diesem nur durch das Thal der Hamel getrennt, zwischen Hameln und Münder und begreift im weitern Sinne das Gebirge, welches von da bis Hausberge den Weserstrom begleitet, im engern Sinne aber nur bis gegen Hessen-Oldendorf. Der eigentliche S., der nicht unmittelbar ins Weserthal reicht, sondern durch eine Gruppe von Höhen und Hügeln davon getrennt wird, ist ein fast hufeisenförmig gekrümmter Bergrücken an der Quelle der Hamel und Kaspau. Er zieht von der Straße von Hohnsen nach Oldendorf, von Pötzen nach Hamelspring und Münder und fällt steil nach außen, dagegen sanft in das innere Thal ab, worin das Dorf Flegesen liegt. Man unterscheidet den Großen S., der bis zu 1422 F. ansteigt, und den Kleinen S., der sich bei Hamelspring 726 F. erhebt. Zu letzterm gehört auch der Münderſche Forst. Das weiter gegen Westen gerichtete Gebirge bildet die fast ununterbrochene, 4 M. lange Weserkette. Das Süntelgebirge mit seinen klippenreichen Wänden und herrlichen Weseraussichten wird trotz seiner landschaftlichen Schönheiten wenig besucht. Berühmt in der Umgebung ist eine tiefe Spalte in demselben, das Meimekenloch, an welche sich zahlreiche Sagen knüpfen. Der S. hieß im Mittelalter Sundtal oder Suntal. In dem Thale zwischen dem S. und dem Deister besiegte der Sachsenherzog Wittekind 782 ein fränk. Heer.

Supercargo, s. Cargo.

Superfötation oder Ueberschwängerung bezeichnet eine im Verlaufe einer bereits stattfindenden Schwangerschaft eintretende nochmalige Empfängniß einer neuen Frucht. Die Möglichkeit derselben wird jetzt in Abrede gestellt. Die Fälle, welche als Beweis für sie angeführt werden, ergeben sich bei sorgfältiger Prüfung als Zwillingsschwangerschaften, bei denen das eine Kind früher und reifer oder auch später und unreifer als das andere geboren wurde. Die einzige Möglichkeit einer S. wäre bei doppelter (zweihörniger) Gebärmutter (uterus bicornis)

gegeben, sodaß die eine Hälfte der Gebärmutter zu einer andern Zeit als die andere befruchtet werden könnte; allein es liegen auch hierüber keine sichern Beobachtungen vor.

Superintendent, früher auch Superattendent, wird in mehrern evang. Landeskirchen der erste Geistliche einer Ephorie oder eines kirchlichen Districts genannt, über welchen derselbe die kirchliche Aufsicht zu führen hat. In Kursachsen wurde dieses Amt infolge der auf Luther's Ermahnung vorgenommenen Kirchenvisitation von 1527—29 geschaffen, doch nur theilweise zum Ersatz für die bischöfl. Regierung, denn die Jurisdiction der Bischöfe ging stillschweigend auf das Staatsoberhaupt über. Die S., welche in Baiern, Baden und andern Ländern Dekane heißen, bilden meist mit der weltlichen Unterbehörde die Kirchen- und Schulinspection. Ausschließlich kommt ihnen das kirchliche Visitations- und Ordinationsrecht, in manchen Ländern auch das Recht, die Predigtamtscandidaten zu prüfen, zu. Außerdem haben sie die Verwaltung der Kirchenärarien mit zu überwachen, die nöthigen Bauten an Kirchen, Schulen und Pfarrwohnungen zu veranlassen und eine Menge anderer Geschäfte zu besorgen. In neuerer Zeit hat man mehrfach den Versuch gemacht, den S. eine Art bischöfl. Stellung wiederzugeben. Ueber sämmtlichen S. einer Provinz steht in der preuß. Landeskirche der Generalsuperintendent, der als solcher im Provinzialconsistorium Sitz und Stimme hat.

Superlativ heißt in der Grammatik bei der Steigerung der Adjective der dritte Grad. Derselbe drückt nicht immer, wie in der Regel im Deutschen, den höchsten Grad der Eigenschaft, sondern oft auch, wie z. B. im Lateinischen und Griechischen, einen besonders hohen Grad aus.

Supernaturalismus oder Supranaturalismus heißt im allgemeinen der Glaube an das Uebernatürliche, Uebersinnliche, im engern Sinne der Glaube an eine unmittelbare, auf schlechthin übernatürliche Weise gegebene Offenbarung Gottes. (S. Rationalismus.)

Supinum heißt in der lat. Sprache eine besondere Form des Zeitworts, die eigentlich ein Verbalsubstantivum nach der vierten Declination ist, von dem jedoch nur der Accusativ und Ablativ gebräuchlich sind (z. B. amatum, amatu von einem Nominativ amatus), und zwar der erstere, um die in dem Verbum ausgedrückte Thätigkeit als das Ziel oder den Zweck einer Bewegung auszudrücken, der zweite, um den Ausgangspunkt einer Bewegung oder eine Rücksicht zu bezeichnen.

Suppenanstalten. Küchen zur Unterstützung armer Leute mit nahrhaften Suppen während der Winterszeit gibt es jetzt in fast allen größern Städten Europas, und ein Theil derselben besteht unter dem Namen Volksküchen oder Speiseanstalten das ganze Jahr hindurch. Während aber in den Volksküchen der volle, immerhin aber geringe Preis der Suppen und der andern Speisen gezahlt werden muß, liefern die S. die Suppen entweder unentgeltlich oder gegen einen kleinen Kostenbeitrag. Die erste Idee der S. ging im 18. Jahrh. vom Grafen Rumford (s. d.), dem Erfinder der Rumford'schen Suppe für die Armen, aus. Seit 1813 und namentlich in den Hungerjahren 1817 und 1818, 1846 und 1847 (sowie auch 1868 wieder in Ostpreußen) fanden sie eine weitere Verbreitung. Freilich bestehen sie in den kleinern Orten meist nur so lange, als der Nothstand dauert.

Supplement (lat.) heißt im allgemeinen Ergänzung, z. B. der Nachtrag zu einem literarischen Werke, wodurch dasselbe vollständig wird. In der Mathematik versteht man unter S. eines Winkels oder Bogens denjenigen Winkel oder Bogen, der mit jenem zusammen 180 Grad ausmacht. Supplementardreieck oder Polardreieck heißt ein sphärisches Dreieck in Bezug auf ein anderes, wenn die Winkelpunkte des einen die Pole der Seiten des andern Dreiecks sind. Zwei solche Dreiecke haben die merkwürdige Eigenschaft, daß die Seiten des einen die S. der Winkel des andern sind. Daher der Name.

Suprémat (lat.), d. i. Obergewalt, heißt vornehmlich die Machtvollkommenheit, welche sich der Papst über die kath. Bischöfe und die ganze Kirche zuschreibt. — Supremateid hieß in England einer der vielen Eide, in welchen der Krone die oberste Kirchengewalt zugesprochen, der kath. Glaube und die Macht des Papstes verworfen und die prot. Thronfolge anerkannt wurde. Zuletzt leisteten diesen Eid nur noch die Mitglieder des Parlaments, bis auch diese endlich durch die Emancipation der Katholiken selbstverständlich davon befreit wurden.

Surât, Surâte (ind. Soratha), Hauptstadt des gleichnamigen Districts der alten Provinz Guzerate in der indobrit. Präsidentschaft und 34 M. nördlich von Bombay, in einer fruchtbaren Ebene, links am Tapti und 3½ M. von dessen Mündung in den Golf von Cambay sowie an der Eisenbahnlinie Bombay-Ahmedabad gelegen, ist ein unmauerter Ort, der enge, krumme Gassen, hohe Fachwerkhäuser mit vortretenden Obergeschossen, einen einfachen Palast des pensionirten Nabobs von S. und ein Fort hat, das von den meist geräumigen Wohnungen

der Engländer umgeben ist. Für diese ist S. besonders als Militärstation von Wichtigkeit. Die Stadt besitzt viele Moscheen, Pagoden und Parsentempel, große Bazars sowie ein indisches Hospital für kranke Thiere. Vor der Ringmauer stehen noch die Baulichkeiten der frühern franz. und holländ. Factoreien. S. war lange Zeit die Hauptstadt des Reiches Guzerate und wurde von dessen Sultan 1538 gegen die Angriffe der Portugiesen durch eine starke Citadelle befestigt. Gleichwol nahm es 1572 der Delhikaiser Akbar in Besitz, worauf es als kaiserl. Hafenstadt und Marinestation mächtig aufblühte. Gegen Ende 1612 gründeten hier die Engländer, 1617 die Holländer und 1675 die Franzosen Factoreien. Seit 1639 war S. der Hauptort der engl. Handelscompagnie, bis 1683 Bombay dazu erkoren wurde, ebenso 1675—79 Mittelpunkt der franz. Compagnie, bis die Franzosen Pondichery wählten. Durch die Plünderung der Maharatten im 17. und 18. Jahrh., durch verheerende Seuchen und den Verfall der kaiserl. Macht herabgekommen, fiel 1. März 1759 S. nebst der Citadelle, 5. Jan. 1782 dazu auch die reiche Factorei der Holländer in die Hände der Briten, welche schließlich den Nabob 1800 mit einem Jahrgehalt pensionirten. Durch das mächtige Emporblühen Bombays sank S. allmählich von seiner frühern Handelsgröße ganz herab. Früher war es eins der bedeutendsten Emporien des Welthandels in Indien. Es zählte 1796 angeblich 6—800000 E.; 1838 dagegen nur noch 133544, darunter viele, zum Theil sehr reiche parsische Kaufleute. Die Bajaderen S.s gelten für die geschicktesten und schönsten in Indien. Mit dem Handel, der jetzt nur noch Baumwolle und etwas Getreide zur Ausfuhr bringt, ist auch die einst blühende Industrie gesunken, die in der Fabrikation von Baumwoll- und Seidenzeugen, Shawls, Juwelierarbeiten, Anfertigung von Gemälden, Schmucksachen aus Elfenbein sowie durch Fabriken für Indigo, Taback, Töpferwaaren u. s. w. sich großen Ruf erworben hatte. S. selbst ist infolge der Versandung des Tapti jetzt nur für Schiffe von 40—50 Tons zugänglich. Sein Hafen an der Mündung des Tapti ist Swalli oder Siwalli (ind. Siwalaja, d. h. Wohnung des Siwa), eigentlich nur eine, durch Süd- und Südwestwinde gefährdete Rhede, wo die größern Schiffe an der Barre vor Anker gehen. Der District zählt auf 77 Q.-M. etwa 493000 E.

Suren, s. Koran.

Surinam, eine niederländ. Colonie in Südamerika, begreift den mittlern Theil von Guiana (s. d.) zwischen den Flüssen Maroni und Corentin. Sie wird im Norden vom Atlantischen Ocean, im Westen vom brit. Guiana, im Süden von Brasilien und im Osten vom franz. Guiana begrenzt. Früher bildete S. mit den westind. Inseln Curaçao, St.-Eustache, Saba, St.-Martin, Oruba, Buen-Ayre, Roques und der Vogelinsel ein einziges Gouvernement; 1845 erhielt es jedoch einen eigenen Gouverneur. Die Colonie umfaßte angeblich 1863, mit Zurechnung der thatsächlich noch nicht in Besitz genommenen innern Landstriche 2500 Q.-M. mit 49132 E., ungerechnet 1200 Soldaten und Matrosen, 1000 abhängige Indianer und 7500 Buschneger. Die Zahl der Negersklaven betrug 36500, die Mitte desselben Jahres (1863) freigelassen wurden. Außer den beiden Grenzflüssen ist noch der Surinam, der Hauptfluß, zu nennen, der das Land in seiner Mitte von Süden gegen Norden durchströmt, sowie der westlichere Saramaca. Hinsichtlich seiner natürlichen Bodenbeschaffenheit kommt das Land ganz mit dem übrigen Guiana überein. S. war lange eine der blühendsten Colonien Hollands, geht aber seit Freilassung der Sklaven aus Mangel an Arbeitskräften zurück, indem die freien Neger entweder nicht oder nur unregelmäßig arbeiten. Infolge dessen nimmt auch die weiße Bevölkerung ab. Soweit der Anbau reicht, der aber nur einen kleinen Theil des Gebiets, etwa 10 Q.-M., hauptsächlich am untern Ufer des Surinam umfaßt, ist das Land einem Garten ähnlich, von blühenden Pflanzungen bedeckt und von zahlreichen Kanälen durchschnitten. Der übrige Theil wird meist von Urwald bedeckt. Der größte Theil der Colonie ist Eigenthum der Stadt Amsterdam. Die Hauptausfuhrproducte bestehen in Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao. Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs ist Paramaribo am Flusse Surinam, 4 M. oberhalb der Mündung. Die durch mehrere Forts vertheidigte Stadt zählt 16000 E., darunter 2000 Weiße, niederländ. und deutschen Ursprungs, auch viele Juden, und zeichnet sich durch schöne Gebäude aus. Außerdem sind nur noch das am Surinam gelegene, von jüd. Ansiedlern bewohnte Dorf Savanna und der Militärposten Bredensborg am Maroni von Bedeutung, da die meisten Pflanzungen zerstreut liegen. Außerdem befinden sich noch in der Colonie drei kleine, von entlaufenen Negersklaven, sog. Maronnegern, und ihren Abkömmlingen gebildete, jetzt als unabhängig anerkannte Staaten. Die ersten Ansiedler in der Colonie waren Engländer, denen die Holländer dieselbe 1607 abnahmen, welche sie auch im Frieden von Breda behielten. 1799 begab sich die Colonie, infolge der damaligen Verhältnisse der Niederlande zu der franz. Re-

publik, in den Schutz der Engländer; durch den Frieden von Amiens kam ſie wieder an die Bataviſche Republik. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs zwiſchen Frankreich und England nahmen die Engländer ſie abermals und gaben ſie erſt 1815 an die Niederlande zurück. Vgl. Wolpers, «Geschiedenis van Suriname» (Amſterd. 1861).

Surlet de Chokier (Erasm. Louis, Baron), Regent von Belgien 1831, geb. zu Lüttich 27. Nov. 1769, war unter der franz. Regierung Maire zu Ginglom bei St.-Trond, dann von 1800—12 Mitglied des Großen Raths und in den Sitzungen von 1812—14 Mitglied des Geſetzgebenden Körpers. Nach der Bildung des neuen Königreichs der Niederlande wurde S. Mitglied der Zweiten Kammer und blieb es bis 1818, wo die Regierung ſeine Wiederwahl verhinderte. Nachdem er 1828 wieder in die Kammer gelangt, gehörte er zur Oppoſition und drang beſonders auf Preßfreiheit. Noch ehe der Ausgang des Kampfes in Brüſſel 1830 die Möglichkeit eines gütlichen Vergleichs abgeſchnitten, begab er ſich mit den übrigen Abgeordneten der ſüdl. Provinzen nach dem Haag, verließ aber dieſe Stadt ſchon wieder in den erſten Tagen des Oct. Der Bezirk Haſſelt wählte darauf S. zum Mitgliede des Nationalcongreſſes. Am 11. Nov. wurde er Präſident der Verſammlung und behauptete hier ſeine Stellung mit ſo viel Würde, daß er bei den erneuerten Wahlen ſtets wieder ernannt wurde. Bei den Verhandlungen über die Königswahl ſtimmte er für den Herzog von Nemours, auch ſtand er an der Spitze der nach Paris geſendeten Abgeordneten. Als man nach ſeiner Rückkehr immer mehr die Nothwendigkeit fühlte, die Conſtitution in Vollziehung zu ſetzen, wurde er zum Regenten erwählt und 26. Febr. 1831 feierlich eingeſetzt. Obgleich die Angelegenheiten ſich nach außen günſtiger zu geſtalten begannen, konnte doch S. ſich von der Entmuthigung, die er von Paris mitgebracht, nicht erholen und ergriff daher mit Eifer den Gedanken, den Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg auf den Thron zu ſetzen. Nachdem dieſer 21. Juli 1831 ſeinen Einzug in Brüſſel gehalten, legte S. ſeine Gewalt nieder. Er hatte ſich während der Dauer ſeiner Regentſchaft unter ſchwierigen Umſtänden als einen redlichen Bürger und edelmüthigen Menſchen gezeigt. Der Congreß bewilligte ihm ein lebenslängliches Jahrgeld von 10000 Fl. Seitdem lebte er zurückgezogen in Ginglom, wo er 7. Aug. 1839 ſtarb. Vgl. Juſte, «Le régent d'après documents inédits» (Brüſſ. 1867).

Surrey (angelſächſ. Suthrige), eine der ſüdöſtl. Grafſchaften Englands zwiſchen Middleſex im Norden, Berks und Hants im Weſten, Eſſex im Süden und Kent im Oſten, hat ein Areal von 34,71 Q.-M. und zählte im J. 1851 eine Bevölkerung von 683082, dagegen 1861 von 831093 Seelen, wobei zu bemerken, daß 1,2 Q.-M. mit 482435 E. im erſtern Jahre (1851) und mit 579748 im letztern (1861) zu Londons großen Vorſtädten (Southwark, Lambeth, Wandsworth mit Batterſea, Camberwell mit Dulwich) gehörten. Das Land iſt größtentheils hügelig. Der Höhenzug der North-Downs (Dünen), aus Kreide beſtehend, durchläuft die Grafſchaft von Weſten gegen Oſten und erreicht im 825 F. hohen Bottley-Hill ſeinen Culminationspunkt. Südlich von dieſem Höhenzuge, jenſeit einer thalförmigen Einſenkung, zieht die aus Wälderthon beſtehende Hügelreihe der Wealds hin (ſ. Suſſex), die hier im Hind-Head 865, im Leith-Hill 907 F. Höhe erreicht und zum Theil ſtark bewaldet iſt. Einzelne nördl. Striche der Grafſchaft ſind ausgezeichnet fruchtbar. Im allgemeinen aber beeinträchtigen beide Höhenzüge und ausgedehnte Heiden den Ertrag des Bodens, ſodaß ungeachtet der Nähe Londons der Feldbau auf verhältnißmäßig niederer Stufe ſteht und immer noch an 5 Q.-M. wüſt liegen. Außer Getreide baut man im Südweſten, bei Farnham, viel Hopfen, und längs der Themſe ſowie nach London hin breiten ſich ausgedehnte Küchengärten aus. S. beſitzt durch die Themſe an ſeiner Nordgrenze alle Vortheile einer meerbegrenzten Landſchaft. In dieſen Strom fließen, der Hauptabdachung folgend, der Wey und Mole. Der gegen Oſten fließende Medway gehört nur in ſeinem obern Laufe hierher; der Arun geht ſüdwärts in den Engliſchen Kanal. Der Wey-Arun-, der Baſingſtoke- und der Croydonkanal, die London-Brighton-, die London-Südweſt- und mehrere andere Eiſenbahnen befördern den Verkehr. Die Grafſchaft ſelbſt ſchickt vier Abgeordnete in das Parlament, ſieben andere die Boroughs, darunter Lambeth und Southwark je zwei. — Der freundliche Hauptort Guilford, Parlamentsborough, Markt- und Municipalſtadt, 6,2 M. im Südweſten von London, an einem Seitenzweig der Südweſtbahn, am Wey-Arunkanal und am Abhange eines Hügels gelegen, zählt 8020 E. und hat ein Rathhaus, einen Gerichtshof, einen Kornmarkt, eine Kaſerne, ein Theater, eine Lateinſchule, ein Muſeum, eine Bibliothek und ganz in der Nähe die maleriſche Ruine eines angelſächſ. Königſchloſſes. Die Bevölkerung treibt Papier-, Pulver- und Wagenfabrikation, Eiſengießerei, Brennerei und bedeutenden Handel, namentlich mit Getreide und Holz. Croydon, eine alte Marktſtadt, faſt 2 M. ſüdlich von London, an der Eiſenbahn, hat eine Stadthalle, ein Gefängniß, eine Kaſerne, ein

literarisches Institut, mehrere milde Stiftungen und zählt 20325 E., die ebenfalls ansehnlichen Handel unterhalten. Die frühere Addiscombe-Cadettenschule der Ostindischen Compagnie ist aufgehoben, der alte Palast des Erzbischofs von Canterbury in eine Calicotfabrik, der dazugehörige Park in einen Bleichgarten verwandelt. In dem ¾ M. von der Stadt entfernten Addington-Park befindet sich der Landsitz des Erzbischofs. Die Marktstadt Dorking, in einem fruchtbaren Thale, zählt 4061 E. und treibt bedeutenden Handel mit Mehl, Geflügel, Kalk und Kreide. Reigate, Marktstadt und Parlamentsborough, ein hübscher Ort, im Holmesdale gelegen, von zahlreichen Landsitzen umgeben, hat 2008 E. (im Bezirk 9975), eine Lateinschule, ein literarisches Institut, eine Anstalt für Blödsinnige und bei Red-Hill eine Anstalt für Besserung jugendlicher Verbrecher. Die Marktstadt Farnham, ein sehr alter Ort am Wey, zählt 3926 E. und ist wegen ihres Hopfenbaues sowie ihrer Schloß- und Abteiruine wegen bemerkenswerth. An der Themse liegen Kingston (s. d.) mit berühmtem Park, dem Tivoli Londons, und Kew (s. d.) mit seinem Botanischen Garten. Epsom (s. d.) ist berühmt durch seine Pferderennen.

Surrey (Henry Howard, Graf von), engl. Dichter, geb. 1516 zu Kenninghall, der älteste Sohn des Herzogs von Norfolk, der unter Heinrich VIII. als glücklicher Heerführer in Schottland, Irland und Frankreich sich auszeichnete, wurde am Hofe Heinrich's VIII. in Windsor erzogen, mit dessen natürlichem Sohne, dem Herzog von Richmond, der seit 1530 in Cambridge studirte. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit den ital. Dichtern, namentlich mit Petrarca. 19 J. alt, verheirathete er sich mit Lady Frances Vere, der Tochter des Grafen von Oxford. 1540 trat er in Staats- und Kriegsdienste und bewies sich als tüchtiger Krieger namentlich in den Feldzügen gegen Schottland (1542) und Frankreich (1544). 1542 wurde er auch Ritter des Hosenbandordens. Seine Feindschaft mit dem Grafen von Hertford, Schwager des Königs, und unvorsichtige Reden, vielleicht auch andere geheime Gründe, führten sein Verderben herbei. Er wurde des Hochverraths angeklagt und 1547 enthauptet; sein ebenfalls verhafteter Vater wurde durch Heinrich's VIII. Tod gerettet. S. war seit Chaucer wieder der erste bedeutende engl. Dichter. Seine Hauptstärke liegt in den lyrischen Gedichten, namentlich in den Liebesliedern, in denen er Geraldine, wahrscheinlich die Tochter des Grafen von Kildare, besang. Er führte zuerst das Sonett und die ungereimten Jamben in die engl. Sprache ein. Hoher Flug der Einbildungskraft ging ihm ab, aber Gefühl und Zartheit besaß er. Sein Vers ist fließend und wohlklingend, seine Sprache elegant und rein. Seine Gedichte erschienen zuerst 1557, dann 1717; eine neuere Ausgabe zusammen mit Sackville's Gedichten besorgte Bell (Lond. 1854).

Susa (hebr. und assyr. Susan oder Schuschan, d. h. die Lilie), gegenwärtig Sus oder Schus, die Hauptstadt des noch zum Euphratstromgebiet gehörigen Landes, welches, je nach den verschiedenen Nationen, Elam oder Elymais, Uraza, Khuzistan oder Kus und Kissia genannt wird. Nachdem S. während längerer Zeit hindurch einheimischen, turanischen, semitischen und chamitischen Herrschern gehorcht, kam es im 7. Jahrh. v. Chr. unter die Botmäßigkeit der Meder und später der Perser, die es zur Winterresidenz erkoren. Die Stadt lag zwischen den Flüssen Choaspes, wegen seines Wassers berühmt (heute Kercha), und Euläus (im Alten Testament und den Keilinschriften Ulai, heute Dscherrahi), war in Gestalt eines Rechtecks von 120 Stadien (3 M.) Umfang erbaut und hatte keine Mauern, aber eine sehr stark befestigte Burg, welche den herrlichen Palast und eine der Hauptschatzkammern des pers. Reichs enthielt. Wie Babylon war auch S. aus Ziegelsteinen und Erdpech erbaut. Als Erbauer der Burg gilt der mythische Memnon, daher sie den Namen Memnonium führte. Gewiß ist, daß unter den einheimischen, in Keilschrift geschriebenen Königsnamen das Element Umman und Minan sich häufig wiederfindet. Die Perserkönige von Darius I. an erbauten hier prachtvolle Paläste, deren Reste von Loftus untersucht worden sind. Die Ruinen gehören zu den großartigsten Asiens. In S. spielte die Intrigue Esther's, daher die Sage noch heute sich in diesen Gegenden verewigt; ebenso zeigt man ein Grabmal Daniel's. Viele Keilinschriften in einer noch unbekannten Sprache sind hier gefunden worden. Unfern von S. liegt die heute zu Persien gehörige Stadt Schuster. Die Gegend, ehemals sehr fruchtbar, ist heute fast verödet.

Susa, das alte Segusio, die Hauptstadt der ehemaligen Markgrafschaft gleiches Namens, jetzt eines zur ital. Provinz Turin gehörigen Districts (24,14 Q.-M. mit 84013 E. im J. 1861), liegt an der Dora Riparia malerisch in einem Felsenhalbkreise am Fuße des Roche-Melon, 7 M. westlich von Turin und ist mit diesem durch die 1854 eröffnete Victor-Emanuelbahn verbunden. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat meist enge und krumme Straßen, mehrere Vorstädte, einige schöne Plätze, eine Kathedrale mit der Statue der Gräfin Adelheid von S. aus dem 11. Jahrh., einige Klöster, die Ruinen des Stammschlosses der alten Markgrafen und

zählt kaum 2000 E. (als Gemeinde 4989), welche Wein und viel Obst bauen, namentlich die durch ihre Dauerbarkeit berühmten «Aepfel von S.» Im Garten des Governatore steht ein Triumphbogen, 48 F. hoch, 40 F. breit, 25 F. tief, an den vier Ecken mit vortretenden korinth. Säulen, am Fries mit Opferscenen geschmückt. Die Inschrift besagt, daß Cottius, des Königs Domus Sohn, als Präfect, und die ihm untergebenen Völker den Bogen im Jahre Roms 745 (8 v. Chr.) dem Kaiser Augustus errichtet habe. S. war früher sehr bedeutend und als Schlüssel der Alpenstraßen über den Mont-Cenis und den Mont-Genèvre von strategischer Wichtigkeit. Bekannt ist der Ort durch die Aufopferung Hartmann's von Siebeneichen für Kaiser Friedrich I., als dieser im März 1168 aus Italien floh. Am 28. Sept. 1174 wurde die Stadt von demselben Kaiser verbrannt; 1629, 1690 und 1704 von den Franzosen erobert, 1707 diesen wieder abgenommen. Ueber der Stadt erhebt sich das Fort La Brunetta, welches 1797 von den Franzosen demolirt, später wiederhergestellt wurde. Das Fort von Exilles, ein Städtchen von 1500 E. an der Dora und der Eisenbahn, deckt die Straße über den Mont-Genèvre. Außerdem gehören zum District S. die Stadt Giaveno, 4 M. westlich von Turin, mit 2223 E. (in der Gemeinde 9003), einem alten Castell und einer bedeutenden Papierfabrik; der Flecken Avigliana, $^3/_4$ M. im Nordnordosten von Giaveno, an der Eisenbahn, mit einem ehemals festen Schlosse und drei frühern Klöstern; etwa $^2/_5$ M. westlicher, an der Eisenbahn, das Dorf San-Ambrogio, berühmt durch seine Benedictinerabtei San-Michele della Chiusa mit sehenswerther Kirche und einer Gruft, in welcher beigesetzte Leichen nicht verwesen.

Susanna war nach einer hebr. Erzählung die Gemahlin des Jojakim und Tochter des Helkia, deren Schönheit und Gottesfurcht gerühmt wird. Ihre Geschichte wird in dem apokryphischen Buche «Historia von der S. und Daniel» erzählt. Von zudringlichen Liebhabern, die sie abwies, des Ehebruchs angeklagt, wurde sie zum Tode verurtheilt, doch durch Daniel gerettet, der die falschen Ankläger entlarvte, worauf diese dem Todesurtheil unterlagen. Das Buch steht in der Septuaginta als Kapitel 13, in einigen Handschriften derselben aber vor Kapitel 1 des Buchs Daniel. Wortspiele und Paronomasien mit griech. Wörtern haben auf die ursprünglich griech. Abfassung des Buchs schließen lassen.

Susdal, Kreisstadt im russ. Gouvernement und $4^3/_4$ M. nördlich von Wladimir, $29^4/_7$ M. nordöstlich von Moskau, an der Kamenka, einem Zuflusse der Kljäsma, welche in die Oka, wie diese in die Wolga geht, besteht aus drei Theilen, von denen der mittlere, der Kreml, von einem hohen Erdwall umgeben ist, hat eine 1213 errichtete, jetzt mit Wladimir vereinigte Eparchie und zählt 6491 E. (1863). Die Stadt besitzt 31 Kirchen und Kapellen, darunter mehrere Kathedralen, drei Klöster, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, drei Wohlthätigkeitsanstalten, einen Kaufhof, einen bischöfl. Palast. Es bestehen Leinwand-, Tuch- und viele andere Fabriken, Gemüsegärten und ein bedeutender Handel mit Hopfen (jährlich 5000 Pud) sowie mit Küchengewächsen aller Art, namentlich mit berühmten Gurken, Meerrettich (6—7000 Zollctr.), Zwiebeln u. s. w. Vor zeiten war die Stadt viel bedeutender und hatte 10—20000 E. Im J. 997 soll Wladimir d. Gr. nach S. gekommen sein und daselbst das Christenthum eingeführt, auch im Kreml den Grund zu der ersten Kirche gelegt haben, die noch gegenwärtig als Denkmal alter Bauart gezeigt wird. Jedenfalls ist die Stadt sehr alt. Sie war seit 1146 Residenz- und Hauptstadt des Fürstenthums S., an deren Stelle 1157 Wladimir trat. 1392 wurde das Fürstenthum mit dem Großfürstenthum Moskau vereinigt. Bei S. siegte 1097 Mstislaw über Oleg. 1293 wurde die Stadt von den Tataren erobert, und 6. Juli 1445 erfochten dieselben bei dem nahen Kloster des heil. Jewfimij einen Sieg über die Moskowiter unter dem Großfürsten Wassilij.

Suso (Heinrich), deutscher Mystiker, geb. 21. März 1300 in der Reichsstadt Ueberlingen, wo jetzt noch Familientraditionen und mehrere alte Bilder von ihm vorhanden. Sein Vater, ein rauher Kriegsmann, gehörte dem im Hegau blühenden Geschlechte der Herren von Berg an. Mehr als zu ihm fühlte sich der zarte, begabte Knabe zu der frommen, sanften Mutter hingezogen, die einer Patricierfamilie Sinse (Seus) entstammte und ihren Sohn schon früh zur Gottesliebe anleitete. Mit 13 J. trat er in das Dominicanerkloster zu Konstanz als Novize ein. Später ging er von da nach Köln, um sich unter Meister Eckhardt im Studium der Philosophie und Theologie weiter auszubilden. Damals hing sein Herz noch warm an der Welt, und die überirdische Liebe war noch nicht in ihm zum Durchbruch gekommen. Erst der in seinem 18. J. erfolgte Tod seiner Mutter brachte ihn auf eine andere Bahn, indem er erkannte, daß nur durch strenge Einkehr in sich selbst die Wahrheit und der Seelenfriede zu finden sei. Seitdem legte er sich den Namen seiner Mutter bei (Sinse, latinisirt Suso). Es begann nun für ihn ein Leben voller Mühsal, Entbehrungen und Demüthigungen. Er zog

ſich in das Kloſter noch Konſtanz zurück, wo er in tiefer Abgeſchiedenheit ſich die ſchmerzlichſten Entſagungen und Kaſteiungen auferlegte und ſich göttlicher Offenbarungen rühmte. Mit ſeinem 40. J. beendete er die Büßungen und begab ſich als Prediger in die Welt hinaus. Mit den oberrhein. Myſtikern, beſonders mit Tauler und Heinrich von Nördlingen, trat er in engen literariſchen Verkehr, ebenſo mit der Schweiz, namentlich mit Frauenklöſtern. S. ſtarb 25. Jan. 1365 im Dominicanerkloſter zu Ulm, in deſſen Kreuzgange er auch begraben liegt. Schon in der Zeit ſeiner Kaſteiung hatte er mehrere Schriften verfaßt, darunter ſein in Geſprächsform geſchriebenes, ungemein verbreitetes und in alle europ. Sprachen überſetztes Hauptwerk, «Buch von der ewigen Weisheit», worin er zeigen wollte, wie der fromme Menſch den Leiden Chriſti nachfolgen ſoll. Die ewige Weisheit war ſein von der Phantaſie perſonificirtes Ideal, welches er bald mit Gott, bald mit Chriſtus, bald mit Maria identificirte und zu ſeiner Geliebten erkor, die ihm wiederum den Geheimnamen Amandus gab, mit dem er auch häufig in Handſchriften und alten Drucken benannt wird. Kurz vor ſeinem Ende ſammelte er ſeine Schriften und ſtattete ſie mit merkwürdigen, ſeine myſtiſchen Vorſtellungen veranſchaulichenden Bildern aus. Dieſe Sammlung, von der ſich eine ſchöne und faſt gleichzeitige Bilderhandſchrift in Straßburg erhalten, umfaßt: 1) eine Lebensbeſchreibung S.'s, die nach geſprächsweiſen Mittheilungen von ſeiner Freundin Eliſabeth Stäglin im Kloſter zu Töß bei Winterthur niedergeſchrieben und von ihm ſelbſt nachträglich durchgeſehen und vervollſtändigt worden war; 2) das «Buch von der ewigen Weisheit»; 3) das «Buch von der Wahrheit», die einzige bekannte metaphyſiſche Schrift S.'s, meiſt nach den Ideen Eckhardt's; 4) ein «Briefbüchlein», elf Briefe enthaltend. Noch andere Briefe S.'s finden ſich verſtreut in verſchiedenen Handſchriften. Fälſchlich iſt ihm beigelegt worden das von dem ſtraßburger Myſtiker Ruolman Merswin verfaßte «Buch von den neun Felſen». S.'s Myſtik hat in philoſ. und theol. Hinſicht durchaus nichts Eigenthümliches. Er hält ſich ſtreng an den orthodoxen Kirchenglauben und zeigt weder reformatoriſche Beſtrebungen noch ſelbſtändige Dialektik oder Speculation. Dagegen charakteriſirt ihn das Vorwiegen des poetiſchen Elements, welches ſich bis zum Romantiſchen, ja ſelbſt Phantaſtiſchen verſteigt, ſodaß er recht eigentlich als Vertreter der ſchwärmeriſchen Myſtik gelten darf. Seine Werke verbreiteten ſich raſch und weit, wurden theils einzeln, theils zuſammen öfters abgeſchrieben und ins Lateiniſche, Franzöſiſche, Italieniſche und Holländiſche überſetzt. Von der deutſchen Sammlung gibt es zwei alte Ausgaben mit Holzſchnitten (Augsb. 1482 und 1512) und eine neuhochdeutſche Ueberſetzung von Diepenbrock (Regensb. 1829; neue Aufl. 1838). Die «Briefe» S.'s gab neuerdings Preger heraus (Lpz. 1867). Eine ſorgſame lat. Ueberſetzung lieferte Surius (Köln 1555 u. öfter). Eine kritiſche Sammlung der Werke S.'s wird von Pfeiffer vorbereitet. Vgl. Schmidt, «Der Myſtiker Heinrich S.» in den «Theol. Studien und Kritiken» (Hamb. 1843).

Suspenſion (lat.), in der Rechtsſprache die vorübergehende Entfernung eines Geiſtlichen, Lehrers, Beamten oder Advocaten von ſeinem Amte oder der Praxis, welche wegen einer gegen denſelben eingeleiteten Unterſuchung verhangen und je nach deren Ausgange entweder wieder aufgehoben oder in gänzliche Entfernung, Remotion, verwandelt wird. — Suspenſiv, aufſchiebend, daher ſuspenſive Rechtsmittel, ſind ſolche, welche den Eintritt der Rechtskraft des angefochtenen Erkenntniſſes hindern. Suspenſive Bedingungen verlegen, ſolange ſie ſchweben, die Wirkſamkeit des Rechtsgeſchäfts, dem ſie hinzugefügt ſind, ins Ungewiſſe.

Susquehanna, der größte Fluß des Staats Pennſylvanien in Nordamerika, bildet ſich aus zwei Hauptarmen. Der Oſtſusquehanna entſpringt im Staate Newyork, weſtlich von Albany und nimmt das Waſſer des Otſegoſees und den Chenango, weiter weſtwärts den Tioga oder Chemung auf. Der waſſerreichere Weſtſusquehanna entſteht innerhalb des Alleghanygebirgs im weſtl. Pennſylvanien. Nach der Vereinigung beider Zweige bei Sunbury in der Grafſchaft Northumberland fließt der S. erſt ſüdlich bis zur Einmündung des Juniata, $2^2/_5$ M. oberhalb Harrisburg, dann gegen Südoſten und ergießt ſich bei Havre-de-Grace in das nördl. Ende der Cheſapeakbai. Obgleich er einer der größten Flüſſe der öſtl. Staaten von Nordamerika iſt und ſeine Länge $97^1/_2$ M. beträgt, hat er doch als Waſſerſtraße eine nur geringe Bedeutung, weil er bis nahe zur Mündung im Gebirgslande dahinfließt. Nur $1^1/_{12}$ M. aufwärts, bis Port-Depoſit, der obern Grenze der Ebbe und Flut, iſt er für Sloops ſchiffbar. Oberhalb dieſes Punktes iſt er wegen der vielen Hinderniſſe in ſeinem Bette durch Cascaden und Stromſchnellen, unerachtet ſeines bedeutenden Waſſerreichthums, ſoweit er ſüdoſtwärts in einem Querthale fließt, nicht einmal durch Boote zu befahren. Seinen Ufern entlang ſind, beſonders oberhalb der Mündung des Juniata, wo die Terrainverhältniſſe dafür günſtiger ſind, vier Kanäle ausgeführt, die zuſammen am Oſtſusquehanna 27 M., am Weſtſusquehanna faſt ebenſo lang ſind. Beſonders

wichtig ist der Fluß durch den Transport von Bauholz, das in ungeheuern Quantitäten abwärts befördert wird. Auch ist er sehr reich an Fischen, besonders an Shad (Alose), die in großer Menge gefangen und ausgeführt werden. Im Winter versammeln sich in seinem untern Laufe ungeheuere Mengen wilden Geflügels, namentlich Enten, von denen Millionen auf die Märkte von Baltimore, Philadelphia und Neuyork gelangen.

Sussex, eine Grafschaft an der Südküste Englands, hervorgegangen aus dem 491 von Ella gestifteten Königreich der Südsachsen oder Suthseaxas, wozu auch Suthrige, das jetzige Surrey (s. d.), gehörte, wird im Norden von letzterm, im Nordosten von Kent, im Süden vom Englischen Kanal, im Westen von Hampshire begrenzt und zählte 1861 auf 68,72 Q.-M. 363735 E. Kreidehügel unter dem Namen South-Downs (südl. Dünen) treten mit dem 828 F. hohen Buttler-Hill aus Hampshire in die Grafschaft ein und erstrecken sich, allmählich der Küste näher tretend und unweit Lewes noch 764 F. hoch, bis zu dem 499 F. hohen Beachy-Head, einem in senkrechten Klippen abfallenden Vorgebirge. Es bilden diese Downs einen reichen Weidebezirk von 50000 Acres. Der Strich zwischen den Kreidehügeln und der Küste ist überaus fruchtbar. Nördlich von ihnen ziehen sich die Wealds und Forest-Hills hin, die im 753 F. hohen Cromborough-Beacon ihren Culminationspunkt erreichen und bei Hastings, wo die Fairlight-Downs 548 F. hoch, ebenfalls an die Küste treten. An 150000 Acres (11 geogr. Q.-M.) der Wealds und Forest-Hills sind mit den Resten eines Eichenforstes bedeckt, der in alten Zeiten unter dem Namen Andredeswald die ganze Grafschaft einnahm, und dessen Stämme für das beste Schiffbauholz gelten. Schiffbare Flüsse sind von Westen gegen Osten der Arun, Adur, Ouse, Cuckmare und Rother. Der Arun nimmt rechts einen andern Rother auf und ist gegen Norden mit dem Themsezufluß Wey (in Surrey) durch einen Kanal verbunden. Auch ist das Land von der großen Eisenbahn der Südküste, von der London-Brighton-, London-Hastings-bahn und andern Bahnen durchzogen. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau und besonders Viehzucht. Außer Getreide erzeugt S. nächst Kent den meisten guten Hopfen. Der Hauptreichthum des Landes sind seine Rinder- und Schafheerden. Auf den Kreidehügeln von S. wird vorzugsweise das südl. Dünenschaf gezogen. Außerdem treibt man Fischerei und Handel. Die Industrie ist unbedeutend, obwol S. mit Kent die Wiege der engl. Wollmanufactur. Die Grafschaft ist wegen ihrer Alterthümer sehr merkwürdig; man findet in derselben elf Römerlager. Sie war der Landungsplatz der meisten Völker, die England heimsuchten, und hier lieferte auch Wilhelm der Eroberer die Schlacht bei Hastings, welche ihn zum Herrn des Reichs machte. Derselbe gab einem seiner Feldobersten die ganze Grafschaft zu Lehn. Als die Familie der Grafen von S. 1801 ausstarb, erhob König Georg III. das Land zum Herzogthum für seinen sechsten Sohn, den Prinzen August Friedrich (s. d.). Von der Grafschaft selbst werden 4 Abgeordnete ins Parlament geschickt, 14 andere von den Städten. Die Hauptstadt war früher Chichester (s. d.), jetzt ist dies Lewes, Marktstadt und Parlamentsborough von 9716 E., an dem Ouse und der Eisenbahn, inmitten eines Amphitheaters von Kreidehügeln mit Fernsicht gelegen, gut gebaut und früher stark befestigt. Die Stadt hat sechs Kirchen und neun Gotteshäuser der Dissenters, eine Lateinschule, ein Museum im alten Schloß, bedeutenden Handel mit Wolle, Brauereien, Gerbereien, Seilerbahnen und Kalkbrennereien. Bei Lewes wurde 14. Mai 1264 Heinrich III. vom Grafen Simon von Leicester geschlagen und gefangen genommen. Den Hafen der Stadt bildet das $1^3/_4$ M. südlich, an der Ousemündung gelegene Dorf Newhaven mit 1886 E., einem von Batterien gedeckten Hafen nebst Werften, von welchem regelmäßig Dampfschiffe nach Havre und den Kanalinseln gehen. 1861 besaß der Ort 24 Seeschiffe von 2728 Tons. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe belief sich auf 126581 Tons im auswärtigen und auf 33944 Tons im Küstenhandel, der Werth der ausgeführten brit. Producte auf 124669 Pfd. St. Weit bedeutendere Städte als Lewes sind Brighton (s. d.) und Hastings (s. d.), letzteres einer der Cinque Ports (s. d.). Kaum 2 M. nordöstlich von Hastings liegt Winchelsea, zwar Municipalstadt, aber nur mit 719 E. und einem versandeten Hafen; etwas weiterhin Rye, Municipalstadt und Parlamentsborough an der Mündung des Rother, mit 3738 E. (im Bezirk 8202), einem alten, als Gefängniß dienenden Schlosse, einem Stadthaus, einer Lateinschule, Schiffswerften, Kalkbrennereien und einem durch Batterien vertheidigten Hafen für Schiffe von 200 Tons. 1861 besaß Rye 117 Seeschiffe von 6527 Tons, und der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 44444 Tons. Bemerkenswerth sind außerdem Arundel (s. d.), Battle, eine Marktstadt $1^3/_4$ M. nordwestlich von Hastings mit 3293 E., einem Arbeitshaus, einer großen Pulvermühle und den bedeutenden Ruinen einer Abtei, welche Wilhelm der Eroberer zum Andenken seines 1066 über Harald

bei Hastings erfochtenen Siegs gegründet; Shoreham oder New-Shoreham, Marktstadt und Parlamentsborough, 4/5 M. westlich von Brighton, an der Mündung des von einer Kettenbrücke überspannten Adur und an der Eisenbahn, mit 3351 E. (im Bezirk 32622), einem Seebad, einem Museum, einer Lateinschule, dem schönen «Schweizergarten» und einem von zwei Dämmen gebildeten, aber am Eingang nur 3 F. tiefen Hafen, zu welchem im J. 1861 129 Schiffe von 18689 Tons gehörten; die Marktstadt Worthing, 1,6 M. westlich von Brighton, mit 5805 E., einem sehr beliebten Seebade, einem Theater, schöner Esplanade u. s. w. Auch das Dorf Eastbourne, 3½ M. im Ostsüdosten von Lewes, auf der Stelle der röm. Station Portus Anderida, ist seit einigen Jahren sehr besuchtes Seebad mit Theater und andern Anstalten für Badegäste, einem Fort und mehrern Mineralquellen.

Sussex (August Friedrich, Herzog von), der sechste Sohn König Georg's III. (s. d.) von Großbritannien, wurde 27. Jan. 1773 geboren. Während seine Brüder, die Herzoge von York, Kent, Cumberland, Cambridge und Clarence für das Militär- und Seewesen erzogen wurden, gab man ihm eine gelehrte Bildung und brachte ihn noch jung nach Göttingen, wo er mehrere Jahre studirte. Auf Continentalreisen erwarb er sich dann die Kunst des geselligen Verkehrs und die Kenntniß fremder Sitten, wie kaum einer seiner Landsleute. Im April 1793 heirathete er heimlich zu Rom die kath. Miß Murray, die Tochter des schott. Grafen von Dunmore. Wiewol die Trauung zu London nochmals heimlich vollzogen wurde, ließ doch Georg III. die Ehe, als dem Royal marriage act von 1772 zuwiderlaufend, durch das bischöfl. Gericht für ungültig erklären. Die Nachkommen aus dieser Ehe erhielten den Namen Este (s. d.). Wiewol sich S. rücksichtlich seiner Ehe stets im Gewissen für gebunden hielt, trennte er sich doch seit 1801 von Lady Murray (gest. 5. März 1830) und vernachlässigte dieselbe sowie auch seine Kinder gänzlich. Im Nov. 1801 wurde er mit dem Titel eines Grafen von Inverneß und Baron Arklow zum Peer von England erhoben. Er hielt sich im Oberhause zu den Whigs und entfaltete in allen Fragen eine liberale Thätigkeit, sodaß er seinem Vater mißfällig und rücksichtlich pecuniärer Ausstattung von demselben zurückgesetzt ward. Bei seiner ungenessenen Freigebigkeit verwickelte er sich darum oft in Geldverlegenheiten. Viele Jahre hindurch war er Großmeister der Freimaurerlogen in England und Wales; auch versah er die Präsidentschaft der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Letzteres Amt mußte er jedoch niederlegen, weil er die erforderlichen Geldmittel nicht mehr besaß. Mit der Thronbesteigung der Königin Victoria, auf deren Erziehung er Einfluß übte, erfuhr er bei Hofe mehr Rücksicht. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er 1831 die Lady Cecily Unterwood, Tochter des irischen Grafen von Arran, die 1840 zur Herzogin von Inverneß erhoben wurde. Er starb 21. April 1843 im Kensingtonpalaste. Die liberale Sache verlor an ihm eine bedeutende Stütze und das Volk einen warmen Freund. Er hinterließ eine der schönsten Privatbibliotheken.

Süß-Oppenheimer, ein Jude, dessen Familie früher in der Pfalz ansässig war, der dann aber nach Würtemberg zog und dort 1733 als Geldagent das Vertrauen des verschwenderischen Herzogs Karl Alexander erwarb, sich zu dessen Finanzminister emporschwang und in dieser Stellung sich zahllose Mißbräuche, namentlich unerlaubte Finanzoperationen, Verfolgungen, Beraubung von Stiftungsgeldern, Stellenverkauf und Bedrückung der Steuerpflichtigen zu Schulden kommen ließ. Der Herzog starb jedoch ganz plötzlich, und man verhaftete nun S. 14. Mai 1737 statt aller Mitschuldigen und Helfershelfer. Es ward ihm der Proceß gemacht und er mit seinem galonnirten Staatsrock bekleidet in einem eisernen Käfig 4. Febr. 1738 aufgehängt. Die Geschichte desselben hat Wilh. Hauff zu einer Novelle benutzt.

Süßholz, s. Glycyrrhiza.

Sutherland, die nordwestlichste Grafschaft Schottlands, umfaßt ein Areal von 88¾ Q.-M. mit 25246 E. und wird begrenzt im Norden, Westen und Südosten vom Ocean, während im Nordosten die Kette der Morvenhills die Grenze gegen Caithneßshire bildet. Die Küsten sind im Norden und Westen meist steil ins Meer abfallend und von zahlreichen, tief ins Land einschneidenden Fjorden durchzogen. Das Innere der Grafschaft zeigt eine nur von wenigen Straßen durchschnittene halbe Wüstenei, ohne eigentliche Bergzüge, aber mit zahlreichen durcheinandergewürfelten Hügeln und Bergen bedeckt, unter welchen der Ben-More-Assynt mit 3281 F., der Ben-Klibrick mit 3135 F. die höchsten sind. Charakteristisch für das Land sind die vielen kleinen, meist mit Schilf und Teichrosen bewachsenen, sehr fischreichen Wasserbecken oder Lochs, unter welchen Loch-Shin, Loch-Naver, Loch-Hope die bedeutendsten sind. Unter den Flüssen sind die in den Dornoch-Firth mündenden Ströme von Helmsdale und Brora und die nach Norden zu

in den Pentland-Firth sich ergießenden Holladale, Strathy und Naver zu erwähnen. Das Klima ist ungemein rauh und nebelig, nur an den Küsten etwas gemäßigt. Wo sich eine schmale Culturzone um das unwirthbare Land hinzieht, wird Roggen, Gerste und Hafer gebaut. Das Innere liefert außer einigen Mineralproducten noch ausgezeichnete Bau-, Pflaster- und Schiefersteine; sonst ist es nur zu der allerdings großartig betriebenen Schafzucht geeignet. Mehr als vier Fünftel der ganzen Grafschaft gehören dem Herzoge von S. Die Einwohner sind, mit Ausnahme jener an der Südostküste, welche skandinav. Ursprungs, Celten, die in Torfhütten hausen. Hauptstadt ist Dornoch, ein sauberer Ort mit 700 E. an dem gleichnamigen Fjord, ausgezeichnet durch eine 1223 erbaute goth. Kirche und einst berühmt als Bischofssitz. Etwas bedeutender ist das 1000 E. zählende Fischerstädtchen Golspie, bei welchem sich das schönste Schloß Großbritanniens, das 1097 gegründete, jetzt aber ganz restaurirte Dunrobin-Castle, der Sitz der Herzoge von S., befindet. Es ist zugleich der nördlichste Punkt bis zu welchem Bäume in S. wachsen. Den Namen erhielt das Land vom norweg. Könige Harald Schönhaar, der 910 von den Orkneys nach Schottland einen Einfall machte und die zuerst von ihm betretene Küste «Südland» nannte.

Sutherland (Grafen und Herzoge von), eins der ältesten schott. Geschlechter, leitet seinen Ursprung von Allan, Than von S., ab, der der Sage nach von Macbeth ermordet wurde. Dessen Sohn, William, ward 1057 durch den König Malcolm III. zum Grafen von S. erhoben, welchen Titel Alexander II. 1228 seinen Nachkommen bestätigte. Kenneth, Graf von S., fiel 1333 in der Schlacht von Halidon-Hill. Sein Sohn, William, war mit einer Tochter Robert Bruce's verheirathet. Elisabeth S., Schwester des Grafen John, der 1514 starb, vermählte sich mit Adam Gordon, Sohn des Grafen von Huntley, wodurch der Titel an die Familie Gordon überging. William Gordon, siebzehnter Graf von S., starb 16. Juni 1766 und hinterließ eine einzige Tochter, Elisabeth, Gräfin von S., geb. 1765, welche 4. Sept. 1785 den Viscount Trentham, nachherigen Grafen Gower, ältesten Sohn des Marquis von Stafford, heirathete, der in der Folge zum Herzoge von S. ernannt wurde. Die Herzogin-Gräfin von S. starb 29. Jan. 1839. — George Granville Leveson-Gower, Herzog von S., geb. 9. Febr. 1758, trat schon 1778 ins Parlament und ward 1790 zum Botschafter in Paris ernannt, wo er Zeuge der wichtigsten Ereignisse der Französischen Revolution war, bis er nach dem verhängnißvollen 10. Aug. 1792 nach England zurückkehrte. 1799 ward er als Baron Gower von Stittenham ins Oberhaus berufen und zum Generalpostmeister ernannt, welches Amt er nach zwei Jahren niederlegte. Durch den Tod seines mütterlichen Oheims, des Herzogs von Bridgewater, 8. März 1803, kam er in Besitz eines sehr großen Vermögens; 1803 erbte er auch die väterlichen Güter mit dem Titel eines Marquis von Stafford. So vereinigte er in seiner Person die Besitzungen der Familien S., Gower und Bridgewater und war jetzt einer der größten Grundeigenthümer in Großbritannien und vielleicht der reichste Privatmann in Europa. Er machte von seinem Vermögen einen nicht unrühmlichen Gebrauch, zeigte sich namentlich als freigebiger Kunstfreund und scheute keine Kosten zur Vermehrung der von seinem Oheim angelegten herrlichen Gemäldesammlung. Auch unternahm er großartige Bauten. Doch wurde die Härte, mit der er gegen die Bauern von Sutherlandshire verfuhr, die er zur Auswanderung nach Amerika zwang, um das Land in Weideplätze und Jagdreviere umwandeln zu können, mit Recht getadelt. Früher ein fester Anhänger Pitt's, näherte er sich nach dem Eintritt desselben der Whigpartei, befürwortete die Katholikenemancipation und stimmte für die Parlamentsreform. Das Ziel seines Ehrgeizes war die Herzogswürde, die ihm endlich 14. Jan. 1833 zutheil ward. Er starb bald darauf 19. Juli 1833. — George Granville Leveson-Gower, Herzog von S., ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Aug. 1786, trat noch bei Lebzeiten seines Vaters 1826 als Lord Gower ins Oberhaus und erbte nach dessen Tode die Herzogswürde und die Stafford'schen Güter, nach dem Ableben der Mutter aber die schott. Pairie nebst Zubehör, während die Besitzungen der Familie Bridgewater auf seinen jüngern Bruder Francis (s. Ellesmere) übergingen. Er war den Grundsätzen der Whigs ergeben, nahm jedoch, weil er an Taubheit litt, wenig Antheil an der Politik, sondern beschäftigte sich vorzugsweise mit der Verwaltung seiner Besitzungen und den Studien. Aus seiner Ehe mit Harriet Elisabeth, Tochter des Grafen von Carlisle, einer durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Dame, welche viele Jahre die Stelle einer Oberhofmeisterin bei der Königin Victoria bekleidete, hatte er eine zahlreiche Familie. Er starb 28. Febr. 1861 und ihm folgte in der Herzogswürde sein ältester Sohn, George Granville William, geb. 19. Dec. 1828, bis zum Tode des Vaters Marquis von Stafford. Derselbe vermählte sich 1849 mit Anna, der Tochter John Hay-Mackenzie's,

die ſpäter in ihrem eigenen Rechte die Titel einer Gräfin Cromarty und Vicomteſſe Torbot erlangte, mit der Bedingung, daß dieſelben auf ihren zweiten Sohn übergehen. Wie ſein Vater gehört der Herzog zu den Liberalen, nimmt aber gleichfalls wenig thätigen Antheil an der Politik. Außer der Verwaltung ſeiner Beſitzungen beſchäftigen ihn vor allem naturwiſſenſchaftliche Studien und die Anwendung der Reſultate derſelben auf Induſtrie, Ackerbau, Schiffahrt u. ſ. w. Am bekannteſten iſt er geworden durch ſeine Liebhaberei für alle mit Löſchmaſchinen und Löſchmannſchaften verknüpften Einrichtungen. Sein Palaſt in London ſteht in telegraphiſcher Verbindung mit ſämmtlichen Löſchſtationen der Hauptſtadt. Während des Beſuchs Garibaldi's in London (1864) empfing er den General und deſſen Gefolge mit fürſtl. Gaſtfreiheit in Stofford-Houſe und geleitete denſelben nachher auf ſeiner Privatdampfjacht nach Coprera zurück. Sein älteſter Sohn und Erbe, Cromarty, Marquis von Stafford, wurde 26. Juli 1851 geboren.

Sutorina, Suttorina, heißt ein etwa 1½ M. langer, ſehr ſchmaler Landſtreifen, mit welchem die äußerſte Südſpitze der Herzegowina im türk. Ejalet Bosnien an das Adriatiſche Meer, und zwar unweit weſtlich von Caſtelnovo an den Golf von Cattaro in Dalmatien tritt und das öſterr. Gebiet durchſchneidet. Es iſt eine mit zerſtreuten Hütten bedeckte Ebene. Die Inſurgenten von Herzegowina hatten hier Dec. 1860 Batterien errichtet, welche jedoch, weil ſie die öſterr. Militärſtraße ſtörten, von den Oeſterreichern beſeitigt wurden.

Sutſos, eine in der Geſchichte des neuen Griechenland mehrfach bekannt gewordene Fanariotenfamilie in Konſtantinopel, aus welcher viele bis zum J. 1821 die Würde der Hospodare in den beiden Fürſtenthümern Moldau und Walachei und das Amt der Dolmetſcher beim Divan und bei der Flotte (ſ. Fanarioten) bekleidet haben. — Alexander S. war 1820 zum dritten mal Hospodar der Walachei und zeichnete ſich in dieſer Stellung namentlich durch Beförderung des Unterrichts und Pflege der Wiſſenſchaften aus. In die Plane der Hetärie (ſ. d.) bereits 1820 eingeweiht, war er eifrig bemüht, den Ausbruch des griech. Aufſtandes aus Rückſichten für ſich und ſeine Beſitzthümer zu verhindern. Er ſtarb indeſſen vor dem Ausbruche der Revolution ſelbſt 1. Febr. 1821. — Michael S. war 1821 Hospodar der Moldau und nahm an der durch Alex. Ypſilantis veranlaßten Inſurrection in Jaſſy beſonders thätigen Antheil. Nach der Niederlage des Ypſilantis im Juni 1821 flüchtete er auf ruſſ. Gebiet und hielt ſich in Beſſarabien auf, bis er, da die Pforte ſeine Auslieferung verlangte, den Befehl erhielt, das ruſſ. Reich zu verlaſſen. Er reiſte 1822 mit ruſſ. Päſſen nach Piſa ab, ward jedoch in Brünn angehalten und erhielt für einige Zeit Görz zum Aufenthaltsorte angewieſen. Nachdem er ſich nach Griechenland gewendet, ernannte ihn 1830 Kapodiſtrias zum Geſandten in Paris, und dieſelbe Stellung bekleidete er auch einige Zeit in Petersburg. Seitdem lebte er als Privatmann in Athen, wo er auch 24. Mai 1864 ſtarb. — Alexander und Panagiotis S., zwei ausgezeichnete Dichter und Schriftſteller des neuen Griechenland, Söhne des Konſtantin S., eines Bruders des obengenannten Alexander S. und einer Schweſter des Dichters Jakowakis Rizos-Nerulos (ſ. d.), wurden beide in Konſtantinopel, Alexander 1802, Panagiotis 1806, geboren. Alexander gab ſchon in früher Jugend Proben ſeines dichteriſchen Talents. Nachdem er ſich ſeit 1820 in Paris gebildet, ging er nach Griechenland, wo er 1826 fünf Satiren gegen die dortigen Machthaber dichtete, welche jedenfalls zu dem Vorzüglichſten gehören, was die neugriech. Poeſie aufzuweiſen hat. Nach Beendigung des Kriegs in Griechenland ging er 1828 nach Frankreich, wo er eine «Histoire de la révolution grecque» (Par. 1829) herausgab. 1830 war er wieder in Griechenland und veröffentlichte hier unter anderm das Luſtſpiel «Ὁ ἄσωτος» ſowie «Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος», eine Sammlung lyriſcher und komiſcher Dichtungen, die zum Theil gegen die Regierung und die Partei des Präſidenten Kapodiſtrias gerichtet waren und ſich durch poetiſche Begeiſterung und Ariſtophaniſche Schärfe auszeichneten. Als König Otto 1833 nach Griechenland kam, begrüßte ihn Alexander S. mit einer poetiſchen Epiſtel, ſah ſich aber ſchon nach einigen Jahren veranlaßt, zur Oppoſition überzutreten. Er bekämpfte nun die bair. Herrſchaft in Griechenland in dem größern Gedichte «Ὁ περιπλανώμενος» (1839), das in gewiſſer Beziehung als der Vorläufer der Septemberrevolution von 1843 angeſehen werden kann und als das vorzüglichſte Werk des Dichters gilt. 1850 ließ er von ſeinem auf zwölf Geſänge berechneten epiſchen Gedichte «Ἡ Τουρκομάχος Ἑλλάς» vier Geſänge mit Scholien und Anmerkungen drucken, ein Werk, das nicht ohne hohen poetiſchen Werth, aber in der Form weniger gefällig und anmuthig iſt. Außerdem gab er einen polit.-ſatiriſchen Roman «Ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831 ἔτους» (1834), eine ſatiriſche Zeitſchrift in Proſa und Verſen: «Ἡ ἑλληνικὴ πλάστιγξ» (1836), drei Luſtſpiele: «Ὁ πρωθυπουργός», «Ὁ ἀπίδασσος ποιητής» (1843)

und «Τὸ συνταγματικὸν σχολεῖον», die gleichfalls nicht ohne dichterischen Werth sind, sowie 1843 eine polit. Zeitschrift in Prosa und Versen: «Ἡ μεταβολὴ τῆς γ'. Σεπτεμβρίου» heraus. Nachmals beschäftigte er sich mit einem größern geschichtlichen Werke über das neuere Griechenland, vor dessen Vollendung er jedoch im Juli 1863 starb. Sein Bruder, Panagiotis, erhielt seine Bildung ebenfalls in Paris sowie in Padua und Bologna und ging um 1823 nach Kronstadt in Siebenbürgen, wo ihn die Liebe zu einer schönen Griechin zu dem lyrischen Drama polit. Inhalts «Ὁ ὁδοιπόρος» begeisterte. Später wandte er sich ebenfalls nach Griechenland, wo er 1834 den philos.-polit. Roman «Λέανδρος» und 1835 die «Κιθάρα», eine Sammlung lyrischer Dichtungen voll poetischen Schwungs, sowie 1839 das lyrische Drama «Ὁ Μεσσίας ἢ τὰ πάθη Ἰησοῦ Χριστοῦ» mit Chören, auch das histor. Trauerspiel «Εὐδύμιος Βλαχάβας», aus der neuesten Geschichte Griechenlands, und um 1840 zwei lyrische Dramen: «Γεώργιος Καραΐσκος» und «Ὁ ἄγνωστος», herausgab. Ein anderes histor. Drama von ihm: «Μάρκος Βότσαρης», ist noch ungedruckt. In neuerer Zeit redigirte er nacheinander drei polit. Zeitschriften in Athen: «Ἥλιος», «Ἡ ἀναγεννηθεῖσα Ἑλλάς» und «Ἡ συνένωσις», im Sinne der entschieden nationalen Partei. Später war er besonders mit der Wiederherstellung der altgriech., dem heutigen griech. Volke verständlichen Sprache beschäftigt und dabei bemüht, dieser Sprache vor der des Korais Geltung zu verschaffen. — Ein älterer Bruder dieser beiden S., Dimitrios S., nahm an dem Freiheitskampfe der Griechen in der Moldau und Walachei theil und blieb in dem Treffen bei Dragachan im Juni 1821 an der Spitze der Heiligen Schar.

Suwórow-Rymnikski (Graf Alex. Wassiljewitsch), Fürst Italijski, berühmter russ. General, wurde 13. Nov. (alten Stils) 1729 in Finland aus einer ursprünglich schwed. Familie geboren. Sein Großvater, Joh. S., war Pfarrer zu Moskau, sein Vater, Wassilij S., trat unter Peter d. Gr. bei der Artillerie ein, stieg bis zum Generallieutenant und starb 1746. Schon im Feldzuge gegen Schweden in Finland und im Siebenjährigen Kriege zeigte sich der junge Alex. S. als tüchtiger Krieger. Von Katharina II. zum Obersten ernannt, befehligte er dann in Polen einen Theil der russ. Truppen, zerstreute die Heere der beiden Pulawski, nahm Krakau mit Sturm ein und wurde für diese und andere Erfolge zum Generalmajor ernannt. 1773 diente er gegen die Türken unter Rumjanzow und erfocht, nachdem er sich 1774 mit Kamenski vereinigt, einen entscheidenden Sieg über den Reis-Effendi bei Kosludgi, worauf er Generallieutenant wurde. Nach dem Frieden stillte S. im Innern Rußlands die Unruhen, welche Pugatschew's (s. d.) Empörung veranlaßt hatte. Er unterwarf 1777 den krimschen Khan Dewlet-Gherai und brachte 1783 die Nogaischen Tataren unter russ. Botmäßigkeit, wofür er zum General der Infanterie ernannt wurde. Am 1. Oct. 1787 schlug er die Türken bei Kinburn, ward aber durch einen Schuß in die Seite verwundet. Auf Befehl Potemkin's nahm er dann theil an der Belagerung von Oczakow. Hierauf erfocht er in Verbindung mit den österr. Truppen den Sieg bei Fokschani über Mehemed-Pascha und schlug 15. Sept. am Flusse Rymnik den Großvezier aufs Haupt. Kaiser Joseph II. erhob ihn dafür in den deutschen Reichsgrafenstand, und Katharina II. ernannte ihn zum russ. Grafen mit dem Beinamen Rymnikski. Unter Potemkin führte S. auch den furchtbaren Sturm auf die Festung Ismail aus. Nach dem Frieden von 1791 ernannte ihn Katharina zum Chef des Gouvernements von Jekaterinoslaw, der Krim und der eroberten Provinzen am Ausflusse des Dnjestr. S. wählte Cherson zu seinem Wohnsitze und blieb daselbst zwei Jahre. Bei dem neuen Aufstande der Polen rückte er wieder ins Feld, erstürmte 24. Sept. 1794 Praga und zog sodann in Warschau ein. Die Kaiserin ernannte ihn zum Generalfeldmarschall. 1799 übertrug ihm der Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen, welche mit den Oesterreichern vereint in Italien gegen die Franzosen fochten. Auch von dem deutschen Kaiser wurde er zum Generalfeldmarschall und zum Oberbefehlshaber der österr. Truppen ernannt. Er erkämpfte mehrere glänzende Siege, im April 1799 bei Cassano, 17., 18. und 19. Juli an der Trebia, 15. Aug. bei Novi, und nahm im Laufe von drei Monaten den Franzosen alle Städte und Festungen Oberitaliens weg, wofür er den Beinamen Italijski erhielt und in den russ. Fürstenstand erhoben wurde. Infolge des abgeänderten Operationsplans, der die Russen aus Italien entfernte, zog er über die Alpen nach der Schweiz, wo er sich mit Korsakow und einem österr. Corps unter Hotz vereinigen sollte. Korsakow war aber von Masséna geschlagen und Hotz an der Linth gefallen, als S. nach unerhörten Anstrengungen die Alpen überstiegen hatte. Er fand die ganze Kriegslage durch die Fehler der Verbündeten so übel, daß er, überzeugt, im Sinne seines Kaisers zu handeln, auf eigene Verantwortung den Rückzug durch Graubündten antrat. Kaiser Paul war damit einverstanden und berief, durch neue Mißerfolge der Alliirten erbittert, seine Truppen ganz zurück. S. wurde zum Genera-

liſſimus aller ruſſ. Heere erhoben und nach Petersburg berufen, wo ſeiner große Ehren warteten. Er erkrankte jedoch zu Krakau, und es gelang ſeinen Feinden, ihn wegen früherer Nichtachtung kleinlicher kaiſerl. Dienſtbefehle in Ungnade zu bringen. Seine Krankheit verſchlimmerte ſich durch dieſe Nachricht. Zwar kam er 2. Mai 1800 in St.-Petersburg an, auch ſchien der Kaiſer zuletzt wieder gnädiger gegen ihn geſtimmt, doch ſtarb der Held im Gefühl der bitterſten Kränkung 18. Mai 1800. Kaiſer Alexander ließ 1801 ſeine koloſſale Statue in Petersburg auf dem Marsfelde aufſtellen. S. war ein außerordentlicher Menſch. Mäßigkeit, Thätigkeit und Strenge gegen ſich und andere machten die Grundzüge ſeines Charakters aus. In ſeinen Entſchlüſſen unerſchütterlich, war er treu ſeinen Verſprechungen und durchaus unbeſtechlich. Seine Rede und Schrift war lakoniſch. Durch ſein im Grunde rohes und cyniſches Betragen, durch Verachtung alles Aufwandes, durch Herablaſſung und ſeltene Furchtloſigkeit machte er ſich zum Lieblinge der Soldaten. Als Feldherr war er ſtets für energiſche Offenſive, in der Schlacht für den Angriff mit blanker Waffe; ſein: «stupai» (Vorwärts!) elektriſirte die Truppen. Viele Anekdoten, die von ihm im Munde des Volks leben, beweiſen neben der Bizarrerie ſeines Weſens auch den Adel und die Humanität ſeines Charakters. Vgl. Anthing, «Verſuch einer Kriegsgeſchichte des Grafen S.» (3 Bde., Gotha 1796—99); Fr. von Schmitt, «S.'s Leben und Heerzüge» (2 Bde., Wilna 1833—34); von Fuchs, «S.'s Correſpondenz über die ruſſ.-öſterr. Campagne von 1799» (2 Bde., Glogau 1835). Die beſte Biographie S.'s lieferte Polewoi (deutſch, Mitau 1853). — Aus ſeiner Ehe mit einer Fürſtin Proſorowſkji hinterließ S. eine Tochter, Natalia, geb. 1776, vermählt mit dem Oberſtallmeiſter Nik. Subow, und einen Sohn, Arkadij, geb. 1783, der ſchon in ſeinem 16. J. den Rang eines Generalmajors erhielt und, nachdem er ſich in dem Feldzuge von 1807 hervorgethan, zum Generallieutenant befördert wurde. Derſelbe befehligte hierauf eine Diviſion bei der Donauarmee unter Kutuſow und ertrank 1811 im Rymnik, an derſelben Stelle, wo ſein Vater den Sieg über die Türken erfochten hatte. — Der älteſte Sohn des Grafen Arkadij, Graf Alexander Arkadjewitſch S.-Rymnikſki, Fürſt Italijſki, im Fellenberg'ſchen Inſtitut zu Hofwyl erzogen, trat 1822 als Cornet in die Chevaliergarde. Eine Unterſuchung, in die er wegen Betheiligung an der Verſchwörung von 1825 verwickelt werden ſollte, wurde durch die Gnade des Kaiſers Nikolaus niedergeſchlagen, und S. begab ſich zur Armee im Kaukaſus, wo er ſich im Feldzuge gegen Perſien auszeichnete. Als Ueberbringer der Schlüſſel von Ardebil traf er 1828 wieder in Petersburg ein, ward zum Flügeladjutanten des Kaiſers ernannt und machte dann auch den poln. Krieg von 1831 im Hauptquartier des Marſchalls Paskewitſch mit, in deſſen Auftrage er die Capitulation von Warſchau unterhandelte und die Meldung davon nach Petersburg brachte. Er wurde zum Oberſt ernannt, in der Folge mehrmals zu diplomatiſchen Miſſionen an deutſchen Fürſtenhöfen verwendet und ſpäter zum Generalmajor befördert. 1845 betraute ihn der Kaiſer mit der Unterſuchung der unter den Truppen am Kaukaſus eingeriſſenen Misbräuche, die ein ſtrenges Gericht zur Folge hatten. Darauf wurde er Generaladjutant des Kaiſers und fungirte 1847 als Militärgouverneur in Koſtroma, bis im Jan. 1848 ſeine Ernennung zum Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen erfolgte. Im April deſſelben Jahres ſtieg er zum Generallieutenant. Beim Ausbruche des Kriegs mit den Weſtmächten wurde ihm im März 1854 das Commando der zur Vertheidigung von Livland zuſammengezogenen Truppen übertragen. Zum General der Infanterie befördert, erhielt er 1865 den Poſten eines Generalmilitärgouverneurs von Petersburg. Als dieſe Stelle im Mai 1866 aufgehoben ward, erfolgte ſeine Ernennung zum Generalinſpecteur der geſammten Infanterie.

Svendborg, Hafenſtadt an der Südoſtküſte der dän. Inſel Fünen, durch den kleinen Svendborg-Sund von dem Eilande Taaſinge getrennt, der Hauptort eines Amts, liegt in einem von Hügeln eingeſchloſſenen Thale, hat zwei Kirchen, von denen die Frauenkirche zu Waldemar's II. Zeiten erbaut iſt, und zählt (1860) 5537 E., die vorzüglich Handel und Schiffahrt treiben, auch Schiffe bauen und Gerbereien unterhalten. Die ſehr alte Stadt beſitzt 226 Schiffe von 6249 Commerzlaſt. Hier lebte Sweu Gabelbart bei ſeinem Pflegevater Palnatoke, durch den er 986 König wurde. Das feſte Schloß S. eroberte 1247 König Erich gegen ſeinen Bruder Herzog Abel, deſſen Linie hier ihren Sitz hatte. 1253 wurde es von König Chriſtoph I. gegen Heinrich Emelthorp erobert und 1289 von den Geächteten unter Marſk Stig verbrannt. Am 16. Juli 1534 huldigte hier der Adel dem Grafen Chriſtoph von Oldenburg; 11. Juni 1535 capitulirte S. an König Chriſtian II. — Das Amt S. umfaßt den kleinern ſüdöſtl. Theil von Fünen nebſt Taaſinge, Langeland und vielen kleinen Inſeln, zuſammen 28²/₉ Q.-M. mit 94212 E. in 89 Kirchſpielen und 4 Städten, nämlich außer der Hauptſtadt noch Nyborg (ſ. d.),

Faaborg am Kleinen Belt mit 3120 E. und einem Hafen, wozu 85 Schiffe von 1203 Commerzlaft gehören, und Rudkjöbing, der einzigen Stadt auf Langeland (ſ. d.).

Swammerdam (Jan), einer der berühmteſten Naturforſcher, geb. zu Amſterdam 12. Febr. 1637, bezog 1661 die Univerſität zu Leyden, um Medicin zu ſtudiren, und widmete ſich beſonders der Anatomie. Nachdem er ſich noch in Saumur und Paris aufgehalten, kehrte er 1665 nach Amſterdam, 1666 nach Leyden zurück, wo er ſich 1667 die medicin. Doctorwürde erwarb. Von nun an lebte er in Amſterdam, wo er ſich mit anatom. und zoolog. Studien beſchäftigte. Er vervollkommnete die Kunſt der Injection und der mikroſkopiſchen Unterſuchung und machte viele neue Entdeckungen in den Naturwiſſenſchaften. Durch zu angeſtrengten Fleiß richtete er aber ſeine Geſundheit zu Grunde, ſodaß er in tiefe Hypochondrie verfiel. In dieſer Stimmung las er die ſchwärmeriſchen Schriften der Bourignon (ſ. d.), die ſo tiefen Eindruck auf ihn machten, daß er anfing, ſein ganzes Thun und Treiben als des Menſchen unwürdig zu betrachten. Der Naturforſchung allmählich entfremdet, wollte er endlich ſeine Sammlungen verkaufen, fand aber keinen Käufer. 1675 reiſte er nach Schleswig, wo ſich die Bourignon damals aufhielt, und das Jahr darauf in Angelegenheiten derſelben nach Kopenhagen. Mit ſich und der Welt zerfallen, ſtarb er nach langen körperlichen und geiſtigen Leiden zu Amſterdam 15. Febr. 1685. Von ſeinen Schriften ſind beſonders anzuführen: «Algemeene Verhandeling van bloedeloose Diertjens» (Utr. 1669; lat., Leyd. 1685) und «Miraculum naturae, seu uteri muliebris fabrica» (Leyd. 1672). Einen Theil ſeiner Papiere hatte er vor ſeinem Tode vernichtet, einen andern aus Mangel für einen geringen Preis verkauft. Letztere gelangten ein halbes Jahrhundert nachher an Boerhaave, der ſie unter dem Titel «Biblia naturae, sive historia insectorum in certas classes reducta, etc.» (2 Bde., Leyd. 1737—38; deutſch, Lpz. 1752) herausgab.

Swanevelt (Herm. van), ausgezeichneter holländ. Landſchaftsmaler, wurde zu Woerden 1618 oder 1620 geboren und ſoll Gerh. Dow zum Lehrer gehabt haben; doch ging er ſehr jung nach Italien, wo er Claude Lorrain zum Muſter erwählte. Sein eingezogenes Leben zog ihm den Namen des Einſiedlers (l'Eremita) zu, unter dem er ſehr bald ſeiner Leiſtungen wegen allgemein bekannt wurde. Alle ſeine Arbeiten, Gemälde, Zeichnungen und geätzte Blätter, tragen das Gepräge der poetiſchen Auffaſſung der Natur und ihrer treuen Nachahmung. Die Gegenden, die er darſtellte, ſind abwechſelnd und maleriſch; Perſpective, Licht und Luftton ſind vortrefflich und mit jener ſichern Meiſterhand hervorgebracht, die den Beſchauer zur Bewunderung hinreißt. Seine Gemälde kommen ebenſo ſelten wie ſeine Zeichnungen vor, und nur wenige Galerien und Sammlungen haben deren aufzuweiſen. Häufiger dagegen findet man ſeine geätzten Blätter, 116 an der Zahl, die in der Wahl der Darſtellungen, in der verſtändigen Vertheilung des Lichts und des Schattens, in lieblichen Staffagen, in der geiſtreichen Nadel und in der Vollkommenheit der techniſchen Behandlung unübertrefflich ſind. Da die Platten lange Zeit aus einer ungeſchickten Hand in die andere übergingen, ſo finden ſich eine Menge Abdrücke, in denen kaum noch die frühere Form zu erkennen iſt. S. ſtarb zu Rom um 1690.

Swanſea, Municipalſtadt, Parlamentsborough, Seeplatz und Fabrikort in der Grafſchaft Glamorgan des engl. Fürſtenthums Wales, an der Mündung des Tawe in die Swanſeabai, eine Bucht des Briſtolkanals, 9,3 M. im Weſtnordweſten von Cardiff gelegen, iſt neu und gut gebaut und zählt (1861) 41606 E. Die Stadt hat ein Stadthaus, eine Gerichts- und eine Markthalle, ein Kranken- und ein Zuchthaus, ein Theater und andere anſehnliche Gebäude, ein Inſtitut für die Kunde von Wales mit werthvoller Bibliothek und Muſeum, eine philoſ. Geſellſchaft, ein literariſches Inſtitut, eine Lateinſchule, ein Schullehrerſeminar und eine Taubſtummenanſtalt. Wegen der ſchönen Lage und des milden Klimas iſt S. ein beliebter Badeort. Die Einfahrt in den Hafen findet zwiſchen zwei langen Dämmen ſtatt; die 1859 eröffneten Docks haben eine Waſſerfläche von 13 Acres. S. iſt der Hauptort für das Ausſchmelzen der Kupfererze, die aus Wales, Cornwall, Irland und aus allen Theilen der Erde hierher geführt werden. Außerdem hat es Eiſengießereien, Zinkwerke, Schiffswerfte, Seilerbahnen, Gerbereien, Brennereien, Fabriken für irdene Waaren u. ſ. w. In der Nähe der Stadt laufen zahlreiche Tramwege und Eiſenbahnen, welche die Verbindung mit der Hauptbahn und mit den vielen Kohlengruben, Eiſen- und andern Werken der Umgegend herſtellen. Der Swanſeakanal im Thale des Tawe führt aufwärts zu den Gruben und Werken von Hennogad-Brecon und andern. 1861 gehörten zum Hafen 157 Seeſchiffe von 19044 Tons. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe belief ſich im auswärtigen Handel auf 431370, im Küſtenhandel auf 758714 Tons, der Werth der ausgeführten brit. Producte (Kupfer, Steinkohlen, Eiſen, Zinn) auf 723443 Pfd. St.

Sweaborg, eine Hauptfeſtung und vorzüglicher Waffen- und Hafenplatz Rußlands am

Finnischen Golf, im Län Helsingfors des Großfürstenthums Finland, ist besonders als Stationsort der russ. Schärenflotte wichtig, welche hier in dem geräumigen, gegen alle Winde geschützten Felsenhafen einen sichern Ankerplatz hat. Die Festung, kaum minder stark als Kronstadt, deckt den Hafen von Helsingfors (s. d.), welches nur $^2/_7$ M. entfernt liegt. S. wurde unter dem König Adolf Friedrich von Schweden, als nach dem Frieden zu Åbo durch den Verlust der schwed.-finländ. Festungen die schwed. Grenze nach Rußland zu offen lag, seit 1749 durch den Feldmarschall Grafen Ehrensvärd erbaut und soll über 3 Mill. Thlr. gekostet haben. Ihre Bollwerke erstrecken sich über sieben Felseneilande, die Nyländischen Skären; der Kern der Festung ruht auf Wargön, der Hauptinsel. Sämmtliche Inseln, zum Theil durch Brücken verbunden, sind meist harter Granit. Auf diesen zum Theil erst gesprengten Felsenmassen hat man die Festungswerke in doppelten und dreifachen Batterien aufgeführt, die sich terrassenförmig über die Oberfläche des Golfs erheben und im ganzen 2000 Geschütze zählen. Wargön enthält ein Schloß, vor dem Ehrensvärd's steinernes Denkmal steht; ferner das Commandanturgebäude, das Zeughaus, die Hauptwache, die bombenfesten Magazine und die theilweise in Felsen gehauenen Schiffsdocks. Zwischen Gustavsvärd und Bäckholm, den beiden andern wichtigsten Inseln, ist die einzige schmale Einfahrt in den Hafen. Der Hafen faßt 70 Linienschiffe und 10—20 Fregatten. S. hat 3—4000 E., deren größter Theil aus Handwerkern, Schiffsbauern und Kaufleuten besteht, welche sich zu den Gilden von Helsingfors halten. Sie haben auf S. eine Kirche und Schule, ebenso wie die Besatzung der Festung, die in Friedenszeit aus 6—8000 Mann besteht. Die Festung ging 7. April 1808 nur durch verrätherische Capitulation des schwed. Commandanten und Admirals Cronstedt an die Russen über, welche sie unter Suchtelen seit 17. März blokirt und beschossen hatten. Damit kam das Hauptbollwerk Finlands sammt der Artillerie und 100 Fahrzeugen der schwed. Schärenflotte an Rußland, welchem dann der Besitz der Festung im Frieden zu Friedrichshamn 17. Sept. 1809 bestätigt wurde. Im Juni 1854 beschränkte sich die engl.-franz. Ostseeflotte auf Recognoscirungen des «nordischen Gibraltar». Am 8. (11.) Aug. 1855 bombardirte der Feind S., jedoch ohne Erfolg.

Swedenborg (Emanuel von), berühmter Gelehrter und Theosoph, wurde zu Stockholm 29. Jan. 1688 geboren. Von seinem Vater, dem Bischof von Westgothland, Jesper Swedberg, frommen erzogen, nahm sein phantasiereiches Gemüth frühzeitig die Richtung zur Religiosität. Seine Studien umfaßten Philologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Seine ersten poetischen Versuche erschienen unter dem Titel «Ludus Heliconius, seu carmina miscellanea» (Skara 1710). In den J. 1710—14 bereiste er England, Holland, Frankreich und Deutschland und besuchte die Universitäten dieser Länder. Dann ließ er sich zu Upsala nieder und gab seinen «Daedalus hyperboraeus» (mathem. und physik. Versuche und Bemerkungen) heraus. Karl XII. ernannte ihn 1716 zum Assessor beim Bergwerkscollegium. Die Erfindung einer Rollenmaschine, mittels welcher S. eine Schaluppe, zwei Galeren und vier große Boote, die Karl XII. 1718 zum Transport des Belagerungsgeschützes nach Friedrichshall brauchte, 5 St. weit über Berg und Thal schaffte, wie seine Abhandlungen über Algebra, Werth des Geldes, Planetenlauf, Ebbe und Flut bewirkten, daß ihn die Königin Ulrike 1719 in den Adelstand erhob und ihm dadurch das Recht zur Reichsstandschaft gab. In Angelegenheiten seines Amts bereiste er 1720 die schwed. und 1721 die sächs. Bergwerke, über die er lehrreiche Abhandlungen schrieb; ähnliche Reisen unternahm er in die österr. und böhm. Bergwerke. Eine Sammlung seiner «Opera philosophica et mineralogica» erschien 1734 (3 Bde.). Die Grundlage seines mit Scharfsinn und Belesenheit durchgeführten naturphilos. Systems deutete er schon in den «Miscellanea observata circa res naturales» (Lpz. 1722) an und führte dann dasselbe in «Principia rerum naturalium» und in dem «Prodromus philosophiae ratiocinantis de infinito et causa finali creationis» (Dresd. und Lpz. 1734) weiter aus. Nachdem er von 1736—40 neue Reisen nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und England gemacht, wendete er seine naturphilos. Ideen auch auf die belebte Schöpfung, besonders den Menschen an. So in der «Oeconomia regni animalis» (Lond. 1740—41) und in dem «Regnum animale» (Bd. 1 u. 2, Haag 1744; Bd. 3, Lond. 1745), an welche sich das Werk «De cultu et amore Dei; ubi agitur de telluris ortu, paradiso et vivario, tum de primogeniti seu Adami nativitate, infantia et amore» (2 Bde., Lond. 1740) anschloß, wo er schon von sieben ursprünglichen Planeten außer den Monden spricht. Mehrere Entdeckungen in der Anatomie, welche man andern zuschrieb, wurden nachher S. vindicirt; auch wurde Buffon beschuldigt, daß er sich S.'s Forschungsresultate angeeignet. Das Werk «De cultu et amore Dei» ist noch theils wissenschaftlich, theils poetisch gehalten, obgleich S. nach seiner spätern Angabe schon

1743 durch eine Erſcheinung des Herrn, die er aber nirgends ſelbſt beſchreibt, berufen ward, den geiſtigen Sinn der Heiligen Schrift und die Lehren des Neuen Jeruſalem, d. h. der neuen Kirche, die in der Apokalypſe verheißen worden, bekannt zu machen, wie er denn auch die Eröffnung ſeines Gefühls in die geiſtige Welt ſchon in das J. 1744 ſetzt. Er ſuchte nun vor allem die zu dieſem neuen Beruf nöthigen Sprach- und andere theol. Kenntniſſe ſich zu erwerben, legte ſein bisher ſtreng verwaltetes Amt bei dem Bergwerkscollegium 1747 nieder und ſchlug auch eine höhere, ihm angetragene Staatsbedienung aus. Der König aber ließ ihm den vollen Gehalt als Penſion. Die theol. Bücher, die er nun, mehr, wie er behauptete, aus unmittelbarer innerer Erleuchtung ſchrieb und, wie die frühern, meiſt ohne ſeinen Namen herausgab, ſind ſehr zahlreich. Obenan ſtehen die «Arcana coelestia, quae in scriptura sacra verbo domini sunt detecta» (8 Bde., Lond. 1749—56). Seine angeblichen Erſcheinungen ſowie die Lehren, welche ſeine Schriften enthielten, zogen ihm eine Anklage von ſeiten der Geiſtlichkeit zu, die ihm jedoch nicht ſchadete, da die vornehmſten Biſchöfe ſeine Schriften billigten und der König Adolf Friedrich ihn ſchützte. Er ſtarb zu London 29. März 1772.

Bis an ſeinen Tod glaubte S. feſt an die Wirklichkeit ſeiner Viſionen und göttlichen Eingebungen. Was von ſeinem Fernſehen und von ſeinen Entdeckungen ſolcher Dinge, welche nur Verſtorbene wiſſen konnten, erzählt wird, z. B. die Anzeige, die er in Gothenburg von dem Brande zu Stockholm in derſelben Stunde, als dieſer entſtand, gegeben haben ſoll, gab Kant und Thiebault Stoff zu kritiſchen Prüfungen. S. ſelbſt erzählte in ſeinen Schriften dergleichen nicht, da er ſeinen Lehrbegriff einzig auf die Heilige Schrift als ausſchließliche Erkenntnißquelle gründen wollte und daher auch ſich nur eine innere Offenbarung der heiligen Erleuchtung, die ihm während des Leſens des Wortes zutheil geworden, nicht aber eine äußere Offenbarung durch Engel zuſchrieb. Seine Schriften gelten daher auch ſeinen Anhängern nicht als Wort Gottes, ſondern, wie die Briefe der Apoſtel, als die wahre Lehre aus dem Worte, welche demnach aus dieſem bewieſen ſein muß. Das Wort Gottes als ſolches hat einen unendlichen Inhalt, folglich einen innern Sinn, von dem der buchſtäbliche nur der Träger iſt. Die allgemeine Kirchenlehre ſoll übrigens nur aus dem buchſtäblichen Sinne der Schrift, nicht aus dem innern geiſtigen abgeleitet und bewieſen werden. In jenem allgemeinen gibt aber der geiſtige Sinn auch das Beſondere und mit dieſem eine Vernunftanſchauung von der Göttlichkeit der Heiligen Schrift und von der Wahrheit der Kirchenlehre. Wie S. im einzelnen den Inhalt der Schrift auslegte und den kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit, der Erbſünde, der Erlöſung, dem jüngſten Gericht u. ſ. w. tiefere Begründung zu geben ſuchte, darüber findet ſich eine gute Zuſammenſtellung in Tafel's «Lehrgegenſätzen der Katholiken und Proteſtanten» (Tüb. 1835). Da S.'s Lehre den Zuſammenhang mit dem kirchlichen Dogma nicht abbricht, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß es hauptſächlich Geiſtliche der herrſchenden Kirche waren, welche am meiſten zur Verbreitung derſelben beitrugen. So in Schweden nach zu S.'s Lebzeiten Beyer und Rote und ſpäter der Domherr Kuös u. a. Jene wurden zwar der Ketzerei angeklagt, von dem höchſten Gericht aber freigeſprochen, weil ſie ſich blos auf die Heilige Schrift beriefen und aus dieſer ihre Lehre beweiſen konnten. Einige der Reichsräthe, darunter Graf Falkenberg, wurden ſelbſt durch die Vertheidigung gewonnen, und der letztere überſetzte ſogar S.'s «Vera christiana religio» ins Schwediſche. Dieſe Ueberſetzung war es auch, welche die meiſten Anhänger S.'s in Schweden erwarb. In Stockholm bildete ſich 1786 die exegetiſch-philanthropiſche Geſellſchaft, die ebenfalls mehrere Werke S.'s überſetzte und hochſtehende Männer, darunter ſelbſt den nachmaligen König Karl XIII., unter ihre Mitglieder zählte. Dieſe Geſellſchaft löſte ſich aber wieder auf, und 1796 entſtand eine neue, Fide et charitate genannt, welche noch beſteht und im ganzen Reiche verbreitet iſt. Doch iſt es in Schweden nie zur Gründung abgeſonderter Gemeinden der neuen Kirche gekommen. Als Mittelpunkt der neuen Kirche iſt England zu betrachten, wo es ebenfalls hauptſächlich Geiſtliche der Hochkirche waren, welche auf die Maſſen wirkten. So ſchon S.'s Freund, Thom. Hartley, Rector von Winwick, welcher zwei Werke von ihm ins Engliſche überſetzte und dieſe mit philoſ. und theol. Vorreden verſah. Das meiſte aber that ſeit 1773 John Clowes, Rector der St.-Johnskirche zu Mancheſter (geſt. 1831), der nicht nur die meiſten Werke S.'s ins Engliſche überſetzte, ſondern auch außerdem 60 andere Werke zur Vertheidigung, Erklärung und Anwendung derſelben ſchrieb, von welchen der «Katechismus» und die Beantwortung der Frage: «Warum nimmſt du das Zeugniß S.'s an?» auch ins Deutſche überſetzt wurden (1825). Da Clowes ſo großen Einfluß gewann, daß man in Mancheſter bald 9000 Anhänger zählte, wurde er der Ketzerei angeklagt, auf ſeine offene Vertheidigung aber, welche des Biſchofs Beifall gewann, von dieſem freigeſprochen. 1782

gründete er zu Manchester eine Gesellschaft zum Druck der S.'schen Werke, welche schon 1818 über 260000 Bücher verbreitet hatte. Seitdem nahm die Gesellschaft und auch ihre Wirksamkeit noch sehr bedeutend zu. Eine zu ähnlichem Zwecke 1783 gebildete Philanthropische Gesellschaft zu London löste sich später wieder auf und an ihre Stelle trat 1810 die noch bestehende londoner Druckgesellschaft. Besondere Gemeinden der S.'schen Kirche mit eigenen Geistlichen und einem ihrer Lehre entsprechenden Cultus bildeten sich in England erst seit 1788 und wuchsen seitdem bis zu ungefähr 50 in dem Vereinigten Königreiche. Sie gaben sich bald eine repräsentative Verfassung, und eine ähnliche haben sich auch die zahlreichen Gemeinden in den Vereinigten Staaten von Amerika gegeben. Die Synoden beider Länder stehen durch jährliche Adressen in Verbindung. Die «Minutes» und «Journals of proceedings», und in England noch außerdem seit 1830 das Journal «The intellectual repository and New Jerusalem magazine» sind die officiellen Organe der neuen Kirche. In England traten seit 1806 die von der alten Kirche äußerlich getrennten und die nicht getrennten Anhänger der Lehre jährlich zu Harkstone in Eine Versammlung zusammen. 1813 hatte sich zu Manchester und Salford auch eine Missionsgesellschaft der neuen Kirche gebildet, der 1820 eine Hülfsgesellschaft zu London beitrat; 1821 bildete sich aber auch hier eine besondere Missions- und Tractatengesellschaft und 1822 eine ähnliche zu Edinburgh. Eine Freischule für Knaben wurde 1813 und eine andere für Mädchen 1827 zu London errichtet. Von den getrennten Mitgliedern der neuen Kirche haben sich als Prediger und Schriftsteller ausgezeichnet in England Rob. Hindmarsh, Joh. Rand und Sam. Noble; in Amerika M. V. Roche, früher Prediger der bischöfl. Kirche. In Frankreich schrieb E. Richer ein Werk über S.'s «La Nouvelle Jérusalem» (8 Bde., Par. 1832—35). In Deutschland hatte zuerst Oetinger von 1765 an einiges von S. ins Deutsche übersetzt, das später in neuen Auflagen erschien. Neue, bis dahin noch unübersetzte Werke S.'s vereinigte Tafel in einer Sammlung (8 Bde., Tüb. 1823—36), der auch eine kritische Ausgabe der «Arcana coelestia» (13 Bde., Tüb. 1833—42) besorgte. Diese sowie andere Schriften S.'s haben Tafel und Hofacker auch ins Deutsche übersetzt. Vgl. die biographischen Schriften von Matter (Par. 1863) und White (2 Bde., Lond. 1867).

Sweynheym (Konrad), Genosse des berühmten Buchdruckers Arnold Pannartz (s. d.).

Swieten (Gerard van), einer der berühmtesten Aerzte des 18. Jahrh., geb. zu Leyden 7. Mai 1700, studirte zu Löwen und in seiner Vaterstadt unter Boerhaave (s. d.), dessen vorzüglichster Schüler er war, neben Medicin vorzüglich Chemie und Pharmacie. Nachdem er in Leyden einige Zeit mit Erfolg prakticirt, wurde er als Professar der Medicin angestellt. Doch seine Feinde nöthigten ihn, als Katholiken, dieses Amt niederzulegen. Hierauf ging er 1745 als erster Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia nach Wien. Er erlangte die Gunst derselben in hohem Grade und wurde in der Folge Vorsteher der kaiserl. Bibliothek, beständiger Präsident der medic. Facultät, Director des Medicinalwesens der kaiserl. Staaten und Büchercensor. Sein Ansehen, worin er bei der Kaiserin stand, benutzte er zum Besten der Gelehrsamkeit und der Aufklärung; dagegen war er unerbittlich streng gegen die Zulassung der Werke der franz. Philosophen, die sich dafür oft durch Schmähungen rächten. S. starb 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Seine vortrefflichen «Commentarii in Boerhaavii aphorismos de cognoscendis et curandis morbis» (5 Bde., Leyd. 1741—72; neue Ausg., 8 Bde., Tüb. 1790) sichern ihm eine bleibende Stelle in der medic. Literatur. Seine Theorie ist aus humoralen und mechanisch-dynamischen Grundsätzen zusammengesetzt. — Sein Sohn, Gottfried, Freiherr van S., geb. 1733, wurde des Vaters Nachfolger als Vorsteher der kaiserl. Bibliothek und starb zu Wien 1803. Er war ein vertrauter Freund Haydn's und Mozart's, brachte in Wien die Werke Händel's und Bach's zur Aufführung und vereinigte zu diesem Behufe den hohen Adel in eine musikalische Gesellschaft. Für Haydn bearbeitete er «Die Schöpfung» nach einem engl. Texte; auch verfaßte er den Text zu den «Jahreszeiten».

Swift (Jonathan), ein ausgezeichneter satirischer und polit. Schriftsteller der Engländer, wurde zu Dublin 30. Nov. 1667, einige Monate nach dem Tode seines Vaters geboren. Der Mangel und die Abhängigkeit von seinem Oheim, in die er gerieth, kränkten sein stolzes Gemüth und übten auf seinen Charakter den nachhaltigsten Einfluß. 15 J. alt, bezog er das Trinity-College in Dublin, wo er sich durch Widersetzlichkeit und Unempfänglichkeit für Mathematik und Philosophie bemerklich machte und nur mit Mühe den Grad eines Baccalaureus erhielt. 1688 wurde er in das Haus Sir. Will. Temple's, eines Verwandten seiner Mutter, aufgenommen, worauf er 1692 den Doctorgrad in Oxford erlangte; dann ging er nach Irland, um dort Geistlicher zu werden. Er wurde zunächst Pfarrer in Kilroot, gab die Stelle aber bald

wieder auf und kehrte zu Sir Will. Temple zurück. Nach deſſen Tode 1699 ging er als Kaplan des Lord Berkeley wieder nach Irland. Später erhielt er die Rectorei zu Aghar und zwei kleinere Pfründen, zu denen ſpäter noch eine dritte kam, ſodaß ſein Einkommen etwa 200 Pfd. St. betrug. Erbitterung über fehlgeſchlagene Hoffnungen bewog ihn, polit. Schriftſteller zu werden. Eifrigſt verfocht er die Sache der Whigs. Als ihn aber dieſe nicht nach Wunſch beförderten, trat er 1710 zu den Tories über, von denen er endlich 1713 das Dechanat zu St.-Patrick erhielt. Seit 1701 hatte er mit Miß Eſther Johnſon, der Tochter eines Verwalters von Temple, der berühmten Stella, in vertrauten Verhältniſſen, obwol unverheirathet, gelebt. Er heirathete ſie 1716 heimlich, ſetzte aber daneben noch ein Verhältniß mit einem andern Mädchen fort, bekannt unter dem Namen Vaneſſa, das ihn wahrhaft liebte und aus Gram über ſeine Grauſamkeit und über die Entdeckung ſeiner heimlichen Ehe mit Stella ſtarb. Auch Stella tödtete der Gram. Man iſt verſucht, in S.'s Benehmen gegen beide Frauen bereits Spuren des Wahnſinns zu finden, dem er zuletzt anheimfiel. Obgleich ſeine ſchriftſtelleriſchen Talente ihn für jede Partei als wichtige Stütze erſcheinen ließen, wurde er doch nicht weiter befördert. Die Zuneigung der Irländer erwarb er ſich durch mehrere Schriften, in denen er ſich ihrer annahm. Gegen das Ende ſeines Lebens wurde er immer wunderlicher, und in den letzten drei Jahren ſprach er faſt nie ein Wort mehr. Er ſtarb 19. Oct. 1745. Die beiden Werke, auf welche ſich ſein Schriftſtellerruhm hauptſächlich gründet, ſind die ohne ſeinen Namen erſchienene «Tale of a tub» (1704), eine Satire, in der die Abenteuer der drei Perſonen Peter, Martin und Jack, welche die kath., engl. und presbyterianiſche Kirche vorſtellen, auf das witzigſte erzählt werden, wobei nur die engl. Kirche gut wegkommt, und «Gulliver's travels» (1726), eine polit. Satire, einfach, rein und ungeziert geſchrieben, das vollendetſte von allen ſeinen Werken, das ſelbſt für denjenigen, dem die polit. Beziehungen zu Walpole, Bolingbroke, dem Prinzen von Wales und andern Perſonen unbekannt ſind, ein höchſt anziehendes Buch bildet. Unter ſeinen übrigen zahlreichen Schriften ſind die wichtigſten ſeine polit. Schriften: «Discourse of the contests and dissensions between the nobles and commons of Athens and Rome» (1701) und «Sentiments of a Church-of-England-man in respect to religion and government» (1708); «The conduct of the allies» (1712); «The public spirit of the Whigs» (1714); namentlich aber die «Letters by M. B. Drapier» und die erſt nach ſeinem Tode erſchienene «History of the four last years of Queen Anne». Seine Werke wurden von Hawkeswarth (14 Bde., Lond. 1755, 4., und 24 Bde., 8.), Thom. Sheridan (17 Bde., Lond. 1784), Walter Scott (mit trefflicher Lebensbeſchreibung, 19 Bde., Lond. 1814) und von Nascae (2 Bde., Lond. 1853) herausgegeben.

Swinden (Jon Hendrik van), holländ. Gelehrter, geb. im Haag 8. Juni 1746, ſtudirte in Leyden und erhielt 1767 die Profeſſur der Naturkunde, Logik und Metaphyſik an der Univerſität zu Franeker. Hier ſtellte er 13 J. lang über die Abweichung der Magnetnadel Beobachtungen an, deren Ergebniß er in den «Recherches sur les aiguilles aimantées et leurs variations» niederlegte, die von der Franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften den Preis erhielten. Auch die münchener Akademie krönte ſeine Abhandlung «Analogie de l'électricité et du magnétisme». 1785 kam er als Profeſſor der Mathematik, Phyſik und Aſtronomie an das Athenäum zu Amſterdam. Zum Mitglied der Commiſſion ernannt, die ſich mit der Verbeſſerung des Seeweſens beſchäftigen ſollte, ſchrieb er einen Schiffsalmanach, eine Abhandlung über den Gebrauch der Octanten und Sextanten, über die Beſtimmung der Meereslänge und, als er 1797 Präſident des Sanitätscollegiums geworden, mehrere treffliche Schriften über öffentliche Geſundheitspflege. Als 1798 das franz. Inſtitut die auswärtigen Gelehrten zu einer Verſammlung berief, um mit ihnen ein allgemeines Syſtem der Maße und Gewichte zu berathen, wurde S. als Abgeordneter der Batoviſchen Republik nach Paris geſendet und von der Verſammlung zum Referenten beſtellt. Nach der Rückkehr von Paris ſchrieb er das claſſiſche Werk «Verhandeling over volmaakte maten en gewigten» (2 Bde., Amſterd. 1802). Später wirkte er zur Einführung des neuen Syſtems der Maße, Gewichte und Münzen in den Niederlanden ſehr thätig mit. 1798 wurde er Mitglied des Vollziehungsdirectoriums der Batoviſchen Republik, und 1817 ernannte ihn der König zum Staatsrath im außerordentlichen Dienſte. Als Mitglied des Comité central van den Waterstaat leiſtete er große Dienſte, und ſeinem thätigen Eifer verdanken die Navigationsſchule und das Blindeninſtitut zu Amſterdam ihre zweckmäßige Einrichtung. S. ſtarb 9. März 1823. Von ſeinen zahlreichen Werken in holländ., franz. und lat. Sprache ſind zu erwähnen: «Tentamen theoriae mutandae phaenomenis magnetici»; «Recueil de différents mémoires sur l'électricité et le magnétisme»; «Cogitationes de variis

philosophiae capitibus»; «Réflexions sur le magnétisme animal»; «Grondbeginsels der meetkunde» (Amsterd. 1816); «Elemente der Geometrie» (deutsch von Jacobi, Jena 1834).

Swinemünde, fester Seehafen und Kreisstadt des Kreises Usedom-Wollin im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, auf der Insel Usedom an der Swine, der mittlern Ausmündung des Oderhaffs in die Ostsee, gelegen, ist ein freundlicher, in holländ. Weise gebauter Ort von ländlichem Ansehen, mit breiten, jedoch mehrfach noch ungepflasterten Straßen und einstöckigen, von Linden garnirten Häusern. Die Stadt ist der Sitz eines Landraths- und Hauptzollamts, sowie zahlreicher Viceconsuln und Consularagenten. S. bildet den Vorhafen von Stettin und zählt (1864, mit Militär) 6816 E. Der Hafen mit 25 F. tiefem Eingang, der beste an der preuß. Ostseeküste, durch zwei (1829 vollendete) 4000 F. lange Molen bezeichnet, ist durch einige Forts und Schanzen (seit 1848) vertheidigt und hat einen 204 F. hohen Leuchtthurm. Auch ist ein großes schwimmendes Dock vorhanden. Die Rhederei S.s bestand Anfang 1868 aus 44 Schiffen mit 4650 Last. 1864 liefen 1972 Schiffe von 161151 Last ein, wobei 947 Schiffe fremder Flaggen, besonders dänische, englische, norwegische, holländische. Außer Schiffahrt, Schiffbau, Handel und Fischerei ist für S. auch sein Seebad von Bedeutung, das 1824 begründet wurde und seitdem eine steigende Frequenz (bis zu mehr als 2000 Badegästen jährlich) aufwies. In der letzten Zeit hat jedoch die Zahl der Gäste wegen des Aufschwungs von Misdroy und andern Ostseebädern abgenommen. Die 20 Minuten nordwestlich von der Stadt entfernten Badeanstalten, zu denen der Weg durch ein schattiges Fährengehölz, «die Plantagen», führt, sind trefflich eingerichtet. Das Gesellschaftshaus in S. selbst ist der Mittelpunkt fashionabler Badewelt und stattlich eingerichtet. Die Umgebungen sind sehr freundlich, wie denn theils das bei der Stadt liegende Gehölz, theils einige entferntere Orte, wie Heringsdorf (s. d.), Kriegsdorf, der Galmberg, Carswand, Cammiuke u. s. w., Gelegenheit zu Ausflügen bieten. Auch steht S. nicht blos mit Stettin (täglich), sondern auch mit Rügen und Kopenhagen in lebhafter Dampfschiffahrtsverbindung. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts lagen sich an der Swine auf Usedom Westswine, auf Wollin Ostswine als Dörfer gegenüber, und die Einfahrt wurde durch die Swineschanze vertheidigt. 1748 setzte man den Hafen mit großen Kasten in guten Stand, und bei Westswine legte man den neuen Ort S. an, der 1753 zur Stadt erhoben wurde, aber erst in neuerer Zeit zur Bedeutung gelangte.

Swir, ein 30 M. langer, 580—1400 F. breiter Fluß im Gouvernement Olonez des europ. Rußland, der eine Verbindung des Onegasees mit dem Ladoga bewirkt, ist der ganzen Länge nach schiffbar, doch seiner Sandsteingeschiebe wegen für tiefgehende Fahrzeuge gefährlich. Er bildet eine Abtheilung des großen Wassersystems, welches die Ostsee mit der Wolga und dem Kaspischen Meere in Verbindung setzt. Zu dieser Wasserstraße gehört der gegen 7 M. lange Swirkanal, welcher 1802 begonnen wurde. Derselbe führt aus dem S. in den Sjäs, der in die Südostecke des Ladogasees fällt. Vom Sjäs führt wieder der Sjäs'sche Kanal in den alten Ladogakanal, an dessen Stelle jetzt eine durch Ukas vom 12. März (28. Febr.) 1861 angeordnete, in fünf Jahren (bis 1866) für $4^3/_{10}$ Mill. Rubel hergestellte schleusenlose Verbindung des Ladogasees mit Petersburg getreten ist. Auf diese Weise ist die gefährliche Schiffahrt auf dem Ladogasee völlig umgangen und eine sichere schiffbare Verbindung des Onegasees mit dem Finnischen Meerbusen bewerkstelligt. Ebenso wird die gefährliche Schiffahrt auf dem stürmischen Onegasee durch den Onegakanal umgangen, der aus dem S. längs des südl. Ufers dieses Sees in die Wytegra und so in den Marienkanal des Wolgasystems führt.

Syagrius hieß der letzte röm. Herrscher in Gallien. Sein Vater Aegidius hatte das röm. Gebiet nördlich von der Loire mit der Hauptstadt Soissons, anfangs als röm. Statthalter, seit dem Tode des Kaisers Majorianus 461, dessen Nachfolger er nicht anerkannte, aber als unabhängiger Herrscher regiert und war der Sage nach sogar von einem benachbarten fränk. Stamm, der seinen König vertrieben hatte, als solcher anerkannt worden. Er vererbte sein Reich auf seinen Sohn S., und unter diesem überdauerte es den Untergang des weström. Kaiserreichs zehn Jahre. Im J. 486 wurde es, nachdem S. von Chlodwig (s. d.) angegriffen und in einer Schlacht unweit Soissons überwunden worden, die Beute der Franken. S. selbst flah nach Toulouse zu dem westgoth. König Alarich II., wurde von diesem jedoch an Chlodwig ausgeliefert und auf dessen Befehl hingerichtet.

Sybăris, eine im J. 721 v. Chr. von Achäern und Troizeniern gegründete griech. Colonie in der unterital. Landschaft Lucanien, nahe der Küste des Tarentinischen Meerbusens zwischen den Flüssen Krathis und Sybaris gelegen. Die Stadt gelangte infolge der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihres Landes bald zu großem Reichthum und bedeutender Macht, aber der Luxus

und die Schwelgerei der Bewohner erreichte einen so hohen Grad, daß «Sybarit» und «sybaritisch leben» sprichwörtliche Ausdrücke zur Bezeichnung der ärgsten Ueppigkeit und Verweichlichung geworden sind. Gegen Ende des 6. Jahrh. v. Chr. wurde die aristokratische Partei, die bis dahin die Regierung in ihrer Hand gehabt hatte, von der demokratischen gestürzt; ihre Anhänger flüchteten nach Kroton (s. d.), und als die Bewohner dieser Stadt sich weigerten, die Flüchtlinge ihren Gegnern auszuliefern, entbrannte ein heftiger Krieg zwischen beiden Städten, der mit der gänzlichen Zerstörung von S. endigte. Die Ueberreste der Bevölkerung, welche dem Schwerte der Feinde entgangen waren, zogen sich in einen Winkel ihres alten Gebiets zurück, wo ein kleines S. fortbestand, bis im J. 444 v. Chr. von Ansiedlern aus verschiedenen griech. Landschaften unter der Leitung der Athener in der Nähe der Stelle der zerstörten Stadt, beim jetzigen Terranuova, eine neue Stadt, Thurioi oder Thurion, gegründet wurde, nach welcher die Reste der alten sybaritischen Bevölkerung übersiedelten. Auch diese Stadt gelangte bald zu großer Blüte und Macht, wurde aber seit der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. durch langjährige Kämpfe mit den Lucanern sehr geschwächt und 284 v. Chr. von den Tarentinern eingenommen und geplündert. Nach dem zweiten Punischen Kriege sandten die Römer eine latinische Colonie in die sehr herabgekommene Stadt, die endlich während des Kriegs gegen die von Spartacus geführten aufständischen Sklaven (73—71 v. Chr.) gänzlich zerstört wurde.

Sybel (Heinrich von), ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber, geb. 2. Dec. 1817 zu Düsseldorf, widmete sich 1834—38 zu Berlin unter Ranke histor. Studien und veröffentlichte bereits 1841 eine «Geschichte des ersten Kreuzzugs» (Düsseld. 1841), in welcher er den Nachweis führte, daß Peter der Einsiedler nicht der Urheber und Gottfried von Bouillon nicht der Führer desselben war. In demselben Jahre habilitirte er sich an der Universität zu Bonn, wo er 1844 eine außerord. Professur erhielt. Im Herbst 1845 folgte er einem Rufe als ord. Professor nach Marburg. Als Abgeordneter der Universität wurde er im Herbst 1847 Mitglied der kurhess. Ständeversammlung, in der er sich zum constitutionellen Centrum hielt. Im Frühjahr 1850 als kurhess. Abgeordneter auf den Reichstag zu Erfurt gesandt, stimmte er mit der (sog. kleindeutschen) Enbloc-Partei. 1856 folgte S. einem Rufe nach München, wo er bald nachher auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften und vom König Maximilian II. mit mancherlei wissenschaftlichen Aufträgen betraut wurde. Auch begründete er daselbst das Historische Seminar, das erste in Deutschland, veranlaßte die Herausgabe der deutschen Reichstagsacten und wirkte als Secretär der vom Könige ins Leben gerufenen histor. Commission. 1861 siedelte er nach Bonn über, wo er noch gegenwärtig als Professor an der Universität wirkt. 1862 von zwei Wahlkreisen zum Mitgliede des preuß. Abgeordnetenhauses gewählt, trat er in dasselbe für Krefeld ein und betheiligte sich an der Opposition gegen die ungesetzliche Art der Einführung der Armeereorganisation. Nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses wurde er 1863 zwar zu Krefeld einstimmig wiedererwählt, doch mußte er wegen eines langwierigen Augenübels 1864 sein Mandat niederlegen. Im Frühjahr 1867 sandte ihn der Wahlkreis Lennep-Mettmann in den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes, wo er durchgängig mit der national-liberalen Partei stimmte. S.'s Ruf als Geschichtschreiber gründet sich auf die «Geschichte der Revolutionszeit 1789—95» (3 Bde., Düsseld. 1853—57; 3. Aufl. 1866; engl. von Perry, Lond. 1868), die zu den bedeutendsten neuern Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichtschreibung gehört. Von seinen übrigen histor. Arbeiten sind noch zu nennen aus früherer Zeit die «Entstehung des deutschen Königthums» (Frankf. 1845) und «Die Unechtheit des sog. heiligen Rocks zu Trier» (mit Gildemeister, Bonn 1845). Hierzu kamen später «Die Erhebung Europas gegen Napoleon I.» (Münch. 1860), «Prinz Eugen von Savoyen» (Münch. 1861), «Die deutsche Nation und das Kaiserreich» (Düsseld. 1863) und «Kleine histor. Schriften» (Münch. 1863). Unter S.'s zahlreichen kleinern Schriften, Reden und Vorträgen sind hervorzuheben: «Ueber die heutigen Tories» (Marb. 1846); «Ueber das Verhältniß unserer Universitäten zum öffentlichen Leben» (Marb. 1847); «Ueber den Stand der neuern deutschen Geschichtschreibung» (Marb. 1856); «Ueber die neuern Darstellungen der deutschen Kaiserzeit» (Münch. 1859); «Ueber die Gesetze des histor. Wissens» (Bonn 1867) u. s. w. Viele treffliche Abhandlungen S.'s sind auch in der von ihm 1856 begründeten «Histor. Zeitschrift» enthalten.

Sydenham, ein südl. Vorort Londons, 6 engl. M. von der Londonbrücke entfernt und zum Kirchspiel von Lewisham in der Grafschaft Kent gehörend, hatte nach dem Census von 1861 10595 E. (im J. 1868 wahrscheinlich fast das Doppelte) und erhielt in neuerer Zeit dadurch Berühmtheit, daß hier das Glasgebäude, welches 1851 für die Weltindustrieausstellung im Hyde-Park diente, zum Nutzen und Vergnügen des Publikums mit entsprechenden Veränderungen

und Vergrößerungen wiederhergeſtellt wurde. Eine eigene dafür gebildete Geſellſchaft führte den «Kryſtallpalaſt» vom 5. Aug. 1852 bis Ende Mai 1854 aus; die Koſten beliefen ſich hierbei im ganzen auf 1½ Mill. Pfd. St. Das rieſige Gebäude erhebt ſich auf dem höchſten Hügel einer unebenen Fläche von 300 Ackern an der London-Brighton-Eiſenbahn zwiſchen den Stationen S. und Anerley. Dieſes Areal iſt in die prächtigſten Terraſſen, Gärten, Parks, Spaziergänge, Seen und Inſeln, mit Statuen und Springbrunnen, verwandelt worden, während die Beſucher durch 4 Eiſenbahnen von wenigſtens 16 verſchiedenen Bahnhöfen in London aus direct zum und vom Palaſte befördert werden. Der neue Bau erhielt die eine Seite des alten zur Hauptfaçade mit zwei Seitentranſepten, ſo groß als der ehemalige Haupttranſept, und einem Mitteltranſept mit einem Bogendache von 120 F. Spannung und 200 F. Höhe. Das Ganze wurde um 240 F. verkürzt und ſo dem Auge, mit Hülfe einer verbeſſerten Säulenordnung, die Meſſung der Ausdehnung und ein Totaleindruck erleichtert. Durch die größere Höhe gegen das alte Gebäude vermehrte ſich der räumliche Inhalt, der im ganzen 40 Mill. Kubikfuß beträgt, um ein Drittel, viermal mehr als die londoner Paulskirche, während die größte Längenausdehnung des Gebäudes 1600 F. und die größte Breite 380 F. beträgt. Der ſachliche Inhalt des Palaſtes bietet eine Vertretung der Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie und Cultur aller Zeiten und Zonen in ſolch großartiger Weiſe dar, wie noch nie etwas nur Annäherndes jemals verſucht worden iſt. Links ziehen ſich zunächſt am Hauptſchiffe hiſtor. Kunſthallen (Courts) hin und bieten in getreuen Copien ägypt., aſſyr., griech., röm., byzant., maur. (Alhambrahof), mittelalterl., ital., Renaiſſance- und neuerer Bauten und Bildwerke die anſchaulichſte Geſchichte der Culturentwickelung. Die röm. Baukunſt iſt durch die gelungenſte Copirung eines in Pompeji zu Tage geförderten Prachtpalaſtes beſonders vertreten. Außerdem findet man alle Sculpturen erſten Rangs der griech., röm., neuern und neueſten Zeit in gelungenen Copien und in einer Walhalla die reichſte Sammlung von Porträts berühmter Männer aller Zeiten in Gipsabgüſſen. Den hiſtor. Kunſthallen auf der einen entſprechen die induſtriellen Hallen auf der andern Seite, architektoniſch in verſchiedenen Stilen formirte Räume zu Ausſtellung und Verkauf von Birmingham-, Sheffield-, Baumwoll-, Woll- und Seidenwaaren, Schreibmaterialien, Meubles, Equipagen, Maſchinen, landwirthſchaftlichem Geräth u. ſ. w. Außerdem ſind auf den Galerien, deren es drei übereinander im Haupttranſepte gibt, noch 140000 Quadratfuß zum «Völkerbazar», der «Weltmeſſe», vermiethet worden. Durch das gewölbte, 1600 F. lange Hauptſchiff vertheilten ſich früher botan., zoolog. und ethnol. Gruppen, welche durch die Art der Vegetation, der Thiere und Menſchen und ihrer Lebensweiſe die verſchiedenen Zonen, Klimate, Völker und Raſſen veranſchaulichten. Geologie (ſtreng wiſſenſchaftlich und praktiſch mit Beziehung auf Bergwerke u. ſ. w.), Waſſerthiere, in antiſeptiſchen Flüſſigkeiten dargeſtellt, Rohproducte, neue Erfindungen u. ſ. w. bildeten mit die bedeutungsvollſten Abtheilungen. Die Wärme für Pflanzen und Menſchen wird aus dem Paxton-Tunnel (wo auch ausgeſtellte Maſchinen arbeiten) durch ein 50 engl. M. langes Röhrenſyſtem vertheilt. Im ſüdl. Tranſept iſt die Reiterſtatue Karl's I., von reichen Blumen- und Baumgruppen umgeben. Im Haupttranſept ſpringt die große Fontaine inmitten einer reichen Blumenwelt und der berühmteſten koloſſalen Sculpturen (der Sonnenroſſe des Praxiteles aus dem Vatican u. ſ. w.). Den Nordtranſept füllten früher zwei ungeheuere Memnonsſäulen von 90 F. Höhe und 12 koloſſale Sphinxe, 20 F. lang, 10 F. hoch. Aus der Pflanzenwelt durch das Hauptſchiff hindurch wanden ſich rieſige Schlingpflanzen an den rothen Säulen empor, unzählige Palmen (die reichſte bisjetzt bekannte Sammlung) und eine unabſehbare Maſſe von Reiterſtatuen, koloſſalen Gruppen und Büſten auf Säulen. An beiden Enden treten große Flügel hervor, zwiſchen denen und dem Hauptgebäude an jedem Ende des letztern, doch iſolirt, ein Glasthurm aufgeführt iſt, deſſen Höhe weit über 300 F. beträgt. Der eine dieſer Thürme dient als eine Hülle für den feinen Rauch ſelbſt conſumirenden Schornſtein der Dampfmaſchine, welche die Waſſerkünſte in Park und Palaſt treibt, während der andere ein Pumpwerk enthält. Der öſtl. Thurm iſt dem Publikum geöffnet, und von ſeiner nach außen offenen Galerie genießt man eine unvergleichliche Ausſicht über London und ſeine Umgebungen, die rechts (öſtlich) ſich bei heiterm Wetter bis an die Mündung der Themſe, links bis Schloß Windſor erſtreckt, nördlich und ſüdlich aber durch die hinter London und hinter S. ſich erſtreckenden Hügelketten beſchränkt wird, zwiſchen denen die Themſe hinzieht. Man überblickt die Grafſchaften Middleſex, Eſſex, Kent, Surrey, einen Theil von Berkſhire und einen Theil von Hertfordſhire. S. ſelbſt iſt durch den Palaſt eine glänzende Stadt von Villen, Tavernen nnd Hotels geworden. Unter letztern zeichnet ſich beſonders «Der Königin Hotel» (Queen's Hotel) durch Größe (150 F. lang), Bauſtil und innere Einrichtung für Familien

ans. S., Anerley, Norwaod und Fareſthill, mit ihren Eiſenbahnſtatianen nach Londan zu, kann man füglich ſchan jetzt als in Wahrheit zu London gehörend betrachten, indem die Häuſerverbindung eine faſt ununterbrochene iſt. Am 30. Dec. 1866 legte eine Feuersbrunſt den intereſſanteſten, werthvallſten Theil des Palaſtes, die tropiſche Abtheilung, in Aſche und überlieferte eine reiche Sammlung van ſeltenen Thieren, Pflanzen und Kunſtſchätzen den Flammen; bach begann ſofort wieder die Reſtauration des abgebrannten Theils. Aus der reichen Literatur über den Kryſtallpalaſt ſind zu nennen neben dem «Official guide» (3 Bde., Lond. 1854 u. öfter) noch die Prachtwerke: Wyatt, «Views of the Crystal Palace and Park» (Lond. 1854), und Cundall, «Works of art in the Crystal Palace» (Lond. 1855); ferner Bettziech-Beta, «Der Kryſtallpalaſt von S.» (Lpz. 1855).

Sydenham (Thomas), einer der berühmteſten Aerzte aller Zeiten, wurde 1624 zu Windſard-Eagle in der engl. Grafſchaft Darſet gebaren, bezag 1642 die Univerſität zu Oxford, blieb jedach nicht lange daſelbſt, ſandern wendete ſich nach Londan, wa ihn der Arzt Th. Coxe für die Heilkunde gewann, und kehrte erſt 1648 nach Oxford zurück, um das Baccalaureat zu erlangen. Wie er die dazwiſchen liegende Zeit verlebt und ab er an den damaligen Bürgerkriegen als Militärarzt Antheil genommen, iſt ungewiß; auch ſall er in Mantpellier geweſen ſein. Nachdem er in Cambridge die Doctarwürde erlangt, ließ er ſich in Londan als praktiſcher Arzt nieder und machte ſich bald durch glückliche Curen bekannt. Insbeſandere erwarb er ſich durch ſeine Behandlung der Packen und der 1655 und 1656 England heimſuchenden Peſt graßen Ruhm. Er ſtarb 29. Dec. 1689. Ein Feind aller Syſtemſucht verdankt er ſein Glück in der Praxis und ſeinen Ruhm hauptſächlich einer aufmerkſamen und unbefangenen Beobachtung der Natur. Van ſeinen ſämmtlich in lat. Sprache abgefaßten Schriften ſind beſanders hervorzuheben ſeine «Observationes medicae circa morborum acutorum historiam et curationem» (Lond. 1675) und ſein «Tractatus de podagra et hydrope» (Land. 1683). Neuere Ausgaben van S.'s «Opera omnia» beſorgten Kühn (Lpz. 1827) und die nach ihm benannte Sydenham-Society (Lond. 1844). Letztere Geſellſchaft, welche 1843—57 beſtand und ſich die Herausgabe von Uebertragungen medic. Werke zur Aufgabe geſtellt hatte, veröffentlichte auch eine engl. Ueberſetzung von S.'s «Complete works» (2 Bde., Lond. 1848—50); eine deutſche Uebertragung hatte ſchan früher Maſtalier (2 Bde., Wien 1786—87) beſargt. Vgl. F. Jahn, «Sydenham» (Eiſenach 1840).

Sydow (Theadar Emil von), ausgezeichneter deutſcher Geograph, geb. 15. Juli 1812 zu Freiberg, Sahn des ſeinerzeit beſanders als dramatiſcher Dichter und belletriſtiſcher Schriftſteller geſchätzten preuß. Majars Friedrich van S. (geb. 23. Mai 1780 zu Langenſalza, geſt. 10. Dec. 1845 zu Sandershauſen), erhielt ſeine Erziehung erſt im älterlichen Hauſe zu Erfurt, dann auf dem Gymnaſium daſelbſt. Er zeigte ſchon früh entſchiedene Neigung für den Saldatenſtand und wurde 1826 als Haspitant in die Diviſionsſchule aufgenommen, wa er mit größtem Eifer ſich den militärwiſſenſchaftlichen Fachſtudien widmete. 1830 trat er als Lieutenant in die Armee, 1833 aber erfalgte ſeine Ernennung zum Lehrer der Geographie und Kriegswiſſenſchaft an der Schule der 8. Diviſion. Seit 1835 widmete er ſeine Lehrkraft ausſchließlich der Geographie. Bei dem Mangel an brauchbaren kartographiſchen Lehrmitteln begann er 1838 die Herausgabe ſeiner «Wandkarten», die ſich wegen ihrer methodiſchen Anardnung, ihrer ſtafflichen Sichtung und anſprechenden effectvollen Darſtellung den Beifall der Geagraphen und Pädagogen erwarben. 1843 als Mitglied der Militär-Examinationscommiſſion nach Berlin commandirt, trat er mit Alexander van Humbaldt, Ritter und andern Karyphäen der Wiſſenſchaft in nähere, ſeine Beſtrebungen weſentlich fördernde Beziehungen. 1849 ward er mit dem geagr. Unterricht des Prinzen Albrecht, bald darauf auch mit den militärgeogr. Vorträgen an der Kriegsſchule (nachherigen Kriegsakademie) betraut. 1852 erhielt S. das Hauptmannspatent. Um ſich ausſchließlich ſeinen Arbeiten zu widmen, nahm er 1855 ſeinen Abſchied und ſiedelte nach Gatha über, wa er ſich an den geogr. Unternehmungen van Bernhard Perthes thätig betheiligte. Neben ſeinen kartographiſchen Leiſtungen waren es beſanders ſeine alljährlichen kritiſchen Berichte «Ueber den kartographiſchen Standpunkt Eurapas» (ſeit 1856 in Petermann's «Mittheilungen» veräffentlicht), die ihm den Ruf eines der erſten Geographen Deutſchlands erwarben. 1860 trat er in die preuß. Armee zurück und nahm nun, als Majar dem Generalſtabe attachirt, ſeine militärgeogr. Varträge an der Kriegsakademie wieder auf. Im Kriegsjahre 1866 hatte er weſentlichen Antheil an der guten kartographiſchen Ausrüſtung der preuß. Armee, weshalb er bald darauf zum Oberſtlientenant beſördert ward. Als 1867 bei dem Generalſtabe eine beſandere geogr.-ſtatiſt. Abtheilung gegründet wurde, erhielt er die Leitung derſelben mit dem Range eines Regimentscammandeurs. Unter S.'s kartographi-

ſchen Arbeiten, die faſt ſämmtlich mehrfache Auflagen und Uebertragungen in fremde Sprachen erfuhren, ſind zunächſt hervorzuheben die bereits erwähnten Wandkarten: Erdkarte in 12, Europa in 9, Aſien in 12, Afrika in 6, Amerika in 10, Auſtralien in 6, Deutſchland in 9 Sectionen. Hieran ſchließen ſich: «Karte von Thüringen und dem Harz» (Gotha 1841); «Methodiſcher Handatlas für das wiſſenſchaftliche Studium der Erdkunde» (4. Aufl., Gotha 1867); der «Schulatlas» (42 Karten, 20. Aufl., Gotha 1867), aus welchem der «Oro-hydrographiſche Atlas» (25 Blatt), der «Orographiſche Atlas» (24 Blatt) und der «Hydrotopiſche Atlas» (28 Blatt) Auszüge bilden; der «Hydrographiſche Atlas» (27 Blatt); derſelbe mit Orts- und Grenzbezeichnungen; der «Gradnetz-Atlas» (18 Blatt). Letztere für den Unterricht beſtimmte Atlanten haben den Zweck, die Selbſtthätigkeit des Schülers zu wecken, und ſind als das Ergebniß einer reichen Fülle von pädagog. Erfahrungen zu betrachten. Werthvolle wiſſenſchaftliche Arbeiten S.'s ſind der «Grundriß der allgemeinen Geographie» (1. Abthl., Gotha 1862) und die «Ueberſicht der wichtigſten Karten Europas» (Thl. 1, Berl. 1864). Auch lieferte er zahlreiche Beiträge zu Fachzeitſchriften und Sammelwerken.

Syene, ſ. Aſſuan.

Syenit nennt man ein dem Granit ähnliches und auch geologiſch verwandtes Geſtein, welches aus einem deutlichen kryſtalliniſch-körnigen Gemenge von Feldſpat (Orthoklas) und Hornblende beſteht, oft aber auch noch etwas Titanit enthält. Geſellt ſich zu dieſen Gemengtheilen etwas Glimmer und Quarz, ſo geht das Geſtein dadurch in Granit über und wird dann gewöhnlich Syenitgranit genannt. Der S. ändert in Farbe und Größe des Korns ebenfalls ab, wenngleich nicht ſo mannichfach wie Granit. Die Benennung S. iſt von Syene in Aegypten abgeleitet, weil man glaubte, daß dort von den alten Aegyptern viel ſchöner S. für ihre Bauwerke gewonnen worden ſei. Später hat ſich ergeben, daß bei Syene gar kein S., ſondern nur Granit vorkommt. Dagegen ſoll der Berg Sinai größtentheils aus S. beſtehen. In Deutſchland findet man ſehr ſchönen S., z. B. bei Moritzburg und im Plauenſchen Grunde bei Dresden, bei Weinheim an der Bergſtraße, bei Brünn in Mähren, bei Redwitz im Fichtelgebirge u. ſ. w. In techniſcher Beziehung läßt er ganz dieſelben Verwendungen zu wie der Granit, und die feinkörnigen Abänderungen ſind ſehr geſchätzt.

Sykomöre oder Maulbeerfeigenbaum (Sycomōrus Dec.), eine zur Familie der Maulbeergewächſe gehörende Pflanzengattung, welche dem Feigenbaume äußerſt nahe verwandt und nur durch die verlängerte, gerade, keulig-verdickte Narbe verſchieden iſt. Sie zeigt ſich vorzüglich in Afrika einheimiſch, kommt aber auch in Vorderaſien vor. Die dieſer Gattung angehörenden Pflanzen bilden Bäume, welche oft eine ſehr bedeutende Größe und hohes Alter erreichen. Sie tragen die Feigen an den ältern Aeſten und zwar meiſt traubig. Seit der älteſten Zeit bekannt und berühmt iſt die ägyptiſche S. (S. antiquorum Dec., Ficus Sycomorus L.), ein in Aegypten äußerſt häufiger großer Baum, der eine ſo weit ausgebreitete Krone trägt, daß er einen Kreis von 40 Schritt im Durchmeſſer beſchattet. Die kreiſelförmigen Feigen ſtehen in Doldentrauben an blattloſen Aeſtchen, welche aus dem Stamme oder den älteſten Aeſten entſpringen. Sie ſind ſüß, etwas gewürzhaft und wohlſchmeckend und werden in Aegypten häufig gegeſſen. Die Särge, in denen die ägypt. Mumien liegen, ſind aus dem faſt unverweslichen Holze dieſes Baums verfertigt. Andere Arten von S. finden ſich am Cap, in Abyſſinien u. ſ. w.

Sykophant hieß bei den Athenienſern eigentlich ein Aufpaſſer, der diejenigen ausſpürte und anzeigte, welche gegen das beſtehende Verbot Feigen (griech. syka) aus Attika ausführten und verkauften. Dann bezeichnete man damit überhaupt jeden Chicaneur oder Betrüger, der aus Bosheit oder Gewinnſucht andere fälſchlich anklagte und in Schaden zu bringen ſuchte.

Sylbe, ſ. Wort.

Sylburg (Friedr.), deutſcher Philolog, geb. 1536 zu Wetter bei Marburg, bildete ſich nach Vollendung ſeiner Studien auf Reiſen weiter aus und beſchäftigte ſich dann bis an ſeinen Tod, 16. Febr. 1596, theils mit Herausgabe alter Schriftſteller, theils mit Beſorgung von Correcturen in den berühmteſten Druckereien, namentlich der Wechel'ſchen zu Frankfurt und der Commelin'ſchen zu Heidelberg. Durch die neue Bearbeitung von Clenardus' «Institutiones linguae Graecae» (Frankf. 1580 u. öfter) und ſeine thätige Theilnahme am griech. Theſaurus von Stephanus machte er ſich um die griech. Grammatik und Lexikographie verdient, ſowie er durch die kritiſch berichtigten Ausgaben der Werke des Pauſanias (Frankf. 1583; 2. Aufl. 1613), Ariſtoteles (11 Thle., Frankf. 1584—87), des Dionyſius von Halikarnaß (Frankf. 1586), des Zoſimus (Frankf. 1590), des Clemens von Alexandrien (Heidelb. 1592) und des «Etymologicum magnum» (Heidelb. 1694) weſentlich zur Ausbreitung der griech. Literatur beitrug.

Sylläbus, ein urſprünglich griech. Wort, heißt im ſpätern Latein, namentlich der chriſtl. Schriftſteller, ein Inhaltsverzeichniß, eine Aufzählung. In neuerer Zeit wurde der Ausdruck durch den «Syllabus» populär, welcher der päpſtl. Encyclica vom 8. Dec. 1864 beigegeben war. (S. Encyclica).

Syllepsis heißt in den alten Sprachen eine grammatiſch-ſyntaktiſche Figur, nach welcher ein Attribut oder Prädicat auf zwei oder mehrere Subjecte bezogen wird, die in Hinſicht der Perſon, des Geſchlechts und Numerus verſchieden ſind.

Syllogismus iſt ein mittelbarer Schluß, d. h. die Form der Gedankenverknüpfung, in welcher die Gültigkeit eines Urtheils durch zwei andere Urtheile, in welchen ein vermittelnder Begriff vorkommt, begründet wird. Die begründenden Urtheile heißen die Vorderſätze oder Prämiſſen, das begründete der Schlußſatz; die Prämiſſe, in welcher das Prädicat des Schlußſatzes vorkommt, heißt der Oberſatz, die, in welcher das Subject des Schlußſatzes vorkommt, der Unterſatz; ebenſo heißt der Begriff, über welchen im Schlußſatze eine Beſtimmung gewonnen werden ſoll, alſo das Subject des Schlußſatzes, der Unterbegriff, der, welcher die Beſtimmung enthält, alſo das Prädicat des Schlußſatzes, der Oberbegriff, endlich der, welcher den Schluß vermittelt, der Mittelbegriff. Die einfachſte Grundform des S. iſt die des kategoriſchen S. Derſelbe beruht darauf, daß der Unter- und Oberbegriff in dem Schlußſatz in ein Verhältniß zueinander treten, welches in den Prämiſſen durch ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf den Mittelbegriff ausgeſprochen iſt. Die allgemeinen Regeln des kategoriſchen S. ſind: 1) daß in ihm nicht mehr Hauptbegriffe vorkommen dürfen als drei. Gegen dieſe Regel wird häufig dadurch gefehlt, daß ein und daſſelbe Wort nicht genau in derſelben Bedeutung genommen und durch Zweideutigkeit des Mittelbegriffs der Schlußſatz widerrechtlich erſchlichen wird. 2) Aus zwei particulären Prämiſſen kann ebenſo wenig etwas mit Sicherheit geſchloſſen werden als aus zwei negativen, weil in beiden Fällen das Verhältniß des Unter- und Oberbegriffs nicht hinlänglich beſtimmt iſt. Endlich iſt 3) der Schlußſatz auf das kleinſte Maß deſſen beſchränkt, was in den Prämiſſen ausgeſprochen iſt, ſodaß, wenn in den Prämiſſen ein particulärer oder verneinender Satz vorkommt, der Schlußſatz nicht allgemein und bejahend ausfallen kann. Die vollſtändige Entwickelung der Formen, in welchen ein kategoriſcher S. möglich iſt, iſt die Aufgabe der Syllogiſtik. Bezeichnet man den Oberbegriff durch P, den Unterbegriff durch S, den Mittelbegriff durch M, ſo ſind im allgemeinen folgende Stellungen, die man Schlußfiguren nennt, möglich:

I.	II.	III.	IV.
MP	PM	MP	PM
SM	SM	MS	MS
SP	SP	SP	SP

Die erſte Stellung iſt die natürlichſte, weil da S und P in den Prämiſſen ſchon die Stellnng haben, die ſie im Schlußſatze als Subject und Prädicat einnehmen ſollen; die vierte iſt die künſtlichſte, weil bei ihr das Gegentheil ſtatthat. Die nähern Beſtimmungen jeder dieſer Figuren nach Quantität und Qualität der einzelnen Sätze nennt man die Schlußformen (modi), und hier zeigen ſich bei der zweiten und dritten Figur Beſchränkungen, welchen die erſte Figur nicht unterliegt. In dieſer ſind nämlich bejahende und verneinende, allgemeine und beſondere Schlußſätze möglich, während die Schlüſſe in der zweiten Figur nur auf negative, die in der dritten nur auf particuläre Schlußſätze führen. Den kategoriſchen Syllogismen, welche ſich mit lauter kategoriſchen Urtheilen beſchäftigen, ſtehen die Schlüſſe aus hypothetiſchen und disjunctiven Urtheilen als die hypothetiſchen und disjunctiven Syllogismen gegenüber. Das hypothetiſche Urtheil bezieht ſich auf das Verhältniß zwiſchen Bedingung (antecedens) und Bedingtem (consequens). In dieſem Verhältniſſe liegt, daß mit der Setzung der Bedingung oder des Grundes auch das Bedingte oder die Folge geſetzt, mit der Aufhebung der Folge auch der Grund aufgehoben iſt. Lautet daher der Oberſatz: Wenn A iſt, ſo iſt B, ſo ſind zwei Formen des hypothetiſchen S. möglich: 1) Nun iſt A, folglich iſt B, und 2) Nun iſt B nicht, folglich iſt A nicht. Das disjunctive Urtheil, welches ſowol in kategoriſcher als hypothetiſcher Form auftreten kann, ſetzt eine Reihe disjunctiver Begriffe oder Fälle, d. h. ſolcher, wobei die Setzung des einen die Aufhebung der übrigen und umgekehrt zur Folge hat. Daher iſt die Form des disjunctiven S.: Entweder iſt A oder B oder C; nun iſt A, folglich weder B noch C; nun iſt A nicht, folglich entweder B oder C; nun iſt weder A noch B, folglich C; nun iſt entweder A oder B, folglich nicht C. Die zuſammengeſetzten Syllogismen, wie der apagogiſche S., das Dilemma, das Epicherem, der Sorites, bilden nicht beſondere Arten der Beweisführung, ſondern befolgen ebenfalls nur die Regeln der einfachen Schlußformen.

Sylphen, auch wol Sylvani, Penaten oder Lemuren, heißen im polytheiſtiſch-pantheiſtiſchen Syſteme der Paracelſiſten (ſ. Paracelſus) die Elementargeiſter (ſ. d.) der Luft, welche gleich den übrigen Elementargeiſtern (saganae) die Mitte zwiſchen immateriellen und materiellen Weſen halten, dem zufolge zwar gleich den Menſchen eſſen, trinken, ſprechen, wandern, krank werden, Kinder zeugen, aber ſich dadurch den reinen Geiſtern nähern, daß ſie weit behender, durchſichtiger und ſchneller ſind als irgendein thieriſcher Körper, mithin auch von Gegenwärtigem und Zukünftigem mehr wiſſen und erfahren als die Menſchen, auch ſich nicht einſperren laſſen und aus Geiſt und Körper ohne Seele beſtehen, weshalb bei ihrem Tode auch keine Seele zurückbleibt. Ihrer Geſtalt nach ſind die S. rauher, länger und ſtärker als die Menſchen, ſtehen jedoch der menſchlichen Natur wegen des gemeinſchaftlichen Aufenthalts im Elemente der Luft unter allen Elementargeiſtern am nächſten, verkehren auch zuweilen mit Menſchen, am liebſten mit Kindern und einfältigen, harmloſen Leuten, und vermählen ſich ſogar mit ihnen gleich den Undinen (ſ. d.) und Gnomen (ſ. d.). Die aus einer ſolchen Ehe entſprießenden Kinder aber haben eine Seele und gehören zum Menſchengeſchlechte. Auch verborgene Schätze werden durch die Elementargeiſter gekannt und gehütet und können durch Beſchwörung dieſer Geiſter gehoben werden. Eine beſondere Abhandlung über die Elementargeiſter unter dem Titel «Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris et caeteris spiritibus» findet ſich im neunten Theile der Huſer'ſchen Ausgabe (Baſ. 1590) von den Werken des Paracelſus.

Sylt oder Silt, die größte der deutſchen Nordſeeinſeln, bis 1864 däniſch, jetzt zur preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, und zwar zum ſchlesw. Kreiſe Tondern gehörig, liegt an der Außenſeite des 1—2 M. breiten Wattenmeeres, das in den meiſten Theilen zur Ebbezeit waſſerfrei iſt, aber auch von vielen fahrbaren «Tiefen» oder Wattſtrömen durchzogen wird. Die Inſel hat eine eigenthümliche, in drei Halbinſeln ſich ausſpreizende Geſtalt, ſodaß ſie wie ein zweiſchneidiges Beil oder wie ein Hammer mit kurzem Stiel ausſieht. Sie iſt $4^3/_4$ M. lang, $^1/_8$—$1^1/_2$ M. breit, $1^3/_4$ M. groß und zählt 3000 E. frieſ. Stammes. Der ſüdlichſte Punkt iſt Hörnum-Odde, der nördlichſte Oſtindienfahrerhuk. Die öſtlichſte Spitze des etwa in der Mitte der Inſel gegen das Feſtland vorgeſtreckten Zipfels heißt Röſſe und iſt nur $1^3/_8$ M. von der continentalen Küſte entfernt. Im Süden wird S. durch die Fahrtrapptiefe von den Inſeln Amrum und Föhr, im Norden durch die Liſter Tiefe von Römö geſchieden. Die Inſel liegt durchſchnittlich 30—100 F. über dem Meere; an einigen Stellen erheben ſich Dünen bis zu 160 F. Dünen nämlich und Sandklitten erfüllen mit geringer Ausnahme die ſüdl. Seite (oder Hörnum) wie die nördliche, deren äußerſtes Ende Liſtland heißt. Nur der mittlere Haupttheil, die in Südoſtrichtung in das Wattenmeer hineinragende Halbinſel enthält Marſch- und Geeſtland und in demſelben liegen auch faſt ſämmtliche Ortſchaften, lauter Dörfer. Man rechnet nur etwa $^3/_4$ Q.-M. auf urbares Land; alles übrige iſt Heide und Flugſand. Der Hauptort iſt Keitum mit einem kleinen Hafen und 800 E., welche Landbau, Seeſchiffahrt, Fiſcherei, Auſtern- und Entenfang treiben. Nur $^1/_2$ M. von Keitum, gegen die Weſtküſte hin, liegt Weſterland mit 500 E. und einem ſeit 1857 in Aufnahme gekommenen Seebad. In dem nördlichſten Theile, dem 0,4 Q.-M. großen Liſtland, das bis 1864 zum jütländ. Amt Ribe gehörte, liegt das Dorf Liſt, mit 60 E. und der verſandete Königshafen, durch den «Ellenbogen» gebildet, auf dem zwei Leuchtthürme ſtehen. Oeſtlich von dieſem Hafen befindet ſich die Liſter Rhede. In der obenerwähnten Liſter Tiefe oder dem Liſter-Dyb ſchlug Chriſtian IV. von Dänemark die ſchwed.-holländ. Flotte in den Seetreffen vom 16., 23. und 24. Mai 1644. Vgl. Weigelt, «Die nordfrieſ. Inſeln vormals und jetzt» (Hamb. 1858); Hanſen, «Die nordfrieſ. Inſel S.» (Lpz. 1859) und «Bericht über die Dünen der Inſel S.» (Flensb. 1865); Rodenberg, «Stilleben auf S.» (3. Aufl., Berl. 1863).

Sylveſter I., Papſt 314—335, bekehrte den Kaiſer Konſtantin zum Chriſtenthum und ſoll nach der ſpätern Sage von ihm das ſog. Patrimonium Petri zum Geſchenk erhalten haben. Er ſtarb 31. Dec. 335 (Sylveſtertag, Sylveſterabend) und wird von der kath. wie griech. Kirche als Heiliger verehrt. — **S. II.**, Papſt 999—1003, der Lehrer Otto's III., hieß eigentlich Gerbert. Aus niederm Stande in der Auvergne geboren, widmete er ſich dem geiſtlichen Stande und ſtudirte in Barcelona und unter den Arabern in Sevilla und Cordova. Er bereiſte dann Italien, Deutſchland und Frankreich und lehrte in Rheims Mathematik, Philoſophie und claſſiſche Literatur. Nachdem er ſeit 968 Abt zu Bobbio geweſen und dann die erzbiſchöfl. Würde zu Rheims und zu Ravenna bekleidet hatte, wurde er durch Vermittelung Kaiſer Otto's III. 999 auf den päpſtl. Stuhl erhoben, ſtarb jedoch ſchon 1003. Philoſophie und Mathematik waren ſeine Lieblingswiſſenſchaften. Er machte mehrere Erfindungen und kam durch ſeine phyſik. und

chem. Kunstfertigkeiten in den Ruf eines Schwarzkünstlers. In Gemeinschaft mit Kaiser Otto III. sorgte er für den Flor der Schulen. Gedruckt sind von ihm Briefe u. s. w., ungedruckt dagegen seine mathem. und astron. Schriften. — S. III., der Gegenpapst Benedict's IX., wird in der röm. Kirche nicht mitgezählt.

Sylvius (Franz), eigentlich de le Boë, berühmt als Begründer eines chemiatrischen Systems, stammt aus einer alten adelichen Familie und wurde 1614 zu Hanau geboren. Er studirte zuerst in Leyden, dann in Paris und wurde 1637 zu Basel Doctor der Medicin. Hierauf prakticirte er in Hanau, Leyden und Amsterdam, bis er als Professor der Medicin nach Leyden kam, wo er 14. Nov. 1672 starb. Seine Lehre setzte er hauptsächlich in den Schriften «Disputationum medicarum decas» (Amsterd. 1663) und «Praxeos medicae idea nova» (1. Buch, Leyd. 1667; 2. Buch, Bened. 1672; 3. Buch, Amsterd. 1674) auseinander. Seine «Opera medica» erschienen in Amsterdam (1679), Genf (1731) und öfter. — Nicht zu verwechseln mit ihm ist der weniger berühmte, aber vielleicht mehr verdiente Anatom Jakob S., eigentlich Dubois, geb. 1478 zu Amiens, der in Paris studirte, ebendaselbst seit 1531 als Baccalaureus anatom. Vorlesungen zu halten begann und diese unter außerordentlichem Beifall bis zu seinem Tode, 1555, fortsetzte. Seine Entdeckungen in der Anatomie und die Erfindung der Injection, die ihm zugeschrieben werden muß, weil er sie zuerst erwähnt, haben ihm in der Geschichte der Medicin einen Namen bewahrt. Seine «Opera medica» erschienen in Genf (1630).

Symbol hat im Griechischen (symbolon) die Bedeutung eines Erkennungs- oder Merkzeichens, wie z. B. dasjenige war, wodurch Gastfreunde sich einander zu erkennen gaben oder das man als Unterpfand irgendeines Vertrags oder einer übernommenen Verbindlichkeit abgab und einlöste. Ferner hießen auch S. die Zeichen (signa ostenta oder portenta), in denen man eine besondere göttliche Offenbarung oder Kundgebung des göttlichen Willens zu erkennen glaubte, wie Blitze, räthselhafte Stimmen, prophetische Worte, Orakelsprüche u. dgl. Erweitert hat sich dann die Bedeutung des Worts dahin, daß man unter S. jedes sinnliche Merkzeichen oder Sinnbild für irgendeinen allgemeinen Gedankeninhalt versteht, wie z. B. Blumen als S. des Frühlings, Krücken als S. des Alters oder der Schwäche u. dgl. Je mehr das Gedachte die Grenzen der Natur, des Gegebenen überschreitet, desto natürlicher ist der Versuch, es sich im Bilde und S. näher zu bringen, daher der weite Umfang und die oft tiefe Bedeutung der religiösen Symbolik. Für den kindlichen Menschen ist die Natur das S. der Gottheit; diese offenbart sich ihm in jener. Je mehr der religiöse Glaube noch im unmittelbaren Zusammenhange mit der Naturanschauung steht, desto reicher wird er an S. und symbolischen Formen sein und damit eine poetische Lebendigkeit haben, welche die später hinzutretende Reflexion abstreift. Daher ist insbesondere der Polytheismus des Alterthums voll der symbolischen Darstellungen theils von Naturkräften, theils von moralischen Eigenschaften, theils von philos. Gedanken. Die Wissenschaft, welche von der Einkleidung der religiösen Ideen in die S. der Mythologie handelt, heißt die Symbolik. Vgl. Creuzer, «Symbolik und Mythologie der alten Völker» (3. Aufl., 4 Bde., Lpz. und Darmst. 1837—44). Insofern die Phantasie im Zustande der Träumerei, sei es wachend oder schlafend, thätig ist, allen Empfindungen und Gedanken eine bildliche Einkleidung zu geben, redet man von einer Symbolik des Traums. Auch die Blumensprache ist eine Symbolik, um Empfindungen und Gesinnungen theils auf natürliche, theils auf conventionelle Art in Blumensinnbilder einzukleiden. Der Ausdruck S. hat eine hervorragende Anwendung in den griech. Mysterien gefunden, die ihre geheimnißvollen Lehren in Sinnbilder und Sinnsprüche kleideten, nicht blos, um den Ungeweihten den Zugang zu dieser Weisheit zu verschließen, sondern auch diese selbst in den ausdrucksreichsten Bildern zur Anschauung zu bringen. Die Eingeweihten, die durch Zeichen oder Worte sich untereinander zu erkennen gaben, welche die Einweihung voraussetzten, nannten solche Erkennungs-, Lehr- oder Merkzeichen ihre S.

Diese mannichfachen Bedeutungen des Worts Symbolum waren schon in der vorchristl. Zeit vorhanden und fanden dann in der christl. Kirche ihre Anwendung. Wie die in die heidnischen Mysterien Eingeweihten durch ihre symbolischen Geheimlehren sich als Auserwählte darstellten, so behandelten auch die Christen ihre symbolischen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinschaft und als Unterscheidungszeichen, die sie als vom gesammten Heidenthum und Judenthum Ausgesonderte, als Höhergeweihte bezeichneten. In diesem Sinne heißen Taufe und Abendmahl S., nicht minder das Taufwasser und Brot und Wein im heil. Abendmahle, auch alle christl. Gebräuche, alle gottesdienstlichen Uebungen als Unterscheidungs- und Erkennungszeichen für alle die, welche daran theilzunehmen befugt sind, wie denn früher selbst der bloße Anblick der Sacrauteute den Ungetauften nicht gestattet

war. Endlich heißen S. vorzugsweise jene in kurzen Formen ausgedrückten Lehren, die von allen Christen anerkannt werden, sie von allen Nichtchristen unterscheiden, sie untereinander selbst aber als Merkmale der Gemeinschaft verbinden. (S. Symbolische Bücher.) Verwandt mit dem Begriffe des S., aber dennoch von ihm zu unterscheiden, sind das symbolische Attribut, der Typus, die Allegorie und die Metapher.

Symbolik heißt überhaupt die Lehre von den religiösen Symbolen, als Kunst gedacht aber die Kunst, religiöse Ideen in entsprechenden Symbolen, gleichviel ob in Zeichen oder Worten, darzustellen. Als solche ist sie sowol Sache des Lehrers und Priesters als des eigentlichen Künstlers. Man unterscheidet eine mythologische S. und eine theologische, die als Wissenschaft Symbolische Theologie heißt und im weitern Sinne die systematische Darstellung der religiösen Zeichen, Zeiten und Gebräuche nach ihrem Ursprunge, ihrer Fortbildung und ihrem Sinne mit Beziehung auf die religiösen Vorstellungen und Lehren behandelt. Sofern sie in Zeichen und Gebräuchen die religiösen Handlungen als Ausdruck der Gefühle gegen das Göttliche darstellt, heißt sie Cultsymbolik; sofern sie aber die Zeichen und Gebräuche auch mit den religiösen Festen in Verbindung bringt, ist sie Festsymbolik. Wesentlich verschieden hiervon ist die gleichnamige histor.-theol. Wissenschaft, welche die Aufgabe hat, in das geschichtliche und theol. Verständniß der Symbolischen Bücher (s. d.) einzuführen und den Lehrbegriff derselben im Unterschiede von den Lehren anderer kirchlicher Gemeinschaften zu entwickeln. Dieselbe ging im vorigen Jahrhundert aus der ältern Polemik hervor und gestaltete sich zuerst zu einer rein geschichtlichen Disciplin, welche ohne Parteiname hin und wieder nur den symbolischen Thatbestand feststellte. Sofern sie neben der Symbollehre der eigenen Kirche zugleich die der übrigen Kirchenparteien in Betracht zog, wurde sie comparative S. genannt. Da aber der eigenthümliche Gedankenkreis einer bestimmten Kirche aus der einfachen Darstellung ihrer symbolisch gewordenen Lehren weder in seinen letzten Gründen noch in seiner vollständigen Entwickelung erkannt werden kann, so hat sich die neuere Wissenschaft genöthigt gesehen, einerseits hinter den symbolischen Thatbestand auf das eigenthümliche Grundprincip der betreffenden Kirche zurückzugehen, andererseits die Ausbildung des Lehrbegriffs auch über die Grenzen der symbolisch fixirten Artikel hinaus und mit Herbeiziehung der ältern dogmatischen Lehrdarstellungen zu verfolgen. Eine apologetische oder polemische Tendenz, welche sich leicht aufs neue hieran anknüpfte, ist jedoch kein nothwendiges Erforderniß. Insbesondere ist neuerdings auf Veranlassung der Möhler'schen S. das Wesen des Protestantismus und sein Gegensatz zum Katholicismus sowie innerhalb der evang. Kirche selbst, durch Schneckenburger, Zeller, Schweizer, Baur u. a. der Lehrunterschied der luth. und reform. Kirche zum Gegenstande der sorgfältigsten Forschungen gemacht worden. Vgl. Marheineke, «Christliche S.» (3 Bde., Heidelb. 1810—14); derselbe, «Institutiones symbolicae» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1830); Winer, «Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christl. Kirchenparteien» (Lpz. 1824; 3. Aufl., besorgt von Preuß, 1866); Köllner, «S. aller christl. Confessionen» (2 Bde., Hamb. 1837—40); Möhler, «Symbolik» (Mainz 1832; 6. Aufl. 1844); Matthes, «Comparative S.» (Lpz. 1854).

Symbolische Bücher sind öffentliche, von einer Kirche oder kirchlichen Partei sanctionirte Schriften, die den Lehrbegriff derselben im Unterschiede von andern kirchlichen Gemeinschaften darlegen, somit als Glaubensbekenntnisse und als Erkennungszeichen (s. Symbol) der zu einer Kirche oder Religionspartei Gehörigen dienen. Schon in der frühesten christl. Kirche war es gebräuchlich, bei der Aufnahme in das Christenthum ein Glaubensbekenntniß hersagen zu lassen, welches die Hauptlehren der christl. Religion, insbesondere den Glauben an Vater, Sohn und Heiligen Geist aussprach und mit dem Ausdrucke Regula fidei, ὁ κανὼν τῆς ἀληθείας, d. i. Glaubensregel, bezeichnet wurde. Den ersten Anstoß zu der Einführung dieser Glaubensregel gab das Auftreten der Gnostiker, deren vermeintlich apostolischen Geheimlehren man einen kurzen Inbegriff der echt apostolischen Ueberlieferung entgegensetzte. Die theol. Streitigkeiten der Folgezeit nöthigten dann die Kirche, immer neue Bestimmungen zur Abwehr von Irrlehren in das Glaubensbekenntniß aufzunehmen. Dadurch entstanden neue Symbole, welche von den Kirchenversammlungen entworfen und sanctionirt wurden.

Drei ältere Symbole werden von allen Hauptparteien der christl. Kirche angenommen: 1) das Apostolische Symbolum (s. d.); 2) das Symbolum von Nicäa (325), das auf der Synode zu Konstantinopel (381) mit einigen Erweiterungen bestätigt wurde und daher das Nicänisch-Konstantinopolitanische Symbolum heißt (s. Arianer); 3) das Athanasianische Symbolum (s. d.). Die römisch-katholische Kirche betrachtet die Schlüsse aller rechtgläubigen ökumenischen

Synoden, die Schriften der Kirchenväter und die Decretalen der Päpste, sofern sie sich auf die Lehre und Praxis der Kirche beziehen, als Erkenntnißquellen und Autoritäten für die geltende Lehre. Als eigentliche Bekenntnißschriften aber wurden seit der Reformation folgende aufgestellt: 1) die Canones et Decreta oecumenici et generalis concilii Tridentini (13. Dec. 1545 bis 4. Dec. 1563), deren unbedingte Annahme Pius IV. allen Gläubigen anbefahl, die aber keineswegs allgemein erfolgte, sondern nur in Italien, Portugal, Polen und im kath. Deutschland (1566), obschon sie hier als Reichsgesetz nicht verkündet werden konnten. Auch in der Schweiz und in Ungarn fanden sie keine Annahme, obschon hier manche Disciplinargesetze durch Synoden zur Geltung kamen. In den Niederlanden, in Neapel und Spanien fanden sie nur insoweit Annahme, als sie kein königl. Recht verletzten. In Frankreich waren zwar die Bischöfe und die Partei der Guisen für die Annahme, aber der Widerspruch der Gallikanischen Kirche und des Parlaments war so groß, daß die Bestimmungen des Concils nicht publicirt wurden; doch haben diese in der kirchlichen Praxis Geltung gewonnen. 2) Die Professio fidei Tridentinae von Pius IV. (13. Nov. 1564). 3) Der Catechismus Romanus ex decreto concilii Tridentini ad parochos. Ueber die Symbolischen Bücher der griech.-kath. Kirche s. Griechische Kirche.

Die evangelisch-protestantische Kirche besteht in ihrer Gesammtheit die alten drei Symbole bei. Doch stellte zunächst die lutherische Kirche im Gegensatze zur römisch-katholischen ihre Unterscheidungslehre bestimmter zusammen, nicht um positiv einen Glauben auszusprechen, sondern um die von ihr als Bibellehre anerkannten Glaubenssätze aufzustellen und zu vertheidigen, negativ jene Lehren zu bezeichnen, die als specifisch röm. Kirchenlehren von ihr nicht gebilligt werden konnten. In dieser Absicht verfaßte Melanchthon die Augsburgische Confession (s. d.) und die Apologie (s. d.) derselben. Das von Paul III. nach Mantua ausgeschriebene Concil veranlaßte Luther zur Abfassung der Artikel, welche als Glaubensartikel von den Evangelischen streng aufrecht erhalten werden müßten und unter dem Namen der Schmalkaldischen Artikel (s. d.) bekannt sind. Früher schon hatte Luther den Großen und Kleinen Katechismus abgefaßt. Infolge der die Kirche erschütternden theol. Streitigkeiten, die sich nach Luther's Tode erhoben, entstand das 1577 vollendete und 1580 zu Dresden publicirte Bergische Buch oder die Concordienformel (s. d.). Diese sämmtlichen Schriften bilden die Symbolischen Bücher der luth. Kirche. Vor der Entstehung des Concordienbuches fanden sich in verschiedenen Ländern andere Sammlungen Symbolischer Bücher in Gebrauch, unter denen namentlich folgende merkwürdig geworden sind: Corpus doctrinae Philippicum (Misnicum, Saxonicum, Wittenbergense), 1559; Corpus doctrinae Pomeranum (1561); Corpus doctrinae Prutenicum (1567); Corpus doctrinae Thuringicum (1571) und Brandenburgicum (1572); Corpus doctrinae Wilhelminum und Julium (beide von 1576). Die luth. Gemeinden außerhalb Deutschland, besonders in Dänemark, Schweden und Frankreich, haben vorzugsweise die Augsburgische Confession als symbolisches Hauptbuch angenommen.

Die reformirte Kirche hat fast in allen Ländern, in welchen sie besteht, eigene Bekenntnißschriften aufgestellt und kein durchaus allgemein gültiges Symbolisches Buch. Ueber die verschiedenen Symbolischen Bücher, die sich in der reform. Kirche gebildet haben, s. Reformirte Kirche und Katechismus. Sammlungen dieser Bücher finden sich in: «Corpus et syntagma confessionum fidei, quae in diversis regnis et nationibus ecclesiarum nomine fuerunt authentice editae» (Genf 1654); «Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum», herausgegeben von Niemeyer (Lpz. 1840). Auch die kleinern kirchlichen Parteien, wie die Mennoniten, Socinianer, Arminianer u. a. haben Symbolische Bücher aufgestellt, deren Autorität aber meistentheils keine schlechthin bindende war. Vgl. Winer, «Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christl. Kirchenparteien» (Lpz. 1824; 3. Aufl. von Preuß, 1866).

Ihrer Entstehung wie ihrem ursprünglichen Zwecke nach sind die kirchlichen Symbole im Protestantismus nur Zeugnisse und Bekenntnisse des Glaubens einer bestimmten Zeit; da man aber in den theologischen Streitigkeiten alle Lehrer der Kirche auf ihren Wortlaut verpflichtete, so kam man schon zu Ende des 16. Jahrh. dazu, ihnen eine unbedingte Autorität beizulegen. Die Voraussetzung hierbei war ihre völlige Uebereinstimmung mit der Heiligen Schrift, als dem göttlichen Worte, dessen authentische Auslegung die Symbole sein sollten. Wie man aber zwischen dem religiösen Glauben und seiner theol. Formulirung nicht unterschied, so enthielten jene Symbole mehr oder minder neben den religiösen Grundsätzen des Protestantismus auch theol. Lehrsätze und Erörterungen, deren Werth in demselben Maße streitig werden mußte, als die kirchliche Entwickelung über die dogmatische Vorstellungsform des Reformationszeitalters hinauswuchs. Infolge dessen begann man im 18. Jahrh. die Autorität der Symbole immer

allgemeiner als eine drückende Fessel zu empfinden, obgleich man sich von der Meinung einer angeblich juridischen Verbindlichkeit derselben für alle Lehrer der Kirche nicht loswinden konnte. Man half sich eine Zeit lang mit der Auskunft, daß die Geistlichen auf die Symbole verpflichtet werden müßten, nicht weil (quia), sondern insoweit (quatenus) sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmten, und der Rationalismus fand in dieser weitschichtigen Formel das Mittel, über die Symbole völlig hinwegzukommen, ohne ihr Ansehen zu bestreiten. Die juristische Betrachtung derselben als förmlicher Glaubensgesetze mußte aber immer wieder das Recht der freien Richtung in der prot. Kirche bedrohen. Zwar hatte Schleiermacher ihren Werth darauf zurückgeführt, daß sie nur die eigenthümlichen Grundsätze der evang. Kirche im Unterschiede von der katholischen ausdrückten, und sich energisch gegen ihre Geltung als dogmatische Lehrnormen erklärt, aber die Reaction gegen die Verflüchtigung auch des religiösen Gehaltes der Bekenntnisse im Rationalismus drängte seit dem dritten Decennium des 19. Jahrh. immer entschiedener auch auf Wiederherstellung ihrer theol. und kirchlichen Autorität. Während die pietistische Gläubigkeit, welche seit den Freiheitskriegen sich verbreitete, nur an die Hauptartikel der Bekenntnisse sich halten wollte, regte sich allmählich eine immer mächtigere confessionalistische Strömung, die, von den herrschenden kirchenpolit. Mächten gefördert, besonders seit 1850 in vielen Landeskirchen Deutschlands die Oberhand gewann. Die Vermittelungstheologie fügte sich meist unter allerlei stillen oder doch zweideutig ausgesprochenen Vorbehalten, und in einigen Gegenden schritt man zur Verschärfung der in der Aufklärungszeit fast überall gemilderten Verpflichtungsformeln. Dennoch konnte man den Widerspruch des symbolischen Lehrbegriffs und des modernen Bewußtseins nur künstlich verdecken, und sah sich an den meisten Orten genöthigt, in der Handhabung der Bekenntnißautorität eine sog. milde Praxis eintreten zu lassen, welche die Verpflichteten von dem persönlichen Belieben ihrer kirchlichen Obern abhängig machte und zugleich die Gewissen aufs bedenklichste verstrickte. Daher hat die freie Theologie der Gegenwart aufs entschiedenste die Abschaffung des Symbolzwangs auf Grund der in den Symbolen selbst ausgesprochenen, vom modernen Bewußtsein weiter entwickelten Grundprincipien des Protestantismus gefordert, und die Bedeutung der Symbole darein gesetzt, daß sie als die Geschichtsurkunden des ursprünglichen Protestantismus das eigenthümliche religiöse Bewußtsein der prot. Kirche in urkräftiger Frische, aber in einer durch die damalige Zeitbildung bedingten, nicht unabänderlich gültigen theol. Form enthalten, daher man sich wol in ihren religiösen Gehalt mit Ernst zu vertiefen, von jeder engherzigen Gebundenheit an ihre dogmatische Vorstellungsform aber sich loszusagen habe.

Symmachus aus Samaria, zu Ende des 2. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser einer vielgebrauchten griech. Uebersetzung des Alten Testaments, welche gegenüber der Septuaginta (s. d.) einen engern Anschluß an den Grundtext, wenn auch nicht in der sklavisch buchstäblichen Weise, wie manche seiner Vorgänger, erstrebte. Seine Uebersetzung ist jünger als die des Aquila und Theodosius, wurde aber schon von Origenes (s. d.) in seinem großen Bibelwerke, der sog. Hexapla, mit benutzt.

Symmachus (Quintus Aurelius), ein ausgezeichneter röm. Redner und zugleich einer der letzten Vertheidiger des Heidenthums, in der zweiten Hälfte des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh., bekleidete, nachdem er eine sehr sorgfältige Erziehung und Bildung genossen hatte, die höchsten Staatsämter, die Stadtpräfectur und das Consulat in Rom, und bewährte sich hier selbst unter den schwierigsten Verhältnissen als einen streng rechtlichen Mann, der nur auf das gemeinsame Beste bedacht war. Seine Reden sind bis auf die Bruchstücke von acht Reden auf Valentinian, Gratian u. a., welche Mai zuerst bekannt gemacht hat (Mail. 1815; auch Frankf. 1816; mit einigem später Entdeckten in Mai's «Scriptorum veterum nova collectio», Bd. 1, Thl. 4), untergegangen. Dagegen besitzen wir noch vollständig seine Briefe in zehn Büchern, die zwar denen des jüngern Plinius in Form und Stil fast sklavisch nachgebildet, übrigens aber für die Geschichte jener Zeit von großer Wichtigkeit sind. Ausgaben von letztern besorgten Juretus (Par. 1580 und 1604), Lectius (Genf 1587), Scioppius (Mainz 1608) und Parens (3. Aufl., Frankf. 1651). Vgl. Morin, «Études sur la vie et sur les écrits de S.» (Par. 1847).

Symmetrie oder Ebenmaß heißt die Zusammenstimmung der einzelnen Theile eines Ganzen in Hinsicht auf Maß und Zahl oder die äußere Uebereinstimmung, die sich in dem Verhältnisse der einzelnen Theile eines Gegenstandes zueinander und zu dem Ganzen sichtbar zeigt. Sie ist sonach in der Schönheit mehr das Quantitative, was aber von dem Ausdrucke der Idee als dem Qualitativen unzertrennlich ist. Die S. kommt in räumlicher Hinsicht besonders an solchen Gegenständen vor, welche man in zwei gleiche Hälften getheilt denken kann, und zeigt sich in der Natur vorzüglich am menschlichen Körper, bei welchem im regelmäßigen Zustande die gleichen oder ähnlichen Theile an jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen. Die Kunst muß diese S.

im engern Sinne in denjenigen Werken nachahmen, bei welchen gleiche und ähnliche Theile nothwendig erfordert werden, und unterstützt die Wahrnehmung dieser S. durch Hervorhebung eines Mittel- oder Augenpunktes, von welchem aus sich das Ganze übersehen läßt. Doch gibt es auch viele Gegenstände, deren freie Schönheit ein solches Ebenmaß verbietet und deren Darstellung durch Anwendung desselben steif, ängstlich und gezwungen erscheint, wie z. B. die Anordnung organischer und lebendiger Körper in einer Gruppe; daher sie in der Landschaftsmalerei, in der Gartenkunst, in den Gruppirungen und Stellungen der Figuren auf Gemälden sowie auch in theatralischen Scenen oft störend sein kann. Am meisten springt die S. in der Baukunst in die Augen, deren Wesen durch geistreiche und geschmackvolle Anwendung der räumlichen Dimensionen und geometr. Verhältnisse in todten und festen Massen bedingt ist, sodaß der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältnisses der einzelnen Theile als der erste und größte Fehler eines architektonischen Werks auffällt. Aber auch in den musikalischen Accorden herrscht eine strenge S., welche in den Verhältnissen der Schwingungszahlen bei der Erzeugung der Töne ihren Grund hat. Ihr tritt die S. der Rhythmen hinzu, welche auf Gesetzen des Ebenmaßes in der Zeitmessung beruht. In der Geometrie zeigt sich zwischen stereometrischer und planimetrischer S. ein bemerkenswerther Gegensatz. Denn symmetrische Theile eines Körpers sind zwar gleich, aber nicht congruent, wogegen symmetrische Theile einer Figur auch immer zugleich congruent sind. In der Algebra heißen symmetrische Functionen solche Ausdrücke, in denen verschiedene Größen auf gleiche Art vorkommen. So z. B. steht $a+b$ in S. mit $a+c$ und $b+c$, a^2 mit b^2 und c^2 u. s. w.

Symmikta (griech.), eigentlich Vermischtes, nannte man in späterer Zeit besonders Sammlungen von allerhand Aufsätzen und Abhandlungen, ähnlich den Adversarien, Collectaneen und Miscellaneen. Zu den frühesten und bekanntesten Schriften unter diesem Titel gehören die «Symmicta» des Leo Allatius im 17. Jahrh.

Sympathetische Curen, Heilungen durch Sympathie, nennt man diejenigen Curen, welche angeblich durch eine geheimnißvolle Kraft gewisser Substanzen oder Körper ausgeführt werden, oft ohne mit dem Körper des Kranken selbst in Berührung zu kommen. Als die hierbei wirksame Kraft nimmt man eine Sympathie des Menschenkörpers mit Geistern, Sternen, andern Menschen, Thieren, Pflanzen, Steinen u. s. w., oder eine geheime Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und gewissen äußern Gegenständen an, welche sich aber nicht erweisen läßt. Die Art der Ausführung sympathetischer Curen ist daher sehr verschieden und geschieht theils durch Umhängen von Amuleten und Talismanen, theils durch Beachtung der Constellationen, theils durch Handlungen, die man mit gewissen Gegenständen vornimmt, um auf den entfernten Kranken dadurch zu wirken, theils durch Besprechungen und Gebete. Daß eine Krankheitsheilung dieser Art auf Täuschung oder doch auf bloßen Gemüthseindrücken beruhe, leuchtet ein. Es kommt alles darauf an, in dem Kranken den festen Glauben zu erwecken, daß das Mittel helfen werde, und es wird unter sonst günstigen Bedingungen auch gewiß oft Linderung, ja sogar Besserung herbeiführen. Dies wird besonders bei solchen Krankheiten am leichtesten möglich sein, welche in der Psyche selbst oder im Nervensystem wurzeln, z. B. Geisteskrankheiten, Epilepsie und andern Krampfkrankheiten. Dann ist auch nicht zu übersehen, daß der scheinbare Erfolg einer sympathetischen Cur in der Selbstheilung seinen Grund haben kann, woraus sich zugleich erklärt, daß solche Curen nur bei gewissen krankhaften Zuständen ihre scheinbare Wirkung ausüben. So verschwinden die Hautwarzen oft aus unbekannten Gründen ebenso plötzlich, als sie auftraten, und aus diesem Umstande erklärt sich, warum die sympathische Behandlung der Warzen so oft Erfolg zu haben scheint; bei andern ganz ähnlichen Hautekrankungen, z. B. den Hühneraugen, hat die sympatische Behandlung niemals genützt und kann es auch nicht. Wenn durch Besprechen einer Blutung das Blut steht, so kann dies seinen Grund haben in psychischen Einflüssen, welche auf die Blutcirculation von unzweifelhaftem Einfluß sind; im Zorn röthet sich das Gesicht, bei Schreck, in der Ohnmacht wird es blaß; öffnet man einem Ohnmächtigen eine Ader, so fließt oft kein oder nur wenig Blut aus. Andererseits kann durch den Druck der beim Besprechen aufgelegten Hand die Blutung gestillt werden, wie ohne Besprechung; die Blutung aus einer Schlagader wird niemals durch einen Segen gestillt werden. Von bedeutendern Krankheiten soll die Rose durch Sympathie geheilt werden können; allein diese Krankheit läuft in ebenso viel Tagen von selbst ab, als zu der Besprechung erfordert werden. Andere ähnliche Krankheiten von längerer Dauer, z. B. der Typhus, werden ohne Erfolg sympathisch behandelt. Mit der Erkenntniß solcher Thatsachen und der Ausbreitung naturwissenschaftlicher Bildung verliert sich der Glaube an sympathetische Curen immer mehr.

Sympathetische Tinte, s. Tinte.

Sympathicus nervus (sympathischer Nerv). Neben den zwei großen Nervencentren, dem Gehirn und Rückenmark, besteht noch ein drittes, welches eine ziemliche Unabhängigkeit von jenen besitzt, das sympathische Nervensystem. Die anatom. Bestandtheile desselben sind im wesentlichen dieselben wie die des Gehirn- und Rückenmarksystems, nämlich Nervenfasern und Nervenzellen (Ganglienkugeln), welche letztern durch Nervenfäden untereinander in Verbindung stehen und zu Haufen (Ganglien) angeordnet sind. Die Nervenfasern des Sympathicus sind dünner als die des Gehirns und Rückenmarks und bestehen nur aus einer Substanz, welche dem Achsencylinder der gewöhnlichen Nerven entspricht. (S. Nerven.) Eine wesentliche Eigenthümlichkeit des sympathischen Systems besteht darin, daß seine Bestandtheile nicht auf einem engen Raume zusammenliegen, sondern fast durch den ganzen Körper vertheilt sind. Der Sympathicus liegt nämlich in zwei Strängen zu beiden Seiten der Wirbelsäule in der Brust- und Bauchhöhle und erstreckt sich auch auf Hals und Kopf. In der Mittellinie des Körpers treten Zweige desselben zu eigenthümlichen Geflechten zusammen, während er andererseits mit allen Nerven des Rückenmarks und Gehirns, mit Ausnahme der Sinnesnerven (Geruch-, Seh- und Gehörnerv) in Verbindung steht. Er gibt Zweige ab zu den Blutgefäßen, zu den Lungen, dem Herzen, dem Verdauungskanal und zu allen Drüsen, also zu den Organen des sog. vegetativen Lebens, zu den vom Willen unabhängigen Organen, und beeinflußt so die Blutbewegung, die Blutvertheilung, die Verdauung und die Drüsenabsonderung. Seine Unabhängigkeit vom Gehirn- und Rückenmark tritt namentlich da sehr hervor, wo jene Nervencentren von Krankheiten getroffen, z. B. gelähmt werden. Der Sympathicus fährt während jener Krankheiten fort, seine Function auszuüben, die Blutcirculation, die Verdauung geht noch von statten, wenn die von den gelähmten Nerven versorgten Organe auch ihre Thätigkeit mehr oder minder eingestellt haben. Von Krankheiten des Sympathicus ist sehr wenig bekannt; doch weiß man, daß einzelne Theile desselben gleichfalls gelähmt werden können.

Sympathie (griech.) heißt Mitempfindung, also im physischen Sinne Mitfreude und Mitleid, als die unwillkürliche Nachahmung einer fremden Empfindung, die Theilnahme an derselben, gleich als ob man selbst das empfinde, was der andere empfindet. Die S. ist daher von dem Wohlwollen zu unterscheiden, welches nicht sowol mit dem andern als für ihn empfindet, obwol wohlwollende Gefühle sich häufig aus sympathetischen Gefühlen entwickeln und mit ihnen verschmelzen. Ihr Gegentheil ist die Antipathie (s. d.). — In der Physiologie wird unter S. (consensus) die Eigenschaft des Organismus verstanden, vermöge welcher durch die vermehrte oder verminderte Thätigkeit eines Organs auch die eines andern vermehrt oder vermindert wird. Der allgemeine Grund dieser physiologischen S. ist jedenfalls die enge Verbindung der Theile des Organismus zu einem lebendigen Ganzen. Im einzelnen hat man als Verbindungsglied zwischen dem Organe, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem andern, auf welches sie sich sympathisch (consensuell) verbreitet, bald das Nervensystem, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe anzusehen. Ersteres wirkt besonders durch psychische Vermittelung oder Reflex. (S. Reflexbewegungen.) Das Gefäßsystem wirkt durch Ueberführung der Säfte und der ihnen beigemengten Stoffe von einem Organ zum andern, das Zellgewebe aber durch nachbarliche Verbreitung (Durchsickern, Weiterwandern, Contiguität). Manche sog. sympathische Erscheinungen sind bisjetzt noch nicht ausreichend erklärt. Die Erscheinungen der S. zeigen sich nicht selten schon im gesunden Zustande. Ein Organ bildet sich z. B. zu gleicher Zeit mit dem andern aus; die Stimme verändert sich mit eintretender Mannbarkeit; die Leber, die Speicheldrüsen, das Pankreas, die Häute des Magens sondern zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüssigkeit ab; der Reiz des Lichts auf das Auge erregt Niesen, das Kitzeln Lachen u. s. w. Noch häufiger aber werden diese Erscheinungen in Krankheiten beobachtet, und fast gibt es nicht eine einzige, in der nicht manches aus S. zu erklären wäre. Ehedem verstand man auch unter S. eine geheimnißvolle dunkle Wechselbeziehung der Dinge in der Natur, welche man z. B. bei den sog. Sympathetischen Curen (s. d.) voraussetzte.

Symphonie (d. i. Zusammenklang), ital. Sinfonia, bezeichnet in der modernen Musik ein Instrumentalton werk, bei welchem das ganze Orchester thätig ist, und zwar so, daß die einzelnen Instrumente in freier Selbständigkeit, wie Organe oder Glieder eines Leibes, darin sich bewegen. Hierdurch unterscheidet die S. sich von dem Orchesterconcertstück, welches einzelnen Instrumenten auf Kosten der andern eine bevorzugte Stellung einräumt. Bei der S. ist die Geltendmachung der Virtuosität fast ganz ausgeschlossen, weshalb sie auf einen mehr idealen Inhalt Bedacht nehmen muß. Sie besteht aus mehrern Hauptsätzen und ist an Form und Inhalt die größte

Leistung der reinen Instrumentalmusik. Als um das J. 1600 die Begleitung der Instrumente zum ein- und mehrstimmigen Gesange mehr und mehr in Aufnahme kam, bezeichnete man mit S. die selbständigen Vor-, Zwischen- und Nachspiele der Singstücke, und letztere wurden infolge dessen auch wol selbst so genannt (einige der größten Werke von Gabrieli, Hasler und Schütz sind «Symphoniae sacrae» betitelt). Daß es hierbei auf eine gewisse Selbständigkeit und abgeschlossene Form der kleinen instrumentalen Sätze abgesehen war, konnte man schon damals bemerken. Der Name Symphonia blieb dann haften an den Einleitungsstücken zu musikalischen und andern Schauspielen und hielt sich noch lange neben der durch die franz. Oper Lully's aufgekommenen Bezeichnung «Ouverture». Ein Stilunterschied zwischen beiden war nicht vorhanden, sondern bildete sich erst im Verlaufe der weitern Entwickelung aus. Keime der spätern S. enthielten die um 1700 blühenden Instrumentalsonaten, namentlich in der Form, während das Concerto grosso die eigentliche Bildungsstätte der S. wurde durch die Benutzung des großen Orchesters, im übrigen aber S. und Instrumentalconcert in sich vereinigte. Seit 1760 ging die S. mit schnellen Schritten ihrer Vollendung entgegen, fast durch die Kräfte eines einzigen Mannes, Joseph Haydn's, der durch die erstaunliche Fruchtbarkeit seines Geistes und die genaue Bekanntschaft mit sämmtlichen Instrumenten in mehr als hundert Werken dieser Art die S. zu derjenigen festen Form und innern musikalischen Selbständigkeit gestaltete, in welcher sie seither ihre größte Vollendung erreicht hat. Mehrere seiner S. sind noch concertirender Art und hängen mit dem Concerto grosso zusammen, auch sind die frühesten derselben für ein beschränktes Orchester, z. B. ohne Flöte, gesetzt; aber die Form von vier Sätzen (Allegro, Andante oder Adagio, Menuet, Allegro-Schlußsatz) und die richtige innere Gestaltung oder der musikalische Charakter macht sich überall geltend. In letzterer Hinsicht unterscheiden sich Haydn's S. wesentlich von seinen Quartetten durch breitere Anlage, größere Gedanken, harmonische Pracht und Fülle und einen demgemäßen Aufschwung ins Ernste und Erhabene, und dies eben war es, wodurch er der S. den hohen Rang und die entschiedene Selbständigkeit verschaffte. Zugleich legte er mit richtigem musikalischem Gefühl den Schwerpunkt in den langsamen Satz, worin ihm alle wahren Symphoniecomponisten, besonders Mozart und Beethoven, gefolgt sind. Durch diese breite und tiefe Anlage des Andante- oder Adagiosatzes machte sich das Bedürfniß nach einem erfrischenden und erheiternden Contraste geltend, und deshalb kam Haydn dazu, hier den muntern Menuetsatz in die S. einzuführen, an dessen Stelle Beethoven das humoristisch warme und tief gefärbte Scherzo setzte. Höchst bedeutende, tief musikalische und kunstreiche Werke dieser Art, die nie veralten werden, hat Mozart hinterlassen. Doch erst Beethoven vollendete die Gattung in seinen allbekannten neun Werken, aus denen jedem klar werden muß, daß dieser große Meister in der S. seine eigentliche Heimat hatte. Er erst entwickelte das Orchester zu der größtmöglichen Freiheit und Mannichfaltigkeit und erhöhte die Ausdrucksfähigkeit desselben so sehr, daß die Stimmen oder Tonwerkzeuge lebendige Organe wurden, durch welche er unternehmen konnte, die Gestalten der Natur zu uns sprechen zu lassen und das geheimste Seelenleben zu enthüllen, wie es bis dahin nur in Verbindung mit dem Gesange und durch denselben möglich gewesen war. Hierdurch eröffnete er gleichsam eine neue Welt, rief auch vielfache Auslegungen und Deutungsversuche seiner S. hervor und wurde der Ausgangspunkt für alle folgenden Compositionen dieser Art. Mit seiner neunten S., in der er durch Einführung des Gesanges selbst die bisherige Form durchbrach, wirkte er erst später, dann aber auch um so bedeutender, auf die Kunst ein, und zwar hier nicht überall in wohlthätiger Weise. Bis auf Mendelssohn und Schumann hielt die S. sich noch wesentlich in der frühern geschlossenen Form, wenn auch abweichend an Zahl und Ordnung der Sätze. Erst in neuerer Zeit machte Fr. Liszt den Versuch, «symphonische Dichtungen» daneben zu stellen, indem er, wie der Name besagt, aus poetischen Motiven oder bekannten Dichtungen seine Anregung nahm. Dies ist aber nicht mehr die alte, äußerlich unabhängige, innerlich freie S., sondern eine von poetischen Gedanken abhängende musikalische Illustration, die deshalb auch nicht die wahre Macht der eigentlichen S. entfalten, noch das tiefe und rein künstlerische Interesse derselben erwecken kann.

Symphytum, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Asperifoliaceen oder Borragineen gehörenden Pflanzengattung, deren Arten, lauter perennirende Kräuter, über Europa und Asien zerstreut sind und meist durch herablaufende Blätter geflügelte Stengel und Aeste und in Wickelähren gestellte Blüten besitzen, welche aus einem fünfspaltigen Kelche, einer röhrig-keulenförmigen Blumenkrone mit fünflappigem Saume, in deren Röhre die fünf mit fünf den Eingang zum Schlunde sperrenden Schuppen abwechselnden Staubgefäße eingewachsen sind, und einem viertheiligen Fruchtknoten mit fadenförmigem

Griffel beſtehen. Die Nüßchen ſind glatt. Eine Art dieſer Gattung (S. officinale L.), unter den Namen Schwarzwurzel, Beinwell, Wallwurz u. a. bekannt, iſt durch ganz Deutſchland und einen großen Theil Europas verbreitet. Sie wächſt an feuchten Wieſenſtellen, Gräben, Ufern, zeichnet ſich durch hängende purpurrothe oder auch gelbweiße Blumen und breitgeflügelte Stengel aus und galt wegen ihres Schleimgehalts, beſonders der Wurzel, welche als Radix Consolidae majoris officinell war, für eine Heilpflanze. Eine kaukaſiſche, nicht ſelten zur Zierde in unſern Gärten angepflanzte Art, das rauhe Beinwell (S. asperrimum), durch erſt rothe, dann blaßblaue Blumen und einen dichten Ueberzug von faſt ſtacheligen Borſtenhaaren von voriger Art unterſchieden, iſt als Futterpflanze empfohlen worden.

Symplegaden (Symplegades), d. h. die Zuſammenſchlagenden, auch Cyaneae insulae, iſt der Name zweier kleiner Felſeninſeln an der Mündung des Thraziſchen Bosporus in den Pontus, die dem Mythus zufolge früher fortwährend aneinanderſchlugen und alles Dazwiſchenfahrende zertrümmerten, bis ſie ſeit der glücklichen Durchfahrt der Argonauten (ſ. d.) durch das Saitenſpiel des Orpheus oder, wie andere erzählen, nach Entſendung einer Taube unbeweglich ſtehen blieben. Sie heißen jetzt Urek-Jaki.

Symploke (griech.), eigentlich Verflechtung, heißt eine rhetoriſche Figur der Wiederholung, die ſich aber von der Anaphora und Epiphora dadurch unterſcheidet, daß hier bei mehrern hintereinander folgenden Fragen dieſelbe Antwort erfolgt; z. B.: Was iſt des Thoren höchſtes Gut? Geld! Was verlockt ſelbſt den Weiſen? Geld! Was ſchreit die ganze Welt? Geld!

Sympoſion iſt der griech. Ausdruck für ein nach dem Schluß der Mahlzeit gehaltenes Trinkgelage. Daſſelbe begann, nachdem die Speiſetiſche weggeräumt, die Hände der Theilnehmer gewaſchen und der Fußboden des Zimmers von den Ueberreſten der Mahlzeit gereinigt worden waren, mit einem Trankopfer (Sponde, lat. libatio) für die Götter, worauf gewöhnlich vermittels der Knöchel oder Würfel ein Vorſitzender (Sympoſiarch) ernannt wurde, der die richtige Miſchung des Weines (den die Alten in der Regel mit Waſſer vermiſcht tranken) zu beaufſichtigen, die Zahl der Becher, die jeder der Theilnehmer trinken mußte u. dgl. m. zu beſtimmen hatte. Während des Trinkens unterhielt man ſich durch lebhafte, bald ernſte, bald ſcherzhafte und witzige Geſpräche, durch Aufgeben von Räthſeln, durch Abſingen von Liedern (Skolien), welche von den Theilnehmern in beſtimmter Reihenfolge vorgetragen wurden, durch die Productionen von Harfen- und Flötenſpielerinnen wie auch von Tänzerinnen, Gauklern und Gauklerinnen verſchiedener Art; auch Hetären (ſ. d.) ſpielten nicht ſelten eine bedeutende Rolle dabei. Bisweilen ſchloß ſich auch an das S. noch ein nächtlicher Zug mit Fackeln und Muſik zum Hauſe eines Freundes oder einer Geliebten (griech. komos, lat. comissatio) an. Ein anſchauliches, wenn auch zum Theil idealiſirtes Bild eines durch geiſtreiche Unterhaltung gewürzten atheniſchen S. haben uns Xenophon und Platon in ihren, den Titel «Sympoſion» tragenden Schriften, in denen beiden Sokrates die Hauptrolle ſpielt, hinterlaſſen; ähnliche Schriften unter gleichem Titel von Ariſtoteles, Speuſippos u. a. ſind uns verloren. Bei einigen ſpätern griech. Schriftſtellern, wie bei Plutarch und Athenäos, iſt die Einkleidung in «Tiſchgeſpräche» eine reine Form zur Aufſpeicherung einer Menge der verſchiedenartigſten gelehrten Notizen.

Symptome (griech.), d. i. Zufälle, nennt man in der Medicin alle mit den Sinnen bemerkbaren Abweichungen der einzelnen Theile oder der Functionen des Organismus vom Normalzuſtande, welche als Wirkungen einer Krankheit betrachtet werden müſſen und folglich die Unterlage zu einem Schluſſe auf die Krankheit ſelbſt bilden. Sind dieſe derart, daß ſie nur der Kranke bemerkt, z. B. Schmerz, ſo nennt man ſie ſubjectiv, können ſie auch von andern bemerkt werden, objectiv. Außerdem unterſcheidet man die S. in idiopathiſche, welche an den urſprünglich leidenden Organen ſelbſt wahrgenommen werden (z. B. Kopfſchmerz bei Hirnhautentzündung), und in ſympathiſche oder conſenſuelle, welche in andern entfernten Theilen erſcheinen (z. B. Erbrechen bei Hirnhautentzündung). Diejenigen S., welche einen beſondern Krankheitszuſtand eines beſondern Organs oder Syſtems anzeigen, nennt man pathognomoniſche oder diagnoſtiſche S. Unter letztern ſind in neuerer Zeit beſonders die phyſik. oder materiellen S. wichtig geworden, welche der Arzt durch Fühlen (Palpation), Meſſen (Menſuration), Wägen (Ponderation), Beſichtigen (Inſpection), Behorchen (Auscultation), Beklopfen (Percuſſion), Temperaturmeſſung, chem. Unterſuchung und Mikroſkopie ermittelt, und die ihm oft die unmittelbarſten Schlüſſe auf den Zuſtand eines innern Organs geſtatten (z. B. die mikroſkopiſchen Faſerſtoffcylinder in dem eiweißhaltigen Urin bei der Bright'ſchen Nierenkrankheit). Symptomatologie nennt man in der Medicin die Lehre von den S. oder die Semiotik.

Synagoge (griech.) hieß urſprünglich mit der Feſtſtellung der Verhältniſſe im zweiten jüd.

Staate, entſprechend dem ſpäthebr. Worte Keneseth, die Verſammlung, Genoſſenſchaft der herrſchenden, im Tempel wohnhaften Prieſter. Dann bildete aber auch das ſtreng religiöſe, mit den Prieſtern wetteifernde Bürgerthum, die Phariſäer, gleichfalls ſolche enggeſchloſſene Verbrüderungen, die denſelben Namen annahmen. Unter ihnen entſtanden die Gebete, welche den prieſterlichen Opferdienſt im Tempel vertreten ſollten, und ſo nahm S. vorzugsweiſe die Bedeutung: Verſammlungsort zum Gebete an, welche jedoch auch zuweilen für andere religiöſe Zuſammenkünfte diente. Außerhalb Paläſtinas waren auch in den griech. Gemeinden ſehr berühmte S., und es wird beſonders die Größe und Pracht der aus hohem Alterthum ſtammenden S. zu Alexandrien gerühmt, welche als eine Baſilika bezeichnet wird. Wenn auch in beſtändiger Fortgeſtaltung, ſtellte ſich doch bald die bauliche Form der S. und die Gebetordnung in derſelben feſt. Ein Vorbeter trug die Gebete vor an einem Pulte; Abſchnitte aus Pentateuch nach beſtimmter Reihenfolge und ausgewählte Prophetenſtücke wurden auf einer in der Mitte der S. angebrachten Erhöhung (Bimah, Almemor) vorgeleſen. Letztere iſt in der neuern Zeit meiſt beſeitigt, während die Kanzel Eingang gefunden. Von den Gebeten ragt ein Theil hoch hinauf. Doch ſind zu allen Zeiten viele neue Gebetſtücke hinzugefügt, ältere beſeitigt oder umgewandelt worden, und beſonders wirkt die neuere Zeit mit Eifer dahin, Veraltetes zu entfernen, Inhalt und Form der Gebete den Bedürfniſſen der Gegenwart anzupaſſen, daher auch der vaterländiſchen Sprache mehr Zugang zu verſchaffen. Als das Chriſtenthum zur Herrſchaft gelangte, wurde die S., als unberechtigte Nebenbuhlerin der Kirche, mit feindſeligen Augen betrachtet. Viele wurden zerſtört, andere in Kirchen umgewandelt, die Anlegung neuer bald ganz verhindert, bald ſehr erſchwert. Das Mittelalter, welches in allen Dingen die Sonderung in Corporationen liebte, zog es vor, mehrere kleinere S. innerhalb einer Gemeinde für verſchiedene Brüderſchaften zu errichten, als große, die ganze Gemeinde umfaſſende. Die meiſten aus der Vorzeit erhaltenen S. ſind daher verhältnißmäßig klein, eng und ſchmucklos, und ſelbſt die früher hochgerühmte portugieſiſche S. in Amſterdam ſteht in verblichenem Glanze da. Hingegen hat die neuere Zeit in Europa und Amerika Bauwerke hervorgebracht, die durch Größe, Kunſtſtil und Ausſchmückung die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen. Ihr gehört auch die Einführung der Orgel in die S. an, die zu einem geordneten Gemeindegeſange immer mehr als unentbehrlich ſich erweiſt. Bei den deutſch redenden Juden iſt auch der Ausdruck «Schule» für Gotteshaus geläufig, weil ſich meiſt ein Lehrhaus daran ſchloß. Die große S. (Keneseth ha-gedolah) heißt eben die Geſammtheit der erſten prieſterlichen Lehrer, denen ſich auch einzelne Leviten und Iſraeliten zugeſellten, welche bis zur Zeit, daß die Hohenprieſter und die Könige den Staat mehr monarchiſch geſtalteten, Geſetzgebung und Verwaltung leiteten.

Synchronismus nennt man die Zuſammenſtellung gleichzeitiger Perſonen und Begebenheiten. Die ſynchroniſtiſche Methode der Geſchichtserzählung iſt daher diejenige, nach welcher die Perſonen und Begebenheiten unter verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Ländern nebeneinander vorgeführt und das hiſtoriſch Merkwürdige davon erzählt wird. Wegen der Ueberſichtlichkeit, welche dieſe Darſtellungsweiſe gewährt, ſind beſonders auch die ſynchroniſtiſchen Tabellen, d. h. Zeittafeln, auf denen in nebeneinander ſtehenden Columnen die gleichzeitigen Hauptbegebenheiten und Hauptperſonen verſchiedener Völker zuſammengeſtellt ſind, für das Geſchichtsſtudium zu empfehlen.

Syndesmologie, ſ. Bänder (anatomiſch).

Syndikus heißt derjenige Bevollmächtigte, welchen eine Gemeinheit, eine Univerſitas, zur Beſorgung ihrer Rechtsangelegenheiten beſtellt. Zur gültigen Wahl eines S. iſt erforderlich, daß an die ganze Gemeinheit, alſo z. B. an ſämmtliche Mitglieder einer Innung, eines Domkapitels, die Aufforderung zur Wahl ergeht, daß wenigſtens zwei Drittheile der Mitglieder erſcheinen und daß von dieſen zwei Drittheilen die Mehrheit ſich für den auserſehenen Vertreter entſcheidet. Niemand, der zur Führung eines öffentlichen Amts unfähig iſt, kann S. werden. Die dem S. zu ertheilende ſchriftliche Vollmacht wird Syndicatsinſtrument genannt. Kronſyndici ſind in Preußen angeſehene Rechtsgelehrte, welche auf Verlangen der Krone über zweifelhafte ſtaatsrechtliche Fragen ſich mit ihrem Gutachten vernehmen laſſen. Sie werden vom König ernannt und haben nach dem Geſetz vom 7. März 1853 zugleich Sitz und Stimme im Herrenhauſe.

Synedrium oder Sanhedrin hieß vorzugsweiſe das höchſte Nationalgericht der Juden, das zu Jeruſalem ſeinen Sitz hatte und aus 71 Mitgliedern beſtand. Seine Macht war eigentlich, da es Geſetzgebung und oberſte Verwaltung in ſich vereinigte, die Geſetzgebung ihm aber den Charakter als oberſte Religionsbehörde verlieh, eine ſehr umfaſſende; dennoch wurde ſie bald durch die regierenden Hohenprieſter und Könige wie durch den Kampf der Parteien beſchränkt.

Unter röm. Oberherrschaft mußte das S. jedes von ihm gesprochene Todesurtheil von dem Procurator bestätigen und vollziehen lassen. Die Functionen, welche der Talmud dem S. beilegt, sind nicht den wirklichen Verhältnissen entlehnt, sondern nach der Deutung von Bibelstellen aufgestellt. Das S. ist als Nachfolger der großen Synagoge zu betrachten; die selbständige Versammlung wurde zu Beisitzern der Hohenpriester und Könige. Die Geschichte dieses großen Gerichtshofs wie der kleinern, die unter ihm standen, die Befugniß und innere Einrichtung der letztern ist jedoch noch nicht genügend aufgeklärt.

Synekdŏche heißt eine rhetorische Figur, nach welcher durch die Nennung eines einzelnen oder besondern Gegenstandes das Ganze und das allgemeine Wesen desselben und durch Nennung des Ganzen und Allgemeinen das Wesen des Besondern bezeichnet wird. Es findet hier also eine förmliche Vertauschung zwischen den höhern und niedern Begriffen statt, sodaß ein einzelner, besonders bezeichneter Theil statt des Ganzen, ein einzelnes Ding oder Wesen oder eine Art statt des allgemeinen Gattungsbegriffs und umgekehrt gesetzt wird, z. B. Thür statt Haus, Cicero für Redner, Dolche statt Waffen, dagegen wieder Haus statt Fenster, Gestirne statt Sonne. Auch gehört hierher der Fall, wenn der Singular und Plural miteinander vertauscht (synecdoche numeri) oder bestimmte Zahlen statt unbestimmter Größen gesetzt werden, z. B. der Soldat, statt: die Soldaten; der Spartaner, statt: die Spartaner.

Synergismus und **Synergistische Streitigkeiten.** Mit diesem aus dem Griechischen entlehnten Worte bezeichnet man die Meinung, daß der menschliche Wille bei der Bekehrung sich nicht ganz passiv verhalte, sondern der berufenden Gnade sich hingeben, dem Worte Gottes beistimmen könne. Für diese Ansicht, die weder Pelagianismus (s. d.) noch Semipelagianismus war, sprach in der Reformationszeit namentlich Melanchthon und seine Schule, während das strenge Lutherthum an der absoluten Unfähigkeit des natürlichen Willens, vor, bei oder nach der Bekehrung mitwirken zu können, festhielt. Infolge dieses Gegensatzes entstanden seit 1557 in der deutsch-evang. Kirche eine Reihe heftiger Lehrstreitigkeiten, in denen auf Melanchthon'scher Seite namentlich Pfeiffinger und Strigel, auf streng luth. Flacius und Amsdorf hervortraten. Das Ende des Kampfes war die Zurückweisung der Melanchthon'schen Richtung in der Concordienformel, doch hat es auch in der Folgezeit an Versuchen nicht gefehlt, das dem Synergismus zu Grunde liegende sittliche Interesse zu befriedigen. Der Streit, auf dem Standpunkte des alten Dogmatismus überhaupt unlösbar, läßt sich leicht schlichten, wenn man den Unterschied der sittlichen und der reinreligiösen Weltbetrachtung und das relative Recht beider im Auge behält.

Synĕsis (griech.), lat. auch constructio ad sensum, heißt in der Sprachlehre diejenige Construction, bei welcher die Form des bezogenen Worts sich nur nach dem Sinne des Beziehungsworts richtet und der Sprechende oder Schreibende mithin den Gedanken, den er ausdrücken will, über die grammatische Genauigkeit setzt. So würden z. B. in dem Satze: «Ich begegnete einem armen Mädchen; diese sprach mich um ein Almosen an», oder: «Ich sah ein Regiment; sie trugen Blau und Roth», die Pronomina im Genus und Numerus nur nach der Bedeutung, nicht aber nach der grammatischen Form ihres Beziehungsworts sich richten.

Synesius, ein neuplatonischer Philosoph, zugleich auch als Redner und Dichter nicht unbekannt, geb. 379 n. Chr. zu Cyrene aus einem angesehenen Geschlechte, erhielt zu Alexandria seine wissenschaftliche Bildung und wurde dann von seinen Mitbürgern 397—398 mit einer Sendung an Kaiser Arcadius nach Konstantinopel beauftragt. Nach seiner Rückkehr trat er um 401 zum Christenthum über und wurde 410 Bischof von Ptolemais, starb aber schon 412 (wenigstens sicher vor 431). Er blieb seinen frühern philos. Ansichten treu, die er in Reden, Briefen, Hymnen und andern Schriften darstellte. Letztere verrathen vielerlei Kenntnisse, große Belesenheit und natürlichen Scharfsinn und sind in einer ziemlich gewählten griech. Diction verfaßt. Die beste Gesammtausgabe seiner Werke besitzen wir von Petavius (Par. 1631; zuletzt 1640); gute Bearbeitungen einzelner Schriften, zugleich mit deutscher Uebersetzung, hat Krabinger geliefert, wie von «Calvitiei encomium» (Stuttg. 1834), von den «Aegypt. Erzählungen über die Vorsehung» (Sulzb. 1835) und von der «Rede an den Selbstherrscher Arcadius oder über das Königthum» (Münch. 1825). Derselbe hat auch eine neue kritische Ausgabe der «Opera omnia» des S. (Bd. 1, Landsh. 1850) begonnen. Die «Hymnen» finden sich auch in Daniel's «Thesaurus hymnologicus» (Bd. 1, Halle 1841).

Synköpe, eine grammatisch-phonetische Figur, heißt, im Gegensatz der Epenthesis, die Ausstoßung eines Vocals zwischen zwei Consonanten in der Mitte eines Worts, wie saeclum statt saeculum, ew'ger, theu'rer statt ewiger, theuerer.

Synkretismus (griech.) soll ursprünglich die Gewohnheit der alten Kretenser bezeichnen, bei

auswärtigen Gefahren ihre innern Zwistigkeiten ruhen zu lassen und sich mit vereinten Kräften gegen die Feinde zu wenden. Im übertragenen Sinne bedeutet es auf philos. Gebiet das Verfahren derjenigen, welche, um den Frieden unter den Parteien herzustellen, die Unterscheidungslehren derselben dergestalt erklären, daß jede Partei ihre eigenen Meinungen und Lehren in den Erklärungen zu finden glaubt. Es hat demnach das Wort in der Theologie zugleich die Nebenbedeutung der Gleichgültigkeit angenommen, besonders in Hinsicht der Unterscheidungslehren. Als in Italien im 16. Jahrh. beim Wiederaufblühen classischer Studien Plato's Philosophie mit Liebe gepflegt wurde und dem herrschenden Aristotelismus kräftig entgegentrat, wurden Joh. Franz Pico von Mirandola, Bessarion u. a., weil sie zwischen Plato's und Aristoteles' Philosophie vermitteln wollten, Synkretisten genannt. Ebenso sprach man von einem S. bei den Akademikern und Peripatetikern, besonders aber von dem S. der alexandrin. Philosophen. Doch ist das Wort erst in der prot. Kirche mehr in Gebrauch gekommen. Synkretisten, d. i. Vermischer und Versälscher, wurden seit dem Anfang des 17. Jahrh. besonders die Anhänger des Georg Calixtus (s. d.) und die helmstedter Theologen überhaupt genannt, weil sie neben der Heiligen Schrift die Tradition aus den ersten christl. Jahrhunderten als untergeordnete Erkenntnißquelle der Lehre wollten gelten lassen und das Apostolische Symbolum für hinreichend hielten zur Bestimmung der Grundlehren der christl. Kirche und deshalb auch zur Herstellung des Friedens unter allen Parteien. Allgemeiner wurde der Name Synkretist seit dem Religionsgespräch zu Thorn 1645, wo Calixt zugegen war. Nach seinem Tode setzten seine Schüler und sein Sohn Friedr. Ulr. Calixtus den Streit fort. Lange Zeit erschütterte derselbe die prot. Kirche, und nie kam eine wahre Aussöhnung der Streitenden zu Stande.

Synodal- und Presbyterialverfassung nennt man in der prot. Kirche diejenige organische Einrichtung, nach welcher die repräsentative Kirchengewalt in die Hände von Synoden (s. d.) und Presbyterien (s. Presbyter) gelegt wird. Das Presbyterium bildet den Vorstand einer Localkirche und besteht aus dem Geistlichen derselben, der in der Regel den Vorsitz führt, und einer Anzahl Gemeindemitgliedern (Kirchengemeinderath). Zu seinem Wirkungskreise gehört theils die Fürsorge für alle äußern kirchlichen Angelegenheiten einer Gemeinde, die Aufsicht über das Kirchenvermögen, die Kirchen- und Schulgebäude, die Kirchhöfe, theils die Aufsicht über das religiös-sittliche Leben in der Gemeinde, die kirchliche Armenpflege, die Vorberathung allgemeiner kirchlicher Angelegenheiten, welche auf den Synoden zur Sprache kommen; die Zustimmung zu Aenderungen im Gottesdienst, zur Einführung neuer Gesangbücher und Katechismen sowie die Theilnahme an der Wahl der Pfarrer. Die Synoden bilden in den Kreis-, Diöcesan- oder Provinzialsynoden und in den Landessynoden eine aufsteigende Instanz und bestehen aus Geistlichen und Laien, meistens zu gleichen Theilen. In den Kreissynoden haben alle Pfarrer des Kreises und gewählte Abgeordnete der Presbyterien Sitz und Stimme, in den Synoden der höhern Stufen jedoch nur eine Anzahl gewählter Geistlicher neben einer entsprechenden Zahl von Laiendeputirten, die entweder von den Presbyterien unmittelbar oder von den Kreis-, resp. Provinzialsynoden gewählt werden. Die Landessynode ist der höchste kirchliche Vertretungskörper der Landeskirche, welcher die gesetzgebende Gewalt in der Kirche zu üben und nach den meisten Verfassungen auch durch seinen ständigen Ausschuß an wichtigern Verwaltungsmaßregeln des Kirchenregiments Antheil zu nehmen hat. In den meisten Kirchenverfassungen nämlich findet eine Verbindung der presbyterialen und synodalen Ordnungen mit der ältern Consistorialverfassung (s. Consistorium) statt. Das Kirchenregiment ruht hiernach, wie bisher bei den landesherrlich eingesetzten Kirchenbehörden für die Landes- und Provinzialkirchen (Oberkirchenrath, Oberconsistorium, Landesconsistorium, Provinzialconsistorium), auf deren Zusammensetzung jedoch in einigen Ländern auch der Synodalausschuß einen gewissen Einfluß hat. In den einzelnen Bestimmungen über Befugniß und Zusammensetzung der Presbyterien und Synoden weichen die verschiedenen Kirchenverfassungen ziemlich weit voneinander ab.

Die gegenwärtigen Presbyterial- und Synodalverfassungen werden gewöhnlich als eine Erneuerung altreformirter Einrichtungen betrachtet, wobei man aber den großen Unterschied, der zwischen beiden besteht, nicht übersehen darf. Die reformirten Presbyterien aus der Zeit Calvin's waren kirchlich-aristokratische Körperschaften, die sich selbst durch Cooptation ergänzten und außer der Verwaltung in außerkirchlichen Angelegenheiten sonst nur mit der Uebung der Kirchenzucht beauftragt waren. Die Synoden waren auch in der reform. Kirche meist Geistlichkeitssynoden. Doch haben sich allerdings in einigen ursprünglich reform. Ländern, wie in den Rheinlanden, Baden und anderwärts, die neuen Einrichtungen aus den ältern entwickelt. Der Unterschied beider besteht wesentlich darin, daß die modernen Verfassungen mit mehr oder minder

Consequenz die repräsentativen Formen des polit. Constitutionalismus auf das kirchliche Gebiet übertragen. Als eine Forderung unsers modernen Lebens haben sich dergleichen repräsentative Einrichtungen auch innerhalb der luth. und unirten Kirche immer allgemeiner Bahn gebrochen und dagegen sich hier mit den rechtverstandenen Grundprincipien des Protestantismus, welche keine Theologen und Pastoren, sondern eine Volkskirche, und statt einer absolutistischen Leitung des Gemeindelebens von oben her eine freie Entwickelung aller in der Gemeinde lebendigen Kräfte fordern. Ebendarum hat es aber in den meisten Landeskirchen lange Kämpfe gekostet, bevor die kirchlich-polit. Behörden sich zur Herstellung presbyterialer und synodaler Ordnungen verstanden. In manchen Ländern fehlen dieselben noch ganz, in andern sind sie durch das «conservative» Interesse des Kirchenregiments mehr oder minder verfälscht worden.

In den reform. Kirchen Frankreichs, Englands, Schottlands, der Niederlande und Nordamerikas besteht eine große Mannichfaltigkeit synodaler und presbyterialer Ordnungen, welche sich durch die Verschiedenheit der geschichtlichen Entwickelung, zum Theil auch durch die verschiedenen Grundsätze der einzelnen kirchlichen Parteien erklärt. Mit Ausnahme der Anglikanischen Kirche (s. d.), welche eine streng bischöfl. Verfassung hat, regt sich in allen diesen reform. Kirchen das Streben, die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten immer consequenter nach dem Gemeindeprincip zu gestalten. In der Schweiz bestehen noch die alten Presbyterien und Geistlichkeitssynoden, während das eigentliche Kirchenregiment in der Hand der cantonalen Behörden liegt. Doch haben sich neuerdings in Waadtland und in Genf sog. Freikirchen unabhängig von der Staatsgewalt gebildet.

In Deutschland, wo die reform. Gemeinden ebenso wie die lutherischen seit der Reformationszeit unter consistorialem Regiment standen, hatten sich nur bei den Reformirten der Rheinlande und Westfalens, besonders in Jülich, Kleve, Berg und der Grafschaft Mark, presbyteriale und synodale Ordnungen erhalten. Nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens 1815 dachte man an die Einführung der Synodal- und Presbyterialverfassung zunächst in Preußen, dessen König in ihr ein Beförderungsmittel der evang. Union erblickte. Durch königl. Verordnung wurden 1816 Kreis- und Provinzialsynoden der Geistlichen, jedoch ohne Zuziehung von Laien, sowie Presbyterien für die einzelnen Parochien, aus dem Geistlichen und einigen Laien bestehend, eingeführt. 1817 ward auch die Haltung einer Generalsynode verheißen. Da aber die von den Synoden ausgeschlossenen Laien in diesen Versammlungen der Geistlichen den Anfang einer prot. Hierarchie erblickten, die Synoden selbst nicht sehr fügsam für die Plane der Regierung, namentlich in Hinsicht der Union und der Einführung der berliner Hofagende, sich zeigten, ging das Synodalwesen allmählich wieder ein, und an die Haltung einer Reichssynode wurde nicht mehr gedacht, bis endlich Friedrich Wilhelm IV. den frühern Plan wieder auffaßte. Auf seinen und des Königs Ernst August von Hannover Befehl mußten 1845 die Hofprediger Snethlage und Rupstein Andeutungen zu Punctationen für eine freie Verständigung der evang.-prot. Kirchen Deutschlands entwerfen, und im Sommer 1846 kam auch eine Reichssynode in Berlin zusammen, die aber hauptsächlich nur über die Verpflichtung der Geistlichen auf die Symbolischen Bücher verhandelte und dann wieder bis auf weiteres vertagt wurde. Vgl. Krüger, «Berichte über die erste evang. Generalsynode Preußens 1846» (Lpz. 1846). Nur die Rheinprovinz und Westfalen erhielten 1835 eine presbyterial-synodale Verfassung, wenn auch mit stark consistorialer Beimischung. In den östl. Provinzen wurde 1850 die Errichtung von Gemeindekirchenräthen ohne wirkliche Gemeindewahl mit confessioneller Verpflichtung und ängstlich abgegrenzten Befugnissen versucht, seit 1860 in etwas modificirter Weise unter dem Widerspruche der Strengconfessionellen und großer Gleichgültigkeit der Gemeinden wieder aufgenommen und durchgeführt, auch seit 1862 mit der Abhaltung von Kreissynoden begonnen. Von den übrigen deutschen Landeskirchen erhielt die bairische jenseit des Rhein 1821 von den Pfarrern ausgewählte Presbyterien und seit 1825 zwei getrennte Generalsynoden, überwiegend aus Geistlichen zusammengesetzt, mit einem geringen Bruchtheile unter dem Einfluß des Kirchenregiments ausgewählter Laien, dazu nur mit berathender Stimme. Seit 1853 wurde die freie Gemeindewahl für die Synoden durchgesetzt, doch behauptet die Geistlichkeit nach immer die doppelte Stimmenzahl. Auf nicht viel freisinnigern Grundlagen ruhte die 1818 eingeführte Kirchenverfassung der unirten Pfalz. Die 1848 eingeführte freie Gemeindewahl ward 1853 wieder beseitigt, doch ist seit 1861 durch ein neues Wahlgesetz den Gemeinden wieder ein Einfluß auf die Zusammensetzung der Generalsynode eröffnet. In Oldenburg vollzog 1849 eine constituirende Synode die vollständige Trennung der auf den freiesten Grundlagen organisirten Kirche vom Staat, doch wurde 1852 das landesherrliche Kirchenregiment wiederhergestellt. Dagegen blieb die Presbyterial- und Synodal-

verfassung bestehen, nur in die Landessynode traten zu 17 freigewählten Weltlichen und 12 Geistlichen 5 vom Großherzog ernannte Mitglieder. In Baden wurde 1821 mit der Union eine Presbyterial- und Synodalordnung eingeführt, welche eine freie Entwickelung wenigstens anbahnte. Die vollständige Durchführung des Gemeindeprincips erfolgte jedoch erst nach harten innern Kämpfen durch die Kirchenverfassung vom 5. Sept. 1861, die nicht ohne Grund für ein Musterbild gilt. In demselben Jahre erhielt die evang. Kirche Deutschösterreichs eine provisorische Kirchenverfassung auf freisinniger Grundlage, die von der Generalsynode von 1864 umgestaltet wurde und in der neuen Gestalt, doch nicht ohne willkürliche Aenderungen, 1866 die kaiserl. Sanction erhielt. Auch die hannov. Kirche erlangte als Frucht der Gesangbuchs- und Katechismusstreitigkeiten 1863 eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung, welche auch nach der Annexion des Landes an den preuß. Staat (1866) aufrecht erhalten blieb.

Synode nennt man in der kath. Kirche eine Versammlung in kirchlichen Angelegenheiten, die entweder ein Bischof mit seinen Pfarrern (synodus dioecesalis), oder ein Erzbischof mit seinen Bischöfen (synodus provincialis), oder die gesammte Geistlichkeit eines Landes unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten (synodus universalis oder nationalis) veranstaltet, um über Streitpunkte in der Kirchenlehre und Liturgie oder überhaupt über kirchliche Angelegenheiten Verhandlungen zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Ueber die S. in der prot. Kirche s. Synodal- und Presbyterialverfassung; über den Heiligen Synod in Rußland s. Russische Kirche.

Synodisch heißt die Umlaufszeit eines Planeten um die Sonne, wie man sie von der Erde aus beobachtet, oder der zwischen zwei aufeinanderfolgenden entsprechenden Conjunctionen (oder zwischen zwei Oppositionen) desselben Planeten liegende Zeitraum. Die synodische Umlaufszeit des Mondes (oder der synodische Monat) ist der Zeitraum zwischen zwei aufeinanderfolgenden Neumonden oder Vollmonden.

Synonymen (synonyma) nennt man in der Sprache sinnverwandte oder solche Wörter, die sich durch gewisse wesentliche Merkmale voneinander unterscheiden, aber einen höhern Begriff gemein haben. Sie sind nicht mit den Homonymen, d. h. Wörtern von gleichem Laute, aber verschiedener Bedeutung, zu verwechseln. So bezeichnen die Ausdrücke Argwohn und Verdacht im allgemeinen ein auf unzureichenden Gründen beruhendes nachtheiliges Urtheil, unterscheiden sich aber dadurch, daß der Argwohn auf subjectiven, der Verdacht auf objectiven Gründen beruht. Der oft sehr feine Unterschied kann allerdings meist durch eine sichere Begründung und scharfe Bestimmung der Etymologie der betreffenden Wörter entwickelt werden, hat sich jedoch auch in vielen Fällen durch den Gebrauch festgestellt. Alle synonymen Begriffe sind übrigens einander entweder coordinirt, d. h. sie stehen als Arten unter einem unmittelbaren höhern Begriffe, wie Argwohn und Verdacht, oder sie sind einander subordinirt, wie Kleidung und Kleid, Leid und Schmerz. Für den mündlichen Ausdruck wie für die schriftliche Darstellung ist es von großer Wichtigkeit, daß nicht eine Vertauschung der sinnverwandten Wörter eintritt, daher eine Kenntniß der Regeln über die genaue und richtige Unterscheidung solcher Wörter, deren Ganzes man unter dem Namen Synonymik begreift, von jedem Gebildeten mit Recht gefordert wird. Schon die alten griech. Grammatiker Pollux, Ammonius u. a. erkannten die Nothwendigkeit dieser Lehre und machten die ersten Versuche im Sammeln und Erläutern der S.; doch ist man erst in neuerer Zeit mit den Fortschritten der allgemeinen und philos. Sprachlehre und durch die tiefern Studien in der Grammatik überhaupt zu einem mehr befriedigenden Resultat gelangt. Namentlich sind die S. der lat. Sprache durch Dumesnil, Ernesti, Ramshorn, Döderlein, Habicht, Schmalfeld und Schultz und die der deutschen Sprache durch J. A. Eberhard und Maaß sowie durch Weigand sorgfältig behandelt worden. Synonymie heißt theils die Sinnverwandtschaft der Wörter selbst, theils eine rhetorische Figur, nach welcher eine Häufung von S. zur nachdrücklichen Hervorhebung des Gedankens angewendet wird, wie in den Worten des Cicero von Catilina geschieht: abiit, excessit, evasit, erupit.

Synopsis (griech.) bedeutet so viel wie Uebersicht, kurzer Entwurf, Zusammenstellung verschiedener Schriften, die denselben Gegenstand betreffen. In letzterm Sinne nennt man besonders S. der Evangelien die Zusammenstellung derjenigen Stellen aus den Evangelienbüchern, die denselben Gegenstand in ähnlicher oder gleicher Weise erzählen.

Syntagma (griech.), eigentlich Zusammengeordnetes, heißt eine Sammlung mehrerer Schriften oder Aufsätze verwandten Inhalts, dann überhaupt eine Zusammenstellung verschiedener Bemerkungen, z. B. grammatischer und kritischer, besonders insofern darin gelehrter Sammlerfleiß sichtbar ist. So besitzen wir namentlich von den holländ. Philologen der frühern Jahrhunderte eine große Anzahl solcher Schriften unter dem Titel «Syntagma criticum» u. s. w.

Syntax, Syntaxis (griech. Zusammenstellung, Ordnung), heißt der Theil der Grammatik, welcher sich mit der Form des Satzes, dem Satzbau und den Verhältnissen der Worte im Satze beschäftigt (daher auch Satzlehre genannt), während die beiden andern Theile der Grammatik, die Formenlehre das einzelne Wort und seine Form, die Lautlehre die einzelnen Laute und ihre Verhältnisse behandelt. Die beschreibende S. hat demnach die Aufgabe, sämmtliche Regeln, nach denen die in einer Sprache vorhandenen Formen im Satze gebraucht werden, zusammenzustellen und zu ordnen, z. B. in welchem Sinne und in welchen Verbindungen die Tempora, Modi, Casus u. s. w. angewendet werden. Die Aufgabe der wissenschaftlichen S. dagegen ist, die so beobachteten Erscheinungen zu erklären, d. h. in der Grundform und Grundbedeutung jedes einzelnen Elements die Ursache seiner bestimmten Anwendung im Satze zu erkennen; sie setzt also Formenlehre und Satzlehre in die engste Verbindung. Die vergleichende, d. h. einen ganzen Sprachstamm umfassende Grammatik sucht daher auch die den syntaktischen Verhältnissen der Einzelsprachen zu Grunde liegende Satzbildung der Ursprache des betreffenden Sprachstammes zu ergründen. Der Satzbau ist ein verschiedener je nach dem verschiedenen Alter und dem verschiedenen Bau der Sprachen. Der Satzbau des Chinesischen, einer isolirenden Sprache, ist z. B. von dem der flectirenden indogerman. Sprachen im Princip verschieden und aus andern Gesichtspunkten zu beurtheilen; der Satzbau der roman. Sprachen, als jüngern Formen des Lateinischen, weicht von dem des Latein ab. Hier zeigt sich namentlich, wie eng die Formenlehre mit der Satzlehre zusammenhängt, weil z. B. das Französische den Nominativ und Accusativ nicht mehr unterscheiden kann (père = lat. pater und patrem) entsteht die Nothwendigkeit, das Wort, wenn es Object, also Accusativform ist, immer dem Verbum nachzustellen, eine Regel, die das Lateinische nicht kennt.

Synthēsis oder Synthēse heißt Zusammenstellung, Verbindung, Verknüpfung eines Mannichfaltigen im Gegensatze zur Analysis (s. d.), d. h. der Trennung, Zerlegung und Sonderung. Da alles Denken und Erkennen sich zwischen der Trennung und Verknüpfung der Vorstellungen und Begriffe bewegt, so bedient man sich des Worts vorzugsweise zur Bezeichnung der verschiedenen Arten und Methoden dieser Gedankenverknüpfung. Eine unabsichtliche und unwillkürliche S. findet in der Auffassung der sinnlichen Erscheinungen und unserer selbst statt, indem sich einerseits die Mannichfaltigkeit der wahrgenommenen Merkmale in den Vorstellungen von den Dingen und ihrem Zusammenhange verknüpft, andererseits die Mannichfaltigkeit unserer Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen in der Einheit des Selbstbewußtseins verschmilzt. Eine absichtliche Synthese kommt in dem wissenschaftlichen Denken bei Begriffen, Urtheilen und der Verknüpfung ganzer Gedankenreihen vor. In dieser Beziehung nennt man eine synthetische Erklärung eine solche, bei welcher die Merkmale vor dem Begriffe, in welchem sie verknüpft werden, bekannt sind und die bestimmte Art ihrer Verknüpfung keinem Zweifel unterworfen ist. Der Begriff entsteht dann ganz eigentlich durch das zusammenfassende Denken; so die meisten mathem. Begriffe, während empirisch gegebene Begriffe nur einer analytischen Verdeutlichung, d. h. der Zerlegung einer Gesammtvorstellung in ihre Merkmale, zugänglich sind. Ein synthetisches Urtheil nennt man ein solches, dessen Prädicat nicht, wie beim analytischen, schon in dem Subjectsbegriffe liegt, z. B. in dem Urtheile: Alle Körper sind ausgedehnt, sondern als eine neue Bestimmung mit ihm verknüpft wird, wie z. B. in dem Urtheile: Jede Veränderung hat eine Ursache. Analytische Urtheile erläutern, synthetische erweitern unsere Gedanken und Erkenntnisse. Ist dabei das Urtheil von der Erfahrung abhängig, so nennt man es synthesis a posteriori; tritt es unabhängig von der Erfahrung mit dem Anspruch auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit auf, so heißt das eine synthesis a priori; und da alle Erweiterung des Wissens über die Grenzen der Erfahrung hinaus sich in der Form synthetischer Urtheile a priori darstellen muß, so ist die Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? seit Kant eines der wichtigsten Probleme der Philosophie geworden. In ähnlicher Weise unterscheidet man synthetisch (progressiv) und analytisch (regressiv) gebildete Schlußreihen, je nachdem man von gewissen Prämissen aus fortschreitende Folgerungen entwickelt, oder rückwärts zu den letzten Gründen zu gelangen sucht. Daher nennt man auch synthetische Methode diejenige, welche, von den Principien ausgehend, die Folgerungen entwickelt, während die analytische diese Principien erst aus den Thatsachen abzuleiten sucht. Häufig bezeichnet man auch als S. die Vermittelung zwischen zwei entgegengesetzten Bestimmungen, Thesis und Antithesis, wie z. B. der Begriff des Werdens vermöge einer S. von Position und Negation, der des Maßes vermöge einer S. von Qualität und Quantität, der der Linie vermöge einer S. von Richtung und Gegenrichtung gebildet wird. Die Bildung der logischen Grundbegriffe als Synthesen aus vorangehenden

Gegensätzen ist das Thema der dialektischen Methode bei Hegel. Ueber die Bedeutung der synthetischen und analytischen Methode in der Mathematik s. Analysis.

Syphax, König der Massäsylier im westl. Numidien, wurde im zweiten Punischen Kriege durch Scipio, der ihn von Spanien aus selbst besuchte, 207 den Römern als Bundesgenosse gewonnen, bald nachher aber dadurch, daß Hasdrubal ihm seine dem Masinissa (s. d.) verlobte Tochter Sophonisbe zum Weibe gab, wieder auf die Seite der Karthager gezogen. Als Scipio von Sicilien nach Afrika übergesetzt war, griffen 203 Hasdrubal und S. sein Lager an; sie wurden aber zurückgeschlagen und der letztere durch Lälius und Masinissa in seinem eigenen Lande aufgesucht, überwunden und in röm. Gefangenschaft gebracht. Nach Polybius folgte er dem Triumphzuge des Scipio und starb in Rom im Gefängniß; nach Livius dagegen starb er zu Tibur noch vor dem Triumphe.

Syphilis, venerische Krankheit, Lustseuche (Lues). Von den durch Ansteckung erzeugbaren venerischen Krankheiten unterscheidet man drei Arten, den Tripper (s. d.), die primäre und die secundäre S., welche wesentlich voneinander verschieden sind. Die schweren Fälle veralteter secundärer S., die namentlich mit Erkrankung der Knochen einhergehen, bezeichnet man als tertiäre S., und die secundäre S. nennt man, weil sie nicht einfaches örtliches Leiden ist, sondern den ganzen Körper ergreift, auch constitutionelle S. Die primäre oder einfache S. schließt sich also im Wesen mehr dem Tripper an, gleichfalls einem nur örtlichen Leiden, und ist nur äußerlich, wegen des Bestehens des Schankers, der constitutionellen S. ähnlich. Durch Ricord namentlich wurde die Ansicht verbreitet und vertheidigt, daß sich die primäre S. zur secundären entwickeln könne; doch ist diese Lehre wiederholt und von Ricord selbst als irrig erkannt worden. Die Feigwarzen (s. d.) und Beulen oder Bubonen (s. d.) sind theils eigentlich syphilitisch, theils nicht. Die S. entsteht stets durch Ansteckung, und zwar fast allein durch innige Berührung eines gesunden Körpertheils mit einem kranken (also zumeist durch Beischlaf), sehr selten in anderer Weise, z. B. durch Kratzen mit den von Syphilisgift beschmutzten Nägeln u. dgl. Die Angabe, daß die Krankheit durch von Syphiliskranken gebrauchte Geräthe, z. B. durch Trinkgeschirr u. dgl. übertragen worden sei, wird häufig von Angesteckten gemacht, um sich vorwurfsfrei zu erhalten, indeß ist kein einziger sicherer Fall dieser Art bekannt. Bei der primären S. treibt (wie beim Tripper) wenige Tage nach der erfolgten Ansteckung an der betroffenen Stelle (also zunächst an den Geschlechtstheilen) ein Geschwür auf, durch dessen Eiter beim künstlichen oder natürlichen Verimpfen, an dem bereits (primär oder secundär) erkrankten oder noch gesunden Individuum ein gleiches hervorgebracht werden kann. Dieses Geschwür heilt bei der einfachsten Behandlung wie ein anderes nichtsyphilitisches Geschwür und läßt keine Folgen nach sich. Da es sich meist weich anfühlt, nennt man es, im Gegensatz zu dem secundären harten (inducirten), einen weichen Schanker; doch kann auch ein primärer Schanker hart, ein secundärer weich sein. In nicht sehr häufigen Fällen entzünden sich dabei die Leistendrüsen und bilden schmerzhafte, in Eiterung übergehende Geschwülste, Bubonen. Nach der Heilung dieses Schankers und der Bubonen hat die primäre S. ihr Ende erreicht; sie läßt keine Folgen nach sich, als die etwa durch die Gewebszerstörung und durch die Narben bedingten.

Anders verhält es sich mit der secundären (constitutionellen) S. Unmittelbar nach der Ansteckung tritt hier kein Zeichen der Krankheit auf, die Stelle, an welcher die Impfung stattfand, heilt und wird zumeist gar nicht wahrgenommen. Etwa 3—4 Wochen nach der Ansteckung bildet sich aber an dieser Stelle ein oft sehr kleines, häufig hartes Geschwür aus, und gleichzeitig mit diesem treten weitere Zeichen der erfolgten Durchseuchung auf, zunächst, abgesehen von den (schmerzlosen, indolenten) Anschwellungen der Leistendrüsen, auch Anschwellungen der Lymphdrüsen an andern Körperstellen und meist rothfleckige, selten schuppige oder knotige Hautausschläge. Das secundäre Geschwür läßt sich nicht auf bereits secundär Erkrankte verimpfen, sondern nur auf Gesunde (oder blos mit einem primären Geschwür behaftete) und erzeugt dann wieder constitutionelle S. Nicht zu übersehen ist dabei, daß ein primäres Geschwür zugleich auch secundär inficirt sein kann, sodaß bei Weiterimpfung desselben erst ein primäres Geschwür, und dann ein secundärer Schanker mit den übrigen Erscheinungen der constitutionellen S. auftritt. Neben den Hautausschlägen bilden sich bei der constitutionellen S. noch eine Reihe von andern Affectionen aus, jedoch nicht mit Nothwendigkeit, als Geschwüre in der Mundhöhle, namentlich am harten und weichen Gaumen, welche bei Vernachlässigung den Gaumen leicht durchbohren und so schwer zu heilende Sprachstörungen hervorrufen können; ferner Geschwüre in der Nase u. dgl. Charakteristisch für diese secundär-syphilitische Gewebserkrankungen ist die Ausbildung einer eigenthümlichen Geschwulstform, des Syphilom s, welche, wenn sie in andern Geweben

(Muskeln, Leber u. ſ. w.) auftritt, die Formen darſtellt, welche man als tertiäre S. bezeichnet. Für dieſe ſind namentlich die Erkrankungen der Knochen (Schienbeine, Stirnbein, Geſichts- und Vorderarmknochen) als Merkmale betrachtet worden. Die Knochen ſchwellen dabei an und ſind, namentlich nachts, ſehr ſchmerzhaft. So leicht zugänglich die S. in der Regel der Heilung iſt, wenn dieſe zeitig begonnen und zweckmäßig geleitet wird, ſo ſchwere Folgen kann eine Vernachläſſigung und Mishandlung der Krankheit haben. Auf alle Fälle iſt möglichſt zeitig ein tüchtiger und gewiſſenhafter Arzt perſönlich zu Rathe zu ziehen. Durch eine ſehr unzeitige Scham laſſe man ſich nicht verleiten, zu Geheimmitteln und Quackſalbern ſeine Zuflucht zu nehmen, namentlich hüte man ſich vor ſolchen, welche, ſich die Verlegenheit Angeſteckter zu Nutze machend, Geſchlechtskrankheiten «brieflich» behandeln. Als Heilmittel bedient man ſich in ſchweren Fällen des Queckſilbers und des Jodkaliums; doch leiſten dieſe nur in der Hand des Arztes das, was ſie ſollen. In leichten Fällen genügt oft eine einfache ſymptomatiſche Cur. Noch iſt zu erwähnen, daß ſich die conſtitutionelle S. auch auf die Kinder vererbt, wenn eins der Aeltern zur Zeit der Zeugung mit derſelben behaftet iſt. In vielen Fällen ſterben die Kinder zeitig, erlangen oft gar nicht die Reife, in andern ſind die Kinder ſtets und kränklich. (S. Skrophuloſe.) Wenn die S. zuerſt beobachtet wurde, iſt nicht ermittelt; die Angabe, daß ſie erſt nach der Entdeckung Amerikas aufgetreten und im Alterthum unbekannt geweſen ſei, ſcheint nicht richtig zu ſein. Auszurotten wäre die Krankheit nur durch ſorgſamſte ärztliche Ueberwachung ſolcher Perſonen, durch welche ſie verbreitet werden kann.

Syra, im Alterthum gewöhnlich Syros, eine der cykladiſchen Inſeln, von 2 Q.-M. Umfang, iſt durchaus felſig, aus grobem rothem Marmor und Schiefergeſtein beſtehend, ohne Ebene, mit wenigen und dürftigen Quellen; der Boden iſt ſelbſt in den Schluchten und Thälern dünn und ſteinig, ſodaß nur etwas Gerſte, Wein, Feigen und Honig producirt wird und der Bedarf der Bevölkerung zum größten Theil durch Einfuhr gedeckt werden muß. Im Alterthum nur ſelten erwähnt, war die Inſel auch in der neuern Zeit ohne Bedeutung bis zum Ausbruch des griech. Befreiungskampfes, währenddeſſen viele Familien aus Kreta, Chios und andern von den Greueln des Kriegs ſchwer heimgeſuchten Gegenden hier ein Aſyl fanden. Dieſe Flüchtlinge bauten an der Oſtküſte unterhalb der ½ St. vom Meere auf einer felſigen Anhöhe gelegenen, ganz von Katholiken bewohnten alten Stadt Syros (jetzt Paläa-Syros genannt) eine neue Stadt, die nach der Begründung des Königreichs Hellas unter dem Namen Hermupolis eine der bedeutendſten Handelsſtädte des Königreichs und überhaupt einer der wichtigſten Plätze für den Verkehr zwiſchen dem Abendlande und der Levante geworden iſt. Die etwa 40000 E. zählende Inſel bildet mit der Nachbarinſel Mykonos und den jetzt unbewohnten Inſelchen Delos und Rheneia eine Eparchie des Nomos der Cykladen, deſſen Nomarch ſeinen Sitz in Hermupolis hat. Dieſe Stadt iſt auch der Sitz eines griech. Erzbiſchofs und beſitzt ein zahlreich beſuchtes Gymnaſium.

Syrakus (Syracusae), im Alterthum die bedeutendſte unter den Städten Siciliens, im ſüdlichern Theil der Inſel auf der Oſtküſte gelegen, wurde 734 v. Chr. von korinth. Auswanderern unter Führung des Herakliden Archias gegründet. Die erſte Anlage der Stadt geſchah auf der Inſel (Naſos) Ortygia, am nördl. Ende der im Süden durch das Vorgebirge Plemmyrion abgeſchloſſenen weiten Bucht, in welche zwiſchen Sümpfen der Fluß Anapus mündet, und die den großen Hafen der Stadt bildete, während der kleinere, aber eigentliche Haupthafen zwiſchen dem nördl., ſpäter mit dem Lande verbundenen Ende der Inſel und dem zunächſt angelegten, Achradina genannten Stadttheile lag, der, außerordentlich ſtark befeſtigt, ſich am Meere bis zu der Bucht Trogilus hin erſtreckte. In ihm befanden ſich die meiſten der berühmten ſyrakuſaniſchen Latomien (unterirdiſche Steinbrüche) mit dem ſog. Ohr des Dionyſius. Von dieſem Hafen ſowie unter ſich durch Mauern geſondert, lagen auf der Bergebene nach Weſten hin zwei ſpäter angeſchloſſene Stadttheile: nördlich die von einem Tempel der Tyche (Fortuna) ſo genannte Tycha, ſüdlich die Neapolis (Neuſtadt). Der noch höher gelegene, Epipolä genannte, weſtlichſte Stadttheil war eine von dem ältern Dionyſius gebaute Feſtungsanlage mit mächtigen Mauern und Caſtellen, von denen eins auf dem höchſten Hügel Euryalus lag. Der ganze Umfang der Stadt wird auf 180 Stadien, d. i. 4½ deutſche M. angegeben, die ſtärkſte Bevölkerung mag gegen ½ Mill. betragen haben. Unter den vielen prächtigen Gebäuden waren namentlich berühmt auf der Inſel Ortygia (auf welcher die Quelle Arethuſa und in ihrer Nähe im Meer die Süßwaſſerquelle Alpheus, jetzt Occhia della Zilica genannt, ſich befanden), die Tempel der Artemis, des Apollon und der Athene, der Palaſt Hiero's und die große, von Dionyſius erbaute Burg (Akropolis), die den Hafen und deſſen Werften und Docks beherrſchte. In Achradina be-

Digitized by Google

fand ſich das Prytaneion (Stadthaus) und der von Hiero II. erbaute Tempel des Olympiſch
Zeus; in Tycha ein prächtiges Gymnaſium; in Neapolis die Tempel der Demeter und d
Perſephone und das prachtvolle Theater, in deſſen Nähe in röm. Zeit ein zum Theil aus de
Felſen gearbeitetes Amphitheater angelegt wurde.

Die älteſte Verfaſſung von S. war auf den Unterſchied der Bevölkerung begründet. In de
Händen der Gamoren (Landeigenthümer), der Nachkommen der doriſchen Gründer der Stad
lag die Herrſchaft; ihnen waren die alten, zum Stamme der Sikeler gehörigen Bewohner d
Gegend, Killikyrier genannt, als Leibeigene unterthan. Als aber die Stadt ſich ſchnell durch Han
del hob, geſellte ſich ein dritter Stand hinzu in den allmählich zugewanderten Griechen, die zwe
frei, aber ohne Antheil an der Regierung blieben und bald als Demos (Gemeinde) die größe
Maſſe bildeten. Durch ſie wurden zu Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. die Gamoren vertrieben
Gelon, der Herrſcher von Gela, an den ſie ſich wendeten, führte ſie 485 zurück, bemächtigte ſi
aber zugleich der Herrſchaft (Tyrannis), die er mit ſolcher Kraft und Klugheit und ſo glückli
führte, daß unter ihm S. der mächtigſte unter den ſicil. Staaten wurde, an den ſich die G
ſchichte der Inſel, die er durch den Sieg bei Himera 480 gegen den erſten Eroberungsverſu
der Karthager beſchützte, von nun an vorzugsweiſe anſchließt. Ihm folgte ſein Bruder Hieron I
478—467, dieſem ſein Bruder Thraſybulus, der ſchon 466 wegen ſeiner Grauſamkeit ver
trieben wurde. An die Stelle der Tyrannis trat nun eine vollkommene Demokratie, in welch
der dem atheniſchen Oſtracismus (ſ. d.) analoge, aber nur kurze Zeit beſtehende Petalismu
(Abſtimmung mit Blättern) gegen das Uebergewicht einzelner Bürger ſchützen ſollte. Trc
innerer Parteiungen blieb S. doch blühend und nach außen mächtig. Die landeseingebor
nen Sikeler, die 451 Ducetius gegen die Griechen vereinte, wurden nach hartem Widerſtan
unterworfen, die Kriege, welche mit den griech. Städten, namentlich auch mit Agrigent, darüb
entſtanden, daß S. ſeinen Vorſitz in ihrem Bunde in Oberherrſchaft zu verwandeln ſtrebte, mei
glücklich geführt, bis 424 der Syrakuſaner Hermokrates den Frieden vermittelte. Als ab
416 Selinus gegen Egeſta von den Syrakuſanern unterſtützt wurde, gingen die Egeſtaner Athe
das ſchon 427 den Leontinern gegen S. beigeſtanden hatte, um Hülfe an, die ihnen auf d
Alcibiades Betrieb gewährt wurde. Eine ſtarke Flotte wurde nach S. geſendet, dieſes belage
und 414 von Nikias hart bedrängt, bis es von den Spartanern unter Gylippus Hülfe erhiel
Zwar ſendeten auch die Athener neue Truppen unter Demoſthenes; nachdem aber ihre Flot
vernichtet worden war, mußte ſich das Landheer 413 ergeben. Nikias und Demoſthenes tödtet
ſich ſelbſt im Gefängniß, 7000 gefangene Athener wurden als Sklaven verkauft oder in d
Latomien durch Noth und Elend aufgerieben. In der Stadt ſiegte die Volkspartei unter Di
kles, der die alte Demokratie herſtellte und ſtrenges Recht einzuführen bemüht war, über d
von Hermokrates geführte Adelspartei (411). Nach dem Tode des erſtern aber kam es
neuen Parteikämpfen, in denen Hermokrates den Tod fand (408). Zugleich drohte Gefahr v
Karthago (ſ. d.), das damals in Sicilien feſten Fuß gefaßt hatte. Da erhielt S. in Dionyſius
der, 406 zum Oberbefehlshaber ernannt, ſich der Alleinherrſchaft bemächtigte, einen zwar g
waltthätigen, aber einſichtigen und kraftvollen Herrſcher, der den Kampf mit den Karthager
wenn auch mit wechſelndem Glück, beſtand, gegen die unterital. Griechen und die etruriſchen Se
räuber ſiegreich kämpfte und den Handel und die Macht der von ihm ſtärker befeſtigten Sta
anſehnlich hob. Ihm folgte ſein Sohn Dionyſius II., der infolge ſeiner Grauſamkeit im
356 von den Syrakuſanern unter Dion's Führung vertrieben wurde, im J. 346 aber zurüc
kehrte, bis ihn 344 Timoleon an der Spitze einer von Korinth aus abgeſandten Expedition zu
Abdankung nöthigte. Dieſer beſchränkte die Karthager, nachdem er ſie 340 am Krimiſſus g
ſchlagen, durch einen Frieden auf ihr Gebiet im weſtl. Theile der Inſel und vereinte die grie
Städte, nachdem er ihre Tyrannen geſtürzt, in einen Bund, an deſſen Spitze S. ſtand. E
ſtellte auch die Demokratie wieder her, aber ſogleich nach ſeinem Rücktritt (337) zerfiel ſei
Werk, und S. erhielt, nachdem eine Reihe von Jahren unter Parteikämpfen und Streitigkeit
mit andern Städten vergangen war, 316 wieder einen Tyrannen in Agathokles, der ſich, g
ſichert durch ſeine Söldner, die Mamertiner, unter Kriegen mit den Karthagern, die er in Afri
ſelbſt angriff, und den Krotoniaten und Bruttiern bis zu ſeinem Tode 289 behauptete. A
dann S. von neuem der innern Zwietracht verfiel, ſodaß drei Parteien ſich bekämpften, drangt
die Karthager 279 vor die Stadt ſelbſt, die gegen ſie den Pyrrhus aus Italien zu Hülfe rie
von dem jene bis Lilybäum zurückgedrängt wurden. In den Unruhen, die nach ſeinem Abzu
275 ausbrachen, erhob ſich Hieron II., der, nachdem er die Mamertiner von Meſſana geſchlage
hatte, 265 zum Könige ausgerufen wurde. Ein treuer Bundesgenoſſe der Römer, nachdem

einmal im ersten Punischen Kriege 263 ihre Partei ergriffen hatte, erhielt er sein Gebiet in dem Frieden von 241 ungeschmälert, und S. blühte unter seiner langen trefflichen Regierung (bis zum J. 214) neu empor. Sein Enkel, Hieronymos, verband sich sogleich wieder mit den Karthagern, die damals mit Rom im zweiten Punischen Kriege begriffen waren, und ihre Partei behielt auch nach seiner Ermordung (213) unter Hippokrates und Epikydes die Oberhand. Daher wurde von den Römern in demselben Jahre Marcus Claudius Marcellus gegen S. gesendet, das durch des Archimedes Maschinen geschützt, seinen Angriffen und der Blokade widerstand, bis es endlich im Aug. 212 von ihm erobert, geplündert und zum Theil zerstört wurde. Von da an sank es bedeutend, obwol es die Römer als freie Stadt anerkannten und Augustus eine Colonie hinsendete, sodaß schon unter ihnen die Stadt, deren übrige Theile verfielen, sich vorzugsweise auf die Insel Ortygia beschränkte. Auf dieser, in dem Theil Siciliens, der den Namen Val di Noto führt, liegt auch die heutige Stadt Siracusa (auch Siragosa), der Hauptort eines Districts der ital. Provinz Noto auf Sicilien, mit 19757 E., mit einer Citadelle, einer bischöfl. Kathedrale, der heil. Lucia geweiht (der alte Athenertempel); der kleine Hafen ist versandet. Von der alten Stadt auf dem Lande haben sich noch bedeutende Trümmer, namentlich der Festungsmauern, des Theaters und Amphitheaters und mehrerer Wasserleitungen erhalten; mit den Latomien hängen die Gänge der Katakomben zusammen. Vortrefflich ist der syrakusanische Wein. Die Ufer eines kleinen Bachs, sonst Cyane, jetzt La Pisma genannt, der in den Anapus fällt, sind die einzige Stelle in Europa, wo die ägypt. Papyrusstaude, vom Volke la Parrucca genannt, wächst. Vgl. zur Topographie der Stadt, über welche ein größeres Werk von Schubring zu erwarten ist, Cavallari, «Zur Topographie von S.» (aus den «Göttinger Studien», 1845, mit Plan); für die Geschichte Brunet de Presle, «Recherches sur les établissements des Grecs en Sicile» (Par. 1845).

Syrien, ein zur asiat. Türkei gehöriges Land, begreift das gegen 2500 Q.-M. Flächenraum enthaltende Hochland, welches sich in einer Breite von 20—30 und in einer Länge von etwa 100 M. an der ganzen Ostseite des Mittelländischen Meeres von Norden nach Süden zwischen 31—37° nördl. Br. hinzieht und im N. von Kleinasien, im O. von der Syrischen Wüste, im S. vom Peträischen Arabien und im W. vom Mittelländischen Meere begrenzt wird. Das ganze Land wird von Norden nach Süden von einem Gebirge durchzogen, das im Norden mit den Südabfällen des Taurus, im Süden aber mit dem Sinaigebirge und der großen westarab. Gebirgskette zusammenhängt, und dessen höchster, mittelster Theil der Libanon (s. d.) ist. Es bildet im ganzen eine große Gebirgsplatte mit bedeutenden Erhebungen, die im Westen steil nach dem Mittelländischen Meere abfällt, im Osten aber in das Plateau der Syrischen Wüste ausläuft. Diese Gebirgsplatte wird durch einen bis 3 M. breiten tiefen Spalt der Länge nach durchfurcht. Die Furche beginnt im Süden am Nordende des Golfs von Akaba zwischen dem Sinai und dem westarab. Gebirgszuge und streicht in Verlängerung jenes Meeresarms, anfangs als ein wasserloser Erdspalt (Wadi-Arabah), dann (unter dem Namen el-Ghor) vom Todten Meere gefüllt und vom Jordan durchflossen, aufwärts bis zu dem von diesem gebildeten See von Tiberias in einer weit unter das Meeresniveau sinkenden Tiefe, indem das Todte Meer über 1300 und der See von Tiberias über 500 F. unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegen. Im Norden des letztern setzt sie sich zunächst als eine enge Schlucht fort, erweitert sich aber zwischen Libanon und Antilibanos wieder bis zum Thale von Cölesyrien, wird dann vom obern Orontes und zuletzt am südl. Fuß des Taurus vom See von Antiochia bewässert. Durch diese 115 M. lange Furche wird die Gebirgsplatte S.s in zwei lange Streifen getheilt, einen östlichen und einen westlichen. Dieser letztere, welcher sich unmittelbar längs des Mittelländischen Meeres hinzieht, ist an drei Stellen durchbrochen, an welchen demnach jene lange Furche mit der Küste in Verbindung steht, nämlich im Norden am untern Orontes, wo dieser anfangs nach Norden aus Cölesyrien strömende Fluß nach Westen sich wendet und hier das Küstengebirge durchbricht, um dann ins Mittelländische Meer sich zu ergießen; dann in der Mitte, im Norden von Tripolis, wo die Küstenebene dieser Stadt das Nordende des Libanon bezeichnet, und weiter am Südende des Libanon, da, wo der südwärts strömende Leontes Cölesyrien verläßt und, bei Tyrus das Küstengebirge durchbrechend, sich ebenfalls ins Mittelländische Meer ergießt. Südlich von dieser Stelle beginnt das Bergland von Palästina, das sich im Süden des Todten Meeres in das Wüstenplateau El-Tyh verwandelt, welches sich bis zum Sinaigebirge und der Landenge von Suez (s. d.) fortsetzt, wo eine Einsenkung, die sich vom Meerbusen von Suez bis zum Mittelländischen Meere zieht, es von Aegypten scheidet. Im Osten ihrer

großen Längenfurche steigt die syr. Gebirgsplatte mit einem steilen Felsenrande auf, der sich n
mentlich im Antilibanos und im östl. Paläſtina zu minder hohen Gebirgen erhebt. Auf sein
Oſtſeite dacht ſich dagegen dieſer öſtl. Streifen der syr. Gebirgsplatte ſanfter gegen die Ho
ebene ab, welche, von niedrigen Felskämmen durchzogen, im Oſten von Damaskus, da, wo
Bewäſſerung aufhört, zur Syriſchen Wüſte wird und ſich in ihr allmählich zum Tiefla
des Euphrat hinabſenkt.

Obgleich S. zu den Ländern der aſiat. Regenzone gehört, ſo hat es doch im allgemeinen
trockenes, in den niedrigern Gegenden verhältnißmäßig ſehr heißes, continentales, dem arabiſch
ſehr ähnliches Klima. Dürre und Vegetationsarmuth charakteriſiren daher ſowol die Hoch- u
die Tiefebenen S.s. Nur da, wo ſich reichere Bewäſſerung mit höherer Lage und einer me
maritimen Atmoſphäre vereinigt, wie in den Terraſſenlandſchaften des Libanon, zeigt die Veg
tation einen größern Reichthum. Dieſelbe trägt im ganzen einen ſubtropiſchen Charakter. D
her erſcheinen in den reicher bewäſſerten Thälern und Küſtenlandſchaften Wälder von immi
grünen und abſterbenden Bäumen, Raſenflächen und kleinere Wieſenſtrecken, und unter d
Culturpflanzen werden Weizen, Mais und Reis gewöhnlich, während die eigentlich tropiſch
Nahrungspflanzen mehr und mehr verſchwinden. Zugleich iſt die Cultur des Weins, der Baum
wolle und des Maulbeerbaums beträchtlich, und neben den Südfrüchten, den Oel- und Feige
bäumen gedeihen feinere Obſtarten, die wahrſcheinlich mit von hier über das Abendland verbrei
worden ſind. Doch in den an Arabien grenzenden Theilen findet ſich auch arab. Dürre u
Pflanzenarmuth wieder. Die Thierwelt S.s iſt der arabiſchen in dem Maße ähnlich wie d
Klima und die Vegetation. Das Kamel iſt faſt von derſelben Bedeutung wie in Arabien, u
hier wie dort ſind die Einöden des Landes die Heimat der Gazelle, der Hyäne, des Schakals u
anderer Raubthiere, auch fehlt es nicht ganz an Löwen, Panthern, Bären und wilden Büffe
Das Mineralreich iſt noch wenig durchforſcht. Der Hauptbeſtandtheil der Gebirge S.s iſt Ka
Bergkalk im Libanon, Kreide im Antilibanos und Jurakalk in Paläſtina. Der Bergkalk
Libanon, dem Kohlenſandſtein mit Steinkohlenflötzen aufgelagert iſt, führt ſtockartige Eiſe
ſteinlager. Der Jurakalk Paläſtinas iſt dagegen ſtellenweiſe durch vulkaniſche Gebilde dur
brochen, die beſonders im Gebiete des Jordan und des Todten Meeres häufig anzutreffen,
heiße Quellen, Quellen und Lager von Erdharz, Schwefel u. ſ. w., die Formen der Gebirge
unverkennbaren Zeugen vulkaniſcher Kräfte ſind, welche, wie die Erdbeben beweiſen, die bis
die neueſte Zeit herab ganz S., vorzüglich aber Paläſtina erſchütterten, noch immer in unu
irdiſcher Thätigkeit ſich befinden. Sonſt iſt von Mineralien nur noch das Salz zu erwähn
welches auch als Ausfuhrartikel dient. Die Zahl der Einwohner S.s wird auf etwa $1^1/_2$ Mi
berechnet. Sie beſtehen aus verſchiedenen Völkerſchaften, die ſich im Laufe der Zeiten, meiſt i
folge religiöſer Abſonderung, aus den Ureinwohnern gebildet haben oder eingewandert ſind, nc
immer aber dem größten Theile nach zur ſemit. Völkerfamilie gehören. Die Mehrzahl der E
wohner, etwa 565000 Seelen, beſteht aus Mohammedanern, die meiſt arab. Urſprungs ſir
mit Einſchluß der Beduinen, die an den Grenzen des Landes und in demſelben umherziehe
ferner gehören hierher auch die wenigen Türken, die Herren des Landes, und einige im Nord
des Landes umherziehende Turkomanen- und Kurdenſtämme. Faſt ebenſo zahlreich ſind
Chriſten. Zu ihnen gehören die antiocheniſchen oder orthodoxen griech. Chriſten, gegen 24000
an der Zahl, welche durch das ganze Land verbreitet ſind; die Maroniten (ſ. d.), gegen 20000
die übrigen röm.-kath. Gemeinden, gegen 60000; Armenier und andere Sekten, gegen 600
Seelen. Sie ſprechen ſämmtlich Arabiſch, was überhaupt als die Landesſprache zu betrachten
iſt, denn die Syriſche Sprache (ſ. d.) iſt in S. faſt ganz ausgeſtorben. Außerdem gibt es in
viele zum Theil aus den europ. Ländern eingewanderte Juden, namentlich in Paläſtina (ſ. d
wo ſie noch anſehnliche geſchloſſene, auch ackerbauende Gemeinden bilden; ferner mehrere ande
Völkerſchaften mit eigenthümlichen, dem Islam näher oder entfernter verwandten Religionen;
die Druſen (ſ. d.), gegen 100000; die Motaawwili's in Cöleſyrien, gegen 20000; die Anſari
im nördlichen S., gegen 25000 Seelen, die ebenfalls alle das Arabiſche zu ihrer Sprache habe
Endlich gibt es in den Städten als Handelsleute angeſiedelte Griechen und Franken und in d
kath. Klöſtern europ. Mönche; auf dem Lande auch herumziehende Kurbâd oder Zigeuner. D
ſittlichen, intellectuellen, gewerblichen und polit. Zuſtände dieſer Völker bilden einen charakteriſ
ſchen Theil der Zuſtände des Osmaniſchen Reichs. In polit. Hinſicht bildet S. unter de
Namen Soriſtan oder Schâm eine Provinz des letztern, die in die Ejalets Aleppo, Dama
kus, Jeruſalem (früher Acca) und Tripolis oder Tarablus zerfällt und deren bedeutendſte Städ
Aleppo (ſ. d.), Damaskus (ſ. d.), Acca (ſ. d.), Jeruſalem (ſ. d.) und Beirut (ſ. d.) ſind.

Die Urbewohner S.s gehörten sämmtlich der semit. Völkerfamilie an und zerfielen in mehrere Stämme, von denen der Stamm der Aramäer (s. Aramäa) oder der eigentlichen Syrer der bedeutendste war. Schon 2000 J. v. Chr., als Abraham unter ihnen herumzog, waren die letztern ein städtebewohnendes Volk. Allein ihr Land bildete nicht einen Staat, sondern zerfiel in mehrere Städte mit deren Gebiet, die jede ihr Oberhaupt oder ihren König hatten. Damaskus, Hamath, Hems oder Emesa, Zoba u. s. w. waren unter ihnen schon im grauesten Alterthum bekannt. Dazu die alte wichtige Handelsstadt Tadmor oder Palmyra (s. d.), Baalbek (s. d.), oder Heliopolis mit seinem berühmten Sonnentempel und das jüngere Antiochia (s. d.). Zu größerer Wichtigkeit als die eigentlichen Syrer gelangten die Phönizier (s. Phönizien) und Juden (s. d.), welche bis zur Zeit Alexander's d. Gr. und der Römer eine von der Geschichte des übrigen S. gesonderte besitzen. Die eigentlichen Syrer wurden häufig von fremden Eroberern unterdrückt, insbesondere wurden sie von David unterworfen und ihr Land zu einer Provinz seines Reichs gemacht. Allein nach Salomo rissen sie sich wieder los, indem ein gewesener Sklave Rezon sich der Stadt Damaskus bemächtigte. Nun entstand ein eigenes Reich von Damaskus, das zugleich den größten Theil von S. umfaßte, indem die Könige der übrigen Städte denen von Damaskus tributär wurden, welche sich besonders auf Kosten der getrennten Reiche Juda und Israel vergrößerten. Zuletzt wurde das Land nach mannichfaltigen Schicksalen von Tiglatpileser zur assyr. Provinz gemacht und ersuhr damit den Wechsel aller Oberherrschaften, die sich in der Herrschaft über Vorderasien ablösten. So wurde es nacheinander eine Provinz von Babylonien, Medien, Persien, Macedonien, bis die Seleuciden (s. d.) ein eigenes Reich in S. stifteten. Nach dem Sturze desselben kam S. unter die Herrschaft Roms, aus dessen Händen es wieder in die der Perser unter den Sassaniden (s. d.) kam, welchen es bei der Ausbreitung des Mohammedanismus über ganz Westasien wieder die arab. Khalifen abnahmen. Die christl. Herrschaften, welche die Kreuzfahrer eine Zeit lang im Mittelalter in S. gründeten, bildeten nur ein kurzes Zwischenspiel in der mohammed. Herrschaft, die seitdem über S. nicht aufgehört hat. Denn bald kam das Land unter die Sultane von Aegypten und die Mamluken (s. d.), unter deren Herrschaft es furchtbar von den Mongolen verwüstet wurde. Im 16. Jahrh. eroberten es die osman. Türken, seit welcher Zeit es fortwährend einen integrirenden unmittelbaren Theil des Osmanischen Reichs (s. d.) ausgemacht hat, bis auf die kurze Zeit der Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten, Mehemed-Ali, nach deren Sturz 1840 es wieder unter die Herrschaft der Pforte zurückkehrte. Infolge dieses unaufhörlichen Wechsels der Herrschaften, der verheerenden Kriege, deren Schauplatz das Land fast fortwährend war, und der Barbarei der Herrscher, denen es seit dem Auftauchen des Mohammedanismus unterthan, ist es von seiner alten Blüte ebenso in polit. und volklicher wie in physischer Hinsicht heruntergebracht. Während S. im Alterthum ein von gewerbthätigen Völkern bewohntes, mit einer Menge blühender Städte bedecktes, wohlangebautes, fruchtbares Land war, ist es jetzt im ganzen nur noch eine schwachbevölkerte, mehr mit Ruinen als mit Wohnungen bedeckte, schlechtbebaute, dürre und deshalb unfruchtbare Einöde, in der nur die von den Druſen und Maroniten bewohnten Theile des Libanon und die unmittelbarste Umgebung eine Ausnahme machen. Nach der Restauration der türk. Herrschaft hat die Verwilderung und Unsicherheit nur einen neuen Aufschwung genommen, wie die öfter sich wiederholenden blutigen Zwiste zwischen den Druſen und Maroniten und das furchtbare Blutbad unter den Christen und die Verbrennung ihres Stadtviertels in Damaskus im Juli 1860 beweisen. Vgl. Ritter, «Erdkunde von Asien» (Bd. 16 u. 17, Berl. 1852—55); Cowper, «Sects in Syria» (Lond. 1860).

Syringa, eine zur 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Oleaceen gehörende Baum- und Strauchgattung, deren in Asien, dem Orient und südöstl. Europa wachsende Arten in Deutschland, wo sie zu sehr beliebten Ziergehölzen geworden sind, verschiedene Namen führen, besonders aber Flieder (türkischer), Holunder (türkischer), Jelängerjelieber und (vorzüglich in Westdeutschland) Lilac (franz. Lilas) genannt werden. Die Syringen haben gegen- und kreuzständige, gestielte, nebenblattlose Blätter mit ganzer und ganzrandiger Scheibe und in pyramidale, endständige Sträuße gestellte Blüten mit vierzähnigem Kelch, langröhriger, präsentirtellerförmiger, schöngefärbter Blumenkrone, welche einen vierlappigen Saum und in ihrer Röhre zwei eingewachsene Staubgefäße enthält. Aus dem oberständigen, einen fadenförmigen, eingeschlossenen Griffel mit kopfiger Narbe tragenden Fruchtknoten entsteht eine mehrsamige, zweiklappige Kapsel. Der gemeine Lilac (S. vulgaris L.) soll zuerst aus Persien zur Zeit Kaiser Ferdinand's I. nach Wien gebracht worden sein und sich von dort aus in alle Gärten von ganz Mitteleuropa verbreitet haben, ist aber unzweifelhaft im

ganzen südöstl. Europa heimisch (er bedeckt schon im Banat ganze Bergeinhänge) und kommt jetzt an vielen Orten in Hecken und Gebüschen verwildert vor. Diese allgemein angepflanzte, theils mit blauen oder lilafarbenen, theils mit weißen Blumen vorkommende Art hat breite, herzeiförmige, spitze und beiderseits kahle Blätter. Ihr sehr ähnlich, doch durch unterseits weißlich behaarte Blätter verschieden, ist die in Siebenbürgen heimische S. Josikaea Jacqu., welche man jetzt auch oft in Gärten findet. Sehr beliebte Ziergehölze sind endlich S. chinensis Willd. und S. persica L. Erstere Art hat eilängliche Blätter und große, schön lilafarbene oder purpurne Blumen in mächtigen Sträußen, letztere lanzettförmige Blätter und kleine, lilafarbene Blumen, ebenfalls in großen Sträußen. Der in den Blattknospen und Kapseln von S. vulgaris enthaltene Bitterstoff ist auch als adstringirendes Mittel eine Zeit lang in Gebrauch gewesen. Alle Syringen lassen sich leicht durch Ableger vermehren. Sie verlangen zu ihrem Gedeihen einen fetten, dicken, schweren Boden.

Syrinx, eine arkadische Nymphe, wurde, von Pan verfolgt, im Flusse Ladon auf ihr Flehen in Schilfrohr verwandelt. Aus demselben schnitt sich Pan, der trostlos am Ufer stand, eine Pfeife, der er den Namen S. gab. Daher soll auch die gewöhnliche Hirtenpfeife, die aus mehrern nebeneinander verbundenen, stufenweise abnehmenden Röhren von ungleicher Dicke bestand, diesen Namen haben. Homer und Hesiod, bei denen diese Pfeife schon vorkommt, kannten die Sage vom Pan noch nicht.

Syrische Christen würde man die sämmtlichen Christen des Orients nennen können, welche die Bibel in syr. Uebersetzung lesen und ihre kirchliche Liturgie in syr. Sprache abhalten. Man pflegt aber gewisse Abtheilungen der syr. Kirche mit besondern Namen zu benennen, wie die Maroniten (s. d.) am Libanon, die Jakobiten (s. d.) in Mesopotamien, die Thomaschristen in Indien, und den Namen Syrische Christen vorzugsweise auf die im Kurdischen Gebirge, am Urmiasee und bis nach Mosul herab wohnenden Nestorianer (s. d.) zu beschränken, zumal da diese sich selbst so bezeichnen (Nesrâny Surjâni). Die röm.-kath. Schriftsteller nannten dieselben seit lange gewöhnlich chaldäische Christen, und diesen Namen tragen jetzt allgemein die mit der röm. Kirche unirten Nestorianer, zugleich aber auch die unirten Jakobiten in Mesopotamien. Diese päpstl. Syrer stehen seit Innocenz XI. unter einem besondern Patriarchen der Chaldäer, der immer den Namen Mar-Joseph führt und seinen Sitz in Diarbekr (Amid) hat, während der nestorianische Patriarch in Kotschannes bei Dschulamerk im Gebiete des Kurdenstammes Hakkâri residirt.

Syrische Sprache, Schrift und Literatur. Die Sprache Syriens ist ein Zweig des Aramäischen und gehört zu den Semitischen Sprachen (s. d.). Ihre Blütezeit fällt in das erste Jahrtausend n. Chr.; von da an wurde sie durch das stammverwandte Arabische immer mehr aus dem Leben verdrängt und blieb nur noch Schrift- und Gelehrtensprache. Jetzt ist sie fast ganz ausgestorben, und nur in einigen Dörfern Syriens, besonders aber unter den Nestorianern (s. d.) in Kurdistan, in Urmia und Umgegend und in manchen jakobitischen Dörfern Mesopotamiens hat sie sich mannichfach verderbt als Volkssprache erhalten. Die ausführlichste Grammatik ist von Hoffmann (Halle 1827; neue Aufl., Heft 1, 1867), das einzige sehr mangelhafte Wörterbuch von Castellus (herausg. von Michaelis, Gött. 1788); ein neues wurde angefangen von Bernstein (1. Lfg. 1857), ein anderes in Aussicht gestellt von Payne Smith. Die besten, mit Glossarien versehenen Chrestomathien sind van Kirsch und Bernstein (2 Bde., Lpz. 1832) und Rödiger (Halle 1838; 2. Aufl. 1868). Für die Lexikographie sehr wichtig sind die einheimischen Lexika des Bar-Ali und Bar-Bahlul, aus welchen Gesenius (Lpz. 1834) und Bernstein (Bresl. 1842) Proben mitgetheilt haben. Die Schrift der Syrer hat in ihrer ältesten Gestalt, dem Estrangelo, die größte Verbreitung unter den verschiedenen Völkern Asiens gefunden, denn aus ihr stammt die Kufische der Araber, die Zend- und Pehlewischrift der Sassaniden, die uigurische der Türken sowie die mongol. und die Mandschuschrift. Ob es vor Einführung des Christenthums eine syr. Nationalliteratur gegeben habe, ist nicht sicher nachzuweisen, doch bei dem blühenden Zustande syr. Staaten und Städte wol zu vermuthen. Aber schon seit den ersten Jahrhunderten n. Chr. entwickelte sich mit Anlehnung an griech. Werke eine vielseitige Schriftstellerei, die sich vorzüglich auf christl.-theol. Literatur, Bibelübersetzung und Erklärung, Dogmatik und Polemik, Martyrologien und Liturgien erstreckte, aber auch die Geschichte, Philosophie, Medicin und Naturwissenschaften umfaßte. In diesen letztern Gebieten wurden die Syrer wieder die Lehrer der Araber im 8. und 9. Jahrh. und haben im allgemeinen als Vermittler der Cultur einen großen Einfluß auf die geistige Gestaltung des Orients ausgeübt. Der letzte classische Schriftsteller der Syrer ist Barhebräus (s. d.), gest. 1286 als jakobitischer Weihbischof zu Maraga. Das älteste noch vorhandene Denkmal der christl.-syr. Literatur

und zugleich das Muster ihrer Sprache ist die Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, die sog. Peschito (öfter herausgegeben, z. B. von Lee, 2 Bde., Lond. 1823). Außer dieser besitzt man noch mehrere andere Uebersetzungen, die aber bisjetzt nur theilweise bekannt geworden sind. Der berühmteste Lehrer und Theolog in der rechtgläubigen Kirche ist Ephrem der Syrer (s. d.), im 4. Jahrh. n. Chr. Für die Kirchengeschichte sind wichtig die von Assemani herausgegebenen «Acta martyrum orientalium et occidentalium» (2 Bde., Rom 1748), die von Cureton bearbeiteten und von W. Wright herausgegebenen «Ancient documents» (Lond. 1864), dessen «Spicilegium syriacum» (Lond. 1855), mehrere von Lagarde edirte Werke, wie «Didascalia apostolorum» (Lpz. 1854), «Analecta iuris ecclesiastici» (Lpz. 1856), «Titi Bostreni contra Manichaeos libri quatuor» (Berl. 1859) u. a. Die zahlreichen Uebersetzungen griech. Schriftsteller, Kirchenväter, Philosophen und Aerzte, welche besonders die Nestorianer lieferten, hat Wenrich verzeichnet in der Abhandlung «De auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis etc.» (Lpz. 1842). Unter den histor. Werken ist namentlich die Chronik des Barhebräus zu erwähnen. Die Poesie der Syrer ist fast nur kirchlich und liturgisch, ohne Schwung der Gedanken, in steifer, unschöner Form. Der älteste Hymnendichter ist der Gnostiker Bardesanes (s. d.); neben ihm verdient Ephrem der Syrer erwähnt zu werden, dessen Hymnen und poetische Reden in der (unvollständigen) Ausgabe seiner Werke (6 Bde., Rom 1732—46) und in einer Auswahl von Hahn und Sieffert (Lpz. 1825) edirt wurden, seine «Carmina Nisibena» von Bickell (Lpz. 1866) und andere von Overbeck (Oxf. 1865). Die reichsten Sammlungen von syr. Handschriften finden sich in Rom (vgl. Assemani, «Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana», 3 Bde., Rom 1719—28 und dessen «Bibliothecae Vaticanae codd. mss. catalogus», Bd. 2 u. 3, Rom 1758—59), in Paris und im Britischen Museum zu London (vgl. Rosen's «Catalogus codicum manuscriptorum Syriacorum», herausg. von Forshall, Lond. 1838), welches namentlich in neuerer Zeit einen reichen Zuwachs aus einem ägypt. Kloster gewonnen hat, zum Theil sehr alte Handschriften, aus denen, außer mehrern der schon genannten Werke, Cureton die Uebersetzung der Briefe des Ignatius, Festbriefe des Athanasius, einen Theil der Chronik des Johannes von Ephesus u. a., Lee die «Theophania» des Eusebius, Payne Smith den Commentar des Cyrillus Alexandrinus zum Evangelium des Lukas, W. Wright neutestamentliche Apokryphen u. a., De Lagarde die «Recognitiones» des Clemens Romanus und die syr. Uebersetzung der «Geoponica», Land «Anecdota syriaca» (Leyd. 1862) herausgab und die noch viel Ausbeute versprechen. Die obenerwähnte neusyr. Volkssprache ist von der amerik. Mission in Urmia, an deren Spitze J. Perkins steht, zur Schriftsprache erhoben worden, und mit Hülfe Eingeborener hat man die Bibel und anderes übersetzt und zum Druck gebracht. Auch eine Grammatik dieser Sprache von Stoddard ist in Neuyork (1856) erschienen, und eine wissenschaftliche Behandlung derselben von Nöldeke (Lpz. 1868).

Syrjänen, eine früher sehr verbreitete finn. Völkerschaft im europ. und asiat. Rußland, welche gegenwärtig besonders in dem weliki-ustjugischen Kreise des Gouvernements Wologda und in einzelnen Bezirken des Gouvernements Perm und Tobolsk angetroffen wird. Sie nennen sich, wie die Permier oder Permjäken, mit denen sie überhaupt hinsichtlich der Sprache viel Aehnlichkeit haben, Komi oder Komi-Murt und haben auch die Permier von allen Seiten zu Nachbarn. Im 14. Jahrh. nahmen sie zuerst das Christenthum, und zwar den griech.-russ. Glauben an. Sie haben sich in Sitte und Lebensart seit langer Zeit schon den Russen so genähert, daß sie kaum als ein besonderes Volk zu betrachten sein würden, wenn nicht die Sprache sie von jenen unterschiede. Grammatiken des Syrjänischen lieferten von der Gabelentz, Castrén, Wiedemann, in russ. Sprache Sawwaitow. Für das Permische gibt es eine Grammatik von Rogow, der auch ein Wörterbuch ausgearbeitet hat.

Syrmien, benannt von der alten, jetzt in Ruinen liegenden Stadt Sirmium, hieß einst ein eigenes Herzogthum in Slawonien (s. d.), das lange unter türk. Botmäßigkeit stand, 1688 der Pforte entrissen wurde und nun an das Haus Odescalchi und später durch den Kaiser, der es gekauft hatte, an das Haus Albani kam. Es umfaßte den östl. Theil der von der Drau, Sau und Donau umflossenen Syrmischen Halbinsel oder das spätere Syrmische Comitat und den Bezirk des peterwardeiner Grenzregiments. Das Banat gehört zu den gesegnetsten und schönsten Theilen der österr. Monarchie. Die Bergkette Fruschka-Gora durchklingt dasselbe von Westen gegen Osten und sendet rechts und links Seitenzweige aus, welche die herrlichsten Gegenden bilden; sie wird fast ganz von den Klöstern der Kaluger, griech. Mönche, beherrscht und producirt eine große Menge des herrlichsten Weins. Kaiser Probus schon hat die Rebe hierher verpflanzt. Nirgends wachsen die Pflaumen in solcher Quantität wie in S., daher denn

hier der Hauptsitz für die Zubereitung des Slibowitz (s. d.) ist. Das Comitat S. in dem Königreiche Slawonien umfaßt nur den nördl. Theil des alten Herzogthums und zählt auf 42,86 Q.-M. 105915 E. (1857, ohne Militär), größtentheils slaw., und zwar serb. Abkunft und meist der griech.-orient. Kirche angehörig. Dieses Comitat zerfällt in sechs Bezirke. Der Hauptort ist der Marktflecken Bukovar am Einflusse der Vuka in die Donau, mit 6782 E.

Syrten, zwei Busen des Mittelländischen Meeres an der Küste von Nordafrika, sind unter dem Namen der Kleinen und der Großen Syrte bekannt. Jene, auch der Golf von Gabes genannt, liegt an der Ostküste von Tunis, unter 34° nördl. Br. zwischen der Insel Dscherba und den Karkenahinseln, diese, auch Golf von Sydrah genannt, südöstlich von der vorigen zwischen der Landschaft Tripolis und dem Plateau von Barka, wo sie den südlichsten Theil des ganzen Mittelmeers bildet. Durch Untiefen und Sandbänke waren die S. schon im Alterthum verrufen; doch haben neuere Untersuchungen die Große Syrte für verhältnißmäßig frei von Gefahren erklärt. Indeß gibt es an ihrem ganzen Ufer nur einen einzigen leidlichen Hafen, der übrigens nur kleine Schiffe aufnehmen kann, Bengasi (s. d.).

Syrup oder Melasse nennt man den beim Raffiniren des Rohr- und Rübenzuckers bleibenden dunkelbraunen, dicken, nicht krystallisirbaren, aus Schleimzucker und wenig Rohrzucker bestehenden Rückstand. Die holländ. Melasse, die aus Rohrzucker gewonnen wird, dient, wie bekannt, als Versüßungsmittel; die Runkelrübenmelasse wird auf Spiritus und auf Pottasche verarbeitet. Man versteht ferner unter S. in der Pharmacie und Kochkunst durch Auflösen, Aufkochen und Klären bereitete Zuckerlösungen, die entweder mit reinem Wasser (syrupus simplex), oder mit Fruchtsäften, wie der Himbeer- und Kirschsaft, oder endlich mit Aufgüssen von Arzneisubstanzen, wie der Pomeranzenschalensyrup (syrupus corticum aurantiorum) oder der Mohnkopfsyrup (syrupus Diacodii), dargestellt werden.

Syrus (Publius), ein berühmter röm. Mimendichter unter Cäsar und Augustus, der jüngere Zeitgenosse und Nebenbuhler des Laberius, kam aus Syrien als Sklave nach Rom, wurde aber wegen seiner trefflichen Talente später freigelassen und führte seine dramatischen Spiele mit großem Beifall in den ital. Städten auf. Vorzüglich schätzte man seine Mimen (s. d.) wegen der darein verwebten zahlreichen Sittensprüche, die ebenso wahr als schmucklos sind und deshalb nach Seneca's Tode zum Behuf des Jugendunterrichts zusammengestellt wurden. Wir besitzen noch unter dem Titel «Sententiae» eine alphabetisch geordnete Sammlung von mehr als 800 solcher Sprüche, die aber mit denen des Laberius, Seneca und anderer Verfasser vermischt wurden und so auf uns gekommen sind. Neuere Ausgaben besorgten Zell (Stuttg. 1829), Reinhold (Anklam 1838) und zugleich mit deutscher Uebersetzung Kremsier (2. Aufl., Lpz. 1834). In neuerer Zeit entdeckte Orelli in einer baseler und einer züricher Handschrift eine mit ungefähr 30 vorher unbekannten Sentenzen des S. vermehrte Sammlung und gab sie als Anhang zur zweiten Auflage seiner Bearbeitung der «Fabeln» des Phädrus (Zür. 1832).

System heißt im allgemeinen jedes aus einer Mannichfaltigkeit von Theilen zusammengesetzte Ganze, insofern die Zusammenordnung und Verknüpfung dieser Theile unter der Herrschaft einer durchgreifenden Regel steht, und entweder die letztere erkennen läßt, oder durch die Anwendung und Befolgung derselben zu Stande kommt. In diesem Sinne spricht man z. B. von dem Planetensystem, insofern die Bewegungen der Planeten von einer bestimmten durchgreifenden Beziehung derselben auf ihren gemeinschaftlichen Centralkörper, die Sonne, abhängen und nach einer bestimmten Regel erfolgen. Man nennt die Verknüpfung der Nerven in dem organischen Körper das Nervensystem, insofern diese Verknüpfung ihr Zusammenwirken zu den Zwecken des organischen Lebens bedingt. Man nennt die Reihenfolge der Töne nach bestimmten Intervallen das Tonsystem, die Bezeichnung derselben nach einer durchgreifenden Regel das Notensystem. Man spricht ebenso von Eisenbahnsystemen, von S. des Ackerbaues, der Verwaltung, der Regierung u. s. w. Vorzugsweise wichtig wird der Begriff des S. und der Systematik da, wo ein Mannichfaltiges absichtlicher Thätigkeit bewußtvoll auf die Einheit eines Zwecks bezogen wird; daher er auch in dem Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniß die Regelmäßigkeit des wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt bezeichnet. Wenn nämlich Wissenschaft ein vollständiger Inbegriff gleichartiger, nach gewissen durchgreifenden Hauptgedanken geordneter und unter sich verknüpfter Erkenntnisse ist, so ist die Systematik jene Anordnung und Verknüpfung nach diesen Hauptgedanken und das systematische Verfahren dem blos fragmentarischen, rhapsodischen und tumultuarischen entgegengesetzt. Der Begriff der Systematik modificirt sich aber dabei je nach der Art, wie ein Ganzes wissenschaftlicher Erkenntniß zu Stande kommt, verschiedenartig. Die niedrigste Form derselben ist die Klassifikation, die sich lediglich nach den Verhältnissen logischer

Ueber- und Unterordnung richtet. Der Zuſammenhang des Mannichfaltigen iſt hier mehr ein äußerer. Wo man dagegen den innern Beziehungen dieſes Mannichfaltigen, alſo namentlich dem Verhältniſſe zwiſchen Grund und Folge nachzugehen anfängt, wird die Syſtematik die Form der Begründung, der Ableitung des Mannichfaltigen aus Principien. In dieſem Sinne iſt keine Wiſſenſchaft ſyſtematiſch, die nicht ihre Lehrſätze aus Principien ableitet oder auf ſie zurückführt. Die Syſtematik wird ſich je nach der verſchiedenen Natur und Erkenntnißquelle der einzelnen Wiſſenſchaften ſehr verſchieden geſtalten können, ja innerhalb jeder einzelnen Wiſſenſchaft werden im Laufe ihrer Entwickelung große Verſchiedenheiten des ſyſtematiſchen Baues eintreten müſſen, je nachdem man bald dieſe, bald jene Ausgangspunkte für die Ableitung und Begründung des zu ihr gehörigen Mannichfaltigen benutzen zu müſſen glaubt; daher in der Philoſophie, der Aſtronomie, der Chemie, Phyſik u. ſ. w. ſehr verſchiedene S. ſich zeitweilig geltend zu machen geſucht haben. Die von gewiſſen Principien aus ſyſtematiſch durchgeführte Darſtellung einer Wiſſenſchaft nennt man ein Lehrgebäude; eine ſyſtematiſche Erkenntniß eine durch Grundſätze begründete vollſtändige Erkenntniß eines Gegenſtandes; einen ſyſtematiſchen Beweis einen auf die Grundſätze zurückgehenden. Die allgemeinen Formen des ſyſtematiſchen Verfahrens darzulegen iſt Sache der Logik, ihre Anwendung und nähere Beſtimmung für beſondere Gebiete der Erkenntniß bleibt den einzelnen Wiſſenſchaften überlaſſen.

Syſtöle (griech.) nennt man in der Proſodie die Verkürzung einer an ſich langen Silbe durch die Ausſprache, welche regelmäßig in der Theſis oder Senkung des Versfußes unmittelbar vor der folgenden Hebung eintritt, wie in dem Hexameter des Virgilius: «Obstupui steteruntque comae, vox faucibus haesit», wo «stetĕrunt» ſtatt «stetērunt» geſprochen werden muß. Entgegengeſetzt iſt die Diaſtole (ſ. d.).

Syzygien nennt man die Stellungen der Conjunction (Zuſammenkunft) und der Oppoſition (Gegenſchein) zweier Wandelſterne, Planeten oder Monde zur Erde. Dieſe Wandelſterne befinden ſich alsdann im Raume mit der Erde in faſt gerader Linie. Bei Sonne und Mond, von welchen man dieſes Wort bei weitem am häufigſten zu brauchen pflegt, iſt dies der Fall zur Zeit des Neu- und Vollmondes, ſodaß die S. der Mondbahn in die Mitte der ſog. beiden Viertel oder Quadraturen fallen.

Szabolcs, ein Comitat des Kreiſes jenſeit der Theiß im Königreiche Ungarn, zählt 108,39 Q.-M. und 169478 E. (1857, ohne Militär). Das Land iſt ohne Gebirge, beſteht meiſtens aus Sandebenen mit Sodaſeen und iſt daher den Ueberſchwemmungen der Theiß ausgeſetzt, die oft Sümpfe zurückläßt und dadurch die Luft verpeſtet. Es liefert viel Getreide, Tabak, Obſt, Melonen, Vieh u. ſ. w. Das Comitat hat ſeinen Namen von dem alten, jetzt in Ruinen liegenden Schloſſe bei dem Dorfe Szabolcs an der Theiß, zerfällt in vier Bezirke und hat zum Hauptort den Marktflecken Nagy-Kallò, mit 4819 E.

Szalad oder Zala, ein Comitat im Kreiſe jenſeit der Donau des Königreichs Ungarn, zählte (1857) auf 88$^9/_{10}$ Q.-M. 268409 meiſt kath. E. (ohne Militär). Verzweigungen der ſteiermärk. Voralpen geben dem Lande einen zum Theil gebirgigen Charakter; zum andern Theil beſteht es aus wellenförmigen Ebenen. Der Abdachung gegen Südoſten folgen die Mur, welche in die die Südgrenze bildende Drau mündet und die Kerka aufnimmt, und die Szala, welche ſich in das Südende des Plattenſees (ſ. d.) ergießt, der zur Hälfte zu dieſem Comitat gehört. Der Boden iſt gut angebaut und ſehr fruchtbar an allen Getreidearten, beſonders Weizen, an Wein und Tabak. Die weit ausgedehnten Waldungen ſind reich an Hoch- und Federwild. Von großer Bedeutung iſt die Zucht von Hornvieh, veredelten Schafen, Pferden und Schweinen, und der Fiſchfang, beſonders im Plattenſee, iſt außerordentlich ergiebig. Das Klima zeigt ſich mild, die Luft geſund. Hauptort des Comitats iſt der Marktflecken Zala- oder Szalad-Egerszegh, an der Szala, mit 4549 E., einer ſchönen Kirche und bedeutenden Viehmärkten.

Szalay (Ladislaus von), ungar. Geſchichtſchreiber, geb. 18. April 1813 zu Ofen, ſtudirte 1824—26 zu Stuhlweißenburg und beendete 1826—31 ſeine philoſ. und juridiſchen Studien an der Univerſität zu Peſth. Die Bekanntſchaft mit Kazinczy und Szemere regte ihn ſchon damals literariſch an. Nachdem er 1833 das Advocatendiplom erlangt, beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit Geſchichte, Politik und Jurisprudenz. 1837 ſuchte er in der Zeitſchrift «Themis» die modernen Rechtsanſchauungen in Ungarn zu verbreiten, fand aber nur geringen Anklang. Als er 1840 von einer Reiſe durch Europa zurückgekehrt, veröffentlichte er «A büntetö eljárásról, különös tekintettel az esküttszékekre» («Das Strafverfahren mit beſonderer Rückſicht auf die Strafgerichte», Peſth 1840), infolge deſſen er zum Mitglied und Schriftführer der vom Reichstage zur Ausarbeitung eines Strafcodex niedergeſetzten Commiſſion

ernannt wurde. Als solcher hatte er nächst Deák den bedeutendsten Antheil an jenem Strafcodexentwurf, den Mittermaier für den besten in Europa erklärte. Gleichzeitig gab S. die «Budapesti Szemle» («Ofen-pester Revue», 2 Bde.) heraus, in welcher die Reformideen des Tages gründliche Erörterung fanden. Nach Kossuth's Rücktritt vom «Pesti Hirlap» übernahm S. 1844 die Redaction desselben, die er bis Juli 1845 führte, während er von da bis Mitte 1848 als Mitarbeiter dieses Blattes thätig war. Seine Abhandlungen, in welchen er namentlich für administrative Centralisation und Reform des Comitatswesens kämpfte, erschienen später gesammelt als «Publicistai dolgozatok» («Publicistische Arbeiten», 2 Bde., Pesth 1847). Diese Sammlung enthält auch mehrere ausgezeichnete Reden, die S. als Deputirter der Freistadt Karpfen auf dem Reichstage von 1843—44 hielt. Die mehr kosmopolitische als nationale Richtung sowie die gelehrte Fassung seiner Arbeiten hinderten indeß seinen Einfluß auf die Masse. Meisterhaft nach Form und Inhalt ist sein Werk «Statusferfiek' könyve» («Das Buch der Staatsmänner», Pesth 1847—52). Die ungar. Regierung ernannte S. im Sommer 1848 zu ihrem Gesandten bei der deutschen Centralgewalt in Frankfurt. Als die Octoberereignisse diese Stellung lösten, ging er in gleicher Eigenschaft nach London, konnte aber hier nicht die Anerkennung als ungar. Gesandter erlangen. S. begab sich hierauf in die Schweiz, wo er die Actenstücke über seine deutsche Gesandtschaft veröffentlichte (Zür. 1849) und sich fortan ausschließlich dem Studium der vaterländischen Geschichte zuwandte. Als die bedeutendste Frucht derselben ist die treffliche «Magyarország története» («Geschichte Ungarns», Bd. 1—3, Lpz. 1850—53; Bd. 4—6, Pesth 1854—63; deutsch von Wögerer, Pesth 1866 fg.) zu betrachten, an deren Vollendung ihn jedoch der Tod hinderte. Er starb 17. Juli 1864 zu Salzburg. Von S.'s übrigen histor. Arbeiten sind, außer der Ausgabe von Ant. Veranci's «Sämmtlichen Werken» (in den Publicationen der ungar. Akademie), noch hervorzuheben: «Die Serbischen Colonien in Ungarn» (deutsch, Lpz. 1862); «Galantai gróf Eszterházy Miklós, Magyarország nádora» («Nik. Esterhazy von Galanta, Palatinus von Ungarn», 2 Bde., Pesth 1862—66); «János király és a' diplomatia» («König Johann und die Diplomatie»), im «Budapesti Szemle» (Jahrg. 1858—60); «Magyar történelmi emlékek» («Ungarisch-geschichtliche Denkwürdigkeiten», 3 Bde., Pesth 1856—60) u. a. m. Vgl. Flegler, «Erinnerungen an Ladislaus von S.» (Lpz. 1866).

Szathmár, ein Comitat des Kreises jenseit der Theiß im Königreiche Ungarn, zählt auf $106^3/_{10}$ Q.-M. 249673 E. (1857, ohne Militär). Das Land ist im Osten und Süden gebirgig, sonst eben, wird von der Theiß und ihrem Zufluß Szamos bewässert, welche die Kraszan aufnimmt, an der sich der 6 M. lange, rohr- und schilfreiche Ecsedermorast hinzieht. Im ganzen hat das Land sandigen Boden und liefert Weizen, Mais, herrlichen Wein, Obst, Kastanien, Taback, Salz, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Mineralwässer, pflegt auch nicht unerhebliche Industrie und Handel. Das Comitat zerfällt in vier Bezirke und hat zum Hauptort den Marktflecken Nagy-Károly, mit 10670 E., kath. und griech. Kirchen, einem Piaristencollegium mit Gymnasium und Hauptschule, einem großen gräfl. Károly'schen Lustschlosse nebst schönem Garten mit Schweizerei, Fasanerie und Thiergarten. Der Ort treibt Leinwand- und Baumwollweberei, Corduanschuhmacherei, Wein-, Korn-, Mais- und Tabacksbau. Außerdem ist bemerkenswerth Szathmár-Némethy, eine königl. Freistadt, Sitz eines röm.-kath. Bischofs und eines Finanzinspectorats. Die Stadt besteht aus den durch die Szamos getrennten Orten Szathmár und Némethy, zählt 14288 meist reform. E., Deutsche und Ungarn, hat ein theol. Seminar, ein kath. und ein reform. Gymnasium, eine Hauptschule, Klöster der Jesuiten, Barmherzigen Brüder und Schwestern und ein Erziehungsinstitut für Soldatentöchter. Es bestehen hier ansehnliche Fischerei und Sliwowitzbrennerei. Ferner ist zu nennen Nagy-Bánya oder Ujváros, auch Frauenstadt genannt, eine königl. freie Bergstadt, Sitz einer königl. Berg-, Forst- und Güterdirection, mit 7197 E., einem Minoritengymnasium, einer Hauptschule, reichen Gold-, Silber- und Bleibergwerken, Mineralquellen. Die Bevölkerung fertigt Töpferwaaren, Schmelztiegel, Leinen- und Baumwollzeuge und treibt Handel mit Wein, Obst, Kastanien, Geschirr und Bleiglätte. Felsö-Bánya oder Neustadt, ein freier Markt- und Bergflecken, mit 5400 E., hat reiche Gold- und Silberbergwerke sowie Kupfer- und Bleischmelzhütten.

Széchényi (Stephan, Graf von), bekannt als ungar. Patriot, geb. zu Wien 21. Sept. 1792, stammte aus einem sehr alten ungar. Geschlechte, das von Nikolaus S., dem Waffenbruder Niklas Zrinyi's, bis herab auf Georg S., der 1697 von Leopold I. in den Grafenstand erhoben wurde, eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorbrachte, die theils in den Kriegen gegen die Türken sich glänzenden Waffenruhm erwarben, theils als Staatsmänner, wie Paul S.,

Erzbischof von Kalocsa, Vermittler zwischen der Krone und dem Aufstande unter Franz II. Rákóczi, theils später durch großartige Stiftungen in ihrem Vaterlande sich ein bleibendes Gedächtniß gründeten. Wie sein Vater, Graf Franz von S. (gest. 20. Dec. 1820), der namentlich durch Stiftung des von ihm mit Freigebigkeit ausgestatteten ungar. Nationalmuseums sich ein unvergängliches Denkmal errichtete, so widmete auch Stephan mit großer Aufopferung seinem Vaterlande einen seltenen Patriotismus. Schon in früher Jugend im ungar. Insurrectionsheere gegen die Franzosen dienend, machte er seit seinem Uebertritt in die Armee die wichtigsten Feldzüge des europ. Völkerkriegs mit und erwarb sich hierdurch sowie auf spätern Reisen umfassende Kenntniß der europ. Staats- und Nationalverhältnisse. Der Reichstag von 1825—27 veranlaßte ihn, aus dem Militärdienste zu scheiden, um sich mehr der Beförderung der geistigen und industriellen Interessen Ungarns zu widmen. Hierher gehörte vorzüglich seine Mithülfe zur Errichtung der für Förderung ungar. Nationalität so wichtig gewordenen ungar. Akademie, der er ein Kapital von 60000 Fl. Conv.-M. überwies; der 1826 durch seine Bemühungen begründete Verein zur Beförderung der ungar. Pferdezucht; seine Verwendungen 1832 zur Errichtung eines ungar. Centralschauspielhauses und Conservatoriums der Musik; seine gleichzeitigen Bemühungen für die Begründung eines Vereins zur Erbauung einer stabilen Donaubrücke zwischen Pesth und Ofen, zu welchem Behufe er 1833 nach England reiste und über seine Berathungen mit den dortigen vorzüglichsten Technikern einen detaillirten Bericht (Pesth 1833) veröffentlichte. Sein um diese Zeit erschienenes Werk «Hitel» («Ueber den Credit», deutsch, Lpz. 1830) und die zu dessen Vertheidigung gegen Jos. Dessewffy's «Taglalat» veröffentlichte Schrift «Világ» («Licht, oder auffallende Bruchstücke und Berichtigung einiger Irrthümer und Vorurtheile», deutsch, Pesth 1832) gaben den mächtigsten Anstoß zur der polit. und nationalen Reformbewegung, welche sich von dieser Zeit an mit steigender Intensität in Ungarn kundgab, und erhoben S. zum eigentlichen «Vater der Reform», wie ihn Freund und Feind einmüthig nannten. Eine im Jahre darauf wiederholte Reise nach England unternahm er als bevollmächtigter königl. Commissar für die oberste Leitung der hydraulischen Arbeiten am Eisernen Thore, und bereits 11. Nov. 1834 passirte das erste Schiff den gereinigten Kanal, womit das wichtigste Hinderniß der unterbrochenen Verbindung mit dem Schwarzen Meere gehoben war. Wesentlich trug er sowol hierdurch wie durch seine anderweitigen Bemühungen zur Begründung der Donau-Dampfschiffahrt bei. Auch die Theißregulirung, der Fabrikbegründungsverein, die pesther Dampfmühle und andere praktische Nationalunternehmungen verdanken S. theils ihr Entstehen, theils fanden sie an ihm den eifrigsten Förderer. Auf dem Gebiete der praktischen Reform und des materiellen Fortschritts blieb auch bis zur Revolution von 1848, infolge deren er zum ungar. Minister der Communication und öffentlichen Arbeiten ernannt wurde, seine Führerschaft unbestritten. Hingegen wurde er auf polit. Gebiete desto mehr von seiner eigenen Partei überflügelt, je mehr diese eine demokratische und Oesterreich herausfordernde Richtung nahm, während S. die Wiedergeburt Ungarns vorzüglich durch die Aristokratie und ohne Opposition gegen Oesterreich bewerkstelligt wissen wollte. Die Spaltung trat schon offen hervor, als 1840 die Leitung der liberalen Partei an Kossuth überging, gegen welchen nun S. erst im «Kelet népe» («Das Volk des Ostens», Pesth 1841), später in «Politikai programm-töredékek» («Polit. Programmfragmente», deutsch, Lpz. 1847) wie in der ungar. Journalistik und im pesther Comitatssaal mit ebenso viel Beharrlichkeit als Erbitterung, aber mit geringem Erfolg ankämpfte. Als Kossuth von Pesth auf den Reichstag von 1847—48 geschickt wurde, ließ sich S., wiewol er als Magnat Sitz und Stimme an der obern Tafel hatte, von Wieselburg zum Deputirten in die untere Tafel wählen, um dort Kossuth unmittelbar zu bekämpfen. Da aber dieser die Märzbewegung von 1848 zur plötzlichen Durchführung dessen, was S. nur allmählich zu erreichen gestrebt hatte, mit Kühnheit ausbeutete, ergab sich dieser, obwol mit Bangen, und nahm sogar eine Stelle im ungar. Ministerium neben Kossuth ein. Als es aber zum offenen Bruche zwischen Ungarn und Oesterreich kam, erfaßte ihn über das Schicksal seines Vaterlandes die Verzweiflung, die sein Herz brach und seinen Geist umnachtete. Nachdem er 5. Sept. 1848 in einem Anfalle des Irrsinns bei Gran von einem Dampfschiffe in die Donau gesprungen, brachte man ihn in die Irrenanstalt zu Döbling bei Wien, wo er sich allmählich körperlich und geistig wieder erholte. In der Abgeschiedenheit wußte er sich genaue Kenntniß von dem Gange der öffentlichen Dinge zu verschaffen und begann sogar wieder mit der Feder für das Interesse Ungarns zu wirken. Bei aller Opposition blieb er jedoch stets ein entschiedener Anhänger der Dynastie. 1859 erschien zu London die Schrift «Ein Blick auf den anonymen Rückblick», in welcher das Bach'sche Regiment auf das schärfste gegeiselt wurde. Die

Polizei hielt S. für den Verfaſſer dieſes Buchs und unterwarf ihn infolge deſſen einer Hausſuchung. S. gerieth hierüber in eine ſolche Aufregung, daß er ſich in der Nacht vom 7. zum 8. April 1860 durch einen Piſtolenſchuß den Tod gab. Von ſeinen Schriften ſind außer den genannten noch zu erwähnen: «Ueber Pferde, Pferdezucht und Pferderennen» (deutſch, Peſth 1830); «Ueber die Donauſchiffahrt» (deutſch, Ofen 1836); «Einiges über Ungarn» (deutſch, Peſth 1839); «Ueber die ungar. Akademie» (deutſch, Lpz. 1843). S. war ſeit 1836 vermählt mit Crescentia, geborene Gräfin Seilern und Aſpang, verwitwete Gräfin Zichy, aus welcher Ehe zwei Söhne, Bela Stephan Maria (geb. 1837) und Eugen Georg Stephan Karl (geb. 1839) hervorgingen. Vgl. Kecskeméthy, «Graf Stephan S.'s ſtaatsmänniſche Laufbahn u. ſ. w.» (Peſth 1866). Falk gab eine Charakteriſtik S.'s in der «Oeſterr. Revue» (1866).

Szegedin, eine königl. Freiſtadt und der Hauptort des Csongráder Comitats im jenſeitigen Theißkreiſe Ungarns, am Einfluß der reißenden Maros in die Theiß, über welche hier eine Schiffbrücke führt, durch die Eiſenbahn mit Peſth verbunden, iſt der Sitz des Comitatsmagiſtrats, eines Finanzinſpectorats und anderer Behörden. Der Ort zerfällt in die eigentliche Stadt und fünf Vorſtädte und zählt (1857, ohne Militär) 62700 E. Die bedeutendſten Gebäude ſind die griech.-orient. und die Franciscanerkirche, das Comitatshaus, das ſchöne Stadthaus, das große Salzmagazin. Es befinden ſich hier Klöſter der Piariſten, Minoriten und Franciscaner, ein Gymnaſium, eine Realſchule, ein Theater, eine große Kaſerne, ein Armenhospital, eine Kinderbewahranſtalt u. ſ. w. Die Stadt hat ziemlichen Gewerbsbetrieb, bedeutende Seifenſiedereien, welche die leichte und ſchöne Szegediner Seife liefern, und verſchiedene andere Fabriken; ferner werden viele Tuche und Ziſchmen (eng anliegende Stiefel) verfertigt. Außerdem befindet ſich zu S. die Hauptſchiffswerfte für die Theißſchiffe. Bedeutend iſt der Handel mit Holz- und Holzwaaren aus Siebenbürgen und Getreide aus dem Banate. Auch nimmt die türk. Baumwolle großentheils ihren Zug über dieſe Stadt nach Peſth und Wien, und die hieſigen Märkte ſind nächſt Peſth und Debreczin die beſuchteſten. S. war ehedem eine ſtarke Feſtung und ſchon zur Zeit des Matthias Corvinus eine der bedeutendſten Städte des Landes. Nach der Niederlage Ludwig's II. bei Mohacs 1526 kam ſie in die Gewalt Sultan Soliman's II., welcher ſie ſtärker befeſtigen ließ. Im Oct. 1686 wurde ſie von den Kaiſerlichen den Türken entriſſen. Am 3. Aug. 1849 beſiegte hier Haynau die ungar. Inſurgenten.

Szekler, ungar. Székelyek, iſt der Name eines im Oſten und Nordoſten Siebenbürgens wohnenden ungar. Volksſtammes, deſſen Anſiedelungszeit nicht mit hiſtor. Gewißheit zu ermitteln. Geringe Wahrſcheinlichkeit hat die Annahme, daß ſie zur Zeit der erſten Hunneneinwanderung durch Zufall in dieſe Grenzgebirge verſchlagen wurden und hier zurückblieben, während die große Maſſe der Hunnen nach Aſien zurückkehrte nnd erſt am Ende des 9. Jahrh. unter dem Namen Ungarn wieder in Pannonien einbrach. Gleichheit der Sprache, der Leibesbeſchaffenheit und des Charakters ſetzen die Stammverwandtſchaft der S. mit den Magyaren außer Zweifel. An der Grenze wohnend, waren ſie ſtets den feindlichen Einfällen zuerſt ausgeſetzt, ſodaß ſie ihre geogr. Lage zu ſchlagfertigen Grenzwächtern machte. Sie waren in Vornehme (fö-népeh, primores), Primipilen (ló-föh, Roßhäupter, weil ſie Reiterdienſte thaten) und Gemeine (höznépeh) eingetheilt, aber alle genoſſen adeliche Vorrechte. In unruhigen Zeiten mußten ſie ſtets im Felde liegen. Sie vertheidigten aber auch ihre Privilegien mit den Waffen. Weil ſie ſich der Rákóczi'ſchen Sache angenommen, wurden ſie 29. April 1711 zur Ablieferung der Waffen vermocht und der Steuer unterworfen. Als man aber 1764 auch unter ihnen Grenzregimenter bildete, erhob ſich ein Aufſtand, deſſen Beſiegung (lat. siculicidium) viel Blut koſtete. In den Kämpfen von 1848 und 1849 erfocht Bem ſeine Siege in Siebenbürgen hauptſächlich durch die Tapferkeit der S. Durch die Reorganiſation Ungarns und Siebenbürgens nach der Revolution verloren ſie ihre Sonderverfaſſung und Vorrechte und wurden den übrigen Landesbewohnern gleichgeſtellt. Doch erfolgte 1865 die Wiederherſtellung ihrer Stühle. Das Szeklerland war nämlich eins der drei Gebiete, in welche Siebenbürgen (ſ. d.) nach der Nationalität ſeiner Bewohner zerfiel. Es umfaßte auf einem Flächenraum von 214 Q.-M. die fünf Stühle Udvarhely, Haromſzék, Csik, Maros und Aranyos. Im Norden und Oſten von hohen Gebirgen und dichten Waldungen bedeckt, gehört es im Süden und Weſten zu den fruchtreichſten und geſegnetſten Theilen Siebenbürgens und iſt namentlich Getreidebau und Viehzucht bedeutend. Dieſe zwei Beſchäftigungen bilden faſt die ausſchließliche Nahrungsquelle der an 650000 Seelen ſtarken Bevölkerung, die ſich zur kath., reform. und unitariſchen Kirche bekennen. Ihre Hauptſtadt iſt Maros-Vásárhely. (S. Maros.)

Szemere (Bartolomäus), ungar. Staatsmann und Schriftſteller, geb. 27. Aug. 1812 zu

Vatta im Borsoder Comitat, machte seine philos. und jurist. Studien in den prot. Schulen zu Miskolcz, Késmark und Patak und beendete seine Ausbildung 1832—34 in Presburg. Nachdem er das Advocatendiplom erlangt, kehrte er 1834 in das Borsoder Comitat zurück und wirkte hier als Comitatsnotar, unternahm aber seit 1836 eine Reise durch Europa, als deren Ergebniß «Utazás külföldön» («Reise im Ausland», 2 Bde., Pesth 1840; 2. Aufl., Pesth 1845) erschien, welche Schrift vielen Beifall fand. Eine andere Frucht dieser Reise war «Terve egy javitófogháznak a magányrendszer szerint» («Plan eines Besserungshauses nach dem Zellensystem», Kaschau 1839), sowie zum Theil auch die von der ungar. Akademie gekrönte Schrift «A halábüntetésről» («Von der Todesstrafe», Pesth 1842), in welcher S. für Abschaffung dieser Strafe auftrat. Im Interesse der Gefängnißreform bereiste S. 1841—42 Ungarn, Slawonien und Kroatien. Doch konnte er seine Materialien nicht verarbeiten, indem er 1842 zum Oberstuhlrichter, 1846 zum Vicegespan in Borsod erwählt und von demselben Comitat als Deputirter auf den Reichstag von 1843—44 und den von 1847—48 geschickt wurde. Als Beamter wie als Deputirter gehörte S. zu den thätigsten Mitgliedern der Fortschrittspartei, und als Secretär der Reichstage unterzog er sich einer Reihe der wichtigsten Gesetzentwürfe. Im März 1848 im Ministerium Batthyanyi mit dem Innern betraut, stimmte er nächst Kossuth für die entschiedene Revolution. Nach dem Rücktritt dieses Ministeriums im Sept. übernahm S. mit Kossuth die provisorische Leitung der Landesangelegenheiten und trat dann in den Landesvertheidigungsausschuß ein. Als im Dec. 1848 der österr. General Schlick in Oberungarn einfiel, ging S. als Reichscommissär dahin, wo er fünf Monate hindurch sehr energisch wirkte, auch ein Guerrillascorps bildete. Nach der Unabhängigkeitserklärung (14. April 1849) übernahm er das Präsidium des neuen Cabinets und erklärte dasselbe für ein revolutionär-demokratisch-republikanisches. Mit Kossuth's Schwanken überhaupt unzufrieden, erklärte er sich gegen die Uebertragung der Dictatur an Görgei und forderte Bem zur Weiterführung des Kampfes auf, was jedoch die Waffenstreckung nicht hinderte. S. entkam nach Konstantinopel und ging von da nach Paris. Hier veröffentlichte er die namentlich gegen Kossuth gerichteten Charakteristiken «Ludw. Batthyanyi, A. Görgei und L. Kossuth» (Hamb. 1851). 1865 kehrte er geisteskrank in seine Heimat zurück und starb noch im Herbst desselben Jahres. Als tüchtiger Schriftsteller betheiligte sich S. auch am ungar. «Athenaeum» sowie am «Arvizkönyv». Auch war er ein ausgezeichneter Parlamentsredner. — Aus der Familie S. haben sich in neuerer Zeit außerdem Paul S., geb. 1785 zu Pécel bei Pesth, und Nikolaus S., geb. 1804 im Zempliner Comitat, als Dichter und Schriftsteller bekannt gemacht; letzterer durch zahlreiche, in Journalen und Sammelwerken zerstreute Gedichte, ersterer als Mitredacteur der Kölcsey'schen Zeitschrift «Életés irodalom», als Uebersetzer Körner's (Pesth 1818), wie durch seine «Episteln» (Ofen 1810), «Sonette» (Pesth 1811) und «Lieder» (Pesth 1812). Paul S. starb 1861 zu Pesth, Nikolaus S. lebt auf seinem Gute Lasztócz.

Szigeth oder Sigeth, die Hauptstadt des großen, an Galizien grenzenden Comitats Marmaros (s. d.) im Kreise jenseit der Theiß des Königreichs Ungarn, an der Theiß und Iza, in schöner Gegend, Sitz der Comitatsbehörden und einer königl. Berg-, Salinen-, Forst- und Güterdirection, ist die Hauptniederlage des auf der Theiß zu verführenden Steinsalzes aus den Gruben von Rónaszék und zählt 6408 E. (1857) verschiedener Nationalitäten und Confessionen. Der Ort hat ein Piaristencollegium nebst Gymnasium, ein reform. Gymnasium und eine Hauptschule. — S., Szigethvár oder Grenz-Sigeth, ein Marktflecken des Comitats Somogy oder Sümegh in Ungarn, 5 M. südlich von Kaposvár und westlich von Fünfkirchen, auf einer Insel des Almás, an der von Fenék über den Plattensee hierher angelegten Handelsstraße, ist der Sitz eines Oberstuhlrichteramts und zählt (1857) 4189 E. Der Flecken zerfällt in das Schloß, den eigentlichen Markt und die Vorstadt, ist noch mit Mauern und Gräben umgeben, und hat mehrere Kirchen, ein Franciscanerkloster, zwei Rübenzuckerfabriken, eine Pfeifenfabrik und eine Bierbrauerei. Berühmt ist die Vertheidigung dieses Platzes vom 4. Aug. bis 7. Sept. 1566 durch Zrinyi (s. d.) gegen die Türken unter Soliman. Zrinyi weihte sich mit seinen Mitstreitern dem Tode für das Vaterland, während der Sultan im Lager starb. Die Festung wurde von den Türken 8. Sept. erstürmt, 1664 von Zrinyi dem Jüngern vergebens belagert, aber 1689 vom Markgrafen von Baden dem Halbmonde für immer entrissen.

Szigligeti (Joseph), ein fruchtbarer und beliebter Dramatiker Ungarns, geb. 1814 zu Großwardein im Biharer Comitat, machte die ersten Studien in seinem Geburtsorte und ging 1832 nach Pesth, wo er sich zum Ingenieur ausbilden sollte, aber 1834 aus Neigung bei der damaligen ofener ungar. Schauspielergesellschaft eintrat. Mit dieser siedelte er nach Pesth über

als dort das ungar. Nationaltheater errichtet wurde, bei dem er seitdem ununterbrochen thätig war. Der Familienname S.'s ist eigentlich Szathmáry, den er jedoch aufgab, weil er infolge seiner theatralischen Laufbahn mit seinem Vater zerfiel. Bei allem Eifer für die Bühne konnte S., dem Schule und äußere Mittel fehlten, keine glänzende Stellung erringen; desto erfolgreicher wirkte er aber als dramatischer Dichter. Seine «Rozsa» («Rose») und seine «Vandor szinészek» («Wandernde Schauspieler») gewannen die von der ungar. Akademie ausgesetzten Preise, «Zách unokai» («Die Enkel Zách's») einen von der Theaterdirection ausgesetzten Preis; drei andere seiner Dramen trugen den zweiten Preis der Akademie davon. Seit 1855 erhielt er fast jährlich den Teleki-Preis für Dramen. Unter seinen histor. Dramen, die sich durch spannende Handlung und treue Sitten- und Charakterschilderung auszeichnen, sind hervorzuheben: «Vazul» («Vazul»), «Korona és Kard» («Krone und Schwert»), «Al Endre» («Der falsche Andreas»), «IV. István» («Stephan IV.»), «III. Béla» («Bela III.») und «Mátyás' fia» («Der Sohn Matthias'»). Noch größere Erfolge erzielte er als Volksschauspieldichter. Seine Dramen dieser Art spiegeln trefflich das magyar. Volksleben mit allen Licht- und Schattenseiten. Selbst auf den deutschen Bühnen wurden mehrere dieser Dramen, wie «Szökött katona» («Der Deserteur»), «Két pisztoly» («Zwei Pistolen»), «Zsidó» («Der Jude»), «Csikós» («Der Csikos»), «Jenn az ernys, nincsen has» u. s. w., mit Beifall aufgeführt. Seit einiger Zeit ist S. auch Secretär und Regisseur der Nationalbühne. Er hat eine große Anzahl von Originalstücken geschrieben, die sich sämmtlich auf der Bühne erhalten und fast das ausschließliche Repertoire der Provinzialtheater und wandernden Truppen Ungarns bilden.

Szolnok, Marktflecken im Heveser Comitate des Königreichs Ungarn, an der Theiß, über welche hier eine große hölzerne Brücke führt, ist der Mittelpunkt für die von Pesth nach Kaschau und Arad führenden Eisenbahnen, hat (1857) 13936 E., ein Franciscanerkloster, eine Hauptschule, eine Maschinenfabrik, starken Fisch- und Schildkrötenfang, Ackerbau und Handel mit Obst, Salz und Holz. S. ist einer der ältesten Orte in Ungarn und soll bereits von einem der aus Scythien gekommenen Heerführer gegründet worden sein. In der neuern Zeit ist der Ort bekannt durch das Treffen vom 5. März 1849, in welchem der österr. General Targer sich vor den überlegenen Ungarn zurückziehen mußte. — Mittel-Szolnok ist ein Comitat im Kreise jenseit der Theiß, mit $40^3/_{10}$ Q.-M. und (1857, ohne Militär) 95901 E. Dieses wurde 1849 zu Siebenbürgen geschlagen, 1860 aber wieder mit Ungarn vereinigt. Hauptort ist die Stadt Zilah, mit 4480 E.

T.

T, der 19. Buchstabe des griech. und lat., der 20. im deutschen Alphabet, gehört als Muta zu der Klasse der Zungenlaute oder Lingualen. Im Griechischen heißt der Buchstabe Tau, wie auch im Phönizischen und Hebräischen, wo derselbe die letzte Stelle im Alphabet einnimmt. Der Name selbst bedeutet Zeichen, und zwar ein kreuzförmiges Zeichen, dergleichen man dem Zugvieh auf Hals und Hüften brannte. Ein zweiter T-Laut, den das Hebräische und die übrigen semit. Sprachen besitzen, das Tet, welches in ihrem Alphabet die neunte Stelle einnimmt, hat sich im Griechischen zu Θ (th, dem aspirirten t) umgesetzt. Das Lateinische hat das aspirirte th ganz verloren und gebraucht es nur in griech. Worten. Ebenso kennt das Hochdeutsche das th, als die Aspirata der Lingnale, gar nicht, während es das Gothische (aus goth. th ging durch Lautverschiebung im Hochdeutschen d hervor), Sächsische (noch heutigentags das Englische), Skandinavische besitzen. Wenn sich dennoch in unserer neuhochdeutschen Schrift viele th finden, so sind sie entweder als unrechtmäßige Stellvertreter des t zu erklären, oder begründen sich auf niederdeutsche Einflüsse (wie meist in den althochdeutschen Sprachdenkmälern anzunehmen ist). Im 12. Jahrh. sind die th nicht selten, auch verschwinden sie im 13. Jahrh. noch nicht; im 14. und 15. Jahrh. jedoch werden sie schon augenscheinlich als Andeutung der Dehnung gebraucht. Sehr häufig erscheint das th wieder gegen Mitte des 16. Jahrh., nachdem es im Anfange desselben seltener aufgetreten war. Da dieses th weder durch die Aussprache noch die Geschichte zu rechtfertigen ist, so haben die neuern reformatorischen Versuche in der deutschen Orthographie namentlich auf möglichste Entfernung desselben, wenigstens im Inlaut und Auslaut, gedrungen.

Als Abkürzung bedeutet im Lateinischen T. den Vornamen Titus, Ti. den Vornamen Tiberius; bei bibliogr. Angaben so viel als Titel, z. B. o. T.: ohne Titel.

Taback (Nicotiana L.), eine zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Solanaceen gehörende Pflanzengattung, deren Arten, meist einjährige Kräuter, mit Ausnahme weniger in Australien und vielleicht in Südasien wachsender, in Amerika zu Hause sind. Ihre Blüten haben einen röhrig-glockigen Kelch mit fünfspaltigem Saum und eine trichter- oder präsentirtellerförmige Blumenkrone mit faltig-fünflappigem Saum. Die Staubgefäße sind in der Röhre der Blumenkrone eingefügt und eingeschlossen. Aus dem von einem lappigen Ring umgebenen Fruchtknoten, welcher einen fadenförmigen Griffel mit knopfiger Narbe trägt, entwickelt sich eine zwei- bis vielklappige Kapsel, welche von dem stehen bleibenden und nach der Blütezeit sich vergrößernden Kelch umschlossen ist und viele kleine Samen enthält. Die Blüten sind in Trugdolden und Wickeltrauben, welche meist wieder rispenförmig gruppirt erscheinen, geordnet, die Blätter abwechselnd, nebenblattlos, einständig, ganz, meist groß und wie die ganze Pflanze gewöhnlich mit kleberigen Drüsenhaaren bekleidet. Man kennt einige zwanzig Arten, von denen namentlich einjährige angebaut werden, der gemeine oder Virginientaback (N. Tabacum L.), der großblätterige oder Marylandtaback (N. macrophylla Lehm.), der Bauerntaback (N. rustica L.) und der Jungferntaback (N. peniculata L.). Die beiden ersten Arten haben lange Blumen mit grünlicher Röhre und schön pfirsichrothem Saume; die beiden andern kürzere Blumen von gelblichgrüner Farbe. Alle vier stammen aus Amerika und sind stattliche Stauden, namentlich die beiden ersten. Der gemeine T., dessen Blüten in großen ausgebreiteten Rispen stehen, hat große, lanzettförmige, spitze Blätter, deren Seitenrippen unter spitzem Winkel von der Haupt- oder Trugdoldrippe abstehen, der großblätterige T. breite, eiförmige, stumpfe Blätter mit fast rechtwinkelig von der Mittelrippe abgehenden Seitenrippen und zusammengezogene Rispen. Nach einigen sind diese beiden Arten nur Varietäten einer und derselben Art (der N. Tabacum). Bei dem Bauerntaback sind die stets kleinern Blätter eiförmig und stumpf, die Blüten in rispig gruppirte, knaulförmige Wickeltrauben gestellt, beim Jungferntaback die Blätter eiförmig, aber spitz, die Blüten in eine ausgebreitete Rispe geordnet. Eine fünfte Art, der chinesische T. (N. chinensis L.), mit kurzgestielten, breiten, am Grunde herzförmigen Blättern, deren Seitenrippen unter fast rechtem Winkel von der Mittelrippe ausgehen und mit in etwas zusammengezogene Rispen gestellten rothen Blüten, stammt vielleicht aus Asien. Derselbe wird namentlich in China, auf den Philippinen und auf Java angebaut und liefert ein sehr feines Blatt. Im Handel unterscheidet man die einzelnen, überaus zahlreichen Sorten nicht nach den botanisch verschiedenen Arten, sondern nach den Ländern und Gegenden, wo sie gebaut werden. Am häufigsten werden N. Tabacum und rustica angebaut. Zur erstern Art gehören sowol sehr gemeine, schlechte als auch die feinsten Havanasorten; zu letzterer, deren Cultur vorzüglich in Europa (hier sogar noch in Ostpreußen) betrieben wird, gehören neben ganz ordinären Sorten auch die vorzüglichsten ungarischen, südrussischen und türkischen T.

Den Gebrauch des T. als Genußmittel fand Columbus, der Entdecker Amerikas, 1492 bei den Bewohnern der Insel Guanahani vor, welche denselben in cylinderförmigen Rollen, von einem Maisblatt gebildet, rauchten. Die Indianer sollen diese Rollen, jedenfalls das Vorbild der bei den Spaniern und Portugiesen beliebten Papelitos (Papiercigarren), tabacos genannt haben. Nach andern soll der Name T. von der Insel Tabago oder von der Provinz Tabasco in Mittelamerika herrühren. Die gleiche Sitte berichtet Las Casas von den Bewohnern Haïtis sowie der Mönch Romano Pane, der die Pflanze 1496 zuerst beschrieb, von denen Hispaniolas, bei welchen das Kraut den Namen Cohoba führte. Auch in Yucatan und Mexico war das Tabackrauchen vor Ankunft der Europäer bekannt, nicht aber in Südamerika, wo es jedoch jetzt allgemein, selbst bei den Ureinwohnern verbreitet ist. Bei den Indianern Nordamerikas war die Sitte sehr alt, wie die noch häufig aufgefundenen Pfeifen beweisen. Dieselben sind noch jetzt sämmtlich leidenschaftliche Raucher und stolz auf den Besitz schöner Pfeifen. Der T. galt als heiliges Kraut und das Rauchen war ein religiöser Gebrauch, ein der Sonne und dem großen Geiste gebrachtes Opfer. In Europa wurde die Tabackspflanze, von der Gonzalo Hernandez de Oviedo zuerst Samen aus Amerika nach Spanien gebracht haben soll, anfangs nur als Zierpflanze gebaut, bis sie Nicolo Menardes als Arzneipflanze pries. In Frankreich ward sie durch Jean Nicot, franz. Gesandten in Portugal, 1560 von Lissabon aus bekannt. Nicot baute die Pflanze zuerst in seinem Garten, empfahl sie als Heilpflanze und soll viele Wundercuren mit ihr verrichtet haben. Ihm zu Ehren ward später die Pflanzengattung Nicotiana genannt. In Frankreich wurde auch das Tabackschnupfen unter König Franz II. frühzeitig üblich. Gleich-

zeitig entstand auch zu Sevilla in Spanien eine Schnupftabackfabrik, die den berühmten Spaniol lieferte. Nach Deutschland gelangte das Wunderkraut 1565 aus Frankreich durch Adolf Occo, Stadtphysicus zu Augsburg; bald bediente man sich des T. als Arzneimittel, und seine Heilkräfte wurden in vielen besondern Schriften mit Uebertreibung gepriesen. Aus Frankreich kam die Pflanze gegen Ende des 16. Jahrh. auch nach Italien. Bald nach 1636 führten span. Geistliche das Schnupfen in Rom ein, gegen welches Urban VIII. 1624 eine Bulle erließ, die 1698 erneuert, aber 1724 wieder aufgehoben wurde. Trotzdem nahm das Schnupfen ungemein überhand, sodaß Benedig bereits 1657 Fabrikation und Verschleiß des T. in Pacht gab und bis 1662 an 40000 Dukaten gewinnen konnte. Rauchen sah man zuerst in Spanien um die Mitte des 16. Jahrh. Seeleute, die aus der Neuen Welt zurückkehrten und im Lande bald viele Nachahmer fanden. 1586 gelangte durch aus Virginien zurückkehrende Colonisten das Tabackrauchen nach England, wo es vornehmlich durch Walter Raleigh's Beispiel bald Nachahmer fand. Engl. Studenten verpflanzten es nach Leyden, engl., dem König Friedrich von Böhmen gesandte Hülfstruppen 1620 nach Deutschland, wo es sich im Dreißigjährigen Kriege durch die bald damit vertrauten Soldaten ausbreitete. 1655 kam das Tabackrauchen in der Türkei und noch vor 1650 in Schweden und Rußland auf. Als jedoch das angebliche Heilmittel zum unentbehrlichen Luxus- und Genußmittel wurde, erhoben sich die Kirche und die bereits erstarkte Staatspolizei dagegen. Jakob I. von England belastete den Gebrauch des T. mit schweren Steuern und suchte den Anbau des Krautes in Virginien zu beschränken. 1624 ward in England das Tabacksmonopol eingeführt, 1643 in eine Tabacksteuer verwandelt und 1652 der Tabacksbau im Mutterlande zu Gunsten der Colonien ganz verboten. In der Türkei wurden den ersten Rauchern die Pfeifen durch die Nasen gestoßen, in Rußland den Rauchern noch 1634 die Nasen abgeschnitten. Bern erließ gegen das Rauchen 1660 und 1661 scharfe Mandate und setzte sogar eine chambre du tabac nieder. Theologen und Moralisten des 17. Jahrh. predigten aufs heftigste gegen den «höllischen Rauch» (Moscherosch 1642); Consum und Anbau nahmen dessenungeachtet reißend schnell zu. Seit 1615 bauten Holland, 1659 Henneberg, 1676 die Mark Brandenburg, 1697 die Pfalz und Hessen den T. an. Die Staatsgewalt fand es vortheilhaft, den immer mehr steigenden Gebrauch des T. im Interesse des Fiscus durch hohe Steuern, namentlich aber durch Regie und Monopol (Oesterreich) 1670, Frankreich 1674, Preußen 1765—81) auszubeuten. Gegenwärtig ist der T. ein über die ganze Erde verbreitetes Genußmittel und ein Bedürfniß von hoher industrieller, commerzieller, volks- und staatswirthschaftlicher Wichtigkeit.

In Bezug auf Production und Consumtion behaupten die Vereinigten Staaten von jeher den Vorrang vor allen übrigen Ländern. Im J. 1850 producirte man hier 199,752655 Pfund T. (19,410664 Pfd. weniger als 1840); die eigene Consumtion betrug 81,933572 Pfd. Seit 1863 eröffnete sich die nordamerik. Regierung eine neue Einnahmequelle durch Einführung einer Consumtionssteuer auf T., die 1864 8,342000, 1865 11,085000 Dollars und, nach Einführung eines neuen Besteuerungsmodus (durch Gesetz vom 3. März 1865), 1867 sogar 19½ Mill. Dollars betrug. Zur Durchführung der Besteuerung ist freilich ein sehr complicirter Verwaltungsapparat nöthig geworden. In Rußland wird der T. durch Banderolen (gestempelte Umschläge), welche das Schatzamt verfertigt und verkauft, besteuert. Außerdem muß jeder Tabacksfabrikant und Händler eine jährliche Patentsteuer von 1—150 S.-Rubel entrichten. Die Einnahme, welche Rußland aus der Tabackssteuer und dem Tabackszoll bezieht, wird auf etwa 3 Mill. Rubel geschätzt. In England wurden 1866 40,995161 Pfund T. eingeführt (10,917626 Pfund im J. 1789), die einen Zollertrag von 6,332300 Pfd. St. ergaben. Der Consum für Großbritannien und Irland wurde für 1841 auf 23,096281, für 1851 auf 27,734786, für 1861 auf 35,413846, für 1866 auf 38,726272 Pfd. angegeben. In Frankreich war das Tabacksmonopol vor der Revolution verpachtet. Am 14. Febr. 1791 wurde dasselbe von der Nationalversammlung aufgehoben, der Anbau von T. freigegeben, die Einfuhr fabricirten T. verboten, die von unverarbeiteten Blättern mit Zoll belegt. Napoleon's I. Decrete vom 29. Dec. 1810 und 12. Jan. 1811 führten jedoch das Monopol wieder ein. Die Regie läßt seitdem die erforderlichen Tabacksfabrikate in 18 Fabriken anfertigen, die mit 36 Maschinen und 365 Entrepots in Verbindung stehen. 1864 beschäftigte die Regie mit Anbau, Fabrikation und Verkauf des T. 94134 Personen. Die reinen Einnahmen haben sich seit 1811—60 von 25,095829 auf 129,900912 Frs. gesteigert. Obwol 1860 die Preise erhöht wurden, blieb die Einnahmesteigerung jedoch constant, indem sie sich von 1861—65 von 163,345098 auf 175,707972 Frs. erhob. In Oesterreich übernahm 1783 der Staat selbst die Regie des Tabacksmonopols, das 1851 auf die gesammte Monarchie ausgedehnt wurde. In letzterm Jahre belief sich das Betriebs-

kapital der Verwaltung auf 14,821204 Fl., der Ertrag auf 13,926703 Fl. Letzterer erhöhte sich bis 1856 auf 26,557517, 1860 auf 34,7 Mill. und 1862 auf 40,961194 Fl. 1865 beschäftigte die österr. Regierung in 23 Staatsfabriken 24718 Personen, welche 683426 Ctr. Rohblätter verarbeiteten und 650120 Ctr. Fabrikate, darunter 1115,939182 Stück Cigarren lieferten. Außer in Frankreich und Oesterreich ist der T. auch noch in Italien (1866 mit einem Ertrage von etwa 55 Mill. Lire), im Kirchenstaate, in Spanien, in Portugal und Rumänien monopolisirt. Im Zollverein wurden 1864 627000 Centner T. und Tabacksfabrikate mit einem Steuerertrage von 2,763000 (1866 von 2,839053) Thlrn. einverzollt, während der eigene Tabacksbau des Vereinsgebiets auf 700000 Ctr. jährlich geschätzt wird. Der Zollverein hatte bis zum J. 1868 in Europa den stärksten Consum (2,76 Pfd. auf den Kopf, während in England nur 1,12 und in Frankreich nur 1,55 Pfd.), aber auch den geringsten Ertrag von der Tabacksteuer. Vgl. Mährlein, «Die Besteuerung des T. im Zollvereine» (Stuttg. 1868).

Der Tabacksbau erfordert einen fetten, starkgedüngten, lockern Boden. Der Einfluß des Bodens, des Klimas, der Behandlung bei der Cultur ist auf die Güte des Blattes ungemein groß, und nur der Weinbau bietet hierin Gleiches dar. Die aus amerik. Samen in Deutschland gezogenen T. arten, trotz der sorgfältigsten Behandlung, sehr bald aus, indem sie beim Verbrennen einen übeln Geruch geben, was man «Knellern» nennt. Der Boden für Erzeugung von Rauchtabacken muß mit vegetabilischen, der für T. zum Schnupfen mit animalischen Substanzen gedüngt werden. Ende März säet man den Samen in erhabene, mit einer fußdicken Schicht frischen Pferdedüngers ausgelegte Mistbeete (Tabackskutschen), schützt diese nöthigenfalls durch Matten vor Frost und versetzt die Pflanze im Juni in Reihen von 2—$2\frac{1}{2}$ F. Zwischenraum ins Feld. Die untersten Blätter werden, wenn sie verwelken, entfernt, die Blütenköpfe, außer bei den kräftigsten, zu Samen bestimmten Exemplaren, sowie die Seitenäste (Geize) weggebrochen. Im Juli beginnt bereits das Abblatten der unterseits erbsgelben Blätter, die nach Aussonderung der verdorbenen in Büschel gebunden und an luftigen Orten zum Trocknen aufgehängt werden. Im Januar schichtet man nun diese getrockneten Blätter zu großen Haufen auf, um sie in einen gewissen Grad der Gärung zu bringen, wodurch die Blätter braun werden. Nachdem dies geschehen, trocknet man die Blätter abermals, was bis Ende März beendet sein kann. Der T. ist nun so weit bereitet, daß er der eigentlichen Fabrikation überliefert werden kann, welche den Zweck hat, dem Blatte die geeignete Form für den Gebrauch zu geben, aber auch durch chem. Operation das Nicotin und die stickstoffhaltigen Substanzen (die beim Brennen den widrigen Horngeruch verbreiten) möglichst zu beseitigen und den Wohlgeruch zu entwickeln und zu heben. Die Anwendung der Gärung sowie die Beimischung von Saucen, deren Zusammensetzung jede Fabrik als ihr Geheimniß betrachtet, spielen bei dieser Veredlung des Blatts zum Gebrauch die Hauptrolle. Die zum Rauchen bestimmten Blätter werden theils zu Cigarren (s. d.) verarbeitet, theils zu Rollen gedreht (gesponnen), welche dann die Consumenten selbst zerkleinern, theils für den Raucher vom Fabrikanten selbst auf Maschinen (Schneideladen) geschnitten und durch Trocknen auf warmen Platten in krause Form gebracht. Richtiges Sortiren der Blätter, um ein gleichmäßiges Product zu erzielen, sowie zweckmäßige Mischungen verschiedener T. sind für den Fabrikanten in Hinsicht auf seinen Gewinn sehr wichtig. Die Blätter zur Bereitung des Schnupftabacks werden ebenfalls sortirt und saucirt, nur daß sich die Beschaffenheit der Sauce nach dem Zwecke richtet. Die saucirten Blätter schnürt man entweder zu rübenförmigen Körpern (Carotten) zusammen, damit sie sich besser halten, oder man zerkleinert unmittelbar die Blätter zu Schnupftabak. Die Zerkleinerung (Rappiren) geschieht durch Mahlen, Stampfen und Schneiden mit Wiegemessern. Die Verpackung des Schnupftabacks in dünne Bleiplatten kann der Gesundheit gefährlich werden; weniger ist diese Gefahr vorhanden, wenn das Blei auf der innern Seite verzinnt wird.

Im Tabackhandel behaupten die amerikanischen T. den besten Ruf. Man unterscheidet zuvörderst die nordamerikanischen T.: Maryland und Virginia, von denen jener in 10—20 Ctr. schweren Gebinden, dieser in Fässern von 900—1500 Pfd. in den Handel kommt. Beide sind in mannichfachen, durch Form, Größe und Geruch der Blätter unterschiedenen Abarten vorhanden, z. B. Carolina, Louisiana u. s. w. Sodann die westindischen T. aus Cuba (Havana), Portorico, San-Domingo, sämmtlich in Rollen. Ferner die mittelamerikanischen T. aus Mexico und Columbien (Varinas und Cumana). Dieselben werden außer diesen Orten auch noch besonders bei Angostura und Maracaibo gebaut und führen von den Rohrkörben (canastra), in denen man sie versendet, den Namen Canaster. Endlich die sehr fetten brasilianischen T., die

in Fässern und mehrere Centner schweren Ballen verpackt werden. Die anerkannt besten amerik. Sorten und überhaupt T. bringt die Insel Cuba hervor. Unter diesen hat wieder den meisten Ruf der auf der Buelta de Abajo, einem in der Nähe der Stadt Havana gelegenen District, gebaute. Dieser Bezirk liefert die feinsten der echten Havanacigarren. Der beste europäische T. kommt aus der Türkei, besonders aus Bosnien und Macedonien (Petrich, Jemidsche Barter, Karadagh u. s. w.), Südrußland (der Ukraine und Podolien) und den untern Donauländern. Der Bauerntabak ist hier die vorherrschende Art. Holland liefert aus Utrecht und Geldern die Amersforter und Nykerker Blätter zu Schnupftaback, Belgien und Frankreich liefern T. aus Flandern, letzteres noch aus dem Elsaß. Der beste deutsche T. kommt vom Mittelrhein (pfälzer und hananer) und aus Franken (nürnberger). Geringere Sorten liefern Schlesien, Sachsen, Thüringen, die Alt- und Ukermark, Westfalen. Neben dem Bauerntabak werden in Deutschland Maryland und vorzugsweise Virginia cultivirt.

Der *medicinische Gebrauch* des T. hat fast ganz aufgehört, da kleine Gaben bei dem an T. gewöhnten Körper ohne Wirkung sind, größere aber nicht räthlich erscheinen, indem die dem T. eigenthümlichen Stoffe: das ätherische Oel Nicotianin (Tabackskampher) und das flüchtigste Alkaloid Nikotin (s. d.), zu den heftigsten narkotisch-scharfen Giften gehören. Höchstens werden Klystiere von Tabacksrauch oder Tabacksaufguß bei eingeklemmten Brüchen und Wiederbelebungsversuchen Scheintodter angewandt. Außer jenen giftigen Stoffen enthält der T. Eiweiß, einen kleberartigen Körper, Gummi, Harz, endlich zwei organische Säuren, die Aepfel- und die Citronsäure. Das *Tabackrauchen* wird, nachdem der Ekel und die mit den ersten Versuchen oft verbundenen, an Vergiftungen erinnernden Zufälle, Kopfschmerz, Erbrechen und Durchfall, überwunden, ebenso wie das Schnupfen, theils vielleicht nur aus Gewohnheit oder Nachahmungssucht, theils als Genuß fortgesetzt. Worin dieser Genuß bestehe, ob sich derselbe blos auf den Nervenreiz, der mit dem Narkoticum verbunden, beschränke, ist ein Geheimniß, welches die Physiologie noch nicht aufgehellt hat. Dem Tabacksrauchen schreibt man überdies Beförderung der Verdauung, Schutz vor miasmatischer Ansteckung und Stillung nervöser Zahnschmerzen zu. Dem *Tabacksschnupfen* wird Beförderung wohlthätiger Absonderung aus der Nasenschleimhaut, Erleichterung bei gewissen Augenübeln, bei Kopfschmerzen, Stockschnupfen nachgerühmt. Andererseits schadet unmäßiges Rauchen sicherlich durch den vermehrten Speichelauswurf der Verdauung, bei unvorsichtiger Anwendung den Augen. Auch stumpft es den Geschmack ab, wie das Schnupfen den Geruch. Beim Rauchen des T. wird die durch den Zug im Brennen erhaltene Schicht in trockene Destillation versetzt, deren Producte der Rauchende nebst den Producten der wirklichen Verbrennung in den Mund einnimmt. Diese Producte, deren Kenntniß jedoch ebenfalls keine tiefere Aufklärung über den Genuß des Rauchens gewährt hat, sind angeblich: ein brenzliches Oel, Ammoniak, Paraffin, etwas Essigsäure, Buttersäure und die gewöhnlichen Gase: Kohlensäure, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff. Das Kreosot (s. d.) fehlt. Der Salpetergehalt, welcher jedem T. natürlich, erleichtert das Brennen und wird daher oft künstlich hinzugefügt. Das Rauchinstrument, die *Tabackspfeife*, die jetzt fast allenthalben durch den Gebrauch der *Cigarren* (s. d.) verdrängt wird, haben die Europäer ebenfalls von den Eingeborenen Amerikas kennen gelernt. Die ursprüngliche indian. Pfeife, ein großes, mit Flittern geputztes Rohr, heißt *Calumet*. Selbst die thönernen Pfeifen, die sog. holländischen, sollen übereseischen Ursprungs sein. Rich. Grenville, der Virginien entdeckte, sah hier solche 1585, die dann in England nachgeahmt wurden. Fabrikmäßig wurden dieselben jedoch zuerst in Holland und zwar in Gouda gemacht. Obschon man auch in Deutschland, z. B. im Kölnischen, in Hessen, die thönernen Pfeifen fabricirt, so sind doch die holländischen die besten. Die jetzt in Deutschland gebräuchlichen Tabackspfeifen mit Mundstück und Abguß oder Schwannndose erfand Joh. Jak. Franz Bicarius, ein österr. Arzt, 1689. Die sog. *Wasserpfeifen* oder *Nargiles*, in welchen der Rauch des brennenden T., ehe er in das Pfeifenrohr kommt, durch eine Schicht Wasser geht und dort von dem brenzlichen Oel gereinigt und abgekühlt wird, sind von den Persern namentlich im Orient verbreitet worden. Das Unangenehme, was der Rauch hat, wenn er zu heiß in den Mund kommt, hat die langen Pfeifenrohre erfunden lassen. In der Levante findet man in den Kaffeehäusern auf den Tischen große Gefäße mit glimmendem T. und vielen Oeffnungen an der Seite, in welche die Besuchenden ihre Pfeifenrohre, welche sie selbst mitbringen, stecken und dann rauchen. Der Gebrauch des Meerschaums zu Pfeifenköpfen ist alt und stammt aus der Levante. Später wurden dieselben in Deutschland, namentlich in Lemgo und Nürnberg, im großen gefertigt und oft sehr kunstreich geschnitten. Gegenwärtig sind die besten Pfeifenschneider in Wien. Vgl. Tiedemann, «Geschichte des T. und anderer ähnlicher

Genußmittel» (Frankf. 1854); von Bibra, «Die narkotischen Genußmittel» (Nürnb. 1855); Henrieck, «Du tabac, son histoire, culture, etc.» (Par. 1866).

Tabackscollegium hieß die Abendgesellschaft, die König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu seiner Unterhaltung fast täglich abends um 5 Uhr zu Berlin, Potsdam oder Wusterhausen um sich zu versammeln pflegte. Die Theilnehmer bestanden in Ministern, Stabsoffizieren, durchreisenden Standespersonen und Gelehrten, auch wol in ehrbaren Bürgern, in Hofnarren oder denen, die sich als solche brauchen ließen; auch der Schullehrer von Wusterhausen war beständiges Mitglied. Alle Anwesenden mußten Taback rauchen und die, welche nicht rauchten, die Pfeife wenigstens in den Mund nehmen. Dabei wurde Bier, das in weißen Krügen vor den Gästen stand, getrunken, Butterbrod und Käse, später auch öfters Wein herumgereicht, wobei jeder sich selbst bediente. Die Unterhaltung bezog sich auf Lektüre von Zeitungen, Bemerkungen über Politik und Kriegsgeschichten und Besprechung von Tagesneuigkeiten; auch wurden mancherlei Späße, bisweilen sehr derber Art getrieben, die niemand übel nehmen durfte. Am übelsten wurde gewöhnlich dem bekannten Professor Gundling (s. d.) mitgespielt. Es war Gesetz, daß niemand aufstehen durfte, wenn ein anderer, den König nicht ausgenommen, in die Gesellschaft trat; auch war das Kartenspiel verboten, dagegen galten Schach und Dame für erlaubt. Der König kam oft tiefsinnig und verdrießlich in diese Gesellschaft, verließ sie aber stets aufgemuntert. Das T. ist für die preuß. Geschichte wichtig, weil in demselben der König zu manchem überredet wurde, wozu er anderweitig sich niemals verstanden haben würde; auch berichteten alle fremden Gesandten pünktlich an ihre Höfe, was irgend daselbst gesprochen wurde und vorfiel. Die Zusammenkünfte des T. hörten auf, als einst die Mitglieder desselben in Anwesenheit des Königs beim Eintritt des Kronprinzen gegen die eingeführte Ordnung sich von ihren Stühlen erhoben. Der König gerieth darüber in solche Hitze, daß er fortlief und den Theilnehmern der Gesellschaft das Schloß verbot. Eine dramatische Darstellung ist in K. Gutzkow's «Zopf und Schwert» enthalten.

Tabāgo, engl. Tobago, eine der Kleinen Antillen in Westindien, 15 M. südöstlich von Grenada und 5 M. nordöstlich von Trinidad unter $11^1/_4°$ nördl. Br. und $42^3/_4°$ westl. L. gelegen, eine Besitzung der Engländer, die unter einem dem Generalgovernor von Barbadoes untergeordneten Lieutenant-Governor steht, zählt (1861) auf 4,56 Q.-M. 15410 E., darunter nur 120 Weiße. Die übrige Bevölkerung besteht aus Farbigen und Schwarzen, die jetzt sämmtlich frei sind. Das Land hat nur mäßige Hügel, stimmt in seiner natürlichen Beschaffenheit ganz mit dem benachbarten Trinidad (s. d.) überein und ist gut angebaut. Das Klima ist sehr ungesund. Die Hauptprodukte sind Baumwolle, Zucker und Rum. 1865 betrugen die Einfuhr 47487, die Ausfuhr 46162, die Einnahme 8759, dagegen die Ausgabe 10061 Pfd. St. Die Hauptstadt ist der Hafenplatz Scarborough mit 3000 E. 1498 von Columbus entdeckt und seit 1632 im Besitz der Niederländer, welche sie Neuwalcheren nannten, wurde die Insel nach Vertreibung derselben durch Spanier besetzt, was aber jene nicht hinderte, 1654 sich hier von neuem anzusiedeln. Diese Ansiedelung wurde wieder durch die deutsche Colonie beeinträchtigt, die 1655 der Herzog von Kurland dahin schickte. Doch mußten sich die deutschen Andauer den Holländern unterwerfen, deren Niederlassung hinwiederum von den Spaniern und Eingeborenen zerstört ward. Nachdem die Engländer und Franzosen sich wiederholt wechselseitig vertrieben, führten letztere 1677 alle Einwohner hinweg, sodaß die Insel ganz verödete. Erst 1748 fingen sie an, die Insel wieder zu colonisiren. 1763 wurde dieselbe an England, 1783 wieder an Frankreich und im Pariser Frieden von 1814 abermals an England abgetreten.

Tabaschir, s. Bambus.

Tabasco, ein Staat der Republik Mexico, an der Südküste des mexic. Golfs, zwischen Veracruz im W., Oaxaca und Chiapas im S., Yucatan und dem Territorium del Cármen im O. gelegen, zählte 1857 auf 671 Q.-M. 70628 E., während das unter der Regierung des Kaisers Maximilian gebildete Departement T. nach der officiellen Angabe von 1865 nur 607,35 Q.-M., oder 93930 E. umfaßte. Gegen Chiapas und Oaxaca hin erhebt sich eine Grenzcordillere mit 3000 F. hohen Gipfeln. An diese stößt eine schmale Hochterrasse und an diese wiederum eine weite flache Küstenniederung, welche den bei weitem größten Theil des Staats einnimmt und während der Regenzeit weithin überschwemmt ist, sodaß die Communication durch Kähne bewerkstelligt wird. Der Küstensaum hat keine vorspringenden Landspitzen, aber mehrere Lagunen oder Hasse. Unter den letztern ist die Laguna de Términos die größte, welche, 16 M. lang und 7 M. breit, durch die Isla del Cármen und andere Inseln gegen das Meer begrenzt ist, mit demselben durch enge Puertos oder Seepässe in Verbindung steht und,

da mehrere Flußarme in sie münden, ein sehr bedeutender Hafen werden könnte. An Fl
T. ziemlich reich, aber sie sind größtentheils kurzen Laufs, voller Stromschnellen, an de
dungen durch Barren verschlassen und nur stellenweise für Kähne fahrbar. Der bedeute
der Usumasinta, dessen östl. Arm in die Laguna de Términas mündet, während der westlic
der Küste sich mit dem Rio-Tabasco, der auch Rio-Guichüla, weiter aberhalb Ria de G
heißt, vereinigt. Ein anderer größerer Fluß ist der Chiltebee oder Ria-Seeca. T. hat
Küste sandigen, zum Theil morastigen, im ganzen aber bei reichlicher Bewässerung sehr
baren Boden, in den feuchten Niederungen ungesundes, durch Wechselfieber und das G
brechen gefährliches, weiter im Innern aber, namentlich auf der Hochterrasse, angenehm
gesundes Tropenklima. Die wichtigsten Producte sind Cacao der allerbesten Art, Kaff
ment und viele Farbehölzer als Ausfuhrartikel; dann Vanille, Indigo (wildwachsend),
von vorzüglicher Güte, Zucker, Baumwolle, Mais, Frijales oder Schminkbohnen, Mani
nanen und andere tropische Pflanzenerzeugnisse. Unter den Hausthieren hat sich das R
am meisten vermehrt. Der Kunstfleiß geht nicht über die Beschaffung der nöthigsten Di
Hausbedarfs und der zur Consumtion oder Ausfuhr erforderlichen ersten Verarbeitung de
producte hinaus. Fabrikthätigkeit und Bergbau fehlen gänzlich, dagegen gibt es an den K
Salzschlämmereien. Der überseeische Handel ist von geringer Bedeutung. Nach Veracru
durch die Küstenschiffahrt besonders Farbehölzer; in das Innere werden Cacao, Kaffee,
und eingemachte Früchte verführt. Die Hauptstadt Villa Hermosa de T. oder Villa de
Juan Bautista liegt am linken Ufer und 14 M. oberhalb der Mündung des Rio de T
der hier einen guten, von nordamerik. Schiffen stark besuchten Hafen und weiter oberh
Verkehrsweg nach Chiapas bildet. Die Stadt ist der Sitz der Regierung, unregelmäßig
uneben und sehr schmutzig und zählt 6000 E. Am linken Ufer, unfern der Mündung
Barre des Rio-Tabasco, liegt das Dorf San-Fernando, an der Stelle des ehe
indian. Hauptorts des Landes, der 1519 von Cortez erobert, von demselben wegen seine
Siegs Victoria oder Nostra-Señora de la Victoria, später nach dem bei der Ankunft der C
hier herrschenden Fürsten T. genannt, aber nachmals wegen ungesunder Lage aufgegeben

Tabernakel (tabernaculum), d. i. Zelt, heißt in der lat. Bibelübersetzung die Stif
der Israeliten, in kath. Kirchen das kleine altar- und nischenförmige, gewöhnlich reichv
Behältniß (Sacramentshäuschen), worin die geweihte Hostie auf dem Hochaltar verwal
zur Schau ausgestellt wird, endlich auch eine kleine, mit Säulen und Giebel versehene
zur Verwahrung von Heiligenbildern, Reliquien und andern Heiligthümern. Die Meth
nennen ihre Bethäuser Tabernakel, um dadurch an die Stiftshütte zu erinnern.

Tableaux vivants oder Lebende Bilder nennt man die Darstellung von Werken de
lerei und Plastik durch lebende Personen. Als Erfinderin derselben gilt die Frau von
welche, als sie die Erziehung der Kinder des Herzogs von Orléans leitete, zu deren Be
und Unterhaltung histor. Bilder ausdachte und dieselben mit Hülfe der Maler David u
bey von ihrer Umgebung darstellen ließ. Man sah diese Darstellungen dann später hä
der Bühne. Jetzt begegnet man ihnen nur in Privatcirkeln, wo sie immer nach beliebt u
einer gewissen Pracht und künstlerischem Sinn angeordnet, nicht ohne überraschende B
sowie, mit musikalischem Räthselspiel verbunden, sehr unterhaltend sein können. Deff
Vorstellungen derart haben in neuerer Zeit Flor und Quirin Müller gegeben. Vom ästh
Gesichtspunkte ist den Lebenden Bildern kein großer Werth beizulegen. Wie sehr man
Einzelheiten, an körperlicher Schönheit der Betheiligten, Draperie und Faltenwurf u. s.
freuen kann, so wirken sie doch als Ganzes unbefriedigend. Während die bildende Kunst
Material vergeistigt und in der Malerei durch den Schein aus der Fläche einen Körper
setzt das Lebende Bild die menschliche Gestalt, das mit geistigem Inhalt erfüllte Indiv
welches in der höchsten Kunstschöpfung, dem dramatischen Kunstwerk, seine ihm gemäße B
dung findet, zu einem leblosen Staff herab und begeht dadurch eine Täuschung, indem es, de
stellungsmitteln nach, ein dramatisches Kunstwerk verspricht und nur ein malerisches leiste
Uebergriff einer Kunstart in das Gebiet der andern ist es also, was hier, wie überhaupt
Kunst, den fein fühlenden künstlerischen Sinn nicht zu ganz ungetrübtem Genusse kommc

Tabor, ein bewaldeter Berg in Palästina, der sich 2 St. südlich von Nazareth 1'
hoch in Kegelform mitten in einer Ebene erhebt, wo vordem Barak dem Sisera (Richter 4,
wie im Mai 1799 General Kleber der engl.-türk. Armee eine Schlacht lieferte. Auf d
geplatteten Gipfel liegen Ruinen aus der Zeit der Kreuzzüge. Nach der Tradition wäre
der Berg der Verklärung Christi, was aber irrig ist.

Taboriten nonnten ſich im Gegenſatz zu den Calixtinern (ſ. d.) die ſtrenggläubigen Huſſiten in Böhmen nach ihrer Feſte Tabor, die 1419 von Ziska angelegt wurde. Von dieſer Burg erhielt die Stadt Tabor, bis auf die jüngſte Zeit herab Hauptort des Taborer Kreiſes, der 1857 auf 84,17 Q.-M. 334548 E. zählte, ihren Namen. Dieſelbe liegt 12 M. ſüdſüdöſtlich von Prag, auf ſteiler Höhe, an der Lüſchnitz, iſt Sitz eines Kreisgerichts und eines Bezirksamts, einer Haupt- und Unterrealſchule und zählt 5255 E.

Tabu bezeichnet auf den meiſten Inſeln Auſtraliens theils die Satzung über die Heiligkeit und Unantaſtbarkeit gottgeweihter Gegenſtände, Perſonen und Orte, theils die Heiligkeit und Unverletzlichkeit derſelben, theils auch die mit dem Vorzuge dieſer Heiligkeit ausgerüſteten Vornehmen. Vor der Ankunft der Europäer waren die Inſulaner, namentlich auf den Geſellſchafts- und Sandwichinſeln, Sklaven des furchtbaren Todesaberglaubens, der ihnen eine Menge Entbehrungen auferlegte und vielen Tauſenden unſchuldiger Menſchen das Leben koſtete. Der König war tabu, heilig und unverletzbar, und ebenſo alles, was er berührte; daher er in kein fremdes Haus ging, weil ſonſt niemand es wieder hätte benutzen können. Selbſt der Becher, woraus er getrunken, wurde ſogleich zerſtört. Aber auch die Prieſter ſprachen das T. über Gegenſtände und Orte aus, die dann niemand berühren oder betreten durfte, ja über gewiſſe Speiſen, deren man ſich dann enthalten mußte. Seitdem es indeß den europ. und amerik. Miſſionen gelungen, das Chriſtenthum einzuführen, iſt dieſer Aberglaube faſt ganz verſchwunden.

Tabulatur nannte man ehedem die ſämmtlichen muſikaliſchen Schriftzeichen, mit denen man ein Tonſtück ſchrieb. Aus der ältern Art, eine Melodie zu ſchreiben, ſtammen noch einige jetzt übliche Namen und Zeichen her, z. B. große Octave, ſonſt, ſtatt der Noten, geſchrieben: C, D, E u. ſ. w.; kleine Octave: c, d, e u. ſ. w.; einmal geſtrichene Octave: c̄, d̄, ē u. ſ. w. — Die Meiſterſänger (ſ. d.) bezeichneten mit T. die aus ihren Gedichten abgeleiteten, gleichſam zu Innungsartikeln erhobenen Regeln.

Tachygraphie (Schnellſchreibekunſt), ſ. Stenographie.

Tacitus (Cornelius), der größte röm. Geſchichtſchreiber, geb. um 54 n. Chr. Seine äußern Lebensverhältniſſe ſind beinahe durchweg aus ſeinen Schriften zu entnehmen, doch auch da nur im allgemeinen angegeben. Mit dem alten Adelsgeſchlecht der Cornelier hing ſeine Familie durchaus nicht zuſammen. Dieſelbe ſcheint vielmehr erſt kurz vor dem Geſchichtſchreiber emporgekommen zu ſein, ſtand aber jedenfalls bei deſſen Eintritt ins öffentliche Leben hoch genug, um dieſem die Laufbahn eines Angehörigen der ſenatoriſchen Ariſtokratie zu ermöglichen. Nach eingehenden rhetoriſchen Studien, die gerade damals, da Quinctilian die bereits ausartende Redneerkunſt in ciceroniſcher Richtung zu reformiren ſuchte, von beſonderer Bedeutung waren, wurde er 78 oder 79 Quäſtor, nachdem er ſich vorher im J. 77 mit der Tochter des Cajus Julius Agricola (ſ. d.) vermählt hatte. Im J. 88 war er Prätor, 97 unter Nerva Conſul. Zwiſchen Prätur und Conſulat ſcheint er außerhalb Roms mit der Verwaltung einer Provinz beſchäftigt geweſen zu ſein. Aus ſpäterer Zeit wiſſen wir nur, daß er als Sachwalter thätig war. Das Jahr ſeines Todes iſt ungewiß, fällt aber nicht vor 117. So liegt ſein ſpäteres Leben nur nach ſeiner innern Seite vor in ſeinen Schriften, von denen ihm unbeſtritten vier zugehören, nämlich «Agricola», «Germania», «Hiſtorien» und «Annalen», die unter Nerva und Trajan geſchrieben ſind. Die Autorſchaft der fünften unter ſeinen Werken erſcheinenden Schrift, des «Dialogus de oratoribus» iſt beſtritten; doch ſprechen überwiegende Gründe dafür, daß ſie dem jugendlichen, noch nicht mit eigenem fertigen Stil ſchreibenden T. zuzuweiſen. Durch alle dieſe Schriften geht ein Zug der Oppoſition gegen ſeine Zeit, die fortwährend, direct oder indirect, gemeſſen wird an der als Ideal vorſchwebenden republikaniſchen Vergangenheit. Der «Dialogus» oder das Buch «De causis corruptae eloquentiae» iſt eingegeben von der Tendenz, den Auswüchſen der zeitgenöſſiſchen Beredſamkeit die großen Redner der Republik als Muſter vorzuhalten. Die «Vita Agricolae», geſchrieben Ende 97, ſollte zunächſt dem Schwiegervater, deſſen Tod nicht undeutlich dem Domitian ſchuld gegeben wird, ein Denkmal ſetzen. Indem aber T. einem Manne, der an ſich nicht beſonders hervorragend war, eine Biographie widmet, welche für dieſe Schriftgattung muſtergültig iſt, hatte er den weitern Zweck, zu zeigen, wie es einem wackern Manne möglich ſei, unter einem Despoten zu dienen, ohne ſeine Würde und Unbeſcholtenheit zu verlieren. Das Buch «De vita, moribus et populis Germaniae», die älteſte Beſchreibung nicht blos der Germanen, ſondern Germaniens ſelbſt, geſchrieben 98, macht zunächſt nur den Anſpruch, eine ethnologiſche Schilderung dieſes für Rom ſo wichtigen Grenzlandes zu geben; aber das Bild unverdorbener Kraft und reiner Sitte, das darin den Zeitgenoſſen vorgehalten wird, iſt zugleich ein Gegenbild gegen die Sittenloſigkeit des damaligen röm. Lebens. Die nach Inhalt, Umfang und

Stil bedeutendsten Werke sind die unter Trajan geschriebenen «Historiae» und «Libri ab excessu divi Augusti» oder «Annales», zusammen 30 Bücher, von denen auf die Historien höchstens 14, vielleicht nur 12, auf die Annalen mindestens 16, vielleicht 18 kamen. Erhalten sind von den Historien nur 1, 1 bis 5, 26, von den Annalen 1—6, 11, 1 bis 16, 35. T. wollte ursprünglich die Regierungen von Nero's Sturze bis Trajan schildern, zum Gedächtniß der frühern Knechtschaft und des gegenwärtigen Glücks, befaßte sich aber in den Historien in Wahrheit nur mit der Zeit von 69—96, von denen der erhaltene Theil sogar nur die J. 69 und 70 begreift. Statt der Fortsetzung griff er in den Annalen zurück auf die Zeit von Tiber bis Nero, wählte also statt der glücklichern Zeiten die besonders unglücklichen, und hat in ihnen denn auch in dem uns erhaltenen Theile in den Regierungen des Tiberius, Claudius und Nero ein Gemälde des Despotismus von typischer Bedeutung geliefert. Was den literarischen Stil des T. betrifft, so liegt sein hervorragender Charakter in der gedrängten Kürze voll starker Pointen und in der Vorliebe für poetische Ausdrücke. Wenn es irgendwo gilt, daß der Stil der Mensch ist, so gilt es hier. Dieser Stil ist das Bild eines Mannes, der vom tiefsten Pathos erregt wird, aber nie direct und immer nur mit Würde demselben Ausdruck gibt. Die Composition ist wahrhaft dramatisch. In Bezug auf histor. Glaubwürdigkeit hat T. bis in die neuere Zeit als unbedingt zuverlässig und als Norm des Urtheils gegolten. Neuerdings aber wurde er angefochten, zuerst von Napoleon I., dem Niebuhr theilweise beistimmt hinsichtlich des Tiber, ebenso von Sievers, Ad. Stahr, theilweise von Höck, ganz besonders aber neuerdings von dem engl. Darsteller der Kaisergeschichte, Merivale. Letzterer schreibt dem T. Vergehen gegen die Wahrheit zu, weil er allen Haß des den Kaisern feindlichen Senats und alle Vorliebe für eine durch ihre Schuld untergegangene Vergangenheit in sich getragen. Ein unbefangenes Urtheil muß zugeben, daß T. allerdings nur die eine Seite ins Auge faßte, das Verhältniß der Kaiser zu den socialen Kreisen in der Stadt Rom, vor allem zu dem constitutionellen und republikanischen Factor der augusteischen Verfassung, dem Senat. Allein bei dieser einen Seite wird man den überwältigenden Eindruck seiner Schilderung nicht aufheben können, und in dieser einen Seite concentrirte sich das geistige Leben des Reichs. T. wurde schon von den nächsten Generationen nach ihm wenig gelesen und ebenso wenig im Mittelalter. Deshalb besitzen wir auch für die Historien nebst dem zweiten Theil der Annalen und für den ersten Theil der Annalen je nur eine Handschrift (jetzt in Florenz), aus dem frühern Mittelalter, aus denen dann alle spätern Handschriften geflossen sind. Neuere Gesammtausgaben sind die von Bekker (2 Bde., Lpz. 1831), Walther (4 Bde., Halle 1831—33), Ritter (2 Bde., Lpz. 1848 und 1864), Orelli (2 Bde., Zür. 1846—48; 2. Aufl. 1858), Halm (2 Bde., Lpz. 1863), von den Annalen besonders von Nipperdey (Berl. 1862 fg.). Deutsche Uebersetzungen sind unter andern vorhanden von Baur, Strodtbeck und Teuffel (3 Bde., Stuttg. 1856—58) und Roth (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1868).

Tacitus (Marcus Claudius), röm. Kaiser vom Sept. 275 bis April 276, wurde, was in jener Zeit ganz außerordentlich, vom Senate gewählt, denn zu seinem eigenen Erstaunen die Soldaten nach dem Tode Aurelian's die Wahl überließen. Vor der Wahl der angesehenste und reichste Senator, zeigte T. den besten Willen. Er opferte dem Staate sein Vermögen und wollte sogar, wie seine Wahl in constitutionellen Formen vor sich gegangen war, die Illusion einer constitutionellen Regierung erwecken. Allein der 75jährige Greis konnte wenig mehr ausrichten. Er starb in Kleinasien, wo er gegen Alanen und Gothen kämpfte, nach dem einen Berichte eines natürlichen Todes, nach andern von Soldaten ermordet. Sein Bruder Florianus, der ihm folgte, mußte schon drei Monate nachher dem Probus weichen. T. leitete sein Geschlecht von dem Geschichtschreiber Cornelius Tacitus ab und ließ deshalb dessen Werke in allen Bibliotheken aufstellen, wollte auch für zahlreiche Verbreitung derselben von Staats wegen sorgen.

Tael, Tale oder Tail (engl.), eine Rechnungsmünze und ein Gewicht in China und Ostindien. In China ist das T. als Geld eigentlich die chines. Unze (Liang) feines Silber; man rechnet aber feststehend 72 T. = 100 span. Piaster, sodaß 7 T. = 1 köln. Mark feines Silber und 1 T. = 2 Thlr. preuß. Courant oder $3\frac{1}{2}$ Fl. süddeutscher Währung. Das chinesische T. oder Liang als Gewicht wird decimal eingetheilt und wiegt 580 engl. Troygrän oder 37,5832 franz. Grammen; 16 T. machen ein chines. Kätti oder Gin (Pfund) = 0,6048 Kilogrammen = 1,2096 deutsches Zollpfund = 1,2931 preuß. Pfd. = 1,0800 wiener Pfd. Auch in Japan rechnen die Holländer nach dem T., worunter sie 10 sog. Mas, d. i. japanesische Momme, verstehen, und dieses T. begreift 10 Gewichtsmomme Silber von $892\frac{2}{5}$ Tausendtheilen (14 Loth 5 Grän) Feingehalt, wonach 14,975 T. = 1 köln. Mark feines Silber und 1 T. = 28 Sgr. $\frac{1}{2}$ Pf. preuß. Courant oder 1 Fl. $38\frac{1}{6}$ Kr. süddeutsche Währung.

Tafelgüter (bona mensalia) hießen ſonſt die Güter, welche zum Unterhalt des landesherrl. Hofs, beſonders in den ehemaligen geiſtlichen Staaten, beſtimmt waren. Tafellehen werden ſie genannt, wenn ſie in Lehngütern beſtehen.

Tafelrunde hieß in der Sagendichtung des Mittelalters die nach der gewöhnlichſten Annahme aus zwölf Perſonen beſtehende Geſellſchaft derjenigen Ritter, welche König Artus (ſ. d.) als die würdigſten zu einer geſchloſſenen Genoſſenſchaft ausgewählt hatte und an einer den Rangunterſchied aufhebenden und deshalb runden Tafel zu verſammeln und zu bewirthen pflegte. Während die Artusſage auf alter nationaler Grundlage beruht und in frühe Jahrhunderte hinaufreicht, entſtand die Sage von der T. erſt im 12. Jahrh. unter dem Einfluß des aufblühenden Ritterthums, welches in ihr einen idealen Mittelpunkt fand. Die Helden der T. wurden als vollendete Urbilder höfiſchen, ritterlichen Denkens und Handelns betrachtet, die, im Beſitze aller ritterlichen Tugenden, im Dienſte von Frauen die abenteuerlichſten Heldenthaten vollbringen mußten. Ihre Entſtehung haben die Sagen von der T. in der Bretagne, wo urſprünglich ſelbſtändige Sagen mit ihr verbunden wurden und in ihr aufgingen. Von dort kamen die Sagen nach Nordfrankreich, wo ſie hauptſächlich durch Chrétien de Troies (ſ. d.) dichteriſche Ausbildung und große Berühmtheit erlangten. Mit ſittlichem Inhalt vermochte jedoch auch Chrétien die inhalts- und zuſammenhangloſen Erzählungen von der T. nicht zu erfüllen. Nur zum Theil gelang dies deutſchen Dichtern, die ſeit dem Ende des 12. Jahrh. mit dieſen Stoffen bekannt wurden, am beſten wol Hartmann von Aue (ſ. d.) in ſeinem «Erec» und «Iwein». Wenn das franz. wie deutſche Publikum trotz der Schalheit des Inhalts an dieſen Staffen bis zum Schluſſe des Mittelalters Gefallen fand, ſo hat das ſeinen Grund in der Entfaltung eines glanzvollen, an Prunk und Feſten reichen Lebens, deſſen Schilderung ſchließlich die Hauptſache wurde. Von Chrétien's Werken gehören hierher «Erec et Enide», «Les Chevaliers au lyon», «Les chevaliers de la charrete» und «Cliges»; ferner des Raoul de Houdenc «Meraugis de Portlesuez» und der wahrſcheinlich von demſelben Dichter verfaßte «Gauvain» (herausg. von Hippeau, Par. 1862) ſowie Renaud's de Beaujeau «Le bel inconnu» (herausg. von Hippeau, Par. 1860), das Original des deutſchen Wigalois. Von deutſchen Dichtungen ſind außer Hartmann's «Erec» und «Iwein» zu nennen: der «Lancelat» (ſ. d.) Ulrich's von Zatzikhofen (herausg. von Hahn, Frankf. 1845), der «Wigalois» (ſ. d.) Wirnt's von Gravenberg (herausg. von Pfeiffer, Lpz. 1847), der «Wigamur» eines Ungenannten (in Hagen's «Deutſchen Gedichten des Mittelalters»), die «Krône», d. h. «die beſte aller Rittergeſchichten», zur Verherrlichung Gawan's, des höflichſten aller Ritter, durch Heinrich von dem Türlin gedichtet (herausg. von Scholl, Stuttg. 1852), der «Meleranz» des Pleier's (herausg. von Bartſch, Stuttg. 1861) und andere zum Theil noch ungedruckte. Urſprünglich ſelbſtändig und erſt ſpäter in Zuſammenhang mit der T. geſetzt ſind die Sagen von Triſtan und vom Gral (ſ. d.). Verloren iſt Gottfried's von Hahenlahe (Anfang des 13. Jahrh.) Gedicht über die Vornehmſten der T.; in cykliſcher Form bearbeitete die Sagen am Ende des 15. Jahrh. der münchener Maler Ulrich Fütterer. Im 18. Jahrh. wurden die meiſten dieſer Romane in Frankreich wie in Deutſchland in Proſa aufgelöſt und in zahlreichen Drucken verbreitet.

Tafelwerk, ſ. Parquet.

Taffet iſt eine gemeinſame Benennung glatter, leinwandartig gewebter, ſeidener Zeuge, insbeſondere derjenigen von leichterer Art, worin die Kette aus einfachen, der Schuß aus ein-, zwei- aber höchſtens dreifachen Fäden beſteht. Die ſchweren T. mit zweifädiger Kette und zwei- bis zehnfädigem Schuß werden Gras genannt. Marcellin oder Doppeltaffet ſteht in Anſehung der Schwere zwiſchen eigentlichem T. und Gros.

Tafia wird in Weſtindien, beſonders in den franz. Colonien, der aus Melaſſe und andern Abgängen bei der Rohrzuckerbereitung hergeſtellte Rum (ſ. d.) genannt.

Tag nennt man im gewöhnlichen Leben die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont. Die in dieſem Sinne genommenen aber natürlichen T. ſind wegen der Neigung der Erdachſe gegen die Ebene der Erdbahn oder Ekliptik für die verſchiedenen Oerter der Erde von ſehr ungleicher Länge. (S. Ekliptik.) Die Dauer des längſten T. iſt deſto länger, je weiter man ſich vom Aequator gegen die Pole entfernt. Unter dem Aequator, wo alle dem himmliſchen Aequator parallelen Kreiſe ſenkrecht auf dem Horizonte ſtehen und von dieſem in zwei Hälften geſchnitten werden, ſind auch das ganze Jahr hindurch alle T. den Nächten und untereinander gleich, während unter den Polen der längſte T. ein volles halbes Jahr dauert. Wegen ſeiner höchſt ungleichen Dauer iſt der T. in dem bisherigen Sinne oder der natürliche T. als Maß für unſere Zeitrechnung nicht geeignet. Man verſteht aber unter T. noch ferner die Zeit

von einer Culmination (s. d.) der Sonne bis zur andern und nennt einen solchen T. einen wahren Sonnentag, auch wol, zum Unterschiede vom natürlichen, einen künstlichen T. Allein wegen der ungleichförmigen Bewegung der Sonne, die im Winter schneller, im Sommer langsamer ist, und wegen der Bewegung der Sonne in der Ekliptik und nicht im Aequator, müssen auch diese T. ungleich sein. Man theilt daher das Jahr mit seinen ungleichen wahren Sonnentagen in ebenso viele gleiche sog. mittlere Sonnentage, und unsere Uhren sind auf diese angenommene gleichförmig gehende Bewegung der Erde gestellt. Der sich zu allen Zeiten völlig gleichbleibende T., nach welchem daher auch die Astronomen am liebsten rechnen, ist der Sterntag. (S. Sternzeit.) Im bürgerlichen Leben pflegt man den Tag gewöhnlich von Mitternacht an zu rechnen und zählt ihn durch zweimal zwölf Stunden hindurch, während die Astronomen den mittlern Sonnentag erst von Mittag an zu zählen beginnen und durch volle 24 St. fortzählen. Sagt man z. B. im bürgerlichen Leben: den 14. April 9 Uhr vormittags, so sagt der Astronom: den 13. April 21 Uhr u. s. w. (S. Sonnenzeit.) Der T. ist übrigens jenes uns von der Natur gleichsam aufgedrungene unveränderliche Urmaß der Zeit, dessen sich alle Völker und Nationen bedienen. Während alles am Himmel, z. B. die Bahnen der Kometen sowie der Planeten und ihrer Begleiter, zahllosen Störungen unterworfen ist, ist die Länge des T., die Rotationszeit der Erde, das einzige unveränderliche Element, das sich, den genauesten Untersuchungen der größten Astronomen zufolge, seitdem die Welt steht, auch nicht um eine Secunde geändert hat. Die Eintheilung des T. in 24 St. findet man schon im grauen Alterthum bei den Juden und Babyloniern, welche letztere den T. mit Sonnenaufgang anfingen. Die Juden, Römer und Griechen theilten den natürlichen T. in 12 St., ebenso die Nacht, sodaß die Stunden in den verschiedenen Jahreszeiten von ungleicher Länge waren. Die Athenienser und später die Juden fingen den Tag mit Sonnenuntergang an und einige Italiener thun dies noch gegenwärtig. — Im Rechtswesen versteht man unter T. einen Zeitraum von 24 St., welcher nach röm. Rechte von Mitternacht anfängt und bis zur folgenden Mitternacht dauert. Wenn von Erwerbung eines Rechts die Rede ist, so ist in der Regel nur nöthig, den Anfang des T. zu erreichen, welcher dazu bestimmt ist. Wer aber binnen einer gewissen Zeit etwas leisten soll, hat dazu noch den ganzen letzten T. In einigen Fällen, vornehmlich bei Einwendung von Rechtsmitteln, wird jedoch von Stunde zu Stunde gerechnet, sodaß ein um 10 Uhr morgens eröffnetes Erkenntniß am zehnten Tage morgens 10 Uhr rechtskräftig wird.

Taganrog, eine wichtige See- und Hafenstadt im südl. Rußland, im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einem Vorgebirge des Asowschen Meeres, $4\frac{1}{3}$ M. von der Mündung des Don, der Hauptstapelplatz für Don, Donetz und Wolga, nächst Odessa bisher die blühendste Handelsstadt Neurußlands, wurde von Peter d. Gr. in den J. 1696—1706 angelegt, im Frieden am Pruth 1711 zwar wieder aufgegeben, aber 1768 von Katharina II. neu begründet. Sie liegt in einer Gegend, die vordem eine Steppe war, aber durch Cultur in einen Garten umgeschaffen ist. T. hat wegen der kühlenden Seewinde und wegen seiner hohen und zugleich südl. Lage ein sehr gesundes und mildes Klima. Die Stadt zählt (1863) 24304 E., darunter viele Griechen und Armenier, und hat zehn Kirchen, mehrere Schulen und Erziehungsanstalten, milde Stiftungen sowie viele Fabriken. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Admiralität, das Seehospital, die Quarantäneanstalt, die Wechselbank, das Handelsgymnasium, die von Waarenhäusern umgebene, im edeln Stil erbaute Börse und das Theater. Die Gebäude der Citadelle sind größtentheils verfallen. T. ist der Hauptort eines eigenen Stadtgouvernements ($79\frac{2}{3}$ Q.-M. mit 80000 E.). Der Oberbefehlshaber steht unmittelbar unter dem Kaiser und verwaltet die Militär-, Hafen- und Stadtpolizei, die Bauten, Quarantäne, Zölle u. s. w. Die Einwohner nähren sich durch Fischfang, Industrie und Handel. Unter den Fabriken sind besonders eine große Wachstuchfabrik, die Saffian- und Leder-, Licht- und Seifen-, Tau-, Maccaronifabriken zu erwähnen, neben welchen noch zahlreiche Ziegeleien sowie Kalkbrennereien bestehen. Der Handel ist besonders durch die günstige Lage des Orts und durch drei Messen, die hier jährlich gehalten werden, zu einem bedeutenden Aufschwunge gekommen. Die Stadt ist im Besitz von zahlreichen Seeschiffen und Küstenfahrern. Der Verkehr würde noch bedeutender sein, wenn T. einen tiefern Hafen hätte. Nur mittelmäßige Schiffe können hier einlaufen, nachdem sie sich zuvor zu Feodosia oder Kertsch erleichtert haben, während alle größern Fahrzeuge 2 M. von T. im Meere liegen bleiben müssen. Bedeutend wird die Stadt gewinnen nach Vollendung der im Bau begriffenen Eisenbahn nach Charkow, die 104,6 M. lang sein wird. Im J. 1865 kamen 780 Schiffe von 197510 Tonnen an und gingen 754 Schiffe von 195643 Tonnen ab. Die Einfuhr betrug 3,105015, die Ausfuhr 17,261025 Rubel. 1866 dagegen belief sich der

Import auf 3,426409, der Export auf 26,793225 Rubel. In neuester Zeit ist T. historisch merkwürdig geworden durch den hier 1. Dec. (19. Nov.) 1825 erfolgten Tod Kaiser Alexander's I., dem 1831 in der Nähe des griech. Jerusalemsklosters ein schönes Denkmal geweiht wurde. Am 3. Juni 1855 wurde T. von einer engl.-franz. Flotille beschossen und zum Theil zerstört. Zum Stadtgouvernement T. gehört auch die Hafenstadt Mariupol, welche, erst 1779 von Griechen gegründet, westlich von T., an der Mündung des Kalmius und am Asowschen Meere gelegen, sich eines ziemlich lebhaften Seeverkehrs erfreut und 5730 E. zählt (1863). Auch dieser Ort wurde 5. Juni 1855 im Orientkriege durch das alliirte Geschwader bombardirt, wobei viel Schaden angerichtet wurde.

Tagesbefehl ist die gewöhnlich schriftlich gegebene Anordnung dessen, was im Laufe des Tags bei einem Truppentheile geschehen soll, und wird in der Regel mit der Parole (s. d.) zugleich ausgegeben. Der T. geht vom höchsten Befehlshaber aus und umfaßt im Frieden den Dienstbetrieb, im Kriege die zu treffenden Maßregeln für Märsche, Stellungen, Gefechte, Verpflegung u. s. w., auch Disciplinarverordnungen oder Proclamationen an die Truppen bei besondern Gelegenheiten.

Tagesordnung heißt bei parlamentarischen und andern berathenden und beschließenden Versammlungen (z. B. Generalversammlungen von Actiengesellschaften) die Zusammenstellung der Gegenstände, welche in einer bestimmten Sitzung von der Versammlung zu erledigen sind. Je nach den Bestimmungen der Geschäftsordnung, bezüglich der Statuten, wird die T. durch die Versammlung selbst oder durch das Präsidium für die nächste Sitzung festgestellt, wobei auch angegeben ist, in welcher Reihenfolge die Erledigung der einzelnen Sachen erfolgen soll. Gegenstände, welche nicht auf der T. stehen, dürfen in der Regel nur unter bestimmten Bedingungen als dringliche zur Debatte kommen. Dagegen kann die Versammlung auf der T. stehende Sachen von derselben absetzen und auf eine spätere Sitzung verschieben. Wird in einer Versammlung bei der Debatte über einen Gegenstand der Antrag gestellt und angenommen, über denselben zur «T. überzugehen», so bedeutet dies, daß die Versammlung sich mit dem Gegenstande nicht befassen, die vorliegenden Anträge nicht erörtern will oder auch sie förmlich ablehnt. Wird in dem Votum der Versammlung der Grund angegeben, weshalb dieselbe bezüglich des Gegenstandes zur T. übergeht, so nennt man dies eine «motivirte» T. Der Antrag auf T., wie er gewöhnlich genannt wird, muß vor allen andern erörtert und durch Abstimmung erledigt werden. Ueber von der Regierung vorgelegte Gesetzentwürfe darf nach manchen Verfassungen niemals zur T. übergegangen werden.

Tagil', s. Nishne-Tagil'.

Tagliamento, ein wenig bedeutender, doch schiffbarer Fluß in Oberitalien, der im Gebirge zwischen den venet. Provinzen Udine und Belluno entspringt und nach einem Laufe von 25 M. am kleinen Hafen T. in das Adriatische Meer mündet. Am T. fand 12. Nov. 1805 zwischen den zurückweichenden Oesterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzosen unter Masséna ein oft genanntes Gefecht statt.

Taglioni, eine Künstlerfamilie, die mehrere der ersten Talente der Tanzkunst und Choreographie aufzählt, und die zuerst mit Philipp T., geb. 1777 in Mailand, hervortritt. Derselbe war anfänglich erster Tänzer und Balletmeister beim Theater in Stockholm zur Zeit Gustav's III. und führte hier statt des Rococo-Costüms in den Anakreontischen Ballets das wahre antike Costüm ein. Später wirkte er als Balletmeister in Kassel zur Zeit des Königs Hieronymus, zuletzt beim kaiserl. Theater in Warschau, das ihm eins der ersten Balletcorps verdankt. Er ist der Verfasser vieler bekannten Ballets, wie «Lodoiska», «Yocko», «Die neue Arsene», «Der Schatten» u. s. w. Unter denselben zeichnet sich die «Sylphide» durch Erfindung, Poesie und sinnreiche choreographische Ausführung aus. Nachdem er 1853 seine Stelle in Warschau aufgegeben, ging er zu seiner Tochter Marie nach Italien, wo er auch mit seiner Gattin, geborene Karsten, der Tochter des ersten Tragöden Schwedens, seine goldene Hochzeit feierte. Als fast 90jähriger Greis reiste er 1866 vom Comersee nach Berlin, um beim letzten Auftreten seiner Enkelin Marie gegenwärtig zu sein. — Seine Tochter, Marie T., geb. 1804 in Stockholm und erzogen in Frankreich, trat 1822 unter den Auspicien ihres Vaters in Wien, dann in Stuttgart und München, seit 1827 aber in der Großen Oper zu Paris mit größtem Beifall auf. 1832 wurde sie nach Berlin berufen, wo sie besonders als Bajadere in dem Ballet gleiches Namens durch Anstand und Decenz sich auszeichnete. Der ungemeine Beifall, den sie hier erntete, begleitete sie bei allen ihren Engagements in Deutschland, Frankreich, Italien, England und Rußland und erwarb ihr einen Ruf, der zu den ersten in diesem Bereiche der Kunst gehört. Sie

huldigte zugleich der Schönheit, der Sitte und der Natur und verschmähte die zweideutigen Kunststücke, durch welche häufig ein tobender Beifall errungen wird. Unerreicht war sie in dem, was man mit dem technischen Ausdruck Elevation benennt. Als Sylphide schien sie mehr von ihren Flügeln getragen als den Boden zu berühren. 1832 verheirathete sie sich mit dem Grafen Gilbert de Voisins. Nachdem sie 1844 zu Paris, 1847 zu London zum letzten mal die Bühne betreten, zog sie sich nach Italien zurück, wo sie mehrere Paläste in Benedig und eine Villa am Comersee besitzt. — Ihr Bruder, Paul T., geb. in Wien 1808, widmete sich in Paris im Collége Bourbon den classischen Studien, später im Conservatorium unter Coulon sowie unter Leitung seines Vaters der Tanzkunst. So eine tüchtige Bildung mit seltenen natürlichen Vorzügen vereinigend, betrat er mit seiner Schwester Marie zugleich die Bühne in Stuttgart, dann in Wien und Paris mit großem Erfolge. Er fand dann zu Berlin ein lebenslängliches Engagement und verheirathete sich auch hier mit der ersten Tänzerin, Amalie Galster, die fortan auf der berliner Bühne wie auf häufigen Kunstreisen in Paris, London (wo T. den Titel eines königl. Balletmeisters erhielt), Stockholm, Warschau u. s. w., selbst in Amerika die Künstlertriumphe des Gatten theilte, aber bereits 1847 von der Bühne schied. Nachdem Paul T. zum königl. Balletmeister des Hoftheaters zu Berlin ernannt worden, widmete er sich mit seltener Energie der Förderung seiner Kunst und erwarb sich besonders durch seine eigenen choreographischen Compositionen den Ruf des vorzüglichsten Balletdichters der neuern Zeit. Als seine bedeutendsten Ballete sind hervorzuheben: im ernsten classischen Genre vor allem «Sardanapal», im romantischen die «Undine» und «Satanella», im komisch-phantastischen «Flick und Flock» und «Don Parasol». Diese und die meisten andern seiner Compositionen (wie z. B. «Thea die Blumenfee», «die Amazonen», «Ellinor», «Morgano», «Ballanda», Elektra» u. a. m.) wurden nicht nur in Berlin und Wien, sondern auch auf den großen Bühnen Londons und Italiens unter großem Beifall aufgeführt. — Ebenfalls als ausgezeichnete Tänzerin berühmt ist Marie T., geb. 1834 zu Berlin, die Tochter Paul's und Nichte der ältern Marie T. Als Schülerin ihres Vaters betrat sie bereits 1849 in London zum ersten mal, und zwar mit glänzendem Erfolge, die Bühne. Dieselbe enthusiastische Aufnahme fand sie einige Monate später zu Berlin, wo sie auf dem Hoftheater als «Thea» debutirte. Trotz vortheilhafter Anträge von andern Theaterverwaltungen blieb sie doch der berliner Hofbühne treu, bis sie infolge ihrer Vermählung mit dem Prinzen Joseph Windischgrätz im Sept. 1866 das Theater verließ. Sie vereinigte im Tanze Anmuth und Schönheit mit den Vorzügen künstlerischer Vollendung und einem in seiner Art einzigen dramatisch-mimischen Talente. — Die zweite Tochter Paul T.'s, Auguste T., wirkt als Schauspielerin zu Berlin, wo sie sich namentlich in jüngern Lustspielrollen auszeichnet. Der einzige Sohn desselben, Charles T., ist Hofrath in der preuß. Gesandtschaftskanzlei zu Paris. Als einer der talentvollsten Schüler Paul T.'s ist Karl Müller, der erste Solotänzer am berliner Hoftheater, zu nennen.

Tagsatzung, früher **Tagleistung** genannt, war die Versammlung der Gesandten der schweiz. Cantone (Stände) zur Aufrechthaltung ihres Schutz- und Trutzbündnisses gegenüber dem Auslande und zur Besorgung sonstiger gemeinschaftlicher Angelegenheiten. Die T. versammelte sich bald da, bald dort; am häufigsten in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau, Frauenfeld. Seit der Reformation wurden öfters besondere katholische T. in Luzern sowie reformirte in Aarau gehalten. Zuweilen geschah es auch, daß der in Solothurn residirende franz. Gesandte auf Kosten seines Souveräns die Mitglieder der T. nach Solothurn berief. Die während der Französischen Revolution entstandenen Bundesverfassungen, sodann die Mediationsacte erweiterten die Competenz der eidgenössischen Centralbehörde, und die Bundesacte vom 7. Aug. 1815 bestimmte Zürich, Bern und Luzern zu Versammlungsorten für die T. Dieser Zustand dauerte bis zur Beseitigung der T. durch die Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848. (S. Schweiz.)

Tagschmetterlinge, s. Schmetterlinge.

Tahiti, s. Otaheiti.

Taillandier (René Gaspard Ernest, genannt Saint-René), franz. Schriftsteller, vorzüglich bekannt durch seine Arbeiten über Deutschland, geb. 16. Dec. 1817 zu Paris, widmete sich, auf dem Lycée Charlemagne vorbereitet, zu Paris dem Studium der Rechte, beschäftigte sich aber daneben mit Philosophie und Literatur. Nachdem er 1839 den Grad eines Licentiaten der Rechte erworben, trat er mit der größern Dichtung «Béatrice» (Par. 1840), benannt nach der Geliebten des Dante, hervor. Nach dem Erscheinen derselben ging er nach Deutschland, studirte hier anderthalb Jahr zu Heidelberg und durchwanderte die Rheinländer, Baiern, Theile Sachsens und Preußens. Nachdem er gegen Ende 1841 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde

er alsbald zum supplirenden Professor an der Faculté des lettres zu Strasburg ernannt. Er erwarb sich hierauf 1843 mit der Schrift «Scot Erigène et la philosophie scholastique» (Par. 1843) zu Paris die Doctorwürde und folgte im Nov. desselben Jahres einem Rufe als Professor der franz. Literatur an die Facultät zu Montpellier. Doch beschäftigte ihn neben dem Studium der franz. auch das der übrigen abendländ. Literaturen. Besonders aber wandte er seine Aufmerksamkeit dem Gange der Philosophie und Literatur in Deutschland zu und begann im Oct. 1843 in der «Revue des deux mondes» eine Reihe von Artikeln über deutsche Literatur, welche deren Bekanntwerden jenseit des Rhein ungemein förderten. Hieran schlossen sich «Études de littérature étrangère: Novalis» (Montpellier 1847), «Histoire de la jeune Allemagne» (Par. 1848), «Études sur la révolution en Allemagne» (2 Bde., Par. 1853); ferner «Allemagne et Russie» (Par. 1856), «Histoire et philosophie religieuse» (Par. 1860), «Écrivains et poëtes modernes» (Par. 1861), «Correspondance entre Goethe et Schiller» (2 Bde., Par. 1863), «La Comtesse d'Albany» (Par. 1862), «Lettres inédites de Sismondi» (Par. 1864), endlich eine treffliche histor. Studie «Maurice de Saxe» (Par. 1865). Ende 1863 siedelte T. von Montpellier, wo seine Vorlesungen großen Beifall gefunden hatten, als Professor an der Faculté des lettres nach Paris über, an der ihm die Vorlesungen über die franz. Poesie übertragen wurden.

Taipings, s. China.

Tajo, einer der größten Flüsse der Pyrenäischen Halbinsel, deren Mitte er von Osten gegen Westen durchströmt, in Portugal Tejo, bei den Alten Tagus genannt, entspringt in Spanien auf der Grenze von Neucastilien und Aragonien, westlich von Albarracia in der Serrania de Cuenca, und zwar am Westabhange des 4440 F. hohen Kegelbergs der Muela (Backzahn) de San-Juan, aus der Fuente de Abrega, einer 2 Leguas südöstlich vom Flecken Peralejos, mitten auf einem nur wenig unebenen Plateau gelegenen, sehr wasserreichen Quelle, in der Nachbarschaft der Quellen des Xucar, Cabriel und Guadalaviar oder Turia. Der T. fließt anfangs gegen Nordwesten bis zu der Vereinigung mit dem Rio-Gallo, wendet sich hier gegen Westen und später nach Südwesten in die öde neucastilische Steppe, die er erst einige Meilen unterhalb Aranjuez wieder verläßt. Dieser Theil seines Laufs bietet einen nur traurigen Anblick dar. Die oft stagnirenden und sumpfigen Wasser des schmalen Flusses schlängeln sich, oft in mehrere Arme getheilt, durch eine theils sandige, theils schlammige Niederung, welche von wild zerrissenen nackten Mergel-, Thon-, Gips- und Geschiebehügeln eingefaßt ist. Nur die Gegend von Aranjuez, eine breite Thalfläche mit üppigem Baumwuchs und grünen Wiesen, bildet gleichsam eine Oase in der Wüste. Durch den hier mündenden Xarama schwillt der T. zu einem wasserreichen, doch nicht sehr breiten Flusse an. Bei Toledo bildet er einen merkwürdigen Durchbruch durch einen Granitvorsprung der Montes de Toledo, eine höchst romantische, tiefe, gekrümmte Schlucht zwischen wild zerklüfteten Felswänden. Bis unterhalb Talavera de la Reyna, wo der Rio-Alberche mündet, fließt nun der T. durch eine offene, meist ebene Tertiärgegend; dann aber betritt er von neuem eine Granitregion, in welcher er ein zweites, noch großartigeres, oberhalb der berühmten, 580 F. langen und 134 F. hohen Brücke von Almaraz beginnendes und mehrere Meilen langes Durchbruchsthal zwischen den Felswänden der Sierra de Beneruelo im Norden und der Sierra de la Mohecla im Süden bildet. Von hier an durchfurcht er das Plateau von Hochestremadura, eine offene, sandige, höchst einsame, größtentheils mit Eichenwaldung bedeckte Gegend, bis nach Alcantara, wo ihn ein nach Süden vorspringender Zweig der granitenen Sierra de Gata abermals, jedoch nur auf eine kurze Strecke, verengt. Unterhalb Alcantara, wo er nach Portugal übertritt und das Land sich mehr und mehr verflacht, erweitert sich sein Bett beträchtlich, und er beginnt den Charakter eines Stroms anzunehmen. Bei Villa Velha wendet er sich nach Südwesten, welche Richtung er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seiner noch 25 M. entfernten Mündung beibehält. Sein Lauf, bisher durch Stromschnellen und Strudel gestört, wird nun ruhig. Die regelmäßige Flußschiffahrt beginnt erst bei Abrantes (18 M. vom Meer), unterhalb welcher Stadt der T. einen ansehnlichen Wasserzufluß durch den Zezere erhält. Von Santarem aus, bis wohin er Ebbe und Flut hat, trägt er große Flußschiffe und Dampfboote. Unterhalb Santarem, bei Salvaterra, theilt sich der Strom in zwei Arme, den Tejo novo im Westen und den Mar de Pedro, welche die Lizirias de Tejo, ein durch zahlreiche Nebenarme in mehrere Inseln getheiltes sumpfiges Marschland zwischen sich einschließen, das man als eine Art Delta betrachten kann. Sämmtliche Arme münden in eine Meeresbucht, in die weite, prachtvolle, $2\frac{1}{2}$ M. lange und bis $1\frac{1}{4}$ M. breite Bai von Lissabon, die, fast ganz von Land umgeben, einen der sichersten, geräumigsten und tiefsten Häfen der Erde bildet und westwärts durch einen

über 1 M. langen und ½ M. breiten Kanal, die Entrada do Tejo, sich dem Atlantischen Ocean öffnet. Dieser Entrada liegt eine Barre vor, und wenn dieselbe auch zu jeder Zeit von Schiffen aller Größen passirt werden kann, ist doch die Passage immerhin ohne Lootsen gefährlich. Seines sehr ungleichen Gefälles wegen ist in Spanien die Schiffbarmachung des T. bisher unterblieben. Dagegen ist er derjenige Strom Spaniens, welcher die meisten und darunter sehr berühmte Brücken trägt. Von seinem, ohne die kleinen Windungen mindestens 120 M. langen Lauf kommen 78 M. auf Spanien, 32 auf Portugal. Sein Bassin, dessen Areal gegen 1400 Q.-M. beträgt, ist im allgemeinen gegen Norden weit, gegen Süden dagegen sehr beschränkt, indem hier die Wasserscheide gegen die Guadiana nur in geringer Entfernung sein linkes Ufer begleitet. Daher sind seine linken Zuflüsse sämmtlich bloße Bäche. Die bedeutendsten Zuflüsse des rechten Ufers sind der Xarama mit Henares und Manzanares, der Alberche, Tietar, Alagon und in Portugal der Zezere.

Takel ist auf Schiffen der allgemeine Ausdruck für jeden Flaschenzug. Im speciellen unterscheidet man T. in Taljen und in Giees. Bei erstern läuft das Tau über vier oder weniger, bei Giees über fünf oder mehr Rollen. Taljen werden deshalb dort verwendet, wo geringere, Giees dort, wo mehr Kraft erforderlich ist. — Takelwerk oder Takelage nennt man das gesammte Tauwerk, welches zu den Masten, Raaen und Segeln eines Schiffes gehört. Daher auch die Ausdrücke takeln und abtakeln.

Takt heißt ein Gleichmaß aufeinanderfolgender Zeittheile, eine Zeitabtheilung in der fortschreitenden Bewegung, durch welche das Aufeinanderfolgende in gleichlang dauernde und gleichgemessene Glieder zerfällt. Dieses Gleichmaß wirkt angenehm auf das Gehör, wie das symmetrische Verhältniß der Körper auf das Auge, und hat nach der Verschiedenheit seiner Glieder wiederum eine verschiedene Bedeutung; daher die Taktarten. Hiernach gibt es zunächst eine gerade Taktart, deren Glieder eine gerade Zahl bilden, und eine ungerade Taktart, deren Glieder eine ungerade Zahl haben. Einfach ist jene, wenn sie aus zwei, diese, wenn sie aus drei Hauptzeiten besteht. Was die Takttheile betrifft, so haben sie einen verschiedenen innern Werth durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Takttheile (thesis und arsis oder Niederschlag und Aufschlag). Ein guter oder schwerer Takttheil ist derjenige, der den Accent hat. Ein solcher verlangt bei der Gesangscomposition eine lange Silbe, der schlechte aber eine kurze. Gute Takttheile sind in den gleichen Taktarten der erste (thesis), dieser hat absolut das größte Gewicht, weil er den Anfang des Takts entscheidet. Werden die halben Takte des Viervierteltakts in Viertel verwandelt, so erhält das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern, weil sich hier die Viertel untereinander wie die Takttheile verhalten, welche die Viertel ausmachen. Einen noch schwächern Accent erhalten das dritte und sechste Achtel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Taktarten hat wiederum im Dreizweiteltakt das erste Zweitel das Gewicht, in dem Sechsvierteltakt das erste und vierte Viertel das größte, das zweite und fünfte Viertel ein verhältnißmäßig schwächeres Gewicht und so fort. Für den Erfinder des neuern Takts gilt Franco von Köln. Bei den Griechen wurde der Takt zum Gesang des Chors anfangs durch Holzschuhe, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum, ein lärmendes Instrument, angegeben; jetzt bedient man sich dazu des Taktstocks.

Taktik heißt sowol die Lehre von der Verwendung der Truppen zum wirksamen Erfolge der Waffen, als auch die praktische Anwendung dieser Lehre. Mit der Strategie (s. d.) oder Heerführung gemeinschaftlich hat sie die Grundbeziehungen aller Kriegsthätigkeit der Truppen: Aufstellung, Bewegung und Gefecht. Beide bedingen und ergänzen sich gegenseitig, sind also durch keine scharfe Grenzlinie zu sondern; nur die Geltung für den Kriegszweck unterscheidet sie. Diesen, die Entscheidung des Kriegs durch die gänzliche Niederwerfung des Gegners, verfolgt die Strategie. Die T. aber gibt der Strategie die Mittel zur Ausführung, indem sie die Truppen nach den gegebenen Punkten bewegt, dort aufstellt und den Schlag selbst durch die Waffen unternimmt. Jede Truppengattung hat ihre eigene T., welche auf die Eigenthümlichkeit der Waffe, ihre Ausrüstung, Gefechtskraft in der Offensive und Defensive, ihre Anwendbarkeit im Terrain und daraus entspringende Selbständigkeit basirt ist. Die «T. der einzelnen Waffen» und deren Einübung ist als niedere oder Elementartaktik bezeichnet worden. Die Verbindung der Truppengattungen zu Truppenkörpern ergibt dann für deren Verwendung eine «Taktik verbundener Waffen», welche man auch höhere T. genannt hat. Insofern sich nun allgemeine Normen für Aufstellung, Bewegung und auch für Gefecht festsetzen lassen, gibt es eine reine oder formelle T., im Gegensatze der angewandten oder intellectuellen T., welche die Anwendung dieser allgemeinen

Regeln unter beſtimmten Umſtänden und Verhältniſſen im Felde lehrt. Letztere handelt von den Märſchen, dem Sicherheits- und Kundſchaftsdienſte, der Lagerung, von den Quartieren, den Recognoſcirungen, Gefechten im beſondern Terrain, Schlachten, endlich vom kleinen Kriege. Vgl. von Brandt, «Grundzüge der T.» (3. Aufl., Berl. 1859); van Decker, «Die T. der drei Waffen» (2 Bde., 3. Aufl., Berl. 1856); (Pönitz), «Die T. der Infanterie und Cavalerie» (2 Bde., 3. Aufl., Adorf 1852); von Griesheim, «Die T.» (2. Aufl., Berl. 1860); von Berneck, «Elemente der T.» (5. Aufl., Berl. 1867).

Taktmeſſer, Metrometer oder Metranom. Da es für die muſikaliſche Ausführung eines Tonſtücks ſehr wichtig iſt, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es vorgetragen werden ſoll, und hierzu die Angabe der Zeitbeſtimmungen durch Andante, Adagio, Allegro, Presto u. ſ. w. nicht ausreicht, ſo machte man ſeit dem Ende des 17. Jahrh. wiederholte Verſuche, eine Maſchine zu erfinden, mittels deren man genau angeben könne, nach welchem beſtimmten Zeitmaße ein Stück ausgeführt werden ſolle. Solche Inſtrumente erfanden Loulié, Souveur und Lavillard zu Paris, desgleichen Bürja zu Berlin, Weißke zu Meißen und Stöckel zu Burg. Die zur Zeit vollkommenſten T. lieferten der Mechaniker Leonh. Mälzl in Wien, geb. zu Regensburg 1777, und der muſikaliſche Schriftſteller Gottfr. Weber, der zur Beſtimmung der Schnelligkeit, mit welcher der Takt eines Tonſtücks genommen werden ſoll, ein einfaches Pendel, d. h. einen Faden, an deſſen Ende eine Bleikugel befeſtigt iſt, wählte. Bekanntlich ſchwingt ein Pendel deſto geſchwinder, je kürzer es iſt, und um ſo langſamer, je länger es iſt. Man braucht alſo nur am Anfange eines Tonſtücks die Länge des Pendels hinzuſchreiben, deſſen Schläge den Takttheilen des Tonſtücks entſprechen, z. B. Allegro 8″ rhein. $^2/_4$, d. h. in dieſem Allegro ſollen die Takttheile (hier die Viertel) ſo geſchwind genommen werden, wie die Schläge, welche ein 8 rhein. Zoll langes Pendel thut. Doch iſt hierbei zu bemerken, daß jeder Pendelſchlag einen Takttheil bedeutet.

Talar (vom lat. talaris, d. i. bis auf die Knöchel reichend) heißt das lange, auf die Füße herabreichende mantelartige Feierkleid, wie es Fürſten und Prieſter im Ornate zu tragen pflegen. Talarien (talaria) nennt man auch die Flügelſchuhe, mit denen Mercur, der Götterbote, abgebildet wird.

Talavera de la Reina, eine alte, ehemals befeſtigte ſpan. Stadt in der neucaſtil. Provinz Toledo, 14 M. im SW. von Madrid, an der Hauptſtraße nach Eſtremadura und rechts an dem hier mehrarmigen und nicht ſchiffbaren Tajo, über den eine ſchmale, aber 1500 F. lange Brücke von 25 Bogen führt, liegt 1020 F. über dem Meer inmitten einer weiten, fruchtbaren und gut angebauten Ebene, welche Getreide, Wein, Feigen, Mandeln, Gartenfrüchte und Gemüſe in Menge ſowie auch Seide erzeugt. Die Stadt hat ſieben Thore, enge, krumme und ſchmuzige Straßen, aber gutgebaute Häuſer, acht Kirchen, darunter die Collegiat- oder Hauptkirche mit drei ſchönen goth. Schiffen und (vor dem Madrider Thor) die ſchöne Kuppelkirche der Virgen del Pardo mit einem wunderthätigen Madonnenbilde, ferner ſieben Nonnen- und ſieben ehemalige Mönchsklöſter, Reſte von röm. und arab. Thürmen und Thoren, ein Inſtituto (Lateinſchule), eine ökonomiſche Geſellſchaft und zählt 9285 E. (1857). Früher war T. berühmt wegen ſeiner Seidenwebereien, die faſt ganz aufgehört haben; jetzt iſt der wichtigſte Induſtriezweig die Fabrikation von Töpferwaaren, welche für die beſten in Spanien gelten. Im Aug. wird eine achttägige Meſſe, ſechs Tage nach Oſtern bei der Wallfahrtskirche der Virgen del Pardo ein vielbeſuchtes Volksfeſt (Las Mondas de Talavera), vor Weihnachten das ſog. Kinderpfeifenfeſt abgehalten. Der Ort iſt das alte Talabriga, kommt im Mittelalter als weſtgoth. Biſchofsſitz unter dem Namen Elbora vor und wurde van den Arabern Thaladira genannt. Hier erlitten die letztern 914 und 949 ſchwere Niederlagen. 1080 wurde die Stadt von Alfons VI. von Caſtilien, 1196 von den Almohaden erſtürmt. Am 27. und 28. Juli 1809 erfochten die Engländer unter Wellington und Cueſta einen Sieg über die Franzoſen unter König Joſeph.

Talbot (John), einer der größten engl. Kriegshelden des 15. Jahrh., ſtammte aus normann. Geſchlechte und wurde um 1373 zu Blackmere in Shropſhire geboren. 1410 trat er ins Parlament, zeigte ſich als Gegner des Hauſes Lancaſter und mußte dafür 1413, beim Regierungsantritt Heinrich's V., im Tower ſchmachten. Bald ließ ihn jedoch der König frei und machte ihn zum Lord-Lieutenant von Irland, wo er den Rebellenhäuptling Donald Mac Murghe bezwang. Als Heinrich V. (ſ. d.) 1417 ſeine Expedition nach Frankreich unternahm, folgte ihm T. und zeichnete ſich durch Muth und Kriegsgeſchick aus. Er half Domfront und Rouen belagern, vertrieb die Franzoſen aus Mans und betheiligte ſich an der Erſtürmung von Laval und Pontorſon. Nachdem der Graf von Salisbury vor Orléans gefallen, leitete T. mit

mehrern andern Kriegshäuptern die Belagerung des Platzes, der endlich von der Jungfrau von Orleans entsetzt wurde. Nach zahlreichen Niederlagen, welche seitdem die engl. Waffen erlitten, übernahm T. den Oberbefehl und stellte das Kriegsglück wieder her. Er eroberte 1433 viele feste Städte in der Normandie, nahm 1435 St.-Denis und schlug die Franzosen im folgenden Jahre vollständig bei Rouen. 1437 fiel Pontoise in seine Hände, und Crotoy wurde von ihm entsetzt. Mangel an Truppen und hinreichender Unterstützung aus England überhaupt zwang ihn jedoch, die Eroberungen aufzugeben und sich nur auf die Vertheidigung zu beschränken. Gewiß wäre Frankreich eher von seinen Feinden befreit worden, hätte nicht der gefürchtete, energische T. alles aufgeboten, sich so lange als möglich zu behaupten. Heinrich VI. erhob ihn 1442 zum Grafen von Shrewsbury in England und 1446 zum Grafen von Waterford und Wexford in Irland. Ungeachtet aller Anstrengungen mußte T. 1449 den Franzosen zu Rouen unterliegen und sich selbst zur Bekräftigung der Capitulation als Geisel stellen. Er erhielt 1450 seine Freiheit wieder und unternahm nun eine fromme Reise nach Rom. Nach seiner Rückkehr übertrug ihm der engl. Hof abermals den Oberbefehl in Guyenne, welche den Engländern unterworfene Provinz König Karl VII. von Frankreich soeben mit Krieg überzogen hatte. T. erschien im Oct. 1452 mit einem Corps von 4000 Mann, und eroberte im Fluge eine Menge bedeutender Städte, darunter Bordeaux, wo er sich festsetzte. Indeß bedrängten die Franzosen seit dem 13. Juli 1453 Castillon (Châtillon de Périgord), und er sah sich genöthigt, mit seinem Sohne, der ihm 5000 Mann aus England zuführte, dem Platze zu Hülfe zu eilen. Nach mehrern blutigen Gefechten unterlag er hier der franz. Uebermacht und starb, schwer verwundet, 20. Juli 1453. Sein Sohn erlitt dasselbe Schicksal. Die engl. Armee floh auseinander und rettete sich zum Theil auf die Schiffe, welche an der Küste lagen. Die Ehrenhaftigkeit und Mäßigung, die T. in diesen langen, wilden Kämpfen mit ritterlichem Heldenmuthe verband, brachten ihn auch bei den Franzosen in hohe Achtung. Freund und Feind nannten ihn den Achill von England. Man brachte einige Jahre später seine Gebeine aus Frankreich nach Whitchurch in Shropshire, wo man ihm ein Denkmal errichtete. Seine Familie nimmt noch eine der ersten Stellen in der brit. Aristokratie ein.

Talent, griech. Talanton, eigentlich die Wage oder das Gewogene, nannten die Griechen theils ein Handelsgewicht von 60 Minen, welches in den verschiedenen Staaten von verschiedener Schwere war, theils und weit häufiger eine jenem Gewichte Silber ursprünglich entsprechende Geldsumme. In letzterer Bedeutung hat man aber unter T. nicht etwa eine geprägte Münze zu verstehen, sondern das Wort diente nur zur Bezeichnung einer bestimmten Geldsumme (60 Minen = 6000 Drachmen), die jedoch ebenfalls nicht überall gleichen Werth hatte. Das gewöhnlichste T., welches stets von den Alten gemeint ist, wenn keine weitere Bestimmung dabei steht, war das attische T., mit welchem das euböische identisch war. Dasselbe betrug an Gewicht = 26,2 franz. Kilogrammen = 52,39 Zollpfd. und begriff als Geldsumme 1671¾ Thlr. preuß. Courant. Das äginäische T. hatte bei einem Gewicht von 37,2 Kilogrammen einen Werth von 2174 Thlr. Auch bei den Römern wurde der Ausdruck T. gebraucht zur Bezeichnung einer Summe von 6000 Denaren, die nach der Silberwährung zur Zeit der Republik einen Werth von 1403¼ Thlr., nach der Goldwährung von Augustus an 1740 Thlr. repräsentirt. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862).

Talent bezeichnet eine ausgezeichnete Geistesfähigkeit. In diesem Sinne spricht man theils von praktischen Talenten, welche sich durch einen sichern und raschen Ueberblick über die Mittel zu bestimmten äußern Zwecken, wie durch die Gewandtheit ihrer Benutzung und die Leichtigkeit in der Ausführung verrathen (z. B. Feldherrntalent), theils von Kunsttalenten für ästhetische Productionen, welche sich häufig mit den technisch-praktischen vereinigen, theils endlich von theoretisch-scientifischen, sei es nun, daß man dabei mehr auf die Gegenstände (mathem., philos., kritisches Talent u. s. w.) oder mehr auf die Modalität der geistigen Thätigkeit Rücksicht nimmt (wie beim T. der raschen Auffassung, des unterscheidenden Scharfsinns, der Erfindung, der gewandten Darstellung, Lerntalent, Lehrtalent u. s. w.). Das T. äußert sich immer in einer individuell bestimmten Richtung als ein theils von Natur angelegter, theils durch Erziehung, Anleitung und Uebung begünstigter und verstärkter Trieb zur Bethätigung irgendeiner Fertigkeit oder Geschicklichkeit. Erreicht das T. durch Anlage oder Uebung eine solche Höhe, daß es über die bisherigen Leistungen hinaus völlig neue Wege anbahnt, so nennt man es Genie (s. d.). Es liegt daher im Worte Genie der Doppelsinn, daß es sowol ein T. von ungewöhnlicher Größe, als auch eine Thätigkeit von eigenthümlicher Art bezeichnet, welche nicht beim bloßen T. angetroffen wird, nämlich eine originelle und bisher noch nicht dagewesene Thätigkeit. Daher pflegt man einem noch so großen T., solange es sich auf die Nachahmung oder Reproduction des von

andern bereits Geleisteten beschränkt, den Namen des Genies vorzuenthalten. Uebrigens kann die Grenze, wo das durch Studium bereicherte und ausgebildete T. den Wirkungen des Genies sich nähert, in einzelnen Fällen nicht mit Sicherheit angegeben werden. Jean Paul in seiner «Vorschule der Aesthetik» unterscheidet daher zwischen männlichen und weiblichen Genies, welche letztere ihm das Mittel- oder Uebergangsglied zwischen dem bloßen T. und dem Genie bezeichnen.

Talfourd (Sir Thom. Noon), engl. Dichter und Parlamentsmitglied, geb. 26. Jan. 1795 zu Reading, erhielt eine gute Schulbildung, namentlich in den classischen Sprachen. Als Knabe von 16 J. veröffentlichte er 1811 zuerst seine «Poems on various subjects». Indessen widmete er sich der jurist. Laufbahn unter der Leitung des berühmten Chitty, dem er bei seinem großen Werke über Criminalrecht Beistand leistete. Zugleich schrieb er literarische und kritische Aufsätze im «New monthly Magazine», in der «Edinburgh review» und in andern Zeitschriften, welche später gesammelt erschienen (Lond. 1843). 1821 ward er zur Bar berufen, erwarb sich allmählich eine bedeutende Praxis und erhielt 1833 den Titel eines Serjeant at law. Hierauf wurde er 1834 Parlamentsmitglied für Reading und 1839 und 1846 von neuem gewählt. Am bekanntesten hat er sich als Parlamentsmitglied durch die von ihm eingebrachte und wiederholt, obwol ohne entscheidenden Erfolg vertheidigte Copyright bill gemacht. Bleibendern Ruhm gewann T. aber durch seine Trauerspiele, die das classische Drama zum Muster nahmen. Sein erstes Drama «Ion», das 1836 zur Aufführung kam, zugleich sein bestes Werk, fand allgemeinen Beifall. Diesem folgte «The Athenian captive», ebenfalls in classischem Stile, und «Glencoe», ein Familienstück, das weniger Anklang fand. Alle drei Dramen erschienen vereinigt zu London 1844. Ein viertes, «The Castilian» wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht. In Prosa schrieb T. einen kritischen Versuch «Ueber das griech. Theater», «Vacation rambles and thoughts; recollections of three continental tours» (2 Bde., Lond. 1845; 3. Aufl. 1853), worin er einige Ausflüge nach dem Continent schilderte. Außerdem gab er «Letters of Charles Lamb, with a sketch of his life» (2 Bde., Lond. 1837) und «Final memorials of Charles Lamb» (2 Bde., Lond. 1848) heraus. 1849 wurde T. zum Richter am Court of Common Pleas erhoben, auf welchem Posten ihn der Tod 20. März 1854 zu Staffordüberraschte.

Talg, Unschlitt oder Insekt nennt man dasjenige thierische Fett, hauptsächlich von geschlachteten Rindern und Hammeln, das im Innern des Körpers, wo es sich vorzugsweise um Nieren und Gedärme ansetzt, gefunden wird. Geschmolzen wird der Talg zumeist zu Kerzen und Seife, in geringerer Menge als Nahrungsmittel und zu andern Zwecken verwendet. Der beste T. kommt aus Holland, Irland, Polen und aus Kasan. Im Handel unterscheidet man Platztalg und Marktalg. In der Arznei- und Wundarzneikunst wendet man den Bocks- und Hirschtalg an. Der Talg von Schweinen heißt Schmeer. Höchst bedeutend ist die Talgfabrikation im südl. Rußland und in der Umgegend von Odessa. Der Talg besteht wesentlich aus Stearin (s. d.), Palmitin und Eläin (Olein). Durch Zersetzen desselben mit Kalk oder mit concentrirter Schwefelsäure scheidet man daraus die Fettsäuren ab, von denen das Gemisch von Stearin- und Palmitinsäure wegen seiner Verwendung zur Stearinkerzenfabrikation wichtig ist.

Talgbaum. Mit diesem Namen werden zwei verschiedene Bäume des tropischen Asien belegt, Stillingia sebifera Michx. aus China und Vatëria indica L. aus Ostindien. Die erstgenannte Art, der eigentliche T., in die 21. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Wolfsmilchgewächse gehörend, ist ein Baum von mittlerer Größe und dem Ansehen eines Kirschbaums mit abwechselnden, langgestielten, eiförmig-rhombischen, zugespitzten und ganzrandigen Blättern und kleinen gelbgrünen Blüten, welche in endständigen, kätzchenartigen Trauben bestehen und eine dreispaltige Blütenhülle besitzen. Die männlichen Blüten enthalten zwei Staubgefäße. Die eiförmigen, spitzen, abgerundet dreikantigen Früchte enthalten kugelige, schwarze Samen, welche von einer weißen, talgartigen Masse umgeben sind, deren man sich gleich des thierischen Talges zur Fabrikation von Lichtern bedienen kann. Auch enthalten die Samen ein vorzügliches Oel. Dieser T. wird jetzt nicht allein in seiner Heimat, sondern auch in den südl. Staaten von Nordamerika, in Westindien und selbst in Südfrankreich viel angebaut. Der andere T., aus der 13. Klasse des Linné'schen Systems und aus der den Lorbergewächsen nahe verwandten Familie der Dipterocarpeen, hat 4—10 F. lange, lederartige Blätter und wohlriechende weiße, in Rispen gestellte Blüten mit fünfblätteriger Hülle. Aus seinem oft 16 F. im Umfange messenden Stamme gewinnt man durch Einschnitte ein kopalartiges Harz und aus seinen Samen durch Auskochen einen festen weißen Talg, welcher gleichfalls zur Licht- und Seifenfabrikation benutzt wird.

Talgdrüsen, s. Drüsen.

Talion (vom lat. talis) bezeichnet das Verhältniß des Thuns und Leidens, des Empfangens und Leiſtens, vermöge deſſen ſich beides untereinander ausgleicht, alſo die Vergeltung, die ſich ebenſo als Lohn wie als Strafe darſtellt. Jus talionis heißt das Recht der Vergeltung, gewöhnlich mit der in der Idee der Vergeltung nicht liegenden Beſchränkung auf die materielle Identität des vergeltenden Uebels, wie ſie der Satz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, ausſpricht.

Talisman iſt die Benennung eines Bildes von Metall, Stein u. ſ. w. oder auf Stein u. ſ. w. gravirter Schrift, Zeichen, Bilder, welchen die Kraft beiwohnen ſoll, dem Beſitzer Glück zu ſichern. Der Name ſowol wie die Sache ſelbſt rühren ſicher aus dem Orient, wahrſcheinlich aus Indien her, von wo der Gebrauch der T. zu den Perſern, Hebräern, Arabern und Gnoſtikern überging, daher die für gleichbedeutend gehaltenen Namen Abraxas, Stoicheia und Teraphim. In neuerer Zeit hat ſich die Anſicht feſtgeſtellt, daß der T. immer von Stein ſei, das Amulet (ſ. d.) aber von Zeug, Papier u. ſ. w. Erſterer habe, glaubt man, ſeinen Namen von dem Gebirge Talisman, deſſen Stein lediglich zu ſeiner Anfertigung verarbeitet werde. Dieſes Gebirge werde nach dem Glauben der Perſer von allerlei Geiſtern bewohnt und dadurch dem Geſtein eine beſondere magiſche Kraft beigelegt. In den Mohammedanismus übertragen, änderte ſich der T. inſofern, als man nun Koranſprüche darauf eingrub, da der Islam die Anrufung dämoniſcher Kräfte verbietet.

Talk heißt ein weiches, fettig anzufühlendes, in der Regel nicht kryſtalliniſches Mineral von weißer, grauer oder grünlicher Farbe. Zuweilen bildet es ſchuppige Aggregate, und dieſe ſcheinen durch Kryſtalliſation in ſechsſeitigen oder auch rhombiſchen Tafeln bedingt zu ſein, welche ſehr vollkommene daſiſche Spaltbarkeit beſitzen, wie der Glimmer. Solche Aggregate zeigen deutlichen Perlmutterglanz, und ſind auch etwas durchſcheinend, während die Steatit oder Speckſtein (ſ. d.) genannten Varietäten dicht und undurchſichtig ſind. Der T. beſteht aus Kieſelerde und Talkerde mit etwas Waſſer. Seine Härte iſt = 1, ſein ſpecifiſches Gewicht = 2,8. Man findet ihn derb und eingeſprengt, als Talkſchiefer oder dichten Speckſtein, am häufigſten zwiſchen ſchieferigen Geſteinen in den Schweizer, Tiroler und Salzburger Alpen, ferner in Steiermark, Baiern, Sachſen, Schweden u. ſ. w. Als Speckſtein bildet er häufig Afterkryſtalle nach andern Mineralien. Der T. dient zum Poliren und als Körper der Schminke.

Tallart (Camille, Graf von), Herzog von Hoſtun, Marſchall von Frankreich, ein ausgezeichneter General Ludwig's XIV., wurde 14. Febr. 1652 aus einer alten Familie in der Dauphiné geboren. Er kämpfte zuerſt unter dem großen Condé in den Niederlanden, dann in den Feldzügen von 1674 und 1675 unter Turenne im Elſaß. 1678 erhielt er den Grad eines Maréchal-de-Camp, in welcher Eigenſchaft er ſich unausgeſetzt in den Feldzügen am Rhein auszeichnete. Im Winter 1690 wagte er einen Uebergang über den gefrorenen Rhein und plünderte den Rheingau. Ludwig XIV. ernannte ihn 1693 zum Generallieutenant. Nach dem Frieden zu Ryswijk ſchickte ihn der König im März 1698 nach London, wo er Wilhelm III. zur Einwilligung in den Theilungsvertrag bezüglich der ſpan. Monarchie bewegen ſollte. Beim Ausbruche des Spaniſchen Erbfolgekriegs 1702 erhielt er den Befehl über ein Armeecorps am Rhein. Er vertrieb die Holländer aus dem Lager bei Mühlheim, eroberte noch im Oct. Trier und Trarbach und empfing dafür 14. Jan. 1703 den Marſchallsſtab. Hierauf übernahm er den Befehl über das Corps unter dem Herzoge von Bourgogne, eroberte Altbreiſach und ging an die Belagerung von Landau. Als die Kaiſerlichen unter dem Erbprinzen von Heſſen heranrückten, lieferte er denſelben am Speierbache 15. Nov. 1703 ein Gefecht, nach welchem ſich am folgenden Tage auch Landau ergeben mußte. T. erhielt nun das Armeecorps Villars', das mit dem Marſin's in Gemeinſchaft mit dem Kurfürſten von Baiern operirte. Bei Annäherung Marlborough's und des Prinzen Eugen lagerten ſich die vereinigten Baiern und Franzoſen bei Höchſtädt (ſ. d.). Hier kam es 13. Aug. 1704 zu der entſcheidenden Schlacht, in welcher die Baiern und Franzoſen infolge der ſchlechten Anſtalten T.'s vollſtändig geſchlagen wurden. Unter den 15000 Gefangenen, die in der Sieger Hände fielen, befand ſich auch T., den man nach London brachte. Er ſoll in dieſer Lage dem franz. Hofe ſehr viel genützt haben, indem er die Intriguen beförderte, welche Marlborough's Sturz herbeiführten. Nach ſiebenjähriger Gefangenſchaft kehrte er 1712 nach Frankreich zurück. Ludwig XIV. erhob ihn zum Pair und Herzog und ernannte ihn auch in ſeinem Teſtamente zum Mitgliede des Regentſchaftsraths. Der Herzog von Orléans ſchloß ihn jedoch von der Regierung aus. 1723 wählte ihn die Akademie zum Mitgliede, wiewol er nicht das geringſte literariſche Verdienſt aufweiſen konnte. Nach der Krönung Ludwig's XV. erhielt er noch den Titel eines Staatsminiſters. Er ſtarb 30. März 1728. Nach Saint-Simon's Urtheile war T. ein kräftiger, aber ehrgeiziger und intriganter Charakter, der kein Zutrauen einflößte.

Talleyrand, ein altes franz. Geschlecht, das früher die souveräne Grafschaft Périgord besaß und im 12. Jahrh. den Namen Talleyrand annahm. Der alte Stamm ging in langen Streitigkeiten mit der Krone zu Grunde. Die gegenwärtigen drei Linien der T. sind von Daniel Marie Anne de T., Fürsten von Chalais, entsprungen, der 1745 bei der Belagerung von Tournay blieb. Derselbe hinterließ fünf Söhne, von welchen der älteste, Gabriel Marie de T., durch Ludwig XV. die Würde eines Grafen von Périgord zurückerhielt. Der Sohn und Erbe Gabriel's war Elie Charles de T., Fürst von Chalais, Herzog von Périgord, der 1814 Pair von Frankreich wurde und 31. Jan. 1829 starb. Er hinterließ einen Sohn, Augustin Marie Elie Charles de T., geb. 10. Jan. 1788, welcher gegenwärtig das Haupt dieses Familienzweigs ist. Aus seiner Ehe mit Marie Nicolette de Choiseul-Praslin (gest. 17. April 1866) entsprangen die Söhne: Elie Louis Roger, Prinz von Chalais, geb. 1809, und Paul Adalbert René, Graf von Périgord, geb. 1811. — Der zweite Sohn Daniel's, Charles Daniel de T., gest. 1788, wurde der Stammvater der Fürsten von T. Sein ältester Sohn war Charles Maurice, Fürst von Talleyrand-Périgord (s. d.), der berühmte Diplomat. Das jetzige Haupt dieses zweiten Familienzweigs ist Alexandre Edmond, Fürst-Herzog von T.-Périgord, geb. 2. Aug. 1787, der Sohn von Archambaud Joseph. Derselbe vermählte sich 1809 mit Dorothea (geb. 21. Aug. 1793, gest. 19. Sept. 1862), des Herzogs Peter von Kurland und Sagan (s. d.) Tochter. Seit 1817 führte er den Titel eines Herzogs von Dino, welchen ihm sein Oheim, der Diplomat, mit Erlaubniß des Königs von Sicilien abtrat. Nach seines Vaters Tode (1838) erbte er die Güter und Titel eines Herzogs von T.-Périgord. Sein ältester Sohn, Napoleon Louis, Herzog zu Sagan und Herzog von Valençay, geb. 12. März 1811, erhielt nach dem Tode seiner Mutter das Lehnsfürstenthum Sagan in Preußisch-Schlesien und vermählte sich in erster Ehe 1829 mit Prinzessin Anne Luise Alix (geb. 1810, gest. 13. Sept. 1858), der Tochter des Herzogs Anne Charles François von Montmorency. Dieser Ehe entsprangen eine Tochter und zwei Söhne: Charles Guillaume Bozon, Prinz von Sagan (geb. 7. Mai 1832) und Niclas Raoul Abaldert von T.-Périgord (geb. 20. März 1837), der als Neffe des letzten Herzogs von Montmorency durch Decret Napoleon's III. vom 14. Mai 1864 den Titel eines Herzogs von Montmorency erhielt. Ein zweiter Sohn Alexandre Edmond's aus dessen Ehe mit der Herzogin Dorothea, Alexandre Edmond, Marquis von T.-Périgord (geb. 15. Dec. 1813), durch Cession seines Vaters Herzog von Dino, erhielt nach dem Tode seiner Mutter die Herrschaft Deutsch-Wartenberg in Preußisch-Schlesien. — Der dritte Sohn Daniel's, Augustin Louis, Vicomte von T.-Périgord, Generallieutenant, starb ohne Nachkommen. — Daniel's vierter Sohn war Alexandre Angélique, geb. 16. Oct. 1736 und bekannt als Abbé Périgord. Er erhielt 1777 das Erzbisthum Rheims und zeigte sich beim Ausbruch der Revolution als Mitglied der Nationalversammlung jeder Reform feindselig. Deshalb wanderte er auch 1791 aus, lebte lange in Deutschland und begab sich 1804 zu dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII. nach Mitau. Mit letzterm, der ihn zum Beichtvater erhob, ging er später nach England. Nach der Restauration wurde er Pair, 1817 Erzbischof von Paris und Cardinal. Er übte auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse großen Einfluß und starb 20. Nov. 1821. — Der fünfte Sohn Daniel's, Louis Marie Anne, 1788 franz. Gesandter zu Neapel, ist der Gründer der dritten Linie. Von seinen drei Söhnen wurde der älteste, Auguste, Graf von T.-Périgord, geb. 10. Febr. 1770, Kammerherr Napoleon's und nach der Restauration Pair und franz. Gesandter in der Schweiz, welchen Posten er bis 1824 bekleidete. Er starb 20. Oct. 1832 zu Mailand und hinterließ vier Söhne, von denen Ernest, Graf von T.-Périgord, geb. 17. März 1807, das gegenwärtige Haupt der dritten Linie ist. — Der Bruder vom Grafen Alexandre Daniel, Baron von T.-Périgord, geb. 1773, war unter der Restauration Präfect in verschiedenen Departements, erhielt 1838 die Pairswürde und starb 1839. Ein Sohn von ihm, Charles Angélique, geb. 8. Nov. 1821, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und war franz. Gesandter am Hofe zu Weimar, später am Hofe zu Petersburg.

Talleyrand-Périgord (Charles Maurice, Herzog von), unter Napoleon I. Fürst von Benevent, berühmter franz. Diplomat, wurde zu Paris 13. Febr. 1754 geboren. Wiewol erstgeborener Sohn, mußte er sich doch dem geistlichen Stande widmen, weil ihn ein Fall in der Kindheit gelähmt hatte. Schon als junger Abbé verrieth er eminente Fähigkeiten, viel Witz und die Gabe, die Menschen bei ihren Schwächen zu fassen. Mit Vorliebe gab er sich den philos. Ideen seiner Zeit hin. 1788 zum Bischof von Autun ernannt, wirkte er als Mitglied der franz.

Generalſtaaten für die Vereinigung der Stände und erhob ſich in der Nationalverſammlung zu einem Wortführer der Reformpartei. Bei dem Bundesfeſte (14. Juli 1790) auf dem Marsfelde hielt er am Altare des Vaterlandes die Meſſe und weihte die Fahnen. Dann half er die Civilconſtitution des Klerus durchſetzen und weihte die erſten conſtitutionellen Biſchöfe. Als ihn Pius VI. hierauf 1. Mai 1791 in den Bann that, legte er ſein Bisthum nieder. Bald darauf gerieth er in Verdacht, mit dem Hofe und dem Herzoge von Orléans zu conſpiriren. Doch ſeine Freunde, darunter Danton, entzogen ihn der Gefahr, indem ſie ihm eine diplomatiſche Sendung nach England verſchafften. Von hier ausgewieſen, ging er nach Nordamerika, wo er ſich in Handelsgeſchäften verſuchte. Schon 1796 erhielt er vom Convent die Erlaubniß zur Rückkehr und übernahm nach dem Staatsſtreiche vom 18. Fructidor (1797) das Miniſterium des Auswärtigen. Als Bonaparte aus Aegypten kam, verbanden ſich T. und Sieyès (ſ. d.) mit demſelben und halfen die Revolution vom 18. Brumaire (1799) vollbringen. T. beguilgte ſich, der Miniſter und gefällige Rathgeber des Erſten Conſuls zu bleiben. Er leitete die Unterhandlungen zu Luneville und Amiens und trug 1802 viel zur Abſchließung des Concordats bei, wofür ihm der Papſt die Säculariſation gewährte, ſodaß ſein Verhältniß zu Madame Grant durch eine kirchliche Trauung legitimirt wurde. Nach Errichtung des Kaiſerthrons 1804 erhielt er die Würde eines Oberkammerherrn. Gegen Ende des J. 1805 begab er ſich nach Wien und Presburg und ſchloß den Frieden mit Oeſterreich. Nachdem T. 5. Juni 1806 zum Fürſten von Benevent erhoben worden, folgte er dem Kaiſer nach Deutſchland in den preuß.-ruſſ. Krieg. Um dieſe Zeit drang er mehr als je in den Kaiſer, den allgemeinen Frieden durch ein ſolides Bündniß mit Oeſterreich und England zu ſichern; Napoleon hingegen neigte zu Rußland. Infolge dieſes Zwieſpalts mußte T. nach dem Frieden zu Tilſit den Miniſterpoſten niederlegen, 8. Aug. 1807, und ward dafür zum Reichsvicegroßwahlherrn (Vice-grand-électeur) ernannt. Seitdem wurde T.'s Salon der Sammelplatz der Misvergnügten. Er fiel Januar 1809 ganz in Ungnade und zog ſich auf ſein Landgut bei Valençay zurück. Es unterliegt keinem Zweifel, daß T. ſeit 1812, als der Thron Napoleon's zu wanken begann, mit den Bourbons unterhandelte. Bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris 1814 nahm er den Kaiſer Alexander I. in ſeinem Hauſe in der Straße St.-Florentin auf und ſuchte denſelben, indem er das Legitimitätsprincip geltend machte, für die Bourbons zu ſtimmen. Zugleich bemächtigte er ſich des Senats, bewirkte die übereilte Abſetzung Napoleon's, die Proclamation der Bourbons und brachte eine Proviſoriſche Regierung zu Stande, an deren Spitze er ſelbſt trat. Nachdem Ludwig XVIII. den Thron eingenommen, wurde T. zum Oberkammerherrn und zum Miniſter des Auswärtigen erhoben, in welcher Eigenſchaft er ſich auf den Congreß nach Wien begab. Mit Gewandtheit ſchlich er ſich hier in die Berathungen, theilte und verwirrte die Intereſſen und machte den Einfluß Frankreichs mit Erfolg geltend. Auf ſeinen Betrieb erhielt das Haus Bourbon den Thron von Neapel zurück. Am 5. Jan. 1815 brachte er ſogar ein geheimes Bündniß zwiſchen Frankreich, Oeſterreich und England gegen Rußland und Preußen zu Stande. Nur die Rückkehr Napoleon's von Elba ſchlug dieſe Zerwürfniſſe nieder. Napoleon nahm T. von der Amneſtie vom 12. März 1815 aus und verfügte die Confiscation ſeiner Güter; T. hingegen betrieb die Aechtung des Kaiſers durch die verbündeten Mächte. Nach der zweiten Reſtauration übernahm er abermals die auswärtigen Angelegenheiten zugleich mit der Präſidentſchaft des Miniſteriums. Er verſuchte jetzt die harten Bedingungen, unter welchen der Friede geſchloſſen werden ſollte, zu mildern. Als er aber einſah, daß er dem Kaiſer Alexander vom Wiener Congreß her zuwider, legte er im Sept. 1815 ſein Miniſterium nieder. Das Fürſtenthum Benevent fiel jetzt an den Kirchenſtaat zurück; dafür verlieh der König beider Sicilien T. eine reiche Dotation mit dem Titel eines Herzogs von Dino, 2. Dec. 1817. In Frankreich wurde er zum erblichen Pair und 31. Aug. 1817 zum Herzog von T.-Périgord ernannt; zugleich ward ihm geſtattet, da er kinderlos war, dieſe Würden auf ſeinen Neffen zu übertragen.

Mit dem Beginn der conſtitutionellen Epoche in Frankreich war die große Laufbahn T.'s eigentlich geſchloſſen. In den erſten Jahren der Reſtauration erſchien er oft im Schloſſe und gab guten Rath, ſtimmte aber in der Pairskammer nicht ſelten mit der Oppoſition und ſchleuderte ſeine gefürchteten Bonmots gegen Perſonen und Zuſtände. Nach der Thronbeſteigung Karl's X. zog er ſich nach Valençay zurück. In ſeinem Umgange verrieth T. ſtets den großen Herrn der alten Zeit. Von Natur gemächlich, arbeitete er ſelbſt ſo wenig als möglich, verſtand aber die Kunſt in hohem Grade, andere für ſich arbeiten zu laſſen. In geſelliger Unterhaltung bewegte er ſich mit Leichtigkeit; doch beſaß er nicht das Talent, in wichtigen Angelegenheiten aus dem Stegreif zu ſprechen. «Der Menſch», wiederholte er oft, «hat nur die Sprache, um das zu

verbergen, was er denkt». Bis ins hohe Alter besaß er eine Anzahl von Freundinnen, deren Einfluß er nicht selten seine größten Erfolge verdankte. Von den Ereignissen der Julirevolution hielt T. sich entfernt; als jedoch Ludwig Philipp vor Annahme der Krone ihn um Rath fragen ließ, antwortete T. kurz, er solle annehmen. Dann ging er im Sept. 1830 als franz. Botschafter nach London und vermittelte hier eine friedliche Verständigung der Großmächte über Belgien. Der Abschluß der Quadrupleallianz vom 22. April 1834 zwischen Frankreich, Großbritannien, Spanien und Portugal, die das constitutionelle Princip in Westeuropa schützen sollte, war sein letzter polit. Act. 1835 ließ er sich aus London abberufen und zog sich wieder nach Valençay zurück; doch erschien er öfters am Hofe des Bürgerkönigs. Nach kurzer Krankheit starb T. zu Paris 17. Mai 1838, unter den Formen der kath. Kirche.

Tallien (Jean Lambert), ein Charakter der Französischen Revolution, geb. zu Paris 1769, war früher Notar und ward dann bei der Redaction des «Moniteur» angestellt. Als eifriger Revolutionsmann gab er 1791 den «Ami du citoyen» heraus, der aber wenig Glück machte. Während der Ereignisse vom 10. Aug. 1792 wurde er Secretär des revolutionären Gemeinderaths. Das Depart. Seine-Oise wählte ihn in den Nationalconvent, wo er, den ausschweifendsten Männern der Bergpartei beigesellt, im Processe des Königs auf den Tod ohne Aufschub und Appellation drang. Am Tage der Hinrichtung wurde T. zum Präsidenten der Versammlung ernannt. Drei Monate später erhielt er eine Sendung in die gegen den Convent empörten Departements des Westens, wo er gegen alle Verdächtigen aufs ärgste wüthete. Sodann schickte man ihn nach Bordeaux. Hier lernte er Ende 1793 in den Gefängnissen eine der schönsten Frauen jener Zeit, Madame de Fonteuay, spätere Fürstin Chimay (s. d.), kennen, und die Neigung, welche er zu derselben faßte, brachte eine plötzliche Veränderung in seinem Treiben hervor. Er befreite nicht nur seine Geliebte, sondern führte auch seitdem die blutigen Decrete des Convents weniger streng aus. Die Schreckensregierung rief deshalb T. nach Paris. Robespierre ließ ihn aus dem Jakobinerclub stoßen und veranlaßte aufs neue die Einsperrung seiner Geliebten. Während Robespierre auf die vollständige Vernichtung der Partei Danton's, zu der auch T. gehörte, sann, bereitete namentlich letzterer den Widerstand vor. Er war es, der in den Ereignissen vom 9. Thermidor (27. Juli 1794) den Angriff im Convent eröffnete und durch seine Energie und Kaltblütigkeit den Sieg über Robespierre und dessen Partei herbeiführte. Nach der Katastrophe vermählte er sich mit Madame de Fontenay und erlangte als das Haupt der sog. Thermidoristen gewaltigen Einfluß. Zum Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses gewählt, setzte er zahllose Gefangene in Freiheit, lähmte die Macht des Revolutionstribunals und schloß den Club der Jakobiner. Deshalb beschuldigte ihn die republikanische Partei sehr bald des Royalismus, und als er bei den republikanischen Unruhen vom 1. Prairial (20. Mai 1795) sich mit der frühern Entschlossenheit benahm, verlor er seine Popularität gänzlich. Er ging hierauf als Commissar des Conventa zur Armee in den westl. Departements und wohnte der Niederlage der Royalisten auf Quiberon bei. Weil er die Gefangenen nicht vom Tode zu retten wagte, mußte nach dem Aufstande vom 13. Vendémiaire (4. Oct. 1795) gegen die Royalisten mit Härte auftrat, büßte er gleichfalls sein Ansehen bei der monarchischen Partei ein. Mit der Errichtung der Directorialregierung ging er in den Rath der Fünfhundert über und sah sich hier sowol von den Republikanern wie von den Royalisten als Verräther behandelt. 1798 folgte T. der Expedition Bonaparte's nach Aegypten. Er erhielt hier eine Stelle bei der Verwaltung der Nationaldomänen und gab unter dem Titel «Décade égyptienne» ein Journal heraus. Nach Bonaparte's Abgange schickte ihn Menou nach Frankreich zurück. Auf der Ueberfahrt aber fiel T. den Engländern in die Hände, die ihn nach London brachten, wo ihn die Whigpartei mit Auszeichnung aufnahm. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er deshalb vom Ersten Consul wenig freundlich empfangen und gänzlich vernachlässigt. Seine Gemahlin hatte sich inzwischen von ihm gerichtlich scheiden lassen. T. hielt sich nun in Zurückgezogenheit, bis ihm 1805 Fouché und Talleyrand die Stelle eines franz. Consuls zu Alicante in Spanien verschafften. Infolge einer Krankheit, durch welche er auf einem Auge erblindete, mußte er nach Paris zurückkehren. Er lebte fortan von dem Gehalte, den ihm Napoleon aus Gnade bewilligte. Nach der Restauration verfiel er in große Dürftigkeit und erhielt sogar den Befehl, das Land zu verlassen; doch wurde die Maßregel nicht ausgeführt. T. starb vergessen 16. Nov. 1820.

Talma (François Joseph), berühmter tragischer Schauspieler der Franzosen, geb. zu Paris 5. Jan. 1763, hatte durch seine Aeltern eine vortreffliche Erziehung erhalten. Von seinem Vater, welcher Zahnarzt war, zum Arzt bestimmt, verlebte er seine erste Jugend in England

und kam erst im 15. J. nach Paris zurück. Hier erweckten in ihm die dramatischen Meisterstücke und die berühmten Künstler am Théâtre-Français den Geschmack für die Bühne. Nach beendigten Studien ging er wieder nach London, wo er sich mit einigen jungen Franzosen zur Aufführung dramatischer Stücke verband. Die Talente, welche er entwickelte, veranlaßten seine Freunde zu dem Vorschlage, sich ganz der londoner Bühne zu widmen. Familienverhältnisse aber führten ihn nach Paris, wo er in der neuerrichteten königl. Declamationsschule in der Rolle des Orest aus «Iphigenia in Tauris» auftrat. Das leidenschaftliche Feuer, welches er entwickelte, erregte so allgemeine Bewunderung, daß er 1787 als Seide in Voltaire's «Mahomed» auf dem Théâtre-Français auftreten durfte. Er fand Beifall, und von diesem Augenblicke an begann er seine künstlerische Bildung mit größtem Erfolg. Er suchte den Umgang der Gelehrten, Maler, Bildhauer und Antiquare, studirte die Geschichte, forschte in den Antiken und brachte so besonders in den Costümen bedeutende Reformen hervor. Als nach dem Ausbruche der Revolution Chénier's Trauerspiel «Charles IX.» auf die Bühne kam, stellte T. diesen König mit so lebendiger Wahrheit dar, daß fortan sein Ruf als erster tragischer Schauspieler begründet war. T. besaß keine ausgezeichnete Persönlichkeit, aber eine regelmäßige Gestalt, eine volle, wohltönende Stimme und seine zur antiken Form sich hinneigenden Gesichtszüge standen mit seinem klaren Geiste, tiefer Empfindung, warmer Phantasie und großer Reizbarkeit in harmonischer Verbindung. Zugleich wirkte der Geist seiner Zeit mächtig auf seine Kunst. Er faßte den tragischen Charakter der Wirklichkeit auf, und übertrug ihn in genialer Weise in seine Darstellungen. Nie spielte er komische Rollen. Während der Revolution theilten sich die Schauspieler des Théâtre-Français, und T. führte die Direction der neuen Gesellschaft (de la rue de Richelieu), bis unter dem Directorium beide wieder vereinigt wurden. In großem Ansehen stand T. bei Napoleon, der ihn stets mit Auszeichnung behandelte und oft um sich hatte. Auch folgte er dem Kaiser 1808 nach Erfurt und 1813 nach Dresden. 1817 ging T. nach England, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, sowie nachher in Brüssel. Er starb in Paris 19. Oct. 1826. Den Beistand der kath. Kirche verweigerte er selbst im Sterben; auch hatte er seine beiden Kinder protestantisch erziehen lassen. Seine tiefe Einsicht in das Wesen der Schauspielkunst zeigte er in den «Réflexions sur Lekain et sur l'art théâtral» (Par. 1815); auch gab er Lekain's «Mémoires» heraus. Vgl. Moreau, «Mémoires historiques et littéraires sur Fr. Jos. T.» (Par. 1826). Seine Gattin, Charlotte Vanhove, geb. 10. Sept. 1771 im Haag, als Mademoiselle Vanhove, dann (bis 1794) als Madame Petit-Vanhove und endlich (seit 1802) als Madame Talma bekannt, war ebenfalls eine der größten Schauspielerinnen ihrer Zeit, zog sich aber schon im Sept. 1811 von der Bühne zurück. Sie starb zu Paris 11. April 1860. Man hat von ihr «Etudes sur l'art théâtral» (Par. 1835).

Talmud oder Thalmud, d. h. Belehrung, umfaßt in weiterm Sinne die ganze nachbiblische Entwickelung der jüd. Lehre und den Complex des ganzen, deren Feststellung enthaltenden Schriftthums; im engern Sinne versteht man darunter ausschließlich die zur Geltung erhobenen Schriften, welche allein die entscheidenden Quellen wurden. Schon frühzeitig nämlich hatten das Gesetzesstudium (Midrasch) und neue Lebensbedürfnisse zur Erweiterung und Ergänzung des Bibelwortes veranlaßt. Gegenüber den Anordnungen (Geseroth), welche die meist sadducäischen Verwaltungsbeamten trafen, auch in einem Buche schriftlich sammelten, setzten die Pharisäer ihrerseits Bestimmungen fest, welche, für die Gleichstellung des ganzen Volks mit den herrschenden Priestern berechnet, das Gesetz mit dem Gesammelten in Einklang zu bringen suchten. Diese Bestimmungen wurden theils in das Bibelwort künstlich hineingedeutet, theils galten sie als mündliche Ueberlieferungen aus der Urzeit neben dem geschriebenen Gesetze. Auch diese wurden schon früher schriftlich fixirt und hießen Mischnah (Wiederholung, Deuterosis). Schon vor Hillel, durch ihn und seine Schule, durch Akiba (gest. 135) u. a. wurden solche Sammlungen vorgenommen, die im Laufe der Zeit nach den verschiedenen Richtungen, welche sich unter den Pharisäern selbst erhoben, Umgestaltungen erfuhren, sodaß die ältere praktisch-gesetzliche Vorschrift (Halachah) der je jüngern weichen mußte. Diese hieß nun, als die recipirte, allein noch Mischnah, während die verdrängte ältere zur Baraitha, der außerhalb stehenden, wurde. Ihren Abschluß erhielt die Mischnah in der Gamaliel-Hillel'schen Patriarchenfamilie durch Juda-ben-Simeon, den Fürsten, Heiligen, auch Rabbi schlechtweg, um 218, und nur weniges ist ihr noch um eine Generation später in der Schlußredaction hinzugefügt. Sie enthält 63 (ursprünglich 60, von denen dann einer in drei, ein anderer in zwei getrennt wurde) Tractate in sechs Ordnungen, welche behandeln: 1) Gebete und Segenssprüche, Landbau und davon zu entrichtende Priesterabgaben (Seraïm); 2) Sabbat, Fest- und Fasttage (Moëd);

3) Ehe und Gelübde (Naſchim); 4) Civil- und Strafrecht, Geſetzesbehörden (Neſikin); 5) Tempel, Opfer, Prieſter (Kodoſchim); 6) Unreinheit (Tohoroth). Die außer Geltung gekommenen Sammlungen, welche ſich in ihren Erörterungen den Büchern des Pentateuchs angeſchloſſen hatten, und welche ſich noch vielfacher Ueberarbeitung von ſpäterer Hand als Baraithas erhalten, ſind: Mechiltha zum zweiten, Sifra zum vierten und fünften Buche Moſes mit vielen ältern Beſtandtheilen aus der Schule Iſmael's, und Sifra zum Leviticus. Als neue Baraitha ſchließt ſich der Miſchnah des Rabbi an die Thoſſeftha (Zuſatz) von Chija. Die weitere Entwickelung des durch die Miſchnah feſtgeſtellten Geſetzes bildet mit den an ſie und an die Baraithas ſich anlehnenden Discuſſionen, bis zum 5. Jahrh., die Gemara in zwei verſchiedenen Recenſionen: 1) die ältere, aber verdrängte, die paläſtiniſche oder jeruſalemiſche zu 39 Miſchnahtractaten, gegen Ende des 4. Jahrh. redigirt; 2) die jüngere, angenommene, die babyloniſche, zu 36 Tractaten, aber weit umfangreicher als die erſte, um 500 in Sura abgeſchloſſen. 16 Tractate, darunter faſt ſämmtliche der ſechsten Ordnung, entbehren der Gemara gänzlich. Die Gemara enthält neben dem Praktiſch-Geſetzlichen (Halachah) auch religiöſe Anſchauungen, Nationalhiſtoriſches und ſonſt Legenden und Erbauliches (Hagadah), was ſpäter in beſonders dieſem Zwecke dienenden, meiſt paläſtiniſchen Werken (Midroſchim) weiter verarbeitet wurde. Miſchnah und (babylon.) Gemara zuſammen bilden nun den officiellen T. Die Miſchnah iſt in einer ſpäthebräiſchen Schulſprache abgefaßt, welche, in ihren Neubildungen vom Aramäiſchen beeinflußt, aus dieſem wie aus dem Griechiſchen (auch Lateiniſchen) neue Wörter aufgenommen hat. Ihren Wortvorrath hat Hortmann zuſammengeſtellt, ihre ſprachlichen Geſetze behandeln Luzzatto, Geiger, Dukas, Weiß. Sie iſt vielfach beſonders erſchienen, zuerſt Neapel 1492, meiſtens mit Commentarien, von denen die geſchätzteſten der arabiſch abgefaßte, dann ins Rabbiniſch-Hebräiſche überſetzte des Moſes Maimonides (ſ. d.) und der zu unverdienter Ehre gelangte des Obadia Bartenoro (1490). Mit dieſen beiden und ſonſtigen reichen Abhandlungen wurde ſie auch ſammt dem Texte lateiniſch von Surenhus (6 Bde., Amſterd. 1698—1703) herausgegeben. Auch erſchien ſie ſpaniſch und deutſch. Der ganze T., wobei vorzugsweiſe die babylon. Gemara berückſichtigt ward, wurde von früheſter Zeit an vielfach ſprachlich und inhaltlich behandelt, der Dialekt der babylon. Gemara, welcher zumeiſt chaldäiſch iſt, neuerdings von Luzzatto. Die geachtetſten Lexika ſind noch immer der Aruch von Nathan-ben-Jechiel aus Rom (1101) und das von Buxtorf (Baſ. 1639; neue Aufl., von Fiſcher, Lpz. 1866 fg.). Der anerkannteſte Gloſſator des T. iſt Raſchi (ſ. d.), der nebſt den zuſätzlichen Discuſſionen der an ihn ſich anſchließenden nordfranz. Schule (Thoſſafoth) gewöhnlich mit dem T. gedruckt iſt. Ueber die verſchiedenen Drucke, unter denen die ſpätern vielfach durch die Cenſur verſtümmelt worden, hat neuerdings Robinowicz geſchrieben. Ueberſetzt iſt von der Gemara nur weniges. Hingegen iſt der T. in neuerer Zeit vielfach mit Glück zur Beleuchtung bibelkritiſcher und dunkler hiſtor. Partien aus dem zweiten jüd. Staatsleben herangezogen worden. Ein unbefangenes Urtheil über den T., der früher von ſeinen Anhängern ebenſo verehrt wie von ſeinen Gegnern verdammt wurde, bildet ſich erſt in unſern Tagen, da er auch für die Juden aufhört, ein normatives Geſetzbuch zu ſein, und ſeine Stelle unter den hiſtor. Urkunden einnimmt.

Talon, ſ. Coupons.

Talvj, ſ. Robinſon (Thereſe Albertine Luiſe).

Tamán, ein Bezirk in der Landſchaft der Koſacken vom Kuban (ſ. d.), im ruſſ. Gouvernement Stawropol (Ciskaukaſien), welcher 1862 auf 167,10 Q.-M. 56390 E. zählte, umfaßt als ſeinen weſtlichſten Theil die 10 M. lange und bis 5 M. breite Halbinſel T., den nordweſtlichſten Vorſprung des Kaukaſuslandes zwiſchen dem Schwarzen und dem Aſowſchen Meere und längs der Meerenge von Kertſch. Es iſt dieſe Halbinſel ein durch tief eindringende Meeresbuchten, durch Mündungsarme des Kuban, durch Binnenſeen und waſſerreiche Gründe vielfach zerriſſenes Gebiet, größtentheils ein Product der Ablagerungen des Kuban, durch die ſeit Jahrtauſenden einwirkenden Kräfte des Meers, des Stroms und unterirdiſchen Feuers fort und fort umgeſtaltet. Im Alterthum blühte dieſe Halbinſel durch zahlreiche griech. Colonien, jetzt liegt ſie verödet, verſchlämmt und verſandet, iſt aber merkwürdig durch ihre Schlamm- und Naphthaquellen, Schlammvulkane und Gaserhalationen, wie ſie ſich auch am Südoſtende des Kaukaſus, in der Halbinſel Apſcheron (ſ. d.) vorfinden. Der Stadt Kertſch in der Krim gegenüber ſchneidet der Meerbuſen von T. (Tamanskoe Saliw), 4 M. lang und 1—1½ M. breit, in das Land ein und ſpaltet es in eine nördl. und eine ſüdl. Halbinſel, von welchen zwei ſchmale Landzungen in die Meerenge von Kertſch convergirend ſich hinein erſtrecken. Südöſtlich von dieſem Golf bildet das Schwarze Meer hinter einer ſchmalen Nehrung die Kubanbucht (Kubanskoi

Liman) oder den Kisiltaschkoi-Liman mit einem engen Eingange (Boghas) und dem fast geschlossenen Seitenbassin des Zykur-Sees. Im NO. bildet das Asowsche Meer die Bucht von Temrjuk (Temrjukskoi-Liman). Diese steht in Verbindung mit einem Binnensee, der seinerseits durch einen Isthmus von einem größern Binnengewässer geschieden ist. Auf diesem Isthmus liegt die einzige eigentliche Stadt des Bezirks T., die Kosackenstadt Temruk oder Temrjuk mit 6418 E., die Viehzucht und Fischerei treiben. Dieser Ort wurde im Orientkriege 24. Mai 1855 von dem engl.-franz. Geschwader heimgesucht, welches die Getreidespeicher vernichtete. Etwa 6 M. westlich von Temrjuk, 3 M. im SO. von Kertsch, liegt am Südufer des Tamanschen Golfs der Flecken T., ein elender Kosackenort mit einer unsichern Rhede, einem schlechten Hafen, und (1861) 1441 E. Nahe östlich von diesem Flecken liegt die Kosackenfeste Fanagoria, benannt nach der Stadt Phanagoria, einer um 540 v. Chr. von Joniern aus Teos gegründeten Colonie, die als ein Haupthandels- und Stapelplatz für die Waaren, welche von N. her auf dem Mäotischen See (Asowschen Meer) den kaukas. Völkern zugeführt wurden, emporblühte. Später war Phanagoria Hauptstadt des Bosporanischen Königreichs (s. Bosporus und Kertsch), und erst im 6. Jahrh. n. Chr. fand es seinen Untergang. Die Stadt scheint einst eine bedeutende Ausdehnung gehabt zu haben. Oestlich von dem jetzigen Fanagoria ziehen sich weithin unzählige Grabhügel, Schutthaufen u. s. w., unter denen auch Fundamente alter Gebäude liegen, sodaß dieses Terrain, wie einst von den Türken, so heute noch von den Bewohnern des steinarmen Halbinsellandes als Steinbruch benutzt wird. Die aufgefundenen Kunstwerke sind in die Museen von Kertsch, Theadosia, Petersburg und Cambridge gewandert. 703 erhob sich unter Justinian II. in der Gegend des jetzigen T. eine neue Stadt Namens Tome, die später Tamatarcha oder Tmutarakan, bei den Italienern Materea oder Matrecha, bei den Arabern und Osmanen T. hieß. Dieselbe wurde 965 vom russ. Fürsten Swjatoslaw den Chazaren entrissen, war nun der Hauptort des russ. Fürstenthums Tmutarakan und damals, wie noch später, der Sitz griech. Erzbischöfe und Metropoliten, seit 1349 auch eines röm.-kath. Erzbischofs. Zur Zeit des Handels der Venetianer und Genueser in jenen Gegenden blühte der Ort als Verkehrsplatz, gerieth aber unter den Türken in Verfall.

Tamarinde (Tamarindus), Name einer zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Cäsalpineen gehörenden Baumgattung, deren Arten gefiederte Blätter und Blüten mit kreiselförmigem Kelch, fünfblätteriger Blumenkrone, sieben Staubgefäßen und einem Griffel besitzen. Die indische T. (Tamarindus Indica) hat aus 12—18 Blättchenpaaren zusammengesetzte Blätter und in Trauben stehende weißliche, wohlriechende Blumen und trägt fingerdicke, gegen 6 Zoll lange braune Hülsen, welche zwischen den Häuten ihrer Schalen ein angenehm säuerlich-süß schmeckendes schwarzröthliches Mark (Pulpa Tamarindorum) enthalten, das in der Medicin angewendet und in den Tabacksfabriken zu den Saucen gebraucht wird. Dieses Mark kommt, mit Fasern und Samen vermischt, als eine mus- oder breiartige Masse, in Fässer geschlagen, aus Ostindien und der Levante sowie aus Westindien nach Europa. Das westindische ist schmieriger und süßer und muß mit Zucker aufbewahrt werden; das ostindische und levantische dagegen ist schwärzer, trockener und sauerer und hält sich lange, ohne daß man Zucker zuzumischen braucht. In neuerer Zeit hat sich der Handel damit wie die Anwendung desselben sehr vermindert. Der Tamarindenbrei wird als ein kühlendes und gelind-abführendes Mittel gebraucht. Er bildet den Hauptbestandtheil der in den Apotheken verkäuflichen, abführend wirkenden Latwerge (electuarium lenitivum).

Tamariske (Tamarix), Name einer zur 5. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche den Typus einer besondern Familie, der Tamariseineen, bildet. Ihre in den Mittelmeerländern und Asien wildwachsenden Arten sind immergrüne elegante Sträucher, mit kleinen schuppenförmigen, gedrängt stehenden Blättchen und langen, aus Aehren zusammengesetzten Rispen kleiner, schön rosenrother Blüten, welche aus einem fünftheiligen Kelche und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige Kapsel. Die T. eignen sich vorzüglich zu Gruppen in Parken, wo sie zwischen Laubholz, namentlich an Ufern von Teichen und Bassins, einen sehr schönen Effect machen, halten aber nur in Gegenden mit mildem Winter im Freien aus. Die bekannteste Art ist die in ganz Südeuropa heimische T. gallica L., deren Rinde früher als adstringirendes Mittel officinell war. Anstatt dieser und anderer cultivirt man in kältern Gegenden die an Bächen und Flüssen Süd- und Westdeutschlands wild vorkommende deutsche T. (Myricaria germanica Desv.), ein ebenfalls zu den Tamariseineen gehörender Strauch mit bläulichgrünen Schuppenblättern und fleischrothen Blüten, welche zehn Staubgefäße besitzen.

Tamaulipas, der nördlichſte unter den öſtl. Küſtenſtaaten von Mexico, ehemals unter dem Namen der Colonie Neuſantandér ein Theil der Intendanz San-Luis-Potoſi, wird jetzt im N. durch den Rio del Norte von Texas getrennt und hat, nachdem 1848 der früher bis zum Fluſſe Nueces reichende Gebietstheil (775,2 Q.-M.) an Texas abgetreten worden, nur noch 1213,1 Q.-M. Während der Regierung des Kaiſers Maximilian wurde das Land in die zwei Departements T. und Matamoras eingetheilt und im J. 1865 für erſteres 627,29 Q.-M. mit 71470 E., für letzteres 699,85 Q.-M. mit 40034 E. angegeben. Als langer, ſchmaler Küſtenſtrich beſteht T. größtentheils aus ſandigen Niederungen, im Innern aus Hügelland, aus welchem ſich nur einzelne geringe Berggruppen erheben. Die Küſte ſelbſt iſt mit Strandſeen, Haffen und Nehrungen ausgeſtattet, wodurch die Schiffahrt begünſtigt wird. Das Klima iſt im Innern gemäßigt, die Luft rein und geſund; am Küſtenſaume herrſchen große Hitze und Fieber. Die Cultur des reichlich bewäſſerten Bodens iſt gering. Der früher mit Vortheil betriebene Bergbau iſt aus Mangel an Geld und Händen zum Erliegen gekommen, und der Kunſtfleiß liefert nur den nothwendigſten Hausbedarf. Das Hauptgewerbe iſt die Viehzucht. Pferde, Maulthiere, Ochſen, etwas Honig und Wachs gehen gegen Getreide nach San-Luis-Potoſi, Zacatecas und Queretaro. Der überſeeiſche Handel der drei Haupthäfen des Landes iſt ſeit etwa 1830 ſehr beträchtlich geworden. Europ. und nordamerik. Manufacturen gehen durch dieſe Häfen in die Binnen- und Nordſtaaten der Republik, ja ſogar bis Sonora. Die Hauptſtadt Victoria oder Vitoria, früher Santandér und auch jetzt wol noch Neuſantandér (Nuevo Santandér) genannt, liegt in der Nähe des Rio-Santandér, der zwar für größere Fahrzeuge ſchiffbar, aber durch eine Barre geſperrt iſt. Die Stadt wurde 1748 angelegt, iſt ziemlich gut gebaut, hat aber jetzt nur noch etwa 6000 E. Die kleine neue Seeſtadt Soto la Marina, an der Mündung des Rio-Santandér, hatte zeitweilig während der Blokaden von Veracruz bedeutenden Handel, iſt jetzt aber nur für den Küſtenhandel offen und zählt etwa 3000 E. Weit wichtiger ſind Matamóros (ſ. d.) und Tampico (ſ. d.).

Tambour (franz., entſtanden aus dem arab. tumbûr, eine Art Zither oder Trommel) heißt bei der Infanterie der Trommelſchläger. Derſelbe wird zu den Spielleuten gerechnet, welche zwiſchen dem Unteroffizier und dem Gemeinen rangiren. Im formirten Bataillon treten die T. der Compagnien unter einem Bataillonstambour zuſammen, der ihren Trommelſchlag und Takt durch das Zeichen ſeines mit Knopf und Quaſte verſehenen Stabes leitet. Ueberdies hat er auch die T. einzuüben. — In der Befeſtigung nennt man T. einen mit Paliſſaden umgebenen, zuweilen auch durch einen Vorgraben geſicherten Raum, der im Felde bei der Vertheidigung von Häuſern oder Gehöften zur Deckung der Eingänge, zur Seitenvertheidigung (Flankirung) unbeſtrichener Linien, ferner bei Brückenköpfen und zur Sicherung von Poſtirungen gegen Ueberfälle dient, in der permanenten Befeſtigung aber als Reduit im Graben, im Ravelin, in den Waffenplätzen des Gedeckten Wegs u. ſ. w. angelegt wird.

Tambow, ein 1202 Q.-M. großes, völlig flaches, zum Theil von Steppen durchzogenes Gouvernement des europ. Rußland, wird gegen N. von den Gouvernements Wladimir und Nijhnij-Nowgorod, gegen O. von Penſa und Saratow, gegen S. von Woroneſch und gegen W. von Orel, Tula und Rjäſan begrenzt und gehört theils zum Wolga-, theils zum Dongebiet. In der nördl. Hälfte iſt der Boden ſandig, ſumpfig und an den Flüſſen Oka und Mokſcha mit großen Waldungen bedeckt, in der ſüdlichen aber fruchtbar. Die Steppen finden ſich im Oſten. Wegen guter Wieſen- und Weideplätze iſt die Viehzucht ſehr bedeutend. Die Pferde von T. dienen häufig zur Remonte für die Armee. Im Gouvernement finden an verſchiedenen Orten jährlich 16 Pferdemärkte ſtatt, darunter die von Burnaki, Uwarow, Poletajew die bedeutendſten. Die Rindvieh- und Schweinezucht liefert Maſtvieh, Talg und Fett. Der Getreidebau, beſonders im Süden, erzielt viel Korn, Hirſe, Hanf und Lein, Hülſenfrüchte und namentlich auch Mohn; Gemüſe und Obſt gedeihen weniger gut. Die Waldungen liefern Schiffbauholz und beſchäftigen viele Hände mit Kohlenbrennen, Verfertigung von Holzwaaren, Pech- und Rußbereitung. Man gewinnt viel Torf, auch Eiſen, Kalk, Thon, Salpeter, Schwefel. An Geſundbrunnen iſt kein Mangel. Das Fabrikweſen hat ſich in neuerer Zeit zu entwickeln begonnen. Der Handel wird durch die Flußſchiffahrt begünſtigt und bringt die Landesproducte zur Ausfuhr. Die Zahl der Einwohner wurde für Ende 1863 auf 1,974584 berechnet. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreiſe. Die Hauptſtadt T., an der Zna und dem Bache Studenetz, 1636 gegründet und ehemals befeſtigt, zählt 36029 E. und iſt der Sitz eines Civilgouverneurs und Biſchofs. Die Stadt hat mehrere anſehnliche Gebäude, dreizehn Kirchen, ein ſchönes Kloſter, ein Prieſterſeminar, ein Gymnaſium mit adelicher Penſion, ein Cadettencorps, ein Alexandrinen-inſtitut für adeliche Fräulein, zwei Kreis- und zwei Pfarrſchulen, ein vom Kaiſer Paul erbautes

Zucht- und Arbeitshaus und fünf Wohlthätigkeitsanstalten. Es bestehen viele Talgschmelzereien und Fabriken für Shawls, Tuch, Tauwerk und Segeltuch, eine umfangreiche kaiserl. Alaun- und Vitriolfabrik und berühmte Jahrmärkte. Ueberhaupt ist der Verkehr ansehnlich. Gärten und Birkenalleen sowie einige ansehnliche Steinbrücken tragen zur Verschönerung der schon an sich regelmäßig und freundlich gebauten Stadt bei. Andere bemerkenswerthe Kreisstädte sind: Koslow (s. d.) an der Eisenbahn; Morschansk an der Zna, Zielpunkt der (1868) im Bau begriffenen, 17,4 M. langen Zweigbahn, welche bei Rjasssk von der Linie Rjäsan-Koslow abzweigt, ein bedeutender Stapelplatz für Getreide, hübsch gebaut, mit vielen Fabriken und 15776 E.; Lipezk am Woronesch, mit vielen Thürmen, eleganten, von Säulenhallen und Gärten umgebenen Häusern, acht Kirchen, zwei Pfarr- und zwei Kreisschulen, einem schönen Park, worin ein Denkmal Peter's d. Gr., einem berühmten, dem pyrmonter ähnlichen Stahlbrunnen nebst Badeanstalten; Lebedjan am Don, mit 5849 E.; Borissoglebsk an der Warana, mit 9050 E.; Jelátina an der Oka, mit 7212 E.; Ußman an der von Koslow nach Woronesch führenden Eisenbahn, mit 6225 E.

Tamburin oder Handpauke, eins der ältesten musikalischen Instrumente, besteht aus einem Reif, welcher mit einer Haut bespannt und ringsum mit kleinen Schellen besetzt ist. Besonders beliebt ist das etwas größer gebaute T. in Biscaya (Tambour de basque). In neuerer Zeit hat Steibelt mehrere Musikstücke für das Pianoforte mit Begleitung des T. geschrieben. Seine Gattin war die erste, die dieses Instrument vollkommen kunstmäßig zu behandeln verstand.

Tamburinstickerei oder tamburirte Arbeit, die Art Stickerei in baumwollenen und seidenen Zeugen, zu deren Darstellung man sich des Kettenstichs bedient, wird mittels der Tamburnadel ausgeführt, einer Nadel ohne Oehr und mit einem Häkchen statt der Spitze. In neuester Zeit sind auch Maschinen zur Ausführung dieser Art Stickerei erfunden worden. Namentlich werden dergleichen von Voigt in Kappel bei Chemnitz gebaut.

Tamerlan, s. Timur.

Tamfana, eine nur in einer einzigen Stelle des Tacitus (Annal. 1, c. 50) und sonst nirgends genannte Göttin, welche unter den niederrhein. Deutschen verehrt ward. Ihren Tempel zerstörte Germanicus auf seinem Verwüstungszuge des J. 14 n. Chr. Der Name ist nicht sicher und kann nach der Handschrift auch Tafana gelesen werden; Deutungen verbieten sich daher. Das Wiener Schlummerlied, welches eine Göttin Zamfana vorführt, ist Fälschung, daher auch keine Erweiterung unserer Kenntniß von T. daraus erwächst.

Tampico oder Santa-Anna de Tamaulipas, befestigte Stadt in dem mexic. Staate Tamaulipas, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Golf von Mexico, liegt in einer ungesunden, von Lagunen durchzogenen Gegend und wurde erst im verflossenen Jahrhundert statt des südlich gelegenen Alttampico oder Pueblo-viejo erbaut. Wie alle Städte des span. Amerika hat auch T. regelmäßige und breite Straßen, große Marktplätze und viele im Jesuitenstil erbaute Kirchen. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 8000, würde aber bedeutender sein, wenn nicht das Gelbe Fieber und der Mangel an Trinkwasser den Aufenthalt gefährlich machten. T. ist der zweite Seehandelsplatz am mexic. Golf und vermittelt nicht nur den Handel des fruchtbaren Staats Tamaulipas, sondern auch den von San-Luis Potosi, Zacatecas, Nueva-Leon und Xalisco. Die Ausfuhren bestehen in Bergwerksproducten, Droguen, Häuten, Wolle und Hanf, wogegen europ. und nordamerik. Industrieproducte eingeführt werden. Einen eigentlichen Hafen besitzt T. nicht, dagegen eine Rede, auf welcher jährlich 140—150 fremde Schiffe verkehren. Der Werth der gesammten Handelsbewegung beläuft sich jährlich auf 6—7 Mill. Piaster. Die bedeutenden durch diesen Handel aufgebrachten Zölle ließen bei allen Bürgerkriegen Mexicos den Besitz der Stadt für die verschiedenen Parteien sehr wünschenswerth erscheinen, sodaß man oft harte Kämpfe um dieselbe führte. Aus diesem Grunde wurde auch T. 1863 bei der franz. Invasion besetzt und bis zum 1. Aug. 1866 behalten, wo es durch Verrath des Forts La-Casamata wieder in die Hände der Republikaner gerieth.

Tamtam, ein indisches Schlaginstrument in Gestalt eines flachen Beckens oder einer Platte mit etwas aufgebogenem Rande von Glockenmetall. Das Becken wird mit einem Klöppel geschlagen und gibt einen ungemein dröhnenden Klang. Die Malaien und Chinesen haben ein ähnliches Instrument, das sie Gong oder Gangong nennen.

Tamulen, im Indischen Tamul oder Tamil, ist der Name eines indischen Volks, das tief im Süden des indischen Continents von der östl. bis zur westl. Küste sich erstreckt. Der Zweig, der an der westl. Küste wohnt, heißt speciell der malabarische, während der an der östl. Küste Koromandel seßhafte vorzugsweise der tamulische genannt wird. Die T. gehören zu dem

dravidiſchen oder dekaniſchen Stamme der Bewohner Indiens, welche als die eigentlichen Urbewohner Indiens zu betrachten ſind, ehe die ariſchen Stämme aus dem Norden das Land Indien betraten und es allmählich ihrer Sprache, Cultur, Religion und Sitte unterwarfen. Nur in dem Süden Indiens erhielten ſich die Ureinwohner in ziemlicher Reinheit, nahmen aber von den nördl. Ariern deren höhere Bildung an und gründeten eine Menge kleiner ſelbſtändiger Reiche, die trotz allen Wechſels polit. Stürme ſich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Das Volk der T. iſt unter allen dieſen dekaniſchen Völkern dasjenige, was die überlieferte nordindiſche Bildung am eigenthümlichſten ſich angeeignet und weiter gebildet hat. Die Tamuliſche Sprache, deren Bau ſehr einfach und grammatiſch durchſichtig iſt, zerfällt in eine höhere, in den Werken der Poeſie angewendete (Sen-tamil), und in eine niedere, welche die Sprache des Lebens umfaßt (Kodun-tamil). Die vorzüglichſte und ziemlich alte einheimiſche Grammatik iſt Nan-nûl (d. h. die gute Regel), gedruckt mit Commentar zu Madras 1830. Die beſte Grammatik über die höhere Sprache und zugleich über die Metrik gab Beſchi (Madras 1822); die gewöhnliche Sprache bearbeiteten ebenfalls Beſchi (Pondichery 1843) und Rhenius (Madr. 1836). Das vollſtändigſte Wörterbuch publicirte Rottler (2 Bde., Madr. 1830), ein lat.-tamuliſches Wörterbuch erſchien in Pondichery 1846. Die Sprichwörter ſammelte Percival (engl. und tamul., Jafna 1843). Das tamuliſche Alphabet iſt unter allen indiſchen das einfachſte. Die Literatur der T., die in ihren älteſten erhaltenen Denkmälern bis ungefähr in das J. 1000 unſerer Zeitrechnung hinaufreicht, umfaßt ſo ziemlich alle Zweige des nordind. Wiſſens. Am intereſſanteſten darunter ſind die gnomiſchen Dichtungen, unter denen die Sprüche (Kural) des Tiruvalluver durch ſinnreiche Kürze vor allen hervorragen (Text mit Commentar, Madr. 1830 u. öfter; vollſtändige Textausgabe mit lat. Ueberſetzung von Graul, Lpz. 1865; deutſche Ueberſetzung von demſelben, Lpz. 1855). Eine vollſtändige Sammlung der literariſchen Denkmäler der T. beſitzt die evang.-luth. Miſſionsgeſellſchaft in Leipzig, deren Schätze Graul zu bearbeiten angefangen hat («Bibliotheca Tamulica», Bd. 1—4, Lpz. 1854—65). Derſelbe gibt auch die genaueſte Schilderung des Landes und Volks der T. in ſeiner «Reiſe nach Oſtindien» (5 Bde., Lpz. 1854—56). Die Beziehungen des Tamuliſchen zu andern Sprachſtämmen jenſeit der Grenzen Indiens ſind noch nicht ſicher ermittelt, und eine vermuthete Verwandtſchaft mit den tatar.-finn. Sprachen nicht nachweisbar.

Tanagra, die bedeutendſte Ortſchaft des öſtl. Böotien, auf einer kleinen Anhöhe nahe dem nördl. Ufer des Fluſſes Aſopos (jetzt Buriéni) gelegen, etwas weſtlich von der Stelle, wo ein von den Alten Thermodon, jetzt Laris genannter Bach in dieſen einmündet. 458 v. Chr. wurden ihre Mauern durch die Athener, welche unter Führung des Myronides in der Nähe der Stadt ein ſpartan. Heer geſchlagen hatten, geſchleift, aber bald wiederhergeſtellt, und noch in der röm. Kaiſerzeit war ſie eine der angeſehenſten und wohlhabendſten Städte der Landſchaft Böotien. Ihre nicht unbedeutenden Ruinen werden jetzt von den Umwohnern mit dem (albaneſiſchen) Namen Grämada bezeichnet. Vgl. Burſian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Tänaron hieß bei den Alten die ſüdlichſte Spitze der weſtlichern Halbinſel Lakoniens (ſ. Sparta) und des griech. Feſtlandes überhaupt. Außer dem eigentlichen, jetzt Cap Matapan genannten, faſt ganz aus ſchwarzgrauem Marmor beſtehenden Vorgebirge bezeichnete der Name auch den ¾ St. langen ſüdlichſten Theil der genannten Halbinſel, der nur durch einen ſchmalen, von den Buchten Marinari und Porta-Quaglia (bei den Alten Achilleshafen und Pſamathus) beſpülten Iſthmus mit dem Hauptſtocke derſelben zuſammenhängt. Dieſes T. im weitern Sinne war beſonders berühmt durch das an der jetzt Kiſternas (die Ciſternen) genannten Bucht ſüdlich von Porto-Quaglio gelegene, von einem als Aſyl für flüchtige Verbrecher dienenden Hain umgebene Heiligthum des Poſeidon, bei welchem ſich eine als Eingang zur Unterwelt betrachtete Höhle und Todtenorakel befand. Endlich führte auch eine nordwärts von T. an der Weſtküſte der größern Halbinſel auf der Stelle des jetzigen Dörfchens Kyparíſſas gelegene Ortſchaft, die wenigſtens in der röm. Kaiſerzeit gewöhnlich Kaenepolis (Neuſtadt) genannt wurde, in officiellen Actenſtücken den Namen «die Stadt der Tänarier». Vgl. Burſian, «Ueber das Vorgebirge T.» (in den Abhandlungen der bair. Akademie der Wiſſenſchaften, Bd. 7, Münch. 1856).

Tancred, einer der ausgezeichnetſten Helden des erſten Kreuzzugs, war ein Sohn des Markgrafen Oda oder Ottobonus und einer Tochter Tancred's von Hauteville, Emma, der Schweſter des berühmten Normannenherzogs Rob. Guiscard (ſ. d.), und wurde 1078 geboren. Er nahm 1095 das Kreuz und ſchiffte ſich, nachdem er ſein Erbtheil dem jüngern Bruder überlaſſen, mit ſeinem Vetter und Waffengefährten Bohemund von Tarent 1096 zunächſt nach Epirus ein, durchzog Macedonien und rettete das Heer mehr als einmal bei den Nachſtellungen

der Griechen. Als Bohemund dem griech. Kaiſer, um deſſen Mistrauen zu beſchwichtigen, den Lehnseid geſchworen, trennte ſich T. unwillig von ſeinem Freunde, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln und Bohemund's Zureden zur Nachgiebigkeit brachten. In der Ebene von Chalcedon ſtießen ſeine Scharen zu denen Gottfried's von Bouillon, und bald lernten ſich beide näher kennen und ſchloſſen einen innigen Freundſchaftsbund. Bei der Belagerung von Nicäa 1097 zeichnete ſich T. durch Tapferkeit aus. Er rettete auch in der Schlacht bei Doryläum, in welcher ſein Bruder fiel, das Kreuzheer vom Untergange und führte nach der Eroberung von Nicäa den Vortrab des Heeres durch verödete, unbekannte Länder. T. bekam die Stadt Tarſus durch Vertrag in ſeine Gewalt, über deren Beſitz er ſich aber mit Balduin entzweite, eroberte die Stadt Meniſtra und gerieth, als Balduin auch dieſe ihm abtrotzen wollte, mit demſelben in offene Fehde, die indeſſen ſehr bald mit Verſöhnung endigte. Darauf zog er vor Antiochia. Seuchen, Mangel an Lebensmitteln und Verfall der Mannszucht verzögerten die Eroberung ſieben Monate lang. Auf dem Zuge gegen Jeruſalem erſtürmte er mit den Seinigen zuerſt die Mauern der Stadt. Bei den Schreckensſcenen der Eroberung dieſer Stadt, 19. Juli 1099, rettete T. Tauſende der Feinde mit eigener Lebensgefahr, wurde aber dafür von den Prieſtern als Feind der Religion angeklagt. Als der Sultan von Aegypten mit einem Heere vordrang, um Jeruſalem den Kreuzfahrern wieder zu entreißen, ſchlug T. deſſen Vortrab und eroberte in der Schlacht bei Askalon 12. Aug. das ganze Lager, nahm Tiberias am See Genezareth ein und belagerte Joffa. Zur Belohnung erhielt er das Fürſtenthum Tiberias oder Galiläa. Sein Bemühen, nach Gottfried's Tode die Erwählung ſeines Vetters Bohemund zum Könige von Jeruſalem, ſtatt des boshaften Balduin, durchzuſetzen, hatte die Folge, daß er, während er gegen den Emir von Damaskus im Felde lag, als Empörer vor den neuen König geladen wurde. Doch T. verachtete im Bewußtſein der Anhänglichkeit ſeiner Vaſallen und Unterthanen die Drohungen Balduin's und zog Bohemund, welcher von den Sarazenen gefangen worden war, zu Hülfe, vertheidigte deſſen Fürſtenthum Antiochien mit Umſicht und Beharrlichkeit gegen die Türken und Griechen und gab ihm nach der Befreiung ſein Beſitzthum in blühenderm Zuſtande zurück. Als Bohemund nach Europa ging, um neue Streiter herbeizuführen, wurde T. auch der Schirmvogt des von allen Seiten bedrohten Antiochien. Er eroberte, wie früher Laodicea, ſo jetzt Artesia, bewies ſich bei der Belagerung von Tripolis 1109 ſehr thätig und hielt in Antiochien eine harte Belagerung der Sarazenen aus. Mit Sehnſucht harrte er der Wiederkehr Bohemund's. Aber Bohemund ſtarb zu Salerno, und ſeine Schaaren, die ſchon in Griechenland angelangt waren, zerſtreuten ſich. Dennoch gelang es T., alle Sarazenen heldenmüthig zurückzuſchlagen und den Sultan zur Rückkehr über den Euphrat zu zwingen. Es war dies ſeine letzte That. Er ſtarb 1112 zu Antiochia. Raoul de Caen hat halb in Proſa, halb in Verſen «Les gestes de Tancrède» geſchrieben, beſonders aber hat Taſſo im «Gerusalemme liberata» T.'s Ruhm verherrlicht. Die hier geſchilderte Liebe zu Clorinde iſt eine Erfindung des Dichters.

Tange nennt man die Meeresalgen mit lederartigem Gewebe aus den Familien der Fucoceen und Halyſerideen. Es ſind meiſt große, manche ſogar rieſige Pflanzen mit bandförmigem, riemenförmigem oder laubartigem Körper und brauner oder olivengrüner Farbe. Die bekannteſten T. gehören den Gattungen Fucus und Laminaria an, von welchen mehrere Arten in den europ. Meeren, ſelbſt in der Oſtſee häufig vorkommen, z. B. der gemeine Blaſentang (Fucus vesiculosus L.) mit wiederholt gabeltheiligem, bandförmigem Körper, welcher durch meiſt paarweiſe geſtellte, mit Luft erfüllte Blaſen ſchwimmend erhalten wird, und der Zuckertang (Laminaria saccharina Lamk.), ein bis 8 F. lang werdendes Gewächs mit in breite Plotten zertheiltem Laube, welches mittels eines zweiſchneidigen Stiels an Klippen, Muſcheln u. ſ. w. feſtſitzt, und aus deſſen Platte beim Austrocknen ein ſüßliches Pulver ſich abſondert. Man kann die junge Pflanze als Salat genießen. Eine andere Art, L. digitata Lamk., mit handförmig getheiltem Laube, erreicht bis 15 F. Länge, der Rieſentang im Meere an der Südſpitze Südamerikas (Macrocystis pyrifera Agd.) angeblich ſogar bis 1500 F. Mehrere T. werden als Viehfutter benutzt, andere zur Bereitung von ſog. Kelp (die durch Verbrennung ſolcher T. zurückbleibende Aſche), woraus man Soda und Jod darſtellt. (S. Algen.) Die T. werden bisweilen, obwol fälſchlich, auch Seegras (ſ. d.) genannt.

Tangente, d. i. Berührende, heißt jede gerade Linie, welche mit einer krummen an einer gewiſſen Stelle einen Punkt gemein hat. Hat die krumme Linie wie die Kreislinie die Eigenſchaft, daß ſie von einer geraden Linie in nicht mehr als zwei Punkten geſchnitten werden kann, ſo iſt die T. eine ſolche Gerade, welche auch beliebig verlängert mit der krummen Linie nur einen einzigen Punkt gemein hat und ganz auf einer Seite derſelben liegt. Eine T. in dieſem Sinne

hat keine beſtimmte Länge; man nennt ſie auch eine geometriſche T. zum Unterſchied von der trigonometriſchen. Beim Kreis erhält man eine T., wenn man im Endpunkte eines Halbmeſſers eine Senkrechte errichtet. In trigonometriſchem Sinne iſt die T. eines Kreisbogens oder Centriwinkels derjenige Theil der Berührenden beim Kreiſe, welcher eingeſchloſſen iſt zwiſchen dem nach dem Berührungspunkt gezogenen Radius und der durch den andern Endpunkt des Bogens gezogenen Secante (ſ. d.). Die trigonometriſchen T., deren man ſich außer den Sinus, Coſinus u. ſ. w. zur Auflöſung der Dreiecke bedient, ſind ihrem relativen Werthe nach, d. h. mit Beziehung auf einen Halbmeſſer von einer gewiſſen Größe für jeden Winkel oder Kreisbogen berechnet und ihre Werthe oder meiſt deren Logarithmen (die ſog. künſtlichen T.) in den trigonometriſchen Tafeln neben den Sinus und Coſinus derſelben Bogen angeſetzt.

Tangentialkraft. Wenn außer der Anziehungskraft der Sonne (ſ. Centralbewegung) keine andere Kraft vorhanden wäre, ſo müßte offenbar jeder Planet ſeine Bewegung damit endigen, daß er ſich in die Sonne ſtürzte. Weil nun dieſes oder der Fall nicht iſt und die Planeten in kreisähnlichen Bahnen ſchon Jahrtauſende um die Sonne ſich bewegen, ſo iſt man genöthigt, um dieſe ihre Bewegung um die Sonne zu erklären, noch eine zweite Kraft anzunehmen. In der That ſieht man auch, daß der Planet in jedem Punkte ſeiner Bahn gleichſam eine doppelte Bewegung nach zwei verſchiedenen Richtungen hat; die erſte, durch welche er ſich der Sonne nähert, und die zweite, durch welche er in der Tangente (ſ. d.) ſeiner Bahn fortzugehen und ſich von der Sonne zu entfernen ſucht. Jene Kraft wird Central- oder Radial-, dieſe T. genannt.

Tanger, bei den Eingeborenen Tandſcho genannt, eine feſte Seeſtadt in der Provinz Hasbat des Sultanats Marokko, an der Meerenge von Gibraltor, 3 M. öſtlich vom Cap Spartel, an deren Weſteingange und einer Bucht gelegen, iſt amphitheatraliſch am Abhange eines kahlen Kalkgebirgs erbaut, hat unregelmäßige, ſteile und ſehr enge Straßen, niedrige Häuſer mit platten Dächern, eine große Moſchee, eine kath. Kapelle mit einem Franciscanerkloſter, die einzige im Reiche, mehrere Synagogen, ein großes verfallenes Schloß oder Kasbah (Citadelle), alte Ringmauern und reizende Gartenanlagen in der Umgegend. Der Hafen iſt klein, wenig tief und den Nordoſtwinden ausgeſetzt. Die Rhede dagegen iſt geräumig, die beſte Marokkos, verſandet aber gegen Süden immer mehr. Die Stadt zählt gegen 20000 E., darunter etwa 1000 Neger, 2500 Juden und 100 Chriſten, letztere meiſt Kaufleute und Familienglieder der hier wohnenden europ. Conſuln und Agenten für Marokko. Mit Gibraltor, das von T. ſeine meiſten Lebensbedürfniſſe bezieht, beſteht eine regelmäßige Dampferverbindung, die viel zur Hebung des marokkan. Handels beiträgt. Die Einfuhr beſteht aus engl. Baumwollwaaren, Stahl, Eiſen, Thee, Kaffee, Zucker, Seide. Ausgeführt wurden Wolle, Leder, Wachs, Datteln, Bohnen, Mais. Der dritte Theil der 1865 in den marokkan. Häfen eingelaufenen 980 Seeſchiffe kam auf T. und ſamit auch ein Drittel der geſammten Einfuhr (7,132990 Thlr.) und Ausfuhr (6,623642 Thlr.) von ganz Marokko. T., jedenfalls uralt, hieß bei den Römern Tingis, war unter Auguſtus eine freie Stadt, unter Kaiſer Claudius eine röm. Colonie und die Hauptſtadt der Provinz Tingitana oder des weſtl. Mauretanien und ein Haupthandelsplatz. Sie wurde dann von den Vandalen, Byzantinern, Arabern, Mauren wechſelsweiſe erobert und beſeſſen, bis ſie 1471 in die Hände der Portugieſen fiel. Als Brautſchatz der portug. Infantin kam T. bei deren Vermählung mit Karl II. 1660 an die Engländer, welche es 1680 gegen die Angriffe der Mauren behaupteten, aber 1684 wegen der koſtſpieligen Unterhaltung verließen und beim Abzuge die Hauptbefeſtigungen zerſtörten. Von den Mauren wieder in Beſitz genommen, ward es von neuem theilweiſe befeſtigt. 1790 beſchoß es eine ſpan., 6. Aug. 1844 eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville, worauf auch 10. Nov. daſelbſt der Friede zwiſchen Frankreich und Marokko zu Stande kam.

Tangermünde, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachſen, zum Kreiſe Stendal gehörig, an der Elbe, in welche hier die Tanger einmündet, hat Mauern und alterthümliche Thore und zählt 5300 E. (1867). Von Bauwerken ſind das auf einer Anhöhe am Elbufer ſtehende Schloß, ferner das alte Rathhaus, deſſen durchbrochene Vormauern, Thürme und Gewölbe beſonders bemerkenswerth, und die dem heil. Stephan gewidmete, am Ende des 12. Jahrh. erbaute Hauptkirche hervorzuheben. Außer Landwirthſchaft, Schiffahrt, Fiſcherei wird auch eine nicht unbedeutende Gewerbsthätigkeit betrieben. Es beſtehen unter andern Fabriken für Rüb- und Leinöl, Bleiſchrot, und die Brauereien liefern ein vorzügliches Bier. In der Nachbarſchaft befindet ſich das Eiſenwerk Tangerhütte. Bei der Stadt an der Tangera ſiegten 983 die Biſchöfe von Magdeburg und Halberſtadt und der Markgraf Dietrich von Nordſachſen über die Wenden. Das Schloß war öfters Reſidenz der Markgrafen und Kurfürſten

von Brandenburg. Auf demselben schloß 13. April 1312 Waldemar Frieden mit Friedrich von Meißen, der auf die Lausitz, die Mark Landsberg und das Osterland verzichtete. Ebenda brachte 1362 der Erzbischof Dietrich von Magdeburg den sog. Magdeburger Landfrieden für Nordostdeutschland zu Stande, und schloß Kaiser Karl IV. 28. April 1374 einen Vertrag, worin er als Kurfürst von Brandenburg auf Mecklenburg verzichtete. Am 1. Juli 1631 eroberte Gustav Adolf die Stadt gegen die Kaiserlichen, und 20. Oct. 1806 hatten die retirirenden Preußen daselbst Gefechte mit den Franzosen zu bestehen.

Tanhäuser nennt die deutsche Volkssage einen Ritter, der auf seinen Fahrten an den Berg der Frau Venus (s. Venusberg) gekommen und hinabgestiegen war, um ihre Wunder zu schauen. Nachdem er längere Zeit in Freude und Lust daselbst verweilt, rührte ihn jedoch sein Gewissen. Unter Anrufung der Jungfrau Maria begehrte er Urlaub und pilgerte gen Rom zu Papst Urban, um durch Beichte und Buße Vergebung seiner Sünden und Errettung von der Verdammniß zu suchen. Allein der Papst, der gerade einen Stock in der Hand hielt, bedeutete ihn, daß er Gottes Huld so wenig erlangen könne, als jener dürre Stecken zu grünen vermöge. Da zog der T. verzweifelnd wieder fort und kehrte zurück zu Frau Venus in den Berg. Am dritten Tage aber begann der Stock zu grünen, und sofort auch sandte der Papst Boten in alle Lande. Der T. war jedoch nicht zu finden. So erzählt das einst durch ganz Deutschland und darüber hinaus verbreitete und noch 1830 im Entlibuch gesungene Volkslied (am besten gedruckt in Uhland's «Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern», Stuttg. 1845), und die Vorrede des «Heldenbuch» fügt hinzu, daß vor dem Venusberge der getreue Eckhart, eine Gestalt der deutschen Heldensage, sitze und die Leute warne. In dieser Fassung läßt die Sage sich verfolgen bis hinauf ins 14. Jahrh.; allein ihrem Inhalte nach ist sie weit älter, reicht sie zurück bis ins german. Heidenthum. Einige Ueberlieferungen knüpfen sie an den Hoselberg oder Hörselberg (s. Hörsel) bei Eisenach, in welchem Frau Holle oder Holda ihren Hof hielt, die ihrerseits wiederum mit Freya (s. d.) identisch zu sein scheint. Die eigentliche mythol. Bedeutung der Sage, welche zahlreiche Berührungspunkte mit vielen andern german. Sagen hat, ist jedoch noch nicht streng untersucht worden. Vgl. Kornmann, «Mons Veneris» (Frankf. 1614); Gräße, «Die Sage vom Ritter T.» (Dresd. und Lpz. 1846); derselbe, «Der T. und Ewige Jude» (2. Aufl., Dresd. 1861). In neuester Zeit ist die Sage wiederholt, unter andern von Tieck, poetisch bearbeitet und von Richard Wagner zu einer für die Geschichte der Musik bedeutsamen Oper benutzt worden. Um die Mitte des 13. Jahrh. und gleichzeitig mit einem Papste Urban (Urban IV., 1264—68) lebte aber in Deutschland wirklich ein Ritter Namens T., aus dem Salzburgischen, der als Minnesinger (wie Neidhart berichtet, an dessen eigenthümliche Dichtart er sich auch zunächst anschloß) am Hofe des österr. Herzogs Friedrich II. des Streitbaren verkehrte und darauf, als dieser gestorben war und er selbst mit Weibern und Tafelfreuden sein Gut verthan hatte, theils bei Herzog Otto II. von Baiern verweilte, theils ein Wanderleben führte, auch früher schon auf einem Kreuzzuge über Italien ins Heilige Land gekommen war. Er war der franz. Sprache wol kundig und hat schöne, lebendige Tanzlieder verfaßt, zeigt aber doch schon den Verfall des Minnegesangs und des höfischen Lebens. Abweichend von den frühern Minnesingern beginnt er Gelage und Zecherei und als Jahreszeiten, die solche Freuden begünstigen, den Herbst und den Winter zu preisen, auch die Minne mehr von der sinnlichen Seite aufzufassen. Bei den Meistersingern, die auch eine seiner Weisen bewahrten, blieb sein Andenken in Ehren, und es ist wol möglich, daß in einer Zeit, welche unlängst verstorbene Dichter, wie Neidhart, Frauenlob und die Genossen des Wartburgkriegs (s. d.), poetisch verherrlichte, auch dieser T. in das Gebiet der Volksdichtung gezogen und in einen an seine Lebensschicksale und Dichtungsweise erinnernden alten Mythus verflochten wurde, wobei dann aber jener alte Mythus sich in die jüngere Sagengestalt umwandelte. Die Gedichte des T. sind gedruckt theils im zweiten Theile der «Minnesinger» (herausg. von von der Hagen, Lpz. 1838), theils im sechsten Bande von Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Lpz. 1848). Vgl. Zander, «Die Tanhäuser-Sage und der Minnesänger T.» (Königsb. 1858); Holland, «Die Sage vom Ritter T., dessen Leben und Lieder» im Abendblatt der «Neuen Münchener Zeitung» (1859).

Tanjore, genauer Tandschur (sanskr. Tandjawar), ein District der ehemaligen Provinz Karnatik in der vorderind. Präsidentschaft Madras, umfaßt das durch Anbau überaus fruchtbare Delta des Kavery, eins der ergiebigsten und bevölkertsten Gebiete Ostindiens, von 177,54 Q.-M. mit (1851) 1,676086 E., darunter 1,538191 Hindu, welche die tamulische Sprache reden, und bei denen noch das alte Brahmanenwesen in seinem vollen Glanze besteht. Es finden sich fast in jeder Ortschaft zum Theil sehr großartige und mit reichen Sculpturen geschmückte

Pagoden, obſchon in neuerer Zeit durch die Miſſionsthätigkeit auch das Chriſtenthum verbreitet ward. Das Gebiet bildete ſeit 1678 ein eigenes Fürſtenthum, deſſen Beherrſcher 1799 mediatiſirt wurde. Als 1855 der Radſcha-Siwadſchi ohne Erben ſtarb, wurde das Land dem unmittelbaren brit. Gebiete einverleibt. Die durch zwei Forts gedeckte Fürſtenreſidenz und Hauptſtadt T., am größten Arme des Kavery, 39,2 M. im Südſüdweſten von Madras und 9,8 M. vom Meere gelegen, iſt zugleich der Sitz altind. Gelehrſamkeit, hat einen prachtvollen Palaſt, unter andern Pagoden die berühmte Pagode von T., einen ſehr großen, reichverzierten Pyramidentempel, den ſchönſten Indiens, wol erſt im 10. oder 11. Jahrh. aus Quadern gebaut, Kaſernen, eine Miſſionsſtation, mehrere Schulen, viele Wohlthätigkeitsanſtalten, prot. Kirchen und 80000 E., welche Seiden-, Muſſelin- und Kattunwebereien unterhalten und lebhaften Handel treiben, namentlich auch mit den ſehr ſchönen Bergkryſtallen, die in der Umgegend gefunden und hier geſchnitten werden. Zum Diſtrict T. gehört außer Trankebar (ſ. d.) auch die Seeſtadt Nagapatam oder Negapatam, an der Mündung eines Kaveryarmes, zum Theil nach europ. Art gut gebaut, früher befeſtigt, mit einer Regierungsſchule, Kaſernen, einem Gefängniß und 10000 E., welche Webereien und Oelpreſſen unterhalten ſowie lebhaften Handel beſonders mit Ceylon treiben. Die Stadt gehörte ſeit dem 16. Jahrh. den Portugieſen, ſeit 1660 den Holländern, wurde dieſen 1781 von den Briten entriſſen und im Frieden von 1783 letztern förmlich abgetreten. Neuerdings hat der Diſtrict T. bedeutend gewonnen durch die Erbauung der «Großen Süddahn» (Great Southern Railway), die 17 M. weit über T. nach Tritſchinapalli (ſ. d.) führt und von dort Zweigbahnen erhalten wird.

Taun (Ludwig, Freiherr von der), bair. General, geb. 18. Juni 1815 aus einer in Franken und Heſſen verzweigten Familie, ward auf Fürſprache ſeines Vaters, eines Freundes König Ludwig's I. von Baiern, unter deſſen Pagen aufgenommen und erhielt im Pageninſtitut eine ſorgfältige Erziehung. Aus Neigung wandte er ſich jedoch der militäriſchen Laufbahn zu und trat 1833 als Lieutenant in die bair. Artillerie. Obwol erſt Oberlieutenant, erfolgte 1840 die Berufung des durch wiſſenſchaftliche Strebſamkeit ſich auszeichnenden Offiziers in den Generalſtab der Armee. 1844 wurde er zum Adjutanten des Kronprinzen Max ernannt, in welcher Stellung er bis zum Major vorrückte. Bei der Erhebung Schleswig-Holſteins 1848 widmete T. als deutſcher Patriot ſeinen Degen der ſchlesw.-holſtein. Sache und erwarb ſich als kecker und umſichtiger Freiſcharenführer gegen die Dänen einen großen Ruf. Ihm zu Ehren gab die Regierung der Herzogthümer einem neuen Kanonenboote ſeinen Namen, und von Baiern aus wurde ihm wegen des glänzenden Ueberfalls von Hoptrupp (7. Juni 1848) der Militärverdienſtorden verliehen. In dem Feldzuge von 1849 war er Stabschef der unter dem Befehle des Prinzen Ernſt von Sachſen-Altenburg ſtehenden Diviſion. Am Feldzuge von 1850 betheiligte er ſich ſodann mit dem Range eines Oberſt als Generalſtabschef der ſchlesw.-holſtein. Armee unter Williſen. Nach ſeiner Rückkehr nach Baiern trat er in ſeine frühere Stellung beim nunmehrigen König Max II. wieder ein. Er wurde nun raſch befördert, und 1860 erfolgte ſeine Ernennung zum Generallieutenant und Befehlshaber einer Diviſion. Beim Ausbruch des deutſchen Kriegs 1866 wurde T. zum Generalſtabschef des Feldmarſchalls Prinzen Karl von Baiern, des Oberbefehlshabers ſämmtlicher ſüddeutſcher Contingente, ernannt. Auch ſchloß er mit Oeſterreich zu Olmütz die Convention vom 14. Juni ab. T. übernahm ſeinen wichtigen Poſten auf den Wunſch des Prinzen Karl und des Kriegsminiſters und trat, in Betracht aller Verhältniſſe, keineswegs mit Siegesgewißheit in den Kampf ein. Man hat ihm die Mißerfolge der bair. Armee und überhaupt der Reichstruppen zur Laſt legen wollen, iſt aber darin ohne Zweifel viel zu weit gegangen. Namentlich gab man ihm das Imſtichlaſſen der Hannoveraner bei Langenſalza ſchuld. In dem Gefechte bei Kiſſingen 10. Juli wurde er leicht verwundet. Nach dem Frieden trat T. in ſeine Stelle als Diviſionscommandeur zurück.

Tannahill (Rob.), ſchott. Dichter, geb. 3. Juni 1774 zu Paisley, wurde, wie ſein Vater und ſeine Brüder, Weber. Seine dürftige Schulbildung ſuchte er durch Fleiß zu verbeſſern. Er zeigte früh dichteriſche Anlagen und zeichnete ſich bald als Liederdichter in ſchott. Mundart aus; ſein Freund R. A. Smith, ein damals beliebter Tonſetzer, bahnte ſeinen Liedern den Weg zur Volksthümlichkeit. Erſt 1807 ließ T. ſich bewegen, ein Bändchen «Poems and songs» herauszugeben, das mit Beifall aufgenommen wurde; mancherlei Unannehmlichkeiten machten indeſſen den Dichter ſchwermüthig und infolge eines abſchlägigen Briefs vom Buchhändler Conſtable, dem er die zweite Auflage ſeiner Gedichte angeboten hatte, verfiel er in Wahnſinn, in welchem er ſich 17. Mai 1810 das Leben nahm. Seine Lieder gehören noch zu den volksthümlichſten in Schottland und empfehlen ſich namentlich durch ihre Naturſchilderungen. Ins Deutſche ſind ſie

überſetzt von Heintze im zweiten Bande des «Caledon» und in Auswahl von Fiedler im zweiten Bande der «Schott. Liederdichtung». Eine Sammlung ſeiner Werke nebſt Biographie erſchien 1838 in Glasgow (neue Aufl. 1851).

Tanne nennt man diejenigen Arten der Caniferengattung Abies (ſ. d.), welche flache, gewöhnlich zweizeilig an den Zweigen ſtehende, oberſeits lebhaft grüne, unterſeits mit zwei bläulichweißen Längsſtriemen gezeichnete Nadeln und aufrechtſtehende Zapfen haben, die nach der Samenreife (im Herbſt) zerfallen, indem ſowol die Samen als die Zapfenſchuppen von der Zapfenſpindel ſich ablöſen, ſodaß letztere allein übrigbleibt. Dazu kommt, daß die Deckblätter, in deren Winkeln die Zapfenſchuppen (Ei- oder Samenträger) zur Blütezeit ſtehen, nach derſelben ſich vergrößern und ſelbſt noch bei dem reifen Zapfen erhalten ſind, ja hier oft über den Rand der Zapfenſchuppen hervorragen. Dies iſt z. B. bei der gemeinen T., Weißtanne oder Edeltanne (A. pectinata Dec., Pinus Picea L.) der Fall, wo dieſe ausgewachſenen Deckblätter als dreieckige, zugeſpitzte Anhängſel der Zapfenſchuppen über deren breiten Rand hervortreten. Dieſer bekannte Baum, deſſen Stamm bis 160 F. Höhe und bis 12 F. Stärke zu erreichen vermag, und welcher bisweilen ſehr alt (nahezu 1000 J.) wird, wächſt in Deutſchland vorzüglich in den Gebirgsgegenden der ſüdweſtl. Länder (im Schwarzwald, im Fränkiſchen Wald, im Thüringerwald, im Bairiſchen Wald, in den Vogeſen, im Jura, in den Alpen) und iſt, wie zahlreiche Ueberbleibſel alter Beſtände beweiſen, früher viel weiter verbreitet geweſen als wie jetzt (z. B. durch den ganzen gebirgigen Theil Sachſens). Die größten Tannenwälder befinden ſich aber an den Hängen der Pyrenäen, namentlich auf der franz. Seite. Ferner kommt die T. in den Cevennen, den Seealpen in Oberitalien, auf Corſica und in den Karpaten vor, wo ſie auch noch bedeutende Waldungen bildet. In den Pyrenäen ſteigt ſie bis 6000, in den Alpen und Apenninen bis 5500, im Schwarzwald bis 3000, im Erzgebirge nur bis 2500 F. hinan. Sie beanſprucht zu ihrem Gedeihen einen friſchen, humoſen, tiefgründigen Boden, eine mäßig feuchte Luft, eine mittlere Julitemperatur von mindeſtens + 11° R. und eine mittlere Januartemperatur, welche nicht unter — 6° R. beträgt. Man vermehrt die T. vorzüglich durch ſog. natürliche Verjüngung, indem man die alten ſamentragenden Beſtände licht ſtellt (einen Samenſchlag macht) und nun wartet, bis der Boden ſich mit Pflänzlingen bedeckt hat, worauf man die übergehaltenen Samenbäume allmählich abtreibt. In neuerer Zeit geſchieht die Vermehrung auch durch Anſaat aus der Hand ſowie durch Pflanzung. Tannenbeſtände werden meiſt in 150—200jährigem Umtriebe bewirthſchaftet. Sind T. in Fichtenwäldern eingeſprengt, welche in 100jährigem Umtriebe bewirthſchaftet werden, ſo kann man beim Abtrieb der Fichten die Tannen ſtehen laſſen (überhalten), indem ſie einen doppelten Umtrieb aushalten und dann wegen der erlangten ſehr bedeutenden Stärkedimenſionen den Ertrag des Fichtenbeſtandes weſentlich erhöhen. Das weiße, wenig harzige und leichte Holz der T. dient zu allerlei feinern Holzarbeiten, namentlich zur Herſtellung von Reſonanzboden, Schindeln, Schachteln, Kiſten, Böttcher-, Tiſchler- und Drechslerwaaren, doch auch zum Schiffs- und Häuſerbau (Maſten, Raaen und Sparren). Starke Stämme ſind auch zu Wellen für Mühlräder ſehr geſucht. Man gewinnt von der T. dieſelben harzigen und öligen Producte wie von der Fichte und Kiefer, beſonders ſchönen, klaren, ſog. Strasburger Terpentin. Die der Edeltanne ſehr ähnliche, jedoch durch niedrigern Wuchs, kleinere Nadeln und namentlich höchſtens 3 Zoll lange Zapfen gut unterſchiedene Balſamtanne (A. balsamea Mill.), welche ſehr wohlriechende Nadeln beſitzt und in unſern Gärten und Parken häufig zur Zierde cultivirt wird, wächſt in Nordamerika von Virginien bis Canada und liefert den beſten, feinſten Terpentin, den ſog. Canadabalſam, deſſen man ſich neuerdings viel zur Aufbewahrung mikroſkopiſcher Präparate bedient. Noch ähnlicher iſt unſerer T. die Sibiriſche T. (A. Pichta Forb.), welche längere, etwas gekrümmte Nadeln und 2—3 Zoll lange Zapfen beſitzt und in den Umgebungen des Ural, in Weſtſibirien und am Altai vorkommt, wo ſie bis 5000 F. anſteigt und ausgedehnte Waldungen bildet. Andere Tannenarten kommen in Griechenland, Südſpanien, in Kaukaſien und der Krim vor, von denen neuerdings beſonders A. Nordmanniana Lk. und A. Pinsapo Boiss. als ſchöne Ziergehölze berühmt und beliebt geworden ſind. Erſtere, auf den Gebirgen der Krim und des weſtl. Kaukaſien wachſend, iſt ein prachtvoller Baum mit zollangen, an den jungen Trieben mehrreihig ſtehenden und aufwärts gerichteten Nadeln und mit eiförmigen, 5 Zoll langen Zapfen. Derſelbe erreicht in ſeiner Heimat bis 100 F. Höhe. Die Pinsapo- oder Andaluſiſche T., welche in den Gebirgen der Provinz Malaga und in Nordafrika vorkommt und 50—70 F Höhe erreicht, hat eine breit-pyramidale Krone, ſtarre, ſpitze, ½—¾ Zoll lange Nadeln und walzige, 4—6 Zoll lange Zapfen, an denen die Deckblätter nicht hervortreten, weil ſie kürzer ſind als die Fruchtſchuppen. Die in Parken

und auf Promenaden häufig angepflanzte, schon seit 1736 aus Amerika nach Europa eingeführte Canadische T., auch Schierlings- und Hemlockstanne genannt (A. canadensis Michx.), gehört nicht zu den eigentlichen T., sondern zu der Abtheilung Tsuga der Gattung Abies, welche sich durch kleine, hängende, nicht zerfallende Zapfen mit zwischen den Fruchtschuppen eingeschlossenen Deckblättern von den echten T. unterscheidet. Die Hemlockstanne wird bei uns etwa 50 F. hoch, bildet eine weitschirmende unregelmäßige Krone und hat spitze, flache, oberseits hellgrüne, zweizeilig stehende Nadeln und nur 4—6 Linien lange braungelbe Zapfen. Sie hält auch in den kältern Gegenden Deutschlands im Freien aus. Aus ihrem Holze bereitet man in Nordamerika das canadische Pech, aus ihren jungen Trieben das Spruce-Bier oder Tannenbier, welches man, wie bei der schwarzen Fichte, durch Gärung einer Abkochung der jungen Zweige mit Ahornzucker gewinnt.

Tanfimat oder Tanzimat ist der Plural des arab. Wortes tanszim und bedeutet im allgemeinen Anordnungen; speciell aber versteht man darunter die auf den Hattischerif (s. d.) von Gulhane (s. Osmanisches Reich) gegründeten organischen Gesetze, nach welchen das türk. Reich regiert werden soll, und die seit 1844 allmählich publicirt worden sind. Diese T. umfassen unter vier Titeln: 1) die eigentliche polit. Organisation des Reichs, die genauern Bestimmungen über die höhern Reichsbehörden u. s. w.; 2) die Administration und Finanzverwaltung; 3) die Justiz; 4) die Armee. Da die verbesserte Stellung der nichtmohammed. Unterthanen des Osmanischen Reichs einen wesentlichen Theil dieser neuen gesetzlichen Ordnung bildet, so versteht man im Westen oft unter dem Worte T. ausschließlich die Verordnungen, die sich mit den christl. Unterthanen der Pforte beschäftigen. Die Anordnungen der T., welche das türk. Reich einer vollständigen Umgestaltung in europ. Richtung entgegenführen sollten, wurden nur etwa in Bezug auf das Heer mit einigem Ernst ausgeführt. Infolge der Reformverpflichtungen, welche die Pforte in der Verwickelung mit Rußland ihren europ. Bundesgenossen gegenüber eingehen mußte, erließ 7. Sept. 1854 der Sultan eine neue Verordnung, in welcher die vollständige Ausführung der T. anbefohlen und zu diesem Zwecke eine besondere Commission eingesetzt wurde. Ein Jahr später erfolgte in demselben Sinne ein weiterer Befehl, der Hatti-Humajum, welcher sogar dem Friedenstractate von Paris (30 März 1856) annexirt wurde.

Tanta, ägypt. Stadt im Mittelpunkt des Nildeltas, Hauptort des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Raschid und Knotenpunkt der Eisenbahnen von Kairo nach Alexandria einerseits und Samanhud andererseits, verdankt seine Berühmtheit den hier in einer schönen Moschee beigesetzten wunderthätigen Gebeinen des 1199 verstorbenen Scheikh Sajd-el-Bedawi, nach denen zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche und des Sommer-Solstitiums 150—200000 Wallfahrer aus der Berberei, Abyssinien, Palästina und Aegypten pilgern. Diese Menge siedelt sich in einem weiten Zeltlager rings um die kleine Stadt an und verleiht der dann stattfindenden berühmten Messe von T. ihr eigenthümliches Gepräge. Außer deutschen und engl. Kurzwaaren kommen Manufacturen, Pfeifenrohre, Sättel, Vieh und Baumwoll- und Seidenwaaren sowie, trotz aller Verbote, Sklaven, besonders georgische und tscherkessische Mädchen zum Verkauf.

Tantal oder Columbium ist ein einfacher metallischer Körper, der sich mit den Metallen Niobium und Pelopium als Säure an Basen gebunden in den unter dem Namen Tantalit bekannten Mineralien findet. Es erscheint als ein eisengraues Pulver, das unter dem Polirstahle Metallglanz annimmt und bisjetzt noch nicht vollständig geschmolzen werden konnte. Das T. ist unauflöslich in Schwefelsäure, Salpetersäure und Königswasser, wol aber löst es sich in einem Gemisch von Flußsäure und Salpetersäure. An der Luft verbrennt es vollständig zu einem weißen Pulver, der Tantalsäure. Bisjetzt haben das T. und seine Verbindungen noch keine Anwendung gefunden.

Tantalus, der Sohn des Zeus oder des Tmolos und der Pluto, Vater des Pelops, Broteas und der Niobe, ein sehr reicher König in Phrygien, war der Vertraute des Zeus und wurde deshalb von diesem oft zur Göttertafel geladen. Weil er aber das, was er hier hörte, ausplauderte, wurde von den Göttern über ihn in der Unterwelt schwere Strafe verhängt. Er mußte immer durstend mitten im Wasser stehen, welches allemal, wenn er trinken wollte, zurückwich. Außerdem hingen über ihm die herrlichsten Früchte, welche ebenfalls, sobald er nach ihnen griff, entwichen. Auch drohte über seinem Haupte ein ungeheurer Fels in jedem Augenblick den Herabsturz, und doch konnte er ihn nicht entfernen. Nach andern erlitt er diese Strafe, weil er seinen Sohn Pelops schlachtete und ihn den Göttern, um sie auf die Probe zu stellen, vorsetzte, oder weil er Nektar und Ambrosia stahl und davon seinen Freunden mittheilte. Seine Nachkommenschaft trafen ungeheuere Unglücksfälle.

Tantième (franz.) bezeichnet überhaupt den Gewinnantheil jemandes an irgendeinem Unternehmen, besonders aber den Antheil, den dramatische Dichter und Componisten an dem aus der Aufführung ihrer Werke fließenden Gewinn haben. Diese T. oder der Autorenantheil ward in Frankreich schon 1791 gesetzlich eingeführt und erstreckt sich daselbst sowol auf gedruckte wie auf ungedruckte Werke. Die Bedingungen für jede Bühne Frankreichs werden theils nach Gebrauch, theils durch Contracte zwischen den Directoren und der Gesellschaft der dramatischen Autoren, welche die Rechte jedes einzelnen, ihr beitretenden Schriftstellers vertritt, festgestellt. In Deutschland ward bis 1857 für die Aufführung gedruckter Dramen gesetzlich kein Honorar geleistet, und fand hier oder da etwa eine Entschädigung des Autors in dieser Beziehung statt, so erfolgte sie nur durch den guten Willen des Bühnendirectors. Ein Gesetz, das 1837 in Preußen zum Schutze dramatischer Werke zu Stande kam, erstreckte sich (gemäß den Ansichten des Staatsraths, der den im Entwurf aufgestellten Schutz gedruckter Werke verwarf) nur auf ungedruckte Erzeugnisse. Den gleichen Grundsatz befolgte der Deutsche Bund, als derselbe 1841 ein allgemeines Gesetz zur Sicherung des geistigen Eigenthums dramatischer Autoren erließ. Ein Fortschritt in dieser Angelegenheit geschah erst, als 1847 die Generalintendantur der königl. Schauspiele in Berlin unter Küstner's und die Direction des kaiserl. Burgtheaters in Wien unter Holbein's Leitung den dramatischen Dichtern und Componisten bei der Aufführung ihrer gedruckten wie ungedruckten Werke auf diesen Bühnen einen Antheil an der Einnahme zugestanden. Diese T. beträgt bei Originalwerken, deren Aufführung einen Abend ausfüllt, 10 Proc. und wird auch von den Witwen und Descendenten der Autoren bis 10 J. nach der letztern Tode bezogen. Von den übrigen Hofbühnen folgte dieser Maßregel nur die Hofbühne in München, und zwar allein in Betreff des recitirenden Schauspiels. Die zweiten Bühnen in den großen deutschen Residenzstädten zahlen gegenwärtig ebenfalls T. von 5—10 Proc., zu denen bisweilen noch eine oder mehrere Benefizvorstellungen zu Gunsten des Autors hinzukommen. Im März 1854 kam endlich in Preußen ein allgemeines Gesetz zu Stande, wonach sowol die gedruckten wie ungedruckten dramatischen Werke der Dichter und Componisten unter gesetzlichen, bis 10 J. nach des Autors Tode dauernden Schutz gestellt wurden. Nur hat der Autor bei Veröffentlichung seines Werks durch den Druck auf dem Titelblatte jedes Exemplars ausdrücklich zu erklären, daß er sich und seinen Erben dieses Recht vorbehält. Dieses Gesetz wurde durch den Bundesbeschluß vom 22. März 1857 auf ganz Deutschland ausgedehnt, sodaß gegenwärtig das geistige Eigenthum der dramatischen Autoren als gesichert betrachtet werden kann. Die T. vermag zwar nicht große Dichtertalente zu schaffen, wo dieselben fehlen, aber sie muntert, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, die vorhandenen Talente auf, sich für die Bühne auszubilden und bühnengerechte Stücke zu schreiben. Außerdem ist aber auch die T. in ihrer Ausdehnung auf gedruckte Werke ein Act der Gerechtigkeit, den der Begriff des geistigen Eigenthums in seiner Consequenz fordert.

Tänzer (Choreutae) hießen Sektirer des Mittelalters, die sich 1374 zu Aachen, Utrecht und Lüttich und dann 1418 in Strasburg zeigten. Halbnackt und bekränzt, überließen sie sich auf den Straßen, in Kirchen und Häusern einer blinden Tanzwuth und riefen angeblich in ihren Gesängen Dämonen an. Nach geendetem Tanze wurden sie von den Dämonen durch Brustkrämpfe gepeinigt und schrien heftig. Diese der Geiselbuße verwandte krankhafte Erscheinung erklärte das Volk daher, daß jene Leute ohne Exorcismus getauft wären. In Strasburg erfolgte die Heilung in der Kapelle des heil. Veit zum Rotestein durch Anrufung dieses Heiligen, wodurch der Name Veitstanz (s. d.) entstanden ist. Vgl. Hecker, «Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter» (Berl. 1832).

Tanzkunst. Die Darstellung innerer Zustände durch entsprechende Bewegungen des Körpers ist die Grundlage der T. Wird einestheils den Bewegungen der Füße und den sie begleitenden Geberden des Körpers die möglichste Ausbildung, mithin die größte Mannichfaltigkeit, Fertigkeit und Biegsamkeit und das wohlgefälligste Maß in der Folge ihrer Bewegungen gegeben, und tritt anderntheils das Talent hinzu, die mannichfaltigsten Gefühlszustände, Stimmungen und Lagen durch jene rhythmischen Bewegungen anschaulich und nach Willkür auszudrücken, so zeigt sich die T. als schöne Kunst, die in Hinsicht der Geberden eine beschränkte Mimik (s. d.), in Hinsicht der Folge der Bewegungen eine rhythmische Kunst ist und sich darum mit der Musik, welche den vollkommensten Rhythmus hervorbringt, am liebsten verbindet. Als rhythmische Mimik ist sie daher den Gesetzen des Rhythmus sowie den allgemeinen Gesetzen der Mimik und der Kunst überhaupt unterworfen. Da sie als schöne Kunst etwas Inneres, in sich Vollendetes harmonisch veräußern und zur Anschauung bringen soll, so kann nur dasjenige Stoff dieser Kunst sein, was sich durch mannichfaltig abwechselnde, rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers

und die dadurch gebildeten Formen desselben sowie in den diese Bewegungen begleitenden Geberden ästhetisch versinnlichen läßt. Denn da bei der höhern T. der ganze Körper zugleich in abwechselnden Formen und Geberden angeschaut wird, so läßt sich auch der Tanz als ein ästhetisches Ganzes bestimmter aufeinanderfolgender Gefühle, Neigungen und Lagen ausbilden, und die Musik, indem sie die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet, wirkt, wie bei der Begleitung der poetischen Worte, zur Verstärkung des lyrischen Ausdrucks. Von dieser höhern T., als schöne Kunst aufgefaßt, sind also ebenso wol die blos künstliche Mechanik wie der Ausdruck der sinnlichen Wollust und des thierischen Wohlgefühls, als der Würde der schönen Kunst überhaupt widersprechend, ausgeschlossen. Der Tanz als Kunstwerk betrachtet, kann daher auch nicht eigentlich eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Dramas, am allerwenigsten eine tragische Handlung darstellen, welchem Unternehmen schon die abgemessene Bewegung des Körpers offenbar widerspricht, sondern er kann nur entweder einzelne Gefühle und Neigungen oder eine Reihe von Gefühlen und Lagen zu einer sinnlichen Handlung zusammenreihen, deren Einheit dann mehr in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls besteht. Das Hilfsmittel dieser Anreihung ist die pantomimische Darstellung und die scenische Kunst, wodurch das pantomimische Ballet entspringt. In der letztgenannten Beziehung aber theilt man den Tanz in den lyrischen und in den dramatischen ein. Mit dieser Eintheilung verbindet sich eine andere, welche Art und Anwendung des Tanzes überhaupt betrifft, nämlich die Eintheilung des Tanzes in den gesellschaftlichen und in den theatralischen. Der gesellschaftliche Tanz, d. h. derjenige, welcher das gesellschaftliche Vergnügen zum Zweck hat und gewöhnlich nur von Liebhabern dieser Kunst (Dilettanten) ausgeführt wird, ist meist lyrischer Art: er drückt eine einzelne Stimmung, z. B. die ernste und anständige, heitere, ungebundene Freude u. s. w. aus. Zu dieser Gattung gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche einen eigenen Rhythmus haben und mit eigenen Melodien begleitet werden. Sie sind zugleich als charakteristische Tänze von vorzüglichem Werthe. Hierher gehören die Menuet, Masurek oder Mosur, die Polonaise, der Walzer, der Contretanz u. s. w. Zu den theatralischen Tänzen gehören theils die lyrischen Tänze, welche in Opern und Schauspiele eingeflochten sind oder als Zwischenspiele aufgeführt werden, theils die Ballets (s. d.) im engern Sinne, in welchen sich die T. in ihrem höchsten Umfange und Vermögen zeigt, nämlich der dramatische Tanz, der einen histor., mythischen oder poetischen Gegenstand hat. Man macht gewöhnlich die Eintheilung in idealische, charakteristische und groteske Tänze. Am angemessensten ist ein Stoff aus der romantischen und idyllischen Welt, dem sich das Komische und Groteske leicht einflicht. Der Anspruch an die einzelnen Charaktere, die hier zusammenwirkend erscheinen, ist nicht so streng wie im recitirten Drama oder im Singspiel, nicht einmal wie in der eigentlichen Pantomime; doch müssen dieselben sich anschaulich aussprechen und zu einem bewegten Gemälde verbunden sein. Die Folge künstlicher Bewegungen wie die Töne eines Tonstücks bildlich zu verzeichnen, dient die Choregraphie (s. d.).

Wenn von den Tänzen der Griechen und Römer berichtet wird, man habe den Achilles, Alexander u. s. w., die Liebesgeschichte des Mars und der Venus, die Freiheit u. s. w. getanzt, so ist dies von der fortschreitenden pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, weniger von dem eigentlichen Tanze zu verstehen, da überhaupt das Wort saltare, d. h. tanzen, bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen und auch das Geberdenspiel dazu gerechnet wurde, bei den Griechen aber das Wort Orchesis die Kunst der Geberden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mithin die Action in sich begriff. Ueberhaupt war die T. bei den Griechen früher von Poesie und Schauspielkunst gar nicht getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen, verbunden mit Hymnengesang, angewendet, und die Griechen, bei welchen diese Kunst Orchestik hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit, sofern diese vorzüglich in der zarten Bedeutsamkeit der Geberden und Bewegungen besteht, die, wie der Gang des Schauspielers, durch Takt geregelt waren. Von den Römern pflanzte sich der Tanz auf die Volksbühnen der Italiener fort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehrere Italiener, z. B. Rinaldo Corso und Fabric. Caroso, über den Tanz. Sie und vorzüglich die Franzosen haben die neuere T. ausgebildet und auf ihre heutige Vollkommenheit gebracht. Unter Ludwig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem künstlichen theatralischen Tanze der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt die T. dem berühmten Noverre (s. d.). Gegenwärtig noch bilden die franz. und ital. Tänzer zwei verschiedene Schulen, von welchen jedoch die erstere das Uebergewicht hat. Die Familien Vestris und Taglioni, die Tänzerinnen Elßler, Cerrito, Grisi und Grahn sowie die Tänzer A. Leon und K. Müller gehören zu den Koryphäen der neuern T. Zu leugnen

ist jedoch nicht, daß der theatralische Tanz vielfach zu einem Kunststückmachen ausgeartet ist und die plastische Bedeutung verloren hat. Vgl. Czerwinski, «Geschichte der T.» (Lpz. 1862).

Tanzmusik. Die Aufgabe der T. ist zunächst, den Tanzschritt durch Markirung des Rhythmus in geordnetem Gange und die Gruppen der Tanzenden im geregelten Takte zu erhalten. Dann soll diese Musik aber auch die Stimmung, welcher der Tanz entspringt, immer von neuem anregen und anfeuern und den Ausdruck des Tanzes verstärken. Das Eigenthümliche der T. beruht auf leichten, durch bestimmten Rhythmus sich empfehlenden Melodien, welche die Bewegungen heben und unterstützen. Sie sollen leicht in die Ohren fallen, doch nicht gemein sein und bei der Wiederholung nicht ermüden. Bei wilden Völkern ist diese musikalische Begleitung sehr einfach; einige bedienen sich nur der eintönigen Trommel oder Cymbel. Bei den kunstsinnigen Griechen tanzte man zum Gesange. Gegenwärtig ist die T. reine Instrumentalmusik, und es fehlt den meisten der gewöhnlichen Tanzstücke das Charakteristische in dem Grade, als der Tanz blos zum unwillkürlichen Ausdruck der Empfindung durch Bewegung der Füße herabgesunken ist. Nur die Melodien der Nationaltänze einiger gebildeten Völker, z. B. der Spanier, der Polen und Ungarn, zeichnen sich durch einen Charakter aus, welcher schwer nachzuahmen ist. In neuerer Zeit hat die T. in Deutschland einen bedeutenden Aufschwung genommen durch die wiener Walzercomponisten Strauß und Lanner. Die höhere theatralische T. oder das Ballet (s. d.) setzt voraus, daß der Componist alle Arten des Rhythmus hervorzubringen und durch diesen vorzüglich Charakter und Empfindung zu bezeichnen geschickt sei. In dieser Gattung haben sich Weigl, Winter, Hummel, Gyrowetz, Reichardt, Righini, Kauer, Müller, Wranitzky, Spontini, Jähring u. a. ausgezeichnet.

Taormina, eine herrlich gelegene, aber ziemlich verfallene, kaum 6000 E. zählende Stadt der Ostküste Siciliens, welche die Stelle des alten Tauromenion einnimmt und durch ihre Alterthümer, namentlich durch das vortrefflich erhaltene, auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge oberhalb der Stadt gelegene Theater, eine der schönsten Ruinen Siciliens, berühmt ist. Die alte Stadt, welche ihren Namen dem Berge Tauros (noch jetzt Monte-Toro), an dessen Abhange sie lag, verdankt, wurde 358 v. Chr. an der Stelle einer ältern Ansiedelung der Sikeler von Andromachos gegründet, der dazu die über ganz Sicilien zerstreuten Ueberreste der Bevölkerung der 403 v. Chr. von Dionysios I. von Syrakus zerstörten Stadt Naxos, die nur wenig südlich von der Stelle der neuen Stadt gelegen hatte, zusammenberief. Die Stadt gelangte bald, besonders durch den Handel, zu hoher Blüte, erlitt dann unter der Herrschaft der Römer mehrere schwere Schläge und wurde erst durch Octavian, der eine röm. Colonie hinführte, wieder gehoben. Im Mittelalter fiel sie in die Hände der Sarazenen, denen sie durch Graf Roger wieder entrissen wurde.

Tapeten und Teppiche (von dem lat. Worte tapes oder tapetum hergeleitet) zur Bedeckung der Wände und Fußböden waren schon in den ältesten Zeiten im Gebrauche und am berühmtesten die Teppiche von Tyrus, Sidon und Pergamus. Die ersten Tapeten bestanden aus Geflechten von Binsen und Stroh, und noch gegenwärtig kommen solche aus der Levante in den Handel, welche mit großer Zierlichkeit gefertigt sind und hoch im Preise stehen. Der Gebrauch, leinene Stoffe und Leder zur Bekleidung der Wände zu wählen und dieselben mit gestickten oder gepreßten und vergoldeten Zeichnungen zu versehen, ist ebenfalls sehr alt. Doch waren solche Tapeten nur Sache des höchsten Luxus, den man noch dadurch steigerte, daß diese Zeichnungen in natürlicher Größe und in lebhaften Farben eingewebt wurden. Dies geschah schon im 10. Jahrh., wo die Königin Mathilde den Teppich von Bayeux webte, später aber in den Niederlanden und namentlich in der Stadt Arras, weshalb man auch jene Tapeten Arrazzi nannte. Aus den Niederlanden verbreitete sich die Teppichweberei allmählich nach Frankreich und Deutschland. In Frankreich legte Colbert unter Ludwig XIV. 1667 eine Teppichweberei in der Färberei der Gebrüder Gobelin an, woher diese Tapeten den Namen Gobelins (s. d.) erhalten haben. Nachdem die Leder- und Wachstuchtapeten längst außer Gebrauch gekommen, bedient man sich zur Wandbekleidung am öftersten der Papiertapeten, in Luxusgemächern verschiedener Seidenstoffe u. s. w. Die schweren wollenen und halbwollenen Teppicharten finden hauptsächlich als Fußbodenbedeckung und zum Theil als Tischteppiche Anwendung. Sie unterscheiden sich in 1) einfache Teppiche, welche ein einfaches Gewebe darstellen; zu ihnen gehören die aus Wolle und Ziegenhaar verfertigten tiroler Teppiche, die gewöhnlichen engl. Teppiche und die sog. niederländischen Tapeten oder Gobelins, welche letztere ohne eigentlichen Stuhl ganz mit der Hand verfertigt werden und, je nachdem die Kette horizontal oder vertical ausgespannt ist, Basselisse- oder Hautelissearbeiten heißen: sie werden jetzt wol nur in Paris gefertigt; 2) doppelte Tep-

piche mit doppeltem und dreifachem Gewebe, besonders die sog. Kidderminster- und schott. Teppiche; 3) Sammtteppiche mit sammtartig haariger Oberfläche, wozu die türk. Teppiche, die brüsseler und die Plüschteppiche gehören. Die Papiertapeten werden in langen Blättern auf gefärbtes (angestrichenes) Papier nach Art der Kattune mit hölzernen und metallenen Formen, auch mittels Maschinen bedruckt. Gewöhnlich haben solche Tapeten außer der Grundfarbe noch ein Muster mit zwei bis drei Schattirungen, sodaß dazu zwei bis drei Drucke nöthig sind; doch hat man auch Tapeten, welche mit mehrern Farben gedruckt werden, sodaß oft zu einem und demselben Muster 15—20, ja über 100 verschiedene Formen gehören. Auch vergoldet man die Papiertapeten, und eine besondere Art sind die velutirten Tapeten, welche einen sammtartigen Anschein haben.

Tapferkeit heißt die Stärke der Seele, die sich in Gefahren durch anhaltenden und kräftigen Widerstand kundthut. Sie wurde von den Alten, namentlich von Plato und den Stoikern, neben der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit zu den Cardinaltugenden gerechnet, und man nannte sie heroische Tugend, weil sie vorzüglich dem Helden eigen ist. Plato hat ihrem Begriffe in mehrern seiner Dialogen ausführliche Untersuchungen gewidmet. Soll die T. moralischen Werth haben, so muß sie nicht bloße Gabe der Natur, sondern aus freiem, besonnenem Entschluß erzeugt und auf sittliche Zwecke gerichtet sein. Die Beharrlichkeit bei unsittlichen Grundsätzen ist nicht T., sondern Trotz, Hartnäckigkeit oder Verstocktheit. Gefahren ohne Noth und ohne hinlängliche Kraft wagen, ist ebenfalls nicht T., sondern Verwegenheit, und sich ohne Wahrscheinlichkeit eines Nutzens für sich oder andere in dieselben zu stürzen, Tollkühnheit. Unerschrockenheit und Beständigkeit sind die Bestandtheile der T., indem jene in der Festigkeit des Geistes bei eintretender Gefahr, diese im Beharren bei dem einmal gefaßten Beschlusse besteht.

Tapia (Don Eugenio de), unter den neuern Schriftstellern Spaniens ausgezeichnet durch seine juristn., histor. und belletrist. Werke, wurde zu Avila in Altcastilien geboren, vollendete seine Studien zu Toledo und Valladolid und ließ sich zu Madrid als Advocat nieder. Während des Unabhängigkeitskampfs redigirte er mehrere patriotische Blätter und war auch außerdem in dieser Richtung thätig. Nach der Restauration Ferdinand's VII. als Liberaler verfolgt, mußte T. neun Monate in den Kerkern der Inquisition schmachten, wurde aber dann als Oberredacteur der officiellen «Gaceta» wieder eingesetzt. Unter der constitutionellen Regierung von 1820 zum Director der Staatsdruckerei und zum Cortesdeputirten ernannt und deshalb von der Restauration 1823 proscribirt, wanderte er nach Frankreich aus, doch erhielt er 1830 die Erlaubniß, nach Madrid zurückzukehren. Später nahm er die Ernennung zum Mitglied der Gesetzgebungscommission an und ward sodann Generaldirector der Studien, Director der Nationalbibliothek und Mitglied der königl. Akademie. Später legte er alle seine Stellen nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Ensayos satíricos en prosa y verso», die er unter dem Namen des Licentiaten Machuca herausgab; «Viage de un curioso por Madrid», ebenfalls eine satirische Schrift gegen mehrere am Hofe herrschende Mißbräuche; «Poesías líricas, satíricas y dramáticas» (Madr. 1821; 2 Bde., 1832); «Elementos de jurisprudencia mercantil y otros tratados de jurisprudencia» (15 Bde.); «Los Cortesanos y la revolucion, novela de costumbres» u. s. w. Sein Hauptwerk aber ist seine «Historia de la civilisacion española» (4 Bde., Madr. 1840), das sich sowol durch den Reichthum des Inhalts als durch die Schönheit eines klaren, einfachen, echt histor. Stils auszeichnet. Als Dichter gehört T. mehr noch der classischen Schule an und hat sich überhaupt nicht über das Gewöhnliche erhoben.

Tapiocca, s. Manihot.

Tapir (Tapirus) heißt eine durch ihre Bezahnung den Schweinen nahe stehende Säugethiergattung aus der Ordnung Dickhäuter (Pachydermen), die sich durch eine bewegliche rüsselartige Verlängerung der Nase, vierzehige Vorder- und dreizehige Hinterfüße auszeichnet. Wie alle Dickhäuter, gehen die T. gern ins Wasser, wohnen im Dunkel der Urwälder und leben von Pflanzentheilen. Durch ihre Gefräßigkeit schaden sie oft den Pflanzungen. Gefahren entgehen sie leicht durch ihre Vorsicht und Schnelligkeit. Der amerikanische T. (T. Americanus), der heerdenweise im ganzen tropischen Südamerika vorkommt, hat eine schwarzbraune, dünnbehaarte Haut und wird 6 F. lang und 3 F. hoch. Die Indianer jagen ihn um seines Fleisches willen, ziehen ihn auch jung als Hausthier auf. Der etwas größere schwarze indische oder Schabraken-T. (T. Indicus), auf Malakka und den indischen Inseln, hat eine einer weißen Satteldecke ähnliche Zeichnung, kommt aber sonst in allem mit dem vorigen überein. Den T. verwandt sind die fossilen Lophiodonten und Paläotherien.

Tara (ital., d. h. Abgang) nennt man das Gewicht der äußern Umhüllung (der Kiſte, des Faſſes u. ſ. w.) einer verpackten Waare. Behufs der Werthberechnung, welche ſich in der Regel nur auf das Nettogewicht erſtreckt, wird auf die noch in der Originalpackung befindlichen Waaren auf den meiſten Handelsplätzen eine vom Herkommen (der Uſanz) eingeführte, aber nicht überall gleiche feſtſtehende Taranorm beobachtet, durch deren Abzug vom Bruttogewicht ſich das für die Rechnung gültige Nettogewicht ergibt, welches aber hier und da noch durch Gewährung eines ſog. Gutgewichts u. dgl. vermindert erſcheint. Auch bei der Verzollung nach dem Nettogewicht gelten in den einzelnen Zollgebieten feſtſtehende Taraſätze (Zolltara), da man außerdem jede Waare für jenen Zweck der Umhüllung entkleiden müßte. Nettotara (reine T.) nennt man die T. dann, wenn ſie durch beſondere Wägung jeder einzelnen Kiſte, jedes Faſſes u. ſ. w. ermittelt und in Abrechnung gebracht wird. Wenn das vom Abſender angegebene Gewicht der T. mit dem ſpätern Befunde nicht übereinſtimmt, ſo beſteht eine Taradifferenz. Supertara (Supratara) heißt eine an einigen Plätzen für gewiſſe Artikel übliche beſondere Vergütung auf das Gewicht, welche außer der T. noch vom Bruttogewicht abgezogen wird; ſie iſt demnach eine Art Gutgewicht. Tariren heißt das Abwägen der Waarenumhüllung behufs der Taraermittelung. Das Wort T. ſtammt aus dem Arabiſchen und iſt durch die Italiener in die neuern abendländ. Sprachen gelangt.

Tarâbulus oder Tarabolus-eſch-Schâm, d. i. das ſyr. Tripolis, Hauptort eines Liwa im türk. Ejalet Saida, eine der ſchönſten Städte Syriens, 11 M. im NNO. von Beirut, am Fuße des Libanongebirgs und am Nahr-Abu-Ali oder Nahr-Kadiſcha (dem heiligen Fluſſe), 1/4 M. ſüdlich von deſſen Mündung gelegen und durch eine dreieckige, ſehr ergiebige Ebene vom Meere getrennt, hat maſſive Steinhäuſer, rein gehaltene Straßen, mehrere ſchöne Moſcheen, die zum Theil früher chriſtl. Kirchen waren, und gewährt mit ſeinen friſchen Gärten einen freundlichen Anblick. Der Fluß gibt reichliche Bewäſſerung für die Kanäle der Ebene, welche mit Maulbeerpflanzungen, Weingärten und Orangenbäumen bedeckt, aber im Herbſt wenigſtens ungeſund iſt. Kaum 1/4 M. weſtlich von der Mündung des Fluſſes, in geſunder Lage, befindet ſich der Hafenort El-Mina oder Minet-T., welcher, obgleich ſeicht und nicht ganz ſicher, doch einer der beſten an der ganzen ſyr. Küſte und in neuerer Zeit in Aufſchwung gekommen iſt. Vor demſelben liegt eine Reihe von 15 Inſelchen ohne Erde und Pflanzenwuchs. T. zählt 15—20000 E., darunter 3000 Chriſten meiſt griech. Bekenntniſſes und einige Judenfamilien, der Hafenplatz 4000 E., größtentheils griech. Matroſen und Schiffszimmerleute. Der Handel, meiſt in den Händen der Griechen und nicht unbedeutend, beſteht hauptſächlich in Ausfuhr von Schwämmen, von roher Seide, Oel, Seife, Mehl, Früchten, Wolle, Taback, Wachs, Cochenille und Galläpfeln. Seide wird viel gewonnen, und die Seidenweberei iſt ſtark im Gange; die Weine und Orangen von T. haben eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Viele Einwohner beſchäftigen ſich mit Fiſcherei. Die Stadt iſt urſprünglich von Phöniziern aus Sidon, Tyrus und Aradus im Gebiete von Arka als Bundesort gegründet, der wegen ſeiner Entſtehung Tripolis oder Dreiſtadt genannt wurde. Im erſten Kreuzzuge wurde Tripolis 1104 durch Raimund von Toulouſe, und nachdem die Stadt an Aegypten abgefallen war, abermals von deſſen Sohne Bertram 10. Juni 1109 erobert und zum Hauptort der Grafſchaft Tripolis erhoben, welche, zwiſchen dem Königreich Jeruſalem im S. und dem Fürſtenthum Antiochia im N. gelegen, den Küſtenſtrich vom Hundsfluß unweit Beirut bis Balanea jenſeit Markab umfaßte. Die Stadt blühte durch Niederlaſſung von Seiden- und Kamelotwebern auf, ward 1170 durch Erdbeben ganz zerſtört, darauf wieder beſſer aufgebaut, aber 26. April 1288 durch die Mamluken von Aegypten erobert und dem Boden gleich gemacht. Noch ſind indeß ſechs ſchöne Befeſtigungsthürme aus der Zeit der Kreuzzüge vorhanden. Später wurde Tripolis mehr landeinwärts neu aufgebaut. 1415 erfochten hier die Venetianer und Franzoſen einen Sieg über die Sarazenen. T. oder Tirebolü heißt auch eine Stadt im Ejalet und 10 M. weſtlich von Trapezunt, an der Mündung des Charſchut-Tſchai in das Schwarze Meer. Sie iſt der Hauptort eines Kreiſes (Kaza) und hat 2—3000 E., vier Moſcheen, eine griech. Kirche und eine verfallende Feſte, worin der Kaimakâm oder Mudir wohnt. Der Ort hieß im Alterthum ebenfalls Tripolis und war ſchon damals befeſtigt.

Tarantel (ital. Tarantöla), eine im ſüdl. Europa nicht ſeltene hellbraune, auf dem Rücken ſchwarzgeſtreifte Raubſpinne (Lycosa Tarentula Apulica) von der Größe der Kreuzſpinne, die in Erdhöhlen lebt und deren Biß für giftig galt und zumal jene Zufälle hervorbringen ſollte, die unter dem Namen der Tanzwuth bekannt ſind. Aeltere Reiſebeſchreibungen wiederholen ohne Unterſchied dieſe Fabel und geben als Symptome an: Schmerz einer (angeblich) gebiſſenen

Stelle, Misstimmung, Angst, Schwindel, Zittern, Fieber, Uebelkeit, Erbrechen, Wuthanfälle, bei einigen Kranken ausschweifende Lustigkeit, Haß gegen schwarze Farbe, Liebe zu Grün und Roth, mit einem Worte eine Menge von Zeichen hypochondrischen und hysterischen Leidens. Die Landleute sollen die Kranken dadurch geheilt haben, daß sie ihnen zwei in mehrern alten Werken verzeichnete Melodien («La pastorale» und «La tarantola») vorspielten und sie zum Tanzen veranlaßten, welches bis zur völligen Erschöpfung fortgesetzt werden mußte. Diesen Geschichten liegen verkannte Nervenkrankheiten zu Grunde. In neuerer Zeit gemachte Versuche haben bewiesen, daß der Biß einer T. weder schmerzhafter noch giftiger ist als der einer Kreuzspinne. Aehnliche Dinge werden auch von einer andern Spinne, der auf Corsica und Sardinien heimischen Malmignatte, erzählt, gehören jedoch gleichfalls zu den Fabeln. — Tarantella heißt ein Tanz, der in Unteritalien zum Tamburin getanzt wird.

Tarare, eine sehr gewerbreiche Stadt im Arrondissement Villefranche des franz. Rhône-Departements, 4,3 M. im WNW. von Lyon, an der nach Roanne führenden Eisenbahn, am östl. Fuße des erzreichen, 3080 F. hohen Mont-Tarare und an dem Flüßchen Tardine, zählt 15092 E. (1866) und hat ein Friedens- und ein Arbeiterschiedsgericht sowie eine berathende Manufacturen- und Gewerbekammer. Bei der Stadt sind Marmorbrüche und in der Umgegend reiche Bleiminen. T. ist eine moderne, gutgebaute Stadt mit eleganten Waarenlagern, schönen, durch Fontainen geschmückten Plätzen, einer schönen Ulmenallee an der Tardine, einer neuen Kirche (Ste.-Madeleine) im griech. Stil, einem Theater, sonst aber ohne merkwürdige Gebäude. Die Industrie, deren Mittelpunkt sie ist, besteht in Fabrikation von Musselin, Tarlatan, Seidenplüsch, Velours und Shawls, in Stickerei, Druckerei und Färberei und beschäftigt in den betheiligten Ortschaften über 60000 Arbeiter. Die Stadt selbst hat außerdem Fabriken für Quincailleriewaaren und Stahlkämme, Brauereien und Gerbereien und treibt lebhaften Handel mit Seidenwaaren und Articles de Tarare, mit Getreide, Vieh, Wein und Leder.

Tarascon (bei den Alten Tarasco), eine gewerbreiche Stadt im Arrondissement Arles des franz. Depart. Rhônemündungen in der Provence, liegt in schöner und fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Rhône, zwischen Avignon und Arles, an der Lyon-Marseillebahn und ist mit dem gegenüberliegenden Beaucaire (s. d.) durch eine sehr schöne Hängebrücke sowie zum Anschluß an die nach Cette führende Bahn durch ein Viaduct verbunden. Die Stadt ist gut gebaut, hat alte verfallene, mit Thürmen flankirte Ringmauern, breite Straßen, mehrere schöne Kirchen, darunter die der heil. Martha, welche hier das Christenthum verbreitet haben soll, mit reichverziertem Portal, guten Gemälden und Grabdenkmälern, ein altes prächtiges Felsenschloß, welches, im 13. Jahrh. auf den Ruinen eines Jupitertempels erbaut, aber erst 1400 vollendet, häufig Residenz der Grafen von Provence war und in neuerer Zeit zu einem Gefängniß eingerichtet wurde. T. hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handels- und ein Friedensgericht, ein Communal-Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater und zählt 12454 E. (1866, gegen 13489 E. im J. 1861), die Tuch- und Seidenzeugweberei, Gerberei, Drechslerei, Seidenraupenzucht, Krappbau treiben und einen sehr lebhaften Handel mit Wein, Branntwein, Oel, Glaswaaren u. s. w. unterhalten. Bei den Römern war T. nur eine Militär- und Schiffahrtsstation, aber es blühte im Mittelalter auf und war häufig Zeuge glänzender Feste der Grafen von Provence. — T. heißt auch eine Stadt im Arrondissement Foix des franz. Departements und am Flusse Ariége, in der ehemaligen Grafschaft Foix, vor Zeiten Hauptort einer eigenen Grafschaft, mit 1502 E. und Resten des alten Bergschlosses. Der Ort liegt in einem engen Pyrenäenthale, in einer an merkwürdigen Grotten, grauem Marmor und Eisen reichen Gegend und hat wichtige Hüttenwerke, Wollspinnereien, Gerbereien und Lederfabriken, sowie Handel in Eisen, Getreide und Wein.

Taraxăcum, Name einer zu den Compositeen, Abtheilung der Cichoriaceen, gehörenden Pflanzengattung, welche sich von der nahe verwandten Gattung Leontodon, zu der sie Linné rechnete, durch den langgestielten Haarkelch (Pappus) und durch die zweireihige Korbhülle unterscheidet. Die verbreitetste Art ist T. officinale Wigg. (Leontodon Taraxacum L.), jene unter den Namen Maidlume, Hundeblume, Löwenzahn, Pfefferröhrlein u. s. w. bekannte Pflanze, welche im April zu blühen anfängt und besonders im Mai unsere Wiesen, Baumgärten, Grasplätze, selbst Aecker mit ihren großen, goldgelben Blütenkörbchen ziert. Die Pflanze hat einen walzig-spindelförmigen, dicken, milchenden Wurzelstock, welcher als Radix Taraxaci officinell ist und einen Büschel schrotsägeförmiger Blätter sowie nackte, hohle, röthliche Blütenschäfte treibt, die ein Blütenkörbchen tragen. Die Blätter können als Futter für Ziegen und Rindvieh benutzt werden und sollen bei den Kühen die Milchabsonderung vermehren. Aus der Wurzel wird das in hohem Ansehen stehende Extractum Taraxaci bereitet, welches zur

Anregung der Verdauung und der Blutbildung und als gelind abführendes Mittel häufige Anwendung findet. Zu denſelben Zwecken bedient man ſich des friſch ausgepreßten Saftes der Blätter und Wurzel, welcher in allen Kräuterſäften eine hervorragende Rolle ſpielt.

Tarbes, die Hauptſtadt des franz. Departements Hochpyrenäen und der ehemaligen Grafſchaft Bigorre, am linken Ufer des Adour und an der Eiſenbahn in fruchtbarer Ebene freundlich gelegen, iſt Sitz eines Suffraganbiſchofs des Erzbisthums Auch, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Aſſiſenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Ackerbaukammer der Akademiſchen Geſellſchaft der Hochpyrenäen, auch Hauptort einer militäriſchen Subdiviſion. Die Stadt hat eine ehrwürdige, auf den Ruinen der alten Burg Bigorra erbaute Kathedrale, ein gutes Schauſpielhaus, eine ſchöne Brücke über den Adour, maleriſche Ausſichten auf die Pyrenäen, Häuſer von grauem Marmor, mit Schiefer gedeckt, große Plätze, ein impoſantes Präfecturgebäude, ein Lyceum mit öffentlicher Bibliothek in einem ſehr ſchönen Gebäude, ein Prieſter- und ein Lehrerſeminar, eine freie Zeichen- und Baufchule, ein Gefängniß in dem ehemaligen gräfl. Schloſſe, ein großes Bürgerhaspital, Kaſernen, ſchöne Bäder, ein großes kaiſerl. Geſtüte und zählt 15658 E. (1866). Früher beſtanden zahlreiche Manufacturen in ſeidenen Schnupftüchern (Mouchoirs de Béarn). Jetzt unterhält die Stadt berühmte Papiermühlen, Wollſpinnereien und Kämmereien, Walkmühlen, Flachsſpinnereien, Fabriken für Decken und andere grobe Wollſtoffe, für Paſamentierwaaren, Spielkarten, Cartons und Chocolade. Außerdem beſtehen Kupferhämmer, Metallgießereien, Maſchinenbauanſtalten, Gerbereien, Brauereien, Deſtillationen und Brennereien. Auch iſt der Handel ſehr lebhaft in Getreide, Schlachtvieh, Pferden und Maulthieren, Leder, Wolle und eigenen Fabrikaten. Ebenſo iſt der Tranſithandel nicht unbedeutend. Die zahlreichen Pferderennen für die Pferdezüchter der ſüdweſtl. Departements, die großen Märkte und der Reiſeverkehr auf den herrlichen, zu den Pyrenäenbädern von Bagnères de Bigorre, Lourdes u. ſ. w. führenden Kunſtſtraßen tragen viel zu der Belebtheit des Orts bei. Die Stadt entſtand in dem Lande der Tarbelli, hieß ſpäter Tarba und ward von den Römern zum dritten Aquitanien, dann zu Novempopulania gerechnet. Sie wurde im 5. Jahrh. von den Germanen, im 8. Jahrh. durch die Araber, 843 durch die Normannen geplündert und verheert, blühte aber als Hauptſtadt der Grafſchaft Bigorre wieder auf und war bis 1370 in den Händen der Engländer. Durch die Hugenottenkriege im 16. Jahrh. litt ſie ſehr und hatte ſeitdem viel Mühe, ſich wieder emporzuheben.

Tardieu (Nicolas Henri), franz. Zeichner und Kupferſtecher, geb. 18. Jan. 1674 zu Paris, erhielt Unterricht von A. Le Pautre, bis J. Andran ihn zu ſich nahm und in ihm einen Nebenbuhler heranzog. T. lieferte eine bedeutende Anzahl von Blättern verſchiedenen Inhalts und arbeitete namentlich für das «Cabinet Crozat», die «Galerie de Versailles», das «Sacre de Louis XV.» und andere Prachtwerke damaliger Zeit. 1720 wurde er Mitglied der Akademie, wobei er das Bildniß des Herzogs von Antin als Aufnahmeblatt überreichte. Er ſtarb 27. Jan. 1749. — Jacques Nicolas T., genannt Cochin, Sohn des vorigen, Zeichner und Kupferſtecher, geb. zu Paris 2. Sept. 1716, geſt. 9. Juli 1791, wurde von ſeinem Vater herangebildet, mit welchem er an mehrern der obengenannten Kupferwerke arbeitete. Auch ſtach er viele Bildniſſe, Genreſtücke und Landſchaften. Er war Mitglied der Franzöſiſchen Akademie und Hofkupferſtecher des Kurfürſten von Köln. — Jean Charles T., Sohn des vorigen, ebenfalls Cochin genannt, Maler, geb. zu Paris 3. Sept. 1765, geſt. 3. April 1830, genoß den Unterricht des Malers Regnault und gewann 1790 den zweiten großen Preis der Malerei. Seitdem brachte er jährlich eine große Anzahl von hiſtor. Gemälden zur Ausſtellung, die größtentheils von der Regierung beſtellt waren und kein beſonderes Aufſehen machten. — Sein Bruder, Pierre Alexandre T., wurde 2. Mai 1756 zu Paris geboren und von ſeinem Oheim Jacques Nicolas T. unterrichtet, bis J. G. Wille ſeine weitere Ausbildung beförderte. 1791 gewann er den großen Preis der Kupferſtechkunſt. Er lieferte viele ſchätzbare Blätter, darunter das Bildniß des Grafen Arundel nach van Dyck, den Erzengel Michael nach Rafael, Ruth und Boas nach Herſent, Ludwig XIII. und ſeine Mutter nach Herſent und die Communion des heil. Hieronymus nach Domenichino. 1822 wurde er an Beovic's Stelle Mitglied des Inſtituts. Er ſtarb 3. Aug. 1844. — Jean Baptiſte Pierre T., Bruder des vorigen, geogr. Kupferſtecher, geb. zu Paris 1746, war einer der erſten, welche dieſe Kunſtgattung zu einem hohen Grade der Vollendung erhoben. Für die Kaiſerin Maria Thereſia ſtach er in 53 Blättern die Karte der Niederlande und für Ludwig XVI. die Karte der königl. Wildbahnen. Von ihm iſt auch die Karte zu Sonnini's «Reiſe durch Griechenland und die Türkei» und die vom Miniſter Thümmel veranſtaltete vortreffliche topograph. Karte des Herzogthums Sachſen-Altenburg in

25 Blättern. Er starb 18. Sept. 1816. — Antoine François T., Bruder der vorigen, ebenfalls ausgezeichneter Kartenstecher, geb. zu Paris 17. Febr. 1757, gest. 14. Jan. 1822, lieferte die Seekarten zum «Atlas du commerce»; die Pläne der Hauptstädte Europas; die Karten der Palatinate Warschau, Plock, Lublin und Sendomir, eine große Karte des europ. Rußland, den Atlas zu Perron's «Voyage aux terres australes» u. s. w. Sein Sohn, Ambroise T., geb. zu Paris 2. März 1788, gest. 17. Jan. 1841, widmete sich nach dem Beispiele seiner Verwandten dem Fache des Landkartenstichs, entwickelte aber auch gleiches Talent im Stechen von Porträts und Architekturstücken. Er gab auch mehrere von ihm selbst redigirte größere Kupferwerke heraus, wie den «Atlas de géographie ancienne» (1818), die «Iconographie universelle ancienne et moderne» (1820) und den «Atlas universel de géographie ancienne et moderne» (1824). Sodann stach er die Pläne und Porträts in dem Prachtwerke der «Victoires et conquêtes» und die 36 Platten der «Colonne de la Grande Armée».

Tarent (griech. Taras, lat. Tarentum), eine der bedeutendsten griech. Pflanzstädte in Unteritalien, an der Westküste Calabriens, am nördl. Ende der weiten, nach ihr benannten Bucht an der Mündung des Flusses Galäsos in einer äußerst fruchtbaren Gegend gelegen, mit einem trefflichen und sehr geräumigen Hafen, war von lakedämonischen Auswanderern (den sog. Partheniern, d. i. Jungfernkindern) unter Führung des Phalanthos 708 v. Chr. gegründet worden, und bald zu hoher Blüte und großem Reichthum, ja zu einer Art von dominirender Stellung unter den griech. Städten Italiens gelangt, aber auch ein Hauptherd des Luxus und der Ueppigkeit. Nachdem die Stadt seit der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. der Angriffe der Lucaner und anderer benachbarter Stämme nur mühsam mit Hülfe griech. Söldnerführer sich hatte erwehren können, wurde sie 282 v. Chr. in Krieg mit Rom verwickelt, der trotz der anfänglichen glänzenden Erfolge des von ihr zu Hülfe gerufenen Königs Pyrrhus von Epirus 272 mit der Eroberung der Stadt durch die Römer endete. Während des zweiten Punischen Kriegs erhob sie sich gegen Rom und ergriff die Partei des Hannibal (212 v. Chr.), wurde aber 207 wieder unterworfen und nun von den Siegern mit großer Härte behandelt; später wurde sie zur röm. Colonie gemacht. Im Mittelalter litt T. besonders durch die Sarazenen, sodaß nur noch wenige bauliche Reste aus dem Alterthum erhalten sind. Ihre Stelle nimmt jetzt Taranto ein, eine zur Provinz Otranto oder Lecce gehörige befestigte Stadt mit 27484 E., Sitz eines Erzbischofs, die einigen Handel und sehr ergiebige Fischerei hat. Der alte Hafen ist fast ganz versandet.

Targowitz, Targowiza, eine kleine Stadt an der Siniuska, im Kreise Uman des russ. Gouvernements Kiew, mit 2000 E., ist besonders bekannt durch die Conföderation des poln. Adels, welche hier 14. Mai 1792 von den Gegnern der Constitution vom 3. Mai 1791 unter dem Marschall Felix Potocki zu Stande kam. Diese Targowitzer Conföderation, zu der auch der König Stanislaw August übertrat, vermehrte nicht nur die innern Wirren Polens, sondern trug auch sehr viel zum Untergange des Staats bei.

Targum oder Thargum, Plur. Thargumim, nennt man die aramäischen oder chaldäischen Uebersetzungen der Bücher des Alten Testaments. Als während der zweiten Tempelperiode regelmäßige Vorlesungen aus der Heiligen Schrift eingeführt wurden, machte sich bald das Bedürfniß geltend, den hebr. Text dem jüd. Volke durch eine Uebertragung in die nun übliche Landessprache, die aramäische, verständlich zu machen, eine Einrichtung, welche schon auf Esra zurückgeführt wird. Aus dieser Uebersetzung wurde bald ein Amt, dessen Träger die Thurgemanim wurden. Diese begnügten sich nicht mit der einfach wörtlichen Uebersetzung, sondern sie entwickelten den gesetzlichen und erweiterten den erzählenden Inhalt der Stelle und die Uebersetzung wurde zur Paraphrase. Zunächst bildete dieselbe einen freien mündlichen Vortrag; allmählich jedoch fixirte sie sich in eine bestimmte Form und wurde auch niedergeschrieben, erhielt aber auch in dieser Gestalt noch mannichfache spätere Zusätze. Diese bald den Text in einer bestimmten Weise ausdeutende, bald ihn durch Ausschmückungen überwuchernde Form des T. erregte später Bedenken, und so kehrte man in den babylon. Schulen zu einer einfachen, sich an das Wort eng anschließenden Uebersetzung zurück, welche zu dem Pentateuch unter dem Namen des Onkelos, zu den Propheten (mit Einschluß der erzählenden Bücher) unter dem Namen des Jonathan-ben-Usiel ihre Redaction im 4. Jahrh. erhielt. Neben diesem recipirten babylonischen T. erhielt sich aber in Palästina das ursprüngliche palästinische zum Pentateuch bis in das 8. Jahrh. fort und nahm dort Zusätze und Umgestaltungen an. Auch dieses liegt als jerusalemisches vor, und zwar vollständig, und ist fälschlich auch mit dem Namen Jonathan belegt worden. Gewöhnlich wird es als Pseudo-Jonathan bezeichnet. Dann liegt es aber auch vor in einer etwas abweichenden, wie es scheint, revidirten Gestalt, doch nur als Fragment, welches den Na-

men Jeruſchalmi bewahrt hat. Zu den Propheten ſind nur wenige Bruchſtücke des paläſtiniſchen T. aufbewahrt; hingegen iſt unſer T. zu den Hagiographen das alte paläſtiniſche mit Miſchungen und Ueberarbeitungen. Während die fünf kleinen Schriften (Megilloth), welche zu zeiten öffentlich verleſen wurden, in dem T. ſehr erweitert und legendenhaft ausgeſchmückt erſcheinen, ſind die zu den andern Büchern weit nüchterner, und es iſt beſonders das T. zu den «Sprüchen» in merkwürdiger Uebereinſtimmung mit der griech. Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher und der ſyriſchen. Das paläſtiniſche T. iſt von ſehr ergiebigem und noch nicht erſchöpftem Werthe für die Geſchichte des Bibeltextes und der Exegeſe. Gedruckt befinden ſich die T. in großen Bibelausgaben. Das des Onkelos iſt kritiſch behandelt von Luzzatto («Philoxenus», Wien 1830); für einen correcten Text der andern T. iſt noch nichts geſchehen. Sprachlich ſind ſie mit den andern chaldäiſchen Dialekten behandelt, lexikaliſch gewöhnlich in Verbindung mit dem Talmud, zum Theil auch geſondert, in neueſter Zeit von J. Levy («Chaldäiſches Wörterbuch über die Targumim», Lpz. 1866—68).

Tarif (Wort arab. Urſprungs) nennt man ein Verzeichniß von Preisſätzen, namentlich aber eines über die Zollabgaben (Zolltarif) und über den Preis fremder Münzen an öffentlichen Kaſſen (Münztarif). Tariſiren heißt zu einem ſolchen Zwecke abſchätzen oder würdigen.

Tarlatan heißt ein feiner und leichter, durchſichtig gewebter Baumwollſtoff zu Damenkleidern, eine Nachbildung des ſeidenen Flors, nur mit dem Unterſchiede, daß der T. nicht gekreppt wird.

Tarn, ein Nebenfluß der Garonne im ſüdweſtl. Frankreich, entſpringt in 4800 F. Seehöhe im Depart. und am Berge Lozère in den Cevennen, $3\frac{1}{2}$ M. nordöſtlich von Florac, fließt erſt gegen Südweſten, über Milhau, und bildet oberhalb Albi einen 58 F. hohen Waſſerfall, Saut du Sabo, unter dem er, 20 M. vor der Mündung, ſchiffbar wird. Nachdem er noch Gaillac berührt, wendet ſich dann der Fluß gegen Nordweſten und fällt unterhalb Moiſſac nach einem Laufe von 50 M. in die Garonne. Der T. gehört nur auf eine kurze Strecke dem Tieflande an, in welches er oberhalb Montauban eintritt. Von ſeinen Zuflüſſen ſind rechts der Tescon und der ſchiffbare Aveyron, links die Dourbie, der Dourdon, Rancé und Agout zu nennen. Fünf Departements werden von dem T., von denen er zwei den Namen gibt, bewäſſert. — Das Depart. Tarn, hauptſächlich aus dem Lande Albigeois in Oberlanguedoc gebildet, zählt (1866) auf 104,28 Q.-M. 355513 E. (gegen 363073 i. J. 1851), darunter etwa 24000 Reformirte. Es zerfällt in die 4 Arrondiſſements Albi, Caſtres, Gaillac und Lavaur mit 35 Cantonen und 316 Gemeinden und hat zur Hauptſtadt Albi (ſ. d.). Im Oſten und Süden erheben ſich Zweige der Cevennen, namentlich die Montagne-Noire, ſchmale, 900—1200 F. hohe, oben ſchwarz bewaldete Rücken; im Innern und im Norden ziehen ſich Hügelketten in weſtſüdweſtl. Richtung hin, beide durch das Thal des T. geſchieden. Die Bergreihen bilden außerordentlich ſchöne Thäler; die Ebenen ſind ſehr fruchtbar und reich bewäſſert. Das Klima iſt mild, die Luft geſund, der Boden faſt durchweg trefflich, das Gebirge bewaldet und deſſen Gelände mit Viehweiden, das Hügelland mit Obſt- und Weinpflanzungen bedeckt. Der wenig ausgebildete Ackerbau liefert doch Getreide über den Bedarf. Auch baut man Anis und Safran im großen, Kartoffeln, Hanf, Flachs. Mit Sorgfalt wird der reichlichen Ertrag (namentlich um Gaillac) liefernde Wein- und Obſtbau betrieben. Nächſtdem iſt die Viehzucht von Wichtigkeit, beſonders die Schweine- und Schafzucht. Das Mineralreich liefert Steinkohlen und Eiſen, auch Kupfer, Marmor und Gips. Man unterhält außerdem Fabriken in Tuch, Kaſimir, Wall- und Baumwolldecken, Leinwand, Glas, Papier u. ſ. w.; ferner Spinnereien, Eiſen-, Stahl- und Kupferhämmer, Färbereien, ſowie einen lebhaften Handel mit dieſen Natur- und Kunſtproducten. — Das Depart. Tarn-Garonne, erſt 1808 gebildet und aus Theilen der benachbarten Departements, und zwar von Guyenne (Quercy, Agénois und Rouergue), Gascogne (Lomagne, Armagnac) und Languedoc (Diöceſe Mautauban) zuſammengeſetzt, zählte (1866) auf 67,58 Q.-M. 228969 E. (gegen 237555 i. J. 1851), davon etwa 12000 Reformirte, zerfällt in die Arrondiſſements Montauban, Moiſſac und Caſtel-Sarrazin mit 24 Cantonen und 164 Gemeinden und hat zur Hauptſtadt Montauban (ſ. d.). Die Oberfläche beſteht durchgängig aus Hochebenen von 1200 F. durchſchnittlicher Höhe mit tief eingefurchten Flußthälern. Horizontale Lager, theils von Thon, theils von Gerölle, bilden die Unterlage des ſehr fruchtbaren Bodens. Die Garonne, der T. und der Aveyron ſind die bedeutendſten Flüſſe. Das Klima iſt im ganzen mild, im Sommer jedoch, bei dem glühenden Südoſtwind (Autan), außerordentlich heiß. Deshalb wird häufig künſtliche Bewäſſerung nöthig. Stürme und Hagelwetter vernichten nicht ſelten die Hälfte der Ernten. Die Hauptproducte ſind Getreide in großer Menge und feurige Weine. Außerdem gewinnt man Mais, Hanf und Flachs, Artiſchoken, Spargel und viele

Gemüse, Melonen, vorzügliches Obst, auch Feigen und Mandeln, Kastanien, Hülsenfrüchte, Trüffeln. Die Viehzucht bildet zwar neben dem Ackerbau einen Haupterwerbszweig der Landleute, aber die Rassen sind nur mittelmäßig; nur die Pferde zeichnen sich aus. Die Seidencultur ist von geringem Belang. Von Mineralien gibt es Steinkohlen und Eisen, beide nicht sonderlich benutzt, auch Marmor, Töpferthon, Bausteine und etwas Goldsand. Die Industrie erstreckt sich auf Woll- und Baumwollspinnerei, Wollzeug- und Leinwandmanufacturen, Färbereien, Fabriken für Zucker, Papier, Fayence, Eisenwaaren, Stärke und Schreibfedern. Sehr zahlreich sind Getreidemühlen und Gerbereien. Der ziemlich lebhafte Handel bringt vornehmlich Getreide, Mehl und Wein, dann Branntwein, Wolle, Eisen, Kattun und andere Manufacten zur Ausfuhr, für welche Bordeaux der Hafen und Montauban der Hauptstapelplatz ist.

Tarnkappe ist das bergende Gewand (auch helkleit, helkappe, nebelkappe, tarnhüt genannt), welches elbische Geister trugen und durch welches sie den Menschen unsichtbar wurden, nach dem bis in die heutige Volkssage spielenden Glauben unsers Heidenthums. Erlangte ein Mensch, wie die Sage solches von Siegfried erzählt, ein solches Kleid, so gewann er damit die Gabe sich unsichtbar zu machen und zwölffache Mannesstärke. Statt des Gewandes (Kappe bedeutet altdeutsch ein mantelartiges Kleid) hat auch der elbische Helm oder Hut dieselbe Fähigkeit zu helen oder bergen (tarnen, verbergen, verheimlichen).

Tarnópol, Stadt im östlichsten Theile des österr. Kronlandes Galizien, liegt am Flusse Sereth, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Kreisgerichts und eines städtisch-delegirten Gerichts und zählt 18990 E. (17210 i. J. 1857), darunter an 9650 Israeliten. Die Stadt hat eine röm.-kath. und eine griech.-kath. Pfarrei, ein Jesuitencollegium mit einem Convict für Privatzöglinge, ein Obergymnasium, eine Unterrealschule, eine Hauptschule, eine Trivialschule, eine Mädchenschule sowie auch eine israel. Schule. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben das alte, früher befestigte Schloß (gegenwärtig als Infanteriekaserne verwendet) und das sog. Neue Schloß, ein Privatgebäude, in welchem seit 1846 ein Theatersaal besteht. Zu T. concentrirt sich ein bedeutender Handel mit Getreide und andern Landesproducten, namentlich aber mit Pferden. Jährlich am Annentage findet ein großer Pferdemarkt statt, wobei auch besuchte Pferderennen abgehalten werden. Der frühere Kreis T. umfaßte 67,16 Q.-M. mit 246115 E. Die Stadt T. gründete im 16. Jahrh. Joh. Tarnowski, Castellan von Krakau, und erhielt von den poln. Königen viele Privilegien. 1846 wurde T. zur königl. Stadt erhoben.

Tarnow, Stadt im nördl. Theile des österr. Kronlandes Galizien, früher Hauptstadt eines Kreises (69,7 Q.-M. mit 253118 E. im J. 1857), liegt 10 M. östlich von Krakau an der Eisenbahn und dem schiffbaren Dunajec, unweit der Mündung der Biala, über welche eine gedeckte Holzbrücke sowie eine Eisenbahnbrücke führen, und zählt 18000 E. (1857 erst 8459). Die Stadt ist Sitz eines Bezirksamts, eines delegirten städtischen Bezirksgerichts, eines kath. Bischofs und Domkapitels sowie mehrerer anderer Behörden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Rathhaus und die sehenswerthe Domkirche mit den schönen Marmordenkmälern der Fürsten Jamoyski von Ostrog und der Grafen von Tarnow-Tarnowsky hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt T. ein Obergymnasium, ein theol. Seminar mit philos. und theol. Lehranstalt, eine Haupt- und eine Mädchenschule. Auch besteht daselbst ein Kloster der Bernhardiner. Die Bewohner der Stadt sind ziemlich gewerbfleißig und treiben einen ansehnlichen Handel mit Getreide, Leder, Raps und Holz. Unweit T. liegt das fürstlich Sanguszko'sche Lustschloß Gumniska, mit einem schönen Garten in ital. Geschmack.

Tarnow (Fanny), deutsche Schriftstellerin, wurde 27. Dec. 1783 zu Güstrow in Mecklenburg-Schwerin geboren. Von Kindheit auf vielfach kränkelnd und namentlich durch langwierige Krankheit von der Außenwelt geschieden, verlebte sie eine einsame und freudlose Jugend, doch wurde ihr diese Abgeschlossenheit Veranlassung, jene Tiefe des Gemüths und seine Beobachtungsgabe zu entwickeln, die in ihren Schriften entgegentreten. Nachdem sie eine Zeit lang als Erzieherin auf der Insel Rügen gelebt, kehrte sie 1804 nach Mecklenburg zurück und begann ihre schriftstellerische Thätigkeit mit dem Roman «Natalie». 1816 folgte sie der Einladung einer Freundin nach Petersburg, wo sich ihre Verhältnisse angenehmer gestalteten und sie die Freundschaft Klinger's erwarb. Durch das rauhe Klima zur Rückkehr genöthigt, nahm sie 1820 ihren Wohnsitz in Dresden, von wo sie sich 1828 nach Weißenfels wandte. Später fand sie bei einer Verwandten zu Dessau eine zweite Heimat, wo sie auch 4. Juli 1862 starb. Ihre Schriften, Romane und Erzählungen sowie Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen sind sehr zahlreich und gehörten ihrerzeit zur Modelektüre der deutschen Frauenwelt. Einer von ihr selbst veranstalteten «Auswahl» (15 Bde., Lpz. 1830) ließ sie noch «Gesammelte Erzählungen»

(4 Bde., Lpz. 1840—42) folgen. Auch wird ihr das Werk zugeschrieben «Zwei Jahre in Petersburg» (1837), welches, halb Roman, halb Memoiren, interessante Schilderungen russ. Zustände aus den letzten Jahren Alexander's I. sowie Züge aus Klinger's Leben bietet. Vgl. Amely Bölte, «Fanny T., ein Lebensbild» (Berl. 1865).

Tarnowitz, eine Stadt im nördl. Theile des Kreises Beuthen im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, ist Sitz einer Gerichtsdeputation, einer Berginspection, eines Postamts, eines Untersteueramts sowie des Vorstandes der Oberschlesischen Knappschaft und zählt 6300 meist kath. Einwohner (1867). Die Stadt besitzt eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge und mehrere Kranken- und Armenanstalten. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner bilden der Bergbau und die damit verbundenen Industriezweige. Gegenwärtig fördert man innerhalb des städtischen Gebiets nur Eisenerze, während die südlich von T. gelegene königl. Friedrichsgrube noch immer eine bedeutende Ausbeute an silberhaltigem Bleierz gewährt. Die Erze der Friedrichsgrube sowie überhaupt alle in dem sog. Reservirten Felde geförderten Bleierze werden in der königl. Friedrichshütte, 1 M. nordwestlich von T., verhüttet und gewähren, außer Blei und Bleiglätte, nicht unbedeutende Quantitäten Silber. Der jährliche Reinertrag der Friedrichshütte beträgt fast 300000 Thlr. 1865 wurden 82260 Ctr. Kaufblei, 12635 Ctr. Bleiglätte und 10000 Pfd. Brandsilber producirt. Von andern Etablissements innerhalb des Stadtgebiets sind noch zu nennen eine Schrotfabrik, eine Cementfabrik und die Tarnowitzer Hütte, die jährlich gegen 250000 Ctr. Roheisen ergibt. Durch die Oppeln-Tarnowitzer, die Rechte-Oderuferbahn und eine Zweigbahn der Oberschlesischen Eisenbahn ist T. mit dem schles. Eisenbahnnetz in Verbindung gesetzt. Die Stadt wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. als Bergbauort begründet und erlangte bald verschiedene Privilegien und Freiheiten. Noch jetzt führt es den Namen einer «freien Bergstadt». Nach T. benannt ist das Tarnowitzer Plateau, welches sich zwischen Klodnitz und Brinica bis zu etwa 1000 F. erhebt (die Stadt selbst liegt 1005 F. über dem Meere), nordwärts zur Malapane abfällt und sich südöstlich zu dem sich nach der Weichsel hin senkenden Plateau von Nicolai fortsetzt.

Tarnowski (Jan), ein berühmter poln. Feldherr, ward 1488 aus einem alten angesehenen Geschlecht geboren. Schon sein Großvater Jan T. hatte in der Schlacht bei Tannenberg ruhmvoll mitgekämpft, sein Vater Jan T. sich durch glückliche Kämpfe gegen die Walachen ausgezeichnet. Mit einem regen Geiste ausgestattet, besuchte T. für seine kriegerische Ausbildung ferne Länder, wie Syrien, Palästina, Afrika und Portugal. Der König Emanuel von Portugal übertrug ihm im Kriege gegen die Mauren die Anführung seines Heeres. Nachdem er sich bereits großen Kriegsruhm erwarben und vom Kaiser Karl V. zum Reichsgrafen erhoben worden, kehrte er in sein Vaterland zurück und nahm hier in dem Kriege zwischen Sigismund I. und dem russ. Zaren an der Schlacht bei Orsza theil. Nachher sendete ihn Sigismund mit einer Heeresabtheilung dem Könige Ludwig von Ungarn gegen die Türken zu Hülfe. Sein berühmter Name veranlaßte Karl V., ihm den Oberbefehl über das ganze Heer in dem Türkenkriege anzuvertrauen. Als darauf der Wojwode der Walachei, Peter, einer der Lehnsträger Polens, einen Aufstand gegen Sigismund erregte und in Pokutien einfiel, übertrug der König T. die Vertheidigung des Landes. T. überwand mit einem verhältnißmäßig kleinen Heere die Walachen bei Obertyn und drang, nach einem zweiten Einfalle derselben in Polen, selbst bis in die Walachei vor, eroberte Choczim und nöthigte den Hospodar, dem Könige von Polen von neuem Treue zu schwören. Später trieb er mit den Einwohnern seiner Starostei Sendomir die nach Polen eingefallenen Tataren zurück. Er starb 16. Mai 1561. Ein Freund der Wissenschaften, besaß er eine reiche Sammlung seltener Handschriften. In Tarnow, seinem Stammsitze, ließ er das kriegswissenschaftliche Werk «Concilium rationis bellicae» abdrucken.

Tarok, vielleicht das anziehendste, aber auch das schwierigste und verwickeltste aller Kartenspiele, wird von drei Personen mit 78 Blättern gespielt, die aus den 52 Blättern der franz. Karte, vier Cawalls oder Reitern und 22 Taroks oder Trümpfen bestehen. (S. Spielkarten.)

Tarpeja, eine in der röm. Literatur vielfach behandelte Figur der altröm. Sage. Tochter des Tarpejus, dem Romulus im Kriege mit den Sabinern unter Titus Tatius (s. d.) den Befehl der Burg anvertraut hatte, ließ sie sich nach der Sage durch die Begierde nach den goldenen Armspangen und Ringen der Sabiner verlocken, um den Preis dessen, was diese am linken Arme trügen, ein Thor der Festung dem Feinde zu öffnen. Statt des gehofften Lohns warfen aber die Sabiner ihre Schilde auf die Verrätherin, die unter deren Last erdrückt wurde. Zum Andenken an sie wurde der westl. Abhang der Burg, wo auch ihr Grab war, Tarpejischer Felsen genannt. Der Umstand, daß T. andererseits Gegenstand göttlicher Verehrung war, legt die von

Schwegler gegebene Erklärung nahe, daß T. urſprünglich die Localgottheit dieſes Bergs geweſen, und daß aus dem Streben, die Figur in die älteſte Geſchichte Roms zu verweben, ſowie aus der ſpätern Sitte, Staatsverräther vom Torpejiſchen Felſen herabzuſtürzen, die obige Sage entſtanden ſei. Die Strafe des Herabſtürzens vom Tarpejiſchen Felſen wurde in der Kaiſerzeit ausdrücklich erneuert. Gegenwärtig hat der Tarpejiſche Fels nur eine ſehr geringe Höhe.

Tarquinii, eine Stadt im ſüdl. Theile des alten Etrurien, unweit des Meeres, lag in der Nähe des jetzigen Corneto am Fluſſe Marta, etwa 9 M. von Rom entfernt. Die Gründung dieſer Stadt wird, wie die des benachbarten Agyllo oder Cäre, den ſog. tyrrheniſchen Pelasgern zugeſchrieben, ein Name, der vielleicht mit dem der ſpätern Turſker oder Etruſker etymologiſch zuſammenfällt. Solange Etrurien mit Griechenland in lebhaftem Seeverkehr ſtand, ſpielte T. eine hervorragende Rolle im etruriſchen Zwölfſtädtebund; ſpäter aber zog ſich deſſen Schwerpunkt mehr den Binnenſtädten zu. Die Tradition, daß T. Rom die Dynaſtie der Tarquinier gegeben, wird von der neuern Forſchung als ungeſchichtlich verworfen und das Zuſammentreffen der Namen als zufällig angenommen. Der röm. Republik, die nach dem Falle Vejis weiter in Etrurien vordrang, ſuchte ſich T. mit ſeinen Nachbarſtädten im Kriege von 358 v. Chr. zu widerſetzen, mußte aber 351 einen 40jährigen Frieden ſchließen. Infolge der Samniterkriege wurde es ſammt dem übrigen Etrurien Rom völlig unterworfen und erhielt ſpäter eine Bürgercolonie. Von der alten Stadt ſind nur noch geringe Reſte erhalten. Dagegen hat ſich in dem gegenüberliegenden Felſen, auf welchem Corneto liegt, die Begräbnißſtätte des alten T. mit höchſt intereſſanten Grabdarſtellungen erhalten. Vgl. Stackelberg, «Aelteſte Denkmäler der Malerei aus den Hypogäen von T.» (Stuttg. 1827); Abeken, «Mittelitalien nach ſeinen Denkmalen» (Stuttg. 1843); Dennis, «The cities and cemeteries of Etruria» (Lond. 1849; deutſch, Lpz. 1852).

Tarquinius Priscus, der fünfte röm. König (616—579 v. Chr.), war der Sage nach der Sohn eines reichen Korinthers Demaratus, der infolge von innern Unruhen in ſeiner Vaterſtadt dieſe verlaſſen und nach Tarquinii in Etrurien geflohen war. Hier nicht genügend geehrt, ſiedelte Demaratus mit ſeiner Gemahlin Tanaquil nach Rom über, wo er bald Einfluß gewann und vom Könige Ancus Marcius zum Vormund von deſſen Söhnen beſtellt wurde. Dieſen Söhnen entzog er aber die Königswürde. Die Sage läßt ſich indeſſen mit den ſonſtigen Verhältniſſen Roms nicht vereinigen, und ſo läßt die neuere Forſchung den etruriſchen Urſprung des T. fallen und ſieht in ihm den Angehörigen eines latiniſch-röm. Geſchlechts. In der innern und äußern Politik brachte T. den Staat gewaltig empor. Zwar gelang es ihm, gegenüber dem Widerſpruche des Augurs Attus Marius nicht, die Plebejer in eigenen Tribus und Rittercenturien den Patriciern an die Seite zu ſtellen, aber er erhob wenigſtens eine, der Zahl der Patricier entſprechende Anzahl plebejiſcher Geſchlechter ins Patriciat, in den Senat und in die Ritterſchaft. Die Niederungen in der Stadt Rom legte T. trocken durch gewaltige Kloakenbauten, die zum Theil heute noch erhalten ſind. Ferner legte er das Forum und den Circus an, begann die Ummauerung der Stadt und legte den Grund zu dem capitoliniſchen Tempelbau. In allen dieſen Dingen iſt nicht, wie man auf Grund der Sage meinte, der Einfluß etruskiſcher Cultur zu ſehen, ſondern die Folge des Verkehrs, in welchen T. Rom mit den unteritaliſchen Griechen zu bringen wußte. In ſeiner Zeit mag es auch geweſen ſein, daß unter griech. Einfluſſe Buchſtabenſchrift und griech. Maßbeſtimmungen in Rom Eingang fanden. Nach der Tradition ſoll T. im 80. J. ſeines Lebens von den Söhnen des Ancus Marcius ermordet worden ſein.

Tarquinius Superbus, der chronologiſch unmöglichen Sage nach Sohn des vorigen und Schwiegerſohn des Servius Tullius (ſ. d.), den er, aufgeſtiftet von deſſen unnatürlicher Tochter, ermordete, herrſchte als ſiebenter und letzter König Roms von 534—510 v. Chr. Seine Regierung wird geſchildert mit allen Zügen einer Tyrannis, äußerſt kraftvoll nach außen, nach innen despotiſch, hauptſächlich gegen die Geſchlechter. Das röm. Gebiet erweiterte er bedeutend, machte Rom zum Haupte des Latiniſchen Bundes, erhielt es im Verkehr mit den Griechen und ſicherte ihm eine geachtete Stellung außerhalb Latiums. Im Innern ſtürzte er die Verfaſſung des Servius Tullius um, ließ viele Senatoren umbringen, erſetzte die Lücken nicht, entſchied als Richter und in Staatsſachen ohne Befragen des Senats und entfremdete ſich auch das gemeine Volk durch harte Frondienſte, die es bei den großartigen Bauten leiſten mußte, welche der König zur Vollendung der von ſeinen Vorgängern angefangenen Werke, insbeſondere des capitoliniſchen Tempels, vornehmen ließ. Die hierdurch erzeugte Unzufriedenheit kam zum Ausbruch durch den von ſeinem Sohne Sextus an Lucretia (ſ. d.) verübten Frevel. Während der König mit der Belagerung von Ardea beſchäftigt war, rief Junius Brutus (ſ. d.) das Volk auf. Dem Könige mit den Seinen wurde die Rückkehr in die Stadt verweigert und die ſervianiſche Verfaſſung mit

der republikanischen Regierungsform zweier Consuln eingeführt. Tarquinius Collatinus, der Gemahl der Lucretia, war der einzige des Geschlechts, der nicht verbannt wurde. Derselbe soll sogar Consul geworden, jedoch, dem Mistrauen des Volks weichend, schließlich auch ins Exil gegangen sein. Die Versuche des vertriebenen Königs, zuerst durch eine Verschwörung junger Patricier, dann, was aber geschichtlich zweifelhaft, durch die Etrurier unter Porsena, schließlich durch die Latiner wieder eingesetzt zu werden, waren vergeblich. T. zog sich sodann zu Aristodemus, dem Tyrannen von Cumä, zurück und starb 495 v. Chr.

Tarragóna, Festung, Hafenplatz und Hauptstadt der gleichnamigen, aus dem südl. Theile Cataloniens gebildeten span. Provinz (115,2 Q.-M. mit 336747 E. im J. 1864), ein uralter, einst sehr bedeutender, jetzt herabgekommener Ort, liegt an und auf einem 760 F. hohen steilen Hügel, nördlich an der Mündung des von einer Steinbrücke überspannten Francoli in das Mittelmeer und ist durch Eisenbahnen mit Barcelona (13,6 M.), mit Valencia (35,2 M.) sowie über Reus und Mont-Blanch mit Bimbodi (7,4 M.) verbunden, von wo die Bahn noch 6,1 M. weiter nach Lerida fortgesetzt wird. Die Stadt liegt am Raude des Campo de T., einer künstlich bewässerten Ebene, welche 60 Ortschaften mit etwa 250000 E. umfaßt und den trefflichen Priorat- und andere Weine, Orangen, Mandeln, Feigen, Johannisbrot, Seide, Haselnüsse, Hanf, Gerste, Gemüse und Gartenfrüchte in Menge hervorbringt. T. ist der Sitz eines Erzbischofs mit dem Titel Fürst von T. und zählt (1860) 18433 E., deren Industrie, von dem nahen Reus längst überflügelt, sich auf Seidenweberei, Garnspinnerei und Weingeistfabrikation beschränkt, während der Handel in neuerer Zeit mehr und mehr aufblüht. Die obere, ältere Stadt ist unregelmäßig gebaut und von starken Festungswerken umgeben, die untere, neuere dagegen ganz regelmäßig angelegt und durch mehrere Werke, besonders durch das Königliche Fort (Fuerte Real) vertheidigt. Die ganze Stadt wird von dem auf einer Anhöhe im W. liegenden Fort Olivo, der Hafen durch das Fort Francoli beherrscht. T. besitzt eine großartige Kathedrale im roman. Stil, vom ersten Erzbischof Oldegarius 1120 gegründet, erst 1375 vollendet, mit prachtvollen Monumenten und vielen Kunstschätzen. Außerdem bestehen mehrere andere Kirchen, vier Nonnenklöster, eine Normalschule für Schullehrer, ein Priesterseminar, ein Institnto, eine Akademie der schönen Künste mit Schulen für Arithmetik, Mathematik und Civilarchitektur, ein Alterthumsmuseum, ein Theater, eine Bank und verschiedene andere Handelsanstalten. An die Zeiten der Römer erinnern, außer einzelnen Theilen der Stadtmauer und überaus zahlreichen Inschriften, Säulenstücken u. s. w. in den Häusern der Altstadt, besonders der riesige Aquäduct (Puente de las Ferreras) von 876 F. Länge und 83 F. Höhe, die Reste des in Felsen gehaueuen Amphitheaters, der sog. Thurm der Scipionen (ein Grabmal), ein schöner Triumphbogen (Arco de Suro) an der Straße nach Barcelona, die Reste von den Palästen des Kaisers Augustus und des angeblich hier geborenen Pontius Pilatus. Der zur Römerzeit berühmte Hafen von T. ist längst verschwunden. Durch Zurücktreten des Meeres oder vielmehr durch Hebung des Bodens versandete er und war den Ostwinden preisgegeben. Erst durch den 1846 begonnenen Bau eines gewaltigen Molo sowie durch andere Bauten wurde ein neuer Hafen hergestellt, mit 30—40 F. Wassertiefe, infolge dessen sich der Schiffsverkehr bedeutend gehoben. Die Stadt wurde unter dem Namen Tarrâkon (lat. Tarräco) von Griechen aus Massilia (Marseille) am Flusse Tulcis gegründet, von den Scipionen bedeutend vergrößert und zum Waffenplatze der Römer gegen die Karthager gemacht. Später war sie eine Zeit lang Residenz des Augustus und hieß als röm. Colonie Colonia Victrix Togata und Colonia Julia Victrix Tarraconensis. Hauptstadt des Tarraconensischen Hispaniens, war sie eine der größten Städte des röm. Reichs, mit angeblich 1½ Mill. E., Sitz des Proconsuls, des Obergerichtshofs, später eines Metropoliten mit umfangreicher Diöcese. 475 wurde die Stadt vom Westgothen Eurich gänzlich verbrannt, 714 von den Arabern erobert und theilweise zerstört. Unter Abdur-Rahman (780) hatte sie zwar noch 300000 E., sank aber unter den Moslems mehr und mehr herab. Nach Vertreibung der Araber durch Graf Raimund IV. Berengar von Barcelona 1088 und Alfons I. von Aragonien 1119 wurde das Erzbisthum wiederhergestellt, und es blühte die Stadt von neuem auf, ohne jedoch ihren alten Glanz wieder zu erlangen. In den Napoleonischen Kriegen hatte T. durch Erstürmung und Verheerung viel zu leiden.

Tarsus, die Hauptstadt Ciliciens, am Flusse Cydnus, war eine Zeit lang der Sitz eigener, von der pers. Oberherrschaft abhängiger Könige und gelangte zu besonderm Ruhm und Glanz, als sich unter der Herrschaft der Seleuciden (s. d.) viele Griechen hier niederließen und eine höhere Lehranstalt für Philosophie und Grammatik gründeten, die um den Beginn unserer Zeitrechnung in ihrer größten Blüte stand. Augustus gewährte der Stadt auf die Fürsprache seines von dort

geblirtigen Lehrers, des Philosophen Athenodoros, Abgabenfreiheit, und auch mehrere der spätern Kaiser erwiesen ihr besondere Gunst. Sie war auch der Geburtsort des Apostels Paulus, der hier seine Bildung erhielt. Allmählich sank sie in ihrem Wohlstande und litt besonders durch die Einfälle der Isaurer und westl. Barbaren, blieb aber dennoch im Mittelalter in einem gewissen Ansehen und noch jetzt ist Tersus, als Hauptstadt des gleichnamigen Liva im Eyalet Adana, mit 15—20000 E., die bedeutenden Handel treiben, eine ansehnliche Stadt.

Tartan, ein mit verschiedenfarbigen Längen- und Querstreifen buntgegitterter Wollstoff, desgleichen ein mantelartiges Kleidungsstück aus solchem Zeuge bei den Bergschotten.

Tartane ist ein im Mittelmeere gebräuchliches leichtes Fahrzeug mit zwei Masten und lateinischen (dreieckigen) Segeln, das nur zum Küstenhandel oder zur Fischerei gebraucht wird und gewöhnlich nicht gedeckt ist.

Tartarei, s. Tatarei.

Tartărus (griech. Tartaros) ist nach Homer ein tiefer, nie von der Sonne erhellter Abgrund unter der Erde, so weit unter dem Hades oder der Unterwelt (s. d.) als der Himmel über der Erde, geschlossen durch eherne Pforten. In ihn stürzte Zeus Verbrecher und Frevler gegen seine Obergewalt, wie den Kronos und die Titanen. Bei den spätern Dichtern heißt entweder die ganze Unterwelt so oder derjenige Theil, wo die Verdammten nach ihrem Tode ihre Strafen und Qualen erleiden, als Gegensatz zu den Elysischen Gefilden. Personificirt ist T. ein Sohn des Aether und der Gäa und von dieser Vater des Typhoeus, auch der Echidna und der Giganten.

Tartini (Giuseppe), berühmter Violinspieler, auch verdienter Componist und Theoretiker, geb. 12. April 1692 zu Pirano in Istrien, erhielt, während er in Capo-d'Istria das Gymnasium besuchte, den ersten Violinunterricht. Im Alter von 18 J. begann er zu Padua das Studium der Rechte, besuchte aber mehr den Fechtboden als die Hörsäle und wurde im Bewußtsein seiner Waffengeschicklichkeit ein Raufbold, trieb auch sonst wol noch lose Streiche in Menge. Endlich verheirathete er sich heimlich mit einem Mädchen aus der Familie des Cardinals Cornaro (damaligen Bischofs von Padua) und mußte, als die Sache herauskam, flüchten. Er fand im Minoritenkloster zu Assisi heimliche Aufnahme, blieb hier zwei Jahre und benutzte diese Zeit zur Ausbildung seines Violinspiels und zu Studien in der Theorie des Tonsatzes, unter Leitung des Pater Boëmo, Organisten des Klosters. Der stille Aufenthalt und die Beschäftigung mit der Kunst brachten auch eine Wandlung in seiner Moralität zu Wege, und inzwischen legte sich auch der Groll der beleidigten Familie und er durfte nach Padua zurückkehren. Von hier ging er mit seiner Gattin zunächst nach Venedig, wo er durch das Spiel des florent. Violinisten Veracini die Mängel seiner eigenen Ausbildung erkannte, sodaß er sich von seiner Gattin abermals trennte und sich zu weitern und ernstlichen Studien 1714 nach Ancona zurückzog. Als fertiger Künstler trat er sodann aus der Zurückgezogenheit hervor und wurde 1721 als erster Geiger bei der Kapelle der Kirche San-Antonio zu Ancona angestellt. Sein Ruf stieg mehr und mehr, und er wurde sogar 1723 zu den Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Karl's VI. nach Prag berufen, wohin er in Gesellschaft seines Freundes, des Violoncellisten Vandini ging. Mit diesem zugleich nahm er auch ein Engagement auf zwei Jahre für die Kapelle des kunstsinnigen Grafen Kinsky an. Hierauf kehrte er nach Padua zurück und errichtete daselbst 1728 eine berühmt gewordene Musik- und hauptsächlich Violinschule, aus welcher viele treffliche Künstler hervorgingen. Die Italiener gaben ihm deshalb den ehrenden Beinamen il maestro delle nazioni. Er verließ Padua nicht wieder, trotz glänzendster Anerbietungen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, und starb daselbst 16. Febr. 1770. T. war derjenige, welcher in die Kunst der Bogenführung zuerst System brachte, und im wesentlichen haben seine Grundsätze heute noch Gültigkeit. Von seinen Schülern sind besonders zu nennen Nardini, Ferrari, Pasqualino Bini und der Franzose Pagin. Auch componirte T. für sein Instrument fleißig, meist Sonaten und Concerte. Es erschienen verschiedene Sammlungen seiner Werke in Druck, und einiges daraus wird noch von Geigern ernsterer Richtung gern gespielt, namentlich die sog. Teufelssonate, die infolge eines Traums des Künstlers entstand. Ein besonderes System der Harmonie gründete er auf das etwa 1713 von ihm entdeckte Phänomen des sog. «dritten Klangs» oder Combinationstons, d. h. des Mitklingens eines tiefern Tons bei Angabe zweier consonirender höherer Töne. Er entwickelte dieses System, das hart angefochten wurde und sich als unhaltbar erwies, in «Trattato di musica secondo la vera scienza dell' armonia» (Padua 1754) und «De' principj dell' armonia musicale contenuto nel diatonico genere» (Padua 1767).

Tartufe, das berühmteste Lustspiel Molière's, geschrieben 1664, kam 1669 zuerst vor Ludwig XIV. auf die Bühne, nachdem die drei ersten Acte davon bereits in Privatgesellschaften auf-

geführt waren. Es war darin, wie durch neuere Unterſuchungen ſichergeſtellt worden iſt, ein damals in der Geſellſchaft ſehr bekannter und einflußreicher Geiſtlicher, der Abbé Roquette, Biſchof von Autun, copirt. Zu dem Namen T. ſoll deſſen Liebhaberei für Trüffeln (in franz. Dialekten tartoufle, ital. tartuto) Veranlaſſung gegeben haben. Hatte Molière ſchon vorher durch ſeine Sarkasmen Thoren aller Art gereizt und ſich Feinde erweckt, ſo brach mit dem «Tartufe» der Krieg gegen ihn vollends aus, und die Geiſtlichkeit bot alle Mittel auf, die Aufführung vor dem großen Publikum zu hindern. Der Erzbiſchof von Paris, Harlay de Champvalon, erließ ein Rundſchreiben, in welchem er allen Schauſpielern, die ſich zur Aufführung des Stücks verſtänden, und ſelbſt jedem, der ſich mit der bloßen Lektüre deſſelben befaßte, die Strafe der Excommunication androhte. Ein gewiſſer Pierre Raullés, Abt von St.-Barthélemy, erklärte ſogar Molière des Todes auf dem Scheiterhaufen für würdig. Zwei Jahre bemühte ſich Molière vergebens bei Hofe, beim päpſtl. Nuntius, bei den Prälaten, die Aufführung ſeines Luſtſpiels zu bewirken; aber immer wurde ſie vereitelt. Bekannt, aber nicht verbürgt iſt die Anekdote, Molière habe, als einmal das Stück ſchon angekündigt, dann aber wieder auf Veranſtaltung des Präſidenten Lamoignon verboten worden ſei, dem Publikum dieſe Nachricht mit den zweideutigen Worten «M. le président ne veut pas qu'on le joue» (le, ihn oder das Stück) angekündigt. Erſt 1669 erreichte Molière ſein Ziel, und drei Monate wurde «Tartufe» ununterbrochen hintereinander gegeben, zum Verdruſſe aller Heuchler. Der Name «Tartufe» iſt ſeitdem zum Gattungsnamen aller Scheinheiligen geworden. Gutzkow hat die Entſtehung des Molière'ſchen Stücks und die verwickelten Intriguen, welche dabei im Spiele waren, in ſeinem «Urbild des Tartufe» dramatiſch behandelt.

Täſchelkraut, ſ. Capsella.

Taſchenbuch iſt nach dem Wortlaute jedes Buch, das man zu augenblicklichem Gebrauche leicht mit ſich führen kann, alſo auch Notizbücher u. dgl. Im literariſchen Sinne verſteht man ſolche Bücher darunter, welche in kleiner und handlicher Geſtalt einen leicht unterhaltenden Inhalt einſchließen, oder für irgendeinen beſtimmten praktiſchen Zweck die nöthigſten Anweiſungen kurz zuſammenfaſſen. Gewöhnlich aber führen regelmäßig von Jahr zu Jahr wiederkehrende Erſcheinungen dieſen Titel und ſchließen ſich dadurch der Kalenderliteratur gewiſſermaßen an. Nach dem Vorbilde franz. Almanachs (ſ. d.) entſtandene Taſchenbücher ſind die Gedichtſammlungen, welche unter dem Namen Muſenalmanache (ſ. d.) von Gotter und Boje 1769 in Deutſchland eingebürgert wurden. Von zahlreichen ähnlichen Unternehmungen ſind zu erwähnen die von Gaethe und Schiller unter verſchiedenen Titeln herausgegebenen Taſchenbücher, in welchen viele ihrer bedeutendſten Werke zuerſt erſchienen. Seit dem J. 1815 etwa bemächtigte ſich die Novelliſtik der Taſchenbücher und bis in die dreißiger Jahre erſchienen die Taſchenbücher von Clauren, Tromlitz u. a., deren innerer Werth unendlich weit hinter ihrem äußern Erfolge zurückblieb. Faſt nur die «Urania» (Lpz. 1810—38; Neue Folge, 1839—48) nahm eine ehrenwerthe literariſche Stellung ein. Frühzeitig aber begannen auch die ernſtern Wiſſenſchaften ihre Reſultate in allgemein anſprechender Form durch Taſchenbücher zu verbreiten. So ſind zu erwähnen das «T. für vaterländiſche Geſchichte» von Hormayr (ſeit 1812); das von F. von Raumer herausgegebene «Hiſtoriſche T.» (ſeit 1830); Prutz' «Literarhiſtoriſches T.» (1843—48) u. a. m. Außerdem gibt es Taſchenbücher für Aerzte, Botaniker, Jäger u. ſ. w. Während dieſe geſammte Literatur auf der einen Seite leicht flachem Dilettantismus und einſeitigem Modegeſchmack verfällt, hat ſie doch auch in einzelnen Theilen weſentlich zur Verbreitung vielſeitiger Bildung beigetragen.

Taſchenſpieler nennt man Leute, welche Kunſtſtücke verrichten, die auf den erſten Anblick an das Wunderbare zu grenzen ſcheinen, bei genauer Betrachtung aber als das Werk großer, durch lange Uebung erprobter Gewandtheit ſich darſtellen. Dieſe Künſtler bedienen ſich auch für ihre Kunſtſtücke eigens vorgerichteter Inſtrumente und vermögen um ſo mehr zu leiſten, je geſchickter ſie dabei die Chemie und Experimentalphyſik anzuwenden verſtehen. Eine Menge zum Theil ſehr anziehender Taſchenſpielerkünſte findet man beſchrieben in Martius' «Unterricht in der natürlichen Magie» (umgearbeitet von Wiegleb und Roſenthal, 20 Bde., Berl. 1786—1805) und ähnlichen Werken. Schon im Alterthum gab es T., die, wie im Mittelalter und noch gegenwärtig unter ungebildeten Völkern, für Zauberer galten. Das eigentliche Vaterland der T., welche daraus ein Gewerbe machten, ſcheint Aegypten zu ſein. In Griechenland und Rom erreichte die Taſchenſpielerkunſt ſchon einen ſehr hohen Grad der Ausbildung. In die Zahl der T. gehört ohne Zweifel auch der berühmte Dr. Joh. Fauſt (ſ. d.). In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. erwarben ſich Pinetti, Eckartshauſen und insbeſondere Philadelphia, in neuerer Zeit Bosco und Dobler als Künſtler dieſer Art einen Ruf.

Täschkend oder Täschkent (d. h. Steinfeste), die bedeutendste Handelsstadt des neuerdings gebildeten russ. Generalgouvernements Turkestân (s. d.), wie früher des Khanats Khokand (s. d.), liegt unter 41° 18,1′ nördl. Br. und 86° 56′ 19″ östl. L., etwa 190 M. im SO. von Orenburg, 15 M. südlich von Tschemkent und 6 M. östlich vom Syr-Darja (Jaxartes), an dessen Zufluß Tschirtschik, in einer wohlbewässerten, an Wein, Pfirsichen, Feigen, Granaten- und Orangenbäumen überaus reichen Gegend. Die Stadt hat 4 St. im Umfange und besteht aus einer Menge krummer und enger Gassen, in welchen mit Fuhrwerk schwer durchzukommen. Zur Seite wie auch zuweilen über die Gassen gehen offene Kanäle mit fließendem Wasser, und auf beiden Seiten der Gasse zieht sich eine endlos lange, hohe Lehmwand hin, hinter welcher Gärten liegen und in diesen, dem Auge der Vorübergehenden entzogen, die Wohnhäuser. Der Tschirtschik ist durch das ganze Stadtgebiet in Kanäle und Wassergossen vertheilt. Zahlreich sind auch die Springbrunnen, und jedes Haus hat sein Wasserbecken im Hofraume, nebst Abzugsgraben. Etwa ¼ St. von der Stadt liegt die alte Feste, die auf 10000 Mann berechnet sein soll, von hohen Mauern umgeben und durch drei Gräben von 40 F. Tiefe geschützt. T. zählt 100000 E., größtentheils Sarten oder Tadschiks, und ist durch seine Lage an dem Vereinigungspunkte der Straßen aus dem Süden sowie der großen Karavanenwege gegen Nordwesten über Orenburg nach Rußland und gegen Nordosten einerseits nach Kuldscha und Tschugatschak in China, andererseits nach Westsibirien ein Hauptstapelplatz für den Transithandel, ein Haupttemporium für Mittelasien geworden. Die Stadt hat nicht weniger als 710 Moscheen, 16 Medressen oder mohammed. Hochschulen, nebst einer Elementarschule bei jeder Moschee, 13 große Karavanserais, stets erfüllt von Reisenden, die mit den aus allen Theilen Innerasiens kommenden Karavanen zusammentreffen, zwei große Bazare und eine bedeutende Menge von Waarenniederlagen und Kaufläden. Die eigene Production des Orts besteht in Baumwolle, getrockneten Früchten, besonders Rosinen, Seide geringer Qualität, Wollstoffen, Lederwaaren, Sattelzeug und Messern. Auch wird Musterstickerei auf Tuch und andern Stoffen getrieben. Doch sind die Industrieerzeugnisse bei aller Güte der Rohstoffe sehr schlecht. Trotz des Luxus und des Reichthums an Gaben der Natur herrscht doch völlige Unfähigkeit, diese Güter zu benutzen. Den Fleischbedarf bezieht T. von den unter russ. Herrschaft stehenden Kirgisen, Getreide hauptsächlich von dem Kirgisenstamme Kurama, der jenseit des Tschirtschik wohnt. Ohne die zwischen diesem Flusse und dem Syr-Darja liegende Landschaft kann die Stadt nicht bestehen, weshalb ein Theil derselben von der russ. Armee nach der durch General Kryjanowsky 28. Juni 1865 erfolgten Einnahme von T. besetzt wurde. Die Stadt war früher der Hauptort eines eigenen Khanats, das aber 1810 wegen seiner innern Schwäche den Angriffen von Khokand unterlag. Die Bevölkerung T.s leistete 29. Aug. 1866 dem Kaiser von Rußland den Unterthaneneid.

Tasman (Abel Janszon), der größte Entdecker des 17. Jahrh., war von Geburt ein Holländer; aber weder sein Geburts- noch sein Todesjahr ist bekannt. Auf Befehl des indischen Generalstatthalters van Diemen, eines Förderers der Erdkunde, ging T. 1642 mit zwei Schiffen von Batavia nach Mauritius ab, um im Süden das unbekannte austral. Festland zu umsegeln. Er verließ 8. Oct. Mauritius, wandte sich von da nach Osten, bis er 24. Nov. eine hohe Küste entdeckte, die er Vaudiemensland (jetzt Tasmania) nannte. T. umsegelte die Südspitze dieses Landes, ging ein Stück an der Ostküste hinauf, ohne dessen Inselnatur zu erkennen, und traf dann 13. Dec. abermals weiter nach Osten zu auf ein hohes Ufer, die Südinsel Neuseelands. Am 6. Jan. 1643 erreichte er dessen Nordspitze, fuhr an den Dreikönigsinseln vorüber, und entdeckte die südl. Freundschaftsinseln, von wo aus er, einen nordwestl. Curs einschlagend, 6. Febr. auf die Fidschiinseln, 1. April auf Neuirland und 14. April auf Neubritannien stieß. Am 15. Juni 1643 warf er wieder in Batavia Anker. Auf einer zweiten Fahrt 1644 nahm er die Ostküste sowie die noch unbekannte Westküste des Carpentariagolfs in Nordaustralien auf.

Tasmania, früher Vaudiemensland, eine engl. Insel und Colonie im Süden des austral. Continents und von diesem durch die Baßstraße getrennt, hat eine fast viereckige Gestalt und einen Flächeninhalt von 1233 Q.-M. Die nur im Norden flachen, sonst aber meist schroffen Küsten sind durch eine Menge vortrefflicher, zum Theil tief in das Land einschneidender Häfen ausgezeichnet. Vom Cap Grim im Nordwesten zieht sich die Küste allmählich nach Südosten zurück, um beim Einfluß des Gordon den weiten, bis auf eine enge Einfahrt geschlossenen Macquarie-Harbour zu bilden. Der Westküste weiter nach Süden folgend, stößt man zunächst auf Port Davey. Die prächtigsten Häfen weist jedoch die Südostküste auf, vorzüglich im d'Entrecasteaux-Channel, vor welchem die Brunninsel sich hinzieht, und in der von der Tasmanhalbinsel geschützten Stormbai. An der Ostküste sind zu erwähnen die Marionbai und die von der Freycinethalbinsel gebildete

Austernbucht. An der Nordküste sind Port Frederick und Dalrymplebai an der Mündung des Tamar gute Häfen. Fast die ganze Insel, der die wüsten Tafelebenen des austral. Continents fehlen, besteht aus Hochland, das aus fruchtbaren, wiesenreichen und große Seen tragenden Hochebenen von verschiedener Höhe zusammengesetzt ist, überall aber an die Küsten reicht und meistens jäh nach denselben abfällt. Zwischen diesen Hochebenen ziehen, meist von Nordwesten nach Südosten, rauhe und wilde Gebirgsstöcke, welche im Nordosten im Ben-Lomond bis zu 4700 F., im Südwesten im Humboldt-Pic bis zu 5178 F. ansteigen. Die geol. Natur der Insel ist noch nicht gehörig durchforscht, doch überwiegen, neben den Urgesteinen Granit, Gneis und Glimmerschiefer, vorzüglich die paläozoischen Sedimentformationen der silurischen und devonischen Zeit. Die Flüsse haben bei der geringen Ausdehnung und bergigen Beschaffenheit der Insel nur einen kurzen Lauf. Aus mehrern Armen und Flüßchen entsteht bei Launceston der breite und schiffbare Tamar, welcher bei Port Dalrymple in die Baßstraße mündet Den Nordwesten bewässert der von den Surrey-Hills kommende Arthur-River. Im Westen mündet in den Macquarie-Harbour der im untern Laufe schiffbare, durch die Golddistricte von Franklin und Montgomery ziehende und den Humboldt-Pic in einer Spirale umfließende Gordon. Der Fluß des Südostens ist der von den Seen des Innern kommende, bei Hobarttown in die Stormbai fallende und gleichfalls im untern Laufe schiffbare Derwent. Das Klima T.s ist gemäßigt und ganz vorzüglich, und es gedeihen die Culturpflanzen des mittlern Europa. Die Zahl der zu den Australnegern gehörigen Ureinwohner wurde noch im Beginn unsers Jahrhunderts auf 4—5000 geschätzt. Vor der Barbarei der weißen Bevölkerung wichen diese Wilden immer mehr zurück, und 1810 sah sich die Regierung veranlaßt, strenge Strafen auf die Ermordung derselben zu setzen. Dagegen sahen sich die Weißen steten Raubzügen von seiten der Schwarzen ausgesetzt, und man fing sie deshalb in den J. 1835—45 sämmtlich ein und brachte sie auf die Flindersinsel, wo sie allmählich ausstarben. Die Zahl der meisten Ansiedler, meist Protestanten angelsächs. Abkunft, beträgt (1866) 95200. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die große Menge vorzüglicher Bau- und Nutzhölzer, der Reichthum an Mineralproducten, namentlich Kohlen, Gold, Kupfer, Silber, Blei, förderten mächtig die Einwanderung und hiermit die Entwickelung des Ackerbaues, der Viehzucht sowie auch des Handels. Der Viehstand der Insel zählte im J. 1865: 22152 Pferde, 90020 Rinder, 1,736540 Schafe. Die Ausdehnung des angebauten Landes wird auf 267173 Acker angegeben. Die Staatseinnahmen betrugen im J. 1866 284439, die Ausgaben 277637 Pfd. St. Eingelaufen waren 1866 775 Schiffe mit einem Gehalt von 117681 Tonnen; ausgelaufen 770 Schiffe mit 116143 Tonnen. Der Gesammtwerth der Einfuhr betrug 906940, jener der Ausfuhr 999520 Pfd. St., darunter Wolle 4,665594 Pfd. im Werthe von 407844 Pfd. St., Mehl 5100 Tonnen im Werth von 61330 Pfd. St., eingemachte Früchte für 70700 Pfd. St. Seit der Entdeckung des Goldes in T. 1853 hat die Zahl der Goldgräber zugenommen, während die Ausbeute der Wäschen abnahm. Der Werth des ausgeführten Goldes betrug 1853: 12,600083, 1857: 11,046113, 1860: 8,626642 Pfd. St. Neue Golddeckungen am Gordon und dessen Nebenflusse Franklin fanden 1862 statt. Von Bedeutung ist auch die Fischerei in den umliegenden Meeren, namentlich aber der Walfischfang, zu dessen Betrieb in den antarktischen Regionen die Colonie eine Flotte von 25 Schiffen besitzt. Die Thranausfuhr nach England betrug im J. 1861 an 710 Tonnen im Werthe von 60350 Pfd. St. Sehr blühend ist das geistige Leben der Colonie, obschon Vandiemensland früherer Deportationsort war. Es bestanden 1866 schon 88 Schulen, welche von 4600 Kinderu besucht wurden. An der Spitze der Colonie befindet sich als Vertreter der königl. Gewalt ein dem engl. Colonialminister untergebener, von der Krone ernannter Gouverneur. Diesem zur Seite stehen zwei Räthe, der executive, von der Regierung ernannte und meist aus Beamten zusammengesetzte, und der legislative, der zu zwei Dritteln von den Einwohnern ernannt wird. Die Verwaltung und Justiz sind im wesentlichen der englischen nachgebildet. T. wird in 18 Counties eingetheilt. Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs ist Hobarttown (s. d.). Erwähnenswerth sind noch Launceston, am Tamar, wo dieser für kleinere Seeschiffe fahrbar wird, mit 10359 E. (1861), die namentlich vom Handel mit der Colonie Victoria leben. Als eigentlicher Seehafen dieser Stadt gilt Georgetown am Port Dalrymple. Im Aufblühen begriffene Städte sind Devon, Westburn, Bathurst, Norfolk. Die Insel wurde 1642 von Abel Tasman (s. d.) entdeckt, jedoch von diesem für einen Theil des austral. Festlandes gehalten und nach dem holländ. Gouverneur in Ostindien, van Diemen, Vandiemensland benannt. Als Insel erkannten das Land erst Georg Baß und Flinders auf ihrer Rundfahrt um dieselbe vom 7. Oct. 1798 bis 8. Jan. 1799. 1803 legten die Engländer hier eine Verbrechercolonie an, die schnell, besonders durch

Einwanderung freier Leute, aufblühte und bis 1825 als ein von Neusüdwales abhängiges Untergouvernement betrachtet wurde. Sodann stellte man die Ansiedelung unmittelbar unter das engl. Colonialministerium und erhob Vandiemensland 1826 sammt den benachbarten Inseln zu einem eigenen Gouvernement. Die Erklärung zur selbständigen Colonie erfolgte 1853, nachdem schon früher die Deportation nach der Insel aufgehoben worden war. Zugleich erhielt die Insel auf Verlangen der Einwohner den Namen T. Vgl. Stoney, «A residence in T.» (Lond. 1856).

Tasso (Bernardo), ein vorzüglicher epischer und lyrischer Dichter Italiens, dessen Ruhm jedoch von seinem Sohne, Torquato T., verdunkelt wurde, war zu Bergamo 1493 geboren und stammte aus einem alten adelichen Geschlechte. Er zeigte schon als Knabe viel Anlagen und erhielt von seinen Aeltern und nach deren frühem Tode von seinem Onkel, Luigi T., Bischof zu Recanati, eine sorgfältige Erziehung. Nach längern Studien zu Padua und mehrfachem Wechsel der Stellung in Rom, am Hofe von Ferrara, in Venedig, wo er sich als Dichter einen Namen machte, trat er 1531 als Geheimschreiber in den Dienst Ferrante Sanseverino's, Fürsten von Salerno, und begleitete diesen auf Karl's V. Zuge nach Tunis sowie nach Flandern. Nach seiner Rückkehr nach Salerno heirathete er 1539 die schöne, reiche, durch Geist und Tugend ausgezeichnete Porzia de' Rossi und zog sich nach dem anmuthigen Sorrento zurück, wo er bis 1547 höchst glücklich lebte und seinen «Amadigi» anfing. Während der durch den Versuch der Einführung der span. Inquisition veranlaßten Wirren in das Unglück der Sanseveriner verwickelt, verwitwet und flüchtig, mußte er sich glücklich schätzen, von dem Herzog von Urbino nach Pesaro berufen zu werden. 1563 trat er als erster Secretär in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Mantua. Zum Gouverneur in Ostiglia ernannt, starb er bald nachher 1569. Sein Hauptwerk ist «L'Amadigi» (1560), ein romantisches Epos nach einem span. Romane, worin er ein großes und schönes Talent entwickelt, wenn auch die Verwickelung zu künstlich ist und die Vergleichung mit Ariosto schadet. Seinen übrigen kleinen Dichtungen ist Anmuth und Phantasie nicht abzusprechen; seine Briefe (herausg. von Seghezzi, 3 Bde., Padua 1733—51) sind für die polit. und Literaturgeschichte seiner Zeit von Wichtigkeit.

Tasso (Torquato), einer der berühmtesten ital. Dichter, der Sohn des vorigen, wurde zu Sorrento 1544 geboren. Seine Anlagen entwickelten sich ungewöhnlich früh und schnell; dabei zeigte er sich schon als Kind stets ernst. Nachdem er bei den Jesuiten in Neapel, dann in Rom und Bergamo Unterricht erhalten, theilte er in Pesaro den Unterricht mit dem Sohne des Herzogs von Urbino. Mit seinem Vater hielt er sich ein Jahr lang in Venedig auf und ging dann, 13 J. alt, nach Padua, um die Rechte zu studiren. Seine Neigung zog ihn jedoch unwiderstehlich zur Poesie. Im Alter von 17 J. trat er mit einem epischen Gedichte in zwölf Gesängen, «Rinaldo», hervor, das einigen Beifall gewann, worauf der Vater, nach langem Widerstande, einwilligte, daß er die Rechtsstudien aufgab. T. widmete sich nun mit doppeltem Eifer literarischen und philos. Studien zu Bologna und begann den schon in Padua gemachten Entwurf zu einem epischen Gedichte von der Eroberung Jerusalems auszuführen. Von Bologna ging er nach Modena und folgte dann der Einladung des Scipione Gonzaga nach Padua. Mit großem Fleiße studirte er Philosophie, namentlich die des Plato, zu dem er sich vor allen hingezogen fühlte. Dabei verlor er aber sein Epos nicht aus dem Auge. Vom Cardinal Lodovico von Este zum Hofcavalier ernannt, wandte sich T. im Oct. 1565 nach Ferrara, um den glänzenden Festen beizuwohnen, mit welchen die Vermählung des Herzogs Alfons mit Barbara von Oesterreich gefeiert wurde. Die beiden Schwestern desselben, Lucrezia, die nachmalige Herzogin von Urbino, und Leonore, beide zwar nicht mehr jugendlich, aber schön und liebenswürdig, begegneten dem Dichter mit Wohlwollen. Aufgemuntert von dem Herzoge, begann er wieder an seinem Epos zu arbeiten und verließ Ferrara nur auf kurze Zeit, um Padua, Mailand, Pavia und Mantua zu besuchen. Er hatte acht Gesänge seines Gedichts beendigt, als er im Gefolge des Cardinals von Este 1570 nach Frankreich reiste. Wegen unbesonnener Aeußerungen zu Gunsten der Hugenotten mußte er seine Stellung bei dem Cardinal aufgeben, trat aber bald darauf in die Dienste des Herzogs Alfons. Nicht lange nachher entstand sein Schäferspiel «Aminta», welches zwar alles Frühere in dieser Gattung übertraf, indeß bald durch Guarini's «Pastor fido» verdunkelt wurde. Der Herzog, durch diese dramatische Dichtung aufs angenehmste überrascht, ordnete die Aufführung an. T.'s Ansehen und Gunst stiegen, damit aber auch sein Argwohn, daß Neider insgeheim auf seinen Sturz hinarbeiteten. Nachdem er mehrere Monate in dem reizenden Castel Durante bei Urbino in der vertrautesten Freundschaft mit seiner großen Gönnerin Lucrezia verlebt, kehrte er mit reichen Geschenken nach Ferrara zurück und

wendete ſich wieder zu ſeinem Epos, welches er unter dem Titel «Goffredo» im Frühling 1575 beendigte. Der Herzog behandelte ihn mit verdoppelter Auszeichnung. T. mußte ihn nach ſeiner Villa Belriguardo begleiten, und Lucrezia, die ſich von ihrem Gemahle getrennt und zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, wünſchte den Dichter ſtets um ſich zu haben. Nur mit Mühe wirkte er ſich im Nov. 1575 die Erlaubniß aus, nach Rom zu gehen, um dort ſein Gedicht einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Hier wurde er von ſeinem Freunde Scipione Gonzaga dem Cardinal Ferdinand Medici, nachmaligem Großherzoge von Toscana, vorgeſtellt, der ihn einlud, in den Dienſt ſeines Hauſes zu treten. T. lehnte dies vorläufig ab; ſeitdem fürchtete er aber, wegen der Verhandlungen mit den Mediceern in Ferrara als Verräther angeſehen zu werden. Bei ſeiner Rückkehr nach Ferrara wurde er zwar von dem Herzoge und den Prinzeſſinnen mit gewohnter Freundlichkeit behandelt; allein bald zeigte es ſich, daß ſein Geiſt von melancholiſchen Einbildungen und krankhafter Reizbarkeit zerrüttet war. Ueberall glaubte er ſich von Neidern und Feinden umgeben und ſein Gedicht von der Inquiſition als ketzeriſch bedroht, eine Vorſtellung, die ſich ſchon von der Zeit ſeines Aufenthalts in Frankreich herſchrieb. In dieſer Stimmung zog er einen Dolch gegen einen Diener in den Zimmern der Herzogin von Urbino. Auch dieſe Thorheit verzieh ihm der Herzog und gab ihn nach kurzer Haft wieder frei, ließ ihn aber zu ärztlicher Behandlung in das Franciscanerkloſter von Ferrara bringen. Er ertrug dies nur wenige Tage und, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, entfloh er 1577, faſt ohne Geld, mit Hinterlaſſung aller ſeiner Papiere, zu ſeiner Schweſter nach Sorrento. Durch die Sorgfalt der Schweſter begann T. die innere Ruhe wieder zu erlangen. Bald bereute er ſeine Flucht und wendete ſich an den Herzog und die Fürſtinnen, um ſeinen Poſten, vornehmlich aber ihr Wohlwollen wieder zu erlangen. In der That ging er auch nach Ferrara zurück; aber ſein altes Uebel kehrte wieder und er entwich zum zweiten mal. Vergebens ſuchte er in Mantua, Padua und Venedig eine Zuflucht; auch in Urbino und Turin, wo er die wohlwollendſte Aufnahme fand, verließ ihn ſeine Unruhe nicht, die allmählich einen ſchlimmern Charakter annahm. Er ſehnte ſich nach Ferrara zurück und hielt dazu die Vermählung des Herzogs mit Margareta Gonzaga für den ſchicklichſten Zeitpunkt. Bei der Ankunft ſah er ſich jedoch bitter getäuſcht. Man beachtete ihn während der Feſtlichkeiten nicht ſonderlich, und dies nahm er als unerträgliche Zurückſetzung auf. Laut ergoß er ſich in Schmähungen gegen Alfons und deſſen Hof, ſodaß der Herzog im März 1579 ihn in das Irrenhospital bringen und als einen Verrückten verwahren ließ.

Die auffallende Härte dieſer Behandlung hat zu der unhaltbaren Tradition Veranlaſſung gegeben, daß T. durch ſeine Liebe zur Prinzeſſin Leonore die Ehre des herzogl. Hauſes verletzt habe. Der wirkliche Wahnſinn, welcher den Dichter, wenigſtens von Zeit zu Zeit, ergriff, die Plage, die er damit dem Herzoge bereitete, und ſein unzurechnungsfähiges Betragen ſind mehr als hinreichend, Alfons' Maßregeln zu erklären, der ihn nie als einen Verbrecher, ſondern ſtets nur als einen Gemüthskranken behandeln ließ. Der Zuſtand des Kranken wechſelte oft. T. fand auch jetzt ruhige Augenblicke, in denen er ſich herrlich bald in Verſen, bald in philoſ. Betrachtungen ausſprach. Ein neuer Schlag für ihn war die Nachricht, daß ſein Gedicht «Gerusalemme liberata» in höchſt verſtümmelter Geſtalt zu Venedig im Druck erſchienen. Dieſer erſten Ausgabe folgten ſchnell an verſchiedenen Orten mehrere andere, und die Unternehmer und Herausgeber bereicherten ſich, während der unglückliche Dichter im Irrenſpital ſchmachtete. Literariſche Quälereien kamen dazu. Eine Schrift, in welcher T. über Arioſto erhoben wurde, veranlaßte die Akademiker der Crusca zu einem maßlos heftigen Angriff auf die «Gerusalemme liberata». Mit Würde und Mäßigung beantwortete T. die Angriffe ſeiner Gegner. Inzwiſchen beſchäftigten ihn die Mittel, ſeine Freiheit zu erlangen nicht minder als die Vertheidigung ſeines Gedichts. Er hatte die mächtigſten Perſonen zur Vermittelung aufgeboten. Gregor XIII., der Cardinal Albano, der Großherzog von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehrere Fürſten des Hauſes Gonzaga hatten ſich vergebens für ihn verwendet. Die Stadt Bergamo, T.'s eigentliches Vaterland, hatte in gleicher Abſicht einen eigenen Geſandten an den Herzog geſchickt. Dieſer gab Verſprechungen, welche er aber nicht erfüllte. T.'s Zuſtand verſchlimmerte ſich ſo immer mehr: er war an Leib und Seele zerrüttet und litt periodiſch an wirklichem Wahnſinn. Endlich überließ Alfons im Juli 1586 auf dringendes Bitten die Perſon des Dichters nach mehr als ſiebenjähriger Gefangenſchaft ſeinem Schwager, Vincenzo Gonzaga von Mantua, welcher ihn ſo zu bewachen verſprach, daß Alfons nie etwas von ihm zu befürchten haben ſollte. In Mantua fand T. die freundlichſte und ehrenvollſte Aufnahme; aber ſein Uebel hatte bereits zu tief gewurzelt. Doch nahm er ſeine literariſchen Arbeiten wieder vor. Er vollendete unter anderm den von ſeinem Vater begonnenen «Flo-

ridante», und auch ſein Trauerſpiel «Torrismondo» arbeitete er von neuem um. Im folgenden Jahre beſuchte er Bergamo und wendete ſich nach Rom, wo er nicht nur von Scipione Gonzaga, ſondern auch von mehrern Cardinälen und Prälaten ſo wohl aufgenommen wurde, daß er neue Hoffnungen faßte. Allein nichts ging in Erfüllung, und er begab ſich 1588 nach Neapel, um einen Verſuch zu machen, das eingezogene Vermögen ſeiner Aeltern wiederzuerlangen. Hier beſchäftigte er ſich mit einer gänzlichen Umarbeitung ſeines großen Gedichts «Gerusalemme liberata». Von Neapel kehrte T. nach Rom zurück und lebte dann eine Zeit lang in Florenz, Mantua und Neapel, ſtets unſtet und unruhig, ſich und andern mistrauend, krank und arm. Die Umarbeitung ſeines Werks als «Gerusalemme conquistata» (zuerſt 1593 gedruckt) und die Dichtung «Le sette giornate del mondo creato» entſtanden in dieſer unglücklichen Zeit. Inzwiſchen hatte Hippolyt Aldobrandini als Clemens VIII. den päpſtl. Stuhl beſtiegen. Der Neffe deſſelben, der Cardinal Cinzio, bewog T. endlich nach Rom zu kommen, um die feierliche Dichterkrönung auf dem Capitol zu erhalten. Im Nov. 1594 langte T. an; man verſchob aber die Feierlichkeit bis zum Frühjahre. Während des Winters ſchwand ſeine Geſundheit mehr und mehr. Er fühlte ſein nahes Ende und ließ ſich in das Hieronymitenkloſter San-Onofrio auf dem Janiculum bringen, wo er an einem hitzigen Fieber 25. April 1595 ſtarb. T. wurde in der Kirche des genannten Kloſters beſtattet. Der Cardinal Bevilacqua von Ferrara ließ ihm ein Denkmal ſetzen, ein neueres, glänzenderes, aber geſchmackloſes wurde unter Pius IX. über ſeinem Grabe aufgeſtellt. Auch die Stadt Bergamo hat ihm eine Statue errichtet.

Friedr. Schlegel ſagt in der «Geſchichte der alten und neuen Literatur» über T.: «Etwas jünger als Camoens iſt T., der uns ſchon durch ſeine Sprache und zum Theil auch durch ſeinen Inhalt näher ſteht, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernſte der geſchichtlichen Wahrheit verbinden. Nicht blos eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit beſeelte den ebenſo ruhmbegierigen als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum deſſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn, ſo zu ſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die Virgil'ſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſog. epiſchen Maſchinenwerk. T. gehört im ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſte klar aufzufaſſen und ſich ſelbſt darin zu verlieren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedichte ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden in jedem andern Werke ſchön ſein würden und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Clorindens Schönheit und Erminiens Liebe, dieſe und ähnliche Stellen ſind es, die uns an T. feſſeln. In ſeinen lyriſchen Gedichten («Rime») iſt eine Glut der Leidenſchaft und eine Begeiſterung der unglücklichſten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferſpiel «Aminta» erſt an die Quelle jener ſchönen Dichtungen führt. T. iſt ganz ein Gefühlsdichter und, wie Arioſto, ganz maleriſch. So iſt über T.'s Sprache und Verſe ein Zauber muſikaliſcher Schönheit ausgegoſſen, der wol am meiſten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er ſelbſt beim Volke mehr als Arioſto iſt.» Eine ausführliche Charakteriſtik T.'s als epiſchen Dichters findet ſich in Ranke's Schrift «Zur Geſchichte der ital. Poeſie» (Berl. 1837) und in der «Allgemeinen Monatsſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur» (September- und Octoberheft 1851). Das kritiſche Verzeichniß der Ausgaben von T.'s Werken würde ein eigenes Buch füllen. Die Roſini'ſche Ausgabe (30 Bde., Piſa 1820 fg.) iſt jedoch die vollſtändigſte und die mailänder der «Opere scelte» (5 Bde., 1823 fg.) ſehr brauchbar. Der «Rinaldo» erſchien zuerſt zu Venedig 1562, die «Gerusalemme liberata» verbeſſert zuerſt zu Parma 1581. Die beſten deutſchen Ueberſetzungen von letzterm Werke ſind die von Gries (2 Bde., 12. Aufl., Lpz. 1865) und Streckfuß (2 Bde., 4. Aufl., Lpz. 1847). Die «Auserleſenen lyriſchen Gedichte» überſetzte K. Förſter (2. Aufl., Lpz. 1844). Eine vollſtändige chronol. Ausgabe ſeiner nicht blos literariſch und für ſein eigenes Leben, ſondern für die Kenntniß der ganzen Zeit ſehr wichtigen Briefe lieferte C. Guaſti (5 Bde., Flor. 1852—55), mit werthvollen Abhandlungen über T. als Epiſtolograph, über die nach allem Schreiben und Hadern (neuerdings von G. Roſini, Gaet. Capponi, C. Cavedoni u. a.) noch nicht vollſtändig aufgeklärte Geſchichte der Gefangenſchaft, über den Streit mit der Crusca u. ſ. w. T.'s Leben wurde von vielen geſchrieben; ſo von ſeinem Freunde Giamb. Manſo (Neap. 1619), am vollſtändigſten von P. A. Seraſſi (Rom 1785; neue Aufl., Flor. 1858). Die von dem Conte M. Alberti herausgegebenen «Manoscritti inediti di Torq. T.» (Lucca 1837) ſind unecht.

Tassöni (Alessandro), ital. Dichter, geb. 1565 zu Modena, war in seiner Jugend manchen Prüfungen ausgesetzt, die ihn aber nicht hinderten, zu Bologna und Ferrara seine Studien zu machen. 1597 ging er nach Rom und wurde hier Secretär des Cardinals Ascanio Colonna, der ihn 1600 mit sich nach Spanien nahm und dann nach Rom zurücksendete. Hier ließ T. seine «Pensieri diversi» erscheinen, ein Werk, das wegen der sinnreichen Paradoxien, mit denen es den Wissenschaften den Krieg anzukündigen schien, und durch den heitern Scherz und die gefällige Anmuth, womit es die bittern Angriffe würzte, großes Aufsehen machte. Noch mehr war dies der Fall mit den «Considerazioni sopra il Petrarca» (1609), worin T. den Petrarca, den man nach seiner Ansicht überschätzte, herabzusetzen suchte, was einen großen Schriftenwechsel veranlaßte. T. hatte sich seit dem Tode des Cardinals Colonna 1608 ohne Anstellung befunden. Da ihm aber die Mittel zu einem unabhängigen Leben fehlten, trat er 1613 in savoyische Dienste und dann in die des Cardinals Ludovisi. Später fand er eine ehrenvolle Stellung bei dem Herzoge Franz I. zu Modena, wo er 1635 starb. Seinen Ruhm verdankt er dem komischen Epos «La secchia rapita» (Par. 1622; deutsch von Kritz, Lpz. 1842), das den Krieg der Modeneser und Bologneser in der Mitte des 13. Jahrh. zum Gegenstande hat. In diesem Kriege wurde einst der Eimer eines Brunnens von einigen Modeneserm, die in Bologna eingedrungen waren, aus dieser Stadt weggeführt und als eine Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch heutigentags als ein Kleinod aufbewahrt wird. Dieses Ereigniß und die vergeblichen Anstrengungen der Bologneser, den Eimer wiederzuerlangen, besingt T. in zwölf burlesk-epischen Gesängen, denen es weder an Ariosto'scher Laune und Anmuth, noch auch in einzelnen Stellen an epischem Adel fehlt. Dabei hat die Sprache den echt toscan. Charakter, und der Versbau ist leicht und angenehm. Eine Auswahl von T.'s Briefen hat Gamba (Bened. 1827) herausgegeben.

Tastsinn (tactus, Gefühl). Die Tastempfindungen werden durch die Haut und Schleimhaut vermittelt und sind zweierlei Art, nämlich Wahrnehmungen vom Drucke und von Temperaturen, welche von denen der Haut verschieden sind (Kälte und Wärme). Organe der Tastempfindungen sind die eigenthümlich gebauten Enden der Hautnerven (Tastkörperchen). Nicht an allen Stellen der Haut (s. d.) ist das Empfindungsvermögen für Druck und Temperatur gleich. Die feinsten Unterschiede nehmen die Zungenspitze und die Fingerspitzen wahr. Die Haut an den Extremitäten, z. B. auf dem Rücken, empfindet erst gröbere Unterschiede. Die Haare, Nägel und Zähne, die an sich unempfindlich sind, vermitteln gleichwol das Tasten durch Uebertragung auf die Haut, in welcher sie wurzeln. Der T. vermittelt ferner die Ortswahrnehmung. Die Fähigkeit, feine Unterschiede des Drucks und der Temperatur wahrzunehmen, ist, wie die Leistungen der andern Sinnesorgane, einer höhern Ausbildung fähig, wie man namentlich an Blinden beobachten kann, welche in ihrem Verkehr mit der Außenwelt auf dieses Organ angewiesen sind. Große Verschiedenheit der Tastorgane findet sich bei den Thieren. Hier sind es die sich in einen Rüssel endigenden Nasen einiger, die Barthaare, die Zunge, die Lippen anderer Säugethiere, die Zunge vieler Vögel und Amphibien, die Fäden am Kopfe mehrerer Fische, die Fühlhörner und Freßzangen mehrerer Insekten, die Fühlfäden der Mollusken u. s. w. Wie der T. durch Uebung ausgebildet zu werden vermag, so können die Tastorgane auch abgestumpft werden, wie dies namentlich bei Menschen der Fall ist, welche schwere Handarbeit verrichten.

Tastu (Sabine Casimire Amable), franz. Dichterin, wurde 31. Aug. 1798 zu Metz geboren. Ihr Vater, Boïart, war Proviantverwalter und ihre Mutter eine Schwester des Kriegsministers Bouchotte. Noch sehr jung, verlor sie die Mutter durch den Tod. Doch ihr Vater gewann als zweite Gattin eine treffliche Frau, die durch mehrere Uebersetzungen aus dem Deutschen sowie durch moralische Volksschriften, z. B. «La femme, ou les six amours», sich bekannt gemacht hat. Die Tochter zeigte von Jugend auf viel poetische Anlage. 1816 heirathete sie den Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Joseph T., mit dem sie einige Jahre in Perpignan lebte. Ihre ersten Gedichte erschienen in Musenalmanachen und bei besondern Veranlassungen. Sodann veröffentlichte sie eine Sammlung ihrer «Poésies» (Par. 1830; verm. Aufl., 3 Bde., Par. 1838) und «Poésies nouvelles» (Par. 1834), worin sich sehr anziehende Gedichte, meist in der elegisch reflectirenden Gattung, finden. Sie verherrlichte mit besonderm Erfolg das häusliche Leben, dem sie zarte poetische Beziehungen abzugewinnen wußte. Nur wo sie einen höhern Schwung anstrebte, erwies sich ihr Talent als unzureichend. So stehen ihre «Chroniques de France» (Par. 1829), welche epische Dichtungen enthalten, weit hinter ihren lyrischen Ergüssen zurück. Bemerkenswerth ist, daß sie in Bezug auf Correctheit und Abrundung der Sprache alle ihre Mitbewerberinnen um den poetischen Preis übertrifft. Später versuchte sie sich noch in verschiedenen Richtungen, auch in der Prosa. So als Unterhaltungsschriftstellerin in den «Soirées

littéraires de Paris» (Par. 1832), in «Prose» (2 Bde., Par. 1838) und als Jugendschriftstellerin in der «Éducation matérielle; simple leçon d'une mère à ses enfants» (4 Bde., Par. 1836 u. öfter), den «Lectures pour les jeunes filles» (2 Bde., Par. 1840—41) u. s. w. 1839 gewann ihre Lobrede auf Frau von Sevigné bei der Akademie den Preis. Unter den mancherlei Arbeiten, welche sie, vielleicht durch äußere Verhältnisse veranlaßt, um des Erwerbes willen, geschrieben, befindet sich ein «Tableau de la littérature allemande» (Par. 1842), welches nur dem gewöhnlichen Bedürfnisse entspricht. Sie selbst veranstaltete eine Sammlung ihrer «Poésies complètes» (4 Bde., Par. 1859). Ihr Gatte, der sich vielfach mit Untersuchungen über die ältere span. Sprache und Literatur beschäftigt hatte, starb 22. Jan. 1849 als Bibliothekar der Bibliothek St.-Geneviève zu Paris. Nach seinem Tode lebte sie mehrere Jahre zu Larnaca auf Cypern, wo ihr Sohn, Eugène T., franz. Consul war.

Tatarei, fälschlich Tartarei, nannte man im Mittelalter im allgemeinen das mittlere Asien, weil man die von dorther gegen Westen heranstürmenden Horden unter dem Gesammtnamen der Tataren (s. d.) begriff. Später unterschied man die Kleine oder Europäische von der Großen oder Asiatischen T. Unter der erstern begriff man die Theile des russ. Reichs, welche ehemals die Khanate der Krim, von Astrachan und Kasan ausmachten. (S. Kiptschak.) Jedoch bezeichnete man damit im engern Sinne des Worts vorzüglich die Krim (s. d.) und die Gegenden des untern Dnjepr und Don. Die Asiatische T., welche das weite Gebiet zwischen dem Kaspischen Meere, Sibirien, der Wüste Gobi, Afghanistan und Persien begriff, seit dem 13. Jahrh. nach ihrem Beherrscher, dem Sohne Dschingis-Khan's, auch Dschagatai (s. d.) oder Tschagatai genannt und durch den Belurtagh, das westl. Randgebirge des centralen Hochasien, in Ost- und West-Dschagatai getheilt wurde, kommt jetzt in den geogr. Werken theils unter den Namen der einzelnen Gebiete, die sie umfaßt, theils unter dem allgemeinen ethnogr. Namen Turkestan (s. d.) vor und wird ebenfalls durch den Belurtagh in Ostturkestan oder Turfan (s. d.) und Westturkestan oder Turkestan schlechthin, wozu manche auch Turan (s. d.) rechnen, getheilt. Daneben sind aber aus älterer Zeit auch noch die Namen Chinesische oder Hohe T. für den östlichen und Freie T. für den westl. Theil im Gebrauch, obwol die Bevölkerung in beiden keineswegs eine tatarische ist.

Tataren, ein Völkername von sehr schwankender Bedeutung, der bei den Geschichtschreibern und Ethnographen des Morgen- und Abendlandes bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung gebraucht wird. Ursprünglich einen mongol. Volksstamm bezeichnend und mit dem Namen Mongolen (s. d.) in ethnographischer Hinsicht identisch, wurde infolge der Eroberungen der Mongolen im 13. Jahrh. der Name T. eine Collectivbenennung, mit der man (gleichwie der Name Franken seit Karl d. Gr. und der Herrschaft der Franken zur allgemeinen Bezeichnung aller westeurop. Völker wurde) nicht blos die eigentlichen T. oder Mongolen, sondern auch alle ihnen unterworfenen verwandten und ähnlichen Völker bezeichnete. Nur wandelte man in Europa, einem Wortspiele mit dem Tartarus der Alten zu Gefallen, den Namen in «Tartaren», d. h. aus der Unterwelt Gekommene, um. So wurden hauptsächlich drei in körperlicher Hinsicht zwar verschiedene, in sprachlicher Beziehung aber innig verwandte Völker, Mongolen, Tungusen und Türken, unter dem Namen T. begriffen, in deren Geschichte somit auch die der T. aufgeht. Gegenwärtig wird der Name T. noch in doppelter Beziehung gebraucht: einmal zur Bezeichnung des hochasiat. Völker- und Sprachstammes, dann speciell als Name einzelner bestimmter Völkerschaften. Der tatarische oder altaische Sprachstamm, auch der ural-altaische, ugrisch-tatarische oder turanische Sprachstamm genannt, gehört zu den agglutinirenden Sprachen. Als seine Urheimat wird die Hochebene in der Gegend des Altaigebirgs vermuthet. Sein Gebiet, vom indogermanischen mehrfach unterbrochen, reicht vom Japanischen Meere bis in die Nähe von Wien und Christiania und vom nördl. Eismeer bis nach Tibet und der Küste Kleinasiens. Von den zu ihm gehörigen Sprachen, welche untereinander nicht so nahe verwandt sind als die indoeuropäischen, zeigt die östlichste (Mandschu) die geringste, die westlichste (Finnisch) dagegen die höchste grammatische Ausbildung. Bei bedeutenden, tief in den grammatischen Bau eingreifenden Unterschieden haben die tatar. Sprachen doch mehrere sehr charakteristische gemeinsame Eigenschaften. Consonanten und Vocale sind in der Silbe gleichberechtigt, daher dürfen nicht mehrere Consonanten in einer Silbe zusammentreffen. Unter den Vocalen herrscht das Gesetz der Harmonie vor, weshalb harte und weiche Vocale nicht in denselben Worten geduldet werden. Die Armuth der Partikeln aber wird ersetzt durch Reichthum an Ableitungsformen, und in der Periodenbildung wiederholen sich die Gesetze der Wortbildung, sodaß die Sätze nicht, wie in den indogerman. Sprachen, ineinandergefügt werden, sondern jeder Satz fast wie ein Suffix dem-

jenigen andern Satze sich anschließt, dem er zu näherer Beziehung dient. Der tatar. Stamm zerfällt in zwei Hauptgruppen. Die erste umfaßt die tatar. Sprachen im engern Sinne. Dahin gehört 1) das Tungusische, von den Tungusen auf russ. Gebiete vom Jenisei bis ans Ochotskische Meer gesprochen, und das zur Schriftsprache erhobene Mandschu bei den Mandschu oder den Tungusen auf chines. Gebiete. Wenig über der grammatischen Einfachheit des Tungusischen steht 2) das Mangalische, welches a) in einen östl. Zweig, das Ostmangalische (in der Mongolei, dem Ursitze des Volks), b) einen westl. Zweig, das Kalmückische (auf den weiten Steppen des westl. Hochasien und an der untern Wolga), und c) einen nördl. Zweig, das Burätische (im Berglande südlich des Baikalsee), zerfällt. 3) Das Türkische, reichend vom Adriatischen Meere bis jenseit der Lenamündung, erscheint am reinsten bei den Uiguren, am meisten durch pers., arab. und europ. Einflüsse gefärbt bei den Osmanen in Konstantinopel und zerfällt in drei große Gruppen, welche sich wiederum in etwa zwanzig Dialekte (z. B. Uigurisch, Kamanisch, Usbekisch, Turkomanisch, Kirgisisch, Baschkirisch, Krimmisch, Nogaisch u. s. w.) scheiden. Daran schließt sich die Sprache der nordöstlich versprengten Jakuten an der Lena. Die zweite Hauptgruppe der tatar. Sprachen bilden die finnischen Sprachen, auch unter dem Namen der tschudischen, ugrischen, uralischen Sprachen zusammengefaßt. Man unterscheidet fünf Zweige: 1) die samojedische Gruppe, an den Mündungen der Petschora, des Ob und des Jenisei, auch am mittlern Ob und obern Jenisei; sie scheint vom finn. Charakter am meisten abzustehen; 2) die ugrische Gruppe, mit den Sprachen der Ostjaken, Wagulen und Magyaren (Ungarn); 3) die bulgarische Gruppe, zu der die Tscheremissen und Mordwinen zählen, während die Tschuwaschen zur tatar. Sprache übergegangen sind; 4) die permische Gruppe, welche die Permier, Syrjänen und Wotjäken umfaßt; endlich 5) das Finnische im engern Sinne, mit der Sprache der Finnen oder Suomalainen, ferner der Esten, Liven, Lappen und Woten. Eine eigene bedeutsame Literatur hat nur das Finnische entwickelt; sonst haben nur die unter westeurop. Einflüssen stehenden Magyaren und moslemischen Osmanen eine wirkliche Literatur erzeugt. Von geringerer Bedeutung sind die durch den Buddhismus hervorgerufenen Literaturen der Mandschu, Mongolen und Kalmücken sowie die nach arab. und pers. Vorbildern erwachsene der Osttürken und T. Alle diese Völkerfamilien, wie sehr sie auch hinsichtlich ihrer Rasse, Religion und Sitte verschieden sind, haben außer der Sprache doch ein Gemeinsames in histor. Entwickelung und ihren Schicksalen und größtentheils auch in ihrer mehr oder weniger nomadischen Lebensweise, sodaß die Uebertragung des Namens T. auf sie ihren zureichenden Grund hat. Die Zahl sämmtlicher zum tatar. Völker- und Sprachstamm gehörigen Individuen wird auf 34 Mill. angegeben. Speciell werden aber auch noch mehrere einzelne Völkerschaften mit dem Namen T. belegt, welche, da sie ihrer Körperbildung nach mehr oder weniger zur mongol. Rasse, ihrer Sprache nach aber zur türk. Völkerfamilie gehören, wahrscheinlich aus einer mehr oder minder starken Vermischung von Mongolen mit türk. Völkern zur Zeit der Herrschaft der erstern entsprungen sind und die man deshalb turk-tatarische Völkerschaften nennt. Es sind dies die T. im südl. Rußland und am Kaukasus, bekannt unter dem Namen der Nogaier, Kumücken u. s. w.; die Wolga-T., mehrere schwache Stämme an der untern Wolga und am Ural, mit vielen ihren Wohnplätzen entnommenen Specialbenennungen, wie kasansche, ufische Tataren u. s. w.; die Turk-T. am Ural, Tom, Ischim und Tabol, mit verschiedenen, ebenfalls großentheils den Wohnplätzen entlehnten Stammbenennungen, von denen die Baschkiren an der untern Wolga, auf dem Ural und an der Kama und die Karakalpaken in der Nähe des Aralsees die bekanntesten sind; die Kirgisen; die sibir. Turk-T. zwischen dem mittlern Irtysch und dem untern Laufe der obern Angara, mit türk., aber mit mongol. Elementen gemischten Mundarten und mongol. Körperbildung. Vgl. Castrén, «Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker» (Petersb. 1857).

Tatiānus, aus Assyrien, einer der sog. Apologeten der christl. Kirche, lebte im 2. Jahrh., wie es scheint zu Rom, als Rhetor. Durch Justinus Martyr zum Christenthum bekehrt, wurde er streng dualistischer Gnostiker, der namentlich durch seine ascetische Sittenlehre viele Anhänger sich erwarb. Wir besitzen von ihm noch eine «Oratio ad Graecos» (herausg. von Warth, Orf. 1700) und eine «Harmonia evangeliorum». Vgl. Daniel, «T. der Apologet» (Halle 1837).

Tatius (Titus) heißt in der röm. Sage der König der Sabiner von Cures, der nach dem Raube der Sabinerinnen gegen Romulus zog, den Quirinal und dann durch den Verrath der Tarpeja (s. d.) die capitalinische Burg besetzte, nach Beilegung des Kriegs aber fünf Jahre mit Romulus gemeinsam über den Doppelstaat der Römer und Quiriten herrschte, bis er bei einem feierlichen Opfer zu Lavinium von Laurentern, die er beleidigt hatte, erschlagen wurde. Bei der

Vereinigung des sabinischen mit dem latinischen Stamm erhielt der sabinische von ihm den Namen Tities, welchen dieser auch fortführte, als dann ein dritter Stamm, die Luceres, dazu kam. Des T. Grab, bei dem man alljährlich Todtenopfer brachte, befand sich auf dem Aventin; sein Haus soll auf dem Capitolin, da, wo nachher der Tempel der Juno Moneta sich erhab, gestanden haben.

Tätowiren (ein Wort polynesischen Ursprungs) heißt die Haut des Körpers mit allerlei Figuren verzieren. Zu diesem Behufe werden mit spitzigen Instrumenten die beliebten Figuren in die Haut eingeritzt und dann die wunden Stellen mit Farben eingerieben. Diese Sitte kommt schon im Alterthum bei einzelnen Völkern vor; gegenwärtig besteht sie noch bei den Bewohnern der Südseeinseln und mehrern indian. Völkerschaften. Das T. gilt bei diesen letztern im allgemeinen für einen Schmuck des Körpers. In seinen verschiedenen Formen dient es zur Unterscheidung der Stämme voneinander sowie der Familien und des Ranges, zum Andenken an merkwürdige Ereignisse und zum Zeichen geschlossener Bündnisse. Bei uns lassen sich Leute (Matrosen, Soldaten u. s. w.) zuweilen einen Namenszug u. dgl. in den Arm tätowiren.

Tatra, s. Karpaten.

Tatterfall heißt ein Etablissement in London, welches den Freunden des Sport zum Mittel- und Sammelpunkt dient, ebenso wie Bank und Börse den Kaufleuten der City. Dasselbe wurde von Richard Tatterfall, einem Manne von niedriger Herkunft, der sich im Stalle und beim Wettrennen ein Vermögen erworben hatte, 1777 begründet, zu jener Zeit, als unter Georg III. der Turf (Rennbahn) zum Ansehen einer wahrhaft volksthümlichen Institution gelangte. Ursprünglich befand sich dieses Etablissement an der südwestl. Ecke des Hydepark, dem fashionabelsten Theile Londons, und begriff Versammlungszimmer, einen Hofraum zur Ausstellung und zum Verkauf von Pferden sowie die nöthigen Stallungen. Das Unternehmen fand rasch den lebhaftesten Anklang. Es wurde zu gewissen Zeiten das Rendezvous für alle Freunde des Sport und diente zum Kauf und Verkauf von Pferden, Wagen und andern Utensilien. Namentlich aber fand hier die Besprechung und Liquidirung der Wetten statt. Als Richard Tatterfall um 1802 starb, war das Ansehen des Etablissements, das von seiner Lage schlechthin «The corner» (die Ecke) hieß, fest begründet. Unter der tüchtigen Leitung seines Sohnes wurde es je nach Bedürfniß verschönert und erweitert, bis es endlich die Enkel des Begründers 1865 in ein großartiges Local verlegten, welches zu diesem Zwecke an dem Punkte, wo die dem Hydepark entlang laufende große Fahrstraße sich in die beiden nach Kensington und Brompton führenden Straßen gabelt, neu aufgeführt worden war. Neuerdings ist der Name T. auch auf ähnliche Etablissements in Paris, Berlin, Leipzig u. s. w. übergegangen.

Tatti (Jacopo), s. Sansovino.

Taube (Columba) ist der Name einer ungemein artenreichen Ordnung, der sog. Girrvögel (Gyratores), mit geradem, zusammengedrücktem, an der Kuppe gewölbtem Schnabel, halbverdeckten Nasenlöchern und zwölffederigem Schwanze. Die T. sind meist schöngefärbte Vögel, nähren sich von Sämereien, leben gesellig, aber in dauernder Monogamie und füttern ihre Jungen sorglich mit im Kropfe erweichten Körnern, weshalb sie stets für Sinnbilder der Schönheit, Zärtlichkeit und Unschuld galten. Bemerkenswerthe Arten sind: die Ringeltaube (C. Palumbus), die größte der in Deutschland wild lebenden Arten, mit weißen, halbmondförmigen Flecken an jeder Seite des Halses, und die Holztaube (C. Oenas), der vorigen sehr ähnlich, mit grünschillernem Halse, aber ohne Flecken, beide den Getreidefeldern und Nadelholzsaaten gefährlich. Die kleine, zierliche Turteltaube (C. Turtur) lebt in den gemäßigten Zonen der ganzen Alten Welt, ist von graulich-bunter Färbung, durch einen schwarzen Fleck an beiden Seiten des Halses kenntlich und wird wegen ihrer zärtlichen Lockstimme bei allen Culturvölkern gehegt und besungen. Diese T. sind sämmtlich Zugvögel. Die Lachtaube (C. risoria), über ganz Europa verbreitet, hellgrau mit einem schwarzen Bande, ist bekannt durch den lachenden Ton ihrer Stimme. Die Wandertaube (C. migratoria), 18 Zoll lang, schiefergrau mit brauner Brust und goldgrünem Nacken, erscheint in Schwärmen von vielen Millionen jeden Herbst aus den Hudsonsbailändern im nördl. Amerika, verwüstet Wälder und Felder und gewährt, auf den Brüteplätzen zu vielen Tausenden erschlagen, Menschen und Schweinen reichliche Nahrung. Außer vielen schönen, zum Theil metallisch gefärbten ausländischen Arten ist noch anzuführen die zwischen Japan und den Shetland-Inseln fast überall wild lebende Feldtaube (C. Livia). Sie ist schiefergrau gefärbt und trägt auf dem Oberflügel zwei schwarze Querbinden. Diese T. zeichnet sich durch ihre Vorliebe für Küsten und hohe Orte, durch schnellen Flug und ruhige, graziöse Bewegungen in der Luft aus. Von ihr stammt unsere Haustaube (C. Livia domestica), deren Zucht seit den ältesten histor. Zeiten mit Vorliebe betrieben wurde, und die infolge

dieſer über Jahrtauſende ſich erſtreckenden Züchtung in unzähligen Spielarten vorkommt, z. B. Kuppen-, Kropf-, Kragen-, Purzel-, Pfau-, Trommel-, türk. und Karmelitertauben u. ſ. w. Sie brüten ſechs-, acht- und mehrmal im Jahre, legen aber nur zwei Eier auf einmal. Man füttert ſie mit Getreidekörnern, beſonders Weizen, Gerſte, Wicken und Erbſen. Auf dem Felde richten ſie oft großen Schaden an. Das Fleiſch der T. gewährt eine leicht verdauliche und zugleich ſehr nahrhafte Speiſe, wird aber aus religiöſen Gründen in manchen Ländern, wie Rußland, nicht gegeſſen. Die verſchiedenen durch Züchtung entſtandenen Raſſen der Haustauben ſind beſonders eingehend von Darwin («Domesticated animals and cultivated plants», Lond. 1868; deutſch von Carus, Lpz. 1868) behandelt worden.

Taubenpoſt heißt die Einrichtung, wonach Tauben (Brieftauben) zur Beförderung von Briefen verwendet werden. Die Tauben wurden ſchon in den früheſten Zeiten als Boten gebraucht, namentlich im Orient, wo man ſich dazu der türk. Taube bediente und ſelbſt noch bedient. In neuerer Zeit wurden die T. auch in Europa ins Leben gerufen, und namentlich bedienten ſich der Tauben als Briefträger die Bankiers auf großen Handelsplätzen, um die Coursdifferenzen ſchnell weiter zu befördern. Doch hat die Entwickelung der elektriſchen Telegraphie auch dieſes verhältnißmäßig ſchnelle, aber immer umſtändliche Verkehrsmittel in den Hintergrund geſtellt. Die zu Briefträgern beſtimmten Tauben werden an ihren Beſtimmungsort gebracht und dort, nachdem man ihnen den in Wachs getränkten Brief unter die Flügel befeſtigt, losgelaſſen. Gewöhnlich legt die T. 20 M. in Einer Stunde zurück. Damit die Nachricht auch am beſtimmten Orte anlange, pflegt man mehrere Tauben mit Briefen des nämlichen Inhalts abzuſenden.

Tauber (die oder der), ein linker Nebenfluß des Main, entſteht aus dem Tauberſee bei Michelbach an der Heide im Oberamt Gerabronn des württemb. Jaxtkreiſes, tritt alsbald in das bair. Mittelfranken, wo der Fluß auf ſeinem nördl. Laufe Rothenburg (ſ. d.) berührt, durchſchneidet dann, ſich gegen Nordweſten wendend, die Nordſpitze Württembergs bei Tauberzell und Creglingen und die Südſpitze vom bair. Unterfranken bei Röttingen. Dann geht der Fluß weſtwärts abermals durch Württemberg über Weikersheim und Mergentheim und zuletzt wieder nordweſtwärts durch Baden, wo er Königshofen, Lauda, Tauberbiſchofsheim berührt und bei Wertheim mündet. Die T. iſt 16 M. lang, nicht ſchiffbar und fließt fortwährend in einem engen, felſigen, meiſt tiefen Thale, dem Taubergrunde, welcher reich an vorzüglichen Weinen iſt. Die Tauberweine wachſen zum geringſten Theile auf bair. Gebiete (Mittelfranken) bei Rothenburg, ſchon mehr auf württembergiſchem, beſonders bei Markelsheim, vorzüglich aber im bad. Antheil bis zur Mündung der T. in den Main, beſonders bei Schleitheim und Tauberbiſchofsheim. Die Rebencultur an der T. hat ſehr zugenommen, und der rothe Tauberwein, ein leichter, angenehmer Tiſchwein, etwa den geringern heſſ. und übrigen bad. Rothweinen gleichſtehend, findet ſeiner Wohlfeilheit wegen Abſatz in Mittel- und Norddeutſchland. Oft zählt man die Tauberweine unter die Neckarweine. — Tauber-Biſchofsheim, ein belebtes Städtchen im bad. Kreiſe Mosbach, Hauptort des nach ihm benannten Amtsbezirks (7,68 Q.-M. mit 29000 E.), 3¼ M. im Südoſten von Wertheim und 4 M. im Südweſten von Würzburg, am linken Ufer der T., einem wichtigen Défilé, und an der 1867 eröffneten Eiſenbahn gelegen, hat ein Gymnaſium und eine Gewerbeſchule, ein Hospital, ein ehemaliges Franciscanerkloſter und zählt 2891 E. (1864), die ſehr ergiebigen Weinbau treiben. — Im deutſchen Kriege von 1866 war an der untern T. und in dem Raume zwiſchen ihr und Würzburg das ſpecielle Kriegstheater für den Feldzug ſüdlich des Main. Am 23. Juli kam es zwiſchen der bad. Diviſion unter dem Prinzen Wilhelm und einem Detachement der preuß. Diviſion Flies bei dem bad. Dorfe Hundheim (1½ M. im Südweſten von Wertheim und 2¾ M. im Nordweſten von Tauber-Biſchofsheim) zu einem für den erſtern nachtheiligen Gefechte. Am 24. Juli forcirten die Preußen, Oldenburger und Hanſeaten unter Manteuffel und Beyer die Tauberlinie durch die Gefechte bei Werbach (rechts an der T. und an der Mündung des Walzbachs, ¾ M. von Tauber-Biſchofsheim) gegen die bad. Diviſion, und bei Tauber-Biſchofsheim gegen die Württemberger, Naſſauer, Heſſen und Oeſterreicher unter dem Prinzen Alexander von Heſſen, worauf ſich das 8. Bundescorps von der T. gegen Würzburg zurückzog. Am 25. Juli geſchah dies durch die Gefechte bei dem bad. Dorfe Gerchsheim (2 M. im Nordoſten von Tauber-Biſchofsheim) und bei dem bair. Flecken Helmſtadt (2 M. öſtlich von Wertheim), desgleichen 26. Juli bei dem bair. Dorfe Roßbrunn (¾ M. im Nordoſten von Helmſtadt und 1½ M. weſtlich von Würzburg). Infolge deſſen mußte das 8. Bundescorps über den Main zurückweichen.

Taubert (Karl Gottfr. Wilhelm), namhafter deutſcher Muſiker, geb. 23. März 1811 zu Berlin, wo ſein Vater Kanzleidiener beim Kriegsminiſterium war, zeigte früh muſikaliſche An-

lagen und erhielt seinen ersten Unterricht im Pianofortespiel durch Neilhardt, seine weitere musikalische Ausbildung aber auf königl. Kosten durch L. Berger. Seit 1827 widmete er sich auf der Universität seiner Vaterstadt philos. sowie unter Anleitung B. Klein's ernsten musikalisch-wissenschaftlichen Studien und gewann daneben als Musiklehrer, Componist und Klaviervirtuos unter den Musikern Berlins bald eine hervorragende Stellung. Zugleich erwarb er sich auf verschiedenen Kunstreisen, wie 1833 nach Leipzig und Dresden, den Ruf eines vorzüglichen Pianisten. Bereits 1831 wurde T. zur Leitung der Hofconcerte berufen und 1834 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Künste erwählt. Nachdem er seit 1836 auch auf Kunstreisen in England, Schottland, Holland und am Rhein, dann während eines längern Aufenthalts in München (1839), Augsburg und andern Orten Süddeutschlands bedeutende Erfolge als Virtuos erzielt, erfolgte 1841 seine Ernennung zum interimistischen Director der königl. Oper zu Berlin, welche Stellung ihm bald darauf (Febr. 1842) nach Möser's Tode definitiv übertragen wurde. Im Winter 1842—43 rief T. die seitdem zu Berühmtheit gelangten Symphonieconcerte der königl. Kapelle ins Leben, deren Leitung er anfänglich mit Mendelssohn und Henning theilte, später aber (seit 1845) mit wachsendem Erfolge allein führte. Neben seinem ausgedehnten und vielseitigen Wirken als Dirigent und Musiklehrer hat er sich auch als fleißiger und vielseitiger Componist bekundet. Vorzugsweise gelingt ihm das Zarte, Naive, auch das Komische und selbst das Burleske. Als seine besten Compositionen gelten die Lieder und kleinern Charakterstücke für das Pianoforte. Anfang 1868 waren nicht weniger als 170 Werke von ihm in Druck erschienen, die allein 450 Lieder enthalten. Sehr beliebt sind besonders seine «Kinderlieder» (Sammlung 1—11, 140 Lieder enthaltend, Berl. 1840—67). Geringern Erfolg hatte T. mit seinen Opern, unter denen «Die Kirmes» (1832), «Die Zigeuner» (1834), «Marquis und Dieb» (1842), «Joggeli» (1853), «Macbeth» (1857) zu Berlin, theilweise auch anderwärts zur Aufführung gelangten. Unter seinen übrigen Werken sind noch hervorzuheben die Musiken zu Euripides' «Medea» (1843), zu Tieck's «Gestiefelten Kater» (1844) und «Blaubart» (1845) und zu Shakspeare's «Sturm» (1855); ferner eine Reihe von Symphonien (in C-moll, F-dur u. s. w.), Cantaten, Ouverturen (z. B. «Aus Tausendundeine Nacht», 1861), Märschen u. s. w. Als Dirigent wandte T. besonders der Mendelssohn'schen Musik eifrige Pflege zu. Als Pianist beschränkte er sich in neuerer Zeit auf den Vortrag classischer Klavierconcerte in den Symphoniesoiréen.

Taubheit (surditas, kophosis) bezeichnet den Mangel des Gehörsinns und ist bald eine gänzliche, eigentliche T., bald (und häufiger) nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Hören (Schwerhörigkeit, baryecoia, dysecoia). Die verschiedensten Krankheiten der Gehörwerkzeuge können diese Zustände herbeiführen, und zwar hauptsächlich folgende: 1) Krankheiten des Gehörnerven und derjenigen Gehirnpartien, in welchen derselbe entspringt; 2) Krankheiten der feinen, im Felsenbein des Schädelknochens versteckten akustischen Apparate (des Labyrinths, der Schnecke u. s. w.); 3) Krankheiten der innern Trommelhöhle und des in dieselbe von der Nasen- und Gaumenhöhle her einmündenden Eustachischen Kanals sowie der Gehörknöchelchen und des Trommelfells; 4) Krankheiten des äußern Gehörgangs und der äußern Trommelhöhle. Die Krankheiten, von denen diese verschiedenen Organe befallen werden können, sind z. B. Entzündung, Eiterung, Verstopfung, Erweichung, Verhärtung, Lähmung, Blutung u. a. m. Hieraus erhellt, daß eine Menge der verschiedenartigsten Uebel die T. und Schwerhörigkeit hervorrufen kann, und daß es also Selbsttäuschung oder Betrug ist, wenn jemand ein einziges Heilmittel oder Heilverfahren gegen T. im allgemeinen anpreist. In den meisten Fällen, mit Ausnahme derer, welche den äußern, und zum Theil auch derer, welche den innern Gehörgang betreffen (wie z. B. die Entzündungen und Eiterflüsse oder trockenen Abschilferungen desselben, die sehr häufige Verstopfung desselben durch harten Ohrenschmalz oder Krankheitsproducte oder Baumwollpfröpfe) kann man sogar im voraus annehmen, daß das Gehörübel unheilbar sein wird, besonders wenn es sich herausstellt, daß der Nerv leidet. In vielen Fällen ist der Schwerhörige und Taube darauf angewiesen, sich mittels eines Hörrohrs (s. d.) zu helfen. (S. Ohr und Ohrenkrankheiten.)

Taubmann (Friedr.), ein durch Geist und Witz ausgezeichneter Gelehrter, geb. 1565 zu Wonsees bei Baireuth, wurde auf den Schulen zu Kulmbach und Heilsbronn, dann auf der Universität zu Wittenberg gebildet und erhielt auf der letztern 1595 die Professur der Dichtkunst und schönen Wissenschaften, die er bis zu seinem Tod, 24. März 1613, mit Ehre und Beifall bekleidete. Wegen seiner Fertigkeit im Dichten und seines heitern Humors wurde er häufig an den kurfürstl. Hof gerufen und fand in den höhern Kreisen der Gesellschaft freundliche Aufnahme, gab sich aber nie zum gewöhnlichen Spaßmacher oder niedrigen Schmeichler her, sondern be-

hauptete stets Anstand und Würde. Auch war er fast der einzige, der die humanistischen Studien, welche damals in Sachsen nach Melanchthon's und Camerarius' Tode infolge der unfruchtbaren theol. Streitigkeiten immer mehr zurückgedrängt wurden, wieder zu beleben suchte, die Verirrungen seiner Zeit mit den Waffen des Ernstes und Spottes bekämpfte und durch seine Vorlesungen wie durch seine Schriften auf eine gründliche Beschäftigung mit der Sprache hinwies. Einen glänzenden Beweis dieser rühmlichen Bestrebungen liefern außer der «Dissertatio de lingua Latina» (Wittenb. 1614) seine Ausgaben des Virgilius (Wittenb. 1618) und besonders des Plautus (Wittenb. 1605; 3. Aufl. 1621). Seine witzigen Einfälle und Aussprüche, von denen viele ihm im Verlauf der Zeit angedichtet wurden, erschienen später unter dem Titel «Taubmanniana» (Frankf. und Lpz. 1713), zuletzt von Oertel (Münch. 1831). Vgl. Brandt, «Glänzende Taubenflügel, d. i. Leben T.'s» (Kopenh. 1675); Ebert, «Leben und Verdienste Friedrich T.'s» (Eisenb. 1814).

Taubstumm sind diejenigen Menschen, welche infolge ihrer Taubheit stumm geblieben sind. Sie sind zu unterscheiden von denen, welche wol hören, aber nicht sprechen können, weil ihre Sprachorgane (Zunge, Gaumen, Stimmbänder u. s. w.) fehlerhaft gebildet, und ebenso sind sie nicht mit jenen Unglücklichen zu verwechseln, die infolge des Blödsinns stumm sind. Die Taubstummen sind in den meisten Fällen bildungsfähig und besitzen mit seltenen Ausnahmen fehlerfreie Sprachorgane. Sie vermögen demnach auf künstlichem Wege mit Hülfe der Augen und des Gefühls die Wortsprache zu erlernen. Je geringer der Einfluß ist, den der Mangel des Gehörsinns auf den übrigen Körper ausübt, indem hauptsächlich nur das gänzliche Unterlassen des artikulirten Sprechens die Respirationsorgane nicht hinreichend kräftigt oder übermäßige Anstrengung häufig Krankheiten derselben erzeugt, desto größer ist dieser Einfluß auf den Geist. Das Gehör ist der Zeit und dem Werthe nach das erste Mittel zur geistigen Bildung; denn die Vorstellungen, welche Gesicht und Gefühl geben, wirken nicht so tief auf die Seele ein wie die durch das Gehör erzeugten. Während der Blinde durch sein Gehör jede Idee vom Uebersinnlichen zu fassen vermag, die ihm von außen zugeführt wird, erhält der Taube durch das Auge nur Vorstellungen vom Sinnlichen und ist dadurch lediglich auf Sinnliches hingewiesen. Der ungebildete Taubstumme denkt nicht, wie der Hörende, in Worten, in Begriffen, sondern nur in Anschauungen und Bildern. Ein abstractes Denken ist ihm unmöglich. Aus diesem Grunde stellte man diese Unglücklichen in frühern Zeiten in gleiche Reihe mit den Blödsinnigen und hielt sie für bildungsunfähig. Auch in sittlicher Beziehung steht der ungebildete Taubstumme auf sehr niedriger Stufe, zumal wenn er in einer Umgebung aufgewachsen, die sich wenig um ihn gekümmert oder wol gar zum Bösen Anleitung gegeben hat. Seine Muttersprache ist die Geberdensprache. (S. Geberden.) Obgleich dieselbe (namentlich in Frankreich) sehr vervollkommnet worden, so kann sie doch nie die hörbare Sprache ersetzen; aber sie ist wichtig als das erste Bildungsmittel des Taubstummen. Eine höhere Ausbildung des Taubstummen wird jedoch nur durch das Wort möglich, nur dadurch kann Geist und Herz in ähnlicher Weise wie bei den Hörenden veredelt werden. Es ist dies die schöne, aber schwere Aufgabe des Taubstummenunterrichts (s. d.), dessen Resultate besonders bei befähigten Taubstummen wahrhaft bewundernswerth sind. Nicht nur, daß viele dieser gebildeten Taubstummen sich als geschickte Handwerker und Künstler auszeichnen, sondern einzelne unter ihnen sind sogar schriftstellerisch thätig gewesen, wie der verstorbene Karl Tenscher in Leipzig und Otto Kruse in Schleswig. Gelangen auch nur wenige auf eine solche Stufe geistiger Ausbildung, so gelingt es doch bei den meisten, daß sie wenigstens der Hauptvortheile der Sprache theilhaftig werden. Freilich klingt das Sprechen dieser Armen gewöhnlich rauh und monoton und beleidigt das an modulirte Sprache gewöhnte Ohr. Die Zahl der Taubstummen läßt sich natürlich nicht genau angeben. Man rechnet im allgemeinen 1 Taubstummen auf 1400 Menschen, also 700 auf 1 Million. Demnach müßten sich auf der ganzen Erde etwa 700000 Taubstumme vorfinden, wovon auf Europa 200000, auf Deutschland etwa 35000 kommen. Die männlichen Taubstummen verhalten sich zu den weiblichen der Zahl nach wie 4 : 3; die bildungsfähigen zur Gesammtzahl wie 3 : 10.

Taubstummenanstalten entstanden erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das Alterthum erzählt nichts von Versuchen, die Taubstummen zu bilden. Aristoteles erklärte sie für jeder Bildung unfähige Wesen, und dieser Ansicht huldigte man gewöhnlich bis auf die Neuzeit. Auch die Kirche nahm sich dieser Unglücklichen nicht an, da der heil. Augustinus den Satz aufgestellt hatte: «Von Geburt aus Taubstumme können niemals Glauben empfangen, Glauben haben; denn Glaube kommt aus der Predigt, aus dem, was man hört; sie können weder lesen noch schreiben lernen.» So überließ man die Taubstummen ihrem Schicksale und

betrachtete sie mit stummer Scheu als von Gott Gezeichnete. Erst im 16. Jahrh. begann für die Unglücklichen eine Wendung zum Bessern, indem einzelne Männer, von warmen Herzen getrieben, sich der Ausbildung der Taubstummen widmeten. Freilich ward solche Hülfe nur wenigen zu theil und erstreckte sich auch da nur auf den Unterricht in mechan. Fertigkeiten und die Elemente der Sprache. Als erster Taubstummenlehrer ist Pedro de Ponce, ein span. Benedictinermönch, anzusehen, welcher 1570 vier Taubstumme in Schrift und Sprache unterrichtete. Seine Lehrweise ward von Juan Pablo Bonet, dessen Geschwister er unterrichtet hatte, in einer 1620 erschienenen Schrift dargestellt. Gleichzeitig mit Bonet wird Ramirez de Carrion als Taubstummenlehrer genannt. In England waren es John Bulwer, John Wallis und Wilh. Holder, in Holland der aus der Schweiz gebürtige Arzt Joh. Kour. Amman, in Deutschland Agricola, Karger, Schulze, Raphel, Lasius, Arnoldi, in Frankreich Deschamps und Pereira, welche mit Wort und That sich der Taubstummen annahmen. Indessen begann man erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. der ganzen Klasse dieser Armen Sorgfalt zu widmen. Zwei Menschenfreunde, der in Frankreich gefeierte Abbé de l'Epée (s. d.) und in Deutschland der gleich verdienstvolle Samuel Heinicke (s. d.) stellten es sich zur Lebensaufgabe, einen planmäßigen, auf wissenschaftliche Principien gegründeten Unterricht der Taubstummen durchzuführen und eröffneten auch zu diesem Zwecke die ersten Erziehungsanstalten. 1760 begründete de l'Epée, zunächst aus eigenen Mitteln, eine T. zu Paris, die freilich erst in der Revolution 1791 zur Staatsanstalt erhoben wurde, und 1778 verlegte Heinicke auf Veranlassung des Kurfürsten Friedrich August seine in Eppendorf bei Hamburg bestehende Privatanstalt für Taubstumme nach Leipzig. Bald nachher entstanden die Anstalten zu Wien, Berlin und Prag. Gegenwärtig finden sich in allen cultivirten Ländern Europas T., und man zählt deren gegen 400. Davon kommen auf Deutschland gegen 100, auf Frankreich 40, Großbritannien 30, Italien 30, Oesterreich 20, die Schweiz 12, Belgien 10, die Niederlande 3. In Deutschland hat Preußen mit Einschluß seiner neuen Landestheile 32 Anstalten. Trotzdem wird kaum der 25. Theil der bildungsfähigen (im Alter von 6—15 J. stehenden) Taubstummen in diesen Anstalten unterrichtet. Am meisten ist in Sachsen, Hannover, Würtemberg und dem Großherzogthum Hessen für das Taubstummenbildungswesen gethan worden. In Preußen hat man Taubstummenschulen mit Lehrerseminarien verbunden, um die Volkslehrer für diesen Unterricht zu befähigen. Es stellt sich aber immer mehr heraus, daß Taubstumme nur in für diesen Zweck besonders eingerichteten Anstalten und Schulen mit Erfolg gebildet werden können.

Taubstummenunterricht ist sehr schwierig und erfordert von seiten des Lehrers, welcher bei den Taubstummen immer zugleich Erzieher sein muß, eine unermüdliche Geduld und Ausdauer, Kenntniß der Sprache und Gewandtheit in der Entwickelung der Begriffe, weil bei ihnen dasjenige Organ fehlt, durch welches in der Regel der Seele Ideen und Kenntnisse zugeführt werden. Der nächste Zweck des T. ist, den Taubstummen dahin zu bringen, daß er andere verstehe und sich ihnen verständlich machen könne. Wenn dieses nächste Ziel erreicht ist, so geht alsdann der eigentliche Unterricht selbst, d. h. die Weckung und Uebung der geistigen Kräfte, die Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten vor sich. Die Hauptsache bei dem T. sind mithin die Mittel, wodurch der Taubstummenlehrer und die Taubstummen sich gegenseitig verständlich machen, und deren Aneignung. Solcher Mittel gibt es zwei Hauptklassen: Zeichensprachen und Buchstabensprachen. Zu der ersteren Klasse gehören: 1) die natürliche Zeichen- oder Geberdensprache, die ein Gemeingut der Menschen, aber bei dem auf sie beschränkten Taubstummen besonders ausgebildet ist. Dieses Verständigungsmittel ist bei dem T. unentbehrlich, indem dasselbe den anfänglichen Verkehr der Taubstummen unter sich und mit dem Lehrer allein möglich macht. 2) Die künstliche oder methodische Zeichen- oder Geberdensprache, die fast in jeder Anstalt eigenthümlich ausgebildet, aber schwer zu erfinden und zu erlernen, auch zeitraubend ist, den Taubstummen von dem Studium der geistigen Mienensprache abzieht und außer der Anstalt so gut wie gar nicht gebraucht werden kann. Zu der zweiten Klasse, den Buchstabensprachen, gehören: 1) die Finger- oder Handsprache, mittels welcher die Buchstaben des Alphabets durch die Bewegungen der Finger oder der Hand dargestellt werden. Sie hat noch weniger Werth als die künstliche Zeichensprache. 2) Die Lippensprache. Sie besteht in der Kunst, durch aufmerksames Beobachten der Bewegungen der Lippen, der Zunge und zum Theil der Gesichtszüge den Sprechenden zu verstehen und sich andern auf diese Weise mitzutheilen. Sie ist dem Taubstummen nicht leicht anzueignen, gewährt aber große Vortheile, und die Taubstummen bringen es in ihr sehr weit, da sie meist mit einem schärfern Gesicht begabt sind. 3) Die Schriftsprache ist ein Hauptmittel des T. 4) Die Tonsprache oder Lautsprache. Sie ist zwar von dem

Tauben sehr schwer zu erlernen und erfordert sowol von seiten des Lehrers als des Schülers einen großen Zeitaufwand, große Anstrengung und viel Geduld; aber einmal erlernt, ist die Möglichkeit zu jedem fernern Unterrichte im Verhältnisse zu den Schwierigkeiten des bisherigen so leicht geworden, daß sie überall nicht nur als Mittel, sondern auch zugleich als Zweck des Unterrichts angesehen werden sollte. Die Lautsprache ist unstreitig die höchste Aufgabe in der Taubstummenbildung, wenn auch viele Taubstumme nur mit einer eintönigen, übellautenden Stimme sprechen oder auch nur undeutlich artikuliren lernen, und dieselbe nur dazu dienen kann, daß der Taubstumme sich verständlich macht, da begreiflicherweise er selbst die Lautsprache nicht verstehen lernt. Eine nicht unbedeutende Anzahl Taubstummer gelangt dadurch zum vollständigen Besitz der Sprache und wird in den Genuß der Vortheile der menschlichen Gesellschaft eingesetzt und für das bürgerliche Leben vollkommen brauchbar gemacht. Die angeführten Unterrichtsmittel werden nun vorzüglich nach zwei voneinander abweichenden Hauptansichten zum T. benutzt. Außer der von beiden für gleich unentbehrlich gehaltenen natürlichen Geberden- und Schriftsprache hält die eine von ihnen, die deutsche Schule, das laute Sprechen für das wichtigste Mittel zur Bildung des Taubstummen, während die andere, die franz. Schule, die Geberdensprache für die Muttersprache derselben ansieht und sich daher beim Unterricht auf sie beschränkt. Zu der erstern gehören Pedro de Ponce, Bonet, Pereira, Amman, Raphel, Wallis, Holder, vorzüglich aber Heinicke und Graser. Ihr folgen bei weitem die meisten deutschen Anstalten und unter ihnen insbesondere die in Leipzig unter der Direction Reich's zu Ansehen gebrachte Taubstummenanstalt. Zu der zweiten gehören de l'Epée, Sicard und Guyot, und ihr folgen die franz., span., portug., ital., russ., poln., holländ., belg. sowie viele engl. und nordamerik. Anstalten. Dieselben bleiben jedoch nicht bei der natürlichen Geberdensprache stehen, sondern wenden eine künstliche Zeichen- oder Fingersprache an. Amman zuerst lehrte die Taubstummen dadurch sprechen, daß er sie daran gewöhnte, auf die bei jedem einzelnen Laute veränderte Stellung der Organe des Mundes zu achten, sie mit dem Gesicht aufzufassen und vor dem Spiegel nachzuahmen. Während er einen Ton vorsprach, ließ er des Taubstummen Hand an seine Kehle halten, um die zitternde Bewegung zu bemerken, welche darin entstand, wenn er den Ton von sich gab. Bei dem Nachahmen dieses Tons ließ er dann die Hand an die eigene Kehle legen und gelangte so zum Aussprechen von Tönen, welche ein Taubstummer durch das bloße Nachahmen der mit dem Gesicht aufgefaßten Mundstellungen nicht würde haben hervorbringen können. Heinicke (s. d.) hat später diese Methode sehr vervollkommnet. Derselbe verwarf zwar die Geberdensprache nicht ganz, fondern fand in ihr ein brauchbares Mittel beim ersten Unterricht, das aber mehr und mehr in den Hintergrund tritt, je weiter der Schüler in der Lautsprache vordringt. Beim gegenwärtigen Unterricht der Taubstummen sucht man zunächst mit Hülfe der Augen und des Gesichts eine möglichst reine Artikulation zu erzielen und dem Schüler die größtmöglichste Fertigkeit im Ablesen vom Munde zu geben. Als Ziel des Sprachunterrichts gilt es, den Zögling dahin zu bringen, daß er sowol mündlich wie schriftlich seine Gedanken in einfacher, aber correcter Form ausdrücken kann. In den übrigen Fächern des Unterrichts ist das Ziel einer gewöhnlichen Volksschule auch das der Taubstummenschule. In neuerer Zeit nähern sich die franz. Taubstummenschulen sehr den deutschen, indem auch sie die großen Vortheile des Unterrichts der Taubstummen im Sprechen einsehen. Vgl. Reich, «Der erste Unterricht des Taubstummen» (Lpz. 1834); Kruse, «Ueber Taubstumme, Taubstummenbildung und Taubstummenbildungsanstalten» (Schlesw. 1853); Hill, «Der gegenwärtige Zustand des Taubstummenbildungswesens in Deutschland» (Weim. 1866); Heil, «Der Taubstumme und seine Bildung» (Hildburgh. 1865). Seit 1855 gibt Mathieu ein «Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten» heraus.

Taucherapparate. Die menschliche Natur ist nicht danach eingerichtet, daß ein Individuum länger als einige Minuten unter Wasser bleiben kann; die Ausnahmen gehören zu den Seltenheiten und setzen eine große Uebung voraus. In vielen Fällen ist es jedoch für den Menschen sehr wünschenswerth und nothwendig, sich längere Zeit unter dem Wasser aufzuhalten, um dort Arbeiten vornehmen zu können. Man hat sich deshalb von jeher bemüht, Mittel zu erfinden, welche dies ermöglichen. Dahin gehört zunächst die Taucherglocke. Dieselbe besteht aus einem großen, luftdichten, glockenförmigen Gefäße, welches mit der Oeffnung auf das Wasser gesetzt und versenkt werden kann, ohne daß es vom Wasser gefüllt wird. Die in der Glocke befindliche Luft verhindert den Eintritt des Wassers in dieselbe, und der offene Boden gestattet eine freie Bewegung des Tauchers innerhalb der Glocke. Diese Erfindung ist seit dem Anfang des 16. Jahrh. bekannt und hat allmählich Verbesserungen erfahren. Dahin gehören Glasfenster im obern Theile, Schläuche mit Druck- und Saugpumpen zum Einbringen frischer und Wegnahme verdorbener

Luft. Immerhin aber hatte die Taucherglocke zwei große Uebelstände, die ihre Anwendung sehr beschränkten und zur Erfindung anderer Apparate führten. Der Taucher konnte wol Gegenstände vom Meeresgrunde heraufholen, die sich recht unter der Glocke befanden, wurde aber durch die Glocke behindert, Arbeiten, z. B. Ausbesserungen an Schiffsböden u. dgl., vorzunehmen, die seitwärts oder über der Glocke angegriffen werden mußten. Ebenso durfte man sich mit der Glocke nicht in größere Tiefen wagen, weil sich dann die in ihr enthaltene Luft zu sehr verdichtete und einen zu großen Druck auf den menschlichen Körper ausübte. Man erfand deshalb den sog. englischen Taucherapparat, welcher aus einem wasserdichten, ledernen Anzuge besteht, der über den ganzen Körper des Tauchers gezogen wird, und dessen Kopftheil einen Helm mit Augengläsern bildet. Von dem Helme führen Schläuche nach einer Druckpumpe, mit der dem Taucher die nöthige Luft zum Athmen zugeführt wird. Da jedoch diese Luft in den Anzug strömt, so strebt sie den Taucher stets zu heben, und er muß deshalb mit schweren Bleigewichten belastet werden. Dieser Apparat gewährt den Vorzug einer freiern Bewegung für den Taucher und gestattet ihm Arbeiten an Schiffsböden u. s. w. auszuführen. Für größere Tiefen erwies er sich jedoch ebenfalls nicht als praktisch. Der Tauchende ist nämlich hierbei stets einem der Tiefe, in welcher er sich befindet, entsprechenden Drucke unterworfen. Um unter einem solchen Wasserdrucke leben zu können, ist es nothwendig, den Luftdruck im Körper so zu verstärken, daß er dem äußern, vom Wasser herrührenden das Gleichgewicht halten kann. Dies gestattet aber der engl. Taucherapparat nur in sehr unvollkommener Weise. Die ihn benutzenden Taucher verwögen deshalb ohne Schaden für ihre Gesundheit nicht längere Zeit unter Wasser auszuhalten und werden gewöhnlich bald brustkrank. Ein neuerer, nach seinen Erfindern Rouquairol-Denayrouze benannter Taucherapparat löst dagegen jenes Problem in vollkommener Weise. Der Anzug dieses Apparats ist ähnlich wie bei dem englischen, dient aber hauptsächlich nur zur Abhaltung der Kälte und Nässe. Die Luft athmet der Taucher aus einem torniserähnlichen, gußeisernen Cylinder, den er auf dem Rücken trägt, und von dem ein Schlauch nach seinem Munde führt. In diesen Cylinder wird durch Schlauchverbindung von oben Luft gepumpt, und zwar mit einem solchen Drucke, welcher der Wassertiefe entspricht. Ein Manometer an der Luftpumpe zeigt den erforderlichen Druck an. Durch eine sinnreiche Ventileinrichtung athmet der Taucher gerade nur so viel Luft ein, wie er braucht, und da diese nach der Tiefe comprimirt wird, hält sie in seinem Körper dem äußern Wasserdruck stets das Uebergewicht. Die eingeathmete Luft wird durch die Nase in den Anzug ausgeathmet und steigt durch eine von Gummiblättchen gegen das Eindringen des Wassers von außen geschlossene Oeffnung an die Oberfläche, sodaß der Taucher stets frische Luft von oben bekommt. Will er an die Oberfläche, so bedarf er dazu keiner fremden Hülfe. Er schließt durch eine Handhabe am Helm die Oeffnung mit den Gummiblättchen, und die ausgeathmete Luft bleibt so im Anzuge und läßt ihn nach wenigen Augenblicken wie einen Ball in die Höhe schießen, während er sich durch Oeffnung des Hahns wieder senken kann. Dadurch hat es der Taucher auch in der Hand, sich in jeder beliebigen Höhe im Wasser zu halten. Dieser Apparat schädigt die Gesundheit der Taucher nicht im geringsten, selbst wenn sie damit auf 2—300 Fuß Tiefe gehen. Sein Gebrauch erfordert auch nur sehr geringe Uebung und Unglücksfälle sind fast gänzlich bei ihm ausgeschlossen. Man bewegt sich mit ihm unter Wasser fast ebenso bequem wie auf dem Lande, und seine großen Vorzüge verschaffen ihm deshalb jetzt überall Eingang. Der englische wird daher von dem neuen Apparat allmählich verdrängt, und die Taucherglocke kommt schon seit längerer Zeit gar nicht mehr in Anwendung.

Tauchnitz (Karl Christoph Traug.), ein rühmlich bekannter Buchdrucker und Buchhändler, geb. 29. Oct. 1761 in Großpardau bei Grimma als Sohn eines Schulmeisters, lernte die Buchdruckerkunst in Leipzig und bildete sich dann noch hauptsächlich bei Unger in Berlin aus. Nachdem er von 1792—96 bei seinem Lehrherrn Sommer in Leipzig die Stelle eines Factors bekleidet, gründete er eine Buchdruckerei, die seit 1798 mit einer Verlagsbuchhandlung, 1800 mit einer Schriftgießerei verbunden ward und sich allmählich zu einem der größten derartigen Geschäfte Deutschlands gestaltete. 1809 erschienen die ersten Bände (Theokrit, Bion und Moschus, von G. H. Schäfer) seiner Sammlung der classischen Autoren, welche durch Eleganz und Wohlfeilheit sich auszeichneten und eine fast europ. Verbreitung erfuhren. Auch Prachtausgaben erschienen von zweien derselben (Tryphiodor, 1809, und Theokrit, 1811). Seine Preisausgabe des Homer (1825), mit Vorrede von G. Hermann, erlangte die größte Correctheit dadurch, daß er auf die Nachweisung eines jeden Druckfehlers den Preis von einem Dukaten setzte. Bereits 1816 errichtete T. zuerst in Deutschland eine Stereotypengießerei nach Stanhope's Me-

thode und stereotypirte seine Classiker, seit 1819 auch mehrere Bibelausgaben für eigenen Verlag und auswärtige Bibelgesellschaften. Auch Musikwerke, z. B. Mozart's «Don Juan», ließ er stereotypiren, was vorher noch nie versucht worden war. Seine Schriftproben (von 1806 und von 1816) zeugten von dem besten Geschmack in allen Schriftarten. In den letzten Jahren seines thätigen Lebens stereotypirte er die hebr. Bibel in zwei Ausgaben, den Koran in der Ursprache (1834) u. s. w. T. starb 14. Jan. 1836. Sein Geschäft ward von seinem Sohne Karl Christian Philipp T. (geb. zu Leipzig 4. März 1798) fortgesetzt, der unter anderm 1840 zum vierten Jubiläum der Buchdruckerkunst die umgearbeitete Ausgabe der hebr. Concordanz von Buxtorf vollendete. Er wendete seine buchhändlerische Thätigkeit hauptsächlich dem Verlage von Wörterbüchern der verschiedensten alten und neuen Sprachen sowie der Erweiterung und theilweisen Erneuerung der Sammlung stereotypirter Textausgaben griech. und lat. Classiker zu. 1865 zog er sich von den Geschäften zurück, und sowol die Buchdruckerei nebst Schrift- und Stereotypengießerei als auch das Verlagsgeschäft gingen in verschiedene andere Hände über.

Tauchnitz (Christian Bernhard, Freiherr von), namhafter deutscher Buchhändler, Neffe von Karl Christoph Traugott T., geb. 25. Aug. 1816, begründete 1. Febr. 1837 unter der Firma Bernhard T. zu Leipzig eine Verlagsbuchhandlung, welche mit einer eigenen, sehr ansehnlichen Buchdruckerei verknüpft ist. Am bekanntesten ist T. durch die «Collection of British authors» geworden, eine 1841 begonnene Sammlung engl. Autoren, welche den Zweck hat, die Schätze der engl. Literatur in wohlfeilen und guten Ausgaben (den sog. «Tauchnitz editions») auf dem Continente in der Originalsprache bekannt zu machen. Dieselbe war im Frühjahr 1868 bereits auf fast 1000 Bände angewachsen und schloß die Namen von mehr als 120 engl. Autoren alter und neuerer Zeit in sich. Für die Ausgabe neuerer Werke wurden die Verlagsrechte von den engl. Autoren eigens für den Continent erworben. Neuerdings (1866) hat T. auch eine «Collection of German authors» begonnen, welche die Briten mit den vorzüglichsten Erzeugnissen der deutschen Literatur in guten engl. Uebertragungen bekannt machen soll. Unter den übrigen Verlagsgegenständen sind besonders noch die Bibliothek griech. und röm. Classiker, welche von den namhaftesten deutschen Philologen kritisch revidirte, mit Einleitungen und Registern versehene, auch typographisch gut ausgestattete Textausgaben umfaßt, und eine Anzahl geschätzter lexikalischer, biblischer und namentlich jurist. Werke (darunter auch mehrere Zeitschriften) hervorzuheben. Die «Collection of British authors» wurde die Veranlassung, daß T. 1860 vom Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha in den Freiherrnstand erhoben wurde. Seit 1866 ist T.' ältester Sohn, Christian Karl Bernhard, geb. 29. Mai 1841, der die Rechte studirte und sich 1865 die jurist. Doctorwürde erwarb, in das Geschäft seines Vaters eingetreten.

Tauenzien oder Tauentzien von Wittenberg (Friedr. Bogislaus Emanuel, Graf von), preuß. General der Infanterie, ein Sohn des im Siebenjährigen Kriege berühmt gewordenen Vertheidigers von Breslau, Bogislaus Friedrich von T.'s (geb. 18. April 1710, gest. 20. März 1791), war 15. Sept. 1760 zu Potsdam geboren und trat 1775 in die preuß. Armee, in der er bis 1801 zum Generalmajor aufstieg. 1806 befehligte er ein bis Hof vorgeschobenes Corps, wurde aber auf Schleiz zurückgedrängt und hier 9. Oct. mit Uebermacht angegriffen, sodaß er sich auf die Hauptarmee zurückziehen mußte. Bei Jena befehligte er die Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps und theilte bei Prenzlau dessen Schicksal. Nach dem Tilsiter Frieden erhielt er, zum Generallieutenant befördert, das Commando der brandenb. Brigade. Als Preußen sich 1813 gegen Frankreich erklärte, ward er zum Militärgouverneur von Pommern ernannt und leitete die Belagerung von Stettin. Nach dem Waffenstillstande befehligte er das meist aus Landwehr bestehende 4. Armeecorps, welches der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zugewiesen war. Er kämpfte 23. Aug. bei Blankenfelde gegen Bertrand und trug 6. Sept. zum Siege bei Dennewitz durch seine tapfere Gegenwehr gegen das 4. franz. Armeecorps und seinen spätern entschlossenen Angriff bei. Als die Nordarmee über die Elbe ging, folgte ihr T. 5. Oct. bei Roßlau. Da aber die schlesische und die Nordarmee vereinigt 11. Oct. über die Saale gingen, um Napoleon auszuweichen, wurde sein Corps, um den Uebergang über die Elbe und zugleich Berlin zu decken, bei Dessau zurückgelassen. Zwei franz. Armeecorps zwangen ihn, mit dem Blokadecorps von Wittenberg sich bis gegen Potsdam zurückzuziehen, wo er während der Schlacht bei Leipzig stehen blieb. Nach dieser wurde ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg sowie die Blokade von Magdeburg übertragen. Torgau ergab sich 16. Dec. 1813. Wittenberg ward in der Nacht zum 13. Jan. 1814 unter T.'s Leitung durch den General von Dobschütz mit Sturm genommen. Nach einer engern Einschließung fiel 24. Mai auch Magdeburg. 1815 erhielt T das Commando des 6. Armeecorps.

welches anfangs als Reſerve an der Elbe ſtand, nach der Schlacht bei Waterloo aber nach Frankreich zog und als Occupationscorps in die Bretagne verlegt wurde. Schon 1791 in den Grafenſtand erhoben, wurde 1814 ſeinem Familiennamen das Ehrenprädicat «von Wittenberg» hinzugefügt. Nach Beendigung des zweiten Feldzugs erhielt er noch einen anſehnlichen Grundbeſitz zum Geſchenk, und wurde ihm das Generalcommando des dritten Armeecorps übertragen. Er ſtarb als Gouverneur von Berlin 20. Febr. 1824.

Tauern, ſ. Alpen.

Taufe. Abwaſchungen in reinem Waſſer waren bei verſchiedenen morgenländ. Völkern von alters her als ſymboliſche Handlungen im Gebrauche. Das Alte Teſtament ſchreibt bei allen möglichen Verunreinigungen, aber auch vor dem Tempelbeſuche, vor Verrichtung gottesdienſtlicher Gebräuche und prieſterlicher Handlungen, dergleichen Waſchungen vor, welche namentlich im ſpätern Judenthume von den Phariſäern mit peinlicher Sorgfalt beobachtet, und nicht blos an der eigenen Perſon, ſondern an allen möglichen, der Verunreinigung unterworfenen Gegenſtänden, zumal ſolchen, die mit dem Gottesdienſt in Verbindung ſtanden, vollzogen wurden. Die hierbei zu Grunde liegende Idee war die der levitiſchen Reinheit oder die Fernhaltung jeder verunreinigenden Berührung von dem Eigenthum Jahvehs, «des Heiligen Iſraels». Als durch und durch unrein im levitiſchen Sinne galt namentlich die heidniſche Welt, daher jeder Jude, welcher ein heidniſches Haus betrat oder ſonſt mit Heiden in Berührung kam, ſich einer Reinigung unterziehen mußte. Als Sinnbild des Uebergangs von heidniſcher Unreinigkeit zu dem heiligen Bundesvolk mag ſchon in vorchriſtl. Zeit die ſog. Proſelytentaufe an den zum Judenthum bekehrten Heiden vollzogen worden ſein. Im Unterſchiede von partiellen Waſchungen ſchien hier ein Untertauchen des ganzen Körpers in fließendes Waſſer unerläßlich. Eine tiefere ſittliche Beziehung lag in der Taufe des Johannes. Dieſelbe ſollte ein Symbol der zum Eintritt in das nahe bevorſtehende Meſſiasreich erforderlichen Buße oder ſittlichen Umkehr ſein, und wurde daher ebenfalls durch Untertauchen, aber nicht an Heiden, ſondern an Juden, als den Mitgliedern des meſſianiſchen Volks vollzogen. Auch Jeſus, welcher ſich ſelbſt vor ſeinem öffentlichen Auftreten der Johannestaufe unterzogen hatte, begann ſeine Thätigkeit mit demſelben Bußrufe wie Johannes und taufte wie dieſer im Jordan auf das kommende Meſſiasreich. Später ſcheint er das Taufen meiſt ſeinen Jüngern überlaſſen zu haben. In der älteſten meſſianiſchen Gemeinde war die T. daher allgemein übliche Sitte. Sie erfolgte anfangs auf den Namen Jeſu Chriſti, d. h. auf das Bekenntniß hin, daß Jeſus der Meſſias ſei. Ob Jeſus ſelbſt die T. auf ſeine Perſon «eingeſetzt», d. h. zur förmlichen Bedingung des Eintritts in die meſſianiſche Gemeinde erhoben habe, läßt ſich ebenſo wenig feſtſtellen, als uns über die Form der auf ſein Geheiß noch während ſeines Lebens geübten meſſianiſchen T. etwas Näheres bekannt iſt. Die Matth. 28, 19 auf Jeſus ſelbſt zurückgeführte Taufformel «auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes» iſt zuverläſſig erſt ſpätern Urſprungs. Da man in ihr aber, auf Grund der evang. Erzählung, eine Anordnung des auferſtandenen Erlöſers ſah, ſo wurde ſie in den chriſtl. Gemeinden allgemein recipirt. Nach einer frühzeitig ausgebildeten Vorſtellung war die Waſſertaufe nicht blos Sinnbild der Buße, ſondern verſetzte den Täufling zugleich mittels der Anrufung des Namens Chriſti in geheimnißvolle Verbindung mit ihm, daher ſchon in der Apoſtelzeit die ſpäter von den Montaniſten noch weiter ausgebildete Sitte aufkam, daß die Gläubigen ſich für ihre bereits verſtorbenen Angehörigen taufen ließen, um dieſen bei der Auferſtehung die Theilnahme am Meſſiasreiche zu ſichern. Paulus lehrt, daß die T. auf Chriſti Tod die Wirkung dieſes Todes oder die Abtödtung des Sündenfleiſches und die Aufhebung des Geſetzesfluches dem Täuflinge zuwende, der dadurch mit Chriſtus gekreuzigt und begraben werde, ebenſo wie die T. auf die Auferſtehung Chriſti ihm das neue pneumatiſche Leben des Auferſtandenen, oder den Heiligen Geiſt als «das Pneuma Chriſti» und die künftige Auferſtehung von den Todten zueigne. In dieſem Sinne hieß in pauliniſchen Kreiſen die T. «das Bad der Wiedergeburt», durch welches der Täufling der Sündenvergebung und des Heiligen Geiſtes theilhaftig werde. Schon in der Vorſtellung der Urgemeinde verband ſich mit der Waſſertaufe die Geiſtestaufe, oder die Ueberleitung des Heiligen Geiſtes mittels Handauflegung auf den Täufling. Dieſe Gabe der Geiſtesmittheilung gilt der Apoſtelgeſchichte als eine Prärogative der Apoſtel, daher die Waſſertaufe anderer Lehrer erſt der Vervollſtändigung durch die apoſtoliſche Handauflegung zu bedürfen ſchien. Als Sinnbild der Geiſtestaufe kam ſchon im 2. Jahrh. außer der Handauflegung die Salbung auf, welche aber ebenſo wie dieſe ſeit Mitte des 3. Jahrh. allein von den Biſchöfen, als Nachfolgern der Apoſtel, vollzogen wurde, während die Waſſertaufe den Presbytern geſtattet blieb. Infolge deſſen wurde die Handauflegung und Salbung als beſondere

heilige Handlung (s. Firmung) von der T. vollständig getrennt. Die alte Sitte des Untertauchens veranlaßte seit dem 4. Jahrh. die Aufstellung sog. Taufbrunnen in den Vorhöfen der Gotteshäuser oder in eigenen Taufkapellen. Das bloße Besprengen mit Wasser, welches früher nur bei der Krankentaufe (baptismus clinicorum) üblich war, kam in der abendländ. Kirche erst im 13. Jahrh. auf. Die Protestanten nahmen diese Sitte von den Katholiken herüber. Nur die Baptisten (s. d.), denen die Besprengung keine wirkliche T. ist, haben das Untertauchen wieder eingeführt, welches übrigens auch in der griech. Kirche die herrschende Sitte blieb. In den ersten Jahrhunderten empfingen fast nur Erwachsene die T. Derselben ging eine längere Vorbereitungszeit voran, während deren die Neubekehrten in der christl. Glaubenslehre unterrichtet wurden. (S. Katechumenen.) Der Glaube an die sündenvergebende Kraft der T., welcher nur die Kraft des Märtyrertodes gleichgeachtet wurde (Bluttaufe), bewog viele, dieselbe solange als möglich anzuschieben. So ließ sich Kaiser Konstantin d. Gr. erst kurz vor seinem Tode taufen. Die besonders durch Augustinus verbreitete Lehre von der unwiderruflichen Verdammniß der Ungetauften verwandelte diese Säumniß in Eile und machte seit dem 5. Jahrh. die Kindertaufe allgemein. Freilich verwickelte diese Sitte die Kirche in allerlei Schwierigkeiten, da bisher als Bedingung der T. der persönliche Glaube gefordert wurde. Statt des Täuflings legten seitdem die Taufzeugen oder Pathen (s. d.) das Taufbekenntniß ab, und der Glaube der letztern galt als stellvertretend für den Glauben des Kindes, wenn man nicht vorzog, von einem «unbewußten Glauben» des Täuflings zu sprechen. Der magischen Auffassung von der Wirkung der T. wurde natürlich hierdurch noch größerer Vorschub geleistet. Schon im 3. Jahrh. hatte Bischof Stephan von Rom im Streite mit Cyprian von Karthago und den kleinasiat. Bischöfen behauptet, die Wirksamkeit der T. sei lediglich abhängig von der über den Täufling ausgesprochenen biblischen Taufformel, und aus diesem Grunde auch die bei schismatischen und ketzerischen Parteien verrichtete T. (Ketzertaufe) für gültig erklärt. Diese Ansicht ist später die herrschende geworden, daher die orthodoxe Kirche jede Art Wiedertaufe untersagte, außer wenn die Taufformel nicht einsetzungsgemäß ausgesprochen ist. Noch heute achtet daher die kath. Kirche auch die protestantische T. für gültig. Sogar Laien und Nichtchristen dürfen in Nothfällen die T. in gültiger Weise vollziehen. Als Wirkung des Taufactes betrachtet die orthodoxe Lehre fast aller christl. Confessionen die Vergebung der Sünde, speciell die Tilgung der auch den Kindern infolge der Erbsünde anhaftenden Verdammlichkeit vor Gott. Ungetaufte Kinder sind dagegen der Gewalt des Teufels anheimgegeben, die erst durch den Taufact gebrochen wird, daher nach alter kirchlicher Sitte ein von den Pathen an Kindesstatt ausgesprochenes Gelöbniß, dem Teufel zu entsagen (Abrenunciation), oder wol auch eine förmliche Austreibung des Teufels aus dem Kinde durch den Geistlichen (s. Exorcismus) dem Taufacte vorherging. Doch ist wenigstens die letzte Sitte in den meisten prot. Ländern in Wegfall gerathen und nur hier und da durch orthodoxe Eiferer von neuem hervorgesucht worden. Nach luth. Lehre wird durch die T. nicht blos die Sündenvergebung, sondern auch die Wiedergeburt oder die Herstellung der Freiheit zum Guten und die Rechtfertigung vor Gott thatsächlich gewirkt, wogegen die Reformirten in ihr nur ein Zeichen und Unterpfand des göttlichen Willens sehen, diese Güter dem Kinde, wenn es zum Glauben gelangt, zu gewähren. Der Rationalismus betrachtet die T. nur als feierliche Aufnahme des Kindes in die christl. Gemeinschaft, die neuere freie Theologie als symbolische Handlung der Kirche zur sinnlichen Darstellung der Wiedergeburt oder der sittlichen Erneuerung. Außer in Dänemark werden in prot. wie in kath. Ländern die Aeltern noch jetzt von Staats wegen zur Kindertaufe angehalten, wie denn auch der bürgerliche Act der Namengebung dem Geistlichen übertragen und allgemein mit dem Taufact verbunden ist. Die Taufceremonien sind bei den verschiedenen christl. Confessionen verschieden. Bei den Protestanten wird die T. lediglich durch das Aussprechen der Taufformel über dem mit seinem neuen Vornamen genannten Täufling und dreimalige Besprengung vollzogen, die Recitation des Glaubensbekenntnisses, gewöhnlich des apostolischen Symbolums, geht voran, die Einsegnung folgt nach. In der kath. Kirche wird dem Neugetauften zum Zeichen seiner geistlichen Jugend Milch und Honig gereicht und seine geistige Ausstattung mit den Gaben des Christenthums durch mehrere symbolische Handlungen, z. B. die Mittheilung des Salzes der Weisheit und die Bekleidung mit dem Westerhemde, dem Kleide der Unschuld und Reinigkeit, angedeutet. Das Taufwasser wird in der röm. und griech. Kirche besonders geweiht. In der luth. Kirche erfolgt diese Weihe nur durch das Aussprechen der Taufformel, wodurch das gewöhnliche Wasser in vergottetes, wunderwirkendes Wasser verwandelt werde. Neuerdings ist es bei fürstl. Personen Sitte geworden, Jordanwasser zur T. zu gebrauchen. Uebrigens gilt die T. bei allen christl. Kirchenparteien

als Sakrament (s. d.). An leblosen Gegenständen die T. zu vollziehen, gilt den Protestanten als verwerflicher Misbrauch. In der kath. Kirche kommt dies dagegen häufiger vor. Am gewöhnlichsten ist der im 10. Jahrh. aufgekommene Gebrauch der Glockentaufe, welche zu der abergläubischen Vorstellung eines besondern Schutzes, den das Läuten der Glocken bei Gewittern gewähren sollte (Wetterläuten) Veranlassung bot. Die auch in prot. Ländern noch allgemein übliche Schiffstaufe ist kein religiöser Act.

Taufgesinnte (holländ. Doopsgezinden) nennt sich eine gewöhnlich unter dem Namen der Mennoniten bekannte prot. Kirchenpartei, welche aus den sog. Wiedertäufern (s. d.) der Reformationszeit hervorgegangen ist. Menno Simons (s. d.), ein niederländ. Priester (gest. 1561), welcher seit 1536 den «Täufern» sich angeschlossen hatte, versuchte es nach dem gewaltsamen Sturze des Wiedertäuferreichs zu Münster, seine Glaubensgenossen mit der staatlichen und bürgerlichen Ordnung zu versöhnen und den Haß der weltlichen Obrigkeit gegen dieselben zu beschwichtigen. Von Friesland aus durchwanderte er unter steten Lebensgefahren die niederländ. Provinzen und das nördl. Deutschland, um die «Gemeinde Gottes», die «elenden wehrlosen Christen», die «Brüder» zu sammeln und zu geordneten Gemeindeverbänden zu vereinigen. Vielfach verfolgt, fand er zuletzt in Oldesloe in Holstein eine Zufluchtstätte; aber seine Besonnenheit erzielte unerwartete Erfolge. Ohne ihre religiösen und sittlichen Grundanschauungen aufzugeben, entsagten die Täufer unter seiner Leitung dem wilden, alle bürgerlichen Verhältnisse bedrohenden Fanatismus und gaben sich einem ruhigen, arbeitsamen und ehrbaren Leben hin, welches ihren Gegnern bald Anerkennung abnöthigte. Seinen Lehrbegriff stellte Menno in dem Fundamentbuche von dem rechten christl. Glauben (1556) auf. Der treibende Grundgedanke der ganzen täuferischen Bewegung, die Begründung einer Gemeinde der Reinen oder der Heiligen inmitten der sündhaften Welt, blieb auch in der Folgezeit den T. eigen, wie die Partei seit 1570 sich nannte, und zeigte sich namentlich noch in der strengen Kirchenzucht, um welche sich ihr praktisches Interesse vornehmlich concentrirte. Die schwärmerischen Ideen der ersten Periode machten jedoch einer nüchternen Auffassung Platz, und der Lehrbegriff gestaltete sich, mit allmählicher Zurückstellung der den alten Täufern eigenthümlichen Mystik, immer vollständiger nach evang.-reform. Typus. Einige dieser mystischen Anschauungen, wie die vom himmlischen Fleische Christi, welche Menno und seine nächsten Nachfolger noch festhielten, wurden späterhin ebenfalls aufgegeben. Nur die Kindertaufe, der Eid, die Ehescheidung außer im Falle des Ehebruchs, der Kriegsdienst und die Uebernahme obrigkeitlicher Aemter wurden als schriftwidrig und der Gemeinde Gottes nicht geziemend bis auf die neuesten Zeiten herab allgemein verworfen. Die Bezeichnung als «Wiedertäufer» lehnen die Mennoniten ebenso wie alle Gegner der Kindertaufe beharrlich ab, weil sie letztere als keine wirkliche Taufe, die an übertretenden Erwachsenen von ihnen selbst vollzogene Taufe also nicht als Wiedertaufe betrachten. In einigen Lehrstücken, wie in dem von der Rechtfertigung, die sie zugleich als sittliche Erneuerung fassen, von der Erbsünde, der Willensfreiheit und andern, suchten sie die dogmatischen Schroffheiten des ältern Protestantismus im ethischen Interesse zu mildern. Neben dem Abendmahle feierten sie früher noch allgemein die Fußwaschung als Sakrament. Im übrigen schließen sie sich dem reform. Lehrbegriffe an. Mit besonderer Strenge hielten die ältern T. an der unbedingten Autorität der Heiligen Schrift fest, begnügten sich aber mit einem einfach praktischen Schriftverständniß und legten auf theol. Gelehrsamkeit keinen Werth. Noch gegenwärtig ist bei der Mehrzahl eine streng biblische Orthodoxie zu Hause, wogegen hinsichtlich der seinem kirchlichen Lehrbestimmungen von Anfang an eine gewisse Weitherzigkeit herrschte, daher auch die aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangenen Bekenntnißschriften keine bindende Autorität genießen. In Deutschland, wo die T. besonders am Rheine und in Ostpreußen Gemeinden haben, in der Schweiz, Elsaß und Lothringen finden sich bei ihnen nur wenige Abweichungen von den Formen des prot. Gottesdienstes. Ihre Bischöfe, Aeltesten und Lehrer dienen unentgeltlich. Die Kinder erhalten den Namen bei der Geburt, die Taufe der Erwachsenen wird in den Bethäusern und nicht, wie bei den Baptisten, durch Untertauchung, sondern durch Besprengung vollzogen.

Die innere Geschichte der Partei bewegt sich fast ausschließlich um Fragen der Kirchenzucht. Der Grad der bei derselben anzuwendenden Strenge veranlaßte schon 1554 eine Spaltung und schuf die Parteien der gelinden und seinen Mennoniten. Letztere wollten jedes Vergehen, ohne vorher gegangene Ermahnung, mit dem Banne gestraft wissen, der selbst die Gemeinschaft zwischen Ehegatten und Verwandten aufheben sollte. Dieser Meinung trat Menno nach einigem Schwanken endlich selbst bei. Die gelindere Partei wollte den Bann erst nach Vermahnungen in verschiedenen Graden, besonders bei beharrlichem Ungehorsam gegen die Gebote der Bibel,

und ohne weitere Folgen für das häusliche Leben anwenden. Diese Partei nannte man auch Waterländer, weil sie im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franeker ihren Sitz hatte. Die Feinen, die von jener Partei spöttisch Dreckwagen genannt wurden, bestanden aus Friesen in und um Emden, aus vläm. Flüchtlingen (Flamingern) und Deutschen. Seit 1565 trennte sich diese Partei wieder in drei Theile, indem die Flamінger bei der größten Strenge des Bannes beharrten, die Friesen nicht ganze Gemeinden mit demselben belegt und keine Störungen des Familienlebens bewirkt wissen wollten, während die Deutschen nur durch ein strengeres Vermeiden jedes Luxus von den Friesen sich unterschieden. Zu den Deutschen gehörten die T. in Holstein, Preußen, in der Pfalz, am Rhein, in Jülich, Elsaß und der Schweiz, wie auch die, welche sich bis zum Dreißigjährigen Kriege nach Mähren verbreitet, dann aber verfolgt, seit 1659 nach dem Elsaß und der Rheinpfalz sich gewendet hatten; sie vereinigten sich 1591 durch das sog. Concept von Köln mit den Friesen und beide Parteien endlich auch mit den Flamingern zu Amsterdam 1630. Diese Vereinigung wurde mehrmals erneuert, z. B. zu Harlem 1649 und zu Leyden 1664; aber bald darauf erhob sich doch wieder eine neue Spaltung unter den Friesen durch Jan Jakob, der die Strenge der Flaminger im Kirchenregimente noch erhöhte; unter den Flamingern rief Ulke Walles eine Partei hervor. Die Anhänger Jan Jakob's bildeten die Janjakobschriften, die Anhänger des Ulke Walles die Ulewalliften oder Dompelers, d. i. die Untertaucher, weil sie die Taufe mit dreimaligem Untertauchen vollzogen. Die zuerst Genannten verbreiteten sich nach Litauen und Danzig und heißen auch Clarchen oder Clerchen. Zu ihnen gehören noch einige Gemeinden in Ost- und Westpreußen, und mit ihnen stimmen die T. in Galizien überein, die aber, weil sie ihre Kleidung entweder zuknöpfen oder zuheften, Knöpfler und Heftler heißen. Durch ihr sittliches Verhalten gewannen die Parteien Achtung, durch ihre Thätigkeit Wohlstand. In den Niederlanden erhielten sie 1572 Duldung, 1626 förmliche Religionsfreiheit; in den Seestädten Emden, Hamburg, Danzig und Elbing fanden sie durch ihre kaufmännische Bedeutung Toleranz.

Die innern Kämpfe der reform. Kirche über die Prädestinationslehre führten 1664 in der amsterdamer Gemeinde der vereinigten Waterländer, Flaminger, Friesen und Deutschen eine Trennung herbei, beinahe die einzige, die unter ihnen aus der Verschiedenheit dogmatischer Ansichten hervorging. Unter den Waterländern hatten allmählich arminianische Meinungen Einfluß gewonnen, denen die Anhänger der strengen Prädestinationslehre gegenübertraten. Der Anführer der arminianisch Gesinnten oder Freisinnigen wurde der Arzt Galenus Abrahams de Haen; nach ihm hießen sie Galeniſten oder nach ihrem Versammlungshause bei einer vormaligen Brauerei zu Amsterdam, die als Schild ein Lamm führte, Lamiſten. An die Spitze der Altgläubigen stellte sich der Arzt Samuel Apostool; daher hießen sie Apoſtoolen oder nach ihrem mit dem Symbole der Sonne versehenen Versammlungshause zu Amsterdam Zoniſten. Diese hielten die Lehre von der absoluten Prädestination und Menno's Lehre für den Glauben und das Leben fest. Die Freisinnigen aber verwarfen jedes feste Glaubensbekenntniß als Menschensatzung, gingen immer entschiedener auf die besonders von England aus verbreiteten liberalen philos. und theol. Meinungen ein und gewannen dadurch einen nicht unwichtigen Einfluß auf die geistige Fortbildung Hollands. Die angeführten Parteinamen gingen indeß nach und nach auf die beiden Hauptparteien der Gesinden im allgemeinen über, denen sich die übrigen T. anschlossen; denn die beiden Hauptparteien zu Amsterdam bildeten den Mittelpunkt, in welchem sich die zerstreuten Reste der frühern Parteien zusammenfanden. Am Ende des 18. Jahrh. gab es nur noch zweierlei T. in den Niederlanden, die sich 1800, mit Ausnahme der Gemeinden auf der Insel Ameland und in den Dörfern Aalsmeer und Balk, zu einem Ganzen verbanden. Seit 1811 sind alle Gemeinden durch die Errichtung der allgemeinen T.-Societät in Amsterdam, mit Beibehaltung völliger Freiheit ihrer angenommenen Eigenthümlichkeiten, enger verbunden. Die Partei zählt jetzt ungefähr 120 Gemeinden mit 125 Predigern und genießt gleiche Rechte mit den übrigen Confessionen. In Deutschland sollen sich gegenwärtig etwa 14000 Mennoniten finden, von denen ungefähr die Hälfte auf die Provinz Preußen kommt. Hier erlangten die T. seit 1802 die Befreiung vom Soldateneide, bald darauf vom Kriegsdienste, seit 1827 auch vom Amts- und Zeugeneide. Doch ist ihre Militärbefreiung durch die norddeutsche Bundesverfassung von 1867 aufgehoben worden. Nicht zu verwechseln mit den T. sind die in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgetauchten Baptisten (s. d.), welche mit ihnen fast nur die Verwerfung der Kindertaufe gemein haben. Während die Mennoniten überall, wo sie heimisch sind, als stille und fleißige Unterthanen geachtet werden, ist bei den Baptisten ein unruhiges, schwärmerisches Wesen zu Hause und ihre

Proſelytenmacherei hat ſie fortwährend mit der Staatsgewalt in Conflicte gebracht. Beide Parteien lehnen übrigens ſelbſt jede Gemeinſchaft miteinander ab. Vgl. Schyn, «Historiae christianorum qui in Belgio foederato Mennonitae appellantur» (Amſterd. 1723) und «Historiae Mennonitarum plenior deductio» (Amſterd. 1729); Hunzinger, «Das religiöſe Kirchen- und Schulweſen der Mennoniten» (Speier 1831).

Taufname. Die Namengebung iſt von jeher bei allen Völkern und unter allen Religionsformen als eine wichtige Handlung betrachtet worden, weil jedem Namen eine eigenthümliche Bedeutung theils nach ſeinem urſprünglichen Sinne innewohnt, theils aus irgendeinem andern Grunde untergelegt und wiederum in eine gewiſſe Beziehung zum Träger des Namens geſetzt werden kann. Aus derſelben Vorſtellung von der Wichtigkeit des Namens entſprang auch die Sitte, denſelben unter beſondern Umſtänden zu ändern, welcher man bei mehrern alten Völkern und zumal bei den Bekennern der drei monotheiſtiſchen Religionen begegnet. Beiſpiele ſolcher Aenderungen finden ſich im Alten Teſtamente ziemlich häufig, ſeltener im Neuen. Die Mönche und Nonnen vertauſchten bei ihrer Einkleidung ihren bisherigen mit einem Kloſternamen. Auch die Päpſte pflegen ſeit dem 10. Jahrh. ſich einen neuen Namen aus denjenigen ihrer Vorgänger zu wählen, den des Petrus, als des Oberhirten, jedoch ausſchließend. Juden, Chriſten und Mohammedaner verbinden die Namengebung mit derjenigen ſymboliſchen Handlung, welche die Aufnahme in ihren Religionsverband bezeichnet, alſo mit der Beſchneidung, mit der Taufe und mit der Firmung. Auch gebrauchen ſie, wegen des verwandten Urſprungs ihrer Religionen und wegen der gemeinſamen Hochachtung des Alten Teſtaments, eine bedeutende Anzahl von Namen gemeinſchaftlich. Eigenthümlich blieben jeder Religionsgemeinſchaft vorzugsweiſe ſolche Namen, die in einem weſentlichen Zuſammenhange mit ihrer beſondern Religionsgeſchichte ſtehen, wie die mohammed. Ali, Omar, Mohammed, die jüd. Levi, Aaron, Eſther, Mardochai u. dgl. Aenderung des Namens beim Uebertritt zur chriſtl. Religion zeigt ſich zuerſt im 3. Jahrh.; doch ſcheint, ſolange das Katechumenat beſtand, die Beſtimmung des Namens nicht zugleich mit, ſondern ſchon vor der Taufe erfolgt zu ſein. Auch ward der alte Name nicht immer gänzlich aufgegeben, ſondern zuweilen nur ein neuer hinzugefügt, oder auch wol der alte allein und unverändert beibehalten, wie ſich aus dem Vorkommen echt heidn. Namen, als Mercurius, Apollinaris, Palladius, bei den Chriſten der erſten Jahrhunderte ergibt. Bei dem Ueber- oder Eintritte Erwachſener ſtand die Wahl des Namens dieſen ſelbſt zu. Als die Kindertaufe zur Regel und die Namengebung mit ihr verbunden ward, übten das Recht der Beſtimmung die Aeltern, beſonders der Vater, oder deren Stellvertreter, namentlich die Pathen, oder auch der taufende Geiſtliche. Häufig gab man den Erſtgeborenen die Namen der Großältern oder übertrug auch Namen der Pathen auf die Täuflinge. Von älteſter Zeit her forderte ſowol die Kirche als auch die in der Sache ſelbſt begründete Sitte paſſende T., und die Mehrzahl derſelben ſondert ſich in einige große charakteriſtiſche Gruppen. Viele beziehen ſich auf Gott und auf die Pflichten gegen ihn, als Gottlieb, Gottfried, Gottwald, Theodor, Amadeus; andere auf den Religionsſtifter, doch ſo, daß der Name Jeſus ſelbſt und Ableitungen von ihm vermieden werden; nur bei den Syrern begegnet man Namen wie Jeſujab (Jesus dedit), Ebed-Jeſu (servus Jesu). Häufig dagegen ſind Ableitungen von Chriſtus, als Chriſtian, Chriſtina, Chriſtoph; auch Emanuel ward ohne Bedenken gebraucht. Ferner entlehnte man die Namen der Apoſtel, Evangeliſten, Märtyrer und Heiligen, und hier zeigen ſich ſowol confeſſionelle als geogr. Unterſchiede, ſofern die Heiligennamen überhaupt von der kath. Kirche bevorzugt wurden und in den verſchiedenen Ländern ſich eine Vorliebe für gewiſſe National- und Localheilige kundgab. So lieben die Griechen die Namen Baſilius, Ignatius, Gregorius; die Italiener Benedictus, Ambroſius, Aloyſius; die Franzoſen Martin, Hilarius, Dionyſius; die Spanier Ildefonſus (Alphonso), Ferdinand, Elvira; die Engländer Thomas, Auguſtin; die Iren Patricius; die Dänen und Schweden Axel (Abſalon), Ansgarius; die Slawen Cyrill, Methodius, Wenceslaus, Kaſimir; die Schweizer Beatus, Placidus, Felix; die Baiern Rupert; die Schwaben Fridolin; die Franken Kilian; die Sachſen Ludger; die Preußen Adalbert, Bruno; die Böhmen Nepomuk u. ſ. w. Wo der Proteſtantismus mit Eifer auftrat, wie während des 16. Jahrh. in Frankreich, Holland und England, da verwarf man die Heiligennamen und wählte dafür altteſtamentliche: Abraham, Jakob, David, Anna, Suſanna u. dgl.; und wiederum im Gegenſatze hierzu befahl der Catechismus Romanus ausdrücklich, den Täuflingen Heiligennamen beizulegen. Nur Martin, Philipp und Ulrich ſind ſtets bei den Proteſtanten beliebt geweſen, als Vornamen der Reformatoren Luther, Melanchthon und Zwingli, während andererſeits bei den Katholiken aus dem Mariendienſte der wunderliche Ge-

brauch entsprang, den Namen Maria auch für das männliche Geschlecht zu verwenden. Außerdem wurden Namen gebildet aus den Benennungen der christl. hohen Feste und Taufzeiten, als Natalis, Epiphanius, Paschalis; auch solche, die an christl. Tugenden erinnerten, als Eusebius, Pius, Charitas. Ja sogar Thiernamen wählte man, wie Leo, Asellus, Columba, theils ihre natürliche Bedeutung symbolisch auffassend, theils aus christl. Demuth. In Deutschland behielten die alten einheimischen Namen lange das Uebergewicht. Fremde kirchliche Namen von hebr., griech. und lat. Herkunft werden häufiger erst seit den Kreuzzügen, und eins der frühesten Beispiele eines deutschen Herrschers mit ausländischem Namen bietet der hohenstaufische Kaiser Philipp. Nach dem Aufkommen bleibender Geschlechtsnamen traten die T. als Vornamen vor dieselben, und aus der seit dem Ende des 15. Jahrh. überhandnehmenden Sitte, zwei und mehr Taufzeugen zu stellen, entsprang der Gebrauch, einem und demselben Kinde mehrere T. zugleich beizulegen. Die kath. Kirche pflegt außerdem noch bei der Firmung (s. d.) unpassende T. durch neue zu ersetzen oder denselben doch noch einen neuen hinzuzufügen; doch besteht über Annahme des Firmnamens und über seine Führung im gewöhnlichen Leben kein Kirchengesetz. Die Gewohnheit, bei dem Uebertritte von einer Confession zu einer andern den T. zu ändern, ist nie allgemein herrschend gewesen und besteht gegenwärtig als Regel nur in der griech. Kirche. Gegen Ende des 18. Jahrh. führte theils Gleichgültigkeit oder Widerwille gegen kirchliche Formen, theils auch Neuerungssucht zu mancherlei Wunderlichkeiten in der Namengebung, am auffallendsten in den ersten Zeiten der Französischen Revolution, wo Namen wie Liberté, Egalité, Sansculotte u. dgl. ganz gewöhnlich vorkamen. Doch schon 1802 ward durch ein Gesetz der alte Brauch in Frankreich hergestellt, und auch in Preußen wie im übrigen Deutschland erschienen Verordnungen gegen abenteuerliche und unschickliche T. Vgl. Dolz, «Die Moden in den T.» (Lpz. 1825); Fleischner, «Onomatologie, oder Versuch eines lat. Wörterbuchs unserer T.» (Erlang. 1826); Sommer, «Die T. und ihre Bedeutung» (Berl. und Potsd. 1844); Augusti, «Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie» (Bd. 7, Lpz. 1825); Abel, «Die deutschen Personennamen» (Berl. 1853); Pott, «Die Personennamen» (2. Ausg., Lpz. 1859).

Taufzeugen, s. Pathen.

Tauler (Joh.), ein ausgezeichneter deutscher Mystiker und Prediger, geb. zu Strasburg 1290, gest. daselbst 16. Juni 1361, trat um 1308, indem er einem bedeutenden Vermögen entsagte, in den Bettelorden der Dominicaner und studirte darauf zu Paris Theologie, schon damals mit Vorliebe mystischen und speculativen Schriften sich zuwendend, weil die Scholastik und die herrschende Schultheologie ihn nicht befriedigte. In dieser Richtung ward er bestärkt, als er bei seiner Rückkehr, außer andern Männern verwandter Gesinnung, auch Meister Eckard, den tiefsten speculativen Mystiker, zu Strasburg antraf. Doch folgte er Eckard nicht auf dessen pantheistischen Abwegen, vielmehr führte ihn sein praktischer Sinn zur Predigt und Seelsorge, die er selbst dann mit Eifer und Muth fortsetzte, als infolge des Banns, welchen der Papst gegen Kaiser Ludwig geschleudert hatte, das Land in schreckliche Parteiung verfiel und, dem strasburger Bischof verkündeten Interdicte gehorsam, fast sämmtliche Geistliche den Gottesdienst einstellten. Mächtig wirkte auf den schon 56jährigen und bereits hochberühmten Prediger ein Laie, der «Gottesfreund» Nikolaus von Basel, der ihn 1346 aufsuchte. Unter seinem Einflusse ergab sich T. zwei Jahre lang ascetischen Uebungen und frommer Betrachtung. Danach aber wandte er sich noch entschiedener zur Wirksamkeit für das bedrückte Volk, predigte mächtig, bald liebevoll tröstend, bald mit christl. Ernste rügend, eifernd gegen Habsucht, Prunk und Härte der Weltlichen wie der Geistlichen, nicht ausscheidend aus der Kirchenlehre, aber furchtlos die Mißbräuche darlegend und selbst den Papst nicht schonend. Daher geschah es, obschon er auch unter den Schreckniſſen des Schwarzen Todes (1348) die Tröstungen der Religion gespendet hatte, daß ihm der Bischof das Predigen untersagte und er veranlaßt wurde, die Vaterstadt zu meiden. Er wandte sich nach Köln. Doch ist Näheres nicht bekannt, weder über seinen Aufenthalt daselbst, noch über seine Rückkehr nach Strasburg, wo er als 70jähriger Greis starb und in seinem Kloster begraben wurde. T. war nicht der größte Prediger des deutschen Mittelalters überhaupt, wol aber der größte seiner Zeit und unter den Mystikern. Seine Mystik war keineswegs passiv, sondern drang auf Erhebung über die trostlosen Zustände seiner Zeit und über die Gebrechen der Kirche durch innerliche Frömmigkeit und thätige christl. Liebe. Auch seine Darstellung ist lebendig, anschaulich und aufs Praktische gerichtet, sowol in seinen Predigten als in seinen Erbauungsschriften, unter denen die «Nachfolge des armen Lebens Christi» den Vorrang behauptet. Ob auch die geistlichen Lieder, welche unter seinem Namen gehen, ihm wirklich angehören, ist zweifelhaft. Von seinen Schriften und Predigten, in denen er sich nur der deutschen Sprache

bediente, hat ſich vieles in Handſchriften erhalten, und ſeit 1498 ſind auch zahlreiche, aber unzuverläſſige und häufig in den Dialekt des zufälligen Druckorts überſetzte Ausgaben erſchienen. Eine ſorgfältige neuhochdeutſche Uebertragung lieferte Schloſſer («Predigten», 3 Bde., Frankf. 1826; 2. Aufl., von Hamberger, 1864; «Nachfolgung des armen Lebens Chriſti», Frankf. 1833). Eine kritiſche Ausgabe des Originalwerks iſt zu erwarten von Franz Pfeiffer. Vgl. Schmidt, «Johannes T. von Strasburg» (Hamb. 1841).

Taumelloch, ſ. Lolch.

Taunus heißt im weitern Sinne der ſüdl. Abſchnitt des oſtniederrhein. Plateau- und Berglands, welcher zwiſchen Main und Lahn gelegen iſt und faſt ganz dem ehemaligen Herzogthum Naſſau angehört. Im engern Sinne aber begreift man darunter nur das ſüdl. Randgebirge dieſes Plateau- und Berglandes, als welches er auch die Höhe, ſeltener Heyrich genannt und mit zur Grenzſcheide von Nord- und Süddeutſchland gerechnet wird. Es erhebt ſich das Waldgebirge des eigentlichen T. im O. aus dem Thale der Nidda und Wetter allmählich und zieht über Homburg, Königſtein, Eppſtein und Schlangenbad gegen SW. dem Rheine zu, ſodaß ſein ſüdl. Abfall 1—2 M. vom Main entfernt bleibt, am Rhein aber, von Biberich bis Bingen gegenüber, nur eine ſchmale Ebene läßt. Dieſer Abfall iſt ſteil, ohne jedoch ſchroff zu ſein. Der weſtliche dagegen, von Bingen bis Lahnſtein, ſtürzt mit ſchroffen Felswänden in das Strombett des Rhein ab. Der nördl. Abfall iſt ſanft, durch Vorhöhen vermittelt, tritt jedoch mit ſcharfen und felſigen Berghängen an die Lahn. Der wenig geſchloſſene Hauptkamm des Gebirgs hat eine mittlere Höhe von 1500 F., über welche ſich mehrere abgerundete Kuppen und abgeſtumpfte Kegel noch um 900—1200 F. erheben. Seine höchſten Gipfel liegen im nordöſtl. Theile. Hier erreicht er ſchon 1½ M. weſtlich von Homburg ſeinen Culminationspunkt in dem 2726 F. hohen Großen Feldberg bei Königſtein, mit einer berühmten Rundſicht von 150 St. im Umkreis und der loſen Quarzmaſſe des Brunhildenbetts auf ſeinem Gipfel. Südweſtlich von dieſem erhebt ſich 2547 F. hoch der Kleine Feldberg, von dieſem ſüdlich 2449 F. der Altkönig mit einem dreifachen koloſſalen Steinwall. Im mittlern Theile der Kette erheben ſich der Roſſert, 1520, der Stauffen, 1285, der Trompeter, 1483, und nördlich von Wiesbaden die Platte mit ihrem Jagdſchloſſe, 1511 F. hoch; weiter ſüdweſtlich die Hohe Wurzel, 1781, die Kalte Herberg, 1720, die hallgarder Hange, 1710 F. hoch. Das ſüdweſtl. Drittel zwiſchen dem Rhein und dem nördlichen engen und romantiſchen Wisperthal wird auch das Rheingaugebirge genannt. Auf demſelben erhebt ſich über Eltville die Rauenthaler Höhe 1667, nördlich von Rüdesheim der Niſchpelkopf 1578 F., und im NW. von Rüdesheim der durch die Weinpflanzungen ſeines Südabfalls und durch ſeine Ausſichten ſo berühmte Niederwald mit der Roſſel 991 F. (S. Rheingau.) Der T. iſt, aus der Gegend von Frankfurt geſehen, ein impoſanter Rücken, aber nur ſchwach undulirt in ſeinem Profil und, wenn man ihn erſtiegen hat, kaum deutlich abzuſcheiden von dem nördlichen dahinterliegenden Grauwackenhochland. Sein innerer Bau zeigt ſich dem Hundsrück (ſ. d.), deſſen nordöſtl. Fortſetzung er iſt, ſehr analog. Seine Hauptmaſſe beſteht aus verſteinerungsleerem Thonſchiefer, hier und da übergehend in Talkſchiefer, auf den Höhen überlagert oder nur überragt von Quarzit, während mächtige Quarzgänge hier und da noch beſondere Felsriffe veranlaßt haben. Nördlich grenzen auch hier wie im Hundsrück Grauwackenbildungen an. Dazu geſellen ſich baſaltiſche Durchſetzungen, die ſich beſonders zwiſchen Wiesbaden und Naurod finden, mit zahlreichen und verſchiedenen mineraliſchen Quellen, die zu den wichtigſten der auf geol. Urſachen beruhenden Erwerbsquellen des T. gehören. Die kupfererzhaltigen Gänge bei Naurod und Königſtein haben ſich bisjetzt nicht des Abbaues würdig erwieſen, ebenſo wenig die Schwefelkieslagerſtätten bei Wildſachſen unweit Eppſtein. Erzreich ſind dagegen die Lahngegenden. Die ſtarken Waldungen des T. beſtehen meiſtens aus Buchen, auf den Hochflächen aus Fichten. Ueberall, wo es angeht, iſt das Gebirge wohl angebaut und an den ſüdl. Abhängen mit herrlichen Weinpflanzungen, Obſthainen, Kaſtanienwäldchen und ſelbſt mit Mandelbäumen beſetzt. Von ſeinen zahlreichen Gewäſſern gehen im O. die Uſe über Homburg in die Wetter, im S. die Schwarze über Eppſtein direct in den Main, im W. die Wisper bei Lorch in den Rhein, die längern gegen N. in die Lahn, wie die Aar bei Diez, die Ems oberhalb Limburg, die Weil bei Weilburg. Berühmt iſt der T. durch die herrlichen Ausſichten auf ſeinen Kuppen, die Schönheit und Milde ſeiner Thäler und Gehänge, die Menge ſeiner Ortſchaften, alten Burgen und Ueberreſte röm. Verſchanzungen, vorzüglich aber durch ſeine zahlreichen Mineralquellen (Taunusbäder), von denen über 40 bekannt. Die nördlichen ſind mehr ſtahl- und eiſenartig, die ſüdlichen reicher an Salz, Schwefel und Wärmeſtoff. Mehrere derſelben haben als Heilquellen und Bäder europ. Ruf, wie Wiesbaden, Schlangen-

bad, Schwalbach, Selters, Homburg und Soden. Nicht mehr zum T. selbst gehören die an der Lahn gelegenen Quellen von Ems, Geilnau und Fachingen sowie Oberlahnstein und Brandbach. Die nach dem Gebirge benannte, seit 1840 eröffnete **Taunuseisenbahn**, $5^3/_4$ M. lang, verbindet Frankfurt a. M. mit Mainz und Wiesbaden, eine Zweigbahn, die von Höchst ($1^1/_4$ M. von Frankfurt) abgeht und $^1/_2$ M. lang ist, seit 1847 mit Soden. Vgl. Sandberger, «Die nassau. Heilquellen» (nebst geognostischer Karte des T., Wiesb. 1851).

Taurien, ein Gouvernement in Südrußland, umfaßt die Halbinsel Krim (s. d.) oder T. im engern Sinne und die mit derselben durch die schmale Landenge von Perekop, welche das sog. Todte Meer im W. von dem Faulen Meere oder Siwasch trennt, zusammenhängende, vom untern Dnjepr ostwärts bis zum Küstenflusse Berda reichende Steppe Nogay und hat ein Areal von 1161,12 Q.-M., mit Einschluß des Stadtgouvernements von Kertsch in der Krim und des Siwasch, der an 47,86 Q.-M. einnimmt. Die Bodenbeschaffenheit ist sehr verschieden. Während der Süden der Halbinsel Krim ein reizendes, reiches und gut cultivirtes Bergland bildet, ist ihr nördl. Theil und die Nogay eine öde, wasser- und holzarme Steppe, mit salzigem, daher zum Ackerbau untauglichen Boden, dagegen durch weite Grasflächen zur Viehzucht geeignet und auch benutzt, sodaß das Gouvernement einen höchst bedeutenden Viehstand hat. Die Bevölkerung, deren Zahl 1864 auf 606783 Seelen berechnet wurde, besteht der Mehrzahl nach aus mohammed. Nogaiern (s. d.) und andern Tataren, wozu noch viele Armenier, Juden, Zigeuner, Russen, Griechen und andere Europäer, besonders Deutsche kommen, indem sowol in der Krim wie in der Nogay seit längerer Zeit von der russ. Regierung Ansiedler aus Süddeutschland, der Schweiz, auch Mennoniten aus Preußen herangezogen wurden, die eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Colonien angelegt haben. Namentlich geschah dies im Kreise Berdiansk und an den Ufern der in das Asowsche Meer fließenden Molotschnaja, wo sie den gemeinsamen Namen des Molotschnaer Colonistenbezirks führen. Das Gouvernement zerfällt seit 1842 in acht Kreise, von denen Melitopol, Berdiansk, Aleschki die Nogay, Perekop den Isthmus, Simferopol, Eupatoria, Jalta und Feodosia die Krim (mit Ausschluß von Kertsch nebst Gebiet) bilden. Die Hauptstadt ist Simferopol (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth Baktschiserai (s. d.), Sewastopol (s. d.), Eupatoria (s. d.), Feodosia (s. d.), Kertsch (s. d.), Jalta oder Yalta, eine neue Stadt mit 1110 E. an der Südküste der Krim, die als Dampfschiffahrtsstation wichtig geworden, Balaklawa (s. d.) und Berdiansk (s. d.) in der Nogay.

Die das Gouvernement bildenden Länder, welche in ältern Zeiten Scythen und griech. Colonisten bewohnten, wurden seit Herodot um 450 v. Chr. nach und nach von mehr als 70 verschiedenen Völkern erobert und verheert. Diese Länder waren unterworfen den Scythen, den griech. Republiken, den Königen vom Bosporus, den Römern, den Sarmaten, dann den griech. Kaisern und am Ende des 12. Jahrh. zum Theil den Genuesern und Venetianern, von denen die erstern die Stadt Kaffa, die letztern die Colonie Tana begründeten. Im 13. Jahrh. eroberten jene Gebiete die Tataren und am Ende des 15. die Türken, die zwar einen eigenen Khan in der Krim bestehen ließen, diesen aber zum türk. Vasallen machten. Seit Ende des 17. Jahrh. drangen die Russen wiederholt in die Krim ein, eroberten dieselbe indeß erst 1771 und nöthigten die Pforte im Frieden zu Kutschuk-Kainardschi 1774 die Krim als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, das unter einem von der Nation selbst gewählten Khan stehen sollte. Von jetzt an zogen auch viele russ. Colonisten, besonders Saporogische Kosacken, in diese durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegenden. Gleichzeitig machte sich der Einfluß der russ. Politik besonders auf die Wahl der einige Zeit noch ziemlich unabhängig regierenden Khane fühlbar. Der Khan Schahin-Gerai, von der türk. Gegenpartei gedrängt, sah sich endlich genöthigt, die Krim zu verlassen und eine Zuflucht in Petersburg zu suchen. Derselbe übergab sein Land an Rußland, das daher 19. April 1783 die Krim für sein Eigenthum erklärte und sie nebst den dazugehörigen Provinzen 1784 als eine Statthalterschaft unter dem alten Namen Taurischer Chersones oder T. dem russ. Reiche einverleibte. Die Pforte aber trat im Jan. 1784 die Krim und ganz T. förmlich an Rußland ab. Die Kaiserin Katharina II., welche dem Besieger der Krim, Potemkin, den Beinamen «der Taurier» gab, richtete ihr Hauptaugenmerk auf diese Provinz, die sie selbst eine Perle Rußlands nannte, und trug außerordentlich zur Hebung derselben bei. Viel verdankt die Provinz auch der Fürsorge des Kaisers Alexander, der ihr viele Handelsvergünstigungen verlieh. Vgl. Pallas, «Topogr. Gemälde von T.» (Petersb. 1796); Engelhardt und Parrot, «Reise in die Krim und den Kaukasus» (2 Bde., Berl. 1815); Kohl, «Reisen in Südrußland» (2 Bde., Dresd. und Lpz. 1841); Demidow, «Reise nach dem südl. Rußland und der Krim» (deutsch, 2 Thle., Bresl. 1854).

Tauris, s. Tebris.

Tauroggen (russ. Tawrogi), ein Flecken im Kreise Rossienie des russ. Gouvernements Kowno, am Memelzufluß Jura, 1 M. von der preuß. Grenze und 4 M. nordöstlich von Tilsit, hat ein Grenzzollamt und 2434 E. (1861). Der Ort war sonst die Hauptstadt einer litauischen Herrschaft, die außer ihr 34 Dörfer umfaßte, kam 1687 nebst der Herrschaft Serrey oder Sereje (4 M. im OND. von Suwalki im Gouvernement Augustowo des Königreichs Polen) nach dem Tode des Markgrafen Ludwig, zweiten Sohnes des Großen Kurfürsten und seit 1681 Gemahls der Prinzessin Radziwill, an Kurbrandenburg, jedoch unter poln. Oberhoheit, bei der zweiten Theilung Polens aber 1793 durch Vertrag an Rußland. Hier unterzeichnete 21. Juni 1807 Kaiser Alexander den Waffenstillstand, der dem Frieden von Tilsit vorausging, und in der Mühle des gegenüber, westlich an der Jura gelegenen Dorfs Posarum, Poscherun oder Poscherau schloß 30. Dec. 1812 der preuß. General York (s. d.) mit dem russ. General Diebitsch die gewöhnlich nach T. benannte Waffenstillstands- und Neutralitätsconvention. Im April 1831 zersprengten bei T. die Russen unter Schirmanu die litauischen Insurgenten.

Taurus heißt im engern Sinne jetzt, wie im Alterthum, das südl. Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien oder Natolien. Dasselbe zieht, durch den Euphrat von dem armenischen T., als dessen Fortsetzung es anzusehen ist, geschieden, westwärts bis an das Aegäische Meer, indem es die Küstenländer Cilicien, Pamphylien und Lycien erfüllt, dieselben von den Plateaulandschaften Kappadocien, Lykaonien und Phrygien trennt und in der vielfach zersplitterten Küste Kariens sein Ende findet. Es bildet in dieser Erstreckung einen ununterbrochenen ausgezackten, schneeigen Höhenzug von Waldgebirgsketten, fällt gegen Süden in kurzen Absätzen oder plötzlich und steil, nur selten, wie in der Gegend von Tarsus und Adalia, schmalen Küstenebenen Raum gebend, zum Meere, nordwärts dagegen in sanften Gehängen zu den innern Plateauflächen ab und erreicht im östl. Cilicien die Gipfelhöhe von 10—11000, weiter westlich von 7—9000 F. Der höchste Gipfel, Metdefsis, erreicht 11000 F., der höchste Paß, Koschan, 9400 F., die Baumgrenze im N. 7000, im S. 6400 F., die Getreidegrenze im Mittel 5500 F., die Schneegrenze im N. 9000, im S. 10000 F. Der höchste Wohnort, Gisyl-Deppe, liegt 8500 F. hoch. Das Gebirge ist sehr unwegsam und war von jeher der Sitz roher und räuberischer Bergvölker. Die wichtigste Taurusspassage, die Cilicischen Pässe bei den Alten, jetzt Gülek-Boghâs genannt, durchsetzt, auf der großen Heer- und Karavanenstraße zwischen Kleinasien und Syrien gelegen, das Gebirge (welches hier im Westen Bulghar-Dagh, im Osten Aladagh heißt) in engen Défilées im Norden von Tarsus und ist in der Kriegsgeschichte bekannt durch die Züge des jüngern Cyrus mit den 10000 Griechen, Alexander's d. Gr., des Kaisers Alexander Severus gegen Pescennius Niger, der Kreuzfahrer, endlich der Osmanen bis auf den Krieg Mehemed-Ali's von Aegypten gegen die Osmanen. Oestlich von dieser Passage durchbrechen zwei Flüsse den T., nämlich von Norden kommend der Seihûn (Sarus oder Pfarus der Alten), der unterhalb Adana mündet, und weiterhin, von Nordosten herkommend, der Dschihân (Pyramus), der in dessen Nähe sich ergießt und den T. von dem Gebirgszuge Amanus trennt, welcher unter den jetzigen Namen Dschebel-Musa, Kisil- und Akma-Dagh im Osten, und als Durdun- und Giaur-Dagh im Norden den Issischen Meerbusen oder Golf von Skanderûn umzieht und das Verbindungsglied zwischen dem T. und dem syr.-paläst. Gebirgslande bildet. Weniger bedeutend sind die zahlreichen übrigen Flüsse, die der T. gegen Süden dem Meere zusendet, wie der Tarsus-Tschai (Cydnus) bei Tarsus, der Gök-Su (Calycadnus) bei Seleukeia (Seleucia), d. i. der durch Friedrich Barbarossa's Tod bekannte Saleph oder Selef; ferner der Köpri-Su (Eurymedon, bekannt durch Cimon's Doppelsieg), der Ak-Su (Cestrus), der Kodscha-Tschai oder Etschen (Xanthus), der Doloman-Tschai oder Gerenüs-Tschai (Calbis oder Indus) u. a. Dürrer ist die Nordseite des T. Hier liegen an seinem Fuße mehrere bedeutende, meist salzige Seen. Im Osten des erwähnten Hauptpasses zweigt sich ein mächtiger Seitenarm des T. ab, welcher, von den Alten Antitaurus genannt, anfangs das obere Thal des Seihûn einschließend, gegen Norden zieht, sich dem Kisil-Irmak (Halys), dann, gegen Nordosten gewendet, dem Euphrat nähert und die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen bildet. Ob und wie er mit dem nördl. Randgebilde der kleinasiat. Halbinsel in Verbindung steht, ist nicht bekannt; sicher aber ist, daß der 11823 F. hohe Erdschisch oder Ardschisch (s. d.) mit seinen zwei Kratern, umweit der Stadt Kaisarijeh (der Mons Argäus bei Cäsarea), nicht zu ihm gehört, vielmehr isolirt aus der etwa 3800 F. hohen Plateaufläche aufsteigt. Ueberhaupt sieht man jetzt nicht mehr die verschiedenen Gebirgsketten und Gebirgsgruppen der Halbinsel, selbst den Nord- und Westrand derselben, als Zweige des T. und Antitaurus an, das sie auch in der That nicht sind. Andererseits hat die systematisirende Geographie,

nach dem Vorgange der Alten, denen der allerdings vorhandene Gebirgszusammenhang Westasiens in westöstl. Normaldirection bekannt war, den Namen T. als Collectivnamen auch auf die weitern östl. Fortsetzungen des eigentlichen T. übertragen, nicht nur auf die von den Alten ausdrücklich «Taurus» genannte armen. Gebirgskette, welche jenseit des Euphrat die Wasserscheide zwischen dessen südl. Quellarme und dem Tigris bildet, sondern auch auf die nördl. Randgebirge Irans, den Elbrus mit dem Demawend und den Paropamisus bis zum Hindukuh und Himalaja. In diesem Sinne wird sogar der Küenlün oder Kulkun in Tibet und seine wahrscheinliche Fortsetzung, der Peling in Mittelchina, als das östl. Ende des Taurussystems betrachtet, eines Gebirgszugs, der vom Aegäischen Meere bis zur Tiefebene Chinas quer durch ganz Asien reicht, in dieser Ausdehnung eine Länge von 1100 M. hat und in den kleinasiatischen, den armenischen, den persischen und den tibetanischen T. als seine Hauptabtheilungen zerlegt wird.

Tauschhandel, s. Baratthandel.

Tausendundeine Nacht ist der Titel einer im Orient seit Jahrhunderten bekannten Sammlung morgenländ. Märchen und Erzählungen. Unmittelbar nachdem sie Galland in Europa eingeführt hatte, erlangte sie auch im Abendlande einen Grad der Verbreitung, wie ihn nur noch Homer's Dichtungen beanspruchen können, und diese Theilnahme wird diesen Märchen bleiben, solange als der Mensch mit kindlicher Lust den Erscheinungen einer reichen Wunderwelt und den beweglichen Gestalten einer arglos spielenden Einbildungskraft sich zuwendet. Das ist es, was die meisten dieser reizenden Erzählungen bieten, die ohne andern Anspruch als den auf leichte Unterhaltung immer zunächst erfreuen wollen, aber allerdings auch daneben unwillkürlich einen Schatz mannichfaltiger Lehre und Lebensweisheit uns entgegenbringen. Was sie aber für den europ. Leser zwiefach interessant macht, ist, daß sie lebendiger, als Reisebücher es vermögen, die Eigenthümlichkeiten des Orients uns vergegenwärtigen. Des Arabers ritterliche Tapferkeit, sein Hang zu Abenteuern, seine Gewandtheit, seine Liebe und seine Rache, die List seiner Frauen, die Heuchelei seiner Priester, die Verschmitztheit seiner Derwische, die Zudringlichkeit seiner Bettler sowie die Bestechlichkeit seiner Richter ziehen wie in einem großen dramatischen Gemälde an uns vorüber. Goldstrahlende Paläste, reizende Frauen, anmuthige Gärten und köstliche Mahle nehmen die Sinne gefangen und fesseln uns an einen Boden, auf dem wir uns leicht und gern mit den Wundern einer fremden Geisterwelt befreunden. Dem Inhalte nach zerfallen die Erzählungen der Sammlung in drei Hauptmassen. Die übernatürlichen, phantasiereichsten scheinen aus Indien zu stammen, der uralten Heimat des Märchens und der Fabel; die zarten, oft sentimentalen Liebesgeschichten sind zum Theil pers. Ursprungs; die kräftigen, anschaulichen Bilder des Lebens, die geistvollen Anekdoten, die frischen Scherze, die komischen Possen und die Gaunerstreiche sind echt arab. Gut. Alles aber ist gleichmäßig der Sitte und Natur des städtebewohnenden Arabers und dem Glauben Mohammed's gemäß bearbeitet. Die Zeit des Ursprungs der Sammlung ist schwer zu bestimmen. Dem Ganzen liegt wol ein pers. Original zu Grunde, vielleicht die «Hesär efsâne», d. i. die 1000 Märchen, des Nasti. Schon zur Zeit des Khalifen Mansur, im 8. Jahrh., wurden Märchen aus dem Persischen übersetzt, und namentlich war es Dschehestâvi, im 9. Jahrh., welcher eine Sammlung von Märchen der Araber, Perser, Inder und anderer Völker begann, die er die Tausend Nächte nannte, von denen er aber nur 400 vollendete. Das scheint der ursprüngliche Stamm zu sein, an den sich bei dem lockern Faden, der das Ganze umschlingt, willkürlich immer Neues anreihte. Die Redaction, in der wir jetzt den bei weitem größten Theil der Sammlung besitzen, stammt aus Aegypten aus der Mitte des 15. Jahrh., doch wurden ihr auch noch im folgenden Jahrhundert einzelne Erzählungen zugefügt. Ausgaben des arab. Originals sind vorhanden von Habicht und Fleischer (12 Bde., Bresl. 1825 fg.), die aber leider von sehr ungleichem kritischen Werthe ist, da nur die letzten vier Bände, welche von Fleischer herausgegeben worden, einen correcten Text liefern, ferner von Abd-Errahman Assafati (2 Bde., Bulak 1835) und von Macnaghten (4 Bde., Kalk. 1839). In Europa wurde die Sammlung zuerst eingeführt durch Galland in den «Les mille et une nuits» (12 Bde., Par. 1704) und in den verschiedenen Auflagen von Caussin de Perceval, Gautier, Destains, von Hammer, Scott u. a. durch neue Uebersetzungen vermehrt. Gleich bei seinem Erscheinen wurde Galland's Werk theils ganz, theils auszugsweise in verschiedene Sprachen übersetzt. Die vollständigste deutsche Uebersetzung ist die von Habicht und von der Hagen besorgte Ausgabe (15 Bde., Bresl. 1824 u. öfter), obgleich sie vieles enthält, was durchaus nicht zu Tausendundeine Nacht gehört; nur die zwei letzten Bändchen sind von Habicht unmittelbar aus dem Arabischen übersetzt. Neue, selbständig nach dem Original gearbeitete Uebersetzungen lieferten Weil (4 Bde., Stuttg. 1837; vollständig umgearbeitet 1866) und Lane (3 Bde., Lond. 1839). Die Theil-

nahme, welche Galland's Werk fand, reizte zu Nachahmungen, und ſo erſchien von Petit de la Croix und Leſage unter dem Titel «Les mille et un jours» (5 Bde., Par. 1710; deutſch von von der Hagen mit vielen Zuſätzen, 11 Bde., Prenzl. 1839) die Bearbeitung eines beliebten arab.-perſ. Märchenwerks «Faradsch hâd el-schidah», d. i. Freud' auf Leid.

Tauſendfüße oder Myriapoden nennt man eine Gruppe der Gliederthiere, die gleichſam den Vermittler zwiſchen Inſekten, Spinnen- und Kruſtenthieren bildet und in allen Welttheilen, beſonders in den wärmern Zonen vorkommt. Die T. gleichen kleinen geringelten Schlangen mit zahlreichen, an jedem Gliede befeſtigten Füßen und haben meiſt einen plattgedrückten Leib und eine ſchmuzige Farbe. Sie leben an dunkeln, feuchten Orten, an Pflanzenwurzeln, unter Blumentöpfen u. ſ. w. Man unterſcheidet zwei Hauptgruppen: die Schnurafſeln (Chilognatha), mit faſt drehrundem Leibe und je zwei Fußpaaren an jedem Ringe, die von fauligen und Pflanzenſtoffen leben, und die plattleibigen Skolopender (Chilopoda), mit nur je einem Fußpaar an jedem Ringe, von welchen einige, vom Raub lebende Arten die Länge eines Fußes erreichen. Letztere, den heißen Himmelsſtrichen angehörig, werden ihres ſchmerzhaften, bisweilen ſelbſt gefährlichen Biſſes wegen gefürchtet.

Tauſendgüldenkraut (Erythraea) heißt eine Pflanzengattung aus der 5. Klaſſe, 1. Ordnung des Linné'ſchen Syſtems und aus der Familie der Enziangewächſe, deren Arten auf Wieſen, in Wäldern und am Seeſtrande wachſen und Kräuter mit gegenſtändigen Blättern und riſpig oder doldentraubig angeordneten Blüten ſind, die aus einem kurzen, fünfſpaltigen Kelch, einer trichterförmigen, fünftheiligen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen und einem Griffel mit zweilappiger Narbe beſtehen. Die Frucht iſt eine zweifächerige, mehrſamige Kapſel. Das gemeine T. (E. Centaurium), auch Fieberkraut und Erdgalle genannt, hat einen vierkantigen, ½—1 F. hohen, aſtloſen Stengel mit länglichen Blättern und endſtändigen Doldentrauben von roſenrothen Blüten. Es wächſt truppweiſe auf Triften und bebuſchten Hügeln, blüht im Spätſommer und enthält neben einem eigenthümlichen Stoffe, dem kryſtalliſirbaren Centaurin, einen bittern Extractivſtoff, weshalb es, zur Blütezeit geſammelt, als Herba Centaurii minoris, wie Enzian und Fieberklee, gegen Verſchleimung, Verdauungsſchwäche und Fieber officinell iſt. Auch dient es zur Verbeſſerung junger Weine, zur Bereitung bitterer Branntweine und zum Tuchfärben.

Tauſendjähriges Reich, ſ. Chiliasmus.

Tauſendſchön, ſ. Bellis.

Tautologie (griech.) heißt in der ſprachlichen Darſtellung die Bezeichnung eines Gedankens durch mehrere gleichbedeutende Ausdrücke. Die T. unterſcheidet ſich vom Pleonasmus (ſ. d.), indem hier mehr, als zur Deutlichkeit erforderlich iſt, in der T. aber gerade daſſelbe noch einmal, wenn auch mit andern Worten, geſagt wird. Gewöhnlich nimmt man eine grammatiſche T., wie «Peſtſeuche» oder «Schiffsflotte», und eine rhetoriſche an, welche in nutzloſer Häufung ſinnverwandter Worte beſteht, wie in dem Satze: «Ich bin ſehr froh und erfreut über die Worte und Ausdrücke, womit man mich geehrt und ausgezeichnet hat.» Uebrigens iſt die T., da ſie meiſt aus Gedankenarmuth oder Nachläſſigkeit entſpringt, ſelbſt nicht im populären Vortrage zu dulden und höchſtens nur im Scherze anwendbar. Tautacismus nennt man die übelklingende Häufung von gleichen Anfangsbuchſtaben in naheſtehenden Silben und Wörtern.

Tauwerk heißen im Seeweſen alle Seile, ſie mögen ſtark oder ſchwach, von Hanf, Manillagras oder Draht gefertigt ſein. Die dünnern nennt man Bändſel oder Leinengut, die mittlern Baſſe, die ſtärkern Jageleinen, Pferdeleinen oder Kabeltaue. Eine genaue Stärkebegrenzung für die letztern drei Arten gibt es nicht. Bei einem großen Schiffe heißt z. B. ein Tau von 20 Zoll Umfang Kabeltau, bei einem kleinen ſchon von 10 Zoll. In der Neuzeit verſchwinden die Kabeltaue faſt gänzlich von den Schiffen. Dieſelben dienten früher als Ankertaue, ſind aber überall durch Ankerketten verdrängt. Seiner Beſtimmung nach zerfällt das T. eines Schiffes in ſtehendes und laufendes Gut. Erſteres dient zur Befeſtigung der Maſten, Raaen u. ſ. w. und bleibt überhaupt ausgeſpannt auf ſeinem Platze; letzteres dient zur Handhabung der Segel und Raaen, läuft durch Blöcke (über Rollen) und iſt deshalb beweglich. In frühern Zeiten wurde das T. allgemein aus getheertem Hanf hergeſtellt. Gegenwärtig fertigt man jedoch das meiſte ſtehende Gut aus Eiſendraht, der verzinkt wird. Daſſelbe iſt leichter, haltbarer und billiger als Hanftauwerk und ſeine ſchwächern Dimenſionen haben weniger Windfang. Als laufendes Gut iſt das von Eiſendraht gefertigte ſeiner geringen Biegſamkeit wegen nicht verwendbar, und man benutzt deshalb hierzu Hanf oder auch ungetheertes Manillagras, das auf dem Waſſer ſchwimmt und deshalb vielfach zu ſolchen Tauen gebraucht wird, mit denen man Schiffe im Hafen von einem Platze zum andern holt.

Tawastehus oder Tawasthus (schwed. Tawastland, finn. Humeenmaa), ein seit 1831 errichteter Kreis oder Län des russ. Großfürstenthums Finland, im südwestl. Theile desselben, hat ein Areal von 328,3 Q.-M., wovon 40—50 auf die zahlreichen Seen kommen, und 172137 E. (1865, ausschließlich luth. Confession). Das Land theilt die Natur des südl. Finland, enthält an der Ostgrenze den 26 M. langen und bis 3 M. breiten Paigänue- oder Päijänneſee, welcher 245,7 F. hoch liegt und durch Vermittelung mehrerer kleinern Seen in den Fluß Kymijoki oder Kymmene-Elf, der mehrere Wasserfälle bildet, und so in den Finnischen Meerbusen ausmündet. Die Einwohner sind fast durchweg Finnen (Tawaster), ein schöner, freundlicher Menschenschlag, von Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Schifffahrt und Eisenbau lebend. Die Hauptstadt T. (finn. Humeenlinna oder Hämeenliuna), Sitz des Landeshauptmanns, durch eine 14,38 M. lange Eisenbahn mit Helsingfors verbunden, liegt in anmuthiger Gegend an einem See, ist ziemlich gut gebaut, hat mehrere schöne Gebäude, 2610 E. (1861) und einen bedeutenden Jahrmarkt. Sie wurde 1778 an ihre jetzige Stelle verlegt, während sie früher etwas nördlicher lag.

Taxe (mittellat. taxa) bezeichnet die Schätzung und Werthbestimmung einer Sache, und zwar in der Regel durch einen vereideten oder obrigkeitlich anerkannten Werthschätzer (Taxator). Taxirt werden Mobilien und Immobilien, welche verkauft, bei Erbesauseinandersetzung getheilt oder beliehen werden sollen, Inventarien von Gütern oder gewerblichen Betriebsanstalten, Grundstücke behufs der Separation, Gemeinheitstheilung, Zusammenlegung, Besteuerung, Häuser von der Feuerversicherung u. s. w. Bald wird der Verkaufswerth, bald (bei Häusern) der Bauwerth, durch die T. festgestellt. In der Regel sind die Taxatoren vereidigt. In vielen Fällen haben sie sich bei der Abschätzung an bestimmte Taxgrundsätze (Taxprincipien) zu halten und dürfen von denselben nur abweichen, wenn sie nachzuweisen vermögen, daß für die zu schätzende Sache außerordentliche Verhältnisse obwalten. Mit dem Worte T. bezeichnete man früher in Deutschland auch gewisse Steuern, bei denen, wie z. B. bei der Einkommen-, Klassen-, Gewerbesteuer, eine Abschätzung stattfindet; häufig kommt jetzt noch «Stempeltaxe» für Stempelsteuer vor. Endlich nennt man T. die obrigkeitlichen Preisfestsetzungen für allgemeine Lebensbedürfnisse und andere Gegenstände sowie auch für bestimmte Dienstleistungen. Die T. ersterer Art sind die Brot-, Fleisch-, Medicinal-(Arznei-)Taxen. Diese T., früher sehr zahlreich, stammen meist aus dem Ende des Mittelalters oder dem Anfange der neuern Zeit, waren sehr beliebt und lassen sich auch da rechtfertigen, wo Zunftprivilegien und Monopole bestehen. Wo die Concurrenz ausgeschlossen oder sehr eingeschränkt ist, der Producent die Preise seiner Erzeugnisse mithin höher, als sich rechtfertigt, normiren kann, bleibt am Ende nur übrig, den Consumenten durch obrigkeitliche T. zu schützen. Wo indeß die Gewerbefreiheit besteht, sind T. weder nöthig noch zulässig, denn hier regelt die Concurrenz die Preise besser, als in anderer Weise geschehen kann. Daß die T. ein sehr unvollkommenes Mittel gegen Uebervortheilung sind, ergibt sich bei näherer Erwägung leicht. Diese kennen z. B. nur einen Preissatz für Roggenbrot, Weizenbrot, Rindfleisch, Kalbfleisch, trotzdem Brot und Fleisch derselben Art doch eine sehr verschiedene Qualität haben kann. Ferner lassen sich von Obrigkeits wegen die richtigen Preise schwer ermitteln. Denn da Getreide und Vieh von sehr verschiedenem Werthe auf denselben Markt gelangt, so läßt sich ein sicherer Mittelpreis, auf dessen Ermittelung es doch ankommt, unmöglich feststellen, zumal die Behörde durch falsche Angaben der Verkäufer und Käufer leicht getäuscht wird. Oft sind Brot- und Fleischtaxen namentlich in dem Falle empfohlen worden, wenn die Lebensmittelpreise in die Höhe gehen und ein Zustand der Theuerung sich einstellt. Die T. sollen dann den Producenten zwingen, billiger zu verkaufen, als es sonst geschehen würde. Unter solchen Umständen erweisen sich aber die T. noch nachtheiliger als gewöhnlich. Denn indem sie den Producenten oder den Großhändler nöthigen, mit offenbarem Verlust zu arbeiten oder zu verkaufen, veranlassen sie die Einschränkung der Production und des Handels, und die Theuerung muß sich so zum Nothstande entwickeln. Nicht alle Einwendungen, welche sich gegen die Lebensmitteltaxen richten, lassen sich gegen die Arzneitaxen erheben. Doch steht auch in Bezug auf sie fest, daß sie mehr dem Interesse der Apotheker als dem des Publikums dienen, da sie so hoch gegriffen werden, daß sie nirgends zu niedrig sind. T. für Dienstleistungen bestehen zu beiderseitigem Vortheil für Aerzte, Wundärzte, Rechtsanwälte und eine Menge anderer Personen zu gewöhnlichen Dienstleistungen (Dienstmänner, Führer, Träger, Fiakerkutscher u. s. w.). Auch gibt es für die Berechnung der Sporteln und Gebühren der Behörden Sportel- und Gebührentaxen.

Taxidermie (griech.) heißt die Kunst, thierische Körper so zuzubereiten, daß sie ohne sehr erhebliche Veränderung der äußern Gestalt oder auch der innern Theile in Sammlungen aufbewahrt werden können und der Zerstörung möglichst lange Zeit widerstehen. Diese Kunst ist sehr neuen Ur-

sprungs. Wenn auch schon im Mittelalter Versuche gemacht worden sind, Thiere aufzubewahren, so besteht doch in keiner heutigen Sammlung, Conchylien ausgenommen, ein Stück, das älter ist als etwa 100—120 J. Zu dem Geschäft des Taxidermen gehört nicht allein das Ausstopfen von Säugethieren und Vögeln, sondern auch die Bereitung und zweckmäßige Aufstellung aller andern Thiere bis zu den einfachsten Weichthieren und Würmern herab, z. B. das Reinigen und Aufstellen der Gerippe, Ausspannen und Vergiften der Insekten, Einsetzen in Spiritus und andern Erhaltungsflüssigkeiten. Es ist daher zu demselben nicht nur Kenntniß einer großen Menge von technischen Kunstgriffen und den verschiedensten Verfahrungsarten erforderlich, sondern auch naturgeschichtliches Wissen, um an jedem Thiere die Theile zu schonen oder bei Aufstellung besonders hervorzuheben, auf welche das System Gewicht legt, z. B. die Fühler und Füße der Insekten, die Zehen der Säugethiere, die Flossen der Fische u. s. w. Ohne Kenntniß der Lebensart und des gewöhnlichen Benehmens der auszustopfenden Thiere wird ein Ausstopfer nur todte steife Gestalten liefern, vielleicht sogar Verkehrtheiten sich zu Schulden kommen lassen; er muß also nicht allein ein unterrichteter Beobachter sein, sondern auch plastisches Talent besitzen. Diese verschiedenen Eigenschaften kommen um so seltener vereint vor, als wol kaum ein Taxiderm für seine Kunst recht eigentlich erzogen, sondern diese nebenbei getrieben oder von Leuten ergriffen wird, welche in andern Beschäftigungen kein Glück hatten. Im ganzen bedarf die T., in der weitesten Bedeutung genommen, noch vieler Verbesserungen. Selbst die besten Methoden der Neuern reichen nicht immer aus, und gewisse Thiere, z. B. die Korallenthiere des Meeres, die Mollusken und Eingeweidewürmer, versteht man noch nicht so aufzubewahren, daß sie ebenso leicht untersuchbar blieben, als sie im frischen Zustande es waren. Es gibt eine Menge deutscher und ausländischer Anweisungen zur T., theils der gesammten, theils der nur auf einzelne Klassen bezüglichen. Unter die erstern gehören Thon's «Handbuch für Naturaliensammler u. s. w.» (Ilmenau 1827) und Neumann's «Lehrbuch der T.» (Halle 1815).

Taxis, s. Thurn und Taxis.

Taxus oder Eibenbaum (Taxus), eine in den nördl. Theilen beider Continente verbreitete Baumgattung aus der zu der 22. Klasse des Linné'schen Systems und zu den Zapfengewächsen (Coniferen) gehörenden Familie der Eibengewächse (Taxineen), besteht aus Bäumen mit schmallanzettigen, nadelförmigen, immergrünen Blättern, bei welchen die männlichen Blüten in kleinen traubförmigen Kätzchen, die weiblichen dagegen einzeln oder höchstens zu zweien beisammenstehen. Letztere sind einfache, nackte, am Grunde von Deckschuppen umringte Eier. Aus ihnen entstehen nußartige Samen, die von einer anfangs häutigen, sodann fleischig-saftigen und rothgefärbten, oben offenen, topfförmigen Hülle (einem Samenmantel) umgeben erscheinen. Der gemeine T. (T. baccata L.), ein 30—40 F. hoher Baum, findet sich gegenwärtig nur vereinzelt in den Bergwäldern des mittlern und südl. Europa sowie in Wäldern Norddeutschlands (bei Göttingen, in Pommern), desgleichen in Sibirien und erreicht ein Alter von 1000—3000 Jahren. In früherer Zeit ist der Eibenbaum viel verbreiteter gewesen, wie viele nach ihm benannte Orts- und Bergnamen beweisen. Er ist jetzt offenbar eine im Aussterben begriffene Holzart. Der T. hat eine große Ausschlagsfähigkeit, weshalb er das Beschneiden gut verträgt, und wird oder wurde deshalb viel zu Hecken und verschnittenen Baumfiguren und Baumgruppen verwendet, wie man dergleichen in Gärten altfranz. Geschmacks aus dem 17. und 16. Jahrh. noch sehen kann. Sein sehr hartes, an Güte dem Buchsbaume fast gleichgeschätztes Holz dient zu feinen Arbeiten, ehemals geraspelt (Lignum Taxi) gegen Wassersche. In der Schweiz schnitzt man aus dem röthlichen Holze allerhand hübsche Sachen. Im Mittelalter war dieses Holz wegen seiner Zähigkeit zu Armbrüsten und Bogen sehr gesucht; später wurde es, namentlich in Tirol, zu Sohlen für Holzpantoffeln verwendet. Die seit alten Zeiten bekannte Giftigkeit des Baumes ist sehr übertrieben worden. So wird, während die Schließfrucht narkotisch wirkt, die rothe Hülle ohne Schaden gegessen. Die Nadeln sind aber entschieden giftig, woraus sich die Thatsache erklären dürfte, daß das Wild die Eibe nicht abäst. Die Eibenblätter (Folia Taxi) werden officiell wie Wachholder verwendet.

Taygĕtos oder Taygeton nannten die Alten den seit der byzant. Zeit mit dem Namen Pentedaktylon (Fünffingergebirge) bezeichneten mächtigen Gebirgszug, der vom südl. Rande der Ebene des arkadischen Megalopolis (beim jetzigen Leondari) an bis zum Cap Tänaron (s. d.) hinab eine ununterbrochene Kette bildend, die ganze westlichere Hälfte der Landschaft Lakonien einnimmt. (S. Sparta.) Die untersten Abhänge des Gebirgs sind, besonders gegen die Ebene von Sparta hin, mit Obstbäumen, Oelbäumen und Weinbergen bedeckt; die höhere Region, noch mit einigen Arten von Laubholz (besonders Nuß- und Kirschbäumen) und mit Cypressen be-

wachsen, hat auch eine Anzahl von Getreidefeldern umgebene, freilich nur im Sommer bewohnte Dörfer (sog. **Kalybia**) aufzuweisen. Darüber zieht sich dann die Region der dunkeln Tannenwälder hin, welche von einer Anzahl kahler Felsgipfel überragt wird, deren höchster, jetzt nach dem heil. Elias benannt, die Höhe von 2409 Meter erreicht. Der nördlichere und mittlere Theil des Gebirgs bildet die Grenzscheide zwischen den Landschaften Lakonien und Messenien, während der südlichere Theil als eine besondere, im Osten vom lakonischen, im Westen vom messenischen Meerbusen bespülte Halbinsel sich in das Meer hinausstreckt.

Taylor (Bayard), namhafter amerik. Schriftsteller und Dichter, geb. 11. Jan. 1825 zu Kennett-Square, erhielt eine sorgfältige Erziehung und ging im Juli 1844 nach Europa; er hielt sich längere Zeit in Frankfurt a. M. auf und machte dann eine Fußreise durch die Schweiz, Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er «Views a-foot, or Europe seen with knapsack and staff» (Neuyork 1846), die mit solchem Beifall aufgenommen wurden, daß er sich für die literarische Laufbahn entschied. Seit Febr. 1848 schrieb er für die «New-York Tribune», für die er 1849 Californien bereiste. Nachdem er über Mexico zurückgekehrt, schilderte er seine Erlebnisse in «Eldorado, or adventures in the path of Empire» (Neuyork 1850). 1851 begab sich T. auf eine größere Reise nach dem Orient. Von Kairo aus ging er den Nil aufwärts bis ins Land der Schilluks, durchzog die Wüste Bayuda und Abyssinien, durchwanderte dann Palästina und Syrien und reiste endlich von Aleppo durch Kleinasien nach Konstantinopel. Nach kurzem Aufenthalt in Europa ging er wiederum über Aegypten nach Indien, hierauf nach China und im Mai 1853 mit der amerikan. Expedition unter Perry nach Japan. Zu Hongkong verließ er die Expedition und kehrte auf einem Segelschiff über das Cap und St.-Helena nach Neuyork zurück. Als Früchte dieser Reisen erschienen «A journey to Central Africa» (Neuyork 1854), «The lands of the Saracen» (Neuyork 1855) und «India, China and Japan» (Neuyork 1856). 1856 wandte sich T. abermals nach Europa, verbrachte den Winter auf 1857 erst in Dresden, dann in Lappland, den folgenden Sommer in Norwegen und bereiste dann Griechenland und Kreta, Polen und Rußland, bis er im Herbst 1858 nach Amerika zurückkehrte. Nachdem er hier «Northern travel» (Lond. und Neuyork 1857), «Greece and Russia» (Lond. und Neuyork 1859) und «Home and abroad» (Neuyork 1860; «Second series», 1861) veröffentlicht, übertrug ihm Präsident Lincoln die Stelle eines Gesandtschaftssecretärs in Petersburg, wo er bis Mai 1863 verblieb. T. lebte hierauf auf seinem Landsitze zu Cedarcroft unweit seines Geburtsorts in Pennsylvanien und schrieb einige Erzählungen, wie «Hannah Thurston» (Neuyork 1863), «John Godfrey's fortunes» (Neuyork 1865) und «The story of Kennett» (Neuyork 1866). Eine Sommerreise durch die Felsengebirge schilderte er in «Colorado» (Neuyork 1867). Seine poetischen Arbeiten, von denen einzelnes von Strodtmann, Spielhagen, Hammer u. a. ins Deutsche übertragen worden ist, hat er in mehrern Sammlungen vereinigt, wie «Rhymes of travel» (Neuyork 1849), «Poems of the Orient» (Boston 1854), «Poems of home and travel» (Boston 1855), «The poet's journal» (Boston 1862) und «The picture of St. John» (Boston 1866). Seit 1866 weilte T. wiederum in Europa, vorzugsweise um eine Uebertragung von Goethe's «Faust» vorzubereiten. Im Oct. 1857 vermählte er sich zu Gotha mit Marie, der Tochter des Astronomen Hansen, welche die meisten seiner Prosaschriften ins Deutsche übertragen hat.

Taylor (Jeremy), ein berühmter Theolog der engl. Kirche, geb. zu Cambridge 1613, studirte auf der dasigen Universität und später auch mit Erzbischof Laud's Unterstützung in Oxford. Bald darauf wurde er Kaplan des Erzbischofs und Rector zu Uppingham in der Grafschaft Rutland. Auch die Gunst des Königs Karl I. erwarb er sich und schrieb auf dessen Befehl seine Vertheidigungsschrift für das Episkopat. Als der König im Kampfe mit dem Parlamente unterlag, verlor T. sein Amt und lebte nun bis zur Wiederherstellung des Königthums mit theol. Arbeiten beschäftigt, welche sich durch Beredsamkeit und Stil, vorzüglich aber durch einen zu jener Zeit ungewöhnlichen Geist der Milde und Duldung gegen Andersdenkende auszeichnen. Kurz nach Karl's II. Thronbesteigung wurde er zum Bischof von Down und Connor, später auch zum Mitglied des irischen Geh. Raths und zum Kanzler der Universität zu Dublin ernannt. Mit Eifer erfüllte er auch jetzt seine Berufspflichten und behielt seine frühere Milde und Bescheidenheit bei. Er starb 13. Aug. 1667. Seine zahlreichen Schriften wurden vom Bischof Heber in 15 Bänden 1822 gesammelt. Unter denselben sind berühmt: «Liberty of prophesying» (1647), «The life of Christ or the great exemplar» (1648), ein noch jetzt in England vielgelesenes Buch, die «Treatises on holy living and holy dying» und namentlich seine Predigten. Vgl. die Biographie T.'s von Willmot (Lond. 1846).

Taylor (Zachary), ein ausgezeichneter General und der zwölfte Präſident der Vereinigten Staaten, wurde 24. Nov. 1784 in Orange-County, Staat Virginien, geboren. Er ſtammte aus einer Familie, die im 17. Jahrh. aus England einwanderte und unter ihren Gliedern viele tüchtige Männer zählt. Auch ſein Vater, Oberſt Richard T., focht ruhmvoll im Unabhängigkeitskriege und gegen die Indianer. Der junge Zachary zog noch als Kind mit ſeiner Familie nach Kentucky, wo er im Kampf mit der wilden Natur und den Indianern aufwuchs. Er trat 1808 als Lieutenant in ein Infanterieregiment, ſtieg 1812 zum Kapitän und bald darauf infolge der tapfern Vertheidigung des Fort Harriſan am Wabaſhfluſſe zum Major. 1832 erhielt er als Oberſt das Commando eines Infanterieregiments, mit welchem er ſich im Black-Hawk-Kriege unter Scott auszeichnete und 1836 nach Florida marſchirte. Er entwickelte hier abermals großes Geſchick gegen die Indianer und erhielt alsbald den Befehl über eine Brigade in der Armee des Südens. Am 25. Dec. 1837 erfocht er über eine, von dem berüchtigten Häuptling Alligatar geführte Indianerbande einen blutigen Sieg am See Okitſchobi. Zum Brigadegeneral aufgerückt, führte er hierauf das Obercommando in Florida bis 1840. Nach ſeiner Rückkehr übernahm er das Commando im erſten Militärdepartement (Louiſiana, Miſſiſſippi und Alabama) und infolge dieſer Stellung 1845 auch den Befehl über die Occupationsarmee bei dem Marſchbefehle nach Texas. Als 1846 der Krieg mit Mexico begann, ſetzte er mit ſeinem Corps über den Rio-Grande und nahm nach einer Reihe kleiner Gefechte 18. Mai Matamaros. Ende Aug. rückte er nach Monterey vor, welches er 24. Sept. nach blutigem Kampfe nahm. Von hier zog er im Nov. 1846 nach Saltillo, mußte aber aus Mangel an Mitteln auf längere Zeit die Operationen einſtellen. Seine Lage wurde um ſo mislicher, als ſich Santa-Anna mit der mexic. Hauptmacht näherte. Am 22. und 23. Febr. 1847 kam es jedoch zu der Schlacht bei Buenaviſta, in welcher T. mit 6000 Mann einen glänzenden und den ganzen Krieg entſcheidenden Sieg über die 21000 Mann ſtarke Armee Santa-Anna's errang. Während die Hauptexpedition der Nordamerikaner unter dem General Scott von der Seeſeite aus ſiegreich auf die mexic. Hauptſtadt vordrang, ſchlug T. im April ein feindliches Corps in der Nähe von Tula. Seine Erfolge, ſein kalter Muth und ſeine Kriegstalente machten T. zum populärſten Charakter in der Union, und 1. Juni 1848 wurde er von dem Whigconvent in Philadelphia zum Candidaten für die Präſidentenwürde ernannt. Auch viele Demokraten ſchloſſen ſich ihm an, ſodaß 7. Nov. ſeine Wahl mit bedeutender Majorität erfolgte. Am 4. März 1849 trat er ſeine Verwaltung an, wobei er den Vorſatz ausſprach, ohne Rückſicht auf Parteiverhältniſſe nur das Beſte des Landes im Auge zu halten. Er bewahrheitete dieſes Verſprechen trotz einer nur kurzen Verwaltung. Obgleich ein geborener Südländer und ſelbſt großer Sklavenhalter, machte er in dem Kampfe zwiſchen Norden und Süden, der ſpäter zum Compromiß vom 18. Sept. 1850 führte, ſeinen perſönlichen und amtlichen Einfluß für die Zulaſſung Californiens als Freiſtaat geltend. Doch ſtarb er nach kurzer Krankheit ſchon 9. Juli 1850 zu Waſhington. Sein Verluſt wurde von dem ganzen Volke betrauert.

Taylor'ſcher Lehrſatz heißt die von dem engl. Mathematiker Brook Taylor (geb. 18. Aug. 1685, geſt. 29. Dec. 1731 zu London) aufgefundene, 1715 zuerſt bekannt gemachte analytiſche Formel, durch welche man die aus den Veränderungen der veränderlichen Größen entſpringende Veränderung einer Function in eine nach den poſitiven ganzen Potenzen dieſer Veränderungen der veränderlichen Größen fortſchreitende Reihe entwickeln kann. Sie iſt in der Analyſis von der größten Wichtigkeit; ebenſo die aus ihr hergeleitete Maclaurin'ſche Reihe, welche zur Entwickelung der Functionen oder analytiſchen Ausdrücke in Reihen dient und faſt noch häufigere Anwendung findet. Uebrigens kommt die Bezeichnung des Taylor'ſchen Lehrſatzes mit dieſem Namen erſt um 1786 vor. Der Erfinder deſſelben iſt auch ſonſt durch ſeine Unterſuchungen über die Capillarität, Schallvibrationen, Strahlenbrechung u. ſ. w. bekannt.

Teakholz, Tikholz oder Thekholz heißt das dunkelbraune, fettige, ſchwere Holz des in Oſtindien wachſenden rieſigen Tikbaums (Tectona grandis), das als dauerhaftes, den Würmern widerſtehendes Schiffbauholz ſehr geſchätzt und ſogar dem Eichenholz vorgezogen wird. Der ſchlanke Tikbaum gehört zur 5. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Verbenaceen, hat ovale, 3 Zoll lange Blätter, trägt ungeheure Riſpen, fünf- bis ſechsſpaltige weiße Blüten und haſelnußgroße vierfächerige Steinfrüchte. Er erreicht eine ungemeine Größe und ein Alter von mehrern hundert Jahren. Seine Blüten werden gegen Urinverhaltungen, ſeine Blätter von den Malaien gegen die Cholera und der mit Zucker daraus bereitete Sirup gegen Aphthen gebraucht. Ueberdies werden mit den Blättern Seiden- und Baumwollſtoffe purpurroth gefärbt. Neuerdings hat die engl. Regierung im Gebiete von Ma-

dras große Pflanzungen dieſes wichtigen Baumes anlegen laſſen und dieſelben unter eine beſondere Direction geſtellt, indem die urſprünglich vorhanden geweſenen Waldungen ſo gelichtet worden waren, daß mit der Zeit Mangel an T. einzutreten drohte.

Tebris, Tabris, Tädriz oder Tauris, die Hauptſtadt der perſ. Provinz Aſerbeidſchan (ſ. d.), erſtreckt ſich als terraſſenförmige Häuſermaſſe am Fuße des 8000 F. hohen Sähänd-gebirgs längs den kleinen Flüſſen Spintſcha und Atſchi. Der Anblick der Stadt iſt troſtlos, da mehr als die Hälfte in Schutt und Trümmern daliegt, ſodaß von den 500000 E., welche ſie nach in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beſaß, kaum noch 100000 übrig ſind. Häufige Erdbeben, Kriege, ſchlechte Verwaltung verwandelten ſie in einen Ruinenhaufen, durch den ſich enge, ſchmuzige Straßen hinziehen, welche durch elende Lehmhäuſer gebildet werden. Die Feſtungsmauer iſt gleichfalls im Verfall begriffen, ebenſo viele der zahlreichen Moſcheen. Im Stande ſind nur die Arſenale des Schah und eine Waffenfabrik, desgleichen die reichen Bazars. Trotz ſeiner Verſunkenheit iſt nämlich T. der Haupthandelsplatz Perſiens, infolge der Nähe der türk. und ruſſ. Grenze ſowie wegen ſeiner Lage an der großen Karavanenſtraße von Teheran nach Trapezunt. Die bedeutendſten Geſchäfte ſind in den Händen von Europäern (meiſt Schweizer), Armeniern und Perſern, welche engl., deutſche und franz. Artikel importiren. Die Winter in T. ſind ſehr ſtreng, die Sommer ungemein heiß und ungeſund, ſodaß dann die wohlhabendern Bewohner nach den Berghöhen ſich flüchten. Berühmt iſt die Stadt durch ihren Gartenbau und die vorzüglichen Mandeln, Aepfel und Melonen. In gewerblicher Hinſicht iſt die Verfertigung von Leder, beſonders Chagrin, Teppichen, Seiden- und Goldwaaren nicht unerheblich. T. wurde 790 von Zobeide, der Gemahlin des Khalifen Harun-al-Raſchid, erbaut und war im Laufe der Zeit allen den Stürmen und Wechſeln ausgeſetzt, welche das weſtl. Perſien betrafen.

Technik (griech.), eigentlich ſo viel als Kunſtlehre, wird immer nur von dem materiellen Theile der Kunſt, von der Fertigkeit und Geſchicklichkeit in regelrechter Behandlung des Materials gebraucht. Ein vollkommenes Kunſtwerk ſetzt eine ſchöne Idee voraus, welche durch vollkommene T. zur Erſcheinung gebracht iſt; ſelten findet ſich beides zugleich in gleicher Vollkommenheit vereinigt. Man trägt den Ausdruck T. auf das Gebiet der Gewerbe, beſonders jener über, wo auch zwiſchen der Erfindung neuer Muſter, neuer Formen und ihrer techniſchen Ausführung zu unterſcheiden iſt. Techniſch heißt alles auf Gewerbe oder den materiellen Theil der Künſte Bezügliche überhaupt. Techniſche Ausdrücke (Termini technici) oder Kunſtausdrücke ſind ſolche, die einem Gewerbe zur Bezeichnung ſeiner Geräthe, Manipulationen u. ſ. w. eigen ſind; doch braucht man dieſen Ausdruck auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung von Terminis technicis der Mediciner, Juriſten u. ſ. w.

Technologie (griech.) würde dem Sinne des Worts nach Lehre von den Künſten ſein. Man ſchränkt die Bedeutung indeſſen auf das Materielle ein, ſodaß von den ſchönen Künſten nur die Behandlung des Materials hinein gehören kann; aber auch dieſe pflegt jetzt nicht leicht, mit Ausnahme der allgemeinen Sätze von Behandlung der Steine, Hölzer, Farben u. ſ. w., ſpeciell in die T. aufgenommen zu werden. Bei dieſer allgemeinen Bedeutung wird T. alle denkbaren materiellen Kunſtfertigkeiten einſchließen. Um zu einiger Begrenzung zu gelangen, pflegt man aber zunächſt den Begriff auf jene zu beſchränken, welche in der That Gegenſtand dauernder Beſchäftigung und wirklichen Erwerbes werden können, und die T. wird ſo zur Gewerblehre. Doch ſind beide Bezeichnungen nicht ganz identiſch. Zuerſt nämlich iſt die Betriebs- und Wirthſchaftslehre im privaten und im ſtaatlichen Sinne nicht Gegenſtand der T., und zweitens ſind alle ſolche Gewerbe auszuſchließen, welche es nicht eigentlich mit Be- und Verarbeitung von Materialien zu thun haben. Dadurch trennen ſich Landwirthſchaft nebſt Bergbau und Handel ab, und ſo unbeſtritten dieſe beiden als producirendes und als umſetzendes Gewerbe in die Gewerblehre gehören, wird es doch niemand einfallen, ſie in die T. aufzunehmen. Außerdem gibt es noch einige Zweige, deren Stellung hiernach zweifelhaft iſt. Dahin gehört keineswegs die von vielen mit dem Bergbau vereinigte Hüttenkunde (dieſelbe iſt ein unzweifelhafter Theil der T.), wol aber Straßenbau, Eiſenbahnbau, Schiffahrt, Artillerie u. ſ. w. Dieſe Zweige enthalten eine Menge eigentlich techniſcher, d. h. von der Bearbeitung der Materialien handelnder Sätze mit andern in Verbindung. Man pflegt ſie meiſt zum Gegenſtande ganz ſpecieller Behandlung zu machen, und nicht ſelten hat man auch Specialſchulen dafür. Daſſelbe gilt von der Baukunſt in ihrer techniſchen Spaltung in Zimmerkunſt und Maurerkunſt.

Die T. iſt keine ſelbſtändige Wiſſenſchaft mit eigenthümlichen Principien, ſondern nur eine Anwendung der mechan., phyſik. und chem. Lehrſätze und Erfahrungen auf Verarbeitung der Materialien. Dieſe Anwendung wird aber modificirt einmal durch die Natur des Materials,

mit dem man zu thun hat, und zweitens durch die als nächster Zweck vorliegende Veränderung des Materials, welche eine besondere Operation erheischt. Eine wirklich wissenschaftliche Eintheilung und Behandlung der T. ist daher nur nach den Materialien oder nach den Operationen möglich. Damit stimmt aber die anscheinend so natürliche Eintheilung nach den durch bürgerliche und gewerbliche Verhältnisse entstandenen und danach benannten sog. einzelnen Gewerben und Handwerken fast wenig überein, weil die Aufeinanderfolge verschiedener Operationen in ihnen und die Combination verschiedener Materialien die Begründung des einzelnen weniger hervortreten läßt. Die ältere Behandlung der T., welche ihren Culminationspunkt in den technol. Werken von Poppe und von Bernoulli erreicht hat, konnte daher zwar sehr gelungene Darstellungen einzelner Gewerbe, aber kein rechtes Bild vom innern Zusammenhange der technischen Operationen liefern. Eine solche Behandlung ist nur für die specielle T. anwendbar, welche es mit der Combination verschiedener Operationen und Materialien zur Erzeugung gewisser gewerbsmäßig getrennter Gattungen von Producten zu thun hat. Die allgemeine T., von Joh. Beckmann schon geahnt, von Poppe zuerst bearbeitet, ist in ihrem weiter ausgebildeten Zustande eine aus der wiener Schule hervorgegangene Schöpfung und hauptsächlich durch Karmarsch (s. d.) in die Lehranstalten eingeführt. Hiernach zerfällt nach der letzten Begründung der Operationen die allgemeine T. in mechanische und chemische. Die chemische T. pflegt meist auf passende Art mit den chem. Vorträgen verbunden zu werden, und nur die mechanische unterliegt besonderer Behandlung. Mechanik und allgemeine Maschinenlehre werden von ihr vorausgesetzt. Sie macht in der Regel ihre Unterabtheilung nach den Hauptmaterialien: Metalle, Holz, spinn- und webbare Fasern, Haare, Papier, Leder, Steine, Thon, Glas u. s. w. In jeder dieser Abtheilungen handelt sie die möglichen Operationen, als trennende, vereinigende, äußerlich verzierende u. s. w., so ab, daß die jedem Zwecke mit der durch das Material gebotenen Abänderung entsprechende Klasse von Methoden, Werkzeugen und Maschinen zu einem gerundeten Ganzen vereinigt wird. Auch die specielle T., welche nie ohne Vorausgang allgemeiner Vorträge vorgetragen werden sollte, theilt die Gewerbe am besten in Gruppen nach den Hauptmaterialien. Ein abgerundetes, consequentes und übersichtliches System für dieselbe wird aber desto schwerer, je mehr durch Ausdehnung des fabrikmäßigen Gewerbsbetriebes auf Kosten des Handwerks einerseits Verschmelzung mehrerer Gewerbe zu einem, andererseits Theilung der Betriebe in zahlreiche Specialitäten fortschreitend stattfindet. Die Literatur der T. ist sehr reich. Für allgemeine mechanische T. ist Karmarsch' «Grundriß der mechanischen T.» (4. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1866—67) das Hauptwerk; für specielle Technologie Bernoulli's «Handbuch der T.» (2. Aufl., 2 Bde., Bas. 1840); für die chem. Technologie Knapp's «Lehrbuch der chemischen T.» (3. Aufl., 3 Bde., Braunschw. 1865—66) und Bolley's «Handbuch der chemischen T.» unter Betheiligung verschiedener Verfasser (Braunschw. 1862—67). Von Encyklopädien sind zu erwähnen das franz. «Dictionnaire technologique» und das «Dictionnaire des arts et manufactures» von Laboulaye (Par. 1852), die «Cyclopaedia» von Rees, Hebert's «Engineers' and mechanics' encyclopaedia» (Lond. 1840), Tomlinson's «Cyclopaedia of useful arts», Prechtl's «Technol. Encyklopädie» (20 Bde., Stuttg. 1830—55; Supplemente, herausg. von Karmarsch, Bd. 1—4, 1857—65) und das «Technische Wörterbuch» von Karmarsch und Heeren (3 Bde., 2. Aufl., Prag 1854). Ein Sammelwerk, welches zahlreiche Monographien von Gewerben (sehr ungleichen Werths) enthält, ist der «Neue Schauplatz der Künste und Handwerke» (Weim., bis 1867 nicht weniger als 280 Bde.). Ein wahrer Ueberfluß ist da an technischen Zeitschriften. Fast jeder bedeutendere gewerbliche Verein gibt eine solche heraus. Die wichtigsten davon sind das «Bulletin de la société d'encouragement de Paris», das «Bulletin de la société industrielle de Mulhouse», die «Verhandlungen des Vereins für Gewerbfleiß in Preußen», die «Hannoverschen Mittheilungen», das «Bairische Kunst- und Gewerbeblatt» u. s. w. In England sind die Patentjournale, das «London journal of arts» und «Repertory of patent inventions» (bis 1862), ferner das «Mechanics' magazine» und das «Civil engineers' journal» besonders hervorzuheben. Sammelnde und zugleich Originales liefernde Zeitschriften sind in Deutschland z. B. Dingler's «Polytechnisches Journal», das «Polytechnische Centralblatt» u. s. w.; in Frankreich «Le technologiste» und Armengaud's «Génie industriel», der Specialjournale für Berg- und Hüttenwesen, Eisenbahnen u. s. w. nicht zu gedenken. Dieser ausgebreiteten Literatur entspricht die Vermehrung gewerblicher Vereine und Lehranstalten aller Art.

Teck hieß im Mittelalter ein kleines Herzogthum in Schwaben nach der Burg gleiches Namens auf dem ebenfalls gleichnamigen Berge im Herzogthum Würtemberg, von der wenige Ruinen noch vorhanden sind. T. kam zu Anfang des 11. Jahrh. an das Haus Habsburg und

erloſch im 15. Jahrh. Schon in dem letzten Viertel des 14. Jahrh. war das Herzogthum theils durch Kauf, theils durch Eroberung an Würtemberg gekommen. Durch Kaiſer Maximilian I. wurde 1493 den Herzogen von Würtemberg der Titel und das Wappen der Herzoge von T. zugeſprochen, den ſie auch bis 1806 mit führten.

Tecklenburg, ein Kreis im Regierungsbezirk Münſter der preuß. Provinz Weſtfalen, mit dem Hauptorte gleiches Namens, bildete ſonſt einen Theil der alten Reichsgrafſchaft T., die nach Ausſterben der Grafen von T. 1556 an die Grafen von Bentheim nebſt der damit verbundenen Reichs- und Kreisſtimme gefallen war. Die 1609 entſtandene Linie Bentheim-T. trat 1699 das Schloß und drei Viertheile der Grafſchaft T. an die Grafen von Solms-Braunfels ab. Dieſe verkauften T. 1707 an die Krone Preußen, die auch die übrigen Theile der Grafſchaft durch Vergleich mit dem Grafen von Bentheim-T. an ſich brachte, jedoch 1729 dem Grafen den Titel und das Wappen von T. zugeſtand, nebſt dem Succeſſionsrechte in der Grafſchaft T., wenn Preußen in männlicher und weiblicher Linie ausſtirbt, während Preußen, wenn Bentheim-T. ausſtirbt, in der dem Hauſe Bentheim gehörigen Grafſchaft Hohenlimburg nachfolgt. Der Kreis T., welcher außer der Grafſchaft T. noch die Obere Grafſchaft Lingen umfaßt und 1864 auf 14,70 Q.-M. 46851 E. zählte, iſt der einzige im Regierungsbezirk Münſter mit bergiger Bodenbeſchaffenheit und mit überwiegend evang. Bewohnern. Es zieht ſich in denſelben das nordweſtl. Ende des Teutoburgerwaldes hinein mit dem Ibbenbürener Steinkohlengebirge. Die Kreisſtadt T., 4¼ M. von Münſter auf dem Teutoburgerwalde in 723 F. Seehöhe gelegen, zählt 1079 E., hat zwei Kirchen, eine Tabacksfabrik, eine Leggeanſtalt, Schloßruinen und das Erbbegräbniß der Grafen von T. Bedeutender iſt die 1¾ M. davon entfernte Stadt Ibbenbüren, an der Aa und der Eiſenbahn, zwiſchen dem Teutoburgerwalde und dem Steinkohlengebirge, mit 3041 E., zwei Kirchen, Dampfmühlen, Hanf- und Flachsmärkten. In der Nähe befinden ſich die königl. Steinkohlengrube Glücksburg, welche 1864 nicht weniger als 457001 Tonnen Kohlen förderte, Eiſenſteingruben und die Bleierzgrube Perm. Das Städtchen Lengerich, am Fuße des Gebirgs, hat eine Privatirrenanſtalt und 1503 E., welche Bierbrauerei, Tabacks- und Papierfabrikation betreiben.

Tecoma, eine zur 14. Klaſſe, 2. Ordnung, und zur Familie der Bignoniaceen gehörende Gattung von Holzgewächſen der tropiſchen und ſubtropiſchen Zone, deren Arten theils Bäume, theils kletternde Sträucher ſind und ſich durch gefingerte oder unpaarig gefiederte Blätter und durch ſchöngefärbte, in Trauben oder Rispen geſtellte Blüten auszeichnen. Letztere beſtehen aus einem glockenförmigen Kelche und einer beinahe zweilippigen Blumenkrone mit erweitertem Schlunde. Mehrere Arten ſind Zierden unſerer Gewächshäuſer geworden, einige gedeihen auch im freien Lande. Dies gilt namentlich von T. radicans Juss. (Bignonia radicans L.), dem virginiſchen Jasmin, welcher häufig angepflanzt wird, namentlich in Frankreich. Es iſt ein kletternder Strauch mit unpaarig gefiederten Blättern, welche aus eiförmigen, zugeſpitzten, gezähnten und unterſeits auf den Nerven weichhaarigen Blättchen zuſammengeſetzt ſind, und mit ſcharlachrothen Blumen in endſtändigen Doldentrauben. Die Heimat dieſer ſchönen Kletterpflanze, welche ſich zu Wandbekleidungen und Lauben eignet, iſt Virginien.

Te Deum laudamus oder noch abgekürzter Te Deum, in der deutſchen Ueberſetzung: «Herr Gott, dich loben wir» u. ſ. w., iſt der Anfang des ſog. Ambroſianiſchen Lobgeſangs, welchen man bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Siegesfeſten, ſowie an hohen Feſttagen in den kath. und auch in den prot. Kirchen zu ſingen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den älteſten Tonſtücken, die vorhanden. Unter den neuern ausgeführten Compoſitionen ſind die von Haſſe, Naumann, Haydn, Danzi, Schicht, Händel u. a. berühmt. Der Geſang wird übrigens dem Ambroſius (ſ. d.) mit Unrecht zugeſchrieben, indem er erweislich erſt 100 J. ſpäter entſtand.

Teetotaller, ſ. Temperanzgeſellſchaften.

Tegea, eine ſehr alte und bedeutende Stadt im ſüdöſtl. Arkadien, deren Gebiet, die Tegeatis, im N. durch einen Engpaß zwiſchen den Vorſprüngen des Mänalon- und des Parthenion-gebirges von dem Gebiete der Stadt Mantineia getrennt, gegen S. bis zur Grenze von Lakonien reichte. Die in der mythiſchen Zeit von Königen beherrſchte Stadt leiſtete nach der Eroberung von Lakonien durch die Dorier dem weitern Vordringen dieſer gegen Norden energiſchen Widerſtand und trat dann in ein ehrenvolles Bundesverhältniß zu Sparta, dem ſie bis zur Schlacht bei Leuktra unverbrüchlich treu blieb; dann ſchloß ſie ſich dem Bunde der arkadiſchen Städte an und ſpielte in dieſem ſowie ſpäter als Mitglied des Achäiſchen Bundes bis zur Unterwerfung Griechenlands durch die Römer eine bedeutende Rolle. Von dem bedeutenden Umfange der Stadt (ungefähr ¾ M.) geben noch die 1½ St. ſüdlich von Tripolitza in und zwiſchen

den Dörfern Hagia-Soſtis, Ibrahim-Effendi und Piali zerſtreuten Ruinen Zeugniß; die Stärke der Bevölkerung kennzeichnet am beſten der Umſtand, daß ſie zu der Schlacht bei Platää allein 1500 Hopliten (Schwerbewaffnete) ſtellte. Unter den Gebäuden der Stadt war das berühmteſte der Tempel der Athene Alea, der, nachdem er 395 v. Chr. abgebrannt war, unter Leitung des Skopas größer und weit prachtvoller als vorher wiederhergeſtellt wurde.

Tegernſee, ein Pfarrdorf im Bezirke Miesbach des bair. Kreiſes Oberbaiern, mit 950 E., Sitz eines Landgerichts, liegt 7 M. von München und 2¾ M. ſüdlich der Eiſenbahnſtation Holzkirchen, unweit des ſüdöſtl. Endes des reizenden, von Waldgebirgen umgebenen gleichnamigen Sees, der 1½ St. lang und ½ St. breit iſt, ein Areal von 2685 Tagewerken umfaßt und durch die Mangfall zum Inn abfließt. Höchſt ſtattlich erſcheinen die im vorigen Jahrhundert aufgeführten Gebäude der 719 geſtifteten, unter den Kaiſern Heinrich I. und Otto I. reſtaurirten, aber 1803 aufgehobenen und bald darauf vom Könige von Baiern angekauften Benedictinerabtei. Die Mitte derſelben bildet die Stiftskirche mit Bildern aus dem vorigen Jahrhundert, namentlich einigen guten Deckengemälden. Der nördl. Flügel umfaßt eine große Bierbrauerei. Der ſüdliche wurde von König Maximilian I. als Schloß eingerichtet und faſt jeden Sommer von ihm bewohnt. Die geſchmackvoll erneuerten Gärten des ehemaligen Kloſters, die weithin in Wälder und Gebirge ausgedehnten Anlagen und Wege, wol auch die glänzenden Hoffeſte und Fürſtenzuſammenkünfte, die bei Gelegenheit von Vermählungen der zahlreichen Töchter des Königs in T. gefeiert wurden, brachten den Ort ſchnell in Aufnahme und veranlaßten eine Menge verſchiedenartiger Anſiedelungen in dem früher ſtillen Thale, ſodaß es gegenwärtig einer der beſuchteſten und eleganteſten Sommerfriſchorte des bair. Hochlandes iſt. Das Schloß und die dazugehörigen Beſitzungen ſind durch Erbſchaft Eigenthum des Prinzen Karl von Baiern geworden. In der Nähe von T. liegt der Paraplui (2810 F. hoch), der eine reizende Ausſicht gewährt. Die beſte Ausſicht über den ganzen See hat man jedoch von der Muſterwirthſchaft Kaltenbrunn, am nordweſtl. Ende deſſelben. 2 St. ſüdlich von T. liegt der beſuchte Curort Kreuth (ſ. d.). Vgl. Freyberg, «Aelteſte Geſchichte von T.» (Münch. 1823); Hefner, «T. und ſeine Umgebung» (Münch. 1838); Krempelhuber, «Der T. und ſeine Umgebung» (3. Aufl., Münch. 1862).

Tegetthoff (Freiherr Wilhelm von), öſterr. Admiral, geb. 1827 zu Marburg in Steiermark, Sohn eines Oberſten, wurde im Marinecollegium zu Venedig zum Seemann gebildet und trat im Aug. 1845 als Marinecadet in den activen Dienſt. Nachdem er bis 1851 zum Fregatten- und 1852 Linienſchiffslieutenant avancirt war, erfolgte im März 1857 ſeine Ernennung zum Corvettenkapitän. Um dieſelbe Zeit war T. mit einer Miſſion nach Aegypten, dem Rothen Meere und dem öſtl. Afrika zur Anknüpfung von Handelsverbindungen und zu Küſtenaufnahmen beauftragt, die ihn 14 Monate hindurch in Anſpruch nahm. 1858 erhielt er das Commando der Corvette Friedrich, mit welcher er im Mittelmeer und an den marokk. Küſten kreuzte. Als Adjutant des Erzherzogs Ferdinand Max begleitete er dieſen 1859 auf ſeiner Reiſe nach Braſilien. Bald darauf erfolgte im Juni 1860 T.'s Avancement zum Fregatten- und 1861 zum Linienſchiffskapitän. Als König Otto I. im Nov. 1862 Griechenland verlaſſen mußte, war T. Commandant der nach der Levante beorderten öſterr. Flottenabtheilung. Als Befehlshaber der öſterr. Escadre in der Nordſee lieferte T. 9. Mai 1864 in Gemeinſchaft mit einigen preuß. Schiffen den Dänen das Seegefecht bei Helgoland. Einige Tage darauf (12. Mai) erfolgte ſeine Erhebung zum Contreadmiral. Beim Ausbruche des Kriegs zwiſchen Oeſterreich und Italien 1866 mit dem Commando der öſterr. Flotte im Mittelmeer betraut, beſiegte er 20. Juli bei Liſſa (ſ. d.) die ital. Flotte unter Admiral Perſano. Dieſer glänzende Erfolg wurde am folgenden Tage mit ſeiner Ernennung zum Viceadmiral belohnt. T. unternahm bald darauf eine größere Urlaubsreiſe nach Frankreich, England und Nordamerika und erhielt dann 10. Juli 1867 den Auftrag, in Mexico die Auslieferung der Leiche des Kaiſers Maximilian zu erwirken. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in den mexic. Gewäſſern kehrte er mit den Ueberreſten des Kaiſers über Havana und Cadix nach Trieſt zurück, wo er 20. Jan. 1868 landete. Seit 6. März 1868 wirkt T. als Oberbefehlshaber der öſterr. Marine.

Tegnér (Eſaias), der berühmteſte Dichter Schwedens, geb. 13. Nov. 1782 zu Kirkerud in Wermland, war der jüngſte Sohn eines Landpfarrers, nach deſſen Tode der neunjährige Knabe zum Gehülfen auf einem Vogteicontor auferzogen wurde. Doch fand er hier Gelegenheit zu weiterer Bildung, die er ſo erfolgreich benutzte, daß er im Herbſt 1799 die Univerſität zu Lund beziehen und 1802 die Candidatenprüfung mit Auszeichnung beſtehen konnte. Schon vorher hatte er eine lat. Abhandlung über Anakreon veröffentlicht, der jetzt eine ſolche über die Aeſopiſche

Fabel folgte. Letztere veranlaßte seine Berufung zum Docenten der Aesthetik, mit welcher Stellung er später das Notariat in der philos. Facultät vereinigte. 1805 ward er Adjunct der Aesthetik und Vicebibliothekar bei der Universitätsbibliothek. Seit 1812 Professor des Griechischen, wirkte er mit großem Erfolg für Hebung dieser Studien auf der Universität zu Lund. Während dieser Zeit hatte T. bereits als Dichter seinen Ruf begründet, theils durch eine große Anzahl kleiner lyrischer Stücke, theils durch einige größere Poesien, wie «Axel» und «Die Nachtmahlskinder»; seine «Svea» wurde 1811 von der Akademie mit dem großen Preise belohnt. Nachdem er 1818 in die Akademie als Mitglied eingerückt und in demselben Jahre die theol. Doctorwürde erlangt, ward er 1824 zum Bischof von Wexiö ernannt. T.'s Streben für das Kirchliche wie für das Unterrichtswesen rechtfertigten diese Berufung. Besonderes Aufsehen erregten seine trefflichen «Schulreden», von denen einige von Mohnike (Stralf. 1833) ins Deutsche übertragen wurden. Dieselben befestigten seinen Ruf als Redner, den er schon zu Lund begründet hatte, wie seine «Reden» bewiesen, von denen Mohnike (Stralf. und Lpz. 1829) ebenfalls eine Uebersetzung lieferte. Die poetische Wirksamkeit T.'s wurde von der bischöflichen zwar nicht ganz verdrängt, doch bedeutend beschränkt. Das in Lund begonnene große Gedicht «Helgonabacken» kam nie zur Vollendung. Seit 1840 an momentaner Geisteszerrüttung leidend, starb T. zu Wexiö 2. Nov. 1846. Von seinen Werken, die von seinem Biographen und Schwiegersohn Böttiger (s. d.) vollständig gesammelt wurden (7 Bde., Stockh. 1847—50), hat ihm die «Frithiofssaga» einen Weltruf begründet. Diese erschien zuerst vollständig zu Stockholm 1825 und erlebte seitdem nicht blos eine große Anzahl Auflagen, sondern wurde auch in fast alle lebenden Sprachen übersetzt; z. B. erschienen 16 deutsche Uebersetzungen, darunter die von Amalie von Helvig (Stuttg. 1826; neue Aufl. 1844 und 1853), von Schley (Upf. 1826), von Mayerhoff (Berl. 1835) und von Mohnike (Stralf. 1826; 8. Aufl. 1859; Taschenausgabe, 6. Aufl., Lpz. 1862). Eine Uebersetzung der «Sämmtlichen Gedichte T.'s nebst Lebensschilderung» gab Mohnike (Lpz. 1840). Frei von der damals in Schweden eingerissenen Sucht, die Franzosen nachzuahmen, ging T. seinen eigenen Weg und brach nebst Geijer und ähnlich Gesinnten eine neue Bahn. Obschon seine Poesien im Stoff wie im Geiste rein nordisch sind, bekunden sie doch große Bilderpracht, ein tiefes wie lebendiges Gefühl, eine reiche Ader des Witzes und eine leicht erregbare, bewegliche Phantasie, daneben in der Regel eine schöne, echt dichterische Sprache. Bald nach seinem Tode steuerte das ganze Land zu einem Denkmale, welches als kolossale Statue, von Qvarnström ausgeführt, 22. Juni 1853 in Lund feierlich enthüllt wurde. Vgl. Böttiger, «T.'s Leben» (deutsch von Wilken, Berl. 1847).

Teheran, mit seinem heiligen Namen Dar-el-Khelafeh, d. h. Wohnung des Khalifats, Hauptstadt der pers. Provinz Irak-Adschemi, seit 1796 Residenz des Schahs von Persien, liegt in einer öden, todten Steinfläche an den südl. Ausläufern des schneebedeckten Elbursgebirgs, über dem der Demavend sein fast 20000 F. hohes Haupt erhebt. Ein ausgetrockneter Graben und eine aus Lehmziegeln erbaute, mit Thürmen besetzte Mauer umgürten die Stadt, zu der sechs Thore hineinführen, unter welchen das Reichsthor und das Thor Dulab die bedeutendsten sind. Der Umfang T.s beträgt wenig über 3 St. und die Einwohnerzahl wechselt zwischen 80—120000, je nach der Jahreszeit, da von Ende Mai an während der ungesunden heißen Sommerzeit 40000 Menschen die Stadt verlassen, um am Fuße des Elburs im Schimeran Zelte zu beziehen. Den Mittelpunkt der schmutzigen, aus einem Labyrinthe enger Straßen und Sackgassen zusammengesetzten Stadt bilden die Bazare, in welchen die Producte heimischen Gewerbfleißes, Seiden-, Baumwoll-, Metallwaaren und Filzteppiche neben europ. Artikeln feilgeboten werden. Letztere langen auf der Karavanenstraße von Trapezunt hier an und bilden den wichtigsten Theil der Einfuhr; die Ausfuhr ist sehr gering. Während die Häuser meist aus elenden Lehmhütten bestehen, zeichnen sich viele Moscheen, Bäder und Karavanserais durch schönen Bau aus. Vor allen aber ragt das im nördl. Theile, an dem einzigen größern Platze gelegene Residenzschloß des Schahs hervor, das, durch eine hohe Lehmmauer von der Stadt abgeschieden, zahlreiche Höfräume, feenhafte, mit Wasserkünsten versehene Gärten, die Privatgebäude des Herrschers und die parkartigen Harems enthält. Die Bevölkerung T.s besteht der Hauptmasse nach aus Tadschiks oder seßhaften Persern, neben denen sich Nomaden kurdischer und turkmanischer Herkunft sowie Araber, Afghanen, Hindu, weniger Parsen, Juden und Armenier niedergelassen haben. Zahlreich sind die benachbarten Lustschlösser des Schahs, unter denen das 4 St. weit nördlich gelegene, aus sieben übereinander sich erhebenden Terrassen bestehende, 1798 von Feth-Ali-Schah erbaute Kadscharenschloß, Kasr-i-Kadschar, wegen seiner durchbrochenen Arcaden, Mosaiken, Glasmalereien und Bilder sich auszeichnet. Im Lustschloß Niavaran am Elburs verbringt der

Schah die Sommermonate. Das blühende Dorf Schah-Abdul-Azim, östlich von T., liegt in einer grünen Oase auf den Trümmern des alten Rhages, welches einst als Residenz mohammed. Fürsten berühmt war und im Anfange des 13. Jahrh. von Dschingis-Khan zerstört wurde. In der hier befindlichen herrlichen Moschee werden die Mitglieder der königl. Familie neben den Gebeinen mehrerer Abkömmlinge des Propheten beigesetzt.

Tehuantepec, ein Marktflecken (Villa) in dem gleichnamigen, etwa 530 Q.-M. großen mexic. «Territorium», liegt in der Nähe des Stillen Ocean, 3 M. westlich von einer geräumigen, aber nur für kleinere Fahrzeuge zugänglichen Bucht, in einer sandigen, doch durch den Rio de T. fruchtbar gemachten Gegend. Von den 9500 E. besteht die große Masse aus Farbigen, die besonders Indigo und etwas Cochenille bauen, Salz bereiten und dieses nebst getrockneten Häuten und Fellen versenden. Auch färbt man mit der Purpurschnecke des nahen Seeufers Baumwolle und verarbeitet diese nebst selbsterbauter Seide zu allerlei Geweben. Die flache Einbiegung, welche das Stille Meer an dieser Küste bildet, heißt Golf von T. Diesem nördlich gegenüber liegt der Golf von Goazacualco, der Hintergrund des Meerbusens von Veracruz. Die Verengung zwischen beiden Meerestheilen heißt Isthmus von T. und ist 28½ M. breit. Der Einschnürung des Landes entspricht zugleich eine Einsenkung des Bodens, welche, die Hochländer von Guatemala und Anahuac trennend, an der niedrigsten Stelle 650 F. über das Meer sich erhebt und in alter und neuer Zeit zu Projecten einer hier auszuführenden Verbindungsstraße zwischen beiden Oceanen Veranlassung gegeben hat. Auf einen Kanalbau gingen schon die Vorschläge von Cortez 1521 und Gomara sowie die auf Veranlassung des Cardinals Alberoni und später wiederholt unternommenen Untersuchungen des Isthmus. 1842 erhielt der Mexicaner Don José Garay von seiner Regierung das Privilegium für diesen Kanalbau, das derselbe an eine engl. Gesellschaft cedirte, welche ihrerseits wiederum drei Nachfolger hatte, die sämmtlich aus Mangel an Fonds und Vertrauen in die Verwaltung des Landes die begonnenen Arbeiten einstellten. Auch verhinderten Eifersucht zwischen England und Nordamerika den Bau, bis 1852 zwischen beiden ein neuer Tehuantepecvertrag für die Dauer von 50 J. zum Abschluß kam, wonach beide Schutz und Sicherstellung des Unternehmens gewährten. Unter der Regierung des Kaisers Maximilian I. wurde der Plan gefaßt, den fahrbaren Goazacualco mit dem in den Stillen Ocean fließenden Chimalpa durch einen Kanal zu verbinden, der den kürzesten Weg zwischen Europa und Ostasien herstellen sollte. Allein sowol dieser Plan als auch die Anlage einer Eisenbahn, deren Kosten auf 7,850000 Dollars veranschlagt waren, kamen nicht zur Ausführung. T. bildete vor der Eroberung durch die Spanier ein besonderes Königreich, in welchem erst die Mixes, dann die Huabes herrschten. Der letzte König Cocicopij wurde durch Cortez zum Christenthum bekehrt, blieb aber im Innern Heide und starb infolge der von den Dominikanern an ihm verübten Quälereien, worauf das Königreich T. gänzlich mit Neu-Spanien (Mexico) vereinigt wurde. Die Hauptstadt erhielt zugleich den Namen Guadalcazar, welcher jedoch nie recht zur Geltung kam. Vgl. Brasseur de Bourbourg, «Voyage sur l'Isthme de Tehuantepec» (Par. 1862).

Teiche sind stehende, meistens nach Belieben abzulassende und anzufüllende Gewässer, in welchen Fische gezogen werden. Man unterscheidet Streichteiche, in welche im Frühjahr die Laichfische gesetzt werden; Streckteiche, die im folgenden Jahre die Brut und den einsommerigen Satz zum Wachsen aufnehmen; Hauptteiche mit starkem Satz besetzt, der sich hier zur Handelswaare ausbildet; endlich Winterhaltungen, worin die Fische im Winter lebendig und gesund erhalten werden. Die Güte der T. hängt ab von der Beschaffenheit des Wassers und des Teichgrundes und von der Lage der T. Das beste Teichwasser ist Regen- und Flußwasser. Besteht der Boden eines Teichs aus Torf oder Kieselerde, so vermindert das die Brauchbarkeit, während sie ein fetter Lehm- oder Thonboden erhöht. Schilf und Wasserpflanzen sowie kalte schattige Lage sind unvortheilhaft. Bei der sog. Teichwirthschaft dienen die T. abwechselnd als Ackerland. Man nimmt an, daß sie alle sechs Jahre besäet werden, gewöhnlich mit Hafer. Bestellt gewesene T. geben reichere Fischzüge, und die Fische selbst bekommen mehr Wohlgeschmack. Am ausgedehntesten wird die Teichfischerei in der Oberlausitz, im Voigtlande, im Altenburgischen, Thüringischen, Halberstädtischen, in Baiern, in Böhmen, Ungarn und Holstein betrieben. Sie gilt vorzugsweise der Karpfenzucht; die Zucht anderer Fische, als der Karauschen, Schleien, Hechte, Barsche, ist nur Nebensache. Auch zur Anzucht der Seefische in den Brackwasserteichen (franz. claires, ital. valli) an den Meeresküsten wird Teichwirthschaft betrieben, wo die Localitäten dazu günstig sind, so namentlich in Italien, Istrien, Dalmatien.

Teifune, s. Orkan.

Tejo, s. Tajo.

Telămon, der Sohn des Äakos und der Endeïs, Bruder des Peleus, hatte mit diesem seinen Halbbruder Phokos getödtet, wurde deshalb von seinem Vater aus Aegina verbannt und wanderte nach Salamis, wo ihm König Kychreus seine Tochter Glauke zur Gemahlin gab und bei seinem Tode die Herrschaft hinterließ. Später heirathete er die Periböa, Mutter des Alkathoos, mit welcher er den Ajax (s. d.) zeugte. Er war Theilnehmer an der kalydonischen Jagd und an der Argonautenfahrt. Besonders aber zeichnete er sich aus als Begleiter des Hercules auf dem Zuge nach Troja gegen Laomedon, dessen Tochter Hesione er nach Einnahme der Stadt vom Hercules zum Geschenk erhielt, die ihn zum Vater des Teukros machte.

Telegōnos, der Sohn des Proteus, wurde mit seinem Bruder Polygonos von Hercules in einem Ringkampfe getödtet. — Bekannter ist ein anderer T., des Odysseus und der Circe Sohn. Von seiner Mutter ausgeschickt, seinen Vater aufzusuchen, wurde er nach Ithaka verschlagen. Hier lebte er, durch Hunger gezwungen, vom Raube. Odysseus und Telemachos wollten ihn daran hindern, aber er erstach erstern mit einer Lanze. Hierauf ging er auf Geheiß der Athene mit Telemachos und Penelope zu seiner Mutter zurück, bestattete dort den Odysseus und heirathete die Penelope. T. soll Tusculum und Präneste gegründet haben.

Telegraphie (griech.) nennt man diejenige Kunst, vermöge welcher Nachrichten auf weite Entfernungen hin sehr schnell sich mittheilen lassen. Abgesehen von mannichfaltigen Versuchen schneller Fernmittheilung in den ältesten Zeiten, wurden die optischen Telegraphen zuerst 1633 durch den Marquis von Worcester und 1660 durch den Franzosen Amontons begründet. Die erste telegr. Maschine dieser Art stellte der Engländer Rob. Hook 1684 dar, und 1763 errichtete Edgeworth zu seinem Privatgebrauche eine telegr. Linie von London nach Newmarket. Die 1750 von Bergsträßer in Hanau vorgeschlagene telegr. Flaggenlinie kam nicht zur Ausführung. Erst 1789 gelang es dem Franzosen Chappe (s. d.), ein für allgemeine Anwendung geeignetes telegr. System zu erfinden, aus dem alle spätern Systeme optischer Telegraphen hervorgegangen sind. Die erste nach dem Chappe'schen System angelegte Linie war die von Paris nach Lille und die erste auf diese Weise gemeldete Nachricht die Einnahme von Condé. Seit jener Zeit vermehrten sich die telegr. Linien in Frankreich, und es wurden dergleichen auch in England, Deutschland, Amerika und andern Ländern angelegt. Einen Begriff von der Schnelligkeit, womit die Nachrichten durch optische Telegraphen befördert werden können, gibt folgende Uebersicht der auf den franz. Linien erlangten Geschwindigkeit. Von Paris nach Lille (60 Stunden) ging ein Zeichen in 2 Minuten, nach Calais (68 Stunden) in 4 Minuten, nach Strasburg (120 Stunden) in 5 Minuten 52 Secunden, nach Toulon in 13 Minuten 50 Secunden, nach Bayonne in 14 Minuten, nach Brest (150 Stunden) in 6 Minuten 50 Secunden. Hierbei sind natürlich Unterbrechungen durch die Abenddämmerung, Nebel u. s. w. nicht mit zu berechnen. Das System der optischen Telegraphen ist darauf begründet, daß man für jedes Schriftzeichen ein besonderes telegr. Zeichen hat, welches so einfach, daß es auf die Entfernung hin, die man mit einem gewöhnlichen guten terrestrischen Fernrohr übersieht, von jedem andern Zeichen unterschieden werden kann. Es werden deshalb auf erhabenen Punkten Thürme oder sonstige Gerüste errichtet, welche, einer in des andern Gesichtsfelde, die verschiedenen Telegraphen tragen. Unter diesen Telegraphen befinden sich Zimmer, in welchen die Beobachter mit festgerichteten Fernröhren die beiden nächsten Telegraphen betrachten, während ein dritter die erhaltenen Zeichen notirt und dieselben dann an seinen Telegraphen weiter gibt. Die Zeichen für die einzelnen Buchstaben sind willkürlich. Die telegr. Schrift ist eine Chiffreschrift, und es kann eine Depesche durch alle Stationen gehen, ohne daß an denselben ihr Inhalt bekannt wird, indem der Schlüssel der Schrift sich nur auf den Hauptpunkten befindet. Das franz. Signalsystem beruht auf der Form eines Balkens, an dessen Enden zwei Querbalken sich befinden, sodaß dadurch die Form eines Z gebildet werden kann. Da die Querbalken und der Hauptbalken beweglich sind, so können durch verschiedene Stellungen der einzelnen Theile gegen den Horizont auch sehr verschiedene Zeichen hervorgebracht werden, z. B. —, |, ⌉⌊, ⌉, ⌊, ⊏, ⊔, \⌊, \⌋, ⌈⌉, \⌊/ u. s. w., deren Zahl sich, alles in allem, auf 252 beläuft. Da nun für die Buchstaben, Zahlen und Verbindungszeichen nur 70 Signale im ganzen nöthig sind, so hat man nur die auffallendsten Stellungen des Telegraphen aufgenommen und dennoch mehrere Signale übrig behalten, um dadurch ganze Begriffe, z. B. König, Volk, Sieg, Frieden, Aufstand u. dgl. zu bezeichnen. Die Stellung für die einzelnen Theile des Telegraphen wird durch Hebel und Schnüre aus dem Beobachtungszimmer nach einem dort aufgestellten Modelltelegraphen, der alle Bewegungen des großen nachahmt, bewirkt, und jedes Zeichen bleibt auf dem ersten Telegraphen so lange stehen, bis es der

nachfolgende weiter signalisirt hat. Das engl. Signalsystem besteht aus einem Gerüst, welches der Länge nach in drei Theile getheilt ist. In dem mittlern laufen die Schnüre zur Direction, die beiden Seitenfelder enthalten je drei achteckige Klappen, die sich um ihre Achse drehen, also entweder ihre Oeffnungen decken oder offen lassen. Aus der Zahl und der gegenseitigen Stellung der offenen oder geschlossenen Felder gehen dann 63 verschiedene Zeichen hervor, mittels deren die Depeschen signalisirt werden können. Der preuß. Telegraph ist von den beiden genannten bedeutend unterschieden. Derselbe besteht aus einem senkrechten, 20 F. langen Maste, an welchem zu jeder Seite drei 1 F. lange und 18 Zoll breite Arme hervorstehen, welche gegen die senkrechte Linie des Mastes und unter sich gegenseitig mit Leichtigkeit die verschiedensten Stellungen annehmen können. Vorläufig können mit jedem Arme zehn verschiedene Signale gegeben werden, und läßt man den obern Arm die Einer, den mittlern die Zehner und den untern die Hunderte bedeuten, so können die Zahlen von 1—1000 signalisirt, also 1000 verschiedene Zeichen, welche durch diese Zahlen dargestellt sind, gegeben werden; doch könnte man im Nothfalle die Menge der Signale auf 4096 steigern. Die Stellung der Arme wird nicht durch einen Modelltelegraphen, sondern an drei Scheiben gegeben, welche Zifferblätter tragen, auf denen ein Zeiger auf das bestimmte Signal eingestellt wird, der dann mittels der zugehörigen Schnüre den betreffenden Arm des Telegraphen in die geeignete Stellung bringt. Der preuß. Telegraph bringt einen mäßigen Satz in 15 Minuten von Berlin bis an den Rhein. Des Nachts wird mit Fackeln signalisirt, welche an den fünf Hauptpunkten des Telegraphen befestigt sind. Die Entfernung, in welcher die Stationen einer optischen Telegraphenlinie angebracht wurden, beruhte im allgemeinen auf der Tragkraft eines guten Fernrohrs und betrug in der Ebene wol 6—8 Stunden, in gebirgigem oder waldigem Terrain allerdings viel weniger, oft nur 1—2 Stunden. Die noch jetzt gebräuchlichen optischen Eisenbahntelegraphen, welche nur wenige Signale auf geringe Entfernungen (für Bahnwärter und Locomotivführer) zu geben haben, sind meist eine Modification des vorerwähnten preuß. Telegraphen und haben nur zwei, höchstens drei Arme.

Die außerordentliche Geschwindigkeit, mit welcher die Elektricität sich in einem dieselbe leitenden Körper fortpflanzt, veranlaßte schon vor längerer Zeit den Gedanken, davon einen Gebrauch zu telegr. Zwecken zu machen, nämlich den an einem Orte erregten elektrischen Zustand durch Drähte an entfernte Stellen fortzuleiten und dort die mittels desselben hervorzubringenden Erscheinungen (Anziehung und Abstoßung, Funkenerzeugung, Entzündung brennbarer Stoffe durch den Funken) zum Zeichengeben zu benutzen. Man mußte sich jedoch damals auf die einzige zur Zeit bekannte Art der Elektricitätserregung, nämlich durch Reibung (mittels der Elektrisirmaschine) beschränken. Die erste hierauf bezügliche Idee wurde von einem ungenannten Schottländer 1753 veröffentlicht. Später folgten Vorschläge von Lesage in Genf (1774), Lomoud (1787), Reiser (1794), Cavallo (1795), Rovalds (1816); aber alle diese Versuche erwiesen sich auf große Entfernungen unbrauchbar und gelangten nicht zu praktischer Geltung. Die Entdeckung der Berührungselektricität oder des Galvanismus (s. d.) eröffnete eine neue und geeignetere Quelle der Elektricitätserregung, welche Sömmering in München (1811) durch die mittels derselben bewirkte Wasserzersetzung zum Telegraphiren benutzen wollte. Doch erst die Entdeckung des Elektromagnetismus (s. d.) 1820 schloß die Bahn zu nutzbringender Anwendung der Elektricität für die T. auf und führte zunächst Entwürfe von Ampère in Paris, Ritchie in London, Schilling von Cannstadt in Petersburg herbei. Den ersten brauchbaren elektromagnetischen Telegraphen richteten Gauß und Weber in Göttingen 1833 ein. Weitere Schritte geschahen durch Steinheil (s. d.) in München. 1837 erhielten in England Wheatstone und Cooke (welcher letztere während eines Aufenthalts in Heidelberg die Steinheil'sche Erfindung kennen gelernt hatte) ein Patent auf einen Nadeltelegraphen. In demselben Jahre machte auch Morse (s. d.) in Neuyork seinen noch jetzt vielgebrauchten Drucktelegraphen bekannt, den nachher Wheatstone wesentlich verbesserte. Seit 1843 datirt die Einführung der elektrischen T. in Deutschland.

Die telegr. Verbindung zweier Stationen, um ihre gegenseitige Correspondenz zu ermöglichen, erfordert eine Drahtleitung, welche für den Hin- und Rückweg des elektrischen Stroms eigentlich eine doppelte sein müßte, wenn nicht, zufolge Steinheil's wichtiger Entdeckung, statt einer derselben der natürlich feuchte Erdboden eintreten könnte, wodurch die Länge des Leitungsdrahtes sich auf die einfache Entfernung der Stationen reducirt. Je nach der gewählten Methode des Telegraphirens befindet sich entweder nur an der einen oder an jeder Station, auch an den Zwischenstationen, als Elektricitätserreger eine galvanische Batterie, auch wol statt derselben ein magnetelektrischer Rotationsapparat. Die Pole der Batterie werden mittels des Schlüssels oder Tasters mit der Drahtleitung in Verbindung gesetzt, und solange der Schlüssel angedrückt bleibt,

unterhält die Batterie einen elektrischen Strom in der Leitung. Das Zeichengeben geschieht nun entweder durch Schließung der Batterie und schnell vorübergehende Herstellung des Stroms, oder umgekehrt (wenn für den Ruhezustand die Batterie geschlossen bleibt) durch ebenso kurzdauernde Unterbrechung des Stroms. Befinden sich zwischen zwei Haupt- oder Endstationen mehrere Zwischenstationen, so sind auch deren Apparate mit der Leitung in Verbindung, sodaß beim Sprechen irgendeiner Station auf sämmtlichen übrigen dieselben Signale erfolgen. Da aber bei Abgang einer Depesche zuerst jene Station, für welche sie bestimmt ist, gerufen (d. h. durch mehrmalige Signalisirung ihres Namens oder dessen Anfangsbuchstaben aufmerksam gemacht) wird, so haben die übrigen sich nicht weiter darum zu bekümmern, vielmehr ihre Apparate mittels des sog. «Umschalters» aus der Linie auszuschalten, d. h. die Verbindung ihrer Apparate mit der Leitung aufzuheben. Das Ganze der Vorrichtungen zum Telegraphiren besteht also wesentlich aus der Leitung und aus den telegr. Apparaten.

Zur Leitung gebrauchte man anfangs Kupferdraht, gegenwärtig aber bedient man sich fast allgemein des Eisendrahts, welcher in einer Dicke von 2—2½ Linien gewählt und des Rostens wegen verzinkt wird. Die Fortführung der Leitungsdrähte geschieht gewöhnlich über der Erde mittels 15—30 F. hoher, 80—250 F. voneinander entfernter, hölzerner (selten eiserner) Stangen, an welchen zur isolirenden (die Elektricität nicht ableitenden) Auflagerung kleine porzellanene Glocken angebracht sind. Nur ausnahmsweise, nothgedrungen und auf kürzere Strecken (z. B. in Städten), führt man die Drähte unterirdisch, indem man sie etwa 4 F. unter die Erdoberfläche legt; sie müssen aber dann mit einem isolirenden Ueberzuge versehen sein, zu welchem man regelmäßig Guttapercha benutzt. Leitungen unter Wasser werden mittels sog. Telegraphenkabel hergestellt. Da, wie bereits erwähnt, zur Rückleitung des elektrischen Stroms der (hierbei mittels seiner natürlichen Feuchtigkeit wirksame) Erdboden benutzt wird, so läßt man auf jeder Station, während der eine Pol der Batterie mit der Drahtleitung in Verbindung steht, vom andern Pole bis unter das Niveau des Grundwassers einen Draht in die Erde reichen, an dessen Ende eine große Kupferplatte festgelöthet ist.

Die telegr. Apparate lassen sich in vier Klassen theilen: 1) Nadel-, 2) Zeiger-, 3) Druck- und 4) elektrochem. Telegraphen. Der Nadeltelegraph, die älteste, zuerst von Steinheil ausgeführte, jetzt aber außer England kaum mehr gebräuchliche Art, gründet sich auf die Ablenkung der Magnetnadel aus ihrer natürlichen Stellung durch einen mittels des Multiplicators (einer langen Drahtspirale) sie umkreisenden elektrischen Strom, wobei je nach dessen Richtung die Nadel nach rechts oder nach links ausschlägt. Der Telegraphist hat dabei den sog. Schlüssel oder Commutator zu drehen, wodurch er die Stromrichtung nach Erforderniß umkehrt. Um mit weniger Zeitaufwand die nöthige Menge verschiedener Signale geben zu können, enthält der Telegraph zwei Magnetnadeln, die einzeln oder gemeinschaftlich, nach links oder nach rechts, ein-, zwei- oder dreimal bewegt werden, um einen bestimmten Buchstaben des Alphabets, eine Ziffer u. s. w. auszudrücken. Diese Bewegungen erfolgen gleichzeitig auf der sprechenden und auf der empfangenden Station. Der Zeigertelegraph enthält ein Zifferblatt, auf welchem im Kreise herum die Buchstaben, Ziffern und sonstigen Zeichen angebracht sind. Der Zeiger desselben wird auf der sprechenden Station durch einen Elektromagnet mit Mechanismus weiter gerückt und macht auf dem Zifferblatte der Empfangsstation dieselben Bewegungen, wobei ein sehr kurzes Verweilen auf einem Buchstaben anzeigt, daß dieser es ist, welchen der Sprecher hat nennen wollen. Der einfachste Telegraph dieser Art, welcher allen spätern (von Breguet, Froment, Siemens und Halske, Kramer u. s. w.) zu Grunde liegt, wurde von Wheatstone und Cooke construirt.

Die Drucktelegraphen haben ihren Namen davon, daß sie nicht vorübergehende, nur augenblicklich zu beobachtende Zeichen geben, sondern auf Papier eine bleibende Schrift erzeugen, mag diese nun in wirklichen Buchstaben oder in andern conventionellen Zeichen bestehen. Deswegen sowol als wegen ihres schnellen Arbeitens haben sie, wenigstens in Deutschland, Nadel- wie Zeigertelegraphen auf allen größern Correspondenzlinien verdrängt. Der am meisten gebräuchliche Morse'sche Drucktelegraph (von Morse in Neuyork 1837 erfunden) ist mit einer kleinen Walze versehen, welche von einem (nur zur Zeit des Telegraphirens in Gang gesetzten) Uhrwerke umgedreht wird, wodurch ein um dieselbe geschlagener Papierstreif eine mäßig schnell fortschreitende Bewegung erhält. Ein stumpfspitziger Stahlstift steht gegen diese Walze und macht einen Eindruck auf das Papier, wenn er angedrückt wird. Dauert dieses Andrücken nur einen Moment, so entsteht auf diese Weise ein länglicher Punkt; dauert es etwas länger, so bildet sich ein Strich von z. B. ¼ Zoll Länge. Mittels eines von dem elektrischen Strome der galvanischen Batterie beeinflußten Elektromagnets wird, indem der Telegraphist auf der sprechenden

Station durch wechselweises Drücken und Nachlassen eines kleinen Hebels den Strom bald einleitet, bald unterbricht, auf der Empfangsstation der Stift in dem einen Falle gegen die Papierwalze gedrückt, in dem andern davon zurückgezogen. Indem also der Finger des Telegraphisten entweder den Knopf des erwähnten Hebels nur momentan niederpreßt oder eine kleine Weile auf demselben ruhen bleibt, erzeugt sich ein Punkt oder ein Strich, und wird der Hebel losgelassen, so entsteht ein Zwischenraum. Aus Punkten und Strichen sind nun die Zeichen für die verschiedenen Buchstaben u. s. w. zusammengesetzt, sodaß z. B. – ▬ a, ▬ – – – b, – e, – – ▬ – f, – – – s bedeutet, u. s. w. Durch einen etwas größern Zwischenraum sondert man die Wörter voneinander. Die ganze Folge von Zeichen bildet auf dem Papierstreifen eine (auf der Rückseite im Relief hervortretende) lange Reihe (ein Telegramm), welche der Telegraphist ebenso geläufig zu lesen versteht, wie man gewöhnliches Gedrucktes oder Geschriebenes liest. Bei gehöriger Uebung können in 1 Minute 80—100 Buchstaben oder etwa 13—16 Wörter telegraphirt werden. Stöhrer in Leipzig brachte zwei Schreibstifte nebeneinander an und vereinfachte dadurch die Zeichenschrift (deren Striche und Punkte auf zwei parallelen Linien entstehen), sodaß eine größere Zahl von Buchstaben in gleicher Zeit telegraphirt werden kann. Eine weitere Abänderung des Morse'schen Telegraphen ist der von John und Digney erfundene, durch Siemens und Halske verbesserte Farb- oder Blauschreiber, der Striche und Punkte nicht ins Papier eindrückt, sondern mit (blauer) Farbe darauf malt. Bei dem Typenapparate von Siemens und Halske werden metallene Typen, ähnlich jenen der Buchdrucker, aber mit den telegr. Zeichen versehen, in einer Reihe aneinander gestellt und mit vergrößerter Schnelligkeit auf mechan. Wege abtelegraphirt. Verschieden hiervon sind die Typendrucktelegraphen, welche die Depesche in wirklichen, gewöhnlichen Buchstaben mit Farbe auf das Papier drucken; dergleichen haben Siemens und Halske, Arlincourt und der Amerikaner Hugues erfunden.

Zu den elektrochemischen Telegraphen gehört als der älteste der von dem Engländer Bakewell 1847 erfundene Copiertelegraph. Es kann mittels desselben gewöhnliche Handschrift sowie jede beliebige Zeichnung in einer getreuen Copie auf der entfernten Station reproducirt werden. Zu diesem Zwecke befinden sich auf beiden miteinander correspondirenden Stationen Walzen, welche mit übereinstimmender Geschwindigkeit durch Uhrwerk umgedreht werden. An diese Walzen drücken sich Stifte, die gleich den Walzen mit der Drahtleitung in Verbindung stehen, so zwar, daß der durch die galvanische Batterie erregte elektrische Strom durch Walzen und Stifte seinen Weg nimmt. Während die Walze sich dreht, geht der Stift längs derselben fort. Auf der Empfangsstation wird die Walze mit Papier bedeckt, welches mit einer durch Salzsäure angesäuerten Auflösung von Cyaneisenkalium getränkt ist. Berührt der Stift dieses Papier und geht der elektrische Strom durch ihn zur Walze, so zersetzt sich das Cyaneisenkalium und erzeugt Berlinerblau, welches eine blaue Spur bewirkt, und diese erscheint in Gestalt einer rund um die Walze gezogenen, sehr eng gewundenen Schraubenlinie (Schraffirung), wenn während der schon erwähnten Bewegungen von Stift und Walze der elektrische Strom ununterbrochen dauert. So oft und so lange aber eine Unterbrechung des Stroms eintritt, unterbleibt die blaue Färbung und in der schraffirten Walzenoberfläche bleiben entsprechende weiße Stellen. Auf der Abgangsstation wird mit firnisartiger (die Elektricität nicht leitender) Tinte die abzusendende Schrift oder Zeichnung auf ein Blatt Zinnfolie gemacht, welches man um die dortige Walze legt. Macht nun der Stift dieser Walze und die Walze selbst die schon bekannte Bewegung, so geht der elektrische Strom zur Empfangsstation, sofern der Stift das blanke Zinn berührt; er wird aber unterbrochen, wenn der Stift auf eine mit Firnis bedeckte Stelle trifft. Der Enderfolg hiervon ist, daß auf dem Papiere der Empfangsstation die Schrift oder Zeichnung sich weiß in blauschraffirtem Grunde darstellt. Gintl in Wien hat 1853 einen elektrochemischen Telegraphen nach demselben Princip construirt, der aber nur Worte nach Morse's Methode mittels Strichen und Punkten schreibt. Derselbe tränkt das Papier mit einer Mischung von Cyaneisenkalium, Salzsäure, Kochsalz und Wasser, und die Schrift erscheint daher blau auf dem weißen Papiergrunde. Apparate ähnlicher Art sind auch von Bain (1847), Morse (1848), Whitehouse (1853) und Stöhrer in Leipzig (1853) angegeben worden. Der von Caselli 1856 erfundene Pantelegraph stimmt in vielen Punkten mit Bakewell's Apparat überein, macht aber Schrift oder Zeichnung blau auf weißem Grunde; das Papier wird nicht auf einen sich drehenden Cylinder, sondern auf ein um seine Achse oscillirendes Cylindersegment von Blech gelegt.

Die vollständige Ausstattung einer elektrischen Telegraphenstation erfordert meist verschiedene Nebenapparate, wie den schon früher erwähnten Umschalter, das Relais zur localen Verstärkung des elektrischen Stroms, den Wecker, durch welchen der Telegraphist auf der Empfang-

station aufmerksam gemacht wird, daß eine Depesche ankommen will, das Galvanometer (s. d.). Höchst merkwürdig sind die (allerdings geglückten, aber zur Zeit für die Praxis noch wenig benutzbaren) Versuche, auf einem und demselben Leitungsdrahte zwei Depeschen gleichzeitig zu befördern, entweder in entgegengesetzten Richtungen (das sog. Gegensprechen) oder in übereinstimmender Richtung (Doppelsprechen). Als Vorrichtungen, welche den elektrischen Telegraphen verwandt sind und wesentlich mit denselben Mitteln (Batterie und Drahtleitung) ausgeführt werden, sind die Haustelegraphen für Gasthöfe u. s. w., die Läutwerke der Eisenbahnen (wodurch die Bahnwärter von dem Abgange eines Zugs benachrichtigt werden), die elektrischen Uhren, die elektrischen Diebstahlswarner (welche durch Läuten einer Glocke das versuchte Oeffnen einer entfernten Thür anzeigen) zu nennen.

Wenn eine telegr. Drahtleitung durch Wasser gelegt werden muß, so ist es, da letzteres als Leiter der Elektricität die Fortpflanzung des elektrischen Stroms hindern würde, nöthig, den Draht in seiner ganzen untergetauchten Länge mit einer nichtleitenden Substanz zu umhüllen. An einer solchen von praktischer Anwendbarkeit fehlte es bis zur Einführung der Guttapercha (s. d.), welche hierzu vortrefflich sich eignet und allgemein gebraucht wird. Die Leitungsdrähte (hier stets Kupfer) werden von geringer Dicke gewählt, aber zu mehrern nebeneinander gelegt und schwach nach Art eines Stricks zusammengedreht; man umkleidet sie sodann mit Guttapercha und zum Schutz gegen Abreibung mit einer starken Hülle, welche dem Ganzen das Ansehen eines Taues oder Kabels gibt, daher es den Namen Telegraphenkabel oder schlechtweg Kabel führt. Der erste Versuch einer submarinen Leitung wurde 1849 von Walker im Hafen von Folkestone auf 3600 F. Entfernung ausgeführt. Darauf folgte 1850 und definitiv 1851 die Legung der Leitung durch den Kanal zwischen England und Frankreich; ferner die Herstellung einer größern Anzahl unterirdischer Leitungen: von Dover nach Ostende, nach dem Haag, nach Ostfriesland, 1857 durch das Mittelmeer zwischen Frankreich und Algier, später von Sardinien nach Malta, von hier nach Korfu und nach Alexandrien u. s. w. Unter den jetzt vorhandenen, sehr zahlreichen unterseeischen Telegraphenleitungen in allen Erdtheilen ist die großartigste das transatlantische Kabel zwischen Valentia an der Westküste Irlands und der Trinitybai auf Neufoundland zur Verbindung von Europa mit Amerika. Auf Veranlassung des Amerikaners Cyrus Field bildete sich zu diesem gigantischen Unternehmen 1856 eine Gesellschaft, welcher von den Regierungen Englands und der Vereinigten Staaten Unterstützungen und Erleichterungen gewährt wurden. Nach Erledigung umfassender Voruntersuchungen und Arbeiten begann die Legung des Kabels im Aug. 1857, mislang aber durch Abreißen desselben in 274 engl. M. Entfernung von der irischen Küste. Im Sommer 1858 wurde die Legung eines neuen Kabels zu Stande gebracht, welches sich jedoch nicht brauchbar zeigte. Trotz dieser schweren Verluste wurde der Plan zu einem fernern Versuche beharrlich verfolgt, und schon zu Anfang des J. 1864 konnte zur Anschaffung eines neuen Kabels von 3200 engl. M. Länge geschritten werden, dessen Legung im Juli 1865 begann. Als bereits 1213 engl. M. davon versenkt waren, erfolgte ein Riß, und es gelang erst 1866, das Kabel aus einer Tiefe von 7700 F. wieder aufzufischen und zu ergänzen. Inzwischen war aber noch ein viertes Kabel 7. Juli 1866 mit vollkommen glücklichem Erfolge gelegt worden. So bestehen nun nebeneinander zwei transatlantische Leitungen, die von 1865 in 423 und die von 1866 in 389 preuß. M. Länge, welche beide im Gebrauch sind. Das neueste Kabel (von 1866), wenig von dem andern verschieden, hat folgende Construction, welche als Beispiel von der künstlichen Zusammensetzung dieser Art Leitungen dienen mag: die Leitung selbst wird durch 7 dünne Kupferdrähte gebildet, welche mittels schwacher Drehung zu einem etwa zwei Linien dicken Seile vereinigt sind. Dieses Seil ist zunächst mit einer dickflüssigen Mischung aus Guttapercha, Holztheer und Harz, dem sog. Chatterton-Compound, getränkt und mit einer Lage Guttapercha eingehüllt. Darauf folgen, jedesmal nach einer dünnen Schicht des Chatterton-Compounds, noch drei fernere Hüllen von Guttapercha. Das Ganze ist sodann mit Jute (s. d.) überkleidet, wonach schließlich die äußerste Decke durch neun herumgewundene Seile gebildet wird, jedes aus fünf Strängen Manilahanf und einem in der Mitte befindlichen starken Eisendrahte zusammengesetzt. Dieses in die hohe See versenkte Kabel hat $1\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser. An den Küstenstrecken, wo wegen der Felsen und Brandungen die Gefahr einer Beschädigung viel größer ist, bedurfte es einer Verstärkung, welche, aus einer Schutzdecke von Manilahanf und 12 Eisendrahtlitzen (jede aus drei verzinkten $\frac{1}{4}$ Zoll dicken Eisendrähten gedreht) bestehend, die Dicke des Kabels auf $2\frac{1}{2}$ Zoll erhöht. Vgl. Rother, «Der Telegraphenbau» (2. Aufl., Berl. 1867); Schellen, «Der elektromagnetische Telegraph» (4. Aufl., Braunschw. 1867); dessen «Das atlantische Kabel» (Braunschw. 1867); v. Weber, «Das Tele-

graphen- und Signalwesen der Eisenbahnen» (Weim. 1867); Zetzsche, «Die Copirtelegraphen, Typendrucktelegraphen und Doppeltelegraphen» (Lpz. 1865).

Telegraphie (als Verkehrsmittel). Die schnelle Fernmittheilung wichtiger Nachrichten erfolgte bei den Alten durch Feuer, Fanale und Fackelsignale. Es finden sich hierüber Angaben bei Herodot, Thucydides, Appianus, Appulejus u. a. Auf der See fand bei den Alten schon die Flaggentelegraphie statt. In der Seeschlacht bei Cyzikus machten auf ein Flaggensignal des Admirals (Alcibiades) sämmtliche Dreiruder der Athener ein entscheidendes Manöver; ebenso in der Schlacht bei Mytilene auf ein Flaggensignal des Konon. Noch heute sind zur See, im Kriege, im Eisenbahnbetriebe u. s. w. diese Arten der schnellen Fernmittheilung in Anwendung, und die Erfindungen der Neuzeit im Gebiete der Optik und Pyrotechnik haben dieselben sehr vervollkommnet. Die Flaggensignale bildeten sich zu einer förmlichen Sprache aus. Man braucht nur einen Signalcodex der Seeschiffe durchzublättern, um die Leistungen des menschlichen Scharfsinns auf diesem Gebiete zu würdigen. Die optischen Linien Chappe's (s. d.) zur Zeit der franz. Republik leisteten ersprießliche Dienste, und die Staatsregierungen bildeten dies System für ihre Zwecke aus. Die Einseitigkeit in der Anwendung und die Kostspieligkeit (die optische Linie Berlin-Koblenz verursachte der preuß. Regierung einen jährlichen Kostenaufwand von über 44000 Thalern), bei immerhin beschränkter Leistungsfähigkeit, erschwerten jedoch die weitere Ausdehnung. Es gingen daher auch die optischen Telegraphen, abgesehen von ihrer localen Verwendung für Specialzwecke und bestimmte Fälle, bald nach dem Auftreten der elektrischen T. ein. Nachdem in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch die Forschungen und Entdeckungen der Deutschen Gauß, Weber und Steinheil die elektromagnetische Kraft für die Fernmittheilung dienstbar gemacht worden, und der Amerikaner Samuel Morse 1837 zuerst das Problem der allgemein praktischen Verwendbarkeit des neuen Communicationsmittels gelöst hatte, wurde alsbald nicht nur dessen Wichtigkeit für politische, administrative und militärische Zwecke erkannt, sondern auch sofort der Gedanke verwirklicht, dem Publikum, das von der Benutzung der optischen Staatstelegraphen ausgeschlossen gewesen, die neue Kraft als Verkehrselement zur Verfügung zu stellen. Als Zweig der öffentlichen Verwaltung und als Verkehrsanstalt steht das Telegraphenwesen noch in sehr jugendlichem Alter, und seine rasche Ausbreitung über die ganze Erde ist ein beredtes Zeugniß des Genies und der Civilisationskraft unserer Zeit. Indien, die alte Culturstätte, von wo jahrtausendelang nur dunkle Mythen ins Abendland gedrungen, wird uns auf Schußweite der elektrischen Batterie nahegerückt. Auf dem Telegraphenplateau des Atlantischen Oceans führen Riesenzungen die Unterhaltung der Alten und der Neuen Welt. Durch die Tundren Sibiriens ward 1868 auf einer Strecke von 4000 Werst, von Irkutsk nach Nikolajewsk, die Linie der Vollendung entgegengeführt, welche die Beringsstraße zu überschreiten bestimmt ist. Großbritannien besaß 1865 schon 1800 Telegraphenstationen, Frankreich 1350, der Norddeutsche Bund im J. 1867 an 857 (einschließlich der für das Publikum benutzbaren Eisenbahntelegraphenstationen jedoch 1464), Oesterreich 500, Baiern 90, Würtemberg 145, Baden 100, die Schweiz 284. Während 1856 im Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenverein 234 Stationen mit 2317 M. Linie und 3889 M. Leitung bestanden, waren diese Zahlen in 10 J. (Ende 1865) auf 1362 Stationen, 6106 M. Linie und 15356 M. Leitung gewachsen. In Schweden, wo 1853 die erste Linie von Stockholm nach Upsala gebaut wurde, bestanden 1864 bereits über 200 Stationen mit gegen 1000 M. Linie. In Norwegen wurde die erste Linie 1854 zwischen Christiania und Drammen eröffnet; 10 J. später bestanden 413 M. Linie mit 68 Stationen, ungeachtet der großen Schwierigkeiten, welche die zerrissenen Küsten, die Gebirge und Schneestürze der Anlegung und Unterhaltung der Linien entgegenstellten. Rußland, welches 1851 seine erste, 45 Werst lange Linie von Petersburg nach Kronstadt baute, besaß 1866 bereits 35200 Werst Linien und 325 Stationen. Die großen Entfernungen (z. B. Linie Kasan-Irkutsk-Kiachta 4000 Werst, Irkutsk-Nikolajewsk weitere 4000 Werst), die Schutzlosigkeit gegen Stürme in den waldleeren Ebenen, sodann das Klima (die Drähte werden mitunter zu dicken Eiscylindern) sind freilich sehr erhebliche Hinderniffe für die russische T. Hierzu kommt noch die eigenthümliche Schwierigkeit, die in der russ. Sprache liegt, bei welcher die Durchschnittszahl der Buchstaben eines Worts acht bis neun beträgt, während diese Zahl im german. und roman. Sprachsystem sich auf fünf beläuft.

Die gouvernementale Wichtigkeit des neuen Communicationsmittels, die Gefahren, welche der Misbrauch desselben in aufgeregten Zeiten herbeiführen kann, die unverkennbare Zweckmäßigkeit der einheitlichen Regelung des Dienstes, der Wunsch, die Wohlthaten des neuen Verkehrsorgans auch solchen Landestheilen zuzuwenden, wo die Anlagen voraussichtlich nicht rentiren,

ferner das unbedingte Vertrauen, welches die Anstalt hinsichtlich der Zuverlässigkeit, Verschwiegenheit und Unparteilichkeit genießen muß, endlich auch die Nothwendigkeit mannichfacher Vertragsverhandlungen mit fremden Regierungen wegen der internationalen Verhältnisse der T., gleichwie bei der Post, waren die entscheidenden Momente dafür, daß der Staat den Betrieb der T. fast überall in die Hand nahm. Die Ausnahme, welche bislang England machte, verstärkte nach den vorliegenden Erfahrungen nur noch jene Momente, und man ging auch hier 1868 damit um, sämmtliche Privattelegraphen (mit einem Anlagekapital von etwa 2½ Mill. Pfd. St.) abzulösen und in den Händen des Generalpostoffice zu concentriren, um ein wohlfeiles und geordnetes System der T. zu ermöglichen. In Nordamerika, wo auf denselben Routen doppelte und dreifache Telegraphenanstalten sich befanden, hat man der hieraus entstehenden Verwirrung und dem Bankrott der einzelnen Gesellschaften durch Fusionen vorzubeugen gesucht. Auf diesem Wege ward zwar mehr Ordnung geschaffen, aber die Fernhaltung der Concurrenz gab den durch ihre Einigung erstarkten Gesellschaften ein factisches Monopol in die Hand, unter dessen Folgen das Publikum wieder in anderer Weise leidet. Die Vereinigung der Telegraphen in den Händen des Staats schließt indessen nicht aus, daß unter gewissen Umständen und bei gehöriger Garantie auch die Privatthätigkeit auf einzelnen Routen und für angemessen begrenzte Zwecke sich am Betriebe betheiligt. So können namentlich Eisenbahngesellschaften ihre Betriebstelegraphen zur Beförderung von Depeschen des Publikums mit verwenden, und eine solche Verbindung der Privat- mit der Staatstelegraphie, wenn sie, wie im Norddeutschen Bunde, zweckmäßig geordnet ist, gewährt sogar der Staatstelegraphie eine vortheilhafte Unterstützung, indem eine für den prompten Betrieb nachtheilige Ueberfrequenz an Depeschen durch Ableitung eines Theils derselben auf die Eisenbahntelegraphen abgewendet werden kann. Ueberdies wird auch das Telegraphennetz selbst durch Hereinziehung der kleinern Eisenbahnstationen ohne Kosten für den Staat erweitert. Privattelegraphen für specielle Zwecke des Besitzers, z. B. in großen Fabrikdistricten u. s. w., kommen hierbei nicht in Betracht. Immerhin aber ist die Grenze zwischen Staats- und Privattelegraphie nicht leicht zu ziehen. In der Schweiz, wo neuerdings die Frage am gründlichsten erörtert worden, hat man für die Ertheilung von Concessionen zu Telegraphen für Privat- und Specialzwecke Grundsätze aufgestellt, wonach die Privattelegraphen in keinem Falle ein Hinderniß für die Entwickelung des Staatsnetzes sein dürfen. In den größern Staaten Deutschlands nahm die Staatstelegraphie einen kräftigen Aufschwung. In den kleinern Staaten ging dieser Zweig der Verwaltung entweder vertragsmäßig an eine benachbarte Regierung über, oder es wurde der Betrieb den Eisenbahnverwaltungen überlassen. Die Schwierigkeiten, welche aus der Function mehrerer kleiner Telegraphennetze, aus den Transiten, den Tax- und Abrechnungsverhältnissen entstanden, ließen jedoch das Mangelhafte dieser Organisation erkennen. Der Art. 48 der Verfassung des Norddeutschen Bundes, wonach das Telegraphenwesen für das gesammte Gebiet des Bundes als einheitliche Staatsverkehrsanstalt einzurichten und zu verwalten ist, war daher ein großer Fortschritt. Dieser Artikel beseitigt nicht nur die so nachtheilige Zersplitterung, sondern erkannte zugleich die Telegraphen als eine öffentliche Verkehrsanstalt an. Allerdings läßt sich die T. auch als ein polit. und finanzielles Institut betrachten und würde ehedem nach dem einen oder dem andern dieser Gesichtspunkte vorwiegend gehandhabt worden sein; aber in unserer Epoche, wo sich bereits die großen socialen und nationalen Grundsätze und Interessen durchgekämpft, muß der Telegraph wesentlich als Verkehrsmittel aufgefaßt werden. Es haben auch die Staaten die T. in erster Linie als allgemeines Verkehrsmittel aufgefaßt, wenngleich hier und da polit. und fiscalische Tendenzen mit unterlaufen. So sind z. B. in Preußen und Oesterreich die Telegraphen dem Handelsministerium, dagegen in Frankreich dem Ministerium des Innern, dem auch die Präfecten, die Polizei und die Presse unterstehen, in Belgien dem Finanzministerium zugewiesen. In den meisten Staaten liefert die T. zur Zeit (1868) Ueberschüsse, z. B. in Preußen etwa 250000 Thlr., in Rußland 50000 Rubel, in der Schweiz 111000 Frs. (1865; dagegen 1866 nur 40000 Frs.); doch verwendet man diese Ueberschüsse gewöhnlich wieder für Neuanlagen. In Frankreich gewährt die T. keinen Ueberschuß, weil hier der Verwaltungsapparat sehr kostspielig ist. In allen Ländern sind die Tarife (mit Ausnahme Englands) beständig herabgesetzt worden, und die Ermäßigungen für den internen wie für den internationalen Verkehr haben gleichen Schritt gehalten. Eine einfache Depesche kostete anfangs der funfziger Jahre von Bern nach London 32 Frs. 99 Cent., jetzt (1868) 7 Frs.; von Bern nach Paris 13 Frs. 18 Cent., jetzt 3 Frs.; nach Berlin 15 Frs., jetzt 4 Frs.; nach Wien 17 Frs. 50 Cent., jetzt 4 Frs.; nach Karlsruhe 5 Frs. 25 Cent., jetzt 2 Frs.; nach Neapel 34 Frs. 20 Cent., jetzt 3 Frs.; nach Konstantinopel 42 Frs. 50 Cent.,

jetzt 8 Frs. Im hohen Grade hat zur Vereinfachung dieser Verhältnisse der 17. Mai 1865 von 20 europ. Regierungen zu Paris unterzeichnete internationale Telegraphenvertrag durch Aufstellung einfacher Grundsätze für die Taxirung und durch Vereinbarung einer einheitlichen Münze (der Franken) als Grundlage für die Taxsätze beigetragen. Wenn auch hiermit noch nicht alle Bedingungen der Einheit in den Principien und der Leichtigkeit in der Bewegung erfüllt waren, so wurde doch der Weg zu weitern Fortschritten angebahnt. Die Hauptfactoren der Taxe bilden die Entfernung des Orts und der Umfang der Depeschen. Dazu kommen noch die etwaigen Kosten für die Weiterbeförderung der Telegramme mit der Post oder per Stafette u. s. w. In mehrern Ländern ist bereits der Einheitstarif, ohne Unterschied der Entfernung, angenommen. Auf die einfache Depesche werden meist 20 Worte gerechnet; in Betreff der nachfolgenden Progression finden aber mancherlei Abweichungen statt. Recommandirte Depeschen gewähren die Sicherheit, daß die Bestimmungsstation dem Aufgeber telegraphisch eine vollständige Copie der dem Adressaten zugestellten Depesche mit der Angabe sowol der genauen Zeit der Zustellung, als auch der Person, welcher dieselbe ausgehändigt worden ist, übermittelt. Der internationale Vertrag bekundete seinen kosmopolitischen Charakter auch durch Aufstellung wichtiger Grundsätze. Die contrahirenden Theile gestehen jedermann das Recht zu, mittels des internationalen Telegraphen zu correspondiren; sie verpflichten sich, alle nothwendige Maßregeln zu ergreifen, um das Geheimniß der Depeschen und deren gehörige Ausfertigung zu sichern; jede Depesche kann in irgendeiner der auf dem Gebiete der contrahirenden Staaten gebräuchlichen Sprachen abgefaßt sein; die Chiffreschrift soll auch für Privatdepeschen in gewissem Umfange zulässig sein.

Außer der universellen Anwendung des Telegraphen für die diplomatische, administrative, commerziell-sociale u. s. w. Correspondenz ist dieselbe von seiten der Regierungen noch zu besondern Zwecken mit großem Nutzen verwendet worden. So für wissenschaftliche Forschungen (Observatorien); für die Verkündigung bevorstehender größerer Wetterbewegungen; sodann die Semaphoren (Zeichentelegraphen) an den Küsten solcher Länder, wo viele Schiffer vorüberzusegeln pflegen (z. B. Portugal), um diesen Schiffen, in Verbindung mit Flaggensignalen, zu ermöglichen, noch eine letzte Nachricht in die Heimat gelangen zu lassen, ehe sie die weite Fahrt antreten. An der norweg. Küste hat man auf eine Entfernung von 1200 Seemeilen (300 geogr. M.) die T. für die Zwecke der Fischerei mit größtem Vortheil benutzt. Man signalisirt so den Schiffern, Fischern, Handelsleuten u. s. w. die Bewegungen der Heringsschwärme und weiter im Norden der Kabeljautrupps, was für die zahlreichen Menschen, welche von diesem Gewerbe leben, von größter Wichtigkeit ist. In den Ländern, wo bei der Postverwaltung die Einrichtung besteht, Zahlungen im Wege der Postanweisung zu vermitteln, ist die Einrichtung getroffen, daß auch der Telegraph für diese Zwecke mit verwendet werden kann, und jeder, der sich z. B. auf Reisen einer plötzlichen Verlegenheit ausgesetzt sah, wird die Wohlthat dieser Einrichtung zu würdigen wissen. Von großem Vortheil hat sich die T. für die Kriegführung erwiesen, sowol in Hinsicht der Verbindung der Armee mit ihrer Operationsbasis und der Erhöhung der Vertheidigungsfähigkeit der Küsten und der festen Plätze, als auch in Hinsicht für die Action der Armee im Felde und deren taktische Bewegungen. Man hat daher ein eigenes Feldtelegraphenwesen organisirt, am vollkommensten Preußen, Italien, Oesterreich und Frankreich; auch kleinere Staaten, wie die Schweiz, haben damit begonnen. Jede Feldtelegraphen-Abtheilung in Preußen besteht aus einem Detachement und einer Wagencolonne mit Stations- und Requisitenwagen, die $4\frac{1}{2}$ M. Draht für jede Abtheilung mit sich führen. Es sind 2—4 Stunden erforderlich zur Herstellung einer Linie von 1 M. Stangen führt man nicht mit, sondern gut isolirte Erddrähte und Kabel, welche man einfach auf den Boden oder in die Gewässer legt; wenn Zeit und Terrain es gestatten, werden die Leitungen eingepflügt oder eingebaggert. Von Apparaten bedient man sich durchweg des Morse'schen, der besonders wegen seiner Einfachheit vor andern den Vorzug behauptet. Nach den Erfahrungen von 1866 war die T. für taktische Zwecke auf dem Kampfplatze selbst noch nicht genügend benutzbar. Die Wagen zeigten sich für ungebahnte Wege zu schwer, und man entschloß sich noch nicht, den Telegraphen wie Batterien zu exponiren. Nach dem jetzigen Stande der T. scheint diese im allgemeinen im Kriege für die Defensive größere Vortheile zu gewähren als für die Offensive.

Bei Anlegung und Ausdehnung des Telegraphennetzes wird daher besonders darauf Bedacht genommen, alle militärisch wichtigen Punkte des Landes in dasselbe zu ziehen, und in den meisten Fällen läßt sich diese Rücksicht auch mit den Erfordernissen des Handels und des Verkehrs vereinigen. In der Regel wird der Erweiterungsplan des Netzes für einen längern Zeitraum, etwa 3—5 Jahre, aufgestellt, und danach von Jahr zu Jahr mit den jeweilig dringendsten Anlagen

vorgegangen. Es muß ein richtiges Verhältniß zwiſchen der Anzahl der Stationen und der Menge der vorhandenen Leitungen beobachtet werden, um einerſeits durch Häufung von Depeſchen keine Stockungen hervorzurufen, andererſeits aber auch die Leitungen durch ausreichende Beſchäftigung genügend zu verwerthen. Durch das Syſtem der Parallellinien müſſen für den Verkehr auf den großen Routen Ableitungskanäle geſchaffen werden. Bei erheblichem Tranſit ausländiſcher Telegramme muß das tranſitgebende Gebiet auf Herſtellung zweckmäßiger, womöglich unabhängiger Leitungen für den in ſo hohem Grade einträglichen Tranſitverkehr Bedacht nehmen. In den Jahren von etwa 1864—66 beſtanden im Deutſch-Oeſterreichiſchen Telegraphenverein 6106 geogr. M. Linie, 15356 M. Leitung (in Preußen 1906 M. Linie, 6124 M. Leitung; in Oeſterreich 2557 M. Linie, 5464 M. Leitung; im Norddeutſchen Bunde 1. Jan. 1868: 2980 M. Linie, 9780 M. Leitung); in England 3200 M. Linie, 15100 M. Leitung; in Frankreich 3980 M. Linie, 11875 M. Leitung; in der Schweiz 490 M. Linie, 856 M. Leitung; in den Niederlanden 268 M. Linie, 750 M. Leitung. Es wurden jährlich befördert: in Preußen 2,582400 Depeſchen, in England 4,650231, in Frankreich 2,590000, in der Schweiz 668916, in Belgien 692500, in Schweden 280000, in Norwegen 220000, in Rußland 928000 (in Petersburg 107179, in Moskau 51475, in Aſtrachan 3285, in Tomsk 3800, in Irkutsk 3074, in Orenburg 2711, in Eriwan 793, in Achaltſiche 284). Im allgemeinen betragen die Staats- und ſonſtige Dienſtdepeſchen 6, die Börſen- und Handelsdepeſchen 72, die Depeſchen der Zeitungsredactionen 4, die Familiendepeſchen 18 Proc. Die mächtigſten Triebfedern der Correſpondenzbewegung ſind, wie beim Poſtweſen, Ausdehnung der Anlagen, Ermäßigung der Tarife und geſicherter Friedenszuſtand. Als 1861 die 7 Taxzonen in Preußen auf drei zurückgeführt wurden und im folgenden Jahre eine erhebliche Ermäßigung der Sätze eintrat, ſtieg die Zahl der (internen) Depeſchen, welche 1861: 239781 betragen hatte, auf 462996 für das Jahr 1863. In dieſem Jahre wurden die drei Sätze von 8, 16 und 24 Sgr. auf 8, 10 und 16 Sgr. unter gleichzeitiger Erweiterung der mittlern Zone ermäßigt, und die Zahl der Depeſchen ſtieg 1864 auf 639481, die Einnahme von 258386 Thlr. im J. 1863 auf 313462 Thlr. im J. 1864. Die Wirkung äußerte ſich auch noch 1865, wo die Zahl der Depeſchen 1,012040 und die Einnahme 340160 Thlr. erreichte. 1866 betrug die Zahl der Depeſchen 1,133624 und die Einnahme 402832 Thlr. Am 1. Juli 1867 wurden die Sätze von 5, 10 und 15 Sgr. eingeführt und die erſte Zone bis 14, die zweite bis 50 M. erweitert. Die Depeſchenzahl (interne) für das J. 1867 betrug nun 1,884452 und die Einnahme 624912 Thlr. In der Schweiz hat man mit der Herabſetzung der Taxe auf ½ Frs. ähnliche günſtige Reſultate erzielt. Bei den Ermäßigungen der Taxe iſt jedoch im Auge zu behalten, daß der Andrang der Depeſchen im Verhältniß zu den vorhandenen Leitungen nicht zu ſtark werde, da die Hauptſache immer ein raſcher, pünktlicher Betrieb bleibt. In den größern Städten leiſtet die Stadttelegraphie dem Verkehr erſprießliche Dienſte; es werden dabei pneumatiſche Verbindungen zur Beförderung mitbenutzt.

Vom Standpunkte richtiger Verwaltungsgrundſätze ergibt ſich bei der Ausbreitung der Telegraphenanlagen die Schwierigkeit, daß auf den kleinen Stationen der Verkehr an Depeſchen zu unbedeutend iſt, um das Perſonal ausreichend zu beſchäftigen. Ein zweckmäßiges Auskunftsmittel, Verbreitung der Telegraphenanlagen ohne unverhältnißmäßige Koſten zu erzielen, hat ſich in der Vereinigung der Stationen mit den Poſtbureaux und Eiſenbahnſtationen ergeben. Dieſes Syſtem iſt namentlich in Deutſchland, der Schweiz und Belgien in Anwendung, und in Preußen ſind etwa zwei Drittel der Telegraphenſtationen mit den Poſtbureaux auf das zweckmäßigſte vereinigt. In Frankreich iſt das ſog. système municipal mehr bevorzugt, wonach die Staatstelegraphenbureaux in kleinern Orten in Municipalitätsgebäuden angelegt und die Geſchäfte dem Secretär der Mairie als Nebenamt gegen eine Vergütung von 30 Cent. für jede abgehende und 15 Cent. für jede ankommende Privatdepeſche übertragen werden, während der Concierge der Mairie die Abtragung der angekommenen Depeſchen gegen eine Vergütung von 15 Cent. beſorgt. Dieſes Syſtem ſtimmt mit dem franz. Communalweſen zuſammen, das mehr als anderswo vom Miniſterium des Innern beeinflußt iſt. Auch in Schweden hat man in ziemlich ausgedehnter Weiſe die Kräfte der Gemeinden für die Zwecke der T. an kleinern Orten in Anſpruch genommen. Zur Erſparniß von Verwaltungskoſten ſtellte man in mehrern Ländern weibliche Perſonen im Telegraphenweſen an, namentlich in England, Rußland, Sachſen, Baden; anderwärts hat man jedoch dieſe Einrichtung nicht nachgeahmt. Im ganzen ſind bei der Telegraphenverwaltung drei Hauptzweige zu unterſcheiden: das Bauweſen, der techniſche Betrieb und die eigentlichen adminiſtrativen Geſchäfte. Die Adminiſtration iſt entweder centraliſirt

(eine Generaldirection mit Inspectoren), wie in Frankreich, Schweden u. s. w., oder es findet eine gewisse Decentralisation (eine Generaldirection mit Bezirksdirectionen), wie in Preußen, Rußland u. s. w., statt. In Frankreich hat der Gesetzgebende Körper die Verschmelzung der Post- und der Telegraphenverwaltung zum Zweck von Ersparnissen und der erleichterten Ausbreitung der Telegraphen sowie auch die Vereinigung der Beamten in Anregung gebracht; es scheint indeß, daß die Regierung die Trennung beibehalten will. Die großbrit. Regierung beabsichtigt bei Uebernahme der T. durch den Staat die Verschmelzung der Verwaltung mit dem Generalpostamt. In Preußen und Oesterreich sind jetzt beide Verwaltungen getrennt. Bei der Gesetzgebung kommt im wesentlichen die Sicherung des Telegraphengeheimnisses, andererseits aber auch die Verhütung von Misbrauch des Telegraphen, der Schutz der Anlagen gegen Beschädigung, die Expropriationsverhältnisse u. s. w. in Betracht. Eine Garantie für die richtige Ueberkunft oder für die Nachtheile durch Verlust, Verstümmelung oder Verspätung der Depeschen wird von der Verwaltung nicht geleistet; doch erstattet man in gewissen Fällen die gezahlten Gebühren zurück. Der Ausschluß der Garantie mag in den Augen des Publikums als ein Mangel erscheinen, allein die Folgen bei Uebernahme einer solchen Garantie würden von unabsehbarer Tragweite sein. Der Telegraph kann, wie manche Fälle bewiesen haben, in gewinnsüchtiger Absicht oder zur Befriedigung sonstiger schlechter Leidenschaften gemisbraucht werden. Der Caselli'sche elektrochem. Apparat hat sich bei dem Versuch zwischen Paris und Lyon nicht in dem Maße bewährt, daß mit seiner Hülfe die Verificirung von Unterschriften unbedingt sicher erfolgen könnte. Die Gesetzgebung wird für manche aus der Anwendung des neuen Verkehrsmittels sich ergebende Rechtsverhältnisse, namentlich auch auf civilrechtlichem Gebiet, nach Sammlung der nöthigen Erfahrungen wahrscheinlich besondere Normen aufzustellen haben, und bereits haben verschiedene hierhergehörige streitige Fragen den Gerichten zur Entscheidung vorgelegen. Vgl. Knies, «Der Telegraph als Verkehrsmittel» (Tüb. 1857); «Zeitschrift des Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereins» (Berlin, seit 1854).

Telemach, griech. Telemachos, der Sohn des Odysseus (s. d.) und der Penelope (s. d.), war noch sehr jung, als sein Vater nach Ilios zog, und wuchs in dessen Abwesenheit zum Jüngling heran. In dieser Zeit kam Athene in Gestalt des Taphierkönigs Mentes zu ihm und rieth ihm, die Freier seiner Mutter zu entfernen und dann nach Pylos und Sparta zu reisen, um sich dort nach seinem Vater zu erkundigen. Allein die Freier konnte er nicht fortschaffen. Nun trat er seine Reise an, auf der ihn Athene selbst in Gestalt des Mentor begleitete und erhielt in Sparta von Menelaos die Mittheilung der Weissagung des Proteus über seines Vaters Rückkehr. Hierauf kehrte er nach Hause zurück und traf bei dem Sauhirten Eumäos seinen von Athene in einen Bettler verwandelten Vater. Dieser entdeckte sich ihm und beide berathschlagten nun über die Strafe der Freier. An seines Vaters Seite kämpfte er gegen sie und begleitete ihn dann zu dem hochbejahrten Laërtes. So weit geht Homer's Nachricht. Seine übrigen Schicksale werden auf mannichfache Weise erzählt. So soll er von seinem Vater aus Argwohn von Ithaka verbannt worden sein und mit Polykaste, der Tochter des Nestor, oder mit Nausikaa, der Tochter des Alkinoos, den Perseptolis gezeugt haben. Nach andern vermählte er sich mit der Circe, die ihm den Latinos gebar. Die Geschichte des T. ist der Inhalt des berühmten Romans von Fénélon (s. d.): «Les aventures de Télémaque».

Teleologie (von dem griech. Worte telos, Zweck) wird in der Philosophie die Lehre von den Endzwecken genannt, welche die Vernunft in der Natur und Geschichte wahrnimmt und zu Schlüssen benutzt, die von der Betrachtung der Zweckmäßigkeit aller geschaffenen Dinge zur Erkenntniß des Schöpfers führen. Der darauf gestützte Beweis für das Dasein Gottes heißt der teleologische oder physikotheologische. (S. Physikotheologie.) Hierbei unterscheidet sich aber die ältere Art der T. (die Leibnizisch-Wolfische) von der neuern (der Kant-Hegel'schen) in wesentlichen Punkten. Jene verlegte zufolge der mechanischen Naturansicht die zweckmäßigen Zusammenhänge außerhalb der Natur in den göttlichen Verstand, diese läßt zufolge der vitalistischen Naturansicht die Organismen sich durch eigene Kraft von innen heraus zweckmäßig gestalten. Jener zufolge ist die Zweckmäßigkeit ein dem Naturmechanismus durch göttliche Gewalt angethaner Zwang. Dieser zufolge ist die Zweckmäßigkeit in der Natur der nothwendige Erfolg eines höchsten Vernunftgesetzes, nämlich des Gesetzes der stufenförmigen Entwickelung des Menschengeistes aus der Materie.

Telephos, der Sohn des Herakles und der Auge (s. d.), Gemahl der Argiope, der Tochter des Teuthras, war Nachfolger des letztern in der Herrschaft über Mysien. Als auf dem Zuge gegen Ilios die Hellenen in Mysien einfielen, kämpfte T. gegen sie und trieb sie zurück, wurde

aber dabei von Achilles verwundet. Diese Wunde wollte nicht heilen; T. fragte daher das Orakel und erhielt zur Antwort, daß nur der, der ihn verwundet, sie heilen könnte. Er begab sich deshalb zu dem Agamemnon, raubte den Orestes und drohte, diesen zu tödten, wenn man ihm nicht helfe. Da den Hellenen von dem Orakel verkündet worden war, daß sie ohne des T. Leitung nicht nach Ilios gelangen würden, so verglich man sich leicht, und Achilles heilte die Wunde mit dem Rost seines Speers. In Arkadien wurde T. als Heros verehrt und hatte einen heiligen Hain auf dem Berge Parthenion. Die spätere Kunst, namentlich zur Zeit der Antonine, hat oft dargestellt, wie Herakles den von der Hirschkuh gesäugten Sohn wiederfindet.

Teleskop, s. Fernrohr.

Tell (Wilhelm), der schweiz., durch Schiller's Dichtung gefeierte Held, war nach der gewöhnlichen Erzählung ein weitberühmter Armbrustschütze aus Bürglen im Canton Uri, am Eingang in das Schächenthal, ½ St. von Altorf, gebürtig und trug das Meieramt zu Bürglen von der Fraumünsterabtei in Zürich zu Lehn. Dem Bunde gegen den Druck der österr. Landvögte gehörte auch er an, zu dem sich unter der Führung Walter Fürst's von Uri, seines Schwiegervaters, Werner Stauffacher's von Schwyz und Arnold's von Melchthal (s. d.) von Unterwalden die besten Männer der drei Waldstädte 7. Nov. 1307 auf dem Rütli vereinten. (S. Schweiz.) Da T. 18. Nov. zu Altorf dem Hute, den der küßnachter Landvogt Geßler dort als Zeichen der österr. Hoheit hatte aufhängen lassen, die anbefohlene Reverenz nicht bewies, so ließ ihn Geßler am nächsten Tage vor sich führen und legte ihm auf, von des eigenen Sohnes Haupt einen Apfel zu schießen; treffe er den Apfel nicht, so koste es sein Leben. Nach fruchtlosem Bitten that T. das Verlangte und traf; auf des Vogts Frage aber, warum er noch einen zweiten Pfeil in das Koller gesteckt, bekannte er, nachdem ihm jener das Leben gesichert, daß im Falle des Mislingens der Pfeil für den Vogt selbst bestimmt gewesen. Da führte ihn der Vogt gefangen mit sich fort, um ihn in seiner Feste Küßnacht in den Thurm zu werfen. Als sie aber auf dem Waldstättersee waren, überfiel sie ein heftiger Sturm. T. als ein erfahrener Ruderer wurde von seinen Banden befreit, um das Schiff zu retten. Als er es nun nahe ans Ufer, wo der Axenberg sich erhebt, getrieben, ergriff er sein Geschoß, sprang auf eine weit vorragende Felsenplatte, die nach ihm Tellsplatte heißt, stieß mit dem Fuße das Schiff zurück und eilte über das Gebirge nach Küßnacht zu. In einem Hohlwege, die Hohle Gasse genannt, erwartete er den Vogt, und als dieser, dem Sturme entgangen, gezogen kam, traf er ihn aus dem Versteck mit dem tödlichen Pfeile. In dem Kampfe, der sich nachher zwischen den Eidgenossen und Oesterreich erhob, stritt auch T. mit bei Morgarten 1315. Hochbejahrt fand er 1354 in dem angeschwollenen Schächenbach, als er ein Kind aus demselben retten wollte, seinen Tod, den Uhland in einem Liede gefeiert hat. So lautet die gewöhnliche Ueberlieferung. Auch wird in Altorf noch der Thurm, wo T.'s Knabe, und der Brunnen gezeigt, wo er selbst gestanden. Auf der Tellsplatte steht eine angeblich noch im 14. Jahrh. errichtete Kapelle, und Bürglen und die Hohle Gasse sind gleichfalls durch Denkmäler bezeichnet. Indessen das Alter dieser Monumente ist theils zweifelhaft, theils ziemlich jung. Manches, was mit der Ueberlieferung von T. zusammenhängt, namentlich die Existenz des Vogts Geßler, ist urkundlich erschüttert worden. In jedem Falle ist es eine auffallende Wahrnehmung, daß die ältern schweiz. Chronisten, wie Johannes von Winterthur, Justinger von Bern und Hemmerlin von Zürich, T.'s gar nicht erwähnen, wo sie von der Erhebung der Waldstädte Bericht geben. Erst das sog. Weiße Buch des Archivs von Obwalden und die Chronik des Melchior Ruß sowie ein etwa gleichzeitiges Volkslied, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., haben die Geschichte, wenn auch noch in rohen, unvollkommenen Umrissen. Im 16. Jahrh. bringen dann Tschudi und andere, aus denen Schiller geschöpft hat, die gewöhnliche, sichtlich ausgeschmückte Darstellung. Je weiter man sich von der Zeit entfernte, und je blühender die junge Eidgenossenschaft wurde, desto rühriger mochte sich die Phantasie der Nachgeborenen zeigen, sodaß mit jeder neuen Generation die Sage reicher und ausführlicher sich gestaltete. Auf diese Ausschmückung ist schwerlich ohne Einfluß das gewesen, was auswärtige Quellen überliefern. So erzählt ein dän. Chronist des 12. Jahrh., Saxo Grammaticus, von einem Schützen Palnatoke, den der Dänenkönig Harald Blauzahn zu gleichem Schusse gezwungen, und dessen Pfeil später Harald erlegt habe. Der dän. Dichter Oehlenschläger hat diese Sage in einer Tragödie behandelt. Die Isländer wissen von Palnatoke's Pfeilschuß nichts, legen ihn aber unter denselben Umständen andern Männern bei, die theils viel früher, theils viel später lebten. Eine dieser Sagen, die, wol uralt, in die «Vilkinasaga» des 14. Jahrh. aufgenommen ist, erzählt dasselbe von dem mythischen Helden Eigil, dem Bruder Wieland's des Schmieds. Desgleichen ein Volkslied des nördl. England von William of Cloudesle. Auch in Holstein, am

Oberrhein, in Norwegen an verſchiedenen Orten hat ſich dieſe Wanderſage localiſirt. Vgl. Ideler, «Die Sage vom Schuſſe des T.» (Berl. 1836); Häuſſer, «Die Sage vom T.» (Heideld. 1840); Hiſely, «Recherches critiques sur l'histoire de Guill. T.» (Lauſanne 1843); Huber, «Die Waldſtädte Uri, Schwyz und Unterwalden bis zur feſten Begründung ihrer Eidgenoſſenſchaft. Mit einem Anhang über die geſchichtliche Bedeutung des Wilh. T.» (Innsbr. 1861); Viſcher, «Die Sage von der Befreiung der Waldſtädte nach ihrer allmählichen Ausbildung. Nebſt einer Beilage: Das älteſte Tellenſchauſpiel» (Lpz. 1867).

Teller (Wilh. Abrah.), ein verdienſtvoller Theolog, geb. 9. Jan. 1734 zu Leipzig, wo ſein Vater, Romanus T. (geb. 1701, geſt. 1750), als Profeſſor der Theologie und Prediger in Anſehen ſtand, ſtudirte daſelbſt und erhielt hier 1755 eine Stelle als Katechet an der Peterskirche. 1762 folgte er dem Rufe als Generalſuperintendent, Profeſſor der Theologie und Hauptpaſtor nach Helmſtedt, als er ſich aber wegen ſeiner freiern Anſichten vielfach angefeindet und verketzert ſah, 1767 dem Rufe nach Berlin als Oberconſiſtorialrath, Propſt zu Köln und erſter Paſtor an der Petrikirche. Hier wirkte er in voller Thätigkeit, bis er infolge des 1788 erlaſſenen Religionsedicts wieder manche harte Bedrückung erfahren mußte. Seit 1786 Mitglied der Akademie, las er hier 1802 ſeine Denkſchrift auf den Miniſter von Wöllner vor. Er ſtarb 9. Dec. 1804. Unter ſeinen Schriften, in denen Gelehrſamkeit und Unbefangenheit des Geiſtes ſich kundgibt, ſind hervorzuheben: «Lehrbuch des chriſtl. Glaubens» (Halle 1764); «Wörterbuch des Neuen Teſtaments» (Bresl. 1772; 6. Aufl. 1805); «Die Religion des Vollkommenern» (Berl. 1792); «Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Chriſtenthums insbeſondere» (Berl. 1792). Reich an praktiſchen Winken iſt das von ihm mit andern Theologen herausgegebene «Magazin für Prediger» (10 Bde., 1792—1801). Als Prediger fand er dagegen ſo wenig Beifall, daß er ſich ſchon 15 J. vor ſeinem Tode ganz von der Kanzel zurückzog.

Tellez (Gabriel), bekannter unter dem Namen Tirſo de Molina, einer der berühmteſten dramatiſchen Dichter der Spanier, geb. 1585 zu Madrid, wurde 1620 Mönch im Kloſter der Barmherzigen Brüder zu Madrid. Er bekleidete die wichtigſten Stellen in ſeinem Orden und wurde 1645 Prior des Kloſters Soria. Als ſolcher ſoll er 1648 geſtorben ſein. In ſeiner dramatiſchen Laufbahn, die er unter dem Namen Tirſo de Molina betrat, war er ein Freund und Schüler Lope de Vega's. Wie er ſelbſt in ſeinen 1621 erſchienenen «Cigarrales de Toledo», einer Sammlung von Novellen und Komödien, angibt, betrug die Zahl der von ihm verfaßten Komödien gegen 300. Doch ſind von ihm nur 68 Komödien, einige Zwiſchenſpiele und Autos sacramentales erhalten. Von den Komödien befinden ſich 51 nebſt 12 Zwiſchenſpielen in der ungemein ſeltenen Sammlung ſeiner «Comedias» (5 Bde., Madr., Valencia und Tortoſa 1627—36), 3 in den «Cigarrales» (Madr. 1621), und 14 ſind einzeln gedruckt. Die Autos ſtehen in dem unter ſeinem wahren Namen herausgegebenen «Deleitar aprovechando» (Madr. 1635, u. 2 Bde., 1775). T. iſt nach Lope de Vega und Calderon vielleicht der größte dramatiſche Dichter der Spanier und hat mit Bewußtſein die von Lope eingeſchlagene nationale Richtung verfolgt. Die hervorragenden Verdienſte ſeiner Dramen beſtehen weniger in dem Kunſtvollen des Plans als in der Mannichfaltigkeit und dem Reiz der Situationen, in der Friſche und Lebendigkeit der Charakteriſtik, in dem Farbenſchmelz der Bilder, in der Fülle des Witzes und in dem poetiſchen Glanze der Diction. Beſonders ſind ſeine Luſtſpiele bezaubernd durch witzige Anmuth, die ſich aber oft bis zum ſich ſelbſt ironiſirenden Humor ſteigert. Nicht minder groß iſt er auch in den ernſten Charaktergemälden, wie in der «Prudencia en la muger», welches zu den großartigſten Werken der ſpan. Bühne gehört, in dem ergreifenden Stücke «Escarmientos para el cuerdo» und in dem tiefgedachten und mit glühenden Farben ausgeführten myſtiſch-aſcetiſchen Drama «El condenado por desconfiado». Noch jetzt gehören zu den Lieblingsſtücken der ſpan. Bühne ſeine meiſterhaften Comedias de capa y espada. Sein Don Juan («El burlador de Sevilla, ó el convidado de piedra») wurde von Molière nachgeahmt und von Dohrn ins Deutſche überſetzt. Erſt in neuerer Zeit erſchien eine gute Ausgabe ſeiner Komödien von Hartzenbuſch (12 Bde., Madr. 1839—42) und eine von demſelben beſorgte Auswahl von T.' Stücken in der «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 5, Madr. 1850).

Tellur oder Sylvan iſt ein ſeltenes, noch zu keiner Anwendung gelangtes Metall, welches 1798 von Klaproth in mehrern ſiebenbürg. Golderzen gefunden wurde. Es hat eine zinnweiße Farbe, ein grobblätteriges Gefüge mit ſtarkſpiegelnden Bruchflächen, einen ſtarken Metallglanz, die Härte des Wismuts und iſt ſo ſpröde wie Antimon, ſchmilzt etwas ſpäter als Blei, aber früher als Antimon. Es hat in chem. Beziehung Aehnlichkeit mit dem Schwefel und Selen und wird aus dieſem Grunde auch von einigen zu den Nichtmetallen gerechnet.

Tellurium (vom lat. tellus, Erde) wird in der Aſtronomie eine Maſchine zur Veranſchaulichung der in der Theorie der Bewegung der Erde um die Sonne vorzutragenden Lehren genannt. Das T. zeigt z. B., wie durch die Umdrehung einer Kugel um eine gegen die Vertikale geneigte, aber immer parallele Achſe die verſchiedenen Tageslängen, die Jahreszeiten u. ſ. w. entſtehen können.

Tellus (lat.), d. i. Erde im kosmologiſchen Sinne, deshalb gleichbedeutend mit Gäa (ſ. d.). Telluriſch heißt das, was ſich auf die Erde (z. B. Beſtandtheile) bezieht. Tellurismus wird von einigen der ſog. Thieriſche Magnetismus (ſ. d.) genannt.

Teltow, eine Kreisſtadt im potsdamer Regierungsbezirk der preuß. Provinz Brandenburg, an der Teltow, 2 M. ſüdweſtlich von Berlin, hat 1782 E. (1864), welche Leinweberei treiben und ſich hauptſächlich mit dem Bau der kleinen weißen ſchmackhaften Teltower Rüben beſchäftigen, die, als Zukoſt beliebt, von dem Orte den Namen tragen und weit und breit verführt werden. Merkwürdig iſt der in neuerer Zeit im altdeutſchen Stil erbaute ſchöne Kirchthurm. — Der Kreis T., deſſen Landrathsamt und Kreisgericht ihren Sitz in Berlin haben, zählte 1864 auf 30,24 Q.-M. 88401 E., von welchen 61521 auf das platte Land kamen, die übrigen auf die ſieben Städte T., Charlottenburg (ſ. d.), Köpnick (ſ. d.), Zoſſen (2616 E.), Treddin (2872), Mittenwalde (2208) und Teupitz (621). Der Flecken Königs-Wuſterhauſen, 4 M. von Berlin an der Eiſenbahn gelegen, iſt eine königl. Haus-Fideicommißherrſchaft, zählt 1200 E. und hat ein Jagdſchloß, welches durch die Tabackscollegien Friedrich Wilhelm's I. bekannt iſt. Auch liegen in dem Kreiſe das Dorf Sperenberg (ſ. d.) mit ſeinen Gipsbrüchen und ſeinen neuentdeckten Steinſalzlagern, Großbeeren (ſ. d.), in der Nähe von Potsdam das Dorf Nowawes, 1751 von Friedrich d. Gr. als böhm. Colonie angelegt, mit 4000 E., ſtarker Baumwollweberei und einer Seidenhaspelanſtalt. Unweit von Treddin, wo 21. Aug. 1813 ein heftiges Gefecht ſtattfand, liegen die Dörfer Runsdorf und Wietſtock, wo 21. und 22. Aug. 1813 ebenfalls blutige Gefechte geliefert wurden.

Temes (ſpr. Temeſch), bei den Alten Tibiscus, ein linker Nebenfluß der Donau, entſpringt in dem Gebirge der banatiſchen Militärgrenze, einige Stunden von der ſiebenbürg. Grenze, fließt anfangs ſüdweſtwärts, wendet ſich aber alsbald durch die in den frühern Türkenkriegen berühmt gewordene Paßgegend des Teragovaer und Szlatinaer Schlüſſels und über Karanſebes gegen Norden, fließt dann in einem großen, gegen Süden geöffneten Bogen mit zahlreichen Krümmungen durch das Banat und mündet unterhalb Paneſova, nordöſtlich von Belgrad, in die Donau. Bis Karanſebes durchfließt die T. ein enges Gebirgsthal. Schon unterhalb Szakul tritt auf dem linken, bei Lugos auch auf dem rechten Ufer das Gebirge zurück, und der Fluß erreicht nun alsbald die Ebene, wo die Ufer flach und ſumpfig, zum Theil von Waldungen begleitet ſind. Die T. iſt 58 M. lang, erreicht eine Breite von 200 F., wird anfangs zum Holzflößen, dann zur Schiffahrt benutzt, nimmt links die Bogoniez und Berzava auf und ertheilt dem Begakanal, der die Verbindung mit der Theiß herſtellt, mittels des von Kosztil und Kiszelo reichenden Zwiſchenkanals zum Theil das Speiſewaſſer. Nach der T. wurde das Temeſer Banat benannt, jenes Gebiet, welches, zwiſchen der Maros im N., der Theiß im W., der Militärgrenze und Siebenbürgen im S. und O. gelegen und die drei ungar. Comitate Torontal, Temes und Kroſſó oder das ſog. ungariſche Banat (ſ. d.) begreifend, 1849 mit der Serbiſchen Wojwodſchaft zu einem eigenen Kronlande der öſterr. Monarchie vereinigt, im Dec. 1860 jedoch (bei Aufhebung dieſes Kronlandes) wieder dem Königreiche Ungorn zurückgegeben wurde. — Das Temeſer Comitat gehört zum ungar. Kreiſe jenſeit der Theiß und zählt auf 107,67 Q.-M. (Oct. 1857) 320168 E. (ohne Militär), von denen die eine Hälfte dem walach. Stomme angehört, die andere Hälfte dagegen aus Deutſchen und Serben, dann aus Magyaren, Bulgaren, Iſraeliten und Zigeunern beſteht. Die herrſchende Religion iſt die griechiſch-orientaliſche; doch zählt auch die röm.-kath. Kirche viele Anhänger. Das Comitat zerfällt in 5 Bezirke und beſitzt 2 Städte, 13 Marktflecken und 180 Dörfer. Hauptſtadt iſt Temesvór (ſ. d.).

Temesvár, Freiſtadt und Feſtung, zugleich auch Hauptort des Temeſer Comitats in Ungarn, am rechten Ufer des Begakanals, zählt 26600 E., zum größten Theil Deutſche, und iſt Sitz des Obergeſpans und der Comitatsbehörde, eines Generalcommandos, eines Feſtungscommandos und anderer militäriſcher und adminiſtrativer Behörden, eines kath. Biſchofs mit Domkapitel und eines griech. Biſchofs. Der Ort zerfällt in die eigentliche Stadt (Feſtung) und die drei Vorſtädte Fabrik, Joſephſtadt und Meierhöfe. Als eine vierte Vorſtadt iſt der nahegelegene Ort Mehala zu betrachten. Die Stadt iſt regelmäßig gebaut und ſeit Austrocknung der Sümpfe in der Umgebung ziemlich geſund. Zu den ſchönſten Gebäuden zählen die prachtvolle Synagoge,

die kath. und die griech. Domkirche, das Dikasterialgebäude, in welchem sich die meisten Behörden befinden, das Stabsgebäude, das Zeughaus und das Rathhaus. Unter den öffentlichen Monumenten ist die Gedächtnißsäule zur Erinnerung an die Belagerung von 1849 (vom böhm. Bildhauer Max) zu erwähnen. An Bildungsanstalten besitzt T. ein Obergymnasium, eine Normalschule, eine Unterreal- und Handelsschule, eine israel. Musterhauptschule. Der Fabrik- und Handwerksbetrieb, besonders in Leder, Tuch, Webereiproducten ist nicht unbedeutend. Wichtiger jedoch ist der Handel, der durch den Begakanal, mehr aber noch in neuerer Zeit durch die Eisenbahnverbindungen mit Pesth, Basiasch und Arad (weiter nach Orsowa projectirt) gefördert wird. Auch bestehen zu T. eine Handels- und Gewerbebank, eine Filial-Escompteanstalt der Nationalbank, eine Lloydgesellschaft, eine Sparkasse mit Leihanstalt u. s. w. Die Stadt soll schon zur Zeit der Eroberung Daciens durch die Römer unter dem Namen Zambara bestanden und unter den Avaren Beguey geheißen haben. Der Name T. kam unter König Ladislaus auf. 1242 gelangte die Stadt in die Gewalt der Tataren und wurde zerstört. Doch schon 1311 findet sie sich wieder als fest und volkreich bezeichnet. Während der Türkenkriege spielte sie eine bedeutende Rolle. 1443 ließ Hunyady das feste Schloß an der Stelle des heutigen Zeughauses aufführen. Vor den Thoren der Stadt ward 1514 der Bauernanführer Georg Dózsa auf das Haupt geschlagen, er selbst gefangen genommen und nebst 40 andern Rädelsführern auf das grausamste hingerichtet. 1551 zum zweiten mal von dem Beglerbeg Mohammed Sokolli fruchtlos belagert, wurde T. im darauffolgenden Jahre 1552 vom Beglerbeg Achmed nach heldenmüthiger Vertheidigung bezwungen. Stephan Losontzy hielt sich mit einer Besatzung von 2210 Mann, worunter 500 Spanier, gegen 160000 Türken ruhmvoll vier Wochen, wurde jedoch capitulirend mit dem Reste seiner Genossen niedergehauen. 1596 durch den siebenbürger Fürsten Sigmund zum vierten, 1597 durch dessen Kanzler Stephan Józika zum fünften mal, 1696 durch den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, zum sechsten mal ohne Erfolg belagert, wurde es endlich 1716 durch Eugen von Savoyen zum siebenten mal belagert und nach 164jähriger Botmäßigkeit wieder vom türk. Joche befreit. Infolge dessen wurde die heutige Festung angelegt, zu diesem Behufe die alte Stadt bis auf das Schloß Hunyad's geschleift und nach einem neuen Plane aufgebaut. 1781 ward T. zur königl. Freistadt erhoben. Durch ihre Belagerung 1849 von seiten des ungar. Insurgentengenerals Grafen Vécsey erlangte die Stadt einen weitverbreiteten Ruf. Am 25. April wurden ihre Thore geschlossen und erst 9. Aug. wieder geöffnet. Die kaiserl. Besatzung bestand aus 4 Generalen, 188 Stabs- und Oberoffizieren und 8659 Mann. Am 9. Aug. 1849 wurde zwischen T. und Klein-Becskerek die Schlacht Haynau's gegen die Insurgenten unter Dembinski und Bem geschlagen und durch letztere verloren. Die nächste Folge davon war der Entsatz T.s. Von 1849—60 war T. die Hauptstadt der Serdischen Wojwodschaft. Vgl. Preyer, «Monographie der königl. Freistadt T.» (Temesvar 1853).

Temme (Jodocus Donatus Hubertus), deutscher Rechtsgelehrter und Romanschriftsteller, geb. 22. Oct. 1798 zu Lette in Westfalen, aus einer alten kath. Beamtenfamilie stammend, bezog 1813 das Gymnasium zu Paderborn, besuchte von 1814 an die Universitäten Münster und Göttingen und begann 1817 seine juristische Laufbahn. Als Erzieher eines Prinzen von Bentheim-Tecklenburg besuchte er noch 1821—24 die Hochschulen von Heidelberg, Bonn und Marburg. Von 1832 an bekleidete er verschiedene gerichtliche Beamtenstellen, kam 1839 als zweiter Director des Criminalgerichts nach Berlin, ward aber 1844 aus der Hauptstadt entfernt und als Director des Stadt- und Landgerichts nach Tilsit versetzt, weil er gegen das damals projectirte Ehegesetz aufgetreten war und sich in einem Processe wegen angeblichen Nachdrucks zwischen Paulus und Schelling gegen den letztern ausgesprochen hatte. Bald nach den Märzereignissen von 1848 ward T. als Staatsanwalt nach Berlin berufen und im Juli 1848 als Director an das Oberlandesgericht zu Münster versetzt. Im Wahlkreise Tilsit-Ragnit zum Abgeordneten in die preuß. Nationalversammlung gewählt, gehörte er zu den Führern der entschiedenen Linken. Wegen seiner Beistimmung zum Beschlusse der Steuerverweigerung forderte das Oberlandesgericht Münster die Entfernung T.s vom Amte und leitete zugleich deshalb die Criminalunterfuchung auf Hochverrath gegen ihn ein. Während seiner Untersuchungshaft ward er aber in die deutsche Nationalversammlung und nicht lange nachher von mehrern Wahlkreisen wiederholt in die preuß. Nationalversammlung gewählt. Seiner polit. Ueberzeugung treu, betheiligte er sich an den Beschlüssen der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt und Stuttgart, weshalb er bei seiner Rückkehr nach Münster 4. Juli 1849 abermals verhaftet und wegen Hochverraths in Untersuchung gezogen wurde. Nach neunmonatlicher Haft sprach ihn zwar das Schwurgericht

frei, doch erhielt er auf dem Wege des Disciplinarverfahrens seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er selbst veröffentlichte hierüber die Schrift «Die Processe gegen J. T.» (Braunschw. 1851). Von 1851—52 übernahm T. die Redaction der «Neuen Oderzeitung» in Breslau, schuf sich als Rechtsconsulent einen Erwerbszweig und folgte später einem Rufe an die Hochschule zu Zürich, wo er als Lehrer und Schriftsteller vielfach thätig war. Er gab theils im Gebiete der jurist. Literatur verschiedene Werke heraus und fand besonders als Criminalist in weiten Kreisen Anerkennung, theils veröffentlichte er auch verschiedene belletristische Schriften. Von seinen jurist. Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Lehrbuch des preuß. Civilrechts» (2. Aufl., Lpz. 1846); «Archiv für die strafrechtlichen Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe Deutschlands. Mit besonderer Beziehung auf die obergerichtlichen Erkenntnisse in der Schweiz» (Erl. 1854—59); «Lehrbuch des preuß. Strafrechts» (Berl. 1853); «Lehrbuch des schweiz. Strafrechts, nach den neuern schweiz. Strafgesetzbüchern» (Aarau 1854). Von seinen zahlreichen Romanen und Novellen, zu denen er die Stoffe meist aus seiner frühern criminalistischen Praxis wählte, sind besonders zu erwähnen: «Deutsche Criminalnovellen» (4 Bde., Lpz. 1858—59), «Criminalnovellen» (10 Bde., Berl. 1860—63), «Dunkle Wege» (3 Bde., Berl. 1862—63), «Schwarzort» (3 Bde., Berl. 1863) und «Die Heimat» (3 Bde., Lpz. 1868).

Tempe nannten die alten Griechen die von den Byzantinern Lykostomo (Wolfsrachen), von den Türken Bogaz (Engpaß) genannte, durch ihre mit großartiger Wildheit verbundene Anmuth mit Recht berühmte Thalschlucht im nordöstl. Thessalien, welche sich, vom Peneios durchströmt, in der Länge von $1\frac{1}{2}$ St. zwischen den meist ganz schroff abfallenden Felswänden des Olympos und den Abhängen des Ossa hinzieht. Der Fluß fließt in stetem und ruhigem Laufe, hier und da eine kleine Insel bildend, bald breiter, bald durch die vortretenden Felsen in ein schmales Bett gedrängt, unter einem Lauddache mächtiger Platanen, durch welches die Sonnenstrahlen nicht durchdringen, hin. Seinem rechten Ufer folgte die alte Heerstraße, die an mehrern Stellen, wo auch die Abhänge des Ossa unmittelbar an den Fluß hinantreten, aus dem Felsen gearbeitet war. An einer breitern Stelle stand ein berühmter Altar des Apollon, nach welchem von Delphi (s. d.) aus alle acht Jahre eine Proceſſion gesandt wurde. Die militärische Wichtigkeit des Thales, das den Haupteingang Thessaliens von Macedonien her bildete, war die Veranlassung zur Anlage verschiedener Castelle zum Schutze desselben, unter welchen das am westl. Eingange oberhalb des linken Ufers des Peneios gelegene Gonnos das bedeutendste war. Vgl. Kriegk, «Das thessalische T. in geogr. und antiquarischer Hinsicht» (Lpz. 1835); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Tempel, vom lat. templum oder tempulum, bezeichnet ursprünglich einen Abschnitt oder eine Abtheilung, einen begrenzten Raum und in der alten Priestersprache besonders den von den röm. Augurn mit ihrem Stabe beschriebenen freien Beobachtungskreis. In übertragener Bedeutung verstand man dann darunter jeden freien Raum oder Umkreis und mit dem Nebenbegriff des Geheiligten im allgemeinen eine geweihte Stelle, insbesondere aber und namentlich den einer bestimmten Gottheit geheiligten Ort. Vorzüglich errichtete man unter diesem Namen allmählich zur Sicherung der Götterbilder und der Altaropfer meist auf Anhöhen besondere Gebäude. Diese Gebäude, anfangs einfach, wurden mit den Fortschritten der röm. Bildung und Kunst prächtig, ja luxuriös ausgestattet. Zugleich gewann die Gliederung des Cultus einen wesentlichen Einfluß auf die Bauart und Bestimmung derselben. Doch nicht nur die beiden großen Culturvölker des Alterthums, die Römer und die Griechen, haben großartige Tempelbauten aufzuweisen, sondern auch die gebildeten Völker aller Zeiten wendeten ihre architektonischen Mittel und Ideen stets der Errichtung und Ausschmückung ihrer gottesdienstlichen Gebäude zu. So namentlich die Indier. Bei einigen Nationen concentrirte sich die Kraft und Kunst in der Errichtung eines einzigen großartigen T. Besonders konnten sich die Hebräer, als Anhänger der Lehre von dem Einigen Gott, aber doch von dem Glauben an die Allgegenwart des höchsten Wesens noch nicht durchdrungen, nur Eine Stätte der Verehrung denken und fanden darum den Vereinigungspunkt ihrer Religionsübung in dem T. zu Jerusalem, der ihnen zugleich der Mittelpunkt ihrer Vaterlandsliebe, ihr Nationalheiligthum wurde. Den ersten T. baute ihnen hier König Salomo auf dem Berge Moria mit Hülfe phöniz. Meister. Es war ein steinernes, rechteckiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an drei Seiten mit Seitenzimmern umschlossen, welche in drei Stockwerken übereinander aufstiegen und zur Bewahrung der Schätze und Geräthschaften des T. dienten, an der vordern offenen Seite aber mit einer 10 Ellen breiten Vorhalle geziert, vor welcher sich in Weise der ägypt. Obelisken zwei eherne Säulen, Jachin und Boas, d. h. Festigkeit und Stärke, erhoben.

Das Innere theilte ſich in den Hinterraum von 20 Ellen Länge, welcher das Allerheiligſte hieß, die Bundeslade enthielt und durch einen Vorhang von dem 40 Ellen langen Vorderraum oder dem Heiligen geſchieden war, worin die goldenen Leuchter, der Schaubrottiſch und der Räucheraltar ſtanden. Beide Räume waren an den Wänden, das Allerheiligſte auch am Boden und an der Decke kunſtreich mit Holzwerk getäfelt. Dieſes durfte nur von dem Hoheprieſter, das Heilige nur von den zum Tempeldienſt beſtimmten Prieſtern betreten werden. Das Tempelhaus umgab ein innerer Vorhof mit dem Brandopferaltar, dem Reinigungsbecken und andern Geräthſchaften. Säulengänge zwiſchen ehernen Thoren ſchieden dieſen Prieſterhof von dem äußern für das Volk, den wieder eine Mauer umſchloß. An der Stelle dieſes durch die Aſſyrer zerſtörten erſten T. bauten die aus der Babyloniſchen Gefangenſchaft zurückgekehrten jüd. Stämme unter Serubabel einen zweiten von derſelben Form, doch mit geringerer Pracht. Herodes d. Gr. baute ihn nach einem größern Maßſtabe um und umgab ihn mit drei terraſſenförmig aufſteigenden Vorhöfen. Der untere derſelben, 500 Ellen ins Gevierte, war auf drei Seiten von doppelten, auf der vierten ſüdlichen von dreifachen Säulengängen umringt und hieß der Heidenvorhof, weil darin Menſchen von allen Nationen verkehren durften. Dieſen ſchied eine ſehr hohe Mauer von dem 135 Ellen ins Gevierte faſſenden, höher ſtehenden Vorhof der Juden, mit einem oſtwärts abgetrennten Raume, wo die jüd. Frauen ſich zur Andacht verſammelten. Von da ſtieg man auf 15 Stufen zu dem wieder mit Säulengängen eingeſchloſſenen Vorhofe des Tempelhauſes ſelbſt, welcher nur von den Prieſtern betreten wurde. In deſſen Mitte ſtand das Tempelhaus von weißem Marmor mit reicher Vergoldung, 100 Ellen lang und hoch, 60 Ellen breit, mit einer 100 Ellen breiten Vorhalle und drei Stockwerken Seitenzimmer, wie bei dem erſten T. Gemächer zu Vorräthen und Verſammlungen füllten das obere Stockwerk über der Decke des innern T. aus. Nach der Zerſtörung durch Titus im Aug. 70 n. Chr. wurde der T. nicht wiederhergeſtellt. Vgl. Hirt, «Der T. Salomanis» (Berl. 1809); Roſen, «Das Haram von Jeruſalem und der Tempelplatz des Moria» (Gotha 1866).

Tempelherren oder **Tempelbrüder**, auch **Templer** (Templarii), hießen die Mitglieder eines geiſtlichen Ritterordens, der, wie die Orden der Johanniter (ſ. d.) und der Deutſchen Ritter (ſ. d.), ſeinen Urſprung den Kreuzzügen verdankte. Einige Waffengefährten Gottfried's von Bouillon, Hugo von Payens und Gottfried von St.-Omer, traten 1118 mit ſieben andern franz. Rittern in eine Geſellſchaft zuſammen, welche zum Zweck hatte, die nach den heiligen Orten wallfahrtenden Pilger vor den Anfällen der Sarazenen zu ſchützen. Der Bund legte vor dem Patriarchen von Jeruſalem das Gelübde der Keuſchheit, des Gehorſams und der Armuth ab. In den erſten Jahren lebten die Brüder äußerſt dürftig. Der König Balduin II. von Jeruſalem räumte ihnen einen Theil ſeines Palaſtes ein, der auf der Stelle des Salomoniſchen Tempels erbaut ſein ſollte und dicht neben der Kirche des Heiligen Grabes lag. Von dieſem ihrem erſten Wohnſitze nannten ſich fortan die Ordensglieder Templer, und auch ihre Ordenshäuſer, z. B. in Paris, erhielten den Namen «Tempel». Papſt Honorius II. beſtätigte den Orden 1127 auf dem Concil zu Troyes und verlieh ihm die erſten Statuten. Der Zweck des Ordens wurde hiermit erweitert, indem die Templer unter kanoniſcher Disciplin und mönchiſcher Aſceſe ihr Leben im Kampfe gegen die Ungläubigen zur Bewahrung des Heiligen Grabes hinbringen ſollten. Bald erhielten die Ritter für ihren Dienſt die anſehnlichſten Geſchenke und Vermächtniſſe in Europa wie in Paläſtina. Da die Templer in dem Streite zwiſchen Kaiſer Friedrich I. und Papſt Alexander III. eifrig für den letztern wirkten, erhielten ſie 1162 die Exemtion (ſ. d.) und ſpäter die Steuerfreiheit und das Zehntrecht. Die Zucht des Ordens ward infolge des zunehmenden Reichthums und Wohllebens ſehr bald erſchüttert, ſeine Tendenz ganz weltlich. Um die Mitte des 13. Jahrh. ſtand der Orden in höchſter Blüte und beſaß nahezu 9000 Comthureien, ſehr große Güter, namentlich in Frankreich, und reiche Einkünfte. Viele angeſehene Leute beiderlei Geſchlechts pflegten als Affiliirte, Donaten und Oblaten in ein Verhältniß mit dem Orden zu treten. Durch dieſe Affiliirten, die gewöhnlich auch ihr Vermögen verſchrieben, gewann der Orden Einfluß in allen Kreiſen des bürgerlichen Lebens. Ein Noviziat hielten die Templer nicht. Das Oberhaupt des Ordens war der Großmeiſter, der fürſtl. Rang beſaß. Ihm folgten die Großprioren, welche die Provinzen regierten. Die höchſte Gewalt lag in dem aus den Ordensobern und einigen berufenen Rittern zuſammengeſetzten Generalkapitel, deſſen Stelle jedoch in gewöhnlichen Fällen und Zeiten das Kapitel zu Jeruſalem einnahm. Ueberdies verhandelte jedes große Ordenshaus ſeine Angelegenheiten in einem eigenen Kapitel. Alle Ordensglieder trugen als Zeichen der Keuſchheit einen Gürtel von leinenen Fäden. Die

Geiſtlichen führten weiße, die Servienten ſchwarze oder graue Kleidung. Die Ritter truge ihrer Rüſtung einen weißleinenen Mantel, der mit dem achteckigen rothen Kreuze gezier

Das Abendland, vornehmlich Paris, war längſt der Mittelpunkt des Ordens geworde die chriſtl. Herrſchaft in Syrien 1291 zu Grunde ging, wozu die Entartung der geiſ Ritterorden nicht wenig beitrug. Darauf wandte ſich der Großmeiſter der Templer m Inſel Cypern, wo er ſich zu Limiſſo niederließ. Nur ſehr lau ſetzten die Templer den gegen die Ungläubigen fort. König Philipp IV. (ſ. d.) von Frankreich, auf ihren Reic eiferſüchtig und lüſtern, vor ihrer Macht beſorgt und über ihre päpſtl.-hierarchiſche Tend bittert, beſchloß die Zertrümmerung des mächtigen Adelsbundes. Nachdem er den von ihr abhängigen Papſt Clemens V. (ſ. d.) auf den päpſtl. Stuhl erhoben, ging er an die Ausfi des Plans. Erſt ſuchte er 1306 den Großmeiſter Jakob Bernhard von Molay (ſ. d.), der einem Beſuch nach Frankreich eingeladen, zur Mitwirkung an einem Kreuzzug und zur V gung mit den Johannitern zu bewegen. Als dies abgelehnt ward, traten 1307, wahrſch auf Anſtiften des Königs, Ankläger auf, welche die furchtbarſten Anklagen, namentli Götzendienſt, Verleugnung Chriſti und unnatürliche Ausſchweifungen, gegen den Orden er Dann ließ der König 13. Oct. 1307 ſämmtliche Templer in Frankreich auf einmal ein und erhob die Anklage auf Ketzerei. Clemens V. verordnete durch Bulle vom 12. Aug. eine Unterſuchung gegen die Templer in allen Ländern. Während der Papſt langſam u ſichtbarer Schonung zu Werke gehen wollte, zog der König die Güter des Ordens ein, l einen Ketzerrichter und erpreßte durch Folterqualen Geſtändniſſe, die den erhobenen Beſ gungen entſprachen. Philipp ließ ſogar 12. Mai 1310 zu Paris 54 und an einigen Orten noch mehrere Templer bei gelindem Feuer verbrennen, weil dieſelben erſt geſtanden widerrufen und die Vertheidigung des Ordens übernommen hatten. Dieſe blutige Gew verſetzte die Arbeiten der zu Paris inſtallirten päpſtl. Commiſſion ins Stocken, und übera mentlich in Deutſchland, erwachten der Unwille und das Mitleid. Erſt ſeit dem 3. Nov men die Commiſſare die Verhöre wieder auf und ſchloſſen endlich 26. Mai 1311 die ſuchung. Allmählich gingen beim Papſte auch die Acten aus den andern Ländern ein. In land, Schottland und Irland hatte man zwar die Templer eingezogen, aber ſonſt ſehr glin behandelt. Noch weniger ſtreng war man (mit Ausnahme von Neapel) in Italien, S und Portugal, am gelindeſten in Deutſchland verfahren. Nunmehr berief der Papſt in 1311 ein Concil nach Vienne, wo man den Proceß zum Gegenſtande langer Verhand machte. Die überwiegende Mehrzahl der verſammelten Prälaten ſtimmte dafür, daß den lern Gehör und Vertheidigung zu bewilligen ſei. Aber als König Philipp im Febr. 131 Concil erſchien, ſprach Clemens V. in einem geheimen Conſiſtorium 3. April 1312 di hebung des Ordens aus. In der deshalb erlaſſenen Bulle vom 2. Mai 1312 hieß es, d Templerorden ſich ſchändlicher, mit Stillſchweigen zu übergehender Verbrechen ſchuldig g habe, und daß der Papſt dieſes Urtheil weniger nach den Acten als kraft ſeiner päpſtl. V vollkommenheit ſpreche. Die Templer ſollten abſolvirt und in Klöſter untergebracht, die des Ordens den Johannitern zum Dienſte der Kirche übergeben werden. Deſſenungeachti König Philipp den Großmeiſter Molay und den Großprior Guido von der Normandie 18. 1314 zu Paris bei gelindem Feuer verbrennen, weil dieſelben widerrufen und gegen die mäßigkeit des Urtheils ſtandhaft proteſtirt hatten. Die Ordensgüter kamen nur zum Th die Johanniter; viele Güter, namentlich in Frankreich, behielten die Fürſten. In Deutſ konnte die Aufhebung des Ordens nur allmählich und unter Tumulten geſchehen, da ni die Schuld der Templer kannte und die Ritter oft mit Waffengewalt ihre Beſitzthümer v digten. In Portugal wurde der Orden 1319 in den noch beſtehenden Chriſtusorden (ſ. d wandelt. Von den Templern ſelbſt, deren Anzahl ſich im Beginn des Proceſſes auf 200 laufen haben ſoll, wurde ein ſehr geringer Theil lebenslänglich im Gefängniſſe oder in K verpflegt; viele traten in den Johanniterorden; die meiſten kehrten in die Welt zurück.

Es iſt möglich, daß einzelne Elemente des mächtigen Ordens fortlebten; jedoch ſind S davon nicht nachzuweiſen. Die Verknüpfung der Freimaurerei (ſ. d.) mit dem Templ erſcheint als ein Märchen. Wol bemühten ſich aber die Jeſuiten, in die Freimaurerei angeblich dem Templerweſen entlehnte Spielereien und Gaukeleien einzuführen, um ſo den in ihrem kath.-hierarchiſchen Sinn zu leiten. Das Jeſuitencollegium Clermont in Pari der Sitz dieſes Syſtems, das allmählich in die Logen aller Länder eindrang. Erſt 1782 es auf einer Zuſammenkunft der angeſehenſten deutſchen Freimaurer, die unter dem Vorſi Herzogs Ferdinand von Braunſchweig zu Wiesbaden ſtattfand, ſich davon loszuſagen u

prot. Charakter der Maurerei wiederherzuſtellen. Der neue Templerorden in Frankreich hat ſein Daſein der jeſuitiſchen Freimaurerloge von Clermont zu verdanken. Im Nov. 1754 verließ eine Menge vornehmer Mitglieder die Loge, um den Orden der alten Templer in Wahrheit fortzuſetzen. Die Bewahrung des ritterlichen Geiſtes und das Bekenntniß eines aufgeklärten, in der Zeitphiloſophie wurzelnden Deismus waren die Hauptpunkte des neuen Bundes. Während der Revolution ging der Orden als Adelsbund auseinander. Erſt in den letzten Jahren der Directorialregierung ſammelten ſich die Trümmer wieder, und Napoleon ſah das Emporkommen und die Ausbreitung der Templerſpielerei nicht ungern. 1808 wurde der Todestag Molay's mit großem Pomp in Paris öffentlich gefeiert. Indeſſen zerrütteten die lächerlichſten Streitigkeiten den Orden; die Heermeiſter von Aſien, Afrika und Amerika empörten ſich, bis endlich 1811 ein neues Statutenbuch zu Stande kam. Die aufgeklärten Tendenzen machten den Orden unter der Reſtauration ſehr verdächtig, ſodaß der Großmeiſter, ein Arzt Fabré de Palaprat, auf Betrieb der Jeſuiten mehrmals eingezogen wurde. Nach der Julirevolution von 1830 wagte der Orden wieder die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Auch der Abbé Châtel (ſ. d.), der die ſog. freie franz. Kirche zu ſtiften verſuchte, fungirte als Primas von Gallien in dem Orden, wurde aber ausgeſtoßen. Am 13. Jan. 1833 fand mit großem Gepränge zu Paris die Einweihung eines neuen Tempelhauſes ſtatt, wobei auch ein templeriſcher Damenbund auftrat. Der Orden hat die Veröffentlichung von Beweisſtücken verſprochen, die ſeinen ununterbrochenen Zuſammenhang mit den alten Templern darthun ſollen; er iſt aber die Ausführung ſchuldig geblieben. Vgl. Michelet, «Procès des Templiers» (Par. 1841); Moldenhawer, «Proceß gegen den Orden der T. Aus den Originalacten der päpſtl. Commiſſion in Frankreich» (Hamb. 1792); Münter, «Statutenbuch des Ordens der T.» (Thl. 1, Berl. 1794); Wilcke, «Geſchichte des Tempelherrenordens» (3 Bde., Lpz. 1826—35); Havemann, «Geſchichte des Ausgangs des Tempelherrenordens» (Stuttg. 1847); Soldan, «Ueber den Proceß der Templer» (im «Hiſtor. Taſchenbuch», 1845).

Tempelhoff (Georg Friedr. von), preuß. Generallieutenant, zu Trampe in der Mittelmark 17. März 1737 geboren, ſtudirte zu Frankfurt und Halle und bildete hier ſeine Neigung zur Mathematik aus. Beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs trat er in ein Infanterieregiment, ging aber 1757 zur Artillerie über, in der er nach der Schlacht von Kunersdorf zum Offizier avancirte. Nach dem Frieden ſchrieb er «Die Anfangsgründe der Analyſis der endlichen Größen» und die «Anfangsgründe der Analyſis der unendlichen Größen» ſowie eine «Vollſtändige Anleitung zur Algebra»; auch beſchäftigte er ſich viel mit aſtron. Berechnungen. 1781 gab er ſeinen «Bombardier prussien» heraus, welcher eine Entwickelung der balliſtiſchen Theorie enthielt und eine Widerlegung des «Bombardier français» von Belidor beabſichtigte. Für die damalige Zeit gehört ſein Werk zu den wichtigſten, wenn auch mehr vom ſpeculativen als praktiſchen Geſichtspunkte aus. Die Herausgabe eines Werks über Elementartaktik wurde ihm von Friedrich II. unterſagt; dagegen übertrug man ihm den Unterricht fähiger Infanterie- und Cavalerieoffiziere. 1782 ſtieg er vom jüngſten Hauptmann zum Major; auch wurde er geadelt. Er war Lehrer der Söhne Friedrich Wilhelm's II. in den Kriegswiſſenſchaften und wurde 1786 Oberſtlieutenant ſowie Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. 1791 organiſirte er die anfangs nur für Offiziere beſtimmte Artillerieakademie und wurde deren Director. Beim Ausbruche des Kriegs 1792 erhielt er das Commando der Artillerie bei der mobilen Armee. Perſönliche Unannehmlichkeiten veranlaßten aber ſeine Zurückberufung, worauf er 1795 als Oberſt, bald darauf als Generalmajor das 3. Artillerieregiment befehligte und 1802 zum Generallieutenant ernannt wurde. Wegen Altersſchwäche ſchied er aus der Armee und ſtarb 13. Juli 1807 in Berlin. Viel Aufſehen machte beſonders ſeine «Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs in Deutſchland» (6 Bde., Berl. 1782—1801), von welcher der erſte Band eine Ueberſetzung des gleichbenannten Werks von Lloyd (ſ. d.) iſt.

Tempĕra nennt man jene faſt das ganze Mittelalter hindurch angewendete Art der Malerei, bei welcher die Farben mit verdünntem Eigelb und Leim von gekochten Pergamentſchnitzeln vermiſcht waren. Der Glanz, den einige ältere a tempera gemalte Bilder zeigen, rührt wahrſcheinlich von einem Wachſe her, das, in einem ätheriſchen Oel aufgelöſt, als eine Art Firniß angewandt wurde. Noch die altkölniſche Schule hat mit dieſen Mitteln ein ſchönes, glühendes Colorit entwickelt. Erſt die von van Eyck (ſ. d.) weſentlich verbeſſerte Oelmalerei verdrängte die T. um die Mitte des 15. Jahrh. allmählich aus allen deutſchen Malerſchulen. In Italien hielt ſich die T. etwas länger, bis auch hier die Oelmalerei allgemeinere Anwendung fand, die ſeit 1500 für Staffeleibilder die beinahe ausſchließlich übliche wurde.

Temperamente nennt man die Gemüthsarten, insoweit sie durch den körperlichen O mus bedingt sind. Gewöhnlich unterscheidet man von alters her vier T., das cholerische, matische, sanguinische und melancholische. Dem cholerischen Temperament legt m starke Reizbarkeit und eine dieser Reizbarkeit entsprechende kräftige Thätigkeit bei. E Empfindungen und Affecte, schnelle Entschlüsse, rasche, energische Handlungen, heftige schaften, Neigung zur Herrschsucht, zum Zorn, zum Stolz, aber auch Großmuth un gebigkeit pflegen als Züge angeführt zu werden, woran man dasselbe erkennt. Den Phl tiker charakterisirt die Trägheit, die Liebe zur Ruhe, das Verzichtleisten auf Genüsse, n durch Anstrengungen erreicht werden müssen, die Liebe zur Bequemlichkeit, die Gemüt die sich auf Unerregbarkeit gründet, der Mangel an heftigen, großartigen Leidenschafter auch die Besonnenheit, die Freiheit von Illusionen, übereilten Entschlüssen u. s. w. Der guinischen Temperament schreibt man große Beweglichkeit und Erregtheit bei gerin wenig anhaltender Selbstthätigkeit zu, also viel Phantasie bei wenig Tiefe des Gemüths wechselnde, aber nicht tiefgehende Leidenschaften, schnell vorübergehende Affecte, Neigu Genußsucht, Flatterhaftigkeit und Leichtsinn, überhaupt die Neigung, die Dinge und Er mehr von ihrer heitern als trüben Seite zu nehmen. Der Melancholiker endlich e mehr mit sich selbst als mit der Außenwelt beschäftigt. Was ihn berührt, läßt tiefe Sp ihm zurück; er ist ernst, in sich zurückgezogen, treu, beharrlich, sorglich, daher zur Tra und zum Trübsinn, zur ascetischen Religiosität und zur Menschenfeindlichkeit geneigt. Verschiedenheit der Charaktere suchten sich die Alten zunächst aus der Beschaffenheit d Mischung (das Wort temperamentum heißt Mischung) der den Körper bildenden Bestan zu erklären. Von dem vermeintlichen Vorherrschen der gelben Galle, des Bluts, der sch Galle und der Lymphe oder des Schleims suchten sie die Ursache der Temperamentsversc heit abzuleiten, und hierdurch entstanden zunächst die Namen chalerisch, sanguinisch, me lisch und phlegmatisch. Später suchte man diese Unterscheidung auf sehr verschiedene Gesichtspunkte zurückzuführen. Unbestreitbar ist, daß diesen geistigen Unterschieden me gewisse körperliche Beschaffenheit zu entsprechen pflegt. Der Choleriker ist gewöhnlich fest, aber nicht feist (Percy in Shakspeare's «Heinrich IV.»); der Phlegmatiker fett, gedun bleich (Falstaff in jenem Drama); der Sanguiniker rothblütig, warm, blühend und be (Egmont in Gaethe's Schauspiel); der Melancholiker mager, schwarzblütig, kalt und l (Oranien in jenem Drama). Natürlich giebt es auch viele Mittelstufen und gemischte, d. zweien zusammengesetzte T. Temperamentstugenden und Temperamentsfehle man solche Tugenden und Fehler, zu welchen der Mensch schon vermöge seines Temper disponirt ist. So ist z. B. die Verträglichkeit eine Temperamentstugend des Phlegma Jähzorn ein Temperamentsfehler des Cholerikers.

Temperanzgesellschaften heißen diejenigen freiwilligen Vereinigungen in den Vere Staaten und in England, welche nach Art unserer Mäßigkeitsvereine (s. d.) ihren Mitg die völlige oder theilweise Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken zur Pflicht mach im allgemeinen dem Laster des Trunks entgegenarbeiten. In den Vereinigten Staaten las ihre ersten Spuren bis 1808 zurückverfolgen. Doch traten sie bis zum Anfang der d Jahre nur vereinzelt auf und gewinnen erst in dem zweiten Drittel dieses Jahrhunder größere polit. und sociale Bedeutung. Der Staat Maine führte 1851 das erste absolute aller geistigen Getränke ein, und wenn dieses Gesetz, das sog. Maine-Liquor-Law, auch wieder aufgehoben wurde, so ging es doch, scheinbar gerechtfertigt durch die mehr um sich g Trunksucht der Menschen, mehr oder minder in die Gesetzgebung fast aller Staaten der über. So gilt unter anderm auch das absolute Verbot im Staate Massachusetts. Ein fluß der Temperanz ist die Gesetzgebung für die stricte Beobachtung des Sonntags (S Laws), an welchem kein Wirthshaus geöffnet und kein berauschendes Getränk verkauft darf), wie z. B. in Neuyork, Pennsylvanien und selbst in westl. Staaten. Wenn auc besondere Partei, so bilden die Temperanzler doch in den Vereinigten Staaten ein mä Element, das besonders von der Geistlichkeit gestützt wird. Der große Irrthum der Tempe besteht darin, daß sie, statt von der Schule und Familie, von der Bildung und Erzieh Förderung der Moral und Sitte zu erwarten, diese polizeilich erzwingen zu können g daß sie sich also in ihren Mitteln vergreifen und folglich nichts Dauerndes zu schaffen ver Teetotallers ist ein Spitzname, den man in England und Amerika den Mitgliedern Vereine gegeben hat, welche sich nicht nur des Branntweins, sondern überhaupt aller bera den Getränke, als des Weins, des Biers u. s. w., enthalten. Die Schreibart Tea-totalle

Thee), die häufig gebraucht wird, ist unrichtig, obwol die Enthaltsamkeitsmänner allerdings, da ihnen die Spirituosen verboten, hauptsächlich auf den Genuß des Thees oder des Kaffees angewiesen sind. Die Entstehung des Worts wird darauf zurückgeführt, daß einst ein Schmied aus Birmingham in einem Meeting anstatt «I am a totaller» mit stotternder Stimme gesagt haben soll: «I am a t-t-totaller».

Temperatur heißt der Wärmezustand der Körper, inwieweit er für das Gefühl merkbar ist und durch das Thermometer angezeigt wird. (S. Wärme.) Unter mittlerer T. versteht man einen solchen Zustand der Atmosphäre, den man bei guter Gesundheit und ruhigem Verhalten weder kalt noch warm findet, also etwa 12—16° R.; unter der mittlern T. eines Orts aber die Durchschnittstemperatur, die sich als Mittelwerth aus den mehrere Jahre hindurch täglich zu bestimmten Stunden fortgesetzten Beobachtungen ergibt, und die mit der Höhe des Orts über der Erdoberfläche, seiner Entfernung vom Aequator und andern localen Verhältnissen sich ändert. Die niedrigste T., die man überhaupt jemals an einem in der Luft aufgehangenen Thermometer wahrgenommen hat, war in Jakutsk in Sibirien 46½° R. unter Null, mithin 16½ unter dem Gefrierpunkte des Quecksilbers; die höchste mit dem Thermometer in der Luft außerhalb der direct auffallenden Sonnenstrahlen beobachtete T. war 45° R. über Null, zu Murzuk in Afrika. Doch mögen noch höhere, nicht gemessene Lufttemperaturen vorgekommen sein. In der Tonkunst bezeichnet man mit T. die Einrichtung der Tonleiter, nach welcher man bestimmten Tönen derselben etwas von ihrer Reinheit benimmt, damit alle Intervalle in gehörigem Verhältnisse bleiben.

Tempesta oder Cavalier Tempesta (d. h. Ritter Sturm) war der Beiname des durch seine Seestücke berühmten holländ. Malers Peter Molyn (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt), unter welchem derselbe bekannter ist als unter seinem Familiennamen. Ueber sein Leben und insbesondere über die letzte Periode desselben gibt es sehr abweichende Erzählungen. Er war 1637 in Harlem geboren und machte sich vorzüglich von Rom aus berühmt, weshalb ihn Fiorillo unter den Malern der räm. Schule aufführt. Beschuldigt, daß er sein Weib habe umbringen lassen, starb er 1701 zu Mailand im Gefängnisse. Seine Seestürme tragen das Gepräge der Kraft und Natur und haben ihm weit größern Ruhm verschafft als seine übrigen Landschaften. — Mit ihm ist nicht zu verwechseln Antonio T., ein älterer Maler und Kupferstecher zu Florenz, geb. 1556, gest. 1630, dessen vorzüglichste Blätter Schlachten und Jagdstücke sind.

Temple (le Temple) hieß ehedem ein großes Gebäude zu Paris, von dem noch eine benachbarte Straße, ein Boulevard und eine Vorstadt den Namen führen, und das als Kerker Ludwig's XVI. (s. d.) und seiner Familie geschichtlich geworden ist. Das Gebäude war ursprünglich das Ordenshaus der Tempelritter und wurde 1222 von Hubert, einem Schatzmeister des Ordens, erbaut. Als sich König Philipp der Schöne 1312 der Ordensgüter in Frankreich bemächtigte, richtete er sich selbst den T. als Wohnhaus ein, überließ denselben jedoch nach der Vernichtung des Ordens den Johanniterrittern. Nach Aufhebung sämmtlicher Orden in der Revolution verwandelte man das Haus, als Ersatz für die Bastille, in ein Staatsgefängniß. Napoleon wollte das alte Gebäude zur Verschönerung des Orts abtragen lassen, doch kam der Plan nicht zur Ausführung. 1816 stiftete die Prinzessin von Bourbon-Condé im Tempelgebäude ein Nonnenkloster, wobei das Zimmer, in dem Ludwig XVI. gefangen saß, zum Betsaal verwendet wurde. Unter Napoleon III. wurde der T. abgetragen und an dessen Stelle ein schöner Square eingerichtet.

Temple (Sir William), ausgezeichneter engl. Diplomat und polit. Schriftsteller, wurde 1628 in London geboren. Er stammt aus einer jüngern, in Irland angesessenen Linie der uralten Familie T., deren Hauptzweig 1749 im Mannesstamme erlosch und seine großen Besitzungen auf die Familie Grenville (s. d.) übertrug. William T. studirte in Cambridge unter dem berühmten Philosophen Cudworth und bereiste dann sechs Jahre lang den Continent. Erst nach der Restauration der Stuarts betrat er die öffentliche Laufbahn, indem er 1660 Mitglied der irländ. Convention wurde und sich in dieser Versammlung durch Freisinnigkeit und Widerstand gegen die Einführung einer Kopfsteuer (Poll-bill) auszeichnete. Mit seinem Vater zugleich wählte ihn hierauf 1661 die Grafschaft Carlow in das irländ. Parlament, das ihn im folgenden Jahre zu seinem Commissar bei dem Könige ernannte. T. ließ sich seitdem mit seiner Familie zu London nieder und erhielt 1665, beim Ausbruche des Kriegs gegen Holland, vom Hofe eine geheime Sendung an den Bischof von Münster, die ihm den Titel eines Baronets und das Amt eines Residenten am Hofe zu Brüssel eintrug. Als 1667 die span. Niederlande durch Frankreich in Gefahr kamen, schloß er im Haag mit den Holländern das Bündniß ab, welches durch den Hinzutritt Schwedens den Namen der Tripleallianz erhielt. Als Gesandter ging er hierauf nach

Aachen, wo es seinen Bemühungen gelang, zwischen Frankreich und Spanien den Frieden 2. Mai 1668 zu Stande zu bringen. Seine diplomatischen Siege erwarben ihm großen und Karl II. ernannte ihn nun zum Gesandten bei den Generalstaaten. Als ihm jedoch sei Ludwig XIV. bestochener Hof 1669 den Antrag machte, einen Bruch zwischen Holland und land herbeizuführen, zog er sich von den Geschäften zurück und ging auf sein Gut Sha Richmond, wo er seine «Observations on the United Provinces of the Netherlands einen Theil seiner «Essays» schrieb. Infolge der Unzufriedenheit, welche der ungerechte, in Verbindung mit Frankreich unternommene Krieg gegen die Niederlande erregte, muß König den beleidigten T. herbeirufen und ihm die Unterhandlungen mit dem span. Gesand London anvertrauen. 1674 ging T. hierauf als Gesandter nach dem Haag, wo er den F vorbereitete, der endlich 1676 zu Nimwegen geschlossen wurde, und die folgenreiche Heira Prinzen von Oranien mit der Prinzessin Maria zu Stande brachte. 1679 rief ihn K nach London zurück und übertrug ihm das Amt eines Staatssecretärs, welches er jedoch ab Um das allgemeine Misvergnügen zu heben und die Parteien zu versöhnen, rieth er dem K zur Bildung eines Staatsraths aus 30 der angesehensten Regierungsbeamten und Parlam glieder, welcher Plan auch zur Ausführung kam. Als Karl II. 10. Jan. 1681 das Parl auflöste, sprach sich T. sehr heftig gegen diese Maßregel aus und nahm seinen Abschied Universität zu Cambridge wollte ihn in das neue, nach Oxford berufene Parlament w allein er schlug dies aus und zog sich, mit allen Parteien unzufrieden, für immer auf sein zurück, wo er sich der Landwirthschaft widmete. Er war ein solcher Fremdling in der polit geworden, daß er von der Revolution von 1688 keine Ahnung hatte. Vergebens suchte ihn helm III. wieder auf den öffentlichen Schauplatz zu ziehen. T. starb 1698. Seine durch und Inhalt ausgezeichneten «Works» erschienen in zwei Bänden (Lond. 1750 u. 1814). gab seine «Memoirs» (2 Bde., Lond. 1709) und «Letters» (2 Bde.) heraus. Vgl. «T.'s Biographie» (Gött. 1808); Courtenay, «Memoirs of the life, works and corre dence of Sir Will. T.» (2 Bde., Lond. 1836).

Templer, s. Tempelherren.

Tempo oder Zeitmaß heißt in der Musik der Grad der Geschwindigkeit, in welch Tonstück vorgetragen werden soll. Gewöhnlich unterscheidet man fünf Hauptgrade de Largo, Adagio, Andante, Allegro und Presto; zweckmäßiger ist die Eintheilung in drei H bewegungen: in die langsame, mittlere und geschwinde, welche wiederum mehrere Abstuf haben, nämlich in der langsamen Bewegung Largo, Lento, Grave, Adagio und Larghet der mittlern Andante, Andantino, Moderato, T. giusto, Allegretto u. s. w., und in der geschw Allegro oder Allabreve, Vivace, Presto und Prestissimo. Soll der Grad der Langsamkei Geschwindigkeit noch vermehrt oder vermindert werden, so bezeichnet man dies durch Z Der Ausdruck tempo rubato bezieht sich nicht auf das Zeitmaß, sondern auf den Takt wird das herrschende Zeitmaß unterbrochen, durch Verzögern (rallentando oder ritard oder durch Beschleunigung (accelerando, stringendo oder più stretto), oder es wird den tragenden überlassen, eine Stelle im losern Zeitmaße vorzutragen (a piacere), in welchem sich oft die Begleitenden nach ihm richten sollen (colla parte); soll das strengere oder f Zeitmaß wieder eintreten, so wird dies durch a tempo oder tempo primo angegeben. Zu stehenden Bestimmung des T. eines Tonstücks dient der Taktmesser (s. d.).

Temporalien (Temporalia bona; temporales praebendae) heißen alle mit der B tung eines bestimmten kirchlichen Amts verbundenen Einkünfte an Geld, Naturalien od dern Gefällen. Diesen gegenüber stehen die Spiritualia, die geistlichen Dienstleistu doch umfaßt dieses Wort auch die Rechte, welche den einzelnen Graden der geistlichen zukommen, und die Verhältnisse, in welchen diese Grade zum Kirchenregiment überhaupt Die T. sollen nach dem kanonischen Rechte wegen der Spiritualia ertheilt werden; sie gehö den Pfründen insbesondere und zum Kirchengute im allgemeinen. Ihre Verleihung kann lich nur mit der Uebertragung eines Kirchenamts unter landesgesetzlicher Autorität gesc Für die kath. Kirche in Deutschland geben dazu die bestehenden Concordate die Norm ab welchen aber weder dem Papste noch einem Bischofe ein unbeschränktes Recht der Verle zusteht. Da die kath. Kirche überall in Deutschland den bestehenden Landesgesetzen sich ordnen muß, so können die T. widerspenstigen und ungehorsamen Geistlichen zur Strafe die Staatsregierung auch entzogen werden; man nennt dies: die T. sperren.

Tempus (lat., Zeit) ist ein der griech.-lat. Grammatik entlehnter Kunstausdruck für g Formen des Verbums, die nach der Auffassung mancher alter Grammatiker eine bestimmt

ausdrückten. Nur in den Sprachen, in welchen das Verbum ſtreng von andern Wortklaſſen geſchieden iſt, d. h. genau genommen nur in den indogerman. Sprachen, finden ſich dieſe grammatiſchen Formen. Das Verbum des Indogermaniſchen entwickelte zunächſt drei Formen, die nicht die Zeit, ſondern eine beſtimmte Art der Handlung bezeichneten: eine Form zum Ausdruck der dauernden Handlung (Präſens), eine zur Bezeichnung der vollendeten Handlung (Perfectum), eine mit der Bedeutung der momentanen oder eintretenden Handlung (Aoriſt). Um Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, alſo die wirklichen Zeiten auszudrücken, hatte die Sprache keine beſondern Verbalformen, ſondern deutete jene an durch Zuſetzung gewiſſer Partikeln, welche etwa «damals» bedeuteten (z. B. das griech. Augment), oder bildete Zuſammenſetzungen aus bereits vorhandenen Formen, ſo das Futurum aus dem Stamme des Verbums und einer Präſensform der Wurzel, welche «ſein» bedeutet. Auf dieſe Weiſe entſtanden das Imperfectum, die Vergangenheit der dauernden Handlung ausdrückend, alſo zum Präſens gehörig; das Plusquamperfectum (in einfacher Form nur im Griechiſchen vorhanden), die Vergangenheit der vollendeten Handlung bezeichnend, alſo zum Perfectum gehörig; das Futurum; das Futurum exactum (nur im Griechiſchen und Lateiniſchen) zum Ausdruck der Vollendung in der Zukunft, daher vom Perfect abgeleitet; endlich noch eine zuſammengeſetzte Form für die momentane Handlung (erſter oder zuſammengeſetzter Aoriſt). Die wenigſten indogerman. Sprachen haben dieſe Tempusreihe vollſtändig. Einige Tempora ſind in manchen nie vorhanden geweſen, wie z. B. das Plusquamperfectum, andere früh verloren gegangen, die dann durch Zuſammenſetzungen und Umſchreibungen mit Hülfsverben zum Theil erſetzt werden. So hat z. B. das Deutſche ſchon in ſeiner älteſten uns vorliegenden Geſtalt, im Gothiſchen, nur zwei Tempora, Präſens und Perfectum. Das Perfectum drückt hier, wie auch in andern Sprachen, nicht blos den Zuſtand der Vollendung, ſondern auch die Vergangenheit aus. Da der Zeitpunkt der Vollendung immer in der Vergangenheit liegt, konnte die Sprache die Begriffe Vollendung und Vergangenheit zuſammenwerfen, ſo gut wie ſie die dauernde Handlung mit der Gegenwart identificirt. So haben auch die Deutſchen in ihrer Sprache nur jene beiden Tempora (z. B. ich treibe, ich trieb, Präſens und Perfectum, letzteres oft auch Präteritum oder Imperfectum genannt). Alle übrigen in der deutſchen Grammatik aufgezählten Tempora ſind Umſchreibungen mit Hülfsverben: ich habe getrieben, werde treiben u. ſ. w. Die Namen der Tempora ſind ſämmtlich aus den griech. und lat. Grammatikern in die Grammatik anderer Sprachen übertragen worden, ohne immer daſſelbe zu bezeichnen wie dort. So z. B. iſt das im Deutſchen ſo genannte Imperfectum ein wirkliches Perfectum, das ſlaw. Imperfectum eine dem Aoriſt analoge Form, ſodaß man von dem Namen nicht ohne weiteres auf die urſprüngliche Geſtalt und Bedeutung eines T. ſchließen darf. Für die Bildung der Tempora vgl. W. von Humboldt, «Ueber die Entſtehung grammatiſcher Formen» (in den «Abhandlungen» der berliner Akademie, 1825); Curtius, «Die Bildung der Tempora und Modi im Griechiſchen und Lateiniſchen» (Berl. 1846); Schleicher, «Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen» (2. Aufl., Weim. 1866).

Tenaille oder Zangenwerk heißt ein Feſtungswerk mit einem ausſpringenden Winkel. Es liegt zuweilen vor dem Ravelin (ſ. d.); doch iſt es vortheilhafter, das Ravelin größer zu machen, als T. anzulegen, welche doch keinen unbedingten Schutz gewähren, dem Feinde Raum und Erde zur Breſchbatterie geben und wegen des vermehrten Mauerwerks die Baukoſten erhöhen. Tenaillons ſind kleinere ähnliche Werke, welche zu beiden Seiten des Ravelins liegen und zuweilen auch Lunetten (ſ. d.) oder Brillen genannt werden. Eine T. vor dem Baſtion heißt Contregarde, auch Cauvreface. In dem Tenaillen- oder Zangenbefeſtigungsſyſtem fehlen die Baſtionen ganz, die Umwallung beſteht nur aus ausſpringenden und eingehenden Winkeln. Oft liegen mehrere ſolcher Werke voreinander; zuweilen ſind auch die Enden zweier zuſammenſtoßender T. verbunden. Dieſes Syſtem iſt namentlich von den Niederländern Landsberg, Virgin u. a. befolgt worden. Montalembert bildete es zu beſonderer Vollkommenheit aus, und in neuerer Zeit hat es Carnot mit verſtändiger Erwägung ſeiner Vor- und Nachtheile zur Begründung ſeines neuen Syſtems benutzt.

Tencin (Claudine Alexandrine Guérin, Marquiſe de), bekannt als Schriftſtellerin und Repräſentantin des feinern franz. Geſellſchaftstons im 18. Jahrh., wurde 1681 zu Grenoble geboren. Ihre Aeltern nöthigten ſie, ſehr jung in ein Kloſter bei Grenoble zu treten. Nachdem ſie vergebens gegen dieſen Zwang proteſtirt und dadurch nur eine Veränderung ihres Aufenthaltsortes erlangt hatte, indem man ſie von Grenoble in ein Kloſter zu Neuville bei Lyon verſetzte, that ſie endlich ſelbſt den entſcheidenden Schritt und ging 1714 nach Paris. Hier erwarb ſie ſich bald mächtige Freunde, und beſonders war es Fontenelle, durch deſſen Vermittelung ſie

vom Papſte Entbindung von ihrem Gelübde erlangte. Sorglos ſtürzte ſie ſich nun in alle Genüſſe der Welt, ging mit d'Argenſon, Bolingbroke, dem Marſchall Uxelles u. a. wechſelnde Verbindungen ein und benutzte ihr Verhältniß zum Regenten, zu Dubois und dem Speculanten Law zu ihrem und ihrer Familie Vortheil. Unter den Kindern, die ſie gebar, iſt d'Alembert (ſ. d.), als deſſen Vater ein gewiſſer Destouches-Carron genannt wird, das berühmteſte. Als in einem Duell, zu dem ſie Veranlaſſung gegeben, einer ihrer Liebhaber getödtet wurde, mußte ſie auf einige Zeit, im April 1726, in die Baſtille gehen. Seitdem trat eine Veränderung ihrer Lebensweiſe ein. Sie umgab ſich mit den geſellſchaftlichen und literariſchen Notabilitäten ihrer Zeit, von denen ihr beſonders Fontenelle und Montesquieu ſehr ergeben waren, machte ihr Haus zum Mittelpunkt des höhern Salonlebens und wirkte ſo auf die Geſtaltung der franz. Geſellſchaftlichkeit ein. Ueber ihren Charakter iſt ſehr verſchieden geurtheilt worden; doch kann ihr Menſchenkenntniß und großer Einfluß auf ihre Zeit nicht abgeſprochen werden. Durch den Umgang mit Literaten wurde ſie ſelbſt zur Production angetrieben. Sie ſchrieb mehrere Romane, von denen die «Mémoires du comte de Comminges» der bedeutendſte iſt. Außerdem ſind zu nennen: «Le siège de Calais», «Les malheurs de l'amour» und die «Anecdotes de la cour et du règne d'Edouard II, roi d'Angleterre», zu denen Madame Elie Beaumont eine Fortſetzung geliefert hat. In allen dieſen Werken ſpricht ſich das dem Geſellſchaftstone des vorigen Jahrhunderts eigenthümliche Gepräge aus. Ihre Schriften wurden oft mit denen der Madame de Lafayette zuſammengedruckt, z. B. «Oeuvres de Mesdames T. et Lafayette» (7 Bde., Par. 1786), mit denen ſie offenbar eine geiſtige Verwandtſchaft beſitzen. Unter die neuern Ausgaben ihrer «Oeuvres» gehört die von Jay und Etienne (5 Bde., Par. 1825).

Tenĕdos, eine kleine gebirgige, aber fruchtbare Inſel an der Küſte von Troas, nordweſtlich von Alexandria in Troas, der Sage nach von einem mythiſchen Könige Tenes oder Tennes, der auf der Inſel als Heros verehrt wurde, benannt, ſpielt in der Sage vom trojaniſchen Kriege eine Rolle als Zufluchtsort der griech. Flotte bei der fingirten Heimkehr unmittelbar vor der Zerſtörung Trojas. Im zweiten Perſerkriege benutzte Xerxes die Inſel als Schiffsſtation. Dann ſchloß ſie ſich dem atheniſchen Seebunde an und blieb eine treue Bundesgenoſſin Athens bis zum Frieden des Antalkidas, durch den ſie wieder in die Hände der Perſer fiel. Nach dem Sturze des Perſerreichs erlangte ſie ihre Selbſtändigkeit wieder, kam dann unter die Herrſchaft der Römer und der Byzantiner und zuletzt 1322 unter die der Türken, die ſie zum Sandſchak Bigha im aſiat. Dſchefair ſchlugen und noch jetzt theils unter dem alten Namen, theils unter dem Namen Bogdſcha-Adaſſi beſitzen. Berühmt war ſie im Alterthume durch ihre Töpferwaaren und ihren Weinbau, und noch heutigentags wird hier ein ſtarker Handel mit Muskatellerwein getrieben. Von den 6—7000 E., theils Türken, theils Griechen wohnt etwa ein Drittel in der Hauptſtadt T. oder Tinedo (türk. Bogdſcha), die, mit ihrem Hafen an der Nordoſtſpitze gelegen und durch eine Citadelle und ein Fort gedeckt, der Sitz eines griech. Biſchofs und eines türk. Aga iſt und ziemlich lebhaften Handel treibt. Als Schlüſſel zu dem nur 3 M. entfernten Weſteingang in den Hellespont oder die Dardanellenſtraße iſt T. in neuern Zeiten von den Türken befeſtigt und in guten Vertheidigungszuſtand geſetzt worden. Von den Venetianern wurde die Inſel 1656 nach Vernichtung der türk. Flotte erobert, aber ſchon 1657 nach dem Tode des Admiral Mocenigo wieder geräumt. Am 21. März 1807 erfochten hier die Ruſſen unter Siniavin über Seid-Ali-Paſcha und 10. Nov. 1822 die Ipſarioten Kanaris und Kyriakos einen Seeſieg über den Kapudan-Paſcha. Nordöſtlich von T. breitet ſich die Beſikabai (ſ. d.) aus.

Tenerani (Pietro), ausgezeichneter ital. Bildhauer, geb. um 1800 zu Torano bei Carrara, ſtudirte zuerſt unter Canova's Leitung in Rom und ſchloß ſich dann an Thorwaldſen an, unter deſſen Gehülfen er den erſten Platz einnahm, ohne jedoch ſeine eigenthümliche, auf einem hervorragenden Talente beruhende Bedeutung zu verlieren. Seine Werke ſind ebenſo zahlreich als mannichfach, da er in chriſtl. Stoffen wie in der antiken Mythe Treffliches hervorgebracht. Eine ſeiner früheſten Arbeiten, vom J. 1819, iſt Pſyche mit der Büchſe der Pandora, im Palaſte Pitti zu Florenz. Dieſer folgte eine Gruppe der Pſyche und Venus, dann eine liegende Venus, welcher Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, und ein junger flöteblaſender Faun. Nicht geringern Beifall fand die ausdrucksvolle lebensgroße Figur eines Chriſtus am Kreuze, die 1823 für die Kirche San-Stefano zu Piſa in Silber getrieben wurde. Außer einem Grabdenkmale, welches 1830 die Sieneſer ihrem Gouverneur Giulio Bianchi ſetzen ließen, fertigte er ſodann noch mehrere koloſſale Heiligenſtatuen für verſchiedene Kirchen Italiens; ſo 1834 die Koloſſalſtatue des heil. Johannes für San-Francesco in Neapel und die des Alfonſo di Ligorio für St.-Peter in Rom. 1841 vollendete er das Modell für die in Meſſina aufgeſtellte und in

München gegossene kolossale Bildsäule des Königs Ferdinand II. von Neapel. Für Columbia entwarf er eine ähnliche Statue Bolivar's. Zu seinen vorzüglichsten Werken, ausgezeichnet durch den Adel des Stils und die ergreifende Wahrheit des Ausdrucks, gehört ein großes, 1842 vollendetes Marmorrelief der Kreuzabnahme in der Kapelle Torlonia im Lateran und ein Grabmal in Sta.-Maria sopra Minerva zu Rom, den Engel des Weltgerichts darstellend. Auch das christl. Liebespaar, den Tod durch wilde Thiere erleidend, ferner eine Madonna auf dem Halbmond, und Christus auf dem Thron, umgeben von Petrus und Paulus, sind mit religiösem Gefühl durchgeführte Arbeiten, wie er durchaus in seiner spätern Zeit als der christl. Sculptur angehörig betrachtet werden kann. Aus der Menge seiner Porträtbüsten sind die Thorwaldsen's und Pius' IX. hervorzuheben. T. ist Professor der Sculptur an der Akademie von St.-Luca, Mitglied des Instituts von Frankreich und der Akademie von Wien.

Teneriffa oder Teneriſa, bei Plinius Nivaria, die größte, reichste und bevölkertste der den Spaniern gehörigen Canarischen Inseln (s. d.), umfaßt 41⅞ Q.-M. mit 80—90000 E., meist ein Mischvolk von Spaniern und Normännern mit den Ureinwohnern, den Guanchen. Die Insel ist sehr gebirgig, nach allen Richtungen hin von ausgebrannten großen Kratern, Kegelbergen, Basaltmassen und Lavaströmen angefüllt und, bei einem milden gesunden Klima, fruchtbar an Dattel- und Kokospalmen, Drachenbäumen, Cacteen, Getreide, Obst, Baumwolle, Zuckerrohr und besonders Wein, wovon jetzt jährlich noch 8—9000 Pipen ausgeführt werden. Die Cochenillezucht beschäftigt zahlreiche Hände. Auch wird etwas Seide gewonnen. Den Verkehr über See betreiben meistens die Engländer. In der Mitte der Insel erhebt sich der Vulkan Pico de Teyde, 11420 F. über der Meeresfläche, der am Fuße mit Kastaniendäumen und grasreichen Wiesen, höher hinauf aber ganz mit Bimsstein und vulkanischer Asche bedeckt und deshalb schwer zu besteigen ist. Aus seinen Spalten steigt bisweilen noch Rauch auf. Ein Hauptausbruch hat seit 1704 nicht stattgefunden; der letzte Steinauswurf erfolgte 1798. Von der Höhe dieses Berges, welcher die so berühmte, auf 20—27 M. weit sichtbare Landmarke für die Seefahrer ist, übersieht man nicht allein das ganze herrliche Eiland, sondern auch die übrigen Inseln, das Meer und selbst die Küsten Afrikas. Die Hauptstadt von T. und Sitz des Gouverneurs ist Santa-Cruz, mit 10000 E., zwei Forts und einem trefflichen Hafen auf der östl. Seite, wo vorzüglich die nach Indien bestimmten Schiffe anlegen, um Lebensmittel und frisches Wasser einzunehmen. Höher und kühler gelegen als Sta.-Cruz ist Laguna oder Chriſtoval de Laguna, die frühere Hauptstadt, mit etwa 8000 E., Sitz eines Bischofs, des Domkapitels, eines Handelstribunals und einer 1817 gegründeten ökonomischen Gesellschaft. Bemerkenswerth sind noch die Städte Guiamar, in deren Nähe sich schöner Bimsstein und Begräbnisse mumisirter Guanchen befinden, mit 4000 E., und Orotava, in einem schönen Thale, mit 8600 E. ¾ St. davon liegt Puerto de la Orotava an einer durch Festungswerke befestigten offenen Rhede, mit 4300 E.

Tenesmus nennt man einen schmerzhaften Krampf in den Schließmuskeln von Ausführungsgängen, so des Darmkanals (Stuhlzwang) und der Harnblase (Harnzwang). In beiden Fällen wird die Ausleerung des Inhalts der Behälter gehindert oder mindestens erschwert. Der T. tritt vorübergehend und isolirt auf, kann aber auch ein Zeichen anderer Erkrankungen (z. B. von Ruhr, Mastdarmentzündung) sein. Meist gehen die Anfälle in ersterm Falle schnell vorüber. Zu ihrer Beseitigung wendet man schmerzstillende und lähmende Arzneien (Opium) an, oder behandelt sie durch warme Umschläge auf den Darm.

Teniers (David), der Aeltere, ein brabanter Maler, geb. zu Antwerpen 1582, gest. ebendaselbst 1649, ging nach Rom, wo er sich an A. Elzheimer anschloß. Er malte große histor. Compositionen, hauptsächlich aber Dorffeste, Schenkstuben, Marktschreier und andere ähnliche Genregegenstände. Obgleich nicht ungeschickt und selbständig in seinem Fache, wurde er darin weit übertroffen und ganz verdunkelt von seinem gleichnamigen Sohne, David T., dem Jüngern, geb. 1610 in Antwerpen, gest. 11. Febr. 1685 in Brüssel. Derselbe war anfangs Schüler seines Vaters und vollendete seine Bildung unter Rubens. 1632 als Meister van der Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen, hatte er, wie es scheint, anfangs viel Mühe, seine Arbeiten zum Verkauf zu bringen. Bald wandte sich ihm aber das Glück zu, und sein Ruf verbreitete sich schnell im In- und Auslande. Der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich in Brüssel war sein erster Gönner und ernannte ihn zu seinem Hofmaler und Kammerdiener, nachher auch zum Inspector seiner Gemäldegalerie, deren Schätze später mit jenen der k. k. Sammlung in Wien vereinigt wurden. Wenn auch Ludwig XIV. nichts von T. wissen wollte und seine Bilder mit den schnöden Worten: «Man schaffe mir dergleichen Paviane fort!» aus

den verſailler Schloßzimmern verbannte, ſo war hingegen der König Philipp IV. von Spanien ein ſo enthuſiaſtiſcher Freund von den Gemälden dieſes Meiſters, daß er ſilr die alleinige Aufſtellung derjenigen, welche er ihm auftrug, eine eigene Galerie in ſeinem Palaſte errichten ließ. Trotz der außerordentlichen Fertigkeit, mit welcher T. malte, konnte er doch die Beſtellungen aus allen Ländern nicht befriedigen. Im Beſitz eines beträchtlichen Vermögens, ließ er ſich bei dem Dorfe Lerck, 3 St. von Brüſſel, das Schloß «Zu den drei Thürmen» (Dry Toren) bauen, welches ſein Lieblingsaufenthalt wurde, und wo ſich alles, was Belgien damals an ausgezeichneten Männern von Stande, in der Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt zählte, zu verſammeln pflegte. Auch befand ſich hier immer eine Anzahl von Schillern des Meiſters, unter welchen D. Ryckaert, F. Abtshoven, E. van Tilburg, M. van Helmont, F. Duchâtel zu den vorzüglichſten gehören. T. war der Freund von Rubens und theilt mit dieſem Meiſter und van Dyck die Ehre, eine der größten Berühmtheiten der flandr. Kunſt des 17. Jahrh. zu ſein. Bisweilen behandelte er ſtreng hiſtor. Gegenſtände, z. B. Geſchichten des Neuen Teſtaments, die er in ſeine Bauern- und Soldatenwelt verlegt und wie Schenk- und Wachtſtubenſcenen auffaßt. Auch malte er oft Höllen- und Geſpenſtererſcheinungen, Hexenritte, Verſuchungen des heil. Antonius und dergleichen ergötzliche Dinge, deren abenteuerliche Spukgeſtalten ebenfalls einen bäuriſchen Anſtrich haben. Andere Gemälde führen den Beſchauer in Alchemiſtenlaboratorien, Küchen, Rüſt- und Speiſekammern, wo allerlei Geräth und Proviant zuſammengehäuft iſt. Am häufigſten jedoch ſind Darſtellungen aus dem ſonn- und werkeltäglichen Verkehr des Bauernlebens: Kirchweihen, Hochzeiten, Jahrmärkte, Zechgelage, Kegelſpiele und andere bäuerliche Beluſtigungen im Freien, Wirthshausſtuben mit Biertrinkern, Tabackrauchern, Karten- und Würfelſpielern. Endlich finden ſich auch Landſchaften und Strandſtücke mit entſprechender Staffage von ſeiner Hand. T. hat zahlreiche Bilder geliefert, und es gibt kaum ein Cabinet, das nichts von ihm aufzuweiſen hätte. Dabei ſind viele kleine allerliebſte Stücke, die ſog. Après-dîners, weil T. ſie in einem Nachmittage malte, Meiſterſtücke von ſeiner, leichter und geiſtreicher Tokkirung. Unter ſeinen Gemälden iſt jedoch eine Auswahl zu treffen. Die Werke ſeiner erſten Zeit tragen noch zu viel von ſeinem Vater an ſich und haben einen bräunlichen, ungefälligen Ton. Seine mittlere Zeit iſt die ſeiner Stärke, wo ein heller, klarer Goldton oder ein zarter, kühler Silberton ſich mit leichtem und geiſtreichem Vortrage verbinden. Einige ſeiner ſchönſten Werke gehören in die J. 1644 und 1647. In ſeiner letzten Zeit änderte er ſeine Behandlungsweiſe und fiel in einen röthlichen, widerlichen Ton, den er ſowol in die landſchaftlichen Hintergründe als in die Figuren hineinbrachte, was die Wirkung derſelben gänzlich aufhebt. Nach T.'s Bildern wurden viele Kupferſtiche gefertigt. Die Blätter von den franz. und engl. Stechern allein belaufen ſich auf mehr als 500. Auch hat er ſelbſt einige Platten radirt.

Tennecker (Chriſtian Ehrenfr. Seifert von), ein berühmter hippologiſcher Schriftſteller, wurde 10. April 1770 in Bräunsdorf bei Freiberg geboren, wo ſein Vater Rittergutsbeſitzer war. Schon von früheſter Jugend an zeigte er große Liebe für die Pferde. Zunächſt widmete er ſich der Hufbeſchlagskunde und der Roßarzneikunde; nebenbei ſtudirte er fleißig die Naturlehre des Pferdes. 1786 ging er auf die Roßakademie nach Dresden, um hier die Pferdearzneikunde zu ſtudiren. Drei Jahre darauf wurde er kurfürſtl. Unterbereiter, ging aber 1790 zu der Kunſtreitergeſellſchaft des damals berühmten Chiarini, um ſich Kenntniſſe von der Abrichtungsmethode der Kunſtpferde zu erwerben. 1791 trat er in kurſächſ. Dienſte, rückte 1792 zum Offizier auf und machte als ſolcher die Feldzüge am Rhein mit. Nach dem Kriege trat er als Schriftſteller auf. Er errichtete ſodann in Leipzig ein Inſtitut der Roßarzneikunde und der Reitkunſt, wurde Stallmeiſter des Herzogs von Sachſen-Koburg, unternahm des Pferdehandels wegen viele Reiſen, verlor aber dabei ſein Vermögen. Hierauf widmete er ſich wieder literariſchen Arbeiten und ſchrieb das «Handbuch über die Erkenntniß und Cur der gewöhnlichſten Pferdekrankheiten» (3. Aufl., Stuttg. 1828) und das «Handbuch der praktiſchen Heilmittellehre für angehende Thierärzte» (2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1830). Auch gab er eine «Zeitung für die Pferdezucht u. ſ. w.» heraus. 1805 wurde er als ſächſ. Traindirector und Oberpferdearzt angeſtellt, in welcher Eigenſchaft er 1806 die erſte reitende Batterie in Sachſen einrichtete. T. wohnte den Feldzügen bis 1813 bei, ſtieg zum Rittmeiſter und Major der Cavalerie und wurde nach Beendigung des Kriegs als Lehrer bei der Thierarzneiſchule in Dresden angeſtellt. Er ſtarb 23. Nov. 1839. Von ſeinen vielen, zum Theil flüchtigen Schriften ſind noch anzuführen: «Handbuch der niedern und höhern Reitkunſt» (3 Bde., Lpz. 1805—7), «Lehrbuch der Veterinärchirurgie und Thierwundarzneikunſt» (Prag 1819—20), «Lehrbuch der Geſtütewiſſenſchaft» (Prag 1820), «Unterricht in der thierärztlichen Klinik» (Prag 1821), «Lehrbuch des Pferdehandels und der Roßtäuſcherkünſte»

(2. Aufl., Hannov. 1829), «Lehrbuch der Hufbeschlagskunst» (2 Bde., Altenb. 1822), «Lehrbuch der äußern Pferdekenntniß» (Altenb. 1823). Mit Weidenkeller gab er heraus: «Archiv für Pferdekenntniß u. s. w.» (6 Bde., Altenb. 1823—28) und das «Jahrbuch für Pferdezucht, Pferdekenntniß und Pferdehandel» (Weim. 1823—38).

Tennemann (Wilh. Gottlieb), deutscher Philosoph, wurde zu Brembach in der Nähe von Erfurt, wo sein Vater Pfarrer war, 7. Dec. 1761 geboren. Frühe Krankheit und eine unzweckmäßige Unterrichtsmethode des Vaters waren seiner Entwickelung nicht günstig. Seit 1778 besuchte er die Schule zu Erfurt und seit 1779 die dortige Universität, wo die Liebe zu philos. Studien ihn von der Theologie abzog. 1781 ging er auf die Universität zu Jena, wo er, durch die Kant'schen Schriften anfangs zum Widerspruch gereizt, später ein Anhänger der kritischen Philosophie wurde. Er habilitirte sich daselbst 1788 und erhielt 1798 eine außerord. Professur der Philosophie. In Jena schrieb er die «Lehren und Meinungen der Sokratiker über Unsterblichkeit der Seele» (Jena 1791) und das «System der Platonischen Philosophie» (4 Bde., Lpz. 1792—94). 1804 folgte er dem Rufe als ord. Professor der Philosophie nach Marburg, welche Stelle er bis zu seinem 30. Sept. 1819 erfolgten Tode bekleidete. Auch war er von 1816 an zweiter Universitätsbibliothekar. Er lieferte Uebersetzungen von Hume's «Untersuchung über den menschlichen Verstand» (Jena 1793), Locke's «Versuch über den menschlichen Verstand» (3 Bde., Jena 1795—97) und Degerando's «Vergleichender Geschichte der Systeme der Philosophie» (2 Bde., Marb. 1806). Ein Hauptverdienst aber erwarb er sich durch die nicht ganz vollendete «Geschichte der Philosophie» (Bd. 1—11, Lpz. 1798—1819; Bd. 1, 2. Aufl., von Wendt, 1828). Ein Auszug aus diesem Werke ist T.'s «Grundriß der Geschichte der Philosophie» (Lpz. 1812; 5. Aufl., von Wendt, 1828).

Tennessee, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen Kentucky und Virginien im N., Nordcarolina im O., Georgien, Alabama und Mississippi im S. und dem Mississippistrom, der die Westgrenze gegen Arkansas und Missouri bildet, zählte 1860 auf 2145 Q.-M. 1,109801 E. (173415 mehr als 1840), darunter 756843 Weiße, 7300 freie Farbige und 275719 Sklaven, welche nach der Beendigung des Bürgerkriegs emancipirt wurden. Die Oberfläche des Landes zerfällt orographisch in drei Abtheilungen, in Ost-, Mittel- und Westtennessee. An der Ostgrenze ist es von zwei Ketten der Alleghanies durchzogen, die hier den gemeinsamen Namen des Kittatinnyzuges führen und sich in einzelnen Gipfeln zu 2800 F. über ihre, selbst schon etwa 1870 F. über dem Meere liegende Grundfläche erheben. Fast die Mitte des Staats durchzieht in nordnordöstl. Richtung und in einer Breite von 8—9 M. das sog. Cumberlandgebirge, welches aber mehr nur ein hügeliges, nirgends über 1870 F. hohes Tafelland bildet; dies theilt den Staat in das bergige Ost- und das ebene Westtennessee. Die Kalksteinformation ist vorherrschend, und große, tiefe Höhlen sind in Menge vorhanden. Die Bewässerung des Staats ist für den Verkehr und für ökonomische Zwecke sehr günstig. Der Mississippi bespült die Grenze auf eine Strecke von 35 M. und bietet an seinem diesseitigen Ufer mehrere der am günstigsten gelegenen Verkehrsplätze dar. In ihn ergießen sich unmittelbar der Obion, Forked-Deer und der Laofahatchee oder Wolfsfluß, mittels des Ohio aber der Tennessee und der Cumberland. Der Fluß T. entsteht in Nordcarolina, durchfließt Osttennessee in südwestl. und, nachdem er Alabama und Mississippi in einem südl. Bogen durchzogen, Westtennessee in nördl. Richtung und mündet in Kentucky. Derselbe ist 217 M. lang, zur Hälfte schiffbar, an 60 M. (bis Florence in Alabama) für Dampfboote fahrbar und nimmt in T. den Holston, Clinch, French-Broad und Hiawassee auf. Der Cumberland hat zwar seine Quelle und seine Mündung in Kentucky, doch gehören an 54 M. von seinem 130 M. langen Laufe T. an, und bis Nashville bietet er für Dampfschiffe eine ungehinderte Wasserstraße dar. Das Klima von T. ist sehr mild und angenehm und, mit Ausnahme einiger Niederungen mit stagnirenden Wassern, auch gesund. Der Boden ist durchgängig sehr fruchtbar, besonders in Westtennessee. In den unebenen Theilen hat der Staat noch viele Wälder, in denen im O. die Coniferen wegen des Theers und Terpentins, im W. der Zuckerahorn von besonderer Wichtigkeit sind. An nutzbaren Mineralien ist T., abgesehen von einem 2—300 Q.-M. einnehmenden Lager von bituminösen Steinkohlen, nicht reich. Es besitzt Eisen, Kupfer, Blei und auch etwas Gold; doch ist deren Ausbeutung unbedeutend. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Ackerbau und Viehzucht. Doch waren 1860 kaum 7 Mill. Acker bebaut, dagegen fast 14 Mill. unbebaut. Hauptproducte sind Mais, Baumwolle, Weizen und Taback. Im Verhältniß zu der Landwirthschaft sind Handel, Fabrikthätigkeit und Bergbau noch unbedeutend. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden die Methodisten, Baptisten und Presbyterianer die Mehrzahl. Höhere Unterrichtsanstalten hatte der Staat 1860

im ganzen 35, unter denen die sog. Universität von Nashville und die Cumberland-Universität zu Lebanon obenan stehen; mit jener ist eine medicinische, mit dieser eine Rechtsschule verbunden. Mittelschulen finden sich in den meisten Ortschaften. Indessen ist für den Unterricht und namentlich das Volksschulwesen, wie in allen ehemaligen Sklavenstaaten, nur höchst dürftig gesorgt. Von Eisenbahnen hatte der Staat 1860 im ganzen 1198 engl. M. im Betrieb. Darunter sind zu nennen die Mobile- und Ohiobahn im W. und die von Lynchburg über Knoxville nach Chatanooga im O. führende Bahn, eine der Hauptverkehrsadern des Südens, welche bis Richmond und Mobile, beziehentlich bis Neworleans reicht. Die Nashville- und Northwesternbahn war 1868 bis Johnsonville vollendet; eine andere Bahn läuft von Knoxville nach Danville in Kentucky. Die Finanzen des Staats sind in verhältnißmäßig erträglichem Zustande. Die Staatsschuld betrug 1867 im ganzen 32,562223 Dollars, davon 21,394000 zu Gunsten von Eisenbahnen und etwa 8 Mill. für andere Straßenbauten. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1866 auf 2,236449, die Ausgaben auf 1,776537 Dollars. T. hat alle Aussicht, die Wunden, welche der Bürgerkrieg seinem Wohlstand geschlagen, bald wieder zu heilen. Das Gebiet des Staats gehörte ursprünglich zu Nordcarolina, erhielt jedoch erst seit 1757 weiße Ansiedler, die lange und blutige Kämpfe mit den Indianern zu bestehen hatten, ehe sie sich festsetzten. 1790 trat Nordcarolina das Territorium an die Bundesregierung ab, und 1796 wurde T. als selbständiger Staat in die Union aufgenommen. Die gegenwärtige Verfassung ist die 1834 amendirte erste Constitution von 1796. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus 75 Repräsentanten und 25 Senatoren. Beide werden auf zwei Jahre gewählt, ebenso der Gouverneur, der einen jährlichen Gehalt von 3000 Dollars bezieht. Zum Congreß schickt T. zwei Senatoren und acht Repräsentanten. Der Staat umfaßt zusammen 79 Grafschaften. Die Hauptstadt Nashville (s. d.) liegt günstig am Cumberland. Ebenfalls sehr günstig liegt die Stadt Knoxville mit 6000 E., am Holstonflusse und Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen, regelmäßig und hübsch gebaut, mit dem Osttennessee-College, einem Taubstummeninstitut und beträchtlichem Handel. Wichtig ist auch die Stadt Memphis (s. d.), auf einer Terrasse am Mississippi und an der Mündung des Wolfsflusses. Murfreesborough, an der von Nashville nach Charleston führenden Eisenbahn, die frühere Hauptstadt von T., zählt 2861 E. und ist Sitz des 1848 gegründeten Unioncollege. Der Ort war im Bürgerkriege ein wichtiger militärischer Punkt, und 2. Jan. 1863 siegte hier der Bundesgeneral Rosencranz. Clarksville, mit 3000 E., am Einfluß des Red-River in den Cumberland, ist Stapelplatz für Baumwolle und Tabak.

Tennyson (Alfred), einer der vorzüglichsten neuern engl. Lyriker, ist der Sohn eines Geistlichen in Lincolnshire und wurde 1810 in Somerby geboren. Er studirte in Cambridge und trat zuerst 1830 mit einer Sammlung Gedichte hervor, die von der Kritik höchst ungünstig aufgenommen wurden. Eine zweite Sammlung, «Poems chiefly lyrical» (1833), fand keine bessere Aufnahme, was den Dichter bewogen haben soll, alle noch unverkauften Exemplare zu vernichten und seine Dichtungen mehrere Jahre lang zurückzuhalten. Die Kritik, welche T.'s Poesien erfuhren, war nicht grundlos, aber dennoch ungerecht. Die Gedichte verriethen Gesuchtheit in Bildern und in Sprache sowie Unbestimmtheit in der Charakterisirung, aber sie zeichneten sich zugleich aus durch reiche Phantasie, schönen Versbau und Selbständigkeit in Auffassung und Darstellung. Als T. 1842 eine abermalige Sammlung seiner Gedichte, durch neue vermehrt (darunter «Locksley Hall», «Morte d'Arthur» und «The May Queen»), veröffentlichte, erkannte man auch die unlengbaren Schönheiten derselben an, und der frühere Tadel verwandelte sich in entschiedenen Beifall. In kurzer Zeit waren mehrere Auflagen der «Poems» vergriffen. T. galt nun als Lieblingsdichter des engl. Publikums, das seine Schwächen ebenso leicht übersah wie früher seine Vorzüge. Es erschienen seitdem «The Princess, a medley» (1849), das am sorgfältigsten gefeilte seiner Werke, und «In memoriam» (1851), eine Todtenklage über den Verlust eines geliebten Freundes, des Sohns des Geschichtschreibers Hallam, mitunter wahrhaft ergreifend, aber im ganzen etwas monoton. Ueberhaupt fehlt den Dichtungen T.'s der leichte Fluß und der hinreißende Schwung, welcher das wahre Genie kennzeichnet. Seine Richtung ist vorherrschend contemplativ. Man merkt seinen Gedichten das unabläßige mühsame Feilen an, und auch die Tiefe, die man an seinen Gedanken rühmt, ist oft mehr scheinbar als reell. Meisterschaft bewährt er in den Schilderungen des Naturlebens und eine hohe Kunst in der Behandlung der engl. Sprache, der er einen ungemeinen Wohllaut abzugewinnen weiß. Die Königin Victoria ernannte ihn im Nov. 1850 an Wordsworth's Stelle zum Poet Laureate, in welcher Eigenschaft er 1852 die Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington, 1862 eine Cantate zur Eröffnung der Internationalen Ausstellung und 1863, bei Gelegenheit der Hochzeit des Prinzen von Wales,

ein «Welcome to Alexandra» verfaßte. 1855 erſchienen «Maud and other Poems», 1858 die «Idylls of the Kings» (deutſch von Scholz, Berl. 1867), eins ſeiner populärſten Werke, 1864 «Enoch Arden» (deutſch von Robert Waldmüller [Edonard Duboc], 2. Aufl., Hamb. 1868) und 1866 eine Auswahl aus ſeinen ſämmtlichen Gedichten. Eine Anzahl der beſten unter ſeinen Gedichten hat Freiligrath in den «Engliſchen Gedichten aus neuerer Zeit» (Stuttg. 1846) übertragen; eine Uebertragung der «Poems» gab Hertzberg (Deſſau 1854). Sein Bruder, Frederick T., gab ein Bändchen Gedichte («Days and hours», Lond. 1854) heraus, die von der Kritik eine günſtige Beurtheilung erfuhren.

Tenor (ital. tenore) iſt eine der vier Hauptgattungen der menſchlichen Stimme (ſ. d.). Es iſt die zartere unter den beiden Stimmen, welche dem reifen männlichen Alter zukommen, und hat gewöhnlich den Umfang von d in der kleinen Octave bis f oder g in der eingeſtrichenen. Zum Solotenor iſt eine größere Tiefe und Höhe erforderlich, nämlich von c in der kleinen Octave bis a und b in der eingeſtrichenen, auch wol bis c in der zweigeſtrichenen, doch nur ſelten iſt in dieſer Höhe Bruſtſtimme, ſondern größtentheils Falſet. Die angegebenen Eigenſchaften des T. machen ihn geſchickt zum Ausdruck der zarten und feinern Empfindungen des männlichen Charakters. Im gewöhnlichen vierſtimmigen Geſange bildet er die zweite Mittelſtimme (ſ. d.), indem er tiefer liegt als der Alt, aber ſein Umfang noch über die Melodie des Baſſes fortſchreiten muß; in dem vierſtimmigen Geſange aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, führt er als erſte Stimme die Hauptmelodie und als zweite die höhere Mittelſtimme. Der Notenſchlüſſel dieſer Stimme iſt der C-Schlüſſel. Uebrigens iſt in Deutſchland der T. ſeltener als der Baß, weshalb er auch in ſeiner Vollkommenheit vorzüglich geſchätzt und geſucht wird. Die Franzoſen nennen ihn taille.

Tenos, neugriech. Tino, eine der Cykladiſchen Inſeln im Griechiſchen Archipel, zunächſt ſüdöſtlich von der Inſel Andros, zählt auf 3⅘ Q.-M. über 22000 E. und bildet eine eigene Eparchie des Nomos der Cykladen. Von einer gegen NW. geſtreckten, theils aus Granit, theils aus Glimmerſchiefer und Marmor beſtehenden Bergkette gebildet, die nur an der Südoſt- und Oſtſeite Raum für einige Thalebenen läßt, iſt ſie nicht ſehr fruchtbar, aber quellenreich und durch den Fleiß der Bewohner beſſer bebaut als die meiſten griech. Inſeln. Eine Culturterraſſe reiht ſich an die andere bis nahe an die Berggipfel. Die vielen Dörfer mit Getreide- und Bohnenfeldern, Pflanzungen von Maulbeeren, Feigen, Oliven, Orangen, Mandeln, Aprikoſen und Weinreben und die zahlloſen Taubenthürme, deren Tauben, in Eſſig und Oel gelegt, nach Smyrna und Konſtantinopel verſendet werden, gewähren den reizendſten Anblick. Die Hauptausfuhrartikel ſind Wein und Marmor, weißer ſowol als grüner mit ſchwarzen Flecken (Verde-antico), in deſſen Bearbeitung die Tinioten beſonders geſchickt ſind. Außerdem beſteht die Gewerbthätigkeit in der Erzeugung von Handſchuhen und Strümpfen aus Seide, Mützen aus Wolle, und Weingeiſt. Ungeachtet der reichen Production überſteigt die Einfuhr, namentlich an Lebensmitteln und Manufacturwaaren, bei weitem den Werth der Ausfuhr der ſehr ſtarken Bevölkerung. Es findet darum eine zahlreiche Auswanderung der Tenier ſtatt, die als brauchbare Handwerker und Dienſtboten über alle größern Städte Griechenlands und der Türkei verbreitet ſind. Etwa drei Fünftel der Bevölkerung ſind römiſch-katholiſch. An der Südküſte liegt, an der Stelle der antiken Stadt T., die einen berühmten Tempel des Poſeidon in einem heiligen Haine, eine der älteſten Freiſtätten Griechenlands, hatte, die jetzige Haupt- und Hafenſtadt Hagios-Nikolaos, auch Tino genannt, eng gebaut, aber mit guten Häuſern und 4000 E. Die 5 Min. nördlich davon gelegene Kirche der Panagia Evangeliſtria, welche 1824 erbaut wurde, bewahrt ein wunderthätiges Marienbild und führt alljährlich Tauſende von Pilgern aus Griechenland und Kleinaſien nach T. Etwa 1½ St. von der Hauptſtadt liegt auf einer Bergſpitze der jetzt verödete Ort Eroburgo oder Kaſtro, in deſſen Burg der venet. Provveditore bis 1718 reſidirte, wo die Inſel in die Hände der Türken fiel.

Tenotomie oder Sehnendurchſchneidung heißt eine in der neuern Zeit häufig mit Erfolg angewendete chirurgiſche Operation, welche darin beſteht, daß die Sehnen krankhaft verkürzter Muskeln durchſchnitten werden, um den Antagoniſten (ſ. Antagonismus) mehr Gewalt einzuräumen und durch eine zweckmäßige Nachbehandlung das durch Muskelverkürzung in eine fehlerhafte Lage verſetzte Glied in die richtige zu bringen und darin zu erhalten. Vereinzelte Verſuche dieſes Verfahrens wurden ſchon von Michaelis, Sartorius, Boyer, Weinhold u. a. mit mehr oder weniger Erfolg angeſtellt. Zur weitern Ausbildung dieſes Verfahrens aber legte erſt Delpech den Grund, indem er darauf aufmerkſam machte, daß die Sehne bei der Durchſchneidung nicht entblößt, ſondern unter der ſie bedeckenden Haut (ſubcutan) durchſchnitten werden

müſſe, wenn ſich ihre beiden Schnittflächen durch eine ſich zwiſchen ihnen erzeugende ſehnige Maſſe wieder verbinden und der Muskel durch dieſes neue Gebilde wirklich verlängert werden ſollte. Nach Delpech richtete vorzüglich Stromeyer ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Operation, wendete ſie auf mehr Fälle, als bisher geſchehen war, an und brachte ſie auch als Heilmittel gegen das Schielen (ſ. d.) in Vorſchlag, worauf ihre Verbreitung immer allgemeiner wurde. Das Verfahren iſt je nach der Lage der zu durchſchneidenden Sehne ein ſehr verſchiedenes, ſowie auch die Individualität des Kranken, die Dauer der Krankheit, außerdem vorhandene Uebel u. ſ. w. bei der Anwendung der Operation vielfach in Anſchlag gebracht werden müſſen.

Tentyris, ſ. Dendĕra.

Tentzel (Wilh. Ernſt), deutſcher Literator, geb. 1659 zu Greußen in Thüringen, ſtudirte in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnaſium zu Gotha und Aufſeher des herzogl. Münzcobinets und der Kunſtkammer und 1702 Roth und Hiſtoriograph in Dresden, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. Er ſtarb 1707. Unter ſeinen ſehr zahlreichen Werken hat ihn das über die ſächſ. Münzen (Frankf. und Lpz. 1714) am meiſten berühmt gemacht. Er war der erſte deutſche Journaliſt, der nach dem Beiſpiele der franz. periodiſchen Schriften eine Monatsſchrift «Monatliche Unterredungen» (Lpz. 1688—98) herausgab, in welcher er die neuen Bücher mit großer Freimüthigkeit recenſirte. In dem Streite mit Schelſtrate über die Arcani disciplina (ſ. d.) ſeit 1685 bewährte T. viele Gewandtheit.

Tenute, ſ. Fermate.

Teocalli (d. i. Gotteshaus) nannten die Azteken in Mexico ihre Tempelbaue, welche ſich als zu rieſiger Größe emporgebaute Altäre meiſt in Geſtalt vierſeitiger Pyramiden erheben, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet und oberwärts zu einer größern oder kleinern Fläche abgeſchnitten ſind. Gemeiniglich ſteigen dieſelben in mehrern großen Abſätzen empor, die theils beſondere Terraſſen bilden, theils auch nur durch umherlaufende Gurtungen als ſolche bezeichnet werden. Zu der obern Fläche, auf welcher ſich geringere oder größere Baulichkeiten, Kapellen, Tempel, Hallen u. ſ. w., oft ſehr umfangreiche Anlagen bildend, erheben, führen an einer oder mehrern Seiten breite, ſteile Treppen hinauf; zuweilen, doch nur ſeltener, ſind letztere ſo angeordnet, daß ſie im Zickzack von einem Abſatz auf den andern führen (wie z. B. bei der Pyramide zu Teopantepec). Meiſt waren die T. mit großen Höfen umgeben, welche die Wohnungen der Prieſter und die andern Räume, die man für die Zwecke des Cultus bedurfte, enthielten. Die Zahl der wenn auch nur im Zuſtande des Verfalls erhaltenen Bauwerke dieſer Art iſt nicht gering. Es gab deren zur Zeit der Ankunft der Spanier faſt in allen Ortſchaften; die Hauptſtadt allein zählte ungefähr 2000, worunter 7—8 von bedeutendem Umfange. Viele derſelben datiren ſchon aus der Zeit der Herrſchaft der Tolteken (d. i. aus dem 7. oder 8. Jahrh. n. Chr.). Nennenswerth ſind die Pyramiden bei San-Juan de Teotihuacan, von denen die eine (Tonatiuh Ytzaqual) in der Baſis 645 F., in der Höhe 171 F. mißt. Die in vier Terraſſen aufſteigende Pyramide von Cholula iſt an der Baſis 1350 F. breit bei einer Höhe von 166 F. Die Pyramide von Papantla (in Veracruz) erhebt ſich in ſieben durch breite Bänder bezeichneten Abſätzen bis 85 F.; die Breite der Baſis mißt 120 F. Andere pyramidale Baue finden ſich bei Cuernavaca, Guatusco, Tuſapan, Xochicalco, Tehuantepec, Palenque u. ſ. w. Unter den Bauten bei Uxmal in Yucatan iſt ebenfalls eine Pyramide merkwürdig mit oblonger Grundfläche (an der Langſeite 213 F.) und einer Höhe von etwa 100 F.; auf dem Plateau derſelben befindet ſich ein Tempel von 81 F. Länge, 14 F. Breite und 17 F. Höhe, der zu den intereſſanteſten Reſten altamerik. Cultur gehört.

Teos, eine der bedeutendſten unter den ioniſchen Städten Kleinaſiens, an der Küſte von Lydien zwiſchen den Vorgebirgen Coryceum und Myonneſus gelegen, mit einem berühmten Tempel des Dionyſus, von welchem noch einige Trümmer in der Nähe von Sighadſchik erhalten ſind. Der Druck der perſ. Herrſchaft veranlaßte den größten Theil der Einwohner die Stadt zu verlaſſen und nach Abdera in Thrazien überzuſiedeln; doch erholte ſich die Stadt allmählich wieder von dieſem Verluſt und erhielt ſich bis in die röm. Kaiſerzeit. Unter ihren Bürgern verdient der Liederdichter Anakreon (ſ. d.) Erwähnung.

Teplitz, einer der berühmteſten europ. Bodeorte, liegt im Leitmeritzer Kreiſe des Königreichs Böhmen, an der Straße von Dresden nach Prag, 8 M. von erſterer, 12 von letzterer Stadt entfernt, und an der Auſſig-Teplitz-Duxer Bahn (2 St. weſtlich von Auſſig) in 715 F. Meereshöhe (Bahnhofbaſis), an dem Saubach und in dem weiten, an Naturſchönheiten reichen Thale der Biela, welches im W. und N. vom Erzgebirge, im O. und S. vom Mittelgebirge begrenzt wird. T. iſt Sitz eines ſtädtiſchen Bürgermeiſteramts (ſeit 1848), eines Bezirksamts, eines

Bezirksgerichts, eines Steueramts sowie eines Bergcommissariats und zählt 6854 E. (1857). Oestlich unmittelbar an die Stadt schließt sich das Dorf Schönau, mit 3337 E. und vielen schönen, neuen Häusern. Die Badegäste, deren zur lebhaftesten Zeit, im Monat August, oft 5—6000 anwesend sind, vertheilen sich auf T. und Schönau ziemlich gleichmäßig. Das ansehnlichste Gebäude des ganzen Badeorts ist das fürstl. Clary'sche Schloß, mit Kirche, Theater und dem schönen Schloßgarten. Letzterer bildet während der Saison besonders um die Mittagszeit den Vereinigungspunkt der Gesellschaft. Außer der Stadtkirche besitzt T. auch eine evang. Kirche, die auf einem Hügel erbaut ist und eine sehr schöne Umsicht gewährt. In der Stadt liegen dicht beieinander das Herrenhausbad, das Fürstenbad und das Stadtbad sowie das Sophienbad, entfernter, und zwar unmittelbar an Schönau grenzend, das Steinbad mit Wohnungen und das Stephansbad. In Schönau sind zwei große Badehäuser (Neubad mit Wohnungen und das Schlangenbad) errichtet. Zwischen Schönau und T. (an der Lindenstraße) liegen außer dem großen k. k. Militärbadehaus in einer Reihenfolge fünf öffentliche Badehäuser (das israel. Badehospital, das John'sche Civilbadespital, das Bürgerhospital, die sächs. und preuß. Militärbadehäuser). An die genannten Badehäuser in T. stößt der Curgarten, mit der Trinkanstalt und dem Kaffeesalon. Auf dem Berge unmittelbar am Schloß liegt das Schießhaus, weiter oben die Schlackenburg, ein wunderliches, burgartiges Gebäude mit Gastwirthschaft und hübscher Rundsicht. In der Nähe auf einer andern Anhöhe steht seit 1841 das Friedrich-Wilhelm's-Monument. Von der Entdeckung der teplitzer Heilquellen erzählt die Sage, daß sie 762 durch eine Heerde Schweine, welche in der Erde wühlten, veranlaßt worden sei; allein urkundlich wird der Stadt erst im 12. und der Bäder im 16. Jahrh. gedacht. Ein bedeutsamer Tag für die Geschichte von T. war das Erdbeben von Lissabon 1. Nov. 1755, indem die Hauptquelle einige Minuten gänzlich ausblieb, darauf aber unter heftigem Brausen, dunkelgelb gefärbt und in großer Menge, wieder hervorstürzte. Gegenwärtig werden elf Quellen benutzt: die Hauptquelle (39,5° R.), auch Ursprung oder Sprudel genannt, und die städtische Frauen- und Weiberbadquelle (38° R.) in der Stadt, die fürstl. Frauenzimmer- oder Frauenbadquelle (37° R.), die Sandbadquelle (35° R.) und die in vielen Ausgängen zu Tage kommende und deshalb in die Trinkquelle (21° R.), Augenquelle (20° R.) und Badequelle (21° R.) zerfallende Gartenquelle nicht weit von den erstern; ferner die Steinbadquelle (30—31° R.), die Tempelbadquelle oder jetzt Stephansquelle (29° R.), die Wiesenquelle (25° R.), die Sandbadquelle (27—28° R.), endlich die Schlangenbadquelle (32° R.) und die Neubadquelle (35° R.), letztere zwei in Schönau entspringend. Das Wasser erscheint überall hell und farblos, nur in größern Massen meergrün, ist ohne Geruch und von fadem, gering alkalischem Geschmack. Durch ihre ziemlich gleiche chem. Beschaffenheit sowol wie durch ihre Wirkungen stellen sich die teplitzer Thermalquellen zu den alkalisch-salinischen Mineralwässern mit wenig festen Bestandtheilen, unter denen sich aber auch eine geringe Quantität Eisen befindet, welche zu der auflösenden, zerfetzenden Kraft der Alkalien eine etwas stärkende Wirkung hinzufügt. Die teplitzer Thermalwässer besitzen überdies einen ihre Heilkraft sehr erhöhenden großen Reichthum an freien und im Wasser gebundenen Gasarten, wie Kohlensäure und Stickgas, ein wenig Thermen in gleichem Maße eigener Vorzug. Diese durch den Temperaturgrad der Quellen modificirten Einflüsse auf den Organismus, die Haut, das Gefäß- und Nervensystem zu reizen und zu beleben, die Schleimhäute und Drüsen zu stärkerer Absonderung zu bestimmen und so die Transspiration zu vermehren und selbst steinige oder verhärtete schleimige Bildungen aufzulösen, sind besonders bei gichtischen und rheumatischen Leiden, bei Lähmungen, skrofulösen Uebeln, chronischen Hautausschlägen, bei Geschwüren, welche in jenen allgemeinen Krankheiten wurzeln, schweren Verletzungen und Knochenbrüchen mit ihren Folgekrankheiten, Mercurialdyskrasie und einigen Formen von Augen- und Gehörleiden von großem Nutzen. Bei wirklicher Vollblütigkeit, bei Blutflüssen, Entzündungen, innern Vereiterungen u. s. w. ist jedoch der Gebrauch von T. zu vermeiden. Meist benutzt man die Quellen zu Bädern in den verschiedensten Formen, und die hierzu getroffenen Einrichtungen der zehn Badehäuser sind ausgezeichnet. Auch für unbemittelte Kranke ist durch die genannten öffentlichen Badehäuser und einige andere milde Stiftungen Sorge getragen. Die früher sehr viel, dann gar nicht, gegenwärtig aber wieder mehr angewendete Trinkcur gilt als Unterstützungsmittel der Badecur. Um den Aufenthalt in T. angenehm zu machen, ist für musikalische, theatralische und andere gesellschaftliche Unterhaltung hinlänglich gesorgt. Angenehme Promenaden bieten der Schloßgarten, der Curgarten, das Schießhaus, der etwas entferntere Schloßberg mit einer alten Ruine und vortrefflicher Aussicht, der Park zu Turn u. s. w. Die Nachmittagsausflüge

richten sich gewöhnlich nach dem Wallfahrtsorte Maria-Schein, Graupen mit der Rosenburg und Wilhelmshöhe, Doppelburg, Dux, der Cistercienserabtei Osseg, Bilin (s. d.) und vielen andern schöngelegenen Orten. Etwas entfernter liegen der Milleschauer oder Donnersberg (s. d.), der Gipfelpunkt (2642 F.) des Mittelgebirgs, mit einer höchst malerischen und ausgedehnten Aussicht, und das Kulmer Schlachtfeld. In T. schlossen 9. Sept. 1813 die drei verbündeten Monarchen den Allianztractat gegen Napoleon. Auch 1835 trafen daselbst die Monarchen von Oesterreich, Rußland, Preußen und Sachsen zu einer Conferenz zusammen, und dasselbe fand im Herbst 1849 zwischen dem Kaiser von Oesterreich und den Königen von Preußen und Sachsen, ferner 1860 zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem damaligen Prinz-Regenten von Preußen statt. Vgl. die Schriften von Schmelkes, Küttenbrugg, Berthold, Dinter, Arno, Pohlig, Seiche u. a.; insbesondere aber die von Eserwenka. Die Ableitung des Wortes T. von dem slaw. Worte tepla, d. i. warm, macht es leicht erklärlich, daß auch andere warme Heilquellen in slaw. Ländern denselben Namen tragen. So das Teplitzer Bad (48° R.) bei Pöstyan in der neutraer Gespanschaft, Töplitz oder das Warasdiner Bad (45° R.) in Kroatien, Töplitz (29° R.) in Krain, Töplitz (14° R.) in Mähren und Teplitz (30° R.) bei Trentschin.

Teppiche, s. Tapeten und Teppiche.

Terbium ist der Name eines einfachen, der Klasse der Metalle angehörenden Körpers, der mit Sauerstoff verbunden in der sog. Yttererde, die sich in dem Mineral Ytterit findet, vorkommt. Das T. im reinen Zustande ist nicht bekannt; sein Oxyd scheint weiß zu sein. Seine Salze haben eine amethystrothe Farbe.

Terburg (Gerhard), niederländ. Maler, geb. 1608, stammte aus einer alten angesehenen Familie in Zwolle und mag von seinem Vater, der auch Künstler war und lange Zeit in Rom malte, den ersten Unterricht erhalten haben. Der junge T. trat sodann eine Reise durch Deutschland nach Italien an, dessen Kunst indeß auf seine Richtung keinen Einfluß gewann. 1648 befand er sich in Münster, wo er die Gesandten des Westfälischen Friedensschlusses in einem großen Bilde malte. Von da reiste er nach Madrid, wo er nicht allein als Künstler, sondern auch wegen seiner stattlichen Erscheinung bei den Frauen so viel Beifall fand, daß er zuletzt vor der span. Eifersucht entweichen mußte. Er ging nach London und dann nach Paris, wo er überall ausgezeichnete Erfolge errang. Reich und angesehen kehrte er in sein Vaterland zurück, ließ sich in Deventer nieder und wurde zum Bürgermeister erwählt. Er starb 1681. Mehr als durch seine Porträts ist er wegen seiner Genrebilder bedeutsam. Er ist der Schöpfer und höchste Meister der sog. Conversationsmalerei. Das elegante, prunkvolle Leben seiner Zeit mit den zierlich-höfischen Formen, dem gemessenen Benehmen und der üppigen Costümverschwendung weiß er mit unübertrefflicher Feinheit, mit schärfster Charakterisirung und einem wunderbar harmonischen Farbenschmelz zu schildern. Dabei knüpft sich an seine Darstellungen immer ein anekdotisches Interesse, sodaß man nicht unterlassen kann, sich sogleich eine Novelle vor einem dieser kleinen reizenden Bilder auszuspinnen. Keiner der andern Meister hat ihn hierin wieder erreicht. Seine in hohem Werthe stehenden Bilder sind in verschiedenen Galerien zerstreut. Berühmt durch die Beschreibung Goethe's in den «Wahlverwandtschaften» ist ein «Die väterliche Ermahnung» benanntes Bild im Museum zu Berlin. Andere ausgezeichnete Werke von ihm findet man in den Galerien Englands, zu Dresden, Amsterdam, im Louvre, in der Pinakothek zu München, im Belvedere zu Wien u. s. w. Meistens bildet eine junge Dame mit blondem Haar und in weißem Atlaskleide die Hauptfigur seiner Bilder, und er liebt es, sie dem Beschauer vom Rücken zu zeigen und die höchste Kunst in der Behandlung der kostbaren Stoffe und der zarten Reflexlichter, die von den umgebenden Gegenständen auf dieselben geworfen werden, zu entfalten. Seine Werke sind durch zahlreiche Stiche und Lithographien vervielfältigt.

Terceira, eine der zu Portugal gehörigen Azoren (s. d.), hat einen Flächeninhalt von $10^1/_2$ Q.-M. und wird von nahezu 40000 E. bewohnt. Fast allenthalben von steilen Lavafelsen eingeschlossen, ist die Insel nur an wenigen Stellen zugänglich, die durch Festungswerke gedeckt werden. Wie die übrigen Azoren ist auch T. vulkanischer Natur. 1761 bildete sich im Innern der Insel der Vulkan Bagacina-Pic, der noch jetzt Rauch und Gas ausströmt; seit dieser Zeit wird die Insel von Erdbeben heimgesucht. Der Boden ist sehr fruchtbar. Die Hochebenen der Gebirge haben herrliche Weiden und blühende Rindviehzucht. Nicht unbeträchtlich ist die Erzeugung von Weizen, Mais und Wein. Letzterer bildet mit dem Bauholz und der Orseille den wichtigsten Ausfuhrartikel. Hauptstadt der Insel und des ganzen Archipels ist Angra (s. d.), mit (1863) 11839 E. König Philipp II. von Spanien vermochte T. erst 1583 zu erobern, nachdem er schon 1580 Portugal in seine Gewalt gebracht hatte. In neuester Zeit blieb T. in

dem Kampfe zwischen Donna Maria und Dom Miguel um die portug. Krone der erstern treu und widerstand allen Angriffen des letztern. 1829 errichtete deshalb Villaflor (der spätere Herzog von T.) hier eine Regentschaft im Namen der jungen Königin, und 1832 sammelte hier Dom Pedro die Streitkräfte, mit denen er seinen Bruder Dom Miguel in Portugal angriff.

Tereblathus, s. Pistacien.

Terek, ein durch Länge, Breite und Wasserfülle bedeutender Strom des Kaukasus, insbesondere des russ. Gouvernements Stawropol oder Ciskaukasien, entsteht auf den Tscherkbergen unweit des 15524 F. hohen Kasdek und der Quellen des gegen Süden nach Georgien fließenden Aragwi, durchströmt in einem tiefen, engen Thale das Hochgebirge und die Kabarda in nordwestl. Richtung, erreicht bei Jekaterinogrod die Ebene, wendet sich dann ostwärts über Mosdok (567 F. hoch), Naurskaja und Tscherwlennaja, zuletzt gegen Nordosten über Kisljar und mündet nach einem Laufe von 67 M. in das Kaspische Meer. Von Kisljar an, wo sich der Strom in drei Hauptarme theilt, bildet er ein großes, bis 15 M. breites sumpf- und wiesenreiches Delta, zum Theil von tatar., zum Theil von kalmück. Nomaden bewohnt, die hier ein reiches Weideland für ihre Heerden finden. Der südl. oder Hauptarm, Neuer T. genannt, mündet in die von einer, gegen Norden gerichteten Landzunge (Kosa-Utsch) begrenzte Agrachanbucht, die 7 M. lang ist. Schiffbar ist der T. nirgends, da er im obern Laufe zu reißend, im untern seine breiten Arme verschlämmt und zu seicht sind. Zwischen dem T. und der Kuma liegt die sog. Terekſche Steppe, ein Abhang des Kaukasus, mit dürrem, salzigem Boden, Salzplätzen und wenigen Kräutern. Terekſche Linie oder Terekſtraße heißt eine Reihe kleiner Festungen, welche längs des T. von Mosdok aufwärts bis an die Gebirgspforte Dariel, den Hauptpaß des mittlern Kaukasus, von wo man südwärts zur Tiflisstraße nach Georgien hinabsteigt, reichen und zur Sicherung des Landes und des Handels gegen die Gebirgsvölker von den Russen angelegt sind. Dazu gehört besonders Wladikaukas, in 2301 F. Seehöhe, mit schönen Kasernen, großem Hospitale, Kirche und großen Küchengärten. Von dem T. hat der Terſche Landstrich oder das Gebiet des T. in der kaukas. Statthalterschaft seinen Namen, das 1862 auf 909,62 Q.-M. 393020 E. zählte, darunter 112374 Christen. Die einzige Stadt desselben ist das erwähnte Wladikaukas mit 3558 E.

Terentianus Maurus, ein lat. Grammatiker, nach der gewöhnlichen Ansicht vom Ende des 1. Jahrh. v. Chr., nach Lachmann vom Ende des 3. Jahrh., verfaßte eine lat. Metrik in Versen unter dem Titel «De literis, syllabis, pedibus et metris». Die Theorie eines jeden Metrums wird je in diesem selbst dargestellt, nicht eben geistreich, aber faßlich und praktisch, daher das Buch auch bei den Alten viel galt. Neuere Ausgaben sind die von Santen und Lennep (Utr. 1825) und Lachmann (Berl. 1836).

Terentius, der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das in den Magistratsfasten nur selten, zuerst aber 380 v. Chr. mit dem consularischen Kriegstribunen Cajus T. erscheint. — Bekannt ist namentlich Cajus T. Varro, der Sohn eines Fleischers, durch die Gunst des Volks, die er als Sachwalter erwarb, zur Quästur, Aedilität und 248 zur Prätur befördert und, nachdem er den Gesetzvorschlag des Tribunen Metilius, der dem Magister Equitum Minucius gleiche Gewalt mit seinem Dictator Fabius Cunctator verlieh, eifrig empfohlen hatte, für 216 mit Lucius Aemilius Paulus zum Consul gewählt. Durch seine Schuld kam es zur Niederlage bei Cannä (s. d.), aus der er sich nach Venusia rettete. Als er nach Rom zurückkehrte, dankte ihm der Senat, daß er nach dem Verluste der Schlacht nicht an der Rettung des Staats verzweifelt; auch wurde ihm noch mehrmals im zweiten Punischen Kriege die Befehlshaberschaft mit proconsularischer und proprätorischer Gewalt anvertraut. 202 befand er sich unter den Gesandten, die zu Philipp von Macedonien, 200 unter denen, die nach Karthago geschickt wurden. — Durch Adoption ging in das Terentische Geschlecht der Bruder des Lucius Licinius Lucullus, Marcus Licinius Lucullus (s. d.), über, der sich dann Marcus T. Varro Lucullus nannte. — Aus dem Terentischen Geschlecht stammte Cicero's erste Gattin, Terentia, eine Frau von entschiedenem, festen:, aber auch herrischem und schroffem Charakter, die ihm zwei Kinder, Tullia und Marcus, gebar und von der er sich nach mehr als 30jähriger Ehe 46 v. Chr. trennte, nicht, wie seine Gegner sagten, aus Neigung zu der jungen und reichen Publilia, die er bald darauf heirathete, sondern weil er in seiner Abwesenheit von ihr übervortheilt zu sein glaubte. Daß sie sich dann mit Sallustius und nachher mit Messala Corvinus verheirathet habe, ist eine unverbürgte Nachricht. Sie starb in dem hohen Alter von 103 J. — In der röm. Literaturgeschichte sind drei T. berühmt, der Dramatiker Publius Terentius (s. d.) Afer, der, als

ihn sein Herr, der Senator Terentius Lucanus, freiließ, in das Geschlecht eintrat; der gelehrte Marcus Terentius Varro (s. d.) aus Reate und der epische und satirische Dichter Publius Terentius Varro, geb. 82 v. Chr., von seinem Geburtsort, dem Flecken Atax im Narbonensischen Gallien, Atacinus benannt.

Terentius (Publius), mit dem von seinem Geburtslande genommenen Beinamen Afer, röm. Lustspieldichter, mit Plautus (s. d.) der Hauptvertreter der sog. Fabula palliata, der Komödie, die ihre Stoffe aus dem griech. Leben nahm, beziehungsweise einfache griech. Originale übertrug. T. wurde in Karthago um das J. 194 v. Chr. geboren. In frühester Jugend kam er nach Rom als Sklave eines Senators Terentius Lucanus, von dem er freigelassen wurde, womit der Sitte gemäß die Annahme des Namens des Freilassers verbunden war. Er widmete sich nun der komischen Bühnendichtung. Durch diese Thätigkeit kam er in Verkehr mit dem Kreise des jüngern Scipio Africanus und Lälius, der in der damaligen röm. Gesellschaft die literarischen Bestrebungen und die Tendenz repräsentirte, die lat. Sprache zum Organ einer gebildeten Conversation und Literatur zu machen, ihr Urbanität zu geben. Dieser Charakter der Urbanität sowie die der griech. Regel adäquatere Metrik ist auch das einzige originelle Element bei T. und war den Zeitgenossen bei ihm, dem Fremden, so auffallend, daß sie jene Eigenschaft der Mitarbeiterschaft seiner vornehmen Freunde zuschrieben. Gegen diesen Vorwurf vertheidigte sich der Dichter selbst in dem Prologe zu den «Adelphi». In Stoff und Gedanken ist T. ganz abhängig von seinen griech. Originalen Menander und Apollodor, nur daß er das Verfahren der sog. Contamination viel mehr noch als seine Vorgänger auf dieselben anwandte. Demgemäß arbeitete er zwei griech. Stücke ähnlichen Inhalts in eins zusammen und erhielt dadurch mehr Personen, mehr Handlung und mehr Verwickelung, aber zum Theil auch etwas Mosaikartiges. Auch sah er sich genöthigt, dieses Verfahren im Prologe zur «Andria» zu vertheidigen. Der originelle und derbe Witz des Plautus ist bei ihm ersetzt durch glatte und elegante Ausdrucksweise. Seine Personen erfreuen sich einer gewissen humanen Mittelmäßigkeit und ergehen sich gern in Sentenzen, sodaß ihnen auch diese Eigenschaften, statt eines nationalen, vielmehr ein kosmopolit. Gepräge geben. T. wurde daher nicht nur im Mittelalter viel gelesen und von der Nonne Roswitha (s. d.) nachgebildet, sondern steht auch der Neuzeit näher als Plautus. Die Zahl seiner Komödien beläuft sich nur auf folgende sechs: «Andria» (das Mädchen von Andros), «Eunuchus», «Heautontimorumenos» (der sich selbst Quälende, Charakterisirung der Hauptperson), «Adelphi» (die ungleichen Brüder), «Phormio» (der Parasit des Stücks), «Hecyra» (die Schwiegermutter). Weitere Thätigkeit wurde dem T. durch einen frühen Tod abgeschnitten. Er starb 155 auf einer Reise nach Griechenland, die wahrscheinlich einen literarischen Zweck hatte; doch sind die nähern Angaben darüber widersprechend. Unter den Ausgaben ist epochemachend die von Bentley (Cambr. 1726). Neuere Ausgaben veröffentlichten K. Klotz (2 Bde., Lpz. 1838—40) und Fleckeisen (2 Bde., Lpz. 1862). Neuere Uebersetzungen gaben Jakob (Berl. 1825) und Donner (2 Bde., Lpz. 1864).

Terentius Varro, s. Varro (Marcus Terentius).

Termin (vom lat. terminus, Grenze) ist in der Rechtssprache eine bestimmte Zeit, zu welcher oder bis zu welcher etwas geschehen muß. Es heißt demnach so bald die zu einem bestimmten Einvernehmen mit den Parteien oder zu einer Rechtshandlung, z. B. einer Eidesleistung, anberaumte Tagfahrt, bald der Endpunkt einer Frist (s. d.), binnen welcher von einem Vorbehalte Gebrauch zu machen oder einer gerichtlichen Auflage zu genügen ist. Wer einen T. im ersten Sinne nicht abwartet, ist ungehorsam (s. Contumaz) und zieht sich damit die vom Gesetz bestimmten und die in der Vorladung (s. Citation) ausdrücklich angedrohten Rechtsnachtheile zu. Bleiben beide Theile aus, so ist der T. hinterzogen (circumductus) und es kommen wenigstens die angedrohten Strafen des Ungehorsams nicht zur Anwendung. Im Strafprocesse wird für die Hauptverhandlung ebenfalls ein T. anberaumt.

Termini oder Termini-Imerese, eine der lebhaftesten Landstädte Siciliens, Hauptort eines Districts (28,95 Q.-M. mit 113106 E. im J. 1861) in der Provinz und 4,8 M. im Ostsüdosten von Palermo, liegt an der Eisenbahn und unweit östlich von der Mündung des Fiume San-Lionardo, in einer sehr fruchtbaren Gegend, auf und an beiden Seiten eines Vorgebirgs. Der Ort ist im obern Theile vom Adel, an der Ostseite von den Handeltreibenden bewohnt, hat mehrere reichverzierte Kirchen, zwei Hospitäler, ein Versorgungshaus für Frauen, ein Collegium, einen guten Hafen und sehr besuchte, wohleingerichtete Bäder, theils eisenhaltige, theils Schwefelthermen von 33° R., und zählt 25780 E. (als Gemeinde 26193), welche die besten Maccaroni (pasta) Siciliens bereiten sowie Fischfang und Handel mit Getreide, Oel,

Oliven und andern Landesproducten treiben. Die Thermen oder heißen Quellen und Bäder, welche schon Pindar (gest. 442 v. Chr.) erwähnt, gehörten der auf dem linken Ufer des Himera oder jetzigen Fiume San-Lionardo gelegenen griech. Stadt Himera (s. d.) an. Als diese Stadt 409 von den Karthagern zerstört worden war, gründeten dieselben eine neue Stadt und bevölkerten sie mit den Resten der Himeräer und mit Afrikanern. Die Karthager behaupteten den Ort bis 252 v. Chr., wo ihn die Römer wegnahmen. Die neue Stadt Thermae oder Thermae Himeraeae, das jetzige T., wurde von den Römern sehr bevorzugt. Dieselbe behielt ihre eigene Verfassung und Gesetzgebung, wurde von Augustus zur röm. Colonie erhoben und gelangte zu Wohlstand. Auch im Mittelalter war sie nicht ohne Bedeutung. Der Angriff Robert's von Neapel auf Sicilien, 1338, brach sich an den festen Mauern ihres Castells, welches erst 1860 zerstört wurde. Von Alterthümern sind die Grundlagen eines röm. Baues auf dem Piano di San-Giovanni bloßgelegt. Die schöne Aqua Cornelia, eine röm. Wasserleitung, südöstlich von der Stadt, wurde 1438 zerstört. Auf einem Felsenhange über dem Fiume San-Lionardo, 4/5 M. südwestlich von T. entfernt, liegt das Städtchen Caccamo mit 7233 E., von wo aus der im Osten gelegene San-Calogero erstiegen wird, ein 2803 F. hoher steiler Berglegel, der wegen seiner herrlichen Aussicht berühmt ist.

Terminismus (vom lat. terminus, Grenze, Ziel) wird oft mit Determinismus (s. d.) gleichbedeutend gebraucht. Seit dem 17. Jahrh. bezeichnete man mit T. die Lehre einiger Theologen, daß Gott dem Menschen einen bestimmten Termin zur Besserung gesetzt habe, nach dessen Ablauf die Vergebung und Seligkeit verwirkt sei. Man nannte die Theologen, welche dies lehren, Terministen.

Terminologie ist der Inbegriff der in einer Wissenschaft oder Kunst gewöhnlichen Kunstworte, also die Kunstsprache. So nothwendig diese T. in den Gewerben, Künsten und Wissenschaften sich von selbst erzeugt, und so nützlich sie zu kurzer Verständigung der Berufsgenossen untereinander ist, kann sie doch durch stetes Abändern und Anhäufen von neuen Ausdrücken auch zu einer Last werden.

Terminus (die Grenze) hieß bei den Römern der Gott der Grenzen sowol des Privateigenthums als des Staats. Diesem Gotte galt das Fest der Terminalien am 23. Febr., an welchem ihm an der ältesten Stadtgrenze beim sechsten Meilensteine geopfert wurde. Von Staats wegen hatte er ein Heiligthum auf dem Capitol, bestehend im Symbol des Grenzsteins. Als beim Bau des Capitolinischen Tempels die vorher dort befindlichen Heiligthümer eganguirt wurden, soll T. sich geweigert haben, seinen Platz zu räumen. Der heilige Stein wurde deshalb in den Jupitertempel mit eingeschlossen und über ihm eine Dachöffnung gelassen, weil T. unter freiem Himmel verehrt werden sollte. — Terminiren (über die Grenze betteln gehen) nennt man das Einsammeln der Bettelmönche.

Termiten (Termes) oder Weiße Ameisen heißt eine in den Tropenländern heimische, den Geradflüglern (Orthoptera) zugezählte Insektenfamilie mit perlschnurförmigen Fühlern und viergliederigen Füßen. Sie bilden förmliche Staatengesellschaften, und man unterscheidet bei ihnen drei Arten von Individuen: Geschlechtliche (Männchen und Weibchen) mit vier hinfälligen Flügeln, und ungeschlechtliche, ungeflügelte, in zwei Formen: Soldaten mit großem, breitem Kopf, und langen kräftigen Kinnladen, welche den Bau vertheidigen, und Arbeiter mit kleinem Kopf, und kleinen, verborgenen Kinnladen. Die Weibchen (Königinnen), nur wenige an Zahl, schwellen im trächtigen Zustande zu einer Größe von mehrern Zollen an und legen in 24 St. an 80000 Eier. Die T. scheuen das Licht, nisten daher unter der Erde oder in hohlen Baumstämmen, in die sie Gänge höhlen, oder bauen aus Holzmehl und Lehm feste, 12 F. hohe und an der Basis 5—6 F. dicke Kegel, die, inwendig mit zahllosen Gängen und Kammern versehen, Millionen Individuen bergen. Zur Nahrung dienen den T. alle vegetabilischen Stoffe. Indem sie das Holzwerk inwendig aushöhlen, zerstören sie Geräthschaften und Häuser (so 1814 den Präsidentschaftspalast in Kalkutta), vertilgen Magazine und Bibliotheken und haben auf Jamaica und Martinique ganze Zuckerernten vernichtet. Gegen die Verwüstungen ihrer ungeheuern Schwärme, deren Banten in Westafrika und Südamerika den Dörfern der Ureinwohner ähneln, kennt man kein sicheres Mittel. Ungelöschter Kalk in die aufgegrabenen Höhlen geschüttet, vertreibt nur eine geringe Zahl. Dagegen stellen ihnen manche Thiere, z. B. die Ameisenfresser, eifrig nach. Auch werden sie von Negern und Indianern gegessen, ihre verlassenen Banten zu Backöfen und das von ihnen zerarbeitete Holz zu Zunder benutzt. Die bekanntesten Arten sind die kriegerischen T. (T. bellicosum) in Ostindien und Afrika, und die zerstörenden T. (T. destructor) im tropischen Amerika. Europa besitzt wenige, zum Theil eingeschleppte Arten.

Ternate, ſ. Molukken.

Ternaux (Guillaume Louis, Baron), einer der Hauptbegründer der neuern Indu Frankreich, wurde 8. Oct. 1763 zu Sedan geboren. Er erlernte bei ſeinem Vater die Ha und übernahm als Jüngling von 15 J. mit großem Erfolge deſſen Geſchäft. Als die Rev ausbrach, erklärte er ſich für dieſelbe, ließ jedoch 1790 eine Schrift «Voeu d'un patric les assignats» erſcheinen, in welcher er ſich gegen das Papiergeld ausſprach. Später ver er ſich in Lafayette's Verſuche, Thron und König zu retten, und mußte deshalb 1793 in land flüchten. Unter dem Directorium kehrte er nach Frankreich zurück, wählte Pari Aufenthaltsorte und begründete nun über das ganze Land Manufacturen und Fabrike geachtet ſeiner unermeßlichen Geſchäfte widmete er ſich auch den öffentlichen Angelege Wiewol er gegen das Conſulat auf Lebenszeit und gegen die Errichtung des Kaiſerthro ſtimmt, achtete ihn Napoleon doch und ſuchte ihn auszuzeichnen. Durch die Kriege des reichs verlor T. Millionen. Doch verdoppelte er ſeine Thätigkeit und wußte ſeinen Credi ſeine großen Etabliſſements im Auslande, zu Neapel, Cadiz, Livorno, Genua und Pete aufrecht zu erhalten. Nach der Reſtauration wendete er ſich entſchieden den Bourbons zu. rend der Hundert Tage hielt er es deshalb für gerathen, nach Belgien zu gehen. Nach der Reſtauration wurde er von der Regierung bei allen induſtriellen Fragen zu Rathe gezoge in dem Hungerjahre 1816 die Anlegung von Getreidemagazinen nicht glücken wollte, l auf ſeinen Gütern ſelbſt Silos an, die im folgenden Jahre der Bevölkerung ſehr zugute Auch erfand er aus Kartoffelmehl und Knochengallerte eine billige und nährende Suppe. trat T. für das Departement Eure in die Kammer, bewies ſich aber ſo ſelbſtändig, d Miniſter 1823 ſeine Wiedererwählung hinderten. Paris ſendete ihn 1827 wieder in die mer, wo er ſich jetzt völlig der Oppoſition anſchloß. Als einer der 221 Unterzeichner rühmten Adreſſe nahm er thätigen Antheil an der Julirevolution von 1830. Die Lag Geſchäfte, die bei den Ereigniſſen außerordentlich gelitten hatten, zwang ihn indeſſen, polit. Thätigkeit zu verzichten. Mit großer Ausdauer und Reſignation gelang es ihm, einigen Jahren ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen und die Ordnung herzuſtellen. Er ſtar auf 2. April 1833. T. führte zuerſt in Frankreich Spinnmaſchinen ein, verbeſſerte die zucht, die Weberei in Wolle und Baumwolle und begründete die Fertigung von ſeinen S Auch verdankt ihm die Mechanik viele treffliche Erfindungen.

Terne, ſ. Lotto.

Terni, eine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreiſes in der ital. Provinz U (Perugia), im fruchtbaren Nerathale, der Geburtsort des Geſchichtsſchreibers und des R Tacitus, iſt noch gegenwärtig berühmt durch ſeine Denkmäler aus der Römerzeit. Sie w Colonie der Latiner und hieß bei ihnen Interamna von der Lage zwiſchen zwei Armen der Etwa 2 St. davon iſt der 200 F. hohe Fall des Velino in die Nera, der unter dem N Caduta delle Marmore als eine der ſchönſten und großartigſten Cascaden Europas beka Noch ſieht man in T. das Werk des Marcus Curius Dentatus, der hier 270 v. Chr Marmorfelſen durchſchneiden ließ, um die Sümpfe auszutrocknen und dem Velino einen Abfluß zu geben. Papſt Clemens VIII. ließ 1596 unter Fontana's Leitung den alten des Curius wieder eröffnen und erweitern. Die Stadt, welche noch manche Alterthümer eine Kathedrale, mehrere Paläſte und eine angenehme Lage hat, iſt der Sitz eines Biſchofs Unterpräfectur, eines Gymnaſiums und einer techniſchen Schule und zählt (31. Dec. 9116, als Gemeinde 14663 E., die viel Oel- und Weinbau treiben. In der Nähe v 27. Nov. 1798 die Neapolitaner von den Franzoſen geſchlagen.

Terpander (griech. Terpandros), aus Antiſſa auf der Inſel Lesbos, war einer der i und bedeutendſten griech. Muſiker, der auf die Ausbildung der muſikaliſchen Kunſt, des S ſpiels und der Compoſition von Liedern ernſtern wie heitern Inhalts, die von einzelnen S beim Cultus oder bei Mahlzeiten vorgetragen wurden (Nomen und Skolien), den weſent Einfluß geübt hat. Unter ſeinen zahlreichen muſikaliſchen Neuerungen tritt beſonders di mehrung der Zahl der Saiten der Kithar von vier auf ſieben hervor. Der Hauptſchauplat Thätigkeit war Sparta, wo er als Begründer der geſetzlich anerkannten muſikaliſchen Or die mit dem Göttercult und mit der Jugenderziehung im engen Zuſammenhange ſtand, bet wurde. Als Zeit ſeiner Wirkſamkeit nimmt man gewöhnlich die erſte Hälfte des 7. v. Chr., von 670—650, an; allein richtiger ſcheint die Anſicht derjenigen, welche ihn e ganzes Jahrhundert früher, um den Beginn der Olympiadenrechnung, anſetzen. Von de antiker Weiſe von ihm ſelbſt gedichteten Texten ſeiner Compoſitionen ſind uns nur ſp

Bruchstücke erhalten, welche man in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Lpz. 1867) gedruckt findet.

Terpentin (entstanden aus Terebinthina) nennt man ein mehr oder minder dickflüssiges Harz, das aus verschiedenen Nadelholzstämmen durch Einschnitte gewonnen wird oder auch durch Aufbersten der Rinde von selbst ausfließt (wie z. B. bei der Edeltanne durch Zerplatzen der sog. Harzbeulen der Rinde). Er hat eine gelbliche oder grünliche Farbe, einen eigenthümlichen Geruch und scharfen, bittern Geschmack. Man unterscheidet im Handel verschiedene Sorten, deren Güte sich nach dem Baume richtet, von dem sie gewonnen werden. Die billigste und ordinärste Sorte ist der gemeine T., der von der gemeinen Kiefer (Pinus sylvestris) gewonnen wird. Feiner und durchsichtiger sind der strasburger T. von der Weißtanne und der französische oder T. von Bordeaux, den man von der Strandkiefer (P. maritima) erhält. Diesen steht nahe der T. von Boston, welchen die langnadelige Kiefer (P. australis) liefert. Die feinsten Sorten sind der venetianische T. vom gemeinen Lärchenbaume (Larix europaea) und besonders der canadische Balsam von der Balsamtanne (Abies balsamea). Die allerbeste Sorte würde der cyprische oder chiische T. sein, wenn er im Handel nicht so selten unvermischt vorkäme. Dieser stammt jedoch von keinem Nadelholz ab, sondern von der Terebinthenpistacie. (S. Pistacien.) Die feinen T. sind officinell, werden jedoch selten innerlich, häufiger als reizendes Mittel in Form von Pflastern und Salben angewendet. Außerdem benutzt man die gröbern zu verschiedenen technischen Zwecken. Durch Destillation gewinnt man daraus das flüchtige, farblose, starkriechende Terpentinöl, das ebenfalls als Arzneimittel und zu gewerblichen Zwecken dient, und von dem man im Handel drei Sorten unterscheidet, das deutsche, französische und englische. Ersteres wird aus dem gemeinen und strasburger T., das zweite aus dem T. von Bordeaux, das dritte aus dem T. von Boston bereitet. Aus den bei seiner Destillation gebliebenen und geschmolzenen Rückständen erhält man das Kolophonium (s. d.) oder Geigenharz.

Terpentinbaum, s. Pistacien.

Terpsichöre, d. h. die Tanzfrohe, eine der neun Musen (s. d.), welcher bei der spätern Vertheilung der Musenämter die Tanzkunst und der Chorgesang zugetheilt wurde.

Terra firma, d. h. festes Land, im Gegensatz der Inseln, ist eine Benennung, die man vorzugsweise zwei verschiedenen Landstrichen gegeben hat. Zuerst hießen Terra firma oder il dominio Veneto alle Landschaften auf dem festen Lande Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten, nämlich das Herzogthum Venedig, die venetian. Lombardei, die treviser Mark, das Herzogthum Friaul und Istrien. Dann verstand man unter Terra firma (im Spanischen Tierra firme) die große Landschaft in Südamerika, welche an das Mar del Nord, an Peru, das Amazonenland, an das Mar del Sud und die Landenge von Panama grenzt und auch unter dem Namen Südamerikanisches Neucastilien bekannt war. Die Spanier besaßen darin Neuandalusien oder Paria, Venezuela, Rio de la Hacha, St.-Martha, Carthagena, Terra firma im engern Verstande, Popayan und Neugranada. Zu dieser Terra firma hatten die Spanier noch ihren Antheil an Guiana hinzugefügt. Im engern Sinne begreift Tierra firme die Landenge bis nach Panama hin, zwischen den Meerbusen von Darien und Panama.

Terra santa, d. i. Heiliges Land, nennt man einen Complex von 16 oder 17 kath. Klöstern, welche, an den durch die Legende geheiligten Stätten in und um Jerusalem sowie überhaupt in Palästina, dann aber auch in den wichtigern Städten Mittel- und Nordsyriens, ja auch auf Cypern, in Aegypten, in Smyrna und Konstantinopel gelegen, sich im ausschließlichen Besitz des Franciscanerordens befinden und eine große Anzahl kirchlicher oder Wohlthätigkeitszwecken gewidmeter Anstalten, als Hospizien (Pilgerhäuser), Schulen und Hospitäler, unterhalten. Die Terra santa, deren Ursprung bis in das 14. Jahrh. hinaufreicht, genießt einer abgesonderten und unabhängigen Verwaltung ihrer nicht unbedeutenden Einkünfte unter einem je auf 6 Jahre frei gewählten Vorsteher, welcher im St.-Salvatorkloster zu Jerusalem residirt und den Titel Pater Custos des Heiligen Grabes oder Pater reverendissimus führt. Demselben steht ein Ausschuß, il sagro discretorio, zur Seite, dessen wichtigste Mitglieder der Vicar des Pater Custos und der Pater Procurator oder Schatzmeister sind. Nach altem Herkommen muß der Pater Custos immer der ital., der Pater Procurator der span. und der Pater Vicar der franz. Nationalität angehören. Der deutsche Katholicismus, durch seine höhere Bildung diesen Kreisen längst entfremdet, hat keine besondere Vertretung. Die Ansprüche der Terra santa auf im Besitz der Griechen und Armenier befindliche Heiligthümer riefen im J. 1851 und 1852 den sog. Streit um die Heiligen Stätten hervor, welcher durch die Einmischung der Schutzmächte (Frankreichs von kath. und Rußlands von griech. Seite) am Ende den Krimkrieg nach sich zog.

Terracina, Grenzstadt des Kirchenstaats gegen die neapolit. Provinzen des Königreichs Italien, an der Via Appia und an dem Golf von T. des Mittelmeers, wurde als Anxur von den Volskern gegründet. Noch sieht man hier die malerischen Reste eines Castells Theodorich's des Ostgothenkönigs und einer mittelalterlichen Burg in schöner Lage. Die Stadt gehört zur Provinz Frosinone, ist der Sitz eines Bischofs und hat 7000 E. und einen Hafen. Die Nähe der Pontinischen Sümpfe hat auf die Luft einen schlimmen Einfluß, wenngleich seit den großen, unter Pius VI. unternommenen Arbeiten die Umstände sich vielfach gebessert haben. Die Kathedrale, für welche Canova sein letztes Werk, eine Pietà, arbeitete, steht auf den Trümmern des Jupitertempels, von welchem noch viele Reste vorhanden sind. Von T. aus kann man den Monte-Circello besuchen, das Vorgebirge der Circe alter Zeit, mit dem Städtchen San-Felice.

Terracotta (gebrannte Erde) ist der gemeinschaftliche Name für eine sehr viel umfassende Klasse alter Ueberreste der Töpferkunst, die von frühester Zeit an fast allenthalben betrieben wurde. In den Gegenden Asiens, wo die Geschichtschreibung die Anfänge der Cultur hinverlegt, Babylonien, Chaldäa, Assyrien, ist die Thonerde von Natur mit leicht sich verglasenden Weinstein- und Natronsalzen vermischt, sodaß man die Kenntniß der Glasur für ebenso alt halten muß als die Erfindung der Töpfereien selbst. Die mythische Kunstgeschichte der Griechen läßt die Töpferkunst von dem Athenienser Korõbos oder von dem Korinthier Hyperbios erfinden; allein die Kunstdenkmale Aegyptens bezeugen, daß sie lange vor der Gründung Athens und Korinths bei den Aegyptern blühte. Man kennt wenig größere ägypt. Arbeiten aus gebrannter Erde, besitzt aber viele in Gräbern gefundene kleine Figuren von blau- und grünglasirtem Thon, und unter den assyr. Alterthümer sind ebenfalls Figürchen aus gebrannter Erde. Wahrscheinlich wurde die Thonplastik in der durch ihren Land- und Seehandel reichen Töpferstadt Korinth, wenn auch nicht erfunden, wenigstens am glücklichsten betrieben. Die irdenen Reliefs und Statuen der Korinther waren nicht minder geschätzt als ihre Gefäße, und als eine röm. Colonie die von Mummius zerstörte Stadt wiederaufbaute, suchte man ebenso begierig und eifrig nach Werken aus Töpferthon, als nach Gegenständen aus kostbarem Material. Plinius läßt die Thonplastik von Korinth nach Tarquinii hinkommen mit Demaratos und seinen Gefährten. Doch darf man wol annehmen, daß die Etrusker den ersten Gedanken zu ihren Arbeiten dieser Art bei und aus sich schöpfen konnten, wenn sie nicht etwa die Thonplastik, wie die Töpferkunst, zur Zeit der von Herodot berichteten uralten Wanderung aus Asien mitgebracht hatten. Gewiß ist, daß in Etrurien Reliefs, Statuen, Viergespanne oder einfachere Ornamente aus Thon gearbeitet wurden, die in den Giebelfeldern, auf den Akroterien und an andern Theilen der Tempel ihre Stelle fanden. Rom, welches die Macht der Etrusker brechen sollte, borgte zuerst von ihnen Staatsanstalten und Kunstproducte. Tarquinius der Aeltere, Sohn des nach Etrurien geflüchteten korinth. Demaratos, der, von den Römern zum König ausgerufen, die Stadt Rom verschönerte, ließ aus Etrurien einen Künstler berufen, um ihm eine in den capitolinischen Tempel zu weihende Jupiterstatue von Thon zu verfertigen, die man bei festlichen Gelegenheiten mit Mennige anzustreichen pflegte. Aus Thon waren auch die auf dem Giebel des ebengenannten Tempels aufgestellten Viergespanne. Nach den Etruskern hatten die Römer die Griechen zu Lehrern. Plinius spricht von zwei griech. Künstlern, Damophilos und Gorgasos, die zugleich Thonbildner und Maler waren, und in dieser doppelten Eigenschaft den 261 v. Chr. geweihten Tempel der Ceres, des Liber und der Libera, beim Circus maximus, verzierten. Aus einem Briefe Cicero's an Atticus sieht man, daß zu seiner Zeit die irdenen Reliefs ein Handelsartikel waren. Cicero bittet seinen Freund, ihm welche von Athen zu schicken für die Ausschmückung seines Atrium. Diese Reliefs wurden nach einem mit der Hand gearbeiteten Modell abgegossen und beliebigemal wiederholt. Von solchen Gußformen sind mehrere auf uns gekommen. Die Werke aus gebrannter Erde waren häufig bemalt, und bei vielen finden sich sehr deutliche Spuren von Farben. Andere hatten blos einen farbigen Hintergrund, von welchem sich die Figuren abhoben. Ueberreste antiker T. hat man in Aegypten, Kleinasien, Griechenland, Italien, Sicilien gefunden, und die meisten Antiquitätensammlungen enthalten eine beträchtliche Anzahl von Reliefs, Statuen und Geschirren aus gebrannter Erde. Das Museum in Neapel hat den Vorzug, einige lebensgroße Figuren zu besitzen. Bisher hatte jedoch das Britische Museum die schönste Sammlung von Basreliefs, die größtentheils aus dem Towuley'schen Cabinet und einige aus dem Museum des Sir Hans Sloane herstammen. Seitdem aber die franz. Regierung 1862 die Sammlung des Marquis Campana zu Rom angekauft, von welcher gerade diese Folge den merkwürdigsten Bestandtheil bildete, hat der Louvre in dieser Beziehung das Britische Museum nicht mehr zu beneiden. Die Campana'sche wie die Towuley'sche Sammlung war vorzüglich reich an Basreliefs, die sowol an und für sich,

hinſichtlich ihres Kunſtwerthes und ihrer Wichtigkeit für die Geſchichte der Plaſtik, als auch in ihrer Eigenſchaft von Wiederholungen verloren gegangener Werke der antiken Sculptur ein großes Intereſſe darbieten. Vgl. Combe, «Description of the collection of ancient terracottas in the British Museum» (Lond. 1810, mit 40 Kupfern); Séroux d'Agincourt, «Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite» (Par. 1814); Campana, «Antiche opere in plastica» (Rom 1842, mit 80 Tafeln).

Aus Italien kam die Thonplaſtik nach Gallien und Britannien, an den Rhein und die Donau, wo die ausgegrabenen Fabrikate den Beweis liefern für die Geſchicklichkeit der officinae figulinae, die hier in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung beſtanden. Bei dem Einbruche der Barbaren ſollte jedoch dieſe Induſtrie ihrem Untergange nicht entrinnen. Dieſelbe gab mehrere hundert Jahre kein Lebenszeichen mehr, und das Mittelalter fand ſie beinahe ganz vernichtet. Erſt nach dem J. 1000 begann ein neuer Aufſchwung, und es erfolgte nach einem ſo langen Schlummer auch das Wiedererwachen und der Fortgang der Töpferkunſt. Aber die einfach gebrannte Töpferarbeit war um dieſe Zeit ſehr unvollkommen; ſie bot nur noch ſchwere, barbariſche Formen und ließ das Waſſer durchſickern. Nun ſuchten und fanden die Töpfer wieder eine Glaſirung für das Waſſerdichtmachen der Gefäße; auch buntglaſirte Dachziegel und Bodenfliefen waren ein eigenthümliches Ornament des Aeußern und Innern vieler Kirchen des roman. und goth. Stils. Nach dieſem erſten Schritte blieb die Kunſt lange ſtehen; ſodann zeigt ſich ein neues Vorangehen. An die Stelle des Firnis oder durchſichtigen Glaſes ſetzte man ein undurchſichtiges Glas, d. h. den Schmelz. Dieſer Schmelz ward als Glaſur auf Stücke aus Thon angewendet, und ſo erfand man die Fayence (ſ. d.). Der florentiniſche Bildhauer Luca della Robbia (ſ. d.) wurde im 15. Jahrh. der Schöpfer einer neuen Gattung der Plaſtik, beſtehend in Bildwerken aus gebranntem Thon, die nicht, wie auch ſonſt häufig geſchah, bemalt, ſondern weiß oder farbig glaſirt waren und als architektoniſche Ornamente vielfache Anwendung fanden. In Frankreich machte ſich in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. der Glasmaler Bernard Paliſſy (ſ. d.) einen berühmten Namen mit ſeinen buntglaſirten Figuren, Thieren, Vaſen und andern Decorationsſtücken aus gebranntem Thon für die Verzierung der Grotten und Waſſerwerke in fürſtl. Schloßgärten. In den beiden letzten Jahrhunderten abermals vernachläſſigt, wurde die T. erſt in neueſter Zeit wieder vielfach zu architektoniſchen Zierathen und Gliedern angewendet, und den ausgedehnteſten Gebrauch davon machte man an Schinkel's Bauſchule und an der Werderſchen Kirche in Berlin.

Terrain oder *Gelände* bezeichnet in der Militärſprache den Boden mit allen ſeinen unbeweglichen Gegenſtänden. In Bezug auf deſſen Benutzung zu militäriſchen Zwecken iſt ſeine Gangbarkeit, Ueberſicht und taktiſche Bedeutung zu beachten. Demnach unterſcheidet man reines und durchſchnittenes (coupirtes), offenes und bedecktes, ebenes und unebenes T. Dieſe Formen ſind in einer beſtimmten Terrainſtrecke entweder gleichmäßig oder combinirt und wechſelnd, wodurch Terrainabſchnitte, welche verſchiedenartig begrenzt ſein können, Abſchnitte im T. (Bodenabſchnitte, ſchwer zu überſchreitende Gewäſſer, Vertiefungen u. ſ. w.) und Defiléen (ſ. d.) entſtehen. Die einzelnen Terraingegenſtände ſind entweder von natürlicher Bildung (Ebenen, Höhen, Vertiefungen, Gewäſſer, Weichland, Wälder) oder von künſtlicher Bildung (Gebäude und bewohnte Orte; Communicationen: Wege, Straßen, Eiſenbahnen, Dämme, Brücken, Kanäle; Hinderniſſe: Gräben, Gärten, Umfaſſungen u. ſ. w.). Die taktiſche Bedeutung eines Terraintheils wird bedingt durch einzelne Vertheidigungs- oder Stützpunkte, welche ganze Strecken beherrſchen oder ſperren oder Schutz gewähren, durch Vertheidigungslinien und ihre Uebergänge und durch Marſchlinien. Für die Taktik von höchſter Wichtigkeit iſt die Terrainbenutzung; ſie beſteht darin, die Vortheile des T. (Sicherung der Bewegung und Aufſtellung, Deckung gegen feindliche und Begünſtigung der eigenen Waffenwirkung und Einſicht) zu gewinnen und dem Feinde nur deſſen ungünſtige Verhältniſſe zu laſſen. Dieſe Kunſt iſt ſchwer und kann allein durch Kenntniß der Terrainlehre erlangt werden. *Terrainlehre* iſt die Wiſſenſchaft von der Geſtaltung der Erdoberfläche. Sie wird gewöhnlich in reine und angewandte eingetheilt. Erſtere lehrt die Klaſſifikation des T., den Zuſammenhang und die gegenſeitige Abhängigkeit der verſchiedenen Terrainformen und umfaßt die Orographie nebſt der Geognoſie und die Hydrographie, endlich die Topographie. Die angewandte Terrainlehre gibt die Unterſuchung (ſ. *Recognoſciren*) des T., die Terraindarſtellung durch Karten, Pläne und Berichte und die Terrainbenutzung an und greift daher weſentlich in die Taktik und Strategie ein, ſodaß ſie als beſondere Lehre kaum aufzufaſſen iſt. Als Wiſſenſchaft harrt die Terrainlehre noch immer einer dem Standpunkte der Gegenwart vollkommen entſprechenden Behandlung. Anleitung dazu geben, außer den Werken über Taktik: Reinhardt, «Terrainlehre» (Berl. 1827); O'Etzel, «Terrainlehre» (3. Aufl., Berl.

1850); (Pönitz), «Praktiſche Anleitung zur Recognoſcirung und Beſchreibung des T.» (2. Aufl., Adorf 1855); von Boehn, «Terrainkunde» (Potsd. 1861).

Terraſſe nennt man in der Gartenkunſt eine allmählich aufſteigende Erderhöhung, die oft noch künſtlich mit Steinen, Raſen, Blumen u. dgl. gefaßt iſt. Auch in der Militärſprache bezeichnet man mit dieſem Worte eine höher als andere liegende Ebene, z. B. die obere Fläche eines Thurms, des Donjons u. ſ. w. Terraſſirte Werke kommen hauptſächlich in Bergfeſtungen vor, wo der Wallgang der hinterliegenden ſo beträchtlich höher als der der vorliegenden angelegt iſt, daß man von jenen aus über dieſe hinwegfeuern kann, ohne die Beſatzung der letztern zu beſchädigen.

Territorialſyſtem heißt im Kirchenrechte diejenige Theorie über die Verfaſſung der Kirche, nach welcher einem Landesherrn die volle Ausübung aller Kirchengewalt als ein Ausfluß ſeiner Staatsgewalt zukommt, vermöge deren er die Diener der Kirche, die nur als Staatsdiener gelten können, ein- und abſetzen, Liturgie, Lehre und Glauben nach ſeiner religiöſen Ueberzeugung beſtimmen und ordnen kann, ſofern er dabei nur nicht gegen die Vorſchriften des Chriſtenthums handelt. Das T. ſchließt ſonach das volle Hoheitsrecht des Staatsoberhauptes auch in Kirchen- und Glaubensſachen in ſich und führte zu dem Grundſatze: Weſſen das Land, deſſen der Glaube (cujus regio, ejus religio). Im Grunde nur eine Conſequenz des im 16. Jahrh. allgemein anerkannten landesherrl. Reformationsrechts und der luth. Theorie vom landesherrl. Epiſkopat (ſ. Epiſkopalſyſtem) iſt das T. in ſeiner ganzen Strenge doch erſt gegen die Mitte des 17. Jahrh. ausgebildet worden, zugleich mit der Entwickelung des Staatsrechts und der Erhebung des ſtaatlichen Elements über das kirchliche. Im Weſtfäliſchen Frieden fand es Anerkennung und durch denſelben eine oft ſehr drückende Anwendung. In ſtrenger Conſequenz führt dieſes Syſtem zu einem weltlichen Papſtthume oder zum Cäſareopapat. So wurde es namentlich von Hobbes in den Schriften «De cive» und «Leviathan» entwickelt. In Deutſchland erhielt es eine wiſſenſchaftliche Begründung durch Pufendorf in der Schrift «De habitu religionis ad vitam civilem» (Brem. 1687). Außer von Pufendorf wurde es namentlich von Thomaſius vertheidigt und blieb bis in den Anfang des 18. Jahrh. vorherrſchend, bis ihm das durch Pfaff («De originibus juris ecclesiastici veraque ejus indole», Tüb. 1719) aufgeſtellte Collegialſyſtem (ſ. d.) gegenübertrat. In neuerer Zeit wurde das T. namentlich durch die Hegel'ſche Schule vertheidigt, welche die Einheit des Staats und der Kirche aus dem Begriffe zu entwickeln ſuchte, letztere nur als die religiöſe Beſtimmtheit des erſtern hinſtellte und als eine beſondere Geſellſchaft verſchwinden ließ.

Territorium nannte man im Mittelalter die Amtsbezirke der mit Verwaltung kaiſerl. Hoheitsrechte betrauten Vaſallen oder Beamten. Allmählich gingen dieſe, wie die Aemter ſelbſt, in den erblichen Beſitz ihrer Inhaber über. Dadurch kehrte ſich das Verhältniß um: das Amt oder die Gewalt erſchien als Ausfluß des Territorialbeſitzes, der Beamte ward zum Territorialherrn oder Landesherrn. Früher ſtießen wol verſchiedene ſolche übertragene Gewalten auf einem T. zuſammen, oder es lebten darauf Individuen und Corporationen, welche der Gewalt des Inhabers dieſes T. nicht unterworfen waren, ſondern unmittelbar vom Kaiſer reſſortirten. Die Territorialherren ſuchten aber dieſe Ausnahmeſtellungen auszutilgen und ihre Bezirke zu ſog. geſchloſſenen Gebieten (Territoria clausa) zu machen. Als durch Aufhören des Reichs die einzelnen Landesherren völlig ſouverän wurden, erſchien die Souveränetät ſehr natürlicher Weiſe als gänzlich auf den Beſitz des T. gegründet. Man nennt dieſe ſtaatsrechtliche Anſicht das Territorialprincip. Aus dem Beſitze des Staatsgebiets leitete man die ſog. Territorialhoheit, die Befugniß des Inhabers ab, auf dem ganzen Umfange deſſelben ausſchließlich die geſetzgebende und vollziehende Gewalt zu üben. Territorialpolitik nannte man im alten Deutſchen Reiche jenes Streben der einzelnen Landesherren, ihr T. abzurunden, von der Hoheit des Reichs immer unabhängiger zu ſtellen und zu erweitern. Inſofern die ſpätern deutſchen Könige und Kaiſer zugleich Landesherren waren, theilten ſie nur zu häufig jene Territorialpolitik, ſtatt ihr im Intereſſe der Reichseinheit entgegenzuarbeiten. Eine eigenthümliche Bedeutung erhielt das Wort T. in den Vereinigten Staaten. (S. Territory.)

Territory (im Plur. Territories) heißt das den Vereinigten Staaten von Amerika, dem Bunde als ſolchem, gehörige Landgebiet, das in organiſirtes und in unorganiſirtes zerfällt. Das letztere iſt lediglich Vermögensobject, Eigenthum. Das erſtere aber iſt eine von ſeiner vorgeſetzten Behörde, dem Congreß, mit beſchränkter ſtaatlicher Organiſation verſehenes Gebiet, welches auch den auf civiliſirte, ſtaatliche Zwecke gerichteten Willen einer gewiſſen Bevölkerung vorausſetzt und gewiſſermaßen als ein Staat unter Vormundſchaft gelten kann. Erworben werden Territorien durch Vertrag mit den bisherigen Eigenthümern, wie der jetzt längſt zu Staaten

erhobene ganze Nordwesten diesseit des Mississippi (Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin), oder durch Kauf, wie ehemals Louisiana von Frankreich, Florida von Spanien und neuerdings Alaska von Rußland, oder durch Eroberung und Friedensschlüsse, wie die Besitzungen am stillen Ocean. Die Grundlage für die Organisirung der Territorien bildet noch heute die berühmte Jefferson'sche Ordonnanz vom 13. Juli 1787. Ihre Verfassung muß, wie die der Staaten, eine republikanische sein. Sie genießen die nämlichen Grundrechte, haben aber in den Angelegenheiten der Nation nach keine Stimme. Das formelle Gesuch der bis zu einer bestimmten Seelenzahl herangewachsenen Bevölkerung und die Genehmigung des Congresses müssen zusammentreffen, um das Territorium zum Staat zu erheben. Die Bedingungen für diese Zulassung sind durch kein bestimmtes Gesetz geregelt. In den meisten Fällen wurde der von einem zu diesem Zwecke gewählten Convent ausgesprochene Antrag, eine republikanische Verfassung und eine Seelenzahl von 30000 E. vom Congreß als genügend erachtet. Indeß sind aus polit. Gründen und andern Rücksichten neuerdings einige Territorien, wie z. B. Oregon und Nevada, mit bedeutend geringerer Bevölkerung als Staaten zugelassen worden.

Terrorismus, vom lat. terror, d. i. Schrecken, nennt man jenes polit. System, das den öffentlichen Gehorsam nicht durch Ausübung der aus dem Volksgeist hervorgegangenen und darum sittlich geheiligten Gesetze, sondern durch Furcht und Schrecken, durch Unterjochung der Gemüther mittels blutiger Härte und Willkür erzwingt. Einem solchen furchtbaren Zustande, der eigentlich ein Krieg der Regierung mit den Regierten ist, liegt stets die Gewaltanmaßung und die Verletzung positiver oder allgemein menschlicher Rechte von seiten der Machthaber zu Grunde. Nicht nur die polit. Geschichte, sondern selbst die christl. Kirchengeschichte hat solche Epochen in großer Anzahl aufzuweisen. Als in der Französischen Revolution die Jakobiner durch die Vernichtung der gemäßigtern Girondisten Ende Mai 1793 die Oberherrschaft im Nationalconvent erlangt hatten, erklärten sie selbst von der Rednerbühne herab, daß nun der Schrecken zur Rettung der Republik an der Tagesordnung sei. Das Revolutionstribunal, die Gesetze gegen die Verdächtigen, die Proclamation des Kriegsrechts, das Institut der Volksrepräsentanten und der Volkscommissionen, die Revolutionsarmeen und eine Menge der blutigsten Strafgesetze waren die Mittel, wodurch jede Regung des Widerstandes gegen die revolutionäre Regierung unterdrückt werden sollte. Robespierre (s. d.) führte dieses System, das anfangs nur den Feinden der Republik galt, zu den letzten Consequenzen, indem er Freund und Feind, Republikaner und Royalisten hinschlachten ließ, blos um durch eine Zerrüttung und Verzweiflung der Gemüther zur Ausführung seiner individuellen Zwecke zu gelangen. Als endlich der Dictator am 9. Thermidor (27. Juli 1794) gestürzt wurde, hatte auch die sog. Schreckensherrschaft (régime de la terreur) eigentlich ihr Ende erreicht. Vgl. Duval, «Souvenir de la terreur» (4 Bde., Par. 1843).

Tersteegen (Gerhard), ein bekannter ascetischer Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1697 zu Mörs, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde aber wegen der beschränkten Vermögensverhältnisse der Familie nicht zum Studiren, sondern zum Kaufmannsstande bestimmt und nach Mühlheim a. d. R. in die Lehre gethan. Nach 11 J. versuchte er eigene Geschäfte, erlernte aber daneben erst die Leinweberei, und als diese seinem schwachen Körper zu beschwerlich fiel, das Bandmachen. Seit 1730 zog er sich von allen Geschäften zurück, um ausschließlich der religiösen Schriftstellerei und der «Arbeit für das Reich Gottes» zu leben. Er starb zu Mühlheim 3. April 1769. Seine größte Thätigkeit entfaltete T. als Redner in frommen Conventikeln und als erbaulicher Schriftsteller. Von Mühlheim aus unternahm er häufige Reisen ins Bergische und in die Niederlande, um die «Erweckten» um sich zu sammeln, und namentlich unter den niedern Volksklassen, die ihn als Helfer in geistlichen und leiblichen Nöthen verehrten, wirkte er mit großem Erfolg. In weitern Kreisen ist er als gemüthvoller Dichter geistlicher Lieder bekannt geworden. Von seinen Schriften sind besonders das «Blumengärtlein», die «Brosamen» und «Der Weg der Wahrheit», seine «Gebete» (2. Aufl., Mühlh. 1853) und seine «Briefe» zu nennen. Eine Lebensbeschreibung von T. hat Keerlen gegeben (2. Aufl., Mühlh. 1853).

Tertiärformationen werden von den Geologen alle diejenigen sedimentären Ablagerungen genannt, welche neuer sind als die Kreideformation und älter als die Diluvialgebilde. Die Bezeichnung Tertiär bezieht sich auf eine Unterscheidung von primären und secundären Formationen; da aber letztere Ausdrücke kaum noch üblich sind, so wird neuerlich auch für T. sehr häufig der zuerst von Brann vorgeschlagene Ausdruck Molassegebilde angewendet. Lyell unterschied die T. nach dem Verhältniß der versteinert darin vorkommenden ausgestorbenen und noch lebend existirenden Species in pliocäne, mioeäne und eocäne, welche letztere die ältesten sind. Naumann

trennt nach denselben Princip vier Abtheilungen, nämlich: Neogen, bestehend aus Pliocän und Miocän, und Paläogen, bestehend aus Oligocän und Eocän.

Tertie heißt der 60. Theil einer Secunde. Auch bezeichnet man mit T. oder Terz ein musikalisches Intervall oder den dritten Ton, von einem angenommenen Grundton aufwärts gerechnet. Sie ist groß, wenn sie aus zwei großen Tonstufen, z. B. c—e; klein, wenn sie aus einer großen und einer kleinen Tonstufe besteht, z. B. c—es; übermäßig, wenn sie eine große und eine übermäßige Stufe des Linienſystems enthält, z. B. c—eis; vermindert, wenn sie zwei kleine Tonstufen umfaßt, z. B. c—eses.

Tertulia (span.) heißt in Spanien wie in Südamerika eine Abendgesellschaft, in der man sich durch Conversation, Gesellschaftsspiele, bisweilen auch (namentlich unter den niedern Ständen) mit Tanz unterhält. Man genießt dabei in der Regel wenig mehr als etwa ein Glas Eiswasser oder Limonade und einige Früchte oder Zuckergebäck. Die T. sind keine geladenen Gesellschaften, sondern freiwillige Zusammenkünfte der Bekannten der Familie des Hauses. Es herrscht bei denselben ein ganz ungezwungener Ton, weshalb der Fremde, welcher leicht Zutritt erhält zu diesen vertraulichen Zusammenkünften, welche fast jeden Abend stattfinden, nirgends besser als hier das häusliche und Familienleben der Spanier, deren Umgangston und ganz besonders auch die Frauen kennen lernen kann.

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), ein hervorragender lat. Kirchenlehrer, der Sohn eines Hauptmanns zu Karthago, war anfangs Heide und soll früher als Rhetor und Sachwalter gearbeitet haben. Durch die Standhaftigkeit mehrerer Märtyrer bewogen, wurde er ungefähr 185 n. Chr. Christ und empfing bald darauf die Priesterweihe. Ein feuriger, groß angelegter Geist, voll glühender Phantasie, gewaltiger Willenskraft und seltener rednerischer Begabung, verwandte er seit seiner Bekehrung seine reichen Gaben im ausschließlichen Dienste des kirchlichen Christenthums, das er gegen die verschiedensten Gegner vertheidigte. Bei der Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus, 192—211, schrieb er seinen «Apologeticus», der durch die Lebhaftigkeit der Beredsamkeit, die überhaupt aus allen Schriften T.' hervorleuchtet, Bewunderung erregt. Es ist dies vielleicht die wärmste und glänzendste Schutzrede für den christl. Glauben, die aus dem kirchlichen Alterthum auf uns gekommen. Mit gleichem Eifer zog er nicht nur gegen die Juden, sondern auch gegen zahlreiche, innerhalb der christl. Kirche aufgekommene Sektenmeinungen, besonders gegen die gnostischen Lehren Marcion's und der valentinianischen Schule, gegen die Theorie des Hermogenes von einer ewigen Materie, gegen den Patripassianer Praxias u. a. zu Felde. Seine eigene Theologie ist, obwol sie streng auf den kirchlichen Ueberlieferungen fußte, von manchen Sonderbarkeiten nicht frei und charakterisirt sich durch einen derb realistischen, phantastisch-sinnlichen Zug. Mit besonderer Heftigkeit streitet er gegen die Philosophie, als die Mutter aller Ketzereien. Der eigentliche Schwerpunkt seiner literarischen Thätigkeit liegt aber in dem rigoristischen Kampfe gegen alles, was einen Christen mit der vom Teufel besessenen Welt und ihren Genüssen zu verwickeln droht. Die Theilnahme an Schauspielen und Volksfesten, jede Art von Luxus und verfeinertem Genuß erscheint ihm ebenso wie die Uebernahme von Kriegsdiensten und Staatsämtern als Satanswerk, vor dem ein Christ sich zu hüten habe. Die Herbigkeit der von ihm empfohlenen Sittenzucht, welche alle in Todsünden, besonders in fleischliche Vergehungen Verfallene für immer von der Kirche ausgewiesen sehen wollte, die Verdammung der zweiten Ehe als feinem Ehebruchs u. a. m. führten ihn gegen Ende seines Lebens zum unbedingten Anschlusse an die montanistischen Grundsätze, deren beredtester Vertheidiger er wurde, und zum endlichen Bruch mit der vom Geiste Gottes verlassenen Bischofskirche. T. starb 220 in hohem Alter. Seine zahlreichen, wegen ihrer harten Sprache theilweise ziemlich dunkeln Schriften, polemischen, apologetischen und disciplinarischen Inhalts, sind für die Kirchengeschichte von Wichtigkeit. Sie wurden zuerst von Rhenanus (Bas. 1521), dann von Rigaltius (Par. 1634 u. öfter), neuerdings in der «Bibliotheca patrum Latinorum selecta» von Leopold (4 Bde., Lpz. 1839—41) und Oehler (3 Bde., Lpz. 1853—54) herausgegeben. Vgl. Neander, «Antignosticus»; Geist des T. und Einleitung in dessen Schriften» (2. Aufl., Berl. 1849); Böhringer, «Die Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte in Biographien» (2. Hälfte, 2. Aufl., Zür. 1864).

Teruël, die Hauptstadt einer aus dem südlichsten Drittheil Aragoniens gebildeten span. Provinz (258,2 Q.-M. mit 245594 E. im J. 1864), liegt 18,6 M. südlich von Saragossa und 16,2 M. nordwestlich von Valencia, an einem steilen, kahlen Hügel über dem linken Ufer des Guadalaviar oder Turia und der Mündung des Rio-Alfambra in 2858 F. Seehöhe am Südende des großen Tertiärbeckens, welches sich hier, östlich von Albarracin, zwischen der nord-

valencianischen Terrasse und dem neucastil. Tafellande ausbreitet. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und zählt 10432 E. (1860), welche viel Leder fabriciren und lebhaften Speditionshandel mit Valencia treiben. Sie soll celtiberischen Ursprungs sein, ist aber erst im Oct. 1171 von Alfons von Aragonien gegründet und befestigt als Stützpunkt der Eroberung von Valencia. Die Stadt ist alterthümlich gebaut, besteht aus einem von Mauern umgebenen Gewirr enger Gassen und kleiner Plätze, hat sieben Thore, sieben Kirchen, zwei Nonnen- und sieben ehemalige Mönchsklöster, zwei Spitäler und ein Institut. Die sehenswerthesten Gebäude sind die goth. Kathedrale, das ehemalige Jesuitencollegium (jetzt Priesterseminar) und der unter dem Namen los Arcos bekannte, im 17. Jahrh. erbaute und aus zwei übereinandergesetzten Bogenreihen bestehende Aquäduct. Nahe bei T. befindet sich ein Mineralbad, dessen Quelle 22° R. Wärme hat.

Terzett (ital. terzetto) heißt ein Singstück für drei Hauptstimmen mit und ohne Begleitung. Das vollkommenste Verhältniß ist, wenn es für Sopran, Tenor und Baß gesetzt worden, weil diese Stimmen in gleichen Verhältnissen voneinander abstehen.

Terzine (terza rima) nennt man eine Versform, die aus drei Zeilen von fünf und einem halben iambischen Füßen besteht, welche immer wiederkehren und durch dreifachen Reim unter sich verknüpft sind. Die Reime selbst sind weiblich und folgen nicht aufeinander, sondern durchkreuzen sich. Die T. sind nicht eigentliche Strophen, haben aber einen halbstrophischen Charakter, welcher durchaus verlangt, daß mit jedem dritten Verse eine Art Ruhepunkt, ein Abschluß des Sinnes, wenn auch nur ein kommatischer, eintrete. Die Versform ist den Italienern entlehnt, und Dante hat seine «Göttliche Komödie» in derselben gedichtet. A. W. Schlegel wandte in seiner Uebersetzung einiger Stücke aus Dante's Gedichte (1791—97) zuerst diese Form in Deutschland an, hat aber erst in seinem spätern Gedichte «Prometheus» die Gesetze dieser Form genauer beobachtet. Seitdem sind T. häufig von deutschen Dichtern in umfangreichern wie in kleinern Productionen gebraucht worden, mit ausgezeichnetem Erfolge namentlich von Rückert und Chamisso. Im ganzen eignen sich aber die T. mehr zu kürzern Gedichten als zu längern, da durch die fortlaufende Wiederkehr derselben Strophen Einförmigkeit nicht zu vermeiden ist.

Teschen (slaw. Cieszyn), die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums in Oesterreichisch-Schlesien, am rechten Ufer der Olsa und dem nördl. Fuße der Beskiden gelegen, ist Sitz eines Landgerichts und eines Bezirksgerichts und zählt 9000 E. (8142 im J. 1857). Die Stadt hat fünf Kirchen, darunter die Pfarrkirche (ehemalige Dominicanerklosterkirche), die Kirche der Barmherzigen und die infolge des Altranstädter Vertrags von 1706 erbaute evang. Gnadenkirche. Von dem alten Bergschlosse ist nur noch ein viereckiger Thurm (aus dem 12. Jahrh.) übrig. Unterhalb des Schloßbergs wurde unter Erzherzog Albrecht ein großartiges Brauhaus aufgeführt. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu T. ein kath. und ein prot. Gymnasium, ersteres mit einem Convict, einem histor. und einem naturhistor. Museum, letzteres mit einem Alumneum und beide mit Bibliotheken. Die Industrie ist von keiner großen Bedeutung. Gegenstände des Handels sind Spiritus, Schmalz, Eisenwaaren, Schweizerkäse, Bier, Rosoglio und Garn, Artikel, welche in T. und dessen Umgebung erzeugt werden. Von größern industriellen Etablissements bestehen eine erzherzogl. Flachsbereitung und Spinnfabrik, welche an 600 Arbeiter beschäftigt und von ihrem Kattun und Zwirngarnen viel nach Sachsen und Preußen absetzt, die ansehnliche Prochaska'sche Buchdruckerei und ein bedeutendes Sägewerk. Auf der Olsa werden große Quantitäten Holz aus den Beskiden verflößt. Im Oct. 1868 sollte die Kaschau-Oderberger Bahn bis T. eröffnet werden. Historisch merkwürdig ist die Stadt wegen des daselbst 13. Mai 1779 zwischen Maria Theresia und Friedrich II. abgeschlossenen Friedens, welcher den sog. Bairischen Erbfolgekrieg (s. d.) beendigte. Das ehemalige Herzogthum T. bildete bis 1849 den Hauptbestandtheil des Kreises T., der mit dem dazugehörigen Fürstenthum Bielitz und den Minderstandesherrschaften Freystadt, Friedeck, Deutsch-Leuthen, Oderberg, Reichwaldau und Roy auf 34½ Q.-M. an 215000 E. zählte, 1849 aber in die drei Bezirkshauptmannschaften T., Bielitz und Friedeck getheilt wurde. Seit Aufhebung dieser Bezirkshauptmannschaften begreift das Herzogthum T. acht Bezirksämter. Die Landbevölkerung spricht polnisch; deutsch wird nur in den Städten sowie in einer neun Dörfer umfassenden Sprachinsel um Bielitz gesprochen. T. gehörte ursprünglich den Herzogen von Oberschlesien, von denen Kasimir II. 1298 dem Könige von Böhmen sich unterwarf. Als 1625 der Mannsstamm der Herzoge von T. ausstarb, blieb das Fürstenthum unmittelbar bei der Krone Böhmen, bis Kaiser Karl VI. dasselbe 1722 dem Herzoge von Lothringen, Leopold Joseph Karl, übergab, dem sein Sohn Franz Stephan, nachmaliger röm. Kaiser, 1729 darin folgte. Nach ihm besaß dasselbe seit 1766 unter dem Titel eines Herzogs von Sachsen-T. der mit der Tochter des Kaisers

Franz I. vermählte ſächſ. Prinz Albrecht (ſ. d.), welcher bei ſeinem Tode 1822 dieſes Fürſtenthum an den Erzherzog Karl vererbte, von dem es (1847) an deſſen älteſten Sohn Albrecht überging. Vgl. Biermann, «Verſuch einer Geſchichte des Herzogthums T.» (Wien 1863).

Teſſin, einer der Schweizercantone, hat ſeinen Namen ſeit 1803 von dem auf dem Gotthard entſpringenden Fluſſe T. oder Ticino (ſ. d.), der den Lago-Maggiore durchfließt und unterhalb Pavia dem Po zugeht. Der aus acht kleinen Landſchaften beſtehende Canton, im Mittelalter ein Theil der Lombardei und ſpäter im Beſitz der Herzoge von Mailand, kam nach blutigen Kämpfen von 1466—1512 unter die Herrſchaft der Schweizer, die ihn unter dem Namen der Ennetbergiſchen Vogteien durch Landvögte verwalten ließen. 300 J. lang wurden die ſchönen Gebiete über dem Gotthard als Unterthanenländer mishandelt, und nur das Livinerthal hatte für längere Zeit unter der Hoheit von Uri eine allgemeine Landesgemeinde und eine ziemlich ſelbſtändige Verwaltung. 1798 entſagte zuerſt Baſel, dann Luzern allen Hoheitsrechten, worauf ein Theil der Bewohner die Gelegenheit ergriff, ſich gänzlich unabhängig zu machen. Unter der helvetiſchen Verfaſſung, die jedoch hier nirgends Wurzel faßte, bildeten die Landſchaften die beiden Cantone Bellinzona und Lugano und wurden unter der Mediation 1803 als Canton T. zu einem der Eidgenoſſenſchaft einverleibten ſelbſtändigen Cantone vereinigt. Dieſer enthält auf 50,89 Q.-M. 130314 E., welche, mit Ausnahme der 380 deutſchen Bewohner des Dorfes Bosco (Gurin) in der Nähe von Oberwallis, die ital. Sprache reden, ſämmtlich, bis auf etwa 90 Proteſtanten, der kath. Kirche angehören und in kirchlicher Beziehung bisher zum größern Theil unter dem Bisthum Como, zum kleinern Theil unter dem Erzbisthum Mailand ſtanden. Die Reſtauration brachte dem Canton eine ariſtokratiſche Verfaſſung und eine demoraliſirte Verwaltung, an deren Spitze zuerſt Maggi, dann der berüchtigt gewordene Quadri ſtand. Noch vor der Julirevolution von 1830 wurde eine Verfaſſungsreform in gemäßigt demokratiſchem Sinne und damit die Conſtitution vom 4. Juli 1830 zu Stande gebracht. Allein auch unter dieſer Verfaſſung wußte ſich die corrupte Partei der frühern Gewalthaber der Herrſchaft zu bemächtigen, bis endlich durch eine Revolution 1839 eine neue Verwaltung an die Spitze kam, unter welcher im lange verwahrloſten Canton einige heilſame Veränderungen, zumal zur Hebung des im höchſten Grade vernachläſſigten Unterrichts, durchgeſetzt wurden. Die Conſtitution ſelbſt aber blieb weſentlich ungeändert, da auch eine 1843 vorgenommene und vom Großen Rath vollendete Reviſion, wonach die Wählbarkeit der Geiſtlichen in den Großen Rath beſchränkt werden ſollte, durch die Mehrheit des Volks verworfen wurde. An der Spitze der geſetzgebenden Gewalt ſteht ein Großer Rath, in den jeder der 38 Kreiſe drei Stellvertreter wählt; die höchſte vollziehende Behörde iſt der vom Großen Rath ernannte Staatsrath von neun Mitgliedern. Der Sitz ſämmtlicher Behörden wechſelt von ſechs zu ſechs Jahren zwiſchen den Städten Lugano (ſ. d.), Locarno (ſ. d.) und Bellinzona (ſ. d.). Die Aufnahme zahlreicher lombard. Flüchtlinge und deren unruhiges Verhalten hatte 1848 von ſeiten des ſiegreichen Oeſterreich die maſſenhafte Ausweiſung der Teſſiner aus der Lombardei und eine für die ökonomiſchen Intereſſen des Cantons ſehr nachtheilige Grenzſperre zur Folge. Dieſer von beiden Theilen unterhaltene Zuſtand dauerte unter verſchiedenen Schwankungen bis 1855, wo endlich mit Hülfe der Bundesregierung die Ausgleichung erfolgte. In den fortgeſetzten Kämpfen zwiſchen der conſervativ-klerikalen und liberalen Partei trat ein Wendepunkt ein, indem 1855 die Tödtung eines liberalen Führers bei einer Schlägerei eine aufſtändiſche Bewegung hervorrief. Eine Volksverſammlung in Bellinzona ernannte ein liberales Comité, welches mit der zur Nachgiebigkeit geneigten Regierung unterhandelte. Es erfolgte eine Verfaſſungsreviſion durch den Großen Rath. Den Geiſtlichen wurde nun Stimmrecht und Wählbarkeit entzogen, die Wahlfähigkeit, früher an das Alter von 25 J. und einen Cenſus von 200 Frs. geknüpft, auf das 20. Lebensjahr, die Zahl der Staatsräthe auf 7 herabgeſetzt und endlich auch der Cenſus (1863) abgeſchafft. Der Große Rath erhielt eine ausgedehntere Initiative, und Geſchworenengerichte wurden eingeführt. Bei den Wahlen ſiegten die Liberalen, und die Reformen ſchritten hierauf rüſtig fort. Die geiſtliche Gewalt unterlag vielfachen Beſchränkungen und zugleich beſchloß man die kirchliche Abtrennung des Landes von den Bisthümern Como und Mailand. Auch die internationalen Fragen gingen ſeit 1859, nach der Abtretung der Lombardei an Italien, einer raſchen Löſung entgegen. Dagegen zogen ſich die Verhandlungen mit dem röm. Stuhl bezüglich der kirchlichen Angelegenheit ohne Erfolg in die Länge. Unter der frühern ſchlechten Verwaltung und den fortgeſetzten Parteiwirren iſt der fruchtbare Boden des Landes nicht überall gehörig cultivirt worden. Außerdem trug hierzu die Neigung zu periodiſchen Auswanderungen in die Nachbarſtaaten bei, die jährlich dem Canton die Arbeit von oft 11000

männlichen Individuen entziehen. Ueberdies ſind im Canton vorhanden zwölf Mannsklöſter und neun Frauenklöſter, mit einem Vermögen von mehr als 5,200000 Lire, ſowie eine zahlreiche Geiſtlichkeit, die ſich zum Theil mit vielerlei ungeiſtlichen Nebengeſchäften befaßt, und eine große Zahl von Advocaten und Notaren, die am Mark des Volks zehren helfen. Den Reformen im Unterricht, worüber 1852 ein eingreifendes Geſetz erlaſſen wurde, ſetzt die einflußreiche Geiſtlichkeit einen hartnäckigen Widerſtand entgegen. Eigentliche Gelehrte hat T. im Verhältniß weniger als die andern Schweizercantone hervorgebracht, wol aber ſind aus ihm viele ausgezeichnete Künſtler hervorgegangen. Das Land ſenkt ſich ziemlich ſteil vom Gotthard zum Luganerſee und beſteht faſt ganz aus Urgebirge. In den Gebirgsgegenden wird viel Viehzucht getrieben und guter Käſe bereitet, in den untern Gegenden werden Wein, Seide und Obſt gebaut und nebſt Holz, Fiſchen, Marmor, Strohgeflecht, Lavaſteinen auch ausgeführt. Die beiden Bezirke Lugano und Mendriſio, ſüdlich vom Monte-Cenere, haben ein ganz lombard. Klima und nähren auf $7\frac{1}{2}$ Q.-M. gegen 48000 E. Darin ſind zu beachten das reizende Maggiothal und der ſchöne Luganerſee; ferner die herrlichen Umgebungen der Städte Lugano, Locarno und Bellinzona, letzteres der Schlüſſel des Thals mit drei Schlöſſern und neuerdings verſtärkter Befeſtigung; die neue Fahrſtraße über den Gotthard durch das intereſſante Livinerthal u. ſ. w. Vgl. Franſcini, «Der Canton T., hiſtoriſch, geographiſch, ſtatiſtiſch geſchildert» (St.-Gallen 1835).

Teſtacte, vom engl. test, d. h. Probe oder Prüfung, nannte man in England ein Geſetz, das 1673 das Parlament von Karl II. erzwang, um das Einſchleichen der Katholiken in die Aemter zu hintertreiben. Nach dieſer Acte mußte jeder öffentliche Beamte, in Civil und beim Militär, außer dem Supremateid (ſ. d.) und den damit verbundenen Eiden, noch einen beſondern Schwur (den Teſteid) leiſten und unterſchreiben, daß er nicht an die Lehre von der Verwandlung des Brots und Weins in den wahren Leib und das wahre Blut Chriſti im kath. Sinne glaube. Obſchon im Laufe der Zeit die übrigen gegen die Katholiken erlaſſenen Geſetze außer Wirkſamkeit geriethen, blieb doch der Teſteid beſtehen, ſodaß ſich die Katholiken von öffentlichen Aemtern, namentlich von dem Sitz in beiden Häuſern des Parlaments fortwährend ausgeſchloſſen ſahen. Die ſeit der Union Irlands mit England (1800) immer kräftiger hervortretenden Beſtrebungen der liberalen Partei zur Emancipation der Katholiken bezogen ſich daher vornehmlich auf die Abſchaffung dieſes Eides. Ein hierauf berechneter Antrag Ruſſell's wurde 1828 von dem Unterhauſe angenommen, aber durch die im Oberhauſe beliebten Amendements in der Hauptſache unwirkſam gemacht. Als jedoch das Torymiſterium Wellington-Peel ſelbſt die Nothwendigkeit der Emancipation einſah, ward endlich durch Parlamentsacte 13. April 1829 der Teſteid aufgehoben und nur eine gegen die weltliche Gewalt des Papſtes gerichtete Erklärung beibehalten.

Teſtament (Altes und Neues Teſtament), ſ. Bibel.

Teſtament oder Letzter Wille (testamentum, ultima voluntas, elogium) iſt die feierliche Erklärung, wie es mit dem Vermögen des in dieſer Weiſe ſich Ausſprechenden nach ſeinem Tode gehalten werden ſolle. Wenn auch das Geſetz die Erbfolge der Blutsfreunde zur Regel erhebt, ſo läßt es doch daneben die Möglichkeit zu, daß ein Erblaſſer dieſe Nachfolge abändert oder zu Gunſten von Nichtverwandten beſchränkt oder aufhebt. Derartige Feſtſetzungen erlangen ihre Wirkſamkeit nicht, wie man wol angegeben findet, durch den fortlebenden Willen des bereits verſtorbenen Urhebers, ſondern durch den pflichtmäßigen, nöthigenfalls mittels gerichtlichen Zwanges zu ſtärkenden Familienſinn, welcher die Wünſche und Anordnungen eines verſtorbenen Angehörigen zu achten gebietet. (S. Erbfolge.) Die Römer erblickten in der Befugniß, auf dieſem Wege die Anhänglichkeit zu belohnen, Unaufmerkſamkeit und Liebloſigkeit zu ahnden oder mit Rückſicht auf die Bedürftigkeit größere Zuwendungen zu machen, eine werthvolle Ermächtigung, deren ſie ſich indeſſen nur unter Einſchränkungen bedienen durften. Die hieraus ſich ergebenden Erforderniſſe (solemnia, solennitates) der T. weiſen zum Theil noch auf jene Zeit zurück, welche der Familienverbindung größere Wichtigkeit beilegte und die Gültigkeit einer Zurückſetzung der Geſchlechtsgenoſſen von der Zuſtimmung des verſammelten Volks abhängig machte (testamentum comitiis calatis conditum). Obgleich nämlich die Nothwendigkeit dieſer allgemeinen Verlautbarung des Letzten Willens weiterhin durch private, jederzeit abſchließbare Scheinverkäufe der geſammten Habe in Gegenwart von Zeugen umgangen wurde, wobei der Käufer verſprach, die dereinſtige Hinterlaſſenſchaft dem bezeichneten Erben auszuantworten (testamentum per aes et libram), ſo erhielt ſich doch für das hieran entwickelte ſpätere Privatteſtament vor ſieben Zeugen die Beſtimmung, daß nur an ihrer Ehre vollkommene, in der Volksverſammlung zutrittsfähige Männer bei der Teſtamentserrichtung, nach deshalb ergangener ausdrücklicher Aufforderung (specialis rogatio), mitwirken dürften. Ebenſo muß der Teſtator

dem Bürgerstande angehören, unbescholten, mündig, frei von väterlicher Gewalt oder Vormundschaft wegen Verschwendung und im Besitze seiner Verstandeskräfte sein. Die willkürliche Gesetzgebung der Kaiserzeit entzog noch Pasquillanten, Ketzern und Apostaten das Recht zum Testiren. Die Einsetzung des Erben hatte in Erinnerung an das vormalige Bedürfniß eines besondern Volksbeschlusses mit befehlenden Worten zu erfolgen (directa heredis institutio), und wie bei den öffentlichen Verhandlungen die Tagesordnung festzuhalten war, so durfte bis zur Beendigung der mündlichen Erklärung des Testators, oder bis zur Unterzeichnung und Besiegelung des schriftlichen Letzten Willens, die Einheit des Acts nicht unterbrochen, d. h. keine zur Testamentserrichtung nicht gehörige Handlung vorgenommen werden. Da ferner die Aufhebung der Geschlechtserbfolge ursprünglich wol nur im Falle einer Unwürdigkeit der Agnaten Genehmigung fand, so führt das röm. Recht bis zuletzt T. auf die Absicht einer völligen Aufhebung der Intestaterbfolge zurück. Gesetzliche Erben können, sobald ein T. errichtet ist, nur kraft ausdrücklicher Zuwendung etwas aus dem Nachlasse erhalten, und wenn der Verstorbene blos über einen Theil seines Nachlasses verfügt oder einen Erben auf Zeit ernannt hat, so gilt der Erbe als unbeschränkt eingesetzt, damit ja nicht der Rest oder die ganze Hinterlassenschaft jemals an die unerwähnt gebliebenen Intestaterben gelange (Nemo pro parte testatus pro parte intestatus decedere potest). Ebenso wird eine enger gestellte Bedingung, wenn den ersternannten Erben ein Nacherbe ersetzen solle, auf alle Fälle bezogen, wo Substitutionen überhaupt in Kraft treten können, und der Antheil eines ausschlagenden oder sonst außer Betracht kommenden Miterben wächst den mit ihm zugleich Eingesetzten zu. Der Erbe muß namentlich oder doch so genau bezeichnet sein, daß über die Absicht des Testators kein Zweifel entstehen kann, und es lassen sich zur Nachfolge auf den Todesfall nur solche Personen berufen, welche die Erbefähigkeit besitzen. Dieselbe ist durchweg abgesprochen den Nichtbürgern (wiewol nicht den Sklaven, da der eigene Sklave des Testators durch die Einsetzung frei und Erbe wird, statt des fremden Sklaven aber der Herr succedirt); allen ungewissen Personen, unter welchen das ältere Recht auch Tempelgemeinden, Municipalitäten und noch ungeborene Posthumi begriff, nach neuerm Rechte nur den nicht anerkannten Collegien; den Hochverräthern und ihren Söhnen; den Witwen, wenn sie das Trauerjahr verletzten; den Ketzern und Abtrünnigen. Nur relativ, d. h. im Verhältniß zu gewissen Personen, sind erbeunfähig: die Zeugen bei dem betreffenden T.; der, welcher es auf Geheiß des Testators niederschrieb, und Kinder, die letzterer in einer blutschänderischen Verbindung gezeugt. Concubinenkinder sollen, wenn echte Kinder vorhanden sind, zusammen nur ein Sechstel des Nachlasses, der zweite Ehegatte des Testators nicht mehr zugewendet bekommen, als das am geringsten bedachte Kind erster Ehe erhält. Die Anschließung der Geschlechtserbfolge durch das T. darf jedoch nicht in einer Weise vor sich gehen, daß dadurch die nächsten Pietätspflichten willkürlich verletzt werden. Obgleich nämlich die Zwölf Tafeln dem selbständigen Bürger jedwede Verfügung freizugeben scheinen, so hat doch schon die ältere Praxis und nachher die kaiserl. Gesetzgebung den Grundsatz hervorgebracht, daß die Notherben, d. h. die denkbar besten Intestaterben (Descendenten, in deren Ermangelung Ascendenten und, wenn es sich um Bevorzugung einer anrüchigen Person handelt, auch Geschwister des Testators), in dem Letzten Willen nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern entweder zum wenigsten auf den Pflichttheil gesetzt oder aus triftigen Gründen ausdrücklich enterbt werden sollen. Nichtbeachtung dieser Vorschriften zieht Ungültigkeit des T. nach sich. In den letzten Zeiten des Freistaats führte das Verlangen, Letzte Willen möglichst aufrecht zu erhalten, auf den Ausweg, daß mit dem strengen Recht unvereinbare T. als Fideicommisse (s. d.) angesehen wurden. Da man desgleichen anfing, die alten Förmlichkeiten mehr auf das Bedürfniß einer genauen Feststellung des Willensausspruchs zu beziehen, so kamen neben den Privattestamenten wieder öffentliche T. in Aufnahme, wiewol nur so, daß man seinen Letzten Willen entweder bei Gericht zu Protokoll erklärte oder schriftlich in der Kanzlei des Regenten hinterlegte (testamentum apud acta judicialia insinuatum und testamentum principi oblatum). Für besondere Gelegenheiten oder im Verhältniß zu bestimmten Personen wurde selbst von den strengen Erfordernissen mehr oder weniger abgesehen, und es entstanden damit die privilegirten T. Hierzu gehören: die Militärtestamente, in denen Soldaten auf dem Kriegsschauplatze, wenn sie nur für einigen Beweis ihres Willensausspruchs sorgen, jede beliebige Verfügung treffen können; T. auf dem Lande, wo fünf Zeugen genügen; T. zu Pestzeiten, bei welchen eine Unterbrechung des Acts der Gültigkeit keinen Eintrag thut. Auch wenn Aeltern ihr Vermögen nur ihren Kindern vermachen, bedürfen sie keiner andern Solennität, als daß sie die Verordnung eigenhändig unterschreiben, insbesondere die Namen der Kinder und das Datum schreiben.

Gegenseitige T. (testamenta reciproca), in welchen zwei Testatoren ein jeder den andern für den Fall seines Ueberlebens zum Erben einsetzen, gehören nicht zu den privilegirten Letzten Willen und sind deshalb an die gewöhnlichen Förmlichkeiten gebunden.

In Deutschland galten vordem nur vertragsmäßige Vergabungen auf den Todesfall (s. Erbvertrag), denen, wenn es sich um unbewegliche Familiengüter handelte, die echten Erben des Veräußerers vor Gericht zustimmen mußten. Einseitige, blos von dem Testator ausgehende Letzte Willen waren dagegen unbekannt. Auf Andringen des Klerus, der sich von der Möglichkeit heimlicher Zuwendungen eine größere Zunahme seiner Reichthümer versprechen mochte, wurden zwar T. allmählich zugelassen, jedoch bis selbst in das 13. Jahrh. unter der Bedingung, daß der Testator gewisse Kraftproben ablegte, z. B. ein Pferd sonder jemands Hülfe bestieg, eine Strecke Wegs »ungehabt und ungestabt« zurücklegte, womit die Gelegenheit zu frommen Erpressungen am Krankenlager und Todbett abgeschnitten werden sollte. Endlich gelang es jedoch, diese Einschränkungen zu beseitigen, indem die geistlichen Gerichte das Urtheil über T. aus dem Grunde erzwangen, weil darin über den Zustand nach dem Tode, also über eine unzweifelhafte Domäne der Kirche, Bestimmung getroffen werde. Der bessern Ausbeutung halber wurden noch T. vor dem Pfarrer und zwei Zeugen zugelassen und Vermächtnisse zum Vortheil der Kirche von allen Förmlichkeiten befreit. Im übrigen fand das röm. Recht Anwendung, das sich auch, nachdem die geistliche Gerichtsbarkeit in Nachlaßsachen wieder zum Erliegen gekommen war, als gemeines Recht erhielt. Gleichen Einfluß behauptete dasselbe schon von früher her unter den roman. Nationen, und nur in England, wo noch heutzutage Testamentssachen vor die bischöfl. Gerichte gehören, ist seine Einbürgerung ebenfalls erst dem kanonischen Einfluß gelungen. Doch haben die Landesgesetzgebungen an den röm. Bestimmungen über die Form und den nothwendigen Inhalt der Letzten Willen manches geändert. In Sachsen gilt ein T. als gerichtliches, welches vor dem Richter und einem Protokollführer oder, wenn der Richter selbst die Protokollführung übernimmt, vor einer andern Urkundsperson (einem Schöppen) entweder an Gerichtsstelle oder vor den nämlichen, deshalb erbetenen Abgeordneten des Gerichts an einem andern Orte errichtet oder schon fertig übergeben wurde. Desgleichen können öffentliche T. vor Notaren errichtet werden, jedoch nur mittels Erklärung des Letzten Willens zu Protokoll. Daneben bestehen noch Privattestamente vor fünf Zeugen. In andern deutschen Staaten läßt sich ein gerichtliches Testament vor dem Stadtschreiber und einem Rathsherrn errichten; es gelten aber auch die nach röm. Form errichteten Privattestamente. In Preußen kennt man nur gerichtliche T., indem der Testator entweder an Gerichtsstelle erscheint und da sein T. schriftlich übergibt oder zu Protokoll erklärt, oder zu dem Ende eine Deputation des Gerichts in seine Wohnung erbittet. In Oesterreich gelten sowol gerichtliche als außergerichtliche T. Bei dem erstern müssen wenigstens zwei vereidete Gerichtspersonen zugegen sein. Außerdem ist ein Letzter Wille gültig, wenn er entweder von dem Erblasser ganz eigenhändig geschrieben und mit seinem Namen unterschrieben oder, wenn auch von einer andern Hand geschrieben, doch von ihm unterschrieben und vor drei Zeugen anerkannt, oder vor drei Zeugen vorgelesen, oder mündlich erklärt wird. In Frankreich gelten nur zwei Formen des T., die schriftliche, wenn der Testator seine Disposition ganz eigenhändig schreibt, unterschreibt und das Datum beisetzt, und die öffentliche, wenn er es vor zwei Notaren und zwei Zeugen oder vor einem Notar und vier Zeugen mündlich erklärt und unterschreibt; kann er nicht schreiben, so muß dies bemerkt werden. Er kann auch dem Notar einen schriftlichen versiegelten Aufsatz übergeben, dann müssen aber sechs Zeugen zu dieser Erklärung zugezogen werden. In England gelten zwar auch mündliche T., doch nur über bewegliches Vermögen und vor vier Zeugen; sie sind aber in verschiedener Beziehung so beschränkt, müssen z. B. binnen der ersten sechs Tage nach der Errichtung niedergeschrieben werden, daß sie sehr selten vorkommen. Schriftliche T. sind vom Testator zu schreiben und mit seinem Namen, wenn auch nur im Eingange, zu bezeichnen. Betreffen sie Grundeigenthum, so müssen auch hier drei Zeugen beigezogen werden. Was die landrechtlichen Abweichungen hinsichtlich der innern Erfordernisse der Letzten Willen anlangt, so sind gewöhnlich die willkürlichen röm. Beschränkungen der Testir- und Erbefähigkeit beseitigt und die Folgen der Vermuthung aufgehoben, daß der Testator bei unvollständigen Verfügungen dennoch nichts an die unerwähnten Intestaterben gelangen lassen wolle. Meistens findet sich auch das Notherbrecht und die Lehre vom Pflichttheil und der Enterbung mit neuen Bestimmungen bedacht. Bei dieser großen Verschiedenheit der Rechte kann die Frage von Wichtigkeit werden, nach welchen Gesetzen ein im Auslande errichtetes T. von den Gerichten des Inlandes zu beurtheilen sei. In der

Regel wird hier das Materielle nach der Heimat des Teſtators begutachtet, ſodaß z. B. ein Franzoſe blos, wenn er nach dem Geſetze ſeines Landes teſtirfähig iſt, in der Fremde einen Letzten Willen errichten und demſelben nur einen dem Code Napoléon angemeſſenen Inhalt geben kann. Dagegen müſſen in Anſehung der Form und der Beglaubigung die Geſetze des Ortes der Errichtung entſcheiden. Der Teſtator kann ſein T. immer abändern, z. B. durch Codicille (ſ. d.), oder widerrufen, indem er das gerichtlich niedergelegte T. zurücknimmt, das außergerichtliche durchſtreicht, zerreißt oder ein anderes errichtet. Aber hier ſind auch die Geſetzgebungen ſehr verſchieden. Nach gemeinem Rechte wird die bloße Abforderung des T. aus der gerichtlichen Verwahrung nicht als eine Aufhebung des T. angeſehen, wenn nicht die Abſicht, es zu entkräften, klar iſt, z. B. die Siegel abgeriſſen werden. In Preußen hingegen verliert ein aus der gerichtlichen Verwahrung zurückgefordertes T. ſeine ganze Wirkſamkeit. Ein ſpäteres T. geht dem ältern vor; aber wenn ſich mehrere T. finden, ohne daß ausgemacht werden kann, welches das neuere ſei, ſo gelten beide, und wenn das neuere vom Anfang ungültig war, ſo bleibt das ältere in Kraft. Peignot veröffentlichte unter dem Titel «Chaix de testaments anciens et modernes» (2 Bde., Par. 1829) eine intereſſante Sammlung von Letzten Willen.

Teſtimonium bezeichnet nach dem lat. Sprachgebrauche mehr eine mündliche Zeugenausſage oder Zeugnißablegung, während man heutzutage mit dieſem Worte gewiſſe ſchriftliche Beſtätigungen und Ausweiſe zu benennen pflegt. So gibt es ein kirchliches testimonium integritatis oder Ledigkeitszeugniß, daß ein die Trauung Nachſuchender, nach dem Ergebniß des Aufgebots zu urtheilen, nicht ſchon anderweit verheirathet ſei; ein ortsgerichtliches testimonium paupertatis, Armuthszeugniß, deſſen Beibringung namentlich das Geſuch um Ertheilung des Armenrechts im Proceß oder um akademiſche Stipendien unterſtützen ſoll; ein testimonium maturitatis der Schulbehörde über die wiſſenſchaftliche Reife eines zur Univerſität abgehenden Gymnaſiaſten. Auf Hochſchulen heißt Teſtat die Beſcheinigung eines akademiſchen Lehrers über bei ihm gehörte Vorleſungen.

Tetanus, ſ. Starrkrampf.

Tethys, des Uranos und der Gäa Tochter, eine Titanide, war die Gemahlin des Okeanos, Mutter der Okeaniden und Stromgötter, und Erzieherin der Hera, welche Rhea zu ihr brachte.

Tetrachord hieß bei den alten Griechen eine Scala von vier Tönen. Die Alten theilten nämlich ihr Tonſyſtem in T. ſtatt in Octaven, wie dies die neuere Muſik thut. Die T. aber waren früher nur diatoniſch, ſpäter auch chromatiſch und enharmoniſch.

Tetraëder heißt im weitern Sinne jeder ebenflächige Körper von vier Seitenflächen, mithin jede dreiſeitige Pyramide, da dies die einzige für ſolche Körper mögliche Form iſt; im engern Sinne der reguläre Körper, der von vier congruenten gleichſeitigen Dreiecken eingeſchloſſen wird.

Tetralogie hieß bei den Griechen ein Complex von vier Dramen (drei Tragödien, die man zuſammen eine Trilogie nannte, und einem Satyrſpiel), welche durch den Zuſammenhang der darin behandelten mythiſchen Stoffe und durch die Einheit der der Behandlung zu Grunde liegenden Idee zu einem größern Ganzen verbunden waren. Als der Schöpfer oder wenigſtens als der bedeutendſte Meiſter dieſer trilogiſchen aber tetralogiſchen Compoſitionen iſt Aeſchylos (ſ. d.) zu betrachten, von welchem allein uns auch eine vollſtändige Trilogie erhalten iſt: die ſog. «Oreſteia» (ſo genannt, weil die Mythen von Oreſtes behandelnd), beſtehend aus den Tragödien «Agamemnon», «Choëphoren» und «Eumeniden». Das dazugehörige Satyrſpiel «Proteus», durch deſſen Hinzutritt die Trilogie zur T. geworden war, iſt verloren gegangen. Sophokles gab dieſe Compoſitionsweiſe auf und brachte ſeine Tragödien als voneinander unabhängige Einzelſtücke auf die Bühne, wenn er auch ebenſo wie die übrigen Tragiker, dem Herkommen des atheniſchen Theaters ſich fügend, regelmäßig drei Tragödien und ein Satyrſpiel zugleich aufführte; doch kommen auch in ſpäterer Zeit noch einzelne Beiſpiele wirklicher T., d. h. vier durch den Zuſammenhang des Mythos verbundener Dramen vor, wie die «Oedipodeia» des Meletos und die «Pandionis» des Philokles. Endlich wurde auch eine Verbindung von je vier Werken anderer Literaturgattungen zu einer Gruppe mit dem Namen T. bezeichnet, wie z. B. ein gewiſſer Thraſyllos (ein Zeitgenoſſe des Auguſtus und Tiberius) die Dialoge des Platon nach T. geordnet hat.

Tetrameter, eigentlich vier Maße enthaltend, heißt in der Metrik ein Vers, der aus vier Gliedern oder Takten beſteht und zwar im trochäiſchen, iambiſchen und anapäſtiſchen Rhythmus, wo man zwei Trochäen, Jamben oder Anapäſten nur als einen Takt oder eine Dipodie (ſ. d.) zählte, aus vier ſolchen Dipodien, in den daktyliſchen und andern Verſen aber aus vier einfachen Füßen. Fehlt die letzte Silbe, ſo heißt ein ſolcher T. katalektiſch (tetrameter catalecticus), iſt aber der letzte Fuß rein erhalten, akatalektiſch (tetrameter acatalecticus). Die deutſchen

Dichter haben seit Gryphius besonders den iambischen T. häufig angewendet, den man auch Octonarius nennt. In katalektischen T. ist z. B. Dingelstedt's «Althess. Sage» verfaßt:

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben, u. s. w.

Ein Beispiel von akatalektischen T. gibt Platen's «Harmosan»:

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon, u. s. w.

Auch den daktylischen und die übrigen Arten von T. haben neuere Dichter, vorzüglich Platen, glücklich angewendet.

Tetschen, eine Stadt im vormaligen Leitmeritzer Kreise in Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, an der Einmündung der Polzen oder Pulsnitz, zwischen der sächs. Grenze und Aussig gelegen, ist Sitz des Bezirksamts und eines Steueramts und seit 1824 Hauptstapelplatz für die Elbschiffahrt und bildet mit ihren schönen, zum Theil wildromantischen Umgebungen den End- und Glanzpunkt des zur Sächsisch-Böhmischen Schweiz gerechneten und im Sommer von Reiselustigen ungemein belebten Theils des Elbthals. Die Stadt ist an der Nord- und Ostseite des Schloßbergs erbaut, besteht aus der eigentlichen Stadt und der Elbvorstadt, hat eine sehenswerthe, 1687 zum Theil auf Felsengrund erbaute Pfarrkirche und zählt (Oct. 1857) 2785 E., deren Hauptnahrungszweige Schiffahrt und Handel, besonders mit Getreide und Obst, starke Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Karminfabrikation und Baumwollspinnerei bilden. Sie ist überragt von dem prächtigen gräfl. Thun'schen Schlosse T., welches auf einem 114 F. hohen, schroff aus der Elbe emporsteigenden Sandsteinfelsen liegt, und zu dem eine 936 F. lange und 32 F. breite, in den Felsen gehauene Auffahrt und eine über eine Kluft gelegte Brücke hinanführt. Dasselbe ist 1688 vom Grafen Max von Thun erbaut und 1788 auf den gegenwärtigen imposanten Stand gebracht worden. Das Schloß ist als fester Punkt und Schlüssel des Elbstroms auch von militärischer Wichtigkeit und wurde oft besetzt und erobert. Bei T. liegen die Mineralquelle Josephsbad, ein eisenhaltig-indifferenter Säuerling, am Fuße des Papertsbergs, und die landwirthschaftliche Lehranstalt Liebwerd. Am linken Elbufer liegt das mit T. durch eine Kettenbrücke verbundene Dorf Bodenbach (s. d.), eine wichtige Station der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn.

Tettenborn (Friedr. Karl, Freiherr von), berühmter Parteigänger in den deutschen Befreiungskriegen, geb. 19. Febr. 1778 zu Tettenborn in Baden, kam 1791 als Page nach Mainz, studirte dann 1792 zu Waltershausen Forstwissenschaft und bezog darauf die Universität zu Göttingen, später die zu Jena. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1794 in österr. Militärdienste und stieg sehr bald zum Rittmeister auf. Er befand sich 1805 beim Heere unter Mack und schlug sich nach der Uebergabe von Ulm als Führer des Vortrabs unter dem Erzherzog Karl durch. 1809 zeichnete er sich in der Schlacht bei Wagram so aus, daß er noch auf dem Schlachtfelde vom Erzherzog Karl zum Major ernannt wurde. Nach dem Frieden folgte er dem Fürsten Schwarzenberg bei dessen Gesandtschaft nach Paris. Vor dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland nahm er seinen Abschied und trat 1812 als Oberstlieutenant in russ. Dienste. Er bewies bei Verfolgung der Franzosen auf ihrem Rückzuge große Kühnheit und Gewandtheit. Zum Obersten ernannt, setzte er nach Wiedergenesung von einer Krankheit, die ihn in Königsberg eine Zeit lang zurückhielt, mit einem Corps leichter Reiterei über die Weichsel und Oder, nahm nach seiner Vereinigung mit Tschernitschew an dem Angriffe auf Berlin theil und wurde hierauf mit einem Cavaleriecorps gegen Hamburg gesendet, in das er 18. März 1813 einrückte. Die Unmöglichkeit der Vertheidigung nöthigte ihn jedoch, die Stadt Hamburg nach einem zehnwöchentlichen Aufenthalte 30. Mai dem Feinde wieder zu überlassen. Unter dem Oberbefehl von Walmoden rückte T. nun zunächst gegen Davoust, der ins Mecklenburgische vorgedrungen war, dann gegen den General Pecheux vor, hielt sich nach dessen Niederlage bei der Göhrde auf dem linken Ufer der Elbe und zwang 15. Oct. Bremen zur Uebergabe. Hierauf folgte er dem Kronprinzen von Schweden auf dessen Zuge gegen Dänemark und brach, als hier die Feindseligkeiten beendigt waren, im Jan. 1814 nach dem Rhein auf. In Frankreich leistete er mit seinem Corps leichter Reiterei theils dadurch, daß er die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen der Heere unterhielt, theils durch das Auffangen wichtiger Kuriere und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen den Verbündeten wesentliche Dienste. Nach dem Frieden erhielt er Urlaub, um die von Napoleon eingezogenen Güter seiner Familie, die er zurückerhalten hatte, in Besitz zu nehmen. Dann trat er 1818 aus dem russ. Dienst in den badischen über. Er brachte die Territorial-

angelegenheiten zwischen Baden und Baiern zur Ausgleichung, war bei der Gründung der bad. Verfassung sehr thätig und ging 1819 als Gesandter an den Hof zu Wien, wo er 9. Dec. 1845 starb. Vgl. Varnhagen von Ense, «Geschichte der Kriegszüge des Generals T.» (Stuttg. 1815).

Tetuan oder Tetawin, eine Stadt in dem nördlichsten Theile Marokkos, liegt etwa 5 M. südlich von Ceuta am Flusse Martil oder Haneſch, etwa 3 St. von der Küste, im Hintergrunde einer von der Sierra-Bermeja im Norden und dem Kitangebirge nach Süden hin umschlossenen Thalebene inmitten herrlicher Gärten und gewährt das treue Bild einer echt marokk. Stadt. Die weißen, mit wenigen kleinen Fenstern versehenen, plattgedachten Häuser reihen sich terrassenförmig aneinander und bilden ein Gewirr von engen, unreinlichen, zum Theil bedeckten Straßen. Das Ganze ist von einer schlechtunterhaltenen, nothdürftig zur Vertheidigung eingerichteten Mauer umgeben und mit einem kleinen Castell (der Kasba) gekrönt. T. gilt mit seinen Moscheen und mohammed. Schulen für eine theokratische Stadt, in welcher bisher Europäern ein bleibender Aufenthalt nicht gestattet war. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 16000. Darunter befinden sich 4200 Juden, die ein eigenes, durch Mauern und Thore abgeschlossenes Quartier bewohnen. Gegenstände der Industrie sind Lederwaaren, Mützen (Tarbusch) und Schußwaffen. Zur Ausfuhr, meist nach Spanien, gelangen Wolle, Getreide, Seide, Schlachtvieh und Lederwaaren. Im Osten der Stadt, zwischen deren an den Abhängen der Sierra-Bermeja sich hinziehenden Gärten und dem Meeresgestade breitet sich die Thalebene zu einer baumlosen Heide aus. Dieselbe wird von dem Unterlaufe des Martil (neuerdings häufig Rio de T. genannt) durchschnitten, der in die Rhede von T., eine flache Einbuchtung des Mittelmeeres zwischen Cap Negro und dem Cap Masari, mündet und mit leichter Mühe bis zur Stadt völlig schiffbar gemacht werden könnte, aber mehr und mehr versandet. An der Mündung des Martil liegen einige Befestigungen, unter denen die Aduana, ein befestigtes Zollhaus, die bedeutendste ist. Neuerdings ist T. als Mittelpunkt der entscheidenden Kämpfe im span.-marokk. Kriege von 1860 historisch geworden. Die span. Armee unter O'Donnell hatte sich 1. Jan. 1860 von Ceuta aus mit dem Ziele auf T. nach Süden in Bewegung gesetzt und die dicht an der Meeresküste hinführende Straße eingeschlagen, konnte aber, einestheils durch schwierige Terrainverhältnisse, andererseits durch wiederholte feindliche Angriffe aus den die Küste in geringer Entfernung begleitenden Gebirgen aufgehalten, die Küstenebene von T. (südlich des Cap Negro) erst 15. Jan. erreichen. Während nun die Spanier, durch die 16. im Süden des Cap Negro bewerkstelligte Ausschiffung der Division Rios ansehnlich verstärkt, die an der Mündung des Rio-Martil belegenen Befestigungen besetzten, sich auch durch andere, rasch aufgeführte Werke deckten, nahm die marokk. Armee unter Muley-el-Abbas auf den die Ebene westlich begrenzenden Bergen eine feste Stellung, deren Mittelpunkt der feste Thurm Dscheleli bildete. Nachdem 23. Jan. am Bache Alcantara (Zufluß des untern Martil) und 31. Jan. um den Dscheleli scharfe Gefechte vorgefallen, kam es endlich 4. Febr. zur entscheidenden Schlacht bei T., in welcher das Lager der Marokkaner von den Spaniern erstürmt und die Reste ihrer Macht zurückgeworfen wurden. Am nächsten Tage erfolgte die Einnahme der Stadt T. Die darauf begonnenen Friedensunterhandlungen führten jedoch erst zum Ziele, als die Marrokkaner 23. März im Wad-el-Râs, 2 M. westlich von T., abermals eine Niederlage erlitten. Der endgültige Friedensschluß kam beim Dorfe Beni-Sider (am Wad-el-Râs) 20. April 1860 zu Stande. Schon 7. Febr. war O'Donnell (s. d.) zum Herzog von T. ernannt worden. Vgl. Ed. Schlagintweit, «Der span.-marokk. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Tetzel (Ablaßkrämer), s. Tezel (Johann).

Teufel oder Satan, nach dem Griechischen διάβολος (Verleumder) und dem Hebräischen satan (Feind, Widersacher), bezeichnet die aus dem Alten in das Neue Testament und aus letzterm in die christl. Dogmatik übergegangene Vorstellung von einem bösen Geiste, der an der Spitze eines Reichs böser Geister und in beständigem und rastlos thätigem Gegensatze gegen Gott und das Reich Gottes gedacht wurde. Dem hebr. Monotheismus ist die Satanslehre von Haus aus fremd. Jahveh erscheint als der Urheber von allem, dem Guten wie dem Uebel. Ersteres wirkt seine Gnade, letzteres sein Zorn, wogegen die Sünde ausschließlich auf die eigene Rechnung der Menschen kommt. Die Vorstellung von einem Engelfall, welchen die Christen aus 1 Mos. 6, 2 herauslasen und im dogmatischen Interesse verwerteten, ist ebenso wie die Deutung der Paradiesesschlange auf den T. erst später in die alttestamentlichen Erzählungen hinein getragen. Wol aber kannte schon der althebr. Volksglaube allerlei übermenschliche, wenn auch untergeordnete Wesen, Unholde und Dämonen, ähnlich den Faunen, Satyrn und Empusen der Griechen, deren Verehrung von dem Bundesgotte Israels abziehe. Auch die heidnischen Götter der Nachbarvölker mag der gefestigte Monotheismus früher für solche Unholde geachtet

haben. Die Gestalt des Satans begegnet uns zuerst im Prologe des Buchs Hiob, aber nicht als der spätere Höllenfürst, sondern nach einer, vermuthlich sehr alten Volksvorstellung unter den Söhnen Gottes, nicht als ein gottfeindliches, sondern als ein Gott dienstbares Wesen, welches seine Freude daran hat, die Frömmigkeit der Menschen auf die Probe zu stellen und hierzu von Gott Erlaubniß erhält. Aehnlich 1 Kön. 22, 19—23, wo einer unter den Engeln, die Gottes Thron umstehen, aufgefordert wird, den König Ahab zu einer bundeswidrigen That zu verleiten, worauf einer von ihnen sich erbietet, als Lügengeist durch den Mund falscher Propheten zu reden. Schärfer ausgeprägt begegnet uns diese Vorstellung in den nachexilischen Büchern. So ist es jetzt Satan, der 1 Chron. 21, 1 den David dazu reizt, das Volk zu zählen, während der entsprechende ältere Bericht (2 Sam. 24, 1) diese Anreizung von dem Zorne Gottes ausgehen ließ; ebenso tritt Satan, Zach. 3, 1, dem Engel Gottes gegenüber, als Ankläger des Hohenpriesters Josua vor dem Throne Jahveh's. Satan erscheint hier überall als die Personification des göttlichen Zorns, im Gegensatze zu seiner in dem Engel Jahveh's repräsentirten Bundesgnade. Späterhin tritt der Satansglaube fast völlig zurück: weder in den Apokryphen des Alten Testaments (außer Weish. 2, 23 fg.) noch bei Philo und Josephus ist von ihm die Rede, daher die gewöhnliche Meinung, die ausgebildete Teufelsvorstellung sei dem parsischen Ahriman entlehnt, in den Urkunden keine Stütze findet. Desto häufiger ist von untergeordneten Dämonen die Rede, und diese tragen allerdings Spuren des pers. Einflusses. Nach den Vorstellungen der Bücher Tobias und Baruch wohnen sie, gleich den althebr. Gespenstern, an wüsten Oertern, gesellen sich aber auch störend und schädigend unter die Menschen, nehmen sogar Aufenthalt in denselben als Plagegeister und können nur durch geheimnißvolle Mittel vertrieben werden; auch die Götter der Heiden werden zu ihnen gerechnet. Erst die zur Zeit Jesu hauptsächlich unter pharisäischen Einflüssen neubelebten messianischen Hoffnungen verhalfen auch der Satansidee zu einem neuen Leben. Wie früher dem Engel Gottes, so wurde Satan jetzt dem Messias gegenübergestellt, als der Urheber alles Bösen in der Welt. Die erste Spur dieser Vorstellung begegnet uns im Buche der Weisheit (2, 24), wo mit offenbarer Beziehung auf die Verführung der Eva gesagt wird, daß durch des T. Neid der Tod in die Welt gekommen sei.

Aber wenn auch der Einfluß des Parsismus auf die Ausbildung dieser Vorstellungen für die Zeit Jesu nicht geleugnet werden darf, so ist doch erst das Christenthum die eigentliche Heimat des ausgebildeten Teufelsglaubens geworden, welcher von dem populären Glauben an Dämonen (s. d.) und Dämonenbesitzungen (s. Besessene) wol zu unterscheiden ist. Erst das Auftreten Jesu als persönlicher Messias erzeugte die Vorstellung von einem der Kirche des Messias feindlich gegenüberstehenden Reiche des Bösen, in welchem die zahllosen Dämonen und Kobolde des Volksglaubens unter einem persönlichen Oberhaupte zusammengefaßt seien. Die Austreibung böser Geister erschien auf diesem Standpunkte als das tägliche Geschäft des fortwährend mit dem Dämonenreiche im Kampfe begriffenen Messias, die Besiegung des T. als das letzte ihm obliegende Werk, welches der Aufrichtung des Messiasreichs vorhergehen müsse. Als Aufenthaltsort des T. und seiner Dämonen erscheint die mittlere Region zwischen Himmel und Erde, aus welcher Satan durch den Messias in die Unterwelt (den Abyssos) herabgestürzt wird; aber die ganze gegenwärtige Weltperiode ist in des T. Gewalt, und vornehmlich sind ihm die heidnischen Völker und Reiche unterthan. Der Gegensatz des Satans und Christi erscheint in diesem Vorstellungskreise zu einem ethisch-religiösen Gegensatze gesteigert, der auch auf den populären Dämonenglauben zurückwirkt und in den spätern Schriften des Neuen Testaments, wie namentlich im Johannes-Evangelium, zu einem förmlichen metaphysischen Dualismus zwischen den beiden Reichen des Lichts und der Finsterniß und ihren beiderseitigen Angehörigen ausgeprägt ist. Jesus selbst hat dem Dämonenglauben seiner Zeitgenossen sich nicht entzogen, wenn derselbe ihm auch öfters nur zur mythischen Hülle ethischer Vorstellungen wird; dagegen war es gerade er, welcher den T. als Widerpart des Messias recht in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt hat. (Vgl. Matth. 12, 22 fg., 13, 19, 25 fg., 38, 25, 41; Luc. 10, 18 u. öfter.) In demselben, nur noch weiter ausgebildeten Vorstellungskreise bewegen sich die neutestamentlichen Schriftsteller ohne Ausnahme und malen besonders die Verfolgungen aus, welche die Messiasgemeinde von ihrem bösen Feinde, dem «Fürsten dieser Welt», dem «Herrscher der Finsterniß», zu erdulden hat. Hat auch Christus die Seinen von der Herrschaft des Satans erlöst, so stellt derselbe den Gläubigen doch fortwährend nach, plagt sie mit leiblichen Uebeln, sucht ihren Sinn zu blenden und ihren Glauben zu erschüttern, um sie wieder in seine Gewalt zurückzubekommen. In der Offenbarung des Johannes wird der Satan als der Beherrscher des gottlosen röm. Weltreichs geschildert, dessen Bosheit in dem wiederkehrenden Nero, als dem Antichrist (s. d.), incarnirt erscheint. Satan

iſt der große Drache, die alte Schlange, welche ſchon die Eva verführt hat: im Himmel durch den Erzengel Michael beſiegt, verfolgt er die Kirche Gottes auf Erden, wird durch den Meſſias überwunden, auf tauſend Jahre gefeſſelt, dann noch einmal befreit und nach einem letzten furchtbaren Kampfe in den Schwefelpfuhl geworfen.

Dieſe neuteſtamentlichen Vorſtellungen bilden bis auf wenige neu hinzugekommene Züge ſo ziemlich ſchon die vollſtändige Grundlage für den Teufelsglauben der erſten ſechs chriſtl. Jahrhunderte. Als eigentlicher Sitz des T. und ſeiner Dämonen, in denen man immer beſtimmter die verſchiedenen heidniſchen Götter wiedererkannte, galt die ganze heidniſche Welt, als vornehmliche Werke des T. alles, was irgend mit dem heidniſchen Cultus zuſammenhing, nicht blos Opfer, Orakel und Götterfeſte, ſondern auch Schauſpiele, Fechterſpiele, Tänze, allerlei öffentliche Luſtbarkeiten und Schmauſereien, desgleichen die verſchiedenſten Künſte und Gewerbe, nach der ältern, herbern Auffaſſung auch Kriegsdienſte und obrigkeitliche Aemter. Auch die Aſtrologie, Traumdeuterei und das weitſchichtige Gebiet der Magie in allen ihren Formen, nach der Meinung einiger beſonders eifriger Kirchenväter ſogar die Philoſophie wurde zu dem Pompe des T. gerechnet. Seine Feindſchaft gegen die Kirche Chriſti bethätigte der T. durch Anſtiftung von Chriſtenverfolgungen und Ketzereien, durch Verleitung der Gläubigen zum Abfall und allerlei Laſtern, durch allerlei Plagen mit dämoniſchen Krankheiten, Hungersnoth, Peſt u. ſ. w. Die Dämonen wurden theils nach einzelnen Geſchäften, theils nach den Gegenden und Ländern, in denen ſie ihr Weſen trieben, klaſſificirt. Die Vorſtellung eines Reichs der Finſterniß gegenüber dem Lichtreiche führten frühzeitig dazu, den T. als «den Schwarzen» zu malen, und die Unterwelt der Alten zu der von unzähligen T. bevölkerten chriſtl. Hölle weiterzubilden, in welcher den Gottloſen ein ewiges Feuer und entſetzliche Qualen erwarteten. Seit dem 6. Jahrh. wurde von der Hölle noch das Fegfeuer (ſ. d.) und der erträgliche Aufenthaltsort der ungetauften Chriſtenkinder (ſ. Limbus) unterſchieden.

Nach einer bereits in ſpätern Schriften des Neuen Teſtaments (2 Petri 2, 4; Jud. 6) enthaltenen Vorſtellung, auf welche man nachmals auch Stellen des Alten Teſtaments, wie Gen. 6, 2, Jeſ. 14, 12 bezog, waren der T. und ſeine Dämonen urſprünglich als gute Engel geſchaffen worden, aber, ſei es aus Neid oder Hochmuth, ſei es aus Lüſternheit, gefallen. Als urſprünglich böſes, aus der ewigen Materie entſtandenes, Gott in faſt gleicher Macht gegenüberſtehendes Weſen betrachteten ihn Gnoſtiker (ſ. Gnoſis) und Manichäer (ſ. d.), wurden aber mit dieſer Vorſtellung im Intereſſe des chriſtl. Monotheismus zurückgewieſen. Aber auch die umgekehrte Vorſtellung des Origenes und anderer Kirchenlehrer, daß am Ende der Dinge auch eine Bekehrung des T. bevorſtehe, wurde von der ſpätern Kirche verworfen und dafür von Auguſtinus und andern die Meinung entwickelt, daß die Menſchenſchöpfung beſtimmt geweſen ſei, die durch den Fall des T. und ſeiner Engel im Himmelreiche entſtandenen Lücken zu ergänzen. Mit beſonderer Vorliebe aber verweilte die kirchliche Theologie bei der Schilderung des Kampfes Chriſti und des T. um die Herrſchaft der Menſchen. Das Erlöſungswerk wurde anfangs als ein von Chriſtus über den T. errungener Sieg, Chriſti Tod als ein dem T. gezahltes Löſegeld vorgeſtellt, um die in ſeiner Gewalt befindlichen Seelen zu erkaufen; ſpätere Väter ſpannen dieſe Vorſtellung noch weiter aus und redeten von einem durch Chriſtus dem T. geſpielten Betrug, indem letzterer durch den Schein der Menſchheit Chriſti getäuſcht, gehofft habe, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen, den verborgenen Gott aber nicht erkannte und gezwungen ward, ſeine Beute wieder fahren zu laſſen. Dennoch achtete man nicht blos die heidniſche Welt, ſondern auch die ungetauften Chriſtenkinder auch nach dem Erlöſungswerke vom T. beſeſſen, daher die Sitte aufkam, den T. aus den Neugeborenen vor der Taufe auszutreiben. Für die Austreibung der Dämonen aus Kranken waren in der alten Kirche ſogar beſondere Beamte angeſtellt. (S. Exorcismus.)

Eine ungleich reichere Ausbildung als im kirchlichen Alterthume erhielt der Teufelsglaube im german. Mittelalter. Wie die altgerman. Götter und Göttinnen im Volksglauben als T. und Teufelinnen fortlebten, ſo verſchmolzen die mytholog. Vorſtellungen unſerer Vorfahren den Glauben an Kobolde, Unholdinnen, Elfen und Zwerge mit den altchriſtl., durch Mönche und Einſiedler genährten Phantaſien vom T. und ſeinen Dämonen. Der Name T. als Benennung von böſen Geiſtern jeder Art wurde der kirchlichen Ueberlieferung entlehnt (goth. diabulus, diabaûlus; altſächſ. diubhul, diubhal, diobol; althochdeutſch diuſal, tioval, tiubil u. ſ. w.; andere Namen ſind vâlant, der Verführer [auch vâlantinne, Teufelin], der Böſe, der alte Feind u. a. m.), wogegen «Satan» erſt ſeit Luther's Zeit wieder in Aufnahme kam. Die Wohnung des T. dachte man ſich in der Hölle (daher die alten Benennungen des T.: Hellewart, Hellewirth, Hellehirt) und verlegte ſie nach altgerman. mythologiſcher Vorſtellung in den Norden.

Digitized by Google

Dort sollte der T. freilich wol in Banden liegen bis zum Umsturze aller Verhältnisse durch den Antichrist (daher der in Deutschland, Niederlande und Skandinavien geläufige Ausdruck: «Der T. ist los»); doch durften die T. gleich den alten Göttern und Geistern auch überall auf, über und unter der Erde verkehren. Erschien der T. in rein menschlicher Gestalt, so war er wenigstens lahm, gleich dem ebenfalls vom Himmel herabgestürzten Feuergotte Hephästos des griechischen und dem Schmiede Wieland des deutschen Mythus, und bekleidet mit grauem, grünem oder rothem Rocke, gleich den Kobolden und Zwergen, den Erd-, Haus- und Herdgeistern des verdrängten Glaubens, zuweilen auch schwarz und rußig, seinem Wohnorte und dem Gegensatze zum reinen Gotte angemessen. Gewöhnlich aber und zumeist wol in Uebertragung der den german. Göttern inwohnenden Macht der Gestaltwandlung trug er vollkommene oder doch angedeutete Thiergestalt, in letzterer den deutschen Waldgeistern und den griech. Satyrn und Faunen sich nähernd. Bald zeigte sich der Pferde-, bald der Geißfuß, die Hörner und der Schwanz; bald erschien er gar als schwarzes Pferd, als Bock, als Sau, als seelenraubender Wolf (schon bei Gregor d. Gr.), als (Höllen-)Hund, als Rabe (schon bei Hieronymus), als Schlange, Wurm, Drache oder Fliege, ja selbst als Hammer (schon bei Gregor, nach Jerem. 50, 23) und (Höllen-) Riegel (auch schon bei Gregor), gemahnend an den Hammer Thor's (s. d.) und an den angelsächs. bösen Dämon Grendel (Riegel), dessen Mutter (Grendeles mōtor) wiederum des T. Mutter oder Großmutter entspricht. Vgl. die Redensarten «Der T. schlägt seine Mutter» (wenn Regenschauer schnell mit Sonnenschein wechselt), «Wo der T. nicht hin kann, da schickt er seine Großmutter hin.» Die Vorstellung von der Macht des T. erfuhr unter dem wirksamen Einflusse aller dieser neuen Elemente eine wesentliche Veränderung. Während einerseits die schaurigen Phantasien von dem Reiche des Bösen ins Ungeheuerliche gesteigert wurden, so wurde andererseits doch auch das naive Verhältniß des german. Heidenthums zu seinen Göttern, namentlich zu denen von untergeordnetem Rang, auf das Verhältniß zum T. übertragen und gaben seinem Wesen eine bisher ganz unbekannte humoristische Seite. Wie noch nach der Einführung des Christenthums nebenbei den alten Göttern, so opferte man auch zuweilen dem T. schwarze Pferde, Böcke oder Hühner, und bis heute hat sich der Ausdruck erhalten: «dem T. ein Licht anstecken». Doch gingen von den großen Göttern verhältnißmäßig weniger Züge auf den T. über, die meisten noch von Loki und Donar (Thor), den Göttern des Feuers und des Gewitters; daher noch die Redensarten: «Da soll ja der T. (Donner) dreinschlagen»; «Die (entlaufene) Gans ist zum Donner (Teufel) gegangen.» Dagegen überwies man ihm alles, was man früher von Elementargeistern niedern Rangs, von Riesen und Elben oder Wichten (daher Böswicht, Hellewicht, armer Wicht = armer T.) geglaubt hatte. Wie die Elben konnte der T. erscheinen, verschwinden, sich verwandeln; wie der Alp ritt er die Menschen, wie sonst die Elben es Siechen und Blödsinnigen angethan hatten, so ward jetzt die biblische Ansicht von Teufelsbesitzungen so geläufig, daß wir noch heute von einem «eingefleischten T.» reden. Auch die große, nur freilich jetzt etwas gefährlichere Dienstfertigkeit der Elben übernahm der T., verdingte sich als Knecht und trug seinen Freunden Getreide und andere Güter, als feuriger Drache zum Schornstein hineinfahrend, auch Geld zu. Dieser bei Goethe natürlich zurücktretenden heidnischen Fassung gehört die eine Seite des Mephistopheles im Volksbuche vom Faust, während die andere den lutherisch-christlichen T. zeigt. Von den Riesen empfing der T. die große physische Kraft und die Lust am Bauen, wobei er nicht selten Steine verlor, die das Volk bis diesen Tag bewundert; zugleich erbte er auch die riesische Tölpelei und Dummheit, welche menschlicher List und Schlauheit fast immer unterliegt. Daneben bildeten sich besonders die Vorstellung von der schädlichen Macht des T. über die Natur weiter aus, die man mit allerlei Zaubermitteln zu bannen suchte. Ihr gemäß steckte der T. im gefahrdrohenden Wetter, dem man durch Glockenläuten, und im landverheerenden Ungeziefer, als Mäusen, Käfern u. dgl., dem man durch Processionen, Weihwasser und kirchliche Verfluchung begegnete. In engem Zusammenhange wiederum mit der Herrschaft des T. über die Natur stand der Glaube an Hexerei. (S. Hexen und Hexenprocesse.) Verträge mit Göttern kannte schon das german. Heidenthum; Verträge mit dem T., bekräftigt durch blutige Unterschrift, kommen erst im Mittelalter, aber offenbar noch unter heidnischen Einflüssen vor: eins der frühesten Beispiele bietet die Legende von Theophilus (s. d.). Jeder ungewöhnliche Grad von Wissenschaft und Kunstfertigkeit galt, namentlich in den Zeiten niedriger allgemeiner Cultur, als durch ein Bündniß mit dem T. erworben.

Gesondert von diesem bunten, unbekümmert um die Vermittelung der Gegensätze bald grausigen, bald spaßhaften Volksglauben, dessen Trümmer sich in Hunderte von Sagen und Märchen

gerettet haben, verharrte die officielle Kirchenlehre und die schulgerechte Theologie der Scholastiker im wesentlichen bei den frühern Bestimmungen, höchstens noch einige Folgerungen ziehend und einzelnes im Systeme zurechtrückend. Immer aber wurde der praktisch höchst wichtige Satz festgehalten, daß der T. keine Christenseele zum Bösen zwingen könne, während er selbst ewig der Verdammniß preisgegeben sei. Und wenn man einerseits auch Fegfeuer und Hölle immer schrecklicher ausmalte, so boten andererseits doch eine stets bereite Hülfe theils die Gnadenmittel der Kirche, theils die fast zum Schrankenlosen gesteigerte Macht Maria's, welche selbst den, der sich dem T. verschrieben, aber dabei nur Gott, nicht zugleich auch ihr, abgesagt hatte, erretten, ja sogar bereits Verdammte wieder aus der Hölle erlösen konnte.

In allen diesen Vorstellungen, kirchlichen wie volksmäßigen, war Luther aufgewachsen. Er kämpfte den Riesenkampf in der eigenen Brust und gegen die halbe Welt; er verwarf die Zwischenstufe des Fegfeuers, verwarf die Gnadenmittel der röm. Kirche, verwarf die Fürbitte der Heiligen und der Maria, und alles, was seiner feurigen Begeisterung für das reine Gottesreich und Gotteswort widerstrebte, thürmte sich ihm auf zu einem schroffen, unvermittelten Gegensatze, verkörperte sich in einer einzigen Gestalt, dem T., der nun, in fast wiederum dualistischer Fassung, eine so ungeheuerliche Bedeutung erhielt, wie er sie nie zuvor im Christenthum besessen hatte. Allerdings zwar wird auch nach Luther's Ansicht der T. mit Gottes Hülfe und durch Gottes Wort überwunden, wie Christus ihn überwunden hatte; aber doch hat er eine wirkliche und sehr gefährliche Macht. Außerhalb Christo regiert der T. und hat das Werk Gottes im Menschen lästerlich verdorben. Er verursacht die kirchlichen Misbräuche, sucht die Wirkung des Gebets zu hindern, gefährdet Leben und Eigenthum, bereitet Unglück aller Art und tödtet die Menschen auf verschiedene Weise, geht aber auch Bündnisse mit ihnen ein. Der Papst wurde für Luther zum leibhaften Antichrist, wie es vordem Mohammed und noch früher Nero gewesen war. Diese Vorstellungen gingen auch in die Bekenntnißschriften der luth. Kirche über und wurden von den spätern Dogmatikern in schulgerechte Verbindung mit den ältern theol. Bestimmungen gesetzt. Letztere begegnen uns im wesentlichen auch in der reform. Kirche, welche jedoch den Exorcismus bei der Taufe verwarf. Nur sehr allmählich und durch angestrengten Kampf konnte der Teufelsglaube im Volksbewußtsein erschüttert werden. Den ersten Angriff gegen ihn richtete Spinoza (s. d.), dem ein T. Unsinn sein mußte, der nicht in anderer Beziehung Gott selbst wäre: er ward von seiner Gemeinde ausgestoßen. Den zweiten Streich führte der Prediger Balthasar Bekker (s. d.), indem er die Einwirkung der Geister auf die Sinnenwelt bestritt und namentlich die Hexenverfolgungen bekämpfte: er verlor sein Amt. Bald aber mehrten sich die Angriffe. Der Jurist Christian Thomasius (s. d.) zu Halle nahm dem T. Pferdefuß, Hörner und Schwanz (1702) und zerstörte so mit dem mittelalterlichen Bilde des T. zugleich das natürliche Volksinteresse an demselben; ferner zeigte er (1712) juristisch die Unzulässigkeit der Hexenprocesse. Endlich bewies der Theolog Semler (s. d.) zu Halle (1760), daß die Lehre von Besitzungen des T. nicht wesentlich christlich sei. Die Fortschritte der Naturwissenschaften, der Geschichtsforschung und Philosophie vollendeten das übrige. Zu Ende des 18. Jahrh. war der Teufelsglaube so ziemlich überall aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwunden, und auch die Theologie fing an, immer allgemeiner sich seiner zu schämen. Die glänzende Kritik Schleiermacher's an der Vorstellung vom T. hat die völlige wissenschaftliche Unhaltbarkeit derselben abschließend gezeigt und sie vom Gebiete der Dogmatik lediglich in die christl. Kunst verwiesen als mythlog. Hülle tiefsinniger sittlicher Ideen. Wirklich liegt dieser Vorstellung der religiös unentbehrliche Gedanke von der unheimlichen Macht der Sünde oder des Bösen in der Menschheit zu Grunde, welche, wenn auch in der sittlichen Welt immer mitgehend, doch dem göttlichen Willen schlechthin entgegengesetzt ist und wenn auch innerhalb des Bereichs der Erlösung principiell gebrochen, sich immer wieder aufs neue auch an dem Frommen versucht. Die Personification dieser Idee ist der kirchlichen Vorstellung überhaupt gemäß und nach Analogie zahlreicher anderer Dogmen zu beurtheilen, denen dieselbe Versinnlichung einer geistigen Wahrheit zu Grunde liegt, ohne daß das populäre Bewußtsein dagegen sich ebenso wie jetzt allgemein gegen die Teufelsidee auflehnt. Es ist daher kein Wunder, wenn die neuerwachte Orthodoxie sich wie anderer mythlog. Vorstellungen, so auch des Teufelsglaubens mit Vorliebe angenommen und zum Theil in ihren dämonologischen Studien erstaunliche Dinge, z. B. eine teufelische Trinität, eine Verderbniß der Weltschöpfung unmittelbar nach deren Vollendung durch den T. und andere entdeckt hat. Auch die Phantasien von Teufelsbesitzungen und Teufelserscheinungen, die Sitte des Teufelaustreibens aus den Kindern u. a. m. sind bei den Starkgläubigen unserer Tage wieder zu Ehren gekommen.

Teufelsbrücke heißt eine steinere Brücke über die Reuß an dem über den St.-Gotthard

führenden Alpenpasse. In einer Reihe donnernder Wasserfälle stürzt sich die Reuß unter dieser Brücke weg, welche von hochragenden nackten Felsen umgeben ist. Höher ist die Straße 200 F. lang durch den Teufelsberg gehauen; die 12 F. hohe und breite Schlucht, das Urner Loch genannt, wird durch eine in der Mitte eingesprengte Oeffnung ein wenig erleuchtet. Am Ende des Gangs öffnet sich das Urserenthal mit seinen grünen Matten. Im Mittelalter war die Brücke unter dem Namen der Stäubenden Brücke bekannt. Von den Franzosen im Revolutionskriege theilweise zerstört, wurde sie von den Oesterreichern wieder ausgebessert, von den Russen unter Suworow überschritten und später ganz hergestellt. 1830 ist unfern der alten eine schöne und bequeme neue Brücke erbaut worden. — Auch die Brücke über die Sihl, zwischen Einsiedeln und dem Berg Etzel im Canton Schwyz, wird T. genannt.

Teufelsdreck, s. Asa foetida.

Teufelsmauer, Teufelshecke, Pfahl, Pfähl, Pfalrain, Pfalhecke, Pfalranke, Pfalgraben, Pohlgraben, Pfahltöbel, Saustraße, Schweingraben, nennt das Volk in Baiern, Schwaben, Franken und der Wetterau die Reste einer zusammenhängenden Befestigungslinie, durch welche die Römer den unterworfenen Theil des südwestl. Deutschland und namentlich die Decumatischen Aecker (s. d.) zwischen Rhein und Donau gegen Angriffe vom freien Germanien her gedeckt hatten. Diese gewaltige Schutzwehr besteht bald aus einer 6—10 F. breiten und mehrere Fuß hohen Steinmauer oder einer Aufschüttung von Steinen verschiedener Größe, über der sich in wechselnden Entfernungen Ruinen von Thürmen erheben, und neben welcher, auf der nördlichen, gegen das freie Germanien gerichteten Seite, noch an manchen Stellen ein fortlaufender Graben zu erkennen ist, bald auch aus einer Erdschüttung auf steinerner Grundlage. Sie beginnt an der Donau, etwa auf halbem Wege zwischen Ingolstadt und Regensburg bei Hienheim, läuft in fast gerader nordwestl. Richtung über Altmannstein, dann bei Kipfenberg über die Altmühl und bei Wilzburg über die Rezat bis Gunzenhausen an der Altmühl, wendet sich südwestlich über die Wörnitz bei Wiliburgstetten, dann bei Aalen am Kocher vorüber und erreicht unweit Lorch ihren südlichsten Punkt. Darauf zieht sie sich wieder nördlich hinab, überschreitet die Lein bei Welzheim und erreicht, über Murhart und Oehringen hin, bei Osterburken die befestigten Linien des Odenwalds und weiter, über Wallthürn und Amorbach hin, den Main bei Freudenberg, östlich von Miltenberg. Sodann folgt sie, nördlich streichend, dem Höhenzuge des Spessart, überschreitet die Kinzig unfern Wächtersbach, läuft nordöstlich bis Grüningen und begleitet darauf, über Usingen sich südwestlich wendend, die Nordabhänge des Taunus bis gegen Langenschwalbach, worauf sie, wiederum nordwestl. Richtung einschlagend, östlich von Bad Ems die Lahn überschreitet und dann dem rechten Rheinufer in geringer Entfernung bis ungefähr gegen Siegburg hin folgt. Ueber die Erbauung dieses Walls sind nur höchst dürftige Andeutungen vorhanden. Einzelne Theile der nördl. römischen Befestigungen mögen sich schon aus der Zeit des Drusus herschreiben; die Decumatischen Felder aber scheinen um 14 v. Chr. noch keinen Schutzwall besessen zu haben. Wahrscheinlich wurde der südl., vom Main zur Donau reichende Hauptwall unter Hadrian vollendet und zerstörte Theile desselben unter Probus wiederhergestellt. Bald nach des Probus Tode aber mögen die Decumatischen Felder von den Römern gänzlich aufgegeben worden sein; unter Konstantin bildete der Rhein die Grenze des Reichs. Noch sind bei weitem nicht alle Theile dieses großen Walls und der übrigen in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihm stehenden röm. Befestigungswerke genauer untersucht; doch ist eine gründliche und vollständige Erforschung derselben allmählich zu erwarten von der ineinandergreifenden Thätigkeit der betreffenden histor. Vereine, welche gerade auch dieser Aufgabe neuerdings ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Vgl. Buchner, «Reisen auf der T.» (3 Hefte, Regensb. 1821); Mayer, «Genaue Beschreibung der unter dem Namen der T. bekannten röm. Landmarkung» (in den «Denkschriften der münchener Akademie», 1835); von Gok, «Der röm. Grenzwall von der Altmühl bis zur Jaxt» (Stuttg. 1847); Stälin, «Württemb. Geschichte» (Bd. 1, Stuttg. 1841); Steiner, «Geschichte und Topographie des Maingebiets und Spessarts unter den Römern» (Darmst. 1834); Paulus, «Der röm. Grenzwall von Hohenstaufen bis an den Main» (Stuttg. 1863). — T. heißt auch ein nicht von Menschenhand errichteter, sondern durch eine Umwälzung im Schoße der Erde in grotesken Formen aufgethürmter Wall aus Quaderfandstein, welcher bis 800 F. hoch in der Nähe des nordöstl. Fußes des Harzes, obwol durch große Lücken unterbrochen, von Blankenburg in Braunschweig bis zu den «Gegensteinen» bei Ballenstedt in Anhalt sich hinzieht.

Teukros oder Teucer, der Sohn des Flußgottes Skamandros und der Nymphe Idäa, war der erste König von Troas, dessen Bewohner nach ihm Teukrer benannt wurden. Als Dar-

dannus (s. d.) aus Samothrake zu ihm kam, gab er ihm seine Tochter Bateia oder Arisbe und machte ihn zu seinem Nachfolger. Nach andern ist Dardanus der Einheimische, und Skamandros und T. wandern aus Kreta in Troas ein. — T., der Sohn des Telamon und der Hesione, Halbbruder des Ajax, war der beste Bogenschütze im hellenischen Heere vor Ilios. Als er von dort zurückkehrte, ohne den Tod seines Bruders gerächt oder seine Gebeine mitgebracht zu haben, ließ ihn Telamon nicht landen. T., gezwungen ein neues Vaterland zu suchen, fand dieses auf Kypros, das ihm Belos überließ; hier gründete er ein zweites Salamis.

Teut, s. Tuisco.

Teutoburgerwald ist eine den Anwohnern selbst nur aus Büchern bekannte gemeinsame Bezeichnung eines vielnamigen Berg- und Hügelzugs in Westfalen, welcher, mit dem östl. Rande des Niederrheinischen Schiefergebirgs oder mit den Höhen von Brilon verbunden, am linken Ufer der Diemel zwischen Stadtberge (Ober- und Niedermarsberg) und Warburg, im Quellgebiete des in die Alme fließenden Altenau beginnt. Der Höhenzug läuft anfangs unter dem Namen Egge nordwärts durch das Paderborner Land nach Driburg, ändert diese Richtung aber bei dem Eintritt in das Fürstenthum Lippe mit dem Berge Velmerstoot in eine nordwestliche und streicht in dieser bei Horn und Detmold vorüber nach Oerlinghausen, Bielefeld und Halle, sodann durch das osnabrückische Land nach Dissen und Iburg, endlich nach Leugerich und Tecklenburg, und verläuft sich bei Bevergern $^3/_4$ M. östlich von Rheine an der Ems in bruchiger Niederung. Der T. ist im ganzen 20 M. lang und 1—2 M. breit, gleicht einer wallartigen Mauer, hat eine oder auch zwei niedrigere Parallelketten zur Seite und erreicht in der Velmerstoot oder Völmerstod mit 1491 rheinländ. F. (1440 par. F.) seinen Culminationspunkt. In seiner nordwestl. Hälfte wird er im allgemeinen immer niedriger, obwol auch hier noch Höhen von 1000 F. und darüber vorkommen, und jenseit Iburg sinkt er zu Hügeln von 800 und 400 F. herab, die nur mit dürrem Heidekraut bewachsen sind, während das Gebirge sonst mit schönen Laubwaldungen, besonders mit hochstämmigen Buchen bedeckt ist. Der Gebirgszug besteht meistens aus langgedehnten Rücken, zum Theil auch aus abgerundeten Waldkuppen, ist im Lippeschen am breitesten und bildet die Wasserscheide zwischen dem Rhein- und Wesergebiet. Am Westende entspringen in der Senne (s. d.) die Lippe und die Ems, welche letztere das Wasser des ganzen nordwestl. Abschnitts, durch die Haase auch von der Ostseite her, aufnimmt. Zu den Weserzuflüssen gehören die Nethe, welche oberhalb Höxter, und die Emmer, welche oberhalb Hameln mündet, sowie die Werre, die jedoch ihre Quelle im Hügellande hat. Das ganze Gebirge läßt sich in drei Abschnitte zerlegen, von welchen übrigens der erste von manchen Geographen nicht zum T. gerechnet wird. 1) Die Egge, der östl. Rand des Plateau von Paderborn, reicht von der Diemel 5 M. weit bis zur Velmerstoot. Ueber den ganzen Rücken läuft ein gebahnter Weg mit freier Aussicht nach beiden Seiten. Die Straßen von Paderborn nach Kassel und nach Höxter überschreiten ihn, ebenso bei Neu-Heerse die Westfälische Staatsbahn mit sehenswerthen Bauwerken. Die bemerkenswerthesten Höhenpunkte sind von Süden gegen Norden der Felsberg 1383, der Hardehauser Busch 1360, die Karlsschanze 1374, die Grotenstiege 1366, die Hausheide 1417, die Bürgerheide bei Driburg 1385, endlich die Velmerstoot 1491 F. hoch. 2) Der Lippische Wald oder schlechthin «der Wald», im Mittelalter Osneggi und, wie auch wol noch jetzt, Osning genannt, von manchen als der eigentliche T. bezeichnet, erstreckt sich 4 M. weit durch das Fürstenthum Lippe von der Velmerstoot bis zu der Schlucht von Oerlingshausen und wird fast in der Mitte seiner Erstreckung von der Dörenschlucht quer durchsetzt, einer bis zur Sohle reichenden Lücke, durch welche die Straße von Lage durch die Senne nach Paderborn zieht. Die Strecke bis zu dieser Gebirgslücke ist der breiteste, wildeste und romantischste Abschnitt des ganzen T., mit schönen Waldbergen, Buchenforsten, tiefen Thälern und engen Schluchten. Er besteht aus zwei beinahe parallelen Ketten, durch einen tiefen Thalgrund getrennt. Zu der westl. Parallelkette gehören die Kleine Egge, 1073 F. hoch, über welche die Kunststraße von Horn und den Externsteinen (s. d.) nach Kohlstädt und Paderborn führt, der Barnacken, 1445 F., die Große Egge, 1125 F., mit der ältern Kunststraße von Horn nach Paderborn, das Winnfeld, 1344 F. Zur östl. Kette (mit Einschluß der Vorkette) gehören der 979 F. hohe Bergrücken, an welchem die Externsteine liegen, der Steinberg, 1310 F., bei Holzhausen, und die Grotenburg, 1237 F., bei dem Dorfe Hiddesen südlich von Detmold, die eine weite Aussicht bietet und das unvollendete Hermannsdenkmal (s. die Art. Hermann und Bandel) trägt. Jenseit der Dörenschlucht sind bemerkenswerth der Hermannsberg, 1176 F., bei dem Dorfe Dören, die Stapelager Berge bei dem Dorfe Stapelage, der Tönsberg (eigentlich Antonsberg), ein etwa $^1/_2$ M. langer, schmaler Rücken, dessen südl. Theil die von einem dreifachen Stein- und Erdwall umringte, angeblich zum

Andenken an Karl's d. Gr. Sieg bei Detmold erbaute Hünenkirche oder Tönslapelle trägt. 3) Der 11 M. lange Zug der Ravensberger, Osnabrücker und Teckleuburger Berge tritt nordwestlich von Oerlinghausen wieder auf das preuß. Gebiet, besteht in der Regel aus drei nebeneinander hinlaufenden Bergreihen und wird bei Bielefeld, Halle, Bergholzhausen, Iburg u. s. w. von Querspalten durchschnitten, welche Uebergangspunkte für Verkehrsstraßen sind. Durch die fast regelrecht bis auf die Grundfläche eingeschnittene Bergscharte des Passes von Bielefeld führt die Köln-Mindener Eisenbahn. Zwischen dem Querspalt von Halle und der Scharte von Bergholzhausen, bei welcher die Dreitheilung der Ketten aufhört, erhebt sich abermals eine «Große Egge» 1006 F., dann der starkvorspringende Ravensberg und der Flüchten. Bei Iburg gewinnt das Gebirge nochmals an Höhe, erhebt sich dort im Dörenberg 1059 F. hoch, verflacht sich aber alsdann über Tecklenburg hinaus und endet mit dem absolut 466, relativ 310 F. hohen Huxberg bei Beoergern in der Tiefebene. Durch ein schmales Thal von diesem äußersten Ende des T. geschieden, aber von den Geologen nicht zu diesem gerechnet, sondern als der nordwestl. Ausläufer der Weserkette betrachtet, liegt das Ibbenbührener Steinkohlengebirge, welches, einer Insel gleich, sich aus der Tiefebene erhebt, ein 2 M. langes und $^3/_4$ M. breites, sehr productives Kohlenlager, von jungen Schichten umlagert.

Der Name T. ist dem Tacitus entnommen, der in seinen «Annalen» eine nicht weit von dem obern Laufe der Ems und der Lippe gelegene waldige Berggegend, in deren Bereich Varus mit seinen Legionen im J. 9 n. Chr. durch Arminius oder Hermann (s. d.) den Untergang gefunden, Teutoburgiensis saltus nennt. Am Abhange der Grotenburg, deren Name urkundlich erst 1581 vorkommt, befanden sich der Kleine und der Große Hünenring. Ersterer ist ein 500 Schritt im Umfang haltender, gegen 20 F. hoher, mit einem Graben umgebener Wall von rohen, übereinander aufgethürmten Steinmassen und bildet ein längliches Viereck. Der Kleine Hünen hat einen weitern Umfang und liegt 100 F. höher hinauf, ist aber minder gut erhalten. Clostermeier («Wo Hermann den Varus schlug», Lemgo 1822) hält diese Wälle für die Festungswerke der alten großen Burg «Teutoburg», welche die Cherusker erbaut hätten, und wonach Tacitus das Gebirge benannt habe. Gewiß ist, daß der Berg im Mittelalter Teut hieß, und daß jetzt noch an dessen Fuße ein Meierhof liegt, der Teuthof genannt. Wann und wodurch der heutige T. seinen Namen erhalten, ist indessen nicht festgestellt. Höchst wahrscheinlich ist die Benennung verhältnißmäßig jung und unter gelehrtem Einflusse entstanden. Nach Brandes («Geographie von Europa», Lemgo und Detm. 1852) ist dieselbe erst nach den Befreiungskriegen in den geogr. Büchern allgemein geworden. Zu einer genauen Ortsbestimmung des Kampfplatzes der Hermannsschlacht reichen die Nachrichten des Tacitus und Dio Cassius nicht aus, und darum haben auch die zahlreichen Untersuchungen und Schriften über diesen Gegenstand noch zu keinem festen Ergebniß führen können. Clostermeister setzt die Schlacht zwischen Salzuffeln und Kreuzburg, unfern Detmold; Essellen hingegen sucht nachzuweisen, daß sie weiter westlich vorgefallen sein müsse, im südl. Theile des westfäl. Kreises Beckum, einige Meilen östlich von Hamm. (S. Aliso.) Vgl. Sauerländer, «Ein Fremdenführer durch Detmold und den T.» (Lemgo und Detm. 1863).

Teutonen (Teutŏni oder Teutŏnes), ein german. Volk, von den ältesten Schriftstellern stets mit den Cimbern (s. d.) zusammen genannt, erwähnt schon Pytheas, der Zeitgenosse Alexander's d. Gr., als heimisch an der sog. Bernsteinküste, worunter die westl. Küste Schleswig-Holsteins an der Elbmündung und der Nordsee zu verstehen ist. In die Geschichte treten die T. und Cimbern um 113 v. Chr. in einem gewaltigen, nach Süden gerichteten Zuge, auf welchem sie bis zu den östl. Alpen gelangten und dort, bei Noreja im heutigen Kärnten, den röm. Consul Carbo schlugen. Darauf wandten sich beide Völker, verstärkt durch Ambronen und Tiguriner, nach Gallien, verwüsteten das Land durch mehrere Jahre und schlugen wiederholt die röm. Heere. Endlich 102 drangen sie in zwei Heerhaufen gegen Italien vor, wurden aber, die T. und Ambronen bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence), die Cimbern und Tiguriner auf der Raudischen Ebene (bei Verona oder Vercelli), von Marius (s. d.) geschlagen und fast gänzlich aufgerieben. Auch der König der T., Teutoboch oder Teutobod, der mit geringer Mannschaft entkommen war, gerieth, von den Sequanern aufgefangen, in die Hände des Siegers und half dessen Triumphzug verherrlichen. In späterer Zeit erwähnen Pomponius Mela, Plinius und Ptolemäus wiederum seßhafte T. in einem an der untern Elbe gelegenen, niedrigen, sumpfigen und großen Ueberschwemmungen ausgesetzten Lande, wahrscheinlich Nachkommen derjenigen, welche an jenen großen Zügen nicht theilgenommen hatten, und von diesen will J. Grimm die heutigen Dithmarschen ableiten. Von dem Volksnamen Teutoni hatten die Römer ein Adjectiv teutonicus abgeleitet, welches einige ihrer Schriftsteller (wie Martial, Claudian u. a., Cäsar

und Tacitus aber nie) auch in gleicher Bedeutung mit germanicus, d. h. zur Gesammtbezeichnung aller deutschen Volksstämme verwenden. Dies aus der lat. Sprache entlehnte Wort brauchen in demselben Sinne seit dem Anfange des 10. Jahrh. auch lateinisch schreibende Deutsche, während im 9. Jahrh. noch das aus der Muttersprache entsprossene theotiscus allgemein üblich gewesen war. Aus diesem einheimischen theotiscus, nicht aber aus jenem fremdländischen teutonicus, stammt unser gegenwärtiger Volksname «Deutsch» (s. d.).

Texas oder Tejas, der südwestlichste, größte und volksleichteste der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt nach einer Congreßacte vom J. 1850 zwischen 26 und 36½° nördl. Br., 76 und 89° westl. L. und wird begrenzt von den Staaten Louisiana und Arkansas im O., Arkansas, dem Indianerterritorium und Neumexico im N., von Neumexico und Mexico im W., gegen welches überhaupt der Rio-Grande del Norte die Grenzscheide bildet, und von dem Golf von Mexico im S. Das Gebiet des Staats, welches allein durch die mexic. Abtretungen von 1848 um nahe 2500 Q.-M. erweitert worden ist, und dessen Flächeninhalt in seiner jetzigen Begrenzung 11171 Q.-M. (fast so groß wie Deutschland) beträgt, bildet seinem größten Theile nach eine ungeheuere, im allgemeinen von Nordwesten gegen Südosten geneigte Ebene und zerfällt hinsichtlich seiner Oberflächenbeschaffenheit in drei Regionen. 1) Das Küstenland, eine angeschwemmte, 7—23 M. breite Niederung, die, wasserreich, aber nicht morastig, an den Flußufern schmale Streifen Waldland, dazwischen weites, im Frühjahr meist sehr nasses Prairieland mit überaus üppigem, für den Anbau von Zucker, Reis und Baumwolle geeignetem Boden hat und am Meeresufer selbst von einem Gürtel langgestreckter, dünenartiger Inseln und Landzungen, die eine Menge Stromlagunen einschließen, sowie von Sandbänken umgeben wird und deshalb keine guten Häfen besitzt. 2) Das sanftwellige Hügel- und Prairieland, welches in einer Breite von 33—43 M. allmählich sich hinter dem Küstenstreifen erhebt und den schönsten Theil des angebauten T. begreift, wo fruchtbare Savannen mit einzelnen, jedoch im östl. Abschnitt sehr bedeutenden Waldungen wechseln, zahllose Quellen und Bäche den grünen Blumenpark durchziehen, während nur der Landstrich zwischen dem Nueces und Rio-Grande eine wasserarme Wüste bildet. 3) Das Hochland, ein weites Plateau, in welches die zweite Region nach und nach übergeht, und welches als die östl. Fortsetzung des großen Tafellandes von Neumexico den innersten nordwestl. Theil des Staats bildet, keine höhern Gebirgsketten trägt, eigentlich nur durch die Eintiefung enger Thäler und Schluchten eine unebene Oberfläche erhält, großentheils wohl bewässert, metallreich und mit Eichen-, Fichten- und Cedernwaldungen bestanden ist, zwischen denen sich Thäler mit dem fruchtbarsten, jeder europ. Cultur fähigen Boden ausbreiten, zum Theil aber auch felsig und kahl erscheint und zwischen dem Rio del Norte und Rio-Pecos als eine völlig wasserlose, mit Cacteen und Artemisien bedeckte Wüstenei auftritt. T. zählt viele zum Theil ansehnliche und schiffbare Flüsse. Der größte davon ist der Rio-Bravo oder Rio-Grande del Norte (s. Norte) an der West- und Südgrenze, der hier den Rio-Pecos oder Puercos aufnimmt. Außer ihm sind noch anzuführen: der 87 M. lange Rio-Nueces, der in die Corpus-Christibai mündet und, wie der San-Antonio, mit dem Rio-Guadelupe nur eine kleine Strecke schiffbar ist; der 130 M. lange Colorado (s. d.), dessen Schiffbarkeit durch eine aus zusammengetriebenen Baumstämmen 2¼ M. von der Mündung in die Bai von Matagorda gebildete Insel gehemmt wird; der 239 M. lange, aber nur 43 M. weit schiffbare Brazos; der Trinity oder Trinidad, welcher, 130 M. lang und zur Hälfte fahrbar, in die Galvestonbai mündet; der 87 M. lange und 22 M. für kleine Dampfboote fahrbare Neches; der 76 M. lange Sabine an der Ostgrenze; der 325 M. lange, 87 M. weit fahrbare Red-River (s. d.) oder Rothe Strom (Rio-Roxo), welcher in Neumexico entsteht und, gegen Osten in den Mississippi fließend, die Nordgrenze gegen das Indianergebiet bildet, aber großentheils zu Louisiana gehört; endlich der Canadian oder Colorado, welcher den nördlichsten Theil von T. durchfließt und in den Arkansas mündet. Das Klima ist in der Küstenniederung, wie an allen Küsten des Mexikanischen Meerbusens, heiß, feucht und ungesund. Die mittlere Region des Landes erfreut sich einer mildern, gesündern Temperatur; das Hochland aber ist schon rauher, jedoch den europ. Körperconstitutionen um so zusagender. Hauptproducte des Landes sind Mais, Baumwolle, Tabak und Reis; außerdem gedeihen im Tieflande auch mehrere tropische Producte, wie Zuckerrohr und Indigo. Die Hauptproducte des Thierreichs sind, wie in allen Savannenländern Nordamerikas, außer den dort einheimischen Thieren, Rindvieh und Pferde. Das Mineralreich bietet Eisen, Steinkohlen, Kupfer, Blei, Silber, Goldsand im Colorado sowie Salpeter und Salz im Ueberfluß. T. zählte ohne die Indianer 1860 604215 E., darunter 355 freie Farbige und 182568 Sklaven, welche seit 1863 sämmtlich freigeworden sind. Die Mehrzahl der

Bevölkerung ist engl. Ursprungs; Deutsche zählt man etwa 30000; von den früher im Besitze des Landes gewesenen Spaniern finden sich verhältnißmäßig nur noch wenige vor. Unter den im Innern lebenden unabhängigen Indianerstämmen sind die kriegerischen und raubsüchtigen Comanches die zahlreichsten und gefährlichsten. Seit 1845 ist T. ein Staat der nordamerik. Union und auch ganz nach Art der übrigen Staaten geordnet. Derselbe trat 1861 mit den übrigen südl. Staaten aus der Union, wurde aber 1865 wieder unterworfen. Die alle zwei Jahre zusammentretende gesetzgebende Versammlung besteht aus 21 auf vier Jahre gewählten Senatoren und 66 auf zwei Jahre gewählten Repräsentanten. Der Gouverneur, welcher auf zwei Jahre gewählt wird, bezieht einen Gehalt von 2000 Dollars. Zum Congreß schickt T. zwei Senatoren und zwei Repräsentanten. T. besitzt noch ungeheuere Striche des schönsten Landes in den gesündesten Gegenden. 1860 hatte es nur 2,650281 Acker in Cultur, während 22,093247 Acker noch unbebaut lagen. Der Bürgerkrieg und die fast ganz unterbrochene Einwanderung haben das Land noch mehr heruntergebracht. Die Finanzen des Staats befinden sich in solcher Unordnung, und seine polit. und gesellschaftlichen Verhältnisse sind derartig derangirt, daß sich weder seine Einnahmen und Ausgaben, noch seine Schuld auch nur annähernd angeben lassen. 1866 befanden sich in ganz T. nur zwei Banken, deren eine in Galveston und deren andere in San-Antonio mit etwas über 100000 Dollars Kapital gegründet waren. Für den höhern wie für den Volksunterricht ist gar nicht gesorgt. An Eisenbahnen sind 306 engl. M. vollendet. Der Landbau ist die Hauptgrundlage, und seine bedeutendsten Stapelartikel sind Baumwolle und Rohrzucker. Hieran schließt sich die Viehzucht, die durch das natürliche Weideland der größten Entwickelung fähig ist. Der Handel im Innern trägt noch wesentlich den Charakter des Tauschhandels. Der Ausfuhrhandel ist zwar neuerdings gestiegen, doch noch von untergeordneter Bedeutung. Die polit. Hauptstadt ist Austin oder San-Felipe de Austin, am linken Ufer des Colorado, 43½ M. von dessen Mündung, mit 3494 E., die bedeutendste Stadt und der Haupthandelsplatz aber Galveston (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth: Houston, die frühere Hauptstadt, am Buffalo-Bayou, welcher mit der Galvestonbai zusammenhängt, mit 4845 E.; San-Antonio de Bexar, am Rio San-Antonio, eine alte span. Stadt mit (1860) 8235 E.; Nacogdoches, ein Hauptmarkt für den Viehhandel und wichtig für die Verbindung des Innern mit Louisiana, mit 1500 E.; San Augustine, an einem Arme des Neches, mit einem Methodistencollege; Washington, am Brazos, mit 1200 E.; Corpus-Christi, an der Bai gleiches Namens, mit etwa 1000 E.; Brownsville, mit 2734 E., am untern Rio-Grande del Norte, gegenüber der mexic. Stadt Matamoros, eine kleine, rasch aufblühende Handelsstadt. Die Städtchen Neu-Braunfels, am Flüßchen Comal und nahe dem Guadelupe, mit etwa 2000 E., und Friedrichsburg, an einem Zuflusse des Piedernales, mit nicht ganz 1000 E., sind zwei deutsche Ansiedelungen, gegründet vom deutschen Adelsverein. Nördlicher liegt der Grant, die Landstrecke, welche der mainzer Texasverein ankaufte, ein nur dürftig angesiedeltes und den Ueberfällen der Indianer preisgegebenes Gebiet.

Das ganze Land gehörte früher zu Mexico, wo es einen Theil der Provinz Tamaulipas ausmachte. 1816 gründeten hier ausgewanderte Franzosen die Ansiedelung Champ d'Asyle, wurden jedoch schon 1818 von span. Truppen wieder vertrieben. Bald darauf wurde in dem wegen Floridas Abtretung zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrage T. förmlich als ein Theil Mexicos anerkannt. Allein während der Bürgerkriege in Mexico sammelte sich hier eine Menge Abenteurer und wirklicher Ansiedler aus den Vereinigten Staaten. Der nordamerik. Oberst Austin (s. d.) gründete 1823 die Stadt San-Felipe de Austin, und nach und nach wurden unter immer vergrößertem Zuströmen von Ansiedlern aus den Vereinigten Staaten sehr große Strecken colonisirt. Schon damals zeigte die letztere Republik die Absicht, sich des Landes zu bemächtigen, sah sich jedoch stets von England verhindert. 1835 begannen indessen die immer weiter um sich greifenden anglo-amerik. Ansiedler mit Mexico einen Kampf, den sie, unter Anführung Houston's sich für unabhängig erklärend, auch unter moralischer und materieller Beihülfe der südl. Sklavenhalter und der unter deren Einfluß stehenden Bundesregierung mit Glück führten. Ein Zug der Mexicaner unter Santa-Anna im April 1836 endete mit deren Niederlage bei Jacinto. Mehrere andere Expeditionen, welche die Mexicaner noch in den folgenden Jahren gegen T. versuchten, scheiterten ebenfalls, sodaß um 1840 T. als völlig consolidirte Republik bastand. Schon war T. als Staat 1837 im Interesse der damals maßgebenden Politik des Südens von den Vereinigten Staaten anerkannt worden, und Gleiches geschah auch 1839 von Frankreich, 1840 von den Niederlanden und 1841 von England. Endlich gelang auch trotz aller Entgegenwirkung Englands die Vereinigung des jungen Staats mit

der nordamerik. Union, indem die darauf bezügliche Bill im Congresse der Vereinigten Staaten 25. Jan. 1845 von dem Repräsentantenhause, 1. März vom Senate und 4. Juli vom Volke von T. angenommen wurde. Die mexic. Regierung wollte sich nun zur Anerkennung T.s verstehen unter der Bedingung, daß es sich nicht mit der nordamerik. Union vereinige; allein T. verwarf diesen Plan und ward 29. Dec. 1845 feierlich in die Union aufgenommen. Inzwischen rückten auch Unionstruppen in T. ein, sowol gegen die Comanches-Indianer als auch zum Schutze gegen die Mexicaner. Der hierüber und über die Grenzfrage 1846 zwischen der Union und Mexico (s. d.) ausgebrochene Krieg hatte 2. Febr. 1848 den Frieden von Guadelupe-Hidalgo zur Folge, in welchem Mexico alle Ansprüche auf T. und auf das bis dahin beanspruchte Gebiet zwischen dem Rio-Grande del Norte und Nueces definitiv aufgab. Die Union war nunmehr um einen großen Sklavenstaat reicher, aus welchem sogar bei entsprechender Zunahme der Bevölkerung vier Sklavenstaaten gebildet werden konnten. Ein besonderes Interesse hatte in der Zwischenzeit das Schicksal der deutschen Einwanderung erweckt. Der 1844 zu Mainz gestiftete deutsche Adelsverein zur Auswanderung nach T. überließ die Leitung seines vielversprechenden Unternehmens dem Prinzen Karl von Solms-Braunfels. Dasselbe gerieth aber nach der Gründung der Colonie Neubraunfels bald wegen örtlicher Schwierigkeiten und Geldmangel so ins Stocken, daß der Prinz T. verließ. Herr von Meusebach, ein Preuße, der ihn ersetzte, kaufte im Herbst 1845 im Norden jener Colonie den Indianern einen bedeutenden Landstrich ab, wo später Friedrichsburg entstand. Nunmehr kam ein neuer Zug von mehrern Tausenden Auswanderern an, die jedoch durch den Mangel an Geldmitteln, die Ungunst der Oertlichkeit, den mexic. Krieg und die Krankheiten des heißen Sommers 1846 in die traurigsten Verhältnisse geriethen. Nur Neubraunfels und Friedrichsburg hielten sich in gedeihlichem Zustande. 1847 legte Meusebach seine Mission nieder, und 1848 verabschiedete auch der mainzer Verein alle seine Beamten und Agenten in T. und überließ sein Eigenthum daselbst an den Advocaten Martin aus Freiburg. Das Unternehmen war so völlig gescheitert. Kein besseres Los als die Deutschen hatten die 1848 unter dem franz. Communisten Cabet (s. d.) angelangten Icarier. Das beste Werk über T. ist das von Olmsted, «A saddle trip through T.» (Neuyork 1857).

Texel, eine kleine, zum Königreich der Niederlande gehörige, $1^1/_2$ M. lange, 3,4 Q.-M. große, nur durch das Texelsche Gat oder Mars Diep von der Nordspitze Nordhollands getrennte Insel in der Nordsee, besteht meistens aus Wiesen- und Heuland, an der Ost- und Südseite durch Deiche, übrigens durch Sanddünen geschützt, auf welchen Seevögel in unzähliger Menge nisten, weshalb auch wegen der Eier derselben der nördl. Theil der Insel, der früher von ihr getrennt war, das Eierland genannt wird. Die Insel wird von ungefähr 6800 E. bewohnt, welche hauptsächlich Schafzucht treiben, jährlich 150—200000 Pfd. feine Wolle produciren und den unter dem Namen des Texler Käses berühmten Schafkäse fertigen. Außerdem treiben sie auch Tabacksbau und besonders Fischerei, Austernfang und Schifferei. Wichtig für die Schifffahrt ist die Insel, welche den Eingang in die Zuydersee beherrscht, durch ihre sichere große Rhede auf der Südostseite, wo sich sonst die Flotten der holländ. Ostindienfahrer zu versammeln pflegten, und die für sich allein auch der T. genannt wird.

Texel oder **Tetzel** (Joh.), eigentlich **Diezel**, der berüchtigte Ablaßkrämer, geb. zu Leipzig, studirte daselbst Theologie und trat 1489 in den Dominicanerorden des dasigen Paulinerklosters, worauf er die Erlaubniß erhielt, zu predigen. 1502 wurde er vom röm. Stuhle zum Ablaßprediger bestellt und trieb nun 15. J. lang den Ablaßhandel, wobei er sich der schändlichsten Mittel bediente, das Volk zu betrügen. Seine Sitten und sein Wandel waren so ausschweifend, daß er zu Innsbruck wegen ehebrecherischen Umgangs mit einer Frau gefackt und ersäuft werden sollte. Auf Kurfürst Friedrich's von Sachsen Fürsprache wurde er zu ewigem Gefängnisse verurtheilt und nach Leipzig in den 1834 abgebrochenen Thurm am Grimmaischen Thore gebracht. Auf des Erzbischofs Albrecht von Mainz und anderer Fürsprache wieder freigegeben, wanderte er nach Rom, erhielt vom Papste Leo X. Ablaß und wurde sogar zum apostolischen Commissarius und vom Erzbischof von Mainz zum Inquisitor haereticae pravitatis ernannt. Jetzt trieb er den Ablaßkram noch unverschämter. Als Untercommissar des päpstl. Ablaßpächters durchreiste er Sachsen in einem Wagen, von Rittern begleitet und mit zwei großen Kästen versehen, deren einer zur Aufbewahrung der Ablaßbriefe, der andere für das gelöste Geld bestimmt war und die Aufschrift gehabt haben soll: «Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt.» In vielen Städten wurde er feierlich eingeholt, und fast überall gewann er reiche Ernten, indem er für jeden Mord, Meineid, Ehebruch u. s. w. Heilung anbot. Dies trieb er ungeahndet, bis Luther 1517 durch seine Thesen dagegen sich erklärte. T.'s gegen Luther

geſchriebene Sätze verbrannten die Studenten auf dem Markte zu Wittenberg; er ſelbſt erhielt nachher von dem zur Schlichtung des Streits geſendeten päpſtl. Kämmerer, Karl von Miltitz, einen nachdrücklichen Verweis. 1518, nachdem er zu Frankfurt a. d. O. die theol. Doctorwürde erhalten, kehrte er in das Paulinerkloſter zu Leipzig zurück, wo er bald nach der leipziger Disputation im Aug. 1519 an der Peſt ſtarb. Er wurde in der Paulinerkirche, jetzt Univerſitätskirche, zu Leipzig begraben. Da aber 1643 ein Theil dieſer Kirche zu Gunſten der Feſtungswerke abgebrochen wurde und bei dieſer Gelegenheit ſein Grab außerhalb der Kirche zu liegen kam, ſo iſt davon keine Spur mehr vorhanden. Vgl. Vogel, «Leben T.'s» (Lpz. 1717); Hofmann, «Lebensbeſchreibung T.'s», herausgegeben von Poppe (Lpz. 1844).

Thaarup (Thom.), ein geſchätzter dän. Dichter, geb. zu Kopenhagen 21. Aug. 1749, ſeit 1794 eine Zeit lang Mitglied der Theaterdirection, ſtarb als privatiſirender Gelehrter auf einem Bauergute in der Nähe Hirſchholms im Sommer 1821. In ſeinen zwei idylliſchen Dramen «Das Erntefeſt» und «Peter's Hochzeit» ſchlug er die tiefſten Saiten des Nationalgefühls an. Mehrere der eingelegten Lieder ſind noch im Munde des Volks und werden es immer bleiben. Als Lyriker neigte er ſich zu ſehr zu der rhetoriſtrend pathetiſchen Weiſe hin; doch iſt ſein «Lied von der Vaterlandsliebe» durchaus claſſiſch und vollendet. Seine «Hinterlaſſenen poetiſchen Schriften» gab 1822 Rahbek heraus.

Thackeray (William Makepeace), berühmter engl. Humoriſt, Sohn eines höhern Beamten der Oſtindiſchen Compagnie, geb. 1811 zu Kalkutta, wurde nach England geſchickt, um dort ſeine Erziehung zu erhalten, und lernte ſo in der Charterhausſchule aus eigener Erfahrung das Schulweſen kennen, welches er ſpäter in der Weihnachtserzählung «Doctor Birch and his young friends» und in verſchiedenen ſeiner größern Werke anſchaulich und ergötzlich ſchilderte. Hierauf brachte er einige Zeit auf der Univerſität Cambridge zu, verließ dieſe aber beim Tode ſeines Vaters, ohne zu promoviren, und ging zunächſt nach London, wo er ſich ganz den Zerſtreuungen des faſhionabeln Lebens hingab. Etwas ſpäter bereiſte er Frankreich, Italien und Deutſchland, theilweiſe mit dem Zweck, ſein Malertalent auszubilden und ſich für die Laufbahn eines Künſtlers vorzubereiten, zu der er ſich vor allem berufen glaubte. Nach einem längern Aufenthalt in Rom und einem Beſuch in Weimar, wo er Goethe vorgeſtellt wurde, ließ er ſich 1834 zur regelmäßigen Betreibung ſeiner künſtleriſchen Studien in Paris nieder. Eine kurze Lehrzeit in den franz. Ateliers überzeugte ihn zwar von ſeinem Irrthum, aber der Drang zu künſtleriſchem Schaffen war doch nie ganz zu unterdrücken und fand ſpäter eine Bethätigung in den von ihm ſelbſt ausgeführten Illuſtrationen zu ſeinen Werken. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann T. als pariſer Correſpondent für die von ſeinem Stiefvater begründete Zeitung «The Constitutional», ein Blatt von vorgeſchrittener liberaler Haltung, das jedoch ſchon nach einem Jahre wieder einging und in ſeinem Falle den Reſt von T.'s nicht unbeträchtlichem Vermögen begrub. Bald darauf kehrte er nach London zurück und widmete ſich nun ganz der literariſchen Thätigkeit. Seine erſten größern Arbeiten, darunter die «Yellowplush papers», «The great Hoggarty diamond», «The shabby genteel story», erſchienen in «Frazer's Magazine» und machten das Publikum auf ein humoriſtiſches Talent aufmerkſam, welches durch ſeine Schärfe an Swift, durch ſeine Gemüthlichkeit an Fielding erinnerte. Noch größere Beachtung fanden die in «Punch» veröffentlichten, durch glänzenden Witz und Humor und beißende Satire ausgezeichneten «Snob papers». Seine Berichte aus Paris gab er 1840 unter dem Titel «Paris sketch-book» geſammelt heraus. Dieſem folgte 1842 das «Irish sketch-book» und 1846 die «Notes of a journey from Cornhill to Grand-Cairo». Alle dieſe Schriften ſowie andere Novellen und Skizzen, die anfangs in Journalen veröffentlicht und ſpäter einzeln herausgegeben wurden, erſchienen unter dem Pſeudonym Michael Angelo Titmarſh. Unter ſeinem eigenen Namen trat T. zuerſt 1847 mit dem Roman «Vanity fair» hervor, welches Werk ihn mit einem Schlage über alle ſeine mitſtrebenden Genoſſen auf eine Stufe mit Dickens erhob und auch dem Auslande als einen der erſten Sittenmaler unſerer Zeit bekannt machte. Wiewol die angeblich miſanthropiſche Tendenz dieſes Romans viele Tadler gefunden, gehört er doch als realiſtiſch herbe Schilderung engl. Sitten und Eigenthümlichkeiten, als vernichtende Satire gegen die ſelbſtſüchtige, herzloſe, ſcheinheilige Welt der modernen Geſellſchaft, als Meiſterwerk der Pſychologie und des Stils zu den bedeutendſten Erzeugniſſen der engl. Romanliteratur. Ihm folgte 1850 «Arthur Pendennis», eine geniale Behandlung deſſelben Themas, in die viele Thatſachen aus T.'s eigener Lebensgeſchichte verarbeitet ſind. Eine neue Richtung ſchlug er ein in dem hiſtor. Roman «Henry Esmond» (1852), welches Werk mit Walter Scott'ſcher Kunſt die Epoche der Königin Anna reproducirte und von manchen als ſeine ausgezeichnetſte Leiſtung betrachtet wird. Im

Herbſt 1852 folgte er einer Einladung nach den Vereinigten Staaten, um dort ſeine ſchon in England berühmt gewordenen Vorträge über die engl. Humoriſten des 18. Jahrh. zu halten, die 1853 geſammelt erſchienen. Bald nach ſeiner Rückkehr erſchien der Roman «The Newcomes» und 1854 «The Virginians», ein Pendant zu «Esmond». Bei einer zweiten Reiſe nach Amerika, 1855, hielt T. die meiſterhaften, ebenfalls ſpäter veröffentlichten Vorträge über «The four Georges». 1857 bewarb er ſich als liberaler Candidat um den Parlamentsſitz für die Stadt Oxford, erlag jedoch einer kleinen Majorität ſeines conſervativen Gegners Cardwell. Zwei Jahre ſpäter wurde das «Cornhill Magazine» von ihm begründet, in dem er den Roman «History of Philip», die Novelle «Lovel the widower» und die «Roundabout papers» veröffentlichte. Dies Unternehmen erhob T.'s ſchon vorher gute Lage zu wohlhabender Unabhängigkeit. Doch das Amt eines Redacteurs behagte dem Dichter nicht, und ſchon 1861 legte er daſſelbe nieder. Ein neuer Roman, «Denis Duval», deſſen Fragmente ſein Genie in unerloſchener Kraft erkennen ließen, beſchäftigte ihn während der folgenden Jahre. Allein noch ehe derſelbe vollendet war, ſtarb er plötzlich 24. Dec. 1863. Eine von T.'s Töchtern hat ſich als Novelliſtin durch die «Story of Elizabeth» und «The village on the cliff» einen Namen erworben.

Thäis, eine berühmte griech. Hetäre aus Athen, begleitete Alexander d. Gr. auf ſeinem Heereszuge nach Aſien, wo ſie, nach einer durchaus nicht glaubwürdigen Nachricht, um ſich für die von Xerxes einſt gegen ihre Vaterſtadt verübten Grauſamkeiten zu rächen, den berauſchten König bei einem Gaſtmahle zu Perſepolis veranlaßt haben ſoll, die alte Königsburg der Perſer in Brand zu ſtecken. Nach Alexander's Tode gewann ſie die Gunſt des ägypt. Königs Ptolemäus Lagi und gebar dieſem zwei Söhne, Leontiskos und Lagos, und eine Tochter, Eirene, die nachherige Gattin des Königs Eunoſtos von Soli.

Thal. Im Gegenſatze zu den Erhebungen des Bodens ſtehen als Vertiefungen deſſelben die Gründe und Thäler. Gründe nennt man Eintiefungen in einer Fläche. Thäler dagegen heißen im allgemeinen die mehr oder weniger langen und tiefen, rinnenförmigen und gewöhnlich, wenn nicht bleibend, ſo doch zeitweiſe von fließendem Waſſer durchſetzten Hohlräume zwiſchen mehrern und mindeſtens zwei ſelbſtändig ausgebildeten Erhebungen. Nach dem Maße ihres Einſchneidens und der dadurch bedingten Höhe der Thalwände unterſcheidet man Flachthäler und Tiefthäler; nach dem Eingreifen in verſchiedene Bodenformen aber Gebirgs-, Berg- und Landthäler, welche letztern Flachthäler im niedern Lande und von den Niederungen durch Begleitung ſelbſtändiger Erhebungen verſchieden ſind, während dieſe als breite Gründe, alſo nur als Eintiefungen in einem und demſelben Landeshorizont erſcheinen. In engerm Sinne findet der Name T. ſeine Anwendung nur auf Eintiefungen in Berg- oder Gebirgsland. Berg und T. ſind die von dem Relief deſſelben unzertrennbaren, ſeine ſich gegenſeitig begrenzenden, ſchneidenden und bedingenden Hauptttypen. Was aber den Thälern überhaupt eine beſondere Wichtigkeit gibt, iſt, daß ſie die natürlichen Sammler und Führer alles Fließenden, die Träger des herbeigeſchwemmten fruchtbarſten Bodens, die natürlichen Wegweiſer für den Verkehr, die Stätten des Anbaues und der vielfältigſten Betriebſamkeit, die vereinigenden Bänder der Civiliſation ſind. Man unterſcheidet bei dem T. die Thalſohle oder den Thalboden (Thalgrund), d. i. den niedrigſten, gewöhnlich flachen Theil; die Thalränder oder die oberſte Grenze am Beginn der Eintiefung; die Thalhänge, Thallehnen oder Thalwände, d. i. die Verbindungsflächen von Sohle und Rand. Diejenige Eintiefung der Sohle, in welcher das fließende Waſſer ſich ſammelt, heißt Bett, und die in dieſer wieder befindliche Tiefrinne der Thalweg. Mit der Richtung des Waſſerlaufs unterſcheidet man rechten und linken Thalgrund. Der Anfang des T. liegt an der höchſten, das Ende oder der Thalausgang oder die Thalmündung an der tiefſten Stelle der ganzen Sohle; der Höhenunterſchied beider Punkte drückt den Fall des T. aus. Dicht zuſammentretende Thalwände bilden Thalengen und Thaldurchbrüche, weiter voneinander abſtehende dagegen Thalweitungen und Thalebenen. Liegen die Engen am (untern) Ende des T., ſo bilden ſie Thalpforten oder Klauſen, uneigentlich auch Thalpäſſe genannt; dieſe führen aus der Bergregion in die Ebene. Erweitert ſich das Thal allmählich zur Ebene, ſo greift dieſe mit einer Thalbucht ein. Ziehen ſich die Wände zwiſchen zwei Engen zu mehr oder weniger kreisförmiger Weitung zurück, ſo begrenzen ſie einen Thalkeſſel oder Thalbecken (Baſſin). Oft beſteht ein T. ganz aus ſolchen ſeebeckenartig erweiterten Stellen, welche durch Engen wie durch geſprengte Schluchten (Thalſchlünde, wenn ſie lang, Thalkehlen, wenn ſie kurz ſind) miteinander in Verbindung ſtehen. Thalweitungen umſchließen häufig einen See oder tragen deutliche Spuren, daß ſie einſt Seebecken geweſen. Dazu gehören namentlich die in großen Baſſins ſich findenden «Terraſſen», die, oft mehrfach ſich übereinander erhebend, zwiſchen den Thalgehängen und der Thalſohle gelagert

ſind, meiſt aus lockerm Schutt beſtehen und an der Mündung eines Nebenthals weggeriſſen ſind. Die Thalgehänge verlaufen ſelten in gerader Linie. Sie bieten in der Regel einen Wechſel von aus- und einſpringenden Winkeln, welche mit einander «correſpondiren», ſodaß dem Thalvorſprung ein Thalwinkel gegenüber liegt. Weit vorſpringende Felskanten heißen Thalſporen. Auch die Neigung der Sohle iſt nicht immer eine ſtetige. Wo dieſelbe plötzlich auf kurzer Strecke bedeutend zunimmt, da entſteht eine Thalſtufe oder ein Thalabſturz, gewöhnlich durch einen Waſſerfall bezeichnet. Wo Thalweitungen und Thalengen wechſeln, da findet ſich häufig ein ſolches etagenmäßiges Uebereinanderliegen der erſtern, daß das Waſſer in den Engen eine Stufe herabfallen muß, wie z. B. im T. von Gaſtein. Wo ein flacher oder auch ein hoher, mächtiger Felſenwall von einer Thalwand zur andern hinüberſetzt, da liegt gewöhnlich die Thalſohle nach oben hin niedriger als nach dem Thalende hin. Solche «Thalriegel» oder Thaldämme veranlaſſen in der Regel oberhalb einen See, indem ſie das Waſſer aufſtauen, bis ſie von demſelben in einer ſpaltenartigen Oeffnung durchbrochen werden. Solche Spalten ſind z. B. die ſog. «Oefen» der Salzach in einem mächtigen Kalkſteinriegel oberhalb Golling. Von dem Thale unterſcheidet ſich die Schlucht oder Thalſchlucht durch beſonders ſchmale Sohle, ſteile Böſchung der Wände und gewöhnlich durch geringere Länge, unwegſamen wilden Charakter. Das Ende der Schlucht iſt gemeiniglich erweitert; in höhern Felsbergen mit ſteil aufgerichteten Wänden aber beginnt dieſelbe auch öfters mit keſſelartiger Erweiterung. Es iſt dies ein Kahr oder Felskahr und die enge Fortſetzung ein Klamm. Solche Kahre ſind auch die runden Amphitheater oder Oules (Töpfe) am obern Ende der Pyrenäenthäler. Nach der Streichungslinie der Erhebung unterſcheidet man Längenthäler (Longitudinalthäler) und Querthäler (Transverſalthäler). Erſtere ſind ſolche, deren mittlere Richtung parallel mit der des Gebirgs läuft. Sie zeichnen ſich gewöhnlich durch einen geradlinigen Verlauf aus, ſind in der Regel länger, geräumiger, von mildern Formen begrenzt und erlauben weite Blicke. Nicht ſelten ähneln ſie weiten, nach beiden Seiten anſteigenden Mulden, in denen ſowol im Grunde als an den Abhängen die Vegetation hinreichende Gelegenheit findet platzzugreifen. Dagegen haben die Querthäler, d. h. ſolche, deren mittlere Richtung ungefähr rechtwinkelig zu der des Gebirgs ſteht, einen ganz andern Charakter. Sie erſcheinen faſt immer als Lücken im Zuſammenhange der Schichten, welche mit den einander gegenüberſtehenden Seiten correſpondiren. Sehr gewöhnlich ſind in ihnen die erwähnten Thalſtufen oder Thalabſtürze. Ihre Wände, an den Geſteinsſchichten im Querdurchbruch gebildet, ſind immer ſteil und meiſt unregelmäßige Felsabſtürze. Daher machen ſolche Thäler gewöhnlich einen ernſten, großartigen, ja ſchauerlichen Eindruck, um ſo mehr, da ſie in der Regel verhältnißmäßig eng ſind. Oft iſt die obere Strecke eines T. ein Längenthal, bis daſſelbe einbiegt und als Querthal ſich fortſetzt. Die Thäler werden durch mannichfaltige Gebirgsſtücke voneinander getrennt, die an den gemeinſchaftlichen Stamm wie Rippen an ein Rückgrat angeheftet ſind. Die größern dieſer vorgeſtreckten Gebirgsſtücke nennt man Gebirgsjoche oder Jöcher und unterſcheidet an ihnen, wie am Hauptgebirge, Rücken, Fuß und Gehänge. Die beſondere Gliederung eines Gebirgs ſind alſo die Jöcher und die Thäler. Zur beſſern Ueberſicht theilt man dieſelben ein und nennt Hauptthäler diejenigen, welche ſich vom Rücken des Gebirgs bis zum Fuße deſſelben erſtrecken, alle übrigen aber Nebenthäler verſchiedener Ordnung. Ebenſo nennt man Hauptjoch jedes zwiſchen zwei zunächſtliegenden Hauptthälern ſich hinziehende Joch. Ein Nebenthal erſter Ordnung beginnt am Rücken eines Hauptjochs und endigt in einem Hauptthale. Ebenſo heißt das zwiſchen zwei Nebenthälern der erſten Ordnung liegende Joch ein Nebenjoch erſter Ordnung u. ſ. w., bis endlich die weiter gegliederten Nebenjöcher nur durch kurze, enge und ſteilabfallende Einſchnitte oder Schluchten getrennt werden. Die letzten Einſchnitte der Jochgehänge nennt man Schrunden, wenn ſie ſchroff und grabenförmig, Tellen, wenn ſie ſanft und muldenförmig ſind. Wo ein dieſſeitiges und ein jenſeitiges Hauptthal am Rücken eines Gebirgs aufeinandertreffen, da liegt gewöhnlich ein Sattel oder Paß. Durch Einmündung des Nebenthals entſtehen Thalkreuze; ſie ſind die Ausgangspunkte für die Verfolgung der Gabelungen nach verſchiedenen Richtungen. Die Entſtehungsweiſe der Thäler iſt jedenfalls eine verſchiedenartige. Einige ſind offenbar nur durch Waſſerauswaſchung gebildet, ſo die meiſten in ebenen Gegenden. Dieſe nennt man Eroſionsthäler. Die Auswaſchung derſelben iſt aber nicht immer von der Oberfläche herein, ſondern zuweilen unterirdiſch erfolgt. So gibt es namentlich in einigen aus Kalkſtein beſtehenden Gebirgsgegenden, z. B. im Karſt bei Trieſt, Thäler, die dadurch entſtanden, daß unterirdiſche, in Spalten und Höhlen ablaufende Gewäſſer dieſe nach und nach ſo weit ausgewaſchen haben, bis die Decke einſtürzte und ſich dadurch

eine Reihe von trichterförmigen Erdfällen bildete, welche sich nach und nach zu einer Thalrinne verbanden. Viele Gebirgsthäler sind dagegen offenbar durch gewaltige Zerspaltung bei Erhebung der Gebirge veranlaßt und dann erst durch das darin abfließende Wasser zu ihrer gegenwärtigen Gestalt und Weite ausgewaschen. Man nennt diese Spaltenthäler, und wenn sich dabei eine Aufrichtung der Schichten zu beiden Seiten der Thalachse erkennen läßt, Erhebungsthäler, oder aber, wenn die Schichten von beiden Seiten der Thalachse zufallen, Senkungsthäler. Zwei schöne Beispiele von Erhebungsthälern sind im norddeutschen Hügellande die von Pyrmont und Driburg. Die Klassifikation der Thäler nach der Schichtung der Thalwände ist von großer Bedeutung. Die Form und der ganze Naturcharakter der Thäler, namentlich auch die Bewässerung und die durch diese bedingte Entfaltung des organischen Lebens hängen wesentlich von dem Bau und Material der Thalgehänge ab.

Thalberg (Sigismund), ausgezeichneter Klaviervirtuose, geb. zu Genf 7. Jan. 1812 als natürlicher Sohn des Grafen Dietrichstein, kam frühzeitig nach Wien und erhielt hier den ersten Klavierunterricht. Hierauf wurde er der Leitung Mittag's anvertraut und erregte bereits als Knabe Aufsehen durch sein Klavierspiel. Musiktheoretische Studien machte er bei Simon Sechter, und seine ersten Compositionen erschienen in seinem 16. Lebensjahre im Druck. Seine erste Kunstreise, die ihn nach verschiedenen Städten Deutschlands führte, unternahm er 1830. Nachdem er 1834 vom Kaiser von Oesterreich zum Kammervirtuosen ernannt worden, ging er Ende 1835 nach Paris, wo er neben Liszt seinen Ruhm begründete. 1837 kehrte er zunächst nach Wien zurück, begab sich aber dann auf Reisen in Deutschland, England, den Niederlanden, Rußland und Italien, allenthalben mit großem Erfolge in Concerten auftretend. 1855 verließ er zum ersten mal Europa und ging nach Brasilien, von wo er 1856 zurückkehrte. Nachdem er sich einige Zeit zu Paris aufgehalten, wandte er sich im Herbst 1856 wieder nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er bis ins Jahr 1858 an Geld und Ruhm sehr ergiebige Concerte veranstaltete. Er lebte sodann zurückgezogen auf einer in der Nähe Neapels erworbenen Besitzung, bis er 1862 in Paris und London wieder mit Erfolg in die Oeffentlichkeit trat. 1863 ging er zum zweiten mal nach Brasilien. Seit seiner Rückkehr lebte er wieder auf seiner Besitzung. Verheirathet ist er mit einer Tochter des berühmten Sängers Lablache. Als Virtuos zeichnet sich T. aus durch die denkbarste technische Vollendung, durch einen schönen, immer edeln Ton und geschmackvollen, feinen Vortrag. An Compositionen für sein Instrument lieferte er, außer einem Concert, einer Sonate, Etuden, einigen Notturnen und andern kleinern Stücken, viele Phantasien über Opernmotive, die in Beziehung auf die Klaviereffecte nicht ohne Interesse und überhaupt von einnehmender und reicher Klangwirkung sind. Auch kennt man von ihm zwei Opern, «Florinda» und «Cristina di Suezia», die aber kein Glück machten, und einige Lieder.

Thaler bezeichnet in der Münzwissenschaft jede Silbermünze, welche mehr als 1 Loth wiegt. Der Ursprung des Namens liegt in dem Namen des Orts Joachimsthal, wo diese große Münze zuerst ausgeprägt wurde. Ursprünglich Joachimsthaler genannt, ließ man später, wo auch an andern Orten diese Münze geprägt wurde, die ersten Silben weg. Im engern Sinne versteht man unter T. alle groben Courant- und Rechnungsmünzen im Werthe von 30 Silber- oder Neugroschen, 24 guten Groschen, 36 Mariengroschen, 48 Schillingen, 90 Kreuzern Conv.-M., 150 österr. Neukreuzer oder 105 Kreuzer süddeutscher Währung.

Thales, der früheste griech. Philosoph und Stifter der ionischen oder physischen Schule, um 640 v. Chr. zu Milet in Kleinasien geboren, widmete sich zuerst öffentlichen Angelegenheiten, dann ausschließend speculativen Forschungen. Noch in seinen spätern Jahren soll er mehrere Reisen nach Aegypten unternommen, dort die Höhe der Pyramiden berechnet und den Unterricht der Priester dieses Landes genossen haben. Von seinem polit. Leben wird berichtet, daß er den Joniern den Rath ertheilte, durch ein gemeinschaftliches Bündniß sich gegen die drohende Macht der Perser zu schützen und Teos zum Mittelpunkte des Bundesstaats zu machen; ferner, daß er die Milesier von einer Verbindung mit Krösus gegen Cyrus abhielt. Seine Lehren pflanzten sich nur durch mündliche Ueberlieferung fort, bis sie spätere Philosophen, besonders Aristoteles, aufzeichneten. Namentlich war dies auch mit einer Menge trefflicher Gnomen oder Sentenzen der Fall, die man ihm wie das berühmte «Erkenne dich selbst», zuschrieb, und die ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Sieben Weisen (s. d.) erwarben. Die Nachrichten über den Umfang seiner astron. und mathem. Kenntnisse sind schwankend. Gewöhnlich nimmt man an, daß er das Jahr auf 365 Tage bestimmte und den Joniern den Eintritt einer Sonnenfinsterniß voraussagte. Letzteres weist zwar auf eine genauere Bekanntschaft mit dem Sonnensysteme hin; vielleicht aber gründete sich diese nicht auf eigene Beobachtung und Berechnung, sondern auf eine voraus-

gegangene Mittheilung ägypt. Priester. Dabei soll er das Sternbild des kleinen Bären als Merkzeichen der nördl. Richtung für die Schiffer festgestellt, auch zuerst in Griechenland die Geometrie gelehrt haben. Die Lehre von der Congruenz der Dreiecke, vom Scheitelwinkel, von der Halbirung des Kreises durch den Diameter, von dem rechten Winkel im Halbkreise wurden ihm zugeschrieben. Die von T. angefangene Richtung des Philosophirens wird als Hylozoismus, d. h. Lehre von einer ewigen beseelten Weltmaterie, bezeichnet. Eine solche glaubte er im Wasser gefunden zu haben, welches er sich als die lebenerzeugende Flüssigkeit dachte, aus welcher alle Dinge entstanden wären und fortwährend entstünden. Auch den Magnet und Bernstein hielt er für beseelt und nahm überhaupt eine Erfüllung des Weltalls mit göttlichen Lebenskräften an. Vgl. Seydel, «Der Fortschritt der Metaphysik unter den ältern ionischen-Philosophen» (Lpz. 1861).

Thalia oder Thaleia, eigentlich die Blühende, ist eine der neun Musen (s. d.), welche später besonders als Muse der Komödie und als Vorsteherin bei Festschmäusen betrachtet wurde. Von ihr und Apollo sollen die Korybanten abstammen. In der modernen Mythologie gilt sie im allgemeinen für die Beschützerin des Schauspiels, und ihr sind die Theater geweiht. Eine andere T. gehört zu den Chariten.

Thallium ist ein sehr seltenes, 1862 von Crookes und Lamy gleichzeitig entdecktes Metall, welches sich in dem Schlamme findet, der sich in den Bleikammern der Schwefelsäurefabriken ausscheidet. Auch aus manchen Schwefel- und Kupferkiesen kann man es direct darstellen. Das Metall wurde mit Hülfe der Spectralanalyse gefunden und verräth sich bei dieser Untersuchungsmethode durch einen charakteristischen, schöngrünen Streifen (daher auch sein Name). In seinen Eigenschaften ist es dem Blei am ähnlichsten. Es zeigt sich weiß, weich und dehnbar, sodaß es mit dem Messer geschnitten werden kann, und färbt auf Papier ab. Bei 290° C. schmilzt es; sein specifisches Gewicht beträgt 11,9. Beim Biegen schreit es wie Zinn.

Thamyris oder Thamyras, ein berühmter griech. Sänger der mythischen Zeit, aus Thrazien gebürtig, lebte noch vor Homer und wurde der Sage nach in einem Wettstreite von den Musen besiegt und seiner Augen wie seiner Kunst beraubt. Als ausgezeichnet wird sein Spiel und Gesang von den Alten gerühmt, daher auch Plato seine Seele in der Nachtigall fortleben läßt.

Thane (angelsächs. Thegn, wovon thegnian, neuhochdeutsch dienen), im Lateinischen gewöhnlich mit minister übersetzt, hießen zur Zeit der angelsächs. Herrschaft die die Gefolgschaft (gesida, comitatus) eines Fürsten bildenden Dienstmannen, an welche später, als die Fürsten die Besetzung der früher durch freie Volkswahlen vergebenen Aemter erlangt hatten, mit der weitern Ausbildung des Feudalstaats auch die verschiedensten Aemter, wie die eines Caldorman, Herzogs, Grafen, Richter, ja sogar eines Bischofs übertragen wurden. Mit dem Worte Than war in England selbst ein bestimmter Rang nicht bezeichnet. Erst nach der normann. Eroberung erscheinen die T. des Königs als identisch mit den Baronen, während die niedern, weniger einflußreichen T. etwa die Stellung der landed gentry innehatten. Nach Heinrich II. werden die T. in England nur noch selten erwähnt. In Schottland jedoch war Than bis Ende des 15. Jahrh. ein höherer Titel, welcher etwa dem eines engl. Earl entsprach und durch diesen auch später verdrängt wurde.

Thapsacus (im alten Testament Thiphsach), eine alte berühmte Handelsstadt in der syr. Landschaft Palmyrene in Asien, am rechten Ufer des Euphrat, bildete in frühester Zeit den gewöhnlichen Uebergangspunkt über diesen Fluß, der hier auch von Darius und Alexander d. Gr. überschritten wurde. Später erhielt sie von Seleukus Nikator den Namen Amphipolis. Einige Reste der alten Stadt finden sich bei der Furt von El-Hammam in der Nähe von Rakka.

Thapsus, eine feste Stadt an der Nordküste von Afrika, unmittelbar südlich von Leptis-Parva, nördlich von der sog. Kleinen Syrte auf einem Küstenvorsprunge (dem jetzigen Râs-Dimâs, wo noch Ruinen) gelegen, wurde durch die Schlacht berühmt, die hier Cäsar 6. April 46 v. Chr. der Pompejanischen Partei lieferte und durch die er den Afrikanischen Krieg beendete. — Auch auf der Ostküste von Sicilien, nördlich von Syrakus, anfangs zu dem Gebiete von Hybla, dann zu dem von Syrakus gehörig, lag eine griech. Stadt T. auf der gleichnamigen, jetzt Penisola degli Magnisi genannten Halbinsel.

Thaer (Albr.), ausgezeichneter deutscher Landwirth, wurde 14. Mai 1752 zu Celle im Hannoverischen geboren, wo sein Vater Hofmedicus war. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Hauslehrer. 1771 bezog er die Universität zu Göttingen, wo er Medicin und Philosophie studirte und 1774 als Doctor promovirte. Er kehrte nun nach Celle zurück, wo er zu practiciren begann. Nach dem Tode seines Vaters trat er in dessen Stelle ein; aber durch Blumen- und Gartenbau wurde er sehr bald der Landwirthschaft zugeführt. Schon 1774 schrieb er eine «Ein-

leitung zur Kenntniß der engl. Landwirthſchaft» (3 Bde., 3. Aufl., Hannov. 1816). 1799 begann er die Herausgabe der «Annalen der niederſächſ. Landwirthſchaft» (3 Bde., 1798—1804). Sein Wunſch, einen größern landwirthſchaftlichen Wirkungskreis im Hannoveriſchen zu erhalten, wurde durch den Krieg verhindert. Um ſo bereitwilliger nahm er den Ruf an, der 1804 von Preußen aus an ihn erging. Der König ertheilte ihm den Titel eines Geh. Kriegsraths und einen Landbeſitz von 400 Morgen im Oberdruche, den er aber bald gegen Möglin vertauſchte. Neben der Einrichtung dieſer Wirthſchaft beſchäftigte er ſich auch noch viel mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, von denen beſonders die «Annalen des Ackerbaues» zu erwähnen ſind. 1807 errichtete er die landwirthſchaftliche Lehranſtalt zu Möglin. Um dieſe Zeit ſchrieb er ſein großes Werk «Grundſätze der rationellen Landwirthſchaft» (4 Bde., Berl. 1809—10), welches in faſt alle europ. Sprachen überſetzt wurde. Bei der Reorganiſation des preuß. Staats 1807 wurde T. die Stelle eines Staatsraths übertragen, in welcher Eigenſchaft er bedeutenden Antheil hatte an den agrariſchen Geſetzen zur Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe. 1810 wurde er Profeſſor der Landwirthſchaft an der Univerſität zu Berlin und vortragender Rath im Miniſterium des Innern. Im folgenden Jahre gründete er die ſo berühmt gewordene Schäferei, worauf er 1815 Generalintendant der königl. Stammſchäfereien wurde. Nachdem er ſchon 1818 ſeine Entlaſſung als Profeſſor an der Univerſität genommen, wurde 1824 Möglin zu einer königl. Akademie des Landbaues erhoben. T. ſtarb 26. Oct. 1828. Seine hauptſächlichſten Verdienſte um die Landwirthſchaft beſtehen in der Anwendung der Naturwiſſenſchaften auf die Landwirthſchaft, in der Begründung des Calculs über Productionskoſten und Gewinn, in der Entwickelung der Begriffe von Roh- und Reinertrag, in der Einführung der Fruchtwechſelwirthſchaft, der größern Ausdehnung des Kartoffelbaues, der Anwendung der Statik auf den Landbau, der Entfeſſelung des Grund und Bodens und der genialen Bearbeitung der Schafzucht mit Wollkenntniß. Ihm zu Ehren wurde 1843 von der Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe in Leipzig der Grundſtein zu einem Denkmale daſelbſt gelegt, welches, von Rietſchel entworfen und in Erzguß ausgeführt, 28. Sept. 1850 enthüllt wurde. Außerdem wurde ihm von den preuß. Landwirthen ein Denkmal in Berlin errichtet. Vgl. Körte, «Albrecht T.» (Lpz. 1839).

Tharand, Stadt und Gerichtsamtsſitz im Kreisdirectionsbezirk Dresden des Königreichs Sachſen, mit 2401 E. (1864), liegt an der Wilden Weiſeritz, 2 M. von Dresden und $2^1/_2$ M. von Freiberg, mit welchen Städten es durch Eiſenbahn verbunden iſt. Der romantiſche Weg durch den ebenſo pittoresken wie fruchtbaren und gewerbreichen Plauenſchen Grund und das mit ſchönbewaldeten Bergen eingeſchloſſene tiefe Thal, durch welches man nach dem theils in dieſem Thale, theils in einem Seitenthale des Weiſeritzgrundes gelegenen Städtchen gelangt, macht daſſelbe zu einem ſehr beſuchten Punkte. Der Ort hat eine Badeanſtalt mit gutem Gaſthofe und hübſchen Anlagen, indem eine ſchwache Eiſenquelle, die Sidonienquelle, zu Bädern benutzt wird. Früher beſtand auch eine Kaltwaſſerheilanſtalt und ein Kiefernadelbad. Die hauptſächliche Erwerbsquelle der Bevölkerung iſt die hier befindliche königl. Akademie für Forſt- und Landwirthe. Nachdem Heinr. Cotta (ſ. d.) 1811 ſeine Privatforſtlehranſtalt von Zillbach hierher verlegt hatte, wurde dieſelbe 1816 zu einer königl. Akademie erhoben und mit ihr 1830 eine landwirthſchaftliche Abtheilung verbunden. Die Akademie, die 1868 zwiſchen 80 und 100 Zöglinge zählte, genießt eines europ. Rufs, theils durch den Verein von ſeltenen Lehrkräften, theils durch ihre trefflichen Einrichtungen und Lehrmittel. Ihre Sammlungen, die Bibliothek, ein ausgezeichnetes chem. Laboratorium ſind in dem 1847—49 erbauten Akademiegebäude vereinigt. Zu der Akademie gehören ein botan. Garten, unter dem Namen des Forſtgartens bekannt, welcher ſehr reich an Pflanzen für die Forſt- und Landwirthſchaftsbotanik iſt und wegen ſeiner reizenden Lage zugleich als öffentliche Promenade dient. Hier ſteht das Denkmal Cotta's (Büſte von Rietſchel). Sein Grab dagegen befindet ſich im Walde auf dem Kienberge, auf einem von 80 Eichen beſchatteten Platze. Berühmt iſt die mitten im Orte auf einem Bergrücken, welcher auch die Kirche trägt, gelegene Ruine des alten Schloſſes T., welches urſprünglich eine Ritterburg, ſpäter Witwenſitz der Stammutter des ſächſ. Regentenhauſes, der Herzogin Sidonie von Sachſen, zuletzt Staatsgefängniß war. Unter den Punkten der nächſten Umgebungen iſt der alte Buchenhain der ſog. «Heiligen Hallen» der bekannteſte. Am Fuße derſelben befindet ſich eine zur Akademie gehörende Anſtalt für künſtliche Forellenzucht. Vgl. Fritzſche, «T., ein Führer durch ſeine Umgebungen» (Dresd. 1867).

Thaſos (jetzt vom Volke gewöhnlich Thaſchos genannt), eine nicht unbedeutende Inſel im nördlichſten Theile des Aegäiſchen Meeres (dem ſog. Thraziſchen Meere), in geringer Entfernung von der Küſte Thraziens etwas weſtlich von der Mündung des Fluſſes Neſtos (des jetzigen

Karaſu), gelegen. Abgeſehen von einigen für den Ackerbau geeigneten Strandebenen, wird ſie ganz von noch jetzt reichbewaldeten Gebirgen eingenommen, aus denen im Alterthum Gold und Marmor gewonnen wurde, auch war der Wein der Inſel berühmt. Zur Ausbeutung der Goldbergwerke auf der Inſel ſelbſt wie auf der von ihr beherrſchten thraziſchen Küſte hatten ſich frühzeitig Phönizier darauf angeſiedelt. Gegen Ende des 8. Jahrh. v. Chr. wurde von der Inſel Paros aus eine griech. Colonie dorthin geſandt. Die Coloniſten, unter denen ſich auch der Dichter Archilochos befand, hatten anfangs harte Kämpfe mit den Bewohnern der thraziſchen Küſte zu beſtehen, behaupteten ſich aber nicht nur im Beſitze, ſondern gewannen auch ein nicht unbeträchtliches Gebiet auf dem thraziſchen Feſtlande, ſodaß die Inſel bald reich und mächtig wurde. 463 v. Chr. unterwarf ſie nach mehr als zweijährigem Kampfe Kimon den Athenern. Zwar fiel ſie 412 von dieſen wieder ab, wurde aber durch Thraſybulos 407 aufs neue unter die atheniſche Herrſchaft gebracht. In der frühern röm. Kaiſerzeit war ſie der Form nach ein Freiſtaat. Die der Inſel gleichnamige Hauptſtadt, von der noch bedeutende Ruinen erhalten ſind, lag an der Nordküſte, an der Stelle des jetzigen Landungsplatzes Limenas. Heutzutage gehört die durchaus von griech. Chriſten (etwa 10000 Seelen) bewohnte Inſel zur Türkei. Die Bevölkerung lebt von der Ausfuhr von Schiffbauholz, Oel, Honig und Wachs; der Getreide- und Weinbau iſt unbedeutend. Vgl. Haſſelbach, «De insula Thaso» (Marb. 1838); Conze, «Reiſe auf den Inſeln des Thraziſchen Meeres» (Hannov. 1860).

Thaſſilo, der letzte Herzog in Baiern aus dem Stamme der Agilolfinger (ſ. d.), war ſechs Jahre alt, als er 748 ſeinem Vater Odilo folgte. Schon im nächſten Jahre wurde er von Gripho, dem Halbbruder Pipin's des Kleinen, des nachherigen Königs der Franken, vertrieben, jedoch durch letztern, der ſein Vormund war, wieder in ſein väterliches Erbe zurückgeführt. Unter Pipin machte er den lombard. Feldzug mit und 757 übernahm er ſelbſt die Regierung ſeines Erbherzogthums. Er zog hierauf im Gefolge Pipin's gegen den Herzog von Aquitanien, der nach Unabhängigkeit ſtrebte, und gewiſſermaßen durch das Beiſpiel deſſelben bewogen, ſtrebte er die frühere Selbſtändigkeit ſeines Hauſes wiederzuerlangen. T. trennte ſich vom Könige, kehrte in ſein Herzogthum zurück, entriß den Slawen das Puſterthal (in Tirol) und Kärnten, vermählte ſich mit Liutberga, der Tochter des letzten Königs der Longobarden, Deſiderius, und ernannte eigenmächtig ſeinen älteſten mit ihr erzeugten Sohn Theodo 778 zum Mitregenten. Karl d. Gr., nachdem er die Sachſen beſiegt und die Longobarden ſich unterworfen, ging indeſſen daran, T. zu demüthigen, der aber 781 von neuem dem Könige Treue ſchwur und Verzeihung erhielt. Ein Gewaltſtreich, den T. 784 verübte, brachte ihn abermals in die Gefahr, ſein Herzogthum zu verlieren; doch auch diesmal verzieh ihm Karl, dem er aber nun ſeinen Sohn Theodo zum Bürgen ſtellen mußte. Durch dieſe Demüthigung erbittert und von ſeiner Gemahlin aufgereizt, ſuchte T. einen verrätheriſchen Bund gegen den König Karl zu ſtiften. Dieſer aber kam ihm zuvor und ließ ihn 788 auf dem Reichstage zu Ingelheim, wohin T. unbedachtſamerweiſe gegangen war, verhaften. Wegen Hochverrath einſtimmig zum Tode verurtheilt, erwirkte ihm der König das Leben; doch mußte er in das Kloſter zu St.-Goar gehen. Es wurde nicht nur das Herzogthum Baiern als ein verwirktes Lehn eingezogen und von fränk. Grafen verwaltet, ſondern auch das Erbgut der Agilolfinger ging auf neue Beſitzer über.

Thatbeſtand (corpus delicti) bezeichnet im Criminalrechte den Inbegriff der Vorausſetzungen, an welchen man zu der Annahme einer ſtrafbaren Handlung gelangt. Er zerfällt in den ſubjectiven T., d. i. die innere That, wobei insbeſondere die Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, dem Dolus (ſ. d.) und der Culpa (ſ. d.) in Betracht kommt, und den objectiven T., d. h. die äußern factiſchen Merkmale, welche zum Begriff eines Verbrechens gehören, z. B. der Tod eines Menſchen durch die Einwirkung eines andern, die Wegnahme einer fremden Sache mit oder ohne Gewalt. Dieſe Merkmale ſind bei manchen Vergehen an den hinterlaſſenen Spuren bemerkbar, z. B. die einem Menſchen zugefügten Verletzungen, die verfälſchten Münzen; bei andern ſtrafbaren Handlungen fehlt es dagegen an ſolchen ſichtbar bleibenden Wirkungen, wie z. B. bei einfachem Diebſtahl. Zu Straferkenntniſſen läßt ſich nur gelangen, wenn ein beſtimmter T. ermittelt worden iſt. Seine Feſtſtellung (Erhebung) erfolgt je nach der Beſchaffenheit der in Betracht kommenden Thatſachen durch Beibringung von Urkunden und andern körperlichen Beweisſtücken, durch gerichtliche Beſichtigung, Einholung von Zeugniſſen und ſachverſtändigen Gutachten, unter denen ärztliche Befundberichte (visa reperta) bei Tödtung, Verwundung u. ſ. w. eine hervorragende Stelle einnehmen, desgleichen durch das mit den ſonſtigen Ermittelungen übereinſtimmende Geſtändniß des Angeſchuldigten, welches namentlich rückſichtlich des ſubjectiven T. von entſcheidender Wichtigkeit ſein kann.

Thatsache (res in facto posita) heißt alles, was als ein Daseiendes oder Geschehenes
äußere oder innere Wahrnehmung erhärtet werden kann. T. können entweder anerkannt
nicht anerkannt werden. Sie sind daher ein häufiger Gegenstand des Streits, der in Bezie
auf sie dann entsteht, wenn es zweifelhaft ist, ob eine T. geschehen sei oder nicht. Die Ar
fung von T. ist die Erfahrung; der Grundsatz des Empirismus ist, nichts anzuerkennen,
sich nicht durch T. belegen läßt. Die Erfahrung ist entweder eigene (Autopsie) oder fre
darauf bezieht sich der sog. Zeugenbeweis, auf welchem alle histor. Kenntniß beruht. — In
Jurisprudenz heißt T. die materielle Grundlage eines Rechtsstreits und richterlichen Urtl
Werden die T. von der andern Seite nicht zugegeben, so entsteht eine doppelte Richtung
Rechtsstreits: die Thatfrage (quaestio facti) und die Rechtsfrage (quaestio juris), n
beide einander bedingen. Der Regel nach muß erst die Thatfrage entschieden werden, ehe de
die rechtlichen Grundsätze angewendet werden können; allein T., welche auf die rechtliche
scheidung keinen Einfluß haben, müssen als unerheblich zurückgewiesen werden. Wer eine T
sich anführt, muß sie beweisen. Notorische T., d. h. solche, welche als allgemeine Ereigniß
kannt sind, bedürfen keines Beweises. Darauf, daß, wenn gewisse Vordersätze anerkannt
auch die Folgerungen so lange als richtig angenommen werden müssen, bis das Gegentheil
gethan wird, beruht die sog. Präsumtion, indem hier derjenige, welcher eine Abweichung
dem Regelmäßigen für sich anführt, derjenige ist, welcher eine T. beweisen muß. Wer
Eigenthümer eines Grundstücks ist, muß so lange für einen vollen und in seinen Rechten
schränkten Eigenthümer gehalten werden, bis ein anderer eine Beschränkung, etwa eine Ser
beweist. Sind hingegen die Grundstücke eines Bezirks im allgemeinen gewissen Lasten oder
schränkungen des Eigenthums unterworfen, etwa der Zehntbarkeit, Frohnpflichtigkeit u. s
so ist die Befreiung eine T., welche erwiesen werden muß. Dem Staate liegt daran, daß
Rechtsverhältnisse der Bürger möglichst gesichert seien. Daher wird oft der Beweis eine
nur in gewissen Formen zugelassen; so z. B. der Beweis eines Vertrags über 50 Thlr.
durch schriftliche Urkunden.

Thau ist ein wässeriger Niederschlag aus feuchter Luft an Pflanzen und andern Di
im Sommer in Gestalt von Tropfen, im Winter, wenn es friert, als Reif sichtbar. Die h
sächlichsten Umstände und Erscheinungen seiner Bildung sind folgende. Er setzt sich nur in
tern und windstillen Nächten in beträchtlicher Menge ab. In bewölkten, wenn auch rul
Nächten, oder bei Wind, selbst wenn der Himmel heiter ist, bemerkt man nur einige Sp
davon, und nie bildet er sich unter dem vereinigten Einflusse von Wind und trübem Hin
Eine leichte Bewegung der Luft begünstigt indeß die Thaubildung. Der T. schlägt sich vorz
weise an freistehenden Körpern nieder; doch werden einige Substanzen leichter und reichlicher
T. bedeckt als andere. Der T. entsteht dadurch, daß in der Nacht bei heiterm Himmel die
liegenden Körper ihre Wärme gegen den hellen Himmel ausstrahlen und dadurch so weit
kühlt werden, daß die in der umgebenden Luft befindlichen Wasserdämpfe nicht mehr gelöst bl
können. Diese schlagen sich dann als T. oder Reif (letzteres, wenn die Temperatur des Kör
auf welchem der Niederschlag geschieht, unter dem Gefrierpunkte ist) nieder. Der T. fällt
um so reichlicher, je mehr die Luft Wasserdämpfe enthält und je stärker die Abkühlung
So fällt er stark in feuchten Küstengegenden, während er im Innern großer Continente, nar
lich in den Wüsten Asiens und Afrikas, fast ganz fehlt. Wegen der guten Wärmeleitung
geringen Wärmestrahlung bedecken sich polirte Metalle weniger leicht mit T. als andere Kö
z. B. als ein Flocken Wolle, dessen an der Oberfläche gelegene Fasern durch Wärmestrahlung
erkalten, ohne diesen Verlust durch eine schnelle Zuleitung aus dem Innern des Flockens er
zu können. Man hat daher abgewogene Flocken Wolle, denen man stets nahe dieselbe T
fläche gibt, als Thaumesser oder Drosometer angewandt, indem man einen solchen Fl
dem freien Himmel aussetzt und nach einer bestimmten Zeit die Zunahme des Gewichts besti

Thaumaturg, d. h. Wunderthäter, ist der Beiname mehrerer Heiligen; vorzugsweise
so der griech. Kirchenlehrer Gregor (s. d.).

Theano, ein griech. Frauenname, unter dessen Trägerinnen die Gattin des Philos
Pythagoras (s. d.) am berühmtesten ist, über deren Leben ebenso wie über das ihres Gen
nur wenig historisch Sicheres bekannt ist. Nach den einen war sie eine Tochter des Bron
aus Kroton, nach andern eine Tochter des Pythonax aus Kreta. Dem Pythagoras soll sie
Söhne, Telauges und Mnesarchos, und zwei Töchter, Myia und Arignote, geboren h
Unter ihrem Namen sind noch sieben Briefe erhalten (besonders herausgegeben mit Wiel
deutscher Uebersetzung von H. Ad. Grimm, Duisburg 1791), die aber jedenfalls späterr

ſprungs ſind. Die Alten unterſcheiden von ihr eine gleichnamige jüngere Pythagoräerin, unter deren Namen mehrere jetzt verlorene philoſ. Schriften vorhanden waren, ſowie eine Dichterin aus Lokris, Verfaſſerin gleichfalls verlorener lyriſcher Dichtungen.

Theater (griech. theātron, von theāomai, ich ſchaue) hieß im Alterthume der Theil des Schauſpielhauſes, wo die Zuſchauer ſaßen, auch oft das Gebäude ſelbſt, niemals aber die Schaubühne. Die Schauſpielhäuſer waren in Griechenland nach den Tempeln die vornehmſten Gebäude. Das Schauſpiel diente nicht blos zum Vergnügen, ſondern hatte gottesdienſtliche Bedeutung. Jede anſehnlichere griech. wie röm. Stadt hatte ihr T. Früher war daſſelbe von Holz, ja beſtand ſogar nur aus bretternen Gerüſten, erſt ſpäter wurden ſteinerne T. gebaut. Das Muſter aller ſteinernen T. war das T. des Dionyſos zu Athen, zur Zeit des Themiſtokles gebaut. Daſſelbe lag am Fuße der Akropolis, bot die Ausſicht auf das Meer und benutzte einen Theil des Felſens als Hinterwand und Unterbau zum Schauplatz. Es enthielt Raum für 30000 Perſonen und wurde auch zu Volksverſammlungen u. ſ. w. benutzt. Auch die Römer hatten für die ſceniſchen Vorſtellungen lange Zeit hindurch nur hölzerne T., in denen die Zuſchauer ſtehen mußten. Marcus Aemilius Lepidus (geſt. 13 v. Chr.) war der erſte, der ein Schauſpielhaus mit Sitzen für die Zuſchauer baute. Das T. des Marcus Aemilius Scaurus, eines Zeitgenoſſen des Cicero und Cäſar, war überaus prächtig und ſo groß, daß es 80000 Menſchen faſſen konnte. Pompejus ließ in Rom das erſte ſteinerne T. aufführen, auf deſſen Trümmern jetzt der Palaſt Urſini ſteht. Es wurde nach dem Muſter des T. von Mitylene gebaut, erſt unter Caligula vollendet und faßte 40000 Menſchen. Nach Errichtung des T. des Pompejus baute man nicht blos in Rom, ſondern auch in andern Städten des röm. Gebiets eine Menge ſteinerner und ſtehenbleibender T. Hinter der Bühne wurde bei den römiſchen T., die ohne Bedachung waren, zum Zufluchtsorte der Zuſchauer bei übelm Wetter ein Säulengang angelegt. Dies war auch der Fall bei des Pompejus T., welches einen großen, mit Bäumen regelmäßig beſetzten und mit Springbrunnen und Statuen verzierten Platz einſchloß. Schon früher, einige Zeit nach den Puniſchen Kriegen, war der Gebrauch, das T. zur Sicherung vor ſchlechtem Wetter mit einem Tuche zu überſpannen, durch Quintus Catulus aus Campanien nach Rom gebracht worden. Dieſe Tücher waren gewöhnlich mit Purpur und andern lebhaften Farben gefärbt. Später nahm man dazu die feinſte und koſtbarſte Leinwand. Nero ließ ſogar einen Teppich dazu nehmen, der mit Gold geſchmückt und in deſſen Mitte ſein Bildniß geſtickt war. Zur Linderung der Hitze bediente man ſich gleich koſtbarer Mittel. Pompejus ließ zuerſt die Wege und Treppen zu den Sitzſtufen mit Waſſer anfeuchten. Nachher gebrauchte man dazu eine Miſchung von Waſſer und Wein, worin man den beſten ſicil. Safran aufweichte, um einen angenehmen Geruch zu verbreiten. Dieſe Miſchung leitete man in Röhren, die in den Mauern des T. hinliefen, und brachte ſie von da durch ein Druckwerk bis zu den oberſten Sitzen. Man baute die T., beſonders die griechiſchen, womöglich immer an dem Abhange eines Hügels oder Felſens, um hier die Sitze der Zuſchauer ſtufenweiſe übereinander anlegen zu können. Dies war z. B. bei den T. in Athen und Taormina der Fall. War der Platz eben, ſo mußte für die Sitze ein hoher Unterbau gelegt werden. Die Form des Gebäudes war ein Halbcirkel, deſſen beide Enden durch ein Quergebäude verbunden waren. Jedes T. beſtand aus drei Haupttheilen: 1) dem Zuſchauerraume in einem halben Cirkel; 2) der Orcheſtra, dem gleichfalls halbrunden Raume zwiſchen den Sitzen der Zuſchauer und der Bühne; 3) der Bühne mit dem Quergebäude. Hierin ſtimmten die griech. und röm. Schauſpielhäuſer im weſentlichen überein, während ſie in andern Stücken ſich unterſchieden. Zwiſchen den in einem Halbcirkel übereinander laufenden Sitzreihen (Anabathra) liefen breite Gänge (Diazomata) umher, in welche man durch Thüren nach außen gelangte. Treppen führten zwiſchen den Sitzräumen durch alle Räume des Schauplatzes. Die unterſte Reihe hinter der Orcheſtra (Proedria) war der vornehmſte Platz, wo die Kunſtrichter, Feldherren und hohen Staatsbeamten ſaßen. In dem röm. Theater, z. B. in dem zu Pompeji, ſaßen die Conſuln und Veſtalinnen an beiden Seiten des Zuſchauerraums nächſt der Bühne auf erhöhten Sitzen, zu denen beſondere Zugänge führten; die oberſten Sitzreihen (Eschata) entſprachen den jetzigen letzten Galerien.

Die Herausbildung der alten Schaubühne im beſondern knüpft ſich natürlich an die Entwickelung der dramatiſchen Darſtellungen, die, wie bekannt, ihren Urſprung aus den altgriech. Feſten zu Ehren des Dionyſos nahmen. Bei den Dithyramben oder gottbegeiſterten Geſängen, bei welchen der Chor ſich tanzend um den Altar bewegte, ſtellte der Vorſänger ſich auf denſelben, um über den Chor hervorzuragen, wenn er von Gefahren, Kampf und Sieg des Gottes erzählte; dieſer Opfertiſch war die erſte tragiſche Bühne. Bei den Phallusaufzügen, deren Geſänge und

Tänze üppiger und ausgelassener Natur waren, setzte sich der Vorsänger zu Pferde oder zu Wagen, um seine, von lustigen Geberden begleiteten Spottlieder, welche gewöhnlich auf bekannte Personen zielten, vernehmbarer zu machen. Thespis (s. d.), der hierbei zuerst, mit Hülfe von Verkleidungen, verschiedene Personen nachahmend darstellte, der also die Schauspielkunst eigentlich erfand, machte damit seinen Wagen zur ersten komischen Bühne. Susarion gab solche satirische Vorstellungen schon auf einem Bretergerüste, und dieser erhöhte Sprechplatz (das Logeion) wurde, als man feste Bühnen zu bauen begann, im Hintergrunde des Tanzplatzes für den Chor (die Orchestra) errichtet und mit diesem durch eine Treppe in Verbindung gesetzt. Bald darauf schloß man den Hintergrund des Logeion durch ein Gebäude ab, dessen anfängliche Dürftigkeit sein Name: Hütte (σκηνή: Scene) bekundet, der aber bis auf unsere Zeit umfassende theatralische Bedeutung gewonnen hat. Die großen Dramatiker Aeschylos und Sophokles hatten diese Einrichtung getroffen. Wie weit sich dieselbe noch ausgebildet, wie die Aufführung der Komödien darauf gewirkt, ist Gegenstand der allerentgegengesetztesten Behauptungen der Forscher bis auf den heutigen Tag. Gewiß ist, daß der Bühnenraum, auf dem die Haupthandlung des Dramas vorging (das Logeion), nicht nur im Hintergrunde, sondern auch zu beiden Seiten von dem ein-, zwei-, sogar manchmal dreistöckigen Gebäude der Scene eingeschlossen war. Der Bühnenraum hatte eine so große Ausdehnung in der Breite, daß der kleinste von denen, die wir aus Ruinen kennen, die Breite der Opernbühne von Berlin, selbst der von Neapel überschreitet, der größte aber mehr als das Fünffache davon beträgt. Dazu hatte dieser Raum eine so geringe Tiefe, daß er in den Grundrissen der Ruinen nur als ein schmaler, langer Streifen erscheint. Das Bühnengebäude enthielt im Hintergrunde drei Thüren, deren mittlere und größere die königliche hieß; die beiden andern wurden Gasthüren genannt, und damit die conventionelle Bestimmung dieser Eingänge ausgesprochen. Sollten Vorgänge im Innern des Palastes oder des Tempels, dem gewöhnlichen Schauplatze in der Tragödie, oder des Bürgerhauses in der Komödie gezeigt werden, so durfte die Mittelthür nur geöffnet werden, deren vertiefter Raum im Hintergrund von einer vorgeschobenen Decorationswand, Exostra genannt, abgeschlossen wurde, ganz wie auf unsern heutigen Bühnen. Waren die Gruppen, welche im Innern gesehen werden sollten, personenreich, wie im «Rasenden Hercules» des Euripides, so brauchten nur alle drei Thüren geöffnet und die Gruppen dahinter vertheilt zu werden. Außer diesen Zugängen im Hintergrunde öffneten auch die Seitenflügel des Gebäudes, Paraskenien genannt, links und rechts zwei Thüren auf die Bühne, welche außerdem von vorn, über die Treppe aus der Orchestra, bestiegen wurde. Zu der letztern gelangten Chor und Schauspieler durch die Zugänge (Parodos), welche zu beiden Seiten des Theaters, zwischen der Bühne und den Zuschauersitzen, geöffnet waren. Da nun die künstlerische Uebereinkunft herrschte, daß, wer von rechts her auftrat, aus der Stadt und dem Hafen, also der Heimat, wer von links her, aus der Fremde komme; da in der Mitte der Bühne immer die Wohnung oder der Aufenthalt der Hauptperson des Dramas war, welche der Zuschauer bis ins Innere des Hauses verfolgen konnte: so boten diese conventionellen Bestimmungen, ohne großen Apparat, die mannichfachsten Ortsbezeichnungen dar und dehnten die dramatische Handlung für die angeregte Einbildung des Zuschauers über die Grenzen der Bühne hinaus. Seiner Höhe nach zeigte der antike Schauplatz ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit, da, wie über der Orchestra das Logeion, so über diesem das Theologeion, der Sprechplatz für die Götter, sich erhob. Auf denselben gingen die Auftritte vor, die sich im Sitze der Götter begaben. Diese Vorgänge waren zum Theil personenreich, wie in des Aeschylus «Psychostasie», wo Zeus mit Thetis und Eos auf dem Theologeion erschien, oder wie im «Frieden» des Aristophanes, wo Trygaios auf einem Mistkäfer zu Zeus' Wohnung hinaufliegt und dort mit Hermes, Krieg und Tumult verkehrt. Eine Emporbühne, die nicht gerade den Sitz der Götter vorstellt, war in andern Stücken erforderlich, als Warte für Wächter, Zinne einer Burg, als Söller oder oberes Stockwerk eines Hauses u. s. w. Da nun aber diese Benutzung des Raums darthut, daß das Theologeion nicht senkrecht über dem Logeion, also über den Köpfen der Schauspieler, geschwebt haben kann, so dürfte die Annahme die richtige sein, daß das Theologeion sich auf dem Söller des einstöckigen Bühnengebäudes befunden habe, während es bei dem zweistöckigen seinen Platz innerhalb der Säulenstellung des Obergeschosses gefunden haben mag.

Nach dem allen hat man sich auf der griech. Bühne, wie der Breite nach, so auch in der Höhe, einen dreifachen Schauplatz zu denken, übereinander sich erhebend, aber hintereinander zurücktretend, so daß keiner den andern bedrückte. Unten die Orchestra für den Chorus des Volks, darüber das Logeion für die dramatischen Hauptpersonen, über diesem wiederum das Theologeion, den Sitz der Götter. Diese conventionelle Einrichtung aber hat länger als 2000 J.

Gültigkeit behalten. Daß die alte Bühne ſich der plaſtiſchen und graphiſchen Decorationen, die ſie beſeſſen, nicht in dem modernen Sinne realiſtiſcher Täuſchung bedient habe, wie Genelli, Geppert u. a. angeben, geht aus der allgemeinen Beſchaffenheit der Bühne und aus dem einen Umſtande hervor, daß die Aufführungen bei Tageslicht ſtattfanden, bekanntlich aber ohne Hülfe der künſtlichen Beleuchtung Decorationstäuſchungen nicht hervorzubringen ſind. Hermann's Ausſpruch, daß in der ſceniſchen Darſtellung der Griechen das meiſte nur ſymboliſch angedeutet geweſen und der Phantaſie der Zuſchauer zu ergänzen übriggelaſſen ſei, trifft wol das Rechte. In vielen Tragödien war das Bühnengebäude, in ſeiner würdigen Architektur, geſchmückt mit Säulen und Statuen, an und für ſich geeignet, den Ort der Handlung darzuſtellen, und es bedurfte alſo gar keiner decorativen Ortsangabe weiter. Wa die Bühne Wald und Felsgegend, Zelt aber Straße u. ſ. w. vorſtellen ſollte, mochten die Andeutungen genügen, welche durch Decorationsſtücke, Katablemen genannt, am Frontegebäude angebracht wurden. Auch eine Decorationsvorrichtung, ähnlich unſern Couliſſen, beſaß die griech. Bühne in den Periakten: dreiſeitigen breiten Pfeilern, deren Wände verſchiedene Decorationsanſichten darboten und die, an den Seiten der Bühne nahe den Paraſkenien auf Zapfen ſtehend, umgedreht werden und ſo einen dreifachen Ortswechſel bezeichnen konnten. Denn auch in antiken Stücken, z. B. in den «Eumeniden» des Aeſchylus und dem «Ajax» des Sophokles, wurde ſichtbarer Scenenwechſel gefordert. Daß die antike Bühne eine Ober- und Untermaſchinerie beſeſſen habe, wird nicht bezweifelt; ihre Nothwendigkeit geht auch aus den Erforderniſſen der alten Dramen hervor. Pollux erwähnt des Geranos, eines Krahns oder Hebewerks, vermittels deſſen z. B. der Raub des Leichnams des Memnon durch Eos bewerkſtelligt wurde, ſowie der Aiorai, d. i. Hänge- oder Schwebewerke, durch welche Luftfahrten der Götter und Heroen längs der Bühne geſchahen. Daß, nach Pollux' Angabe, die Maſchinerie (μηχανή, machina), auf welcher überraſchende Göttererſcheinungen bewerkſtelligt wurden, nicht in der Mitte, ſondern an der linken Paraſkene angebracht war, erklärt ſich aus der geringen Tiefe der Bühne, welche den Schauſpielern auf derſelben gebot, ihren Abſtand von der ſchwebenden Gottheit, um dieſelbe ſehen und anreden zu können, in der Breite der Bühne zu ſuchen. Ob die attiſche Bühne ſchon einen Vorhang (Aulaia) gehabt, oder ob derſelbe erſt eine röm. Einrichtung geweſen, iſt nicht entſchieden. Der allgemeinen Annahme zufolge aber wurde er nicht herabgelaſſen, ſondern ſtieg aus der Untermaſchinerie (im Hypoſkenion) durch einen Spalt im Vorderrande des Logeions auf. Vgl. Strack, «Das altgriech. Theatergebäude» (Potsd. 1843); Geppert, «Die altgriech. Bühne» (Lpz. 1843); Wieſeler, «Ueber die Thymele des griechiſchen T.» (Gött. 1847), «Das Satyrſpiel» in den «Göttinger Studien» (2. Abth., Gött. 1847) und «Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenweſens bei den Griechen und Römern» (Gött. 1851); Schönborn, «Die Skene der Hellenen» (Berl. 1861).

Der Anfang der röm. Bühne war, wie der der griechiſchen, roh genug: ein Bretergerüſt, vor welchem die Zuſchauer ſtehen mußten. Erſt ſpät bewirkten die ſchönen Muſter der T. in Großgriechenland, daß Marcus Aemilius Lepidus eins mit Sitzen für die Zuſchauer, aber nur von Holz erbaute. Ein gleiches ließ bald darauf Marcus Aemilius Scaurus, Zeitgenoſſe des Cäſar, nur für einige Feſtwochen errichten, mit dreifach übereinander erhabener Scene. Die untere, gegen 40 F. hoch, war mit Marmorſäulen und Statuen verziert; die zweite mit Säulen von Glas; die oberſte mit vergoldeten. Pompejus ließ das erſte ſteinerne T. aufführen. Man eiferte ihm nun nach, und ſchmückte die Bühne allgemein mit Marmor und Statuen. Nero ließ ſie ganz und gar vergolden, ja alles, was darauf gebracht wurde, mußte vergoldet oder mit Gold geſchmückt ſein, wavon der Tag, an dem dies eingeführt wurde, der goldene genannt wurde. Eine wichtige Veränderung ging bei den Römern daraus hervor, daß das Schauſpiel für ſie keine gottesdienſtliche Bedeutung hatte. Der Altar verſchwand alſo aus der Orcheſtra, mit ihm der Chor, der auf die Bühne verſetzt wurde. Die Vermittelung zwiſchen Zuſchauer und Drama hatte aufgehört; die Bühne war eine abgeſonderte Welt geworden. In der Orcheſtra wurden Plätze für die angeſehenſten Zuſchauer eingerichtet. Damit dieſe aber die Bühne überſchauen könnten, mußte der vordere Theil derſelben um die Hälfte niedriger gelegt werden, wadurch der übrige Theil ſich um 5—6 F. darüber erhob. Das niedrige Proſcenium betrat der Chor, das höhere, Pulpitum, gehörte den Schauſpielern; wodurch dann ein ähnliches Verhältniß wie das der Orcheſtra zum Logeion hergeſtellt war. Ebenſo wie übereinander erhielten ſich auch die conventionellen Ortsbeſtimmungen nebeneinander. Selbſt auf den kleinern Bühnen für die Komödie machte ſich das dreifache Local, die alte Zahl und Bedeutung der Eingänge geltend. Vgl. Ferrara, «Storia e descrizione dei teatri antichi e moderni» (Mail. 1830); Becker, «Handbuch der röm. Alterthümer» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1843).

Die Größe des Raums der antiken T. gebot auch, den Regeln der Akustik große Aufmerksamkeit zu widmen. In den Trümmern des T. zu Tauromenium bewundert man noch gegenwärtig die fast wunderbare Wirkung des Schalls. Zur Verstärkung desselben waren übrigens noch besondere Schallgefäße (Echea), eherne Kessel, unter den Sitzen angebracht. Außer den genannten waren die vorzüglichsten T. der Alten die zu Segesta, Syrakus und Katane auf Sicilien. Die Schauspielhäuser zu Sparta, Epidauros und Megalopolis sollen die prachtvollsten T. Griechenlands gewesen sein. Von den vielen T. in Italien sind namentlich die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculanum und Pompeji zu erwähnen. In Rom waren, außer dem T. des Pompejus, das T. des Cornelius Balbus und das des Marcellus, welches 22000 Menschen faßte, die vorzüglichsten. Bei den Griechen wie Römern hatten die theatralischen Vorstellungen keineswegs, wie jetzt, fortdauernd, sondern nur bei Festen statt. Sie gingen vom Staate aus und standen unter Aufsicht von Staatsbeamten. In Griechenland stand an der Spitze derselben der Archon Eponymos. Derselbe allein hatte die Vorstellungen zu gestatten. Der Staat sorgte für die Schauspieler, deren drei jedem Dichter zugelost wurden. Der Chor, der in der Tragödie aus 15, in der Komödie aus 24 Personen bestand, wurde von einem Bürger gestellt, ausgerüstet und während der Einübung unterhalten. Dies war die directe Liturgie der Choregie, eine Abgabe, welche der Staat einem Bürger aus der höchstbesteuerten Klasse auferlegte. Dieser Bürger mußte auch die Costüme stellen. Die Kosten bei einem solchen Feste berechnete man auf $2^1/_2$ Talent (ungefähr 4—5000 Thlr.). Es war eine Ehrensache jenes Bürgers, möglichst zum Glanze jenes Festes beizutragen. Bei dem Feste wurde nicht Ein Drama, sondern mehrere gegeben, die bis zu zwanzig stiegen und vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend dauerten. Die Dramen wurden in der Tragödie von zehn, in der Komödie von fünf Kunstrichtern beurtheilt, welche der Archon ernannte. Nach ihrem Ausspruche ertheilte man die Preise, die sich auf drei beliefen und in namhaften Geldsummen bestanden. Der Ausspruch der Kunstrichter behinderte jedoch die Zuschauer nicht, ihre Meinung auszusprechen. Der Staat baute die Schauspielhäuser. Das T. mit allem Zubehör, also auch den Decorationen, hatte der Theaterpächter zu erhalten, welcher seine Auslagen durch das Theorikon (Eintrittsgeld) deckte. Dieses betrug zwei Obolen (acht Pfennige) und ward seit Perikles den unvermögenden Bürgern vom Staate gezahlt. Bei den Römern wurden von Mächtigen und Reichen, wie z. B. von Lepidus, Pompejus, später von den Kaisern sowol die Schauspielhäuser gebaut, als auch die theatralischen Vorstellungen gegeben, und zwar alles für ihre Rechnung.

Das moderne T. unterscheidet sich wesentlich von dem der Alten, wenn auch in manchen Beziehungen, schon wegen des gleichen Zwecks, sich beide gleich oder nahe kommen. Die christl. Bühne erbaute sich, wie die griechische, im Gottesdienste. Ihre Gestaltung wuchs aus dem dramatischen Cultus der syr. Kirche hervor, wodurch ihre steten Erinnerungen an die altgriechischen T. um so erklärlicher werden. Selbst der christl. Kirchenbau scheint von diesem gewisse Formen und Einrichtungen entlehnt zu haben. Für die ersten dramatischen gottesdienstlichen Darstellungen wurde die Bühne in der Kirche, dem hohen Chor gegenüber, aufgeschlagen. Das darüber befindliche Sängerchor diente als Emporbühne, von wo die Engel herabsangen, von wo auch der wandernde Stern über der Weihnachtskrippe, der aufsteigende Christus bei der Auferstehung dirigirt wurde. Bei weiterer Ausbildung der Kirchenschauspiele, Mysterien (s. d.), mußte die Bühne aus der engen Kirche auf die Kirchhöfe verlegt, bald auch in den Straßen aufgeschlagen werden. Da diese Schauspiele aber eigentlich bloße Schaustellungen waren, in denen sich die Begebenheiten in redenden und singenden lebenden Bildern abspielten, welche oft in so viele Bühnenrahmen getheilt waren, als man Momente der heiligen Geschichte darstellen wollte, so dehnte man, besonders in Frankreich (das schon im Mittelalter vorangehend für die theatralische Entwickelung wurde), die Bühne unmäßig in die Breite, voll zahlreicher Bilderrahmen (loges) aus. Weil die Zuschauer einen so gedehnten Schauplatz nicht übersehen konnten, stellte man auf einem Platze drei Bühnen nebeneinander in stumpfen Winkeln auf und ließ, in den bestimmten Momenten, das Publikum sich von einer zur andern wenden. Bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. beim Einzuge Ludwig's XI. in Paris, erbaute man an verschiedenen Stellen der Stadt einzelne kleinere Bühnen, gleich Stationskapellen, auf denen der König bei seinem Durchzuge einen Vorgang der heiligen Geschichte nach dem andern zu sehen bekam. Man stellte die Bühne auch wol auf Räder, um an Festtagen die Vorstellungen in verschiedenen Stadttheilen zu zeigen, was in London zumeist geschah; und so wiederholte sich der Wagen des Thespis im Mittelalter. Das Bedürfniß mehrerer Schauplätze übereinander machte sich bei all diesen heiligen Schauspielen, in natürlicher Verwandtschaft mit den griechischen, geltend. Die lebendigen

Beziehungen zwischen dem, was im Himmel und auf Erden geschah, die Wechselwirkung, in welcher überall Menschliches und Göttliches standen, forderte hier wie dort ein sichtbares Oben und Unten. Nicht selten ging man hierin ins Uebermaß. Weil man es praktisch gefunden hatte, die Bühne quer vor das Ende einer Straße aufzubauen, die Fenster der naheliegenden Häuser zu Logen, das Straßenpflaster zum Parterre zu benutzen, so war die Breite der Bühne beschränkt, und um die vielen Scenenbilder zu gewinnen, die etwa zur Darstellung des Lebens Christi, von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt, nöthig waren, mußte man sie hoch übereinanderbauen. So geschah es, daß bei einer Vorstellung zu Metz 1427 das Bühnengerüst aus neun Stockwerken übereinander bestand. Am allgemeinsten gestaltete sich die Mysterienbühne nach den Erfordernissen der Osterspiele, der vornehmsten des ganzen Jahrs. Christi Erdenleiden, Höllen- und Himmelfahrt führte die dreifache Scene übereinander wieder ein, nur nicht wie die griechische hintereinander, sondern senkrecht übereinander aufsteigend. Im untern Stockwerke nahm das Höllenthor die Mitte ein. Zu beiden Seiten desselben führten Freitreppen zum mittlern Geschoß hinauf, das durch die Pfeiler, welche das oberste stützten, in verschiedene Abtheilungen zerfiel. In dem dritten sah man Gott Vater, die Engel, alle Heiligen und zuletzt den Auferstandenen. Vor diesem Gerüste gab ein Proscenium neutrales Terrain für alle Personen des Spiels her. Vgl. Eduard Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (Bd. 1).

Mit der Verweltlichung des Schauspiels im 16. Jahrh. mußte die Bühne veränderte Einrichtungen erhalten. Indeß waren die künstlerischen Vortheile, welche die Emporbühne darbot, zu einleuchtend, als daß man sie hätte aufgeben sollen, und man bequemte sie daher den neuen Bedürfnissen an. Im 16. Jahrh. wurden die Bühnen in England und Deutschland, wie dies schon früher in Spanien und Frankreich geschehen war, in Hofräumen, meist von Wirthshäusern, errichtet. Die Fenster der Nebenflügel, die umlaufende Galerie gaben Logen ab. Die Galerie bildete auch, indem sie quer über den Hintergrund des Bühnenraums ging, die Emporbühne, die engl. Traverse, auf welcher die Scenen, die auf Balconen, Mauerzinnen u. s. w. vorgingen, gespielt wurden. Zu dieser Galerie führte auch wol eine Freitreppe hinauf; darunter aber war die Mittelöffnung, die seit der königl. Thür der Bühne nie gefehlt hatte, und die ein Vorhang verschloß. Tieck hat es vielfach erörtert, wie diese Bühne zur Darstellung von Shakspeare's Stücken benutzt worden. Daß die Bühnen der ersten festen T. in Deutschland, welche im 16. Jahrh. in Nürnberg und Augsburg von den Meistersängern erbaut wurden, dieselben Einrichtungen hatten, beweisen uns die scenischen Vorschriften in Jakob Ayrer's Stücken. Auch jene Bühnen der Wirthshaushöfe in allen Ländern wurden noch bei Tageslicht benutzt. Nur die Bühne war durch ein Dach gegen übles Wetter geschützt. Darum ließen sich vornehme und reiche Zuschauer Sessel auf das Proscenium setzen, eine Unsitte, die namentlich auf den ersten pariser Bühnen lange noch fortdauerte, als die Ursache längst aufgehört hatte. In den Wintertheatern, welche man einrichtete, um auch bei Kerzenlicht Vorstellungen geben zu können, behielt man den Balcon bei, und wie in den Sommertheatern der Theil der Galerie, der quer über den Hintergrund der Bühne lief, als Emporbühne diente, so that es in den Sälen wol auch der Theil der Logengalerie, an welchen die Bühne sich lehnte. Ein engl. Holzschnitt aus Shakspeare's Zeit zeigt die kleine Bühne des Red-Bull-Theaters, um die, wie um eine große Tischplatte, die Zuschauer von drei Seiten versammelt sind. Der Hintergrund wird durch einen großen gespaltenen Vorhang verhüllt, der sich oben vor einer der Logen ebenfalls öffnen läßt, die für die Darstellung reservirt war. So kahl aber und von allem Decorationsapparat entblößt hat man sich die mittelalterliche Bühne bis Shakspeare nicht durchweg zu denken. Die Mysterienbühnen hatten Decorationen, deren täuschende Wirkungen viele Chroniken rühmen. Die Bühne der Wirthshaushöfe, auch die, auf denen Shakspeare spielte, mögen nichts oder wenig von Decorationsapparat besessen haben. Die häufigen Sprünge von Ort und Zeit im mittelalterlichen Drama zählten auf die willige Einbildungskraft des Zuschauers, nahmen auch wol zu Aushängschildern ihre Zuflucht, auf denen geschrieben stand, wo der Ort der Handlung eben sei. Doch magische Erscheinungen, Verwandlungen und Zaubereien, wie Shakspeare sie im «Sturm», «Cymbeline» und an andern Orten anwendet, verlangten offenbar Theatermaschinerien und Decorationstäuschungen. Ob dafür nur die Bühnen in den Palästen der Lords und der Königin eingerichtet gewesen, ob das Wintertheater der Shakspearegesellschaft, bei den Schwarzen Brüdern, nicht auch Decorationen und Maschinerie besessen habe, ist unerwiesen.

Gleichzeitig war auf den Bühnen der ital. Höfe schon die Oper aus den Schäferspielen hervorgegangen, und der erfinderische Luxus der Hofaufzüge, Inventionen und Zauberfeste fand nun auf der Bühne einen festen und wucherischen Boden. Der span. Bühne war durch Lope

de Vega's geiſtliche und weltliche Schauſpiele alles zugemuthet worden, was die Erfindungskraft jener Zeit nur an theatraliſcher Täuſchung leiſten mochte. In die Niederlande hatte die ſpan. Herrſchaft dieſen theatraliſchen Pomp verpflanzt; die Jeſuitenſpiele hatten ihn über Deutſchland verbreitet. Noch aber war die künſtleriſche Convention nicht geſtürzt, noch hatte die attiſche Bühne nicht aufgehört, die Grundformen der chriſtlichen zu beſtimmen. Die drei Zugänge hatten ſich zu drei Durchſichten von prächtiger röm. Architektur erweitert, deren verwandelte Proſpecte in der Tiefe, namentlich die der mittlern, fort und fort die decorative Ortsbeſtimmung übernahmen. Auch die Emporbühne der Galerien und Balcone war noch nicht verſchwunden. Der Vorhang, die Vordergardine der neuern Zeit, welcher die ganze Bühne ſchließt und die dramatiſche Handlung abſchneidet, war noch nicht gebräuchlich. Wie man es bei Shakſpeare findet, traten die Spieler jedesmal auf und verließen die Bühne wieder; das Drama konnte noch weder mitten in einer Situation anfangen, noch ſchließen. Dieſer Vorhang, der die ganze Mittelbühne ſchloß, hob dieſe Abhängigkeit auf. Denſelben Vortheil bot eine andere, ſehr zweckmäßige Bühneneinrichtung, welche die pariſer Société des Comédiens, in der Mitte des 16. Jahrh., an die einfache, teppichumhangene Scene anknüpfte, deren ſich die Wandertruppen aller Länder noch bis zu Ende des 17. Jahrh. bedienten. Die Comédiens brachten das gelehrte Drama nach dem Muſter der Alten auf, das ſeinen ganzen Schwerpunkt in die poetiſche Rhetorik legte, und es konnte ihnen hiernach mit der die Phantaſie anregenden Myſterienbühne, welche ſie in dem T. der Confrérie de la passion, das ſie übernahmen, vorgefunden hatten, nicht gedient ſein. Sie riſſen ſie nieder und richteten ſich einen kurzen, ebenen, teppichumhangenen Bühnenraum ein, welcher die Aufmerkſamkeit des Publikums dem Schauſpieler unzerſtreut erhielt. Der Hintergrund aber ließ ſich faſt in ganzer Breite öffnen, um verſchiedene Proſpecte zu zeigen, welche den Ort der Handlung für die Einbildungskraft der Zuſchauer veränderten. Auf dieſer Bühne iſt noch Corneille's «Cid» geſpielt worden. Die Einrichtung war ſo bequem und leiſtete mit geringen Mitteln ſo viel, daß ſie in Deutſchland von den Wandertruppen, auch der Studenten, allgemein gebraucht wurde. In dieſem geöffneten Mittelgrunde, der «innere Schauplatz» oder «im Perſpectiv» genannt, fand man Raum zu all den Decorationskünſten, Erſcheinungen, Zauber-, Schreckens- und Blutſchauſpielen, zu denen in dieſer Zeit die Rivalität mit Oper und Jeſuitenſpiel die Schauſpielkunſt hindrängte. Aber auch die vollkommenſte antike Einfachheit der Bühneneinrichtung, ohne allen Decorationsgebrauch, kam in dieſer Epoche vor. Die berühmte komiſche Bühne im Hôtel-de-Bourgogne in Paris war, wie das griech. Logeion, blos von drei architektoniſch verzierten Wänden eingehegt, hatte im Hintergrunde die große und die zwei kleinen Thüren, und nur in den Seitenflügeln abweichend die Thüren nach vorn heraus, dem Zuſchauer zu, und mit Vorhängen verſehen, hinter denen Arlequin zu lauern pflegte. So beſtanden alſo in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. überaus verſchiedenartige Einrichtungen der Bühne; alle aber zeigten noch das Muſter der antiken Bühne und der mittelalterlichen Modificationen derſelben. Auf allen herrſchte noch die künſtleriſche Convention, gewiſſe Annahmen des Orts, Mannichfaltigkeit des Terrains ſowie eine willige Uebereinkunft der Zuſchauer, an ſtehende Einrichtungen und decorative Andeutungen eine Selbſttäuſchung der Einbildungskraft zu knüpfen.

Dies änderte ſich um die Mitte des 17. Jahrh., indem fortan der von großen Geldmitteln unterſtützte Opernluxus die Decorationstäuſchungen vermehrte, nach immer größern Täuſchungskünſten lüſtern machte, endlich auch die Begierde nach möglichſter Abwechſelung erzeugte, und das Publikum nicht mehr nach Erregung, ſondern nach Sättigung ſeiner Einbildungskraft verlangen ließ. Nun ſtellte ſich auch die entſprechende Erfindung ſehr bald ein. Ferd. Bibbiena (genannt Dalli) führte 1657 die Coulissendecoration und damit die ſichtbare vielfache Verwandlung des Schauplatzes ein, dazu den Bühnenvorhang, der immer erneute Decorationsvorbereitungen begünſtigte. Andern Angaben zufolge hat François Dorbay, der 1698 in Paris ſtarb, dieſe Einrichtung erfunden. Jede uralte poetiſche Convention, jede bleibend gültige Ortsbezeichnung, neben- und übereinander, aller Anſpruch an die ergänzende Phantaſie des Publikums hörte auf; der Zuſchauer hatte nichts mehr zu glauben, als was er ſah. Es war eine durchaus moderne, rationelle Erfindung, die aus der Bühne eine tabula rasa machte, auf welcher nun, auf mechan. Wege, von unten und oben und von allen Seiten her, nach dem Bedürfniſſe des Augenblicks, hergeſtellt werden konnte, was die Einbildung nur erſchaffen mochte. Auch hat die Erfindungskraft ſich hundert Jahre lang in den Opern und Jeſuitenſpielen an dem abenteuerlichſten Decorationspomp und wahren Maſchinenwundern verſucht. Anerkannt muß allerdings werden, daß mit der ital. Einrichtung die Bühne eine vollkommene Freiheit erlangt hat, ſowie daß ſie ſich auch die Vortheile der antiken und mittelalterlichen Einrichtungen jederzeit

herzustellen vermag, wo sie der Darstellung förderlich sind, ohne im allgemeinen von ihrer Stabilität beengt zu sein. Aber wie es in allen Dingen schwerer ist, die Freiheit richtig zu benutzen als einen beschränktern Zustand, so hat denn auch, nachdem die Productionskraft sich im ersten Rausche erschöpft, und die Dramatik überhaupt eine natürlichere Richtung eingeschlagen, die Bühne sich's in ihrer Nüchternheit und Kahlheit für gewöhnlich gefallen lassen. Der große, platte, viereckige Boden, der unverhältnißmäßig hohe, unbelebte Bühnenraum, die offenen, kalten Coulissenstellungen pflegen nun (wenn nicht ausdrückliche Vorschriften der Autoren die Sorgfalt der künstlerischen Vorstände in Bewegung setzen) den stimmungslosen Schauplatz für die alltäglichen Darstellungen herzugeben. In den letzten Jahrzehnten allerdings hat das Beispiel der Franzosen die vertraulich geschlossene Zimmerdecoration eingeführt, haben die Versuche, welche Tieck in Berlin mit Anwendung der altgriechischen wie der dreistöckigen Mysterienbühne gemacht, Dichter und Schauspieler wieder auf die Vortheile des mannichfach erhöhten Bodens und auf den malerischen Reiz, den die Treppenstufen den Bewegungen der Darstellung geben, mit guter Wirkung hingewiesen. Allein um der Bühne die Lebendigkeit, welche sie durch die alten Conventionen besaß, auf der modernen Bahn der täuschenden Naturwahrheit wiederzugeben, erfordert es eine Thätigkeit der Erfindung, welche sich bisjetzt meistens nur auf den pariser oder londoner T. geltend gemacht hat. Da die Phantasie des Publikums der Bühne nichts mehr erschafft, so muß der Künstler jetzt das ganze Schöpfungswerk bis ins Kleinste übernehmen. Eine Umkehr zu knappen Mitteln ist nicht mehr möglich; nur eine Beherrschung der decorativen Naturwahrheit im ganzen Umfange kann die Aufgabe der modernen Bühne erfüllen. Die Bühne ist durch ihre Freiheit und den Reichthum ihrer Mittel unendlich gewachsen. Jetzt gilt es alle Conventionen vergessen zu machen und jeden Schauplatz in besonderer Gestalt, mit sorgfältiger Naturtreue, malerisch, interessant und stimmunggebend herzustellen, zugleich aber all diese Kunst in so bescheidener Unterordnung zu halten, daß sie sich nicht für sich selbst geltend macht, sondern nur dem eigentlichen Zwecke der Bühne, der dramatischen Darstellung, sich dienend anschließt. Wenn die Bühne der frühern Jahrhunderte mit beschränkten Mitteln die weitesten Wirkungen erreichte, so soll die moderne im weitesten Gebrauch der reichsten Mittel eine harmonische Beschränkung zu finden wissen.

Die eigentlichen Theatergebäude der modernen Zeit entstanden erst im 16. Jahrh. in Spanien, Frankreich, England, Holland und auch in Deutschland, wo die ersten T. in Nürnberg und in Augsburg 1550 und 1552 von der Zunft der Meistersinger erbaut wurden. Bald darauf war es die Verbreitung der Oper, welche in Residenzen und großen Städten überaus rasch die Erbauung von T. nach ital. Mustern hervorrief und die noch heute dafür gültigen Grundformen einführte. Der Zuschauerraum ist, wie er es in den antiken T. war, auch bei uns halbrund, oft ein verlängerter Halbcirkel, oft ein hufeisenförmig ausgebogener. Der Boden dieses Raums, das Parterre, enthält Reihen von Bänken, die von vorn nach hinten aufsteigen, um den Zuschauern die Sehlinie nach der Bühne zu sichern. Zwischen diesem Parterre und der Bühne ist die antike Orchestra zu einem langen Streifen gedehnt, der von den Musikern eingenommen wird, aber den Namen des antiken Tanzplatzes behalten hat. Den Umfang des Parterre begrenzt das Logenhaus in übereinander errichteten Logenreihen, die von zwei bis zu fünf Rängen emporsteigen. Der oberste Rang wird die Galerie, auch wol das «Paradies» genannt. Die Logenreihen reichen bis an das Proscenium der Bühne, drängen sich auch in einigen T. über dasselbe hinaus. Diese Logen werden von den vornehmsten Besuchern eingenommen. In vielen T. laufen vor den Logenreihen noch Balkone hin. Zwischenwände trennen zum Theil die Logen voneinander, denen in Frankreich kleine Cabinete rückwärts angefügt sind, während sich in Italien die Logen zu Empfangszimmern ausdehnen. Eine neue Art von T. ist mit Errichtung der Sommertheater seit den dreißiger Jahren entstanden. Anfangs nur für den Gebrauch bei Tageslicht bestimmt, hatten dieselben nur eine bedachte Bühne, während der Zuschauerraum offen blieb. In den funfziger Jahren, als man höhere Ansprüche zu machen begann, dabei auch den Gebrauch dieser T. im Winter wie im Sommer in Aussicht nahm, ging man zu vollständigen Theaterbauten über, nur daß man Vorkehrung traf, um den Zuschauerraum nach Belieben der Luft öffnen zu können. Die Beleuchtung aller namhaften T. geschieht in neuerer Zeit durch Gas. In Paris hat man angefangen, den blendenden Kronleuchter über den Plafond des T. hinauszuverweisen und seine dafür eigens gesammelten Lichtmassen durch einen Ausschnitt der Decke hinabwirken zu lassen. Die höchste Zuschauerzahl in Deutschland nimmt das münchener T. mit 2500 Personen auf; in Italien steigt diese Zahl, z. B. in Mailand und Neapel, auf 4—5000. Viele T. enthalten außer der Bühne Concertsäle und Festräume, auch sog. Foyers,

worin ſich die Zuſchauer in den Zwiſchenacten aufhalten und Erfriſchungen nehmen. Zu den ſchönſten T. Deutſchlands rechnet man das berliner Opernhaus, das münchener Hoftheater und das dresdener Hoftheater, unter den Stadttheatern das 1868 eröffnete neue Theater zu Leipzig; in Frankreich die pariſer Opernhäuſer, die T. in Bordeaux, Lyon, Marſeille; in Italien die Scala in Mailand, San-Carlo in Neapel und Fenice in Venedig; in London Coventgarden und Drury-Lane. In England, Frankreich und Italien befinden ſich alle Theaterunternehmungen in den Händen von Pächtern. In den großen Städten empfangen ſie Subventionen von den Höfen oder Regierungen. In Deutſchland ſind nur die Stadttheater Unternehmungen, die auf Gewinn und Verluſt der Betheiligten beruhen. Die einzige Ausnahme hiervon macht das T. zu Manheim, das von der Regierung ſubventionirt, aber doch ein wirklich ſtädtiſches Inſtitut iſt. In der Natur der Sache liegt es, daß alle ambulanten T. von Privatunternehmern unterhalten werden. Die Gebäude, in welchen die ambulanten Geſellſchaften ſpielen, gehören Magiſtraten oder Actiengeſellſchaften, welche durch Pachtforderungen und ſonſtige Bedingungen dieſe Unternehmungen ſehr erſchweren. Hierdurch ſowie durch die Concurrenz allzu zahlreich ertheilter Theaterconceſſionen haben ſich dergleichen Unternehmungen größtentheils auf die Wintermonate beſchränken und die Benennung Saiſontheater annehmen müſſen. Natürlich hat der unſichere und halbe Zuſtand auf die künſtleriſche und materielle Exiſtenz ſolcher Anſtalten nachtheilig eingewirkt. Nur die größten Provinzialſtädte erhalten ſich in Deutſchland wirklich ſtabile T. Dagegen beſtehen in den Reſidenzen der größern wie der kleinern Staaten von den Höfen dotirte und verwaltete T., die durch ihre dauernd geſicherte Stellung befähigt ſind, den künſtleriſchen Forderungen gerecht zu werden und der Nationalbildung zu entſprechen. Wenn ſie dies nicht überall thun, ſo hat das ſeinen Grund in dem Umſtande, daß ſelten Männer von künſtleriſcher Bildung und Erfahrung zu Vorſtänden der Hoftheater ernannt werden. In der erſten Theaterperiode dieſes Jahrhunderts ſind als Träger des Geiſtes, der ſich von dem T. aus über die Nation verbreiten ſoll, in Deutſchland zu nennen: Schröder in Hamburg, Goethe und Schiller in Weimar, Iffland und Brühl in Berlin, Schreyvogel (Weſt) in Wien, Klingemann in Braunſchweig, Küſtner in Leipzig, Tieck in Dresden, Immermann in Düſſeldorf, Moſen in Oldenburg. Aus der neuern Zeit ſind Laube in Wien, Dingelſtedt in München und Weimar, Eduard Devrient in Karlsruhe, von Puttlitz in Schwerin, Bodenſtedt in Meiningen zu nennen. Die Einführung der Tantième (ſ. d.) an einigen großen T., die Bildung eines Bühnenvereins der Vorſtände, «um den Uebelſtänden des T. entgegenzuwirken und deſſen höhere Culturbeſtimmung zu fördern», haben bisjetzt nicht verhindert, daß die meiſten T. in Deutſchland, gerade wie in England, immermehr zu bloßen Induſtrie- und Luxusanſtalten herabgekommen ſind. (S. Schauſpielkunſt.) Vgl. Küſtner, «Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung» (Lpz. 1853) und «Taſchen- und Handbuch für Theaterſtatiſtik» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1857).

Theatermalerei oder Decorationsmalerei, ſ. Decoration.

Theaterſtreich (Coup de théâtre), ſ. Coup.

Theatiner, regulirte Chorherren, geſtiftet in Rom 1524 von Joh. Peter Caraffa (nachmaligem Papſte Paul IV.), Biſchof von Theate oder Chieti (daher heißen ſie auch Chietiner oder Quietiner, oder nach Paul IV. Pauliner), in Verbindung mit Gaetano oder Cajetan de Thiene, der ſpäter kanoniſirt wurde (daher heißen ſie auch Cajetaner), Boniſacius de Colle und Paul Conſiglieri, beſtätigt von Paul III. 1540 und Pius V. 1568. Die T. wurden eine Pflanzſchule des höhern Klerus, gelangten, da ſie meiſt aus Adelichen beſtanden, zu großem Anſehen, fanden ſehr bald Aufnahme in Venedig und Neapel und verbreiteten ſich beſonders in Italien, Spanien und Polen. Auch in Frankreich und Deutſchland gewannen ſie Niederlaſſungen, und die Uebernahme von Miſſionsgeſchäften führte ſie ſelbſt in die Tatarei, nach Georgien und Circaſſien. Der Zweck der Stiftung, den der Orden noch jetzt verfolgt, ging auf die Verbreitung einer ſtrengen Kloſterzucht durch ein Leben in apoſtoliſcher Einfachheit. Daher empfingen die T. auch den Namen Apoſtoliſche Kleriker, oder, weil ſie nichts beſitzen, weder vom Erwerbe noch vom Betteln, ſondern nur davon leben wollten, was durch die göttliche Vorſehung ihnen zufalle, Regulirte Kleriker von der göttlichen Providenz oder vom gemeinſamen Leben. Seit Sixtus V. (1588) ſteht ein General dem Orden vor, deſſen Glieder ſich zu den gewöhnlichen Mönchsgelübden, zum Predigen gegen Heiden und Ketzer, zur Seelſorge, zur Pflege der Kranken und Begleitung der Verbrecher zur Richtſtätte verpflichten. Der Orden hat auch Schweſtern. Durch Urban VIII. wurde ihm die von Urſula Benincaſa 1583 geſtiftete, in Neapel und Palermo noch beſtehende Congregation der Theatinerinnen von der unbefleckten Empfängniß Unſerer Frauen beigefügt.

Thebaïs, zunächſt das Gebiet von Theben (ſ. d.), dann eine Bezeichnung für Oberägypten, von dem Namen der Hauptſtadt hergenommen, wird in dieſer letztern Bedeutung ſchon von Herodot gebraucht. Nach Strabo enthielt die T. zehn Nomen oder Provinzen und reichte nördlich bis zu der thebaiſchen Grenzwache, welche bei dem kopt. Teröt, dem heutigen Darut-el-Scherif lag. Von hier iſt der in das Fayûm geleitete Kanal Bahr-Yuſuf abgezweigt, der ſeiner ganzen Länge nach zu Mittelägypten gehört. Die ſüdl. Grenze der T. iſt zugleich die Aegyptens, und die Grenzſtadt Syene heißt bei Herodot eine Stadt der T.

Theben, Thebe, häufiger im Plural Thebä, war der Name mehrerer Städte im Alterthume, unter denen die berühmteſte die Hauptſtadt Oberägyptens. Der Name iſt ägypt. Herkunft und lautet in den hieroglyphiſchen Inſchriften Ap oder mit dem weiblichen Artikel Tap, daher Thebe. Der Plural iſt auch hieroglyphiſch nicht ſelten, lautet hier aber Napu. Die eigentliche Bedeutung von Ap war die eines gewiſſen kleinen Heiligthums des Ammon, deren in T. viele geſtiftet waren. Außer dem Volksnamen Tap hatte die Stadt, wie die meiſten größern Städte Aegyptens, noch einen zweiten heiligen Namen, welcher von dem beſondern Localgotte Ammon hergenommen war. Sie hieß Ammonsſtadt, daher auch die Griechen noch einen zweiten Namen Diospolis für ſie gebrauchten, deſſen ſich aber Herodot noch nicht bedient. Im Alten Teſtament wird T. No und No-Ammon (Nu-Amunist) genannt. Diodor erzählt die Sage, T. ſei von Oſiris gegründet und von ihm nach der Iſis benannt worden. Die neuern Gelehrten haben daraus mit Unrecht auf eine uralte vorhiſtor. Gründung der Stadt geſchloſſen. Diodor hat hier aber ohne Zweifel T. mit der oberägypt. Stadt This verwechſelt, welche die älteſte Reſidenz der ägypt. Könige war, und auf welche die Sage allein paßt, da ihre Localgötter Oſiris und Iſis waren. T. wird auf den Denkmälern vor der elften Manethoniſchen Dynaſtie (etwa 2400 v. Chr.) wie auch ſein Localgott Ammon kaum genannt und war bis dahin eine vielleicht ſehr unbedeutende Provinzialſtadt. Die frühern Dynaſtien reſidirten größtentheils im unterägypt. Memphis. Die elfte machte das obere Land wieder unabhängig vom untern und erhob T. zu ihrer Reſidenz. Die älteſten Königsgräber in den libyſchen Thalwänden gehören dieſer Dynaſtie an. Die großen Pharaonen der zwölften Dynaſtie beherrſchten bereits von T. aus das ganze Reich. Der große Tempel des Ammon auf der Oſtſeite des Nil wurde gegründet. Während der folgenden Hykſosherrſchaft ſank auch T.s Glanz, obgleich es der Sitz einer oberägypt., wenn auch vielleicht nicht unabhängigen Dynaſtie blieb. Nach der Vertreibung der Hykſos wurde die Ammonsſtadt wieder die Hauptſtadt von ganz Aegypten, und Ammon ſelbſt wurde zum Könige der Götter des Landes erhoben. Die thebaniſchen Dynaſtien von der 17. bis zur 20., welche vom 17. bis in das 12. Jahrh. v. Chr. regierten, führten T. auf den Höhepunkt ſeines Glanzes. Die meiſten ſeiner Prachttempel und ſeiner Felſengräber gehören in dieſe Zeit. Mit der 21. Dynaſtie gelangten unterägypt. Dynaſtien auf den Thron. T. trat allmählich hinter Memphis zurück. Die perſ. Eroberung durch Kambyſes hatte große Zerſtörung in T. zur Folge. Die griech. Dynaſtie fand es politiſch, die altpharaoniſche Hauptſtadt von Oberägypten durch eine neugegründete griech. Stadt zu verdrängen. Ptolemäus I. Lagi entzog T. einen großen Theil ſeiner alten Bedeutung durch die Anlage von Ptolemaïs, wie Alexander die Macht von Memphis durch die Gründung von Alexandrien gebrochen hatte. Strabo nennt bereits Ptolemaïs die größte Stadt in der Thebaïs (ſ. d.) und ſtellt ſie an Umfang Memphis gleich. T. war aus der erſten die vierte Stadt des Reichs geworden. Ihr ehemaliger Umfang wurde nicht mehr ausgefüllt; ſie hatte ſich in mehrere Orte zerſpalten, wie bereits Strabo erzählt. Doch blieb die Tempelſtadt noch unverſehrt. Der edle und hochgebildete Germanicus, der ſie «antiquitatis cognoscendae causa» beſuchte, bewunderte noch die «magna vestigia veterum Thebarum» und ließ ſich die hieroglyphiſchen Inſchriften, welche an den Wänden des großen Reichstempels den alten Ruhm und Glanz verkündeten, von den Prieſtern erklären. Man findet noch Erweiterungen und Reſtaurationen der thebaniſchen Tempel ſowol aus griech. als aus röm. Zeit, bis unter Antoninus Pius. In arab. Zeit bildeten ſich vier Orte in dem Umkreiſe des alten T., Karnak und Lukſor auf dem rechten, Medînet-Habu und Gurnah auf dem linken Ufer. Bei Karnak liegen die noch immer ſtaunenswürdigen Ruinen des alten, an 2000 F. langen Reichstempels, deſſen berühmtes Hypoſtyl 134 Säulen, zum Theil von 66 F. Höhe, enthielt. 1/2 St. ſtromaufwärts liegt der Tempel von Lukſor, der von Amenophis III. um 1500 v. Chr. erbaut wurde. Am libyſchen Ufer, die Wüſtengrenze entlang, liegen die Trümmer einer langen Reihe von Prachtgebäuden, unter denen ſich der Tempel von Gurnah, von Sethos I. im 15. Jahrh. v. Chr., der von Ramſes II., im 14. Jahrh. gegründet und von Diodor unter der Bezeichnung des Grabtempels des Königs Oſymandyas beſchrieben,

der von Ramſes III. bei Medinet-Habu aus dem 12. Jahrh., ſowie ein Tempel der Königin Chnumt-Amun und ihres Bruders Thuthmoſis III., der zum Theil in die libyſche Felswand eingehauen iſt, noch jetzt beſonders auszeichnen. Weit in die grüne Thalebene vorgeſchoben, erheben ſich einſam die beiden Memnonskolaſſe (ſ. Memnon), Schama und Tama oder die Idole (Sanamât) von den Arabern genannt. Sie bildeten einſt die Wächter des Eingangs zu einem jetzt verſchwundenen Tempel und ſtellten den König Amenophis III. dar, welcher den Tempel gegründet oder erweitert hatte. In dem nahe herantretenden libyſchen Gebirge liegen die Thäler, in deren Felſen die Gräber der Könige der 18. bis 20. Dynaſtie eingehauen ſind, von den Arabern Bab oder Biban-el-moluk (die Königspforten) genannt. In einem ſüdl. Theile hinter Medinet-Habu befinden ſich die Felſengräber einer Anzahl Prinzeſſinnen der 19. und 20. Dynaſtie, derſelben, welche von Diodor die Pallakiden des Zeus (Ammon) genannt werden. Die eigentliche Stadt T. lag an der Oſtſeite des Nil um die Tempelſtadt von Karnak herum. Ihre Ruinen ſind jetzt aber, bis auf einen Theil nördlich vom großen Tempel, unter dem jährlich ſteigenden Thalboden begraben. Der Homeriſche Beiname der «hundertthorigen» Stadt (hekatompylos) bezog ſich, wenn danach überhaupt zu fragen iſt, jedenfalls vielmehr auf die ſtaunenswerthe Menge der hohen Tempelpylone als auf Stadtthore. Der weſtl. Theil von T. wurde von den Griechen Memnonia genannt, von der langen Reihe der Prachttempel, die ſich vor dem libyſchen Gebirge hinzogen und zugleich für den Cultus der königl. Erbauer nach ihrem Tode beſtimmt waren. Ein großer, ſorgfältig gearbeiteter Situationsplan der thebaniſchen Ebene iſt von Wilkinſon publicirt worden. In kleinerm Formate, doch in den Einzelnheiten berichtigt, findet ſich ein anderer in dem Werke der preuß. Expedition, welches auch die genauen Pläne aller einzelnen Tempel enthält.

Theben (griech. Thebä, neugriech. Thiva), die bedeutendſte Stadt der Landſchaft Böotien (ſ. d.), lag auf und zwiſchen mehrern Hügeln, welche zu der langen Hügelkette gehören, die die Ebene der Kapais von dem Thale des Fluſſes Aſopos ſcheiden. Der anſehnlichſte dieſer Hügel, im ſüdweſtlichern Theile der Stadt gelegen, trug die ſtarkbefeſtigte Burg Kadmeia, die nach der allgemeinen Tradition des Alterthums von Kadmos (ſ. d.) und ſeinen phöniz. Begleitern gegründet worden ſein ſollte, eine Sage, als deren hiſtor. Kern die Anſiedelung eines aus dem Oſten eingewanderten, wahrſcheinlich ſemit. Volksſtamms, der Kadmeer oder Kadmeionen, an dieſer Stätte zu betrachten iſt. An dieſe älteſte Anſiedelung knüpft ſich eine reiche Fülle von Sagen: von Herakles und Dionyſos, von Laios und ſeinem Sohne Oedipus, von deſſen Söhnen, den feindlichen Brüdern Eteokles und Polyneikes, von dem unglücklichen Heerzuge der ſieben Fürſten und von dem ſpätern Rachezuge der Nachkommen dieſer (der ſog. Epigonen), der mit der Eroberung und Zerſtörung der Stadt geendet haben ſoll. Nach der Einwanderung der äoliſchen Böoter aus Theſſalien wurde die Stadt wiederhergeſtellt, und zwar in größerm Umfange, indem ſich an die Kadmeia nun eine Unterſtadt anſchloß, deren mit ſieben Thoren verſehene Ringmauer einen Umfang von etwas über 2 St. hatte. Vor mehrern dieſer Thore breiteten ſich dann noch anmuthige Vorſtädte aus, ſodaß der Geſammtumfang der Stadt zur Zeit ihrer höchſten Blüte 3½ St. (70 Stadien) betrug. T. erlangte frühzeitig eine dominirende Stellung den übrigen böotiſchen Städten gegenüber als Vorort des böotiſchen Bundes und misbrauchte dieſe ſeine Stellung mehrfach zur gewaltſamen Unterdrückung ſchwächerer Bundesglieder. Die Verfaſſung war eine ſtreng oligarchiſche. Dies gab die hauptſächlichſte Veranlaſſung zu der antinationalen Politik Böotiens während der Perſerkriege, wo T. auf der Seite des Nationalfeindes, der Perſer, ſtand und als Verbündeter dieſer bei Platää gegen ſeine Stammesgenoſſen kämpfte. Nach den Perſerkriegen wurde T.s auswärtige Politik durchaus geleitet von dem Gefühl des Haſſes gegen Athen, mit dem es faſt ein Jahrhundert lang in nur zeitweiſe durch Waffenſtillſtände unterbrochenem Kriege lag. Der Uebermuth der Spartaner nach dem Peloponneſiſchen Kriege entfremdete dieſen aber auch die Thebaner, die ſich im J. 394 dem Bunde gegen Sparta anſchloſſen. Der Friede des Antalkidas (387 v. Chr.) machte zwar den Feindſeligkeiten in Griechenland ein Ende, aber die Erbitterung der Thebaner gegen Sparta dauerte fort und erreichte den höchſten Grad, als im J. 382 der Spartiat Phöbidas die Kadmeia beſetzte und trotz der Reclamationen T.s nicht abzog. Die Vertreibung der ſpartan. Beſatzung durch eine kleine Schar theban. Patrioten im J. 379 war das Signal zum Ausbruch eines Kriegs zwiſchen T. und Sparta, durch welchen erſteres ſich ſchnell zu der Stellung der Führerin Griechenlands aufſchwang, eine Stellung, die es freilich nur bis zum Tode ſeines größten Bürgers, des Epaminondas (ſ. d. und Griechenland), behaupten konnte. Wie früher der Haß gegen Athen, ſo war es jetzt der Haß gegen einen andern Nachbarſtaat, gegen Phokis, der die Thebaner zu

einer unglückſeligen Politik verleitete. Sie entzündeten den furchtbaren phokiſchen oder heiligen Krieg (356—346), riefen endlich den Philipp von Macedonien zur Hülfe gegen die Phoker herbei und gaben dieſem dadurch die langerſehnte Gelegenheit zur Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Griechenlands. Zwar erkannten ſie bald ihren Fehler und ſchloſſen, durch Demoſthenes bewogen, ein Bündniß mit den Athenern gegen Philipp; aber ſie wurden nebſt dieſen bei Chäronea nach tapferm Kampfe von Philipp geſchlagen (338) und mußten eine macedon. Beſatzung aufnehmen. Als ſie dann nach Philipp's Tode dieſes Joch abzuſchütteln ſuchten, zog Alexander mit Heeresmacht herbei, eroberte die Stadt und zerſtörte ſie gänzlich (335 v. Chr.). Zwar wurde ſie im J. 315 durch Kaſſandros mit Hülfe einiger griech. Staaten, beſonders Athens, in ihrem frühern Umfange wiederhergeſtellt, aber ſie gelangte nie wieder zur Blüte. Sulla nahm ihr die Hälfte ihres Gebiets, und obgleich ſie dies bald von dem röm. Volke zurückerhielt, ſank ſie doch ſchnell ſo herab, daß ſie um den Beginn unſerer Zeitrechnung als ein bloßes Dorf erſchien und im 2. Jahrh. v. Chr. auf den Raum der alten Kadmeia beſchränkt war. Denſelben Raum nimmt auch das heutige Thiva ein, ein kleines Landſtädtchen von etwa 4000 E., das in der neueſten Zeit mehrfach durch heftige Erdbeben gelitten hat und als Hauptort einer Eparchie der Sitz eines Eparchen (Amtshauptmanns) iſt.

Thee (Thea), Name einer zur 13. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Ternſtroemiaceen gehörenden Strauchgattung, welche ſich von der ihr zunächſt ſtehenden Gattung Camellie (ſ. d.) durch den nicht abfallenden, fünfblätterigen Kelch und dadurch unterſcheidet, daß die Mittelſäule der Kapſel bei deren Aufſpringen ſtehen bleibt. Man nahm früher verſchiedene Arten an (Thea Bohea, chinensis, stricta, viridis), welche alle in China und Hinterindien einheimiſch ſein ſollten, bis neuerdings Fortune, der ſich lange Zeit in den Theediſtricten Chinas und Indiens aufhielt und die Fabrikation des T. gründlich ſtudirte, nachwies, daß alle in den Handel kommenden Theeſorten nur von Einer Art abſtammen, welche allerdings überaus variirt, beſonders bezüglich der Länge und Breite der Blätter, und von welcher im Laufe einer mehr als tauſendjährigen Cultur, wie bei andern Culturpflanzen (z. B. unſern Obſtbäumen), eine Menge Culturraſſen und Spielarten entſtanden ſind, welche ſich durch zu verſchiedener Zeit erfolgendes Ausſchlagen u. ſ. w. unterſcheiden. Dieſe einzige Art iſt Thea chinensis Sims., ein ſchöner immergrüner Strauch mit abwechſelnden, lanzettförmigen, länglichen oder verkehrt-eiförmigen, geſägten, beiderſeits kahlen oder auf den Nerven mehr oder weniger feinbehaarten Blättern und zu zwei bis vier am Ende der Zweige beiſammenſtehenden, ziemlich großen, ſechs- bis neunblätterigen, weißen, roſa angehauchten, wohlriechenden Blumen, welcher im wilden Zuſtande 20—30 F., als Culturſtrauch aber höchſtens 6 F. hoch wird.

Man unterſcheidet im Handel eine Menge von Theeſorten, welche jedoch weniger von verſchiedenen Abarten des Strauchs abſtammen, als vielmehr in den verſchiedenen Methoden der Zubereitung und in der verſchiedenen Zeit der Ernte der Blätter ihren Grund haben. Die Fortpflanzung des T. geſchieht durch Samen, die Cultur ohne Dünger auf magerm, doch nicht waſſerarmem Boden, am beſten auf Abhängen von Bergen und Hügeln, die nach Mittag geneigt ſind. Der Strauch gewährt erſt im dritten Jahre eine Ernte, iſt aber dann noch nicht ausgewachſen. Gegen ſein ſiebentes Jahr hin wird er mannshoch, bringt aber dann nur noch ſpärliches und hartes Laub. Deshalb wird er abgeſchnitten, worauf er wieder Wurzelſchoſſen treibt. Dies geſchieht abwechſelnd, bis er gegen das 30. oder 40. J. hin gänzlich abſtirbt. Der Anbau des T., welchen die Chineſen in der Mandarinenſprache tscha, im Dialekt von Fokien tia (woher der europ. Name tea, thé, Thee) nennen, ſoll ſich nach chineſ. Berichten aus dem 4. Jahrh. aus Korea nach China und von hier im 9. Jahrh. nach Japan verbreitet haben. Um das 6. Jahrh. war das Theetrinken in China ſchon allgemein gebräuchlich. Obgleich jetzt in China einheimiſch, beſchränkt ſich die Culturzone des Theeſtrauchs daſelbſt faſt ausſchließlich auf die Gegenden zwiſchen 35—24° nördl. Br. und 113—120° öſtl. L. (von Paris), von wo aus alleiu aller T. in den Welthandel kommt. Außerdem wird T. zu einheimiſchem Gebrauche noch in einigen der ſüdlichern, höher gelegenen Theile Chinas ſowie in Cochinchina und Japan gebaut. Es iſt alſo der T. recht eigentlich als ein Gewächs der ſubtropiſchen Zone zu betrachten, obgleich er auch näher dem Aequator gebaut werden kann. Die Europäer haben die Theecultur in Bengalen, auf Ceylon, auf Java, am Cap, auf St.-Helena und in der Gegend von Rio-de-Janeiro in Braſilien verſucht. An allen dieſen Orten gedeiht der Strauch, der ſchon im ſüdl. Europa als Gartenpflanze fortkommt, ſehr gut, doch iſt er zum Schaden des Aroma ſeiner Blätter ausgeartet. Nur in Aſſam, wo die Engländer den Theeſtrauch auch wild gefunden

und viel Fleiß auf seine Cultur gewendet haben, ist die Theecultur in neuerer Zeit geglückt (1865 bestanden daselbst 652 Theegärten, welche 2,773253 Pfd. für den Export lieferten). Auch die vor einigen Jahren in Kumaon im nördl. Hindostan eingeführte Theecultur hat bereits ein vortreffliches Erzeugniß geliefert. Wie auf den Anbau, so wird auch auf die Ernte der Blätter die höchste Sorgfalt verwendet. Das Einsammeln der Blätter erfolgt zwei- bis viermal im Jahre; im letztern Falle Ende Februar, Ende April, im Mai und im August; im erstern Falle nur im Frühling und im Herbste. Hierbei bringt die erste Ernte immer die besten, die letzte die schlechtesten Blätter. Ein Strauch liefert im Durchschnitt jährlich etwa 2 Pfd. Blätter. Werden die Blätter über freiem Feuer getrocknet und geröstet, so erhält man den Schwarzen T.; durch Welken der Blätter in Dampf und durch bloße Trocknung wird der Grüne T. gewonnen. Dem für die Ausfuhr bestimmten Grünen T. gibt man gewöhnlich betrügerischerweise eine schönere hellere Farbe durch ein Pigment, welches aus Curcume und Indigo oder Berlinerblau zusammengesetzt ist. Für den Handel unterscheiden die Chinesen 7—8 Klassen und 36 (nach andern sogar 57) Theesorten, von denen jedoch die meisten und gerade die besten im Lande bleiben. Die Ausländer erhalten nur die Mittelsorten, oft mit Camellien- und andern Blättern versetzt. Unter den grünen Arten sind der Hyson (Hayfan oder Heyswen), der Perlthee, der Gunpowder, der Tschulong, unter den schwarzen der Bony, der Suchong, der Pekko (Pekao) und Souchay am bemerkenswerthesten. Nicht zur Ausfuhr kommt die edelste Sorte, der Kaiser- oder Blumenthee, welcher aus den zartesten, jüngsten und weißbehaarten Blättchen bereitet wird. Unter den schwarzen Sorten steht obenan der russ. Karavanenthee, zu dem nur die besten Blätter genommen werden können, da schlechte den kostspieligen Landtransport von Kiachta nach Petersburg (6500 Werst) nicht tragen können. Die ältern gröbern Theeblätter, Abfälle und Stiele der bessern Theesorten, wie auch andere Blätter, mit dem Serum des Ochsen- oder Schafbluts angemacht und zu viereckigen dicken Kuchen geformt, bilden den sog. Ziegelthee, welcher bei den Nomaden des mittlern Asien (den Mongolen und Buräten), dann weiter in Sibirien bis über Astrachan (Kalmücken) hinaus so allgemein gebraucht und zum Volksbedürfniß geworden ist, daß man sich der Theetafeln in der Mongolei und Daurien allgemein als einer Art Münze bedient. Der Ziegelthee, welchen die Russen Kirpitschnoi-Tschai (d. i. Backsteinthee) nennen, gelangt zu diesen Völkern aus China, wo das Fabrikat selbst gar nicht gebraucht wird. Der Ziegelthee dient nicht blos als Getränk, sondern auch als Nahrungsmittel.

Der Gebrauch des Theeaufgusses ist in China ebenso alt wie die Cultur des Strauchs. Die Europäer lernten den Gebrauch erst sehr spät, zuerst durch die Holländisch-Ostindische Compagnie gegen die Mitte des 17. Jahrh. kennen, obwol schon 1636 der erste T. nach Europa und zwar nach Paris gekommen war. 1666 kam der erste T. nach England. Allgemein üblich wurde der Gebrauch erst seit Mitte des 18. Jahrh. Zu seiner Verbreitung trug, wie beim Kaffee, besonders die große Heilkraft bei, die man ihm beilegte. Namentlich wirkten in dieser Beziehung Bontekoe («Korte verhandeling van't menschenleven», Amsterd. 1684), Molinari (1672), Albinus (1684), Pechlin (1684), Blankaart (1686), Blegna (1697). Andere schrieben in demselben Jahrhundert über Pflanze und Getränk, welches selbst in griech. und lat. Gedichten (z. B. von Francius und Herrichen) besungen wurde. Man hielt den T. für ein untrügliches Mittel, das menschliche Leben zu verlängern. Dennoch hat die Sitte des Theetrinkens außerhalb seiner Heimat bei weitem nicht die Verbreitung gefunden wie die des Kaffeetrinkens. Während dieser in allen Klimaten heimisch geworden, hat sich der T. nur im täglichen Leben der Völker der außertropischen Zonen eingebürgert, und nur innerhalb des Bereichs der Küstenklimate dieser Zonen hat die Theeconsumtion eine große Bedeutung gewonnen. Wirklich zur Volkssitte ist das Theetrinken nur bei den Holländern und Engländern geworden, durch welche dieselbe auch in ihre Colonien nach Nordamerika, Ostindien, dem Cap und Australien sowie nach Portugal verpflanzt wurde. Sonst ist der Theeconsum nur noch in Rußland, Skandinavien und den Küstengegenden des mittlern Europa von Bedeutung; in den übrigen Ländern hat die Sitte nur in Städten und den höhern Schichten der Bevölkerung Eingang gefunden. Die Theeeinfuhr erfolgt nur zum geringsten Theile auf dem Landwege über Rußland; zur See wird der Theehandel fast ausschließlich von England und Nordamerika betrieben. Daneben werden noch ansehnliche Massen aus Schlehenblättern, Blättern des Weißdorns, der Heidelbeere, des Weidenröschens und den Blättern der Stachytarpheta Jamaicensis (einer Verbenacee) u. s. w. gefälscht. 1864 gelangten zur Verzollung in Großbritannien 804000 Ctr. Thee, mit einem Steuerertrage von 29,795000 Thlr.; für Frankreich stellten sich diese Ziffern auf 6000 Ctr. und 89000 Thlr., für den Zollverein auf 14000 Ctr. und 114000 Thlr. Der Consum betrug

ſomit im Zollverein 0,08 Pfd., in Frankreich 0,02 Pfd., in Großbritannien hingegen 2,72 Pfd. (ſeit Reduction des Zolls 1865: 2,88 Pfd.) auf den Kopf.

Obgleich der T., mäßig genoſſen, die Verdauung befördert und auf Reiſen bei trübem, feuchtem, kaltem Wetter nach großer Anſtrengung ein treffliches Stärkungsmittel iſt, erſchlafft er doch bei häufigem Genuß die Verdauung, ſteigert die Empfindlichkeit der Nerven und wird in höherm Grade als der übermäßig gebrauchte Kaffee der Grund zu mannichfaltigen Kachexien. Namentlich wirkſam zeigt ſich der Grüne T., theils vielleicht deshalb, weil bei ſeiner Trocknung mehr Saftbeſtandtheile zurückbleiben als wie beim Schwarzen T., theils wegen der zu ſeiner künſtlichen Färbung verwendeten, bisweilen ſchädlichen Subſtanzen. Die Stoffe, welche für die Natur und Wirkung des T. charakteriſtiſch ſind, beſtehen in einem eigenthümlichen flüchtigen Oel (welches den Theegeſchmack im höchſten Grade beſitzt), dem Theïn und Gerbſtoff. Dem Theïn, identiſch mit Caffeïn (ſ. d.), iſt wol vorzugsweiſe die kräftigende, erregende Wirkung des T. zuzuſchreiben. Es ſind im trockenen T. etwa 6 Proc. deſſelben enthalten; vom flüchtigen Oel enthält der Grüne T. ungefähr 1 Proc., der Schwarze $^1/_2$ Proc. Der gewöhnliche, in herkömmlicher Weiſe zubereitete Theeaufguß enthält nur einen Theil der in den Theeblättern enthaltenen Subſtanzen: nach Mulder werden dem Schwarzen T. durch heißes Waſſer etwa 29—38 Proc., dem Grünen T. 34—46 Proc. entzogen. Ueberhaupt enthält der Aufguß das flüchtige Oel, Theïn, an Gerbſäure gebunden, dazu Gummi und andere extractive Theile. Ein ähnliches Product wie der T. iſt der ſog. Paraguaythee, welcher in Südamerika, beſonders in Paraguay, La Plata, Peru und Quito die Stelle des chineſiſchen T. vertritt. (S. Ilex.)

Theer heißt im allgemeinen das flüſſige, aus wäſſerigen, ölartigen und harzigen Theilen beſtehende Product der trockenen Deſtillation organiſcher Körper. Man unterſcheidet T. aus Pflanzenſtoffen (Holz, Torf u. ſ. w.), welcher durch Eſſigſäuregehalt ſäuerlich iſt; Steinkohlentheer, welcher ammoniakhaltig iſt; thieriſchen T., der ſehr übelriechend und an Ammoniak reich iſt. Der Holztheer wird meiſt aus den Wurzelſtöcken von Nadelhölzern, wie Tannen, Fichten, Föhren und Krummholz, geſchweelt, d. i. trocken deſtillirt. Die Alten verrichteten dieſe Schweelerei auf rohe Weiſe in Erdgruben. Geeigneter iſt die Schweelerei in Oefen. Plinius ſchon kannte die Theeröfen, die bis in die neuere Zeit mannichfach verbeſſert worden ſind. Die Ruſſen ſchweelen aus Birkenrinde einen T., den ſie Dachert, Daggut oder Birkenöl nennen und zur Juſtengerberei gebrauchen. Die Anwendung des gemeinen T. iſt bekannt; die Theergalle, d. h. das erſte wäſſerige Product, dient als ſchwache und unreine Eſſigſäure zu einigen techniſchen Zwecken. Aus der übrigbleibenden Kohle oder Pechgriebe wird in verſchloſſenen Oefen, die ſich in einem langen hölzernen Schornſtein endigen und ganz oben mit einem Siebe verſchloſſen ſind, bei langſamem Feuer und abgehaltener Luft Ruß gebrannt. Auch wird viel T. durch Erhitzung in offenen Keſſeln über freiem Feuer zu Pech (ſ. d.) verſotten. Der Steinkohlentheer gibt durch Deſtillation das flüchtige Steinkohlentheeröl, welches dem Steinöl ſehr ähnlich und ein Auflöſungsmittel für Kautſchuk iſt. Beim Abdampfen bleibt ein ſchwarzes Harz, das künſtliche Asphalt, zurück. Beide Theerarten werden zu Anſtrichen u. ſ. w. verwendet. Aus dem Thiertheer gewinnt man das Dippel'ſche Oel u. ſ. w. Die neuere Zeit hat beſonders aus dem Holztheer gewiſſe eigenthümliche Stoffe ausſcheiden gelehrt, unter denen das Kreoſot (ſ. d.), Benzin (ſ. d.), Paraffin (ſ. d.) und Anilin (ſ. d.) die wichtigſten ſind. Der in der Natur vorkommende Erd- oder Bergtheer (ſ. Bitumen) verdankt ſeine Entſtehung der durch unterirdiſche Brände veranlaßten Zerſetzung von Stein- oder Braunkohlenlagern u. ſ. w.

Theilbarkeit nennt man die allgemeine Eigenſchaft der Körper, ſich in Theile zerlegen zu laſſen. Man unterſcheidet eine mathematiſche und phyſiſche T. der Körper. Die mathematiſche iſt die T. der Körper ins Unendliche, die wir mit jedem Körper in Gedanken vornehmen können, inſofern der Raum, den er einnimmt, ſich ohne Grenze in immer kleinere Theile zerlegen läßt. Die phyſiſche iſt die in der Wirklichkeit geſtattete, durch vorhandene Kräfte mögliche T. der Körper, von der es noch fraglich iſt, ob ſie ins Unendliche gehe oder nicht. Die unendliche T. auch im phyſiſchen Sinne iſt die Anſicht der ſog. Dynamiſten. Die beſchränkte T. vertreten die Atomiſtiker, indem dieſe annehmen, daß die phyſiſche T. der Körper zuletzt auf ſolche kleine Theilchen (Atome) führe, die zwar nicht bloße Raumpunkte ſind, ſondern noch gegebene und ſogar miteinander vergleichbare Maſſen haben, zu deren fernerer Theilung aber keine Kräfte vorhanden ſind, ſodaß alle Proceſſe zwiſchen ihnen als wie zwiſchen untheilbaren Ganzen vor ſich gehen. Die phyſiſche T. der Körper geht oft ſehr weit. So z. B. färbt ein Grain Kupfer, in Salmiak aufgelöſt, gegen 400 rheinl. Kubikzoll Regenwaſſer. Noch feinere Zertheilungen müſſen die Riechſtoffe erleiden, z. B. Moſchus.

Theilmaschine oder Theilungsinstrument heißt eine Vorrichtung oder Maschine, welche dazu dient, eine gegebene Linie in gleiche Theile zu theilen. Man unterscheidet Kreistheilmaschinen und geradlinige T. Die Kreistheilmaschinen dienen zur Eintheilung des Kreises in 360° und deren Unterabtheilungen. Maschinen dieser Art sind ihrer schwierigen genauen Herstellung wegen sehr kostbar. Zu den berühmtesten gehören die von Ramsden, mit der er die Sextanten der engl. Marine theilte, die von Reichenbach, Girgensohn, Oertling u. s. w. Eine solche Maschine besteht aus einem großen, massiven und sehr genau gearbeiteten Kreise mit einer auf dem Rande aufgetragenen genauen Kreistheilung, in horizontaler Lage ruhend, um eine verticale Achse drehbar und so eingerichtet, daß die einzutheilenden Kreise oder Kreisausschnitte darauf gelegt und damit herumgedreht werden können. Die Vorrichtung, mittels welcher die Theilstriche auf dem zu theilenden Rande eingeschnitten oder eingerissen werden, nennt man das Reißwerk. Geradlinige T. werden zur Theilung von Maßstäben und von Scalen aller Art (für Barometer, Thermometer u. s. w.) angewendet. Die meisten derselben sind mit einer sehr genauen und feinen Schraube versehen, mittels welcher ein Schlitten mit dem Reißwerke fortbewegt wird, während die zu theilenden Scalen festliegen. Bei ihnen ist im allgemeinen ein gleich hoher Grad von Genauigkeit noch schwieriger zu erreichen als bei Kreistheilmaschinen.

Thein, s. Caffein.

Theiner (Augustin), einer der gelehrtesten kath. Theologen und Kirchenhistoriker, geb. 11. April 1804 zu Breslau, studirte daselbst zuerst Theologie, dann Philosophie und Jurisprudenz. Anfangs huldigte er der freiern Richtung seines Bruders, wie das von ihm im Verein mit diesem herausgegebene Werk «Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christl. Geistlichen und ihre Folgen» (Bd. 1 und 2, Altenb. 1828; neue Aufl. 1845) deutlich zeigt. Nachdem er sich in Halle durch seine gelehrte «Commentatio de Romanorum pontificum epistolarum decretalium collectionibus antiquis» (Lpz. 1829) die juristische Doctorwürde erworben, unternahm er, von der preuß. Regierung unterstützt, eine wissenschaftliche Reise nach Wien, London und Paris, ging jedoch, weil Zweifel über seine bisherige Glaubensrichtung in ihm aufstiegen, im März 1833 nach Rom und fand sich daselbst im Jesuitenseminar zu St.-Eusebe in der positiv-kirchlichen Richtung, die er inzwischen genommen, bestärkt. Mehrere seiner Schriften, wie die «Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten» (Mainz 1835), die «Versuche und Bemühungen des Heiligen Stuhls in den letzten drei Jahrhunderten, die durch Ketzerei und Schisma von ihm getrennten Völker des Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinen; nach geheimen Staatspapieren» (Bd. 1, Thl. 1, Augsb. 1837) und «Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser zu Braunschweig und Sachsen in den Schos der kath. Kirche» (Einsiedeln 1843), bekunden T. als einen eifrigen, aber auch wissenschaftlichen Vertheidiger des apostolischen Stuhls. Außerdem veröffentlichte er noch eine Reihe kirchenrechtlicher und kirchenhistor. Arbeiten, die mehr oder minder große Anerkennung gefunden haben. Dahin gehören: «Recherches sur plusieurs collections inédites de décrétales du moyen âge» (Par. 1832); «Ueber Ivo's vermeintliches Decret» (Mainz 1852); «Disquisitiones in praecipuas canonum et decretalium collectiones» (Rom 1836); «Die neuesten Zustände der kath. Kirche beider Ritus in Polen und Rußland seit Katharina II.» (Augsb. 1841); «Die Staatskirche Rußlands im J. 1839» (Schaffh. 1844); «Zustände der kath. Kirche in Schlesien von 1740—58» (2 Bde., Regensb. 1852). Bedeutende Dienste leistete T. der kath. Kirche und deren Lenkern mit den beiden Werken «Geschichte des Pontificats Clemens' XIV.» (2 Bde., Lpz. und Par. 1852) und «Clementis XIV. epistolae et brevia» (Par. 1852). Inzwischen war T. zum Präfecten der vaticanischen Archive ernannt worden und hatte sich, um frei der Wissenschaft leben zu können, der Congregation des Oratoriums angeschlossen. Unter Benutzung der ihm anvertrauten archivalischen Schätze entfaltete er seitdem eine staunenswerthe literarische Thätigkeit. Wichtige Zeitfragen behandelte er vom histor. Standpunkte aus in seinen «Historisch-kritischen Briefen» zu Rosmini-Serbati's Schrift «Le cinque piaghe della S. Chiesa» (1849) und in der Abhandlung «La souveraineté temporelle du Saint-Siège» (Bar-le-Duc 1861; ital., Rom 1861). Auch schrieb er «Dell' introduzione del protestantismo in Italia etc.» (Rom u. Neapel 1850). Als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachtet er jedoch die Fortsetzung der «Annales ecclesiastici» des Baronius und die Herausgabe einer Anzahl von Urkundenwerken zur Kirchengeschichte der verschiedenen christl. Nationen. Von jener Fortsetzung sind seit 1856 drei Foliobände erschienen. Zugleich veranstaltete er eine neue Ausgabe des gesammten Werks, die auf 60 Quartbände berechnet ist, und von der 1864—68 bereits 15 Bände (zu Bar-le-Duc) ausgegeben wurden. Die Reihe der Urkundenwerke beginnt mit «Documents inédits relatifs aux affaires

religieuses de la France 1750—1800» (2 Bde., Par. 1858). Diesen folgten: «Vetera monumenta Hungariam sacram illustrantia» (2 Bde., Rom 1859); «Monuments historiques relatifs aux regnes d'Alexis Michaélowitsch, Theodor III et Pierre le Grand de Russie» (Rom 1859); «Vetera monumenta Poloniae gentiumque finitimarum historiam illustrantia» (4 Bde., Rom 1860—64); «Codex diplomaticus dominii temporalis Sanctae Sedis» (3 Bde., Rom 1862); «Vetera monumenta Slavorum meridionalium historiam illustrantia» (Rom 1863); «Vetera monumenta Hibernorum et Scotorum historiam illustrantia» (Rom 1864). Die sechs letztern Foliowerke wurden in einer von ihm eigens 1859 im Vatican eingerichteten Officin gedruckt. Aehnliche Arbeiten, zu denen er nicht blos das vaticanische, sondern auch andere Archive benutzte, hat T. noch über das tridentinische Concil und zur Geschichte Ludwig's des Baiern vorbereitet.

Theiner (Joh. Ant.), kath. Theolog, der Bruder des vorigen, wurde 15. Dec. 1799 zu Breslau geboren und bildete sich daselbst auf der Domschule und Universität. Auf letzterer schloß er sich der freiern Richtung Dereser's an. 1823 wurde er Kaplan zu Zobten, dann zu Liegnitz und 1824 außerord. Professor der Exegese und des Kirchenrechts zu Breslau, in welcher Stellung er durch Wort und Schrift die Gallikanischen und Josephinischen Grundsätze vertrat. Das meiste Aufsehen machte er durch seine Theilnahme an den reformatorischen Bewegungen der kath. Kirche, besonders in Schlesien 1826. Da indeß die preuß. Regierung auf seiten des Fürstbischofs sich stellte und T., auch nachdem er 1826 Doctor des Kanonischen Rechts geworden, die Vorlesungen über Kirchenrecht untersagte, so gab er seine Professur auf und wurde 1830 Pfarrer zu Polsnitz bei Canth, 1836 zu Grüssau, 1837 zu Hundsfeld bei Breslau. Als solcher wirkte er still bis 1845. Da erklärte er sich öffentlich, unter Niederlegung seines Amts, zu Gunsten der deutschkath. Bewegung und arbeitete zunächst für die berliner Gemeinde eine Liturgie aus. Zerwürfnisse mit den Führern der neuen Partei über die Grenzen der Reform bewogen ihn jedoch bald, sich wieder zurückzuziehen. Von dem Fürstbischof excommunicirt, lebte er seitdem als Privatgelehrter zu Breslau, bis er 1855 von der preuß. Regierung als Secretär der Universitätsbibliothek angestellt wurde, welches Amt er mit größter Gewissenhaftigkeit verwaltete. Er starb 15. Mai 1860. Außer dem Schriftchen «Die reformatorischen Bestrebungen in der kath. Kirche» (3 Hefte, Altenb. 1845 fg.) sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu nennen: «Descriptio codicis manuscripti, qui versionem Pentateuchi Arabici continet» (Bresl. 1822); ferner als Fortsetzung des Dereser'schen Bibelwerks «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1830); «Die heilige Schrift des Alten Testaments» (Lpz. 1830); «Das Seligkeitsdogma der röm.-kath. Kirche» (Bresl. 1847).

Theismus, s. Deismus.

Theiß, ungar. Tisza, slaw. Tisa, bei den Alten als Grenzfluß Dacien's Tissus, Tisia oder Pathissus (nicht Tibiscus, worunter die Temes zu verstehen), der größte Nebenfluß der Donau und nächst derselben der größte und eigentliche Hauptfluß Ungarns, zugleich der fischreichste Fluß Europas, entspringt im ungar. Comitat Marmaros, an der Grenze Galiziens, auf den Waldkarpaten und zwar als Schwarze T. am Fuße des 4700 F. hohen Czerna-Gora, im Norden des Dorfes Körös-Mezö, und als Weiße T. an dem südlichern Buskyberge des 6800 F. hohen Petroschgebirgs, an dessen Ostseite der Pruth seine Quelle hat. Beide Quellflüßchen vereinigen sich einige Meilen von ihrem Ursprunge zur T. Dieselbe fließt anfangs südlich durch enge Gebirgspässe, aber nach Aufnahme des von Südosten kommenden Viso west- und nordwestwärts über Szigeth nach Huszt, tritt hier, bereits durch eine Menge kleiner Bergwasser sehr verstärkt, aus der Marmaros und bei Nagy-Szöllös aus ihrem Gebirgsthale heraus in die Ebene, in welcher sie auf ihrem weitern, mit einem großen nördl. Bogen nach Westen gerichteten Laufe nur noch einmal den Fuß des Gebirgs, den südl. Rand der Tokaier Berggruppe, berührt. Sie fließt dann nach Südwesten bis Szolnok, von hier aber ununterbrochen gegen Süden, der Donau parallel und von ihr durchschnittlich 12 M. entfernt, über Csongrad und Szegedin in das Militärgrenzgebiet, wo sie unterhalb Titel, dem Dorfe Szlankament und dem östl. Fuße des syrmischen Berzugs gegenüber mündet. Sobald die T. das Gebirge verlassen hat, fließt sie in Tausenden von Schlangenwindungen dahin. Dadurch wird ihre Stromentwickelung außerordentlich verlängert, die mit den größern Krümmungen mindestens 125, mit den kleinern bei 180 M. beträgt, während der directe Abstand der Quelle von der Mündung nur 63 M. mißt. Innerhalb des Gebirgs hat die T. herrliches, reines und schnellfließendes, in der Ebene schleichendes, schlammiges Wasser. Dieser träge Lauf zwischen meist flachen Ufern hat die furchtbarsten Versumpfungen ihrer Uferlandschaften zur Folge, über denen im heißen Sommer pestilen-

tialiſche Miasmen ſchweben, die den Anwohnern Siechthum und frühen Tod bereiten, während im Frühjahr, zur Zeit der Schneeſchmelze, und im Herbſt, zur Zeit der häufigen Regengüſſe, das Umland weit und breit einem wogenden Meere gleicht. Ihre gewöhnliche Breite beträgt 5—800 F. Ihre Schiffbarkeit beginnt bei Szolnok, für Dampfboote bei Tokai. Sie trägt Laſten wie die Donau, und es wird, trotz der vielen Schwierigkeiten, welche namentlich die ſumpfigen Ufer verurſachen, die Schiffahrt ſchwunghaft betrieben. Der Bacſer- oder Franzenskanol, welcher 1793—1801 erbaut, bei Földvár, ſüdlich von Uj-Bacſe, aus der T. unweit Bezdán in die Donau führt, kürzt die Stromfahrt von 48 auf 14⅘ M., bei gutem Wetter von drei Wochen auf zwei bis drei Tage und trägt Schiffe von 7—8000 Ctr. Ladung. Auch wird die T. durch den im ganzen 26⅓ M. langen Begakanal mit der Temes im Banat in Verbindung geſetzt. In neueſter Zeit hat die mit imponirenden Kräften unternommene Regulirung der T. nicht nur dieſe natürliche Pulsader Ungarns dem Handel und der Schiffahrt um ſo dienſtbarer gemacht, ſondern auch den ſeitherigen verwüſtenden Ueberſchwemmungen Schranken geſetzt und ungeheuere Moräſte in nutzbares Land verwandelt. Den außerordentlichen Fiſchreichthum der T. bezeichnet ein ungar. Sprichwort, wonach ſie ſo viel Fiſche als Waſſer hat. Vorzüglich ergiebig iſt der Fang von Hauſen, Tiken oder Tichen und Karpfen. Auch bedeckt den Fluß und ſeine ſumpfigen Ufergegenden zahlloſes Waſſergeflügel; in den Moräſten fängt man Schildkröten. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit iſt auch die Theißblüte (Uferaas, Ephemera vulgata), ein Inſekt, welches im Sommer oft in ſo ungeheuerer Menge den Fluß bedeckt, daß die Nachen aufgehalten werden. Die T. iſt der Sammler aller Gewäſſer, die von den geſammten Nordoſt- und Oſtkarpaten oſtwärts einer von der Donaupforte bei Woizen nach der Tatra gezogenen Linie herabfließen. So umfaßt ihr Gebiet die Oſthälfte Ungarns und, mit Ausnahme des ſüdöſtlichſten Abſchnitts, ganz Siebenbürgen: es hat ein Areal von 2660 Q.-M. Es münden in die T. rechts: der Bodrog bei Tokai, 14 M. lang, bis 200 F. breit, aber unſchiffbar; der Hernad unterhalb Tokai, 33 M. lang, 200 F. breit und von der Einmündung des Sajo bei Onod an ſchiffbar; die Zagyva bei Szolnok. Links münden die bedeutendern Flüſſe aus Siebenbürgen: Szamos (Samoſch) bei Olcsva, 64 M. lang, bis 300 F. breit, aber nicht ſchiffbar; Körös (Köröſch) bei Cſongrad, 60 M. lang, bis 300 F. breit, nur flößbar; die Maros (Maroſch) bei Szegedin, 64 M. lang, bis 600 F. breit und von Karlsburg an ſchiffbar; die Bega bei Titel, 36 M. lang, 300 F. breit und kanaliſirt.

Thekla, die Heilige, «Jungfrau und Martyrin», wie ſie die alten Kirchenſchriftſteller nennen, aus Iſaurien gebürtig, in den Wiſſenſchaften ihrer Zeit hochgebildet, wurde angeblich um 45 n. Chr. vom Apoſtel Paulus zum Chriſtenthum bekehrt, folgte demſelben und hatte, weil ſie ſich dem eheloſen Leben widmete, von ſeiten ihrer Familie und ihres Bräutigams heftige Verfolgungen auszuſtehen. Von letzterm als Chriſtin denuncirt, ward ſie nackend im Circus den wilden Thieren vorgeworfen, von denſelben aber ſowie von den Flammen, denen man ſie ein anderes mal preisgab, verſchont. Sie ſtarb nach einigen eines natürlichen Todes in Iſaurien und wurde zu Seleucia begraben. Die Kathedrale von Mailand trägt ihren Namen und hat lange Zeit von ihr Reliquien beſeſſen. Ihr kirchliches Gedächtniß iſt der 23. Sept.

Thema (vom griech. tithénai, ſetzen, ſtellen) bezeichnet einen aufgeſtellten Satz, den Hauptgedanken, der in einer Rede oder Abhandlung ausgeführt werden ſoll. In der Muſik bedeutet T. das Hauptmotiv, das einem ganzen Tonſtück oder einer größern Abtheilung deſſelben zum Grunde liegt, und das im Verlauf des Tonſatzes ſelbſt weiter ausgeführt iſt, ſodaß es in verſchiedenen Wendungen und Tonarten ſowie unter mancherlei Veränderungen und in Verbindung mit Neben- und Zwiſchengedanken wiederkehrt. In der Fuge (ſ. d.) heißt das T. Subject oder Führer (lat. dux).

Themis, die Tochter des Uranos und der Gäa, Gemahlin des Zeus, von dem ſie die Horen und die Moiren gebar, iſt die Göttin der geſetzlichen Ordnung, Schützerin des beſtehenden Rechts und die perſonificirte Gerechtigkeit. Sie wohnte mit in dem Olymp und hatte hier das Amt, die Götter zu den Verſammlungen zu rufen und die Aufſicht bei der Göttertafel zu führen. Außerdem erſcheint ſie als Weiſſagegöttin und iſt als ſolche nach der Gäa, aber vor Apollo, Beſitzerin des delphiſchen Orakels. Verehrt wurde ſie an mehrern Orten. Als Gerechtigkeitsgöttin ſtellen ſie Neuere mit verbundenen Augen und mit Schwert und Wage vor.

Themiſtius, mit dem Beinamen Euphrades, ein griech. Rhetor des 4. Jahrh. n. Chr., aus Paphlagonien gebürtig, trat nicht nur in der Redekunſt, ſondern auch in der peripatetiſchen Philoſophie als Lehrer auf und wurde wegen ſeines Talents von den Kaiſern Konſtantius und Julianus mehrfach ausgezeichnet. Außer einem Commentar zu einigen Schriften des Ariſtoteles

beſitzt man von ihm noch 33 Reden, die zugleich mit der von Mai ſpäter entdeckten und bekannt gemachten (Mail. 1816) am beſten von W. Dindorf (Lpz. 1832) herausgegeben worden ſind.

Themiſtokles, einer der genialſten athen. Feldherren und Staatsmänner, der Sohn des Neokles von einer Ausländerin (Thrazierin oder Karierin) Habrotonon und daher von Geburt nicht attiſcher Vollbürger, war 514 v. Chr. zu Athen geboren. Schon frühzeitig zeichnete er ſich durch die Schärfe ſeines Verſtandes und durch glühenden Ehrgeiz aus und wandte alle Mittel an, um eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben zu ſpielen. Er war es hauptſächlich, der das Volk bewog, den Ariſtides, den Führer der conſervativen Partei, der ihm in ſittlicher Hinſicht überlegen, an Scharfſinn und Beweglichkeit des Geiſtes aber bei weitem nicht gewachſen war, durch den Oſtracismus (ſ. d.) zu entfernen, und trat nach deſſen Entfernung entſchieden an die Spitze des athen. Staats. Er wurde der eigentliche Schöpfer der athen. Seemacht, indem er einen Volksbeſchluß erwirkte, wonach die bedeutenden Einkünfte aus den Silberbergwerken von Laurion, welche bis dahin alljährlich unter die Bürger vertheilt worden waren, zum Bau von Kriegsſchiffen verwandt wurden. Beim Heranrücken des Heeres des Xerxes bewog er die Athener, ihre Stadt, welche gegen die ungeheuere Uebermacht der Perſer nicht zu halten geweſen wäre, preiszugeben und ſich, nachdem ſie Weiber, Kinder und Greiſe auf der Inſel Salamis und in Troizen in Sicherheit gebracht, auf die Schiffe zurückzuziehen. Er war es auch, der mit der gewaltigſten Anſtrengung und in fortwährendem Widerſtreite gegen die engherzige Politik Spartas die griech. Flotte zuſammenhielt und ſie nöthigte, in der Meerenge von Salamis den Kampf mit der perſiſchen aufzunehmen (20. Sept. 480 v. Chr.), einen Kampf, der für die Rettung Griechenlands vom perſ. Joche entſcheidend wurde. Nach dem vollſtändigen Abzuge des perſ. Heeres gingen die Athener auf T.' Rath zunächſt an die Wiederherſtellung ihrer in Trümmer liegenden Stadt, die nun in weiterm Umfange aufgebaut und zugleich mit dem neuen Hafenplatze, deſſen Anlage ebenfalls durch T. ſchon vor dem Kriege begonnen worden war, durch gemeinſame Ringmauern ſtark befeſtigt wurde. Die Verſuche Spartas, die Vollendung der Befeſtigung zu hindern, wußte er mit großer Schlauheit zu vereiteln. T. ſtand jetzt auf dem Gipfel ſeines Ruhmes, der weit über die Grenzen ſeines engern Vaterlandes hinausreichte; aber er war nicht der Mann, um zur rechten Zeit vom Schauplatze abzutreten und die Früchte ſeiner Thätigkeit als einfacher Bürger in Ruhe zu genießen. Vielmehr arbeitete er durch ſeine Anmaßung und ſein rückſichtsloſes Auftreten ſeinen polit. Gegnern, die insgeheim von Sparta unterſtützt wurden, in die Hände, und es gelang dieſen 472 v. Chr., ſeine Verbannung aus Athen durch den Oſtracismus durchzuſetzen. Während er als Verbannter in Argos lebte, wurde er auf Betrieb der Spartaner durch den Athener Leobotes des Hochverraths am gemeinſamen hellen. Vaterlande angeklagt und aufgefordert, ſich vor einem hellen. Gerichtshofe in Sparta zu verantworten. Da er ſich nicht ſtellte, wurde er zum Tode verurtheilt und konnte weder in Korkyra, wohin er ſich von Argos aus zuerſt geflüchtet hatte, noch in Epirus am Hofe des Molotterkönigs Admetus Schutz und Sicherheit finden. Endlich gelang es ihm unter mancherlei Fährlichkeiten nach Kleinaſien zu entkommen, von wo er mit Hülfe eines Gaſtfreundes Nikogenes ſich direct nach Suſa an den Hof des perſ. Königs Artaxerxes begab und dieſem ſeine Dienſte zur Wiederherſtellung der Machtſtellung und der Waffenehre Perſiens anbot. Der König, der in ihm das geeignetſte Werkzeug zur Rache an den Hellenen gefunden zu haben glaubte, nahm ihn freundlich auf, gab ihm die Stadt Magneſia am Mäander als fürſtl. Sitz und außerdem die Einkünfte verſchiedener anderer kleinaſiat. Städte zu ſeinem Lebensunterhalt. Hier lebte er bis zum J. 461, wo ihn ein ſchneller, aber natürlicher Tod vor der traurigen Nothwendigkeit, die Flotte des Nationalfeindes gegen ſeine eigenen Landsleute zu führen, rettete. Es iſt aus dem Alterthum eine ausführliche Lebensbeſchreibung des T. von Plutarch, eine kürzere von Cornelius Nepos vorhanden. Die unter-T.' Namen auf uns gekommenen 21 griech. Briefe ſind, wie zuerſt Bentley bewieſen hat («Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, T., Sokrates u. ſ. w.», deutſch von Ribbeck, Lpz. 1857), ein Machwerk ſpäterer Zeit, obgleich ſie in der neueſten Zeit einen Vertheidiger gefunden haben an M. de Koutorga (Par. 1861).

Themſe (engl. Thames, franz. Tamise, im Alterthum Tamēsis oder Tamēsa, bei den Angelſachſen Taemese), der größte Fluß Englands und in commerzieller Hinſicht der belebteſte der Erde, in ihrem obern Laufe bis Oxford von den Gelehrten mit dem, den Landbewohnern unbekannten Namen Iſis benannt, entſpringt in einer Höhe von 352,7 par. F. an der Grenze von Wilt- und Gloucesterſhire aus dem im Sommer waſſerarmen Thames-Head unweit ſüdweſtlich von Cireneeſter, wozu der vollere Swillbach (Swill Brooke) von Weſt-Crudwell her tritt, und fließt nun oſtwärts über Cricklade, Lechlade nach Oxford, wo ſie links den von manchen

Geographen ebenfalls als Quellarm angesehenen Cherwell aufnimmt. Dann läuft sie bis Reading südsüdwärts, auf welcher Strecke sie bei Dorchester zwischen Abingdon und Wallingford durch den schiffbaren Tame verstärkt wird, aus dessen und der sog. Isis Namen nach einer alten aber nicht begründeten Annahme die Benennung T. corrumpirt sein soll. Weiterhin beschreibt der Fluß den westl. Rand der kreidigen Chiltern-Hills. Von Reading an fließt die T. in mehrern großen Bogen im ganzen wieder gegen Osten, zunächst durch das Waldthal von Hendley Marlow und Maidenhead nach Windsor und Eton. Hierauf berührt sie Staines, Chertsey Hampton, Kingston, Twickenham, Richmond, Brentford, Chelsea, die Weltstadt London, dann Deptford, Greenwich, Blackwall, Woolwich und Gravesend und mündet zwischen Sheerneß, auf der Insel Sheppey in Kent, und dem Cap Shoeburyneß in Essex, 10,1 M. unterhalb London in die Nordsee. Bei Sheerneß nimmt sie den Namen Nore, weiterhin, bis zu ihrer meerbusenförmigen Erweiterung, den Namen Swin an. Vom Norelight, dem schwimmenden Leuchtfeuer im Nore, beträgt der directe Abstand bis zur Quelle 27 M., die ganze Stromentwickelung 46,64 M. (215 Miles), wovon 42,2 M. (bis Lechlade) schiffbar sind. Die Breite der T. beträgt bei Sheerneß etwas über 1 M. (5 Miles), bei Greenwich zur Ebbezeit 1800 engl. F., in London, welches sie über $1\frac{1}{2}$ M. weit durchfließt, und wo sie von der untersten der neun Brücken von der Londonbridge, bis zu den Westindischen Docks von den Schiffern Pool genannt wird zwischen 692 und 1450 engl. F. Von London aufwärts aber wird sie sehr schmal. Mit Ausnahme einiger Untiefen (shoals) hat die T. bis zur Londonbridge aufwärts 12—14 F. Tiefe. Die Flut steigt alle 12 Stunden 14—22 F. senkrechter Höhe mit einer Schnelligkeit von 2—3 engl. M. auf die Stunde und bringt so eine Wassermasse von 3 Mill. Kubikfuß in der Minute. Die Schleuse Teddington-Lock (4,12 M. oberhalb Londonbridge) setzt dem Fortschreiten der Flut eine Grenze. Bis Deptford (bei Greenwich) ist der Fluß für die größten Seeschiffe wie Ostindienfahrer und Kriegsschiffe, fahrbar, bis Blackwall für solche von 1400 Tons (à 20 Ctr.), bis Londonbridge für solche von 300 Tons. Ihrer Tiefe und der Gunst der Meeresflut verdankt sie und namentlich London (s. d.) einen Verkehr, wie ihn kein Strom, kein Stadt der Welt aufzuweisen hat. Von London aufwärts bis Lechlade (32,1 M. oberhalb der Londonbridge) kann die T. nur mit Barken vermittels mehrerer Schleusen befahren werden. Mit dem Innern des Landes ist der Fluß durch viele Kanäle in Verbindung gesetzt, darunter der Grand-Junction-, Oxford-, Paddington-, Regent-, Thames- und Severnkanal. Letzterer verbindet in einer Ausdehnung von $6\frac{1}{2}$ M. Lechlade mit Stroud und mit Froomlade an der Severn, $1\frac{1}{2}$ M. unterhalb Gloucester. Der gewöhnliche Wasserweg zwischen London und Bristol findet jedoch durch den Kennet- und Avonkanal statt, welcher, $12\frac{1}{2}$ M. lang, bei Reading nach Bath am Avon führt. Das Flußgebiet der T. gehört 12 Grafschaften an und umfaßt 242,80 Q.M. Oberhalb London sind die Ufer vortrefflich angebaut und bieten mit ihren Städten Flecken, Dörfern, Landhäusern, Gärten, Wiesen, Triften und waldbegrenzten Hügeln eine reizend Aufeinanderfolge landschaftlicher Scenerien. Unterhalb London, wo die Ufer meist flach und das Marschland, da es zum Theil bei hoher Flut 6—7 F. unter dem Wasserspiegel liegt, durch kostspielige Faschinendämme geschützt werden muß, verwandelt sich die Ansicht zu einem Bilde der großartigsten Weltverkehrs durch das rege Leben auf beiden Ufern, durch Städte, wie Greenwich mit dem großen Invalidenhospital, Deptford und Woolwich mit zahlreichen Docks, Arsenalen und Magazinen für die Flotte, und Gravesend, welches Badeort, Endpunkt des londoner Hafens und Sammelplatz der großen in See gehenden Kauffahrer ist. Von der linken Seite her münden in die T. der Churn bei Cricklade, der Coln und der Leach oder Lech bei Lechlade, der Windrush und Evenlode, der Cherwell bei Oxford, die erwähnte Thame, der Colne bei Staines, der Brent bei Brentford, der Lea bei Blackwall, der Roding, Bourn oder Rumsford-River und Ingerbourn; von der rechten Seite der Ock bei Abingdon, der Kennet bei Reading, der Lodden, der Wey oder Wye, der Mole, Wandle, Ravensbourne und Darent. Nur Lea, Kennet, Wey und Darent sind für die Schiffahrt von Bedeutung. Außerdem gilt als Nebenfluß der Medway der wichtigste von allen. Dieser durchschneidet Kent, geht über Tunbridge und Maidstone, ist $38\frac{2}{3}$ M. weit schiffbar und mündet bei Rochester in die breite, für große Kriegsschiffe zugängliche Medwaybucht, an welcher das große königl. Kriegsarsenal und die Werfte von Chatham liegen, und ergießt sich $2\frac{1}{4}$ M. weiter in zwei Armen, von welchen der Hauptarm bei Sheerneß in die Themsemündung fällt, der andere, East-Swale genannt, die Insel Sheppey von der Küste trennt. Die Mündung der T., jetzt geschützt durch die Werke von Sheerneß, die Forts Tilbury, New-Tavern und zwei schwimmende Batterien bei Gravesend, war ehedem nur gering vertheidigt, sodaß die Holländer im Kriege von 1665—67 sogar mit Erfolg eine Invasion wagen konnten

Karl II. nämlich hatte, weil die Friedensunterhandlungen zu Breda schon eröffnet waren, die Ausrüstung der Flotte für 1667 unterlassen und die vom Parlament bewilligten Gelder vergeudet. Der Rathspensionär de Witt dagegen setzte die holländ. Seemacht zeitig in den Stand und entwarf den Plan, die engl. Schiffe in der T. zu überraschen und zu zerstören. Im Juni segelte die 61 Kriegsschiffe starke holländ. Flotte unter de Ruyter (s. d.) und Cornelius de Witt nach der engl. Küste und legte sich, ohne auf Widerstand zu treffen, bei Koningsdiep vor Anker. Von hier aus lief 10. Juni der Admirallieutenant van Gend mit 17 Schiffen in die T. ein, zerstörte das Schloß Sheerneß und rückte, während de Ruyter nachfolgte, bis nach Chatham vor. Hier, beim Ausflusse des Medway, war der Fluß mit einer Kette gesperrt. Der Kapitän Brakel segelte jedoch darüber weg und eroberte eine engl. Fregatte. Sodann liefen die größten holländ. Schiffe, begünstigt durch eine hohe Flut und starken Ostwind, gegen die Kette an und sprengten dieselbe. Man fand hinter derselben drei Schiffe, die man verbrannte und ein anderes sehr großes Fahrzeug, das man fortführte. Eine Abtheilung der Holländer segelte noch mit mehrern Brandern nach Upnore hinauf und zerstörte hier noch drei Kriegsschiffe, jedes von 80 Kanonen. Die Unternehmung setzte die im Jahre vorher durch Pest und Feuersbrunst furchtbar heimgesuchte Stadt London in den größten Schrecken. De Ruyter verließ jedoch die T. und begnügte sich mit einem Angriff auf das Schloß Harwich, das tapfer vertheidigt wurde. Das Ereigniß hatte zur Folge, daß der Friede zu Breda 21. Juli 1667 zu Stande kam.

Theodicee nennt man den Versuch, den Glauben an die Vorsehung und göttliche Weltregierung gegen die Einwürfe aufrecht zu erhalten, welche in dem Vorhandensein des physischen Uebels und des moralisch Bösen gegen die Güte und Gerechtigkeit Gottes zu liegen scheinen. Schon Plato, Augustinus, Thomas von Aquino, Campanella u. a. haben versucht zu zeigen, wie das Sittlich-Böse sich mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit des höchsten Wesens vereinigen lasse. Das Wort T. kam erst in Aufnahme, nachdem Leibniz, veranlaßt durch die skeptischen Einwürfe Bayle's, unter dem Name T. sein Werk «Ueber die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Bösen» geschrieben hatte. Die Absicht Leibniz' geht nicht dahin, das physische Uebel und das moralische Böse zu leugnen, sondern dahin, es als eine nothwendige und unvermeidliche Folge, als Ausdruck der Beschränktheit der geschaffenen Welt darzustellen: die Welt sei nicht absolut, sondern relativ; als eine solche aber unter allen möglichen Welten, welche Gott habe schaffen können, die beste. (S. Optimismus.) Die kritische Philosophie leistete auf eine objective Beantwortung der jedem Versuche einer T. zu Grunde liegenden Fragen Verzicht. Vgl. Kant, «Ueber die Möglichkeit einer T., oder über das Mißglücken aller bisherigen philos. Versuche hierin.» In den spätern idealistischen Systemen trat das Interesse an den Fragen der T., welches die dogmatischen Systeme des 18. Jahrh. vielfach beschäftigt hatte, darum ganz zurück, weil diese Systeme den Begriff der moralischen Freiheit, welcher die Möglichkeit des Bösen mit in sich schließt, an die Spitze ihrer speculativen Entwickelungen treten ließen, und folglich die Möglichkeit des Bösen nicht mehr als eine beklagenswerthe Beschränkung der Menschennatur betrachten konnten; vielmehr im Gegentheil in der Möglichkeit des Bösen einen Umstand erblicken mußten, welcher mit der moralischen Würde der Menschennatur in einem so unzertrennlichen Zusammenhange steht, daß die letztere wesentlich auf demselben mit beruht.

Theodolit nennt man ein zum astron. und geodätischen Gebrauche, hauptsächlich aber zur Messung horizontaler Winkel zwischen Gegenständen auf der Erde dienendes Instrument. Dasselbe besteht aus einem horizontalen Kreise, der sich um eine feste verticale Achse drehen läßt, und einem auf jenem stehenden verticalen Kreise, der mit einem Fernrohre fest verbunden ist und mit diesem um eine horizontale Achse gedreht werden kann. Die letztere ruht auf zwei verticalen Säulen, die mit dem Horizontalkreise oder dessen Achse fest verbunden sind und sich mit demselben umdrehen. Durch diese doppelte Drehung läßt sich das Fernrohr auf jeden Punkt in dem Horizonte sowie über demselben stellen. Der Horizontalkreis pflegt als der wichtigere mit größerer Sorgfalt gearbeitet zu sein; er ist entweder ein einfacher Kreis, über dessen Ebene hin eine im Mittelpunkte befestigte, am Ende mit Vernier oder mit Mikroskopen versehene Alhidade sich bewegen läßt, oder er besteht aus zwei concentrischen Kreisen, von denen der innere das Fernrohr und den Vertical- oder Höhenkreis trägt. Sind beide Kreise gleich vollkommen gearbeitet, sodaß man mit ihnen nicht nur Horizontal-, sondern auch Höhenwinkel genau messen kann, so heißt ein solches Instrument auch Universalinstrument.

Theodor I., s. Neuhof (Theodor, Baron von).

Theodor II., König von Abyssinien, wurde 1818 in Cherhié, der Hauptstadt des Bergdistricts Knara in Centralabyssinien, geboren. Sein Vater, Hailo Mariam, stammte von an-

geſehener Familie und führte gemeinſchaftlich mit ſeinem Onkel Konfu die Statthalterſchaft über Kuara. Die Mutter T.'s leitete ihren Urſprung auf die alte abyſſin. Kaiſerfamilie zurück, die nach der Volksſage von Menilek, dem Sohne des Königs Salomo und der Königin von Saba, abſtammt. T. trug urſprünglich den Namen Kaſſa Kuaranya. Von ſeiner Jugend iſt nichts bekannt. Abyſſinien (ſ. d.) war ſeit mehr als einem halben Jahrhundert in Anarchie gefallen und der Schauplatz fortwährender Kriege zwiſchen den Statthaltern der Provinzen und mächtigen Feudalgeſchlechtern. Die drei Hauptreiche, Tigré, Amhara und Schoa, hatten jedes eine unabhängige Exiſtenz gewonnen, und wenn die Tradition mit dem Beſitze von Amhara und deſſen Hauptſtadt Gondar noch die Vorſtellung einer Art von Oberherrſchaft verknüpfte, ſo fehlte es doch an einem Manne, dieſelbe geltend zu machen. Kaſſa's Vater und Onkel ſtarben um das J. 1839, bald nachdem der letztere, ein tapferer Krieger, den Truppen des Mehemed-Ali, Vicekönigs von Aegypten, der die herrſchende Anarchie zu Eroberungen zu benutzen ſuchte, eine blutige Niederlage beigebracht hatte. Habgierige Verwandte bemächtigten ſich ihres Nachlaſſes und ſchickten den jungen Kaſſa in das Kloſter von Tſchanker in der Nähe des Tſanaſees, damit die Mönche ihn zu einem Gelehrten erzögen. Nicht lange nachher überfiel Maro, einer der kämpfenden Häuptlinge, dieſes Kloſter und richtete unter den dort befindlichen Schülern, meiſtens Söhnen anderer Häuptlinge, ein ſchreckliches Blutbad an. Kaſſa entkam unverſehrt und ſuchte bei der Familie ſeines Onkels Zuflucht. Doch ſah er ſich bald von neuem zur Flucht gezwungen, als Gocho, der Fürſt von Godſchaw, jene Familie mit Krieg überzog und ſich ihrer Provinz bemächtigte. Nun floh Kaſſa in das entlegene Bergland von Saraho und wurde Anführer einer der zahlreichen Räuberbanden. Bald faßte er jedoch den Plan, das Fürſtenthum Dembea in Amhara zu erobern, welches damals von Menene, einer aus dem Gallaslande ſtammenden Amazone, und deren Sohne Ras-Ali regiert wurde. Schon beim erſten Zuſammentreffen beſiegte Kaſſa die Armee ſeiner Gegner, und Menene bot ihm hierauf die Herrſchaft über Dembea und die Hand ihrer Enkelin an, welche Bedingungen er annahm. Gehoben durch ſeine Erfolge, blickte Kaſſa nun weiter und bereitete einen Feldzug gegen die Aegypter vor. Er erlitt zwar durch die überlegene Kriegskunſt der letztern eine Niederlage, aber der Verſuch Menene's und Ras-Ali's, ſich bei dieſer Gelegenheit ſeiner zu entledigen, ſcheiterte vollſtändig. In ſeiner Herrſchaft über Dembea befeſtigt, im Beſitze der alten Hauptſtadt Gondar, ſetzte ſich Kaſſa endlich die Aufgabe, die Einheit des Reichs herzuſtellen und ganz Abyſſinien ſeinem Scepter zu unterwerfen. Der erſte Schritt auf dieſer Bahn führte ihn noch einmal an den Rand des Verderbens, da Gocho, der Fürſt von Godſchaw, ſeine Armee in einer großen Schlacht vernichtete und als Sieger Beſitz von Dembea ergriff. Allein ſchon ein Jahr ſpäter kehrte Kaſſa mit einem friſchen Heere zurück und ſchlug und tödtete Gocho 1853 in der Nähe des Tſanaſees. Auch Ras-Ali, der ſich um dieſe Zeit noch einmal erhob, mußte das Feld räumen, und 1854 war Kaſſa unbeſtrittener Herrſcher von Centralabyſſinien. Jetzt kehrte er ſeine Waffen gegen Ubié, den König von Tigré, beſiegte denſelben in der Schlacht bei Deraskié, 5. Febr. 1855, und ließ ſich Tags darauf durch den Oberprieſter (Abuna) als T. II. zum Könige (Negus) von Abyſſinien krönen. Ein Theodor I. hatte im 17. Jahrh. über Abyſſinien geherrſcht, und Kaſſa wählte dieſen Königsnamen, weil in Abyſſinien die Sage ging, daß ein Theodor das alte äthiop. Reich wiederherſtellen und den Islam ausrotten werde. Noch im Sommer 1855 erlag auch das Reich Schoa ſeinen ſiegreichen Waffen. Mit großer Energie begann er die Regeneration des Landes, rottete das Räuberweſen aus und ſtellte die Sicherheit der Straßen her. Die Rechtspflege verbeſſerte er, indem er ſelbſt das Amt des Richters übernahm. Durch die Confiscation des Grundbeſitzes der Geiſtlichkeit, die zwei Drittel des Landes in Händen hatte, brach er auch das Uebergewicht dieſer mächtigen Körperſchaft und eröffnete dem Wohlſtande der Volksmaſſe günſtigere Ausſichten. Von großem Einfluß auf König T. war damals Plowden, ſeit 1848 engl. Conſul in Abyſſinien, auf deſſen Rath er unter anderm die Einwanderung europ. Handwerker beförderte und auch Miſſionare aus der Schweiz und England zuließ. Plowden's Tod in einem Scharmützel an der Nordgrenze rächte er durch die Hinrichtung von 1700 gefangenen Feinden. Nach dieſem Ereigniß ging jedoch eine Umwandlung in dem Weſen des Königs vor, und ſein Auftreten verrieth ſeitdem mehr den Charakter des grauſamen und liſtigen Despoten als eines großen Reformators. Häufige Empörungen in verſchiedenen Theilen des Reichs trugen dazu bei, dieſe Sinnesrichtung zu befeſtigen. Als England und Frankreich 1862 den Verkehr mit Abyſſinien durch die Sendung der Conſuln Cameron und Lejean erneuerten, zeigte T. anfangs ein freundliches Entgegenkommen. Doch im Laufe des J. 1863 verwies er zuerſt, aus zum Theil unerklärten Gründen, den Conſul Lejean des Landes und ließ etwas ſpäter den Conſul Cameron nebſt den

fremden Miſſionaren, mit Ketten beladen, zu Magdala, einer Stadt und Feſtung in Amhora, ins Gefängniß werfen. Alle Verſuche, die Befreiung dieſer Gefangenen zu erwirken, blieben vergeblich, ſodaß ſich die engl. Regierung endlich zur Ausrüſtung einer Expedition von etwa 20000 Mann, größtentheils indiſcher Truppen, veranlaßt ſah, welche im Dec. 1867 von Zula, einem Hafen des Rothen Meeres, aus unter dem Oberbefehle Robert Napier's in das abyſſin. Bergland einzudringen begann. König T. hatte ſeine Streitmacht vor Magdala concentrirt, wo es 10. April 1868 zu einem Treffen kam, in der die Abyſſinier geſchlagen wurden. Der König warf ſich hierauf in die Feſtung und ſchickte die bisher gefangen gehaltenen Europäer unverſehrt und mit Vergleichsvorſchlägen ins engl. Lager. Napier forderte jedoch unbedingte Unterwerfung und ſtürmte, da dieſe nicht erfolgte, 13. April Magdala. König T. fand hierbei, wie es hieß durch eigene Hand, ſeinen Tod, während zwei ſeiner Söhne gefangen wurden. 14000 Abyſſinier ſtreckten die Waffen; die Verluſte der Engländer waren äußerſt gering. Vgl. Lejean, «Theodore II et le nouvel empire d'Abyssinie» (Par. 1865).

Theodoret, griech. Kirchenvater und einer der angeſehenſten Lehrer der antiochen. Schule, empfing ſeine theol. Bildung in einem Kloſter bei Antiochia. Seit 420 Biſchof von Cyrus am Euphrat, vertrat er die Anſicht der ſyr. Kirche von den zwei Naturen in Chriſto in den Neſtorianiſchen und Eutychianiſchen Streitigkeiten, willigte aber aus Mangel an ſittlicher Feſtigkeit in die Verurtheilung ſeines Geſinnungsgenoſſen Neſtorius auf der erſten Synode zu Epheſus (431). Auf der zweiten epheſiniſchen Synode, der ſpäter ſog. Räuberſynode (449), wurde auch er ſeines Amts entſetzt und in ein Kloſter verbannt, aber nachmals auf dem Concil zu Chalcedon als rechtgläubig anerkannt. Er ſtarb um 457. Von ſeinen Werken, die Sirmond und Garnier (5 Bde., Par. 1642 u. 1684) und Schulze und Nöſſelt (10 Bde., Halle 1769) herausgegeben haben, ſind vorzugsweiſe die Commentare über das Alte Teſtament und über die Pauliniſchen Briefe, ferner die Fortſetzung der Kirchengeſchichte des Euſebius, welche die J. 322—429 umfaßt, ſeine Ketzergeſchichte und der «Eranistes», eine Streitſchrift gegen Cyrillus, zu erwähnen.

Theodorich oder Theoderich der Große (goth. Thiudareiks, d. i. Volksfürſt), König der Oſtgothen, geb. um 455, ward ſehr jung als Geiſel für den Frieden, den ſein Vater König Theodemir mit dem byzant. Kaiſer Leo I. 460 geſchloſſen hatte, nach Konſtantinopel geſchickt und blieb dort 11 J. lang. Bald nach ſeiner Heimkehr brach er mit ſeinem Vater feindlich in das byzant. Reich ein, bis Kaiſer Zeno dem oſtgoth. Volke, über das T. nach Theodemir's Tode 475 allein herrſchte, Wohnſitze in Möſien bewilligte. (S. Gothen.) Die byzant. Politik wünſchte jedoch ſich des gefährlichen Nachbarn zu entledigen. Die von Odoacker (ſ. d.) geſchlagenen und flüchtigen Rugier ſuchten bei T. Schutz und Hülfe, und Kaiſer Zeno benutzte dieſe Gelegenheit, um den Ehrgeiz des oſtgoth. Königs auf Italien zu lenken. Kraft der alten kaiſerl. Oberhoheitsrechte bevollmächtigte Zeno den T., als oſtröm. Bundesgenoſſen und Potricius, Italien dem Uſurpator Odoacker wieder zu entreißen. T. gab dieſen Vorſchlägen Gehör und brach mit ſeinem Volke, dem ſich die Rugier und andere Stämme anſchloſſen, angeblich 200000 Mann mit Weib, Kind und fahrender Habe, im Spätjahr 488 auf. Nach großen Mühſeligkeiten und wiederholten Kämpfen mit den Gepiden u. ſ. w. erreichte er die Grenzen Italiens und beſiegte Odoacker in drei großen Schlachten, am Iſonzo unweit Aquileja 28. Aug. 489, bei Verona an der Etſch 27. Sept. 489 und an der Adda 11. Aug. 490. Odoacker behauptete ſich jedoch noch länger als zwei Jahre in der feſten Stadt Ravenna. Endlich kam ein Friedensvertrag zu Stande, wonach beide Könige nebeneinander in Italien wohnen ſollten. Aber unmittelbar darauf, 5. März 493, ward Odoacker bei einem Trinkgelage erſchlagen, und T. war nun allein Herr. Das oſtgoth. Volksheer erhielt jetzt ein Drittel des Grundbeſitzes angewieſen, ebenſo wie früher das Heer Odoacker's. So bildeten die Oſtgothen gewiſſermaßen eine abgeſonderte Kriegerkaſte, die noch dazu durch ihr arianiſches Glaubensbekenntniß von den orthodoxen Italienern ſcharf unterſchieden war. Das edictum Theodorici beſtimmte denn auch, daß bei Streitigkeiten zwiſchen Gothen der goth. Graf, zwiſchen Römern der röm. Richter, zwiſchen Gothen und Römern ein gemiſchtes Gericht erkennen ſollte. Sonſt behielt T., wie früher Odoacker, die röm. Staatseinrichtungen ziemlich unverändert bei, ſowol am Hofe wie in dem Beamtenſtande und in der Verwaltung. Der Senat mit jährlich wechſelnden Conſuln beſtand fort. Unter den hohen röm. Beamten an T.'s Hof ſind namentlich der Geſchichtſchreiber Caſſiodorus (ſ. d.) und der Philoſoph Boëthius (ſ. d.) zu nennen. Für ſich ſelbſt übte T. die volle kaiſerl. Machtgewalt; aber er achtete dabei die Ehrenrechte des byzant. Kaiſers und ließ demſelben den Schein der Oberhoheit. Die gewöhnliche Reſidenz T.'s war zu Ravenna, außerdem zu Verona (in der deutſchen Heldenſage Raben und Bern genannt). Die innere Verwaltung war ſorgſam und wohlthätig, ſodaß

Ackerbau, Gewerbe und Handel wieder aufblühten; auch Kunſt und Wiſſenſchaft wurden begünſtigt. Nach außen hin übte T. eine kräftige, aber im ganzen friedliche Politik. Außer Italien und Sicilien beherrſchte er Dalmatien und Pannonien; die german. Stämme, welche ſich in Noricum, Vindelicien und Rhätien niedergelaſſen hatten, ſtanden in einer Art Abhängigkeit. Auch die vormals weſtgoth. Provence kam 507 unter T.'s Herrſchaft, der dagegen den Weſtgothen im Kriege gegen Chlodwig Hülfe leiſtete. Mit den benachbarten german. Reichen der Franken, Burgunder, Thüringer, Weſtgothen und Vandalen wurden polit. Verbindungen und Ehebündniſſe zwiſchen den Königshäuſern angeknüpft. Der Ruhm des oſtgoth. Königs reichte ſogar noch weiter nordwärts, ſodaß Geſandte und Flüchtlinge von den Aeſtiern (in Eſtland) und aus Scandinavien zu ihm kamen. So erklärt es ſich, daß T. ein Lieblingsheld des deutſchen Volksliedes wurde. Unter dem Namen Dietrich von Bern (ſ. d.) iſt er der Mittelpunkt eines Sagenkreiſes, der durch das ganze Mittelalter ſich fortbildete. Die letzten Regierungsjahre T.'s wurden durch mancherlei Ereigniſſe getrübt, und es zeigte ſich, daß trotz aller Verdienſte des Königs ſeine röm. Unterthanen ſich ihm entfremdeten. Als der byzant. Kaiſer Juſtinus die Arianer verfolgte, ſchickte T. den Papſt Johann I. (ſ. d.) mit vier Senatoren nach Konſtantinopel, um für ſeine Glaubensgenoſſen Schonung zu erbitten. Die Geſandtſchaft blieb ohne Erfolg. T. ließ deshalb den Papſt nach ſeiner Rückkehr ins Gefängniß werfen und begann nun ſeinerſeits harte Maßregeln gegen die orthodoxe Kirche. Um ſo mehr wandten ſich die Hoffnungen der Italiener nach Konſtantinopel hin. Ein Senator Albinus ward der hochverrätheriſchen Correſpondenz mit dem byzant. Hof angeklagt. In dieſen Proceß wurde auch der berühmte Boëthius, der ſich deſſelben allzu lebhaft annahm, mitverwickelt, verurtheilt und hingerichtet; ebenſo deſſen Schwiegervater Symmachus. Bald darauf ſtarb T. 30. Aug. 526 und wurde bei Ravenna in einem noch erhaltenen großartigen Mauſoleum beigeſetzt. Aber der Fanatismus der rechtgläubigen Katholiken ließ ſpäter dem Leichnam keine Ruhe, und die Aſche des großen Königs ward in alle Winde zerſtreut. Vgl. Dahn, «Die Könige der Germanen» (Abth. 3, Würzb. 1866).

Theodōrus von Mopſueſtia, ein ausgezeichneter Kirchenlehrer des Alterthums und das eigentliche Haupt der Antiocheniſchen Schule (ſ. d.), war aus Syrien gebürtig und empfing, wie zahlreiche chriſtl. Zeitgenoſſen, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung durch den heidniſchen Philoſophen Libanius. Nach Vollendung ſeiner Studien wurde er Mönch. Auf Zureden des Chryſoſtomus verließ er das Kloſter, wohin er aber nachmals wieder zurückkehrte. Später wurde er Diakonus zu Antiochia und zuletzt Biſchof von Mopſueſtia, wo er 429 ſtarb. Seine theol. Richtung war allen idealiſtiſchen Speculationen abgewandt, gegenüber welchen er mit nüchternem Sinn für die erfahrungsmäßige Wirklichkeit das praktiſch-ſittliche Intereſſe und das Recht der hiſtor. Forſchung vertrat. Die antiocheniſche Chriſtologie, welche die wahre geſchichtliche Menſchheit und ſittliche Entwickelung Jeſu betonte, aber die perſönliche Einheit des Menſchen Jeſus mit der präexiſtenten Logosperſönlichkeit nicht genügend zu erklären wußte, wurde von ihm zuerſt wiſſenſchaftlich ausgebildet. Im Streite des Auguſtinus und Pelagius nahm er im Intereſſe der für eine ſittliche Weltanſchauung unentbehrlichen Willensfreiheit für den letztern Partei. Dafür galt er der ſpätern Rechtgläubigkeit als Hauptbegründer des Pelagianismus und des Neſtorianismus, weshalb er auf dem fünften ökumeniſchen Concil zu Konſtantinopel 533 als Ketzer verdammt wurde. Beſonders hervorragend waren ſeine Leiſtungen als Schriftforſcher. Mit dem Streben nach treuer Erfaſſung des wörtlichen Sinns verband er eine zu ſeiner Zeit ſchon faſt unerhörte Freimüthigkeit der hiſtor. Kritik, welche neben ſeinen dogmatiſchen «Ketzereien» wol die Haupturſache geworden iſt, daß ſeine zahlreichen Werke frühzeitig untergingen. Von ſeinen exegetiſchen Schriften ſind noch Fragmente vorhanden; ſeinen Commentar über die zwölf kleinen Propheten gab Ang. Mai in der «Scriptorum veterum nova collectio» (2 Bde., Rom 1827) heraus. Eine Ausgabe der ſämmtlichen noch vorhandenen Werke T.'s begann Wegnern (Bd. 1, Berl. 1834). Vgl. Fritzſche, «De Theodori Mopsuestiani vita et scriptis» (Halle 1837).

Theodoſius I., der Große, röm. Kaiſer von 379—395, ward 345 zu Cauca im tarraconenſiſchen Spanien geboren. Sein Vater T. hatte unter Valentinian I. Britannien vortrefflich verwaltet und gegen die Einfälle der Picten und Scoten vertheidigt, darauf in Afrika 373 den mauriſchen Fürſten Firmus, der ſich mit Hülfe der hartbedrückten Donatiſten eines Theils der röm. Provinz bemächtigt hatte, unterworfen, war aber 376 unter Kaiſer Gratian einer gegen ihn gerichteten Cabale unterlegen und zu Karthago hingerichtet worden. Der Sohn diente zuerſt unter ſeinem Vater und erhielt dann das Commando in Möſien. Nach dem Tode des Vaters ging er aber nach Spanien zurück, wo er als Privatmann lebte, bis Gratian 379 ihn zur Mitregentſchaft berief und ihm den Oſten zur Regierung gab. T. zeigte ſich der Erhebung werth, nament-

lich dadurch, daß er den fürchterlichen Verheerungen der Gothen in den Ländern südlich der Donau durch tüchtige Kriegführung und kluge Unterhandlungen ein Ziel setzte. Den Westgothen wurden, als sie sich 382 unterwarfen, feste Sitze in Mösien angewiesen und 40000 von ihnen in röm. Kriegsdienst aufgenommen. Gratian wurde 383 von Maximus, der in Britannien und Gallien zum Kaiser ausgerufen worden, besiegt und ermordet. T. erkannte den Sieger an; doch sollte Valentinian II. unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina im ruhigen Besitz von Afrika, Italien und Illyricum verbleiben. Als Maximus dennoch 387 in Italien einfiel, zog T., der trotz seiner strengen Rechtgläubigkeit die schöne Galla, der arianischen Justina Tochter, geheirathet hatte, 388 gegen ihn, schlug ihn und ließ ihn tödten. Zum Verwalter des Westens unter Valentinian bestellte T. den Arbogast (s. d.), der sich als Statthalter von Gallien im Kampfe gegen die german. Völker bewährt hatte. Indessen gerieth dieser mit Valentinian in Zwist, ließ ihn 392 tödten und erhob den Eugenius zum Kaiser. 394 schlug jedoch T. den Arbogast bei Aquileja, worauf Eugenius hingerichtet wurde. T. war nun alleiniger Herrscher; aber schon 17. Jan. 395 starb er zu Mailand, nachdem er seinen ältern Sohn Arcadius im Osten, den jüngern Honorius im Westen zum Kaiser eingesetzt hatte. Auch der Verwaltung des Reichs hatte sich T. mit Sorgfalt angenommen. Sein Eifer für die rechtgläubige athanasische Kirche, deren Häupter er 381 zu Konstantinopel zum ökumenischen Concil versammelte, führte ihn jedoch zu weit. Er selbst beugte sich vor dem Ansehen der Geistlichkeit, und als ihm 390 der heil. Ambrosius (s. d.) zu Mailand wegen der Grausamkeit, mit der er einen Aufstand zu Thessalonich unterdrückt hatte, den Eintritt in die Kirche verweigerte, unterwarf er sich willig einer achtmonatlichen strengen Buße. Aber er räumte auch in weltlichen Dingen der Geistlichkeit zu viel Einfluß ein und ließ sich nicht blos zur Verfolgung des Heidenthums, dessen strenges Verbot die Zerstörung vieler alten Tempel und Kunstwerke mit sich führte, sondern auch zur ungerechten Härte gegen die christl. Ketzer, Arianer und Manichäer, hinreißen. — Sein Enkel T. II. folgte, sieben Jahre alt, 408 seinem Vater Arcadius als Kaiser des oström. oder Byzantinischen Reichs (s. d.). Für ihn, der gutmüthig, aber schwach, seine Zeit zwischen Andachtsübungen und Vergnügungen, namentlich der Jagd und der Beschäftigung mit dem Schönschreiben (daher Kalligraphos genannt) theilte, regierte seine zwei Jahre ältere Schwester Pulcheria, welche 414 den Titel einer Augusta (Kaiserin) erhielt. Seine Gemahlin war seit 421 die schöne und gelehrte, aber herrschsüchtige Athenais, nach der Taufe Eudoxia genannt, Tochter eines athen. Philosophen Leontius, die 440 durch die Eifersucht der Pulcheria gestürzt wurde und seitdem bis zu ihrem Tod 460 zu Jerusalem lebte. T. II. starb 450. Von ihm hat der Theodosianische Codex, eine Sammlung kaiserl. Constitutionen von Konstantin an, den Namen, der als Gesetzbuch 438 und in demselben Jahre auch im weström. Reiche unter Valentinian III. publicirt wurde. Unter den ältern Ausgaben ist wegen des vortrefflichen Commentars die von Gothofredus (Leyd. 1665; neue Ausg. von Ritter, Lpz. 1736), unter den neuern die von Hänel (Bonn 1842) wegen Vollständigkeit und Behandlung des Textes ausgezeichnet.

Theognis von Megara, ein bedeutender griech. Dichter auf dem Felde der gnomischen Elegie, dessen Blüte ungefähr in die zweite Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr. fällt, war seiner Geburt wie seiner Gesinnung nach ein entschiedener Aristokrat und wurde daher, als in Megara nach dem Sturze des Tyrannen Theagenes durch die Aristokraten bald eine starke demokratische Reaction eintrat, mit seinen Parteigenossen aus der Heimat vertrieben und seiner Güter beraubt. Er zog nun in Griechenland und Sicilien umher und hielt sich an verschiedenen Orten, offenbar bei Gesinnungsgenossen, als Emigrant auf. Als dann die aristokratische Partei mit Waffengewalt die verlorene Herrschaft in Megara wieder gewann, kehrte auch T. zurück und lebte mit durch das Alter gemäßigter Gesinnung in seiner Heimat, wahrscheinlich bis nach den Perserkriegen. Unter seinem Namen ist uns eine Sammlung von Gedichten in elegischem Versmaß (im ganzen 1388 Verse) erhalten, welche zum größern Theil polit. und moralischen Inhalts sind, also der gnomischen Poesie angehören, zum kleinern Theil auf heitern Lebensgenuß und Knabenliebe sich beziehen. Dieselben bilden weder ein zusammenhängendes Ganzes, noch bestehen sie aus einzelnen in sich abgerundeten und abgeschlossenen Gedichten, sondern die ganze Sammlung ist eine mosaikartige Zusammenstellung von lauter Bruchstücken, von denen mehrere als andern Dichtern (dem Tyrtäos, Mimnermos und Solon) angehörig bezeugt sind: also eine Art Anthologie aus den Werken der ältern griech. Elegiker, die im spätern Alterthum selbst, wahrscheinlich zu Unterrichtszwecken angelegt und mit dem Namen desjenigen Dichters, aus dessen Werken die größte Anzahl der Bruchstücke entlehnt ist, bezeichnet worden ist. Die Sammlung ist besonders herausgegeben von Bekker (Lpz. 1815 und Berl. 1827) und von Welcker (Frankf. 1826); auch steht sie in den Sammel-

werken von Schneidewin («Delectus poetarum elegiacorum Graecorum», Gött. 1838) und Bergk («Poetae lyrici graeci», 3. Aufl., Lpz. 1868). Deutſche Ueberſetzungen lieferten Thudichum (Frankf. 1828) und Weber (Bonn 1834). Vgl. Rintelen, «De Theognide Megarensi poeta» (Münſt. 1863) und Nietzſche, «Zur Geſchichte der Theognideiſchen Spruchſammlung» im «Rheiniſchen Muſeum» (Bd. 22).

Theogönie heißt bei den Alten die Lehre von der Erzeugung und Abſtammung der Götter. Die erſte griechiſche T. ſoll Muſäos geſchrieben haben, die aber nicht mehr vorhanden iſt. Ebenſo ſind die T. des Orpheus und anderer verloren gegangen; nur die des Heſiod (ſ. d.) iſt noch erhalten.

Theokrätie, d. h. Gottesherrſchaft, wird eine Staatsverfaſſung genannt, bei der man Gott ſelbſt als den Regenten und die geltenden Geſetze als Befehle Gottes betrachtet. Die Prieſter ſind dabei, als Verkündiger und Ausleger der göttlichen Befehle, die Stellvertreter des unſichtbaren Regenten, der aber auch andere Auserwählte zu dieſer Würde berufen kann. Dieſe Staatsform ſetzt einen noch naiven Geiſteszuſtand und einfache Lebensverhältniſſe des Volks voraus und war darum nur bei einigen Völkern des Alterthums mehr oder weniger in Wirkſamkeit. Beſonders berühmt iſt die theokratiſche Staatsform, welche Moſes den Hebräern gab.

Theokrit (griech. Theokritos), der bedeutendſte bukoliſche Dichter aller Zeiten, ein Sohn des Praxagoras und der Philine, war in Syrakus (nach andern auf der Inſel Kos) um 300 v. Chr. geboren. Als junger Mann ging er ſeiner Studien wegen nach Alexandrien, wo er den Unterricht zweier als Grammatiker und Dichter bekannter Männer, des Asklepiades von Samos und des Philetas von Kos, genoß und ſich die Freundſchaft des Dichters Arotos von Soloi und des Arztes Nikias von Milet, auch die Gunſt des Königs Ptolemäus Philadelphus erwarb. Auch in Syrakus hat er ſich längere Zeit aufgehalten und ſcheint dort dem König Hieron II. nahe geſtanden zu haben: die nur von einem ganz unglaubwürdigen Berichterſtatter mitgetheilte Erzählung, daß dieſer den Dichter wegen Schmähungen habe hinrichten laſſen, iſt gewiß falſch. T. iſt der Begründer derjenigen Dichtgattung, welche man die bukoliſche, d. i. Hirtendichtung, oder die Idylle (ſ. d.) nennt; doch hat er dieſelbe nicht frei erfunden, ſondern dafür volksmäßige Elemente, wie ſie beſonders in Sicilien vorlagen, und literariſche Vorbilder (hauptſächlich die Mimen des Sophron) benutzt und daraus eine neue, dem Geſchmack ſeiner Zeit, welche ſich aus der Ueberfeinerung in die geſunde Luft des einfachen Naturlebens flüchtete, zuſagende Literaturgattung geſchaffen. Seine Dichtungen, beſonders ſoweit ſie Scenen aus dem Hirtenleben oder Genrebilder aus dem niedern Bürgerſtande geben, ſind ausgezeichnet durch feinen Sinn für das Natürliche und Volksthümliche, frei von aller Sentimentalität und künſtlicher Allegorie, voll Wahrheit und Kraft in der Charakterſchilderung, hier und da auch Derbheit und geſunde Sinnlichkeit nicht verſchmähend. Im ganzen ſind 30 größere Gedichte, meiſt in Hexametern, und 26 Epigramme unter ſeinem Namen erhalten; manche davon gehören aber ſpätern Nachahmern des Dichters an. Unter den ſehr zahlreichen Ausgaben ſind die von Ahrens (Textausgabe, Lpz. 1856; kritiſche Ausgabe mit den Scholien, 2 Bde., Lpz. 1855 und 1859), von Meineke (Berl. 1856), von Fritzſche (mit deutſchem Commentar, Lpz. 1857; mit lat. Commentar, 1865 fg.) und von Ziegler (Tüb. 1858), unter den deutſchen Ueberſetzungen die von E. Mörike und F. Notter (Stuttg. 1855) hervorzuheben. — Von dem Dichter iſt zu unterſcheiden der Rhetor T. von Chios, ein Zeitgenoſſe und Gegner des Ariſtoteles, Verfaſſer von Chrien, einer Geſchichte Libyens und von Briefen.

Theologie (vom griech. theologia), der Wortbedeutung nach ſo viel als Lehre von Gott, bezeichnet nach allgemeinem Sprachgebrauche den geſammten Umkreis der Religionswiſſenſchaft. Bei den Griechen bedeutete das Wort urſprünglich die Lehre von den Göttern und deren Verhältniſſe zur Welt. Homer und Heſiod hießen wegen ihrer Schilderungen der Götterſagen Theologen. Innerhalb der chriſtl. Kirche kommt das Wort zuerſt ſeit dem 4. Jahrh. in eingeſchränktem Sinne als die Lehre von der Gottheit des Logos (ſ. d.) vor, und die Vertheidiger dieſer Lehre, wie der Evangeliſt Johannes und Gregor von Nazianz, erhielten den Beinamen Theologen als Ehrenprädicat. Seitdem übertrug man den Namen auf den ganzen Inbegriff der kirchlichen Gotteslehre. Im heutigen Sinne von Religionswiſſenſchaft kam der Ausdruck erſt im Mittelalter durch Abälard (ſ. d.) auf, welcher eine «Theologia christiana» ſchrieb. Schon die Scholaſtiker unterſchieden, je nach den verſchiedenen Erkenntnißquellen, eine natürliche und eine geoffenbarte T., von denen jene die auch der natürlichen Vernunft zugänglichen Wahrheiten, die letztere die durch übernatürliche göttliche Belehrung mitgetheilten Erkenntniſſe umfaßte. Als Erkenntnißquelle der geoffenbarten T. galt die Autorität der Heiligen Schrift und der kirchlichen Ueberlieferung. Der ältere Proteſtantismus behielt die Unterſcheidung in theologia naturalis

und revelata bei, bezeichnete aber als einziges Princip derselben die Heilige Schrift. Je nach der Form des Vortrags unterschied man die akroamatische oder wissenschaftliche und die katechetische oder populäre T., ferner die thetische, didaktische oder positive (systematische) und die polemische T.; je nach der Verschiedenheit des Inhalts die theoretische und die praktische T. Insofern unter T. nur die streng systematische Darstellung der Religionswissenschaft verstanden wird, fällt sie mit der theoretischen T. oder der Dogmatik (s. d.) zusammen, sofern man aber den Ausdruck auf den ganzen Inbegriff der zur Religionswissenschaft gehörigen und zur Ausübung des geistlichen Berufs erforderlichen Kenntnisse erstreckt, spricht man auch von einer exegetischen und historischen T., von denen jene sich mit der Auslegung der Heiligen Schrift, diese mit der Geschichte der christl. Kirche beschäftigt. Die Darstellung der in der Heiligen Schrift enthaltenen religiösen Vorstellungen im Unterschiede von der ihnen durch die später entwickelte kirchliche Lehre gegebenen Gestalt heißt biblische T. Im Mittelalter und noch bei den altprot. Dogmatikern wird das Wort T. bald als Inbegriff der religiösen Erkenntnisse, wobei man wol gar von einer T. Gottes selbst, der Engel und Adam's vor dem Sündenfall sprach, bald geradezu gleichbedeutend mit Religion gebraucht, und man stritt darüber, ob sie vorzugsweise etwas Praktisches oder etwas Theoretisches sei. Seit der Spaltung der kath. und prot. Kirche, welche zur Ausbildung verschiedener Lehrsysteme führte, redet man auch von einer katholischen und einer protestantischen T., und seit dem Hervortreten verschiedener theol. Richtungen innerhalb der prot. Kirche hat man sich gewöhnt, nicht nur eine luth. und eine reform., sondern auch eine rationalistische und eine supernaturalistische, eine kritische und eine speculative, eine orthodoxe, vermittelnde und freie T. zu unterscheiden.

Solange die T. in Unabhängigkeit stand von der kirchlichen Autorität, hatte sie als Wissenschaft lediglich die Aufgabe, den Glauben der Kirche zu vertheidigen und zu begründen. Die Reformation machte sie unabhängig von der kirchlichen Tradition, band sie aber um so strenger an die Autorität der Heiligen Schrift als unmittelbarer göttlicher Offenbarung, und bald genug führte die Forderung strenger Uebereinstimmung mit den Bekenntnißschriften als maßgebenden Auslegungen der Schriftlehre zu einem ähnlichen Traditionalismus wie in der kath. Kirche. Nur bei kleinern Kirchenparteien war eine vergleichungsweise unbefangenere Forschung zu Hause. Erst die neuere Zeit hat auch die theol. Forschung von den Fesseln eines äußern Autoritätsglaubens befreit und, wie auf andern Gebieten, so auch hier eine streng wissenschaftliche Behandlungsweise nach den gegenwärtigen Anforderungen ermöglicht. Die Fähigkeit der theol. Erkenntniß, sich zur wirklichen Wissenschaft zu gestalten, ist häufig, aber mit Unrecht bestritten worden. Die allgemeine Geschichte der Wissenschaften ist auch die der T., und wenn heutzutage ein roher Empirismus diesen Zusammenhang zerreißen, den äußern Buchstaben- und Autoritätsglauben in der T. wieder aufrichten, zwischen dem theol. und allem anderweitigen Erkennen eine unausfüllbare Kluft befestigen möchte, so haben die Vertreter dieses Standpunkts wenigstens kein Recht, im Namen der T. zu sprechen. Im Gegentheil richtet sich orthodoxer, pietistischer oder hierarchischer Eifer gerade gegen die theol. Wissenschaft mit besonderer Leidenschaft und gegen andere Wissenschaften nur so weit, als sie sich mit jener verbinden.

Ihrem Begriffe nach ist die T. das wissenschaftliche Selbstbewußtsein der christl. Gemeinschaft oder der Kirche und zerfällt in drei Haupttheile, die historische, systematische und praktische T. Die historische T. handelt theils von der geschichtlichen Entstehung, theils von der geschichtlichen Entwickelung der Kirche in der Welt: mit jener hat es die Bibelwissenschaft, mit dieser die Kirchen- und Dogmengeschichte zu thun. Die systematische T. hat zuerst die erfahrungsmäßigen Aussagen des frommen Selbstbewußtseins und die eigenthümlichen Gesetze religiöser Erkenntniß zu ermitteln (theol. Principienlehre), sodann den objectiven Wahrheitsgehalt der christl. Heilsidee im Zusammenhange mit aller anderweiten Erkenntniß theoretisch zu entwickeln (speculative Dogmatik), endlich den ethischen Werth des christl. Heils als des höchsten Guts in seinem Zusammenhange mit allen anderweiten Lebensgütern der Menschheit und das der Verwirklichung dieses Guts dienende individuelle und gemeinsame Leben als ein System sittlicher Willensbestimmungen darzustellen (theologische Ethik). Die praktische T. entwickelt zuerst die Idee der Kirche in ihrer lebendigen Entfaltung als gegliederter Organismus (Ecclesiastik, welche in die Lehre von der Natur des kirchlichen Lebens überhaupt, vom Kirchenamt und von den kirchlichen Ordnungen zerfällt), sodann die concrete Selbstdarstellung des kirchlichen Lebens oder die kirchliche Feier (Theorie des Cultus), endlich die auf die Verwirklichung ihrer Bestimmung gerichtete Thätigkeit der Kirche nach ihren verschiedenen Beziehungen hin (Arbeit an der Lehre, Seelsorge, Mission).

Die Geschichte der T. wird durch die Reformation in zwei Perioden getheilt. Das Bedürfniß einer theol. Wissenschaft hat so ziemlich seit den ersten Anfängen der christl. Kirche sich geltend gemacht, sobald man die Wahrheit des christl. Heilsglaubens gegen wissenschaftlich gebildete Gegner zu vertheidigen hatte. Schon der Apostel Paulus (s. d.) verwendet alle Hülfsmittel rabbinischer Gelehrsamkeit, Auslegungskunst und Dialektik, um sein Evangelium von der Aufhebung des mosaischen Gesetzes durch Christi Kreuz aus dem Alten Testament zu begründen. Wie das Christenthum ursprünglich aus der jüd. Volksgemeinde entstammte, so verehrte es mit letzterer die religiöse Autorität ihrer heiligen Schriften, lernte aber auch von ihren Schriftgelehrten die Kunstgriffe allegorischer oder, wie man sich ausdrückte, «pneumatischer» Auslegung handhaben, mittels deren der spröde Schriftbuchstabe sich erweichte und Raum lassen mußte für einen völlig neuen, dem ursprünglichen Gedankenkreise der heiligen Urkunden fremdartigen Ideengehalt. Die älteste christliche T. war also ebenso wie die jüdische T. Exegese oder Schriftgelehrsamkeit. In der griech.-röm. Welt stand um dieselbe Zeit die verwandte Kunst der Mythendeutung in Uebung, mittels deren man von den alten Göttersagen eine Brücke schlug zur platonisch-stoisch-pythagoräischen Zeitphilosophie. Die Einflüsse der letztern auf das hellenistische Judenthum erzeugten die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie, deren Ideen frühzeitig auch in die christliche T. Eingang fanden. Die jüd.-griech. Vorstellung vom göttlichen «Logos», als der personificirten weltschöpferischen und weltordnenden Vernunft, wurde schon gegen die Mitte des 2. Jahrh. von christl. Kirchenlehrern verwerthet, um die Ebenbürtigkeit des Christenthums mit der griech. Philosophie zu erweisen. Indem man die Menschwerdung des «Logos» in der Person Jesu Christi verkündigte, trat nicht nur die ältere evang. Ueberlieferung über das Leben und die Schicksale Jesu in ein neues, von der Speculation angezündetes Licht, sondern es bot sich zugleich, den neuen Zeitbedürfnissen entsprechend, die Möglichkeit, eine christl. Philosophie zu begründen, welche, vom einfachen Glauben zum Wissen fortschreitend, freudig alle geistigen Bildungsmittel der griech. Welt in Besitz nahm. Diese christl. Philosophie, wie sie von den sog. Apologeten, Justinus, Tatianus, Theophilus, Athenagoras, und von den alexandrinischen Kirchenvätern Clemens und Origenes ausgebildet wurde, stand nicht nur auf der Höhe damaliger Wissenschaft, sondern zeichnete zugleich durch ihren idealen Gedankengehalt der ganzen nachfolgenden Entwickelung des kirchlichen Denkens die Bahn. Die Ableitung aller höhern Erkenntniß von übernatürlicher Offenbarung war ebenso wie das mythologische Gewand, in welches rein geistige Wahrheiten sich kleideten, der wissenschaftlichen Bildungsstufe des Zeitalters überhaupt eigenthümlich und findet sich, wie namentlich der Neuplatonismus beweist, bei den griech. Philosophen nicht minder als bei den christl. Kirchenlehrern. Im Vergleiche mit der phantastischen Fülle göttlicher Wesen und Mächte, welche uns in den gnostischen Systemen des Zeitalters begegnet, zeichnet sich die kirchliche Logoslehre durch ihre erhabene Einfachheit aus. Als Norm für die Lehre entwickelte sich im Kampfe mit den Gnostikern die sog. Glaubensregel, ein kurzer Inbegriff der gemeinkirchlichen Ueberlieferung, an welchen auch die Wissenschaft sich gebunden hielt. Seit Mitte des 2. Jahrh. begann man auch die allmählich gesammelten Schriften des Neuen Testaments den heiligen Schriften der Juden als göttliche Offenbarung zur Seite zu stellen. Mit ihnen beschäftigte sich eine schon durch Origenes eifrig betriebene Auslegungskunst, welche seit dem 4. Jahrh. besonders von den Antiochenern nicht ohne einen Zug nüchterner histor. Kritik ausgebildet wurde, während bei den Alexandrinern die idealistische Speculation, bei den Römern und Afrikanern die Berücksichtigung der praktisch-kirchlichen und kirchenregimentlichen Interessen überwog. Während des ganzen kirchlichen Alterthums wurde die Ausbildung der kirchlichen Lehre am mächtigsten durch die Polemik gefördert, welche seit Mitte des 3. Jahrh. vorzugsweise die christologischen und trinitarischen Dogmen berührte und durch die großen Kirchenversammlungen vom 4. bis zum 7. Jahrh. ihren Abschluß fand. Die von diesen Versammlungen als in Kraft des Heiligen Geistes aufgestellten Bekenntißformeln und die Schriften der rechtgläubigen Väter gelten ebenso wie die Aussprüche der Heiligen Schrift beider Testamente als unantastbare Autoritäten. Doch kam es in den ersten Jahrhunderten nicht zur Aufstellung eines förmlichen kirchlichen Lehrsystems, und nur die abendländ. Kirche fing seit Augustinus (s. d.) an, den objectiven Dogmen von der Dreieinigkeit und Menschwerdung eine Reihe von anthropologischen Lehrstücken über Prädestination, ursprüngliche Vollkommenheit, Sündenfall, Erbsünde, über das Verhältniß von Freiheit und Gnadenwirksamkeit, Sünde und Erlösung u. a. an die Seite zu stellen. Im Morgenlande stellte Johannes von Damaskus im 8. Jahrh. das erste förmliche Lehrsystem auf. Im Abendlande fiel diese Arbeit der mittelalterlichen Scholastik anheim, welche seit Abälard (gest. 1143) und Peter dem Lombarden (gest. 1164) von der Erörterung einzelner

dogmatiſcher Fragen zur ſyſtematiſchen Zuſammenfaſſung des Lehrganzen fortſchritt. Neben der theoretiſchen T. hatte ſich allmählich auch eine praktiſche gebildet, die aus zahlreichen Synodalbeſchlüſſen (Kananes) und Regeln der Väter, ſpäterhin auch aus päpſtl. Decretalen und königl. Capitularien erwachſen war, und das ganze Gebiet des äußern kirchlichen Lebens, Kirchenverfaſſung, kirchliche Jurisdiction, Sittendisciplin, Bußweſen, Eherecht, Befugniſſe und Obliegenheiten des Klerus in ſeiner hierarchiſchen Gliederung, aber auch zahlreiche Vorſchriften über Gottesdienſtordnung, Feſte, Faſten, Gebete u. ſ. w. umfaßte. Auch dieſes weitſchichtige Gebiet kirchlicher Satzungen, aus denen das ſog. kananiſche Recht ſich entwickelt hat, fand zuerſt im Mittelalter ſyſtematiſche Darſtellung. Ein jüngerer Zeitgenoſſe Abälard's, der Mönch Gratianus zu Bologna, ſchrieb um 1150 das erſte Lehrbuch des kanoniſchen Rechts (concordantia discordantium canonum). Die kirchliche Geſchichtſchreibung, welche im 4. Jahrh. durch Euſebius (ſ. d.) von Cäſarea begründet worden war, ging im engſten Bunde mit der Profangeſchichtſchreibung her und beſchränkte ſich während des Mittelalters faſt ausſchließlich auf zahlreiche Chroniken klöſterlicher Verfaſſer. Auch die Schrifterklärung beſchränkte ſich bis ins 12. Jahrh. auf compilatoriſche Zuſammenſtellung älterer Auslegungen; ſpäter diente ſie theils dem ſcholaſtiſchen Scharfſinn, theils der religiöſen Erbauung. Die ſcholaſtiſche T. und die gelehrte Kenntniß des kanoniſchen Rechts bilden während des ganzen Mittelalters den Kern aller Wiſſenſchaft der Zeit überhaupt. Wie alle idealen Intereſſen des Lebens in der Kirche, ſo gipfelt die Wiſſenſchaft in der T. Die großen Scholaſtiker des 13. Jahrh., Alexander von Hales (geſt. 1245), Albertus Magnus (geſt. 1280), Thomas von Aquino (geſt. 1274) und Duns Scotus (geſt. 1308), umſpannten in ihren theol. Werken den ganzen Umkreis gelehrten Wiſſens der Zeit. Auch die Philoſophie, in welcher Ariſtoteles auf dem Gebiete des natürlichen Wiſſens als ebenſo unbedingte Autorität galt, wie die Heilige Schrift auf dem Gebiete des übernatürlichen, ward faſt nur als Vorſchule zur T. betrachtet.

Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſeit Ende des 15. Jahrh. eröffnete eine neue geiſtige Welt, die nichts gemein hatte mit den theol. Intereſſen. Wie das polit. und bürgerliche Leben, ſo begann auch die Wiſſenſchaft ſich immer mehr von der Vormundſchaft der Kirche zu emancipiren. Ueberall geriethen die Humaniſten mit den Schultheologen in Kampf. Die neubetriebenen claſſiſchen Studien übten bald ihre Wirkung auch auf die T., indem ſie den Zugang zu den urſprünglichen Quellen des Chriſtenthums erſchloſſen und den Abſtand erkennen lehrten zwiſchen dem einfachen Evangelium in der Heiligen Schrift und den unzähligen Satzungen der Kirche. Wie der Humanismus von dem verderbten Geſchmack und dem barbariſchen Latein der mönchiſchen Lehrer zu den claſſiſchen Muſtern des griech. und röm. Alterthums, ſo greift die Reformation von der entſtellten und verunreinigten Lehrüberlieferung der Kirche auf die claſſiſche Urkunde der göttlichen Wahrheit, die Heilige Schrift, zurück. Das Schriftſtudium wird zum Mittelpunkt der proteſtantiſchen T. Die Predigt des «lautern Evangeliums» und das Abthun der «Misbräuche» auf dem Grunde der Heiligen Schrift bildet das ausgeſprochene Ziel aller praktiſch-kirchlichen Reformen. Die erſte Glaubenslehre der jungen evang. Kirche, die «Loci communes» Melanchthon's, ſind aus Vorleſungen über den Römerbrief, dieſen «Kanon im Kanon», erwachſen. Indem die Reformation der Autorität des Papſtes, der Concilien, der Kirchenväter, der ganzen kirchlichen Ueberlieferung abſagt, bindet ſie ſich um ſo ſtrenger an das «Wort Gottes» aber an die Heilige Schrift. Die ganze prot. Polemik beruht auf der Kunſt, die Gegner mit klaren und hellen Stellen der Bibel zu ſchlagen. Die ganze wiſſenſchaftliche Beweisführung ſetzt ſich aus Bibelſprüchen zuſammen. Indem auch der älteſte Proteſtantismus mit dem Bedürfniß eines feſt ausgeprägten Dogmas, an deſſen «Bekenntniß» der Heilsbeſitz gebunden ſchien, zugleich das Bedürfniß einer unantaſtbaren äußern Lehrautorität empfand, wurde dieſe Autorität nur an anderer Stelle geſucht als bisher. Das immer ausſchließlicher dogmatiſche Intereſſe an der Heiligen Schrift als einem unfehlbaren, göttlich eingegebenen Lehrcodex ſtand nicht nur dem wiſſenſchaftlichen Verſtändniſſe der Bibel im Wege, ſondern drängte auch das Schriftſtudium ſelbſt, mit Ausnahme einer ausgezogenen Sammlung von «Bibelſtellen», hinter die Vertheidigung der in den Bekenntniſſen enthaltenen reinen Lehre und hinter die «Controverſen» gegen Papiſten, Calviniſten, Philippiſten, Synergiſten u. ſ. w. zurück. Mit dem allmöglich wieder hervorgeſuchten Apparate der mittelalterlichen Scholaſtik rüſtete ſich die orthodoxe Dogmatik des 17. Jahrh. zum Kampfe wider alle möglichen Gegner und zum Aufbau eines dem ſcholaſtiſchen nahe verwandten, mit unendlichem Scharfſinne durchgeführten Lehrſyſtems. Die Hauptvertreter der ausgebildeten luth. Dogmatik ſind Joh. Gerhard, König, Calov,

Quenstedt, Baier und Hollaz. Aehnlich wie die lutherische entwickelte sich die reformirte T., wenn auch die größere Mannichfaltigkeit der methodischen Behandlung eine etwas freiere geistige Bewegung und eine lebendigere Reproduction biblischer Anschauungsformen offen ließ. Auf dem gemeinsamen Boden der äußern Autorität und der dogmatischen Lehrüberlieferung erwies sich die katholische T. durch principielle Consequenz und innere Einheit nicht minder wie durch Festhaltung der Continuität mit der kirchlichen Vergangenheit und häufig auch in der gelehrten Kenntniß der letztern der protestantischen überlegen. Den großartigen histor. Forschungen im Gebiete des kirchlichen Alterthums, in welche die Katholiken im apologetischen Interesse sich vertieften, hatten die Protestanten wenig zur Seite zu stellen, und auch an streitfertiger Dialektik und formalphilos. Bildung gaben jene diesen nichts nach. Aber die protestantische T. zog ihre Kraft aus den, auf Entfesselung der Subjectivität gerichteten Tendenzen der Zeit, und ihre religiösen Principien erlaubten eine fortwährende Verjüngung der theol. Wissenschaft, während die Stärke des Katholicismus nur in der Bestreitung der Inconsequenzen des altprot. Standpunkts lag. Wenn die protestantische T. ihre Erkenntniß anfangs allein aus der Bibel schöpfte und alle Lehren nach den Aussprüchen der letztern beurtheilen wollte, so theilte sie diese geistige Gebundenheit mit der Philosophie, der bis ins 17. Jahrh. hinein Aristoteles, mit der Jurisprudenz, welcher das röm. und kanonische Recht als Norm und Quelle aller wissenschaftlichen Forschung galten, und selbst die Philologie, die Medicin, die Mathematik unterwarfen sich lange Zeit hindurch äußern Autoritäten. Aber dieselbe geistige Bewegung, welche in der Reformationszeit das Recht der religiösen Subjectivität gegenüber den Satzungen und Traditionen der Kirche zur Geltung brachte, führte in ihrem weitern Verlaufe dazu, das wissenschaftliche Denken auf einem Gebiete nach dem andern von den bisherigen Fesseln zu befreien. Während die Naturwissenschaften auf dem seit Baco eingeschlagenen Wege der empirischen Forschung einer großartigen Umgestaltung und Erweiterung entgegengingen, eröffnete die cartesianische Philosophie die bisher verschlossene innere Welt des Geistes und suchte alle Gewißheit menschlicher Erkenntniß in des denkenden Subjects eigenen Tiefen zu gründen. Von der unerträglich gewordenen Herrschaft des Dogma befreit, stellte die Philosophie sich frei auf sich selbst und begann nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen die Vernünftigkeit des kirchlichen Lehrbegriffs zu erweisen, an das theol. System und seine Autoritäten das kritische Messer zu legen. Seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrh. sah sich die protestantische T. überall zur Defensive gedrängt. Nachdem der Pietismus (s. d.) das orthodoxe Dogma erweicht, die Wolf'sche Philosophie es nur scheinbar und vorübergehend befestigt hatte, zog gegen Ende des Jahrhunderts der Geist der Aufklärung auch in die theol. Schulen ein. Es entbrannte der Kampf um die alten Autoritäten der Kirche und die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift, um die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung und einer übernatürlichen Beglaubigung derselben durch Wunder und Weissagungen. Gleichzeitig arbeiteten die neuerwachten exegetischen und histor.-kritischen Studien der philos. Aufklärung in die Hände und schärften das Auge für die menschliche Entstehung der biblischen Bücher, für den natürlichen Hergang der Wunderbegebenheiten, für den localen und temporellen Charakter zahlreicher im Alten und Neuen Testament enthaltenen Vorstellungen. Während der Supranaturalismus (s. d.) die Autorität der biblischen Offenbarung und die Glaubwürdigkeit der Wunder mühsam zu vertheidigen suchte, gewann seit Semler (s. d.) der Nationalismus (s. d.) die Oberhand, welcher eine übernatürliche Offenbarung nur für möglich, aber unerweisbar erklärte, und den Inhalt derselben jedenfalls auf das auch der natürlichen Vernunft einleuchtende Gebiet der allgemein moralischen Wahrheiten beschränkte. Die nothwendige Consequenz dieses Standpunktes war die Unterscheidung zwischen dem Wesen und der geschichtlichen Erscheinung der christl. Religion, von denen jenes durch philos., diese durch histor.-kritische Forschung auszumitteln sei. Einmal von den alten Autoritäten erlöst, begann auch in der T. das denkende Subject seine unveräußerlichen Rechte zurückzufordern und das kirchliche Dogma, wie jedes andere Lehrsystem, die biblischen Urkunden wie alle andern Geschichtsquellen zu prüfen. Hatte die T. früher der Philosophie nur einen formellen oder methodischen Werth, aber weder ein constitutives noch ein kritisches Ansehen in Glaubenssachen eingeräumt, so mußte jetzt das dogmatische System sich bald eine kritische, bald eine speculative Bearbeitung nach Kant'schen, Fichte'schen, Schelling'schen, Hegel'schen Grundsätzen gefallen lassen. Die Kantianer setzten das Wesentliche der christl. Religion in ihren moralischen Gehalt und in die sog. Postulate der praktischen Vernunft, die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit; die Fichte'sche Schule in den Glauben an eine moralische Weltordnung, während die speculative T. unter den Einflüssen Schelling's und Hegel's gerade in den geheimnißvollsten Dogmen der Kirche, den Lehren von der Dreieinig-

keit, der Menschwerdung Gottes, der Versöhnung, der Offenbarung, dem innern Geisteszeugniß u. s. w., das ewige Verhältniß des Unendlichen zum Endlichen und das Bewußtsein des menschlichen Geistes von seiner Einheit mit dem Absoluten, nur in der Weise der sinnlichen Vorstellung, nicht des philos. Begriffs ausgedrückt fanden. Bei aller meist mehr scheinbaren als wirklichen Annäherung an das altkirchliche Dogma stand diese T. völlig auf dem Boden der modernen Weltanschauung, welche das Göttliche und Ewige der Welt und dem Menschen nicht äußerlich gegenüberstellt, sondern in seiner Immanenz, in Natur und Geschichte zu begreifen suchte. Auch Schleiermacher, welcher zuerst wieder der Religion ein selbständiges Gebiet gegenüber dem sittlichen Handeln und dem philos. Denken zu sichern wußte, suchte dieses Gebiet nicht in einer jenseitigen Welt, aus welcher uns übernatürliche Belehrungen zugeflossen seien, sondern in dem innersten Wesen des Menschengeistes und seinem Verhältnisse schlechthinniger Abhängigkeit zu dem unendlichen Grunde alles endlichen Daseins, und beschrieb die kirchlichen Dogmen als Reflexionen über innere Gemüthszustände des Menschen, in denen niemals das Göttliche als ein directes Object theoretischer Erkenntniß, sondern immer nur indirect in seiner Beziehung auf unser frommes Selbstbewußtsein gesetzt sei. Indessen hatte die Verflüchtigung des religiösen Gehalts durch die philos. Schulen eine Reaction des frommen Gefühls erzeugt, welche, durch die allgemeinen Restaurationstendenzen seit dem J. 1815 begünstigt, den ältern Autoritätsglauben von neuem erweckte und von biblischer «Gläubigkeit» bald genug zu orthodoxer Rechtgläubigkeit fortschritt. Die mit Hülfe Schleiermacher'scher und Hegel'scher Ideen versuchte Vermittelung des modernen Bewußtseins mit dem ältern dogmatischen Vorstellungskreise erwies sich immer aufs neue als Illusion, daher die einen die T. von der geistigen Cultur des Jahrhunderts vollständig absperren oder gar die Wissenschaft überhaupt zur «Umkehr» nöthigen wollten, die andern die völlige Emancipation der modernen Welt von Religion und Kirche proclamirten. Weder der einen noch der andern Richtung gehört die Zukunft an, da einerseits das theol. Denken sich der geistigen Gesammtentwickelung niemals entziehen, andererseits die allgemeine Bildung das tief in der Menschenbrust gegründete religiöse Bedürfniß nicht auf die Dauer verleugnen kann. Wenn ein roher und bildungsfeindlicher Positivismus, von den jeweiligen kirchlichen und polit. Mächten begünstigt, auch noch immer einen großen Theil der Geistlichkeit beherrscht und an der geistigen Unmündigkeit der niedern Volksklassen, zumal in der kath. Welt, einen mächtigen Rückhalt findet, so ist es doch nur ein Zeichen von Unkenntniß, wenn die «Gebildeten» die T. als solche hierfür verantwortlich machen und ein Beweis weitverbreiteter Gleichgültigkeit gegen die idealen Interessen der Menschheit, wenn sie diese Zustände ruhig ertragen. Trotz des auf ihr lastenden Drucks hat die theol. Wissenschaft niemals gefeiert und auf dem durch Schleiermacher angebahnten Wege den ewigen Gehalt des religiösen Bewußtseins, unbekümmert um verlebte Autoritäten, mit den geistigen Bildungsmitteln der Gegenwart und im Einklang mit der modernen Weltanschauung denkend reproducirt, während gleichzeitig ihre histor.-kritischen Untersuchungen über die Urzeit der christl. Kirche, die Person ihres Stifters und ihre heilige Literatur bereits gegenwärtig ein echt menschliches und geschichtliches Verständniß derselben ermöglicht haben. Arbeiten, wie sie auf dogmatischem Gebiet von Rothe, Schenkel, Ritschl, Schweizer, Batke, Schwarz, H. Lang, A. Biedermann, auf historisch-kritischem von Baur und der Tübinger Schule, von Holtzmann, Weizsäcker, Keim, Scholten, Colani u. a. geleistet worden sind, sichern dieser freien T. eine durchaus ebenbürtige Stellung auf dem Gebiete der heutigen Wissenschaft. Vgl. Karl Schwarz, «Zur Geschichte der neuesten T.» (Lpz. 1856, 4. Aufl. 1868); Schenkel, «Christenthum und Kirche im Einklange mit der Culturentwickelung» (Wiesb. 1867) und verschiedene für ein gebildetes Publikum berechnete Zeitschriften, wie die züricher «Zeitstimmen», die berner «Reformblätter», die vom Protestantenverein herausgegebenen «Protestantischen Flugblätter» u. s. w.

Theomantie nannte man im Alterthume die Wahrsagung zukünftiger Dinge durch göttliche Eingebung, die jedoch nicht an einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit gebunden war, meist auch nur bei Privatangelegenheiten stattfand und deshalb sich von dem eigentlichen Orakel (s. d.) unterschied. Man theilte die Theomanten oder Wahrsager in Besessene, welche von Dämonen besessen zu sein glaubten oder vorgaben, sodann in Enthusiasten oder Theopneusten, die von der Gottheit in eine gewisse Begeisterung sich versetzt wähnten, endlich in Ekstatiker, welche in eine Ekstase oder Entzückung verfielen.

Theon hieß ein neuplatonischer Philosoph aus Smyrna, zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., der die Werke des Plato mit Hülfe seiner mathem. Kenntnisse in einer besondern Schrift erläuterte, die zum Theil noch vorhanden ist und von Bulliald (Par. 1644) und Gelder (Leyd.

1827) herausgegeben wurde. Von ſeinen ungedruckten Schriften wurde die «De astronomia» von Martin (Par. 1849) herausgegeben. — Ebenſo erwarb ſich der alexandrin. Mathematiker und Aſtronom T. im 4. Jahrh. n. Chr., Vater der Hypatia (ſ. d.), einen bedeutenden Ruf durch Beobachtung und Beſchreibung einer Sonnenfinſterniß (365 n. Chr.), ſowie durch ſeine noch erhaltenen Commentare zu den Schriften des Aratus, Euklides und Ptolemäus. Die ſämmtlichen Schriften T.'s hat Halma (2 Bde., Par. 1821—23) mit franz. Ueberſetzung herausgegeben. — Von dieſen iſt der alexandrin. Rhetor Aelius T. zu unterſcheiden, vielleicht zu Anfang des 4. Jahrh. n. Chr., deſſen «Progymnasmata», eine für jene Zeit wegen ihrer Kürze, Beſtimmtheit und Deutlichkeit gewiß ſehr brauchbare Anleitung, von Walz in den «Rhetores Graeci» (Bd. 1, Stuttg. 1832) und beſonders von Finckh (Stuttg. 1834) bearbeitet worden ſind.

Theophänie (griech., d. i. Erſcheinung eines Gottes), in der chriſtl. Kirche das Feſt der Erſcheinung Chriſti, alſo ſo viel wie Epiphania (ſ. d.).

Theophilus, ein Vorläufer des Dr. Fauſt, war nach der Legende Vicedominus oder Biſthumsverweſer zu Adana in Cilicien. Nach dem Tode ſeines Biſchofs einſtimmig zu deſſen Nachfolger erwählt, ſchlug er aus Beſcheidenheit die ihm zugedachte Ehre aus, ward aber bald danach auf Anſtiften von Verleumdern durch den neuen Biſchof auch ſeines frühern Amts entſetzt. Da ſuchte er Hülfe bei einem zauberkundigen Juden, der ihn bei Nacht in eine Verſammlung von Teufeln führte, deren Oberſter ihn Chriſtus und Maria verleugnen und eine Verſchreibung ſeiner Seele ausſtellen hieß. Infolge deſſen am nächſten Morgen von dem Biſchofe wiederum in ſeine Würden eingeſetzt, nahm T. nun ein übermüthiges, herriſches Betragen an. Doch bald kam ihm die Reue, und durch 40tägiges Faſten und Beten bewog er Maria, daß ſie bei ihrem Sohne ſich für ihn verwendete und dem Teufel den Brief wieder abnahm, den ſie dem Reumüthigen, als er ermattet in der Kirche eingeſchlafen war, auf die Bruſt legte. Darauf erzählte T. öffentlich ſein Verbrechen und die Gnade der heil. Jungfrau und ſtarb am dritten Tage. Dieſe Legende, deren griech. Urſprung auf einen gänzlich unbekannten Eutychianus zurückgeführt wird, kam während des 10. Jahrh. durch einen ebenfalls unbekannten neapolit. Prieſter Paulus ins Abendland, wo ſie ſich ſehr raſch und weit verbreitete. Noch während des 10. Jahrh. begegnet man einer Bearbeitung in lat. Verſen unter den jetzt freilich angezweifelten Werken der Nonne Roswitha (ſ. d.), und noch vorzüglicher behandelte ſie in lat. Verſen der 1123 geſtorbene Biſchof von Rennes, Marbod (gedruckt in den «Actis Sanctorum», 4. Febr., und in «Hildeberti Turonensis et Marbodi opera», herausg. von Beaugendre, Par. 1708). Zu einem ſchönen franz. Gedichte geſtaltete ſie der nach 1236 geſtorbene Gauthier de Cainſy (gedruckt in «Oeuvres de Rutebeuf», herausg. von Jubinal, Bd. 2), und der mittelrhein. Verfaſſer des «Alten Paſſional» nahm ſie unter ſeine Marienlegenden auf («Marienlegenden», herausg. von Pfeiffer, Stuttg. 1846). Eine niederländ. metriſche Bearbeitung des 14. Jahrh. gab Blammaert heraus («Theophilus», Gent 1836). Dramatiſch ward die Legende zuerſt in franz. Sprache bearbeitet durch Rutebeuf, einen ausgezeichneten Trouvère des 13. Jahrh. («Oeuvres», herausg. von Jubinal, 2 Bde., Par. 1839), dann wiederholt während des 14. und 15. Jahrh. in niederdeutſcher Sprache. Hoffmann von Fallersleben gab ſolche niederdeutſche Schauſpiele aus einer trierer (Hannov. 1853) ſowie aus einer ſtockholmer und helmſtedter Handſchrift (Hannov. 1854) heraus. Nicht ſelten auch findet ſich die Legende vom T. eingeſchoben in größere Werke, und noch häufiger begegnen Anſpielungen auf dieſelbe in lat., deutſcher, angelſächſ., isländ., ſchwed., franz. und ſelbſt ſpan. Literatur. Ja ſogar bildlich hat man ſie in franz. Kirchen dargeſtellt. Mit dem 16. Jahrh. ſcheint ſie zu verſchwinden.

Theophraſtus, griech. Philoſoph, geb. um 390 v. Chr. zu Ereſos auf der Inſel Lesbos, erhielt hier eine vortreffliche Erziehung und kam dann nach Athen, wo er zuerſt ein Schüler des Plato, darauf des Ariſtoteles wurde. Er machte in der Philoſophie und Beredſamkeit ſo große Fortſchritte, daß Ariſtoteles ihn zu ſeinem Nachfolger als Haupt der peripatetiſchen Schule beſtimmte. In dieſer Stellung erlangte T. einen ſo hohen Ruf, daß er 2000 Schüler gehabt haben ſoll. Sein Ruhm verbreitete ſich auch ins Ausland, und er erhielt Einladungen von Ptolemäus nach Aegypten und von Kaſſander nach Macedonien. In ſeinen Reden zeigte er viel Würde und Anmuth. Wegen dieſer letztern Eigenſchaft ſoll Ariſtoteles ſeinen urſprünglichen Namen Tyrtamus zuerſt in Euphraſtus, d. h. ſchöner Redner, und dieſen nachher in Theophraſtus, d. h. göttlicher Redner, verwandelt haben. T. ſtarb 85, nach andern 106 J. alt. Das ganze athen. Volk wohnte ſeinem Leichenbegängniſſe bei. Er war Verfaſſer einer großen Anzahl dialektiſcher, metaphyſiſcher, moraliſcher und phyſik. Schriften; Diogenes zählt deren an 200 auf. Ueber den Inhalt derſelben läßt ſich bei ihrem faſt gänzlichen Verluſte kein beſtimmtes Urtheil

fällen. Man kann jedoch annehmen, daß T. bemüht gewesen, die Lehren des Aristoteles systematisch darzustellen; auch läßt seine Naturgeschichte der Pflanzen voraussetzen, daß ein Theil seiner Bemühungen, im Sinne des Aristoteles, auf positive Kenntniß der Natur gerichtet gewesen. Was man von seinen philos. Lehren weiß, bezieht sich zum Theil auf die Entwickelung einiger Consequenzen, die in den Aristotelischen Begriffen lagen; so z. B. seine Neigung, alle Veränderungen der materiellen und geistigen Welt auf Bewegung zurückzuführen. Die bekannteste seiner uns erhaltenen Schriften hat den Titel «Ethici characteres» (Sittengemälde), meist in das Komische gezeichnet und in dieser Gestalt wahrscheinlich nicht von ihm selbst. Außerdem hat man von T. noch naturhistor. Werke, unter welchen die «Naturgeschichte der Gewächse» das bedeutendste ist, und ein Fragment über Metaphysik. Die Hauptausgabe seiner Werke ist die von Schneider (5 Bde., Lpz. 1818—21); eine neuere Ausgabe der «Naturgeschichte der Gewächse» besorgte Wimmer (2 Bde., Lpz. 1854), eine Uebersetzung Sprengel (2 Bde., Altona 1822). Unter den zahllosen Ausgaben der «Charaktere» sind die von Ast (Lpz. 1816), Foß (Lpz. 1858) und Petersen (Lpz. 1859), unter den deutschen Uebertragungen derselben die von Rommel (Prenzlau 1816) und Schnitzer (Stuttg. 1859) hervorzuheben.

Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus.

Theopompos, ein angesehener griech. Geschichtschreiber, war 379 v. Chr. auf der Insel Chios geboren, mußte aber diese seine Heimat schon als zweijähriger Knabe verlassen, da sein Vater Damasistratos wegen seiner lakonischen Gesinnung verbannt wurde. Als Jüngling ging T. nach Athen und hörte den berühmtesten Lehrer der Beredsamkeit jener Zeit, den Isokrates, trat auch zunächst in verschiedenen Theilen Griechenlands und Kleinasiens als Redner auf, widmete sich aber in reiferm Alter ganz der Geschichtschreibung. 334 v. Chr. wurde ihm durch Vermittelung Alexander's d. Gr. die Rückkehr in seine Heimat gestattet, aber bald nach Alexander's Tode wurde er wieder vertrieben und ging nach kürzerm Aufenthalte an verschiedenen Orten nach Aegypten, wo er anfangs nur durch die Fürsprache einiger Freunde vor der Feindseligkeit des Königs Ptolemaeos' I. geschützt wurde, dann aber ruhig sein Leben beschlossen zu haben scheint. Seine Hauptwerke waren die «Hellenica», in 12 Büchern, eine Fortsetzung des Geschichtswerkes des Thukydides, welche die J. 411—394 v. Chr. umfaßte, und die «Philippina», in 58 Büchern, welche die Geschichte aller griech. Staaten während der Regierung des Königs Philipp von Macedonien (360—336 v. Chr.) darstellten. Die Fragmente dieser Werke sind gesammelt von Eysson Wichers (Leyd. 1829) und von C. Müller («Fragmenta historicorum Graecorum», Bd. 1, Par. 1841). — Von dem Historiker ist zu unterscheiden der attische Komödiendichter T., ein jüngerer Zeitgenosse des Aristophanes, von welchem uns noch die Titel von 20 Komödien und einige wenige Fragmente (gesammelt bei Meineke, «Fragmenta comicorum Graecorum», Bd. 2, Berl. 1840) erhalten sind.

Theorbe (ital. Tiorba), ein Saiteninstrument, dessen man sich bis nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts sowol bei der Kirchenmusik als auch bei der Oper zum Vortrage des Generalbasses bediente, und welches als Soloinstrument bei den Hofdamen Ludwig's XIV. sehr beliebt war. Die T. ist eine Gattung der Laute, von der sie sich nur durch einen längern Hals und durch tiefere Saiten unterscheidet. Nach dem Zeugnisse des Arteaga soll ein Italiener mit Namen Barbella, ein Zeitgenosse Galilei's, der Erfinder dieses Instruments gewesen sein.

Theorem, s. Lehrsatz.

Theorie (griech.) heißt wissenschaftliche Erkenntniß, einerseits im Gegensatz zur Erfahrung (Empirie), andererseits zur Praxis. In der erstern Beziehung strebt jede T. nach einer denkenden Einsicht in das Wesen, die Ursachen, Gesetze und den Zusammenhang dessen, was die Erfahrung im einzelnen vor Augen legt. In diesem Sinne spricht der Physiker von T. des Lichts, der Elektricität, der Wärme; der Astronom von einer T. des Himmels; der Physiolog von der T. der Ernährung, des Blutumlaufs; der Psycholog von der T. des Empfindens und Denkens, des Begehrens und Wollens. Nur in wenigen Fällen ist es bis jetzt gelungen, aus dem Gegebenen mit Nothwendigkeit genügende T. abzuleiten. Wo dies nicht der Fall ist, bleibt die T. mehr oder weniger Hypothese (s. d.), welche durch neue Erfahrungen widerlegt werden kann. Der Grundgedanke, auf welchem die T. ruht, ist ihr Princip (s. d.). Sie selbst besteht in der Nachweisung, daß die Folgen, welche sich für das Denken aus dem Princip ergeben, mit den thatsächlich vorliegenden Erscheinungen zusammenstimmen; daher ist die Vergleichung mit der Erfahrung der Prüfstein jeder T. Eine T. ist mehr oder weniger tief, je nachdem sie sich bei den näher liegenden Erklärungsgründen beruhigt, oder auf die letzten Grundbegriffe zurückgeht, durch welche die Erscheinungswelt aufgefaßt wird; daher das philos. Wissen als die Vollendung aller theoretischen

Erkenntniß angesehen werden muß. Im Gegensatze zur Praxis (s. d.) bezeichnet T. zunächst die bloße Erkenntniß ohne die Absicht der Anwendung derselben zu gewissen Zwecken. Man versteht darum unter einem Praktiker nicht nur den, der die Fertigkeit der Anwendung mit der theoretischen Erkenntniß verbindet, sondern auch oft den, welcher ohne die letztere durch bloße Uebung und Gewandtheit gelernt hat, gewisse Zwecke zu erreichen. Da die Bedingungen der Anwendung einer T. auf bestimmte Zwecke oft sehr mannichfaltig und verwickelt sind, so sagt man oft: es sei etwas in der T. (in thesi) wahr, in der Praxis aber (in praxi) falsch. In solchen Fällen bezieht sich die Falschheit der T. nicht auf sie selbst, sondern auf die ungünstigen Umstände der Gegenwart, in welcher es noch an den nöthigen Bedingungen fehlt, um die an sich richtige T. ins Werk setzen zu können. So verhält es sich besonders häufig mit solchen T., welche unausführbar scheinende Verbesserungen im Staatsleben bezwecken. Obgleich dieselben in der Gegenwart wie unausführbare und hohle Ideale aussehen, kann denselben gleichwol häufig eine große innere Wahrheit beiwohnen als sehr wohl erreichbaren, jedoch nur allein durch ein planmäßiges und unverdrossenes Hinarbeiten mit den richtigen Mitteln in zukünftigen Zeiten wirklich zu erreichenden Zwecken. Von solchen an sich oder in der T. richtigen Idealen, für welche die noch nicht empfängliche Gegenwart durch unablässige Bestrebungen immer empfänglicher gemacht werden kann und soll, gilt der Ausspruch Kant's, daß in sehr vielen Fällen «nichts pöbelhafter sei, als die Berufung auf die solchen Idealen angeblich widerstreitende Erfahrung, die gar nicht existiren würde, wenn die zur Realisirung eines Ideals erforderlichen Anstalten zur rechten Zeit wären getroffen worden, und an deren Statt nicht rohe Begriffe alle gute Absicht vereitelt hätten».

Theosophie (griech.), der Wortbedeutung nach so viel als Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, wird gewöhnlich im Sinne eines mehr auf unmittelbarer innerer Anschauung als auf verständiger Reflexion beruhenden Speculirens über die übersinnliche Welt gebraucht. Die Theosophen unterscheiden sich daher von den Philosophen weniger durch den Gegenstand ihres Nachdenkens, denn auch die Philosophie zieht das göttliche Wesen und seine Kundgebungen in der Welt in ihren Bereich, als vielmehr durch die Methode, da bei ihnen statt des geordneten Denkens die Thätigkeit der Phantasie und die den klaren Gedanken überwältigende große Innigkeit und Wärme der religiösen Empfindung überwiegt. Häufig berufen sich die Theosophen wie die Mystiker immer auf eine unmittelbare göttliche Erleuchtung, welche ihnen durch eine mystische Vereinigung mit der Gottheit zutheil werde. Die Heimat theosophischer Speculationen war im Alterthume der phantastische Orient. In der großen geistigen Gärung der ersten Jahrhunderte nach Christus theilte sich der phantastisch-theosophische Zug nicht nur christl. Denkern, sondern auch griech. Philosophen mit, da der überströmende Reichthum der innern Anschauungen sich nur in bildlich-sinnlicher Hülle aussprechen, nicht aber auf wissenschaftliche Begriffe zurückführen lassen wollte. Daher ist nicht nur der christl. Gnosticismus, sondern auch der Neuplatonismus durchaus theosophisch. In neuerer Zeit wurden nach verwandten Erscheinungen im Mittelalter, besonders infolge der in der Reformationszeit angebrochenen geistigen Bewegung, theosophische Ideen in reicher Fülle erzeugt, schon unter den «Täufern» des 16. Jahrh., und bei Kaspar Schwenkfeld (s. d.), später bei Val. Weigel, Jakob Böhme, Swedenborg u. a. Von der Mystik unterscheidet sich die T. dadurch, daß sie immer in der Form eines Systems oder einer zusammenhängenden Weltanschauung auftritt.

Theramenes, athen. Feldherr und Demagog, zugleich nicht unbedeutend als Redner, ein Schüler des Prodikus, gehört zu den räthselhaftesten Charakteren, die sich während der Revolutionszeit Athens im letzten Abschnitte des Peloponnesischen Kriegs, 413—404 v. Chr., ausbildeten. Seine polit. Laufbahn fällt in einen Zeitraum, wo es für den leidenschaftslosen Bürger Athens eine schwierige Aufgabe war, sich und andern zu rathen. Sein Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zeigte sich namentlich bei drei verschiedenen Veranlassungen. Zuerst tritt er als Theilnehmer an den Bewegungen auf, welche von Samos ausgingen, von da nach Athen sich verbreiteten und bald den ganzen Staat erschütterten. Hier unterstützte T. anfangs die Oligarchie und die Einsetzung des Raths der Vierhundert, der sich der Herrschaft bemächtigte und die Volksversammlung beschränkte, obgleich T. selbst, als Mitglied dieses Raths, eine Aussöhnung mit dem Volke herbeizuführen suchte. Als aber auf Anrathen des Thrasybulus das athen. Heer der bei Samos liegenden Flotte für Beibehaltung der Demokratie sich erklärte und den Alcibiades zurückrief, trat T. sofort wieder zur Volkspartei über, handelte aber dennoch nicht nach seinen Wünschen. Trotz dieses Benehmens genoß er seit Wiederherstellung der Demokratie großes Ansehen und verwaltete wichtige Aemter, sodaß er von Athen zur Abschließung des Friedens gebraucht wurde, der den Peloponnesischen Krieg beendigte. In diesem

Auftrage täuschte er das Vertrauen, indem er sich zu den entwürdigendsten Bedingungen verstand. Zum Entwurf einer neuen Verfassung für Athen wurden nun unter Lysander's (s. d.) Leitung 30 Männer, die sog. Dreißig Tyrannen, aus der Zahl der früher abgesetzten Vierhundert gewählt, denen zugleich für die Dauer ihrer Arbeit die höchste Gewalt übertragen wurde. Hier erscheint T. zum letzten mal in einer bedeutenden Stellung. Als nämlich auch er in diese Commission gewählt worden, aber sehr bald sah, daß seine Amtsgenossen nach Aufnahme spartan. Besatzung zu Gewaltschritten übergingen, drang er auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dadurch erregte er den Verdacht und Haß des mistrauischen Kritias und mußte 403 v. Chr. den Giftbecher leeren, dessen letzten Tropfen er mit den Worten ausspritzte: «Dem schönen Kritias!» Sein zweideutiges Hin- und Herschwanken zu den verschiedenen Parteien verschaffte ihm den Spottnamen Kothurnus, weil dieser an beide Füße paßt.

Therapeuten, d. i. Diener Gottes, ist der Name einer jüd., den Essäern (s. d.) verwandten Sekte, welche besonders in der Umgegend von Alexandrien, am See Mareotis, lebte. Nach dem Berichte Philo's, in dessen Schrift «De vita contemplativa», hätten sie das von der alexandrinischen Religionsphilosophie aufgestellte Ideal des Weisen durch ein der Contemplation und strengsten Askese gewidmetes Leben praktisch zu verwirklichen gesucht. Von den Essäern scheinen sie sich dadurch unterschieden zu haben, daß sie von allen bürgerlichen Gewerben sich grundsätzlich fern hielten, die Ehe allgemein verwarfen und als Einsiedler in Zellen lebten, die sie nur am siebenten Tage jeder Woche zu einem gemeinsamen Gottesdienste verließen. Nur an jedem funfzigsten Tage feierten sie ein gemeinsames frugales Mahl, bei welchem Brot, Wasser, Salz und Ysop unter gewissen geheimnißvollen religiösen Ceremonien genossen wurden. Die Partei soll bis ins 4. Jahrh. bestanden haben. Spätere Kirchenlehrer betrachteten sie, mit Beziehung auf Apostelgesch. 2,44; 4,32 fg., als christl. Asceten und fanden in ihnen das Urchristenthum als vollkommenes Mönchthum dargestellt.

Therapie oder Therapeutik ist die Lehre von der medic. Behandlung, Verhütung und Linderung der Krankheiten, von dem ärztlichen Verfahren überhaupt (daher auch Iaterie, Iatrik, d. h. Aerztekunst, genannt). Man unterscheidet eine allgemeine und eine besondere T. Letztere lehrt das von dem Arzte bei den einzelnen Krankheitsformen einzuschlagende Verfahren, erstere enthält die auf alle oder auf viele Krankheiten anwendbaren, überhaupt jedem ärztlichen Verfahren zu Grunde zu legenden Regeln. Sonach lehrt die allgemeine T. hauptsächlich, auf welche Art man durch Untersuchung des Kranken, Diagnose und Kenntniß des natürlichen Verlaufs der Uebel die Heilanzeigen findet, und welche Mittel im allgemeinen zur Erfüllung der Heilanzeigen dienen können. Diese Mittel klassificirt sie unter allgemeinere Rubriken als sog. Fundamentalmethoden, z. B. die ableitende, die auflösende, die ätzende, die nährende u. s. w. Die specielle T. zeigt das Verfahren bei den einzelnen Krankheiten in ihren verschiedenen Arten und Formen und geht sodann in der Klinik (s. d.) zu der Behandlung der einzelnen Krankheitsfälle über. Als Schlußstein der gesammten praktischen Medicin stützt sich natürlich die T. auf das ganze übrige Gebäude dieser Wissenschaft und ist sonach in ihrer Geschichte mit jener innig verbunden, in ihrer Entwickelung von derselben abhängig, also nothwendigerweise stets an Vollkommenheit hinter ihr zurückbleibend. Jedes medic. System schließt sich folgerecht mit einer seinen Voraussetzungen entsprechenden T. und findet in dem Werthe derselben seine eigene Beurtheilung. Da bisher noch kein einziges solches System eine durchgängig untrügliche T. entwickelt hat, so zieht der rationelle Arzt außer diesem auch die Erfahrung zu Hülfe und berücksichtigt daneben auch noch die Individualität des Kranken (Eklekticismus, praktischer Takt). Die Zahl der Lehrbücher der allgemeinen wie der speciellen Therapie ist ungemein groß, sowie auch fast jede Monographie über eine einzelne Krankheit die T. derselben enthält. Ueber allgemeine T. schrieben neuerdings Richter, Ruete u. a. Die specielle T. wird der Natur der Sache gemäß stets mit der speciellen Pathologie verbunden. Hierher gehören die neuern deutschen Werke von Richter, Wunderlich, Virchow, Canstatt, Lebert, Niemeyer u. a. m.

Theremin (Ludw. Friedr. Franz), prot. Theolog, geb. 19. März 1783 zu Gramzow in der Uckermark, erhielt seine Vorbildung auf dem franz. Gymnasium zu Berlin. Nachdem er in Halle studirt und sich eine Zeit lang in Genf aufgehalten, um sich zum franz. Prediger auszubilden, wurde er 1810 Nachfolger Ancillon's an der Werder'schen Kirche zu Berlin und 1815 Hof- und Domprediger, wodurch er seinen Wunsch, deutsch predigen zu können, erfüllt sah. Seit 1824 zugleich Oberconsistorialrath und geistlicher Ministerialrath und seit 1840 Honorarprofessor an der Universität, starb er 26. Sept. 1846. Durch Wort und Schrift hat sich T. als einen der besten Kanzelredner der Neuzeit bewährt. Die Regeln, die er in dem Werke «Die

Beredſamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer ſyſtematiſchen Rhetorik« (Berl. 1814; 2. Aufl. 1837) aufſtellt, ſind von ihm ſelbſt treu befolgt worden, ſowol in ſeinem «Kreuz Chriſti, Predigten» (9 Bde., Berl. 1817—41) als in den «Abendſtunden» (3 Bde., Berl. 1833—39; 3. Aufl. 1845) und vor allem in «Adalbert's Bekenntniſſen» (Berl. 1828; 2. Aufl. 1835). Außerdem hat er einiges von Cervantes und Byron überſetzt und in dem Dieſterweg'ſchen Streite ein Geſpräch «Ueber die deutſchen Univerſitäten» (Berl. 1836) veröffentlicht. Seine letzte Schrift war «Demoſthenes und Maſſillon» (Berl. 1845).

Thereſe, ſ. Lützow (Thereſe von).

Thereſe von Jeſu, die Heilige, berühmte Schriftſtellerin Spaniens, geb. 1515 zu Avila in Altcaſtilien aus adelichem Geſchlechte, wurde mit dem 20. J. in ihrer Vaterſtadt als Karmeliternonne eingekleidet, in welcher Stellung ſie 27 J. verlebte. Sie zeichnete ſich durch Frömmigkeit und ſittliche Reinheit ſo ſehr aus, daß ſie erleſen ward, den Orden in ſeiner urſprünglichen Strenge wiederherzuſtellen, und nun ſtand ſie wieder 20 J. als Muſter gläubiger Hingebung den von ihr reformirten zahlreichen Nonnenklöſtern der unbeſchuhten Karmeliterinnen vor. Sie ſtarb in dem Kloſter zu Alba de Liſte in Altcaſtilien 4. Oct. 1582. T. war eine außergewöhnliche Frau von hohen Geiſtesgaben, tiefem Gemüth, lebhafter Phantaſie, die ſich mit der ganzen Kraft ihres energiſchen Charakters dem hingab, was ſie für das höchſte Ziel des Menſchen hielt. Sie ſtellte die Entzückungen und Kämpfe ihres Herzens in der Schilderung ihres innern Lebens, in Erbauungsſchriften, in myſtiſchen Viſionen, aſcetiſchen Abhandlungen und dogmatiſirenden Briefen mit ſolcher Erregtheit, Begeiſterung, mit ſo glühender Phantaſie und hinreißender Beredſamkeit dar, daß ſie ſchon als Dichterin und Stiliſtin zu den merkwürdigſten Frauen aller Zeiten gehört. T. hinterließ fünf Werke, die ſie wider Willen und nur auf Befehl ihrer Beichtiger niederſchrieb: «Discurso ó relacion de su vida», 1562 niedergeſchrieben; «El camino de la perfeccion», ein Jahr danach für die ihrer Leitung anvertrauten Nonnen abgefaßt und noch bei ihren Lebzeiten gedruckt; «El libro de las fundaciones», ein Bericht von den Klöſtern, die ſie geſtiftet; «El castillo interior, ó las moradas», 1577 geſchrieben, ihr berühmteſtes Buch myſtiſchen Inhalts, worin ſie ſchildert, wie ſich die Seele aus ſich ſelbſt ſtufenweiſe bis in den ſiebenten Himmel, das Himmelsſchloß ihres Bräutigams Chriſti, erheben kann; «S.-Conceptos de amor de Dios», wovon ſich aber nur wenig mehr als ein Heft in der Abſchrift einer Nonne erhalten hat, da die Verfaſſerin das Original auf Befehl ihres Beichtvaters verbrannte. Die Originalhandſchriften ihrer Werke ſind auf Befehl Philipp's II. in der Bibliothek des Escurial aufbewahrt. Sie erſchienen zuerſt im Druck zu Salamanca 1587, dann zu Brüſſel 1610, zu Madrid 1627, zu Antwerpen 1630 und öfter; zuletzt von Ochoa herausgegeben in deſſen «Tesoro de las obras místicas ó religiosas de Santa-T. de Jesus, etc.» (Par. 1847). Außerdem beſitzt man von ihr eine Sammlung von Briefen an verſchiedene Perſonen, die zuerſt zu Saragoſſa 1628, dann zu Madrid 1633, zu Brüſſel 1673 und zu Barcelona 1724 gedruckt wurden. Ihre Werke ſind faſt in alle Sprachen Europas überſetzt worden; in die deutſche als «Auserleſene Schriften» (2 Bde., Frankf. 1827—32) und als «Sämmtliche Schriften» herausgegeben von Schwab (6 Bde., Sulzb. 1831—33).

Thereſienſtadt, Stadt und Feſtung im Leitmeritzer Bezirke des Königreichs Böhmen, an der Böhmiſch-Sächſiſchen Eiſenbahn (Prag-Dresden), auf beiden Seiten der Eger unweit der Mündung dieſes Fluſſes in die Elbe gelegen und bis zur Elbe hinüberreichend, in einer überaus fruchtbaren, obſtreichen Gegend, das böhm. Paradies genannt, hat (außer Militär) nur 1500 E., iſt aber als ein Hauptwaffenplatz für Böhmen und als Kriegslager, in welchem 16000 Mann bequem Platz finden können, von Bedeutung. Die weitläufigen Feſtungswerke können durch den an der linken Seite der Eger gegrabenen Ausfluß unter Waſſer geſetzt werden, mittels Schleuſen, die durch eine Citadelle gedeckt ſind. T. wurde an der Stelle des raſirten Dorfs Kopiſt von der Kaiſerin Maria Thereſia, die ihm den Namen gab, 1780 gegründet und von Joſeph II. vollendet. Im deutſchen Kriege von 1866 geſchah aus der Feſtung T. noch 28. Juli ein Ausfall gegen die preuß. Rückzugslinie, indem der öſterr. Commandant von dem Waffenſtillſtandsabſchluſſe vom 26. Juli in Unkenntniß gelaſſen worden war. — T. oder Thereſiopel, auch Maria-Thereſiopel (ungar. Szent-Maria-Szabadka), heißt auch eine königl. Freiſtadt im ungar. Comitate Bács-Bodrog, in der großen Ebene zwiſchen Donau und Theiß, unweit des an roher Soda reichen Palitſcherſees, zwiſchen Zombor und Szegedin. Die Stadt zählt (Oct. 1857) 53499 E. (ohne Militär), darunter viele Raizen, iſt weitläufig gebaut und hat mehrere anſehnliche Gebäude, wie die Hauptkirche St.-Thereſia, die Franciscanerkirche, die ſchöne griech. Kirche, das kath. Gymnaſium, das Stadthaus und die große Kaſerne. Außer Gerberei und Stiefelmann-

factur, Leinweberei und Färberei, treibt die Bevölkerung besonders Landwirthschaft, namentlich Tabacksbau, Obstbau und Viehzucht auf der umliegenden, der Stadt gehörenden, 30 Q.-M. großen Ebene sowie starken Handel mit Pferden, Hornvieh, Schafen, rohen Häuten und Wolle.

Theriak, ein berühmtes Gegengift in Form einer Latwerge, wurde von Andromachus aus Kreta, dem Leibarzte des Kaisers Nero, zusammengesetzt und in einem Gedichte beschrieben, welches uns durch Galen in seiner Schrift «De antidotis» aufbehalten worden ist. Dieser T. ist eine Zusammensetzung von fast 70 Arzneimitteln, deren einige ganz unwirksam, andere sich untereinander ganz entgegengesetzt sind. Doch hat er sich bis in die neuere Zeit in Ansehen erhalten, und es ist noch nicht lange her, daß ihn die Apotheker in Venedig, Holland, Frankreich mit gewissen Feierlichkeiten im Beisein der Magistratspersonen zusammensetzen mußten.

Thermä, s. Termini.

Thermen (thermae), ein griech. Wort, welches warme Quellen und warme Bäder bezeichnet. Als bei den Römern statt der frühern einfachen kalten und warmen Bäder (balnea), die, wie es scheint, Privatunternehmungen waren, größere öffentliche Badeanstalten aufkamen, wandte man für diese den Namen T. an. Man begnügte sich aber dabei nicht mit der bloßen Badeeinrichtung, sondern verband mit diesen Anstalten noch weitläufige Anlagen zu Leibesübungen, zur Unterhaltung, zu Spaziergängen und wissenschaftlichen Vorträgen, auch Bibliotheken und Kunstsammlungen, und entfaltete hierin wie in der architektonischen Ausschmückung den reichsten Luxus. Zu Rom legte zuerst Agrippa solche T. zu unentgeltlicher Benutzung unter Augustus auf dem Marsfelde an, zu denen das noch erhaltene Pantheon (s. d.) gehörte. Ihm folgte ebenda Nero, dessen T. Alexander Severus erneuerte. Dann baute Titus auf dem Esquilin seine großen T., denen Trajan kleinere, für Frauen bestimmte hinzufügte. Noch umfänglicher und prächtiger waren die von Caracalla südöstlich vom Aventin in der Piscina publica genannten Region angelegten T., die wieder durch die von Diocletian auf dem östlichsten Theile des Quirinal erbauten überboten wurden. Die letzte Anlage dieser Art waren die T. des Konstantin auf dem westlichsten Theile des Quirinal, von denen nur noch geringe Reste erhalten sind, während von denen des Titus, des Caracalla und des Diocletian noch sehr ausgedehnte Ruinen vorhanden sind. Für die innere Einrichtung dieser Anlagen sind die an Umfang und Pracht freilich den römischen weit nachstehenden zwei Thermengebäude in Pompeji von großer Wichtigkeit. Ueber die Einrichtung der T. der Alten, s. Bad. Vgl. Palladio, «Le terme dei Romani disegnate» (Vicenza 1785); Blouet, «Restauration des thermes d'Antonin Caracalla à Rome» (Par. 1828); Guhl und Koner, «Das Leben der Griechen und Römer» (Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1864).

Thermidor, d. i. Hitzemonat, war in dem Kalender der franz. Republik der elfte Monat; derselbe dauerte vom 19. Juli bis zum 18. Aug. Geschichtlich berühmt ist der 9. T. des Jahres II (27. Juli 1794), an welchem Tage durch Robespierre's Sturz das Regiment des Terrorismus sein Ende nahm. Besonders war es Tallien (s. d.), der auf Robespierre und dessen Genossen, Saint-Just und Couthon, den ersten entschiedenen Angriff wagte. Nach der Katastrophe nannte man die Sieger, welche die Reaction zur Herstellung der Monarchie fortsetzten, Thermidoristen (Thermidoriens). Vgl. Duval, «Souvenirs thermidoriens» (2 Bde., Par. 1844).

Thermoelektricität heißt die auf Krystallen beim Erwärmen und Erkalten hervortretende Elektricität, die man zuerst an nicht symmetrisch gebildeten Krystallen, wie Turmalin, Boracit u. s. w. wahrnahm, von der aber in neuester Zeit Hankel gezeigt hat, daß sie auch an den symmetrischen Krystallen, wie Topas, Schwerspat, Aragonit u. s. w., erzeugt wird. Während bei den erstern Krystallen die beiden unsymmetrisch ausgebildeten Enden einer Krystallachse entgegengesetzte Polarität besitzen, zeigen die symmetrisch ausgebildeten Enden einer solchen Achse dieselbe Polarität. Mit dem Namen der T. oder auch des Thermomagnetismus bezeichnet man ferner die von Seebeck entdeckte galvanische oder strömende Elektricität, welche in einem aus zwei gebogenen Streifen verschiedenartiger Metalle zusammengelötheten Kreise entsteht, wenn nur die eine der beiden Lötstellen erhitzt wird. Dieser Thermomagnetismus ist von besonderer Wichtigkeit geworden, da er ein äußerst feines Mittel zur Messung der strahlenden Wärme geliefert hat, den sog. Thermomultiplicator oder die Melloni'sche Säule. Diese Säule besteht aus dergestalt aneinandergelötheten Antimon- und Wismutstäbchen, daß einerseits alle ungeraden und andererseits alle geraden Lötstellen nebeneinander liegen. Die Enden des ersten und letzten Metallstäbchens werden mit den Enddrähten eines Galvanometers (s. d.) oder elektromagnetischen Multiplicators verbunden. Läßt man dann auf die berußten Lötstellen der einen Seite Wärmestrahlen fallen, so entsteht durch die Erwärmung der getroffenen Lötstellen ein elektrischer Strom, welcher durch das Galvanometer angezeigt und gemessen wird.

Thermometer oder Wärmemeſſer. Die Einrichtung des T. gründet ſich auf die Erfahrung, daß alle Körper, und zwar am ſtärkſten die luftförmigen und dann die tropfbarflüſſigen, durch die Wärme ausgedehnt werden, ſodaß man die Größe dieſer Ausdehnung zum Maße der Wärme ſelbſt machen kann. Die gewöhnlichſten T. beſtehen aus einer in ihrer ganzen Länge gleichweiten Glasröhre mit einer unten angeblaſenen Kugel, welche nebſt einem Theile der Röhre mit Queckſilber oder Weingeiſt gefüllt, dann oben luftleer gemacht und zugeſchmolzen iſt. Da ſich das Queckſilber oder der Weingeiſt beim Erwärmen ſtärker ausdehnt und beim Erkalten ſtärker zuſammenzieht als das Glas, ſo muß die Flüſſigkeit in der engen Röhre des T. beim Erwärmen ſteigen und beim Erkalten fallen. Um dieſes Steigen und Fallen an allen Orten und mit verſchiedenen T. auf vergleichbare Weiſe meſſen zu können, hat man zwei feſte Punkte (Fundamentalpunkte) an jedem T. angenommen, die gewiſſen, überall leicht wiederzufindenden Temperaturen entſprechen. Der eine derſelben (der Froſtpunkt) wird beſtimmt, indem man das übrigens fertige T. in ſchmelzendes Eis, der andere (der Siedepunkt), indem man es in den Dampf des bei einem beſtimmten Luftdrucke ſiedenden Waſſers taucht und die Punkte auf der Röhre des T. markirt, wo das Queckſilber in beiden Fällen ſteht. Der Raum zwiſchen beiden Punkten wird dann in eine gewiſſe Anzahl gleicher Theile, Grade genannt, abgetheilt, welche durch Striche auf der Röhre ſelbſt oder auf einer neben ihr befeſtigten Scala angegeben werden. Mehrere ſolcher Grade gleicher Größe pflegt man dann auch noch oberhalb und unterhalb der Fundamentalpunkte aufzutragen. In der Art der Graduirung ſtimmen nicht alle T. überein, und es ſind namentlich folgende drei in Gebrauch. Bei dem im gewöhnlichen Leben in Deutſchland, Rußland, Südeuropa gebräuchlichen Réaumur'ſchen T. iſt der Abſtand zwiſchen beiden Fundamentalpunkten oder der Fundamentalabſtand in 80 Grade, bei dem in Frankreich faſt ausſchließlich und auch in Deutſchland von Chemikern und Phyſikern großentheils gebrauchten hunderttheiligen, Centeſimal- oder Celſius'ſchen T. in 100 Grade, bei dem in England und Nordamerika gebrauchten Fahrenheit'ſchen T. in 180 Grade getheilt, ſodaß alſo 4° R.(éaumur) = 5° C.(elſius) und 9° F.(ahrenheit) ſind. (S. Réaumur, Celſius und Fahrenheit.) Bei dem Réaumur'ſchen und hunderttheiligen T. iſt ferner der Froſtpunkt mit 0°, der Siedepunkt bei dem erſtern mit 80°, bei dem letztern mit 100° bezeichnet; bei dem Fahrenheit'ſchen T. aber iſt der Froſtpunkt mit 32°, der Siedepunkt mit 212° bezeichnet, und 0° liegt hier mithin 32 Grad tiefer als der Gefrierpunkt des Waſſers. Die Grade unter Null werden mit — oder als Kältegrade bezeichnet. Das Queckſilber iſt im allgemeinen dem Weingeiſt und andern Flüſſigkeiten zur Verfertigung der T. vorzuziehen, weil es einen ſehr tiefen Gefrierpunkt (— 32° R.) und ſehr hohen Siedepunkt (+ 288° R.) hat, mithin innerhalb weiter Temperaturgrenzen ſeine Anzeigen geben kann, und ſich zwiſchen dem Froſt- und Siedepunkte des Waſſers ſehr nahe gleichförmig ausdehnt. Dieſe Gleichförmigkeit erſtreckt ſich jedoch nicht in gleicher Weiſe über 80° R. hinaus, ſodaß das Queckſilberthermometer von da an um ſo mehr zu hohe Anzeigen gibt, je näher das Queckſilber dem Sieden kommt. Weingeiſtthermometer empfehlen ſich dagegen zur Beobachtung bei großen Kältegraden, wo das Queckſilber gefrieren oder dem Gefrieren nahe kommen würde. Die Anfertigung genauer T. erfordert ſo viel Vorſicht, eine ſo ſorgfältige Auswahl der Glasröhren, Reinheit des Queckſilbers, Genauigkeit bei Beſtimmung der Fundamentalpunkte und Graduirung u. ſ. w., daß man bei gewöhnlichen T. auf keine große Genauigkeit rechnen kann, obſchon ſie zu den für das gemeine Leben erforderlichen Temperaturbeſtimmungen meiſtens hinreichend ſind. Ein beſonders zu berückſichtigender Umſtand iſt, daß der Siedepunkt der T., die vergleichbar ſein ſollen, bei demſelben Barometerſtande beſtimmt werde, weil bei verſchiedenem Drucke der Luft (ſ. Barometer) das Waſſer auch bei verſchiedener Temperatur ſiedet. Die Franzoſen beſtimmen ihren Siedepunkt bei 76 Centimeter oder 28,073 par. Zoll, die Deutſchen gewöhnlich bei 28 par. Zoll und die Engländer bei 30 engl. Zoll = 28,15 par. Zoll Barometerſtand; für alle gewöhnlichen Anwendungen iſt dieſer kleine Unterſchied zu vernachläſſigen. Einer beſondern Erwähnung bedürfen noch die ſog. Ausflußthermometer. Man füllt nämlich eine ziemlich große gläſerne Kugel, an welche eine enge, in eine feine Spitze ausgezogene Glasröhre angeſchmolzen iſt, während ſie in ſchmelzendem Eiſe liegt, alſo die Temperatur 0° beſitzt, völlig bis zur Spitze der Röhre mit Queckſilber. Wenn die Kugel nun bis zum Siedepunkte des Waſſers erhitzt wird, ſo fließt aus der offenen Spitze ein Theil Queckſilber aus, deſſen Gewicht man genau beſtimmt. Um dann die Temperatur eines Orts zu meſſen, ſtellt man die von neuem bei 0° mit Queckſilber gefüllte Kugel dort hin, ſammelt das ausgefloſſene Queckſilber und kann aus der Vergleichung ſeines Gewichts mit dem Gewichte des zuvor beim Siedepunkte des Waſſers ausgefloſſenen

Queckſilbers die geſuchte Temperatur berechnen. Weit empfindlicher als die T. mit Flüſſigkeiten ſind die Luftthermometer, in denen die Ausdehnung der Luft als Maß für die Erwärmung dient. Die Ausdehnung der trockenen Luft kann man ſelbſt bei höhern Hitzegraden der aufgenommenen Wärmemenge proportional ſetzen. Uebrigens kann man auch die Ausdehnung feſter Körper, namentlich die verſchiedene Ausdehnung der Metalle, zum Meſſen der Temperatur benutzen, wie z. B. bei Breguet's Metallthermometern und den ſog. Pyrometern (ſ. d.). Eine eigenthümliche Art, die Temperatur zu meſſen, gründet ſich auf die Erzeugung thermoelektriſcher oder thermomagnetiſcher Ströme. (S. Thermoelektricität.) Die Erfindung des T. fällt gegen Ende des 16. Jahrh.; die meiſten erkennen in Cornelius Drebbel den Erfinder deſſelben. Vgl. Burckhardt, «Die Erfindung des T.» (Baſel 1867).

Vergleichung der Thermometerſcalen von Réaumur, Celſius und Fahrenheit.

Réaumur	Celſius	Fahrenheit	Réaumur	Celſius	Fahrenheit
— 32	— 40	— 40	+ 28	+ 35	+ 95
— 28	— 35	— 31	+ 32	+ 40	+ 104
— 24	— 30	— 22	+ 36	+ 45	+ 113
— 20	— 25	— 13	+ 40	+ 50	+ 122
— 16	— 20	— 4	+ 44	+ 55	+ 131
— 12	— 15	+ 5	+ 48	+ 60	+ 140
— 8	— 10	+ 14	+ 52	+ 65	+ 149
— 4	— 5	+ 23	+ 56	+ 70	+ 158
0	0	+ 32	+ 60	+ 75	+ 167
+ 4	+ 5	+ 41	+ 64	+ 80	+ 176
+ 8	+ 10	+ 50	+ 68	+ 85	+ 185
+ 12	+ 15	+ 59	+ 72	+ 90	+ 194
+ 16	+ 20	+ 68	+ 76	+ 95	+ 203
+ 20	+ 25	+ 77	+ 80	+ 100	+ 212
+ 24	+ 30	+ 86			

Thermopylä (d. i. die warmen Thore, nach einigen daſelbſt entſpringenden warmen Quellen) oder ſchlechtweg Pylä (d. i. die Thore) nannten die Griechen den an den ſchmalſten Stellen nur für ein Fuhrwerk Raum bietenden Engpaß, welcher zwiſchen den ſteil aufſteigenden Trachiniſchen Felſen (einem Theile des Oetagebirgs) und dem Maliſchen Meerbuſen (jetzt Golf von Lamia) hinführte, und der an ſeinem öſtl. Ende durch eine im Alterthum mehrfach erneuerte Mauer mit Thoren abgeſchloſſen war. Der Paß war als die einzige Heerſtraße aus Theſſalien nach dem mittlern Hellas von großer ſtrategiſcher Bedeutung und iſt daher im Alterthum öfters der Schauplatz denkwürdiger Kämpfe geweſen. Hier leiſtete Leonidas mit ſeinen Spartanern und deren Verbündeten 480 v. Chr. dem Heere des Xerxes heldenmüthigen Widerſtand, bis die Perſer, durch einen Verräther auf einem Fußpfad (Anopäa) über das Gebirge geführt, der kleinen Schar der Vertheidiger in den Rücken fielen. Auch verſuchten hier die vereinigten Griechen wieder vergeblich 279 v. Chr., das Vordringen der von Brennus geführten celt. Horden aufzuhalten. König Antiochus (ſ. d.) d. Gr. von Syrien erlitt hier 190 v. Chr. durch ein röm. Heer unter Führung des Manius Acilius Glabrio und des Marcus Porcius Cato eine ſchwere Niederlage. Heutzutage iſt der Charakter der jetzt zur Eparchie Phthiotis gehörigen Gegend infolge der durch die Anſchwemmungen des Fluſſes Spercheios (jetzt Hellada) bewirkten Verbreiterung der Küſte weſentlich verändert. Im Sommer, wo die ſumpfige Küſtenſtrecke ziemlich ausgetrocknet und paſſirbar, iſt gar kein wirklicher Engpaß mehr vorhanden, während im Winter ein ſchmaler gepflaſterter Weg zwiſchen den Felſen und den Sümpfen hindurchführt. Vgl. Gordon, «Account of two visits to the Anopaea or the highlands above Thermopylae» (Athen 1838); Burſian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Théroigne de Méricourt (Anna Joſephe Terwagne, genannt), die ſog. Amazone der Franzöſiſchen Revolution, geb. 13. Aug. 1762 zu Marcourt im Luxemburgiſchen, war die Tochter eines wohlhabenden Landmanns und erhielt ihre Erziehung im Kloſter zu Robermont. Eines Fehltritts wegen verließ ſie das älterliche Haus und ging 1789 nach Paris, wo ſie durch ihre Schönheit und Lebhaftigkeit viele Anbeter gewann, die ſie gewöhnlich ruinirte. Sie war auf eine ziemlich tiefe Stufe herabgeſunken, als die Franzöſiſche Revolution ausbrach. Mit Abſicht ſtürzte ſie ſich in das revolutionäre Treiben und erſchien, als Amazone gekleidet, in den öffentlichen Verſammlungen. Eine Menge Verehrer, darunter mehrere Deputirte, ſcharten ſich um ſie; allein keiner konnte mehr, wie es ſcheint, ihre perſönliche Gunſt erlangen. Sie wurde endlich für die Partei des Herzogs von Orléans gewonnen und ſpielte eine thätige Rolle in der Nacht vom 5. zum 6. Oct. Offenbar war ſie ſodann von den Jakobinern für die auswärtige Pro-

paganda gewonnen, als sie Anfang 1791 mit Aufträgen in die Niederlande ging. In der Gegend von Lüttich fiel sie jedoch kaiserl. Polizeiagenten in die Hände, die sie nach Wien brachten. Nach einer Gefangenschaft von fast zwölf Monaten schenkte ihr Kaiser Leopold die Freiheit, und im Jan. 1792 erschien sie wieder in Paris, wo sie für die Republik wirkte und den Pöbel zu Ausschweifungen reizte. Nach dem Sturze des Throns hielt sie als Anhängerin von Orleans zur Partei Brissot's. Sie wurde deshalb eines Tags (im Aug. 1792) im Garten der Tuilerien als Verschwörerin gegen die Republik verhaftet und öffentlich ausgepeitscht. Seitdem verschwand sie von dem öffentlichen Schauplatze und verfiel in Geisteszerrüttung. Man sperrte sie in ein Narrenhaus der Vorstadt St.-Marceau und schaffte sie später in die Salpetrière, wo sie erst 9. Juni 1817 starb. Vgl. Fuß, «Théroigne de Méricourt» (Lüttich 1854). Gottschall hat die Geschichte der T. in seiner «Lambertine von Méricourt» in freier Weise dramatisch behandelt.

Thersander, der Sohn des Polynices und der Argeia, Gemahl der Demonassa, einer der Epigonen (s. d.), wurde König von Theben, zog später mit gegen Ilios und fand auf diesem Zuge seinen Tod in Mysien durch die Hand des Telephos.

Thersites, der Sohn des Agrios, der häßlichste Mann im griech. Heere vor Ilios, war vornehmlich berüchtigt seiner boshaften Geschwätzigkeit wegen, der er gegen jedermann, selbst gegen die Führer des Heeres, freien Lauf ließ. Deshalb wurde er einst, als er den Agamemnon lästerte, von Odysseus vor der ganzen Versammlung gezüchtigt. Der spätern Sage nach erschlug ihn Achilles, weil er diesen verleumdet und dem Leichnam der von diesem erlegten Amazonenkönigin Penthesileia die Augen ausgerissen hatte. Schon von den Alten wurde T. überhaupt zur Bezeichnung eines häßlichen oder schmähsüchtigen Menschen gebraucht. Vgl. Jacobs, «Die Episode des T.» in dessen «Vermischten Schriften» (Bd. 6).

Thesaurus (griech.), eigentlich der Schatz, nennt man gewöhnlich jede in einem größern Werke niedergelegte wissenschaftliche Sammlung, worin ein ganzes Gebiet der Sprache oder Gelehrsamkeit von einem Verfasser oder auch von mehrern behandelt wird. Am bekanntesten und berühmtesten ist der zuerst von Henricus Stephanus unter diesem Titel verfaßte «Thesaurus linguae Graecae» und das «Dictionarium seu Thesaurus linguae Latinae» von Rob. Stephanus sowie der «Novus linguae et eruditionis Romanae Thesaurus» von Joh. Matth. Gesner und der «Thesaurus eruditionis scholasticae» von Basil. Faber; in gleicher Weise schrieb auch Suicer den für den Sprachgebrauch der griech. Kirchenväter wichtigen «Thesaurus Graecus ecclesiasticus». In neuerer Zeit veröffentlichte Gesenius einen «Thesaurus linguae Hebraicae». Eine umfassende Zusammenstellung von Schriften, Aufsätzen und Abhandlungen aller Art über das röm. Alterthum enthält der «Thesaurus antiquitatis Romanae» von Grävius und von Sallenger, über die griech. Antiquitäten der «Thesaurus Graecae antiquitatis» von Jak. Gronov und über die deutschen Alterthümer der «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» von Schilter und von Scherz. Doch wählte man schon frühzeitig, um die gar zu viel versprechende Benennung Thesaurus zu vermeiden, auch andere ähnliche Namen, wie Sylloge, Syntagma, Corpus u. dgl.

Theseus, der eigentliche attische Nationalheros, eine rein mythische Gestalt (ursprünglich wahrscheinlich der Sonnengott) war nach der Sage der Sohn des Aegeus (s. d.) oder des Poseidon und der Aethra, der Tochter des Königs Pittheus von Trözen, bei welchem er erzogen wurde, bis er, herangewachsen, sich zu seinem Vater nach Athen begab. Schon auf diesem Wege bestand er mehrere Kämpfe: er erschlug den Periphetes, Sinon, Kerkyon, Prokrustes und andere Unholde. Bei seiner Ankunft in Athen wäre er beinahe auf Anstiften seiner Stiefmutter Medea vergiftet worden, hätte nicht Aegeus ihn an seinem Schwerte erkannt. Er vertrieb nun die riesenhaften Söhne des Pallas, befreite das Land von dem marathonischen Stier und machte dem Tribute von Knaben und Mädchen, den Athen jährlich nach Kreta liefern mußte, durch Erlegung des Minotaurus (s. d.) mit Hülfe der Ariadne (s. d.) ein Ende. Nach der Heimkehr aus Kreta übernahm er, da Aegeus in der Meinung, sein Sohn kehre nicht zurück, sich ins Meer gestürzt hatte, die Herrschaft über Attika und machte sich nun durch seine polit. Einrichtungen ebenso berühmt wie durch seine Heldenthaten. Er sammelte die zerstreuten Bewohner Attikas in eine Stadt, Athen, und stiftete das Fest der Panathenäen und die Isthmischen Spiele. Die Amazonen, welche auf ihrem Heerzuge bis nach Athen vorgedrungen waren, besiegte er nach heißem Kampfe und nahm ihre Königin Antiope zum Weibe, die ihm einen Sohn, Hippolytos, gebar, der später durch die Intriguen seiner Stiefmutter Phädra (s. d.), der zweiten Gemahlin des T., den Tod fand. Ferner nahm T. theil am Argonautenzuge und an der Kalydonischen Jagd. Den Pirithoos, der ihm beim Raube der Helena (s. d.) beigestanden hatte, unterstützte er in seinem Kampfe

gegen die Centauren und stieg mit demselben in die Unterwelt, um die Kore (Persephone) zu entführen. Allein die Entführung mislang, und beide wurden in der Unterwelt gefesselt zurückgehalten, bis Herakles den T. befreite. Als er hierauf wieder nach Athen kam, fand er das Volk gegen sich im Aufstand. Er floh daher nach Skyros zum König Lykomedes, der ihn aber treuloserweise ins Meer stürzte, wodurch er seinen Tod fand. In Athen hatte er Heroendienst und seit der Zeit des Kimon einen Tempel im nordwestl. Teile der Stadt, das noch jetzt erhaltene, im Mittelalter als christl. Kirche, jetzt als Museum benutzte Theseion. Auf Kunstwerken ähnelt die Darstellung des T. der des Herakles, nur ist seine ganze Erscheinung jugendlicher, der Körperbau minder gedrungen und das Haar weniger kraus; sein Kostüm ist gewöhnlich eine Löwenhaut und eine Keule, bisweilen auch Chlamys (Mantel) und Petasos (Hut) nach Art attischer Epheben.

Thesis heißt ein Satz, besonders insofern er erst bewiesen werden soll. In thesi, d. i. im allgemeinen, sagt man in der Regel, wo noch keine Bedingung oder Einschränkung bekannt ist, oder keine Rücksicht auf die Ausführung genommen wird. Ferner nennt man auch T. einen zum Behufe eines gelehrten Streits (einer Disputation) aufgestellten Satz. Hierher gehören alle die Sätze, welche nicht von unzweifelhafter Wahrheit sind, sondern verschiedene Ansichten darbieten und sich daher in irgendeiner Hinsicht leicht angreifen lassen. — In der Musik heißt T. der Niederschlag oder der Teil, mit welchem der volle Takt anfängt, dagegen Arsis der Auftakt. In der Metrik (s. Arsis) findet der gerade entgegengesetzte Sprachgebrauch statt.

Thesmophorien, ein altes, hochheiliges Fest, welches in verschiedenen Gegenden Griechenlands, besonders in Athen und Arkadien, von den Frauen, unter strengem Ausschluß der Männer, zu Ehren der Demeter Thesmophoros («der Gesetzgebenden») als der Begründerin des Ackerbaues und dadurch der Grundlagen eines geordneten Staatslebens, insbesondere auch der Ehe, gefeiert wurde. In Athen wurde die Feier eingeleitet durch eine Prozession der Frauen nach dem Tempel der Demeter in Halimus, einer Ortschaft südöstlich von der Stadt, am 10. des Monats Pyanepsion (ungefähr unserm 24. Oct. entsprechend). Das eigentliche städtische Fest dauerte dann drei Tage, vom 11. bis 13. des Monats, von denen der erste für die Rückkehr der Frauen nach Athen bestimmt war, der zweite unter strengem Fasten zugebracht, der dritte, der «Tag der schönen Geburten» (Kalligeneia), mit Schmäusen und Lustbarkeiten aller Art gefeiert wurde. Die Ausgelassenheit, der sich die Weiber nicht selten bei diesem Feste ergaben, ist von Aristophanes in seiner Komödie «Thesmophoriazusae» (die das Thesmophorienfest feiernden Weiber) in carikirter Weise geschildert worden. Vgl. A. Mommsen, «Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener» (Lpz. 1864).

Thespiä, eine im Alterthum besonders durch den Dienst der Musen und des Eros bekannte Stadt in Böotien, am östl. Fuße des Helikon (s. d.), 4 St. südwestlich von Theben, hatte ein eigenes Gebiet, zu dem mehrere Flecken, wie Leuktra und Askra, der Geburtsort des Hesiod, und der Hafenplatz Kreusis gehörten, und war, abgesehen von zeitweiliger Unterdrückung durch die Thebaner, ein selbständiges Glied des Böotischen Bundes. (S. Böotien.) Wie die meisten dieser Bundesstädte, hatte auch T. eine streng aristokratische Verfassung, indem jedesmal sieben Glieder aus den ältesten Familien, die ihr Geschlecht von Herakles und den Thespiaden (Töchtern des mythischen Herrschers Thespios) ableiteten, an der Spitze der Regierung standen. Ackerbau und Gewerbe wurden für entehrend und unwürdig gehalten. Historisch denkwürdig ist, daß 700 Thespier zugleich mit den Spartanern unter Leonidas (s. d.) bei Thermopylä den Heldentod starben. Noch jetzt finden sich ausgedehnte Ruinen der alten Stadt bei Erimocastro.

Thespis, aus dem attischen Flecken Ikaria gebürtig, um 540 v. Chr., ein Zeitgenosse des Solon und Pisistratus, galt bei den Alten als der Erfinder der Tragödie, indem er in die dithyrambischen Chorgesänge bei den Dionysien (Bachusfesten) monologische Darstellungen durch einen vom Chore getrennten Schauspieler und wahrscheinlich auch Dialoge zwischen diesem und dem Chorführer einfügte, wobei derselbe Schauspieler in einem Stücke hintereinander mehrere Rollen spielte. Diese Handlung, Drama oder Epeisodion genannt, machte Aeschylus (s. d.) später zur Hauptsache. Uebrigens waren schon zu den Zeiten des Plato und Aristoteles keine echten Stücke mehr von T. vorhanden, und es ist sogar wahrscheinlich, daß er nie etwas aufschrieb. Ganz unverbürgt aber und ohne Zweifel aus einer Verwechselung der Komödie mit der Tragödie hervorgegangen ist die Nachricht, daß er seine Stücke von einem Wagen herab dargestellt und eine Art wandelnder Bühne gehabt habe, obwol der sprichwörtliche, von Horaz zuerst eingeführte Ausdruck von dem «Thespiskarren» sich bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Thesprotia oder Thesprotis hieß im Alterthum die südlichere Hälfte der nordgriech. Landschaft Epirus (s. d.), die im N. durch den Fluß Thyamis (jetzt Kalama) von Chaonien,

im O. durch den Arachthos (jetzt Arta) vom Gebiete der Molosser getrennt, im S. bis an den Ambrakischen Meerbusen (jetzt Golf von Arta) reichte. Der nördl. Theil dieses Gebiets, die jetzigen Bezirke von Paramythia und Suli, sind ein wildes und rauhes, zum Theil fast unwegsames Gebirgsland, das von den Flüssen Acheron und Kokytos, deren Namen auf die mythischen Flüsse der Unterwelt übertragen worden sind, durchflossen wird. Beide treten dann in eine zu einem großen Theile von einem Sumpfe (dem Acherusischen See der Alten) eingenommene Ebene ein, in welcher eine alte Stadt Ephyra, später Kichyros genannt, lag. Der ebenere und fruchtbarere, für Ackerbau und Viehzucht trefflich geeignete südlichere Theil des Landes wurde von dem Stamme der Kassopäer bewohnt, deren Städte (Elatria, Pandosia, Bitia, Bucheta und Kassope) seit den Zeiten Philipp's von Macedonien unter der Herrschaft der molossischen Könige standen. Dasselbe Schicksal erfuhr einige Zeit später die hellenische Stadt Ambrakia (das jetzige Arta), eine korinth. Colonie nördlich von dem nach ihr benannten Meerbusen, welche durch den König Pyrrhus (s. d.) zu dessen Residenz gemacht wurde. Im übrigen wurden die Thesproter, welche schon in der Odyssee als ein seefahrendes, von Königen beherrschtes Volk erscheinen, in der histor. Zeit von den Griechen ebenso wie die übrigen Bewohner von Epirus als Barbaren, d. h. als Nichtgriechen, betrachtet. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Thessalien, die östl. Landschaft des nördl. Griechenland, umfaßt im weitern Sinne des Namens das ganze Ländergebiet, welches im N. durch den Olympos und seine westl. Fortsetzungen, das Titarion und die Kambunischen Berge, im W. durch das Lakmon-, Pindos- und Tymphrestosgebirge, im S. durch das Oetagebirge begrenzt, im O. und SO. von verschiedenen Theilen des nördl. Aegeischen Meeres, dem Thermäischen, Pagasäischen und Malischen Meerbusen (jetzt Golf von Salonìchi, von Volo und Lamia oder Zitun) bespült wird. Im strengern geogr. Sinne aber bezeichnet der Name das Land zwischen dem Olympos und seinen Fortsetzungen im Norden, dem Lakmon und Pindos im Westen, dem Othrysgebirge im Süden und dem Pelion und Ossa im Osten, ein rings von höhern Rändern umschlossenes Thalbecken, dessen Kern und Mittelpunkt eine weite, äußerst fruchtbare, für Ackerbau und Viehzucht trefflich geeignete Ebene bildet, die durch einen niedrigen, keine Wasserscheide bildenden Hügelzug in zwei Theile, eine nordöstl. und eine südwestl. Ebene, getheilt wird. Die zahlreichen, von den Randgebirgen herabströmenden Gewässer gehören mit wenigen Ausnahmen (einigen unbedeutenden Bächen, die sich theils in den Pagasäischen Meerbusen, theils in die beiden Landseen der nordöstl. Ebene, die Böbeis und Nessonis, ergießen) dem Stromsystem Eines Flusses an, des Peneios (jetzt Salamvria genannt), der, auf den nordöstl. Abhängen des Lakmongebirgs entspringend, anfangs in engem Thale gegen Südost fließt, unterhalb Aeginion (dem jetzigen Stagus) in die südwestl. Ebene eintritt, in welcher er von beiden Seiten her zahlreiche Zuflüsse (von denen der Lethäos, der Apidanos und der Enipeus die bedeutendsten sind) erhält, dann in einem Engpaß die obenerwähnte Hügelkette durchbricht, darauf in einem großen Bogen die nordöstl. Ebene durchfließt, und nachdem er von Norden her den Europos (oder Titaresios) aufgenommen, in die Schlucht Tempe (s. d.) eintritt, endlich am Ausgange derselben durch eine jetzt 1 M. lange und ebenso breite Alluvionsebene sich in den Thermäischen Meerbusen ergießt. Diese im engern Sinne T. genannte Landschaft wurde in den ältesten Zeiten von pelasgischen und äolischen Stämmen (Perrhäbern, Hestiäern, äolischen Böotern, Minyern und Achäern) bewohnt, welche durch die aus Thesprotien eingewanderten Thessaler, welche der Landschaft ihren histor. Namen gaben, theils ausgetrieben, theils unterworfen und zu Leibeigenen oder Hörigen (Penesten), die, an die Scholle gebunden, das Land bebauen und einen bedeutenden Theil des Ertrags an ihre Herren abliefern mußten, herabgedrückt wurden. Dieses unmittelbar von den Thessalern beherrschte Gebiet zerfiel seit alter Zeit in vier Bezirke (Tetraden): die Hestiäotis im Nordwesten mit der Hauptstadt Trikka (jetzt Trikkala); die Pelasgiotis im Nordosten und in der Mitte der Landschaft, mit der Hauptstadt Larissa (s. d.), neben welcher besonders noch Atrax, Gyrton, Krannon, Pherä und Pagasä zu erwähnen sind; die Thessaliotis im Südwesten mit der Hauptstadt Arne (später Kierion) und die Phthiotis im Südosten mit den Hauptorten Pharsalos (s. d.), Thebä und Larissa Kremaste. In einem lockern Unterthänigkeitsverhältnisse standen zu den Thessalern die Magneten, die Bewohner des östlichsten unter den Außenländern T.s, der seine östl. Flanke deckenden, ganz von den Gebirgen Ossa und Pelion eingenommenen Halbinsel Magnesia, während die übrigen zu T. im weitern Sinne gehörigen Landschaften (die Dolopia, das Gebiet der Doloper, im Südwesten am Pindos und Tymphrestos, und die Gebiete der Aenianen und Malier im Thale des Flusses Spercheios (jetzt Hellada) zwischen den Gebirgen Othrys und Oeta, mit den Städten Hypata, Lamia und Trachis oder Herakleia) ihre Unabhängigkeit sich bewahrten. Die Bewohner des eigentlichen T. standen im

Alterthum in ſehr übelm Rufe: man warf ihnen Neigung zur Völlerei und Ausſchweifungen aller Art, Mangel an Sinn für Geſetzlichkeit und Ordnung vor, Vorwürfe, die insbeſondere der herrſchenden Adelskaſte galten, welche ſich hauptſächlich mit der Züchtung edler Roſſe (die theſſal. Reiterei galt als die beſte in ganz Griechenland) und mit Sklavenhandel abgab und an Stierkämpfen (Taurokathapſia) und ähnlichen nobeln Paſſionen beſonderes Wohlgefallen hatte. Die theſſal. Frauen waren im allgemeinen als Zauberinnen und Giftmiſcherinnen verrufen. Die Verfaſſung des Landes war eine ſtreng oligarchiſche, d. h. die Regierung der größern Städte und ihres Gebiets war in den Händen einzelner mächtiger Dynaſtengeſchlechter, unter denen die Aleuaden in Larissa und die Skopaden in Kranon die angeſehenſten waren; nur vorübergehend wurde, beſonders in Kriegszeiten, behufs einheitlicher polit. und militär. Leitung der ganzen Landſchaft ein Geſammtherrſcher (Tagos) erwählt. Erſt 375 v. Chr. gelang es dem Herrſcher von Pherä, Jaſon, dieſe Würde dauernd in Beſitz zu nehmen und durch Concentration der bedeutenden Streitkräfte des Landes, zu denen auch einige Nachbarvölker, wie Epiroten und Doloper, ihr Contingent ſtellten, T. zum Range einer Großmacht zu erheben. Aber die blutigen Wechſelfälle der Herrſchaft, welche ſeiner Ermordung (370 v. Chr.) folgten (nur ſein Neffe Alexandros behauptete ſich 10 J. lang, 368—359 v. Chr., in der Herrſchaft), machten dieſer Stellung bald ein Ende und gaben dem ſchlauen Philipp von Macedonien Gelegenheit, ſich in die innern Angelegenheiten des Landes einzumiſchen und daſſelbe zu einem macedon. Vaſallenſtaat zu machen; er conſtituirte die vier alten Tetraden als Tetrarchien (Vierfürſtenthümer), deren Herrſchaft er in die Hände ihm ganz ergebener Männer legte. Nach der Schlacht bei Kynoskephalä (197) erhielt T. durch die Römer wenigſtens nominell ſeine Selbſtändigkeit zurück und wurde als ein Bundesſtaat, an deſſen Spitze als Bundespräſident ein jährlich wechſelnder Strategos (Feldherr) ſtand, organiſirt. In der Kaiſerzeit wurde es zur Provinz Macedonia gezogen, durch Konſtantin als beſondere, unter dem Präfecten von Illyricum ſtehende Provinz eingerichtet. Unter den byzant. Kaiſern hatte das Land durch wiederholte Einfälle barbariſcher Völker, erſt der Gothen und Hunnen, dann der Bulgaren, viel zu leiden, und im 12. Jahrh. ließen ſich zahlreiche walach. Horden, von denen ſich noch jetzt Nachkommen am Pindos und Olympos erhalten haben, darin nieder, ſodaß es eine Zeit lang den Namen der großen Walachei führte. Nach dem Falle des byzant. Kaiſerthums fiel es in die Hände der Türken und bildet noch jetzt unter dem Namen des Sandſchak von Trikkala einen Theil des türk. Reichs, während die Bevölkerung, abgeſehen von einigen Hauptſtädten, in denen Türken in größerer Anzahl wohnen, durchaus griechiſch iſt. Nur der kleine Landſtrich ſüdlich von der Waſſerſcheide des Othrysgebirges gehört zum Königreiche Hellas und bildet die Eparchie Phthiothis mit der Hauptſtadt Lamia oder Zitun. Vgl. Hoche, «Beiträge zur Chorographie T.s» (Zeitz 1838); Kriegk, «Die theſſal. Ebene» (Frankf. 1858); Burſian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Theſſalonich, eine ſchon im Alterthum bedeutende Stadt Macedoniens, am nordöſtl. Winkel des Thermäiſchen Meerbuſens, hieß als griech. Colonie früher Therma und wurde erſt unter der macedon. Herrſchaft vom Könige Kaſſander, der ſie erweiterte und verſchönerte, zu Ehren ſeiner Gemahlin Theſſalonike, eine Tochter Philipp's, mit dem Namen Theſſalonike belegt. Die Römer machten ſie nach der Eroberung von Macedonien 148 v. Chr. zuerſt zur Hauptſtadt der Provinz Macedonia prima und ſpäter von ganz Griechenland und Illyrien. In dieſer Zeit gelangte ſie als Mittelpunkt des europ.-aſiat. Handels zu Reichthum und Anſehen. Noch jetzt iſt ſie, nachdem ſie 1430 in die Hände der Türken gekommen, unter dem Namen Salonichi (ſ. d.) einer der wichtigſten Plätze für den mercantilen Verkehr. Auch lebte hier Cicero (ſ. d.) 58 v. Chr. im Exil. Ueber die Briefe des Apoſtels Paulus an die Chriſtengemeinde zu T. (Theſſalonicherbriefe), ſ. Paulus. Vgl. Tafel, «Historia Thessalonicae» (Tüb. 1835) und «De Thessalonica ejusque agro» (Berl. 1839).

Thetis, die Tochter des Nereus und der Doris, eine der Nereiden, wurde gegen ihren Willen mit einem Sterblichen, dem Peleus, von den Göttern vermählt. Letztere nämlich ſcheuten eine Verbindung mit ihr infolge eines Orakels, welches verkündet hatte, ſie würde einen Sohn gebären, der größer als ſein Vater ſein werde. Bei der Hochzeit, die auf dem Pelion gefeiert wurde, waren alle Götter zugegen. Ihr Sohn war Achilles (ſ. d.), der ihr durch ſein Schickſal viele Sorgen bereitete. Den ſpätern Sagen nach wollte ſie dieſen unſterblich machen, wobei ſie aber von ihrem Gemahl geſtört wurde, nachdem ſie ſchon die frühern Kinder bei Anwendung der dazu erforderlichen Mittel um das Leben gebracht hatte. Erzürnt darüber verließ ſie den Peleus und kehrte zu ihren Schweſtern in das Meer zurück. Doch nahm ſie von dort aus noch an dem Geſchicke ihres Sohnes Antheil. Uebrigens iſt ſie nicht mit der Göttin Tethys (ſ. d.) zu verwechſeln.

Theuerdank, (Tewrdanck) ist der Titel eines berühmten deutschen allegorischen Gedichts aus dem Anfange des 16. Jahrh., welches unter dem von ältern Dichtungen des süddeutschen Kreises (Rother, Otnit u. s. w.) entlehnten Bilde einer Brautfahrt die Lebensschicksale Kaiser Maximilian's I. schildert. Es erzählt, wie T. (der von Jugend auf an theuerlichen, d. i. kühnen Thaten sich erfreuende Max) auf der Fahrt zu Ehrenreich (Maria von Burgund), König Ruhmreich's (Karl's des Kühnen) Tochter, durch drei von seinen Feinden bestellte Hauptleute, Fürwittig (Fürwitz, Unbesonnenheit der Jugend), Unfalo (Unfälle des beginnenden Mannesalters) und Neidelhart (politische und andere Feinde des reifern Alters), aufgehalten und in allerlei auf seinen Untergang abzweckende Abenteuer verwickelt wird, die er jedoch sämmtlich mit Glück und Muth besteht und darauf die Braut gewinnt und heirathet, während die flüchtig gewordenen Hauptleute nach ergangenem Urtheilsspruche als Verbrecher hingerichtet werden. Jene Abenteuer, unter denen die dem Kaiser auf Jagden und in Kämpfen zugestoßenen Unfälle und Begegnisse zu verstehen sind, bilden den eigentlichen Kern des Gedichts, dessen poetischer Werth der dürftigen Allegorie und der nüchternen, trockenen und ziemlich unbeholfenen Darstellung durchaus entspricht. Die Erfindung und der erste Entwurf des Werks ist von Max selbst ausgegangen; die weitere Ausführung hat dann in seinem Auftrage anfangs vielleicht Marx Treisauerwein, später (durch moralisirende Umarbeitung und Erweiterung nicht eben fördernd) sein Geheimschreiber Melchior Pfinzing besorgt, der 1481 zu Nürnberg geboren war und 1535 als Propst zu St.-Victor in Mainz starb. Den Druck förderte der berühmte augsburger Buchdrucker, Schriftgießer und Papiermüller Hans Schönsperger zu der höchsten Vollendung, welche Nürnberg, damals der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Thätigkeit, gewähren konnte. Die erste und wegen ihres wirklichen künstlerischen Werths noch gegenwärtig mit Recht sehr hochgeschätzte Ausgabe, von welcher über 40 Exemplare auf Pergament bekannt sind, erschien ohne Jahrzahl (1517) zu Nürnberg, gedruckt mit eigenthümlichen, besonders für diesen Zweck geschnittenen, verzierten Fracturtypen und ausgestattet mit 118 eingedruckten, von Hans Scheuffelin und andern Meistern besorgten schönen Holzschnitten. Die zweite Ausgabe (Augsb., Hans Schönsperger 1519) ist eine ziemlich getreue Wiederholung der ersten; die dritte (Augsb., Hans Stainer 1537) hat aber nur die bereits sehr abgenutzten Holzschnitte der frühern beibehalten. Gewiß hat dieses kostbare Gewand nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm des Buchs zu erhöhen. Dem 16. und 17. Jahrh. behagte aber auch Form und Inhalt des Gedichts, und man war bemüht, die unter der Allegorie versteckten histor. Namen und Begebenheiten zu enträthseln. Letzterm Begehren entgegenkommend, fügte schon Pfinzing dem Werke einen jedoch nur andeutenden und auch nicht in allen Exemplaren der ersten Ausgabe vorfindlichen Schlüssel bei. Weitere Erklärungen versuchten namentlich Sebastian Frank in «Teutscher Nation Chronik» und Matth. Schultes; doch sind durch alle diese Bemühungen nur erst einzelne Punkte aufgehellt worden. Auch überarbeitet ward das Gedicht mehrmals; zuerst durch Burkard Waldis (1553, 1563, 1589 und 1596), der Versmaß und Ausdruck besserte und mehrere tausend Verse nebst allerhand Sittenregeln hinzufügte; dann durch Matth. Schultes (1679 und 1693), der es in lästige Breite und zuweilen gar ins Spaßhafte zog. Andere Bearbeitungen und auch Uebersetzungen ins Lateinische, Französische und angeblich sogar ins Spanische sind ungedruckt geblieben. Eine sorgfältige, mit literarhistor. Einleitung versehene Ausgabe des Originaltextes hat Haltaus geliefert (Quedlinb. und Lpz. 1836).

Theuerung. Eine T. kann zwar bei jeder Waarenklasse eintreten, von bedeutender nationalökonomischer und selbst polit. Wichtigkeit ist aber vorzugsweise die Kornt heuerung. Unter den Ursachen derselben stehen Kriege und Mißernten oben an, wobei im Kriege außer den eigentlichen Verwüstungen noch die Abrufung der kräftigsten, bisher im Landbau verwendeten Männer und Pferde, die vielen Störungen des sonst üblichen Getreidevertehrs u. s. w. in Betracht kommen. Mißernten lassen sich besonders auf zu große Trockenheit, zu große Nässe oder zu strenge Kälte in einer Zeit, wo das Wachsthum der Früchte ein entgegengesetztes Verhältniß erforderte, zurückführen. Man hat bemerkt, daß in feuchten Mißjahren mehr die Qualität, in trockenen mehr die Quantität der Ernte leidet, und daß die erstern weit mehr schwankende Kornpreise darbieten, die letztern mehr constante hohe. Da gute, mittlere und schlechte Jahre sehr unregelmäßig abwechseln, so ist es namentlich eine der schwersten Heimsuchungen der Volkswirthschaft, wenn eine Reihe guter Ernten voranging, das Publikum sich völlig daran gewöhnte und nun eine Reihe von schlechten Ernten folgt. Bei jeder T. hat man wohl zu unterscheiden zwischen dem Wesen des Uebels, nämlich dem Mangel an Getreide, und dem auffälligsten Symptome desselben, welches in der Steigerung des Preises besteht. Im Klima von Mittel-

europa ſind die Cerealien verhältnißmäßig ſehr geringen Ertragsſchwankungen ausgeſetzt, ſodaß z. B. die allerreichſten und allerärmſten Jahre deſſelben Jahrzehnts für ganze Länder ſchwerlich mehr differiren als im Verhältniſſe von 16 zu 9. Freilich muß bei der eigenthümlichen Natur des Getreidehandels (ſ. d.) ſelbſt ein geringer Ausfall an der gewöhnlich zu Markte kommenden Quantität ſehr gewaltige Preiserhöhungen und große Noth bewirken, und vermehrte Auswanderungen, Todesfälle, verminderte Heirathe- und Geburtenziffer, verminderter Ertrag der directen Abgaben, zahlreiche Steuerrückſtände und Bankrotte ſind die Folgen. Wenn das Volk ſeine unentbehrlichſten Lebensmittel viel theuerer bezahlen muß als gewöhnlich, ſo hat es offenbar keine Mittel, ſeine frühere Nachfrage nach entbehrlichen Gütern fortdauern zu laſſen. Daher iſt beinahe jede Korntheuerung mit einer großen Abſatzſtockung der Gewerbe verknüpft, und der Arbeitslohn pflegt gerade dann am tiefſten zu ſinken, wenn die Klaſſe der Handarbeiter eines hohen Lohns am meiſten bedürfte. Dieſe letztern ſecundären Folgen der T. ſind in neuerer Zeit, je mehr die ſteigende Cultur und Arbeitstheilung alle Verhältniſſe complicirt, ſchlimmer geworden als in niedrig cultivirten Ländern. Dagegen kommt das Hauptübel, der wirkliche Getreidemangel, wegen der größern Vielſeitigkeit des Landbaues und Geſchicklichkeit des Handels ſowie wegen der großartigen Entwickelung der Transportanſtalten jetzt ungleich ſeltener und milder vor als ehedem, obwol es, wie der Nothſtand in Oſtpreußen, Algier u. ſ. w. im Winter 1867—68 zeigte, keineswegs ganz ausgeſchloſſen iſt. Die Schwankungen der Kornpreiſe im 19. Jahrh. ſind nicht halb ſo groß wie im 16. Jahrh. oder gar im Mittelalter.

Es war früher die allgemeine Anſicht und iſt noch heute der Glaube des ungebildeten Volks, als wenn die T. am meiſten verſchlimmert, wo nicht gar verurſacht würden durch den ſog. Kornwucher, mit welchem Schimpfnamen man eigentlich jeden Kornhandel belegte, da es allerdings, wie bei allen Kaufleuten, ſo auch bei den Kornhändlern Abſicht iſt, theuerer zu verkaufen, als ſie eingekauft haben. Wer aber den Gewinn des Kornhandels unbillig nennt, der fällte vor allem die großen Opfer und Gefahren dieſes Gewerbes berückſichtigen. Kein Handelszweig hat für Transport und Aufſpeicherung ſo große Koſten zu verwenden, keiner iſt ſo unregelmäßig. Waren vielleicht die ſechs vorhergehenden Jahre mit guter Ernte geſegnet, ſo mußte der Kornhändler jedesmal froh ſein, wenn er ſeinen Vorrath zum Einkaufspreiſe wieder losſchlagen konnte. Macht er nun auch im ſiebenten Jahre vielleicht 100 Proc. Gewinn, ſo iſt das in Wahrheit doch nur eine mäßige Schadloshaltung. Die hohen Preiſe ſind, wie ſchon bemerkt, nur als Symptom der eigentlichen Krankheit zu betrachten, und zwar ſogar als ein an ſich wohlthätiges Symptom, eine heilſame Kriſe. Nur durch hohe Preiſe kann trotz der ſchweren Transportkoſten eine bedeutende Zufuhr aus der Fremde her bewirkt werden. Auch läßt ſich bei einer ſo unentbehrlichen Waare, wie das Getreide iſt, nur durch hohe Preiſe der großen Mehrzahl des Volks die nach einer Miſernte ſchlechterdings nothwendige ſparſamere Conſumtion einſchärfen. Es liegt im Intereſſe des Volks, damit aus der T. keine Hungersnoth werde, jederzeit Preiſe zu haben, welche dem wahren Verhältniſſe zwiſchen Vorrath und Bedarf bis zur nächſten Ernte genau entſprechen. Sobald dies Verhältniß ungünſtiger wird, ſo werden höhere Preiſe nicht allein nothwendig, ſondern auch nützlich. Ganz daſſelbe Intereſſe, daß immer die geeigneten Kornmengen zum geeigneten Preiſe verkauft werden, hat aber auch der Kornhändler. Brächte er zu wenig Getreide zur Conſumtion, ſo würde er beim Eintritt der neuen Ernte noch Vorräthe liegen haben, die gegen den früher zu erlangenden Preis beinahe werthlos wären; er würde alſo für ſeine aus Irrthum oder Bosheit entſprungene falſche Speculation durch einen empfindlichen Gewinnabzug, wol gar Verluſt gezüchtigt werden. Selbſt das «Aufkaufen» während der T. darf nicht unbedingt getadelt werden. Die Preiſe ſtehen zwar hoch, aber nach der Anſicht des Speculanten noch nicht ſo hoch, wie das Verhältniß zwiſchen Bedarf und Vorrath eigentlich geböte: hat er recht, ſo rettet er das Publikum vor einer zu raſchen Conſumtion und deren Folgen; hat er unrecht, ſo erleidet er gleichſam eine Geldſtrafe. Im Zweifel muß es der Volkswirthſchaft doch gewiß lieber ſein, die Lage zu ſchlimm als zu günſtig angeſehen zu haben: im erſtern Falle hat ſich das Publikum zwar einige unnöthige Opfer auferlegt, im letztern aber eine wirkliche Hungersgefahr. Mit einem Worte, die beſte Aſſecuranz und Medicin gegen T. liegt in dem Vorhandenſein eines gebildeten, wohlhabenden und durch lebhafte Concurrenz geſpornten Kornhandels. Daß nur der Handel den Ueberfluß reicher und den Mangel ſchlechter Ernten von Ort zu Ort und von Jahr zu Jahr ausgleichen kann, iſt klar genug. Man glaubt aber häufig, der Staat oder die Grundbeſitzer übernähmen beſſer dieſen Dienſt. (S. Magazin.) Hier überſieht man die große Wahrheit, daß der Staat alle wirthſchaftlichen Leiſtungen, die Privatperſonen

auch verrichten können, viel minder eifrig, wohlfeil und erfolgreich verrichtet als diese; daß ferner die Betreibung eines Geschäfts als Beruf in jedem Falle den besten Betrieb sichert. Nur wo der Privatkornhandel noch nicht reif ist zur Erfüllung seiner Aufgabe, soll der Staat mit Magazinen u. s. w. eingreifen. Dagegen kann er in jeder T., soweit seine Mittel reichen, unbedenklich durch Vorschüsse an die bedrängten Gewerbtreibenden, Vornahme außerordentlicher Arbeiten u. s. w. den secundären Uebeln derselben zu wehren suchen. Alle andern Hülfsmittel sind nur insofern rational, als sie wirklich das Wesen der Krankheit angreifen, d. h. also das Verhältniß von Bedarf und Vorrath günstiger gestalten. Dahin gehören z. B. Prämien auf die rasche Einfuhr von Getreide, abwol der hohe Getreidepreis an sich schon die stärkste und natürlichste Prämie bildet; Suspension der etwa vorhandenen Einfuhrzölle u. s. w. Ausfuhrverbote haben das Ueble, daß sie gewöhnlich Repressalien hervorrufen; daher sie nur ausnahmsweise in solchen Ländern zu billigen wären, wo die Chance des Abhaleas von Getreide unzweifelhaft bedeutender ist als jene des Zuführens. Alle Maßregeln, wodurch von Staats wegen die Preise unmittelbar gedrückt werden sollen, lassen das Wesen der Krankheit unberührt und kämpfen nur gegen ein nothwendiges, ja heilsames Symptom an. Sie verfehlen deshalb auf die Länge nicht blos ihren nächsten Zweck, sondern schaden in jeder Rücksicht. Vgl. Roscher, «Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik» (3. Aufl., Stuttg. 1852).

Theurgie (griech.) wird die vorgebliche Wissenschaft genannt, sich durch gewisse Handlungen und Ceremonien mit den Göttern und Geistern in nähere Verbindung zu setzen und sie zu Hervorbringung übernatürlicher Wirkungen für sich zu gewinnen. Die T. soll ihren Ursprung von den Chaldäern oder Persern haben, wo die Magier sich hauptsächlich damit beschäftigten. Auch die Aegypter wollten große Geheimnisse darin besitzen, und sowie die Perser den Zoroaster, so hielten diese den Hermes Trismegistus (s. d.) für den Urheber. Unter den Philosophen spielte die T. bei den Neuplatonikern eine große Rolle, namentlich bei Jamblichus und Proklus. In dem Aberglauben des Mittelalters kommen häufige Spuren von ihr vor. Vgl. Labeck, «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829); Salverte, «Des sciences occultes, ou essai sur la magie, les prodiges et les miracles» (2 Bde., Par. 1829).

Thian-schan, d. i. Himmelsgebirge (bei den Chinesen, Tengri-Tâgh bei den Osttürken), ist der gemeinsame Name eines der mächtigsten Gebirge Asiens, welches, im allgemeinen in westl. und westsüdwestl. Richtung streichend, die chines. Provinzen Thian-schan Pelu (Nordstraße) und Thian-schan Nanlu (Südstraße), d. i. die Dsongarei (s. d.) und Osturkestan oder Turfan (s. d.) scheidet und im Süden des Issykul oder Issykköl in dem russ. Bezirke Alatau (s. d.) die Grenze des Zarenreichs bildet. Wie weit sich der T. in dem wüsten Hochplateau der Mongolei nach Osten erstreckt, ist nicht bekannt; gewöhnlich läßt man ihn unter 43° nördl. Br. und etwa 113½° östl. L. von Ferro, unweit östlich der Oasenstadt Khamil (Hami) beginnen und unter ungefähr 90° östl. L. an dem breiten, von Norden gegen Süden streichenden Hochplateau Pamir und Bolor an der Westgrenze Chinas enden. Seine größte Massenerhebung soll er im Bogda O'ala (Erhabener Berg) bilden. Im Bereich dieses östl. Gebirgs befinden sich (nach chines. Quelle) sehr merkwürdige vulkanische Erscheinungen, zunächst im Nordnordosten der Stadt Kunä Turfan der angeblich noch brennende Ho-tschen oder Vulkan von Turfan, dann, 30 M. westlicher, auf der Nordseite das Schwefelthal oder die Solfataren von Urumtsi. Weiterhin verbreitert sich das Gebirge sehr bedeutend und führt hier den Namen Khatun-Bakda-O'ala. Unweit nördlich von der Stadt Kutscha soll sich abermals ein Vulkan erheben, der Pe-schan, auch Ho-schan oder Aghie (Feuerberg) genannt. Weiterhin (fast 99° östl. L.) folgt der Mussartpaß und zugleich ein Alpenrevier, welches zuerst durch die russ. Reisenden P. von Semenow 1856 und 1857 und Wenjukow 1860 genauer erforscht worden ist. Etwa 10 M. westlich vom Mussartpaß und 17 M. im Ostsüdosten vom russ. Alpensee Issykköl erhebt sich der T. unter 98¼° östl. L. im Tengri-Khan (Geisterkönig) zu 20000 F. Etwas weiterhin ändert der T. seine bisher ostwestliche in eine fast südwestl. Richtung und spaltet sich in eine nördl. und eine südl. Kette, wegen ihrer Schnee- und Eismassen von den Türken auch Mustagh genannt. Von der erstern und der ihr vorgelagerten Parkette strömen unzählige Alpenwasser in den Issykköl. Die nördl. Kette des T. macht im Südwesten des Sees eine Biegung gegen Nordwesten über den Kaschkarpaß hinaus bis zu einem 12 M. im Westen des Sees gelegenen Schneegipfel (94° östl. L.), an dem sie sich mit der Südkette des transilensischen Alatau zusammenschart, sodaß dieser nur als ein Zweig des Himmelsgebirgs erscheint und der 116 Q.-M. große, 4200 oder 4691 F. über dem Meer gelegene Issykköl als ein von den Ketten des Thian-schansystems umschlossenes Seebecken anzusehen ist. Von dem erwähnten Schneegipfel streicht (nach den russ.

Karten von 1867 und 1868) gegen Westen, zwischen den Thälern zweier Steppenflüsse, des dem Alatau entströmenden Tschu und des Talas, ein langer Bergzug, das Alexandersgebirge der Russen, bis zur Ortschaft Aulia-Ata (Talas). Südlich von diesem und ihm parallel zieht auf der Wasserscheide des Talas und des Syr-Darja und auf der Grenze von Khokand und Russisch-Turkestan der Urtak-Tau, welcher einerseits gegen Südwesten den Kyndyr-Tau bis gegen Khodschend hin, andererseits einen längern Zweig gegen Nordwesten entsendet, der mit dem Kara-Tau unter 44½° nördl. Br. und 85° östl. L., unweit südlich vom Saumal-Köl, dem Mündungssee des Tschu, endet. Die Südkette des T., im Süden des Issykköl auch Temurtu-Tau genannt, zieht auf der Grenze von Khokand und China zunächst als Terek-Tau nördlich am Kaschgar vorüber und verwächst weiterhin als Kiptschak-Tau mit dem turkestanischen Pamirplateau. Von der ungeheuern Längenausdehnung des T. ist nur eine verhältnißmäßig kleine Strecke wissenschaftlich untersucht. Am Gletscherberg Tengri-Khan liegt die Schneegrenze an dessen Nordabhange 11540 F., der am tiefsten herabhängende Gletscher 9200 F., die Baumgrenze 7600 F., der höchste Paß, der berühmte chines. Gletscher- oder Mussartpaß, 12000 F. hoch. Letzterer führt durch den ewigen Schnee und über einen Gletscher (Dschepawle) des gewaltigen Hauptkammes aus dem Tekes- oder obern Ilithale nach Pai und Aksu in Turfan. Der Paß ist sehr schwierig, kann aber gleichwol mit Kamelen bereist werden. Von ihm ostwärts bis zur Gruppe des Bogdo-O'ola gibt es weiter keine Gebirgspässe. Was die Passagen im westlichen T. betrifft, so bildet das Himmelsgebirge im Westen des Flusses Aksu bis zum Meridian von Kaschgar ein weites Bergland, den Syrt der Kirgisen. Dieses Bergland hat etwa 21—22 M. im Durchmesser, wird von hochgelegenen Längenthälern durchschnitten, ist waldlos, der Cultur unfähig, mit niedrigem, aber dichtem Gras bewachsen und dient den Kirgisen als Sommerlager. Ueber den Syrt führen mehrere Karavanenstraßen, die alle mit Kamelen passirt werden können. Westlich vom Meridian von Kaschgar, wo sich der T. in mehrere Aeste zertheilt, sind die Berge mit Wald bestanden, die Flußthäler fruchtbar, aber tief eingefurcht und daher die Zugänge steiler. In diesem Striche gibt es mehrere Saumwege, aber nur eine wirkliche Handelsstraße, aus dem Thale von Ferghana (Khokand) über Osch nach Kaschgar, durch den Paß Terekty-Dawân oder Derwaza-Dawân-Terek, von den Russen die Kaschgarische Schlucht genannt. Diese Terekstraße hat Ueberfluß an Brennmaterial und Futter für die Lastthiere. Auf ihr fand in den ältesten Zeiten der Handelsverkehr zwischen Westasien und China statt. Ueber sie zogen auch die Horden, die aus der Mongolei in Turan eindrangen.

Thibaudeau (Ant. Claire, Graf), franz. Geschichtschreiber und Revolutionsmann, geb. 23. März 1765 zu Poitiers, war bereits Advocat, als sein Vater, ebenfalls Advocat, zur Nationalversammlung nach Versailles abging, wohin er demselben als ein eifriger Anhänger der Bewegung folgte. Nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. 1789 kehrte der junge T. in seine Heimat zurück und stiftete eine Volksgesellschaft. Die Stadt Poitiers wählte ihn alsbald zum Gemeindebeamten und im Sept. 1792 zum Conventsdeputirten. Enthusiastischer Patriot, ohne Kenntniß der Menschen und Zustände, hielt er sich zur Bergpartei, verschmähte aber stets, im Jakobinerclub zu erscheinen. Im Processe des Königs stimmte er für den Tod und verwarf den Aufschub sowie die Appellation ans Volk. Im Mai 1793 erhielt er eine Sendung in die westl. Departements, wo er sich mit Klugheit und Milde benahm, sodaß er abberufen wurde. Nach dem Sturze Robespierre's opponirte er sehr energisch gegen Tallien, Fréron und die andern Thermidoristen, welche er beschuldigte, die Herrschaft an sich reißen zu wollen. Bei den Wahlen des folgenden Jahres von 22 Departements zum Abgeordneten ernannt, entschied er sich für die Wahl vom Depart. Vienne und wurde 21. Febr. 1796 Präsident des Raths der Fünfhundert. Weil er auf der Rednerbühne sich sehr bestimmt gegen jeden Staatsstreich ausgesprochen, setzte das Directorium 18. Fructidor seinen Namen auf die Deportationsliste. Seine Freunde bewirkten jedoch seine Rehabilitirung, und er trat wieder in den Advocatenstand. Die Revolution vom 18. Brumaire führte T. abermals auf den polit. Schauplatz, und er behielt nun seinen Sitz im Staatsrath bis 1808, wo er zum kaiserl. Grafen und Präfecten des Depart. Rhônemündungen ernannt wurde. Die Restauration entfernte ihn von diesem Posten. Während der Hundert Tage zum Staatsrath, zum kaiserl. Commissar im Depart. Côte-d'Or und zum Mitglied der Pairskammer ernannt, ward er nach der zweiten Restauration durch die Ordonnanz vom 26. Juli 1815 als Königsmörder aus Frankreich verbannt. Er ging in die Schweiz, wendete sich aber, überall von der Polizei belästigt, nach einiger Zeit in die österr. Staaten, wo er die Erlaubniß erhielt, in Prag sich anzusiedeln und daselbst ein Handelshaus zu stiften. Nach

der Julirevolution von 1830 kehrte T. nach Frankreich zurück und lebte hier seitdem ganz zurückgezogen. Nach den Ereignissen vom 2. Dec. 1850 ernannte ihn Ludwig Napoleon zum Senator. Er starb 8. März 1854. Außer vielen in den Zeitschriften der Revolutionsepoche zerstreuten Aufsätzen schrieb er eine »Histoire du terrorisme dans le département de la Vienne» (Par. 1795) und im Verein mit Bourdon de la Crosnière einen «Recueil des actes héroiques et civiques des républicains français» (Par. 1795). Erheblichen Werth für die Revolutionsgeschichte haben seine «Mémoires sur la Convention et le Directoire» (2 Bde., Par. 1824) und seine «Mémoires sur le Consulat et l'Empire» (10 Bde., Par. 1835). Auch hat man von ihm eine «Histoire générale de Napoléon» (5 Bde., Par. 1827—28; deutsch, Stuttg. 1827—30) und eine »Histoire du Tiers-état» (2 Bde., Par. 1843).

Thibaut (Ant. Friedr. Justus), ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. 4. Jan. 1774 zu Hameln, studirte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, habilitirte sich 1796 in Kiel und wurde 1799 Professor der Rechte. 1802 folgte er einem Rufe nach Jena. 1805 aber ward er an die Universität zu Heidelberg berufen, wo er bis zu seinem 28. März 1840 erfolgten Tode als Lehrer mit großem Erfolg wirkte. Sein Hauptwerk ist das «System des Pandektenrechts» (2 Bde., Jena 1803; 8. Aufl. 1834; 9. Aufl. von Buchholtz, 1846), welches sich durch eine genaue und vollständige Zusammenstellung der Bestimmungen des röm. Rechts und seiner Modificationen durch die neuere Zeit (die sog. Praxis, Kanonisches Recht, deutsche Rechtsgrundsätze) vortheilhaft auszeichnet. Außerdem sind zu erwähnen: »Juristische Encyklopädie und Methodologie» (Altona 1797); «Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts» (2 Bde., Jena 1798; 2. Aufl. 1806); »Theorie der logischen Auslegung des röm. Rechts» (Altona 1799; 2. Aufl. 1806); «Ueber Besitz und Verjährung» (Jena 1802); «Beiträge zur Kritik der Feuerbach'schen Revision der Grundbegriffe des Strafrechts» (Jena 1802); «Civilistische Abhandlungen» (Heidelb. 1814). Als der Umsturz der Napoleon'schen Herrschaft manche Wünsche erweckte, war T. unter denen, welche Einheit des Rechts in Deutschland für eine der ersten Bedingungen eines wohlgeordneten Staatenbundes erkannten. Zu diesem Zwecke schrieb er «Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland» (Heidelb. 1814), wogegen sich Savigny (s. d.) in der Schrift «Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft» (Berl. 1815) erhob. Mit Löhr und Mittermaier gab T. das «Archiv für civilistische Praxis» (Heidelb. 1818 fg.) heraus. Als ein großer Freund und Kenner der Musik huldigte er Palestrina in der Schrift »Ueber Reinheit der Tonkunst» (Heidelb. 1825; 4. Aufl. 1861), worin er freilich das Neuere mit Befangenheit angriff und deshalb mit Nägeli in Zürich in einen heftigen Streit gerieth. Seine kostbare Musikaliensammlung wurde der münchener Hof- und Staatsbibliothek einverleibt. T.'s «Juristischen Nachlaß» hat Guyet (2 Bde., Berl. 1841—42) herausgegeben. — Sein Bruder, **Bernhard Friedrich** T., geb. 22. Dec. 1775, gest. 4. Nov. 1832 als Professor der Mathematik zu Göttingen, machte sich durch seinen «Grundriß der reinen Mathematik» (Gött. 1801; 4. Aufl. 1823) und den «Grundriß der allgemeinen Arithmetik» (Bd. 1, Gött. 1809; 2. Aufl. 1830) rühmlich bekannt.

Thielmann (Joh. Adolf, Freiherr von), preuß. General, geb. 27. April 1765 in Dresden, wo sein Vater Oberrechnungsrath war, erhielt hier eine wissenschaftliche Bildung und folgte nach des Vaters Tode 1782 seiner Neigung zum Militärstande. Er wurde 1791 Lieutenant bei den Husaren, machte den Krieg gegen Frankreich mit und lebte dann als Stabsrittmeister in Thüringen den Wissenschaften, bis der Feldzug von 1806 ihn von neuem ins Feld rief. Durch rühmlichen Antheil an der Belagerung von Danzig und an der Schlacht bei Friedland stieg er zum Major und Adjutanten des Königs. 1809 zum Obersten ernannt, suchte er mit einem kleinen Corps Sachsen gegen die eingedrungenen Oesterreicher zu behaupten; dann führte er bei dem herbeieilenden westfäl.-franz. Hülfscorps die Vorhut. Im Juli 1809 wurde er Generalmajor und im Febr. 1810 Generallieutenant. Im Feldzuge gegen Rußland führte er die sächs. Kürassierbrigade, kämpfte ruhmvoll in der Schlacht an der Moskwa und befand sich dann fast immer in der nähern Umgebung des Kaisers Napoleon. Der König von Sachsen erhob hierauf T. in den Freiherrnstand. Als ihm 26. Febr. 1813 die Vertheidigung von Torgau übergeben wurde, machte ihm der König von Sachsen strenge Neutralität zur Pflicht. Schon hoffte T., als der König mit Oesterreich in Unterhandlungen trat, einen Umschwung aller Verhältnisse zur Befreiung Deutschlands, und er begab sich daher, dazu eingeladen, von Torgau zu einer Unterredung mit den verbündeten Monarchen nach Dresden. Als er aber infolge der Schlacht bei Lützen (20. Mai) von seinem Könige den Befehl erhielt, die Festung an die Franzosen zu übergeben, sah er für sich keinen andern Ausweg, als das Commando dem nächstfolgenden General

abzutreten und seine Dienste niederzulegen. Darauf begab er sich in das Hauptquartier der Verbündeten und trat erst in russ., später, nachdem er die sächs. Armee neu organisirt hatte, in preuß. Dienste. Auch hier bewies er Einsicht und Thätigkeit in den Feldzügen gegen Frankreich. An dem Tage von Waterloo hielt T. bei Wavre mit seinem Armeecorps das franz. Corps von Grouchy fest und behauptete seine Stellung, wodurch er zum Erfolge der Hauptschlacht wesentlich mitwirkte. T. starb als commandirender General des 8. Armeecorps zu Koblenz 10. Oct. 1824.

Thiemo, der Heilige, Erzbischof von Salzburg seit 1088, stammte aus einem gräfl. Geschlechte und wurde in der berühmten Klosterschule zu Niederaltaich erzogen und in den freien und mechan. Künsten geübt. Ehe er den erzbischöfl. Stuhl bestieg, war er Abt zu St.-Peter in Salzburg. Widrige Schicksale zwangen ihn, sein erzbischöfl. Amt 1101 niederzulegen und zu Admont in der Nähe von Radstadt Schutz zu suchen. Dann ging er nach Palästina, wo er den Märtyrertod fand. T. war ein trefflicher Bildhauer, und noch gegenwärtig werden Marienstatuen zu St.-Peter in Salzburg, zu Radstadt, zu Altenmarkt bei Radstadt und anderwärts als seine Werke gezeigt.

Thienemann (Friedr. Aug. Ludw.), verdienter Ornitholog, geb. 25. Dec. 1793 zu Gleina bei Freiburg a. d. U., widmete sich, zu Naumburg und Schulpforte vorgebildet, seit 1813 zu Leipzig medic. und naturwissenschaftlichen Studien. Nachdem er 1819 promovirt, bereiste er zwei Jahre lang den Norden Europas und hielt sich unter anderm 13 Monate auf Island auf. Seit 1822 hielt er hierauf zu Leipzig zoolog. Vorlesungen und folgte dann 1825 einem Rufe nach Dresden als zweiter Inspector des Naturaliencabinets, wo er mit seinem Bruder G. A. Wilhelm T. und Brehm eine «Systematische Darstellung der Fortpflanzungsgeschichte der Vögel Europas» (5 Abth., Lpz. 1825—33) bearbeitete. 1839 ward er zum Bibliothekar an der königl. Bibliothek ernannt, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten diese Stellung 1842 wieder aufgeben. Er starb 24. Juni 1858 zu Trachenberg bei Dresden. T.'s Hauptwerk ist die «Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel» (10 Hefte, Lpz. 1845—56, mit 100 colorirten Tafeln), zu welcher ihm seine großartigen Sammlungen von Nestern und Eiern (von erstern über 2000 Exemplare, von letztern gegen 1200 Arten in mehr als 15000 Exemplaren) das Hauptmaterial boten. Von seinen übrigen Schriften sind außer der «Reise im Norden Europas» (2 Bde., Lpz. 1824—27) noch das «Lehrbuch der Zoologie» (Berl. 1825), die lat. Uebersetzung von Carus' «Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie» (Heft 1—8, Lpz. 1840—50) und «Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie» (Heft 1—2, Lpz. 1846—48) hervorzuheben.

Thier (animal). Nach einer uralten Eintheilung zerfallen alle Körper in die sog. drei Reiche, das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich. Unter diesen sondern sich wieder die T. und Pflanzen als organische Wesen von den unorganischen Mineralien ab. Während diese als starre, nur durch Ansetzen von außen wachsende Massen, mit Ausnahme der Krystalle auch ohne bestimmte Form und Größe, in allen Theilen gleichartig sind und in keinem Theile Beziehung auf das Ganze wahrnehmen lassen, bestehen T. und Pflanzen als Einzelwesen (Individuen), deren Existenz durch mannichfaltige Lebenswerkzeuge (Organe) vermittelt wird. Sie zeigen sowol Ende als Anfang ihres Daseins und werden nach ihrem Absterben durch eine aus ihnen entwickelte Nachkommenschaft ersetzt. Der Bau der Pflanzen wie der T. beruht auf einem gemeinsamen Formelement, der Zelle (s. d.), und es gibt einzellige Wesen, die dem einen wie dem andern Reiche zugezählt werden können. Erst von diesem gemeinschaftlichen Boden entwickeln sich die Unterschiede, die um so mehr ausgeprägt sind, eine je höhere Stufe die Organismen einnehmen. Die Merkmale der Thierheit sind freie Bewegung, Verdauung, Empfindungsvermögen, Fortpflanzung. Allen diesen Functionen gemeinsam dient die aus gleichförmigen Zellen zusammengesetzte Substanz der niedersten T. Diese Substanz ist contractil und vermittelt ebenso wol durch ihre Zusammenziehungen die Ortsbewegung, als sie durch dieselben die Empfindung kenntlich macht, und sie ernährt sich durch Austausch der Stoffe der Außenwelt mit ihren eigenen. Erst nach und nach entwickeln sich für die einzelnen Functionen gesonderte Organe in entsprechenden Lebensformen, und so ergibt sich dann als wesentlichstes Gesetz der Vervollkommnung im Thierreiche die stets fortschreitende Theilung der Arbeit, die Sonderung und Spaltung der Functionen und Uebertragung derselben auf besondere Organe. Wie sich diese fortschreitende Vervollkommnung in den einzelnen Typen nachweisen läßt, welche das Thierreich zusammensetzen, so ist sie auch augenfällig in der individuellen Entwickelung des Individuums aus dem Ei, das anfangs eine einfache Zelle darstellt, allmählich aber seine Organe durch Sonderung und Spaltung der ursprünglich ungesonderten Zellenanlagen herstellt. So entstehen aus der ursprünglichen Zellensubstanz besondere contractile Gewebe, Muskeln und starre Hebel, bald außen

(Haut), bald innen (Knorpel und Knochen), die durch die Zusammenziehungen der Muskeln bewegt werden. So entstehen auch besondere Glieder zur Ortsbewegung, die sich wieder, je nach der Verschiedenheit der auszuführenden Bewegungen, verschieden gestalten. So bilden sich ferner, statt der ursprünglich aufnehmenden äußern Hautfläche, Einstülpungen, die sich nach und nach zum Verdauungssystem mit Mund, Darm und After, mit den drüsigen Nebenorganen, wie Speicheldrüsen, Leber, Harnorgane, entwickeln. So wird, statt des frühern unmittelbaren Austausches gasförmiger Bestandtheile, die Athmung nach und nach durch besondere Athemorgane (Kiemen, Tracheen, Lungen) bewerkstelligt. Die Zufuhr der Ernährungsstoffe, der Austausch zwischen den Organen, der zuerst durch die Zellen geschah, wird später durch ein mehr und mehr entwickeltes Kreislaufsystem (Herz und Gefäße, Blut und Lymphe) vermittelt. Das im ganzen Körper vertheilte Empfindungsvermögen erhält besondere Sinnesorgane (Seh-, Hör-, Riech-, Schmeck-, Tastorgane), deren Eindrücke durch Nerven einem Centralorgane zugeführt werden, welches zugleich der Sitz aller psychischen Functionen ist, und das endlich bei den höchsten T. in Hirn und Rückenmark und peripherisches Nervensystem, Vermittler von Empfindung und Bewegung, zerfällt. Die Fortpflanzung, welche anfänglich jeder Zelle zukam, sodaß der Körper an irgendeiner beliebigen Stelle Knospen erzeugen und jeder Theil sich zu einem Individuum ausbilden konnte, wird auf besondere Organe, die Geschlechtsorgane, concentrirt, welche wieder in zwei Gegensätze, männliche und weibliche, zerfallen und mehr und mehr sich compliciren zur Besorgung verschiedener und mannichfaltiger Vorgänge in der Zeugung und in der Entwickelung der Eier und der Jungen. In gleicher Weise complicirt sich die Entwickelung und das Leben der Individuen. Von der Zelle des Eies ausgehend, durchläuft das Individuum Phasen, welche diese zunehmende Arbeitstheilung und damit auch die Geschäfte des Typus selbst bestellen, der durch stete Vervollkommnung sich vom Niedern zum Höhern erhoben hat. Ebenso ist unsere jetzige Thierschöpfung nicht ein für sich bestehendes Ganzes, sondern, wie Darwin zeigt, in steter Umwandlung begriffen und aus steter Umwandlung früherer Typen hervorgegangen, sodaß die Entwickelungsgeschichte des Thierreichs durch die Perioden der Erdgeschichte hindurch ebenfalls in das Bereich der Studien über das Thierreich gezogen werden muß. Der Bau der T. (Zootomie oder vergleichende Anatomie und Zoologie im engern Sinne, oder Kenntniß der äußern Bildungen), die individuelle Entwickelung der Typen (vergleichende Entwickelungsgeschichte) und die histor. Entwickelung aus frühern Typen (Paläontologie) müssen demnach zusammenwirken, um die Klassifikation des Thierreichs herzustellen, über deren Grundsätze nebst Anwendung derselben vielfach gestritten worden ist und noch gestritten wird. Jetzt erkennt man ziemlich allgemein folgende große Gruppen an: Wirbelthiere, Gliederthiere, Weichthiere oder Mollusken, Würmer, Stachelhäuter (Echinodermen), Hohlleiber (Coelenterata), Urthiere (Protozoa). (S. Zoologie.)

Thierchemie oder Zoochemie. Alle Vorgänge im thierischen Körper sind an chem. Processe geknüpft, und die Aufgabe der T. ist somit die Aufgabe, diesen Zusammenhang ersichtlich zu machen und sein Wesen festzustellen. Dazu ist die Kenntniß der Bestandtheile des thierischen Körpers und ihrer chem. Eigenschaften sowie der Bedingungen erforderlich, unter welchen sie aufeinander einwirken, und unter welchen sich ihre Beziehungen zur Außenwelt vermitteln. Denn von der anatom. Anordnung der Körpersubstanz und ihren physik. Eigenschaften hängt die Art und Weise ab, in welcher die Körperbestandtheile in Wechselwirkung treten. Als charakteristischen Bestandtheil besitzen alle belebten Organismen (Thiere sowol als Pflanzen) die Eiweißkörper, deren eine große Menge unterschieden werden, die aber gewisse Eigenschaften gemein haben; aus ihnen baut sich der Thierkörper auf, und an ihnen nehmen alle Lebenserscheinungen ihren Ablauf. Sie sind im Thiere in nicht geronnenem Zustande enthalten und besitzen in diesem nicht nur einen hohen Grad von Festigkeit und Elasticität, sondern auch die Eigenschaft, während sie selbst unlöslich und in Flüssigkeiten nur aufquellen, Lösungen in großer Menge aufzunehmen und festzuhalten. Weitere Bestandtheile des Thierleibes sind die Fette, sog. Kohlenhydrate (verschiedene Zuckerarten, ein stärkemehlähnlicher Körper) und eine kleine Anzahl von sog. Mineralsubstanzen (hauptsächlich Phosphorsäure, Kohlensäure, Schwefelsäure, Salzsäure, Kieselsäure, Kalk, Magnesia, Kali, Natron, Eisen, Sauerstoff). Neben diesen treten als Zersetzungsproducte der Eiweißkörper, der Fette u. s. w. noch eine Reihe sog. organischer Körper auf, als Harnstoff, Harnsäure, Kreatin, Milchsäure u. s. w. Die Lebensvorgänge kommen nur durch eine fortwährende Zersetzung der Körperbestandtheile zu Stande, und diese müssen daher fortwährend ersetzt, die Organe müssen ernährt werden. Die Nahrungsmittel gelangen nur auf zwei Wegen in den Organismus, durch den Darmkanal (die festen) und durch die Lungen (in gasförmigem Zustande). In Wasser lösliche (die Salze, der Zucker) oder bei Körpertemperatur flüssige (die Fette) Substanzen werden

im Darmkanal wesentlich nicht verändert, die unlöslichen dagegen durch die Verdauungsflüssigkeiten in den löslichen Zustand übergeführt, ein Vorgang, den man als Verdauung bezeichnet. Solche unlösliche Nahrungsmittel sind das Stärkemehl, welches durch den Mund- und den Bauchspeichel in Dextrin und Zucker verwandelt wird, und die Eiweißkörper, welche durch den Magensaft und den Bauchspeichel löslich gemacht (in Peptone verwandelt) werden. Vom Darm aus gelangen die Nahrungsmittel durch Aufsaugungsapparate entweder direct in das Blut oder zunächst in den Chylus, der sich auf Umwegen zuletzt gleichfalls in das Blut ergießt. Das Blut ist eine Lösung von Eiweiß, Salzen u. s. w., in welcher kleine rothe, gleichfalls aus einer Eiweißsubstanz bestehende Kügelchen schwimmen, welche die Eigenschaft besitzen, den Sauerstoff chemisch zu binden. Bei seinem Durchgange durch die Lungen nimmt das Blut den Sauerstoff auf, und führt ihn, zugleich mit den vom Darmkanal bezogenen Nahrungsmitteln, zu den Organen des Körpers, welche beiderlei Substanzen als Ersatz für verbrauchte Substanz aufnehmen, überschüssige aufspeichern oder sogleich weiter verarbeiten. Der Sauerstoff wird hier zu Oxydationen verwendet, und die dabei gebildete Wärme tritt entweder in der Form der Bewegung auf (wie in der Dampfmaschine) oder bleibt dem Körper als solche erhalten. Die Umsatzproducte werden entweder von dem Blute aufgenommen oder fließen durch die Chyluesgefäße aus den Geweben ab, gelangen aber schließlich in das Blut, aus welchem die gasförmigen (Kohlensäure und Wasser) durch Lungen und Haut abgeschieden werden, die löslichen durch die Nieren abfiltriren (Harn) oder nach weiterer Verarbeitung in den Darmkanal ergossen werden (wie die Galle aus der Leber) oder in das Blut zurückfließen (aus der Milz) und so dem Körper noch fernerhin nutzbar gemacht werden. Die T. schließt also sehr wichtige praktische Fragen in sich, die sich nicht blos auf die Ernährung und den Stoffwechsel des gesunden Körpers beziehen (z. B. die Nahrungsmittiellehre), sondern auch auf diese Vorgänge bei Krankheiten. Wiewol beide Richtungen der T. im wesentlichen in Eins zusammenfallen, beide ihre Untersuchungen an denselben Gegenständen und zwar mit denselben Mitteln vornehmen, so unterscheidet man doch aus rein äußerlichen praktischen Gründen eine physik. und eine pathol. (Thier-)Chemie. Als Zweig der angewandten Chemie bedient sich die T. der chem. Methoden, und die Anatomie sowie die Physiologie sind für sie lediglich Hülfswissenschaften. Daher kommt es auch, daß sie ihre wichtigsten Fortschritte nur den Untersuchungen von Fachchemikern (wie Berzelius, Liebig, Scherer, Strecker, Baeyer) verdankt und von rein chem. Untersuchungen ihre Weiterentwickelung wesentlich abhängt. Als Lehrbücher der physiol. Chemie sind zu nennen die von Gorup-Besanez, Kühne und Lehmann.

Thierheilkunde oder Thierarzneikunde (zooiatrica) ist der Inbegriff der Lehren, welche sich auf Heilung kranker Hausthiere beziehen und wird deshalb auch Veterinärkunde (von veterinum, nämlich animal, d. h. das Lastthier) genannt. Diese Wissenschaft war bis auf die neuere Zeit größtentheils in den Händen von Hirten, Abdeckern und Schmieden oder sog. Curpfuschern. Doch finden sich schon bei den civilisirten Völkern des Alterthums theils Spuren der T., wie bei den Aegyptern und Hebräern, theils Andeutungen von einer bedeutenden Cultur derselben, wie bei den Indern. Unter den Griechen sind Hippokrates und Galenus, besonders aber Aristoteles als ihre directen oder indirecten Förderer zu erwähnen. Ihnen schließen sich die unter dem griech. Namen Hippiatres (d. i. Pferdeärzte) bekannten Schriftsteller an, deren übriggebliebene, meist sehr fragmentarische Werke auf Befehl des Kaisers Constantin Porphyrogeneta im 10. Jahrh. gesammelt und später von Ruellius («Veterinariae medicinae libri duo», Bas. 1538) im Original herausgegeben und ins Lateinische übersetzt wurden. Nachrichten über die Veterinärkunde bei den Römern verdanken wir Cato dem Aeltern, Varro, Columella und Vegetius, der aber auch die thierärztliche Literatur bis zum 13. Jahrh. schließt. In dieser Zeit begann sie von neuem mit Jordanus Rufus, dem Stallmeister Friedrich's II., und diesem großen Kaiser selbst, denen Albert von Bollstädt, Hofmann und Konr. Gesner in Deutschland, Magno, Caracciolo und Bonacossa in Italien, Diaz, Andrada, Camora und Calvo in Spanien u. a. folgten. Die Schriften dieser Männer beziehen sich meist auf Pferde und tragen großentheils den Stempel des Aberglaubens. Eine wissenschaftliche Grundlage, die anatom. Kenntniß der Thiere, welche die T. bis dahin entbehrt hatte, versuchten endlich Koyter in Deutschland, Hervard in Frankreich, vorzüglich aber Ruini in Italien durch seine Schrift «Dell' anatomia e dell' infirmità del cavallo» (Bologna 1598) wenigstens der Hippiatrik (Pferdeheilkunde) zu geben. Hiermit begann eine neue Periode, in welcher zuerst besonders die Roßarzneikunde durch Stallmeister, von denen vorzüglich Solleysel zu nennen ist, weiter ausgebildet wurde. Die im Anfange des 18. Jahrh. zuerst wahrgenommenen, fast ganz Europa verheerenden Viehseuchen machten den niedrigen Standpunkt der T. besonders fühlbar und bewirkten, daß die Regierungen

mehr Aufmerksamkeit darauf wendeten und die berühmtesten Aerzte, wie Ramazzini und Lancisi in Italien, Sauvages in Frankreich, Camper in Holland u. a., sich ihr wenigstens theoretisch annahmen. Endlich errichtete der franz. Stallmeister Bourgelat 1762 eine Thierarzneischule zu Lyon, und 1765 trat eine zweite zu Alfort bei Paris ins Leben, worauf nach und nach fast alle Länder Europas diesem Beispiele folgten. Waren auch diese Schulen anfänglich theils in ihrer Anlage, da nur wenig gute Lehrer sich fanden, theils in ihrem Zwecke, da sie fast nur Roßärzte bildeten, mangelhaft, so fand doch in ihnen die T. eine bleibende Stätte und erhob sich allmählich zu einer selbständigen Wissenschaft. Wesentlich trug zur wissenschaftlichen Begründung und Behandlung der T. der Aufschwung bei, welchen Anatomie, Physiologie und Chemie im 19. Jahrh. genommen haben. Freilich ist unter dem eigentlichen Bauernstande fast überall noch die Neigung zu dem Quacksalber größer als zum wissenschaftlich gebildeten Arzt. Vorzügliche Thierarzneischulen sind in Berlin, Dresden, Wien, Paris, London, Petersburg, Charkow und Zürich. Auch die europ. Thierärzte traten zu einem Congreß zusammen, der sich früher alle zwei Jahre, später alle drei Jahre versammelte. 1863 tagte derselbe in Hamburg, 1865 in Wien, 1867 in Zürich. Vgl. die neuern Werke von Haubner, Funke, Leisering, Röll («Lehrbuch der Pathologie und Therapie der Hausthiere», 3. Aufl., Wien 1867) und Masch («Landwirthschaftliche T.», 3. Aufl., Wien 1868).

Thierischer Magnetismus oder Animalischer Magnetismus, auch Mesmerismus genannt. Die geheimnißvollen Anziehungen, welche der Magnetstein auf das Eisen ausübt, lenkten schon im Alterthum die Aufmerksamkeit der Aerzte auf diesen Stein und führten dahin, daß derselbe unter den Arzneimitteln eine Stelle erhielt. Bei der weitern Ausbildung der Lehre von dieser wunderbaren Kraft lag es daher nahe, daß seitens der Aerzte wiederholt Versuche unternommen wurden, um einen Einfluß der gewöhnlichen Stahlmagnete oder Magnetsteine auf den menschlichen Körper nachzuweisen. So gebrauchte auch Anton Mesmer (s. d.), ein Schweizer von Geburt, der sich mit den angeblichen Heilkräften des Mineralmagnets beschäftigte, 1773 in Wien gewöhnliche Magnetstäbe, um verschiedene Krankheiten zu heilen, und glaubte dabei zu finden, daß die heilbringende Kraft nicht allein den Stahlmagneten eigen sei, sondern auch in andern Körpern, besonders im menschlichen Körper hervorgerufen werden könne. Da seine Ansichten bei der Bevölkerung Wiens nicht die gewünschte Aufnahme erhielten, begab sich Mesmer 1778 nach Paris, wo er für seine neuentdeckte angebliche Kraft in großer Zahl Anhänger fand. Die Angelegenheit gelangte endlich dahin, daß 1784 auf Befehl König Ludwig's XVI. zur Untersuchung des sog. Thierischen Magnetismus zu Paris eine Commission niedergesetzt wurde, zu deren Mitgliedern unter andern auch Franklin und Lavoisier gehörten. Diese Commission fand bei den Curen Mesmer's eine größere Anzahl Personen beiderlei Geschlechts im Kreise um eine hölzerne Badewanne sitzend. Aus der Wanne ragten gekrümmte und bewegliche gußeiserne Stäbe heraus, mit deren äußersten Enden die Patienten den leidenden Theil ihres Körpers in Berührung brachten. Sämmtliche Kranke waren durch einen um den Leib jedes einzelnen gehenden Strick verbunden und verstärkten zeitweilig diese wechselseitige Gemeinschaft, indem sie ihre Daumen ineinanderhenkten. Mesmer selbst berührte mit einem in der Hand gehaltenen Eisenstabe den leidenden Theil des Kranken, während andere Magnetiseure die Seiten und den Unterleib desselben längere Zeit sanft drückten. Alles dies geschah unter den Tönen einer sanften Musik. Nach einer gewissen Zeit stellten sich dann die sog. magnetischen Krisen ein, wobei einzelne der Magnetisirten bisweilen in sehr starke Zuckungen verfielen, andere convulsivisch husteten, noch andere schrien, lachten oder weinten u. s. w. Die Commission überzeugte sich durch die genaueste und gewissenhafteste Prüfung, daß die angegebenen Symptome, soweit sie nicht geradezu auf Betrug hinausliefen, der Einbildungskraft ihre Entstehung verdankten. Vgl. Gilbert, «Annalen der Physik» (Bd. 42). Wie leicht vorauszusehen, vermochte das wohlbegründete Urtheil jener Commission doch nicht, den Glauben an eine solche Kraft zu vernichten. Namentlich fand Mesmer's Lehre in Deutschland selbst unter berühmten Aerzten bis über das erste Viertel dieses Jahrhunderts hinaus eifrige Anhänger, und noch gegenwärtig gibt es unter der halbgebildeten und ungebildeten Menge viele, die an die geheimnißvolle Kraft eines thierischen Magnetismus glauben und den sog. magnetischen Curen Wirksamkeit zusprechen. Das jetzt beim Magnetisiren übliche Verfahren besteht darin, daß der Magnetiseur seine ausgespreizten Arme von dem Kopfe des Kranken abwärts über die beiden Seiten der Brust, des Unterleibes und über die beiden Schenkel hinabführt, dabei je nach den Umständen den Körper mit den Fingerspitzen leicht berührend oder letztere in einiger Entfernung haltend. Nach Ausführung dieser Striche erfolgt noch ein Ausschnellen der Finger gegen den

Patienten hin. Durch ſolches längere oder kürzere Zeit fortgeſetzte Streichen ſoll dann der Kranke in den ſog. magnetiſchen Schlaf verfallen, in welchem er mit dem Magnetiſeur in einer ſehr engen Verbindung (magnetiſchem Rapport) ſteht. Durch in umgekehrter Richtung geführte Striche ſoll der Kranke aus ſeinem Schlafe wieder erweckt werden. Wenn jemand in magnetiſchen Schlaf gebracht, ſo ſollen ſeine geiſtigen Fähigkeiten ungemein geſteigert werden, er ſoll den Bau ſeines Körpers erkennen, ſoll auf die Herzgrube gelegte Briefe leſen, für ſein Leiden und ebenſo für die Krankheiten anderer die Heilmittel angeben können u. ſ. w. Aber alle dieſe Angaben ſind in Wahrheit nicht begründet, ſondern beruhen, wo ſie nicht auf bloße Einbildungen hinauslaufen, auf grobem Lug und Trug. Nach den wiederholten und ſorgfältigſten Prüfungen von ſeiten wiſſenſchaftlicher Forſcher (unter andern von Hankel) exiſtirt durchaus keine ſolche von einem Menſchen auf den andern übertragbare Kraft.

Thierkreis. Die Bewegungen der meiſten Planeten, namentlich aller ſchon im Alterthume bekannten, geſchehen, von der Erde aus geſehen, in einem ſchmalen Gürtel des Himmels, der wenig über 20° breit iſt und von der Ekliptik (ſ. d.) in zwei Hälften getheilt wird. Dieſer Gürtel wird der T. oder Zodiakus genannt und in zwölf gleiche Theile, Zeichen (ehemals Dodekatemoria) genannt, eingetheilt. Die Namen und Bezeichnungen dieſer Zeichen (erſtere größtentheils von Thieren entlehnt, daher die Benennung T.) ſind der Reihe nach, wie ſie von der Sonne durchwandert werden, aber von Weſten nach Oſten folgende: Widder (♈), Stier (♉), Zwillinge (♊), Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍), Wage (♎), Skorpion (♏), Schütze (♐), Steinbock (♑), Waſſermann (♒) und Fiſche (♓). Die Sonne, welche im Frühjahr im Zeichen des Widders ſteht, verweilt etwa einen Monat lang in jedem Zeichen und durchwandert ſie ſo der Reihe nach alle in einem Jahre. Die drei erſten Zeichen heißen daher die Frühlingszeichen, die drei folgenden die Sommerzeichen, das ſiebente bis neunte die Herbſtzeichen und die drei letzten die Winterzeichen. Außerdem nennt man die ſechs erſten auch die nördlichen und die ſechs letzten die ſüdlichen, ferner die drei erſten und die drei letzten zuſammen die aufſteigenden, die ſechs übrigen die niederſteigenden Zeichen. Mit den Zeichen der Ekliptik ſtimmen die gleichnamigen Sternbilder des T. gegenwärtig nicht mehr überein, ausgenommen hinſichtlich der Aufeinanderfolge. Ueber das Alter des T. iſt viel Streit geweſen, namentlich ſeitdem man die bekannten Zeichen auf ägypt. Denkmälern wiedergefunden hatte. In einem Dachzimmer des Tempels von Dendera (ſ. d.) wurde von der franz. Commiſſion unter Napoleon ein rundes Deckenbild entdeckt und in den untern Räumen deſſelben Tempels ein viereckiges, welche beide unter andern Sternbildern die griech. Zodiakalzeichen enthielten, und man war geneigt, dieſen ein hohes Alter zuzuſchreiben. Durch Champollion's Entzifferung der phonetiſchen Hieroglyphen ſtellte ſich aber heraus (1824), daß die Sculpturen des Tempels von Dendera erſt in die röm. Kaiſerzeit gehören. Der runde T., der ältere von beiden, entſtand früheſtens unter Kleopatra und Cäſarion. Es wird jetzt ziemlich allgemein angenommen, daß die Griechen ihre Zeichen von den Chaldäern erhielten und die jetzigen Bezeichnungen etwa um 1300 v. Chr. durch Chiron zur Zeit des Argonautenzugs entſtanden ſind. Die Aegypter erhielten im 1. Jahrh. v. Chr. erſt von den Griechen die Zodiakalzeichen und nahmen ſie in Dendera und Esneh unter die altägypt. Sternbilder auf.

Thierquälerei heißt die unbarmherzige Behandlung ſowol der Hausthiere als der in dauernde aber zeitweilige Gefangenſchaft gerathenen wilden Thiere. Sie iſt theils ein Ausfluß von Unwiſſenheit und Muthwillen, theils von Roheit und Misbrauch der menſchlichen Hülfsmittel gegen ſchwächere, gefeſſelte oder ſich ihrer Kraft nicht bewußte Weſen. Die T. äußert ſich auf ſo vielfache Weiſe, daß ſelbſt die beſten Geſetze, die in dieſer Beziehung alle civiliſirten Staaten aufzuweiſen haben, gegen ſie nicht viel auszurichten vermögen. Daher haben ſich überall, zuerſt in England, Vereine gegen T. (Thierſchutzvereine) gebildet, um der Polizei zu Hülfe zu kommen. In Deutſchland ward unter anderm ein ſolcher von dem verdienten Hofrath Perner in München gegründet, der ſich ſeinerzeit durch beſondern Eifer auszeichnete. Bildung, vor allem tüchtiger Unterricht in der Volksſchule, iſt das einzige ſichere Mittel gegen T. Den Vereinen gegen T. verdankt man zum Theil die Einführung der Pferdeſchlächtereien in großen Städten.

Thierry (Jacques Nicolas Auguſtin), einer der bedeutendſten Geſchichtſchreiber Frankreichs und der neuern Zeit überhaupt, geb. zu Blois 10. Mai 1795, erhielt ſeine Bildung im Collége ſeiner Vaterſtadt, trat 1811 in die Normalſchule und ging 1813 als Lehrer an eine Provinzialſchule. Schon 1814 kehrte er indeß nach Paris zurück und ſchloß ſich mit Begeiſterung den ſocialiſtiſchen Beſtrebungen Saint-Simon's (ſ. d.) an. Als Freund und Schüler deſſelben betheiligte er ſich ſeit 1815 an deſſen Schriften und veröffentlichte 1816 auch die ſelbſtändige Arbeit «Des nations et de leurs rapports mutuels». Doch erkannte er die Träumereien des Meiſters und

hatte überdies mehr die polit. Freiheit im Auge. Er trennte sich deshalb 1817 von Saint-Simon und wurde Mitarbeiter an dem von Comte und Dunoyer redigirten Journal «Le Censeur européen». Nachdem dieses Blatt eingegangen, betheiligte er sich an dem «Courrier français», in welchem er 1820 zehn Briefe über die franz. Geschichte veröffentlichte, die schon die Grundsätze seiner künftigen Wirksamkeit enthielten und Aufsehen machten. Wie alle jugendlichen, von Freiheitsideen erfüllten Geister blieb auch T. während der Restaurationsepoche dem öffentlichen Wirken fern. Dafür wandte er sich mit Eifer den geschichtlichen Studien zu und erwarb sich nicht nur tiefe Kenntnisse, sondern auch selbständige Ansichten über die Behandlung der Geschichtswissenschaft. Er fand in der engl. und franz. Geschichte, der er sich besonders widmete, den Schlüssel für die Gestaltung aller bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse in dem Gegensatze der eroberuden zu den unterworfenen Rassen. Die Ansprüche der Adels- und Dynastengeschlechter fielen ihm vor diesen Untersuchungen zusammen. T. sah ferner ein, daß der äußerliche Pragmatismus, den die Geschichtschreibung gewöhnlich verfolgt, durchaus die histor. Wahrheit nicht an das Licht fördern könne. Von tüchtigen Forschungen, einer lebhaften Phantasie und allgemeiner Bildung unterstützt, wendete er sich darum der genetischen Methode zu, die für die Engländer wie Franzosen neu war und von letztern gewöhnlich die beschreibende oder pittoreske genannt wird. Das erste Resultat seiner Bestrebungen war die «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (4 Bde., Par. 1825 u. öfter; deutsch von Bolzenthal, 2 Bde., Berl. 1830—31). Der Fleiß wie die neue Anschauungsweise dieser Arbeit machten in England und Frankreich großes Aufsehen. In erweiterter Form ließ er hierauf die erwähnten Briefe unter dem Titel «Lettres sur l'histoire de la France» (Par. 1827 u. öfter) erscheinen. Infolge anhaltender Studien verlor er jedoch fast gänzlich die Sehkraft und wurde noch außerdem von einer Nervenkrankheit heimgesucht. Er ertrug diese Leiden mit philos. Muthe und setzte seine Arbeiten mit Hülfe seiner Freunde fort. 1830 wählte man ihn zum Mitgliede der Akademie. Von 1831—35 hielt sich T. bald in den Bädern von Luxeuil, bald zu Besoul bei seinem Bruder auf. Mit des letztern Beihülfe veröffentlichte er 1835 unter dem Titel «Dix ans d'études» eine Sammlung von trefflichen Aufsätzen, die aus seinen frühern Forschungen hervorgegangen. Um diese Zeit rief ihn Guizot, damals Minister des öffentlichen Unterrichts, nach Paris und übertrug ihm die Herausgabe des «Recueil des monuments inédits de l'histoire du tiers-état», welches Werk eine Abtheilung der «Collection des monuments inédits de l'histoire de France» bildet. Seine Hauptmitarbeiter waren Felix Bourquelot und Charles Louandre. 1840 publicirte T. die «Récits des temps mérovingiens» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1847), wofür ihm die Akademie einen ihrer Hauptpreise zuerkannte. Zu dem physischen Leiden T.'s gesellte sich noch der Verlust seiner nächsten Freunde, der Tod Armand Carrel's, des Philologen Fauriel und seiner Gattin, die ihn sämmtlich in seinen Arbeiten unterstützten. Doch veröffentlichte er noch «Recueil des monuments de l'histoire du tiers-état. Histoire municipale d'Amiens» (3 Bde., Par. 1849—56) und den «Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers-état» (Par. 1853). Er starb 22. Mai 1856. Seine «Oeuvres complètes» erschienen von ihm selbst in 8 Bänden (Par. 1846—47), dann in 10 Bänden (Par. 1856—60). — Seine Gattin, Julie T., geborene de Quérengal, starb 10. Juni 1844. Dieselbe vermählte sich mit dem bereits erblindeten T. 1831 und machte sich in der literarischen Welt bekannt durch «Scènes de moeurs aux 18me et 19me siècles» (mit einer Einleitung von ihrem Gatten, Par. 1836) sowie durch mehrere geistvolle Aufsätze in der «Revue des deux mondes». — Amédée Simon T., Bruder des vorigen, ebenfalls ein tüchtiger Geschichtschreiber, geb. zu Blois 2. Aug. 1797, widmete sich anfangs dem öffentlichen Lehrfache und erhielt unter dem Ministerium Batimesnil eine Professur in Besançon. Nach der Julirevolution von 1830 ernannte ihn die neue Regierung, weil er mit den Doctrinaires befreundet war, zum Präfecten des Departements der obern Saône, und 1841 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt. In den letzten zehn Jahren der Julimonarchie verfaß er das Amt eines Requêtenmeisters im Staatsrath, welches Amt er auch im Staatsrath des neuen Kaiserreichs bekleidet. Im Jan. 1860 erfolgte seine Ernennung zum Senator. Er ist der Verfasser eines «Résumé de l'histoire de la Guyenne» (Par. 1828) sowie mehrerer trefflicher Arbeiten über die älteste Geschichte Frankreichs. Dahin gehören vor allem «Histoire des Gaulois jusqu'à la domination romaine» (3 Bde., Par. 1828 u. öfter); «Histoire de la Gaule sous l'administration romaine» (3 Bde., Par. 1840—47); «Histoire d'Attila» (2 Bde., Par. 1856); «Récits de la histoire romaine au cinquième siècle» (Par. 1860).

Thiers (Louis Adolphe), franz. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 16. April 1797

zu Marseille, bezog im Alter von 18 J. die Akademie zu Aix und widmete sich dem Rechtsstudium, nach dessen Beendigung er sich zu Aix in den Advocatenstand aufnehmen ließ. Bald jedoch wendete er sich der Geschichte, Politik und Nationalökonomie zu und ging 1820 mit seinem Schulfreunde Mignet nach Paris, um sein Glück als Journalist zu versuchen. Beide fanden sich anfangs in ihren Erwartungen getäuscht. Indeß machte T. um 1823 die Bekanntschaft des populären Deputirten Manuel, und Laffitte verschaffte ihm eine Stelle unter den Redacteuren des «Constitutionnel», der damals das vornehmste Organ der liberalen Partei war. Seiner Thätigkeit gelang es in kurzer Zeit, sich zu einem Wortführer des Liberalismus emporzuschwingen, zumal seine «Geschichte der Französischen Revolution» in allen Kreisen des Volks mit großem Enthusiasmus aufgenommen ward. Im Verein mit dem Buchhändler Sautelet und Armand Carrel gründete er den «National», dessen erste Nummer 1. Jan. 1830 unter seiner Oberleitung erschien. Das Auftreten dieses neuen Blattes, das sich durch die Kraft und Kühnheit der Polemik viele Leser und Mitarbeiter erwarb, war für die damalige Lage ein polit. Ereigniß. T.' berühmter Ausspruch: «Der constitutionelle König herrscht, aber regiert nicht» («Le roi règne et ne gouverne pas»), wurde das Schlagwort des Tags. Als am Morgen des 26. Juli 1830 die Ordonnanzen erschienen, versammelten sich die Redacteure aller liberalen Journale im Bureau des «National» und entwarfen unter T.' Einfluß eine heftige Protestation, die als Einleitung zu dem beginnenden Kampfe gelten konnte. Die Julirevolution eröffnete dem ehrgeizigen und talentvollen Manne die Laufbahn, nach der er gestrebt. Zum Staatsrath und Generalsecretär im Finanzministerium (im August) ernannt, wurde er unter Laffitte (im Nov. 1830) dessen Unterstaatssecretär. Als Abgeordneter der Stadt Aix trat er auch in die Deputirtenkammer ein. Obschon seine ersten parlamentarischen Versuche nicht glücklich ausfielen, bildete er sich doch rasch zu einem Redner aus, dessen Präcision und Gewandtheit im Angriff ebenso große Anerkennung errang, wie die Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit seines Debattentalents. Bei Laffitte's Rücktritt im März 1831 blieb T. in derselben Stellung unter dem Ministerium Casimir Périer, und nach Périer's Tode wurde er in dem Cabinet vom 11. Oct. 1832 Minister des Innern. Ein Zerwürfniß mit seinen Collegen bewog ihn, im Dec. 1832 das Departement des Innern mit dem des Handels und der öffentlichen Arbeiten zu vertauschen. In dieser Stellung zeichnete T. sich aus durch eine Reihe wohlthätiger Schöpfungen und Bauten sowie durch Werke, die den bonapartistischen Ueberlieferungen schmeichelten, wie die Herstellung des Napoleon'schen Standbildes auf der Vendômesäule und die Vollendung des Triumphbogens de l'Etoile. Auch regte er schon damals die Befestigung von Paris an, die aber vorerst aufgegeben werden mußte. Während er sich dem Hofe, trotz manches Zerwürfnisses, nothwendig zu machen wußte, unterhielt er mit der liberalen Partei ein gewisses freundliches Verhältniß. Unter solchen Umständen blieb er in dem 4. April 1834 umgestalteten Cabinet und übernahm wieder das Ministerium des Innern. Die demokratischen Aufstände in Paris und Lyon veranlaßten ihn jedoch, eine Energie und Strenge zu entfalten, die ihn mit seinen alten republikanischen Freunden dauernd entzweite. Als im Febr. 1836 das vielfach umgemodelte Ministerium endlich stürzte, erhielt T. den Vorsitz in dem neuen Cabinet mit dem Portefeuille des Auswärtigen. In der innern Politik den Eingebungen Ludwig Philipp's nachgebend, suchte er nach außen, namentlich in Spanien, eine liberal klingende Tendenzpolitik zu verfolgen, scheiterte aber an dem Widerstande des Königs, sodaß er schon 25. Aug. zurücktrat. Nunmehr zog sich T. eine Zeit lang von den öffentlichen Geschäften zurück und machte eine längere Reise nach Italien. Seit 1838 trat er aber in offene Opposition gegen das Ministerium Molé, und dessen Sturz im März 1839 war wesentlich sein Werk. Doch gelang es ihm nicht, der Nachfolger zu werden, indem ihn Ludwig Philipp um jeden Preis von der Verwaltung fernzuhalten suchte. Erst als das Ministerium Soult im Febr. 1840 erlag, mußte der König sich T. als Ministerpräsidenten 1. März gefallen lassen. T.' Verwaltung fiel mit den orient. Verwickelungen zwischen der Pforte und Aegypten zusammen, die von seinen Vorgängern nicht geschickt behandelt worden waren. England hatte deshalb sich Rußland genähert, und der Vertrag, den die vier Großmächte 15. Juli 1840 ohne Zuziehung Frankreichs schlossen, war eine moralische Niederlage, die T. tragen mußte. Er nahm nun eine drohende Haltung an, beschloß Paris zu befestigen und rief in Deutschland eine große Erbitterung hervor, als er Miene machte, seine Niederlage zunächst durch eine Wiederanfachung der Gelüste nach der Rheingrenze zu vergelten. Da der König seine Zustimmung zu der von dem Ministerium verlangten Kriegsrüstung geradezu verweigerte, so gab T. 21. Oct. 1840 seine Entlassung. Abermals schien er dem öffentlichen Leben entsagen zu wollen und griff mit neuem Eifer den schon früher gefaßten Plan auf, die

Geschichte Napoleon's zu schreiben. Verschiedene Reisen nach Deutschland und Italien sollten ihm die Schlachtfelder des Consulats und Kaiserreichs bekannt machen. Seine parlamentarische Thätigkeit gehörte bis zum Sturze des Julikönigthums der Oppositian gegen das Guizot'sche Ministerium und die persönliche Politik Ludwig Philipp's an. Während und nach der Februarrevolutian van 1848 anfangs wenig bemerkt, trat er jedach schan im Juni 1848 wieder bedeutsam hervar, als sich die «Ordnungsparteien» gegen die drahende socialistische Demokratie vereinigten. Van mehrern Seiten in die Natianalversammlung gewählt, ward er einer der Führer (der sag. Burggrafen) jener Majarität, die der socialistischen Linken und dem Banapartismus gegenüber sich zu behaupten suchte. Dabei verfolgte er offenbar arleanistische Restaurationstendenzen, und auch seine im Sammer 1851 nach Landon und Claremant unternommene Reise deutete darauf hin. Als einer der rührigsten und leidenschaftlichsten Gegner Ludwig Napoleon's wurde er van dem Staatsstreiche des 2. Dec. 1851 getroffen, indem man ihn gefangen setzte und dann ins Ausland verwies. Nachdem er 1852 einige Zeit in England, der Schweiz und Oberitalien verlebt, durfte er nach Frankreich zurückkehren, wo er sich nun, ohne mit dem wiederhergestellten Kaiserreiche in ein Verhältniß zu treten, wissenschaftlichen Arbeiten waidmete. Erst bei den Neuwahlen van 1863 trat er wieder als Candidat auf und wurde in Paris zum Mitglied des Gesetzgebenden Körpers gewählt. Hier bewährte er in den Reihen der Oppasition seine alte Beredsamkeit. Allein sein leidenschaftliches Auftreten für die weltliche Gewalt des Papsthums und für die sag. altfranz., gegen die Einheitsbestrebungen Italiens und Deutschlands gerichtete Politik mußte ihn den liberalen Parteien wieder entfremden. T.' «Histoire de la révolution française» (zuerst 6 Bde., Par. 1823—27) ist mehr als polit. denn als histar. Werk durch die geschmeidige und glänzende Verherrlichung der Thaten der Revolutian bedeutsam geworden. Ebenfalls leicht und glänzend geschrieben ist seine mehrfach ins Deutsche (unter anderm unter Leitung von Bülau, 20 Bde., Brüss. 1845—62, und von Burckhardt und Steger, 4 Bde., Lpz. 1845—61) übersetzte «Histoire du Consulat et de l'Empire» (20 Bde., Par. 1845—62), französisch einseitig, doch reich an Material und in den spätern Bänden nicht mehr so sehr den Banapartismus vertretend wie in den frühern. Seine durch die Ereignisse van 1848 hervorgerufene Schrift «De la propriété» (deutsch van Obermayer, Manh. 1848) fand ebenfalls eine weite Verbreitung.

Thiersage ist eine Sagengattung, welche, im Gegensatze zur Göttersage, weiter die menschliche Stufe der Entwickelung hinadgreifend, die Thiere vermenschlichend emparhebt. Sie berichtet vam Leben und Treiben der ungezähmten Thiere, welche mit Denkkraft und Sprache ausgerüstet gedacht werden. Während jedoch die meisten Völker, bei denen sich ihr Varhandensein nachweisen läßt, die T. schon frühzeitig entweder fallen ließen, aber sich van ihr zu einer didaktischen Adart, der Thiersadel, waudten, erhielt sie nur bei den Deutschen und vorzugsweise bei den Franken eine vallständige epische Durchbildung. (S. Reineke Vos.)

Thiersch (Friedr. Wilh.), einer der verdientesten neuern deutschen Humanisten, geb. 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. U., widmete sich, auf der Schule zu Naumburg und Pfarte vordereitet, seit 1804 in Leipzig varzugsweise theol., zugleich aber auch philal. Studien. Seit 1807 setzte er dieselben zu Gättingen fort und erhielt daselbst bald eine Lehrerstelle an dem Gymnasium, nachdem er nach zuvar sich 1808 bei der Universität habilitirt hatte. Infolge seiner bedeutenden Lehrtalente wurde er schon 1809 als Professar an das neu eingerichtete Gymnasium zu München berufen. In dieser Stellung entwickelte er die ihm eigenthümliche Kraft, durch welche er der Begründer der philol. Studien in Baiern geworden ist. Bei den damaligen, von Christoph van Aretin ausgehenden Streitigkeiten und Parteiungen gegen die angestellten Ausländer lenkte T. den Zarn durch seine Schrift «Ueber die angenammenen Unterschiede zwischen Süd- und Narddeutschland» (Münch. 1810) auf sich, nnd es ward angenammen, daß ein Mordversuch, den man auf ihn machte, damit in Zusammenhang gestanden. Fast nach inmitten dieser Anfeindungen stiftete er ein philol. Institut, das 1812 mit der Akademie und bei Verlegung der Universität nach München mit dieser vereinigt wurde. Auch gab er die «Acta philologorum Monacensium» (Bd. 1—4, Münch. 1811—29) heraus. Wie er sich 1813 bei dem Befreiungskampfe mannichfach thätig zeigte, sa bewies er auch bald darauf die wärmste Theilnahme für die Wiedergeburt Griechenlands. Unter anderm ging er 1814 nach Wien, wo besonders unter Mitwirkung des Grafen Kapodistrias zur Hebung der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung der Griechen die Hetärie der Musenfreunde entstand, neben welcher sich seitdem die nur geborenen Griechen geöffnete palit. Hetärie entwickelte. Noch bedeutendern Einfluß übte T. 1831 und 1832 während seines Aufenthalts in Griechenland selbst, wa er namentlich dazu beitrug, eine günstige Stimmung für Deutschland, besanders Baiern hervorzurufen. Hier-

auf bezieht sich das wichtige Werk «De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration» (2 Bde., Lpz. 1833). Seine wissenschaftlichen Bestrebungen für allseitige Aufhellung des classischen Alterthums bekunden unter anderm die «Griech. Grammatik, vorzüglich des Homerischen Dialekts» (3. Aufl., Lpz. 1826), von der ein Auszug als «Schulgrammatik» (4. Aufl., Lpz. 1854) erschien; ferner die Bearbeitung des Pindar (2 Bde., Lpz. 1850) und die Schrift «Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen» (2. Aufl., Münch. 1829). Ueber eine 1822 unternommene Reise nach Italien berichtete er unter anderm in den mit Schorn, Gerhard und Klenze herausgegebenen «Reisen in Italien» (Bd. 1, Lpz. 1826). Von dieser Zeit an war T. vorzugsweise bestrebt, die schon früher von ihm ausgesprochenen Ideen über Erziehung und Bildung zur Humanität zu verwirklichen. Zur Seite stand ihm eine genaue Kenntniß der Gymnasien Baierns und anderer Länder, die er in dem Werke «Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern» (3 Bde., Stuttg. und Tüb. 1826—37) mittheilte, an welches sich die Schrift «Ueber die neuesten Angriffe auf die Universitäten» (Stuttg. und Tüb. 1837) anschloß. Gegen das darin aufgestellte und durchgeführte Princip des Festhaltens an den classischen Studien sowie gegen mehrere dadurch hervorgerufene pädagog. Streitfragen erhoben sich unter anderm als Vertheidiger des Realismus Klumpp, in noch entschiedenerer Weise aber Mager und Nagel. Der Schulplan für die bair. Gymnasien und lat. Schulen, den T. mit Schelling 1829 entworfen hatte, kam jedoch nur in verkümmerter Gestalt zur Ausführung. Einen noch heftigern Streit entzündete T. durch die Schrift «Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westl. Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien» (3 Bde., Stuttg. und Tüb. 1838), welche namentlich an von Linde, Diesterweg, Schmitthenner u. a. heftige Gegner fand. Fast gleichzeitig hatte er 1837 bei dem Universitätsjubiläum zu Göttingen die regelmäßigen Versammlungen der Schulmänner und Philologen veranlaßt und wußte dieselben auch durch seine persönliche Theilnahme, wie in Manheim, Gotha, Kassel, Erlangen, Dresden, zu beleben. Durch seine Betheiligung an der Kniebeugungsfrage erwarb er sich die Achtung seiner prot. Glaubensgenossen. Seit dem Antritt des Ministeriums Abel verlor T. die Gunst des Königs Ludwig. Doch hatte ihn schon seit 1839 der damalige Kronprinz Maximilian in seine Nähe gezogen, nach dessen Thronbesteigung (1848) er noch einen heitern Lebensabend genoß. T. starb 25. Febr. 1860. Viele Abhandlungen von ihm enthalten die Denkschriften der münchener Akademie der Wissenschaften, zu deren Präsidenten er 1848 erwählt wurde. T. hat nicht nur durch seine wissenschaftlichen Arbeiten die Literatur der Alterthumswissenschaft wesentlich bereichert, sondern sich auch durch seine rastlosen Bemühungen um die geistige Verjüngung Griechenlands sowie durch seinen Einfluß auf die bessere Gestaltung des deutschen höhern Schulwesens ein bleibendes Verdienst erworben. Vgl. seines Sohnes Heinrich T.: «Friedrich T.'s Leben» (2 Bde., Lpz. 1866). — Ein jüngerer Bruder von ihm, Ernst Ludwig T., lange Jahre hindurch erst Oberförster, dann Forstmeister zu Eibenstock im sächs. Erzgebirge, hat sich durch mehrere praktisch-forstwissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht. Ein anderer Bruder, Bernhard T., geb. 26. April 1794 zu Kirchscheidungen, wirkte seit 1816 als Oberlehrer erst zu Gumbinnen und dann zu Lyck im Posenschen, hierauf seit 1823 am Gymnasium zu Halberstadt, bis er 1832 die Direction des Gymnasiums zu Dortmund erhielt. Er starb emeritirt zu Bonn 1. Sept. 1855. Als gelehrter Philolog hat er sich besonders durch seine Untersuchungen «Ueber das Zeitalter und Vaterland des Homer» (2. Aufl., Halberst. 1832) sowie durch seine zugleich mit F. Ranke begonnene Ausgabe des Aristophanes (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1830) einen geachteten Namen erworben. Auch ist er bekannt als Dichter des «Preußenliedes».

Thiersch (Heinr. Wilh. Josias), deutscher Theolog, bekannt als ein Hauptvertreter des Irvingianismus, der älteste Sohn des vorigen, geb. 5. Nov. 1817 in München, studirte seit 1833 erst Philologie in seiner Geburtsstadt, dann Theologie zu Erlangen und wurde 1838 Lehrer an der Missionsanstalt zu Basel, 1839 Repetent und Privatdocent zu Erlangen und 1843 Professor zu Marburg. Schon damals trat er in Verbindung mit den «apostolischen» Gemeinden in England und Schottland, deren Bestrebungen er sich mehr und mehr zuneigte. Nachdem er 1849 eine Reise nach England gemacht, legte er 1850 seine Professur nieder, um sich dem Dienste der sich damals auch in Deutschland bildenden Gemeinden der sog. Irvingianer (s. d.) zu widmen. Seit 1864 privatisirt T. zu München. Unter seinen Schriften sind außer der «Grammatik der hebr. Sprache» (2. Aufl., Erl. 1856) hervorzuheben: «Versuch zur Herstellung des histor. Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften» (Erl. 1846); «Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus» (2. Aufl., Erl. 1848); vor allem

aber die «Geschichte der Kirche im apostolischen Zeitalter» (2. Aufl., Frankf. 1857); «Ueber christl. Familienleben» (4. Aufl., Frankf. 1859). Letztere Schrift wurde mehrfach übersetzt. Außerdem sind noch zu nennen: «Döllinger's Auffassung des Urchristenthums» (Erl. 1862), «Die Strafgesetze in Baiern zum Schutze der Sittlichkeit» (Münch. 1868) u. s. w. Auch verfaßte er «Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskriegs bis auf die gegenwärtige Krisis» (Frankf. 1863) und eine ausführliche Biographie seines Vaters (2 Bde., Lpz. 1866).

Thiersch (Karl), namhafter deutscher Chirurg, Bruder des vorigen, geb. 20. April 1822 zu München, widmete sich erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin, Wien und Paris medic. Studien. 1850 machte er als freiwilliger Arzt den zweiten schleswig-holstein. Krieg mit, während dessen Stromeyer auf seine chirurgische Ausbildung großen Einfluß übte. Nachdem er hierauf 1848—54 als Prosector für pathol. Anatomie zu München gewirkt, ging er 1854 als Professor der Chirurgie nach Erlangen, von wo er 1867 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig übersiedelte. Unter T.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: eine Untersuchung über die Entwickelung der innern Genitalien, welche für die Lehre vom Hermaphroditismus von Einfluß wurde (in Rubner's «Medic. Zeitschrift», Bd. 1, 1852); eine Experimentalunterſuchung über die Infectionsfähigkeit der Cholera, über die er in der 1867 von der Französischen Akademie gekrönten Schrift «Infectionsversuche an Thieren mit dem Inhalte des Choleradarms» (Münch. 1856) berichtete; ferner seine während seines Aufenthalts in Erlangen angestellten Untersuchungen über die krankhaften Gewächse des menschlichen Körpers, deren Ergebnisse er theilweise in dem Werke «Der Epithelialkrebs namentlich der Haut» (Lpz. 1865, in Fol., mit einem Atlas, zu welchem die bisjetzt wol unübertroffenen Zeichnungen von O. Schrön angefertigt wurden) niederlegte. Außerdem hat T. für Billroth's und Pitha's «Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie» (1867) eine Experimentalunterſuchung über die feinern anatom. Veränderungen verwundeter Weichtheile geliefert.

Thiersch (Ludwig), deutscher Historienmaler, geb. 12. April 1825 zu München, jüngster Bruder der beiden vorigen, besuchte das Gymnasium, auch auf einige Zeit die Universität daselbst, widmete sich aber dann der Kunst und machte seine Studien auf der münchener Akademie, erst als Bildhauer unter Schwanthaler's, später als Maler unter Julius Schnorr's und Karl Schorn's Leitung. Während eines dreijährigen Aufenthalts in Rom (1849—52) wandte er seine Aufmerksamkeit besonders den ältern Meistern, namentlich auch den alten Mosaiken in den Kirchen Roms zu. Im Herbst 1852 ging er nach Athen, wo er eine Professur der Malerei an der Kunstschule erhielt und mit der malerischen Ausschmückung der Kirche der dortigen russ. Gesandtschaft betraut wurde. Nachdem T. seit 1853 einige Jahre in seiner Heimat verlebt, folgte er 1856 einem Rufe nach Wien, wo er den Plafond der griech. Kirche am Fleischmarkt mit Fresken schmückte. 1860—64 führte er zu Petersburg in den Kapellen der Paläste der Großfürsten Michael und Nikolai in stereochromischer Manier umfangreiche Gemälde auf Goldgrund aus, darunter ein Jüngstes Gericht von 53 F. Höhe und 35 F. Breite. Alle diese Kirchenbilder sind als Versuche zu betrachten, die traditionelle byzant. Kirchenmalerei, ohne Aufopferung ihres typischen Charakters, zu veredeln. Seit 1864 lebt T. als Historienmaler zu München. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: Charon der Seelenführer, der Triumphzug des Bacchus und der Thetis Klage um Achilles, drei Oelbilder im Besitz des Baron Sina in Wien; ferner die Ikonostasbilder in der Kapelle der Prinzessin Wilhelm von Baden; zwei größere Oelgemälde für eine prot. Kirche in Baden; außerdem Porträts u. s. w.

Thierschauen nennt man die Ausstellungen von Nutzthieren zum Behuf der Hebung der Viehzucht mittels Anschauung der besten Rassen, der am schönsten gezüchteten und die höchste Rente abwerfenden Einzelthiere. Diese Schauen sind gewöhnlich mit Prämiirungen, auch mit Ausstellungen landwirthschaftlicher Producte, Maschinen u. s. w. verbunden. Neuerdings werden sie mit Glück theilweise durch die Zucht- und Fettviehmärkte ersetzt. Ihre Heimat ist England. Die Schauen des Smithfield-Club in London, besonders dessen Weihnachts-Fettvieh-Schau in der Agricultural-Hall, sind berühmt. In Deutschland haben sich die Deutsche Ackerbaugesellschaft und die Süddeutsche Ackerbaugesellschaft vorzugsweise das Ziel gesteckt, durch T. die Viehzucht zu veredeln. Außerdem betrachten alle landwirthschaftlichen Vereine sie als eine besondere Aufgabe ihrer Wirksamkeit. Der Erfolg der T. ist abhängig von den leitenden Grundsätzen, nach welchen sie geregelt werden. Dieselben müssen ein bestimmtes System mit Rücksicht auf die Bedürfnisse ihres Kreises einhalten, wenn sie wirklichen Nutzen haben sollen.

Thierstücke nennt man diejenigen Darstellungen der bildenden Kunst, in denen das Thier der Hauptgegenstand ist. Dabei ist nicht nur die thierische Form, sondern auch der Charakter,

die reich ausgeſtattete Thierſeele wichtig. Außerdem will der Mament wahlbedacht, die Situation ſo gewählt ſein, daß uns aus den Darſtellungen Natur und Sitte des Thiers ähnlich entgegentritt wie beim Menſchen in der Genremalerei. Die Aeſthetik (Viſcher) gibt dem T. die Stelle zwiſchen der Landſchaft und dem Sittenbilde; die landſchaftliche Stimmung van der einen, die menſchliche van der andern läuft wie van ſelbſt in das Thier aus. Die eigentliche Thiermalerei als ſalche beginnt im 17. Jahrh. Rubens war ausgezeichnet in der Darſtellung van wilden Thieren, beſanders der Löwen (Jagden, Daniel in der Löwengrube, der Thiere wegen gemalt). Neben ihm ſind zu nennen Paul de Vas und Franz Snyders, der eigentliche Thiermaler der Flamänder, dem Jan Fyt ziemlich gleichzuſtellen iſt. Unter den Holländern ſind zu nennen: Paul Patter (Hausthiere) und der faſt auf einer Höhe mit ihm ſtehende Adrian van de Velde; in der Darſtellung van Heerden in ital. Landſchaft: Jan Aſſelyn, Niklas Berchem, Karel du Jardin. Wilde Thiere malte Handius, Federvieh Hondekoeter. Aus dem 18. Jahrh. ſind nur hervorzuheben: die Hamiltons (Pferde), Elias Riedinger (Wild), die Roos (Rinder, Schafe, Ziegen), Mind (Katzen). Im 19. Jahrh. treten hervar in Berlin: Franz Krüger und Steffeck (Pferde), Schulz (Jagd), Brendel (Schafe), alle drei van europ. Berühmtheit, ferner Freſe (Rothwild), Arnald (Hunde), O. Weder (Pferd und Rind); in Düſſeldarf: J. Happel; in München: die Adam, Vater und Söhne, J. A. Klein (Pferde), Fr. Boltz (Kühe); in Wien: T. Schmidtſon (Pferde) u. a.; in der Schweiz: Karl Humbert (Pferd und Rind), Rud. Kaller (Rinder und Schafe), Hefner, Fiſcher u. a.; in Belgien: E. Verboeckhaven, Tſchaggeny, Verlat; bei den Franzoſen: Troyon, Roſa Banheur; bei den Engländern: Edw. Landſeer, R. Ansdell u. a.

Thile (Ludw. Guſtav von), preuß. General und Staatsmann, geb. 1781 in Oſtpreußen, trat 1795 in die Armee, wurde 1797 Offizier und war im Feldzuge van 1806 dem Hauptquartiere des Fürſten van Hohenlahe beigegeben, nach der Kataſtrophe van Jena aber bei dem Blücher'ſchen Carps bis zur Capitulatian von Lübeck und während des Friedens 1807—12 im Generalſtabe der unter Blücher's Commando in Pammern ſtehenden Truppen. Dann wurde er zum Flügeladjutanten des Königs ernannt und zugleich mit dem militäriſchen Vortrage betraut, in welcher Stellung er auch während der Feldzüge von 1813—15 blieb und zum Oberſten avancirte. 1816 wurde er wegen eines Zweikampfs entlaſſen, bald jedoch wieder als Generalmajor und Commandeur einer Landwehrbrigade angeſtellt. Zuletzt Generallieutenant und Commandeur der 6. Diviſian, nahm er 1835 ſeinen Abſchied, blieb indeſſen in der Nähe des Königs, der ihm großes Vertrauen ſchenkte. Unter Friedrich Wilhelm IV. 1840 zum Staats- und Cabinetsminiſter ernannt, wurde ihm überdies auch die Verwaltung des Staatsſchatzes und Münzweſens übertragen, die er bis zu den Märzereigniſſen van 1848 führte. Mit den übrigen Miniſtern trat auch T. damals zurück. Die ſeiner Verwaltung gemachten Anſchuldigungen wurden durch die Thatſache des Schatzbeſtandes ſchlagend laiderlegt. Er lebte ſeitdem mit ſeinem ebenfalls in den Ruheſtand getretenen Bruder (der zuletzt cammandirender General des 8. Armeecarps war, geſt. 24. Aug. 1861) in Frankfurt a. d. O., wo er 21. Nov. 1852 ſtarb. Seinem Leichenzuge wahnte der König, der ihn zu ſeinen treueſten Freunden und Dienern zählte, in Perſan bei. Der Käning ließ ihm auf dem frankfurter Kirchhof ein ſchönes Denkmal ſetzen.

Thing, ſ. Ding.

Thionville, deutſch Diedenhofen (im Mittelalter Theodonis villa), eine Stadt im franz. Moſeldepartement, Hauptart eines Arrandiſſements, Feſtung dritten Rangs und Kriegsplatz erſter Klaſſe, in einer freundlichen, fruchtbaren Gegend, $4^3/_4$ M. nördlich van Metz, am linken Ufer der Moſel und an der Eiſenbahn (Metz-Luxemburg und Thianville-Sedan) gelegen, hat ein Tribunal erſter Inſtanz, eine Ackerbaukammer, einen landwirthſchaftlichen Verein, ein Communalcallége, Curſe für Zeichenkunſt, Arithmetik und Geametrie und eine kleine öffentliche Bibliathek. Unter den Baulichkeiten ſind hervorzuheben eine ſchöne maderne Kirche, ein hübſches modernes Stadthaus, ein Arſenal, große Kaſernen, eine Getreidehalle, ein Departementalgefängniß, ein Civil- und ein Militärhospital und eine hübſche Steindrücke, welche zu den beiden, zahlreiche Militärmagazine umſchließenden Farts auf dem rechten Moſelufer führt. Die Stadt hat hübſche Promenaden und zählt (1861) 7818 E., die meiſtens deutſch ſprechen. Es beſtehen Trainröhrenfabriken, Zuckerraffinerien, Mühlwerke, Ziegeleien, Brauereien und zahlreiche Gerbereien. Außerdem producirt man die geſchätzten Weine der Cateaux de Gueutrange und unterhält beträchtlichen Handel mit Früchten, trockenen Gemüſen, Karn, Mehl, Wein, Leder, Eiſenwaaren, Bretern und Gips. T. gehörte einſt zu dem Herzagthum Luxemburg und war ſchan in alter Zeit berühmt, weil Pipin van Herſtall hier Hof, Karl d. Gr. 806 eine Reichsverſammlung hielt. Nachdem die Stadt ſeit 1558 mehrmals von den Fran-

zosen eingenommen worden, gelangte sie 1659 im Pyrenäischen Frieden an Frankreich. 1705 ward sie von den Alliirten belagert und von Villars gedeckt, 1792 aber von den vereinigten Oesterreichern und Emigranten vergebens belagert. Die Hessen und Russen blokirten sie 1814, und im Feldzuge von 1815 schlossen sie die letztern wieder ein. In der Umgegend finden sich viele Steinbrüche, Gips, Kalktuff, Sandstein und Eisen. Kaum $1\frac{1}{2}$ M. von der Stadt liegt das gewerbreiche Dorf Hayange mit 2860 E., Eisenminen, bedeutenden Hüttenwerken und Hochöfen, Ziegeleien, Kalköfen u. s. w. Etwa $2\frac{2}{3}$ M. unterhalb der Stadt liegt an der Mosel und der preuß. Grenze die Stadt und Eisenbahnstation Sierck mit einem Fort, den Resten eines Residenzschlosses der Herzoge von Lothringen und einem bedeutenden Grenzzollamt. Der Ort zählt 2273 E., welche Porzellan, starkes Leder u. s. w. fabriciren, sowie Wein- und Obstbau und lebhaften Handel mit Getreide, Samen, Mehl, Wein und Holz treiben.

Thisbe, s. Pyramos und Thisbe.

Thisted (Waldemar Adolf), dän. Dichter, bekannt unter dem Pseudonym **Emanuel St. Hermidad**, geb. 28. Febr. 1815 zu Aarhuus, wo sein Vater Pastor war, widmete sich seit 1833 zu Kopenhagen theol. Studien und erhielt 1845 eine Lehrerstelle am Realgymnasium seiner Vaterstadt. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit «Vandring i Syden» (Kopenh. 1843), in welchem Roman er eine Schilderung des europ. Südens lieferte. Doch sah er die südl. Länder erst 1845 und 1846, als er mit öffentlicher Unterstützung Deutschland und die Schweiz sowie 1849 und 1850 Italien besuchen konnte. Von seinen übrigen Werken, die meist ins Deutsche übersetzt wurden, sind zu erwähnen: «Havfruen» (Kopenh. 1846), «Tabt og vunden» (2 Bde., 1847), «Dannmark bestaaer» (1848), dramatische Scenen, «Eventyr, Skizzer og Sagn» (1849), «Romerske Mosaiker» (1851), «Eventyr og Fortällinger af 1001 Natt» (6 Bde., 1852—54), «Sirenernes Ö» (2 Bde., 1853), «Hittebarnet», ein romantisches Drama (1854), «Hjemme og paa Vandring» (1854), Erzählungen, «Neapolitanske Aquareller» (1855) und «Familieskatten» (1854). Inzwischen war die Schule, bei welcher er angestellt, eingegangen. Er wandte sich nun wieder der Theologie zu und wurde 1855 Pastor zu Hörup in Nordschleswig, 1862 zu Tömmerup auf Seeland. Er setzte nun seine schriftstellerische Laufbahn in religiöser Richtung fort und veröffentlichte «Prästekald» und als Anhang dazu «Til Christi Menighed» (Kopenh. 1859), darauf aber «Sögnedagspräbikener». Seinen Romanen und Schilderungen schließen sich die größern Dichtungen «Bruden» (Kopenh. 1851) und «Örkenens Hjerte» (1851), ein lyrisches Epos, an. Obgleich sich T. auch in andern Gattungen der Poesie versuchte, bleiben doch der Roman und das lyrische Gedicht sein eigentliches Gebiet. Seine 1861 erschienenen «Digte» stehen hinter seinen prosaischen Schriften zurück. Mit Vorliebe verweilt seine lebhafte Phantasie im Süden und namentlich gelingen ihm Schilderungen schöner und erhabener Gegenden. Durch alle seine Schriften weht ein erfrischender Hauch reiner Sittlichkeit und tiefer Religiosität, welcher wesentlich dazu beigetragen hat, denselben einen weiten Leserkreis zu gewinnen.

Thogra oder **Tughra** bedeutet das Handzeichen (die Chiffre) des Sultans und ist eine durch künstliche Verschnörkelung arab. Buchstabenverbindungen gebildete Figur, welche in Erinnerung an die Sitte des der Schreibkunst nicht mächtigen Sultans Orchan, seine in Tinte getauchte Hand unter Documenten zur Legalisirung abzudrucken, eine entfernte Aehnlichkeit mit einer offenen Hand hat, und Namen nebst Titel des regierenden Sultans sowie seines Vaters nebst einem schmückenden Beiwort enthält. Die T. des gegenwärtigen Sultans ist zu lesen: Abdulaziz Chan Ibn Mahmud Chan, daiman muzaffar (der Kaiser Abdul-Aziz, Sohn des Kaisers Mahmud, immer siegreich). Die T. vertritt auf Münzen das Brustbild des Herrschers. Dieselbe prangt über dem Eingange der von ihm errichteten Paläste, Moscheen, wohlthätigen Stiftungen u. s. w.; auch über den kaiserl. Fermanen darf sie nicht fehlen und wird daselbst von besondern Beamten, den Nischandjis, in Roth, in Gold oder in Schwarz ausgeführt.

Tholuck (Friedr. Aug. Gotttreu), einer der angesehensten prot. Theologen Deutschlands, geb. 30. März 1799 zu Breslau, sollte anfangs in das Geschäft seines Vaters, eines Goldarbeiters, eintreten, widmete sich aber aus Neigung den Wissenschaften und begann, zu Breslau unter Manso vorgebildet, seine akademischen Studien auf der dortigen Universität, die er jedoch bald mit Berlin vertauschte. Hier von dem bekannten Orientalisten Prälaten von Dietz als Pflegesohn angenommen und nach dessen Tode vom Minister von Altenstein unterstützt, beschäftigte er sich anfangs mit orient. Sprachen. Bald jedoch erwachte in ihm durch Berührung mit einigen hervorragenden Persönlichkeiten der damaligen frommen Kreise Berlins, theilweise auch durch Neander's Einwirkung, ein begeistertes Glaubensleben, dessen Früchte seine «Wahre Weihe

des Zweiflers» (8. Aufl., unter dem Titel «Die Lehre vom Sünder und vom Versöhner», Hamb. 1867; auch ins Französische, Englische, Dänische, Schwedische und Holländische übersetzt) und seine «Auslegung des Briefs an die Römer» (Berl. 1824; 5. Aufl. 1856) waren. 1824 zum außerord. Professor der Theologie ernannt, unternahm er 1825 mit Unterstützung des preuß. Ministeriums eine Reise nach England und Holland und wurde bei seiner Rückkehr 1826 Knapp's Nachfolger als ord. Professor der Theologie zu Halle. Indeß nöthigten ihn seine Gesundheitszustände, erst noch ein Jahr als Gesandtschaftsprediger in Rom zu verweilen. 1829 kam er nach Halle zurück und entfaltete daselbst seitdem nicht nur durch seine exegetischen, dogmatischen und moralischen Vorlesungen sowie durch seine schriftstellerischen Leistungen, sondern auch als Prediger und namentlich durch seinen persönlichen Verkehr mit den Studirenden eine sehr einflußreiche Wirksamkeit. Im Juni 1843 wurde er Mitglied des Consistoriums zu Magdeburg, 1867 Oberconsistorialrath. Seine theol. Richtung ist im allgemeinen die der sog. Vermittelungstheologie. Gegenüber dem bei dem Antritte seines akademischen Amts in Halle herrschenden Rationalismus vertrat er von Anfang an den sog. gläubigen Standpunkt auf geistvolle Weise und mit reichen, seinen theol. Gegnern vielfach überlegenen Mitteln wissenschaftlicher Bildung. Minder glücklich war er in seinem Kampfe gegen Strauß. Die Allseitigkeit und Beweglichkeit seines Geistes machte es ihm aber unmöglich, die orthodoxe Auffassung des Christenthums sich anzueignen. Während er gegenüber der neuern Kritik der biblischen Urkunden eine streng conservative Haltung bewahrte, machte er auf dogmatischem Gebiet der modernen Weltanschauung erhebliche Zugeständnisse und stand seit dem neuerwachten Bekenntnißstreite innerhalb der evang. Kirche in den vordersten Reihen der sog. positiven Unionstheologen. Unter seinen exegetischen Schriften sind zu erwähnen der «Praktische Commentar zu den Psalmen» (Hamb. 1843), der «Commentar zum Evangelium Johannis» (7. Aufl., Gotha 1857), der «Commentar zum Briefe an die Hebräer» (3. Aufl., Hamb. 1850) und die «Philol.-theol. Auslegung der Bergpredigt» (4. Aufl., Gotha 1856). Seine dogmatischen Ansichten legte er am klarsten dar in seinem «Literarischen Anzeiger für christl. Theologie und Wissenschaften überhaupt» (Halle 1830 fg.), in der gegen D. Fr. Strauß gerichteten «Glaubwürdigkeit der evang. Geschichte» (Hamb. 1837, 2. Aufl. 1838) und nach einer andern Seite hin in der kleinen Schrift «Die Propheten und ihre Weissagungen» (Gotha 1860). Früchte seiner orient. Studien sind der «Ssufismus, sive theosophia Persarum pantheistica» (Berl. 1821), die «Blüthensammlung aus der morgenländ. Mystik» (Berl. 1825) und die «Speculative Trinitätslehre des spätern Orients» (Berl. 1826). Beiträge zur histor. Theologie finden sich gesammelt in seinen «Vermischten Schriften, größtentheils apologetischen Inhalts» (2 Bde., 2. Aufl., Gotha 1864). Hieran schlossen sich in neuerer Zeit seine auf großentheils bisher unbenutzte handschriftliche Quellen begründeten Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der luth. Kirche und Theologie. Dahin gehören: «Der Geist der luth. Theologen Wittenbergs im 17. Jahrh.» (Hamb. 1852), die «Vorgeschichte des Rationalismus» (Abth. 1: «Das akademische Leben des 17. Jahrh.», 2 Bde., Halle 1853—54; Abth. 2: «Das kirchliche Leben des 17. Jahrh.», 2 Bde., 1861—62); ferner: «Lebenszeugen der luth. Kirche» (Gotha 1859) und «Geschichte des Rationalismus» (Abth. 1, Berl. 1865). Von seinen praktisch-erbaulichen Schriften sind die namhaftesten: «Predigten über die Hauptstücke des christl. Glaubens und Lebens» (3. Aufl., 5 Bde., Gotha 1863—64) und die «Stunden der Andacht» (7. Aufl., Gotha 1866). Neuerdings begann T. eine Gesammtausgabe seiner «Werke» (Bd. 1—9, Gotha 1863—67), in welcher auch die Schrift «Der sittliche Charakter des Heidenthums» (3. Aufl., Gotha 1867) und die «Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit» (2. Aufl., Gotha 1861) aufgenommen sind.

Thomas (Sanct-), ein bisher den Dänen gehöriges, zu den Jungferninseln gerechnetes westind. Eiland im Osten von Portorico, umfaßt mit den dabeiliegenden kleinen Inselchen 1,1 Q.-M. mit 15000 E. In administrativer Beziehung gehören noch dazu die benachbarten Inseln Saint-Croix (3½ Q.-M.) mit dem Gouvernementssitz Christiansstadt und Saint-John (1 Q.-M.), beide (1860) mit 23000 E., vorherrschend freien Negern. St.-Croix liefert jährlich 12—16 Mill. Pfd. Zucker und 1 Mill. Gallonen Rum aus 147 Zuckerplantagen. Doch ist der Ertrag seit der Negeremancipation im Sinken, sodaß man sich veranlaßt sah, indische Kulis zur Arbeit einzuführen. Die Gesammteinnahmen der Inseln betragen 280000 Dollars, womit die Kosten der Verwaltung gedeckt und 28000 Dollars Contribution an Dänemark gezahlt werden. T. ist durchweg hügelig, steigt bis zu 1500 F. an und besteht nur aus Felsen, da tropische Regenschauer die Erde von den Bergen spülen, sodaß für Agricultur nur wenig

Boden bleibt. Das Klima iſt ein tropiſches, doch nicht ungeſunder als auf andern weſtind. Inſeln und durch Paſſatwinde gemildert. Das Gelbe Fieber iſt ſeit 1857 nicht wieder aufgetreten. Erdbeben, von Süden nach Norden ſtreichend, haben oft große Verwüſtungen angerichtet, ſo noch im Nov. 1867. Weit gefährlicher aber ſind die Orkane mit ihren Verheerungen, welche bereits 1713—1867 achtmal die Oberfläche faſt gänzlich zerſtörten. Unter den Einwohnern ſind 3000 Europäer faſt aller Nationalitäten; der Reſt beſteht aus Negern und Mulatten, die ſeit 1847, beziehentlich 1859 emancipirt ſind. Die Hauptſtadt Sanct-T., mit 13000 E., liegt am Südende der Inſel, an einem prachtvollen, rings von Bergen umſchloſſenen Hafen, welcher 300 der größten Schiffe ſicher aufzunehmen vermag. Die netten Häuſer ſind auf den drei Bergen der Stadt und am Ufer terraſſenförmig erbaut; ſie bilden eine Hauptſtraße, an welcher die Geſchäftslocale und Waarenmagazine liegen. Die einzigen öffentlichen Gebäude ſind drei prot., eine kath. Kirche und eine Synagoge. Die Geſellſchaftsſprache der zuſammengewürfelten Bewohner iſt die engliſche, während Spaniſch in der Correſpondenz und den Geſchäften angewandt wird. Der Haupthebel des Platzes iſt der durch den guten Hafen und die geringen Abgaben begünſtigte Handel, welcher vorzugsweiſe in den Händen deutſcher Häuſer liegt; der Werth der Einfuhren beträgt über 7 Mill. Dollars, wovon die Hälfte aus England. 1865 liefen 2139 Schiffe mit einem Gehalt von 305669 Tonnen ein; darunter 12 nordamerikaniſche mit Eis, das, von Boſton kommend, ein Hauptartikel geworden. Die eigene Ausfuhr iſt kaum nennenswerth. Wichtig iſt T. noch als Kohlenſtation und Haltepunkt ſämmtlicher von Europa nach Weſtindien und Mittelamerika führenden Dampferlinien, die hier Proviant einnehmen und bei Reparaturen die ſchwimmenden Docks benutzen. Die Inſeln wurden 1493 von Columbus auf deſſen zweiter Reiſe entdeckt und von Spaniern, Holländern, Engländern, Franzoſen und Dänen nach und nach in Beſitz gehalten. Seit 1625 beſiedelten ſie Engländer und Holländer, namentlich das fruchtbare St.-Croix, auf dem 1650 Franzoſen ſich niederließen, ohne etwas aus der Inſel machen zu können. Beſſere Verhältniſſe traten 1671 ein, als die Däniſch-weſtindiſche Compagnie die Pflanzungen mit Negerſklaven zu bearbeiten begann, namentlich aber als 1685 infolge eines Regierungsvertrags fleißige brandenburger Kaufleute auf T. ſich niederließen. 1732 gründeten die Miſſionäre der Mähriſchen Brüder auf St.-Croix mehrere Ortſchaften. 1755 gingen die Inſeln von der Handelsgeſellſchaft an die dän. Krone über, welche 1764 T. zum Freihafen erklärte. 1801 und dann 1807 geriethen die Inſeln während der Napoleoniſchen Kriege in engl. Beſitz, wurden aber 1802 wieder an Dänemark zurückerſtattet und 1815 abermals gegen Abtretung der deutſchen Inſel Helgoland. 1867 trat die dän. Regierung wegen des Verkaufs der Inſeln mit den Vereinigten Staaten in Unterhandlung, doch hatte der hierauf abgeſchloſſene Vertrag im Mai 1868 noch nicht die Sanction des nordamerik. Congreſſes erhalten. — Saint-T. (portug. São-Thomé) heißt auch eine der vier Guineainſeln, die den Portugieſen gehören. Dieſelbe liegt an der Weſtküſte Afrikas, nahe nördlich am Aequator, umfaßt mit der kleinern, dazu gehörigen Prinzeninſel 21,36 Q.-M. mit (1863) 12250 E., faſt lauter Schwarze. Die vulkaniſchen, dichtbewaldeten, äußerſt ungeſunden Inſeln liefern alle tropiſchen Producte, namentlich Cacao und Kaffee, ſind aber in Bezug auf die Bevölkerungszahl im Rückſchritt begriffen. Die Hauptſtadt Sao-Antonio auf T. zählt 4200 E. und iſt Sitz des Gouverneurs.

Thomas, einer der zwölf Jünger Jeſu, wird außer in den Apoſtelverzeichniſſen nur im vierten Evangelium mehrfach erwähnt. Daſſelbe gibt ihm den Beinamen «Didymus», d. h. Zwilling, die griech. Ueberſetzung des aramäiſchen Namens Thomas. Um dieſes Namens willen gab ihm ſpäter die Sage eine Zwillingsſchweſter Lyſia. Das vierte Evangelium berichtet von ihm, daß er bei der erſten Erſcheinung des Auferſtandenen unter ſeinen Jüngern nicht zugegen geweſen ſei und den Erzählungen der andern nicht eher Glauben geſchenkt habe, als bis Jeſus auch ihm ſelbſt erſchien und ihn aufforderte, die Hände in ſeine Wundmale zu legen. Daher gilt er in der kirchlichen Ueberlieferung als Typus der Schwergläubigkeit und der Zweifelſucht. Nach Euſebius ſoll T. auch den Namen Judas gehabt und in Parthien das Chriſtenthum verkündet haben. Chryſoſtomus läßt ihn nach Abyſſinien und Aethiopien gereiſt ſein; dagegen ſoll er nach Gregor von Nazianz, Ambroſius und Hieronymus in Indien gelehrt haben. Die dortigen Chriſten, welche mit der ſyr. Kirche in Verbindung ſtanden und ſeit dem 5. Jahrh. von der Reichskirche als «Neſtorianer» (ſ. d.) getrennt wurden, betrachteten ihn als den Stifter ihrer Kirche und nannten ſich nach ihm Thomaschriſten. Sie laſſen ihn den Märtyrertod geſtorben ſein und wollen auch ſeinen Leichnam beſitzen, während Rufin und Sozomenus angeben, daß ſein Körper nach Edeſſa gebracht worden ſei. Auch die perſ. Neſtorianer erklären ſich für Schüler

des Apoſtels T. Höchſt wahrſcheinlich iſt die Angabe von ſeiner indiſchen Miſſion manichäiſchen Urſprungs, und Theodoret betrachtet auch den nach Indien gegangenen T. als einen Schüler des Manes. Dem Apoſtel T. wird ein «Evangelium infantiae Christi» (daher auch «Evangelium secundum Thomam» genannt) zugeſchrieben, welches die Lücken der evang. Geſchichte für die Zeit von der Kindheit bis zum Auftreten Jeſu auszufüllen ſucht, doch von jeher als apokryphiſch galt. Vgl. Thilo, «Acta Thomae apostoli» (Lpz. 1823). Ihm iſt in der röm. Kirche der 21. Dec., in der griech. Kirche der erſte Feſttag des mit Oſtern beginnenden Kirchenjahres (Thomasſonntag genannt) geweiht. In Abbildungen ſieht man den T. mit einem Winkelmaße und einem Lineale oder auch mit einer Meßſchnur, weil er für den indiſchen König Gondohar oder Gondofar einen Palaſt (eine himmliſche Wohnung) erbaut habe.

Thomas von Aquino, einer der einflußreichſten Scholaſtiker, ſtammte aus dem gräfl. Geſchlechte von Aquino im Neapolitaniſchen und wurde auf dem Schloſſe Roccaſicca 1224 geboren. Er erhielt ſeine erſte Bildung unter den Benedictinern zu Monte-Caſſino und ſetzte dann ſeine Studien in Neapel fort. Wider den Willen ſeiner Familie trat er 1243 in den Dominicanerorden. Da der Orden jeden Verſuch, den jungen Novizen aus dem Kloſter zu Neapel in die Welt zurückzuziehen, vereitelte und ihn ſogar durch Verſetzung nach Frankreich von ſeiner Familie entfernen wollte, benutzten ſeine Brüder dieſe Reiſe, ihn ſeinen Begleitern gewaltſam zu entführen. Auf dem väterlichen Schloſſe gleich einem Gefangenen bewacht, entfloh er nach zwei Jahren mit Hülfe der Dominicaner und begab ſich über Frankreich in ihr Kloſter zu Köln, um daſelbſt den Unterricht des berühmten Scholaſtikers Albert d. Gr. zu genießen. Weil er hier ſeine Studien meiſt ſchweigend betrieb, nannten ſeine Mitſchüler ihn einen ſtummen Ochſen; Albert aber ſoll von ihm geſagt haben, «dieſer Ochs werde einſt mit ſeinem Gebrüll die Welt erfüllen». Völlig eingeweiht in die ſcholaſtiſche Dialektik und Ariſtoteliſche Philoſophie, trat T. nach wenigen Jahren als Lehrer derſelben in Paris auf. Seine ſcharfſinnige Anwendung der Lehren des Ariſtoteles auf die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Theologie verſchoffte ihm bald einen ausgezeichneten Ruhm. Er rächte nicht nur die Ehre ſeines Ordens durch die Streitſchrift «Contra impugnantes Dei cultum et religionem», ſondern genoß auch ſeines Triumphs als akademiſcher Lehrer in zahlreich beſuchten Vorträgen, bis ihn Urban IV. 1261 nach Italien rief, um zu Rom, Bologna und Piſa Philoſophie zu lehren, worauf er von ſeinem Orden zum Definitor der röm. Provinz ernannt wurde. Zuletzt hielt er ſich in dem Dominicanerkloſter zu Neapel auf. Hier ſchlug er die erzbiſchöfl. Würde aus, um ſeinen Studien und Vorträgen ganz zu leben. Auf Befehl Gregor's X. wollte er zur Kirchenverſammlung nach Lyon reiſen, als ihn 1274 unterwegs, noch im Neapolitaniſchen, zu Foſſanuova der Tod überraſchte. Zufolge einer Nachricht wurde er auf Anſtiften Karl's I. von Sicilien vergiftet, der ſich nichts Gutes von den Zeugniſſen verſprach, die T. zu Lyon über ihn ablegen würde. Noch während ſeines Lebens genoß T. das größte Anſehen in der Kirche. Seine Stimme hatte entſcheidendes Gewicht und ſeine zahlreichen Schüler nannten ihn Doctor universalis, auch Doctor angelicus und den zweiten Auguſtin. Ein Generalkapitel der Dominicaner zu Paris verpflichtete nach ſeinem Tode die Glieder des Ordens bei Strafe zur Vertheidigung ſeiner Lehrſätze. Vorzüglich die Erzählungen dieſer Mönche von Wundern, die T. verrichtet haben ſollte, bewogen Johann XXII., ihn 1323 unter die Heiligen zu verſetzen. Sein Leichnam ward zu Toulouſe aufbewahrt. Seine Hauptwerke ſind der Commentar über des Petrus Lombardus vier Bücher «Sententiarum» und die «Summa theologiae», denen die «Quaestiones disputatae et quodlibetales» und die «Opuscula theologica» ſich anſchließen. Dieſelben zeichnen ſich nicht nur durch einen ſtaunenswerthen Aufwand von Fleiß und dialektiſcher Kunſt, ſondern auch durch den darin unternommenen großartigen Verſuch aus, das kirchliche Lehrſyſtem zu einer einheitlichen philoſ. Weltanſchauung zu erheben. Seine Erörterungen über den Gottesbegriff ſind auch wiſſenſchaftlich von epochemachender Bedeutung. Dabei war er ein treuer Sohn der kath. Kirche, deren Dogma er nicht nur ſcharfſinnig vertheidigte, ſondern auch vielfach weiter bildete. Beſonders gab er den Lehren von dem Schatze der Kirche an überverdienſtlichen guten Werken, von der Entbehrlichkeit des Abendmahlskelchs für die Laien und der zur Anbetung der Hoſtie führenden Transſubſtantiation eine neue Begründung. Ferner behandelte er die chriſtl. Sittenlehre in einer ihm eigenthümlichen Anordnung und einem Umfange, wodurch er ſich den Ehrennamen des Vaters der Moral erwarb. Die Beſtimmtheit, Deutlichkeit und Vollſtändigkeit in Behandlung der kirchlichen Theologie geben ſeinen Werken den Vorzug vor den Lehrbüchern früherer ſcholaſtiſcher Dogmatiker. Seine «Summa theologiae» iſt der erſte vollſtändige Verſuch eines theol. Syſtems.

Daher wurde er von Pius V. den größten Lehrern der Kirche an die Seite gesetzt. In der Reformationszeit wurde die Autorität des T. von den Protestanten ebenso eifrig bestritten, als von den Gegnern derselben vertheidigt. Das Concil von Trient erhob eine Reihe von Lehren in der von T. vorgetragenen Form zu kirchlichen Glaubenssätzen, und noch heute gilt er als der angesehenste Dogmatiker der kath. Kirche. In seinen philos. Schriften, unter denen die «Summa fidei catholicae contra gentiles» die geistreichste ist, verbreitete er über die abstractesten Wahrheiten ein neues Licht. Der Umstand, daß T. Dominicaner war und von seinen Ordensgenossen als ihre höchste Zierde gefeiert wurde, regte die Eifersucht der Franciscaner gegen ihn auf. Unter diesen trat im Anfange des 14. Jahrh. Duns Scotus (s. d.) als erklärter Gegner der Lehrsätze des T. hervor und gründete die philos.-theol. Schule der Scotisten, denen seitdem die Thomisten, meist Dominicaner, als Anhänger des T. gegenüberstanden. Die Thomisten neigten sich in der Philosophie zu dem Nominalismus (s. d.); sie folgten der strengen Lehre Augustin's von der Gnade und bestritten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Die Scotisten dagegen hingen dem Realismus (s. d.) an, neigten sich zum Semipelagianismus und behaupteten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Seine Werke wurden von Pius V. (17 Bde., Rom 1570 fg.) und später noch öfters (28 Bde., Bened. 1745 fg.) herausgegeben. Vgl. Hoertel, «T. und seine Zeit» (Augsb. 1846); Werner, «Der heilige T.» (3 Bde., Regensb. 1858); Gibelli, «Vita di S. Tomaso» (Bologna 1862).

Thomas a Kempis, nach seinem im Erzstifte Köln (nach andern in Overyssel) belegenen Geburtsorte Kempen oder Kampen, eigentlich aber Hamerken (Malleolus) genannt, war geb. 1380 und besuchte 1392 die Schule der Brüder des Gemeinsamen Lebens zu Deventer, wo er den Unterricht des Gerhard Grote und des Florentius Radewins erhielt. 1407 trat er in das von der Brüderschaft gestiftete Augustinerkloster Agnetenberg bei Zwolle, ward 1423 Priester und Subprior und starb als Superior desselben 24. Juli 1471. Ausgezeichnet durch seltene Frömmigkeit und Gemüthstiefe wirkte er höchst segensreich als Lehrer und Erzieher einer zahlreichen Jugend. Aus seinen Schülern, die er bereits über die damals gangbaren elenden Lehrbücher der lat. Sprache hinaus zu den alten Schriftstellern selbst führte und auf Italien verwies, wo die classischen Studien eben wieder aufzublühen begannen, gingen Männer hervor wie Rud. Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rud. Agricola, Alex. Hegius, Ludw. Dringenberg und Antonius Liber. Seine sämmtlich in lat. Sprache abgefaßten Schriften enthalten eine Chronik von Agnetenberg, eine Lebensbeschreibung von Gerh. Grote und zehn seiner Schüler, Predigten, Kirchengesänge, Soliloquien, moralische Abhandlungen und die «Vier Bücher von der Nachfolge Christi» (s. d.), welche den Ruhm seines Namens über die ganze Erde verbreitet haben. Die erste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien ohne Angabe von Ort und Jahr (wahrscheinlich um 1474 zu Utrecht bei Nic. Ketelaer und Ger. de Leempt); die beste, aber auch nicht vollständige, ward besorgt durch den Jesuiten Sommalius (Antw. 1607 u. öfter, zuletzt Köln 1728 oder 1759). Eine Uebersetzung sämmtlicher Werke hat Silbert besorgt (4 Bde., Wien 1838 fg.). Vgl. Währing, «T. von Kempen, nach seinem innern und äußern Leben» (Berl. 1849), und Mooren, «Nachrichten über T. von Kempen» (Kref. 1855).

Thomas (Charles Louis Ambroise), franz. Componist, geb. zu Metz 5. Aug. 1811 als der Sohn eines Musiklehrers, erhielt frühzeitig musikalischen Unterricht, und war bereits ziemlich vorgeschrittener Klavier- und Violinspieler, als er 1828 ins Conservatorium zu Paris trat. Hier bildete er vorzugsweise sein Talent im Pianofortespielen und in der Composition aus, und in ersterm Fache waren Zimmermann und Kalkbrenner, im zweiten Dourlen, Barbereau und Lesueur seine Lehrer. Nachdem er bereits 1829 und 1830 erste Preise im Klavierspielen und in der Harmonielehre gewonnen, erhielt er 1832 den großen Compositionspreis zuertheilt, infolge dessen er als Stipendiat der Regierung nach Italien ging und von dort aus auch Wien besuchte. Zu Anfang 1836 kehrte er nach Paris zurück und ließ hier 1837 seine erste Oper «La Double Échelle» in Scene gehen. Dieser folgten bis 1843 «Le Perruquier de la Régence», «La Gipsy» (Ballet, mit Benoist gemeinschaftlich componirt), «Le Panier fleuri», «Carline», «Le Comte de Carmagnola», «Le Guerillero» und «Angélique et Médor». Etwas entmuthigt durch den geringen Erfolg, den die meisten dieser Opern hatten, ließ T. verschiedene Jahre vergehen, ehe er wieder mit einem Bühnenwerke hervortrat. Erst 1849 brachte er die komische Oper «Le Caïd» zur Aufführung, die großen Beifall fand und sich auch auf den franz. Bühnen erhalten hat. Nicht minder glücklich war er 1850 mit «Le Songe d'une nuit d'été», welche Oper für seine beste gilt. Von 1851 ab lieferte er noch «Raymond», «La Tonelli», «La Cour de Célimène», «Psyché», Le Carneval de Venise», «Le Roman d'Elvire», «Mignon» und

«Hamlet». Außer dieſen Bühnenwerken componirte T. auch ein Requiem und verſchiedene andere Kirchenſachen, viele ein- und mehrſtimmige Geſänge (in Frankreich ſehr beliebt), ein Streichquartett, ein Klaviertrio und mehrere Stücke für Klavier allein. T. iſt Compoſitionsprofeſſor am Conſervatorium und Mitglied der pariſer Akademie der Künſte. Nach Gounod iſt er wol der nennenswertheſte der jüngern franz. Componiſten.

Thomaschriſten, ſ. Neſtorianer.

Thomaſius (Chriſtian), ein durch ſeine Wirkſamkeit für die Aufklärung berühmter Rechtslehrer, wurde 1. Jan. 1655 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater, Jakob T. (geb. 1622), 1684 als Rector an der Thomasſchule ſtarb, unter deſſen Leitung ſich der Sohn frühzeitig mit dem Studium der praktiſchen Philoſophie zu beſchäftigen anfing. Schon während ſeiner Studienzeit in Frankfurt a. d. O., 1675—79, hatte dieſer ſich von der pedantiſchen Manier, mit welcher man damals nach dem Vorgange der Scholaſtiker philoſ. Disciplinen und namentlich auch das röm. Recht zu behandeln pflegte, hauptſächlich durch das Studium der Schriften des Hugo Grotius und Sam. Pufendorf freigemacht. Kurze Zeit nach ſeinem Auftreten als akademiſcher Lehrer an der Univerſität zu Leipzig ſprach er ſeine Anſichten mit einer Freimüthigkeit aus, durch welche er in ſeiner unmittelbaren Umgebung allerdings vielfältigen Anſtoß erregte. Er fing 1687 zum großen Erſtaunen ſeiner Collegen an, Vorleſungen in deutſcher Sprache zu halten, gab 1688 ein deutſches Programm aus und begann in demſelben Jahre eine Monatsſchrift unter dem Titel «Freimüthige, luſtige und ernſthafte, jedoch vernunft- und geſetzmäßige Gedanken aber Monatsgeſpräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher», in welcher er, anfangs durch die Gunſt des Hofmarſchalls von Haugwitz in Dresden geſchützt, die reiche Ader ſeines Witzes mit muthwilliger Satire über die damaligen Gelehrten ausgoß. Dies und die Hülfe, welche er dem von den orthodoxen Theologen verfolgten Aug. Herm. Francke (ſ. d.) in Halle angedeihen ließ, erregten ihm aber den Haß einer ſtarken Partei, an deren Spitze die leipziger Theologen Aug. Pfeiffer und Joh. Bened. Carpzov ſtanden, in einem ſolchen Grade, daß, nachdem Verunglimpfungen von den Kanzeln und dem Katheder umſonſt verſucht worden waren, die letztern heimlich einen Verhaftsbefehl in Dresden auswirkten. Als T. dies erfuhr, ging er erſt nach Berlin, dann 1690 nach Halle, wo er unter Begünſtigung des brandenb. Hofs anfing, an der daſigen Ritterakademie Vorleſungen zu halten, und der große Beifall, den er erhielt, die nächſte Veranlaſſung zur Errichtung der Univerſität zu Halle gab. T. wurde an derſelben zweiter, in der Folge erſter Profeſſor des Rechts ſowie Director der Univerſität, und ſetzte ſeine wiſſenſchaftlichen Bemühungen mit wachſendem Ruhme bis an ſeinen 23. Sept. 1728 erfolgten Tod fort. Sein Hauptbeſtreben ging darauf, die Wiſſenſchaften mit dem Leben in Verbindung zu ſetzen und gemeinnützig zu machen. Daher ſeine Verachtung ſpitzfindiger Grübeleien, ſeine Vorliebe für den Gebrauch der Mutterſprache, ſeine Abneigung gegen philoſ. Terminologie, ſeine Geringſchätzung der Scholaſtik, ſeine Richtung aufs Praktiſche, wodurch er ein Beförderer der allgemeinen philoſ. Bildung wurde. Im beſondern war er, gleichzeitig mit Gundling, einer der erſten, die auf Abſonderung des Naturrechts von der Moral drangen, wobei er jenes auf den Begriff der Freiheit und des Rechtszwangs gründete. Dabei wollte er naturrechtliche Beſtimmungen in den Gerichtshöfen angewendet wiſſen und trat als ein muthiger Feind der Hexenproceſſe und der Folter auf. Auch in religiöſer Beziehung lehnte er ſich trotz ſeiner Anhänglichkeit an das kirchliche Syſtem doch gegen die Anmaßungen der orthodoxen Theologen auf und gewann dadurch den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen in einem hohen Grade. Für die Charakteriſtik ſeiner Denkart ſind beſonders ſeine «Vernünftigen und chriſtl., aber nicht ſcheinheiligen Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserleſene, gemiſchte, philoſ. und juriſt. Händel» (3 Bde., Halle 1723—26) ſowie ſeine «Geſchichte der Weisheit und Thorheit» (3 Bde., Halle 1693) intereſſant. Gegen die Hexenproceſſe richtete er nächſt einigen lat. Schriften beſonders die «Kurzen Lehrſätze von dem Laſter der Zauberei mit dem Hexenproceß» (Halle 1704). Seine ſyſtematiſchen Schriften beziehen ſich meiſt auf Naturrecht und Sittenlehre. Vgl. Luden, «Chriſtian T. nach ſeinen Schickſalen und Schriften» (Berl. 1805).

Thomaſius (Gottfried), namhafter luth. Theolog, ein Nachkomme von Chriſtian T., geb. 1802 zu Egenhauſen in Franken als der Sohn eines Pfarrers, wurde ebenfalls dem theol. Studium beſtimmt und beſuchte, nachdem er ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſium in Ansbach erhalten, von 1821—26 die Univerſitäten Erlangen, Halle und Berlin. 1829 als Pfarrer nach Nürnberg berufen, wirkte er zuerſt an der Heiligengeiſtkirche, danach bei St.-Lorenz als Pfarrer, ſeit 1830 zugleich als Religionslehrer am dortigen Gymnaſium. 1842 wurde er zum ord. Profeſſor der Dogmatik und zum Univerſitätsprediger in Erlangen ernannt, wo er noch

jetzt thätig ist. Seiner theol. Richtung nach gehört T. zu den einflußreichsten Vertretern der luth. Orthodoxie, ohne doch deren alte Strenge in allen Stücken erneuern oder auf jede Fortbildung des Dogma verzichten zu wollen. Neben seinem Collegen Hofmann ist er das angesehenste Haupt der nicht blos in Baiern, sondern auch im nördl. Deutschland weitverbreiteten Erlanger Schule, deren theol. und kirchenpolit. Grundsätze in der von ihm mitbegründeten «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche» ihr Organ haben. Von seinen meist dogmengeschichtlichen und dogmatischen Schriften sind zu nennen: «Origenes. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrh.» (Nürnb. 1837), «Beiträge zur kirchlichen Christologie» (Erlang. 1845), «Das Bekenntniß der evang.-luth. Kirche in der Consequenz seines Princips» (Nürnb. 1848), «Das Bekenntniß der luth. Kirche von der Versöhnung» (Erlang. 1857), «Christi Person und Werk. Darstellung der luth. Dogmatik vom Mittelpunkt der Christologie aus» (3 Thle., 2. Aufl., 1856 fg.). Außerdem hat er verschiedene Gelegenheitsschriften und mehrere Predigtsammlungen herausgegeben.

Thomisten, s. Thomas von Aquino.

Thompson (Thomas Perronet), engl. Reformer, geb. 1783 zu Hull als der Sohn des Bankiers und Parlamentsmitglieds Thomas T., wurde in den Grundsätzen des Toryismus erzogen und studirte auf der Universität Cambridge. Dann diente er einige Jahre in der Marine, trat aber 1806 als Lieutenant in ein Jägerregiment, mit welchem er die Expedition des Generals Crawford nach Buenos-Ayres mitmachte. Hier gerieth er in span. Gefangenschaft. Im Aug. 1808 ward er auf Empfehlung Wilberforce's zum Gouverneur von Sierra-Leone ernannt, wo er die Unterdrückung des Sklavenhandels mit einem Eifer betrieb, der 1810 seine Abberufung zur Folge hatte. Seit 1812 diente T. unter Wellington in Spanien und Frankreich und zeigte sich als tapferer und fähiger Offizier, kam aber durch seine Misbilligung des in der engl. Armee herrschenden Prügelsystems mit seinen Obern in öftern Conflict. 1815 ging er als Dragonercapitän nach Indien, lernte in Bombay Arabisch und wurde der 1819 gegen die Wahabiten am Persischen Meerbusen gerichteten Expedition als Dolmetscher zugesellt. In dieser Eigenschaft war er nicht nur bei den militärischen Operationen thätig, sondern schloß auch im Jan. 1820 den Vertrag ab, durch welchen der Sklavenhandel für Seeraub erklärt wurde. Im Juni 1825 avancirte er zum Major und im Febr. 1829 zum Oberstlieutenant. Er schloß sich um diese Zeit der polit.-ökonomischen Schule Bentham's an, schrieb Aufsätze für die «Westminster review», welches Organ er in Verbindung mit Bowring ankaufte, und veröffentlichte mehrere Flugschriften über die griech. Frage und über staatswissenschaftliche Gegenstände, namentlich die «True theory of rent», welche die Ansicht Adam Smith's über diesen Gegenstand gegen diejenige Ricardo's vertheidigte. 1827 erschien sein berühmter «Cornlaw catechism», einer der ersten und gründlichsten Schläge gegen das Schutzzollsystem. Außerdem beschäftigte er sich mit der Tonkunst, über welche er 1829 die «Enharmonic theory of music» herausgab, die er in der «Westminster review» vertrat. Großen Scharfsinn verrieth auch seine «Geometry without axioms» (Lond. 1830). Von 1835—37 war T. Parlamentsmitglied für Hull, blieb aber nachher mehrere Jahre hindurch ohne Sitz im Unterhause, sodaß er an dem Freihandelskampfe, den er durch seine Schriften hatte verbreiten helfen, nur mit der Feder und durch Reden in den Meetings der Anti-Cornlaw-League theilnehmen konnte. 1847 ward er endlich zum Abgeordneten für Bradford ernannt, und nun wirkte er consequent für parlamentarische Reform, Säcularisirung des Unterrichts und für alle Maßregeln, welche die Grundsätze des Freihandels zur Anwendung brachten. Dennoch wurde er bei den Wahlen von 1852 abermals übergangen. Auf seine militärische Laufbahn hatten seine Bestrebungen für die Sache des Radicalismus einen sehr ungünstigen Einfluß, indem ihm die Regierung jede Beförderung versagte. Doch mußte man zuletzt der allgemeinen Stimme nachgeben und ihm im Juni 1854 den Generalsrang ertheilen. Während der J. 1857—59 fand T. als Abgeordneter für Bradford von neuem einen Sitz im Parlament und machte sich besonders als entschiedener Fürsprecher der Seapoy-Armee und des Volks von Ostindien bemerkbar. Seitdem lebte er von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen.

Thomson (James), einer der berühmtesten engl. Lehrdichter, geb. 11. Sept. 1700 zu Ednam in der schott. Grafschaft Roxburgh, der Sohn eines presbyterianischen Predigers daselbst, zeigte schon als Knabe große Neigung zur Dichtkunst und bildete sein dichterisches Talent namentlich auf der Universität zu Edinburgh aus. Nach seines Vaters Tode ging er nach London, wo er durch seines Schulfreundes Mallet Verwendung eine Hofmeisterstelle erhielt und 1726 zuerst sein beschreibendes Gedicht «Der Winter» herausgab, das noch in demselben Jahre

mehrere Auflagen erlebte und den Dichter bewog, 1728 den «Sommer», 1729 den «Frühling» und 1730 den «Herbſt» folgen zu laſſen; in dem letztern Jahre erſchien auch die erſte vollſtändige Ausgabe der «Seasons» («Jahreszeiten»). Der große Beifall, den dieſes berühmte Gedicht fand, brachte ihn in Verbindung mit vielen ausgezeichneten Männern, namentlich mit Pope, deſſen Verbeſſerungen an ſeinen «Seasons» er bereitwillig annahm. 1731 begleitete T. den älteſten Sohn des nachmaligen Lordkanzlers Sir Charles Talbot auf ſeinen Reiſen durch Frankreich, die Schweiz und Italien, gab nach ſeiner Rückkehr das Gedicht «Liberty» heraus und erhielt durch Talbot's Verwendung eine einträgliche geſchäftsloſe Stelle, die er jedoch nach deſſen Tode wieder verlor, weil er ſich um dieſelbe zu bewerben vergeſſen hatte. Indeſſen verlieh ihm der Prinz von Wales einen Jahrgehalt von 100 Pfd. St., und ſpäter erhielt er auch noch die Stelle eines Oberaufſehers über die Antillen, aus welcher Sinecure er ein jährliches Einkommen von 300 Pfd. St. zog. Er genoß dies jedoch nicht lange, indem er ſchon 27. Aug. 1748 ſtarb. Außer den «Seasons» ſchrieb T. noch fünf Trauerſpiele, unter denen «Sophonisbe» und «Tancred and Sigismunda» die beſten ſind; aus allen leuchtet jedoch der Lehrdichter hervor. Ein kleines Stück «Alfred», das er gemeinſchaftlich mit Mallet ſchrieb, iſt beſonders dadurch wichtig, daß das berühmte engl. Volkslied «Rule Britannia» darin zuerſt erſchien; ob T. oder Mallet der Verfaſſer war, iſt nicht entſchieden. Sein beſtes Gedicht nach den «Seasons» iſt «The castle of indolence», ein allegoriſches Gedicht in Spenſer's Weiſe, das treffliche Stellen enthält. Lebhafte Einbildungskraft und treue Beobachtung der Natur zeigen ſich in allen ſeinen Dichtungen, die nur hier und da durch Schwulſt und Härte anſtoßen. Geſammtausgaben ſeiner Werke erſchienen zu Edinburgh 1768 (4 Bde.), 1788 (2 Bde.), 1833 (4 Bde.) u. ſ. w. Sein Leben beſchrieb Murdoch (3 Bde., Lond. 1803). Die «Seasons» ſind ſehr oft ins Deutſche überſetzt worden und ſeine Trauerſpiele von J. H. Schlegel in reimloſen Jamben.

Thomſon (Thomas), berühmter Chemiker, geb. 12. April 1773 zu Crieff in Schottland, ſtudirte in Glasgow und in Edinburgh unter Black und war dann ſeit 1796 bei der Herausgabe des Supplements zur «Encyclopaedia Britannica» thätig, für welches er eine Reihe von gediegenen Artikeln über Phyſik, Chemie, Mineralogie und Metallurgie bearbeitete. Auch beſchäftigte er ſich viel mit praktiſchen Verſuchen, trug zur Verbeſſerung des Löthrohrs bei und entdeckte mehrere einfache und zuſammengeſetzte Mineralien, wie Schwefelchlorid, Allanit, Lodalit u. ſ. w. Einen ausgebreiteten Ruf erwarb er ſich durch ſein «System of chemistry» (4 Bde., Edinb. 1802; 7. Aufl., 2 Bde., 1831) und «Outline of the sciences of heat and electricity» (neue Aufl. 1840; deutſch von Wolff, 5 Bde., Berl. 1805—11), worauf «Elements of chemistry» (Edinb. 1810), «Attempt to establish the first principles of chemistry by experiment» (2 Bde., Lond. 1825) und die «Chemistry of organic bodies» (2 Bde., Lond. 1838) folgten. 1813 zog T. nach London, wo er die «Annals of philosophy» herausgab, welche 1822 mit dem «Philosophical magazine» vereinigt wurden, und erhielt 1817 einen Ruf als Profeſſor der Chemie nach Glasgow. In dieſem Wirkungskreiſe verharrte er bis kurz vor ſeinem Tode. Von ſeinen Schriften ſind noch zu erwähnen: «History of the Royal society» (Lond. 1812), «History of chemistry» (2 Bde., Lond. 1830—31) und «Outlines of mineralogy and geology» (2 Bde., Edinb. 1836). Er ſtarb zu Kilmure in Argyleſhire 2. Aug. 1852.

Thon iſt eine ſehr verbreitete Erdart, ihrer Zuſammenſetzung nach weniger eine eigenthümliche chem. Verbindung als ein Gemenge von kieſelſaurer Thonerde mit ſehr wechſelnden Mengen Quarzſand, Kalk und Eiſenoxyd. Der T. beſitzt eine graue, gelbliche, braungelbe, braune, ſeltener eine rein weiße Farbe, geringe Härte und Schwere, naß gemacht einen eigenthümlichen Geruch, iſt meiſt fettig anzufühlen, zerreiblich, knetbar, ſaugt Waſſer begierig ein und klebt an der feuchten Lippe. Die wichtigſten Abänderungen ſind der Lehm, der Töpferthon, die feuerfeſten, d. h. äußerſt ſchwer ſchmelzbaren T. (Pfeifen-, Steingut-, Porzellanthon) und die Porzellanerde oder das Kaolin. Die nutzbarſte Eigenſchaft des T. iſt, daß er durch Glühen (Brennen) eine große Härte annimmt. Seine Hauptverwendung beſteht deshalb darin, ihn, mit Waſſer zu Teig angemacht, entweder ungemiſcht oder mit allerlei Zuſätzen, zu Gefäßen und mannichfaltigen andern Gegenſtänden zu bilden, die dann getrocknet und gebrannt, oft auch mit einem glasartigen Ueberzuge (Glaſur) verſehen werden. Dieſe Thonwaaren ſind ungemein verſchiedenartig, laſſen ſich aber unter zwei Hauptklaſſen bringen, je nachdem ihre Maſſe durch das Brennen entweder nur erhärtet aber dicht und halb glasartig zuſammengeſintert iſt. Zu der erhärteten Thonwaare gehören die Mauer- und Dachziegel, das Töpferzeug, die Terracotta, die Schmelztiegel, die Fayence und das Steingut, die Tabackspfeifen; zur geſinterten die Klinker, das Steinzeug, das Wedgwood und Porzellan. Die Bildung der Gegenſtände aus T. geſchieht theils aus freier

Hand, theils durch Drehen auf der Töpferſcheibe, theils in hölzernen, gipſenen, metallenen Formen, theils endlich mittels Maſchinen.

Thôr, bei den Sachſen Thunar, bei den Oberdeutſchen Donar, iſt der Gewittergott des german. Heidenthums. Lateiniſch ward er daher mit Jupiter überſetzt, wie man umgekehrt den dies Jovis als Donares tac, Donnerstag, wiedergab. In den ſkandinav. Mythen erſcheint er als Sohn des Odin von der Erde (Jörd) oder der Fiörgyn (der Gebirgsgöttin). Vermählt iſt er mit der Rieſin Jarnſaxa oder nach anderer Ueberlieferung mit der ſchönen goldhaarigen Sif. Als Stiefſohn wird ihm Ullr, als Söhne Magni und Módi zugetheilt. Der Donnergott wird als kräftiger, jugendlicher Mann mit großem, rothem Barte gedacht, umgürtet mit dem Kraftgurt und bewaffnet mit dem Hammer Miölnir. Wenn er auf ſeinem bockbeſpannten Wagen fährt, erbeben die Berge; bläſt er in den Bart oder ſchüttelt er die Locken, ſo erhebt ſich das Gewitter. T. iſt der Freund des Menſchen und hilft dem Landmanne gegen die wüſten Naturgewalten, die den Anbau ſtören. Daraus entſtanden die vielen Sagen von ſeinen Kämpfen gegen die Rieſen und gegen die Meerſchlange, in denen er Sieger bleibt. Andere Mythen beziehen ſich auf die Winterzeit, in denen das Gewitter ſchweigt. Da iſt dem T. von einem Rieſen der Hammer geſtohlen, und er muß ihn zum Frühjahr wiederholen; oder er iſt zur Unterwelt gefahren. Ohne T. würde die Götterwelt bald den feindlichen geſtürzten Mächten verfallen ſein. In dem großen Weltuntergange kämpft T. gegen ſeine alte Feindin, die Weltſchlange. Er erſchlägt ſie, findet aber zugleich den Tod. T. ward in Norwegen und auf Island als Hauptgott verehrt. Daß ſein Dienſt auch in Deutſchland ausgebildet war, bezeugt ſchon die heſſ. Donnerseiche, welche Bonifaz als heidniſches Hauptheiligthum umhieb. Ueber ſeine Mythen hat Uhland vortrefflich gehandelt in dem Buche: «Der Mythus von T.» (Stuttg. 1836).

Thora, d. h. Lehre, nennen die Juden vorzugsweiſe das Moſaiſche Geſetz und den daſſelbe enthaltenden Pentateuch. Sefer-T., d. i. Buch des Geſetzes, heißt die mit großer Genauigkeit geſchriebene Synagogenrolle, aus welcher die Abſchnitte der Bücher Moſis vorgeleſen werden.

Thorbecke (Johann Rudolf), niederländ. Staatsmann, geb. um 1796 zu Zwolle, genoß eine ſehr ſorgfältige Erziehung und bezog, auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt vorbereitet, 1814 die Univerſität. Nachdem er ſeit 1815 beſonders die Vorleſungen van Lennep's, van Swinden's und van Reenen's beſucht, ſetzte er ſeine Studien von 1818 an zu Leyden fort, promovirte 1820 zum Doctor und trat dann mit Unterſtützung der Regierung eine Reiſe nach Deutſchland an. Er beſuchte bis 1822 Göttingen, Marburg, Gießen, Heidelberg, Stuttgart, München, Erlangen, Jena, Dresden und Berlin und benutzte die ſich darbietende Gelegenheit beſonders zum Studium der Philoſophie. Dieſer Umſtand verhinderte nach der Rückkehr ſeine Anſtellung an einer Univerſität, weshalb er ſich wieder nach Deutſchland wandte und hier zunächſt in Gießen als Privatdocent auftrat, dann in Göttingen ſeinen Aufenthalt nahm. Das Vorurtheil gegen ihn in ſeiner Heimat wurde inzwiſchen ſchwächer, und T. kehrte im Herbſt 1824 nach Amſterdam zurück. Nachdem er die Schrift «Bedenkingen aangaande het Regt an den Staat» (Amſterd. 1825) veröffentlicht, erfolgte im Frühjahr 1825 ſeine Ernennung zum Profeſſor der polit. Wiſſenſchaften an der Univerſität zu Gent. Hier wirkte er durch Vorleſungen über polit. Geſchichte, Statiſtik und polit. Oekonomie und deren Zweige bis 1830, wo ihn die Revolution beſtimmte, nach Leyden zu gehen. Von der dortigen Univerſität alsbald in die juriſt. Facultät aufgenommen, behnte er ſeine Vorleſungen auch über Geſchichte des röm. Rechts, Handelsrecht, adminiſtratives, niederländ. Staats- und Rechtsgeſchichte ſowie über die Conſtitution von 1815 aus. Durch die Sympathie, welche ihm hierbei entgegenkam, bildete ſich eine Art Schule, die ſeine Grundſätze weiter entwickelte und in das öffentliche Leben überführte. In derſelben Richtung wirkte T. auch durch ſeine Schriften, vor allem durch die «Aanteekening op de Grondwet», welcher ſich «Proeve van herziene Grondwet» anſchloß. Als König Wilhelm I. 1840 eine Verfaſſungsveränderung beabſichtigte, ward T. in die Kammern gewählt, welche über dieſelbe berathſchlagen ſollten. Er ſtimmte mit denen, welche eine durchgreifende Reform der Verfaſſung wünſchten, und wirkte auch nachher, als Wilhelm II. dieſe Angelegenheit nicht wieder aufnahm, durch Wort und Schrift für eine ſolche, bis er endlich nebſt acht andern Abgeordneten 1844 den Kammern einen vollſtändig ausgearbeiteten Reviſionsentwurf vorlegte. Der Entwurf wurde jedoch abgewieſen und T. 1845 nicht wieder in die Kammer gewählt. Er blieb aber einer der einflußreichſten Leiter der Reformpartei und wurde nach der franz. Februarrevolution von 1848, als der König ſelbſt die Nothwendigkeit einer Reform einſah, als Mitglied einer Commiſſion zur Reviſion des Grundgeſetzes berufen. Der Entwurf dieſer Commiſſion, welcher in Hauptpunkten mit dem 1844 vorgelegten übereinſtimmte, erhielt mit geringen Abänderungen die Ge-

nehmigung der Kammern und der Krone. Von jener Zeit ab ist die Geschichte T.'s mit der des Landes verwebt. (S. Niederlande.) 1849 ward er Minister des Innern und bald Haupt des Cabinets. Die von ihm entworfenen organischen Gesetze, wodurch die in der Verfassung niedergelegten Grundsätze praktisch durchgeführt werden sollten, wurden von den Generalstaaten angenommen. Sowol seine administrativen Talente wie seine kräftige Haltung als Lenker der Staatsangelegenheiten erwarben ihm einen großen Ruf, und er würde seinen Gegnern, den Anhängern des alten Regierungssystems, wol noch lange die Spitze geboten haben, wenn nicht die sog. Aprilbewegung, eine durch die Errichtung von Bischofssitzen und die darauf bezügliche päpstl. Allocution hervorgerufene Aufregung, den König 1853 veranlaßt hätte, das Ministerium T. zu entlassen. Seitdem war T. als Mitglied der Zweiten Kammer Führer der Opposition und übte auch als solcher einen überwiegenden Einfluß aus. 1862 erfolgte abermals seine Berufung an die Spitze des Ministeriums, dessen Thätigkeit aber den Erwartungen nicht entsprach. Zwiespalt unter seinen Parteigenossen, besonders in Bezug auf die Ansichten über Colonialverwaltung, nöthigten ihn im März 1866 aus dem Ministerium zu treten, während sein Amtsgenosse, der Colonialminister van der Putte, beauftragt wurde, ein neues Ministerium zu bilden, welches, der Stütze T.'s beraubt, sich nur wenige Monate halten konnte. Unter der darauffolgenden Regierung, deren reactionäre Tendenzen durch zwei in kurzer Zeit wiederholte Auflösungen der Zweiten Kammer sich kundgaben, übernahm T. wieder die Leitung der Opposition, und sein Einfluß auf die liberale Partei zeigte sich mehr als je zuvor, da die Spaltung in derselben aufgehört hatte. Seit 1848 trat T. auf wissenschaftlichem Gebiete nicht mehr hervor. Doch gab er 1860 unter dem Titel «Historische Schetsen» einige seiner frühern Aufsätze gesammelt heraus.

Thorium ist ein einfacher metallischer Körper, der 1828 von Berzelius in der Thorerde und später von Wöhler in den Mineralien Pyrochlor und Monazit aufgefunden worden ist. Es erscheint als ein schweres dunkelgraues Pulver, das unter dem Polirstahle Metallglanz annimmt und sich überhaupt in seinen Eigenschaften dem Metall der Thonerde, dem Aluminium, nähert. Wenn T. an der Luft gelinde erhitzt wird, so bildet sich unter lebhafter Feuererscheinung die Thorerde.

Thorkelin (Grim Johnsen), isländ. Gelehrter, war auf Island 8. Oct. 1752 geboren. Nachdem er besonders durch Herausgabe des ältern und des neuern isländ. Kirchenrechts («Jus ecclesiasticum vetus seu Thorlaco-Ketillianum» und «Jus ecclesiasticum novum Arnaeanum») und andere Schriften seine literarische Laufbahn eröffnet, unternahm er 1786 eine antiquarische Reise durch England, Schottland und Irland, auf der er mit engl. Leben und engl. Sitte sich vertraut machte. Er wurde auf der Universität zu St.-Andrews 1788 Doctor der Rechte und gab mehrere Inedita zur engl. Geschichte heraus, z. B. die «Fragments of English and Irish history in the 9th and 10th century» (Lond. 1788) und «De Aelfrico commentarius» (Lond. 1789). Von nicht geringer Wichtigkeit würde seine Urkundensammlung für die dän.-norweg. Geschichte aus der Arna-Magnäanischen Sammlung («Diplomatarium Arnae-Magnaeanum», 2 Bde., Kopenh. 1786) sein, wenn nur die Texte mit größerer Sorgfalt redigirt wären, eine Ausstellung, die in erhöhtem Maße von seiner Ausgabe des angelsächs. Beowulfs-Gedichts mit lat. Uebersetzung («De Danorum rebus gestis saeculo III. et IV.», Kopenh. 1815) gilt. Weniger ist dasselbe der Fall mit der von ihm unter den Auspicien der Arna-Magnäanischen Commission besorgten Ausgabe der «Eyrbyggja-Saga» (1787) und des alten Gesetzbuchs von Magnus Lagabaeter («Gula-thinga laug», Kopenh. 1817). Er starb als Geh. Archivar und Conferenzrath 4. März 1829.

Thorlacius (Skule Thordsen), einer der gründlichsten Forscher des nordischen Alterthums, geb. auf Island 1741, starb als emeritirter Rector des Gymnasiums zu Kopenhagen 1815. Vor allem sind mit Auszeichnung, sowol was die antiquarische als linguistische Forschung betrifft, seine sieben Sammlungen zu nennen, die den Titel «Antiquitatum borealium observationes miscellaneae» (Kopenh. 1778—99) führen, in welchen theils verschiedene Stücke der ältern Edda und überhaupt der isländ. Dichter musterhaft herausgegeben und erläutert, theils antiquarische und mythologische, auch für das german. Alterthum wichtige Gegenstände, wie «De Hludana, Germanorum dea» und «Borealium veterum matrimonia», mit großer Gelehrsamkeit behandelt werden. T. hatte bedeutenden Antheil an der Herausgabe des dritten Bandes der «Heimskringla» von Snorri Sturluson (Kopenh. 1783); die Anmerkungen und die kritische Einleitung sowie die Bearbeitung des alten Gedichts «Geisli» (auf Olaf den Heiligen) sind von seiner Hand. Auch gab er die Vorrede zum ersten Bande der großen Ausgabe der Saemundischen Edda (Kopenh. 1787). — Sein Sohn, Börge T., geb. 1. Mai 1775, gest. als Professor der Eloquenz und Etatsrath zu Kopenhagen 8. Oct. 1829, war als tüchtiger

classischer Philolog und ebenfalls als nordischer Alterthumsforscher bekannt. In ersterer Beziehung verleugnete er, besonders in seinen kleinen akademischen Schriften, die er in fünf Bänden sammelte («Prolusiones et opuscula academica, argumenti maxime philologici», Königsb. 1806—19), die Heyne'sche Schule nicht. In letzterer Beziehung ging er in seines Vaters Fußstapfen. Ihm und Werlauff verdankt man die Bearbeitung der norweg. Königssagen, welche die Fortsetzung der großen Ausgabe der «Heimskringla» bilden (Bd. 4—6, Kopenh. 1813—26).

Thorn (poln. Torun), Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirk Marienwerder der Provinz Preußen, rechts an der Weichsel und der Bromberg-Warschauer Eisenbahn gelegen, besteht aus der mit Mauer und Graben umgebenen Altstadt (gegründet 1231) und der Neustadt (1264 gegründet), ist Sitz eines Landrathsamts, eines Hauptzollamts, eines Kreisgerichts sowie des Schwurgerichts für die Kreise T. und Straßburg und zählt 17000 E. (16228 im J. 1864). Von gottesdienstlichen Gebäuden besitzt die Stadt drei kath. und zwei evang. Kirchen, ein luth. und ein reform. Bethaus, einen jüd. Tempel (mit merkwürdiger Wendeltreppe). T. hat noch immer viele durch schöne Giebel und innere Anlage beachtenswerthe Häuser im althanseatischen Stil. Besonders zeichnet sich das schöne Rathhaus aus, das viele, durch ausgelegte Arbeit kunstvoll verzierte Thüren hat, und in dem sich das wichtige städtische Archiv befindet. Die fast 2500 F. lange hölzerne Brücke über die Weichsel wurde 1499 zum ersten mal erbaut. Von dem alten, 1454 zerstörten Ordensschlosse steht nur noch ein Thurm und ein schöner Schwibbogen. Die mit neun Thoren versehene Ringmauer gehört größtentheils noch der ältesten Zeit an; der zu ihr gehörige schiefe Thurm (50 F. hoch, mit einer Abweichung von 4′ 8″) ward 1271 erbaut. In der Johanniskirche befindet sich das Denkmal des 1473 hier geborenen Kopernicus; eine kolossale Bronzestatue desselben ward 1853 auf dem altstädtischen Marktplatze errichtet. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein 1568 errichtetes Gymnasium (mit werthvoller Bibliothek und Botanischem Garten), mit welchem seit 1855 eine Realschule organisch verbunden ist. Die Bewohner T.s, meist Deutsche, betreiben lebhaften Handel, besonders mit Getreide, Holz und Wein. Die städtische Industrie liefert Leder, Hüte, Stärke, Wachskerzen, Tabak, Bier, namentlich auch Seife und berühmten Pfefferkuchen. In der Umgebung wird viel Spiritus und Oel fabricirt, auch ist der Steckrübenbau von Bedeutung. Durch die Stromschiffahrt steht T. mit Polen, Danzig, Stettin und Berlin in Verbindung. Dampfer befahren die Weichsel von T. abwärts bis zur Einmündung der Braa. Der Bau einer Eisenbahn von T. bis Insterburg wurde 1868 in Angriff genommen. T. wurde 1231 in dem altpreuß. Gau Culm vom Landmeister Herm. Balk gegründet und durch deutsche Einwanderer besonders aus Westfalen bevölkert. 1232 erhielt der Ort das unter dem Namen der Culmer Handveste bekannte Privilegium. Nachdem sich die Stadt 1454 vom Deutschen Orden losgesagt und dem Schutze des Königs von Polen übergeben hatte, eroberten und zerstörten die Bürger (6. Febr.) das thorner Ordensschloß. Wie bereits 1411, so wurde zu T. auch 1466 ein Friede zwischen dem Orden und der Krone Polen geschlossen. 1557 bekannten sich Rath und Bürgerschaft zur luth. Lehre. Vom 28. Aug. bis 21. Nov. 1645 fand auf Veranlassung des poln. Königs Wladislaw IV. zu T. unter Ossolinski's Vorsitz das sog. Colloquium charitativum zur Versöhnung der Katholiken und Dissidenten statt, an dem poln. und deutsche Theologen, wie Georg Calixtus, theilnahmen, das aber nur Erbitterung der Gemüther zur Folge hatte. Streitigkeiten, welche 16. Juli 1724 die dasigen Jesuitenschüler mit Schülern des prot. Gymnasiums bei Gelegenheit einer Processíon anfingen, verursachten größere Unruhen unter den Einwohnern, wobei die niedere Klasse der Protestanten sich Ausschweifungen erlaubte, die von der poln. Regierung nach einem ganz ungesetzmäßigen Verfahren, welches vorzüglich der Jesuit Wolanski als Kläger im Namen seiner Gesellschaft leitete, mit der größten Härte bestraft wurden. Der Bürgermeister der Stadt, Joh. Gottfr. Rösner, wurde nebst neun Bürgern 7. Dec. 1724 enthauptet und ihre Güter eingezogen. Vergebens verwendeten selbst die Bürgen des Friedens von Oliva, besonders der König von Preußen, ihre Vermittelung zum Besten der recht- und schutzlos dastehenden Protestanten in der bedrückten Stadt. In mercantilischer Hinsicht war T., das zum Hansabunde gehörte, im 15. und 16. Jahrh. sehr bedeutend. Als Festung erhielt es erst im 17. Jahrh. Wichtigkeit; doch waren die Festungswerke selbst 1703 noch sehr mangelhaft. Erst nach dem Tilsiter Frieden ward die Stadt von den Franzosen mit regelmäßigen Wällen umgeben und nach der zweiten preuß. Besitznahme seit 1818 mit vollständigen Werken als Grenzfestung versehen. Angriffe und Belagerungen hat T. 1629, 1655, 1658, 1703 und 1813 erfahren. Vgl. Zernecke, «Thornische Chronika» (Thorn 1711 u. 1727); Wernicke, «Geschichte T.s» (Thorn 1842); Hoburg, «Die Belagerungen der Stadt und Festung T.» (Thorn 1850). Im Kreise T., der auf 20,54 Q.-M. etwa 64000 E.

zählt, liegt noch die Stadt Culmsee, mit 2383 E., einem Schloß und einer 1422 gegründeten Kathedrale, seit Mitte des 13. Jahrh. Sitz des jetzt in Pelplin residirenden Bischofs, die Flecken Podgorze (der Stadt T. gegenüber) mit 650, und Kowalewo oder Schönsee mit 872 E. und den Ruinen eines Deutsch-Ordensschlosses. Vgl. Steinmann, «Der Kreis T.» (Thorn 1866).

Thorpe (Benj.), einer der eifrigsten Beförderer des Studiums der angelsächs. Sprache in England, geb. um 1808, bildete sich nach Rask zum Sprachforscher, dessen «Angelsächs. Grammatik» er ins Englische übertrug (Kopenh. 1830), im Gegensatze zu Kemble, der Grimm's System folgte. T. veröffentlichte eine Reihe guter Ausgaben angelsächs. Werke. Zuerst erschien 1832 die metrische Paraphrase der Bibel von Ceadmon mit Uebersetzung und Anmerkungen, dann 1834 die «Analecta Anglo-Saxonica» (2. Aufl., Lond. 1845), eine verdienstvolle Auswahl leichterer Stücke aus der angelsächs. Literatur, mit Wörterbuch versehen, ein Buch, durch welches das Studium der angelsächs. Literatur sehr gefördert worden ist. Ferner gab er heraus «The Anglo-Saxon version of the story of Apollonius» (Lond. 1834); «Libri psalmorum versio antiqua Latina, cum paraphrasi Anglo-Saxonica» (Lond. 1835); die Poesien des Caedmon (Lond. 1832); den «Beowulf» (Lond. 1855); verschiedene angelsächs. Gedichte und prosaische Stücke aus den Handschriften zu Brüssel, Vercelli, Boulogne und Epinal (Lond. 1837, nicht im Buchhandel); die große Sammlung «Ancient laws and institutes of England, with a compendious glossary, etc.» (Lond. 1840; Fol.; auch 2 Bde. in 8.), sowie für die antiquarische Gesellschaft den höchst werthvollen «Codex Exoniensis» (Lond. 1842). Außerdem edirte er, auf Kosten der Aelfric-Society, die von dem berühmten Bischof Aelfric veranstaltete Sammlung angelsächs. Erbauungsschriften (2 Bde., Lond. 1847) und gab unter dem Titel «Northern mythology» (3 Bde., Lond. 1852) eine kritische Uebersicht der Volkssagen Skandinaviens, Norddeutschlands und der Niederlande. Der Staat unterstützt T. bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten durch eine Pension von 150 Pfd. St.

Thorwaldsen (Albert Bertel, d. i. Bartholomäus), berühmter Bildhauer, wurde 19. Nov. 1770 auf der See zwischen Island und Kopenhagen geboren. Sein Vater, ein Isländer, schnitzte auf der Werft die Figurenköpfe, welche das Vordertheil der Schiffe schmücken; die Mutter war eine Predigerstochter aus Jütland. Wie alle Kinder der Holmsleute, wurde T. auf königl. Kosten unterrichtet. Er half anfangs dem Vater in der Arbeit und kam dann mit seinem 11. J. in die Kunstakademie, wo er aber erst nach sechs Jahren die Aufmerksamkeit der Lehrer erregte. Nachdem ihm mit 17 J. die kleine, zwei Jahre später die große Silbermedaille zuerkannt worden, nahm sich seiner der Historienmaler Abildgaard an. Auch 1791 gewann er die kleine und 1793 die große Goldmedaille. Durch diese Auszeichnungen zog er die Aufmerksamkeit des Staatsministers Grafen Reventlow auf sich und gewann in diesem einen Beschützer. 1796 gelangte er nach Rom, wo damals Canova und der Maler Carstens lebten. Die Arbeiten des letztern machten einen tiefen Eindruck auf T. und gaben ihm die Richtung auf die ideale Schönheit der antiken Plastik. Am Ende seines auf drei Jahre festgesetzten Aufenthalts in Rom hoffte T. noch vor seiner Rückkehr durch einen Jason, der das Goldene Vlies erobert, den besten Beweis seiner Fortschritte abzulegen und machte sich emsig an die Arbeit. Das Werk wurde in natürlicher Größe ausgeführt, erregte aber keine besondere Aufmerksamkeit, und das Modell zerfiel. T. wiederholte es aber in übernatürlicher Größe, und diese Arbeit, im reinen und großen Stil, erregte allgemeine Bewunderung. Dennoch wäre T. ins Vaterland zurückgekehrt, wenn nicht vor der (zufällig um einen Tag verschobenen) Rückreise der reiche Engländer Th. Hope in seine Werkstatt getreten wäre, um den Jason zu sehen. Derselbe bestellte die Ausführung in Marmor für den Preis von 800 Zecchinen. T.'s Glück war hiermit gemacht. Es wurden ihm nun mehr und mehr Bestellungen zutheil, und seine rasche Thätigkeit schuf immer neue Kunstwerke. Mit Canova, der seine Verdienste anerkannte, stand er fortwährend in freundlichem Verhältniß, obschon er anerkannt als Plastiker ihn weit übertraf. Einige Jahre später entstand der Triumphzug Alexander's unter T.'s Modellirstock, bestimmt von Napoleon zur Decoration des Quirinals. Das Gerücht von dieser Arbeit ging durch Europa, und der König von Dänemark übertrug T. die Ausführung derselben in Marmor für die Christiansburg. 1815 entstand das Basrelief von Priamus und Achilles, dann die «Nacht» und das Seitenstück dazu, der «Tag». Die folgenden Jahre vergingen dem Künstler in reger Geschäftigkeit. Für Luzern führte er das Denkmal für die 10. Aug. 1792 bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallenen Krieger aus, wozu er einen an seinen Wunden sterbenden Löwen wählte. Nach dessen Vollendung 1819 trat er die Reise nach Dänemark an, die durch Deutschland einem Triumphzuge glich. In Kopenhagen, wo er 3. Oct. 1819 anlangte, beeiferte man sich, ihm alle Ehren zu erweisen. Die Büsten des Königspaares waren

hier seine ersten Arbeiten. Bald wurde er auch von der Commission für den Wiederaufbau der Frauenkirche in Kopenhagen wegen des plastischen Schmucks in Anspruch genommen. T. lieferte hierfür den predigenden Johannes im Giebelfelde des Vorbaues, einen Fries am Eingange, den Einzug Christi in Jerusalem darstellend, die Kolossalfiguren Christi und der zwölf Apostel im Langhause und den bekannten Taufengel im Chorraum. Im Aug. 1820 verließ T. Kopenhagen, um nach Rom zurückzukehren. Er besuchte auf dieser Reise Berlin, Dresden, Breslau, wo er mit seinem Jugendfreunde Steffens frohe Stunden verlebte, Warschau, wo ihm das Monument für den Fürsten Poniatowski und das für Kopernicus übertragen wurde und er auch den Kaiser Alexander porträtirte, Krakau, wo er ein Denkmal für den General Potocki, und Troppau, wo er das für den Fürsten Schwarzenberg übernahm, und endlich Wien. Hier verweilte er jedoch nur drei Wochen, indem die Nachricht von dem Einsturze des Fußbodens eines seiner Ateliers in Rom ihn in größter Eile dahin zurückführte. Er begann nun wieder mit rastloser Thätigkeit zu schaffen, obschon er sich deshalb nicht der Geselligkeit verschloß. Seine Liebenswürdigkeit machte, daß er von allen gesucht wurde, und im geselligen Kreise war er stets heiter und gern in der Mitte seiner jüngern Freunde. Alle auf seiner Reise übernommenen Modelle waren in sieben Jahren und in zehn Jahren auch in Marmor vollendet. Hierzu kam noch ein Monument für den Papst Pius VII., ein Triumph, den seine Kunst über den strengen Katholicismus davontrug. Ein Besuch des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Ludwig von Baiern, brachte ihn in noch engere Freundschaftsbeziehungen zu diesem. Infolge dessen besuchte T. München. Auch von hier nahm er mehrere Bestellungen mit nach Rom, wo er der Kunst ruhig fortlebte, bis er 1838 abermals eine Reise nach Kopenhagen unternahm, wozu ihn hauptsächlich die daselbst beabsichtigte Gründung eines Museums für seine Werke und Kunstschätze veranlaßte. Seine Rückkehr war ein Nationalfest für Kopenhagen und ganz Dänemark. Eine kurze Reise nach Rom ausgenommen, lebte er nun bis an sein Ende in Kopenhagen. Den Bau seines früher schon begonnenen Museums förderte er durch sein lebhaftes Interesse wie durch bedeutende Schenkungen. Er starb plötzlich 24. März 1844. Die Trauer um ihn war allgemein, wie denn auch sein Leichenbegängniß das Gepräge einer nationalen Trauer trug. Seine letzten großen Werke waren die Statuen Gutenberg's (in Mainz), Schiller's (in Stuttgart) und das kolossale Reiterbild Kurfürst Maximilian's I. in München. Gegen 200 Basreliefs, gegen 100 Büsten, 15 Porträtstatuen, etwa 60 Statuen aus dem griech. Mythus und der christl. Offenbarung, etwa 10 Grabmäler hat er gefertigt. T. war groß und liebenswürdig als Mensch wie als Künstler. Als Künstler gebührt ihm der Ruhm, den Geist der antiken Plastik wieder in die moderne Sculptur eingeführt zu haben. Minder genügte er dagegen auf dem Gebiete der Porträtstatue, wie seine obwol noch immer herrlichen Standbilder Gutenberg's und Schiller's beweisen. Vgl. Thiele, «Leben und Werke T.'s» (2 Bde., Lpz. 1832—34, Fol., mit 180 Kupfertafeln); derselbe, «T.'s Ungdomshistorie» (Kopenh. 1851), «T. i Rom» (Kopenh. 1852) und «T.'s Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume von 1828—44» (deutsch von Hillrup, Kopenh. 1846 fg.). T. war nie verheirathet und hatte, außer einer natürlichen Tochter, keine Verwandten. Daher setzte er gewissermaßen den Staat zum Erben seines Nachlasses, namentlich auch seiner sämmtlichen Kunstwerke und Kunstschätze ein, mit der Bedingung, daß zu Kopenhagen ein eigenes Gebäude zur Aufbewahrung dieser Arbeiten gebaut werde. Dies geschah auch nach einem von Bindesböll entworfenen und von T. gebilligten Plane. Das Gebäude, im neuern ital. Stil aufgeführt, ist aus vier Flügeln gebildet, welche einen freien Raum umschließen, mit dem Begräbniß T.'s. Nachdem schon vorher alle Kunstschätze T.'s aus Italien nach Dänemark gebracht waren, erfolgte 1846 die Eröffnung des Museums. Einen Katalog desselben verfaßte Müller (5 Sectionen, Kopenh. 1849—51); eine Sammlung von Lithographien (120) sämmtlicher Werke T.'s in der Ordnung, wie sie im Museum aufgestellt sind, gab Holst im «Musée Thorvaldsen» (Kopenh. 1851).

Thoth, ein ägypt. Gott, den die Griechen mit ihrem Hermes verglichen. Er wird gewöhnlich mit einem Ibiskopfe dargestellt und sein Name durch den ihm heiligen Ibis auf einer Tragstange symbolisch geschrieben. T. gehörte ursprünglich nicht in die Reihe der ersten Götterdynastie, sondern war der Führer der zweiten. Er stand als Mondgott der untern Sphäre vor, wie Ra, der Sonnengott, das Haupt der ersten Götterdynastie, der obern Sphäre. Doch wird er auf spätern griech. Denkmälern zuweilen auch in den ersten Götterkreis aufgenommen, an die Stelle des daraus verstoßenen Set-Typhon. T. erscheint ferner auf den Denkmälern und sonst als der Gelehrte unter den Göttern. Er ist der Gott der Wissenschaft und der Kunst, der göttliche Verfasser der unter dem Namen der «Hermetischen Bücher» bekannten heiligen Schriften der Aegypter,

namentlich der 42 kanonischen Bücher, deren Inhalt Clemens Alexandrinus angibt. Er wird der «Herr der Bibliothek» in hieroglyphischen Inschriften genannt. In den Darstellungen des Todtengerichts vor Osiris verzeichnet T. das Resultat der Abwägung. Mit ihm verbunden als seine Gemahlin erscheint auf den Denkmälern meistens Ma, Tochter der Sonne, die Göttin der Wahrheit und der Gerechtigkeit, welche die Verstorbenen vor den Richterstuhl des Osiris zu führen pflegt. T. war nach der Sage der Vertheidiger und Rechtfertiger des Osiris gegen seine Ankläger. Er wurde besonders in der Stadt Aschmunein in Mittelägypten verehrt, welche daher auch «Thoth-Stadt», Hermopolis, hieß, und zwar magna zur Unterscheidung von Hermopolis parva in Unterägypten. Ein häufiger hieroglyphischer Beiname des T. ist «der zweimal große»; erst in sehr späten Inschriften findet sich die Bezeichnung «der dreimal große», (trismegistos), unter der er von den griech. Mystikern in den ersten Jahrhunderten u. Chr. viel genannt und als Offenbarer aller Urweisheit hoch verehrt wurde. (S. Hermes Trismegistus.)

Thou (Jacq. Aug. de), lat. Thuanus, franz. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 8. Oct. 1553 zu Paris, wo sein Vater erster Präsident des Parlaments war, empfing seinen Jugendunterricht im Collége de Bourgogne, ging dann nach Orléans, um sich den Rechten zu widmen, und setzte dieses Studium auch unter Cujacius zu Valence fort, wo er mit Scaliger Freundschaft schloß. Nach seiner Rückkehr nach Paris 1572 war er Zeuge der Bartholomäusnacht, deren Greuel ihn mit tiefem Abscheu gegen Bigoterie erfüllten. Im Alter von 20 J. begleitete er Paul de Foix auf einer diplomatischen Sendung nach Italien. Später bereiste er auch die Niederlande und Deutschland. Der König Heinrich III. übertrug ihm mehrere Missionen und machte ihn 1576 zum geistlichen Rathe beim Parlament. Bald darauf erhielt er den Auftrag, als königl. Commissar nach Guyenne zu gehen, wo er mit den prot. Häuptern verhandeln mußte, deren Achtung er durch Milde und Zuverlässigkeit gewann. 1584 wurde T. Requêtenmeister. Zugleich bewilligte man ihm die Anwartschaft auf die Würde eines Vicepräsidenten beim Parlament, welche Stelle sein Oheim bekleidete. Als 1586 die Kämpfe der Ligue begannen, folgte er Heinrich III. und wies die Anträge der Guisen zurück. Um die Ermordung der Guisen, die 1588 zu Blois stattfand, wußte T. nicht. Doch entging er kaum der Wuth des pariser Pöbels. T. rieth dem Könige, sich mit Heinrich von Navarra zu vereinigen, und brachte auch das Bündniß zu Stande. Hierauf eilte er nach Deutschland und Italien, um zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Ligue Geld zu schaffen. Als er zu Venedig die Ermordung Heinrich's III. vernahm, kehrte er zum Könige von Navarra zurück und bot demselben als rechtmäßigem Thronerben seine Dienste an. Seine Offenheit, Rechtschaffenheit und Kenntnisse erwarben ihm sehr bald das ganze Vertrauen Heinrich's IV. Er erhielt 1594 mit des Oheims Tode die Vicepräsidentschaft des Parlaments und zugleich auch das Amt eines Großmeisters der königl. Bibliothek. Wiewol er ein aufrichtiger Katholik war, setzte er im Interesse der Humanität und des Vaterlandes seine Kräfte daran, den innern Frieden zu befestigen. Nach der Ermordung Heinrich's IV. ernannte ihn die Regentin Maria von Medici zu einem der Finanzdirectoren. Doch zog er sich alsbald, vielfach verletzt, von den öffentlichen Geschäften zurück und lebte den Wissenschaften. Er starb 7. Mai 1617. T. hinterließ ein berühmtes Geschichtswerk, die «Historia sui temporis». Nachdem er in Frankreich, Italien, Deutschland und den Niederlanden die Materialien zu dieser Zeitgeschichte (vom Tode Franz' I. bis zur Ermordung Heinrich's IV.) gesammelt, ging er 1591 an die Abfassung. Er theilte die ganze Arbeit in 138 Bücher, von denen er die 18 ersten 1604 veröffentlichte. Schon im ersten Jahre mußte das Bruchstück zweimal gedruckt werden. Eine neue Ausgabe, die bis zum 49. Buche reichte und sogleich ebenfalls zwei Auflagen erforderte, veranstaltete er 1606. Im J. 1614 erschien das Werk bis zum 80. Buche, welches die Ereignisse bis 1584 erzählt. Die päpstl. Censur hatte 1609 das Buch auf den Index gesetzt, weshalb T. in dieser letzten Ausgabe von seiner Hand viele Stellen mildere. Der Tod überraschte ihn bei Veranstaltung einer neuen Ausgabe, die erst 1620 durch seinen Verwandten Dupuy und seinen Freund Nic. Rigault zu Stande kam. Später erschien diese Ausgabe mit dem ursprünglichen Texte unter dem Titel «Thuanus restitutus» in Amsterdam. Rigault setzte außerdem die Arbeit aus den Materialien T.'s bis zu dem gesteckten Ziele fort. Endlich erschien das Werk mit der Fortsetzung und dem ursprünglichen Texte vollständig in sieben Foliobänden (Lond. 1733). Nach der letztern und besten Ausgabe ist auch die franz. Uebersetzung abgefaßt, die 1734 zu Paris (aber mit dem Druckort London) veröffentlicht wurde. T. erzählt die Geschichte, deren Augenzeuge er war, mit Genauigkeit, Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, was ihm besonders die Verfolgung der kath. Partei zuzog. Sein Werk ist für die Würdigung der religiösen Händel jener Zeit wichtig. Zu seiner Rechtfertigung schrieb T. auch seit 1616 unter

dem Titel «Thuani commentarius de vita sua, libri VI.» (Orléans 1620; deutſch in Seybold's «Selbſtbiographien berühmter Männer»), Memoiren, die ebenfalls wol von Rigault beendet wurden. Eine Sammlung ſeiner ausgezeichneten Poeſien in lat. Sprache kam unter dem Titel «Posteritati; poematium opus notis perpetuis illustratum a J. Melanchthone» (Amſt. 1678) heraus. Vgl. Charles, «Discours sur la vie et les oeuvres de J. A. de T.» (Par. 1824); Düntzer, «De T.'s Leben, Schriften und hiſtor. Kunſt» (Darmſt. 1837). — Der älteſte Sohn, François Auguſt de T., geb. zu Paris 1607, beſaß die Talente und Tugenden des Vaters. Er war Parlamentsrath und erhielt nach dem Tode des Vaters auch die Stelle des Großmeiſters der königl. Bibliothek. T. war ein Freund des Herzogs von Orléans, der Herzogin von Chevreuſe ſowie des jungen Cinq-Mars (ſ. d.), und dieſe Verbindungen zogen ihm den Haß Richelieu's zu. Als die Verſchwörung Cinq-Mars' an das Licht trat, ließ der Miniſter auch T. verhaften, der in der That um den Anſchlag gewußt hatte. Beide Freunde beſtiegen mit Standhaftigkeit 12. Sept. 1642 zu Lyon das Schaffot.

Thran iſt der allgemeine Name des flüſſigen, öligen Fettes, welches aus dem Specke der Walfiſche, Finnfiſche, Potfiſche, Robben und Walroſſe gewonnen wird. Der T., welcher am Orte des Fangs von ſelbſt aus dem in unten durchlöcherte Tonnen geſchlagenen Specke ausfließt, iſt der beſte. Später wird der auf dem Transporte ranzig und faulig gewordene Speck in großen Pfannen ausgeſotten, der hierdurch gewonnene geringere T. durch Filtriren und Durchgehen durch Waſſer gereinigt und der dabei ſich bildende Bodenſatz (Pntt) als Wagenſchmiere, die fleiſchigen und häutigen Reſte aber zur Leimſiederei gebraucht. Man unterſcheidet Fiſch- und Seehundsthran, beide in verſchiedenen Unterarten, die von Norwegen, England, Frankreich und Nordamerika in den Handel gebracht werden. Der Lederthran (ſ. d.) iſt wegen ſeines Jodgehalts ein geſchätztes Arzneimittel. Alle Thranſorten haben einen eigenthümlichen Geruch und Fiſchgeſchmack, brennen mit ſehr leuchtender, aber rußender Flamme und werden wie nicht trocknende Oele zur Beleuchtung, Zubereitung des Leders u. ſ. w. verwendet.

Thränen. Die Augen des Menſchen ſowie ſämmtlicher Wirbelthiere, mit Ausnahme der im Waſſer lebenden nackten Amphibien und der Fiſche, ſind mit Apparaten (Thränenapparaten) verſehen, welchen die Befeuchtung des Auges mit einer wäſſerigen Flüſſigkeit (den T., lacrymae) obliegt. Beim Menſchen ſteht dieſer Apparat durch Nerven mit dem Gehirn in ſo naher Beziehung, daß durch Gemüthseindrücke, beſonders durch Leid und Freude, ſehr leicht eine vermehrte Abſonderung und ein Ueberlaufen der T. über die Augenlidränder (das Weinen) zu Stande kommt. Was die chem. Beſchaffenheit der T., welche eine waſſerklare, farbloſe Flüſſigkeit von ſalzigem Geſchmacke darſtellen, betrifft, ſo beſtehen ſie vorzugsweiſe aus (99 Proc.) Waſſer, in welchem Kochſalz und Spuren von phosphorſaurem Alkali und Erdphosphate enthalten ſind ſowie auch etwas Schleim, Fett und Epithelium (Pflaſterepithel der Bindehaut). Die Quelle der T. iſt die aus traubigen Läppchen zuſammengeſetzte Thränendrüſe, welche, in zwei Portionen (eine obere und eine untere) getheilt, am äußern Theile der Augenhöhlendecke über dem äußern Augenwinkel ihre Lage hat und durch 6—12 Ausführungskanälchen die T. zunächſt unter das obere Augenlid ergießt. Mittels des Augenliddlinkens werden die T. über die vordere, von Bindehaut überzogene Fläche des Augapfels hinweg nach dem innern Augenwinkel geſpült und ſammeln ſich hier in einer Vertiefung, dem Thränenſee. In dieſen See tauchen zwei kleine Mündungen, die Thränenpunkte, von denen der eine am obern, der andere am untern Augenlidrande auf einer kleinen Erhöhung (Thränenwärzchen) ganz in der Nähe des innern Augenwinkels ſteht und fortwährend die ſich im Thränenſee anſammelnden T. verſchluckt, um ſie dann durch das feine Thränenröhrchen in den Thränenſack (welcher am innern Augenwinkel in einer Vertiefung des Thränenbeins liegt) und von da durch den Thränengang herab in die Naſenhöhle zu ſchaffen. Die Thränenabſonderung iſt zur Erhaltung der Durchſichtigkeit der Hornhaut ganz unentbehrlich. Die beſtändige Abſchuppung des Oberhäutchens der Bindehaut und Hornhaut würde nämlich ſehr bald die Oberfläche des Augapfels mit einem undurchſichtigen Ueberzuge bedecken, wenn nicht fortwährend eine wäſſerige Flüſſigkeit dieſe Oberhautſchüppchen wegſpülte. Auch fremde Körper werden durch die T. fortgeſchwemmt. Als pſychol. Urſache des Weinens läßt ſich das Gefühl der Hinfälligkeit, das Unterliegen unter einem mächtigen Eindruck auf das Gemüth anſehen. Verſchluß des Thränengangs bedingt eine widernatürliche Anhäufung der T. im Thränenſacke, dadurch ſtarke Ausdehnung und ſelbſt Eröffnung deſſelben nach dem Geſichte hin, ſodoß dann die T. durch eine Oeffnung unter dem innern Augenwinkel hervorſtrömen und eine ſog. Thränenfiſtel entſteht.

Thraſybulos, der Sohn des Lykon, einer der tüchtigſten und edelſten Vorkämpfer der demo-

kratiſchen Partei in Athen, nahm lebhaften Antheil an dem Sturze der Oligarchie der Vierhundert in Athen 411 v. Chr. und ging nach der Uebergabe Athens an Lyſander und der Einſetzung der ſog. 30 Tyrannen in die Verbannung. Bald ſammelte er ein Häuflein entſchloſſener Patrioten um ſich und bemächtigte ſich mit dieſen von Theben aus der attiſchen Grenzfeſtung Phyle, aus welcher ihn die Dreißig vergeblich zu vertreiben ſuchten. Nachdem ſeine Schar bis auf 1000 angewachſen war, ſetzte er ſich in der atheniſchen Hafenſtadt Piräus feſt und lieferte den gegen ihn anrückenden Dreißig eine Schlacht, infolge welcher dieſe ſich nach Eleuſis zurückzogen und die Regierung in Athen einem Collegium von 10 Männern übergaben. Dieſe riefen zwar die Spartaner zu Hülfe gegen die Demokraten, deren Anhang von Tag zu Tag wuchs, allein der ſparton. König Pauſanias, dem die von ſeinem Gegner Lyſander den Athenern octroyirte Oligarchie zuwider war, brachte eine Verſöhnung der ſtreitenden Parteien zu Stande, wonach eine allgemeine Amneſtie erloſſen, aber die Oligarchie beſeitigt und die frühere demokratiſche Verfaſſung Athens mit gewiſſen Modificationen wiederhergeſtellt wurde (403). T. fand im J. 390, während er die athen. Flotte im Aegäiſchen Meer commandirte, bei einem Aufſtand der Bewohner von Aſpendos in Cilicien ſeinen Tod.

Thrazien (griech. Thrake, lat. Thracia), ein geogr. Name, der zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Bedeutung hatte. In der früheſten Zeit bezeichnete man damit den ganzen Norden Europas oberhalb Griechenlands mit Einſchluß von Macedonien im Süden und Scythien im Norden. Insbeſondere wird die am nördl. Fuße des Olympos gelegene, zu Macedonien gehörige Landſchaft Pierie als der Wohnſitz eines thraziſchen Stammes, der Pieriſchen Thraker, bezeichnet, welche von dort aus auch in verſchiedene Landſchaften von Hellas eindrangen und gewiſſe Culturelemente, insbeſondere Geſang und Muſendienſt, mitbrachten. Später beſchränkte man den Namen T. auf das Land zwiſchen der Nordgrenze Macedoniens und dem Iſter (Donau), das im Oſten durch den Pontos Euxeinos (das Schwarze Meer) und den thraziſchen Bosporos (Straße von Konſtantinopel), im Süden durch die Propontis (Marmormeer), den Hellespont (die Dardanellenſtraße), das Aegäiſche Meer und das nördl. Grenzgebirge Macedoniens, im Weſten durch den Fluß Strymon und die Wohnſitze der illyriſchen Völkerſtämme begrenzt wird, ein Gebiet mit einem Flächenraum von etwa 4000 Q.-M. In der röm. Kaiſerzeit endlich wurde der Name Thracia auf den ſüdöſtlichſten Theil des alten T. ſüdlich vom Hämos (Balkan) beſchränkt, der nördlichere Theil aber Möſia (ſ. d.) genannt. Unter den Gebirgen des Landes iſt außer dem genannten Hämos der Skomios mit ſeiner ſüdöſtl. Fortſetzung, der Rhodope (jetzt Despoto-Dagh) das bedeutendſte. Der im ſüdweſtlichſten Theil des Landes, zwiſchen den Mündungen der Flüſſe Strymon und Neſtos gelegene Pangäos war im Alterthum durch ſeine Gold- und Silberbergwerke berühmt. An den Küſten T.s waren von den Griechen frühzeitig zahlreiche, zum Theil ſehr blühende Pflanzſtädte angelegt worden; ſo an der Südküſte, zwiſchen der Mündung des Strymon und dem Golf Melos, die Städte Amphipolis, Abdera, Dikäa, Maraneia, Meſambria, und in der Nähe der Mündung des Hebros, des bedeutendſten aller thraziſchen Flüſſe (jetzt Moritza) Aenas; an der Propontis Perinthos und Selymbria; am thraziſchen Bosporos Byzantion (ſ. Byzanz); an der Weſtküſte des Schwarzen Meeres bis zu den Donaumündungen Apollonia, Odeſſos, Kallatis, Tomoi und Iſtria. Die 10 M. lange und gegen 2 M. breite Halbinſel zwiſchen dem Golf Melos und dem Hellespont, welche von den Alten die Throziſche Cherſones genannt und als ein Theil T.s betrachtet wurde (heutzutage die Halbinſel der Dardanellen oder die Halbinſel von Gallipoli genannt) wurde von Athen aus unter der Führung des Miltiades, eines Oheims des gleichnamigen Siegers bei Marathon, coloniſirt. Abgeſehen von dieſen griech. Niederlaſſungen an der Küſte war ganz T. von zahlreichen, meiſt von Königen beherrſchten Stämmen bewohnt, die als kriegeriſch und tapfer, aber äußerſt roh und wild geſchildert werden. Megabazos, der Feldherr des Darius, unterwarf ſie der perſ. Herrſchaft; aber nach dem Rückzuge des Xerxes gewannen ſie ihre Unabhängigkeit wieder. Um den Beginn des Peloponneſiſchen Kriegs war die Mehrzahl der throziſchen Stämme unter der Herrſchaft des Sitalkes, des Königs der Odryſen, zu einem Reiche vereinigt, das beſonders durch Sitalkes' Neffen und Nachfolger, Seuthes, zu hoher Blüte und Macht erhoben wurde, nach ſeinem Tode aber wieder in eine Anzahl einzelner Fürſtenthümer auseinanderfiel, deren Herrſcher ſich faſt fortwährend untereinander bekriegten. So wurde es den macedon. Königen, beſonders dem ſchlauen Philipp, dem Vater Alexander's, leicht, ſich in kurzer Zeit die einzelnen Stämme zu unterwerfen und T. dem macedon. Reiche einzuverleiben, deſſen Beſtandtheil es bis zur Auflöſung deſſelben durch die Römer blieb, wo das Land zunächſt ſeine Unabhängigkeit zurückerhielt, aber nur für kurze Zeit, da es bald in die Ge-

walt der Römer kam, die es endlich (man weiß nicht genau wann) zur röm. Provinz machten. Nachdem es dann zum byzant. Reiche gehört hatte, kam es beim Fall desselben in die Gewalt der Türken und bildet noch heutzutage einen Theil der europ. Türkei. Die Bevölkerung gehört jedoch gegenwärtig zum größten Theil der südslaw. Völkerfamilie an; nur in den Küstenplätzen wohnen Griechen in beträchtlicher Anzahl.

Threnos oder Threnodie hieß bei den Griechen ein Trauer- oder Klagelied, worin der Schmerz über den Tod geliebter Wesen auf eine innige und erschütternde, oft an Verzweiflung grenzende Weise ausgedrückt wurde, daher es sich von der Elegie (s. d.), die mehr einen sanften und gemäßigten Charakter hat, unterscheidet. Dergleichen Klagelieder wurden bei der Ausstellung der Leichen von Männer- und auch Frauenchören gesungen und kommen bereits im heroischen Zeitalter ebenso wol bei den Hellenen als Troern vor. Später bildete sich der T. zu einer eigenen Gattung der Poesie aus, und mehrere Dichter, besonders Pindar und Simonides, erlangten einen hohen Ruhm darin. Die hebr. Literatur besitzt etwas Aehnliches in den «Klageliedern» des Jeremias, während die Nänie (s. d.) der Römer ganz dem griechischen T. nachgebildet wurde.

Thron ist das Symbol der souveränen erblich-persönlichen Staatsgewalt. Daher sagt man bildlich: den T. besteigen, für: die Regierung antreten; den T. verlieren, dem T. entsagen, für: den Besitz der Herrschaft verlieren oder freiwillig aufgeben; entthronen für: der Regierung entsetzen. Thronfolge bedeutet so viel wie Nachfolge in der Regierung, Thronfolger so viel wie Regierungsnachfolger, beides natürlich nur in erbmonarchischen Staaten. — Thronrede nennt man die Rede, welche der Monarch bei Eröffnung der Sitzungen der Landesvertretung, vor dem T. stehend, von seinen Ministern und Würdenträgern umgeben, an die versammelten Mitglieder des Landtags oder der Kammern zu halten pflegt. In dieser Rede werden die zu verhandelnden Gegenstände bezeichnet, gewöhnlich aber auch ein kurzer Abriß des Standes der Staatsverhältnisse und der von dem Fürsten im Einvernehmen mit seinen Ministern befolgten und weiter zu befolgenden Politik gegeben. Die Thronrede wird daher als ein polit. Programm des jeweiligen Ministeriums angesehen und gibt der Landesvertretung Gelegenheit, sogleich beim Beginn ihrer Sitzungen sich in der Adresse (s. d.) über ihre Stellung zu diesem System auszusprechen.

Thucydides, der größte unter allen griech. Geschichtschreibern, geb. 471 v. Chr. zu Athen, war der Sohn des Olorus und der Hegesipyle, die beide von einer thrazischen Fürstenfamilie abstammten, daher T. auf der Küste Thraziens, der Insel Thasos gegenüber, Besitzungen (besonders Bergwerke) hatte. Als Jüngling soll er in der Philosophie des Anaxagoras, in der Redekunst den Antiphon zu Lehrern gehabt haben. 424 v. Chr. befehligte er ein athen. Geschwader bei Thasos, welches den Auftrag hatte, die athen. Besitzungen in Thrazien gegen den spartan. Feldherrn Brasidas zu vertheidigen. Da er aber zum Entsatz von Amphipolis, welches unterdeß sich dem Brasidas ergeben hatte, um eine Nacht zu spät anlangte, wurde er von den Athenern mit Verbannung bestraft. Gerade dieser Verbannung, die er theils im Peloponnes, theils in Thrazien verlebte, verdankt man die Sammlung des Stoffs zu seinem unsterblichen Geschichtswerke und die theilweise Ausarbeitung desselben. Im J. 404 oder 403 nach Athen zurückberufen, widmete er sich ganz der Ausarbeitung seines Werks, wurde aber durch den Tod, der ihn von Mörderhand traf (nach den einen in Athen, nach andern auf seinen Besitzungen in Thrazien; wahrscheinlich bald nach 400), an der Vollendung desselben gehindert. In seinem Werke gibt T. eine Darstellung des Peloponnesischen Kriegs in acht Büchern, die aber nur den größern Theil desselben von 431—411 v. Chr. umfaßt, was um so mehr zu bedauern ist, da Xenophon (s. d.), der in den zwei ersten Büchern seiner «Hellenika» das Werk fortgesetzt hat, dieser Aufgabe nicht gewachsen war. T. lieferte die erste und zugleich vollendetste Darstellung selbsterlebter Ereignisse, sah aber dabei nicht blos auf Unterhaltung in der Erzählung, wie sie bei Herodot (s. d.) namentlich hervortritt, sondern löste seine Aufgabe von einem weit höhern Standpunkte aus, indem er mit einem tiefen Blick, einem hellen und das Wesen und die Würde der Geschichte vollkommen klar ergreifenden Geiste die einzelnen Begebenheiten nach ihrem ursachlichen Zusammenhange darlegte und zugleich die Grundsätze und Beweggründe der handelnden Personen in ein klares Licht setzte. Die Hauptvorzüge seines Werks sind strenge Wahrhaftigkeit und kritische Genauigkeit sowie eine bewundernswürdige Schärfe und Feinheit der Charakterzeichnung. Dafür sind besonders die in die Darstellung eingeflochtenen Reden von Wichtigkeit, in welchen er zugleich seine Ansichten von den Motiven, durch welche Staaten und Personen bewegt wurden, in objectiver Weise darlegt. Sein Stil ist streng und knapp, infolge der Kürze und des verwickelten Periodenbaues bisweilen ziemlich dunkel. Unter den Bearbeitungen sind zu erwähnen die größern Ausgaben von Wasse und Duker (Amsterd. 1731), deren Commentare

auch ſpäter, mit den Anmerkungen anderer erweitert, mehrfach wieder abgedruckt worden ſind (6 Bde., Zweibr. 1788—89; dann von Beck, 2 Bde, Lpz. 1790—1804), von Poppo (11 Bde., Lpz. 1821—40), von Bloomfield (Lond. 1842 fg.), von Arnold (neue Ausg., 3 Bde., Lond. und Oxf. 1848—51). Zu den beſten Handausgaben gehören die von Haacke (2 Bde., Lpz. 1820), Bekker (Berl. 1832), L. Dindorf (Lpz. 1824), Göller (2 Bde., Lpz. 1826; 2. Aufl. 1836), Poppo (4 Bde., Gotha u. Erfurt 1843—56), Krüger (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1855), Böhme (2 Bde., Lpz. 1856) und Claſſen (Berl. 1862 fg.). Deutſche Ueberſetzungen lieferten Heilmann (Lemgo und Lpz. 1760; neueſte Ueberarbeitung von Bredow, Lpz. 1823), Jacobi (3 Bde., Hamb. 1804—8), Oſiander (8 Bdchn., Stuttg. 1826—29), Müller (8 Bdchn., Prenzl. 1828—30), Klein (Münch. 1828 fg.), Campe (2 Bde., Stuttg. 1856—58). Vgl. Creuzer, «Herodot und T.» (Lpz. 1798); Krüger, «Unterſuchungen über das Leben des T.» (Berl. 1832); Roſcher, «Leben, Werk und Zeitalter des T.» (Gött. 1842); Ullrich, «Beiträge zur Kritik des T.» (Abth. 1—3, Hamb. 1850—52); Bockshammer, «Die ſittlich-religiöſe Weltanſchauung des T.» (Tüb. 1862).

Thugs, richtiger Thogs, heißen die Raubmörder, die, durch ganz Indien ſeit vielen Jahrhunderten verbreitet, ihr Gewerbe von dem Vater auf den Sohn forterbend, unter vielen heiligen Gebräuchen ſich zu einer Verbrüderung geformt und ein vollſtändiges Syſtem ihres ſcheußlichen Treibens ausgebildet haben. Sie morden ihre Opfer nur durch Erdroſſelung und werden deshalb auch Phânſigars genannt, von Phânſi, die Schlinge. Ihre große Umſichtigkeit und Klugheit verhinderte lange Zeit ihre Entdeckung, zumal ſie ſtreng die Regel beobachteten, nie einen Europäer anzugreifen. Erſt 1831 ergriff der engl. Generalgouverneur von Indien, Lord Will. Bentinck, ernſte Maßregeln gegen die T. und bereits im Oct. 1835 waren 1562 Perſonen als T. verurtheilt. Für die Gerichtsbeamten ließ die Regierung das Werk «Ramaseeana, or a vocabulary of the peculiar language used by the Thugs» (Kalk. 1836) zuſammenſtellen, das gute Aufſchlüſſe über das Leben und Gewerbe dieſer Verbrecher gibt. Zu den T. gehören Hindu aller Kaſten und Mohammedaner aller Sekten. Sie ſprechen das Hindoſtaniſche; ihre eigenthümlichen Redensarten u. ſ. w. nennen ſie Ramasi. Es herrſcht eine gewiſſe Rangordnung bei ihnen. Zuerſt wird der T. als Spion gebraucht, dann als Todtengräber, dann als Schamsia, d. i. Händehalter, zuletzt als Bhartote, d. i. Erdroſſeler. Die erſten Spuren der T. findet man unter den mohammed. Kaiſern in Delhi im 12. Jahrh. Sie ſelbſt knüpfen ihren Urſprung an die herrſchenden Mythen ihres Volks an. Aus der Vermiſchung des Religiöſen mit ſeinem entſetzlichen Gewerbe erklärt es ſich, daß der T. die Menſchen, die er dem Tode weiht, aus demſelben Geſichtspunkte betrachtet, aus dem der Prieſter der Gottheit ein Thier als Opfer ſchlachtet.

Thugut (Franz Maria, Freiherr von), ausgezeichneter öſterr. Staatsmann, geb. zu Linz 1734, war der Sohn eines armen Schiffsmeiſters und hieß eigentlich Tunicotto, d. h. Thunichtgut, welchen welſch-tirol. Namen die Kaiſerin Maria Thereſia in Thugut verwandelte. Er trat 1752 in die orient. Akademie, kam 1754 als Sprachknabe nach Konſtantinopel, wurde dort 1757 Dolmetſcher, 1769 Geſchäftsträger bei der Pforte, 1770 Reſident und 1771 Wirkl. Internuntius und bevollmächtigter Miniſter. Nachdem ihn Maria Thereſia wegen der klugen Thätigkeit, die er ungeachtet ſeiner ſchwierigen Stellung 1772 auf dem Friedenscongreſſe zu Fokſchani zwiſchen Rußland und der Pforte entwickelte, in den Freiherrenſtand erhoben, erwarb ſeine Gewandtheit Oeſterreich 1775 die Bukowina und dadurch die in militäriſcher und adminiſtrativer Hinſicht wichtige Verbindung zwiſchen Siebenbürgen und dem von Polen neuerworbenen Galizien. Von Konſtantinopel 1777 zurückberufen, erhielt er eine diplomatiſche Sendung nach Neapel und Verſailles, und beim Ausbruche des Baieriſchen Erbfolgekriegs wurde er von der Kaiſerin beauftragt, den König von Preußen ihrer friedfertigen Geſinnungen zu verſichern. In der Folge führte er die Verhandlungen von Braunau. 1780 wurde er öſterr. Geſandter in Warſchau, 1787 in Neapel, 1788 beim Ausbruche des Türkenkriegs bevollmächtigter Hofcommiſſar bei dem Heere des Prinzen von Sachſen-Koburg und Suworow's, um bei ſeiner genauen Kenntniß der dortigen Verhältniſſe die Verwaltung der Moldau und Walachei zu übernehmen, und zuletzt 1790, nach den Friedenspräliminarien von Reichenbach, eine Zeit lang bevollmächtigter Miniſter bei den Friedensunterhandlungen zu Sziſtowo mit der Pforte. Hierauf mitten in der Revolution nach Paris geſendet, leitete er die Unterhandlungen der Königin mit verſchiedenen Parteihäuptern, namentlich mit Mirabeau, ward dann 1792 Armeeminiſter bei dem Heere des Prinzen von Sachſen-Koburg, ſah ſich aber bald zurückberufen, um nach dem Abgange der Miniſter Graf Cobenzl und Baron Spielmann das Generaldirectoriat der Staats-

kanzlei unter Kaunitz zu übernehmen. Obgleich schon der Leiter der österr. Diplomatie, wurde er doch erst nach dem bald darauf erfolgten Tode des Fürsten Kaunitz zum Wirkl. Minister des Auswärtigen erhoben. In dieser Stellung betrieb er mit Energie den Krieg gegen Frankreich, schloß 1795 den Subsidienvertrag mit England, mußte aber infolge der Siege Napoleon's in Italien beim Friedensschlusse zu Campo-Formio, welcher in einem geheimen Artikel den Abgang T.'s zur Bedingung gemacht haben soll, aus dem Ministerium austreten. T. ging nun als bevollmächtigter Minister in die neuerworbenen ital. und Küstenprovinzen. Bald aber wurde er in das Ministerium wieder zurückberufen. Doch schied er schon im Dec. 1800 ganz aus demselben und lebte theils in Presburg, theils in Wien den Wissenschaften, vorzüglich aber der orient. Literatur. Er starb zu Wien 29. Mai 1818.

Thuja, s. Lebensbaum.

Thule (griech. Thyle) nannten die Alten eine Insel oder Inselgruppe im nordwestlichen europ. Ocean, von welcher zuerst Pytheas (s. d.) den Griechen eine noch ziemlich dunkle Kunde zugebracht hatte, und welche seitdem als das nördlichste Stück der bewohnten Erde betrachtet wurde. Der Name, der bei den Römern öfters zur Bezeichnung des äußersten Nordens überhaupt gebraucht wird, bezeichnet speciell wahrscheinlich die Shetlandinseln (s. d.). Vgl. Redslob, «T. Die phöniz. Handelswege nach dem Norden, insbesondere nach dem Bernsteinlande» (Lpz. 1855); Ziegler, «Die Reise des Pytheas nach T.» (Dresd. 1861).

Thümmel (Mor. Aug. von), deutscher Schriftsteller, geb. 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig, bildete sich auf der Klosterschule zu Roßleben und seit 1756 auf der Universität zu Leipzig, wo er mit Gellert, Weiße, Rabener und Kleist in innige Freundschaft trat. Seit 1761 Kammerjunker in Diensten des Erbprinzen, nachherigen Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg, wurde er bei dessen Regierungsantritt Geh. Hofrath und 1768 Wirkl. Geheimrath und Minister, welchen Posten er in wohlthätiger Wirksamkeit für das Land verwaltete. Nachdem er sich 1783 von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, lebte er theils auf dem Familiengute seiner Gattin, in Sonneborn, theils in Gotha, theils auf Reisen. So wenig es ihm auch an Anlaß zu Kummer fehlte, bewahrte er doch unter allen Glückswechseln die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüths. Er starb zu Koburg 26. Oct. 1817. Das erste Werk, mit welchem er auftrat, war das komische Heldengedicht in Prosa: «Wilhelmine, oder der vermählte Pedant» (1764), das durch anmuthige Schreibart, artige Erfindung und viele aus dem Leben gegriffene Schilderungen, denen es nicht an Muthwillen fehlt, allgemeinen Beifall fand. Darauf folgte die «Inoculation der Liebe» (1771), eine Erzählung in Versen, in der sich feiner und naiver Scherz mit einer glücklichen Versification vereinigt. Sein Hauptwerk aber ist die «Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich» (10 Bde., Lpz. 1791—1805), ein Roman, den er mit Rückerinnerungen aus seinen frühern Reisen durchwebte. Es enthält dieses Werk eine Fülle der mannichfachsten Beobachtungen, Situationen und Schilderungen, bald mit gemüthvollem, bis zu inniger Rührung gesteigertem Ernst, bald anmuthig tändelnd, bald mit zügellosem Muthwillen. «Der heil. Kilian, oder das Liebespaar» wurde nach T.'s Tode von Hempel herausgegeben (Lpz. 1819). Eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien zu Leipzig seit 1812 (6 Bde.), wozu Gruner's Lebensbeschreibung T.'s den siebenten Band (Lpz. 1819) bildet. Neue Auflagen erschienen 1832 (6 Bde.), 1844 (8 Bde.) und 1854—55 (8 Bde.). — Hans Wilhelm, Freiherr von T., des vorigen Bruder, geb. 17. Febr. 1744, gest. als herzogl. sachsen-gothoischer Wirkl. Geheimrath, Kammerpräsident und Obersteuerdirector zu Altenburg 1. März 1834, machte sich um die Herzogthümer Sachsen-Gotha und Sachsen-Altenburg hochverdient. Als ein Freund der Künste und Wissenschaften stand er mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verbindung. Nach seinem Willen wurde er ohne Sarg unter dem Stamme seiner Lieblingseiche in einer sitzenden Stellung eingesenkt, auf seinem Landgute Nöbdenitz, unweit Löbichau. — August Wilhelm von T., der Stiefsohn Mor. Aug. von T.'s, geb. 1774, gest. als sächs. Oberst infolge einer tödlichen Verwundung zu Mons 1814, ist unter anderm der Verfasser des Romans «Ferdinand» (2 Bde., Lpz. 1803; 2. Aufl. 1805).

Thun, Stadt im schweiz. Canton Bern, unweit des Ausflusses der Aar aus dem Thunersee, am Eingange des berner Oberlandes in einer reizenden Gegend, hat 3750 E. und einige ansehnliche Gebäude. Besonders entzückend ist die Aussicht vom Kirchhofe aus. T. ist der Sitz der eidgenössischen Kriegsschule und im Sommer ein Mittelpunkt des Fremden- und Touristenverkehrs in der Schweiz. Der mit Dampfschiffen befahrene Thunersee, einst Wendelsee genannt, ist durch die Aar mit dem 1 St. entfernten Brienzersee verbunden. In der Richtung

von Südost nach Nordwest hat er eine Länge von 3¾ St., ist nahe ⅔ St. breit, bis zu 720 F. tief und liegt 1756 F. über dem Meere. Der Hauptzufluß auf der Südseite ist die mit der Kander vereinigte Simmen (s. d.). Die Schiffahrt ist bedeutend. Die besonders gegen T. hin sehr freundlichen Ufer sind mit Dörfern und Landhäusern bekränzt. Ueber den klaren Wasserspiegel und waldgekrönte Vorberge hinaus erhebt sich der Blick zu den majestätischen Hochgebirgen des Oberlandes. Vgl. von Muralt, «Führer durch T.» (Thun 1865).

Thun, ein ausgesehenes, besonders in Tirol und Böhmen begütertes österr. Geschlecht, stammt wahrscheinlich aus der Schweiz, wo es als Herren von T. bei Bern urkundlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. vorkommt, aber später erlischt. Bereits im 14. Jahrh. erscheint es in Oesterreich, wo es 1530 in den Freiherrenstand und 1629 in der Person Christoph Simon's von T., der 1623—28 die großen Besitzungen in Böhmen erkaufte, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Durch die beiden Söhne Anton's von T., gest. 1522, wurden zwei Hauptlinien gegründet, durch Cyprian die ältere (Stamm von Castell-Brughier), durch Lucas die jüngere (Stamm von Castell-Thun). Die erstere schied sich durch die Enkel des Stifters in zwei Speciallinien: die tirolische, gegründet von Joh. Cyprian, und die böhmische, gegründet von Georg Sigismund. Die tirolische Linie spaltete sich abermals durch die beiden Söhne des Stifters in zwei Aeste. Der jüngere derselben, zu Caldes in Südtirol, wurde von Christoph Anton Simon von T. begründet, erloschen aber 1850 im Mannsstamme; der ältere, begründet von Graf Alphons Franz von T., ist der noch jetzt blühende Ast zu Brughier und Trient in Tirol. Gegenwärtiges Haupt desselben ist Graf Emanuel von T., geb. 17. Dec. 1836. Die böhmische Linie hat sich durch Fideicommißinstitut vom 5. Jan. 1671 in drei Majorate getheilt: 1) Das Majorat Klösterle, dessen Besitz außer der Herrschaft Klösterle mit Felixburg (2,7 Q.-M.) noch einige andere Herrschaften umfaßt, wurde von Joh. Franz, geb. 1686, gest. 1720, gegründet. Unter den Nachkommen machte sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1794) Graf Franz Joseph von T., geb. 14. Sept. 1734, durch seine Wundercuren bekannt. Gegenwärtiger Majoratsherr ist Graf Joseph von T., geb. 24. Febr. 1794, der sich an den Parteikämpfen in Böhmen lebhaft betheiligte. 2) Das Majorat Tetschen (5,2 Q.-M.) wird gegenwärtig durch Graf Franz von T., geb. 3. Oct. 1786, repräsentirt. Der dritte Sohn desselben ist Graf Leopold Leo von Thun (s. d.). Des letztern älterer Bruder, Graf Friedrich von T., geb. 8. Mai 1810, betrat die diplomatische Laufbahn, wurde bei dem 9. Mai 1850 eröffneten Congreß zu Frankfurt österr. Gesandter und nach Reactivirung des Bundestags Präsident desselben. Im Nov. 1852 vertauschte er diese Stellung mit der eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am preuß. Hofe. Ende 1859 ging er in gleicher Eigenschaft nach Petersburg, wo er bis 1864 verblieb. Vater des jetzigen Majoratsherrn und Bruder des obenerwähnten Grafen Franz Joseph war Graf Wenzel Joseph von T., geb. 6. Febr. 1737, gest. 15. Dec. 1796 als österr. Generalfeldmarschallieutenant. 3) Das Majorat Choltitz (im ganzen 3,7 Q.-M.) hat gegenwärtig zum Haupte den Grafen Theodor von T., geb. 30. Juli 1815. Der Großoheim desselben, Graf Leopold von T., geb. 15. Nov. 1797, ist Besitzer der Allodialherrschaft Benatek (1,91 Q.-M.) und war früher Oberst-Hofrichter in Böhmen. Die jüngere, von Lucas gestiftete Hauptlinie des Geschlechts oder die Linie von Castell-T. in Trient wird gegenwärtig durch Graf Matthäus von T., geb. 28. Nov. 1812, repräsentirt.

Thun-Hohenstein (Leo, eigentlich Leopold, Graf von), österr. Staatsmann, Sohn des Grafen Franz von T., geb. 7. April 1811 zu Tetschen, erhielt seine Erziehung erst in seinem älterlichen Hause, dann zu Prag, wo er auch gleichzeitig mit zwei andern Brüdern sich den Rechtsstudien widmete. Nach Beendigung dieser im Herbst 1831 verlebte er die folgenden Jahre nacheinander in Dresden, in England und in Paris. Im Herbst 1835 trat er zu Prag in den Justizdienst, in welchem er bis zum Range eines Rathsprotokollisten beim Landrathe aufrückte. 1842 wandte sich T. jedoch der Administration zu. Er war als supernumerärer Kreiscommissar in Schlan und Königgrätz thätig, bis er 1845 bei der vereinigten Hofkanzlei zu Wien eine Stellung erhielt. 1846 wurde er dem Grafen Rudolf Stadion zugetheilt, der nach Unterdrückung des Aufstandes in Galizien mit der Ordnung der dortigen Verhältnisse betraut war. Nachdem T. hierauf seit Herbst 1847 als Gubernialrath in Galizien gewirkt, erfolgte im April 1848 seine Ernennung zum Gubernialpräsidenten in Böhmen, welches Amt er 1. Mai aus den Händen des Grafen Stadion übernahm, aber schon im Juli wieder niederlegte. Bisher hatte T. als Mitglied der böhm. Landtage der äußersten Linken angehört und sich fest an die

nationale Partei angeſchloſſen. Auch hatte er ſelbſt in die damalige literariſche Bewegung der Czechen mit den Schriften «Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der böhm. Literatur und ihre Bedeutung» (Prag 1842) und «Die Stellung der Slowaken in Ungarn» (Prag 1843) eingegriffen, in denen er unter anderm die hiſtor.-polit. Individualität der Czechen vertheidigte. Am 28. Juli 1849 übernahm T. im Miniſterium Schwarzenberg das Portefeuille des Cultus und Unterrichts, welches er auch unter den folgenden Miniſterien Buol-Schauenſtein und Rechberg behielt, bis er mit der Publication des Patents vom 20. Oct. 1860 zurücktrat. Im Anfange ſeiner Miniſterlaufbahn ſchlug T. im Unterrichtsweſen den Weg der Reform ein. Als eifriger Katholik nahm er jedoch alsbald weſentlichen Antheil an dem Abſchluſſe des Concordats und ſorgte für deſſen Durchführung zu Gunſten der Klerikalen, ſodaß die Erfolge ſeiner frühern Beſtrebungen ſoſt ganz wieder aufgehoben wurden. Im Frühjahr 1861 von dem Wahlkörper der Fideicommißbeſitzer in den neugebildeten böhm. Landtag gewählt, ſtellte er ſich auf die Seite der mit den Nationalen verbündeten Feudalpartei und galt bald neben dem Grafen Clam-Martinitz als deren Haupt. Im April deſſelben Jahres berief ihn der Kaiſer auch in das Herrenhaus, in welchem er Führer der äußerſten Rechten wurde und ſich als ein entſchiedener Vertreter der feudalen und klerikalen Beſtrebungen bekundete. In den ſtaatsrechtlichen Verhandlungen des böhm. Landtags 1865—66 war T. Berichterſtatter der Majorität. Nach Auflöſung des Landtags im März 1867 ward er mit ſeiner ganzen Partei nicht wieder gewählt. Dagegen ſprach er ſich im Herrenhauſe im Juni 1867 auf das entſchiedenſte gegen den Ausgleich mit Ungarn und die ſtaatsrechtliche Zwieſpaltung Oeſterreichs aus. Auch in den Debatten über die Ehe- und Schulfrage (April 1868) hielt er an ſeinem ultramontanen Standpunkt feſt. Die wichtigſten ſeiner Reden auf dem böhm. Landtage und im Herrenhauſe ſind in einigen beſondern Schriften in Druck erſchienen.

Thunberg (Karl Pet.), ſchwed. Naturforſcher, geb. 11. Nov. 1743 zu Jönköping in der Provinz Smäland, machte ſeine erſten Studien zu Wexiö, die er von 1761 an in Upſala fortſetzte. Unter der Leitung Linné's widmete er ſich mit beſonderm Glück der Naturkunde. Nachdem er als Doctor der Medicin promovirt, ging er als Arzt im Dienſte der Holländiſch-Oſtindiſchen Compagnie 1772 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er ſich drei Jahre aufhielt und Reiſen ins Innere der von Hottentotten und Kaffern bewohnten Ländereien anſtellte. 1775 begleitete er als Arzt die Geſandtſchaft der Oſtindiſchen Compagnie an den Kaiſer von Japan. Nach der Rückkehr von dort begab er ſich 1778 wieder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo er dann ins Vaterland zurückkehrte. Die mitgebrachten Naturaliensammlungen überließ er nachher der Univerſität zu Upſala, wo er ſogleich als außerord. und 1784, nach dem Tode des jüngern Linné, als ord. Profeſſor der Botanik angeſtellt wurde. Auf ſein Anſuchen ward der alte Königsgarten zu einem botan. Garten für die Univerſität umgewandelt, der 4. Mai 1807, dem 100. Geburtstage Linné's, eingeweiht wurde. Die wichtigſten Arbeiten T.'s, außer ſeiner Reiſebeſchreibung (deutſch von Groskurd, 2 Bde., Lpz. 1792), ſind die «Flora Japonica», «Flora Capensis», «Icones plantarum Japonicarum», «Museum naturalium academiae Upsaliensis», die «Dissertationes academicae» (herausg. von Perſoon, 3 Bde., Gött. 1799—1807) und eine bedeutende Anzahl Abhandlungen, meiſt in den Denkſchriften der Akademien zu Stockholm, Petersburg und Upſala. T. ſtarb 8. Aug. 1828 auf ſeinem Landſitze Tunaberg bei Upſala.

Thunfiſch (Thynnus), eine zur Familie der Makrelen gehörende Fiſchgattung, die ſich hauptſächlich durch die dicht hintereinanderſtehenden Rückenfloſſen und die großen, um die Bruſt eine Art Panzer bildenden Schuppen unterſcheidet. Der gemeine T. (T. vulgaris) iſt oberwärts ſtahlblau, am Bauche ſilbergrau gefärbt, wird 12—18 F. lang und 10—12 Ctr. ſchwer. Er lebt in allen europ. Meeren und wird im Mittelländiſchen Meere, wo er ſich, um zu laichen, im Frühlinge in Scharen von vielen Tauſenden einſtellt, eifrig gefangen. Die provenzal. Fiſcher bemächtigen ſich ſeiner, indem ſie ganze Scharen auf Untiefen mit Booten umſtellen. Ungleich großartiger iſt der Fang an den ital. Küſten. Ein mehrere tauſend Fuß langes Netz (mandraguo oder tonnara), das in mehrere Kammern getheilt iſt, wird in der Nähe der Küſte auf der Zugrichtung der Fiſche ausgeſpannt und der ganze Schwarm durch Lärmen nach und nach bis in die letzte Kammer (Todtenkammer) getrieben. Iſt dieſe gefüllt, ſo wird ſie zugezogen, emporgehoben und die darin befindlichen Fiſche, oft mehrere Tauſende an Zahl, mit Lanzen getödtet. Ans Land gebracht, werden ſie zerſtückt und ſchlennigſt eingeſalzen. Das Fleiſch des T. bildet dort ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklaſſen, wird aber auch, feiner zubereitet und mit Unterſcheidung der verſchiedenen Theile, unter mannichfachen Namen verkauft.

Thurgau, ein am Bodensee und Rhein gelegener, meist von der Thur durchflossener Canton der nordöstl. Schweiz, hat auf 18,07 Q.-M. eine Bevölkerung von 90500 deutsch redenden E., von denen 22,100 Katholiken, die übrigen Reformirte sind. Unter dem Namen des T. wurde im Mittelalter die ganze nordöstl. Schweiz östlich vom Aargau und nördlich von Rhätien begriffen und lange von den Herzogen von Zähringen im Namen des Kaisers verwaltet. Nach ihrem Aussterben theilten sich mehrere Herren in den Besitz dieses Landstrichs. Unter andern hatte das Haus Habsburg den größern Theil des jetzigen Cantons T. inne, verlor denselben aber in den Kriegen mit den Eidgenossen, die von 1460 an das Land als Eigenthum besaßen und durch Landvögte verwalten ließen. Dagegen bemächtigte sich Oesterreich der bisher reichsfreien Hauptstadt des T., Konstanz, um solche seinen vorderdeutschen Landen einzuverleiben. Nach Auflösung der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde aus den thurgauischen Vogteien einer der 18 Cantone der Helvetischen Republik gebildet. Bei Einführung der Mediationsverfassung 1803 trat T. in die Rechte eines selbständigen Cantons ein. Die repräsentativ-demokratische Verfassung vom 14. April 1831 wurde 1837 und sodann 1848 einer Revision unterworfen. An der Spitze der gesetzgebenden Gewalt steht ein in 32 Kreisversammlungen gewählter Großer Rath (je ein Abgeordneter auf 220 Activbürger). Die Gesetzentwürfe des Großen Raths unterliegen während einer Frist von 40 Tagen dem Veto des Volks. Die Vollziehung ist einem vom Großen Rathe gewählten Kleinen Rathe von sieben Mitgliedern und die Justiz in höchster Instanz einem Obergerichte von sieben Mitgliedern übertragen. Die Finanzen des Cantons sind in blühendem Zustande. Eine seit 1851 errichtete Hypothekarbank mit dem den Schuldnern gestatteten Rechte der allmählichen Tilgung hat sich in jeder Weise bewährt. Für das Unterrichtswesen, namentlich durch Errichtung einer neuen Cantonsschule, ist viel Ersprießliches geleistet worden. Ungeachtet der gedeihlichen Entwickelung schien sich 1868 auch in T. eine Bewegung für Verfassungsrevision vorzubereiten. Das sanft nach dem Bodensee und Rhein sich herabsenkende Gelände des T. ist eins der fruchtbarsten und angenehmsten der Schweiz. Das ganze Land bildet einen einzigen großen Obstgarten, der durch Häuser, Gehölze und Weinberge unterbrochen und oft durch überraschende Aussichten auf den Bodensee belebt wird. Das Klima ist mild. Der Wein gedeiht fast überall und bietet nebst gedörrtem Obst, Leinwand, Hafer und Mastvieh die hauptsächlichsten Artikel der Ausfuhr dar. Der T. fängt erst an den äußersten Grenzen gegen Toggenburg hin an gebirgig zu werden und erhebt sich dort auf der höchsten Kuppe, der Hörnlispitze, bis zu 2200 F. über den Bodensee oder 3520 F. über das Meer. Sitz der Regierung ist Frauenfeld (s. d.). Außer diesem Hauptorte sind zu nennen: die Benedictinerabtei Fischingen mit einer bemerkenswerthen Kirche; die Ruinen von Alt-Toggenburg, berühmt durch die Gräfin Ida von Toggenburg, die ihr Gemahl hier herabstürzen ließ. Die herrlichen Ufer des Boden- und Unterfees sind mit unzähligen Dörfern, Landhäusern und Schlössern besäet und bilden einen Lieblingsaufenthalt vieler Ausländer, welche längere Zeit in der Schweiz verweilen. Vgl. Pupikofer, «Der Canton T.» (St.-Gallen 1837).

Thurii, s. Sybaris.

Thüringen heißt jetzt der Landstrich in Obersachsen, der sich zwischen der Werra, Saale, dem Harz und dem Thüringerwalde ausbreitet. Die Sitze des alten Volks der Thüringer, dessen Name zuerst zu Anfang des 5. Jahrh. bei Vegetius Renatus, der ihre Pferde lobt, vorkommt, reichten weiter. Es ist kein Zweifel, daß in den Thüringern weder (Mascov) goth. Thervinger, noch viel weniger (Wachter) cherusk. Thoren zu suchen, aber höchst wahrscheinlich, daß sie die Nachkommen der alten Hermunduren (s. d.) sind, und daß ihr Name von diesen abstammt. Um die Mitte des 5. Jahrh. werden sie unter den Hilfsvölkern Attila's genannt. In derselben Zeit aber und noch später reicht ihr Name über die Grenzen der alten Hermunduren weit nach Süden, sodaß auch das einst von Barisern und Markomannen bewohnte Land, in welchem der Fluß Reganus (Regen) erwähnt wird, als Land der Thüringer, die damals die Donaugegenden verwüsteten und Passau plünderten, genannt wird. Ob jene Völker als Besiegte, ob sie als Verbündete den Namen des mächtigern Volks angenommen, ist unklar; auch daß die Ausbreitung der Franken den Main aufwärts im 6. Jahrh. die Verbindung aufgelöst habe, sodaß nun T. wieder auf das nördl. Land beschränkt erscheint, ist bloße, doch sehr wahrscheinliche Vermuthung. Nur weniges aus der Geschichte des alten thüring. Reichs ist uns über die Zeit kurz vor seinem Untergange aufbewahrt. Gregor von Tours nennt einen König der Thüringer Bisinus, dessen Gemahlin Basina zu dem fränk. König Childerich geflohen und von ihm Mutter des Chlodwig geworden sei. Nach ihm herrschten in T. drei Brüder, Baderich, Berthar und Hermanfried. Der letztere, der nach nicht genügend verbürgten Nach-

richten seine Brüder stürzte, schloß sich, um sich gegen den eroberungssüchtigen Chlodwig zu schützen, an den mächtigen ostgoth. König Theodorich (s. d.) an, der ihm seine Nichte Amalaberg vermählte. Bald nach Theodorich's Tode aber wurde er von Chlodwig's Sohn Theodorich, dem er, wie es heißt, die Versprechungen, gegen die ihm dieser gegen seinen Bruder Baderich Hülfe geleistet hatte, nicht hielt, und der sich mit seinem Bruder Chlotar sowie mit den Sachsen verband, bekämpft, um das J. 530 an der Unstrut geschlagen, gefangen und nachher zu Zülpich verrätherisch getödtet. So wurde das Reich der Thüringer vernichtet; eine Verbindung zwischen ihnen und den südl. Sachsen, um die fränk. Herrschaft abzuwerfen, 553, hatte keinen Erfolg. Das Land zwischen der Elbe und Saale aber ging vermuthlich bald nachher an die Sorben verloren, und so wurde T. auf seine spätern Grenzen beschränkt. Vielleicht, daß infolge der sorb. Eroberung Thüringer an der Elbe, gegen Norden hin gedrängt, in das Land zogen, das von den Warnen, die der fränk. Macht zuletzt unter Childebert 595 unterlegen waren, aufgegeben war, und das, von der Bode und untersten Saale bis zur Ohre und von der Elbe bis über die Quellen der Aller hin, seit dem 10. Jahrh. unter dem Namen Nordthüringen oder Nordthüringgau erwähnt wird, zu Sachsen gehört und von dem nordöstlichsten Gau des eigentlichen T. oder Südthüringen, dem Hessengau, durch das ebenfalls sächs. Nordschwaben getrennt ward. Die eigentlichen Thüringer erhielten von dem fränk. König Dagobert I. um 630 einen Herzog in Radulf, der sich die Unabhängigkeit von den Franken erwarb und sie gegen König Siegbert, gestützt durch die Verbindung mit den slaw. Nachbarn, mit denen sonst die Thüringer in fortwährendem Kampfe lagen, behauptete. Seine Nachfolger, die ihren Sitz meist in Würzburg hatten, standen wieder in fränk. Abhängigkeit. Unter dem letzten von ihnen, Hedene dem Jüngern, wurde das Christenthum, das schon einmal durch Hermanfried's goth. Gemahlin schwache Wurzeln gefaßt hatte, in T. durch Bonifaz (s. d.) ausgebreitet und in der alten Feste Erpesfurt (Erfurt) ein Bisthum gegründet. Pipin löste auch in T. das Herzogthum auf; nach Hedene's Tod traten fränk. Grafen ein. Einer von ihnen, Thachulf, in den wol von Karl d. Gr. gegen die Sorben gegründeten Thüringischen Marken, deren aber erst 839 ausdrücklich gedacht wird, erwarb sich in den Kriegen gegen die Sorben und Böhmen Ansehen und 849 von Ludwig dem Deutschen die herzogl. Würde. Sein Nachfolger Ratolf machte mit Liutbert, dem Erzbischof von Mainz, 874 einen siegreichen Feldzug über die Sorben. Ihm folgte Poppo, dem, weil er den Bischof Arno von Würzburg, der gegen die Slawen fiel, nicht genügend unterstützt hatte, 892 König Arnulf die Herzogswürde entzog und sie dem ostfränk. Grafen Konrad, Vater des nachherigen Königs Konrad, übertrug. Dieser legte sie bald darauf freiwillig nieder, und nun erhielt sie Burkhard, der 908 im Kampfe mit den sorb. Daleminziern und den Ungarn fiel, welche damals zuerst ihre Raubzüge bis Sachsen und T. ausdehnten. Hierauf erhielt der sächs. Herzog Otto der Erlauchte auch das Herzogthum T., das nach seinem Tode 912 sein Sohn, der nachmalige deutsche König Heinrich I., gegen König Konrad I. behauptete. In T. schlug Heinrich, der von da aus die slaw. Milziener und Daleminzier unterworfen hatte, auch die Ungarn, als sie 933 wieder einfielen, in den denkwürdigen Schlachten bei Jechaburg unweit Sondershausen und bei Keuschberg (s. d.) unweit Merseburg.

Unter Kaiser Otto I. und II. werden Günther und nach dessen Tode 982 sein Sohn Eckard als Markgrafen von T. erwähnt. Der letztere, durch die Erwerbung des Markgrafthums Meißen mächtig geworden, machte nach Otto's II. Tode 1002 auf die Herzogswürde von T. Ansprüche, wurde aber zu Pöhlde ermordet. Nunmehr trat Graf Wilhelm I. von Weimar als der mächtigste Fürst in T. auf, der sich dadurch sehr beliebt machte, daß auf seine Fürbitte der neugewählte König Heinrich II. den Thüringern den Zins von 500 Schweinen erließ, die sie seit ihrer Unterjochung durch den Frankenkönig Theodorich I. jährlich in die königl. Küche liefern mußten. Nach dem Aussterben des sächs. Kaiserhauses wurde die unmittelbare Abhängigkeit T.s von dem Kaiser immer lockerer, und die Fürsten gelangten zu immer größerer Selbständigkeit. Vorzüglich mächtig wurden die Grafen von Weimar und Orlamünde, von denen sich aber Graf Otto (gest. 1067) namentlich dadurch äußerst verhaßt machte, daß er dem Erzbischof von Mainz den Zehnten bewilligte, wodurch der Keim zu dem thüringer Zehntenkriege gelegt wurde. Um diese Zeit (1036) siedelte sich ein fränk. Gaugraf, Ludwig der Bärtige, ein Verwandter Kaiser Konrad's II. und der Kaiserin Gisela, in T. an, kaufte mehrere bedeutende Grundbesitzungen am Thüringerwalde, besonders in der Gegend von Altenberge und Reinhardsbrunn, baute sie an und legte theils durch die Klugheit und Milde seiner Regierung, theils durch seine Vermählung mit Cäcilie von Saugerhausen den Grund zur Macht seiner Nachkommen, der ältern Landgrafen. Nach seinem Tode 1056 erbte sein älterer Sohn Ludwig der Springer

(ſ. d.) die väterlichen Güter, baute die Wartburg, ſtellte das in der thüringer Fehde zerſtörte Eiſenach wieder her und baute die Naumburg, die Freiburg und das Kloſter Reinhardsbrunn. Von dem Thüringer Zehntenkriege, welcher infolge der Habſucht des mainzer Erzbiſchofs Siegfried, dem die Thüringer den Zehnten verweigerten, 1069 ausbrach und zwiſchen dem Kaiſer Heinrich IV. und dem Erzbiſchof Siegfried einerſeits, und den Thüringern, von den misvergnügten Sachſen unterſtützt, andererſeits bis 1080 mit großer Erbitterung geführt wurde, zog Ludwig ſich mit kluger Mäßigung bald zurück, dagegen entzweite ſeine Theilnahme an dem weimar. Erbfolgekriege ihn mit Kaiſer Heinrich V. und verwickelte ihn in einen für T. ſehr verderblichen Krieg. In Warnſtädt unweit Oueblinburg wurden die Verbündeten überraſcht, und obgleich ſich Ludwig hier durch die Flucht rettete, mußte er doch ſpäter, 1113, in Dortmund dem Kaiſer freiwillig ſich übergeben und wurde in Haft gehalten, bis er die Wartburg überlieferte. Aber ſchon am Hohen Neujahr 1114 wurde er abermals zu Mainz vom Kaiſer gefangen genommen und ſo lange in Haft gehalten, bis ſeine Söhne, die indeß gegen den Kaiſer kämpften, durch das Glück ihrer Waffen des Vaters Befreiung erwirkten. Er ſtarb 7. Mai 1128 als Mönch zu Reinhardsbrunn. Sein gleichnamiger Sohn Ludwig wurde um 1130 vom Kaiſer Lothar zum Landgrafen erhoben und erbte durch ſeine Gemahlin Hedwig von Gudensberg viele Güter in Heſſen. Nach ſeinem Tode, 12. Jan. 1140, folgte ihm ſein Sohn Ludwig II., der Eiſerne, mehr durch Sagen als wirkliche Geſchichte berühmt. Durch ſeine Gemahlin Jutta mit dem Kaiſer Friedrich I. verſchwägert, nahm er an deſſen Heerfahrten gegen Italien und an der Fehde gegen Heinrich den Löwen theil, erwarb Gotha und ſtiftete die Klöſter Georgenthal, Ichtershauſen und Roßleben. Er ſtarb 1172. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig III. der Milde brachte faſt ſein ganzes Leben in Kämpfen nach außen und im Innern zu. Er bekriegte zu Gunſten ſeines Oheims, des Kaiſers Friedrich I., 1173 die Söhne Albrecht's des Bären, die dafür T. arg verwüſteten, überwältigte das aufrühreriſche Erfurt und die Grafen Erwin und Heinrich von Gleichen, ſchloß ſich der Bekämpfung Heinrich's des Löwen eifrig an, der ihn jedoch endlich gefangen nahm, und begleitete nach ſeiner Wiederbefreiung den Kaiſer 1184 nach Italien ſowie 1189 auf dem Kreuzzuge nach Paläſtina, wo er ſich bei der Belagerung von Acre beſonders auszeichnete. Er ſtarb auf der Heimkehr 1190 auf Cypern. Da er keine Nachkommen hinterließ, folgte ihm ſein Bruder Hermann I. (ſ. d.), der durch ſeine Liebe zur Poeſie (ſ. Wartburgkrieg) ſich berühmter gemacht hat als durch ſeine dem Lande höchſt nachtheiligen Kriegszüge und anderweiten politiſchen Verhältniſſe. Sein Sohn Ludwig der Heilige, beim Tode des Vaters 1216 noch minderjährig, zwang zunächſt den Erzbiſchof Siegfried von Mainz zur Aufhebung des über ihn ausgeſprochenen Banns, ſtillte dann als Vormund ſeines Neffen, Heinrich's des Erlauchten, die im Oſter- und Meißnerlande ausgebrochenen Unruhen und ſtarb auf dem Wege nach Paläſtina zu Otranto 11. Sept. 1227. Sein von ihm als Statthalter eingeſetzter Bruder, Heinrich Raspe (ſ. d.), verdrängte, ſtatt ſie zu ſchützen, die Kinder ſeines Bruders und deſſen Gemahlin, die heil. Eliſabeth (ſ. d.), von der Wartburg, übergab aber doch 1239 T. ſeinem mündig gewordenen Neffen Hermann II., zu dem Hermann durch Heirath 1238 einen Theil von Heſſen erworben hatte. Durch den ſchon 1242 zu Kreuzburg erfolgten Tod Hermann's II. kam Heinrich Raspe wieder in den Beſitz von T. Er zeichnete ſich durch Thätigkeit für die Verbeſſerung des Landes aus, verwickelte aber zugleich dadurch, daß er ſich vom Papſt Innocenz IV. verleiten ließ, als Gegenkönig wider Friedrich II. aufzutreten, T. in vielfache Fehden. Mit ſeinem Tode, 17. Febr. 1247, erloſch das Haus der ältern Landgrafen, und Heinrich der Erlauchte (ſ. d.), aus dem Hauſe Wettin, der ſchon 30. Juni 1242 von Kaiſer Friedrich II. die Eventualbelehnung erhalten hatte, ſchritt zur Beſitzergreifung. Da aber zu gleicher Zeit die Tochter Ludwig's des Heiligen, Sophie, Gemahlin des Herzogs Heinrich II. von Brabant, und Graf Siegfried, Heinrich's von Anhalt Sohn, mit Erbanſprüchen hervortraten, ſo entſtand der verheerende Thüringer Erbfolgekrieg, welcher zwar durch das ſiegreiche Treffen zu Mühlhauſen, 11. Febr. 1248, und den Weißenfelſer Vergleich vom 1. Febr. 1249 zu Gunſten Heinrich's endigte, allein, da Sophie von Brabant den Kampf immer wieder erneuerte, erſt nach einem zweiten großen Siege bei Wettin, 23. Oct. 1263, dadurch beigelegt wurde, daß Sophie Heſſen bekam, Heinrich T. behielt. Heinrich ſetzte anfangs ſeinen Stiefbruder, Grafen Hermann von Henneberg, als Statthalter ein und geſellte ihm ſpäter ſeinen älteſten Sohn, Albrecht den Unartigen (ſ. d.), bei. Nachdem dieſer bald darauf wirklicher Landgraf von T. geworden, machte er ſich durch ſeine Streitigkeiten mit ſeinem Bruder Dietrich, 1268, und mit ſeinem Vater, 1270, ebenſo übel berüchtigt wie durch die Hintanſetzung ſeiner Gemahlin Margarethe, gerieth hierauf mit ſeinen Söhnen Heinrich,

Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, deren Erbtheil er zu Gunsten seines mit Kunigunde von Eisenberg erzeugten Sohnes Apitz verkürzen wollte, in mehrfachen Krieg und verkaufte endlich T. 1294 für 12000 Mark Silber an König Adolf von Nassau. Vergebens hatte während dieser verheerenden Kämpfe Kaiser Rudolf von Habsburg 1289 seinen Hof zu Erfurt aufgeschlagen und durch Zerstörung der Raubschlösser und Einsetzung eines Friedensgerichts den Landfrieden in T. herzustellen versucht. Das Land wurde bald darauf durch neue Verwüstungen und Kriegsgreuel heimgesucht, als König Adolf 1294 und 1295 mit einem Heere erschien, um sich in Besitz des zwischen ihm und Albrecht's Söhnen streitigen Landes zu setzen, und als, nach der Besitzergreifung Friedrich's und Diezmann's, der Nachfolger Adolf's, Kaiser Albrecht I., angereizt von den Eisenachern, mit Ansprüchen auf T. hervortrat. Nachdem aber Friedrich der Gebissene (s. d.) seinem Vater die Wartburg entrissen und vereint mit Diezmann (s. d.) das kaiserl. Heer bei Lucka am 31. Mai 1307 geschlagen und Meißen und T. von den furchtbar hausenden Kriegsvölkern befreit hatte, wurde er nach Diezmann's Ermordung zu Leipzig alleiniger Besitzer von T., ließ sich von den thüringer Edeln zu Erfurt huldigen, bezwang Eisenach und erhielt nach Kaiser Albrecht's I. Tode von Heinrich VII. 1310 die förmliche Belehnung. Aber auch jetzt genoß Friedrich noch keine Ruhe. Er mußte 1310—12 mit den aufrührerischen Städten Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen kämpfen. Ihm folgte, als er 1325 starb, sein Sohn Friedrich der Ernsthafte, anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth von Arnshaugk und des Grafen Heinrich XVI. von Schwarzburg, an dessen Stelle später der um T. hochverdiente Heinrich Reuß von Plauen trat. Nach seinem Regierungsantritt entstand zwischen ihm auf der einen und den Grafen von Orlamünde und von Schwarzburg und andern thüring. Großen auf der andern Seite 1342 der sog. Thüringer Grafenkrieg. Zwar stiftete Kaiser Ludwig der Baier 1343 Frieden, doch entbrannte, da beide Theile sich zu vergrößern suchten, der Kampf bald aufs neue, endigte jedoch durch einen zweiten Vergleich 1345 zu großem Vortheil für den Landgrafen, der hierdurch große Besitzungen für die Zukunft gewann. Er starb 13. Nov. 1349. Von seinen drei Söhnen, die anfangs gemeinschaftlich regierten, vergrößerte Friedrich der Strenge (1349—81) T. durch die Pflege Koburg und Balthasar (1349—1406) durch die Aemter Hildburghausen, Heldburg, Ummerstadt u. s. w., die sie durch Heirath erwarben. Zugleich entrissen sie in Gemeinschaft mit ihrem dritten Bruder Wilhelm dem Einäugigen 1369 Ziegenrück, Auma und Triptis den besiegten Vögten von Plauen, kauften die Herrschaft Sangerhausen, schlossen 1373 die thüring.-hess. Erbverbrüderung und theilten endlich nach einer 30jährigen gemeinschaftlichen Regierung 1379 die Länder so, daß Friedrich das Osterland, Balthasar T. und Wilhelm Meißen erhielt. Nach Balthasar's Tode 1406 folgte sein Sohn Friedrich der Einfältige. Dieser überließ seinem Schwiegervater, dem Grafen Günther von Schwarzburg, die Regierung, erhielt durch den Tod seines Oheims Wilhelm 1410 Dresden und einen großen Theil von Meißen, mußte aber gestatten, daß seine Vettern, die Markgrafen Friedrich und Wilhelm von Meißen, welche den Einfluß des Schwiegervaters auf den kinderlosen Landgrafen fürchteten, noch bei seinen Lebzeiten in allen Städten T.s als rechtmäßige Erben sich huldigen ließen. Nach seinem Tode fiel 1440 T. an Friedrich II. (s. d.) den Sanftmüthigen und Wilhelm III., welche dasselbe bis 1445 gemeinschaftlich regierten. Durch den Altenburger Vertrag erhielt Wilhelm T., gerieth aber, da er mit der ganzen Theilung unzufrieden war, schon 1445 mit seinem Bruder in einen heftigen, dem Lande sehr verderblichen Streit (Bruderkrieg), der mit Mühe 1451 im Frieden zu Naumburg ausgeglichen wurde. Als hierauf Wilhelm 1482 ohne Leibeserben starb, fiel T. an die Söhne Friedrich's des Sanftmüthigen, Ernst und Albert, welche 26. Aug. 1485 eine förmliche Landestheilung vornahmen. Seitdem wurde T. nie wieder mit Meißen vereinigt, und seine Geschichte knüpft sich nun vorzugsweise an die Geschichte der Herzogthümer Sachsen der Ernestinischen Linie. Als Vater der thüring. Geschichte ist anzusehen Sagittarius, welcher mehrere einzelne Partien der Geschichte behandelte und herausgab. Aus seinen Handschriften zog Klotzsch seine «Thüring. Geschichte» (Chemn. 1772). Vgl. Galletti, «Geschichte T.s» (6 Bde., Gotha 1781—85); Wachter, «Thüring. und oberfächs. Geschichte» (3 Bde., Lpz. 1826—30); Bechstein, «Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes» (Hildburgh. 1835); Döring, «Die thüring. Chronik» (Erf. 1843); Leo, «Geschichte des deutschen Volks und Reichs» (Bd. 5, Halle 1868); Michelsen, «Codex Thuringiae diplomaticus» (Bd. 1, Jena 1854 fg.); Rein, «Thuringia sacra» (Weim. 1863); Michelsen, «Die Landgrafschaft T.» (Jena 1860); Knochenhauer, «Geschichte T.s in der karolingischen und sächs. Zeit» (Gotha 1863).

Thüringerwald, ein ansehnliches, starkbewaldetes Gebirge in Mitteldeutschland, welches

im Südosten mit dem Fichtelgebirge zusammenhängt, an seinem südwestl. Ende dem Rhöngebirge sich anschließt und mit seinen nördl. Ausläufern bis an den Harz hinanstreift. Ein 15 M. langer kettenförmiger Gebirgszug von 2—4 M. Breite, ohne scharfe Spitzen und Zacken, mit einem schmalen, in seiner größten Ausdehnung höchstens $^1/_2$ M. breiten Kamm, erhebt es sich in der Nähe der Städte Eisenach, Marksuhl und Salzungen aus dem Werrathale und zieht sich südöstlich an der Grenze der vormaligen Obersächsischen und Fränkischen Kreise fort, bis es in der Gegend von Lobenstein ins Saalthal und in der Gegend von Kronach ins Mainthal abfällt. Der südöstl., einige hundert Fuß niedrigere Theil, welcher auf dem linken Ufer der Saale vom Döbraberge bis zum Fichtelgebirge, etwa 4 M. lang, sich erstreckt, heißt der Frankenwald, der jenseit der Saale der Saalwald. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen meist mit Tannen-, Fichten- und an einigen Stellen mit Laubholzwald bewachsen und hat an seinen Abhängen reizende Landschaften und herrliche Thäler. Nordöstlich nach Thüringen und gegen die obere Saale ist der Abfall steil, südwestlich aber in das obere Werrathal sanfter. Auf der Höhe des Rückens vom Anfange des Gebirgs läuft ununterbrochen ein theilweise fahrbarer Weg, der Rennsteig, von der Hörsel bis zur Saale fort, der, die alte Grenze zwischen Franken und Thüringen bildend, nur wenig bewohnte Orte berührt. Die höchsten Spitzen des Gebirgs sind der Schneekopf, 3113 F., diesem gegenüber der Große Beerberg, 3133 F. hoch aus der Bergkette hervortretend, der Inselsberg, 2947 F., auf seiner obern Fläche ganz frei von Wald, der Finsterberg bei Schmiedefeld, 2956 F., der Küchelheyer, gewöhnlich Kickelhahn genannt, bei Ilmenau, der Burzel bei Breitenbach, endlich der Dollmar am äußersten Ende eines der südwestl. Gebirgsarme, dessen große runde Basaltgruppe auf der ganzen fränk. Seite gesehen wird. Die höchste Wohnung ist das Viehhaus (2877 F.) auf der Schmücke. Die Bewohner des T. betreiben einigen Bergbau, Eisen-, Glas-, Porzellan- und Papiermachéfabrikation, Holzschnitzerei, Forstgewerbe, Viehzucht und Vogelfang. Von den Mineralquellen des Gebirgs sind namentlich die Stahlquelle zu Liebenstein (s. d.) und das Solbad zu Salzungen (s. d.) zu nennen. Hierzu sind neuerdings zahlreiche Fichtennadel- und andere künstliche Bäder, z. B. in Schleusingen, Blankenburg, Berka an der Ilm (das zugleich auch einen Stahlbrunnen hat) u. s. w., sowie Wasserheilanstalten in Liebenstein, Ilmenau und Elgersburg gekommen, und noch mehr wird der T. von Bewohnern der norddeutschen Ebene als Sommeraufenthalt benutzt. Namentlich ist Friedrichroda (s. d.) bei Neuhardtsbrunn (s. d.) ein vielbesuchter Erholungsort geworden. Die am häufigsten vorkommenden Felsarten des Gebirgs sind Granit, Porphyr und Thonschiefer; von Metallen findet man Eisen in großer Menge. Auf dem T. entspringen die Gera, die Wipper, die Ilm, Schwarza und Loquiz, die zur Unstrut und Saale fließen, die Nodach, Haslach, Steinach und Itz, die zum Maingebiete gehören, und die Werra mit der Hörsel und Leina. Theile des T. besitzen Weimar, Meiningen, Koburg-Gotha, Preußen, die Fürsten von Schwarzburg und die Fürsten von Reuß. Im Mittelalter hatten sich die Slawen von Böhmen und vom Voigtlande her in den östlichen T. gezogen, weshalb er den slaw. Namen Loibe oder Leibe trug. Vgl. Plänckner, «Der T.» (Gotha 1830); Völker, «Das Thüringerwaldgebirge» (2 Bde., Weim. 1836); Storch, «Wanderbuch durch den T.» (2. Aufl., Gotha 1851); Justus, «Acht Tage im T.» (Rudolst. 1858); Müller von der Werra, «Thüringen» (Lpz. 1861); Schwerdt und Ziegler, «Neuestes Reisehandbuch für Thüringen» (Hildburgh. 1866).

Thurmayr (Johannes), auch Turmair, bair. Geschichtschreiber, war 1466 zu Abensberg (Aventinum) geboren, weshalb er sich gewöhnlich Aventinus nannte. Er studirte zu Ingolstadt, dann in Paris, hielt sich hierauf einige Zeit in Wien auf, ging später nach Polen und wurde, nachdem er von dort nach Ingolstadt zurückgekehrt, 1512 Lehrer der jüngern Brüder des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern. Den Prinzen Ernst von Baiern begleitete er 1515 nach Italien, und 1517 wurde er bair. Historiograph. Nach manchen harten Schicksalen, indem man ihn namentlich auch in den Verdacht der Ketzerei gebracht hatte, starb er zu Regensburg 9. Jan. 1534. Seine «Annales Bojorum», die zuletzt Gundling (Lpz. 1710) herausgab, und das «Chronicon Bavariae» (Nürnb. 1522) sind ausgezeichnete Werke. Durch die «Rudimenta grammaticae latinae» (1512) machte er sich auch um die Philologie in Deutschland verdient. Vgl. die Biographien von Wiedemann (Freising 1858) und Dittmar (Nördl. 1862).

Thürme wurden zu allen Zeiten als Befestigungsmittel benutzt. Die Nothwendigkeit, die langen Linien der Mauern durch Seitenvertheidigung zu schützen, bewirkte die Anlage hervorspringender und erhöhter Bauwerke, welche rund oder viereckig, mit der Mauer zusammenhängend oder von ihr abgesondert, an den Ecken oder in gewissen, der Tragweite der frühern Geschosse entsprechenden Entfernungen voneinander auf den Linien selbst angebracht wurden. Auch die

alten Ritterburgen waren mit T. versehen, theils zur stärkern Vertheidigung, theils zur Ausschau (Luginsland, Worten), theils zur Zierde. In ihren untern Räumen enthielten sie Gefängnisse (das Burgverließ) oder Magazine. Vor manchen alten Städten oder Burgen standen auch im Felde oder auf Höhen einzelne Wartthürme, welche besetzt wurden, um die Annäherung von Feinden frühzeitig zu entdecken. In der neuern Befestigung wurden die Montalembert'schen T. berühmt. Dieselben sind sodann mit den nöthigen Modificationen benutzt und durch die Maximilianischen Thürme (s. d.) zu einem eigenen Vertheidigungssystem verwendet worden. Auch beim Angriff der Befestigungen hat man in frühesten Zeiten T. benutzt, um die feindliche Umwallung zu überhöhen und zu bekämpfen. Solche wurden auch wol auf Rollen mit Rädern erbaut und so an die Mauern geschoben (Wandelthürme). In dem untern Stockwerke arbeiteten die Sturmböcke zur Zerstörung der Mauern und aus den obern beschossen Krieger die Vertheidiger und unternahmen schließlich über Fallbrücken den Sturm. Der berühmteste Wandelthurm war die Helepolis (Städtebezwingerin) des Demetrius Poliorcetes. Mit Ausbreitung und Entwickelung der christl. Kirche wurden die T., als himmelanstrebendes Symbol, eine Zierde der Kirchen, und auf ihnen hing man die Glocken auf. Je größer und prachtvoller die Kirche war, um so mehr Mühe und Kosten wurden auch auf den Bau des Thurms verwendet, um ihn theils durch seine Höhe, theils durch Bildwerke auszuzeichnen. Unter den ältern T. ist der des Münsters in Strasburg, 438 F. hoch, der höchste. Demnächst kommen der Stephansthurm in Wien, die Kuppel der Peterskirche zu Rom, der Martinsthurm in Landshut, der Münsterthurm in Freiburg, die Domthürme in Magdeburg, u. s. w. Als Meisterwerke mittelalterlicher Baukunst berühmte T. finden sich in Köln am Rhein, Regensburg, Nürnberg und andern deutschen, niederländ., franz., ital. und span. Städten.

Thurn und Taxis (franz. de la Tour et Taxis, ital. della Torre et Tassis), ein ehemals reichsunmittelbares Haus in Deutschland, stammt aus dem Mailändischen. Als der älteste historisch beglaubigte Ahnherr gilt Martin della Torre, Herr von Valsassina, der den König Konrad III. auf dessen Kreuzzuge begleitete und 1147 in sarazen. Gefangenschaft starb. Seit 1237 waren die della Torre Herren von Mailand, bis Guido der Reiche in den Fehden mit dem Hause Visconti 1311 unterlag. Seine Allodialgüter erbten seine Söhne. Der jüngste, Lamoral, ließ sich 1313 in dem Gebiete von Bergamo nieder und nahm von dem ihm dort zugehörigen Berge Tasso (Dachsberg) den Namen del Tasso, später de Tassis, an. Dessen Nachkomme, Franz von T., errichtete 1516 die erste wirkliche Post zwischen Wien und Brüssel (s. Postwesen) und begründete dadurch den Glanz und Reichthum seines Hauses. Der Beleihung mit dem Generalpostmeisteramt im Deutschen Reich und in den span. Niederlanden folgte die Erhebung zum Reichsfreiherrn 1605 und zum Reichsgrafen 27. Oct. 1621. Endlich erhielt Graf Eugen Alexander 19. Febr. 1681 den span.-niederländ. und 4. Oct. 1686 den deutschen Reichsfürstentitel. Sein Enkel, Fürst Alexander Ferdinand (geb. 1704, gest. 1773), bewirkte die Erhebung seines reichslehnbaren Reichs-General-Erbpostmeisteramts 1744 zu einem Reichsthronlehn und wurde 1754 als Reichsstand mit einer Virilstimme in den Reichsfürstenrath eingeführt. Dessen Sohn, Fürst Karl Anselm (geb. 1733, gest. 1805), kaufte 1785 die reichsunmittelbaren Herrschaften Friedberg, Scheer, Dürmentingen und Bussen, die 1786 zu einer gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben wurden und ihm Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des Schwäbischen Kreises verschafften. Als Entschädigung für den Verlust der Posten in den österr. Niederlanden und auf dem linken Rheinufer erhielt das Thurn und Taxis'sche Haus im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das gefürstete Damenstift Buchau nebst Stadt, die Abteien Marchthal und Neresheim, das Amt Ostrach, die Herrschaften Schemmerberg und die Weiler Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten. Von Preußen erhielt es als Entschädigung 1819 drei in der Provinz Posen gelegene Domänenämter, die zu einem Fürstenthum Krotoschin erhoben wurden, und 28. Jan. 1867 für die Ueberlassung seiner gesammten Postgerechtsame 3 Mill. Thlr. Außerdem besitzt das Haus mehrere Herrschaften unter württemb. und bair. Oberhoheit, vier Herrschaften in Böhmen und die Domänen des ehemaligen Fürstenthums Thurn und Taxis in der belg. Provinz Hennegau. Gegenwärtiger Standesherr ist Karl Anselm's Enkel, Fürst Maximilian, geb. 3. Nov. 1802, der seinem Vater, Fürst Karl Alexander, dem letzten kaiserl. Principalcommissarius bei dem Reichstage zu Regensburg (geb. 22. Febr. 1770, gest. 15. Juli 1827), succedirte und in zwei Ehen eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft besitzt. Derselbe hat seine Residenz zu Regensburg. Eine Secundogenitur des Hauses Thurn und Taxis bildet die Nachkommenschaft des Prinzen Maximilian Joseph (geb. 1769, gest. 1831), Halbbruder des genannten Fürsten Karl Anselm. Gegenwärtiges Haupt dieser Neben-

linie iſt deſſen Enkel, Prinz Hugo, geb. 3. Juli 1817, der zu Prag reſidirt. Der jüngere ſeiner beiden Söhne, Prinz Rudolf von T., geb. 25. Nov. 1833, lebt als Doctor der Rechte und Privatdocent zu Prag. Das Familienwappen zeigt einen ſilbernen Dachs im blauen Felde.

Thurócz, ein Comitat des Königreichs Ungarn, im Kreiſe dieſſeit der Donau, zählt auf 20,9 Q.-M. 42107 E. (1857, ohne Militär) und iſt eine von dem Fatragebirge und andern Karpatenzweigen rings umgebene, wellenförmige, von der Waag und deren Zufluß Thurócz bewäſſerte, fruchtbare Hochebene mit kühlem, aber geſundem Klima. Die ausgedehnten Waldungen liefern vortreffliche Holzgattungen und bergen mancherlei Wild, auch Wölfe. Die üppigen Wieſen und Triften begünſtigen die Vieh-, beſonders die Schafzucht; der Ackerboden trägt namentlich Buchweizen, vorzügliche ſüße Rüben, Hülſenfrüchte, Mohn und Flachs. Aus den Wachholderbeeren verfertigt man Branntwein, Borovicska genannt; auf den Bergen finden ſich geſchätzte Officinalpflanzen in Menge, in den Gebirgsbächen viele Forellen. In alten Zeiten gab es hier auch Bergwerke, die aber jetzt verfallen ſind. Kalkſtein wird beſonders in den ſüdl. Bergen viel angetroffen; auch fehlt es nicht an Mineralquellen. Das Comitat zerfällt in zwei Bezirke. Der Hauptort Szent-Márton, ein Marktflecken an der Thurócz, hat 1200 E., eine kath. und eine prot. Kirche, eine Synagoge und ein ſchönes Comitatshaus. Der Marktflecken Moſſócz, ebenfalls an der Thurócz, zählt etwa 1800 E. und hat ein freiherrl. Revay'ſches Schloß mit einer Waffen- und Antiquitätenſammlung, ſchönem Garten und Treibhäuſern. 1 M. davon liegt das Dorf Alt-Studen oder Studna mit heißen Quellen, an der in die Thurócz fließenden Studna. Der Marktflecken Windiſch-Proden oder Tóth-Práua hat ein freiherrl. Pronay'ſches Schloß nebſt Park, einen Sauerbrunnen am Berge Bellehrad und zählt 1100 E., welche viel trefflichen Käſe bereiten.

Thusnelde, die Gemahlin des Arminius, ſ. Hermann.

Thyeſtes, der Sohn des Pelops und der Hippodameia, Bruder des Atreus, floh mit letzterm, da ſie ihren Stiefbruder Chryſippos getödtet hatten, und ging zum Euryſtheus. Hier zeugte T. mit ſeines Bruders Gemahlin Aërope zwei Söhne, weshalb ihn Atreus, der inzwiſchen des Euryſtheus Nachfolger geworden, vertrieb. Aus Rache entführte nun T. einen Sohn ſeines Bruders, erzog ihn als den ſeinigen und flößte ihm großen Haß gegen ſeinen eigentlichen Vater ein. Als jener Sohn herangewachſen war, ſchickte er ihn ab, um den Atreus zu ermorden; allein der Plan wurde entdeckt und der Jüngling hingerichtet. Nun theilte T. dem Atreus mit, was geſchehen. Dennoch ſöhnte ſich letzterer wieder mit ſeinem Bruder aus, aber nur zum Schein, und lud ihn zu einem Gaſtmahl ein. Hierbei ſetzte er ihm zur Vergeltung das Fleiſch ſeiner Söhne, die er heimlich hatte ermorden laſſen, vor und zeigte ihm, nachdem er das Mahl genoſſen, die Köpfe derſelben. T. floh, zeugte aber ſpäter, ohne daß er es wußte, mit ſeiner eigenen Tochter Pelopia den Aegiſthos, der den Atreus tödtete und ſeinen Vater auf den Thron von Mycenä ſetzte.

Thymus, Thymian, heißt eine Gattung niedriger Halbſträucher und Kräuter aus der 14. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und der Familie der Lippenblütler, kenntlich durch den zweilippigen, ungleich fünfzähnigen, am Schlunde inwendig mit Haaren umgebenen Kelch, die faſt flache, ausgerandete Oberlippe der Blumenkrone und die vier nach oben auseinandergehenden Staubgefäße, von denen die obern mit den Staubbeuteln ſich gegeneinander neigen, endlich durch das trapezoidale Connectiv zwiſchen den beiden Staubbeutelfächern. Die meiſten Arten wachſen in dem am Mittelmeer gelegenen Ländern. Sie ſind ſämmtlich ſehr aromatiſche Pflanzen mit kleinen, drüſig punktirten, ganzrandigen Blättern und in Quirle geſtellten Blüten, welche oft zu Köpfchen oder Aehren vereinigt erſcheinen. Der Gartenthymian (T. vulgaris) wird 6—10 Zoll hoch, hat ſchmale, faſt linealiſche, am Rande zurückgerollte Blätter und weißliche oder röthliche Blüten, die zu ſechs in getrennten Wirteln ſtehen. Dieſer kleine Halbſtrauch iſt im ſüdl. Europa auf dürren Hügeln gemein und wird bei uns in Gärten als Gewürzpflanze und Küchenkraut gezogen. Der Feldthymian oder Quendel, auch Feldkümmel (T. Serpyllum) hat einen niederliegenden Stengel mit vielen, 2—3 F. langen Aeſten, ovale, flache Blätter und purpurrothe, in kopfig geſtellten Wirteln vereinigte Blüten. Er findet ſich häufig auf Hügeln und Bergen in ganz Europa und Nordaſien. Beide Arten enthalten ein gewürzhaftes ätheriſches Oel, das ihnen einen angenehmen Geruch verleiht. Deshalb ſind die blühenden Aeſte (Herba Thymi und H. Serpylli) als kräftiges Reizmittel officinell.

Thymusdrüſe (glandula thymus) iſt eine lange und ſchmale, traubenförmig gebaute Drüſe, welche in der Mittellinie des Körpers unter dem Bruſtbein liegt und ſich von der Herzbaſis bis gegen den Hals hin erſtreckt, bei Embryonen und Kindern in den erſten zwei Jahren

selbst bis über das Brustbein hinaus. Im spätern Alter nimmt diese Drüse an Größe allmählich ab, und beim reifen Menschen ist sie völlig verkümmert, sodaß sich von ihr meist nur geringe Spuren finden. Merkwürdigerweise bleibt sie bei Thieren, welche beim Tauchen und Graben oft in den Fall kommen, wenig Luft zum Athmen zu haben, das ganze Leben hindurch bestehen. Bei den winterschlafenden Säugethieren wird sie im Herbste sehr groß. Sie scheint zur Blutbildung in Beziehung zu stehen. Die Annahme, daß sie bei starker Anschwellung durch Druck auf die Luftröhre Erstickungszufälle veranlasse, welche der Bräune ähnlich sind, ist sehr wahrscheinlich ein Irrthum.

Thyrsus hieß der in einen Fichtenzapfen auslaufende, mit Epheu und Weinlaub umwundene Stab der Mänaden oder Bacchantinnen. (S. Bacchus.)

Tiara, bei Herodot die Kopfbedeckung der pers. Könige, heißt die Kopfbedeckung des Papstes in Form einer hohen Mütze, die mit drei übereinanderstehenden goldenen Kronen (regnum genannt) umgeben ist. Diese Kronen sind ganz mit Edelsteinen besetzt und oben mit einer Kugel geziert, über welcher ein Kreuz steht, und auf beiden Seiten desselben befindet sich ein Gehänge von Edelsteinen. Anfangs trugen die Päpste eine gewöhnliche Mitra oder Bischofsmütze. Der fränk. König Chlodwig oder gar Konstantin d. Gr. soll dem Papste eine goldene Krone geschenkt und dieser sie mit der Mütze vereinigt haben. Nach einigen trugen die Päpste schon im 9. Jahrh. eine einfache Krone, nach andern hat erst Alexander III. (gest. 1181) die Mitra, zum Zeichen der Souveränetät, mit einer Krone umgeben. Bonifacius VIII. (gest. 1303) soll die zweite, zum Zeichen der Macht über geistliche und weltliche Dinge, und Clemens V. (gest. 1314) die dritte hinzugefügt haben, um damit die Macht des Papstes in der leidenden, streitenden und triumphirenden Kirche, oder im Himmel, auf Erden und in der Hölle anzudeuten. Auch hat man die drei Kronen auf die damals-bekannten drei Welttheile bezogen.

Tibbo, Tibbu, Tubu, richtiger **Tebu,** ein in viele kleine Stämme zerfallendes Volk in der östl. Sahara, das sich selbst Teda nennt. Gegen Norden erstrecken sich die T. bis zum 25. Breitengrade im südl. Fezzan, während sie früher viel weiter hinauf reichten. Im Westen überschreiten sie noch ein wenig die ihnen gehörige Bilmastraße, im Südwesten reichen sie bis nach Bornu hinein. Ihre südöstl. Grenze ist unbekannt, während sie im Osten bis nach Aegypten hin schweifen, ohne daß auch hier Genaues angegeben werden könnte. Die gebirgigen Landschaften Tebesti, Borgu und Wadschanga bilden den Kern des Tebugebiets, der durch einen Wüstenring eingeschlossen ist. Schon den Griechen und Römern waren die T. unter dem Namen der Garamanten, den alten Arabern als Zaghawa bekannt. Bezüglich ihrer Sprache stehen sie den Einwohnern Bornus am nächsten. Doch darf man sie deshalb und ihrer schwarzen Farbe wegen nicht unbedingt zu den Negern stellen. Noch mehr aber sind sie von den benachbarten Berbern verschieden. Ihre Wohnungen sind Mattenzelte; Tracht und Bewaffnung weichen nicht viel von denjenigen der übrigen Bewohner der Sahara ab; Industrie ist bei ihnen unbekannt. Dagegen sind sie Ackerbauer, Viehzüchter, Händler, Kamelvermiether und, wenn dies alles nicht ausreicht, Räuber. Obgleich nicht ohne gute Anlagen, sind doch Rohheit und Grausamkeit ihre hervorstechenden Charakterzüge, welche sie mit allen ihren Nachbarn nur in feindliche Berührung bringen. Vorherrschende Religion ist der Islam, wenn auch nicht in seinen strengsten Formen. Die Stämme in Borgu und Wadschanga sind Heiden, doch ist über ihren Glauben etwas Näheres nicht bekannt. Vgl. Behm, «Land und Volk der Tebu» in den «Ergänzungsheften» zu Petermann's «Mittheilungen» (Nr. 8, Gotha 1862).

Tiber (ital. Tevere, franz. Tibre, bei den Römern Tiberis), ein kleiner, aber der bedeutendste und berühmteste Fluß der ital. Halbinsel, entspringt 4 M. südöstlich von der Arnoquelle, im östl. Toscana, $^3/_4$ M. nördlich von Pieve San-Stefano, am Monte-Fumajolo, am Hochkamme des etruriſchen Apennin. Der Fluß tritt auf seinem im ganzen südwärts gerichteten Laufe schon unterhalb Borgo-San-Sepolcro aus Toscana nach Umbria ein, fließt über Citta di Castello, östlich an Perugia vorüber, wendet sich bei Todi südwestwärts, aber nach der Einmündung der Paglia gegen Südsüdosten. In dieser Richtung längs der Sabinerberge hinströmend, bildet der T. die Grenze des jetzigen Kirchenstaats, nimmt dann in diesem, nachdem er mit zahlreichen Windungen den Soracte umflossen, eine südwestl. Richtung an, tritt bei Torito 3 M. oberhalb Rom in die niedrige, wellenförmige Campagna di Roma, wo er schiffbar wird. Hierauf strömt er auf einer Strecke von 10660 F. durch Rom, wird nun für Dampfboote fahrbar und ergießt sich 5 M. (in gerader Linie $3^1/_2$ M.) unterhalb dieser Stadt in das Tyrrhenische Meer. Es geschieht dies unweit Ostia (s. d.), dem Hafen des alten Rom, in sumpfiger Gegend, mit zwei Armen, welche die von zahlreichen Büffelheerden bewohnte Heilige Insel

(Isola sacra) umſchließen, und von denen der ſüdliche, Fiumara, ſeicht und verſandet, der nördliche, Fiumicino (die alte Fossa Trajani), ſchiffbar iſt. Der Abſtand der Mündung von der Quelle beträgt 30½ M., die Stromlänge 42, mit den kleinern Windungen 50 M., das Flußgebiet 348 Q.-M. Beim Eintritt in die Stadt Rom iſt der Fluß 192 Schritt breit, an der Engelsburg 150, weiterhin nur 100 Schritt. Seine Tiefe in der Campagna beträgt 3—4 F. Die Waſſerfülle iſt nicht bedeutend und ſehr von der Witterung abhängig. Sein thonreiches Bett färbt ihn gelbweiß (Flavus Tiberis). Im ganzen nimmt der T. 42 Flüßchen auf, darunter rechts die Paglia und Chiana, links den Topino mit dem Chiascio und Clitnno, von Narni und Terni her die Nera (Nar) mit dem Velino von Rieti her, und nahe oberhalb Rom den Teverone oder Aniene (Anio) von Tivoli her. Das Tiberthal liegt in ſeinem obern Theil bis Perugia 1500—1000 F. hoch, ſodaß es von den 4160 F. hohen Monti della Luna und den 4340 F. hohen Alpi di Catenaja noch bis 3000 F. überhöht wird. Durch dicht an die Sohle tretende Bergjoche wird es verengt, unwegſam, wild und unfreundlich, und die Straße muß ſich über die Höhen hinziehen. Von der Najamündung (bei Todi) an durch die breite Maſſe des Monte-Maggiore und Monte-Martano gegen Weſten gedrängt, durchfließt der T. reißend und mit vielen Stromſchnellen ein tiefer gelegenes, aber von ſehr ſteilen Bergen eng eingefaßtes Querthal. Auch von der Pagliamündung an, in 474 F. Seehöhe, iſt das Thal noch eng, aber die Ränder noch niedriger, die Wieſengründe ausgedehnter. Bei Orte tritt die von Foligno über Spoleto und Narni nach Rom führende Eiſenbahn aus dem Nera- in das Tiberthal, das bei dem Eintritt in die Campagna di Roma noch 80 F. hoch liegt und in derſelben eine äußerſt geringe Uferhöhe hat. Der Fluß hat ſeinen Ruhm den röm. Dichtern zu danken, denn an und für ſich iſt er ſchlammig, die Fiſche darin ſind ungeſund und von ſchlechtem Geſchmack. Man glaubte ſtets, daß der Fluß viele Alterthümer berge, und gründete dieſe Meinung auf ſeine ehemaligen häufigen Ueberſchwemmungen. Auch behauptete man ſogar, Gregor d. Gr. habe aus Religionseifer die Statuen und Denkmäler des Alterthums in den T. werfen laſſen. Fea in ſeiner Schrift «Novelle del Tevere» (Rom 1819) hat dieſe Anſicht widerlegt und der Erfolg neuerer Nachforſchungen dieſelbe ebenfalls als falſch erwieſen.

Tiberias, eine einſt ſehr bedeutende und hiſtoriſch denkwürdige Stadt der Provinz Galiläa in Paläſtina, am ſüdl. Ufer des Sees Genezareth, der daher auch den Namen See von T. erhielt, wurde in der erſten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. von Herodes Agrippa dem Kaiſer Tiberius zu Ehren erbaut. Zwar wurde ſie bald darauf bei Unterdrückung der empörten Juden von Veſpaſianus eingenommen und zum Theil verwüſtet, hob ſich aber nach der Zerſtörung Jeruſalems allmählich wieder und war nach dem Untergange des röm. Reichs mehrere Jahrhunderte lang der Sitz einer berühmten jüd. Akademie. Eine beſondere Wichtigkeit erlangte ſie im Mittelalter während der Kreuzzüge, denn ſie galt in dieſer Zeit als eins der feſteſten Bollwerke der Kreuzfahrer, und Tancred ſtiftete hier zu Anfang des 12. Jahrh. ein eigenes Fürſtenthum. Allein die Chriſten erlitten in den Ebenen unweit T. durch Saladin 4. Juli 1187 eine gänzliche Niederlage, welche die Zerſtörung der Stadt zur Folge hatte. Am Neujahrstage 1837 wurde T. durch ein Erdbeben von neuem verwüſtet und hat jetzt kaum 2000 E., wovon drei Viertel Juden und ein Viertel Mohammedaner. Der heutige Name iſt Taberijje.

Tiberius Claudius Nero, röm. Kaiſer, 14—37 n. Chr., geb. 42 v. Chr., der ältere Sohn der Livia Druſilla aus ihrer erſten Ehe, aus der ſie noch 38, wo ſie ſich mit Auguſtus vermählte, den Nero Claudius Druſus gebar. Früh ſchon zeigte T. bedeutende, namentlich kriegeriſche Fähigkeiten, zugleich aber einen ſtolzen, verſchloſſenen, finſtern Charakter, der ſich auch in ſeinen Zügen und in der Haltung ſeines großen und kräftigen Körpers kundgab. Nachdem er als Tribun in Spanien gegen die Aſturer und Cantabrer gedient, wurde er im J. 20 als Feldherr abgeſendet, den Tigranes als König in Armenien einzuſetzen. In den J. 16 und 15 unterwarf er mit Druſus die Rhätier und Vindelicier; im J. 13 bekleidete er zum erſten mal das Conſulat. Livia, die ihm ſchon damals den Weg zum Throne zu bahnen ſtrebte, bewog im J. 12 den Auguſtus, daß er ihm gebot, ſich von ſeiner Gemahlin Vipſania Agrippina, einer Tochter erſter Ehe des Agrippa, zu ſcheiden und des letztern Witwe, des Kaiſers Tochter Julia, zu heirathen. Den Aufſtand der Pannonier und Dalmatier unterdrückte T. in den J. 12 und 11. In Germanien, wohin er nach ſeines Bruders Druſus Tode im J. 8 ging, verſetzte er einen Theil der Sigambern auf röm. Boden. Im J. 6 wurde ihm die tribuniciſche Gewalt auf fünf Jahre und damit eine gewiſſe Anwartſchaft auf den Thron verliehen. Bald aber bewirkte die Feindſeligkeit, die zwiſchen ihm und ſeinen Stiefſöhnen, Cajus und Lucius Cäſar, ſowie der Julia ſelbſt beſtand, daß Auguſtus ihn durch den Auftrag, Armenien den Parthern zu entreißen,

aus Rom zu entfernen suchte. T. lehnte zwar den Auftrag ab, begab sich aber wie in freiwillige Verbannung nach Rhodus, wo er mehrere Jahre, mit griech. Literatur beschäftigt und im vertrauten Umgang mit dem als Philosoph und Mathematiker, aber auch als Astrolog berühmten Thrasyllus verlebte. Endlich wurde ihm im J. 2 n. Chr. durch Livia, welcher der Sturz der Julia gelungen war, die Rückkehr nach Rom ausgewirkt, und 4 n. Chr. brachte jene, nachdem sie die beiden Stiefsöhne T.'s aus dem Wege geräumt, ihren Gemahl dazu, den T. trotz seiner Abneigung gegen ihn zu adoptiren. Zugleich freilich adoptirte Augustus auch seinen einzigen noch lebenden Enkel Agrippa Postumus, und T. selbst mußte seines Bruders Drusus Sohn Germanicus (s. d.) adoptiren. Gleich darauf wurde T. nach Germanien gesendet, wo er im J. 5 bis zur Elbe vordrang und das Land zwischen Rhein und Weser unterwarf. Den Feldzug, den er im J. 6 von Noricum aus gegen Marbod beabsichtigte, unterbrach der Aufstand der Pannonier und Dalmatier, der die röm. Macht aufs gefährlichste bedrohte, und den er und Germanicus erst in den J. 8 und 9 mit der äußersten Anstrengung zu unterdrücken vermochten. Währenddessen hatte Livia die Verbannung des Agrippa Postumus bewirkt, und im J. 13 wurde T., der in Germanien im J. 11, nach der Niederlage des Varus, wenigstens die Rheingrenze wieder gesichert hatte, nach dem Willen des Augustus diesem vom Senat mit tribunicischer, proconsularischer und censorischer Gewalt als Gehülfe in der Regierung beigesellt. Als bald darauf im J. 14 Augustus starb, wurde T. vom Senat als Kaiser bereitwillig anerkannt. Die Ermordung des Agrippa Postumus sicherte ihm den Besitz des Throns; auch die gefährlichen Empörungen der Legionen in Pannonien und Germanien wurden von Drusus und Germanicus unterdrückt. In dem Regierungssystem, das T. nun befolgte, sind die Verhältnisse der Hauptstadt Rom und die des Reichs wohl zu unterscheiden. Die allgemeine Reichsverwaltung wurde von ihm tüchtig geführt. Die Provinzen befanden sich unter seiner Fürsorge wohl, und auch die Uebertragung des Wahlrechts vom Volke auf den Senat, die er gleich im ersten Jahre vornahm, war nur den veränderten Verhältnissen angemessen. Seine Maßregeln gegenüber von Rom, vom Senat und der eigenen Familie waren die eines systematischen Tyrannen, und hier kann kein Rettungsversuch das Andenken dieses Kaisers vor der Anklage des Tacitus schützen. Die Ausdehnung, welche den Processen wegen Majestätsbeleidigung gegeben wurde, mit der Absicht, den Senat gleichzeitig zu strafen und durch das damit verbundene Denunciationssystem zu demoralisiren, die Einrichtung des Prätorianerlagers innerhalb der Mauern Roms als einer Zwingburg des Despotismus (im J. 23), die in Syrien bewerkstelligte Hinwegräumung seines Stiefsohnes Germanicus (im J. 19), die Ermordung seines Sohnes Drusus durch den Günstling Sejanus (s. d.), die Schreckensherrschaft, die er diesen, den Präfecten der Prätorianer, von 23—31 ausüben ließ, während er selbst von 26 an auf der Insel Capri sich den raffinirtesten Ausschweifungen überließ, die Ermordung der Agrippina, Witwe des Germanicus, und zweier ihrer Söhne (33): dieses alles ist eine Kette allgemeiner und einzelner Maßregeln, eines planmäßigen Despotismus, der dadurch nicht entschuldbarer wird, daß er anfangs versteckter auftrat. Endlich 37 auf einer Reise, die er unter dem Vorgeben, von Capri nach Rom zurückkehren zu wollen, in Campanien machte, erkrankte T. Man hielt den von schwerer Ohnmacht Betroffenen für todt und huldigte bereits dem Caligula (s. d.), seinem Großneffen, dem Genossen seiner Schändlichkeiten, den er durch Adoption zum Nachfolger erklärt hatte, als plötzlich die Nachricht kam, daß T. sich wieder erholt habe. Da ließ Macro, des Sejanus Nachfolger, ihn 16. März im Bett ersticken. Den Schatz, den er durch strenge Sparsamkeit und Ordnung in den Finanzen zusammengebracht und der sich über 120 Mill. Thlr. belaufen haben soll, verschwendete Caligula in kurzer Zeit. T. hinterließ, wie Augustus, Memoiren, aus denen uns Sueton eine Stelle aufbewahrt hat. Dieselbe beweist, daß wenig Wahrheit darin zu finden war. Vgl. hinsichtlich der neuerdings versuchten Rettung des T.: Stahr, «Tiberius» (Bert. 1863), und Merivale, «History of the Romans under the empire» (Bd. 5 u. 6); dagegen Pasch, «Zur Kritik der Geschichte des Kaisers T.» (Altenburg 1866).

Tibet oder Thibet ist der Name für feine geköperte kammwollene Zeuge, welche sich nur durch größere Weichheit und den Mangel glänzender Appretur vom Merino unterscheiden. England und in Deutschland besonders die Städte Crimmitzschau und Gera zeichnen sich in diesem Artikel aus.

Tibet oder Tübet, ein zum chines. Reiche gehöriges Land in Hinterasien, das zwischen dem Himalajagebiete im S. und SW., dem Kuenlün- oder Kulkangebirge im N. und dem chines. Alpenlande im O. liegt, hat einen Flächeninhalt von etwa 32000 Q.-M. und bildet die höchste und südlichste Terrasse des großen Hochlandes von Hinterasien. Obgleich im ganzen als

ein Plateau zu betrachten, iſt dieſe Terraſſe doch nicht durchweg als eine Ebene anzuſehen. Sie wird vielmehr von mehrern hohen Nebenketten und iſolirten Bergmaſſen durchzogen und von tiefeingefurchten Thälern und keſſelförmigen Senkungen durchſchnitten, die ihr in einem großen Theile den Charakter eines Alpenlandes verleihen. Das nördl. Grenzgebirge, die Kette des Kuenlün (ſ. d.), bildet die 350 M. lange Fortſetzung des Hindukuh, ſtreicht gerade oſtwärts und verläuft ſich im chineſ. Alpenlande. Von ſeinem weſtl. Theile, der Tſungling heißt, zweigt ſich eine zweite Kette, das Karakarum-, Gangdiſri- und Tſanggebirge, ab, welches erſt ſüdoſt-, dann oſtwärts dem Himalaja parallel ſtreicht. Hierdurch wird das ganze Hochland in eine größere Nord- und eine kleinere Südhälfte getheilt. Der nördl. Theil iſt faſt völlig unbekannt. Im Oſten gehört er zu dem Alpenlande Tangut oder dem Alpenlande der Mongolen von Koka oder Khukhu-Noor, d. h. dem Blauen See. Im Weſten aber bildet er das Land der Khor-Katſchi oder Katſchimangolen mit ſeinen vielen Steppenſeen. Der ſüdl. Theil, welcher ausſchließlich den Namen T. führt, beſteht ebenfalls aus zwei Hauptabſchnitten oder Hauptthälern, die ſich von den heiligen Doppelſeen, dem Manaſa-Sarawara und Rawana-Hrada oder Raikas-Tal, in der Nähe des über 24000 F. hohen Bergkoloſſes Kailaſa, nach Oſten und nach Nordoſten ziehen. Die Erhebung der Scheitelfläche Centralaſiens überhaupt und T.s insbeſondere hat man früher, Hochebenen mit Berggipfeln verwechſelnd, häufig überſchätzt. Ihre mittlere Höhe beträgt in Oſttibet nach Alex. von Humboldt's Berechnung kaum 10800 F. Am höchſten iſt ſie in der Gegend der Heiligen Seen, die 14070 und 14310 F. (nach frühern Angaben gegen 16000 F.) liegen. Die ſüdl. und öſtl. Randgebirge T.s bilden das Quelland der bedeutendſten Ströme Süd- und Südoſtaſiens. So entſpringen hier der Indus und in der Nähe des Manaſaſees der Tſangda-ſchu, der Hauptfluß von Oſttibet, welcher mit dem obern Laufe des Brahmaputra für identiſch gehalten wird; ferner mehrere Flüſſe Hinterindiens, wie der Salwên, der Kambodſcha und überdies noch am Kuenlüngebirge der Jang-tſe-kiang, der mächtigſte Strom Chinas. Das Klima T.s trägt durchaus einen continentalen Charakter und iſt deshalb ein exceſſives. Auf kurze heiße Sommer folgen lange und ſtrenge Winter, und nur in den tiefen Thälern iſt die Kälte des Winters weniger lang und ſtreng. Dazu herrſcht eine ausnehmende Trockenheit. Man kennt faſt keine andere Feuchtigkeit als den Schnee, welcher nur während des fünf bis ſieben Monate dauernden Winters und auch da nicht häufig fällt. Schwammige Moosarten, welche beim Aufthauen des Schnees ſich mit Feuchtigkeit vollſaugen, erſetzen theilweiſe den Mangel an Bewäſſerung und ſchirmenden Waldungen, indem ſie das gänzliche Ausdörren des Bodens verhindern. Die Gegenſätze zwiſchen den Jahreszeiten ſind natürlich höchſt ſcharf: auf den ſtrengſten Winter folgt faſt unmittelbar ein heißer Sommer. Bei den Uebergängen von einer Jahreszeit zur andern herrſchen oft heftige Stürme; ſonſt iſt die Luft geſund, und von den epidemiſchen Krankheiten des ſüdl. Aſien weiß man nichts. Der Boden iſt nur in den Thälern fruchtbarer, auf den öden Hochebenen aber größtentheils höchſt ſteril. Dieſe phyſiſchen Verhältniſſe T.s haben ſowol auf die Pflanzen- wie auf die Thierwelt einen eigenthümlichen Einfluß ausgeübt. Der Ackerbau wird zwar, wo es der Boden nur erlaubt, getrieben, liefert jedoch nicht den hinlänglichen Bedarf; reichlicher iſt der Ertrag des Obſt- und Weinbaues in den Thälern; auch Reis wird in denſelben erbaut und auf den Bergen Rhabarber geſammelt. Von den Thierarten ſind beſonders die Bergziege und das Bergſchaf zu erwähnen, welche als Laſtthiere gebraucht werden und vorzüglich ihrer feinen Wolle wegen berühmt ſind, die in Kaſchmir zu den Shawls verarbeitet wird. Ebenſo eigenthümlich ſind die Rinder-, Pferde-, Schweine- und Hundearten T.s, die alle mit einem wolligen, gegen die Strenge des Winters ſchützenden Haarwuchs bedeckt und wie die Ziegen und Schafe zum Erklettern ſteiler Höhen geeignet ſind. Der Jak oder grunzende Büffel und das Moſchusthier halten ſich vorzugsweiſe in T. auf. Das Mineralreich bietet edle und unedle Metalle, beſonders Gold, Edelſteine, Bergkryſtalle, Salz und Borax. Die Einwohner, deren Zahl auf 6 Mill. veranſchlagt wird, gehören dem hochaſiat. Stamme an, von dem ſie eine eigene Familie bilden, die außer T. noch Butan, auch Sikan, das Quelland des Haang-ha und die obern Stufenländer der hinterind. Flüſſe innehat. Die Tibeter, welche ſämmtlich Buddhiſten ſind, leben theils in feſten Wohnungen, wo ſie ſich mit Ackerbau und vorzüglich Viehzucht, mit Gewerben ſowie auch beſonders mit der Weberei von Wollwaaren und Metallarbeiten abgeben, theils als Nomaden, die, wie die Mongolen, unter Filzzelten wohnen. Nicht unbedeutend iſt auch der Handelsverkehr mit Hochaſien, Indien und China. Die wiſſenſchaftliche Bildung ſteht im Vergleich mit den übrigen Völkern Hochaſiens auf einem hohen Standpunkte und erfährt beſonders in den zahlreichen buddhiſtiſchen Klöſtern, die es im Lande gibt, umfängliche Pflege. (S. Tibetiſche Sprache und Litera-

tur.) An den kräftigen Bewohnern des Landes rühmt man Biederkeit und Gaſtfreiheit. Doch übt die Mehrzahl der Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit beider Geſchlechter keinen guten Einfluß auf die Moralität des Volks aus, zu deſſen Unſitten auch die herrſchende Vielmännerei unter Brüdern und die Unheiligkeit der Ehe gehören. Sonſt hat der geſellſchaftliche und ſittliche Zuſtand viel Aehnliches mit dem der Chineſen. Alles dies gilt vorzugsweiſe von Oſttibet, während in Ladak und Baltiſtan ſchon die Unabhängigkeit von China und die mohammed. Religion bedeutende Abweichungen begründet haben. Oſttibet, welches bei weitem den größten Theil des ſüdl. oder eigentlichen T. begreift und daher mit mehr Recht als Ladak auch den Namen Großtibet führt, iſt das große Erbgut der lamaitiſchen Hierarchie (ſ. Lama) und ihres Oberhaupts, des Dalaï-Lama. Schismatiſche Streitigkeiten haben es unter chineſ. Oberhoheit gebracht, ſodaß gegenwärtig der Dalaï-Lama ein von China abhängiger, tributpflichtiger Vaſall iſt, deſſen weltliche Regierung von chineſ. Gouverneuren und Beſatzungen beaufſichtigt und beſchränkt wird. Das Land, welches die Tibeter ſelbſt Bod nennen, theilen die Chineſen in Vordertibet und Hintertibet. Eine einheimiſche Eintheilung iſt die in das obere oder Ngari mit den drei Bezirken Ladak (ſ. d.), Butog und Kuke, in das mittlere oder Ui-Tſang mit vier Flügeln, und in das untere Mdo-Kham mit drei Erhebungen. Die Hauptſtadt und Culturmitte des ganzen Landes iſt L'Haſſa (ſ. d.) oder Laſſa, mit etwa 25000 E.

Tibetiſche Sprache und Literatur. Die tibet. Sprache gehört zu den einſilbigen Sprachen Hinterafiens, in welchen eine jede innerlich ganz unbeugſame Silbe einen vollſtändigen Begriff bildet. Die Sprache war urſprünglich als Gebirgsſprache rauh und mit Conſonanten überladen, hat aber verſchiedene Erweichungen erlitten. Die Schrift der Tibeter iſt eine alterthümliche Form der indiſchen Devanagariſchrift. Durch die Chineſen lernten die Tibeter den xylographiſchen Druck kennen. Die erſte genauere Kenntniß der tibet. Sprache verdankt man dem ungar. Gelehrten Alex. Cſoma, welcher Grammatik und Wörterbuch (2 Bde., Kalk. 1834) lieferte, wonach Schmidt ſeine Grammatik (Petersb. 1839) und Wörterbuch (Petersb. 1841) bearbeitete. Auch erſchien (Par. 1858) eine tibet. Grammatik von Foucaux. Außerdem behandelte Schiefner verſchiedene Punkte der tibet. Grammatik in ſeinen «Tibet. Studien». Die Literatur Tibets iſt vorherrſchend religiös und beſteht faſt nur aus Ueberſetzungen ſanskritiſcher Originale. Seitdem nämlich die Tibeter im 7. Jahrh. n. Chr. zum Buddhismus bekehrt worden waren, bemühte man ſich eifrig, alle die zahlreichen Werke dieſer Religionspartei in die Landesſprache zu überſetzen. Die ſämmtlichen Ueberſetzungen mit einigen wenigen Originalwerken wurden in zwei Sammlungen aufgenommen, von denen die erſte den Titel «Bkah-hgyur» führt, d. i. Ueberſetzungen der Gebote Buddha's, 100—108 Bände in Folio umfaßt und in den Klöſtern Snarthang, Potala, Tſchone und Kumbum gedruckt iſt. Dieſe Sammlung zerfällt in ſieben Abtheilungen, welche über Kloſterdisciplin, Metaphyſik und myſtiſche Theologie handeln, nebſt Legenden und moraliſchen Erzählungen. Es wurden einzelne Theile davon von europ. Gelehrten bearbeitet; ſo die metaphyſiſche Abhandlung «Vadschra-Tschhedika» (tibet. und deutſch von Schmidt, Petersb. 1837), «Rgya-tcher-rol-pa», eine Lebensbeſchreibung des Buddha (tibet. und franz. herausg. von Foucaux, 2 Bde., Par. 1846) und «Dsans-blun» («Der Thor und der Weiſe»), eine Sammlung von Legenden und Erzählungen (tibet. und deutſch von Schmidt, 2 Bde., Petersb. 1843). Die zweite Sammlung heißt «Bstan-hgyur», d. i. Ueberſetzungen von Lehrſchriften, 225 Bände in Folio in der erſten Ausgabe von Snar-thang und auch ſonſt gedruckt. Dieſe Sammlung, welche in drei Abtheilungen zerfällt, enthält Hymnen, Rituale und Liturgien, Philoſophie und Theologie, Sanskrit-Grammatik und Wörterbuch, Rhetorik, Poetik, Metrik, Aſtronomie, Aſtrologie, Medicin, Ethik, mechan. Künſte u. ſ. w. Eine vollſtändige Ueberſicht des Geſammtinhalts beider Sammlungen gab Cſoma in den «Asiatic researches» (Bd. 20). Vgl. Burnouf, «Introduction à l'histoire du Buddhisme indien» (Bd. 1, Par. 1844). Außer dieſer heiligen Literatur haben die Tibeter auch eine reiche Profanliteratur, worunter namentlich geſchichtliche Werke, Lieder, Geſänge, Fabeln und Märchen. Die reichhaltigſte Sammlung tibet. Werke beſitzen die Akademie der Wiſſenſchaften und die Univerſität in Petersburg, die letztere bisjetzt in Europa das einzige Exemplar des «Bstan-hgyur».

Tibullus (Albius), röm. Elegiker zur Zeit des Auguſtus, aus einer röm. Ritterfamilie, befreundet mit dem hochſtehenden Freunde Auguſtus', Meſſalla, zu deſſen Ruhm er neben ſonſtigen Erwähnungen die Elegie 2, 5 geſchrieben und den er auf dem Feldzuge nach Aquitanien 30 v. Chr. begleitete. Sonſt lebte T. in der Stille auf einem kleinen Gute bei Tibur ländlichen Beſchäftigungen und der Dichtkunſt, ſtarb aber ſchon in der Blüte ſeiner Jahre um 18 v. Chr. T. iſt die am meiſten lyriſch angelegte Natur unter den röm. Dichtern, und die Einfachheit ſeines Gefühls-

ausdrucks sowie die Innigkeit seiner Naturschilderungen machen ihn zu einer ganz eigenthümlichen Erscheinung im augusteischen Zeitalter. Von den vier Büchern Elegien, die unter seinem Namen auf uns gekommen sind, wird übrigens das dritte seit J. H. Voß, als in Stil und Ton von T.' Art zu sehr abweichend, mit Recht ihm abgesprochen. Ob es nach III, 2, 29 dem dort genannten Lygdamus als Dichter zuzuschreiben, und wie es mit der Authentie des zweiten Buchs sich verhalte, ist zweifelhaft. Gute Ausgaben besorgten: Voß (Heidelb. 1811), Lachmann (Berl. 1829), Dissen (Gött. 1835), Haupt (Lpz. 1853), Roßbach (Lpz. 1862). Uebersetzungen sind vorhanden von Voß (1810), Teuffel (Stuttg. 1854), Binder (Stuttg. 1862) und Eberz (Frankf. 1865). Vgl. auch Gruppe, «Die röm. Elegie» (Lpz. 1839).

Tibur, das heutige Tivoli, in Latium am Abfalle des Aequergebirgs auf einem felsigen Hügel am linken Ufer des Anio, 4 M. östlich von Rom, gelegen, von wo die Via-Valeria hinführte, war eine uralte Stadt und von den Sieulern gegründet. Als lat. Stadt war sie mächtig, mit einem größern Landgebiete und mehrern unabhängigen Orten. Mit Rom führte sie seit 361 Krieg, den sie auch, als die Latiner 355 das Bündniß mit den Römern erneuten, bis 354 fortsetzte, wo der Kampf durch Vertrag beendet wurde. Auch an dem spätern Latinischen Kriege nahm sie Antheil und ergab sich erst 338 an Lucius Camillus. Sie wurde nun Municipium, mit unabhängigem Gemeindewesen und dem bis zum Julischen Gesetz im Bundesgenossenkriege bewahrten Recht, für röm. Verbannte ein gesetzlich anerkannter Zufluchtsort zu sein. Die schon von den alten Dichtern, namentlich von Horatius gefeierten Reize der Gegend von T. bewogen reiche Römer, sich hier Villen anzulegen. Von der angeblichen Villa des Mäcenas sind bedeutende Reste vorhanden, bei weitem größere von der des Hadrian am Fuße der Hügel. Wohl erhalten sind jetzt noch mehrere Tempel, wie der des Hercules, der Vesta, der tiburtin. Sibylle (Albunea), der Vesta und der Rundtempel, der jetzt della Tosse genannt wird. Der Anio scheint in der röm. Zeit nur Einen mächtigen Sturz gebildet zu haben. Jetzt theilt sich der Fluß in drei bald nachher wieder vereinte Hauptarme, deren einer durch einen von Bernini angelegten Kanal sich in das Thal stürzt. Der zweite bildet etwas unterhalb eine große Cascade. Der dritte, der sich wieder in drei Arme spaltet, die die prächtige Villa d'Este bewässern, bildet die berühmten Cascatellen, deren eine aus den Fenstern der Villa Mäcen's sich ergießt. Unterhalb der heutigen Stadt Tivoli tritt der Fluß in die Ebene, die er durchströmt, um sich in Roms Nähe mit dem Tiber zu vereinigen. In der Nähe von Tivoli fließt aus einem kleinen See ein kleiner, stark schwefeliger Bach, sonst Albulae aquae, jetzt Aque zolfe oder die Solfatara von Tivoli genannt, an dem Agrippa Thermen baute, von denen sich Reste erhalten haben. In Roms mittelalterlicher Geschichte hat Tivoli eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Der Anspruch Roms auf Hoheit in der kleinen Nachbarstadt führte wiederholt zu Streitigkeiten und war Anlaß zur Reconstituirung des Senats und Bildung der freien Volksgemeinde. Auch die deutschen Kaiser nahmen hier Rechte in Anspruch. Heinrich VII. verweilte nach seiner Krönung eine Zeit lang in Tivoli, nachmals mehrere Päpste, namentlich Urban VI. und Pius II., der das noch wohlerhaltene Castell baute. Tivolis Glanzzeit war das 16. Jahrh., namentlich als Cardinal Ippolito von Este das Gouvernement innehatte. Die gegenwärtige Stadt zählt über 6000 E., hat mehrere Kirchen und zeichnet sich nur durch ihre prächtige Lage und ihre Alterthümer aus, ohne sonst etwas Merkwürdiges zu haben. 1826 litt sie sehr durch den Anio, was den Durchstich des Monte-Catillo zur Bildung der neuen großen Cascade zur Folge hatte. Vgl. Viola, «Storia di T.» (Rom 1819); Nibby, «Analisi dei Dintorni di Roma» (Bd. 3).

Tic (franz.) nennt man Gesichtsschmerzen, die sich in zwei Arten, den Tic douloureux und den Tic convulsif, unterscheiden. Der Tic douloureux, auch Prosopalgie, ist in Deutschland vorzugsweise unter dem Namen Gesichtsschmerz (s. d.) bekannt. Der Tic convulsif oder der mimische Gesichtskrampf besteht in Krämpfen der vom Nervus facialis, dem Gesichtsnerv, versorgten Muskeln. Er zeigt sich meist nur auf einer Seite des Gesichts, seltener auf beiden zugleich, in manchen Fällen nur in einzelnen Zweigen der Gesichtsnerven. Derselbe stellt sich dar in Zuckungen der Gesichtsmuskeln, die vom Willenseinfluß unabhängig sind und sich ausnehmen, als ob der Kranke Grimassen schnitte. Die Ursachen sind im allgemeinen dieselben, wie die des Tic douloureux, nur wirkt hier die Erkrankung häufig nicht auf den Gesichtsnerv direct, sondern auf sensible Nervenzweige, sodaß der Krampf durch Reflexbewegung (s. d.) zu Stande kommt. Zu dieser Art von Ursachen gehören Darmreize (Wurmkrankheit) und krankhafte Reizung der Gebärmutter (bei Hysterie). Bei der Behandlung derselben, der übrigens alte Fälle fast ausnahmslos widerstehen, dürfen Zweige des Gesichtsnerven nicht

durchſchnitten werden, weil darauf völlige Lähmung der betreffenden Geſichtstheile eintritt. Liegt die Urſache in Reizung eines Empfindungsnerven des Geſichts, ſo wird dieſer mit Vortheil durchſchnitten. Außerdem behandelt man dieſe Krankheit, wie auch den Tic douloureux, mit ableitenden Mitteln, mit Elektricität u. ſ. w.

Tichatſcheck (Joſeph Aloys), berühmter Tenorſänger, geb. 11. Juli 1807 zu Oberweckelsdorf in Böhmen als der Sohn eines Landmanns, beſuchte in Brannau das Gymnaſium und war zugleich Altſänger in dem dortigen Benedictinerkloſter, bis in ſeinem 17. J. ſeine Stimme in einen herrlichen Tenor mutirte. 1827 ging er nach Wien, um Medicin zu ſtudiren, ſang jedoch fleißig in den Kirchenmuſiken mit und erregte beſonders die Aufmerkſamkeit des Chorregenten Weinkopf zu St.-Michael, der zugleich auch Chordirector am Kärnthnerthor-Theater war und ihn veranlaßte, zur Bühne zu gehen. T. nahm nun bei Ciecimara kunſtgerechten Singunterricht, wirkte im Chor der Hofoper mit und erhielt im Verlauf der Zeit auch hin und wieder eine kleine Rolle. Seine eigentliche theatraliſche Soliſtenlaufbahn begann er aber 1834 in Graz. Dann gaſtirte er einige Jahre darauf in Wien und Dresden und wurde 1838 am dresdner Hoftheater angeſtellt, an dem er 1868 noch wirkte, obſchon ſeit einigen Jahren nur noch als ſog. Ehrenmitglied in einer beſchränktern Anzahl von Partien auftretend, zugleich auch als Kammerſänger bei der Hofkirchenmuſik fungirend. Außerdem ſang er als Gaſt auf ſämmtlichen größern deutſchen Bühnen und wurde überall mit Enthuſiasmus aufgenommen. In London, Amſterdam, Stockholm u. ſ. w. ließ er ſich ebenfalls mit Erfolg hören. Hinſichtlich der Ausgiebigkeit und Ausdauer der Stimme muß T. ein Phänomen genannt werden. Seine Stimme überwand ſtets die größten Anſtrengungen mit Leichtigkeit, und nach einer ungewöhnlich langen Sängerlaufbahn zeigte ſich dieſelbe bis zu einer gewiſſen Grenze noch wirkſam. Seine Mittel wieſen ihn von jeher auf Heldentenorpartien hin; doch hat er auch in der ſog. Spieloper Erhebliches geleiſtet. Friſche des Naturells und eine gewiſſe Genialität der Auffaſſung waren die Eigenſchaften, die ihn auf jenen Gebieten auszeichneten, während ſeine Geſangstechnik manche Mängel verrieth.

Ticino oder Teſſin (bei den Alten Ticinus), linker Nebenfluß des Po, in dem nach ihm benannten ſchweiz. Canton Teſſin (ſ. d.) und in Oberitalien, entſpringt in den Lepontiniſchen Alpen aus zwei Hauptquellen, einer ſüdweſtlichen in dem wilden Bedrettothal am Nüfenenpaß, 7300 F. hoch, und einer nordöſtlichen am Gebirgsſtock des St.-Gotthard, 6870 F. hoch. Der letztere Quellarm fließt ſüdwärts durch das Val-Tremola (Zitterthal), vereinigt ſich mit dem erſtern weſtlich von Airolo (ſ. d.) und durchſtrömt als ein wildes Alpenwaſſer das 13 St. lange, von der St.-Gotthardsſtraße ſowie, von Biasca an, auch von der Eiſenbahn durchzogene Hauptthal des Canton Teſſin, das Val-Leventina, welches bis Biasca an der Mündung des vom Lukmanier kommenden und das Val-Blegno (Polenzerthal) durchfließenden Brenno oder Tieino di Blegno in Ober-, Mittel- und Unterlivinen getheilt, von Biasca bis Bellinzona (ſ. d.) aber «Riviera» genannt wird. Es iſt dies Thal außerordentlich reich an Waſſerfällen und ſchönen Motiven zu landſchaftlichen Bildern und eine wahre Fundgrube für originelle Staſſagen. Nachdem der T. außer dem erwähnten Brenno weiterhin die vom Bernhardin herkommende, das Val-Miſoeco durchfließende Moeſa aufgenommen, wendet er ſich bei Bellinzona weſtwärts und tritt nach einem Laufe von 12,3 M. bei Magadino in den $8\frac{1}{2}$ M. langen Lago-Maggiore (ſ. d.). Dieſen verläßt er wieder bei Seſto-Calende als ein klarer, fahrbarer, 3—12 F. tiefer und bis über 1000 F. breiter Fluß, bis 1859 Grenzſcheide der öſterr. Lombardei und des Königreichs Sardinien, fließt vielfach getheilt in einem ſehr breiten Bett durch die Ebene und mündet, nachdem er, ungerechnet den Lago-Maggiore, abermals 14 M. durchlaufen, $\frac{3}{4}$ M. unterhalb Pavia (das alte Ticinum) in den Po.

Ticknor (George), ausgezeichneter amerik. Gelehrter, geb. 1. Aug. 1791 zu Boſton, beſuchte im Alter von 16 J. das Collegium zu Dartmouth und ſetzte nach zweijährigem Curſus ſeine humaniſtiſchen Studien noch mehrere Jahre im älterlichen Hauſe fort. Hierauf trat er bei einem Anwalt in die Lehre und wurde 1813 unter die Anwälte Boſtons aufgenommen. Als ſolcher erwarb er ſich bald Ruf und ausgebreitete Praxis. Nebenbei ſetzte T. ſeine literariſchen Lieblingsſtudien fort und wurde unter anderm durch die Werke der Frau von Staël auf die reiche Literatur und den wiſſenſchaftlichen Geiſt der Deutſchen geleitet. Er faßte daher den Entſchluß, ſich auf deutſchen Univerſitäten weiter auszubilden, und begab ſich 1815 mit Everett nach Deutſchland, wo beide bis 1817 zu Göttingen ſich mit Eifer dem Studium der claſſiſchen Literatur und der ſchönen Wiſſenſchaften widmeten. Hierauf auf den neuerrichteten Lehrſtuhl der ſchönen Wiſſenſchaften nach Cambridge berufen, wandte er ſich von Paris aus nach Italien und dann 1818 nach Spanien, wo ſchon damals ſeine Vorliebe für dieſes Volk, ſeine Sprache und Literatur

erweckt wurde. Nachdem er 1820 in die Heimat zurückgekehrt, trat er sein Lehramt an und trug in deutscher Weise Geschichte der franz. und span. Literatur vor. Wegen geschwächter Gesundheit seiner Gattin entsagte er 1835 diesem Lehramte und begab sich mit seiner Familie abermals nach Europa, wo er über drei Jahre auf Reisen durch England, Deutschland, Frankreich und Italien zubrachte und Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Gelehrten dieser Länder anknüpfte. Nach seiner Rückkehr lebte er ganz seinen Studien, namentlich dem der span. Literatur, wofür er sich einen reichen Schatz von Hilfsmitteln gesammelt hatte. Als reife Frucht seiner Forschungen erschien dann seine «History of Spanish literature» (3 Bde., Neuyork und Lond. 1849, 3. Aufl. 1865), welche alsbald mit Zusätzen van Vidal und Gayangos (Bd. 1 und 2, Madr. 1851—53) ins Spanische sowie mit den Zusätzen der span. Uebersetzung und Beiträgen Wolf's von Julius ins Deutsche (2 Bde., Lpz. 1852; «Nachträge», aus der 3. Aufl. des Originals, von A. Wolf, Lpz. 1867) übertragen wurde und durch Vollständigkeit, gediegene Forschung und gebildetes Urtheil als Hauptwerk dieses Fachs und Grundlage aller weitern Forschungen zu betrachten ist. Außer diesem Hauptwerk veröffentlichte T. noch: «The remains of Nathaniel Appleton Haven», eine Biographie seines Freundes Prescatt (1863) sowie verschiedene werthvalle Artikel für das «North American Review», darunter ein Leben Lafayette's, das mehrere Abdrücke erlebt hat, doch durchaus nicht auf der Höhe der modernen histor. Forschung steht.

Tidemand (Adolf), einer der bedeutendsten Genremaler unserer Zeit, geb. 14. Aug. 1815 zu Mandal in Norwegen, begann seine Studien 1833 auf der Akademie zu Kopenhagen und setzte dieselben seit 1837 zu Düsseldorf fort. Er trat zuerst (1841) mit einem größern histor. Gemälde aus dem Leben van Gustav Wasa auf. Obgleich dieses Bild das einzige dieser Art von ihm geblieben ist, blieb er doch in seinen spätern größern Schilderungen aus dem Volksleben stets den Eigenschaften treu, die einem Historienmaler nicht fehlen sollten, nämlich dem Streben nach poetischer Tiefe und allgemeiner Bedeutsamkeit des Gedankens, einer tiefen Auffassung des allgemein Menschlichen unter scharfer individueller Charakteristik und reicher, lebendiger Gruppirung. Nachdem er von einer Reise nach München, Rom und Norwegen nach Düsseldorf zurückgekehrt, widmete er sich nun ausschließlich der Darstellung des Volkslebens, zu welcher er die Typen meistens aus dem Bauernstande seiner Heimat nimmt. Zahlreiche Bilder, vom einfachsten kleinen Cabinetsstück bis zu den größten Darstellungen, erschienen auf den Ausstellungen in rascher Folge. Einen ausgebreiteten Ruf erwarb ihm jedoch erst das mehrmals wiederholte, der städtischen Galerie zu Düsseldorf gehörige große Bild, die Versammlung der Haugianer, welches dem Maler die goldene Medaille der berliner Akademie, die Ernennung zu deren ordentlichem Mitglied und den norweg. St.-Olaforden einbrachte. Für die königl. Villa Oskarhall bei Christiania malte er (1850) eine Folge von 10 Bildern, das Leben eines norweg. Bauern umfassend (lithographirt von Sanderland). Mit seinem Landsmann, dem ausgezeichneten Landschafter Hans Gude, lieferte er eine Reihe größerer Bilder, die sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls erfreuten. Hervorzuheben sind: die Brautfahrt, Nacht auf dem Fjord (dreimal gemalt), das Leichenbegängniß auf dem Fjord (1853). Zu seinen übrigen zahlreichen Werken gehören: Hausandacht (Nationalgalerie in Christiania), die Märchenerzählerin, die politisirenden Bauern, Norwegisches Sennerleben u. s. w. T. ist im vollen Sinne Sitten- und Seelenmaler. Seine Bilder haben durch Schlichtheit, Innigkeit und Treue in der Auffassung, durch den meisterhaften Vortrag und gesunde Farbe eine große Anziehung.

Tieck (Ludwig), deutscher Dichter, von hoher Bedeutung durch seinen Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutschen Nationalliteratur, wurde 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, wo sein Vater Bürger und Seilermeister war. Seit 1782 Schüler des Werderschen Gymnasiums, erwachte schon damals seine Neigung zur poetischen Production, neben welcher sich auch sein mimisches Talent zu entwickeln begann. Eine zweite Schule ward für ihn Reichard's Haus, in welchem alle künstlerischen Interessen jener Zeit sich sammelten. 1792 bezog er die Universität zu Halle, wo er, wie hierauf zu Göttingen und Erlangen, sich eifrig dem Studium der Geschichte wie der ältern und neuern Literatur widmete. Besonders war es Shakspeare, welcher schon damals der Mittelpunkt seiner Bestrebungen wurde. 1794 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er bald mit seiner Richtung, die er gewonnen, gegenüber den herrschenden Ansichten über Poesie und Kunst vielfach in Gegensatz trat. Doch lieferte er, wie auch seine Schwester Sophie, seit 1795 auf Veranlassung Nicolai's für die van Musäus und J. G. Müller begonnenen «Straußfedern» eine Anzahl kleinere Erzählungen, erst nach franz. Mustern, dann originale Beiträge, unter denen «Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmann's Leben»

(1797) der bedeutendste war. Sein eigenstes Wesen bekundete er bereits in der selbständigen Erzählung «Abdallah» (Berl. 1795), welcher der minder phantasiereiche, aber nicht minder düstere Roman «William Lovell» (3 Bde., Berl. 1795) folgte. Beide Erzeugnisse waren noch nicht künstlerisch vollendete Werke. Sein «Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten» (2 Bde., Berl. 1795—96) und «Peter Lebrecht's Volksmärchen» (3 Bde., Berl. 1797) ergötzten gleich sehr durch Fülle der Phantasie und Naivetät wie durch einen vollen, überschäumenden Humor. Eine originale Dichtung im Tone der Volkssage war «Der blonde Eckard». Schon jetzt, in den Märchen «Blaubart» und «Der gestiefelte Kater», kämpfte er mit satirischem Humor und muthwilligem Scherz nicht ohne Erfolg gegen die Dichter der Aufklärung nicht minder wie gegen das aufgeklärte Publikum. Derselben Polemik gab er eine andere Form in dem Lustspiel «Die verkehrte Welt» (1799). In den «Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders» (Berl. 1797), ursprünglich von seinem Jugendfreunde Wackenroder (gest. 1798), an welchen jedoch auch T. Antheil hatte, ferner in den «Phantasien über die Kunst» (Hamb. 1799), in welchen T. den Nachlaß Wackenroder's mit einigen Aufsätzen vermehrt herausgab, besonders aber in dem Kunstroman «Franz Sternbald's Wanderungen» (2 Bde., Berl. 1798) sprach sich eine Liebe zur Kunst aus, die sich aller selbstgefälligen Kennerei und Spielerei mit dem Schönen und Erhabenen widersetzte, zugleich aber in Verbindung mit einer schwärmerischen Religiosität auftrat, welche über seine Hinneigung zum Katholicismus keinen Zweifel übrig ließ. Nicolai wandte sich deshalb von ihm ab; doch schloß sich T. eng an W. von Schlegel an, den er 1796 zu Berlin kennen gelernt hatte. So bildete sich jene Verbindung, welche man als die romantische Schule bezeichnet hat. Nachdem sich hierauf T. mit einer Tochter des hamburger Pastors Alberti, eines Freundes von Lessing, vermählt, ging er 1799 nach Jena, wo er an Novalis einen neuen Freund erwarb und auch mit Steffens in nähere Verbindung kam. Damals veröffentlichte er «Romantische Dichtungen» (2 Bde., Jena 1799—1800), in denen außer dem «Zerbino» noch die Tragödie «Leben und Tod der Genovena» erschien. Im «Zerbino», einer Fortsetzung des «Gestiefelten Kater», wurde die materielle, antipoetische Denkart mit Ironie geschildert, während sich darin zugleich die Verehrung der romantischen Poesie in allen ihren Farben spiegelte. Uebrigens war diese Blütenperiode T.'s sehr reich an dichterischen Productionen. Seine Uebersetzung des «Don Quixote» (4 Bde., Berl. 1799—1801; 3. Aufl. 1831) übertraf weit alle bisherigen Versuche. Nachdem er im Sommer 1800 auf kurze Zeit nach Berlin zurückgekehrt, lebte er 1801—2 in enger Verbindung mit Steffens zu Dresden. Hier gab er 1802 mit A. W. von Schlegel den «Musenalmanach» heraus, der viele Gegner, aber auch viele Freunde unter der empfänglichen Jugend fand. 1804 endlich erschien sein längst erwarteter «Kaiser Octavianus», der nur in Einzelheiten schöne Gipfelpunkt seiner romantischen Productionen. Neben diesen dichterischen Arbeiten widmete er sich dem Studium der Literatur des deutschen Mittelalters, das er seit 1804 zu München, wo er mit Rumohr Freundschaft schloß, weiter verfolgte. Heftige gichtische Leiden führten ihn zu seiner Herstellung mit Rumohr und seinem Bruder Friedrich 1805 nach Italien, wo er theilweise Genesung fand und den Maler Müller kennen lernte. Im Herbst 1806 kehrte er nach Deutschland zurück. Er lebte nun erst zu Ziebingen, in der Nähe von Frankfurt a. d. O., wo er schon 1803 einige Zeit sich aufgehalten hatte, dann zu Dresden, hierauf zu Wien, endlich seit Herbst 1808 abermals zu München, wo er durch neue schwere Krankheitsanfälle bis 1810 gefesselt ward. Nur zum Theil hergestellt, wandte er sich abermals nach Ziebingen, wo er 1811 Solger's Freundschaft gewann, die von großem Einfluß auf seine Zukunft wurde.

T. war jetzt bei einem Wendepunkte seines Lebens angekommen. Er hatte sich losgerungen von den mystischen Elementen, die ihn früher beherrschten, und die Jahre, die Krankheit, die ihn nie wieder verließ, sowie manche andere schmerzliche Erfahrungen hatten dazu beigetragen, das Uebergewicht der Phantasie zu beschränken. Nun begann er festere Kunstformen zu suchen, wie sich dies zunächst im «Phantasus» (3 Bde., Berl. 1812—15; neue Aufl. 1844) zeigte, welcher das vermittelnde Glied zwischen seiner frühern und spätern Dichtweise bildet. In demselben vereinigte er den Inhalt von «Peter Lebrecht's Volksmärchen» mit manchem Neuen, worunter das Drama «Fortunat», zu einem kunstreichen Ganzen. Wie früher die «Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter» (Berl. 1803), so erschien um diese Zeit «Ulrich's von Lichtenstein Frauendienst» (Tüb. 1815), beides Arbeiten, durch die er für die Wiederbelebung der ältern deutschen Dichtkunst wesentlich mitwirkte. Sein «Altdeutsches Theater» (2 Bde., Berl. 1817) wurde nicht fortgesetzt. 1817 machte er mit seinem Freunde Burgsdorf eine Reise nach England, wo er neue Materialien für Shakspeare sammelte. Er kehrte über Paris zurück und hielt

sich dann wieder in Ziebingen auf, bis er sich 1819 nach Dresden wandte. Hier gewann nach Solger's Tode das Leben T.'s das feste, klare Gepräge, welches er seitdem fortwährend behauptete. Es begann ein neuer Abschnitt seiner Thätigkeit in seinen Novellen, welche theils in verschiedenen Taschenbüchern, zuletzt meist in der «Urania», theils als «Novellenkranz» (4 Jahrgänge, Berl. 1831—35), theils gesammelt (20 Bde., Bresl. 1835—46; vollständig, 12 Bde., Berl. 1853) erschienen. Unter denselben sind die bedeutendsten «Dichterleben» und «Der Tod des Dichters». Noch höher steht der umfangreichere, aber unvollendete «Aufruhr in den Cevennen» (Berl. 1826), während «Der junge Tischlermeister» (2 Bde., Berl. 1836) nicht gleichen Beifall finden konnte. Nur ein geringerer Werth kann auch dem Roman «Vittoria Accorombona» (2 Bde., Bresl. 1840; neue Aufl. 1841) beigemessen werden. In diesen Novellen zeigt sich von T.'s früherer Romantik kaum hier und da eine geringe Spur. Vorherrschend ist der geistreiche Dialog über Literatur und Leben der Gegenwart, vielfach von der feinsten und schärfsten Ironie durchdrungen. Die berühmten Abendcirkel in Dresden, wo T. sein seltenes Talent als Vorleser entfaltete, waren ein lebendes Abbild dieser Art von Novellistik. Außerdem nahm T. in Dresden lebhaften Antheil an der Leitung des Hoftheaters. Ein Resultat davon sind seine gehaltreichen «Dramaturgischen Blätter» (2 Bde., Bresl. 1826), welche er auch in seine «Kritischen Schriften» (4 Bde., Lpz. 1848—52) aufnahm. Bei dieser ungemeinen Thätigkeit fand T. noch Muße für andere literarische Arbeiten. Vor allem zu nennen sind als Früchte seiner Studien über Shakspeare aus früherer Zeit seine Bearbeitung von dessen «Sturm» (Berl. 1796) und das «Altenglische Theater» (2 Bde., Berl. 1811), aus der Periode nach der engl. Reise «Shakspeare's Vorschule» (2 Bde., Lpz. 1823—29). Seit 1825 erschien unter seiner Leitung die Fortsetzung der Schlegel'schen Uebersetzung Shakspeare's, an der T.'s geistvolle Tochter Dorothea und Wolf Graf von Baudissin arbeiteten; er selbst begleitete das Werk mit Anmerkungen. Bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen wurde T. von diesem mit ansehnlicher Pension und dem Titel eines Geh. Hofraths an den preuß. Hof gezogen und lebte seitdem, oft kränkelnd, abwechselnd in Berlin und Potsdam, wo damals die verschiedenen theatralischen Versuche hauptsächlich von ihm ausgingen. Obgleich anhaltend leidend, blieb er doch mit der Außenwelt in Verbindung bis Frühjahr 1851, wo ihn die Krankheit völlig daniederwarf. Er starb 28. April 1853 zu Berlin. Eine Sammlung seiner «Gedichte» (3 Bde., Berl. 1821; neue Aufl. 1841), die von reichem dichterischen Talent Zeugniß ablegen, aber in der technischen Form zum Theil vernachlässigt sind, veranstaltete er selbst, wie auch die seiner «Sämmtlichen Werke» (12 Bde., Berl. 1799) und «Sämmtlichen Schriften» (unvollendet, 20 Bde., Berl. 1828—42). Auch gab er Heinrich von Kleist's «Nachgelassene Schriften» (3 Bde., 1826; neue Aufl. 1846), mit Friedr. Schlegel Novalis' «Schriften» (2 Bde., 1802; 5. Aufl. 1837; 3. Bd. 1846), mit Friedr. von Raumer Solger's «Nachlaß und Briefwechsel» (2 Bde., Berl. 1826) und Reinh. Lenz' «Gesammelte Schriften» (3 Bde., Berl. 1828) heraus. Nach seinem Tode erschienen «Die Sommernacht, eine Jugenddichtung» (Frankf. 1853) und «Nachgelassene Schriften» (herausg. von Köpke, 2 Bde., Lpz. 1855). Vgl. Köpke, «Ludwig T. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters» (2 Bde., Lpz. 1855); Hoffmann, «Ludwig T. Eine literarhistor. Skizze» (Nürnb. 1856). — T.'s Schwester, Sophie T., geb. 1775 zu Berlin, vermählte sich 1799 mit Aug. Ferd. Bernhardi (s. d.). Nach ihrer Scheidung (1805) von demselben ging sie 1810 eine zweite Ehe mit einem Herrn von Knorring ein, mit welchem sie sich nach Estland wandte, wo sie 1836 starb. Außer Gedichten hat sie einige Romane und Schauspiele veröffentlicht.

Tieck (Christian Friedr.), Bildhauer, der Bruder des vorigen, geb. zu Berlin 14. Aug. 1776, genoß hier bis 1797 den Unterricht Schadow's und seit 1798 David's in Paris, wozu er durch königl. Unterstützung in den Stand gesetzt wurde. 1801 ging er nach Weimar, wo ein Theil der Arbeiten zur Ausschmückung des neuen Schlosses ihm aufgetragen ward, und er auch viele gelungene Büsten, darunter die von F. A. Wolf, J. H. Voß, Goethe u. s. w., fertigte. Mit seinem Bruder Ludwig, dem Baron von Rumohr und den Gebrüdern Riepenhausen unternahm er 1805 eine Reise nach Italien, wo er neben seinen Studien ebenfalls mehrere treffliche Büsten, wie die des Cardinals Sommaglia, der Erzherzogin Maria Anna, Goethe's, lieferte. Auf die Einladung des damaligen bair. Kronprinzen Ludwig ging er 1809 nach München, und hier entstanden die Büsten des Kronprinzen, Schelling's, F. Jacobi's und die seines Bruders. 1812 traf T. in Italien zu Carrara mit Rauch zusammen, und die Gemeinschaft der Bestrebungen begründete zwischen beiden die herzlichste Freundschaft. In Carrara arbeitete T. für den Kronprinzen von Baiern die Büsten von Lessing, Erasmus von Rotterdam, Hugo

Grotius, Herder, Bürger, Wallenſtein, Bernhard von Weimar, Wilhelm und Moritz von Oranien, des Marſchalls von Sachſen u. a., für die Frau von Staël eine lebensgroße Statue Necker's, die für Coppet beſtimmt war. Seine letzte Arbeit in Carrara, die er aber erſt in Berlin, wohin er 1819 zurückkehrte, beendigte, war der eine jener Candelaber, welchen die Offiziere der preuß. Armee dem Andenken des Marquis Larochejaquelein weihten. Der Bau des neuen Schauſpielhauſes in Berlin gab T. für mehrere Jahre durch plaſtiſche Arbeiten zu deſſen Ausſchmückung Beſchäftigung. Außerdem arbeitete er für das Portal der Domkirche die Modelle der Engel, die, aus Kupfer getrieben, ſie zieren; für das Monument zu Saalfeld den Genius; für das Denkmal auf dem Kreuzberge die Genien, welche die Siege von Großbeeren und Laon bezeichnen. An Büſten entſtanden die marmorne Schinkel's, nach der ein Bronzeguß im Schauſpielhauſe zu Berlin ausgeführt iſt, und die marmorne des Königs im Saale der Stadtverordneten zu Berlin. T. war 1819 Mitglied der Akademie zu Berlin geworden und griff ſeit 1820 in den regen Umſchwung mit ein, der die berliner Kunſtakademie auszeichnete. Namentlich arbeitete er auch mit Beuth, Schinkel und Rauch in dem Vereine für techniſche Vorbilder. Mehrere Jahre beſchäftigte ihn die Herſtellung der antiken Monumente für das königl. Muſeum, bei dem er ſeit der Eröffnung deſſelben als Director der Statuenabtheilung angeſtellt war. Unter anderm modellirte er auch die 1829 in Erz gegoſſenen Gruppen von Roſſebändigern für den Ueberbau des königl. Muſeums nach den Vorbildern auf dem Monte-Cavallo. 1836 modellirte er in Dresden die Büſte ſeines Bruders, die, mit David's koloſſaler Büſte des Dichters verglichen, zu den belehrendſten Vergleichungen Anlaß gab. Eine Statue Schinkel's für die Vorhalle des Muſeums blieb unvollendet. Er ſtarb 14. Mai 1851. Bei ſeinen Arbeiten leitete ihn vorzüglich das Streben nach feiner Charakteriſtik und Individualiſirung, wie es als Hauptrichtung der berliner Sculpturſchule eigenthümlich iſt. Sorgfältige Durchführung und Vollendung zeichnen außerdem ſeine Werke vortheilhaft aus.

Tiedemann (Dietrich), philoſ. Schriftſteller, geb. 3. April 1748 zu Bremervörde bei Bremen, erhielt ſeine Bildung zu Verden, Bremen und auf der Univerſität zu Göttingen. Er wurde 1776 Lehrer an dem Carolinum in Kaſſel und 1786 ord. Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Marburg, wo er 24. Sept. 1803 ſtarb. T. war nicht nur durch die alte claſſiſche, ſondern auch durch die neuere franz. und engl. Literatur gebildet und vereinigte mit einem treffenden Urtheile eine feine Beobachtungsgabe und guten Geſchmack. Er war einer der wenigen ſelbſtändigen Gegner der Kant'ſchen Philoſophie, von deren abſoluter Gültigkeit er ſich nicht überzeugen konnte. Abgeſehen von einer Menge Abhandlungen, welche einzelne Punkte der Philoſophie und ihrer Geſchichte oft auf eine ſehr glückliche Weiſe behandeln, ſind von ſeinen zahlreichen Schriften anzuführen: «Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie» (3 Bde., Lpz. 1776); «Unterſuchungen über den Menſchen» (3 Bde., Lpz. 1773); «Griechenlands erſte Philoſophen» (Lpz. 1780); «Empiriſche Pſychologie» (herausg. von K. Wachler, Lpz. 1804) und ſein Hauptwerk «Geiſt der ſpeculativen Philoſophie» (6 Bde., Marb. 1791—96), welches, ſoweit es der Verfaſſer vollendet hat, als eine vollſtändige Geſchichte der theoretiſchen Philoſophie durch unbefangene Auffaſſung und vorurtheilsfreie, aber eigenthümlich ſcharfſinnige Beurtheilung der einzelnen Syſteme auch jetzt noch Berückſichtigung verdient.

Tiedemann (Friedr.), verdienter Anatom und Phyſiolog, geb. zu Kaſſel 23. Aug. 1781, der Sohn des vorigen, bezog das Gymnaſium zu Marburg und ſeit 1798 die dortige Univerſität, an der er hauptſächlich Anatomie, Phyſiologie und Chemie ſtudirte. Zu ſeiner praktiſchen Ausbildung beſuchte er ſodann die Hospitäler zu Bamberg und zu Würzburg, worauf er 1804 zu Marburg promovirte und ſich auch in demſelben Jahre noch habilitirte. Unter anderm las er damals über Gall's Schädellehre. Hierauf ging er wieder nach Würzburg, wo er beſonders das Nervenſyſtem zum Gegenſtande ſeiner Studien machte. Auch hörte er hier Schelling's Vorleſungen über die Naturphiloſophie, die jedoch bei der vorwiegend realen Richtung ſeines Geiſtes keinen nachhaltigen Einfluß auf ihn zu üben vermochten. Eine Reiſe nach Paris brachte ihn mit den damaligen Koryphäen der Naturwiſſenſchaft, mit Cuvier, Hauy, Geoffroy Sainte-Hilaire u. a. in nähern Verkehr. Durch Vermittelung Sömmerring's erhielt er 1806 den Ruf als Profeſſor der Zoologie und Anatomie an die Univerſität Landshut. T. entwickelte hier als Lehrer wie als Schriftſteller eine außerordentliche Thätigkeit. Von ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten waren es namentlich die «Zoologie» (3 Bde., Landshut 1808—10), die «Anatomie des Fiſchherzens» (Landsh. 1809) und eine vom Franzöſiſchen Inſtitut gekrönte Unterſuchung über die Anatomie der Strahlthiere, die ihrerzeit das allgemeinſte Aufſehen erregten. Sein Ruf wurde noch erhöht durch die «Anatomie der kopfloſen Misgeburten» (Landsh. 1813) und durch die «Anatomie

und Bildungsgeſchichte des Gehirns» (Nürnb. 1816), zwei Werke, die auf ihrem Gebiete epochemachend wirkten. 1816 als Profeſſor der Anatomie, Phyſiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie nach Heidelberg berufen, gehörte er von da an zu den glänzendſten Zierden dieſer Univerſität. Daneben entwickelte er auch als Schriftſteller eine unausgeſetzte Thätigkeit, die bei der Selbſtändigkeit und Gründlichkeit ſeiner Forſchungen bewundernswerth genannt werden muß. Unter ſeinen Arbeiten aus dieſer Zeit ſind beſonders hervorzuheben: die «Phyſiologie des Menſchen» (Bd. 1 und 3, Darmſt. 1830 und 1836), die «Zeitſchrift für Phyſiologie» (1824—27), die er mit Reinhold und Treviranus gemeinſchaftlich herausgab, und die claſſiſche Schrift «Das Hirn des Negers verglichen mit dem des Europäers» (Heidelb. 1837). Sonſt ſind noch zu erwähnen: «Von den Duverney'ſchen und Barthaliniſchen Drüſen des Weibes» (Heidelb. 1840), «Ueber Verengung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten» (Heidelb. 1843) und «Von lebenden Würmern und Inſekten in den Geruchsorganen des Menſchen» (Manh. 1844). Inzwiſchen erſchütterten jedoch harte Schickſalsſchläge, die ihn in ſeiner Familie betrafen, die Kraft des rüſtigen Mannes. Nach der bad. Revolution von 1848 und 1849, an welcher auch zwei ſeiner Söhne Antheil nahmen, war ihm ſeine Stellung und der Aufenthalt in Heidelberg verleidet. Er nahm 1849 ſeine Entlaſſung vom Lehramte und lebte ſeitdem in ſtiller Zurückgezogenheit erſt zu Frankfurt a. M., dann in München, wo er 22. Jan. 1861 ſtarb. Eine gelehrte Frucht der Muße ſeiner letzten Jahre war die «Geſchichte des Tabacks und ähnlicher Genußmittel» (Frankf. 1854), die auch beim größern Publikum lebhaften Anklang fand.

Tiedge (Chriſtoph Aug.), deutſcher Dichter, geb. 14. Dec. 1752 zu Gardelegen in der Altmark, wo ſein Vater (geſt. 1769 als Conrector am Gymnaſium zu Magdeburg) damals Rector war, ſtudirte die Rechte in Halle und wurde dann Secretär in dem Landrathscollegium zu Magdeburg. Doch gab er 1781 die juriſt. Laufbahn auf und ging als Erzieher nach Erich in der Grafſchaft Hahnſtein. Hier trat er in Verbindung mit den Dichtern Göckingk, Gleim und Klamer Schmidt, machte auch ſchon die nähere Bekanntſchaft der Frau von der Recke (ſ. d.). Auch fallen ſeine erſten Gedichte in dieſe Zeit. 1788 wandte er ſich auf Gleim's Einladung nach Halberſtadt, wo er mit dieſem und mit Klamer Schmidt verbunden lebte. Er wurde 1792 Privatſecretär des Domherrn von Stedern und blieb nach dem Tode deſſelben als Erzieher der beiden Töchter bei deſſen Familie, mit der er 1797 nach Magdeburg und 1798 nach Quedlinburg zog. Eine ihm durch Gleim's Einfluß verliehene halberſtädter Dompräbende überließ er einem jüngern Bruder und hielt ſich nun abwechſelnd zu Halle und zu Berlin auf, wo er wieder mit Frau von der Recke zuſammentraf. Als Geſellſchafter machte er mit ihr mehrjährige Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz und Italien (1805—8) und blieb ſeitdem als treuer Lebensgefährte in ihrer Nähe, erſt zu Berlin und ſeit 1819 zu Dresden. Hier lebte der greiſe Dichter auch nach dem 1833 erfolgten Tode ſeiner Freundin, durch deren Letzten Willen für ſeine noch übrigen Lebenstage geſorgt war. Er ſtarb 8. März 1841. T. erwarb ſich als Dichter zuerſt einen Namen durch ſeine poetiſchen Epiſteln, welche Dichtungsart damals mit Vorliebe gepflegt wurde. Er neigte ſich zur didaktiſchen Poeſie und zu ſentimentalen und elegiſchen Schilderungen des Natur- und Seelenlebens hin. 1801 trat er mit ſeiner «Urania» (17. Aufl., Eſſen 1859), einem lyriſch-didaktiſchen Gedichte hervor, das große Verbreitung fand, und deſſen lyriſche Theile ſpäter von Himmel in Muſik geſetzt wurden. Wiewol der ſentimentale Rationalismus, der in dem Werke webt, gegenwärtig weniger Anklang findet, bleibt doch die Planmäßigkeit des Ganzen, die zu Grunde liegende ſittliche Geſinnung und viel Gelungenes im einzelnen immer noch der Anerkennung werth. Eine Art Fortſetzung der «Urania» bilden die «Wanderungen durch den Markt des Lebens» (2 Bde., Halle 1833; neue Aufl. 1836). Allgemeinen Beifall fanden ſeine «Elegien und vermiſchten Gedichte» (Halle 1803; 2. Aufl., 2 Bde., Halle 1814). 1812 erſchien ein idylliſcher Liederroman «Das Echo, oder Alexis und Ida», 1815 der Liederroman «Aennchen und Robert» (Halle 1815). Seine «Denkmale der Zeit» (Halle 1814) ſind eine Sammlung Gedichte aus den J. 1806—14, welche den Schmerz über das unterjochte Vaterland und die Freude über deſſen Befreiung ausdrücken. Auch lieferte er eine anziehende Lebensbeſchreibung der «Anna Charlotte Darathea, Herzogin von Kurland» (Lpz. 1823). Eine Ausgabe ſeiner «Geſammelten Werke» beſorgte ſein Freund Eberhard (8 Bdchen., Halle 1823—29). Vgl. «T.'s Leben und Nachlaß», herausgegeben von Falkenſtein (4 Bde., Lpz. 1841); Eberhard, «Blicke in T.'s und in Eliſa's Leben» (Berl. 1844). — Die nach dem Tode T.'s zu Dresden begründete Tiedge-Stiftung hatte urſprünglich den Zweck, das Grab des Dichters zu erhalten und einzelnen Dichtern und Künſtlern oder deren Witwen und Kindern Unterſtützungen zu gewähren. Anfänglich nur auf Sachſen beſchränkt, kannte jedoch dieſe Stiftung 1860, nachdem

ihr ein Drittheil des Reinertrags der von Major Serre auf Maxen veranſtalteten Schillerlotterie überwieſen worden, ihre Wirkſamkeit auf ganz Deutſchland ausdehnen und unter anderm auch einzelne deutſche dichteriſche Werke von Bedeutung durch Preiſe auszeichnen. Ende 1866 betrug das Kapitalvermögen (vom Cultusminiſterium aufbewahrt und verwaltet) 174869 Thlr. 17 Ngr. Von den Zinſen deſſelben kamen im Laufe des Jahres 100 Dukaten als Preis und 3200 Thlr. als Ehrengaben zur Vertheilung.

Tiefſinn als Krankheit nennt man die fortdauernde und unwillkürliche Schwermuth, die Melancholie (ſ. d.). In einem ganz andern Sinne aber ſetzt die Pſychologie den T. dem Witze und dem Scharfſinne entgegen. Man verſteht dann darunter eine unentbehrliche Beſchaffenheit des philoſ. Geiſtes: den in die Tiefe der Gegenſtände eindringenden Sinn, welcher auf das Weſen der Dinge gerichtet iſt und nicht an ihrer Oberfläche hängen bleibt. Es gibt aber auch einen erheuchelten T., welcher, indem er den Unkundigen mit hohlen, aber bedeutungsvoll klingenden Worten zu täuſchen verſteht, als wiſſenſchaftlicher Humbug in die Klaſſe der unehrlichen Ueberliſtungskünſte gehört.

Tiefſtrunk (Joh. Heinr.), Philoſoph aus der Schule Kant's, geb. zu Stove bei Roſtock 1759, wurde, nachdem er ſeine theol. und philol. Studien, die er frühzeitig mit philoſophiſchen verband, vollendet, zunächſt Nachmittagsprediger, dann Rector der Schule zu Joachimsthal in der Ukermark. Da er ſich bereits durch philoſ. Schriften bekannt gemacht, erhielt er 1792 den Ruf als ord. Profeſſor der Philoſophie nach Halle, wo er 7. Oct. 1837 ſtarb. Seine literariſche Wirkſamkeit hatte ihren weſentlichen Mittelpunkt in der Ausführung und Anwendung des aus der Kant'ſchen Philoſophie hervorgegangenen Rationalismus. Hierher gehören vorzüglich folgende Schriften von ihm: «Einzig möglicher Zweck Jeſu aus dem Grundgeſetze der Religion entwickelt» (Berl. 1789; 2. Aufl. 1793); «Cenſur des chriſtl.-prot. Lehrbegriffs nach den Principien der Religionskritik» (3 Bde., Berl. 1791—94); «Die Mündigkeit der Religion» (2 Bde., Berl. 1800). Außerdem war T. beſonders für eine populariſirende Entwickelung der Kant'ſchen Rechts- und Sittenlehre thätig. Dahin gehören beſonders die «Philoſ. Unterſuchungen über das Privat- und öffentliche Recht» (2 Bde., Berl. 1797—99) und die «Philoſ. Unterſuchungen über die Tugendlehre» (2 Bde., Halle 1805), welche beide Werke ſelbſt nur für Commentare der Kant'ſchen Metaphyſiken der Sitten und des Rechts gehalten ſein wollen. Selbſtändiger iſt ſein «Grundriß der Sittenlehre» (2 Bde., Halle 1803). Die Logik bearbeitete er zweimal, zuletzt unter dem Titel «Die Denklehre im rein deutſchen Gewande» (Halle 1825). Unter ſeinen ſpätern Schriften iſt noch «Das Weltall nach menſchlicher Anſicht» (Halle 1821) zu erwähnen. Allen ſeinen Schriften kann Deutlichkeit und Klarheit nicht abgeſprochen werden, nur leiden ſie an Weitſchweifigkeit. Beſonders verdient machte er ſich auch früher durch die Herausgabe von Kant's «Vermiſchten Schriften» (3 Bde., Halle 1799—1800).

Tientſin, chineſ., dem europ. Handel eröffnete Stadt in der Provinz Petſchili, Hauptort des Depart. Tientſin-fu, in einer ſandigen Ebene zu beiden Seiten des Peiho (ſ. d.) und 10 M. von deſſen Mündung in den Golf von Petſchili gelegen, gilt als Eingangsthor Pekings von der Seeſeite. T. zählt etwa 400000 E., iſt von Mauern und Feſtungswerken umgeben, hat viele Theater, Tempel, darunter der «Tempel der Höllenſtrafen» mit ſchreckhaften, dieſe darſtellenden Gemälden, Zollhäuſer und zeichnet ſich vor andern chineſ. Städten durch breitere Straßen, namentlich in den ſog. Bazars aus, die als eine lange Reihe von Magazinen die Stadt durchſchneiden. Induſtrie herrſcht in T. nicht. Die Bedeutung der Stadt liegt in dem großartigen Tranſithandel. T. iſt nicht nur der Hafen Pekings, ſondern auch Verbindungsort des chineſ. Südens mit dem Norden, da der große Kaiſerkanal gerade hier den Peiho mit dem Jan-tſe und dem Gelben Fluß verbindet. Als eigentlicher Seehafen kann T. nicht gelten, da europ. Schiffe noch 1—2 M. vor der Mündung des Peiho ankern und dort die Waaren auf kleine Dſchunken verladen müſſen. Auch iſt vom Oct. bis in den März der Strom wegen der Stürme und des Eiſes nicht zugängig. 1864 betrugen die Ausfuhren 1,730786 Taels oder 3,830000 Thlr.; die Einfuhren 7,645422 Taels oder 16,940000 Thlr. Der bedeutendſte Ausfuhrartikel iſt das Seeſalz, welches an der Mündung des Peiho in großer Menge für kaiſerl. Rechnung gewonnen wird. Daran ſchließen ſich Steinkohlen, Baumwolle, Datteln, Erbſen. Unter den Einfuhrartikeln ſind zu erwähnen Getreide aus Südchina, Reis (faſt nur auf dem Kaiſerkanal), Zucker, Papier, Indigo, Taback, Thee und Seide, letztere beiden zur Wiederausfuhr auf dem Karawanenwege nach Rußland. Zu beiden Seiten der Peihomündung liegen die berühmten, am 23. Mai 1858 an., zum zweiten mal 21. Aug. 1859 von den Franzoſen und Engländern eroberten ſtarken Takuforts (ſ. China), auf deren Einnahme der Fall Pekings und die Be-

sätigung der Verträge von T. erfolgte, in denen der zähe Widerstand der chines. Staatskunst gegen europ. Einflüsse gebrochen, die ganze Seeküste dem fremden Handel eröffnet, die Beschiffung des Jang-tse-kiang und aller andern Flüsse freigegeben, europ. Gesandte in Peking zugelassen und ein neuer Zolltarif vereinbart wurde, wodurch der Handelsverkehr mit China einen bis dahin ungeahnten Aufschwung nahm.

Tiers-état, d. i. der dritte Stand, hieß im öffentlichen Rechte des Feudalzeitalters in Frankreich, wie überall, die ganze große Masse des bürgerlichen Volks oder des Mittelstandes gegenüber den beiden privilegirten Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit.

Tiers-parti, d. i. die dritte Partei, hieß unter Ludwig Philipp in der franz. Deputirtenkammer eine Fraction des Centrums, die zwar nicht zur Opposition gehörte, aber auch nicht für die Politik des Doctrinairs-Ministeriums stimmte. Der T. wünschte eine Verwaltung aus den Männern des Kaiserreichs, die Herrschaft des Mittelstandes und im Innern die reine Politik der materiellen Interessen. T. nannte man daher zuweilen auch jede polit. Partei, die den entschiedenen Richtungen abgewendet ist und die Meinung des Spießbürgerthums vertritt.

Tiflis oder Teflis (georgisch Thepilisi, d. h. Warmbrunn, oder Tphilis-K'halakhi, d. h. Warmstadt, nach den warmen Quellen so genannt), ist die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Georgien (s. d.) oder Grusien, jetzt die des gleichnamigen russ. Gouvernements sowie der ganzen kaukas. Statthalterschaft (s. d.) und die wichtigste Stadt in ganz Transkaukasien. Dieselbe liegt in einer hügeligen, durch Weinpflanzungen, Busch- und Gartenanlagen verschönerten Gegend der Landschaft Karthli zu beiden Seiten des wilden, unfahrbaren Kur, und ist wegen ihres halb europ., halb asiat. Austrichs eine der interessantesten Städte des Orients. T. zerfällt in vier Theile. Goretnban oder Gareth-Uban, der nördl., von den Russen angelegte Theil, am rechten Flußufer außerhalb der alten Stadtmauer, trägt das Gepräge einer modernen europ. Stadt, mit geraden, breiten Straßen, weiten Marktplätzen, drei Brücken, schönen Häusern, glänzenden Kaufläden, Kaffeehäusern und mehrern großen Prachtgebäuden, unter denen der auf der Stelle der 1795 von den Persern zerstörten alten Kathedrale aufgeführte Regierungspalast, das Gebäude des Generalstabs, das Gymnasium und einige Kirchen hervorzuheben. Jenseit dieser «Neustadt» liegt am rechten Flußufer die «Altstadt» oder Kala, eine asiat. Stadt mit Bazaren, Karavanserais, engen und schmuzigen Straßen, in welchen sich eine buntgemischte, fremdartige Bevölkerung drängt. Hier wohnen am hohen Ufer des Kur in mit Balkonen versehenen, mehrstöckigen Häusern die vornehmen Eingeborenen. Auch befinden sich hier die meisten und wichtigsten Kirchen sowie der zum Theil überbaute Hauptbazar mit dem neuen Karavanserai. Der dritte Stadttheil, Isni, der Kala gegenüber auf dem Berge Nathluch gelegen, umfaßt das von dem ärmsten Theile der Bevölkerung bewohnte Viertel Awlabar, die von den Türken 1576 auf einem Berge erbaute Citadelle, eine Kaserne und den sog. Sand, eine von einer deutschen Schwabencolonie bewohnte Häuserreihe längs des Kurufers, mit schöner Kirche und dem Oberpfarramt für alle deutschen Colonien Transkaukasiens. Südlich von Kala und Isni thürmt sich zwischen dem Schloßberge und dem Höhenrücken amphitheatralisch der vierte Stadttheil, das eigentliche Thepilisi, auf, mit der Wohnung des Archierei oder obersten Geistlichen der georgischen Kirche, dem Zollhause, den Quarantänegebäuden, den warmen Quellen und den in neuerer Zeit starkbenutzten Bädern. Das Wasser derselben enthält Schwefel an Natron gebunden, kohlensaures Natron, Kochsalz und Naphtha und hat 31—36° R. Wärme. T. ist der Sitz des Statthalters von Kaukasien und seines Adjuncten für die Civilverwaltung der Statthalterschaft, eines besondern Civilgouverneurs für das Gouvernement T., des Generalstabs, des georgischen Patriarchen und Metropoliten, eines armen. Erzbischofs und eines russ. Bischofs. Es bestehen 45 Kirchen, darunter 23 armenische, 18 georgische und russische, eine römisch-katholische und eine protestantische, außerdem ein jüd. Bethaus, eine schiitische Moschee, einige Klöster, ein Gymnasium mit einem adelichen Pensionat, eine öffentliche Schule für gebildete Stände, ein Seminar und andere Lehranstalten, eine Geographische Gesellschaft, eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein Botanischer Garten, ein der Alhambra nachgebildetes Theater (vom Fürsten Gargarin erbaut) und eine Münze. 1862 zählte die Stadt 60775 E., im Winter 1864 nur 60085, darunter 28404 Armenier, 14878 Georgier, 12462 Russen, 1122 Deutsche, 954 Tataren, 949 Polen, 529 Perser, 427 Juden u. s. w. Nach den Glaubensbekenntnissen waren 28271 armen. Gregorianer, 26687 griech. Orthodoxe, 1583 röm. Katholiken, 1143 Lutheraner, 1483 Mohammedaner, 722 russ. Sektirer, 427 Juden. Dem Militär gehörten 6814 Individuen an. Eine Zählung im Sommer 1865 ergab 71051 E. (in 5966 Wohnungen). Unter den Industrieanstalten sind die Woll-, Baumwoll- und Halbseidenzeug-

fabriken, die Tapetenmanufactur, die Salzraffinerien und die Gerbereien die wichtigsten. Auch werden schöne Silberfiligranarbeiten angefertigt, und die Büchsenmacher und Schwertfeger liefern vorzüglich schöne Waffen. Unter den kleinen Gewerben ist die Schuhmacherei sehr stark vertreten. T. hat für den großen Weltverkehr eine ungemein günstige Lage. Seitdem unter russ. Herrschaft die Wege durch den Kaukasus, namentlich auch die nordwärts zu dem Engpaß Dariel führende und an die Terekstraße sich anschließende Tiflisstraße sicherer geworden, hat sich die Stadt zu einem Hauptverbindungspunkt und Stapelort für den Handel zwischen Cis- und Transkaukasien sowie zwischen Europa und Asien überhaupt emporgeschwungen. Noch mehr hob sich ihre commerzielle Bedeutsamkeit durch die neuerdings theils verbesserten, theils neugeschaffenen Verkehrswege. 1867 wurde an einer 36 M. langen Eisenbahn zwischen T. und Poti gearbeitet, die später nach Baku am Kaspischen Meere verlängert werden soll. Die Bevölkerung bildet ein ganz einziges ethnogr. Mosaik. Den Großhandel mit europ. Producten und Industrieartikeln vertreten die europ. Kaufleute, zu denen sich die Armenier gesellen. Es werden (nach Brugsch) in T. nicht weniger als 70 Sprachen gesprochen, von den europäischen besonders viel Französisch. Deutsche wohnen außer in T. selbst auch in den benachbarten Colonien Neu-Tiflis, Alexandersdorf, Marienfeld und Katharinenfeld. — Das 1846 gegründete Gouvernement T. umfaßt jetzt, nachdem Eriwan, Nachitschewan, Alexandropol u. s. w. zu einem eigenen Gouvernement erhoben worden, 886,25 Q.-M. mit (1862) 577267 E.

Tiger (Felis Tigris) heißt eine in Südasien heimische Katzenart, die sich durch schöne dunkelbraune Querstreifen auf dem gelbrothen Felle auszeichnet, dem Löwen an Größe und Stärke fast gleichkommt, an Verwegenheit und schleichender Tücke jedoch ihn bei weitem übertrifft. Die eigentliche Heimat des T. sind die Tiefländer Südasiens, von wo aus er selbst ins südl. Sibirien fast alljährlich Streifzüge unternimmt. In Ostindien behauptet er sich trotz aller Nachstellungen, denen jährlich Hunderte von T. erliegen, unter dem Schutze der unwirthlichen tropischen Vegetation selbst in den cultivirtesten Gegenden. Auf manchen der hinterind. Inseln steht religiöser Aberglaube der Eingeborenen seiner Vertilgung entgegen. Ueberall gilt der T. als das furchtbarste aller Raubthiere, das ganze Dörfer gefährden kann. Die Jagd auf den T. ist wegen Schwierigkeit und Kostspieligkeit ein Hauptvergnügen der Großen Asiens. Das schöne Fell des T. dient besonders zu Decken aller Art. Gezähmt ist der T. selbst einer gewissen Anhänglichkeit fähig, hat sich auch in der Gefangenschaft bisweilen, besonders gern aber mit dem Löwen, fortgepflanzt, sodaß Bastarde von T. und Löwen häufiger in Thiergärten und Menagerien vorkommen als reine Inzuchten.

Tigranes (armen. Dikran) ist der Name mehrerer alter Könige Armeniens. Die Angaben, welche die armen. Schriftsteller über die meisten der Herrscher des Namens geben, stimmen mit denen der Griechen und Römer wenig überein und sind zum Theil vom gröbsten Nationalstolz dictirt. Der erste des Namens aus der Dynastie der Haig soll zu Cyrus' Zeiten gelebt haben, und sein Name wird von Xenophon erwähnt. Der bekannteste ist **T. II.** oder der Große, aus dem Geschlecht der parth. Arsaciden. Bald nach seiner Thronbesteigung erhob sich T. im Bündniß mit seinem Schwiegervater Mithridates VI. Eupator, König von Pontus, gegen die Römer. Im J. 85 v. Chr. den Zwiespalt der seleucidischen Prätendenten benutzend, machte er sich zum König von Syrien und eroberte 76 noch einen Theil von Kleinasien. Hierauf wandte er sich gegen die Parther, nahm diesen Mesopotamien, Adiabene und Atropatene ab und legte sich den Titel König der Könige bei, mit welchem er auch auf seinen Münzen erscheint. Mithridates war 71 zu T. geflohen. Als dieser auf Clodius' Verlangen, den pontischen König auszuliefern, nicht eingegangen war, überzog ihn Lucullus (s. d.) mit Krieg und schlug ihn 6. Oct. 69 bei seiner von ihm gegründeten Hauptstadt Tigranocerta. Ein Aufruhr im röm. Heere rettete T. für diesmal. Pompejus (s. d.) übernahm die Leitung des Kriegs 66 und belagerte T. in Artaxata, nachdem dieser zwei seiner Söhne getödet und den dritten, auch T. genannt, bekämpft. T. ergab sich, mußte aber eine ungeheure Summe bezahlen (6000 Talente), wofür er im Besitz von Großarmenien blieb. Kleinarmenien wurde dem Dejotarus gegeben, und der aufrührische Sohn T. gefangen mitgeführt. 55 gesellte sich T. seinen Sohn Artavasdes zu, der nach seinem erst 36 v. Chr. erfolgten Tode allein regierte. — **T. III.**, Sohn Artavasdes', 20 v. Chr., wurde vom Tiberius auf Augustus' Befehl auf den Thron gesetzt, wendete sich den Parthern zu und starb plötzlich, als ein röm. Heer ihn für seine Undankbarkeit bestrafen wollte. — **T. IV.** (12—6 v. Chr.) hatte seine Schwester Erato geheirathet und fiel im Kampfe gegen die barbarischen Volksstämme seines Reichs. — **T. V.**, ein Enkel Herodes d. Gr., wurde 60 n. Chr. durch Domitius Corbulo zum König eingesetzt und gegen den Parther Tiridates unterstützt. Er vereinigte

Kleinasien mit seinem Reiche und fiel später gegen die Parther. — T. VI. übergab sich 412 dem Perserkönige Jezdegerd I.

Tigré oder Tigrié, das nördlichste der drei Reiche, aus welchen das heutige Abyssinien zusammengesetzt ist, über dessen Größe sowie Einwohnerzahl keinerlei verlaßliche Angaben vorhanden sind. T. besteht fast durchweg aus Hochland, das im Durchschnitt nicht tiefer als 4000 F. herabgeht, gegen Norden zu terrassenförmig 7000 F., in den östl. Grenzgebirgen, nach der Samhara hin, aber durchschnittlich 8000 F. ziemlich jäh abstürzt, hier aber von mehrern steilen Pässen durchschnitten ist, worunter der nach Massaua führende Taranta- und der nach Zulah und Hamfila ausgehende Sanafe-Paß die am meisten von den Maulthierkaravanen benutzten sind. Auf den weiten Hochebenen erheben sich ganze Gebirgssysteme und vereinzelte vulkanische Kegelberge von zum Theil majestätischen, zum Theil grotesken Formen. Manche dieser Amben oder natürlichen Felsfestungen stürzen viele tausend Fuß hoch senkrecht ab und gleichen kolossalen Naturgebäuden. Mit ihrer meist platten Oberfläche, die gewöhnlich mit Wasser versehen, dienen sie häufig den kriegführenden Parteien als Zufluchtsorte. Die höchsten vulkanischen Kegelberge liegen in der Provinz Agamé, wo der Sanafe bis zu 10242 F., der Alequa bis zu 10390 F. ansteigt, während in der Provinz T. die gleichfalls vulkanischen Gipfel Semajata 9518 F., Hitscha 9155 F. und Waalta-Hazim 9016 F. sich erheben, neben einer großen Anzahl isolirter, 6—9000 F. hoher Kegelberge. Der südliche, meist aus Plateaux bestehende Theil T.s, welcher von zahlreichen Thalschluchten durchrissen ist, hat seine Abhänge gegen den Takazze und dessen östl. Nebenflüsse, erhebt sich aber in der Provinz Lasta wieder zu Höhen von 10000 F. Nur die nordwestl. Grenzlandschaften gegen Barka und das Land der Bazen, namentlich zwischen Mareb und Takazze, gehören der feuchten, tiefen und ungesunden Region der Kollas oder Kwollas an. Mit Ausnahme des Anseba oder Ainsaba, welcher bei Tsazega in der nördlichsten Provinz Hamasen entspringt und, nach Norden fließend, seine Wasser durch den Barka dem Rothen Meere zuführt, gehören alle Ströme T.s dem Nilgebiete an. Haupt- und Grenzstrom ist der reißende Takazze oder Takazzié. Die Bewohner sind semit. Kaukasier, fast durchgehends Christen der koptischen Kirche, meist heller als ihre südwestl. Nachbarn in Amhara und von diesen durch eine besondere Sprache, das Tigrische, geschieden, welches die größte Aehnlichkeit mit dem Altäthiopischen bewahrt hat. Hauptstadt ist schon seit Jahrhunderten und namentlich seit dem Verfalle des alten Axum (s. d.) Adowa oder Adoa (s. d.). Tsazega, Sitz des Statthalters von Hamasen, mit 1500—2000 E., besteht aus zerstreuten Hütten und ist berühmt durch seine Pferde- und Maulthierzucht. Halai, ein Dorf von 2000 E. auf kahler Hochebene in Okeluluse, am Ausgangspunkte des Tarantapasses, ist wichtig als Grenzstation gegen das ägypt. Küstenland. Ategerat oder Attigrat, Marktflecken und Hauptort der Provinz Agame, liegt in öder, rauher Gegend 7675 F. über dem Meere, am Fuße eines terrassenförmigen Sandsteingebirgs. Merkwürdigkeiten des Orts sind die Kirche des heil. Cyriakus, geschmückt mit abyssin. Malereien, und der sog. Palast des frühern Herrschers Sabagadis. Antalo, die Hauptstadt von Enderta, war einst ein blühender Ort, der jetzt nur 1000 E. zählt. Schelikut, ein bedeutender Marktflecken, östlich von Antalo, ist der Haltepunkt der Salzkaravanen. Die alte Geschichte T.s fällt mit derjenigen Aethiopiens (s. d.) zusammen. Nachdem der alte abyssin. Staat in die Reiche Schoa und Gondar zerfallen war, bildete T. ein Reich zusammen mit Amhara, das letztere unter Scheinkönigen, welche die faktische Gewalt in den Händen des Ras oder Major-Domus ließen. Diesen zunächst kamen an Macht die Statthalter von T. 1830 war Sabagadis Herrscher von T., welcher sich vom Könige in Gondar unabhängig gemacht hatte, aber vom Dedschasmatsch Ubié gestürzt und getödtet wurde. Während nun Ubié von den Großen des Landes in der alten Hauptstadt Axum zum Fürsten T.s ausgerufen ward, erhob sich der Sohn des Sabagadis, Walda Michael, gegen Ubié, theilte jedoch bereits 1832 das Schicksal seines Vaters. Ubié herrschte nun 25 J. lang unbeschränkt als der mächtigste Fürst in Abyssinien überhaupt, bis 1855 sein Sturz nach einer auf den Schneebergen Semens gegen den Dedschasmatsch Kasa (s. Theodor II.) verlorenen Schlacht erfolgte, und er in Gefangenschaft gerieth. Gegen den von Theodor II. eingesetzten Statthalter erhoben sich alsbald unter der Führung von Ubié's Neffen, Agau Negussié, die Einwohner von T. Negussié wurde zum Herrscher ausgerufen und regierte, von Frankreich unterstützt, an welches er die Bai von Adule nebst der davorliegenden Insel Detté verkaufte, fünf Jahre lang, bis er 1861, als Theodor II. gegen ihn anrückte, von seiner Armee im Stiche gelassen, von seinem Gegner gefangen und grausam umgebracht wurde. Marit, welcher den Aufstand der Bewohner T.s aufs neue schürte und der Nachfolger Negussié's wurde, fiel 1862 in die Hände Theodor's und wurde gleichfalls hingerichtet.

Tigris, gegenwärtig ein Nebenfluß des Euphrat, in den er sich bei Kurna ergießt, im Alterthum aber wahrscheinlich vom Euphrat getrennt, ist einer der bedeutendsten Ströme Vorderasiens. Derselbe entspringt in der Nähe des Euphrat aus zwei Quellen, von denen die westliche und hauptsächliche, im Süden vom hohen Bergsee Gölendjik, ungefähr 57° östl. L. (Ferro) und 38° 10′ nördl. Br. liegt. Vom Südrande der Tauruskette geht der T. zuerst gegen Nordosten, wendet sich dann südlich und südöstlich von Arghani-Maaden gegen Diarbekr. Von dort nach Osman-Köi fließend, nimmt er vom Ala-Dagh (Niphates) her den sog. Ostigris (Nymphius der Alten) auf und durchbricht die Taurusausläufer 20 M. nördlich von Mossul, unfern des heiligen Gaziouth-ibn-Omar. Der Strom bespült das alte Ninive, scheidet in seinem Laufe Assyrien von Mesopotamien und geht in einem mehr oder weniger südl. Lauf über Kalah-Shergat, Tekrit, Samara nach Bagdad. Hier nähert er sich dem Euphrat, sodaß er in dieser Gegend ungefähr nur $2\frac{1}{2}$ M. von letzterm entfernt ist. Unterhalb Mossul nimmt der T. die beiden Zab auf, und unterhalb Bagdad fließt der Diyaleh (Gyndes der Alten) in ihn. Bei Kurna vereinigt er sich mit dem Euphrat, nach einem Laufe von 250 M. Nach der Vereinigung des T. mit dem Euphrat (s. d.) nimmt letzterer den Namen Schatt-el-Arab an, der sich nach einem Laufe von 25 M. in den Persischen Meerbusen ergießt. Der T. ist von Diarbekr ab schiffbar, doch wird von hier aus nach Samara der Verkehr häufig durch natürliche und künstliche Hindernisse gehemmt. Den Namen T., vom altpers. tigra, Pfeil, soll der Strom seines raschen Laufes wegen erhalten haben. In der Genesis wird er unter dem Namen Hiddekel als einer der vier Ströme des Paradieses bezeichnet. Die Assyrer nannten ihn Idiglat oder Diglat, was noch heute der arab. Name (Didschleth) ist. Einst bespülte der T. ein reiches Culturland von Amida (Diarbekr) ab über Bezabde, Ninive, Opis, Selencia, Ktesiphon; heute sind seine Ufer verödet, mit Ausnahme der großen Bevölkerungen von Diarbekr, Mossul und Bagdad.

Tilburg, eine Fabrikstadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, $\frac{1}{4}$ M. vom linken Ufer der Ley, 3 M. südwestlich von Herzogenbusch und fast ebenso weit südöstlich von Breda, inmitten einer Heidegegend gelegen, erhielt erst seit 1808 Stadtrechte und zählte Anfang 1867 eine Bevölkerung von 18449 Seelen. Die Stadt hat eine reform. und drei röm.-kath. Kirchen, einen bischöfl. Palast, eine Synagoge, eine Kaserne, eine Tuchhalle, gute Schulen, drei Munsik- und sechs Schützenvereine. 1861 bestanden zu T. 84 (darunter 37 Dampf-) Wollfabriken. Außerdem gibt es in T. zahlreiche Gerbereien.

Tilgungsfonds. Es wird von manchen Staatswirthschaftslehrern behauptet, daß der Staat die Schulden, welche er macht, nicht zurückzahlen solle, und es liege in seinem und seiner Gläubiger Interesse, letztern nur die zugesagten Zinsen zu gewähren, die Anleihe selbst aber als eine ewige zu betrachten. Wo man diesen Ansichten zustimmt, hat man sich auch vielfach zu Renteanleihen entschlossen, die grundsätzlich weder vom schuldenden Staate noch von den Staatsgläubigern gekündigt werden können, mithin ewige Anleihen sind. Nur steht dabei dem Staate frei, sich durch Ankauf der Renten von seiner Schuld zu befreien. Im allgemeinen wiegt aber doch mit Recht die Ansicht vor, daß der Staat wohlthut, die Schulden, mit denen er sich belastet hat, in möglichst kurzer Frist zurückzuzahlen. Staatsschulden sollten nur gemacht werden, erstens, wenn der Staat größere Mittel, als er durch Abgaben aufzubringen vermag, zur Wahrung und Vertheidigung seiner Existenz nöthig hat, und zweitens, wenn er im öffentlichen Interesse sich gedrungen sieht, productive Anlagen (z. B. Eisenbahnen) zu machen. In letzterm Falle sollen diese Anlagen, wenngleich nicht in der ersten Zeit, doch später, nicht nur die Zinsen des Anlagekapitals, sondern auch einen Ueberschuß abwerfen, und daß dieser Ueberschuß zweckmäßig nur zur Tilgung der Schuld verwendet wird, mag gewiß niemand bezweifeln. Aber auch Kriegsanleihen sollten in den Zeiten dauernden Friedens getilgt werden, damit, wenn der Staat von neuem eine Anleihe zu machen genöthigt wird, sein Credit nicht geschwächt ist. Außerdem fließt durch die Tilgung Kapital an die Besitzer der Schuldverschreibungen zurück, das dem Grundbesitz, der Industrie, den Actiengesellschaften u. s. w. nützlich werden kann. Um nun eine regelmäßige Tilgung zu erzielen, hat man den T. geschaffen, in welchen jährlich bestimmte Summen oder Einnahmen aus gewissen Quellen zu dem Zwecke fließen, daß der Fonds damit nach und nach die Staatsschuld tilge. Dieser T. kann eine besondere Kasse haben oder auch mit der Staatsschuldenkasse, welche die Zinsen der Schuldbriefe zahlt, verbunden sein. Die Tilgung durch die Tilgungskasse erfolgt nach Maßgabe der zufließenden Einnahmen, entweder durch Ankauf der Schuldbriefe auf der Börse oder durch Auslosung derselben. Gewöhnlich pflegt das letztere, die Auslosung, dann zu geschehen, wenn der Curs der Anleihe über Pari steht. In manchen, und zwar den wohlgeordnetsten Staaten, bestimmt man zum T. die durch die zurückgezahlten

Schulden bereits ersparten Zinsen und weist dem Fonds außerdem noch eine gewisse Zahl von Procenten des Betrags der ursprünglichen Schuld, die *sinkenden Fonds* (engl. sinking fund), zu, was zur Folge hat, daß die Tilgungsmittel durch die ersparten Zinsen mit jedem Jahre wachsen und die Tilgung selbst zwar anfänglich langsam, später jedoch sehr schnell vorschreitet. Eine 3procentige Anleihe mit einem jährlichen sinkenden Fonds von 3 Proc. wird in $23^1/_2$ J., von 2 Proc. in 30 J., von 1 Proc. in 47 J., von $^1/_2$ Proc. in 66 J., von $^1/_{10}$ Proc. in 116 J., von $^1/_{20}$ Proc. in 139 J. getilgt. Dasselbe geschieht bei einer 4procentigen Anleihe mit einem sinkenden Fonds von 3 Proc. in $21^2/_3$ J., von 2 Proc. in 28 J., von 1 Proc. in 41 J., von $^1/_2$ Proc. in 57 J., bei einer 5procentigen Anleihe dagegen mit einem sinkenden Fonds von 3 Proc. in 20 J., von 2 Proc. in 26 J., von 1 Proc. in 37 J., von $^1/_2$ Proc. in 49 J. Weniger als 1 Proc. sinkender Fonds kommt sehr selten vor. Auch bei städtischen und Corporationsschulden und bei Schulden von Actiengesellschaften hat man bereits die Tilgungs- und sinkenden Fonds vielfach eingeführt. In manchen Fällen errichteten Corporationen und Staaten die Fonds beider Art nur zu dem Zwecke, um die Kapitalisten anzulocken und die Contrahirung der Anleihe zu erleichtern, hielten aber die eingegangene Verpflichtung nicht. Man schlug jedoch durch solches Verfahren seinem Credit eine tiefe Wunde und erschwerte sich, bei neuer finanzieller Noth, die Herbeischaffung außerordentlicher Mittel.

Till Eulenspiegel, s. Eulenspiegel.

Tillemont (Sébastien le Nain de), ein ausgezeichneter franz. Kirchenhistoriker, wurde 30. Nov. 1637 zu Paris geboren, erhielt bei den Jansenisten zu Port-Royal eine gründliche Bildung und begann schon frühzeitig die Sammlung des ungeheuern Materials, aus dem seine spätern Werke hervorgingen. Nach einem vieljährigen, einsamen Studien gewidmeten Aufenthalte zu Beauvais kehrte er 1670 nach Paris zurück, wo er im Verein mit seinem Freunde und frühern Mitschüler Pierre Thomas du Fossé arbeitete. Auf vieles Zureden nahm er auch 1672 die Weihen und wurde Subdiakon im Kirchspiel St.-Lambert, das in der Nähe von Port-Royal lag. Einige Zeit später ließ er sich jedoch im Kloster selbst eine Wohnung bauen. Als die Regierung 1679 diesen Zufluchtsort der Jansenisten aufhob, ging er auf sein zwischen Vincennes und Montreuil gelegenes Gut Tillemont. Um seinen berühmten Freund Arnauld (s. d.) zu sehen, reiste er 1681 nach Holland. Er starb 10. Jan. 1698 und wurde zu Port-Royal begraben, wo auch seine Freunde lagen. 1711 schaffte man die Ueberreste dieser gelehrten Männer in die Kirche St.-André des Arcs. Das Hauptwerk T.'s sind die «Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles» (Bd. 1—16, Par. 1693—1712). T. hat dieses riesenhafte Werk, das mehr eine Materialiensammlung als geschichtliche Darstellung ist, nur bis zum J. 513 führen können. Seit 1690 begann er noch eine zweite große, die erstere vervollständigende Arbeit, die «Histoire des empereurs et des autres princes, qui ont régné durant les six premiers siècles de l'église, etc.» (Bd. 1—5, Par. 1691—1738), welches ebenfalls unvollendet gebliebene Werk zugleich die Christen- und Judenverfolgungen und die profane Literaturgeschichte jener Zeiten umfaßt. Außerdem hat T. viel zu den Schriften seiner Freunde von Port-Royal, unter denen Hernant, du Fossé, Arnauld, Goibaud-Dubois, Lambert, Filleau und Lachaise, beigetragen. Vgl. Trouchay, «Idée de la vie et de l'esprit de le Nain de T.» (Nancy 1706; Köln 1711).

Tilly (Johann Tserclaes, Graf von), berühmter Feldherr, geb. im Febr. 1559 auf dem Schloß der Herrschaft Tilly, 2 M. von Gembloux (Gemblours) im jetzigen Königreich Belgien, war als jüngerer Sohn ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und wurde von den Jesuiten streng und fanatisch erzogen. Doch überwog bei ihm die Lust zum Kriegshandwerk, und er trat anfangs in span., dann in kaiserl., zuletzt in bair. Dienste. T. hatte sich unter Alessandro Farnese in den Niederlanden militärisch ausgebildet, diente dann als Oberstlieutenant unter dem Herzog Philipp Emanuel von Lothringen in Ungarn gegen die Türken und stieg bis zum Range eines kaiserl. Feldmarschalls (Generalmajors) auf. Im Mai 1610 ernannte Herzog Maximilian I. von Baiern T. zum bair. Generalfeldmarschall, und er brachte als solcher das ganz in Verfall gerathene bair. Kriegswesen wieder in gute Ordnung. Bald nach dem Anfange des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.) zum Oberfeldherrn des ligistischen Heeres gewählt, war T. es vorzüglich, dem man den Sieg bei Prag 8. Nov. 1620 und die Unterwerfung Böhmens verdankte. Nach harten Kämpfen mit Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Herzog Christian von Braunschweig eroberte T. 1622 auch die Pfalz, worauf ihn Kaiser Ferdinand II. 3. Sept. 1622 in den Reichsgrafenstand erhob. Auch in Norddeutschland verschaffte T. der kath. Sache das Uebergewicht, indem er Christian von Braunschweig bei Stadtlohn (Westfalen) 6. Aug.

1623 und den dän. König Christian IV. bei Lutter am Barenberge (Braunschweig) 27. Aug. 1626 vollständig besiegte. Im Aug. 1627 überschritt T. auch die Elbe und drang zusammen mit Wallenstein in Schleswig-Holstein ein, wo er vor Pinneberg im Sept. 1627 durch einen Schuß am Knie verwundet wurde und deshalb Wallenstein die weitere Eroberung der Cimbrischen Halbinsel überlassen mußte. Dagegen verfaßte T. demselben seine Unterstützung 1628 bei der Belagerung von Stralsund. Als auf dem regensburger Kurfürstentage Wallenstein den Oberbefehl über die kaiserl. Truppen hatte abgeben müssen, wurde T. im Nov. 1630 auch zum kaiserl. Generalissimus ernannt. Seine bedeutendste Unternehmung in dieser Zeit war die Erstürmung Magdeburgs (s. d.) 20. Mai 1631. Die unerhörten Greuel, welche hier T. verüben ließ, bleiben ein Flecken in seiner Lebensgeschichte, von dem auch die neuesten Untersuchungen ihn nicht völlig haben reinigen können. Aber seitdem verließ ihn das Kriegsglück. König Gustav Adolf von Schweden drang in Sachsen vor und schlug T. bei Breitenfeld (s. d.) unweit Leipzig 17. Sept. 1631, sodaß er selbst, dreimal verwundet, nur mit Mühe nach Halle entkam. Nachdem T. sein Heer reorganisirt und die Schweden im März 1632 aus Bamberg vertrieben, ward er vom Kurfürsten Maximilian I. zum Schutz seiner Erblande nach Baiern berufen und bezog ein verschanztes Lager bei Rain, um die Schweden vom Uebergange über den Lech abzuhalten. Aber Gustav Adolf überschritt den Strom, und dabei entstand eine mörderische Kanonade 15. April, in der eine Kugel T. den Schenkel zerschmetterte. Er starb zu Ingolstadt 30. April 1632 und ward zu Alten-Oetting begraben. In der sog. Feldherrnhalle zu München wurde seine Statue durch König Ludwig I. von Baiern errichtet. T., der Sieger in 36 Schlachten, war von mittlerer Statur und hager. Sein Gesicht hatte scharfe, eckige Züge, eine große Nase und große, unter buschigen grauen Wimpern hervorblickende Augen. Ueberaus nüchtern und enthaltsam, vermied er jeden Aufwand und gab nichts auf äußere Ehrenbezeigungen. Er wies sogar den Reichsfürstentitel und die Belehnung mit dem Fürstenthum Kalenberg uneigennützig zurück. Ein eifriger Verehrer der kath. Kirche, vergaß er nie, täglich die Messe zu besuchen und die bestimmte Anzahl Gebete zu sprechen. Da T. unverheirathet und kinderlos geblieben, so beerbte ihn sein Brudersohn Werner. Vgl. Klopp, «T. im Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Stuttg. 1861).

Tilsit, Kreisstadt im Regierungsbezirk Gumbinnen der preuß. Provinz Preußen, zugleich Hauptstadt des preuß. Litauen, liegt auf dem südl. Ufer der Memel am Einfluß der Tilse in dieselbe, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, eines Hauptzollamts sowie einer Superintendentur und zählt über 18000 E. (1864: 16856), darunter etwa 1000 Katholiken. Die freundliche und geräumig gebaute Stadt hat drei evang. Kirchen (darunter die deutsche mit schönem Thurme und die runde litauische), eine kath. Pfarrkirche, ein altes Schloß (1537 erbaut) und mehrere sehr ansehnliche neuere Gebäude, wie das Rathhaus, das Postgebäude, das Gerichtsgebäude, das neue Krankenhaus, die höhere Töchterschule. Unter den Straßen ist die schöne lange und breite Deutsche Straße als Mittelpunkt des Handels und Verkehrs hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu T. ein Gymnasium (seit 1586), eine Realschule erster Ordnung (seit 1839) und die erwähnte höhere Töchterschule (seit 1863). Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. Es bestehen zu T. außer einer angesehenen Papierfabrik Eisengießereien, Maschinenfabriken, Dampfmehl- und Schneidemühlen, große Seifensiedereien, bedeutende Gerbereien, Schuhfabrikation u. s. w. Von Bedeutung ist auch die Handelsgärtnerei. Man treibt einen lebhaften Handel mit Holz, Getreide, Flachs, Hanf, Steinkohlen, Heringen und andern Fischen. Das Speditionsgeschäft nach Rußland hat zu T. seit dem Bau der Ostbahn fast ganz aufgehört, und überhaupt ist der Verkehr mit Rußland in Abnahme begriffen. Neuerdings wurde die Stadt durch Eisenbahn mit Insterburg (s. d.) verbunden. Sehr lebhaft ist die Stromschiffahrt, und Dampferverbindungen bestehen mit Königsberg, Memel und Kowno. Die eigene Rhederei T.s besteht nur in drei Seeschiffen mit 72 Last. Den Interessen des Handels und der Industrie dient eine Bankcommandite. Bedeutend ist noch immer der jährliche Krämer- und Pferdemarkt. Der städtische Haushaltungsetat betrug 1867 112000 Thlr. Der Kreis T. zählt auf 15,03 Q.-M. 61068 E. (zum großen Theil Litauer). 6 M. unterhalb T., an der Mündung der Memel in das Kurische Haff, liegt der Flecken Rus (im Kreise Heydekrug) mit 3050 E., der als Vorhafen zu Memel und T. gilt. Die Stadt bildete sich allmählich um eine bereits 1288 erbaute Burg, das Schalauner Haus genannt. 1552 erhielt sie von Herzog Albrecht Stadtrecht und wurde mit einem reichen Landbesitz beschenkt. 1708 verlor T. mehr als die Hälfte seiner Einwohner durch die Pest. Erst nach dem Siebenjährigen Kriege begann sich die Stadt allmählich wieder zu erholen.

Geschichtlich merkwürdig ist T. durch den daselbst 7. und 9. Juli 1807 abgeschlossenen

Frieden von T. Die Schlacht bei Friedland, 14. Juni, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Alexander geliefert, hatte mit einer gänzlichen Niederlage geendigt, und mit ihr war Preußens letzte Hoffnung gescheitert. Schon standen die Franzosen am Niemen und rüsteten sich zum Uebergang, als Alexander 18. Juni einen Waffenstillstand vorschlug, den Napoleon annahm. Da beide Theile Ursache hatten, den Krieg wenigstens vorderhand einzustellen, kam eine Annäherung zwischen dem franz. und russ. Monarchen um so schneller zu Stande. Zunächst erfolgte 25. Juni die berühmte persönliche Zusammenkunft beider Kaiser auf einem hergerichteten Flosse auf dem Niemen, unter dem Zujauchzen der an den Ufern versammelten Heere. Die Stadt T. wurde von Napoleon für neutral erklärt und das Hauptquartier der kriegführenden Monarchen, namentlich auch das des preuß. Königs (28. Juni) dahin verlegt, um die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Die Königin von Preußen begab sich, von Napoleon eingeladen, ebenfalls nach T. Am 7. Juli wurde der Friede mit Rußland von Talleyrand, Kurakin und Labanow-Rostowski, Kalckreuth und Golz auf folgende Bedingungen zu Stande gebracht: 1) Die 1793 und 1795 von Polen abgerissenen, bisher preuß. Provinzen sollen ein neues Herzogthum Warschau bilden; 2) Danzig mit einem Umkreise von zwei Stunden soll zu einem Freistaat unter Preußens und Sachsens Schutz gemacht werden; 3) der König von Sachsen, welcher Herzog von Warschau wird, soll eine Militärstraße durch Schlesien dahin erhalten; 4) die Herzoge von Mecklenburg, Oldenburg und Koburg sollen wieder in den Besitz ihrer Länder vom franz. Kaiser gesetzt, dagegen die Brüder des Kaisers, Hieronymus als König von Westfalen, Joseph als König von Neapel und Ludwig als König von Holland, vom russ. Kaiser anerkannt und 5) das Königreich Westfalen aus den jetzt von Preußen abgetretenen Provinzen, am linken Elbufer gelegen, mit einigen andern eroberten Ländern, wie Braunschweig und Hessen, gebildet werden. Zugleich trat 6) der Kaiser Alexander die Herrschaft Jever an Holland ab und versprach 7) seine Truppen aus der Moldau und Walachei zurückzuziehen und mit der Pforte unter Napoleon's Vermittlung Frieden zu schließen. Dagegen erhielt Rußland vom preuß. Polen die Provinz Bialystock (206 Q.-M. mit 184000 E.). Uebrigens räumten noch die Russen infolge des Friedens Cattaro. In einem geheimen Artikel versprach Rußland, sich gegen England für die Behauptung der Unabhängigkeit der neutralen Flagge mit Frankreich zu verbinden und die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon zu demselben System zu bewegen. Der 9. Juli zwischen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon abgeschlossene Friede war in der Hauptsache im vorigen enthalten. Der König mußte die erwähnten poln. Provinzen, alle zwischen Elbe und Rhein gelegenen Provinzen an Napoleon, den Kottbuser Kreis an Sachsen abtreten und England seine Häfen verschließen. Außerdem vereinigte sich noch der Graf von Kalckreuth mit dem Fürsten von Neufchâtel, daß ganz Preußen bis zum 1. Oct. geräumt sein solle, wenn bis dahin die großen Kriegssteuern baar oder durch gehörige, vom franz. Generalintendanten anerkannte Sicherheit abgetragen sein würden. Preußen blieb demzufolge nach wie vor den franz. Commissaren preisgegeben, bis es sich ein Jahr darauf mit einer willkürlich bestimmten runden Summe von 120 Mill. Frs. loskaufte. Dessenungeachtet war es durch die drei von den Franzosen besetzten Festungen an der Oder, Glogau, Küstrin und Stettin, durch Warschaus, Sachsens und Westfalens Stellung jeden Augenblick bedroht, bis 1813 seine Lage sich änderte. Die geheimen Artikel des Tilsiter Friedens wurden in England nach Canning's Eintritt ins Ministerium 1822 in einer Schrift von Lewis Goldsmith bekannt gemacht. Nach denselben sollte Rußland die europ. Türkei in Besitz nehmen; ein Prinz aus Napoleon's Dynastie die Kronen Spaniens und Portugals erhalten; die weltliche Macht des Papstes aufhören; Frankreich die afrik. Staaten in Besitz nehmen; Malta und Aegypten an Frankreich zurückkommen; Frankreich bei der Eroberung Gibraltars von Rußland unterstützt werden; das Mittelmeer blos den Schiffen Rußlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens offen stehen und Dänemark in Norddeutschland durch die Hansestädte entschädigt werden, wenn es seine Flotte gegen England hergäbe.

Timäus aus Lokri in Unteritalien (daher der Lokrer genannt), ein pythagoräischer Philosoph um 400 v. Chr., soll der Lehrer des Plato, der einen seiner Dialoge nach ihm benannt hat, gewesen sein. Die unter seinem Namen noch vorhandene, im dorischen Dialekte verfaßte Schrift «Ueber die Weltseele» ist untergeschoben und ein jedenfalls nicht vor dem 1. Jahrh. v. Chr. gemachter Auszug aus dem Platonischen Timäos. Abgedruckt ist die Schrift in Bekker's (Bd. 3, Thl. 3, Berl. 1818) und in K. Fr. Hermann's Ausgabe des Plato (Bd. 4, Lpz. 1852) sowie in Stallbaum's Ausgabe des Platonischen «Timäus» (Gotha und Erf. 1838). Besonders herausgegeben wurde die Schrift von Gelder (Leyd. 1836) und übersetzt von K. Ch. G. Schmidt: «Das Weltall und die Weltseele nach den Vorstellungen der Alten und T. der

Lokrer von der Seele der Welt und der Natur» (Lpz. 1836). — Der Geſchichtſchreiber T. aus Tauromenium auf Sicilien lebte von 352—256 v. Chr. und brachte, von Agathokles aus ſeiner Heimat verbannt, einen großen Theil ſeines Lebens in Athen zu. Er ſchrieb mit ſtrenger Befolgung der chronol. Ordnung, aber übermäßig ſcharfer Beurtheilung anderer Hiſtoriker eine Geſchichte Italiens und Siciliens von den älteſten Zeiten bis zum J. 264 v. Chr., deren nicht unbedeutende Bruchſtücke von Göller in der Schrift «De situ et origine Syracusarum» (Lpz. 1818) und von Müller in «Historicorum Graecorum fragmenta» (Bd. 1, Par. 1841) zuſammengeſtellt worden ſind. — T., mit dem Beinamen der Sophiſt, ein griech. Grammatiker des 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte ein Gloſſar (Wörterbuch) zu den Schriften des Platon, wovon noch ein ziemlich dürftiger Auszug vorhanden. Derſelbe wurde herausgegeben von Ruhnken (Leyd. 1754; 2. Aufl. 1789), von Koch (Lpz. 1828; 2. Aufl. 1833) und in K. Fr. Hermann's Ausgabe des Plato (Bd. 6, Lpz. 1853).

Timbuktu (auch Tumbuktu und Tombuktu geſchrieben), eine altberühmte Handelsſtadt im weſtl. Theile von Flach-Sudan, liegt unter 17° 40′ nördl. Br. und 15° 36′ öſtl. L., etwa 900 F. über dem Meere und 3½ St. nördlich vom Niger in einer öden Sandebene, die nur mit wenigen Palmen und Mimoſengeſtrüpp beſtanden iſt. Die Stadt, deren Umfang etwas über eine Stunde beträgt, bildet ein Dreieck, deſſen Grundſeite dem Niger zugekehrt iſt. Ihr Anblick iſt ein düſterer, wozu namentlich das Baumaterial der fenſterloſen, mit platten Dächern verſehenen Wohnungen beiträgt. Wie dieſe ſind auch die drei großen Moſcheen, die einzigen öffentlichen Gebäude T.s, aus dunkelgrauem Thone aufgeführt. Um die Thonhäuſer zieht ſich ein Kranz von halbkugelförmigen Mattenhütten, die längs der verfallenen Stadtmauer von Erde liegen. Die Straßen ſind eng, meiſt gerade, ungepflaſtert, aber mit feſtem Kiesgrunde und Rinnſteinen verſehen. Oeffentliche Plätze gibt es nur drei. 1853 betrug die Zahl der ſeßhaften Einwohner 13000, zu denen zur Zeit des lebhaften Handelsverkehrs noch 5—10000 Fremde kamen. Schon die Lage der Stadt, in welcher verſchiedene Nationalitäten zuſammentreffen, bedingt eine ſehr gemiſchte, aus zum Theil einander abſtoßenden Elementen zuſammengeſetzte Einwohnerſchaft. Außer Lederarbeiten und einigen Eiſenfabrikaten liefert die Induſtrie nichts. Auch der Handel iſt keineswegs ſo bedeutend, wie man früher glaubte. Reis und Sorghum ſowie Pflanzenbutter ſind die Hauptartikel des Marktes, dann Baumwollſtoffe, Gold aus den Senegalländern und die den Kaffee erſetzenden Gurmüſſe. Aus Marokko führen die Karavanen ein: Meſſer, Spiegel, Tabak, Thee, Zucker. Als Hafenplatz am Niger gilt das ſüdlich von T. gelegene, etwa 2000 Sonrhayeinwohner zählende Städtchen Kabara. T. iſt erſt von wenigen Europäern beſucht worden. Nachdem Munga Park's Verſuch geſcheitert, erreichte es 1825 der engl. Major Laing, der jedoch bald wieder aus der Stadt vertrieben und auf dem Rückwege ermordet wurde. Ihm folgte 1829 der Franzoſe René Caillé, deſſen angezweifelte Berichte erſt durch Heinrich Barth (ſ. d.), der 1853 und 1854 ſieben Monate in T. zubrachte, zur Geltung gelangten. Zuletzt erreichte die Stadt 1859 Aliun Sal, ein mahammedaniſcher franz. Offizier, vom Senegal aus. T. war von je ein Zankapfel ſtreitender Parteien und hat eine blutige, äußerſt verwickelte Geſchichte. Um 1077 von den Tuarik an der Stelle eines Lagerplatzes gegründet, blieb es anfangs ein unbedeutender Ort, der nach dem J. 1300 von den Fürſten von Melle erobert wurde, dann wieder in die Gewalt der heidniſchen Maſche fiel und 1591 in den Beſitz der Schützen (Numa) des Sultans von Marokko überging. Allerdings litt ſeine Handelsbedeutung hierdurch, doch wurde es als Sitz mahammed. Gelehrſamkeit berühmt. Den empfindlichſten Stoß erhielt es durch die 1826 erfolgte Eroberung der fanatiſchen Fellata. Die Spannung unter den verſchiedenen Nationalitäten und religiöſes Sektenweſen führten 1844 zu einem Kampfe zwiſchen Tuarik und Fellata, in dem letztere geſchlagen und aus der Stadt vertrieben wurden. Da dieſe jedoch die Zufuhren beherrſchten, mußten 1846 die Tuarik einen Vergleich abſchließen, infolge deſſen die Fellata die Oberherrſchaft erhielten. Die Regierung wurde jedoch von beiden Parteien gemeinſchaftlich geführt. Nachdem die Fellata unter Hadſch-Omar 1859 die Stadt vorübergehend ganz in Beſitz genommen, kam ſie wieder unter die Herrſchaft der Tuarik vom Stamme der Auellemiden unter dem edlen Scheikh Ahmed el-Bakkay, dem Freunde Barth's, der im März 1863 die Fellata gänzlich beſiegte und ein den Europäern freundliches Regiment führte. Schon vorher war 1860 mit den Franzoſen am Senegal ein Freundſchafts- und Handelsvertrag abgeſchloſſen und dem franz. Einfluß durch mohammed. Sendboten der Weg geöffnet worden. El-Bakkay, zugleich religöſes und polit. Oberhaupt von T., ſtarb 1865. Ihm folgte Sidi-Mohammed, der die Unabhängigkeit T.s gegen die von neuem anſtürmenden Fellata 1866 lebhaft vertheidigte.

Times (spr. Teims), d. i. Zeiten, das bedeutendste Organ der engl. Tagespresse, wurde von dem Buchdrucker John Walter 13. Jan. 1783 unter dem Namen des «London daily universal register» gegründet, erschien aber dann seit Jan. 1786 unter seinem jetzigen Titel. Anfänglich hatte die Zeitung nur geringen Ruf und ward von andern Blättern, wie dem «Courier» und dem «Morning Chronicle», sowol in der Gunst des Publikums als an innerm Gehalt übertroffen, bis 1803 John Walter, der Sohn, die Leitung des Blattes übernahm, die derselbe auch bis zu seinem Tode im Juli 1847 führte. Dieser faßte den Entschluß, die T. von der Regierung wie von den Parteien unabhängig und zum wirklichen Vertreter der öffentlichen Meinung zu machen. Er mußte deshalb von seiten der Regierung alle möglichen Hindernisse erfahren, und unter anderm ward ihm auch der Gebrauch der Regierungspacketschiffe für seine Correspondenzen verweigert. Walter organisirte dagegen einen eigenen, trefflich eingerichteten Dienst mit Fahrzeugen, Briefposten und Eilboten. Die Kosten liefen ins Ungeheuere, aber die Zeitung war dafür auch nicht selten schneller und besser unterrichtet als das Ministerium. Große Sorgfalt verwendete Walter auch auf die Mittheilung ausführlicher Berichte über die Parlamentsdebatten sowie er auch zuerst, zur Bequemlichkeit der Leser, ein Résumé derselben einführte. Zugleich sicherte er sich durch freigebige Honorare die Dienste der talentvollsten Publicisten und der geschicktesten Stenographen. Hauptredacteur war anfangs der energische und originelle Stoddart, dann Thomas Barnes, einer der tüchtigsten Gelehrten Englands, nach dessen 1841 erfolgtem Tode Lawson, gegenwärtig John T. Delane. Von den Mitarbeitern sind Lord Brougham und Kapitän Sterling zu nennen, der seit 1830 die glänzenden Artikel schrieb, die man als die «Donnerkeile der T.» bezeichnete. Walter gebührt überdies die Ehre, mit Hülfe zweier Deutscher, König (s. d.) und Bauer, zuerst die Dampfkraft bei der Herstellung seines Blattes verwendet zu haben (29. Nov. 1814). Die ersten Dampfpressen zogen 1200—1300 Exemplare in der Stunde ab, die bald verbesserten 2000 und, wenn man die Maschine etwas angriff, 2500; die heutigen, die man dem Mechaniker Applegate verdankt, liefern im Nothfalle 12000 in der Stunde. Die Sorgfalt, womit das mächtige Blatt die Interessen der Handelswelt wahrnahm, die Gefälligkeit, womit es auch auf individuelle Klagen, wenn sie gegründet, einging und diesen den Beistand der Oeffentlichkeit gewährte, brachten allmählich das engl. Publikum dahin, es als seinen natürlichen Anwalt gegen Misbräuche jeder Art zu betrachten. Aus diesem Grunde konnte selbst der Mangel an polit. Consequenz, den man der Zeitung mit Recht vorwarf, wie ihr plötzlicher Uebergang zu den Tories 1834, ihre ebenso plötzliche Bekehrung zum Freihandel 1845, ihre endlosen Tergiversationen in der orient. Frage, dem Einflusse, den sie in den weitesten Kreisen genießt, keinen merklichen Abbruch thun. An Steuern entrichtete die Zeitung 1850 nicht weniger als 95000 Pfd. St., und auch in anderer Beziehung ist die Herausgabe mit ungeheuern Kosten verbunden. Trotzdem wirft sie dem Eigenthümer, John Walter, dem dritten dieses Namens (seit 1847 Parlamentsmitglied für Nottingham), ein fürstl. Einkommen ab. Seit 1856 wurde die Alleinherrschaft der T. erschüttert durch das Erscheinen der Pennyzeitungen («Daily Telegraph», «Morning Star», «Standard»), die nicht blos einen bei weitem größern Leserkreis fanden, sondern auch das altetablirte Blatt zwangen, seinen Preis von 6 auf 3 Pence zu reduciren. Dennoch ist der Einfluß der T. auch jetzt noch außerordentlich groß.

Timolĕon, ein berühmter Feldherr des Alterthums, aus einer vornehmen Familie in Korinth, geb. um 411 v. Chr., war mit glühender Liebe für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes erfüllt, vertheidigte dasselbe bei verschiedenen Veranlassungen gegen fremde und einheimische Tyrannen und tödtete sogar seinen Bruder Timophanes, als dieser die Obergewalt an sich reißen wollte. Von seiner Mutter wegen dieser That verwünscht, zog er sich anfangs in die Einsamkeit, dann wenigstens von allen Staatsgeschäften zurück, bis er 344, als die Syrakusaner gegen die sich befehdenden Tyrannen Dionysius den Jüngern (s. d.) und Iketas von Korinth Hülfe verlangten, mit 10 Schiffen und 700 Söldnern nach Sicilien abging, wo er bald, durch einheimische Truppen verstärkt, Syrakus und andere Städte befreite und endlich sogar die von den Tyrannen zu Hülfe gerufenen Karthager durch die Schlacht am Krimisus, 342 v. Chr., zum Frieden und zur Räumung Siciliens nöthigte. Nach diesem Siege verzichtete er auf die ihm übertragene höchste Gewalt und lebte bis an seinen Tod, 337 v. Chr., in ruhiger Zurückgezogenheit. Sein Leben und Wirken haben Plutarch und Cornelius Nepos in besondern Biographien dargestellt. Vgl. Arnoldt, «Ueber die Quellen zu T.'s Leben» (Gumb. 1848).

Timon, ein durch seinen bittern Menschenhaß bekannter Athener (daher der Misanthrop genannt), Sohn des Echekratides aus dem Gau Kolyttos, Zeitgenosse des Sokrates, stritt mit

der Waffe des beißendſten Spottes und der übelſten Laune gegen das damals in Athen einreißende Sittenverderben und vermied dabei allen Umgang mit Menſchen, ausgenommen den des jungen Alcibiades, weil er nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe vorausſah, daß dieſer ſeiner ihm verhaßten Vaterſtadt einſt großen Nachtheil bringen werde. Lucian hat ihn zum Gegenſtande eines ſeiner witzigſten Dialogen, des «Timon», gemacht, und ſelbſt Shakſpeare hat von ihm die Charakterperſon ſeines Stücks «T. von Athen» entlehnt. Vgl. Binder, «Ueber T., den Miſanthropen» (Ulm 1856). — Ein jüngerer T. aus Phlius im Peloponnes, der Sillograph genannt, um 280 v. Chr., widmete ſich dem Studium der Philoſophie, worin er beſonders den Unterricht des Stilpo in Megara und Pyrrho in Elis genoß, verband aber damit zugleich das Studium der Arzneikunde. Von Elis aus begab er ſich nach Chalcedon, wo er Philoſophie und Beredſamkeit lehrte, und von da, nachdem er ſich durch ſeinen Unterricht ein bedeutendes Vermögen erworben, nach Athen, wo er in hohem Alter ſtarb. Unter ſeinen zahlreichen, theils poetiſchen, theils proſaiſchen Schriften zeichneten ſich beſonders drei Bücher unter dem Titel «Sillen» aus, ſatiriſche Dichtungen in Hexametern mit zahlreichen Parodien Homeriſcher Verſe, worin er beſonders die Lehren der ſog. dogmatiſchen Philoſophen (im Gegenſatz zu dem Skepticismus, dem er ſelbſt anhing) verſpottete. Die Bruchſtücke derſelben wurden geſammelt von K. Wachsmuth, «De Timone Phliasio ceterisque sillographis Graecis» (Lpz. 1859).

Timor, die wichtigſte und größte der Kleinen Sundainſeln im Indiſchen Ocean, mit einem Flächeninhalt von 552 Q.-M., iſt zum Theil fruchtbar, zum Theil ſteril, das Klima ſehr heiß und die Luft an der Küſte ſehr ungeſund. T. bildet als das ſüdöſtl. Glied der Inſelreihe den Uebergang zu Auſtralien. Die Gebirgskette, die ſich durch die Inſel zieht, trennt die aſiat. und auſtral. Natur. Die Haupterzeugniſſe ſind Sandelholz und Wachs, auch gedeihen alle ſüdl. Gewächſe. Das Mineralreich gewährt Gold und Kupfer. Aus dem Thierreiche finden ſich Beutelthiere, fliegende Hunde, Kakadu, Krokodile, Schildkröten, Schlangen, Skorpione und Bienen. Ein wichtiger Handelsartikel iſt der Trepang oder Tripang, eine Art eßbarer Holothurien (ſ. d.). Die Einwohner, etwa 400000, ſind Papuas und Malaien, Chineſen, Portugieſen und Niederländer. Ein Gebiet von 235 Q.-M. der Inſel iſt unabhängig und ſteht unter eigenen Radſchas. Der ſüdweſtl. Theil, 200 Q.-M., gehört den Niederländern, deren Reſidentſchaft T., die außerdem noch andere kleine Sundainſeln umfaßt, auf 1042⅝ Q.-M. mit 1,647000 E. angegeben wird. Die Nordoſtküſte beſitzen aus frühern Zeiten die Portugieſen, mit einigen kleinen Factoreien und dem Hafenorte Dilli, dem Sitze des Gouverneurs. Nach der neueſten Grenzregulirung und Gebietsabtretung an die Niederländer (1860) haben die Portugieſen außer dem Gebiete auf T. nur noch die nördlich gelegene Inſel Kambing im Beſitz.

Timotheus, athen. Feldherr, aus dem Gau Anaphlyſtos, Sohn des Konon und Schüler des Iſokrates, ſchlug im Kriege zwiſchen dem mit Athen verbündeten Theben und Sparta 375 v. Chr. die ſpartaniſche Flotte bei Alyzia, unterwarf die Inſel Korkyra den Athenern und gewann ihnen die Akarnanen und Epiroten zu Bundesgenoſſen. Da ihm aber wegen Verdachts der Veruntreuung der Oberbefehl abgenommen und dem Iphikrates übertragen wurde, ging er nach Aſien in die Dienſte des Perſerkönigs (372). Nachdem er nach Athen zurückgekehrt, wurde er mit einem Geſchwader von 30 Schiffen ausgeſandt, um Ariobarzanes, den perſ. Statthalter von Phrygien, zu unterſtützen (367). Er unterwarf bei dieſer Gelegenheit die Inſel Samos den Athenern (365), befeſtigte auch die Macht derſelben im Hellespont und erhielt dafür das Commando in Thrazien an Stelle des Iphikrates, wo er beſonders auch gegen Olynth glücklich kämpfte (364). Während des Bundesgenoſſenkriegs erhielt er nach dem Tode des Chabrias neben Chares und Iphikrates den Oberbefehl über die Flotte (356), wurde aber, da Chares die Schuld einer Niederlage, die er bei Chios erlitten, auf ſeine Collegen wälzte, mit Iphikrates abberufen und im J. 354 wegen Verraths angeklagt, auch mit einer Geldſtrafe von 100 Talenten belegt. Unwillig über dieſe unverdiente Schmach, welche die Athenienſer ſpäter ſelbſt misbilligten, begab er ſich nach Chalcis und ſtarb hier noch in demſelben Jahre. Der Neid, den ſeine glücklichen Unternehmungen hervorriefen, veranlaßte ein Gemälde, auf welchem T. ſchlafend und neben ihm die Glücksgöttin, Städte mit einem Netze fiſchend, dargeſtellt ward. T. ſoll darauf erwidert haben: «Wenn ich im Schlafe ſo viele Städte einnehme, was werde ich erſt im Wachen thun?» Einen Abriß ſeines Lebens hat Cornelius Nepos gegeben.

Timotheus, der Begleiter und Gehülfe des Apoſtels Paulus, ſtammte aus Lykaonien und war der Sohn eines heidniſchen Vaters und einer jüd. Mutter, Eunike. Er wurde von Paulus zum Meſſiasglauben bekehrt und zu ſeinem Miſſionsgehülfen beſtimmt. Nach der freilich mehr als zweifelhaften Angabe der Apoſtelgeſchichte hätte Paulus ihn, um ſich ſeiner Dienſte auch

unter den Juden bedienen zu können, beschnitten. Seitdem erscheint T. als treuer Gefährte des Paulus auf dessen Reisen und wurde vom Apostel zuweilen zu besonders schwierigen Sendungen verwandt. Auch während der röm. Gefangenschaft des Paulus war er in dessen Umgebung (Phil. 1, 1; Kol. 1, 1; Philem. 1). Die im neutestamentlichen Kanon befindlichen Briefe an T. verlegen dagegen seinen Aufenthalt nach Ephesus, wo er als Bischof die Gemeinde regiert, und lassen den Paulus ihm Anweisungen zur rechten Führung seines bischöfl. Amts ertheilen. Dem entsprechend betrachtet ihn die Tradition als den ersten Bischof von Ephesus und läßt ihn unter Domitian Märtyrer werden. Die Echtheit der beiden Briefe an ihn ist seit Eichhorn und de Wette, besonders aber seit den scharfsinnigen Forschungen Baur's von der wissenschaftlichen Theologie so gut wie allgemein aufgegeben. (S. Pastoralbriefe.)

Timur, d. h. Eisen, auch Timur-Beg oder Timur-Leng, d. i. der lahme T., weil er hinkte, gewöhnlich Tamerlan genannt, ein berühmter asiat. Eroberer, wurde um 1336 geboren. Er selbst leitete seine Abkunft von Dschingis-Khan (s. d.) her; nach andern war er der Sohn eines mongol. Häuptlings. Als die mongol. Dynastie von Dschagatai in Verfall gerieth, bemächtigte sich T. der obersten Gewalt, machte Samarkand (s. d.) zum Hauptsitz seines neuen Reichs, eroberte nach und nach Persien, das ganze Mittelasien von der Chinesischen Mauer bis nach Moskau und 1398 Hindostan von dem Indus bis zur Mündung des Ganges; Blut und Verwüstung bezeichneten seine Siege; zugleich aber gewann er großen Ruf. Seine Eroberungen in Georgien und Armenien brachten ihn in Conflict mit Sultan Bajazet I. (s. d.), der auch durch die Aufnahme mehrerer von T. vertriebener Fürsten den mächtigen Eroberer gereizt hatte. T. überzog, nachdem er Bagdad unterworfen, Haleb ausgeplündert und den größten Theil von Damaskus niedergebrannt, Syrien den Mamluken entrissen, Bajazet's Staaten in Kleinasien mit einem mächtigen Heere. Die Schlacht in der Ebene von Ancyra, dem heutigen Angora in Natolien, 20. Juli 1402, war entscheidend. Bajazet's Heer wurde gänzlich geschlagen, der Sultan aber auf der Flucht gefangen. T. ließ ihn in einer vergitterten Sänfte (Kafes) tragen, und auf diese Weise entstand das Märchen vom eisernen Käfig des Sultans. T. starb, nachdem ihn auch der Sultan von Aegypten als seinen Oberherrn anerkannt hatte, inmitten der Vorbereitungen zu einem Zuge gegen China 1405. Nach seinem Tode wurde sein Reich durch innere Unruhen erschüttert und zerfiel in mehrere Theile. Einer seiner Nachkommen, Babur (s. d.), eroberte 1498—1519 Hindostan und wurde der Stifter des Reichs des Großmoguls. Obwol wild und grausam im höchsten Grade, war T. doch ein außerordentlicher Mann. Er zeichnete sich nicht blos durch seine kriegerischen Eigenschaften und seine Klugheit aus, sondern schätzte auch die Wissenschaften und hatte selbst gelehrte Kenntnisse, wie dies die von ihm begründeten Einrichtungen beweisen. Vgl. Langlès, «Instituts politiques et militaires de Tamerlan» (Par. 1787); Ibn-Arabschah, «Histoire du grand Tamerlan, traduite de l'arabe» (Par. 1658); Sherif Eddin, «Histoire de Timur-Bei», übersetzt von Petis de la Croix (3 Bde., Par. 1722); Hammer-Purgstall, «Geschichte des Osmanischen Reichs» (Bd. 1); Weil, «Geschichte der Khalifen» (Bd. 5).

Tinctur nennt man in der pharmaceutischen Chemie einen weingeistigen, ätherischen oder wässerigen Auszug organischer Substanzen sowie auch zuweilen Auflösungen unorganischer Körper, z. B. des Eisenchlorids, Goldchlorids, des Aetzkalis in Aether oder Alkohol. In der Zeit der Alchemie verstand man unter T. vorzugsweise diejenigen Substanzen, welche unedle Metalle in edle Metalle verwandeln sollten. — Tincturen nennt man auch die Bezeichnung mit Farben bei den in der Heraldik vorkommenden Gegenständen, z. B. der Wappenbilder, Helmstücke u. s. w. Sie sind entweder natürliche, d. i. solche, wo die Färbung mit dem Vorbilde in der Natur gleich ist, oder künstliche (heraldische), die nur der Heraldik eigen sind.

Tindal (Matthew), engl. Rechtsgelehrter und bekannter Gegner der geoffenbarten Religion, wurde 1657 zu Beer-Ferrers in der Grafschaft Devon geboren. Er studirte in Oxford die Rechte, trat zur kath. Religion über, als sie am Hofe Modesache wurde, und erwarb sich dadurch sowie durch manche wichtige Dienste, die er dem Könige leistete, dessen Gunst und eine Pension von 200 Pfd. St. Um diese zu behalten, trat er unter Wilhelm III. wieder zur prot. Kirche über und erwarb sich sowol Wilhelm's als seiner Nachfolger Gunst. Anfangs hatte er seine Angriffe hauptsächlich gegen die Geistlichkeit gerichtet, deren Rechte und Freiheiten er bekämpfte. Später ging er weiter und griff das Christenthum selbst an, indem er die Unnöthigkeit der göttlichen Offenbarung zu beweisen suchte. Sein Hauptwerk darüber: «Christianity as old as the creation, or the gospel a republication of the religion of nature» (Lond. 1730), wurde sehr oft abgedruckt, das Erscheinen eines zweiten Theils aber durch den Bischof von Lon-

don, Dr. Gibson, verhindert. Ein 1750 erschienener zweiter Theil ist unecht. T.'s Werke stehen noch jetzt bei den engl. Deisten in größter Achtung und haben bei ihnen fast die Geltung einer Bibel. T. starb zu Oxford als Senior von All-Souls-College 16. Aug. 1733.

Tino (Insel), s. Tenos.

Tinte nennt man im allgemeinen jede gefärbte, zum Schreiben dienende Flüssigkeit. Die gewöhnliche schwarze T. enthält als Farbestoff gerbsaures Eisenoxyd, welches dadurch entsteht, daß man eine Galläpfelabkochung mit Eisenvitriol versetzt und den feinen schwarzen Niederschlag durch Zusatz von Gummi am Niederfallen hindert. Zusätze von Beinschwarz u. s. w. verändern den Ton der T.; Zusätze von ätherischen Oelen, Sublimat u. s. w. verhüten das Schimmeln. Es gibt unzählige Recepte zu solcher T. Da diese T. freie Schwefelsäure enthält, so sind mit den Stahlfedern zugleich wieder alkalische und neutrale T., welche nur Lampenruß, Beinschwarz und etwas Indigo als Farbestoff enthalten und die Federn nicht angreifen, in Aufnahme gekommen. Die letztern T. haben auch das Gute, daß sie chem. Mitteln widerstehen, während die T. mit gerbsaurem Eisenoxyd ohne Kohlenstoffgehalt leicht durch Chlor u. s. w. zerstört werden. Eine gute schwarze T., welche nicht schimmelt, erhält man nach folgender Vorschrift: 3 Pfd. zerstoßene Galläpfel und 1 Pfd. Blauholz werden mit 14½ Maß Wasser abgekocht. Zu der noch heiß durch Leinwand geseihten Abkochung setzt man sodann 1 Pfd. Eisenvitriol, 1 Pfd. Arabisches Gummi und ½ Quentchen Lavendelöl. Das trockene Gemenge der zur Tinteubereitung nothwendigen Materialien führt den Namen Tintenpulver. Man braucht dasselbe nur mit heißem Wasser zu übergießen, um in kurzer Zeit eine brauchbare T. zu erhalten. Die sog. Chromtinte, die sich durch Wohlfeilheit und dadurch auszeichnet, daß sie die Stahlfedern nicht angreift, wird dargestellt, indem man 125 Theile Blauholz mit so viel Wasser auskocht, daß 1000 Theile Abkochung entstehen, und in dieser Abkochung einen Theil gelbes chromsaures Kali auflöst. Rothe T. besteht meist aus einer mit Säure versetzten Abkochung von Fernambuthholz. Blaue T. geben die löslichen Indigoverbindungen und die Auflösung des Berlinerblaus in Kleesäure u. s. w. Zeichentinten für Wäsche bestehen in der Regel aus einer mit Gummi versetzten Auflösung von Höllenstein. Sympathetische T. heißen Flüssigkeiten ohne alle oder doch ohne merkliche Farbe, mit welchen sich eine unsichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Belieben durch Anwendung gewisser Mittel sichtbar machen kann. Die Chemie hat eine große Anzahl solcher T. darzustellen gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Wasser auflöst und etwas Alaun zusetzt, so gibt dies eine unsichtbare Schrift, die schwarz erscheint, sobald man sie mit einem gutgesättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Eine schöne rothe Schrift erhält man, wenn man mit verdünnter Eisenchloridlösung schreibt und die unsichtbare Schrift mit einer Auflösung von Schwefelcyankalium befeuchtet; wendet man statt des Schwefelcyankaliums gelbes Blutlaugensalz an, so wird die Schrift schön blau. Auch die berühmte T., die in der Kälte unsichtbar, aber nach einer mäßigen Wärme sichtbar ist, kann man auf eine ziemlich leichte Art verfertigen. Man nimmt dazu Smalte und zieht daraus mittels der Digestion in Königswasser das aus, was die Säure davon auflösen kann. Dann verdünnt man diese Auflösung mit etwas Wasser, damit sie nicht durch das Papier schlage. Einfacher noch stellt man diese T. dar, indem man salzsaures Kobaltoxydul (Kobaltchlorür) in so viel Wasser löst, daß die Flüssigkeit eine blaß-rosenrothe Farbe angenommen hat. Die Schrift mit dieser T. ist unsichtbar, erscheint aber schön grünblau, wenn man sie auf einen gewissen Grad erhitzt; wieder erkaltet, verschwindet sie gänzlich. Doch muß man sich hüten, sie nicht mehr zu erhitzen, als zur Sichtbarmachung nöthig ist, weil sie sonst nicht wieder verschwindet.

Tintenfisch, s. Sepia.

Tinto, d. h. der Gefärbte, ein Küstenfluß in der zum ehemaligen Königreiche Sevilla gehörigen span. Provinz Huelva, entspringt im wildesten Theile der westl. Sierra-Morena, durchfließt und durchbricht das auf allen Seiten von romantischen, waldigen Wellenbergen umschlossene, wohlangebaute, mit Kastanienhainen, Weingärten, Gemüsefeldern und zerstreuten Gehöften bedeckte Becken von Aracena (benannt nach einem wohlhabenden, freundlichen Städtchen von 4000 E.), fließt gegen Süden über Niebla und mündet bei dem ehemals berühmten Hafenplatze Moguer, unweit Huelva, in eine Bucht des Atlantischen Ocean. Der Fluß hat seinen Namen von seinem gelben, kupferhaltigen Wasser und besitzt die Eigenschaft, alles gelb zu färben und zu versteinern; auch leben in ihm weder Fische noch andere Thiere, und die Pflanzen verdorren an seinen Ufern. Doch verliert er diese Eigenschaft nach der Aufnahme mehrerer kleiner Flüsse. In dem obern Thale des T. liegen die berühmten, der Krone von Spanien angehörigen Kupferminen von Riotinto (ein Flecken von 1704 E. im J. 1857), nicht nur die ergiebigsten des Königreichs, son-

dern wol die reichſten der Erde. Der Erzgang iſt 550 Meter lang und 80 Meter mächtig und enthält, ſoweit er bis 1861 unterſucht war, über 187 Mill. Ctr. Erz, wovon der Centner durchſchnittlich 4,70 Proc. Kupfer gibt. — Vino tinto, d. h. gefärbter oder Tintenwein, heißt eine ſüdſpan. frühreife Weinſorte, aus deren Beeren ein ſehr dicker, dunkelrother, ſüßer Wein gewonnen wird, den man häufig zum Färben anderer Sorten anwendet. Vorzügliche Sorten ſind der Tinto de Alicante, der Tinto de Rota aus der Gegend van Sevilla und der Tinto de las Mantañas aus Catalonien.

Tintoretto, eigentlich Giacoma Rabuſti, Hiſtorienmaler, geb. zu Venedig 1512, war der Sohn eines Färbers und daher ſein Beiname. Er war anfangs der Schüler Tizian's, ſtand ſich aber nicht gut mit dieſem und verließ ihn nach einiger Zeit, um ſeinen eigenen Weg zu gehen, wofür ſein Motto «Die Zeichnung von Michel Angelo, die Farbe von Tizian!» bezeichnend iſt. Da er in der Begabung jedoch beiden weit nachſtand, erreichte er dieſes Ziel nur unvollkommen. Jedenfalls aber iſt er bedeutend als Chorführer der zweiten Generatian der Schule van Venedig. Mit ihm beginnt die venet. Bravourmalerei, das Prunken mit maſſenhafter Compoſition, ſchwierigen Perſpectiven u. dgl. An glänzende Beleuchtungscontraſte hatte er ſich durch das Malen einſeitig und ſcharf beleuchteter Modelle und Sculpturen gewöhnt. Seine Compoſition iſt hier und da eher gewaltſam als großartig: er überlud ſie mit müßigen, oft theatraliſch geſpreizten Figuren. Sein Colorit iſt ungeheuerer Effecte fähig, aber auch oft roh und handwerksmäßig. Seine höchſte Eigenſchaft war vielleicht die gewaltige, keine Schwierigkeiten kennende Phantaſie. Er ſtarb 1594. Insbeſandere malte er ſehr viel für ſeine Vaterſtadt, unter anderm ein Jüngſtes Gericht und die Anbetung des Goldenen Kalbes; ferner die heil. Agnes, den heil. Rochus, eine Kreuzigung und im Dogenpalaſte das berühmte Paradies, eine koloſſale, 30 F. hohe, 74 F. lange Glarie von mehrern hundert Figuren. Bei der großen Zahl ſeiner Arbeiten iſt es nicht zu verwundern, daß faſt alle Galerien eine Menge Bilder van ihm aufzuweiſen haben.

Tipperary, eine Grafſchaft in der irländ. Provinz Munſter, durch den Shannon- und Lough-(See) Derg gegen Weſten von Galway und Clare getrennt, zählte 1841 auf 78,03 Q.-M. 435553 E., dagegen 1851 nur nach 331567 (was eine Abnahme van 23,86 Proc. ergibt) und 1861 abermals 25,98 Proc. weniger, nämlich 247496 E., wovon 95 Proc. katholiſch. Der weſtl. Theil der Grafſchaft iſt eben; nur am ſüdl. Ende des Lough-Derg erheben ſich die Arra-Hills 1452 F. hoch. Südlich von dieſen beginnt mit den Silver-Mines-Mauntains, wa der Keeper 2130 F. erreicht, ein Höhenzug, der ſich in Nordoſtrichtung, auf der Waſſerſcheide des Shannon und des St.-Georgs-Kanals, fortſetzt, in den Devils-Bit-Mountains 1475 F. aufſteigt und die weſtl. Ebene von der Thalniederung des Suir ſcheidet, welche theilweiſe ſehr fruchtbar iſt, beſonders im ſog. Goldnen Thale, in der Gegend der Stadt Tipperary. Im ſüdl. Theil der Grafſchaft erheben ſich weſtlich vom Suir die Galty-Mountains im Galtymore 2915 F., ſüdlicher die Knockmealdown-Mountains 2448 F. hoch. Im Oſten des Suir iſt das Land hügelig, nur im Süden, wo der Slieve-Naman oder Slienaman 2216 F. anſteigt, van beträchtlicherer Erhebung. Der Shannon mit dem Lough-Derg und der in die Hafenbai von Waterford mündende Suir ſind die einzigen ſchiffbaren Gewäſſer. Im ganzen iſt T. eine der fruchtbarſten und wohlhabendſten Grafſchaften Irlands; doch bildet von jeher Rindvieh- und Schafzucht die Haupterwerbsquelle. Der Blei- und Silberbergbau von Siloermines iſt eingegangen. Jetzt gewinnt man Steinkohlen, etwas Zink (150 Tons), Kupfer und andere Metalle, beutet auch Kalkſtein- und Schieferbrüche aus. Die Manufacturthätigkeit beſchränkt ſich auf Spinnerei, Tuch-, Wollzeug- und Baumwollweberei und Whiskybrennerei. Der Handel wird befördert durch den Shannan und den Suir ſowie durch die das Land durchſchneidende Dublin-Limerick- und andere Eiſenbahnen. T. gehört größtentheils dem Grafen Ormand. Es zerfällt in die zwei Bezirke North- und Sauth-Riding und ſchickt vier Abgeordnete in das Parlament. Die Hauptſtadt der Grafſchaft iſt jetzt Clonmel (ſ. d.). Die $2^2/_3$ M. öſtlicher am Suir und an der Eiſenbahn in fruchtbarer Gegend gelegene Municipalſtadt Carrick on Suir hat zwei Klöſter, ein altes Schloß und zählt 4986 E., welche Flußſchiffahrt und wichtigen Handel mit Getreide und Butter treiben, während die frühere Wollinduſtrie eingegangen iſt. Caſhel, Marktſtadt und Parlamentsborough und als Sitz eines (anglikaniſchen) Biſchofs City, liegt am Fuße eines ſteilen Hügels inmitten der Ebene, iſt durch einen Seitenſtrang mit der Dublin-Limerickbahn verbunden und hat eine Kathedrale, ein Kloſter und auf dem Gipfel des Hügels die Ruine der alten Kathedrale. Die Marktſtadt T., an der Eiſenbahn im fruchtbaren Goldenen Thale gelegen, hat eine Lateinſchule, eine ſehr große Kirche und zählt 5907 E. Thurleß, Marktſtadt und kath. Biſchofsſitz, am Suir und an der Eiſenbahn, beſitzt eine kath. Kathedrale,

drei Klöſter, ein kath. Seminar, eine Lateinſchule (St.-Patricks-College) und 4788 E. Nenagh, Municipalſtadt und Hauptort des North-Riding, hat 6282 E. Andere Marktſtädte ſind Clogheen mit 1400, Templemore mit 2973, Roscrea mit 3543, Newport mit 1000 und Cahir mit 3068 E.

Tippo-Saib oder Tippu-Sultan, Sultan von Myſore, ein Sohn Hyder-Ali's (ſ. d.), geb. 19. Nov. 1749, beſtieg den Thron ſeines 7. Dec. 1782 verſtorbenen Vaters inmitten eines Kriegs gegen die Briten, in welchem er, ein geſchworener Feind «der Satansſöhne», tapfer mit gefochten. Er hatte 88000 Mann im Felde ſtehen und beſaß in ſeiner Reſidenz Seringapatam einen Schatz von 3 Mill. Pfd. St., überdies viele Koſtbarkeiten von unermeßlichem Werthe. Die Briten unter Matthews machten Fortſchritte auf der Küſte Malabar und eroberten auch Mangalore, den wichtigſten Hafen und die bedeutendſte Feſtung in Kanara. T. ſah ſich deshalb genöthigt, Karnatik, wo er bisher operirt, zu räumen und ſeine ganze Kraft auf die malabar. Küſte zu richten. Mit ungeheuerer Uebermacht zog er gegen Matthews, der nur 600 Europäer und 1600 Seapoys befehligte und ſich im April 1783 zu Bednore ergeben mußte. Der General wie ein Theil der Beſatzung wurden vom Sieger einem ſchmählichen Tode überliefert. Nach einer hartnäckigen Belagerung fiel auch Mangalore in T.'s Hände. Inzwiſchen hatten die Briten und Maharatten ein Bündniß geſchloſſen, dem ſich T., durch den Frieden von Verſailles auch der franz. Unterſtützung beraubt, nach langem Widerſtreben im Frieden zu Mangalore 11. März 1784 unterwerfen mußte. Hyder-Ali hatte, da noch ein legitimer Radſcha von Myſore vorhanden war, nur den Titel Naib (Stellvertreter) geführt. T. nahm 1786 den Titel Padiſchah an. Er befahl überdies die alte Hauptſtadt Myſore ſammt der Burg abzutragen, zwang die Bewohner, nach Seringapatam überzuſiedeln, richtete die Hofhaltung auf das glänzendſte ein und wollte ſein Heer bis auf 200000 Mann verſtärken. Sein religiöſer Fanatismus überbot noch den ſeines Vaters und empörte in gleichem Grade Chriſten und Hindu. Wie Hyder-Ali hatte er ſich die Vertreibung der Engländer aus Indien zur Lebensaufgabe gemacht und ſann auf früher in Indien unerhörte Plane, das Reich der Oſtindiſchen Compagnie zu ſtürzen. Zu einer Vereinigung der Moslems und Hindu, wodurch dies allein noch möglich geweſen, konnte ſich jedoch der fanatiſche Fürſt nicht entſchließen. Im Gegentheil führte er die «heiligen Kriege» gegen die Hindu mit größtem Nachdruck fort, während er zugleich einen großen muſelmaniſchen Staatenbund anſtrebte und ſich deshalb nach Sind, Kabul, Beludſchiſtan und Konſtantinopel wandte. Trotz ſeines Grolls, den er ſeit dem Frieden von Verſailles gegen Frankreich gehegt, ſchickte er auch 1787 Geſandte nach Frankreich, welche, da ſie ohne Erfolg zurückgekehrt, als Verräther hingerichtet wurden. Indeſſen harrten die Briten, wohlvorbereitet, nur des Vorwandes, um den Feind zu erdrücken, und dieſer war durch T.'s Angriffe auf Travancore (Dec. 1789) gegeben. Nachdem Lord Cornwallis im Juli 1790 ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Peiſchwa der Maharatten und dem Nizam-Ali von Dekan geſchloſſen, begann der Krieg. T. leiſtete tapfern Widerſtand, verlor jedoch mehrere Plätze in Myſore, und Cornwallis und Abercromby rückten bis Seringapatam vor, unter deſſen Mauern ſich der Sultan nach langem Zögern 19. März 1792 der feindlichen Uebermacht fügen mußte. Laut dieſes Vertrags verlor er die Hälfte ſeiner Länder, zahlte 33 Mill. Rupien, gab die Gefangenen und gewaltſam Uebergeſiedelten frei und ſtellte zwei ſeiner Söhne als Geiſeln. Als 1795 der Titularradſcha von Myſore, Tſcham-Radſch, welcher beſtändig in ſeinem Palaſt gefangen gehalten worden war, geſtorben, wurde deſſen Familie aus dem Palaſt vertrieben und ihres Eigenthums beraubt. In ſeiner grenzenloſen Erbitterung gegen die Briten ſuchte jetzt T. mehrere indiſche Mächte gegen England aufzuwiegeln, unterhandelte mit Perſien über ein Bündniß und rüſtete im geheimen. Einige Franzoſen, die ſich an ſeinem Hofe aufhielten, nährten in ihm die Hoffnung auf Unterſtützung von ſeiten der Franzöſiſchen Republik. Er ſandte daher Boten nach Isle de France und Briefe an das Directorium in Paris (1797), worin er der franz. Nation einen unauflöslichen Freundſchaftsbund anbot. Zugleich verlangte er von Isle de France her ein Hülfscorps von 10000 Europäern und 30000 Negern, die man natürlich dort nicht gewähren konnte. Dagegen vertröſtete man ihn auf das Heer, welches von Frankreich unmittelbar nach Indien ſegeln ſollte, und ſandte unterdeſſen eine kleine Truppe, die am Hofe des «Bürger-Sultans» die abenteuerlichſten Schauſpiele des Republikanismus aufführte. Der unerwartete Einfall der Franzoſen in Aegypten (18. Oct. 1798), von wo aus Bonaparte in einem nie an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangten Briefe dem Sultan die Ankunft eines franz. Heeres am Rothen Meere meldete, ſetzte die Briten in die größten Beſorgniſſe. Sie beſchloſſen daher, als T. die Einſtellung der Rüſtungen und die Entfernung der Franzoſen aus ſeinem Staate verweigerte,

dem Angriffe ihres Feindes zuvorzukommen und erklärten 22. Febr. 1799 dem Sultan den Krieg. Zwei Heere, die Hauptarmee, oder die von Karnatik, unter Harris, verstärkt durch die Hülfstruppen des Nizam, und das kleinere westl. Heer von Bombay unter Stuart, rückten in Mysore ein und schlugen unweit Seringapatam den Sultan in zwei Treffen, 6. März bei Sidasir und 27. März bei Malaveli. Der Sultan zog sich jetzt nach Seringapatam zurück, welches 4. Mai vom General Baird mit Sturm genommen wurde. T., wiederholt von Kugeln getroffen, kämpfte bis auf den letzten Athemzug. Aus Politik theilten die Briten das Reich Mysore (s. d.) mit ihrem Bundesgenossen, dem Nizam von Dekan. T.'s Familie, darunter 13 Söhne, wurde die Festung Bellore in Karnatik zum Wohnort und eine Pension angewiesen. T. war, die Verblendung über seine wahre Lage abgerechnet, ein Mann von großem und kühnem Geiste. Tief durchdachte Plane, kluge Ausführung und Mäßigung im Glücke zeichneten ihn aus. Er umfaßte mit einem Blicke die verschiedensten Gegenstände der Staatsverwaltung und des Kriegs und bewies bei den erstern ebenso viel Politik als bei den letztern List und Vorschlagenheit. Vgl. Michaud, «Histoire des progrès et de la chûte de l'empire Mysore sous le règne de Hyder Aly et Tippoo Saib» (2 Bde., Par. 1801); Wilks, «The South of India» (3 Bde., Lond. 1810); «The history of Tippoo Sultan, written by Mir Hussain Ali Khan» (übersetzt vom Oberst Miles, Lond. 1844).

Tiraboschi (Girolamo), ital. Literator, geb. 28. Dec. 1731 zu Bergamo, im Jesuitencollegium zu Mouza gebildet, trat jung schon in den geistlichen Stand und lehrte in Mailand und Novara an niedern Schulen, bis er den Lehrstuhl der Rhetorik an der Brera zu Mailand erhielt. In diesem Amte that er sich nicht nur als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller hervor. Dann wurde er Bibliothekar bei dem Herzoge Franz III. von Modena. Er benutzte die ansehnlichen literarischen Hülfsmittel, welche ihm jetzt zu Gebote standen, zur Ausarbeitung seiner berühmten «Storia della letteratura italiana» (zuerst 13 Bde., Mod. 1772—82; 2. Ausg., 16 Bde., 1787—93; 20 Bde., Flor. 1805—12; vorzüglichste Ausg., 16 Bde., Mail. 1822—26). Dieses Werk von umfassender Gelehrsamkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit reicht von den Anfängen wissenschaftlicher Bildung in Italien bis 1700 und setzt durch die Masse und den Werth seines Inhalts in Erstaunen, wenn auch gegenwärtig, infolge der vielen und tüchtigen Specialforschungen, manche Theile desselben der Berichtigung und Ergänzung bedürfen. Unter T.'s übrigen Arbeiten sind die «Biblioteca modenese» (5 Bde., Mod. 1781—85) und die «Memorie storiche modenesi» (6 Bde., Mod. 1793) mit einem Urkundenbuche zu nennen. Er starb zu Modena 3. Juni 1794.

Triáden (vom ital. tirare, d. i. ziehen) heißen in der Musik Schleifungen oder ganze Reihen von auf- oder absteigenden Tönen, besonders aber in der Rede lange Wortreihen und im tadelnden Sinne vielfach ausgeputzte Perioden, die in weit größerer Kürze, ohne der Deutlichkeit und Vollständigkeit zu schaden, vorgetragen werden könnten.

Tirailleur (franz.) oder *Schütze* heißt der Infanterist in geöffneter oder aufgelöster Kampfordnung. Im Alterthume kämpfte das leichte Fußvolk zerstreut als Schleuderer, Speerwerfer und Bogenschützen. Im Mittelalter herrschte der Massenkampf vor; doch erlangten die engl. Bogenschützen einen großen Ruf. Als das Feuergewehr aufkam, schossen die Schützen anfangs auch im Einzelgefecht, bald aber nur auf Commando in geschlossener Ordnung. Im nordamerik. Kriege von 1775 führten die Verhältnisse wieder zum zerstreuten Feuergefecht, da die Colonisten, welche die Waffen ergriffen, nicht taktisch ausgebildet waren, ebenso seit 1792 bei den Franzosen, deren aufgebotene Massen nicht in geschlossener Linie, sondern nur in Tirailleurschwärmen oder Colonnen fechten konnten. Seitdem ist das Tirailleurgefecht zu einem System ausgebildet worden, welches dasselbe mit dem geschlossenen Gefecht verbindet. Man nennt diese Fechtart auch das *zerstreute Gefecht*. Dieselbe erlaubt dem einzelnen T. selbstthätig zu handeln, alle Vortheile des Terrains zu benutzen, um dem Feinde zu schaden und sich selbst zu decken, wodurch der Verlust geringer wird. Der T. schießt besser und kann sich freier und rascher bewegen, als in geschlossener Ordnung. Durch T. wird der Feind und seine Aufstellung erspäht, die der eigenen Truppen und deren Bewegung verdeckt. Das zerstreute Gefecht dient zur Einleitung der Gefechte, zur Hinhaltung derselben, zur Unterstützung geschlossener Angriffe, zum allmählichen Abbrechen ungünstiger Gefechte, zur Deckung des Rückzugs und nach siegreichen Gefechten zur Verfolgung. Im schwierigen Terrain und bei Dorf- und Waldgefechten herrscht das zerstreute Gefecht vor. Zum Tirailliren wird, nach Bedarf, ein Halbzug, ein Zug oder eine Compagnie vorgezogen und ein Theil davon aufgelöst. Die ausgeschwärmten Rotten bilden mit 4—10 Schritt Intervall eine Feuerlinie; in einigen Armeen sind dabei je 4 Mann als Kampfgruppe, in der preuß. die Sectionen (8—12 Mann unter einem Unteroffizier) als Feuergruppe zu gegenseitiger Unter-

stützung vereinigt. Unter Umständen werden auch wol Schwärme (tirailleurs en grandes bandes) aufgelöst. Geschlossene Trupps (Unterstützungstrupps, Soutiens) folgen der Feuerlinie, um sie nöthigenfalls zu verstärken oder mit Salven, auch mit dem Bajonnet in den Kampf einzugreifen. Wenn die Bataillonsmassen zum Bajonnetangriff vorgehen, so machen die Schützen schnell die Front frei, hängen sich beiden Flügeln der Colonnen an und gehen feuernd ein. Beim Angriff feindlicher Cavalerie suchen sie rasch das Bataillon zu erreichen; ist das unmöglich, so formiren sie für sich sog. Knäuel und vertheidigen sich mit Kugel und Bajonnet.

Tiresias, der Sohn des Eueres und der Nymphe Chariklo, aus dem Geschlechte des Sparten Udäos, war ein berühmter thebaischer Seher, der aber schon in seinem Jünglingsalter erblindete. Dieses Unglück betraf ihn, weil er den Menschen Dinge mittheilte, die sie nach dem Willen der Götter nicht erfahren sollten, oder weil er die Athene nackt gesehen. Seine Mutter bat zwar die Göttin, ihm das Gesicht wiederzugeben; allein dieses vermochte sie nicht, verlieh ihm aber dafür die Gabe, die Stimmen der Vögel zu verstehen, und gab ihm einen Stab, an dem er wie ein Scheuder gehen konnte. Nach andern sah er einst zwei Schlangen sich begatten, schlug mit seinem Stabe nach ihnen und wurde darauf in eine Frau verwandelt. Als er nach sieben Jahren dasselbe wiedersah und that, erhielt er sein voriges Geschlecht wieder. Deshalb forderten ihn Zeus und Hera (Juno) auf, ihren Streit, ob der Mann oder das Weib die größere Lust bei der Begattung empfinde, zu entscheiden. Weil er sich nun für Zeus entschied, blendete ihn Hera; jener aber entschädigte ihn dafür mit der Gabe der Weissagung und gab ihm ein Leben von sieben oder neun Menschenaltern. Bei dem Zuge der Epigonen gegen Theben wurde er als Gefangener weggeführt, starb aber unterwegs an der Quelle Tilphossa. Auch in der Unterwelt behielt er noch die Gabe der Weissagung, weshalb Circe den Odysseus dorthin zu ihm sendete. Zu Orchomenos hatte er ein berühmtes Orakel, das aber während einer Pest verstummte.

Tirlemont, vläm. Thienen, Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Großen Geete, Eisenbahnstation zwischen Lüttich und Löwen, in einer fruchtbaren Gegend gelegen, hat verschiedene Mönchs- und Nonnenklöster, eine Dampfmaschinenfabrik, mehrere Zuckersiedereien und Branntweinbrennereien, ein Irrenhaus und 12550 E., welche ein berühmtes Bier brauen und Wollwaaren fertigen, auch Getreide- und Wollhandel treiben. Besonderes Interesse bietet die Kirche des heil. Germanus, aus den ersten Zeiten christl. Baukunst, wahrscheinlich aus dem 9. Jahrh., mit einem Altarbilde von Wappers. Früher eine der vornehmsten Städte Brabants, ist T. durch mancherlei Unfälle bedeutend heruntergekommen. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde es 1705 von Marlborough erobert, und im Revolutionskriege siegten 16. März 1793 die Franzosen unter Dumouriez in einem Gefecht über die Oesterreicher, welchem dann die für die ersteru unglückliche Schlacht bei Neerwinden 18. März folgte.

Tirol oder Tyrol, eine zu dem Kaiserthum Oesterreich gehörige gefürstete Grafschaft, ist eins der merkwürdigsten Länder Deutschlands sowol wegen seiner natürlichen Beschaffenheit als auch wegen der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner. Mit Einschluß von Vorarlberg (s. d.) grenzt T. an Baiern, Salzburg, Kärnten, Italien, die Schweiz und an Liechtenstein, einen Flächeninhalt von $532^3/_{10}$ Q.-M. begreifend, wovon $47^3/_{10}$ Q.-M. auf Vorarlberg kommen. Die Gebirge nehmen fünf Sechstel des Areals ein, und man kann T. als eine Fortsetzung der Schweiz ansehen. Man findet hier ebenso hohe Gebirge wie dort, dieselben Schneefelder, Gletscher (hier Ferner), Schnee-, Stein- und Sandlawinen (hier Kähnen und Murren), Wasserfälle und Abgründe, nur daß T. die großen Seen mit ihren herrlichen Aussichten fehlen, welche die Schweiz aufzuweisen hat. Das tiroler Gebirgsland gehört den Mittelalpen (s. Alpen) an und zerfällt im ganzen in drei größere Abschnitte, die Centralmasse, die nördl. und die südl. Vorgruppe. Die Centralmasse besteht aus krystallinischen Schiefern, Gneis, Glimmer-, Kalk- und Chloritschiefer, mit Einlagerungen von körnigem Kalkstein und Serpentin, hier und da durchsetzt von Granit. Die beiden Vorgruppen dagegen sind wesentlich als Kalkalpen zu bezeichnen. Die tiroler Centralalpenmasse (die Kette der tiroler oder ötzthaler Alpen) wird durch die Gebirgsscharte des Passes Reschen-Scheideck an der Hauptquelle der Etsch und durch den bei Finstermünz in das Land eintretenden Inn von den Alpen Graubündtens getrennt und zieht sich ostwärts bis zur Dreiherrenspitze an der Grenze von Salzburg und Kärnten. Dieselbe bildet die Wasserscheide zwischen der Donau und Etsch und die natürliche Grenze zwischen Nord- und Südtirol. Sie enthält die ausgedehntesten Gletscher und Schneefelder mit 10—12000 F. hohen Spitzen, so namentlich die ungeheuern Gebatschferner mit dem 11840 F. hohen Weißkogel oder der wilden Eisspitze, die furchtbaren Oetzthaler Ferner (gegen 12000 F.) mit der Wild- und Semilaunspitze, die Stubaier und die Duxer Ferner, die Hohe Wand nächst dem Brenner (s. d.)

u. ſ. w. Die nördl. Vorgruppe dieſes Hochlandes, unter dem Namen der Algauer Alpen zuſammengefaßt (ſ. Algau), durchzieht, mit den Gebirgen von Vorarlberg im Weſten beginnend, das Land an der linken Seite des Inn, ſchließt ſich jenſeit ſeines Durchbruchs an die Salzburger Alpen an und verflacht ſich gegen Norden in die bair. Hochebene. In ſeiner höchſten Spitze, dem großen Sollſtein unweit Innsbruck, mit der durch Kaiſer Maximilian's Jagdgefahr berühmten Martinswand, ſteigt ſie bis über 9000 F. auf. Die ſüdl. Vorgruppe, durch das obere Etſchthal oder den Vintſchgau und durch das Puſterthal (ſ. d.) von der Centralmaſſe geſchieden, zerfällt durch das mittlere, gegen Süden durchbrechende Etſchthal in zwei Abtheilungen: die örtler oder Ortelesalpen (ſ. d.) im Weſten, mit der von ungeheuern Schnee- und Eismaſſen bedeckten Ortelesſpitze, 12059 F. und dem Stilfſer Joch (ſ. d.), und die Tridentiner Alpen im Oſten, eine Anhäufung zerriſſener Bergſtöcke mit meiſtens domartigen, zum Theil 8—10000 F. hohen Kuppen und dem Culminationspunkte des 10700 F. hohen Marmorſerners (Roeca-Mormolade) im Hintergrunde des vom Wilddach Aviſio oder Cavis durchfloſſenen Fleimſerthals, deſſen oberer Theil, das Faſſathal, durch die prachtvollſten Dolomitfelſen und durch völlig ſenkrechte Bergwände von mehr als 3000 F. Höhe, wie ſie ſich nirgends in dem ganzen Alpenſyſteme finden, berühmt iſt. Ueberhaupt ſind wenig Länder ſo reich an ſchönen Thälern wie T. Die Hauptthäler ſind das reizende Innthal, 28 M. lang, und das Etſchthal, 33 M. lang. Unter den Nebenthälern ſind, außer dem Fleimſer- und Faſſathale, das wilde Oetzthal (das Chamouny Tirols), das Gröbnerthal, das Paſſeyrthal, das Eiſack- und das Puſterthal, das Wipp- und das Zillerthal hervorzuheben. Nordtirol gehört zu den Flußgebieten des Rhein und der Donau, zu letzterer auch der öſtl. Theil des Puſterthals, aus welchem die Drau nach Kärnten übertritt. Alles übrige Land fällt in das Gebiet des Adriatiſchen Meeres. Der Rhein berührt nur die Weſtgrenze Vorarlbergs, nimmt hier die Ill und Fuſſach auf und ergießt ſich in den Bodenſee. Der Hauptfluß von ganz Nordtirol iſt aber der Inn, der das Land bei Finſtermünz betritt und unterhalb Kufſtein nach einem Laufe von 33 M. wieder verläßt, nachdem er die Roſana, den Oetzbach, die Sill und den Zillerbach aufgenommen. Ganz im Norden entſpringen die Iller, der Lech und die Iſar, die erſt in Baiern zu größern Flüſſen erwachſen. Der Hauptfluß von Südtirol iſt die Etſch oder Adige, die aus dem Reſcherſee auf der Malſer Heide entſteht, links die Paſſeyr, die Eiſack mit der Rienz, den Aviſio oder Lavis, rechts den Noß aufnimmt und nach einem Laufe von 24 M. nächſt Borghetto nach Italien austritt. Außerdem fließen im Südweſten die Sarca in den Gardaſee, im Südoſten die Brenta durch das Val di Sugana bis zum Koſelpaß, wo ſie ebenfalls nach Italien tritt. Abgeſehen vom Bodenſee und vom Gardaſee, deren Spiegel theilweiſe zu T. gehören, beſitzt das Land viele kleine Seen, darunter den von hohen Felswänden eingeſchloſſenen Achenſee, der durch die Achen in die Iſar abfließt, einen der ſchönſten des Hochlandes; ferner den Planſee, den reizenden Kaltererſee, ſüdweſtlich von Botzen u. ſ. w. T. zählt mehr als 200 Heilquellen, von denen das Mitterbad im Thale Ulten am beſuchteſten iſt. Das Klima iſt ſehr verſchieden; die centrale Gebirgskette bildet eine Klimaſcheide. Im nördl. Theile des Landes, beſonders im obern Innthale, auf der Malſer Heide, in den den Fernern benachbarten Thälern iſt die Luft ſtets ſehr rauh und kalt; auch im Puſterthale hält der Winter lange an und iſt ſehr ſtreng. Dagegen iſt in den ſüdl., vornehmlich in den tridentiniſchen Alpenthälern die Hitze oft ſo heftig, daß die Einwohner genöthigt werden, während des Sommers im Gebirge gelegene Wohnungen aufzuſuchen. Der Südwind fällt zuweilen Einheimiſchen und Fremden durch die ermattende Schwüle ſehr läſtig, hat nicht ſelten bedenkliche Zufälle im Gefolge und pflegt gegen das Ende des Sommers und vorzüglich im Herbſt oft mit ungemeiner Schnelligkeit den Schnee im Gebirge aufzulöſen, daher gewöhnlich in dieſer Zeit die Wildbäche verheerende Ueberſchwemmungen verurſachen. Beſonders gemäßigt und geſund iſt die Gegend von Meran, welcher Ort deshalb in der neueſten Zeit als Herbſt- und Winteraufenthalt für Kranke ſehr in Aufnahme gekommen iſt.

T. zählt mit Vorarlberg ungefähr 900000 E., nach einer officiellen Berechnung für Ende 1865: 878733 (431604 männliche und 447129 weibliche). Nach der Volkszählung vom 31. Oct. 1857 hatte das Land 851016 Civileinwohner, welche in 22 Städten, 33 Märkten und 1522 Dörfern leben. Auf 1 Q.-M. wohnen ſomit nicht ganz 1700 Menſchen. Im Norden und in der Mitte des Landes ſowie in Vorarlberg iſt die Bevölkerung deutſchen, im Süden ital. Stammes; auf die Deutſchen kommen ungefähr 61, auf die Welſchen (einſchließlich 15000 Ladiner in den Thälern Gröden, Abtei und Enneberg) etwa 39 Proc. der geſammten Einwohnerzahl. Mit Ausnahme einer unbedeutenden Anzahl von Proteſtanten und Juden gehören die Bewohner der kath. Kirche an. Es beſtehen im Lande (einſchließlich Vorarlberg) zwei Bisthümer (zu Brixen

und Trient), 363 Pfarreien, 292 Localkaplaneien, 93 Klöster, und die Zahl der Säculargeistlichen betrug 1866: 2667, die der Mönche 1181 und die der Nonnen 1178. Der Tiroler ist fröhlich, aufgeweckten und muntern Sinnes und ein geborener Schütze. In seinem Gesichte ist Treue und Geradsinn ausgedrückt, und dennoch ist er von einer gewissen Kälte nicht ganz freizusprechen. Der schönste und edelste Zug in seinem Charakter ist seine Anhänglichkeit an sein Vaterland. Der Südtiroler ist nüchterner, weniger abergläubisch-fromm, lebhafter und verschlagener als der Nordtiroler. Jagdlust ist unter allen Ständen allgemein herrschende Leidenschaft.

T.s Boden ist wegen der vielen und hohen Gebirge nur mittelmäßig fruchtbar, ja größtentheils steinig und felsig und selbst in den Thälern mehr zu Weiden als zu Ackerfeldern tauglich. Von der ganzen Bodenfläche sind 82,6 Proc. productiv, und von dieser kommen 6,9 Proc. auf die Aecker, 1,2 Proc. auf die Weingärten, 44,4 Proc. auf die Wiesen und Weiden und 47,5 Proc. auf die Waldungen. Der Ackerbau ist daher sehr eingeschränkt; sein Hauptsitz ist im untern Innthale und in Südtirol. Der Ertrag an Getreide reicht bei weitem nicht hin, die Bedürfnisse des Landes zu befriedigen. Flachs, Hanf und Taback werden im großen gebaut. Ein Haupterzeugniß von Südtirol ist der Wein; als seine vorzüglichsten Sorten nennt man den Wein von Ysera, welcher in der Nähe von Roveredo wächst, von Botzen und Trient. Auch die Traube von Tramin am Abhange der Wändeln (Wendola) ist von großer Güte. In der Gegend von Meran wird ein leichter, sehr gesunder Wein gewonnen, der im ganzen Lande eines großen Rufs genießt. Die Obstbaumzucht gibt dem Tiroler ebenfalls beträchtlichen Gewinn. Sie wird am stärksten im südlichen T., besonders um Trient, Botzen, Meran und im Etschthale betrieben. Die Aepfel des Innthals werden weit versendet, und von Botzen geht ebenfalls eine Menge Obst, theils frisch, theils gedörrt, außer Landes. Das Klima des südlichen T. gestattet schon die Cultur der Südfrüchte, der Orangen, Citronen, Feigen und Oliven. Die Quitten, Kastanien, Mandeln und Pfirsiche sind Fruchtgattungen, welche in Südtirol schon zu den gemeinern gehören. Bei den herrlichen Alpenwiesen und den vortrefflichen Weiden blüht die Rindviehzucht in hohem Maße, und diese ist, verbunden mit der Alpenwirthschaft, eine Haupterwerbsquelle von ganz T. Der Viehstand betrug, nach der Zählung vom 31. Oct. 1857: 17866 Pferde, 4795 Maulthiere und Esel, 432692 Rinder, 264473 Schafe, 139969 Ziegen und 67583 Schweine. Die Bienenzucht wird in Vorarlberg und einigen südl. Gegenden betrieben, die Seidenraupenzucht, als ein wichtiger Nahrungszweig, in Südtirol. Die Waldungen sind von großer Bedeutung, wenngleich durch schlechte Bewirthschaftung herabgekommen. Auch die Jagd ist sehr ansehnlich, auf Gemsen, Rothwild, Hasen und Federwild. In Südtirol wird der Vogelfang leidenschaftlich getrieben. Die zahlreichen Gebirgswässer und die Seen enthalten treffliche Fische. Der Bergbau ist ein sehr alter Zweig der tirol. Volkswirthschaft. Er lieferte 1865 16½ Münzpfd. Gold (bei Zell im Zillerthale), 400⁴/₁₀ Münzpfd. Silber, 66900 Zollctr. Roheisen, 3656 Zollctr. Kupfer, 1450 Zollctr. Zink, 1948 Zollctr. Blei und Glätte, 3993 Zollctr. Asphalt und 150776 Zollctr. Stein- und Braunkohlen. T. besitzt eine Saline (Hall), deren Production sich 1865 auf 257378 Zollctr. (größtentheils Sudsalz) belief. Was die gewerbliche Thätigkeit anbelangt, so ist Vorarlberg (s. d.) sehr industriös und besonders in der Verarbeitung der Baumwolle ausgezeichnet. In Südtirol blüht die Seidenindustrie, im Stubaierthale die Eisenmanufactur, im Gröbenerthale die Verfertigung von hölzernen Schnitzwaaren, im Pusterthale die Teppichweberei. Die Spinnerei und Weberei von Flachs und Schafwolle ist in ganz T. allgemeine Hausbeschäftigung. Ferner sind hervorzuheben die Branntweinbrennerei (meist landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung), die Bierbrauerei (1865 in 143 Etablissements), die Tabackfabrikation (in den beiden Staatsfabriken zu Sacco und Schwatz), die Bearbeitung des Marmors in Südtirol, die Verfertigung von Büchsen u. s. w. Mit verschiedenen seiner Natur- und Kunsterzeugnisse treibt T. einen ziemlich lebhaften Handel in die andern Länder der österr. Monarchie und Deutschlands, nach Italien und der Schweiz, wodurch es auch größtentheils die Mittel erhält, seinen Bedarf an fremden Artikeln zu decken. Die Lage T.s zwischen Deutschland und Italien, die Vortheile eines guten Straßenzugs über die Alpen (das Stilfser Joch, den Arlberg, den Brenner, über Ampezzo, durch das Val-Sugana) und kunstvoll erbauter Eisenbahnen (Kufstein-Innsbruck-Botzen und ital. Grenze), die eine Länge von 40 M. erreichen, begünstigen in dieser Hinsicht ganz besonders das Land. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Rindvieh, Käse, Schmalz, Kräuter, Wein, Obst, Teppiche, Seide und Seidenwaaren, Eisenwaaren, Schleif- und Mühlsteine, Marmorarbeiten, Holz und Holzwaaren u. s. w. Auch anscheinende Kleinigkeiten weiß der Tiroler zu Handelsgegenständen zu benutzen. So ist z. B. der Handel mit Kanarienvögeln, mit Bildern und Kupferstichen nicht unbedeutend. Jähr-

lich wandern viele Tiroler in andere Länder, wo sie entweder als Bilder-, Decken-, Holzwaaren-, Handschuh- und Vogelhändler oder als Handwerker sich ein kleines Vermögen zu erwerben suchen, das sie jährlich in ihre Heimat zurückbringen. Die Schwerpunkte des Verkehrs bilden die Städte Innsbruck, Botzen, Roveredo, Feldkirch, Trient und Bregenz. Für die intellectuelle Cultur sorgen in T. mit Vorarlberg 1949 Volksschulen mit (1865) 109075 Schulkindern, 8 Gymnasien, 3 selbständige Realschulen, die Universität in Innsbruck und verschiedene Speciallehranstalten, wie 13 theol. Lehranstalten, 1 chirurgische Lehranstalt in Innsbruck u. s. w. Ferner bestehen in Innsbruck ein Nationalmuseum (Ferdinandeum), eine Landwirthschaftsgesellschaft und ein Verein zur Beförderung der Tonkunst, in Roveredo eine Gelehrtengesellschaft.

Die gegenwärtige Landesverfassung T.s gründet sich auf die Landesordnung und Landtagswahlordnung vom 26. Febr. 1861. Der Landtag ist aus 68 Mitgliedern zusammengesetzt, nämlich aus dem Fürst-Erzbischof von Salzburg (welcher seinen Sprengel auf einen Theil T.s erstreckt), den beiden Fürstbischöfen von Trient und Brixen, dem Rector der Universität, 4 Abgeordneten der Aebte und Pröpste, 10 Abgeordneten des adelichen großen Grundbesitzes, 13 Abgeordneten der Städte und andern größern Orte, 3 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammern und 34 Abgeordneten der Landgemeinden. Die Abgeordneten werden auf 6 J. gewählt, und der Landtag tritt jährlich einmal in der Landeshauptstadt Innsbruck zusammen. Den Landtagspräsidenten (Landeshauptmann) ernennt der Kaiser. Vorarlberg hat seine besondere Verfassung und seinen eigenen Landtag. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet der tiroler Landtag 10 Deputirte. T. bildet mit Vorarlberg ein Verwaltungsgebiet, welchem in administrativer Beziehung die Statthalterei zu Innsbruck vorgesetzt ist. Unter derselben wird die polit. Verwaltung von 71 Bezirksämtern (davon 6 in Vorarlberg) und 4 Stadtmagistraten wahrgenommen. Die Kreise mit den Kreisbehörden, die vormals bestanden, sind aufgehoben worden. Das Gemeindewesen ist durch die Gemeindeordnung vom 9. Jan. 1866 auf eine freisinnige Weise geregelt. Für die Finanzverwaltung ist die Finanzlandesdirection in Innsbruck mit 4 Finanzbezirksdirectionen, 4 Steuercommissionen und 71 Steuerämtern bestellt. Für die Rechtspflege in oberster Instanz besteht der oberste Gerichtshof in Wien, in zweiter Instanz das Oberlandesgericht in Innsbruck, in erster Instanz das Landesgericht in Innsbruck, die 4 Kreisgerichte in Botzen, Trient, Roveredo und Feldkirch, 5 Bezirksgerichte und 66 gerichtliche Bezirksämter. In militärischer Beziehung gehört das Land zum grazer Generalate. Zum kaiserl. österr. Heere stellt T. mit Vorarlberg das Kaiserjägerregiment mit 7 Bataillonen oder 4407 Mann im Frieden und mit 10 Bataillonen oder 10504 Mann im Kriege. Im Kriege wird zur Vertheidigung der Landesgrenzen die allgemeine Landesvertheidigung aufgeboten, welche nach dem Gesetze vom 4. Juli 1864 aus den Landesschützencompagnien (erstes Aufgebot, 6200 Mann), aus den Compagnien der freiwilligen Scharfschützen (zweites Aufgebot) und aus dem Landsturm (drittes Aufgebot) gebildet wird. Das Wappen T.s zeigt einen rothen, einköpfigen, gekrönten Adler im silbernen Felde.

T. wurde anfangs von celtischen und gallischen Stämmen bewohnt, von denen die Rhätier (s. Rhätien) der bekannteste sind. Unter dem Kaiser Augustus wurde es von den Römern erobert, die sich um den Anbau des Landes sehr verdient machten. Mit der röm. Größe sank auch der Wohlstand des Landes, welches dann über ein Jahrhundert hindurch der Tummelplatz der Völker war, die Roms Herrschaft vertheidigten und bekämpften. Markomannen, Alemannen, Gothen, besonders die Hunnen unter Attila verheerten es wechselsweise. Nach dem gänzlichen Sturze des abendländ. Kaiserthums kam es unter die Herrschaft der Ostgothen. Als diese zertrümmert wurde, fiel der südl. Theil T.s in die Gewalt der Longobarden, der nördliche wurde von den Bojoaren (Baiern) besetzt. Hierauf wurde T. von den Franken unterworfen, welche es, gleich andern fränk. Landen, in Gaue theilten und durch Grafen verwalten ließen. Nach dem Erlöschen des Karolingischen Hauses und nach der Wiedereinsetzung bair. Herzoge nahmen diese auch wieder den größten Theil von T. in Besitz und unterwarfen sich die Grafen als Vasallen, die sich während der Unordnungen im Fränkischen Reiche und bei der Schwäche seiner Regenten die ihnen anfangs anvertrauten Gaue erblich zugeeignet hatten. Doch blieben noch einige mächtige Dynasten übrig, unter welchen sich die Grafen von Andechs (s. d.) auszeichneten. Einem Grafen aus diesem Hause, Bertholt II., gab Kaiser Friedrich I. nach der Achtserklärung des bair. Herzogs, Heinrich's des Löwen, T. zu Lehn. Berthold war der erste tiroler Landesfürst, der seinen Sitz in Meran (s. d.) hatte und sich einen Herzog von Meran nannte. Schon im 12. Jahrh. erscheinen in der Geschichte mächtige Grafen von T., deren Stammschloß die alte Bergfeste Terioli oder Tirol bei Meran war. Einer derselben, Heinrich genannt, hinterließ eine

einzige Tochter in der bekannten Margaretha Maultaſche, welche ihren Vettern, den Herzogen von Oeſterreich, 1359 ihre Beſitzungen in T. verſchrieb. So kam T. an das Haus Oeſterreich, welches 1369 die bair. Anſprüche mit Geld abkaufte und 1803 die bis dahin reichsunmittelbar geweſenen Gebiete der Biſchöfe von Trient und Brixen einzog. Durch den Presburger Frieden von 1805 wurde T., nach dieſem Umfange, an Baiern überlaſſen, was 1809 zu einer blutigen Erhebung des Volks, deſſen heroiſche Vorkämpfer Hofer (ſ. d.), Speckbacher (ſ. d.) u. a., gegen die Baiern und Franzoſen führte. Im Wiener Frieden von 1809 ward ſodann ein kleiner Bezirk im Süden und 1810 der ſüdl. Theil jenſeit der Hauptkette der Alpen an das Königreich Italien und der öſtl. Theil des Puſterthals an die neugeſchaffene Provinz Illyrien abgetreten. Beide letztere Theile wurden 1814 von Oeſterreich erobert und der bair. Antheil in demſelben Jahre von Baiern wieder an Oeſterreich zurückgegeben, welches hierauf auch die ſalzburgiſchen eingeſchloſſenen Landestheile, nämlich das Ziller- und Brixenthal und Windiſch-Matrei, damit vereinigte. Vgl. außer den Schriften von Hormayr (ſ. d.) und Steub (ſ. d.): Seidl, «T. und Steiermark» (2. Aufl., Lpz. 1847); Beda Weber, «Handbuch für Reiſende in T.» (2. Aufl., Innsbr. 1853); Weidmann, «Handbuch für Reiſende durch T. und Vorarlberg» (Lpz. 1858); Staffler, «Das deutſche T. und Vorarlberg» (2 Bde., Innsbr. 1847); Perkmann, «Land und Leute von Südtirol» (Wien 1862); ferner: «Tirol. Geſchichtsquellen» (Bd. 1, Innsbr. 1867); Huber, «Geſchichte der Vereinigung T.s mit Oeſterreich» (Innsbr. 1864).

Tironianiſche Noten. Bei den Römern hießen die Abkürzungszeichen in der Schrift notae oder compendia scribendi, und die handwerksmäßigen Schreiber, die ſich dieſer Zeichen bedienten, Notarii. Man unterſchied drei Abkürzungen: die ganzer Wörter und Silben, sigla oder siglae (literae singulae bei Cicero); Vertauſchungen der Buchſtaben zur Geheimſchrift; willkürlich erfundene Zeichen, wie etwa bei uns die Kaufleute, Aerzte u. ſ. w. im Gebrauch haben. Die Siglen zerfielen wieder in Abkürzungen von Silben, Wörtern und ganzen Sätzen. Man nennt die ſämmtlichen röm. Abkürzungen notae Tironianae, nach dem Tullius Tiro, dem gelehrten Freigelaſſenen des Cicero, der dieſe Abkürzungen zwar nicht erfand, aber ſyſtematiſch erweiterte und in Aufnahme brachte. Allmählich gewannen ſie eine ſo große Ausdehnung, daß L. Annäus Seneca, der ſie ordnete, an 5000 aufzählen konnte. (S. Abbreviaturen.)

Tirynth (Tiryns), eine der älteſten griech. Städte, ſchon in der Ilias wegen ihrer mächtigen, der Sage nach von den lyciſchen Cyklopen für den König Prötos erbauten Mauern als die «wohlummauerte» bezeichnet, lag in Argolis, ¾ St. nördlich von Nauplia an der Straße nach Argos auf einer niedrigen, kaum 50 F. hohen, von Nord nach Süd ungefähr 900 F. langen Felshöhe, welche die Akropolis bildete, unterhalb der ſich in der Ebene noch eine Unterſtadt ausdehnte. Die Stadt, deren Bedeutung durchaus der mythiſchen Zeit angehört (namentlich ſpielt ſie in den Sagen vom Herakles eine bedeutende Rolle), wurde 464 v. Chr. von den Argivern zerſtört. Doch bis auf den heutigen Tag ſind anſehnliche Ruinen von der alten Burgſtadt erhalten: Mauern von gewaltiger Dicke aus koloſſalen, ganz unbearbeiteten Steinblöcken gefügt (ſog. cyklopiſche Mauern), mit oben ſpitzbogig abſchließenden Thoren und innern Gängen oder Galerien von gleicher Conſtruction. Vgl. Curtius, «Peloponneſos» (Bd. 2, Gotha 1852). Eine von Kapodiſtrias unterhalb der alten Stadt angelegte landwirthſchaftliche Anſtalt (Muſterwirthſchaft) beſteht noch, während eine unter der Regierung König Otto's dabei begründete bair. Colonie ſchon längſt wieder ausgeſtorben iſt.

Tiſane (franz.), eigentlich Ptiſane (vom griech. ptisane, enthülſte Gerſte, Gerſtentrank) nennt man eine durch Aufguß, Abkochung oder Auflöſung bereitete Arznei mit geringem Gehalt an wirkſamen Stoffen, welche den Kranken beſonders häufig in Frankreich als gewöhnliches Getränk verordnet ward.

Tiſchbein nennt ſich eine berühmte deutſche Künſtlerfamilie. — Johann Heinrich T., der Aeltere, geb. 3. Oct. 1722 zu Haina in Heſſen, wo ſein Vater Kloſterbäcker war, ſollte das Schloſſerhandwerk lernen, ward aber, da er großes Talent zu den bildenden Künſten verrieth, von ſeinem ältern Bruder, Johann Valentin T. (geſt. als Hofmaler in Hildburghauſen 1767), zu einem Tapetenmaler in Kaſſel in die Lehre gegeben. Hier benutzte er zugleich den Unterricht des Hofmalers von Freeſe. Nachdem er 1743 Paris, 1748 Venedig und ſodann Rom beſucht, wurde er 1752 Cabinetsmaler des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und lebte fortan raſtlos thätig in Kaſſel, wo er als dirigirender Profeſſor der Kunſtakademie 22. Aug. 1789 ſtarb. Als Künſtler zeichnete er ſich in der hiſtor.-mytholog. Malerei aus, weniger im Bildniß. Als Geſchichts- und mytholog. Maler haben ihm vier Bilder aus den Begebenheiten des Rinaldo und der Armida, der zürnende Achill, die Elektra und die ſterbende Alceſte ſowie ver-

schiedene andere großen Ruhm gebracht. Unter seinen Gesellschaftsstücken und Bildnissen gehören zu den vorzüglichsten sein eigenes Bildniß und die Bildnisse von Reinhard, Forster, Heyne, Gleim, Philippine Engelhard u. s. w. Eine zahlreiche Sammlung seiner Frauenbildnisse befindet sich auf dem Schlosse Wilhelmsthal bei Kassel. Auch die Scenen aus Klopstock's «Hermannsschlacht» sind trefflich. Seine Compositionen beweisen eine schöpferische Einbildungskraft; seine Zeichnung ist im ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nackte der Figuren verräth Studium der Antike; die Gewänder sind in einem großen Geschmack entworfen. Die Umrisse in seinen Skizzen und Entwürfen sind keck, bestimmt und durch kräftige Drucker belebt; in seinen ausgeführten Malereien sind sie sowol wie die Tinten bewunderungswürdig verschmolzen. Nach T.'s Tode kaufte der Kurfürst von Hessen die hinterlassenen Arbeiten und ließ sie in einem Saale des Schlosses zu Wilhelmshöhe anstellen. Vgl. Engelschall, «Johann Heinrich T., als Mensch und Künstler dargestellt» (Nürnb. 1797). Außer dem erwähnten Bruder hatte T. noch sieben Geschwister, darunter: Johann Konrad T., gest. 1778 als Kunsttischler in Haina; Johann Anton T., gest. 1784, der in Hamburg eine Zeichenschule anlegte; Johann Jakob T., ein guter Porträt-, Thier- und Landschaftsmaler, gest. in Lübeck 1791; Anton Wilhelm T., geb. 1734, gest. als Hofmaler in Hanau 1804. — Johann Heinrich Wilhelm T., gewöhnlich Heinrich Wilhelm T. der Neapolitaner genannt, der Sohn Johann Konrad T.'s, wurde 15. Febr. 1751 zu Haina geboren. Im Zeichnen und Malen unterrichteten ihn sein Vater, sein älterer Bruder, Johann Heinrich T. der Jüngere, und sein Oheim Johann Jakob T., bis er 1767 nach Hamburg kam. 1770 besuchte er die Niederlande, kehrte 1772 nach Kassel zurück und ging endlich 1779 durch die Schweiz nach Rom. Schon in dieser Zeit äußerte er vorherrschend Hang zur Geschichtsmalerei. In Zürich entwarf er sein nachher so berühmt gewordenes Bild, welches Konradin von Schwaben darstellt, wie er nach angehörtem Todesurtheile mit Friedrich von Oesterreich noch auf dem Brete spielt. Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Rom ging T. 1787 nach Neapel, wo er 1790 als Director der Malerakademie angestellt wurde. Infolge der Revolution schiffte er sich 1799 mit einem Theile seiner Kunstschätze nach Livorno ein und ging sodann wieder nach Kassel. Dann lebte er ein Jahr in Göttingen und Hannover und später fast immer zu Hamburg und Eutin. Hier arbeitete er unter andern einen Ajax, der die Kassandra von der Statue der Pallas wegreißt (1805), und für die St.-Ansgariikirche zu Bremen das Altarblatt: Lasset die Kindlein zu mir kommen (1806). Er starb zu Eutin 26. Juli 1829. Außer den Arbeiten, welche Gegenstände der classischen Mythe behandeln, war er besonders durch sinnvolle idyllische Darstellungen und treffliche Auffassung des Thierlebens ausgezeichnet. Unter den von ihm herausgegebenen und zum Theil mit Aetzarbeiten ausgestatteten artistischen Werken sind zu erwähnen: «Têtes de différents animaux, dessinées d'après nature, pour donner une idée plus exacte de leurs caractères» (2 Bde., Neap. 1796), «Sir Will. Hamilton's collection of engravings from antique vases, the greater part of Grecian fabric, found in ancient tombs in Two Sicilies in the years 1789 and 1790» (4 Bde., Neap. 1791—1809) und sein berühmtestes Werk: «Homer, nach Antiken gezeichnet von T.», mit Erläuterungen von Heyne (Heft 1—6, Gött. 1801—4) und Schorn (Heft 7—11, Stuttg. 1821—23). Sein älterer Bruder, Johann Heinrich T., der Jüngere, geb. zu Haina 1742, gest. als Inspector der Galerie zu Kassel 1808, hat vieles nach Johann Heinrich T. dem Aeltern gestochen und als Schriftsteller durch seine «Abhandlung über die Aetzkunst» (Kass. 1808) sich bekannt gemacht. Ein dritter Bruder, Heinrich Jakob T., lebte als Maler in Hamburg und Frankfurt a. M. und starb 1803. — Johann Friedrich August T., der Sohn Johann Valentin T.'s, ausgezeichnet als Familienporträtmaler, war zu Mastricht 1750 geboren. Unterstützt von dem Fürsten von Waldeck, bereiste er Frankreich und Italien, wurde dann Hofmaler in Arolsen und lebte später einige Zeit in Holland. Nachher ging er nach Dessau und 1800 übernahm er Oeser's Stelle in Leipzig als Kunstdirector der Akademie. Nach seines ältern Bruders, Ludwig Philipp T., Tode, der als kaiserl. Hofarchitekt und Theaterdecorationsmaler 1808 in Petersburg starb, lebte er dort ein Jahr, um dessen Verlassenschaft anzutreten. Er starb 1812 in Heidelberg, wo er sich in Geschäften aufhielt. — Sein Sohn, Karl Ludwig T., Hofmaler und Professor zu Bückeburg, geb. 1797, studirte zuerst unter des Vaters Leitung, später auf der Akademie zu Dresden, hielt sich dann drei Jahre in Italien auf und kam 1827 nach Bückeburg. T. malte mehrere Städteansichten, z. B. Bonn, Frankfurt, Leipzig u. s. w., und Genrebilder. Er starb 13. Febr. 1855.

Tischendorf (Lobegott Friedr. Konstantin), hochverdient als Bibelforscher und Kritiker, geb. 18. Jan. 1815 zu Lengenfeld im Voigtlande, Sohn eines Arztes, studirte, auf dem Gym-

naſtum zu Plauen vorgebildet, 1834—38 Theologie und Philologie auf der Univerſität zu Leipzig, pramovirte 1838 und habilitirte ſich daſelbſt 1840. Bereits hatte er außer zwei gekrönten Preisſchriften eine kritiſche Ausgabe des Neuen Teſtaments geliefert, in welcher er als Gegner des Syſtems von Scholz und mit ähnlichen Principien wie Lachmann auftrat. In der Abſicht, eine Reform des neuteſtamentlichen Textes anzubahnen, ging er Herbſt 1840 mit Unterſtützung der ſächſ. Regierung zunächſt nach Paris, wo es ihm unter anderm gelang, den Codex Ephraemi rescriptus zu entziffern. Nach zweijährigem Aufenthalt daſelbſt bereiſte er behufs weiterer handſchriftlicher Forſchungen England, Holland, die Schweiz und Italien, wo er überall viel Neues und Wichtiges für ſeine Zwecke fand. Von Italien aus unternahm er 1844 über Malta eine Reiſe nach Aegypten, den Klöſtern der Nitriſchen Wüſte, nach dem Sinai, Paläſtina und Syrien, Kleinaſien, Konſtantinopel und Griechenland, von wo er über Wien und München heimkehrte. Aus dem Orient brachte er eine werthvolle Sammlung griech., ſyr., kopt., arab. u. a. Manuſcripte mit, darunter mehrere Palimpſeſte und einen griech. altteſtamentlichen Pergamentcodex (Codex Friderico-Augustanus), der ſich ſpäter als Theil des Codex Sinaiticus auswies. Bereits 1843 von der Univerſität Breslau zum Doctor der Theologie ernannt, erhielt er 1845 eine außerord. Profeſſur zu Leipzig, 1850 eine ord. Honorarprofeſſur, 1859 eine ord. Profeſſur der Theologie zugleich mit einer für ihn geſtifteten Profeſſur der bibliſchen Paläographie. Später (1867) erhielt er auch das Prädicat als Geh. Hofrath. Nachdem T. inzwiſchen 1849 im Intereſſe ſeiner Forſchungen abermals England und Frankreich beſucht, unternahm er 1853 eine zweite Reiſe in den Orient, beſonders nach Aegypten und dem Sinai, als deren Frucht er eine neue Sammlung werthvoller griech., arab. und ſyr. wie karäiſcher Handſchriften, darunter 16 Palimpſeſte, heimbrachte. 1854 bereiſte er von neuem die Schweiz und mehrere deutſche Bibliotheken, 1855 zum dritten mal England. 1859 aber unternahm er auf Koſten der ruſſ. Regierung eine dritte orient. Reiſe, von der er außer einer reichen Sammlung griech., arient., ſlawon. u. a. Manuſcripte die unter dem Namen Codex Sinaiticus berühmt gewordene älteſte griech. Bibelhandſchrift nach Petersburg brachte. Die ſofort unter den Auſpicien des Kaiſers Alexander II. unternommene Publication dieſes Codex veranlaßte ihn zu einer viermaligen Reiſe nach Petersburg, wohin für die Dauer zu überſiedeln er trotz glänzender Anerbietungen ablehnte. Nachdem das Werk (4 Bde., Fol.) zum 1000jährigen ruſſ. Reichsjubiläum Herbſt 1862 erſchienen, auch zwei Handausgaben des neuteſtamentlichen Theils (Lpz. 1863 u. 1864) gefolgt waren, ging T. zu neuen Forſchungen wieder 1864 nach Paris, 1865 nach England, wo ihn die Univerſitäten Cambridge und Oxford in feierlichen Univerſitätsverſammlungen zum D. of Laws und D. of Civil Law creirten, 1866 nach Florenz, Rom und Neapel. Die meiſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten T.'s betreffen die Doppelaufgabe einer Textreform für das Neue und das griech. Alte Teſtament. Dahin gehören, als Beſtandtheile einer chriſtl. Urkundenbibliothek, die Ausgaben des «Codex Ephraemi Syri» (Lpz. 1843 u. 1845), des «Codex Friderico-Augustanus» (Lpz. 1846), die «Monumenta sacra inedita» (Lpz. 1846), «Evangelium Palatinum ineditum» (Lpz. 1847), «Codex Amiatianus» (Lpz. 1850 u. 1854), «Codex Claromontanus» (Lpz. 1852), «Novum Testamentum Vaticanum» (Lpz. 1867), «Appendix codicum celeb. Sinaitici Vaticani Alexandrini» (Lpz. 1867), endlich «Monumenta sacra inedita, nova collectio» (auf 9 Bde. berechnet, Bd. 1—4, Lpz. 1854—65). Die «Anecdota sacra et profana» (Lpz. 1855 u. 1860) und die «Notitia editionis codicis bibliorum Sinaitici etc.» (Lpz. 1860) enthalten die Kataloge ſeiner Manuſcriptenſammlungen nebſt bisher noch nicht herausgegebenen patriſtiſchen und claſſiſchen Stücken. Zu den letztern kamen 1868: «Philonea inedita altera, altera nunc demum recte ex vetere scriptura eruta». Andere Schriftſtücke aus Manuſcripten des 5. bis 7. Jahrh. von Menander, Euripides, Dio Caſſius und einem alten Grammatiker waren Frühjahr 1868 zur Herausgabe bereits vorbereitet, auch, als Frucht 25jähriger Studien, ein großes Werk über griech. Paläographie. Das griech. Neue Teſtament gab er zweimal in Paris heraus (1842), ſechzehnmal in Leipzig (1841—67). Eine neue große kritiſche Ausgabe («editio VIII. critica major») iſt ſeit 1864 im Erſcheinen begriffen. Zweimal verband er mit dem griech. Text ſeine Reviſion vom lat. Text des Hieronymus und den auf die Originalausgaben zurückgeführten Luther'ſchen im «Novum Testamentum triglottum» (Lpz. 1854 u. 1865), woraus der lat. und deutſche Text auch beſonders abgedruckt erſchienen. An dieſe Ausgaben des Neuen Teſtaments ſchloß ſich eine kritiſche «Synopsis evangelica» (Lpz. 1851, 1854 u. 1864) an. Als vorzügliches Ergebniß ſeiner bisherigen Bemühungen um den Text der Septuaginta iſt die mit kritiſchem Apparat begleitete Ausgabe derſelben (Lpz. 1850, 1856, 1860, 1868) hervorzuheben. Ein weiteres Gebiet, das T. mit Erfolg in das Bereich ſeiner

Forschungen gezogen hat, ist das der neutestamentlichen Apokryphen. Der in Holland 1850 gekrönten Preisschrift «De evangeliorum apocryphorum origine et usu» folgten, unter Benutzung von mehr als 100 Handschriften mit 19 bisher unedirten Schriften, die «Acta apostolorum apocrypha» (Lpz. 1851), die «Evangelia apocrypha» (Lpz. 1853), die «Apocalypses apocryphae» (Lpz. 1866). T.'s Apologie der Evangelien («Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?») erfuhr von 1865—67 vier deutsche Ausgaben und dreizehn in Uebersetzungen (französisch, englisch, italienisch, russisch, holländisch, schwedisch). Vieles Interessante bieten seine beiden Reisewerke: «Reise in den Orient» (2 Bde., Lpz. 1845—46; englisch, Lond. 1847), und «Aus dem Heiligen Lande» (Lpz. 1862; französisch, Par. 1868). Vgl. Volbeding, «Konstantin T. in seiner 25jährigen schriftstellerischen Wirksamkeit» (Lpz. 1862).

Tischreden mancher berühmter Männer sind schon aus dem Alterthume her vorhanden. Am bekanntesten aber sind Luther's «T. oder Colloquia, so er in vielen Jahren gegen gelahrten Leuten, auch fremden Gästen und seinen Tischgesellen geführet». In denselben findet man theils sinnreiche Bemerkungen über einzelne Punkte der Glaubens- und Sittenlehre, theils kernhafte Späße. Aus den letztern hat die rohe Polemik älterer und neuerer Katholiken Schlüsse gegen Luther's sittliche Grundsätze gezogen. Die beste Ausgabe besorgte Förstemann (3 Abth., Lpz. 1844—46). Bekannt sind auch die T. («Table talk») des engl. Dichters Coleridge (s. d.).

Tischrücken und Geisterklopfen. Mit dem T. (engl. table-moving, franz. tables tournantes) wird eine besondere drehende, zuletzt gleichsam fortschreitende Bewegung bezeichnet, welche man an einem Tische wahrnimmt, wenn mehrere Personen, die denselben umsitzen oder umstehen, eine Zeit lang ihre Hände auf dem Rande liegen lassen. Nach Babinet («Les sciences occultes au 18me siècle» in der «Revue des deux mondes» vom 1. Mai 1854) ward diese Erscheinung zuerst in Nordamerika von «geisterkundigen» Dilettanten beobachtet, die mit den Seelen der Abgeschiedenen in Verbindung zu treten suchten. Das gerade durch die vorwiegend materialistische Richtung erzeugte Gefühl geistiger Leere hatte dem sog. Lebensmagnetismus und der Hellseherei bei den Angloamerikanern schon gegen 1840 zu großem Ansehen verholfen, und nachdem besonders Andrew Jackson Davis, der «Seher von Poughkepsie», mit seinen «Offenbarungen» und «der großen Harmonie» (The principles of nature: her divine revelations, and a voice to mankind», 4. Aufl., Neuyork 1847; «The great harmonia; being a philosophical revelation of the natural, spiritual and celestial universe», 5. Aufl., 5 Bde., Bost. 1858—60) dem überirdischen Verkehr in weitern Kreisen Bahn gebrochen, führte der kleine Betrug eines zwölfjährigen Mädchens zur Erfindung des Verfahrens, welches die Tischbeine und das Fichtenholz zum vermeintlichen Sprachrohre des Zwischenreichs erhob. In Acadia, einem kleinen Orte der Grafschaft Wayne im Staate Neuyork, war nämlich eine Familie Fox 1848 in den Besitz eines Hauses gekommen, dessen sich der vorige Eigenthümer aus Furcht vor einem von Zeit zu Zeit vernehmbaren spukhaften Klopfen entäußert hatte. Die Tochter der Genannten behauptete hierauf, den Spukgeist zu jenen Aeußerungen seiner Anwesenheit willkürlich vermögen zu können, indem sie sichtbarlich klopfte und durch nicht wahrnehmbare Fußbewegungen ein Gegenklopfen hervorbrachte. Von da an war nur noch ein kleiner Schritt bis zur Annahme, daß der Geist vorgelegte Fragen, falls sie zu bejahen wären, durch Klopfen beantworte, und so erfuhren die von allen Seiten herbeiströmenden Zuhörer, daß zunächst die abgeschiedene Seele eines ermordeten Hausirers, weiterhin aber auch andere Verstorbene, ihr Mittheilungsbedürfniß auf diese Weise befriedigten. Als die Familie das Haus verließ, zogen die Geister in dem Meublement mit weg, und es erfolgte nun sehr rasch die Entdeckung, daß ihrer eine unzählige Menge nur auf den Augenblick harre, wo gläubige Hände einen Tisch zum Drehen brächten. Auf geeignete Befragung neigte sich dann der Tisch etwas nach hinten und gab darauf durch wiederholtes Zurückkehren in die horizontale Stellung mit dem einen Fuße die erwartete Zahl oder die Stelle an, welche zu bezeichnende Buchstaben im Alphabet einnehmen. Hierdurch ließen sich ganze Sätze bilden und die mit Aufzeichnung der Buchstaben verfahrenden Secretäre hatten oft höchst verwunderliche Antworten vorzulesen. Zur Erleichterung dieses etwas schwerfälligen Verkehrs erfand ein Dr. Hare das Spiritoskop oder den Psychographen, einen beweglichen hölzernen Zeiger, der, wenn er von einer oder zwei sensitiven Personen am hintern Ende berührt wird, mit der Spitze auf einem Halbkreise herumfährt und aus dem dort befindlichen Alphabet die erforderlichen Buchstaben bezeichnet. Die Geister sollen sogar besonders hochempfängliche Personen (Media) ausgemittelt haben, deren Hand sie gleich zum willenlosen Schreiben oder Zeichnen benutzen können.

Deutschland ward mit dem T. durch einen Bericht des Dr. K. Andree in der «Allgemeinen

Zeitung» vom 4. April 1853 bekannt, welcher zunächſt blos das Verfahren zur Hervorbringung jener drehenden Bewegung beſchrieb. Allerorten vorgenommene Verſuche beſtätigten die Mittheilung, und ſehr bald erzeugten das ſich daran knüpfende Klopfen und der Pſychagraph eine Art geiſtiger Epidemie, die in Deutſchland nur vorübergehend, in Frankreich aber und beſonders in England um ſo länger herrſchte. Obſchon darüber, daß die Bewegung nicht vom Tiſche oder dem Inſtrumente, ſondern von den damit manipulirenden Perſonen ausgehe, bei den Einſichtigern keine Ungewißheit beſtand, ſo war doch eine befriedigende Erklärung des Phänomens um ſo ſchwieriger, als nüchterne Beobachter daſſelbe nie hervorrufen und doch wieder, abgeſehen von der Entlarvung einiger wirklicher Betrügereien, an der Abſichtloſigkeit und Wahrhaftigkeit vieler glücklicher Tiſchrücker nicht zweifeln konnten. Blos nach und nach erkannte man, daß nicht erſt der ſog. Thieriſche Magnetismus (ſ. d.) und die Thätigkeit des unbewußten Seelenlebens herbeigezogen zu werden brauchen, ſondern daß ſchon die Mechanik den Vorgang erläutere. Das Erzittern der lange aufliegenden Hände ſummirt ſich in dem Tiſche zu einer Kraftwirkung, die endlich, wenn mehrere unwillkürlich herniederdrückende Seitenpreſſungen hinzukommen, das Möbel in eine wälzende Bewegung verſetzt. Letztere gilt aber den Experimentirenden für eine ſelbſtändige, weil ſie ihren bisherigen Kraftaufwand für zu unbedeutend anſehen und von der Geringfügigkeit der Reibung nichts ahnen, welche, ſobald die Bewegung einmal eingeleitet iſt, zum größern Theile ſchon durch die Schwere des Tiſches überwunden wird. Vgl. Scheffler, «Imaginäre Arbeit, eine Wirkung der Centrifugal- und Gyralkraft, mit Anwendungen auf die Theorien des Kreiſels, des rollenden Rades, des Polytrops, des rotirenden Geſchoſſes und des T.» (Lpz. 1866). Das Klopfen dagegen erklärt ſich aus der Wahrnehmung, daß ſich das Bewußtſein durch eine längere abtödtende mechan. Beſchäftigung theilweiſe hemmen, gleichſam anäſthesiren läßt, worauf ein Traumſpiel mit unwillkürlichen Bewegungen bei offenen Augen beginnt. Das Außerordentlichſte leiſten in dieſer Beziehung die indiſchen Büßer, welche, nach der Beobachtung engl. Phyſiologen, z. B. durch monatelanges Herabſehen auf die Naſenſpitze und andere ſinnloſe Uebungen, die Nervenempfindlichkeit aufheben, ſich Viſionen erzeugen u. ſ. w. Bisjetzt haben alle Offenbarungen, welche eine umfängliche Literatur den gläubigen Spiritiſten mittheilt, zwar nichts geliefert, was über die Ideenkreiſe der Seher und über die Wahngebilde innerhalb ſonſtiger Halluecinationen hinausginge, doch aber inſofern auch ein höheres Intereſſe erregt, als ſie einen Einblick in die Operationsweiſe der Aſcetik und ſo manches Prophetenthums verſchaffen. (S. Spiritismus.)

Tiſiphone (Furie), ſ. Eumeniden.

Tiſſaphernes, ein bekannter perſ. Feldherr, wurde 414 v. Chr. vom Könige Darius II. (Nothos) zum Satrapen (Statthalter) Kleinaſiens ernannt. Als nach des Darius Tode (405) deſſen jüngerer Sohn, Cyrus (ſ. d.) der Jüngere, ſeinen Bruder Artaxerxes II. Mnemon vom Throne zu ſtoßen ſuchte, ſtand T. feſt auf der Seite des Königs und ſchlug den Cyrus 401 v. Chr. bei Kunaxa. Aus Dankbarkeit gab ihm Artaxerxes nicht nur ſeine Tochter zur Gattin, ſondern beſchenkte ihn auch mit der unbeſchränkten Statthalterſchaft des Cyrus. Als er aber nachher die ioniſchen Städte Kleinaſiens wegen ihrer Theilnahme an dem Aufſtande züchtigen wollte, und dieſe von den Spartanern Unterſtützung erhielten, wurde er von dem Spartanerkönige Ageſilaus in Lydien gänzlich geſchlagen, ſeiner Stelle und Würde entſetzt und auf Anſtiften der Paryſatis, der Mutter des Artaxerxes und Cyrus, in Phrygien ermordet (395 v. Chr.).

Tiſſot (Pierre Français), franz. Gelehrter und Schriftſteller, geb. 10. März 1768 zu Verſailles, widmete ſich zu Paris mit Erfolg den Wiſſenſchaften und zeigte in der Jugend viel Neigung für Poeſie und Theater. Als die Revolution ausbrach, betheiligte er ſich bei den revolutionären Zeitſchriften und erhielt als Republikaner eine Stelle bei der Proviantcommiſſion. Nach der Schreckensherrſchaft verlor er ſein Amt und ſuchte nun die Exiſtenz ſeiner Familie durch Anlegung einer Fabrik zu ſichern. Nach den Ereigniſſen vom 18. Fructidor gab man ihm eine Anſtellung in der Polizeiverwaltung. Kurz vor der Revolution vom 18. Brumaire wurde er vom Depart. Seine in den Rath der Fünfhundert gewählt. Doch durfte er wegen Wahlmängel nicht eintreten und zog ſich auf das Land zurück. Als Republikaner ſetzte man ihn nach Exploſion der Höllenmaſchine auf die Verbannungsliſte, von der er aber, nachdem er ſich ſelbſt an Bonaparte gewendet, geſtrichen wurde. Seitdem war T. demſelben äußerſt zugethan. Er erhielt eine Stellung in der Verwaltung, wurde ſpäter kaiſerl. Cenſor und verſah beſonders unter dem Polizeiminiſterium des Herzogs von Raviga das Cenſoramt bei der «Gazette de France». Desgleichen vertheidigte er auch die kaiſerl. Politik vielfach als Publiciſt. Nachdem er ſchon einige Jahre früher mit Erfolg für Delille die lat. Dichter im Collége de France vorgetragen, erhielt er 1814 nach ſeines Vorgängers Tode dieſen Lehrſtuhl. Schon während der Hundert

Tage legte er den Grund zu der Zeitung, die nach der zweiten Restauration als «Constitutionel» auftrat. Seine bonapartistische Opposition, die er als Hauptredacteur sehr entschieden führte, zog ihm aber bald den Zorn der Regierung und des Hofs zu. Der Herzog von Richelieu entzog ihm endlich das Professorat am Collége, wo seine Vorlesungen sehr besucht waren. T. arbeitete während der Restauration an vielen Zeitblättern und versuchte selbständig die Herausgabe des «Pilote», den er aber aufgeben mußte. Nach der Julirevolution erhielt er die Lehrkanzel zurück und 1833 wählte ihn die Akademie zum Mitgliede. Er starb 7. April 1854. Unter seinen literarischen Arbeiten hat die poetische Uebersetzung von Virgil's «Bucolica» Par. 1800; 4. Aufl., 1823) den meisten Beifall gefunden. 1825—30 veröffentlichte er ferner «Études sur Virgile» (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1841). Außerdem gab er heraus «Trophées des armées françaises depuis 1782 jusqu'en 1815» (6 Bde., Par. 1819), «Mémoires historiques sur Carnot» (Par. 1824) und «Poésies érotiques» (2 Bde., Par. 1828). Der erste Theil des letztern Werks enthält T.'s eigene Poesien; der andere gibt die schon 1806 veröffentlichte Uebersetzung der «Küsse und Elegien» des Johannes Secundus. Außerdem schrieb T. eine «Histoire complète de la révolution française» (6 Bde., Par. 1833—36), die als das Werk eines Augenzeugen nicht ohne Interesse, aber flüchtig gearbeitet ist. Auch gab er unter dem Titel «Leçons et modèles de littérature française» (2 Bde., Par. 1835—36) eine gerühmte Anthologie heraus.

Tissot (Simon André), franz. Arzt, geb. zu Grancy im Waadtlande 20. März 1728, studirte zu Genf und Montpellier und ließ sich dann zu Lausanne nieder. Hier erwarb er sich große praktische Kenntnisse seines Fachs, das ihm auch in der Theorie manches verdankt. Hauptsächlich aber wurde sein Name in ganz Europa berühmt, indem er auf die furchtbaren Folgen der Onanie aufmerksam machte. Außerdem trug er viel zur Einführung der Blatternimpfung bei und schrieb mehreres zu deren Gunsten. Besonders waren es seine populär-medic. Schriften: «L'onanisme» (Lausf. 1760), die in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurde, und der «Avis au peuple sur la santé» (Lausf. 1761), welche das Wohlwollen aller Gutgesinnten in dem philanthropischen 18. Jahrh. auf T. hinlenkten. Seine übrigen zahlreichen lat. und franz. Schriften (gesammelt 15 Bde., Lausf. 1783—95; 8 Bde., Par. 1809) bestehen aus größern und kleinern Abhandlungen über Inoculation, Blutumlauf und Aderlaß, Gallenfieber, Krebs, Epilepsie, Wassersucht, Nervenkrankheiten, Gesundheit der Gelehrten u. s. w. und erschienen gesammelt zu Lausanne 1783—95 (15 Bde.) und zu Paris 1809 (8 Bde.). Von allen Seiten wurden T. Anerbietungen gemacht; endlich nahm er 1780 auf Joseph's II. Bitte, der ihn besuchte, für drei Jahre eine medic. Professur in Pavia an. Er starb zu Lausanne 15. Juni 1797. Sein Sohn Clément Joseph T., geb. zu Ornans 1750, gest. 30. Juni 1826 zu Paris, hat sich ebenfalls durch mehrere medic. Schriften und durch musterhafte Führung hoher Aemter im franz. Sanitätswesen bekannt gemacht.

Titan oder Menakan, ein Metall, welches bereits 1781 von dem Engländer Gregor entdeckt, 1822 durch Wollaston genauer untersucht, im reinen Zustande aber erst 1849 von Wöhler dargestellt wurde. Es ist ein dunkelgraues, nicht krystallinisches Pulver, das beim Erhitzen an der Luft mit glänzender Flamme verbrennt, das Wasser in der Siedehitze zersetzt und von Salzsäure unter Wasserstoffentwickelung aufgelöst wird. Das T. ist im höchsten Grade schwerschmelzend. In der Natur findet es sich in dem Rutil, Anatas, Titanit, Nigrin, Iserin und andern Mineralien. Interessant ist die Verbindung des T. mit Stickstoff und Kohlenstoff, die in kupferrothen Würfeln krystallisirt und sich zuweilen in den Hohöfen bildet. Man hatte diese Verbindung bis in die neueste Zeit für metallisches T. gehalten.

Titanen waren nach der mythol. Anschauung der Griechen ein uraltes Göttergeschlecht, Kinder des Uranos (s. d.) und der Gäa. Auf Anstiften der letztern stieß einer der T., Kronos (s. Saturnus), den Vater vom Throne und entmannte ihn, worauf dieser seine Kinder verfluchte. Der Fluch ging in Erfüllung, indem Zeus, der Sohn des Kronos (s. Jupiter) nach langem und hartnäckigem Kampfe, der sog. Titanomachie, welche von spätern griech. und röm. Dichtern öfters mit der Gigantomachie, dem Kampfe der Götter gegen die Giganten, vermengt wird, mit Hülfe der Hekatoncheiren (100armiger Meerriesen) und der Cyklopen den Kronos und die übrigen T. besiegte, dieselben (mit Ausnahme des Okeanos, der auf seiten des Zeus im Kampfe stand) in den Tartaros hinabstürzte, wo sie, gefesselt, von den Hekatoncheiren bewacht wurden, und nun die neue Weltordnung unter der Herrschaft der olympischen Götter begründete. Name und Zahl der T., welche ohne Zweifel als Personificationen gewaltiger, einer geregelten Weltordnung vielfach widerstrebender Naturkräfte zu betrachten sind, werden von den

Alten verschieden angegeben. Nach der verbreitetsten Angabe sind es zwölf, sechs männliche (Okeanos, Koios, Krios, Hyperion, Iapetos und Kronos) und sechs weibliche (Theia, Rhea, Tethys, Phoibe, Mnemosyne und Themis). Nicht selten wird aber der Name T. auch Nachkommen jener Wesen gegeben, wie dem Prometheus, Atlas, Helios, der Selene, Hekate u. a. Vgl. Preller, «Griech. Mythologie» (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1860).

Titel (titulus) bedeutet am häufigsten im gewöhnlichen Umgange ein Wort oder einen Namen, wodurch in der bürgerlichen Gesellschaft eine Person in Rücksicht ihres Standes, Amtes, ihrer Würde u. s. w. von der andern unterschieden werden soll. Man unterscheidet Standestitel, z. B. bei Fürsten, Adelichen u. s. w., zum Unterschiede von Bürgerlichen; Ehrentitel, z. B. Durchlaucht, Excellenz u. s. w.; Amtstitel, wie Rath, Professor, Superintendent u. s. w., scheidet diese aber wieder in wirkliche, dem Amte nach gebührende T., oder in Titularen, welche die bloße Benennung ohne das Amt haben. Daß man in der bürgerlichen Gesellschaft, wo eine allgemeine Gleichheit nicht stattfinden kann, Unterscheidungen derart beobachtet, ist nothwendig; lächerlich dagegen ist freilich die Sucht, sich durchaus mit besondern T. anreden zu lassen, wie es namentlich im 17. und 18. Jahrh. geschah. — Außerdem versteht man unter T. die Aufschrift, Rubrik eines Buches, Bildes oder andern Werkes, das man dadurch von andern unterscheiden will; ferner einen gesetzlichen Grund, aus welchem jemand ein Recht oder der Besitz einer Sache zusteht; im kanonischen Rechte die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalt der Geistlichen dienen (ursprünglich gewisse, den Geistlichen angewiesene Sitze, wo sie ihr Amt ausübten), und in den mittlern Zeiten eine Würde, ein geistliches Amt, das jemand bekleidete. Endlich heißen Titel die Aufschriften der Capitel im Corpus juris, namentlich in den Institutionen, Pandekten und dem Codex sowie auch neuerdings in der preuß. und andern Gesetzgebungen.

Titicacasee, Lago de Titicaca oder Laguna de Chucuito, einer der höchsten großen Landseen der Erde, in dem nordwestl. Theile des von der kolossalen West- und Ostcordillere umschlossenen Plateau von Ober-Peru, liegt von Nordwesten gegen Südosten hingebreitet, dort zu Peru (Provinzen Chucuito und Huancané im Depart. Puno), hier zu Bolivia (Provinzen Omasuyos und Ingavi im Depart. La Paz) gehörig, ist nach der neuesten Vermessung Reck's 25½ M. lang, im Mittel 6¾ M. breit, 151,3 Q.-M. (269 Q.-Leguas) groß und 11827 par. F. (nach Pentland 12054, nach Friesach 11930 F.) über dem Meere gelegen und bis 672 F. tief. Der See wird (seit 1862) mit Dampfbooten befahren, für die er nur auf der Nordwestseite stellenweise zu seicht ist. Für die Beschiffung mit den geringen Kähnen (balsas) der Indianer ist er oft sehr gefährlich, da der das ganze Jahr herrschende Ostwind den See nicht selten heftig erregt, vornehmlich während des Tages. Das Wasser hat einen kaum merklichen Salzgeschmack und birgt sieben oder acht eigenthümliche Varietäten von Fischen, während in dem Binsendickicht der Ufer ungeheure Mengen von Wasservögeln nisten. Der See ist von sehr unregelmäßiger Gestalt und bildet, von meist zersplitterten, klippigen Ufern begrenzt, mehrere Seitenbassins, die mit dem Hauptbecken durch schmale Wasserpässe verbunden sind. Namentlich wird im Süden durch zwei seltsam gezackte Halbinseln ein großes Nebenbassin abgegrenzt, welches auch wol See von Huaci (Guaqui) oder Binamarca heißt und durch den Kanal von Taquina mit dem eigentlichen T. in Verbindung steht. Der T. enthält viele, meist hohe Inseln und empfängt zahlreiche Bergströme, welche eine solche Menge Sand, Schlamm und Gerölle in den See führen, daß sich hierdurch sein Umfang von Jahr zu Jahr verringert. Ungeachtet der hohen Lage des T. sind die Seeufer dennoch angebaut und umfassen eine zahlreiche Bevölkerung in Dörfern und Städten. Zugleich finden sich an den Ufern wie auf den Inseln noch zahlreiche, zum Theil großartige Ueberreste altperuan. Baukunst. Am berühmtesten ist das Sonneneiland oder die Insel T., von welcher der See den Namen hat. Dieselbe ist 2¼ M. lang, ¾ M. breit, sehr gebirgig, aber in den Thälern gut cultivirt. Noch sieht man hier aus der Zeit der Inkas die Reste eines Palastes und des berühmten Sonnentempels, der im Innern überreich mit Gold geschmückt gewesen sein soll. Auch wächst hier noch dieselbe Art Mais (Inkamais), aus welchem die Sonnenjungfrauen Brot für die Inkas und die Priester bereiteten. Auf einer andern Insel stehen die Ruinen des Mondtempels und des Klosters der dem Mond geweihten Jungfrauen. Bei dem Dorfe Tiahuanaco oder Tiaquanaco liegen die berühmten, vielfach beschriebenen Ruinen riesiger Bauten. Der einzige Abfluß des T. ist der Rio-Desaguadero (Abflußkanal), der aus der südwestl. Ecke des Huaci hinaustritt und als ein trotz zahlreicher Zuflüsse infolge der starken Verdunstung unbedeutendes Wasser mit langsamer Strömung in südsüdöstl. Richtung die Hochebene durchfließt und nach einem Laufe von 43½ M. in den See Pampa Aullagas oder Laguna de Huallagas mündet. Dieser See, 16⅛ M. lang,

3¾ M. breit, 50,6 Q.-M. groß und 11390 F. über dem Meere gelegen, iſt, wie es ſcheint, nicht tief. Derſelbe umſchließt eine bewohnte Inſel, Isla de Panza. Vgl. Pentland, «The Laguna de T.» (Lond. 1848).

Titrirverfahren, ſ. Analyſis (chemiſch).

Tittmann (Joh. Aug. Heinr.), prot. Theolog, wurde 1. Aug. 1773 zu Langenſalza geboren, wo ſein Vater, Karl Chriſtian T. (geſt. 29. Dec. 1820 als Superintendent in Dresden), damals Diakonus war. In Wittenberg, wohin ſein Vater 1775 als Profeſſor kam, ſtudirte er ſeit 1788, dann wandte er ſich nach Leipzig und habilitirte ſich hier 1793. Er erhielt 1796 eine außerord. Profeſſur in der philoſ. und 1800 in der theol. Facultät, rückte 1805 als ord. Profeſſor in die theol. Facultät ein, der er ſeit 1818 als erſter Profeſſor vorſtand, und ſtarb 31. Dec. 1831. Als akademiſcher Lehrer erwarb er ſich durch Scharfſinn, geſundes Urtheil, Einfachheit und Deutlichkeit ſowie durch ungeſuchten Witz die Liebe ſeiner Zuhörer. Von ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: «Encyklopädie der theol. Wiſſenſchaften» (Lpz. 1798); «Theokles, ein Geſpräch über den Glauben an Gott» (Lpz. 1799); «Theon, oder über unſere Hoffnungen nach dem Tode» (Lpz. 1801); die treffliche, aber unvollendete «Pragmatiſche Geſchichte der Theologie und Religion in der prot. Kirche während der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.» (Bd. 1, Bresl. 1805); die «Institutio symbolica ad sententiam ecclesiae evangelicae» (Lpz. 1811); die ſehr verſchieden beurtheilte Schrift «Ueber Supranaturalismus, Rationalismus und Atheismus» (Lpz. 1816); die Ausgaben der «Libri symbolici» (Lpz. 1817; 2. Aufl. 1827) und des griech. Neuen Teſtaments (Lpz. 1824). Eine Menge intereſſanter Gegenſtände behandelte er in ſeinen Programmen und andern Gelegenheitsſchriften, die zumeiſt in claſſiſchem Latein geſchrieben ſind. Einen Theil derſelben gab nach ſeinem Tode Hahn als «Opuscula varii argumenti, maximam partem dogmatici, apologetici et historici» (Lpz. 1833) und Becher die «De synonymis in Novo Testamento» (Lpz. 1832) heraus. Mit Gewandtheit unterzog T. ſich den ihm fremdartigſten Geſchäften. Auf dem Congreſſe zu Wien, bei dem er einige Zeit gegenwärtig, ſprach er mit Freimüthigkeit, namentlich für die Realiſirung ſeiner Lieblingsidee, das Corpus Evangelicorum von neuem zu conſtituiren.

Tittmann (Karl Aug.), Criminaliſt, der Bruder des vorigen, geb. zu Wittenberg 12. Sept. 1775, ſtudirte ſeit 1793 zu Leipzig und zu Göttingen und habilitirte ſich dann 1797 zu Leipzig. Mit Ausdauer widmete er ſich dem Studium des Criminalrechts, ſodaß er auch unter den Bearbeitern der Strafrechtswiſſenſchaft einen bedeutenden Namen erlangte. In jener Zeit ſchrieb er den «Verſuch über die wiſſenſchaftliche Behandlung des peinlichen Rechts» (Lpz. 1798) und «Grundlinien der Strafrechtswiſſenſchaft und der deutſchen Strafgeſetzkunde» (Lpz. 1800). 1801 folgte er dem Rufe als Obereonſiſtorialrath nach Dresden, wo er 1807 zum Hof- und Juſtizrath und 1812 zum Geh. Referendar ernannt wurde. Gegen Feuerbach, mit deſſen Syſtem er nicht ganz übereinſtimmte, ſchrieb er «Ueber die Grenzen des Philoſophirens in einem Syſteme der Strafrechtswiſſenſchaft und Strafrechtskunde» (Lpz. 1802). Unter ſeinen übrigen Schriften ſind zu erwähnen: das «Handbuch der Strafrechtswiſſenſchaft und Strafrechtskunde» (4 Bde., Halle 1807; 2. Aufl., 3 Bde., 1822); ſein Hauptwerk, die «Rechtlichen Bemerkungen über die Grenzen des Buchhändlerrechts in Beziehung auf den Vertrieb der Bücher durch Commiſſäre, Antiquare u. ſ. w.» (Dresd. 1804), denen er ſpäter «Erörterungen» (Dresd. 1806) nachfolgen ließ; «Beitrag zur Lehre von den Verbrechen gegen die Freiheit, insbeſondere von dem Menſchenraub und der Entführung» (Meiß. 1806); «Ueber Geſtändniſſe und Widerruf in Strafſachen und das dabei zu beobachtende Verfahren» (Halle 1810); «Entwurf eines Strafgeſetzbuchs für das Königreich Sachſen» (2 Bde., Meiß. 1813). Zur Jubelfeier ſeines Vaters ſchrieb er «Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rückſicht mit beſonderer Beziehung auf die deutſchen Bundesſtaaten» (Dresd. 1817). Seit 1831 penſionirt, ſtarb T. 14. Juni 1834. Noch ſind zu nennen: «Handbuch für angehende Juriſten» (Halle 1828; 2. Ausg. von Pfotenhauer, 1846) und «Die Homöopathie in ſtaatspolizeilicher Hinſicht» (Meiß. 1829).

Tittmann (Friedr. Wilh.), verdienter Geſchichtsforſcher, Bruder der beiden vorigen, geb. 29. April 1784 zu Wittenberg, ſtudirte ſeit 1800 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, wandte ſich aber infolge ſeiner Anſtellung (1804) als Geh. Archivkanzliſt zu Dresden ganz hiſtor. Forſchungen zu. Als erſte Frucht derſelben erſchien die Schrift «Ueber den Bund der Amphiktyonen» (Berl. 1812), die 1811 von der berliner Akademie gekrönt worden war. 1823 erhielt er die Stelle eines Oberconſiſtorialraths und 1836 die eines Geh. Archivars zu Dresden. Letzteres Amt legte er jedoch 1849 nieder, worauf er zu Dresden privatiſirte, bis er daſelbſt 23. Mai

1864 starb. T.'s histor. Hauptwerk ist die «Geschichte Heinrich's des Erlauchten» (2 Bde., Dresd. und Lpz. 1845—46), welche auf dem gründlichsten Quellenstudium beruht. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: «Ideen zur Politik und Geschichte der europ. Staatsgesellschaft» (Dresd. 1816); «Ueber Erkenntniß und Kunst in der Geschichte» (Dresd. 1817), «Darstellung der Verfassung des Deutschen Bundes» (Lpz. 1818); «Darstellung der griech. Verfassungen» (Berl. und Lpz. 1822); «Ueber die Bestimmung des Gelehrten und seine Bildung durch Schule und Universität» (Berl. 1833); «Blicke auf die Bildung unserer Zeit und auf Wissenschaft und Kunst der Bildung» (Lpz. 1835); «Ueber die Schönheit und die Kunst» (Berl. 1841). In den letzten Lebensjahren veröffentlichte er noch «Ueber Leben und Stoff» (Dresd. 1855); «Aphorismen für Philosophie» (Dresd. 1859) und «Nationalität und Staat» (Dresd. 1861) u. s. w.

Titurel heißt der Urgroßvater Parzival's (s. d.), ein Held der Sage vom Heiligen Gral (s. d.), dessen Tempel er auf Mont-Salvage baute, und dessen Ritterthum er gründete. Nach seinem zufällig in der ersten Zeile des Gedichts vorkommenden Namen benannte man bereits im Mittelalter die beiden unverbundenen, zur Gralsage gehörenden herrlichen Bruchstücke (170 Strophen), welche Wolfram von Eschenbach von der Liebe Schionatulander's und Sigunens, der Pflegeschwester Parzival's, gedichtet hatte. Eben jene Unvollständigkeit des sog. «Aeltern T.» reizte nach der Mitte des 13. Jahrh. einen gewissen Albrecht (von Scharfenberg), eine Vervollständigung zu versuchen. Die Quellen, welche ihm außer den beiden Wolfram'schen Gedichten selbst vorlagen, sind noch nicht aufgedeckt. Die eine derselben ist der Brief vom Priester Johannes, der bald an den byzant. Kaiser Manuel, bald an andere Herrscher gerichtet erscheint. (Vgl. Pfeiffer's «Germania», Bd. 7.) In weitschweifiger Breite und mit Einfügung zahlreicher Reminiscenzen, welche seine ausgedehnte Belesenheit ihm darbot, erzählt er alles, was er bei Wolfram vom Gral, von Parzival und von Schionatulander gefunden hatte, und fügt die Bruchstücke des «Aeltern T.», die er durch überladende Zwischenreime zu verbessern glaubte, am gehörigen Orte ein. Auch diesen ganzen, bis zu Ende des Mittelalters vielgelesenen und bis in neuere Zeit noch mehr gepriesenen «Jüngern T.» hielt man für ein Werk Wolfram's, was um so leichter geschehen konnte, weil Wolfram's Name wirklich in den beibehaltenen echten Strophen wiederholt vorkommt. Allein er hat von Wolfram's Geiste durchaus nichts, und seine dunkle, oft unverständliche Sprache ist nur eine mislungene Nachahmung von Wolfram's Stile. Die vorherrschende Allegorie, die gehäuften leeren Bilder, die übertriebene einseitige Verherrlichung des Ritter-, Priester- und Gelehrtenthums und die geschraubte Darstellung machen das ebenso weitläufige als langweilige Werk vielmehr zu einem der unerquicklichsten des ganzen Mittelalters. Gedruckt ist der «Aeltere T.» am besten in Lachmann's Ausgabe von Wolfram's Werken (Berl. 1833), am besten übersetzt durch Simrock (zugleich mit Wolfram's «Parzival», Stuttg. 1842). Der über 6000 Strophen haltende «Jüngere T.» ward nach einer leidlichen Handschrift 1477 zuerst gedruckt, zugleich mit dem «Parzival». Nach einer sehr fehlerhaften heidelberger Handschrift ließ ihn Hahn abdrucken (Quedlinb. und Lpz. 1842). Ein Auszug aus demselben findet sich in «Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach» von San-Marte (Bd. 2, Magdeb. 1842).

Titus, ein Schüler und Gehülfe des Apostels Paulus, von Geburt ein Heide, wurde von Paulus bekehrt und zuerst, wie es scheint, in Antiochia als Missionsgehilfe verwendet. Auf der Reise nach Jerusalem zum Apostelconvent begleitete er den Paulus als lebendiger Zeuge für die gesetzesfreie Heidenmission und blieb trotz den judenchristlicherseits erhobenen Forderungen unbeschnitten. Später, als Paulus sich von seinen ältern Genossen, Barnabas und Marcus, getrennt hatte, stand er dem Apostel treulich zur Seite und unterstützte ihn bei der Leitung der kleinasiat., macedon. und griech. Gemeinden, in deren Angelegenheiten er öfters von Paulus zu besondern Sendungen verwendet wurde. Nach dem im Neuen Testament enthaltenen Briefe an ihn hätte er später im Auftrage des Paulus die christl. Gemeinden in Kreta organisirt und geleitet, daher ihn die Tradition zum ersten Bischofe von Kreta macht. Indessen ist der Brief ebenso wie die andern Pastoralbriefe (s. d.) unecht.

Titus Flavius Vespasianus, röm. Kaiser, 79—81, der ältere Sohn des Vorgängers und gleichnamigen Vaters, zur Unterscheidung von dem er mit dem Vornamen Titus benannt wurde, während der Vater den Zunamen Vespasianus (s. d.) als gewöhnlichen Namen führte, wurde 40 n. Chr. geboren und am Hofe Nero's mit Britannicus, dem er sich eng befreundete, erzogen. Schon frühzeitig zeichnete sich T. durch literarische Bildung, als geschickter Sachwalter und auch im Kriege als Tribun in Germanien und Britannien aus. Als sein Vater 67 nach Syrien gesendet wurde, um die Empörung der Juden, die 65 ausgebrochen war, zu unterdrücken, begleitete ihn T. und blieb, als sein Vater 69 Palästina verließ, um sich der Kaiserwürde zu

bemächtigen, zur weitern Führung des Kriegs zurück. Er beendete dieſen durch die Eroberung und Zerſtörung Jeruſalems, die, nachdem ſich die Stadt ſeit dem Beginn der Belagerung im Frühjahr aufs tapferſte vertheidigt, im Herbſte 70 erfolgte. Nachdem T. mit ſeinem Vater in Rom einen prächtigen Triumph gefeiert, deſſen Gedächtniß der noch ſtehende ſog. Titusbogen verewigt, wurde er zur Theilnahme an der Regierung gezogen. Hier zeigte er ſich hart, willkürlich und ſchwelgeriſch, und die Römer fürchteten in ihm, als er dem Vater nach deſſen Tode 23. Juni 79 folgte, einen zweiten Nero zu erhalten. Aber T. gab ſogleich durch die Entfernung ſeiner Geliebten Berenice, der jüd. Fürſtentochter, deren Verbindung mit ihm dem röm. Volke zuwider war, den Beweis, daß er ſeine Privatneigung dem kaiſerl. Berufe aufzuopfern wiſſe, und verwaltete dieſen ununterbrochen mit Ernſt, Gerechtigkeit, Milde und einer Herzensgüte, die ihn jeden Tag, an dem er keine Wohlthat ausgeübt, als verloren achten ließ, ſodaß er ſich bei dem Volke den Namen der Liebe und Luſt des Menſchengeſchlechts (amor ac deliciae generis humani) erwarb. Die Verfolgungen wegen Majeſtätsverbrechen hörten unter ihm auf, die Delatores wurden unter entehrenden Strafen aus der Stadt vertrieben. Nach außen war ſeine Regierung bezeichnet durch die Fortſchritte, welche die röm. Herrſchaft in Britannien machte, nach innen aber durch ſchwere Unglücksfälle, die Rom und Italien heimſuchten. Unter ihm geſchah es, daß 24. Aug. 79 ein Ausbruch des Veſuvs die Städte Herculanum und Pompeji verſchüttete. Im J. 80 legte eine dreitägige Feuersbrunſt in Rom das Capitol und den ſchönſten Theil der Stadt in Aſche und verheerte eine Peſt die Stadt und Umgegend. Andererſeits wurde unter ihm im J. 81 das Coloſſeum (ſ. d.) eingeweiht und die Thermen über dem goldnen Hauſe des Nero gebaut, welche letztere in ihren Reſten noch heute den Namen Titusthermen tragen. Schon 13. Sept. 81 ſtarb T. am Fieber, nicht ohne daß ſeinen Bruder und Nachfolger Domitian der Verdacht traf, ſeinen Tod beſchleunigt zu haben.

Tityos, der Sohn der Gäa (ſ. d.) oder des Zeus und der Elara, ein Rieſe auf Euböa, wurde, weil er ſich an der Leto, als dieſe durch Panopeus nach Pytho ging, vergriffen hatte, von der Artemis oder von dem Apollo und der Artemis mit Pfeilen, oder von Zeus mit dem Blitzſtrahl getödtet. In der Unterwelt lag er über neun Hufen Landes ausgeſtreckt und zwei Geier ſaßen an ſeiner Seite und fraßen ſeine immer wieder wachſende Leber. Am Apollothrone zu Amyklä war ſein Tod durch Artemis und Apolla dargeſtellt.

Tivoli, ſ. Tibur.

Tizian, eigentlich Tiziano Vecellio, berühmter ital. Maler, Hauptmeiſter der venet. Schule, geb. 1447 im Dorfe Tai bei Pieve di Cadore im Venetianiſchen, entwickelte in früheſter Jugend ſo entſchiedene Anlagen für die Malerei, daß ſein Vater ihn nach Venedig ſchickte, wo er Giovanni Bellini zum Lehrmeiſter hatte. Er folgte anfangs ſeinem Meiſter, nahm aber ſpäter die Werke ſeines Mitſchülers Giorgione zum Muſter und zeigte ſich als deſſen würdiger Mitſtrebender in den Fresken, die ſie beide 1507 an der Façade des deutſchen Kaufhauſes in Venedig ausführten. Nach Giorgione's Tode (1511) wurde T., da er nun keinen mehr neben, noch weniger über ſich hatte, beauftragt, die von jenem Meiſter im Dogenpalaſt unvollendet gelaſſenen Malereien zu beendigen, und 1516 findet man ihn in demſelben Palaſte mit einem großen Werke beſchäftigt, welches die Schlacht von Spoleto darſtellte, aber bei dem Brande jenes Palaſtes 1577 zu Grunde ging. Als Kaiſer Karl V. zur Krönung nach Italien kam (1530), ließ er, auf Pietro Aretino's Empfehlung, T. nach Bologna berufen, um des Kaiſers Porträt zu malen, und war damit ſo zufrieden, daß er den Künſtler zum Ritter ernannte und ihm einen Jahrgehalt ausſetzte. Der Kaiſer ließ ſich auch in der Folge noch öfter von T. malen; das zweite mal 1532, ebenfalls in Bologna, dann 1536, in Aſti, bei ſeiner Rückkehr aus Afrika, und 1550, auf einem Reichstage in Augsburg. Weltliche und geiſtliche Fürſten bewarben ſich um die Gunſt, von T.'s Meiſterhand abgebildet zu werden. So malte er unter andern an den Höfen von Ferrara und Mantua die regierenden Herzoge und 1545 in Rom den Cardinal Aleſſandro Farneſe, den Herzog Ottavio von Medici und den Papſt Paul III., deſſen lebensgroßes Bildniß ungemein glücklich ausfiel. Mit Ausnahme zweier Reiſen in ſeine Heimat, verweilte T., ſeit ſeinem letzten Aufenthalt in Augsburg, unausgeſetzt in Venedig und arbeitete unabläſſig bis ans Ende ſeines Lebens. Die Menge bedeutender Werke, die er 1550—65 für König Philipp II. von Spanien, für die Königinnen von England und Portugal ſowie für viele große Herren und öffentliche Gebäude in Venedig ausführte, beweiſt, daß der Mann, trotz ſeines hohen Alters, noch viel von der Geiſtes- und Körperkraft ſeiner Jugend behalten hatte. Er ſtarb zu Venedig 27. Aug. 1576 in ſeinem 99. J. und zwar nicht an Altersſchwäche, ſondern an der Peſt. T. beſaß keinen ausnehmend hohen und glänzenden Geiſt, war aber ebenſo poetiſch und energiſch

ols lebendig und wahr in der Auffoſſung der Notur. Er hat Compoſitionen von ungemeiner Bedeutung geliefert und ſoſt in jeder Gottung der Molerei höchſt Wichtiges geleiſtet. Obgleich er heftig bewegte, heroiſche und pathetiſche Scenen manchmol meiſterhoft dorgeſtellt, wie die Ermordung des heil. Petrus Mortyr, in San-Giovonni e Paolo zu Venedig, und die Morter des heil. Lourentius in der Jeſuitenkirche ebendoſelbſt, zwei koloſſole Altorblätter, von welchen dos erſte 1867 durch einen Brond vernichtet worden, ſo glückten ihm jedoch mehr und öfter die Dorſtellungen ruhiger und gemäßigter Momente. So Mariä Dorſtellung im Tempel und ihre Himmelfohrt (jetzt in der venet. Akodemie), die Grodlegung Chriſti (im Louvre) und viele treffliche Altorbilder, ſog. Sante-Converſozioni, Modonnen ouf dem Throne mit umſtehenden Heiligen und onbetenden Donotoren. Eine beſondere Meiſterſchoft entwickelte er in Dorſtellung von Einzelfiguren und Vorgängen der ontiken Mythe. Hierher gehören die beiden berühmten Venusbilder in der Tribune der Uffizien zu Florenz, die Venus mit der jungen Bocchontin, in der münchener Galerie, die Venus del Pordo, im Louvre, die Donoe, in Neopel, Bocchus und Ariodne, in der londoner Notionolgolerie, dos Bocchonol, im Muſeum zu Modrid. Auch im ollegoriſchen Foche ſchuf T. mehrere herrliche Werke: die drei Lebensolter, im Paloſt Monfrini zu Venedig, die irdiſche und himmliſche Liebe, in der Galerie Borgheſe zu Rom. Als Porträtmoler iſt er ohne Zweifel der größte Meiſter, welchen Itolien hervorgebrocht hot. Außerdem wurde er durch die großortig-poetiſche Weiſe, wie er in ſeinen Hintergründen die Londſchoft ousbildete, ein neuer Gründer in dieſer Gottung von Molerei, welche die Corocci und ihre Schule, Pouſſin und Rubens in ſeinen Werken ſtudirten. Die erſten Gemälde des Künſtlers zeigen in den Umriſſen den trockenen, kleinlichen Stil ſeines Meiſters Bellini ſowie die übertriebene Kroft und Glut in der Färbung, die er von ſeinem Mitſchüler Giorgione entlehnte. In der Folge bildete er ſich eine notürlichere und onſprechendere Behondlungsweiſe, bei welcher die Vortrefflichkeit des Colorits mit Recht ols Houptverdienſt hervorgehoben wird. Seine Bilder hoben eine Wohrheit, die ſich onderwärts nicht findet. Er iſt ſogor ollen ondern Molern überlegen, inſofern er die Feinheit und Durchſichtigkeit des Fleiſches zu geben wußte, ſodoß mon in ſeinen Werken das Blut unter der Hout fließen zu ſehen meint. In ſeiner beſten Zeit vereinigt ſich mit ſorgſomer Durchbildung ein freier, ouf die Geſommtwirkung berechneter Vortrog, und ein wormer, klorer Goldton verbreitet über ſeine Bilder dieſer Epoche einen Reiz, den kein onderer Künſtler erreichte. Wohrſcheinlich legte er ſeine Gemälde hell on, überorbeitete ſie zu mehrern molen und verwendete doroof ungloubliche Sorgfolt, die mon ober nicht bemerkt. Alles ſcheint ouf den erſten Pinſelſtrich, mit einem mol, fertig gemocht; kaum doß die grobe Leinwond, worouf er öfters molte, mit Forbe bedeckt ſcheint. Dieſe vortreffliche Behondlung ortete jedoch zuletzt in Monier aus. Der Meiſter wollte ſeine Werke zu ſchnell obthun und verſchwendete dobei die Pinſelſtriche dermoßen, doß ſeine letzten Bilder, ſozuſogen, hingeſetzt ſcheinen und zu ſehr ſkizzenhoften Bravourſtücken gleichen. Seine Art zu molen, die ihm nicht geſtottete, fremde Hände on ſeinen Bildern mitorbeiten zu loſſen, und ſicherlich nicht die ihm ongedichtete Eiferſucht ouf dos hervortretende Verdienſt jüngerer Tolente, iſt Urſoche, worum T. ſehr wenige eigentliche Schüler gebildet hot. Um ſo größer iſt die Zohl ſeiner Nochohmer, welche ſeinen Stil ſich onzueignen ſtrebten und dorin manchmol nicht unglücklich woren. Zu dieſen gehören zunächſt mehrere Künſtler aus ſeiner eigenen Fomilie: ſein Bruder Francesco Vecellio, ſein Sohn Orozio Vecellio und ſein Neffe Morco Vecellio; ſodonn Bonifozio, Veneziono, Giovonni Coriani aus Bergomo, Coliſto Piozza aus Lodi, Geronimo Sovoldo und Aleſſondro Bonvicino von Breſcio.

Tjumen oder Tymen, Houptſtodt eines gleichnomigen Bezirks im weſtſibir. Gouvernement und etwo 30 M. ſüdweſtlich von Tobolsk, on der Einmündung der Tjumenka in den Tobolzufluß Tura, in moleriſcher, fruchtborer Gegend gelegen, die älteſte von den Ruſſen 1586 in Sibirien gegründete Stodt, die gewerbreichſte und der Einwohnerzohl nach die fünfte Stodt des gonzen Londes, iſt regelmäßig und ſchön gebout, mit meiſt ous Holz, aber geſchmockvoll oufgeführten Häuſern, zehn ſteinernen Kirchen, zwei Klöſtern, einer Moſchee, einer Kreis- und zwei Pfarrſchulen. Die Stodt zählt (1863) 12593 E. (gegen 9634 im J. 1853), die mehr ols 100 Induſtrieetobliſſements unterholten und Talg- und Seifenſiederei, Lichtzieherei, Glocken- und Eiſengießerei, Töpferei, Weberei, Mottenflechterei, Netzſtrickerei und Hondſchuhmocherei betreiben. Außerdem beſteht eine ſehr bedeutende Lederfobrikotion, nomentlich eine berühmte Juſtenbereitung, deren Fobrikote ins Innere Aſiens gehen. Auch der Houdwerksbetrieb iſt in blühendem Zuſtonde. Zugleich iſt T. ein Houptpunkt des ruſſ.-ſibir. Tronſithondels. Aus Sibirien gehen die Fohrzeuge ouf den Flüſſen Ob, Irtyſch, Tobol und Turo noch der Stodt, von wo ous die Woaren ouf dem Landwege über den Urol weiter befördert werden. Umgekehrt treten die Wooren

aus Europa hier den Wasserweg an. Gegenwärtig steht T. durch Dampfer mit den wichtigsten Punkten am Ob und Irtysch in Verbindung. Auch gehen über T. die Wagenzüge, welche zu Land den kürzesten Weg nehmen wollen. Es führt von hier der sibir. Tract über Jalutorowsk, Ischim, Tjukalinsk, Kainsk, Kolywan, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk bis nach Kiachta. Man schätzt die Zahl der jährlich hier eintreffenden Fuhren auf mehr als 50000. Seit 1845 wird vom 1. Jan. bis 1. Febr. ein bedeutender Jahrmarkt, die Basiliusmesse, gehalten, welcher jedoch mit dem steigenden Verkehr der Messe von Irbit (s. d.) seit 1849 bereits wieder in Abnahme begriffen ist. 1845 betrug die Waarenanfuhr 3,857142 und der Verkauf 1,030000 S.-Rubel, dagegen 1859 die erstere nur noch 512000, der letztere 210070 Rubel. T., früher die Residenz tatar. Khane, wurde unter dem Namen Tschingitura wahrscheinlich gegen Ende des 14. Jahrh. gegründet, 1580 aber von dem russ. Kosacken Jermak Timofejew erobert. Nach dessen Tode gründeten die Wojwoden Wasil Suken und Iwan Mjasno bei Tschingitura 1586 eine russ. Stadt, die nach dem Namen des frühern Khanats T. benannt ward.

Tlascála (d. h. Land des Brots, des Ueberflusses), ein Indianergebiet und Territorium der Republik Mexico, im Staate Puebla, steht unmittelbar unter dem Generalcongreß, wird von einem Kaziken und vier Alcalden, die indianischer Abkunft sind, regiert und zählt auf 72,8 Q.-M. etwa 80000 E. (1857 angeblich 90158) in 1 Stadt, 110 Dörfern und 139 Gehöften, welche 22 Pfarreien angehören. Die Indianer zeichnen sich durch hohen, regelmäßigen Wuchs, Lebhaftigkeit und Muth vor andern aus. Sie leben auf ihrem fruchtbaren Boden vom Ackerbau und fertigen einige grobe Woll- und Baumwollzeuge, Gewebe aus Maguenfasern und gute Töpferwaaren. Die Hauptstadt T., 5 M. nördlich von Puebla, an dem der Südsee zufließenden Rio del Papagallo, ist von ihrer ehemaligen Größe sehr herabgesunken und zählt kaum über 4000 E. Sie hat regelmäßige Straßen und außer der Hauptkirche, dem Stadthause, dem alten Bischofspalaste, dem 1526 hier errichteten, aber 1550 nach Puebla verlegten Bethaus noch einige andere Gebäude von guter Architektur sowie auch das wahrscheinlich älteste Franciscanerkloster Mexicos und in der Umgegend noch einige Reste altmexic. Architektur und Befestigungskunst. T. bildete in der altmexic. Zeit eine mächtige oligarchische Republik und einen der ersten Staaten, die sich an Cortez anschlossen, und zählte damals 100000 Familien, darunter 20000 in der Hauptstadt. Der Staat erhielt von Cortez eine Art Selbständigkeit unter span. Oberherrschaft und mit Tributpflichtigkeit. Der Kazike stand unmittelbar unter dem Vicekönig von Neuspanien; kein Weißer durfte aufgenommen werden. Nach der Revolution wurde T., weil seine Bevölkerung zu gering war, um einen selbständigen Staat zu bilden, als Territorium mit Beibehaltung seiner alten Einrichtungen in den mexic. Staatenbund aufgenommen.

Tlemsen, von den Franzosen Tlemcen geschrieben, eine Stadt Algeriens, in der Westprovinz Oran, 6 M. von der Grenze Marokkos und $5^1/_2$ M. vom Meere, am Fuße eines Bergs und am Ende einer großen, wohlbewässerten, sehr fruchtbaren, besonders obstreichen Ebene, am Flüßchen T. oder Wadi-Bend gelegen, auf drei Seiten von tiefen Schluchten, außerdem mit starken Mauern umgeben und durch ein Schloß und Fort gedeckt, zählt ungefähr 22000 E. (1865). Die Stadt unterhält Teppich-, Decken- und Wollzeugmanufacturen und treibt sehr bedeutenden Handel in das Innere. Im 10. Jahrh. erscheint sie als Hauptstadt der Zeiriden. 1080 wurde sie von den Almoraviden und 1145 von dem Almohaden Jussuff-ben-Taschfin erobert. Um 1240 stiftete hier Jagmuraßen-ben-Zijan das mächtige Reich der Zijaniden und machte seinen Hof zum Sammelplatze von Gelehrten und Dichtern. Damals zählte T. 16000 bewohnte Häuser, was einer Bevölkerung von etwa 100000 E. entspricht. 1303 gründete der Merinide Abu-Jakub bei der Belagerung der alten Stadt ein Neu-T. 1333 wurde die Stadt, erst 1339 die Citadelle von den Meriniden erobert, die sich bis 1348 in ihr behaupteten. 1518 bemächtigte sich Arudsch, der Begründer der türk. Herrschaft in Algier, der Stadt T. durch Verrath und ließ den König sammt sieben Söhnen erdrosseln. Seitdem begann ihr Verfall. Die alte Stadt wurde 1670 vom Dei Hassan zerstört. Am 24. März 1842 fochten hier die Franzosen unter Bedeau gegen die Marokkaner, 29. April gegen Abd-el-Kader, und 3. Oct. 1845 wurden sie daselbst abermals von den Arabern und Marokkanern unter Bu-Gerrare angegriffen.

Tlepolémos, der Sohn des Hercules und der Astyoche oder Astydameia, mußte, weil er seinen Oheim Lykymnios in Argos erschlagen hatte, fliehen und ging einem Orakel zufolge mit einer Colonie Argiver nach Rhodus, wo er die Städte Lindus, Ialysus und Kamirus erbaute. Von hier zog er mit neun Schiffen gegen Ilios und wurde daselbst von Sarpedon erlegt.

Toast (engl., spr. Tohst) heißen eigentlich die gerösteten Brotschnitte, welche in England zum Thee gegeben werden. Insbesondere versteht man unter diesem auch in das Deutsche über-

gegangenen Worte den Trinkspruch auf die Gesundheit jemands, und zwar deshalb, weil es in England Sitte war, dem, welcher die Gesundheit ausbringen sollte, das Glas mit einer gerösteten Brotschnitte zu übergeben. Außerdem bezeichnet man damit nicht blos die gewöhnlichen Gesundheiten, sondern auch die sog. Sentiments oder kurzen Sätze, die auf irgendeine Person oder Angelegenheit Bezug haben, sowie weitläufige Trinksprüche, die bei feierlichen Gastmählern ausgebracht werden. Bereits Griechenland und Rom kannten die T. In Rom nannte man das Gesundheittrinken Graeco more bibere, d. h. nach griech. Sitte trinken, oder auch ad numerum bibere, d. h. eine gewisse Zahl trinken. Den Gesundheitstoasten haben sich die polit. Trinksprüche angereiht.

Tobias, in der griech. Bibel Tobit, ist der Name eines unter den sog. Apokryphen des Alten Testaments enthaltenen jüd. Familienromans. Derselbe behandelt die Geschichte eines frommen Juden Namens Tobit (in Luther's Uebersetzung ebenfalls Tobias) und seines Sohnes Tobias. Der Vater, einst als Hoflieferant eines assyr. Königs zu großen Reichthümern gelangt, verliert, weil er hingerichtete Juden begraben, Stellung und Habe und wird infolge eines neuen Unglücksfalles auch noch blind. Um eine alte Schuld von einem frühern Geschäftsfreunde einzufordern, sendet er seinen Sohn T. unter allerlei frommen Rathschlägen nach Rhagä in Medien, wohin sich diesem der Engel Raphael als Begleiter anbietet. Um dieselbe Zeit lebt am Tigris eine gottesfürchtige Jungfrau Sarah, die Tochter von Tobit's Vetter Raguel, die ebenfalls von unverschuldetem Unglück betroffen worden ist. Sieben Männer sind nacheinander in der Brautnacht, als sie sich ihr nahen wollten, von einem bösen Geiste Asmodi getödtet worden, und die Rede ging, Sarah selbst sei die Mörderin. Da wird der junge T. mit Hülfe des Engels Raphael zum Retter der Jungfrau und seines Vaters. Auf Raphael's Geheiß fängt er im Tigris einen mächtigen Fisch, schlachtet denselben und behält das Herz und die Galle zurück. Er kommt in Raguel's Haus, erhält auf seine Bitten Sarah zum Weibe und vertreibt den bösen Geist in der Brautnacht durch den Rauch des auf glühende Kohlen gelegten Herzens des Fisches. Erst in der dritten Nacht gesellt er sich der Sarah ehelich zu. Den Auftrag des Vaters führt an seiner Stelle der Engel Raphael aus. Nach der glänzenden Hochzeitsfeier kehrt T., mit der Hälfte der Habe seines Schwiegervaters als Heirathsgut ausgestattet, nach Ninive zurück und heilt die Blindheit des Vaters mit der Galle des Fisches. Sein Begleiter gibt sich, als er belohnt werden soll, als ein Engel zu erkennen und verschwindet. Die Ursprungszeit des Romans ist schwer zu ermitteln. Jedenfalls gehört er in die spätjüd. Zeit, wie schon die ausgebildeten Vorstellungen von Engeln und Dämonen, aber auch die überall durchblickende gesteigerte gesetzliche Strenge zeigt, welche an pharisäische Anschauungen erinnert. Nach einigen war das Buch sogar erst lange nach Christus entstanden. Ort der Abfassung ist sicher nicht Palästina, sondern vermuthlich Assyrien. An eine geschichtliche Grundlage der Erzählung ist nicht zu denken.

Tobitschau, Stadt in der österr. Markgrafschaft Mähren, im ehemaligen Olmützer Kreise, liegt an der March und zählt 2072 E. Die Stadt hat ein Schloß, zwei kath. Kirchen und eine Synagoge. Genannt wurde neuerdings der Ort wegen des Gefechts, das hier im Deutschen Kriege 15. Juli 1866 stattfand. Benedek hatte auf Befehl des Erzherzogs Albrecht seine bei Olmütz vereinigten fünf Corps nach Wien in Marsch gesetzt. Auf diesem Wege wurde am 15. die Avantgardenbrigade des 8. Corps von der preuß. Brigade Malotki, welche der Cavaleriedivision Hartmann zu einer Recognoscirung die Défilés öffnen sollte, bei T. angegriffen und zurückgedrängt. Die preuß. Cavalerie ging nun vor und drei Escadrons des Kürassierregiments Nr. 5 nahmen 18 im Feuer stehende Geschütze. Noch einige kleinere Erfolge wurden gewonnen, der Zweck der Expedition jedoch nicht erreicht, da die Cavalerie dem Gegner nicht weit genug folgte.

Tobler (Titus), verdienter schweiz. Gelehrter, geb. 25. Juni 1806 zu Stein im Canton Appenzell, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte erst eine höhere Lehranstalt zu Trogen, dann das Medicinisch-chirurgische Institut zu Zürich und die Universität zu Wien. Hierauf promovirte er in Würzburg und ging dann zum Abschluß seiner Studien nach Paris. Nachdem er 1827 in seine Heimat zurückgekehrt, widmete er sich dem ärztlichen Berufe, gewann aber noch Muße einestheils zur Sammlung seines «Appenzellischen Sprachschatzes» (Zür. 1837), der zu den besten dialektologischen Arbeiten zählt, anderntheils zu einem regen Wirken als Publicist und Beamteter. Durch eine Flugschrift von ihm wurde die Revision des appenzell-außerrhodenschen Gesetzbuchs hauptsächlich veranlaßt. Zunächst in der Absicht, das Contumazwesen, die Cholera, die orient. Pest näher kennen zu lernen, unternahm er 1835—36 eine Reise nach dem Orient, die er in der «Lustreise ins Morgenland» (2 Thle., Zür. 1839) beschrieb. 1845 trat er eine zweite Reise in das Morgenland an, auf welcher er besonders die Erforschung Jerusalems und dessen Umgebungen bezweckte. Er kehrte mit einem reichen Schatze von topogr.

Materialien 1846 nach der Schweiz zurück und begann die Veröffentlichung einer Reihe von Arbeiten, die sich durch sorgsamste Forschung auszeichnen. Dahin gehören: «Bethlehem» (St.-Gallen 1849); «Plan von Jerusalem» (St.-Gallen 1839); «Golgatha» (St.-Gallen 1851); «Die Siloahquelle und der Oelberg» (St.-Gallen 1852); «Denkblätter aus Jerusalem» (St.-Gallen 1852). Das Hauptwerk aber ist die «Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen» (2 Bde., Berl. 1853—54), welchem sich «Planographie von Jerusalem» (Gotha 1858) und «Beitrag zur medic. Topographie von Jerusalem» (Berl. 1855) anschlossen. Ueber die Ergebnisse einer dritten Reise berichtete er in «Dritte Wanderung nach Palästina» (Gotha 1859). Eine vierte Reise (1865) mußte wegen Auftretens der Cholera abgebrochen werden. Doch sammelte er in Palästina das Material zu einer Monographie über Nazareth (Berl. 1868). Seitdem veröffentlichte er noch «Bibliographia geographica Palaestinae» (Lpz. 1867). Auch gab er mehrere ältere Reiseberichte abendländ. Pilger nach dem Morgenlande heraus. Außerdem veröffentlichte T. die Volksschrift «Die Hausmutter» (2. Aufl., St.-Gallen 1844) und eine Untersuchung «Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Canton Appenzell» (St.-Gallen 1835). Seinen Wohnsitz nahm er 1840 zu Horn im Canton Thurgau. Hier zur Revision der thurgauer Verfassung mitberufen, wählte ihn 1853 die Landesgemeinde von Appenzell-Außerrhoden zum Mitgliede des eidgenössischen Nationalraths. — In keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu Titus T. steht Adolf T., geb. 24. Mai 1835 in dem Dorfe Hirzel des schweiz. Cantons Zürich, wo sein Vater, Salomon T. (geb. 1794 zu Zürich), besonders durch die epischen Dichtungen «Die Enkel Winkelried's (Zür. 1837) und «Columbus» (Zür. 1846) literarisch bekannt, damals Pfarrer war. Er besuchte das Gymnasium und die Hochschule seiner Vaterstadt, dann die Universität zu Bonn, worauf er 1857 mit der «Darstellung der lat. Conjugation und ihrer roman. Gestaltung» (Zür. 1857) promovirte. Die folgenden Jahre verlebte er meist zu Rom, in Toscana und zu Paris, bis er 1861 die Stelle eines Lehrers des Französischen und Italienischen an der Cantonsschule zu Solothurn erhielt. 1866 siedelte er nach Bern über, wo er sich im Frühjahr 1867 habilitirte. Bereits im Herbst desselben Jahres erhielt er einen Ruf als Professor der roman. Sprachen nach Berlin, welchem er Folge leistete. T. ist einer der gründlichsten Forscher auf dem Gebiete der roman. Sprachen. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Bruchstück aus dem Chevalier au Lyon» (Soloth. 1862); «Ital. Lesebuch» (Soloth. 1866; 2. Aufl. 1868), die Ausgabe der altfranz. Dichtungen des Johan de Condet (Stuttg. 1860), verschiedene Beiträge zum «Neuen schweiz. Museum», dem «Jahrbuch für roman. und engl. Literatur», der «Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft» u. s. w. Ein Bruder von ihm, Ludwig T., ist Professor an der Universität zu Bern.

Tobólsk, die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (27000 Q.-M. mit 1,105647 E. im J. 1862) in Westsibirien, am Einflusse des Tobol in den Irtysch, 170 F. über dem Eismeere gelegen, 426 M. von Petersburg und 329 von Moskau entfernt, ist nach russ. Weise regelmäßig mit breiten Straßen erbaut, hat zum Theil steinerne, größtentheils aber hölzerne Häuser und zerfällt in die obere und die untere Stadt. Die erstere, schon 1587 erbaut, liegt auf einem hohen Mergelhügel am östl. Ufer des Irtysch, zu welchem eine steile Treppe von 290 Stufen hinaufführt, und bietet mit den Festungswerken und der Kathedrale einen imposanten Anblick. Die größere Unterstadt zieht sich in einem breiten Bogen an der Höhe hin und ist den Ueberschwemmungen des Irtysch ausgesetzt. Ehemals die Hauptstadt und die größte und volkreichste Stadt von ganz Sibirien, ist T. jetzt hinsichtlich der Bevölkerungszahl von Irkutsk, Tomsk und Omsk überflügelt und zählt (1863) 18361 E. (gegen 15995 im J. 1855). Der Haupttheil der Bevölkerung besteht aus Russen, über ein Viertheil aus Tataren, Abkömmlingen der ursprünglichen Bevölkerung, die sich des Handels wegen bald nach Eroberung Sibiriens durch die Russen hier niedergelassen haben und ihre eigenen Moscheen besitzen. Ein anderer Theil der Einwohner besteht aus Verbannten und deren Nachkommen. Die den gebildetern Ständen Angehörenden genießen innerhalb der Stadt vollkommene Freiheit. Die Verbannten der niedern Klassen befinden sich in einem in der Festung eingerichteten Arbeitshause. Dieselben werden aus Beresow und Pelym hierher gebracht, wenn man ihnen wegen guten Verhaltens eine Erleichterung zukommen lassen will. Auch gibt es in der Stadt einige hundert Deutsche, die ein prot. Gotteshaus besitzen. T. ist der Sitz des Erzbischofs von «T. und Sibirien» und des Civilgouverneurs, einer Medicinalverwaltung und eines Centralgefängnißcomité, einer Schuldirection und anderer Behörden. Außer der Kathedrale bestehen 19 andere griech. Kirchen und 10 Kapellen, zwei Klöster, ein Priester- und ein Schullehrerseminar, eine Geologische Schule, ein Gymnasium (seit 1805) mit Pensionat, einer Bibliothek, Münz-, physik. und naturwissenschaftliche Sammlungen, eine

Bezirks- und andere Schulen, mehrere Buchdruckereien, ein Theater und ein Denkmal Jermak Timafejew's, des erſten ruſſ. Eroberers in Sibirien. Die Manufacturthätigkeit iſt verhältnißmäßig nicht von großem Belang. Man zählt 50 Etabliſſements, darunter viele Gerbereien, Talg- und Seifenſiedereien, einige Leinen- und Tuchfabriken, Lichtziehereien, Seilereien, Glas- und Ziegelhütten. Viele Hände ſind mit Fiſchfang und dem Einſalzen von Fiſchen, mit Schiffbau und Fuhrweſen beſchäftigt. Der Handelsverkehr iſt bedeutend, doch wegen der Abgelegenheit der Stadt von dem «Sibiriſchen Tract» nur für das Gouvernement ſelbſt von Wichtigkeit, namentlich der Speditionshandel. Auch iſt T. der Hauptſtapelort alles für Rechnung der Krone eingehenden Pelzwerks.

Tobſucht (furor, mania furibunda), auch Tollheit, Raſerei, nennt man diejenige Form von Seelenſtörungen, wobei die Willensäußerung krankhaft geſteigert iſt und auf gewaltthätige Weiſe, beſonders durch Vernichten, Zerſtören, Kämpfen, Streiten, Schreien und Lärmen ſich Luft macht. Ein ſolcher Zuſtand erſcheint theils ſymptomatiſch als ſog. delirium furibundum im Verlauf fieberhafter Krankheiten (beſonders des Typhus, der Hirnhautentzündungen, der acuten Tuberkuloſen, mancher narkotiſcher Vergiftungen und des Säuferwahnſinns), theils als eigenthümliche Form der Geiſteskrankheiten. In dieſem Falle gehen meiſtens längere Zeit Zeichen von Trübſinn (melancholiſches Stadium) und verkehrten Ideen voraus, worauf oft plötzlich der Anfall (paroxysmus oder raptus) von Tollheit ausbricht und zu ſehr gewaltſamen Handlungen, ſogar zu Todtſchlag u. ſ. w. führen kann. Bei den gewöhnlichen und heftigern Ausbrüchen der T. findet man ſtets körperliche Zeichen von Blutandrang nach dem Kopf und Gehirnreizung: rothes, gedunſenes Geſicht, heißen Kopf, funkelnde Augen u. ſ. w. Nach dem Anfall kommt manchmal dumpfes Hinbrüten, manchmal Betäubung und Schlaf. Später und nach öftern Anfällen geht der Zuſtand oft in Blödſinn über. Die Behandlung iſt die der Geiſteskrankheiten überhaupt. Womöglich ſuche man auch im Anfalle die Zwangsmittel gegen den Kranken fern zu halten und ihn durch geiſtige Mittel oder Austobenlaſſen zu mäßigen. Aber öfters iſt dies wegen der Gewaltthätigkeit, Schonungsloſigkeit und Muskelſtärke ſolcher Patienten geradezu unthunlich. Dann verſetze man ihn in einen Zuſtand, wo er ſich und andern nicht ſchaden kann, durch Zwangsjacken, finſtere und ausgepolſterte Kammern, und entziehe ihm Koſt, Licht, Zuſprache und jeglichen Sinnesreiz, bis er ruhiger wird. Ob noch andere, techniſch-ärztliche Mittel nöthig ſind, kann nur der Arzt entſcheiden. Die Behandlung der T. bei fieberhaften Krankheiten fällt mit der Krankheit ſelbſt zuſammen, und es ſind nur Beſchädigungen der Kranken ſelbſt und anderer durch entſprechende milde Zwangsmittel zu verhüten.

Tocantins, einer der größten Nebenflüſſe des Amazonenſtroms (ſ. d.), entſteht unter 5° 21′ 3″ ſüdl. Br., 31° 1′ 30″ weſtl. L. bei dem Fort São-João d'Araguay aus der Vereinigung des Araguay (ſ. d.) und des obern T. und reicht mit dieſen beiden Zweigen weiter in das Innere Braſiliens hinein als irgendein anderer Nebenfluß des Amazonas. Der obere T. bildet ſich in der braſilian. Provinz Goyaz aus zwei Quellarmen, dem Kleinen T. oder Tocantins-Pequeno und dem Rio-Maranhão, die 1 Legoa oberhalb der Ortſchaft Agua-Quente unter 14° 25′ ſüdl. Br. zuſammenfließen. Der vereinigte Strom fließt im allgemeinen nach Norden, erſt durch die Provinz Gayaz, dann, nachdem er eine Strecke weit die Grenze gegen Maranhão gebildet, durch die Provinz Pará, wobei er jedoch mehrere Windungen macht und namentlich kurz oberhalb der Einmündung des Araguay mehrere große Bogenlinien beſchreibt. Etwa 40½ M. (in gerader Linie) unterhalb der Vereinigung ſeines olivenbraunen Waſſers mit den Fluten des bei weitem ſtärkern Araguay erweitert er ſich zu einem Aeſtuar, welches bei Cametá oder Villa-Viçoza in dasjenige des Rio-Pará oder des ſüdöſtl. Mündungsarmes des Amazonenſtroms übergeht. Es wird dies faſt 30 M. lange und an der Mündung in den Atlantiſchen Ocean 8⅝ M. breite Aeſtuar von neuern Geographen geradezu als dasjenige des T. bezeichnet und dieſer Strom nicht eigentlich als ein Nebenfluß, ja kaum als ein Zwillingsſtrom des Amazonas betrachtet, da ſich ihre Waſſermaſſen auch an der Mündung nicht verbinden, ſondern durch die große Inſel Marajo voneinander geſchieden bleiben und nur durch einen ſchwachen Waſſerarm miteinander in Verbindung ſtehen. Dieſe Anſicht verträgt ſich jedoch nicht mit der eigenthümlichen Configuration des Amazonenbeckens überhaupt. Die Stromlänge des T. bis zu den Quellen des Araguay wird zu 310 M., die ſchiffbare Strecke zu 244, das ganze Flußgebiet zu 17780 Q.-M. angegeben. Das letztere wird hauptſächlich durch den Araguay erweitert. Beide Flüſſe durchſtrömen kein eigentliches Gebirgsland, und nirgends bietet ihr Stromthal den Charakter eines Gebirgsthals. Die regelmäßige Benutzung des T. als Waſſerſtraße fängt erſt bei Porto-Imperial (früher Porto-Real) unter 10° 42′ 19″ ſüdl. Br. an. Doch

bereiten Riffe, Stromſchnellen und Untiefen nach vielfache Hinderniſſe, nach deren Wegräumung erſt der Strom mit tiefgehenden Dampfern wird befahren werden können.

Toccadegli, richtiger Taccategli (ital., d. i.: Berühret ſie) geſchrieben, in ſpan. Namensform Toccadille, war ein ſeit dem 16. Jahrh. ſehr gewöhnliches, jetzt ziemlich vergeſſenes Spiel, das auf dem Puffbret von zwei Perſonen geſpielt wird, und deſſen Regeln von denen des Triktrak nur wenig abweichen.

Toccate (ital. toccata), ein früher ſehr häufig vorgekommener Tonſatz für Klavier oder Orgel, der ohne feſtes Form- und Melodiegefüge nur auf die Durchführung und Ausſpinnung einer oder mehrerer lebhafter Figuren oder Paſſagen hinzielte, alſo mit dem Präludium und der Etude, auch der Fantaſie und dem Capriccio ziemlich identiſch iſt. In dieſem Sinne haben auch neuere, wie Clementi, Cramer, Hummel, Tomaſchek u. a., zuweilen den Namen T. für Stücke freiern Charakters benutzt. Taccatina heißt ein ſolches Stück kleinern Umfangs und geringerer Ausführung. — Taccata (touquet) nennt man in den Aufzügen der Trompeterchöre die vierte Stimme, welche in Ermangelung der Pauken die Grundſtimme bildet.

Tocqueville (Alexis Charles Henri Clérel de), franz. Publiciſt und Staatsmann, geb. 29. Juli 1805 zu Verneuil (Seine-Oiſe), wurde nach Beendigung ſeiner juriſt. Studien in Paris 1826 zum Inſtructionsrichter in Verſailles ernannt und 1831 mit ſeinem Amtscollegen G. de Beaumont von der Regierung beauftragt, das Strafſyſtem in den Vereinigten Staaten von Amerika zu ſtudiren. T. brachte von da her ſein Hauptwerk zurück: «La démocratie en Amérique», welches er 1835 (2 Bde.) veröffentlichte, nachdem er die gerichtliche Laufbahn aufgegeben hatte. Dieſes Buch erfuhr zahlreiche Auflagen, wurde in viele fremde Sprachen überſetzt und erhielt 1836 den Preis Manthyon von der Akademie zuerkannt, die ihn 1841 auch zu ihrem Mitgliede ernannte. 1839 wurde T. vom Wahlbezirk Valagnes (Manche) in die Deputirtenkammer gewählt, in welcher er bis 1848 zur gemäßigten Oppoſition gehörte. Nach der Februarrevolution vom Depart. Manche in die Conſtituirende Nationalverſammlung abgeordnet, bekämpfte er hier die ſocialiſtiſchen Doctrinen und ſtimmte ſtets mit der monarchiſchen Rechten. Als Mitglied der Geſetzgebenden Verſammlung übernahm er 1849 das Portefeuille des Auswärtigen, trat aber aus dem Miniſterium, als Louis Napoleon in der Botſchaft vom 31. Oct. ſein eigenes Regierungsſyſtem ſchärfer betonte. Als einfacher Volksrepräſentant oponirte er ſeitdem gegen die allzu perſönliche Politik des Präſidenten der Republik und erwies ſich als einen der letzten Vertheidiger des parlamentariſchen Regiments. Am 2. Dec. 1851 mit den vornehmſten ſeiner Collegen, die ſich auf der Mairie des 10. Arrondiſſements verſammelt hatten, um gegen den Staatsſtreich zu proteſtiren, verhaftet, wurde er bald wieder in Freiheit geſetzt. Er zog ſich fortan ins Privatleben zurück und ſtarb 16. April 1859 zu Cannes. Seine «Oeuvres complètes» erſchienen in 9 Bänden (Par. 1865—66).

Tod. Die Lebensdauer des Menſchen, welche nicht künſtlich verlängert, wol aber künſtlich verkürzt werden kann, reicht beim natürlichen Verlaufe des Lebens gewöhnlich bis in die ſiebziger oder achtziger Jahre, bisweilen auch nach etwas weiter, und der Tod (d. i. das Aufgehörthaben des Stoffwechſels und ſonach auch der Thätigkeiten der einzelnen Organe) erfolgt hier ohne vorhergegangene Krankheit, ohne nachweisbare ſpecielle Urſache, ſanft und allmählich oder raſch, merklich und mit Bewußtſein oder unvermerkt im Schlafe, durch ſog. Altersſchwäche (Marasmus). Dieſer T. iſt der natürliche, normale, nothwendige. Jede Todesart, welche von einer andern Veranlaſſung als der naturgemäßen Beendigung des Lebensproceſſes (Stoffwechſels) herrührt, iſt unnatürlich (abnorm, zufällig, frühzeitig) und erfolgt entweder durch Krankheit (d. i. falſches Vonſtattengehen des Stoffwechſels), mehr oder weniger ſchnell, aber gewaltſam, durch äußere mechaniſche oder chemiſche Einflüſſe. Gewöhnlich fällt beim Sterben (d. i. Aufhören des Stoffwechſels), deſſen Vorgänge uns aber noch ganz unbekannt ſind, eine der hauptſächlichſten Lebensthätigkeiten etwas früher als die übrigen weg, nämlich entweder die des Herzens, oder die der Lungen, oder die des Gehirns, weshalb dieſe Organe auch Ausgangsſtellen des T. (atria mortis) genannt werden. Den T. bezeichnet man aber als einen durch Ohnmacht (Synkope, Aufhebung der Herzthätigkeit), durch Stickfluß (Erſtickung, Aſphyxie, Aufhebung der Lungenthätigkeit) und durch Schlagfluß (Apoplexie, Hirnlähmung). Die das Sterben begleitenden und bezeichnenden Erſcheinungen (die Sterbeerſcheinungen), welche ſtets die Folgen von Störungen wichtiger Lebensverrichtungen ſind, ſtellen ſich nach der Verſchiedenheit dieſer Störungen verſchieden dar; auch treten ſie ſchneller oder langſamer auf, haben einen kürzern oder langſamern Verlauf und ſind mehr oder weniger deutlich wahrnehmbar in ihrem Beginne und Fortſchreiten. Auf dieſer Mannichfaltigkeit der beim Sterben auftretenden Erſcheinungen beruht

die Bezeichnung folgender Todesarten: einfacher Erschöpfungstod, bei welchem sich die Sterbeerscheinungen ganz allmählich aus schon vorhandenen krankhaften Zuständen entwickeln, sodaß die Zeit ihres Beginns mit Bestimmtheit nicht ermittelt werden kann, und sich dann in mehr oder minder stetiger Aufeinanderfolge bis zum endlichen Erlöschen des Daseins steigern; Sterben unter Todeskampf (s. Agonie), wo die Sterbeerscheinungen einen deutlich wahrnehmbaren Anfang und einen mehr oder weniger scharfbegrenzten Verlauf haben; langsamer und rascher T., je nachdem die Sterbeerscheinungen längere oder kürzere Zeit währen; plötzlicher T., wenn diese Erscheinungen nur auf einen äußerst kurzen Zeitraum sich beschränken (auf einige Secunden bis Minuten), oder wenn ihr Beginn mit dem Erlöschen des Lebens zusammentrifft. Der plötzliche T. kann noch ein unvermutheter sein, wenn demselben kein oder doch nur ein geringes Kranksein vorherging. Der T. ist ein plötzlicher durch den Mangel der letzten, ein unvermutheter durch das Fühlen früherer gefahrdrohender Anzeichen. Die Sterbe- und Agonieerscheinungen bestehen in Zeichen beginnender und vorschreitender Lähmung des Nerven- und Muskelsystems, vermischt mit den der Krankheit eigenthümlichen Symptomen. Gewöhnlich sterben die verschiedenen Apparate in einer bestimmten, ziemlich regelmäßigen Folge nacheinander. Der Verlust des Muskeltonus erzeugt das hängende, lange, eingefallene, Hippokratische Gesicht (lebloses, eingesunkenes, halb geschlossenes Auge; spitze, schmale Nase mit eingesunkenen Flügeln; Wangen und Mundgegend schlaff, runzelig; Mund halb geöffnet; Kinn spitz), zitternde, kraftlose Bewegungen (zitternde, schwache Sprache, Sehnenhüpfen), Herab- und Zusammensinken des ganzen Körpers, oberflächliche, schwache, langsame und mühevolle, endlich aussetzende Respiration (mit Röcheln, Sterberasseln), Lähmung der Speiseröhre (Getränk fällt mit kollerndem Geräusche in den Magen, feste Stoffe bleiben stecken); die Herzcontractionen werden immer schwächer und undeutlicher, der Puls wird leer, anfangs sehr häufig, dann aussetzend, fadenförmig, die Schließmuskeln an den natürlichen Oeffnungen sind verschlossen (Stuhl und Urin gehen unwillkürlich ab); Kälte und bisweilen kühler, klebriger Schweiß zieht sich von den entfernten Körpertheilen gegen den Stamm, der Gesichts- und Gehörsinn schwindet, Bewußtsein, Respiration und Circulation hören ganz auf, und das Leben erlischt. Mit dem Aufgehörthaben des Stoffwechsels (dem T.) wird der Mensch zur Leiche, zum Leichnam, und in diesem treten früher oder später Veränderungen ein, welche alle nach rein physik. und chem. Gesetzen vor sich gehen. Die hauptsächlichsten und hervortretendsten Erscheinungen nach dem T. sind die der Fäulniß (s. Gärung), durch welche die organischen Substanzen des menschlichen Körpers in unorganische Stoffe (vorzüglich in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak) umgewandelt werden, die nun zur Ernährung von Pflanzen dienen. So geht also auch nicht ein Atom des menschlichen Körpers nach seinem T. verloren, sondern die Stoffe desselben treten in Thier- und Pflanzenkörper über. Es beharrt nun aber der Leichnam vor seinem Faulen noch eine Zeit lang in einem Zustande, den man Leichenzustand im engern Sinne des Worts nennt, und der sich durch ganz bestimmte, bald schneller, bald langsamer eintretende Erscheinungen (Leichenerscheinungen) auszeichnet. Zu diesen gehören: der eigenthümliche Leichengeruch und die Leichenblässe, die Todtenkälte und die Todtenstarre, die Todtenflecke und das Abplatten der Körperstellen, wo die Leiche aufliegt. Trotz dieser Leichenerscheinungen ist es manchmal doch schwierig, das Gestorbensein durch das bloße Besichtigen des Körpers mit Sicherheit anzugeben. Die beste Auskunft gibt hier das Behorchen des Herzens, da Unhörbarkeit der Herztöne am sichersten den T. andeutet. Wahrscheinlichkeit für den T. gewähren: das gebrochene, getrübte und trockene Auge; das Nichtdurchscheinen der gegen das Licht gehaltenen Finger; die völlig erweiterte und gegen das Licht unempfindliche Pupille; das Nichtfließen von Blut aus geöffneten Blut- und Pulsadern; das pergamentartige Eintrocknen der durch starkes Reiben mit kaustischem Salmiakgeist von Oberhaut entblößten Haut. Das allerdeutlichste Zeichen des T. ist aber die nach dem Schwinden der Todtenstarre eintretende Fäulniß mit blaugrüner Färbung und blasiger Auftreibung der Haut, üblem Geruche, Ausfließen misfarbiger, stinkender Flüssigkeit aus Mund und Nase.

Die Erscheinung des T. muß nothwendigerweise stets einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Lebenden machen. Ihre Ansicht von dieser Erscheinung wird sich immer nach der Stufe und Beschaffenheit ihrer Bildung richten, und wie sich die Ansichten der Menschen über ihr Verhältniß zur Natur und über die Bestimmung des ewigen Geistes, der sie beseelt, änderten, so änderte sich auch ihre Vorstellung von dieser Erscheinung, ihren Ursachen und Wirkungen. Nach Homer sind Schlaf und T. Zwillingsbrüder und nach Hesiod Söhne der Nacht. Zufolge der freundlichen Ansicht, welche das Alterthum von Grab und T. hatte, kann man auch Schlaf und T. auf den Kunstwerken nicht unterscheiden, wenn nicht überhaupt der scheinbare Todes-

genius immer blos ein Schlafgott ist. Daher wird er zur Zeit der heitern Blüte der Kunst auf Grabmälern als freundlicher Genius mit umgekehrter Fackel gebildet, oder als ein geflügeltes schlafendes Kind mit gesenkter Fackel. Nach einer aus dem Orient entsprungenen Meinung wurde insbesondere der T. in der Jugend als Entführung durch liebende Götter vorgestellt und abgebildet und nach Zeit und Art des T. oder nach dem Geschlechte des Verstorbenen bestimmten Göttern zugeschrieben, z. B. dem Zeus oder dessen Adler, wenn der Blitz, den Nymphen, wenn das Wasser getödtet hatte (Ganymed und Hylas), der Eos, wenn es am Morgen, der Selene, wenn es bei Nacht geschehen war (Kephalos und Endymion), dem Apollo, wenn es ein junger Mann war, u. s. w. Dahin gehört auch die auf antiken röm. Sarkophagen häufig vorkommende Darstellung vom Raube der Proserpina, mit welcher symbolisch der T. bezeichnet zu werden pflegte. In der That waren solche Bilder geeigneter, die Hinterlassenen zu trösten, als die leidigen Trostgründe der Schulphilosophen oder die Schreckensbilder der spätern Dichter und Künstler. Vgl. die classischen Abhandlungen von Lessing und von Herder unter dem Titel «Wie bildeten die Alten den T.?». Euripides brachte in der «Alcestis» den T. sogar auf die Bühne als finstern Opferpriester, gehüllt in ein schwarzes Gewand, in der Hand einen Stahl, womit er dem Sterbenden das Haar abschnitt und ihn so den unterirdischen Göttern weihte. So näherte sich der T. den Darstellungen auf etruskischen Denkmälern, wo er bald schwarz geflügelt, mit Keule und Woge, bald mit dem Hammer und häufig rasch entführend gebildet wird. Die spätern röm. Dichter schildern ihn mehr von seiner schrecklichen Seite, wie er die hungerigen Zähne fletscht, mit blutigen Nägeln seine Opfer bezeichnet, ein Ungeheuer an Gestalt. Die Hebräer haben ebenfalls einen furchtbaren Todesengel, Samael, der auch der Fürst der Welt genannt wird und mit dem Teufel zusammenfällt; die frühsterbenden Frommen aber entführt er mit einem sanften Kuß. Henoch wird lebendig gen Himmel geholt. Die Heilige Schrift schildert den T. der Guten als eine Rückkehr in die Heimat und Eingehen zur himmlischen Seligkeit. Gleichwol hat man den Tod nicht ohne Einfluß der Volksvorstellungen in der neuen Kunst, besonders seit dem 14. Jahrh., wo dramatische Todtengesänge eine Festlust der Faschingspiele waren, häufig als scheußliches Todtengerippe mit der Sense, womit er die Sterblichen gleich Gräsern wegmäht, abgebildet. Ja es wurden in dieser Zeit cyklische Darstellungen in derselben Auffassung, die sog. Todtentänze (s. d.), allgemein beliebt. Die geschmackvollere Kunst ist davon zurückgekommen und schließt sich hierin mehr an jene Darstellung der Alten an, oder bedient sich der Allegorie vom Schmetterlinge.

Todaustreiben oder **Todaustragen** heißt ein eigenthümlicher Brauch, der sich als Rest eines uralten Volksfestes im östl. Deutschland, in der Lausitz, in Böhmen, Mähren und Schlesien, bei der deutschen wie bei der slaw. ländlichen Bevölkerung erhalten hat und im wesentlichen darin besteht, daß Kinder und junge Leute am Sonntage Lätare (s. d.), der davon auch **Todsonntag** heißt, eine den Tod vorstellende Puppe aus Stroh unter Absingung darauf bezüglicher Liedchen im Orte herumtragen und endlich vor demselben ins Wasser werfen, oder zerreißen, oder verbrennen. Ganz ähnliche und an denselben Tag geknüpfte Bräuche, die in Meißen, Thüringen und Franken theils ehemals üblich waren, theils noch bestehen, beweisen, daß die alte Festfeier nicht ursprünglich slaw. Herkunft und erst allmählich auf die Deutschen übergegangen, sondern daß sie von jeher eine beiden Völkern gemeinsame gewesen ist. Auch erschließen andere verwandte, über das Gesammtgebiet der german. Völker verbreitete Bräuche den ursprünglichen Sinn der Handlung und die Bedeutung des Festes. Wie nämlich die in der Redeweise des Volks einander häufig vertretenden christl. Vorstellungen von Tod und Teufel sehr gewöhnlich an die Stelle alter heidnischer Gottheiten gerückt sind, so ist auch hier der Tod nur eine christl. Einkleidung des frühern heidnischen Winterriesen, welcher vor der wiederkehrenden Gottheit des Sommers entweicht, und wenn in germon.-slaw. Landstrichen die Ansicht begegnet, daß durch die Puppe die heidnische dem Christenthume weichende Gottheit dargestellt werde, so ist das nicht der ursprüngliche Sinn des Festes, sondern eine zum Theil unter dem Einflusse der Geistlichkeit entstandene Deutung. Soweit sich aus den bisjetzt gesammelten Nachrichten entnehmen läßt, gab es in german. Ländern und Gegenden hauptsächlich viererlei Weisen des Sommerempfangs, oder des alten heidnischen Frühlingsfestes, welches, dem verschiedenen Himmelsstriche entsprechend, in den nördlichern Gebieten im Monat Mai, in den südlichern im Monat März gefeiert wurde. Im eigentlichen Norden, in Schweden, ward von geschmückten, berittenen Scharen unter einem pelzbekleideten und einem laubumwundenen Anführer ein Kampf des Winters und Sommers dargestellt, dem feierliche Einholung des Sommers folgte. Im Nordwesten, in Dänemark, den Niederlanden und England, bestand bloßer Mairitt mit Ein-

holung des Maiwagens, eines mächtigen, mit einem großen Maibaume und vielen grünen Aesten beladenen Wagens. Im Südwesten, am Rheine, ward, ebenfalls zu Mitfasten am Sonntage Lätare, bloßer Kampf zwischen Sommer und Winter aufgeführt, und im Südosten, von Franken bis Schlesien hin, begnügte man sich mit Austragen des winterlichen Todes. In andern Gegenden fiel ein etwas abweichendes Frühjahrsfest auf die Osterzeit und haftete so tief, daß in Deutschland allein der einheimische Name der heidnischen Göttin Ostara auf das christl. Fest überging, während dies bei allen übrigen zum Christenthum bekehrten Völkern seinen hebr. Namen Paschah behielt. Uebrigens besteht in Schlesien bis heute auch noch ein Rest der andern auf den Sommer gerichteten Seite des alten Frühjahrsfestes, indem Kinder, früher selbst die erwachsene Jugend, am Lätaresonntage mit buntgeschmückten Kiefergipfeln, Liedchen singend und kleine Gaben heischend, von Haus zu Haus ziehen. Diesen Brauch nennt man «zum Sommer gehen», und der Sonntag heißt davon auch der Sommersonntag. Vgl. Grimm, «Deutsche Mythologie» (3. Aufl., Gött. 1854).

Toddy, ein zuerst in Schottland bekannt gewordenes, aus Whisky, Zucker und Wasser bestehendes Getränk. Es hat sich von dort nicht nur nach England, sondern auch nach Dänemark und Schweden verbreitet, wo man jedoch den Whisky durch Cognac und andere Spirituosen ersetzt hat, sodaß es nichts weiter ist, als was man in England und Deutschland Grog nennt. Mit dem Namen T. bezeichnet man auch den Palmwein (s. d.).

Todesstrafe. Das unmittelbare Verlangen, dem Urheber eines Unrechts eine entsprechende Verletzung zuzufügen, erhebt sich schließlich zu der Forderung, daß die höchste Schuld mit dem Leben gebüßt werde. Es entspringt daraus innerhalb der rohesten Anfänge eines geordneten Zustandes die Sitte der Blutrache (s. d.), welche den Angehörigen des Getödteten noch wilde Selbsthülfe vorbehält. Vor der höhern Gesittung kann freilich eine so triebmäßige, rein von dem subjectiven Gefühl abhängige Befriedigung nicht weiter bestehen. Mit der Entziehung des allgemein gewährleisteten Daseins wird die Vergeltung in einen einzigen Act von so geheimnißvoller Furchtbarkeit zusammengedrängt, daß das Urtheil, ob eine Schuld an diese äußerste Genugthuung heranreiche, nur aus höchst objectiven Gründen und deshalb blos von der obersten Autorität verhangen werden darf. Ueber die Befugniß des Staats, T. gesetzlich auszudrohen und in geeigneten Fällen zu vollstrecken, bestand bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht der geringste Zweifel. Alle Zeiten und Nationen hatten dieses Mittel, den wichtigsten Geboten Nachdruck zu verleihen, gebilligt. Das Verlangen nach Schutz und Sicherheit war mit dem herrschenden Abschreckungsprincip ganz einverstanden, und es fiel niemand bei, dem Staate, welcher zur Vertheidigung der Souveränetät das ganze Selbst der tüchtigsten Bürger in Anspruch nehmen kann, sein Recht auf das Leben eines gemeingefährlichen Verbrechers streitig zu machen. Noch jetzt erscheint nach den relativen Strafrechtstheorien (s. d.) die Möglichkeit von Hinrichtungen als unentbehrliche Bürgschaft der Rechtsordnung, und die absolute oder Gerechtigkeitstheorie erblickt in der T. ein durch das allgemeine Bewußtsein mit solcher Nothwendigkeit zu bedingendes Aequivalent der höchsten Schuld, daß die Hegung des Blutgerichts nicht erst einer besondern Rechtfertigung bedürfe. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt die streng kirchliche Theologie, indem sie durch Hereinziehung von einzelnen Aussprüchen der Heiligen Schrift das Blutgericht sogar unter den Schutz der göttlichen Offenbarung stellt.

Nichtsbestoweniger ist gegenwärtig die Alleinherrschaft dieser Gründe entschieden in Frage gestellt. Wie schwach auch die Beweisführung sein mag, mit welcher zuerst Beccaria (s. d.) in den Büchern «Ueber Verbrechen und Strafen» (zuerst 1762) die Unrechtmäßigkeit der T. darzulegen suchte, so hat doch seine Schrift, in Verbindung mit der fast gleichzeitig durch Voltaire und Elie de Beaumont vollzogenen Enthüllung des an dem unglücklichen Calas (s. d.) verübten Justizmordes, die bedeutendsten Nachwirkungen hervorgebracht. Was die Praktiker damals noch als Spiel mit humanen Paradoxien belächelten, erwies sich als Anfang einer folgenreichen Bewegung, die der angeblichen Unmöglichkeit eines Verzichts auf gedankenlos weiter betriebene Grausamkeiten mit fortgesetzt erstarkenden Einwänden begegnete. Unter letztern stehen die Bedenken obenan, welche gegen die sinnliche Forderung einer gleichartigen Wiedervergeltung (Talion) sprechen. Darin, daß Thiere den Tritt mit Bissen, Naturmenschen einen Eingriff mit Gegeneingriffen erwidern, kann für den Staat kein praktisch-vernünftiger, jede andere Retorsionsart ausschließender Verpflichtungsgrund enthalten sein, und alle überlegte Besonnenheit, die das Strafverfahren, alle salbungsvolle Würde, welche die Vorbereitungen zur Execution entfalten, vermögen den Zweifel nicht aufzuheben, ob die höchste sittliche Macht sich durch die Führung des Todesgerichts gegen den Mörder ebenso bestialisch benehmen dürfe, wie dieser gegen sein schuld-

loses Opfer. Bestärkend wirkt hierbei der Hinblick auf die erfahrungsmäßigen Folgen zahlreicher Hinrichtungen. Es ist bereits völlig zugegeben, daß rohe Neugierde und die im Gefühl der eignen Sicherheit schwelgende Selbstsucht bei solchen Acten ein widerliches Stelldichein feiern, ingleichen daß nicht die Neigung zu Verbrechen, sondern die guten Sitten durch derartige Schauspiele Einbuße leiden. Die deshalb neuerdings bevorzugten nicht öffentlichen Executionen im Gefängnißhofe (sog. intramurane Hinrichtung) lassen sich aber weder mit dem Grundsatze, der die Oeffentlichkeit als unentbehrliche Voraussetzung einer eindringlichen Strafrechtspflege betrachtet, noch mit den Rücksichten vereinigen, welche die Justiz wegen der Fernhaltung jedes Zweifels an ihrer gerechten Gleichmäßigkeit zu nehmen hat. Noch wirksamere Abmahnungen ergeben sich aus der Betrachtung, daß der Staat durch eine Strafe, die jede sittliche Nachwirkung ausschließt und im Falle eines verhängnißvollen Irrthums nicht zurückgenommen werden kann, mit sich selbst in Widerspruch geräth. Nur ein gewisser Verstandesfanatismus mag den Satz vertreten, daß es richtiger sei, neun Unschuldige zu strafen, als einen Schuldigen frei ausgehen zu lassen, ingleichen daß eine völlige Besserung des Verbrechers ja auch in dem Augenblicke zwischen der Verkündung und Vollstreckung des Urtheils erfolgen könne und nicht erst einer längern Bethätigung bedürfe. Zu einer Ablehnung der T. müssen endlich auch die Erwägungen führen, welche die neuere Gesetzgebung auf das System der relativ unbestimmten Strafen hingeleitet haben. Die Schuld ist immer eine individuell verschiedene, und es soll daher dem richterlichen Ermessen in der Wahl des jedem Fall entsprechenden Strafübels ein gewisser Spielraum verstattet sein. Bei den Geld-, Körper- und Freiheitsstrafen läßt sich der Grundsatz gut im Auge behalten, daß ein Schlag zu wenig ebenso unrecht sein würde als ein Schlag zu viel, und bei zu Zwangsarbeit Verurtheilten kann sogar die Vollstreckungsart nach diesen Rücksichten ermittelt werden. Ganz anders dagegen verhält es sich bei der T., die vermöge ihrer Concentrirung nur eine und dieselbe Vergeltung in Aussicht nimmt, obschon sie wieder den stumpfsinnigen oder den ergebungsvollen, nach Befreiung von den Qualen der Reue verlangenden Delinquenten, möglicherweise außer allem Verhältniß zu der besondern Schuld, ganz anders trifft als den lebenslustigen und schwächlich verzweifelnden.

Als Ergebnisse der Bewegung können schon jetzt die durchgängige Beseitigung der grausamen qualificirten T. (s. Hinrichtung), die Beschränkung der Bluturtheile auf die allerschwersten Verbrechen (unter denen außer dem Mord und den schwersten Fällen des Raubes und der Brandstiftung freilich noch vielfach der Hochverrath mitzählt) und die nicht mehr vereinzelten Beispiele bezeichnet werden, wo die Gesetzgebung, ohne damit die befürchteten Folgen heraufzubeschwören, auf jene Strafe völlig verzichtet hat. In Toscana ging Großherzog Leopold bereits 1785, in Oesterreich Joseph II. 1786 mit Aufhebung der T. vor, und obgleich Franz II. die letztere Verfügung bereits 1803 wieder zurücknahm, so erkannte der Kaiser doch dabei an, daß die Verbrechen bisher nicht zugenommen hätten. Für Toscana hatte der Code pénal die T. zwar erneuert, unter dem Zwange der öffentlichen Meinung erfolgte aber 1847 ihre Wiederaufhebung, und das durch legitimistische Einflüsse herbeigeführte gegentheilige Gesetz von 1852 rief in allen Schichten der Bevölkerung einen solchen Abscheu hervor, daß selbst die ital. Regierung durch Decret von 1860 für Toscana mit Wiederabschaffung der T. verfuhr. Seit 1867 hat sich auch das portug. Recht dieser Strafe begeben. Was Deutschland anlangt, so ist die 1848 von der Nationalversammlung ausgesprochene Aufhebung der T. in Oldenburg, Nassau, Anhalt und Bremen noch in Kraft, und das Königreich Sachsen bereitet die gleiche Maßregel vor. Anderwärts wächst wenigstens die Zahl der Gegner von Jahr zu Jahr. In England, wo ursprünglich an 160 verschiedene Verbrechen mit dem Tode bedroht waren, seit 1841 aber die Strafe des Stranges nur wegen Mord vollstreckt wird, kehrt der Antrag auf völlige Abschaffung der T. in jeder Parlamentssitzung wieder. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird bei Anklagen wegen der schwersten Verbrechen die Erklärung eines Geschworenen, daß er die T. für unrechtmäßig halte, deshalb als gültiger Ablehnungsgrund angesehen, weil solche Mitglieder des Schwurgerichts die auf der Hand liegende Verurtheilung vereiteln könnten. In Frankreich bietet der Jury die durch das Gesetz von 1832 gegebene Erlaubniß, mildernde Umstände anzunehmen, ein bequemes Mittel zur Abwendung drohender Bluturtheile. In den meisten civilisirten Staaten möchte die Aussage eines engl. Gewährsmanns wol Bestätigung finden, daß Anklagen auf Leben und Tod immer den Eindruck hervorbringen, als ob die Richter, Ankläger, Vertheidiger und Zeugen sich verschworen hätten, es wo möglich nicht zum Aeußersten kommen zu lassen. Hierdurch sowol als durch die, bei dennoch erfolgter Verurtheilung so häufig eintretende Begnadigung zu lebenslänglichem Zuchthaus verfällt aber die Justiz gerade

da, wo sie ihre äußerste Probe bestehen soll, in ein bedenkliches Schwanken, und es ist daher die Zeit wol nicht mehr fern, wo man bei einer mildern, aber unerbittlich eintretenden Strafe sich allgemein einer größern Rechtszuversicht erfreuen wird. Vorderhand ist wenigstens der Beweis, daß die Gesellschaft aus den furchtbarsten Gefahren nur durch den Scharfrichter errettet werden könne, im Angesicht unserer Zuchthäuser und Zellengefängnisse nicht mehr zu führen. Unter den zahllosen Schriften über den Gegenstand vgl. Hepp, «Ueber den gegenwärtigen Stand der Streitfrage über die Zulässigkeit der T.» (Tüb. 1835); Schlatter, «Das Unrecht der T.» (Erlang. 1857); Beruer, «Die Abschaffung der T.» (Dresd. 1861); John, «Ueber die T.» (Berl. 1867).

Tödi, der höchste Gebirgsstock der Glarner Alpen und der ganzen nordöstl. Schweiz, an der Grenzscheide der Cantone Glarus, Graubünden und Uri gelegen, senkt sich nördlich gegen das Thal der Linth, südlich gegen das des Vorderrhein herab. Sein Haupt theilt sich in zwei Gipfel, den Piz-Russein im Süden und den eigentlichen T. im Norden, von denen der letztere und höchste sich 11115 F. (nach andern 11141) über das Meer erhebt. Sein Schneescheitel glänzt am Abend im Feuer der untergehenden Sonne noch in tiefer Glut, wenn die übrigen Gipfel seiner Nachbarn längst im blaugrauen Schatten der Dämmerung liegen, und ebenso leuchtet er schon am Morgen, wenn ringsum die Thäler und niedern Alpenketten noch im Dunkel befangen sind. Ueberall in der nördl. Schweiz tritt der T. mit seiner gegen Osten flach abfallenden Firndecke dominirend hervor. Lange galt er für unersteigbar, bis es 11. Aug. 1837 drei glarner Gemsjägern gelang, den Gipfel zu erreichen. Acht Tage später wurde er von Friedrich von Dürler aus Zürich erstiegen. Seit der Expedition von Studer, Ulrich und Siegfried 1853 ist er 1859 zweimal, 1861 dreimal und neuerdings wiederholt erstiegen worden.

Todleben (Franz Eduard von), russ. Ingenieurgeneral, geboren zu Mitau 20. Mai 1818, war zum Kaufmannsstande bestimmt, wandte sich aber aus Neigung der militärischen Laufbahn zu, indem es gelang, 1835 seine Aufnahme in die Ingenieurschule zu Petersburg zu bewirken. Aus dieser Anstalt trat er 1838 als Unterlieutenant in das Ingenieurcorps. Einige Jahre später wurde er der kaukas. Armee zugetheilt und leitete die Belagerungsarbeiten vor Salti und Tschoch, festen Plätzen der Tschetschenzen. Bis 1853 stieg er zum Oberstlieutenant auf. Beim Ausbruch des Orientkriegs dem Ingenieurgeneral Schilder als Adlatus zugewiesen, übernahm er nach dessen Verwundung vor Silistria die Oberleitung der Belagerungsarbeiten und wurde dann nach der Krim versetzt. Die Südseite von Sewastopol (s. d.) war damals noch ziemlich offen. T. machte auf die Nothwendigkeit aufmerksam, diese zu befestigen, und als die Verbündeten wirklich ihren Angriff auf dieselbe richteten, wußte er diesen auf ebenso geniale als meisterhafte Weise durch Erbauung neuer Werke, besonders Erdwerke, Verstärkung der Befestigungslinien, Contreapprochen, Minen u. s. w. die größten Hindernisse zu bereiten. Die lange glorreiche Vertheidigung von Sewastopol ist vorzüglich T.'s Verdienst. Er war unterdessen zum Generalmajor befördert worden, und Kaiser Alexander II. ernannte ihn nun zum Generaladjutanten und belohnte auch seine Verdienste mit dem Georgsorden sowie einer Dotation. Beim Fall der Südseite befand sich T. nicht an Ort und Stelle, da er 20. Juni 1855 verwundet worden. Er ordnete noch von Nikolajew, wohin er nach dem Verlust der Südseite von Sewastopol gegangen, die Befestigungen an der Dnjeprmündung an und war dann bei den Bauten von Kronstadt thätig. 1858 erhielt er das Großkreuz des Andreasordens und dadurch den erblichen Adel des russ. Kaiserreichs. 1860 wurde er zum Generallieutenant und Director des Ingenieurdepartements im Kriegsministerium ernannt. Außerdem ist er, als «Gehülfe» (russ. eigentlich «Gefährte») des Generalinspecteurs Großfürsten Nikolaus des Aeltern, der Leiter des gesammten Ingenieurwesens. Sein Werk «Défense de Sewastopol» (Petersb. 1864; deutsch vom General Lehmann, Berl. 1865) hat überall die größte Anerkennung gefunden.

Todsünden heißen in der theol. Moral nach 1 Joh. 5, 16, 17 die Sünden, welche den geistlichen Tod, d. h. den Verlust des Gnadenstandes, nach sich ziehen. Die Theologie unterscheidet sie von zu erlassenden (läßlichen) Sünden, die diese Folge nicht haben. Petrus Lombardus stellte nach Cassianus und Gregor d. Gr. folgende sieben T. auf: Hochmuth, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Trägheit des Herzens, welche seit dem 12. Jahrh. in der scholastischen und noch jetzt in der kath. Dogmatik, besonders in den kath. Katechismen für das Volk, aufgeführt werden. Einige Scholastiker rechneten auch die sog. schreienden Sünden: Todtschlag, Sodomiterei, Unterdrückung der Unschuld und gewaltsame Vorenthaltung des verdienten Lohns, ja überhaupt, was Paulus Gal. 5, 19–21 nennt, unter die T. Die ganze Unterscheidung einer bestimmten Klasse von Sünden, welche den geistlichen Tod nach sich ziehen sollen, von andern, die nicht diesen Erfolg haben, beruht auf einer quantitativen Auffassung

des Sittlichen, welche die persönliche Schuldbarkeit und Straffälligkeit des Subjects nur nach der äußern That, nicht nach der innern Gesinnung beurtheilt. Daher machte schon der Zeitgenosse des Lombarden, Richard von St.-Victor, als Kennzeichen der Todsünde vielmehr den Grad der innern Verdorbenheit und sittlichen Zurechnungsfähigkeit der sündigenden Person, nicht die äußere Beschaffenheit der Sünde als solcher geltend. Dieselbe Betrachtungsweise ist auch in der prot. Moral herrschend geworden.

Todt (Karl Gottlob), bekannt durch sein ständisches Wirken in Sachsen, geb. 20. Oct. 1803 im voigtländ. Städtchen Auerbach, Sohn eines Musselinwebers, bezog, nachdem er sich auf dem Gymnasium in Plauen gebildet, 1824 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte, sich aber auch in die burschenschaftlichen Angelegenheiten verwickelte, sodaß er erst 1829, ebenfalls zu Leipzig, seine praktische Laufbahn als Accessist antreten konnte. Seit 1830 städtischer Beamter zu Treuen im Voigtlande, ward er 1832 Bürgermeister in Adorf, wo er nebenbei das «Adorfer Wochenblatt» im liberalen Sinne redigirte. 1837 erfolgte seine Wahl in die sächs. Zweite Kammer und hier galt er längere Zeit als einer der Führer der Opposition und als thätiges Mitglied des Gesetzgebungsausschusses. Als sich nach der Februarrevolution von 1848 der deutsche Bundestag mit sog. Vertrauensmännern zu verstärken suchte, sendete ihn das Märzministerium in dieser Eigenschaft nach Frankfurt. Zum Geh. Regierungsrath ernannt, blieb er auch unter dem folgenden Ministerium in einflußreicher Stellung. Bei Beginn des Maiaufstandes in Dresden wurde T., zugleich mit Heubner und Tzschirner, durch eine 4. Mai 1849 abgehaltene Versammlung von radicalen Mitgliedern der aufgelösten Kammern zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt. Doch verließ T. schon 6. Mai Dresden und betheiligte sich vom 5. Mai an nicht mehr durch Namensunterschrift an den Erlassen jener Regierung. Er flüchtete in die Schweiz und ließ sich in Zürich nieder, wo er sich literarisch, namentlich mit dem schweiz. Strafrecht und Gemeindewesen beschäftigte. Er starb in Rießbach bei Zürich 10. März 1852.

Todte Hand (manus mortua) ist die aus der alten Rechtssprache herübergenommene Benennung für verstorbene Besitzer oder für solche moralische Personen, welche an dem beliebigen Gebaren mit ihrem Eigenthum gehindert sind. So bezeichnet man als «Abgabe von der Todten Hand» oder als Todte Hand schlechthin den Sterbefall (mortuarium), d. h. einen der Herrschaft nach Gesetz oder Herkommen gebührenden Theil des Nachlasses eines Unfreien oder Hörigen. Ausnahmsweise können auch freie Erbfolger rücksichtlich eines abhängigen Besitzes, z. B. eines Erbzinsguts, zu ähnlichen Abgaben (Sterbelehn) verpflichtet sein. Von einem «Uebergange an die Todte Hand» spricht man namentlich bei solchen Gütern, welche aus dem Privatbesitz in das Eigenthum von Kirchen und Klöstern, damit aber aus dem freien Verkehre kommen, weil sie nur im Falle der dringendsten Nothwendigkeit wieder veräußert werden können. (S. Amortisation.)

Todtenbestattung, s. Bestattung der Todten.

Todtengericht. In den Papyrusrollen, welche man bei den ägypt. Mumien zu finden pflegt, wurden die Begegnisse des Verstorbenen auf seiner Wanderung nach dem irdischen Tode beschrieben und in Bigueten über dem Texte dargestellt. Auch in den unvollständigsten Exemplaren fehlt selten die wichtigste Scene, wo der Verstorbene an der Hand der Ma, der Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit, in den Gerichtssaal der Unterwelt vor den Todtenrichter Osiris tritt. Hier thront der Gott auf der dem Eingange gegenüberstehenden Seite. In der Mitte ist eine große Wage aufgerichtet. Die Straußfeder, das Symbol der Wahrheit, liegt in der einen, ein Gefäß in Herzform, die Hieroglyphe des menschlichen Herzens, liegt in der andern Wagschale. Ein weibliches Nilpferd fungirt als Ankläger. In der Höhe sitzen 42 Götter, deren jeder über eine der 42 Hauptsünden, über welche sich der Verstorbene zu rechtfertigen hat, besonders wacht. Die Götter Horus und Anubis sind mit dem Wägen beschäftigt. Der ibisköpfige Thoth-Hermes, der Rechtfertiger, verzeichnet das Resultat, welches natürlich jederzeit als ein günstiges vorausgesetzt wird. Dies ist das T. in der ägypt. Unterwelt. Nach Diodor wurde aber schon vor dem Begräbniß ein menschliches Gericht über den Verstorbenen gehalten. Ehe der Sarkophag auf dem heiligen See, über den ihn der Fährmann Charon setzte, eingeschifft wurde, versammelten sich die Freunde und Verwandten des Todten nebst 42 Todtenrichtern am Ufer. Jedem war es erlaubt, das Leben des Verstorbenen anzuklagen und ihm dadurch, wenn die Anklage vor den Richtern aufrecht erhalten werden konnte, das feierliche Begräbniß zu entziehen. Der Verleumder aber wurde hart bestraft. Selbst ungerechte und verhaßte Könige sollen zuweilen auf diese Weise ihres Begräbnisses verlustig gegangen sein.

Todtenkopf (Sphinx atropos) heißt der größte unserer einheimischen Abendschmetterlinge,

dessen 5—6 Zoll lange, grüne, schön gestreifte Raupe auf den Kartoffeln lebt. Der düster gefärbte, auf den Oberflügeln braun marmorirte Schwärmer trägt auf der Rückenseite der Brust eine gelbe, einem Todtenschädel ähnliche Zeichnung, deshalb der Name. Der T. gibt einen eigenthümlichen, klagenden Ton von sich, wenn er mißhandelt wird.

Todtenschau bezeichnet eine im obrigkeitlichen Auftrag erfolgende sachkundige Untersuchung jedes verstorbenen Individuums vor seiner Beerdigung. Der Zweck derselben ist theils die Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens (eine Gefahr, die man sehr übertrieben hat), theils Entdeckung von Morden, von epidemischen oder ansteckenden Krankheiten und andere polizeiliche oder statistische Nachweise. In beiden Hinsichten hat eine guteingerichtete T. große Vorzüge vor den Leichenhäusern und andern Vorkehrungen in diesem Fache. Es gehört aber zur wirksamen T., daß dieselbe nur von wissenschaftlichen Aerzten ausgeübt werde (nicht, wie an manchen Orten, von Barbieren, Nachtwächtern, Hebammen u. dgl.), daß keine Leiche begraben werden darf, ehe die gesetzliche T. stattgefunden hat (oder der Hausarzt den wirklich erfolgten Tod schriftlich bescheinigt), und daß die Behörden wie das Publikum dem Todtenbeschauer (Schaunarzt) sein ohnedies unangenehmes Amt nicht erschweren, vielmehr erleichtern und hinreichend bezahlen. Wo diese Bedingungen erfüllt werden, hat sich die T. auch als ein nützliches Institut gezeigt. Wo dies nicht geschah, wo Unverstand und Roheit der Maßregel entgegentraten, ist das Institut auch bald untergegangen. In manchen Ländern, wie England (s. Coroner), Oesterreich u. s. w., veranstaltet man blos nach Unglücksfällen, gewaltsamen oder unerklärten Todesfällen, bei Todtgefundenen u. s. w. eine solche T., beziehentlich mit Leichenöffnung.

Todtentanz, lat. Chorea Machabaeorum, franz. la Danse Macabre, nennt man eine seit dem 14. Jahrh. in Aufnahme gekommene Gattung von Dicht- und Bildwerken, welche in einer Reihe allegorischer Gruppen unter dem vorherrschenden Bilde des Tanzes die Macht des Todes über das Menschengeschlecht zu veranschaulichen suchen. Das Resultat der wissenschaftlichen Forschungen, die seit einigen Jahrzehnten über den interessanten Gegenstand angestellt worden, ist der Hauptsache nach folgendes. Obwol die altgerman. Vorstellungen vom jenseitigen Leben durch die Einführung des Christenthums fast vollständig verdrängt wurden und die Kirche alle weitere Bestimmung darüber für sich in Anspruch nahm, bemächtigte sich doch auch der Volksgeist des Gedankens vom Tode, namentlich seitdem im 14. Jahrh. weitverbreitete Seuchen und andere Nöthen die allgemeine Stimmung in hohem Grade aufgeregt hatten. An die Stelle der alten Mythologie trat eine ausgebildete Allegorie, die je nach dem Charakter der verschiedenen Zeiten selbst verschiedenartig sich gestaltete. So ward früh der Tod in einfachen, großartigen Zügen als Ackersmann verbildlicht, der das Feld des Lebens mit Blut düngt, als gewaltiger König, der mit seinen Heerscharen das Menschengeschlecht befehdet, u. s. w. Als später, mit dem stärker sich geltend machenden Bewußtsein des Volks, der Gegensatz zwischen der Lust des Lebens und der unausweichbaren Gefahr das Gemüth tiefer ergriff, drängte sich bitterer Humor in den Vordergrund, der aus der Allgemeinheit des menschlichen Schicksals einen herben Trost entnahm und es zu verschmerzen hoffte, indem er sich darüber spottend äußerte. So wurde der Tod als ein geschickter Spieler dargestellt, der jedem die angebotene Partie abgewinnt, häufiger noch als Reigenführer, dessen Zuge jeder Stand und jedes Alter sich anschließen muß, in welcher Eigenschaft er oft als schadenfroher Spielmann vorausspringt. Die Kunst, die Dichtung wie die Malerei und die Sculptur, bemächtigte sich des Gegenstandes, doch erst in ausgedehnterem Maße, als der Volkshumor eine religiöse Färbung annahm und die Tendenz eines memento mori, eines frommen Todesgedankens sich daranknüpfte. Da Tanz und Drama noch eng verbunden waren, in geistlichen Schauspielen in und bei Kirchen auch häufig aufgeführt wurden, entwickelten sich jene Vorstellungen sehr bald zu dramatischer Dichtung und Schaustellung. Es gestaltete sich ein Drama einfachster Art, bestehend aus kurzen, meist vierzeiligen Wechselreden zwischen dem Tode und ursprünglich 24 nach absteigender Rangfolge geordneten Personen. Aufführungen solcher Art lassen sich in Deutschland und Frankreich bereits im 14. Jahrh. nachweisen. Wie es scheint, hat man den sieben Makkabäischen Brüdern mit ihrer Mutter und Eleasar (2 Makk. 6, 7) entweder selbst eine hervorragende Rolle darin zugetheilt oder die Aufführungen zuerst auf deren Gedächtnißfest verlegt. Daher die Bezeichnung «Makkabäischer Tanz». Um 1400 gelangte das Gedicht auch nach Spanien, wo es indeß nicht festen Fuß faßte. Den handschriftlichen Aufzeichnungen desselben fügte man schon damals entsprechende Bilder bei, und um 1424 wurden sowol die Bilder wie die Verse an der Kirchhofsmauer des Klosters der unschuldigen Kindlein (aux Innocents) zu Paris, wo man den T. auch zu spielen pflegte, angebracht. Daran schlossen sich weiter, bald mit, bald ohne die Verse, die Malereien,

Teppiche und Steinbilder in kirchlichen Räumen zu Amiens, Angers, Dijon, Rouen u. s. w., nebst den seit 1485 erscheinenden, die Bilder und Inschriften wiedergebenden Holzschnitt- und Druckwerken. Auch nach England verpflanzten sich von Paris aus die Reime und Bilder des T. Eine anhaltende, mannichfaltige und eigenthümliche Behandlung fand aber der Stoff in Deutschland. Auch hier waren Bildwerke davon nach gangbaren Dichtungen schon seit lange beliebt, und mit wechselnden Bildern und Versen ging der T. in Wand- und Büchermalerei über und erhielt sich so weit über den Untergang des Schauspiels selbst hinaus bis auf unsere Tage. Eine Wandmalerei in einer Kapelle der Marienkirche zu Lübeck von 1463, deren niederdeutsche Verse zum Theil gerettet sind, zeigt noch eine sehr einfache Form des T.: 24 menschliche Gestalten, Geistliche und Laien in absteigender Rangordnung vom Papst und Kaiser bis hinab zum Klausner und Bauer, sowie Jüngling, Jungfrau und Kind, zwischen je zweien derselben eine Todesgestalt, nicht als Gerippe, sondern als verschrumpfte Leiche mit umhüllendem Grabtuch, ziehen hier nach alter Weise des Tanzes im Reigen, voran ein einzelner Tod pfeifend und springend. Aus etwas späterer Zeit ist erhalten ein T. in der Marienkirche zu Berlin mit 28 Paaren. Gegen Ausgang des 15. Jahrh. (nicht in den Anfang des vorhergehenden, wie bisher angenommen) fällt der im Kreuzgange des Klingenthals, eines ehemaligen Frauenklosters der Kleinstadt Basel, mit 38 Tänzergruppen. Aelter sind die frühesten Holzschnittwerke, die diesen Gegenstand behandeln. Während die Dichtkunst endlich den Stoff zu verschmähen begann, nahm sich desto eifriger die bildende Kunst seiner an. Aus der Verborgenheit des Frauenklosters trug man den T. zu Basel in die Oeffentlichkeit über, indem man ihn an der Kirchhofsmauer des Predigerklosters anbrachte, wo er bald ein Wahrzeichen der Stadt und Anlaß zur Redensart «Der Tod von Basel» wurde. Herzog Georg von Sachsen ließ nach 1534 längs der Mauer am dritten Stockwerk seines Schlosses zu Dresden ein steinernes Relief von 24 lebensgroßen Menschen- und Todesgestalten ausführen, welches, im großen Brande von 1701 stark beschädigt, auf den Kirchhof der Neustadt Dresdens übertragen und wiederhergestellt wurde. Berühmter noch ist der T., den etwas früher Nikolaus Manuel an die Kirchhofsmauer des Predigerklosters zu Bern mit 41 Figuren malte. Ueberhaupt war es der Predigerorden, der diese Darstellung sich vorzugsweise zu eigen machte. So war auch in der Predigerkirche zu Strasburg bereits im 15. Jahrh. ein Gemälde mit verschiedenen Gruppen ausgeführt, aus deren jeder der Tod seine Opfer zum Tanze holt. Der berühmteste T. ist der, welchen Lützelburger nach den Zeichnungen Hans Holbein's des Jüngern in Holzschnitt ausführte, und worin die ganze Anschauung eine völlig neue und wahrhaft künstlerische Gestalt erhielt. Während man bisher zu schildern gesucht, wie der Tod keinen Stand und kein Alter verschont, lag es Holbein vielmehr daran zu zeigen, wie der Tod mitten hereinbricht in den Beruf und die Lust des Erdenlebens. So sah er vom Bilde des Tanzes ab und gab abgeschlossene Scenen, durchweg von erschütternder Wirkung, so klein an Umfang sie auch ausgeführt sind. Auch zeichnete er ein Alphabet mit Todtentanzdarstellungen. Die Originalzeichnungen der «Imagines mortis», wie Holbein sein größeres Werk nannte, befinden sich in Petersburg. Von Lödel sind sie trefflich copirt worden. Im 16., 17. und 18. Jahrh. entstanden Todtentänze noch zu Füssen, Konstanz, Luzern, zu Kukuksbad in Böhmen, Freiburg, Erfurt u. s. w. In neuester Zeit behandelte Alfred Rethel den Stoff in großartiger Weise, Bechstein sogar wieder in einem Gedichte. Die alten Gemälde zu Basel und Bern sind größtentheils zerstört. Vgl. Peignot, «Recherches sur les danses des morts» (Dijon und Par. 1826); Douce, «The dance of death» (Lond. 1833); Maßmann, «Literatur der Todtentänze» (Lpz. 1841); derselbe, «Baseler Todtentänze» (Stuttg. 1847); W. Wackernagel's Abhandlung in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 9, Lpz. 1853); Naumann, «Der Tod in allen seinen Beziehungen» (Dresd. 1844); Lübke, «Der T. in der Marienkirche zu Berlin» (Berl. 1861).

Todter Winkel heißt bei Festungswerken und Feldschanzen derjenige Raum vor der Brustwehr, welcher durch die Feuerwaffen der Vertheidiger nicht getroffen werden kann. Denn wenn die Brustwehr auch nach vorn gesenkt erbaut wird, so kann die Sohle des vorliegenden Grabens vom Vertheidiger doch nicht mehr gesehen, also auch nicht beschossen werden. Der Todte Winkel würde mithin dem Feinde, der in den Graben gedrungen, einen sichern Platz gewähren, von dem aus er die Erstürmung des Walles um so erfolgreicher einleiten könnte. Um dies zu verhindern, bringt man eine möglichst niedrige Seitenvertheidigung an, also Schießscharten im Mauerwerk der eingehenden Winkel der Festungslinien, oder man legt crenelirte Caponnièren daselbst an. Bei Feldschanzen hilft man sich durch Palissadirungen und andere Hindernißmittel.

Vor jedem ausspringenden Winkel ist ebenfalls ein Raum, der entweder gar nicht oder nur unvollkommen durch schräge Schüsse vom Walle aus bestrichen werden kann. Auch diesen Raum nennt man zuweilen den Todten Winkel, besser aber den unbestrichenen Raum.

Todtes Meer, in der Bibel das Salzmeer oder das Oestliche Meer, bei Griechen und Römern der Asphaltsee, bei den Arabern noch heute Lot's See genannt, ist ein sehr merkwürdiger Landsee im Südosten Palästinas, dessen Spiegel 1300 F. tiefer liegt als derjenige des Mittelmeeres, und von dessen Grunde sich von Zeit zu Zeit durch einen noch nicht ergründeten Proceß Asphaltmassen auf die Oberfläche heben. Das Todte Meer hat bei einer Länge von 10—11 M. eine Breite von 2—3 M.; es bildet demnach eine Fläche von etwa 29 Q.-M. Der Jordan und andere Flüsse führen ihm eine beträchtliche Wassermasse zu, welche aber durch eine starke Verdunstung, und zwar nur durch diese, sich wieder verliert, sodaß das Niveau keine erhebliche Unregelmäßigkeiten zu erfahren scheint. Die tiefe Lage zunächst den sich im Osten und Westen erhebenden schroffen Gebirgsreihen macht das Klima zu einem fast tropisch heißen. Am Südwestende erhebt sich ein ganzer Berg von Steinsalz; auf der Ostseite gibt es gleichfalls Salzblöcke und warme Quellen, auch Schwefel findet sich reichlich. Das Wasser ist außerordentlich klar, aber stark salz- und bromhaltig und specifisch schwer; weder Fische noch überhaupt organische Wesen können darin bestehen. Auch die Umgegend hat nur eine äußerst spärliche Vegetation. Alles hat ein verbranntes Aussehen, und die Natur erscheint wie todt, daher der Name. Der am südwestl. Ufer erhaltene Name Usdum erinnert an Sodom; von Gomorrha hat sich jeder Anklang verloren. Jedenfalls dürfte nur in dem flachen Siddrittel des Sees das zufolge der Genesis einst mit seinen Ortschaften verschlungene Thal Siddim zu suchen sein, während der mehr als 1200 F. tiefe Nordtheil von jeher als Abzugsbassin für den Jordan und die kleinern Flüsse in Anspruch genommen werden mußte. Gleichwol ist eine vollständig befriedigende Lösung des durch den biblischen Bericht gestellten Räthsels noch nicht geliefert worden. Vgl. Robinson, «Palästina» (3 Bde., Halle 1840—42); Lynch, «Official report of the U. S. expedition to explore the Dead Sea and the Jordan» (Baltimore 1852; deutsch, Lpz. 1853).

Todtfall, s. Todte Hand.

Todtlichkeit, s. Letalität.

Todtliegendes, s. Rothliegendes.

Todtschlag bedeutet im allgemeinen die widerrechtliche Tödtung (s. d.) eines Menschen, im engern Sinne aber diejenige Entziehung des Lebens, welche sich, anders als bei dem kaltblütigen Mord (s. d.), als Folge eines in überwallender Leidenschaft gefaßten und ausgeführten Vorsatzes darstellt. Die Strafe des gemeinen Rechts für den T. ist das Schwert. Neuere Particularrechte ersetzen jedoch dieselbe durch schwere Freiheitsstrafen auf kürzere oder längere Zeit, sodaß namentlich die Entschuldbarkeit oder Verwerflichkeit des Affects bei der Zeitabmessung berücksichtigt werden kann.

Tödtung (homicidium). Unter den Gütern, die das Strafrecht sicherstellen will, steht das menschliche Leben mit in erster Reihe. Seine Entziehung durch andere, sodaß von Selbstentleibungen abgesehen wird, fällt jedoch nur dann unter den strafrechtlichen Gesichtspunkt, wenn ein noch lebender Mensch das Opfer, eine zurechnungsfähige Person der Urheber und das Thun oder Lassen, welches den unnatürlichen Tod herbeiführte, ein widerrechtliches war. Die T. innerhalb einer gerechten Nothwehr (s. d.) oder eines wahren Nothstandes (s. Nothrecht) oder infolge eines verpflichtenden Befehls (z. B. der zuständigen Justizstelle an den Nachrichter in Bezug auf Beurtheilte, des militärischen Vorgesetzten in Kriegsfällen) bleibt demnach als nicht widerrechtlich ohne Ahndung, wogegen die Einwilligung des Getödteten keine Straflosigkeit erzeugt, da niemand einen willkürlichen Verzicht auf das Leben gutheißen und annehmen darf. Das Urtheil über die strafbare T. ist verschieden, je nachdem sie in bloßer Fahrlässigkeit (homicidium culposum) oder in einem bösen Vorsatze (homicidium dolosum) ihren Grund hat. Fahrlässige T. zieht unter Berücksichtigung der Grade des Verschuldens blos längere oder kürzere Freiheitsstrafe nach sich. Dagegen belegt das gemeine Recht die absichtliche Entziehung des Lebens, wenn der böse Vorsatz in leidenschaftlicher Aufwallung gefaßt und ausgeführt ist (Todtschlag), schon mit der Strafe des Schwerts, während der kaltblütige Mord (s. d.), der hinterlistige Meuchelmord, wo der Verbrecher die Gelegenheit zur That durch heuchlerisches Verhalten gegen das erwählte Opfer herbeiführte, der Lohn- oder Banditenmord, um ein Blutgeld zu verdienen, der Raubmord (latrocinium) zum Zweck der Aneignung von fremdem Gute, der Verwandtenmord (Parricidium) und die Vergiftung (Giftmord) mit qualificirter Todesstrafe bedroht sind. An die Stelle des Ertränkens für die T. eines neugeborenen außerehelichen Kindes durch die eigene

Mutter (Kindesmord) setzt bereits die gemeinrechtliche Praxis das Schwert. Die neuern Gesetzgebungen strafen den Mörder gewöhnlich mit Enthauptung; Todtschlag und Kindestödtung sind nur mit schweren Freiheitsstrafen zu belegen. Die T. einer Frucht im Mutterleibe, der das Gesetz auch ein Recht auf das Leben zuerkennt, wird vielfach mit dem Verbrechen der Abtreibung (s. d.) zusammenfallen. An ein überwundenes Unrecht erinnert das Gesetz der röm. Republik (lex Aquilia) und anderer Sklavenstaaten, welches die T. von Unfreien mehr als eine dem Herrn zugefügte Vermögensbeschädigung ansah.

Toga hieß das Obergewand, welches der röm. Bürger, wenn er nicht im Kriegsdienst war, über der Tunica (s. d.) oder auch, namentlich in älterer Zeit, ohne diese öffentlich trug. Nur dem Bürger kam sie zu, Fremden und auch Verbannten war sie untersagt. Daher werden die Römer auch togati oder gens togata benannt, daher hieß das Cisalpinische Gallien, als das Bürgerrecht seinen Bewohnern gegeben worden, Gallia togata im Gegensatz des jenseitigen, der Gallia braccata. In der Kaiserzeit wurde ihr Gebrauch durch die Sitte, andere Gewänder, namentlich das griech. viereckige Pallium, zu tragen, mehr auf feierliche Gelegenheiten eingeschränkt und endlich verdrängt. Die Form der T. war halbrund, doch kein eigentlicher Kreisabschnitt, sondern bei höchstens sechsseliger Weite mit verhältnißmäßig größerer Breite, als bei einem solchen möglich gewesen wäre. Der Umwurf der ältern, einfachern T. geschah so, daß der eine Zipfel über die linke Schulter nach vorn geworfen, dann das Gewand hinter dem Körper weg über die rechte Schulter gezogen wurde, sodaß der rechte Arm darin wie in einer Binde ruhte, weil der ganze übrige Theil der T., der dort den Bausch (sinus) bildete, über den vordern Theil des Körpers sich hinwegziehend, wieder über die linke Schulter geschlagen ward, von der der zweite Zipfel über den Rücken hinabhing, während der linke Arm von dem darüberfallenden Gewande bedeckt war. Künstlicher und verwickelter war der Umwurf der spätern, weitern T., auf deren Faltenlegung man große Sorgfalt verwendete. Der Stoff, aus dem sie gefertigt wurde, war Wolle. Die Walker (fullones) besorgten die Wäsche und die Erhaltung der Farbe, die weiß und nur bei der Trauer schwarz war. Angeklagte suchten durch eine unscheinbare, schmutzige T. (sordida) Mitleiden, solche, die sich um ein Amt bewarben, durch eine recht hell glänzende (candida, daher sie selbst candidati, Candidaten, hießen) Aufsehen zu erregen. Die mit einem Purpurstreif verbrämte T. (toga praetexta) trugen die höhern Magistrate bis zu den curulischen Aedilen, nicht die Tribunen, bei einzelnen Festen auch einige niedere, und ebenso trug sie der röm. Knabe bis zum 17. J., in welchem Jahre er, der nun am Kriegsdienst und an Volksversammlungen theilnahm, die gewöhnliche weiße T. als männliches Kleid (toga virilis) anlegte. Beim Triumph trug der Triumphator, wie früher der Rex, eine mit Gold gestickte T. (toga picta). Verschieden davon war die Trabea, ein purpurgestreifter Umwurf, den auch einst die Könige getragen hatten, und der vornehmlich das Prachtgewand der Ritter war. Bei den Frauen entsprach die Palla (s. d.) der T., welche letztere nur Libertinen und Buhlerinnen zu tragen pflegten.

Toggenburg oder Tockenburg in der Schweiz war früher der Name einer besondern Grafschaft, zwischen dem Stift St.-Gallen, dem Thurgau, den Cantonen Zürich und Appenzell gelegen. Die Grafen von T. gehörten im 15. Jahrh. zu den reichsten und mächtigsten Landeigenthümern der Schweiz. Nach ihrem Absterben 1436 kam die Grafschaft an die Freiherren von Rasen, die sie 1469 an den Abt von St.-Gallen verkauften. Die Bedrückungen der Aebte gaben zwischen den verbündeten Cantonen zu zweimaligen blutigen Fehden Veranlassung, 1712 bis zum Aarschacher Vergleich von 1718 und 1755—59. Gegenwärtig bildet das zum Canton St.-Gallen gehörige T. die vier Bezirke Ober-, Neu-, Alt- und Untertoggenburg. Hier liegen die Fabrikstadt Lichtensteig und im reizenden Johannisthal das Bergdorf Wildhaus, 2010 F. über dem Züricherse, Zwingli's Geburtsort.

Toilette (vom franz. toile, Leinwand, Tischdecke), ein franz. Wort, das zugleich die einzelnen Theile des Anzugs und die Handlung des Ankleidens wie auch den zum Anzuge und Putz von Herren und Damen nöthigen Apparat bezeichnet. T. heißt z. B. der Tisch mit Putzgeräthschaften und dem nothwendig dazugehörenden Spiegel, weil die Putztische der Damen mit einem Tüchelchen (toilette) überzogen waren, ehe diese Tische aus Rosen- und Citronenholz, Mahagony, Palissander u. s. w. verfertigt wurden. Die Putztische spielten eine bedeutende Rolle in den franz. Annalen des vorigen Jahrhunderts und liefern mit den zügellosen Nachtpartien, den sog. Petits soupers, einen charakteristischen Beitrag zur Geschichte der feinen und sorglosen Gesellschaft, die ihre Verirrungen in der Revolution so hart abbüßen sollte. Unter Armesündertoilette (T. des condamnés) versteht man in Frankreich das Haarabschneiden, welches mit den zum Tode Verurtheilten vorgenommen wird, kurz bevor sie nach dem Richtplatze fahren.

Toise, die franz. Klafter oder Normaleinheit des altfranz. Längenmaßes, hält 6 alte par. F. oder 72 Zoll. Die Quadrattoise hat demnach 36 Quadratfuß und die Kubiktoise 216 Kubikfuß. Während der Revolution wurde in Frankreich als allgemeines Längenmaß der nur ungefähr halb so große Meter (s. d.) eingeführt; doch bedienen sich die Schriftsteller bei ihren Maßbestimmungen noch zuweilen der T.

Tokât, eine Stadt im türk. Eyalet und 12 M. im NNW. von Siwas in Kleinasien, nahe südlich vom Tofanlu oder obern Jeschil-Irmak (Iris) und von diesem nur durch Gemüse-, Obst- und Weingärten getrennt, zieht sich in einer von Süden gegen Norden gerichteten, vom Bach Chaderlik durchflossenen Einbucht zwischen hohen Felswänden hin, als ein weitläufiges Gewirr enger Gassen und ziemlich schmutzig aussehender Häuser, die ungeachtet des Ueberflusses an schönstem Marmor und Schiefer halb aus Holzwerk, halb aus Erde oder getrockneten Lehmsteinen erbaut, aber durchweg mit Ziegeln gedeckt sind. Im nördl. Theile liegt der Meidân oder freie Platz, westlich von diesem der Große Seldschukenpalast mit prachtvoller Portalfaçade und über diesem der steil aufsteigende, imponirende Castellberg, eine zackige Felsmasse krystallinischen Marmors mit einem alten Castell. Der Berg war schon im Alterthume mit einer Feste gekrönt, wie der in den Fels gearbeitete Eingang, ein Brunnenschacht und eine Grabkammer beweisen. Der jetzige Ueberbau besteht zum Theil aus Holz und gehört dem 14. Jahrh. an. Am südl. Fuß des Castellbergs, wo die Stadt am breitesten und belebtesten, liegen der Bazar, der Lumpenmarkt, die Große Moschee, die Privatkupferschmelze. Der südlichste Stadttheil ist das Armenierviertel mit einigen leidlichen Häusern und der amerik. Mission. Südlich außerhalb der Stadt liegt Miri-Chan oder die große officielle Kupferschmelze, welche, früher unter der Leitung eines österr. Bergmanns musterhaft betrieben, jetzt herabgekommen ist, doch jährlich noch 500000 Okken reines Kupfer liefert. Das Erz kommt aus dem 14—16 Tagereisen gegen Südosten entfernten, unweit der Tigrisquellen bei Arghana liegenden Bergwerke Ma'aden-Kapur und wird von den Bewohnern gewisser Dörfer gegen Erlaß anderer Abgaben nach T. befördert, wo es in den Hütten zur Versendung nach Konstantinopel verschmolzen oder von zahlreichen Kupferschmieden verarbeitet wird, die fast ganz Kleinasien mit Kesseln und anderm Kupfergeschirr versehen. T. zählte Ende 1858 etwa 45000 E.; früher soll es eine Bevölkerung von 60000, ja 100000 gehabt haben. Die Stadt besitzt eine Menge Moscheen und Minarets, christl. Kirchen und Kapellen, mehrere Bazars und Khans und ist durch ihren Handelsgeist wie als ein Hauptsitz türk. Industrie in diesem Theile des Reichs seit alter Zeit bekannt. Ihre früher blühenden Manufacturen in Teppichen, Seiden-, Woll- und Baumwollstoffen, Saffian und Knöpfen ist theils ganz eingegangen, theils sehr gesunken. Außer den Kupferhütten und Kupferschmieden bestehen an fabrikmäßigen Etablissements nur eine Kattundruckerei und Färberei. Der Durchgangshandel T.s ist bei der Lage an der Hauptstraße nach Erzerum in Armenien noch immer ausgebreitet, doch ebenfalls in neuerer Zeit herabgekommen. Im 5. Jahrh. kommt die Stadt unter dem Namen Endoxia vor. 1082 wurde sie Residenz des Seldschukenfürsten Rükn-e'-din-Suleiman, und scheint seitdem sehr lange der Sitz einer Seitenlinie der Sultane von Kónia gewesen zu sein. Aus dieser Periode stammen einige Moscheen und Grabmonumente mit arab. Inschriften sowie die Hauptzierde der Stadt, der große Complex von Prachtgebäuden am Meidân, deren Façaden wahre Meisterstücke der Architektur sind, die aber jetzt theils als Stallungen, theils als Herberge für Gesindel benutzt werden. Die lange Steinbrücke über den Iris ist 1258 erbaut. Etwa ½ M. östlich vom Fluß liegt, unter mächtigen Felsen erbaut, das Dorf Gümenek, und ⅛ M. von diesem das weite Trümmerfeld von Comana Pontica, einer altassyr. Tempelstadt, berühmt durch den Cultus der Men (Artemis Taurica, Anaitis, Enyo oder Bellona der Classiker).

Tokay oder Tokaj, ein Marktflecken im Zempliner Comitate Oberungarns, rechts an der Theiß und der Mündung des Bodrog, Sitz eines Stuhlrichteramts und Dampfschiffahrtsstation, hat eine kath. Hauptschule und eine große Niederlage marmaroscher Salzes und zählt (Oct. 1857) 3992 E., die sich von Landwirthschaft, Fischerei, Holzhandel und Salztransport nähren. Von T. zieht sich nord- und nordostwärts die Tokayer Berggruppe oder Hegyallja (s. d.), welche, vulkanischen Ursprungs, sich durch schöne Formen, üppige Vegetation und namentlich durch ihre herrlichen Weine auszeichnet, die etwa in 34 verschiedenen Sorten hier wachsen und nach T. gemeinsam Tokayerweine genannt werden. Der eigentliche Tokayerberg, an dessen Ostseite T. malerisch liegt, ist bis 250 F. hoch mit Reben bedeckt; aber nur der kleine isolirte Hügel Mezés-Mále, d. h. Honigseim, erzeugt die erste Sorte. Als Gründer des dortigen Weinbaues gilt König Bela IV., der im 13. Jahrhundert ital. Reben durch Colonisten hierher verpflanzen ließ. Den größten Antheil an den Weinbergen hat die Krone. Der

Tokayerwein verdankt seinen Ruf der äußerst emsigen Pflege, dem sorgfältigen Sortiren der Trauben und der späten Lese. Man unterscheidet hinsichtlich der Qualität dreierlei Sorten: Tokayer Essenz, d. i. den Saft, welcher durch die eigene Schwere der Trauben ausfließt, den Tokayer Ausbruch zweiter Klasse und den Maschlasch. Der mittlere Jahresertrag der Hegyalljaweine beträgt 180000 Eimer. Es gelten aber als Tokayerweine auch sehr viele andere, im ganzen wenigstens 60 verschiedene Weinsorten, die aus Italien, Griechenland und Kleinasien in Ungarn angepflanzt sind. Diese mitgerechnet, wird der Ertrag auf mehr denn 900000 österr. oder über 741000 preuß. Eimer veranschlagt. Vgl. Schams, «Ungarns Weinbau» (Pesth 1832—33). Die Weinlese in der Hegyallja, das wahre ungar. Nationalfest, hat seinen Mittelpunkt übrigens nicht in T., sondern zu Mád oder Maád, einem Marktflecken mit 3337 E., der zugleich Hauptvereinigungsort des Adels und Börsenplatz des Weinhandels ist, während der Flecken Tállya, mit 4002 E., wegen der auf seinem im Oct. abgehaltenen Jahrmarkt ungeheuern Menge zum Verkauf gebrachter Weinfässer bekannt ist. Geschichtlich merkwürdig ist T. durch sein uraltes Schloß, welches in der ungar. Geschichte eine wichtige Rolle spielt und 1705 geschleift wurde. Auch fanden bei T. 22. und 31. Jan. 1849 Gefechte zwischen dem österr. Armeecorps unter General Schlik und den Insurgenten statt.

Tököly (Emmerich), Graf von), ungar. Held und Patriot, wurde 1656 auf dem Schlosse Késmark in Ungarn geboren und war der Sohn des Grafen Stephan von T., eines prot. Edelmanns, der nach der Hinrichtung des Grafen Zrinyi und anderer ungar. Edelleute, die einer Verschwörung gegen den Kaiser Leopold sich schuldig gemacht hatten, an der Spitze der Missvergnügten stand. Kurz vor dem Tode seines Vaters, der, von dem österr. General Heister in seinem Schlosse als Empörer belagert, während der Belagerung an einer Krankheit starb, floh Emmerich, damals 15 J. alt, zum Fürsten von Siebenbürgen, bei welchem er sich durch Muth und Betragen so beliebt machte, daß derselbe ihm den Oberbefehl über ein Corps Truppen, welches er den ungar. Missvergnügten zu Hülfe sendete, übertrug. Von diesem Corps 1678 zum Oberfeldherrn erwählt, brach er mit bedeutender Macht in Oberungarn ein, eroberte mehrere Festungen und Bergstädte, ließ Mähren verwüsten und drang, von Frankreich und der Pforte unterstützt, bis nach Oberösterreich vor. Obgleich der Kaiser durch Abhülfe einiger Beschwerden auf dem Reichstage zu Oedenburg 1681 die Missvergnügten zu beruhigen suchte und mit T. in Unterhandlungen trat, dieser auch die Witwe Franz I. Rákóczi's in Munkács heirathen durfte, so brachen die Unruhen doch wieder aus. T. eroberte 1682 Kaschau und ward auf Antrieb der türk. Befehlshaber im Lager vor Jüleh zum König von Ungarn ausgerufen, welchen Titel er jedoch nicht annahm. Auf dem Landtage zu Kaschau 1683 kam es zu keinem Vergleich, und als der Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte offen ausbrach, zog T. mit den Türken gegen Wien, wurde aber nach der Niederlage derselben 12. Sept. 1683 als die Ursache des Verlustes der Schlacht angeklagt. T. eilte, schnell entschlossen, selbst nach Adrianopel und bewies dem Sultan seine eigene Schuldlosigkeit so klar, daß nun der Großvezier hingerichtet wurde. Obgleich die kaiserl. Armee siegreich in Ungarn vordrang, setzte T. den Krieg mit wenigen Getreuen fort, wurde aber 17. Aug. 1684 in seinem Lager überfallen, wo er nur mit Mühe sich rettete. Von nun an war T. ohne festen Boden in Ungarn, und die Türken setzten ihn auch zurück. 1688 übergab seine Gemahlin Munkács und wurde mit ihren Kindern Franz und Julia Rákóczi nach Wien abgeführt. Der Vezier suchte endlich T. besser zu benutzen. Nachdem ihn infolge dessen die Pforte 1690 zum Fürsten von Siebenbürgen bestimmt, drang er in dieses Land ein, schlug den kaiserl. General Heusler und nahm denselben gefangen, mußte sich jedoch bald wieder in die Walachei zurückziehen. Zwar gelang es ihm, nach dem Rückzuge des Prinzen von Baden wieder vorzudringen, auch schlug er im Jan. 1691 den Prinzen August von Hannover bei Teres, aber bald sah er sich aufs neue zum Rückzuge in die Walachei genöthigt. Nach dem Verluste der Schlacht bei Salankemen 19. Aug. 1691, in welcher T. die türk. Reiterei befehligte, wäre er in Belgrad von dem Pöbel beinahe ermordet worden. Nachdem er auch später fortdauernd allen Kämpfen der Türken gegen Oesterreich beigewohnt, begab er sich 1699 mit seiner Gemahlin (die Rákóczi'schen Kinder blieben in Wien), die gegen den General Heusler ausgewechselt wurde, nach Konstantinopel. Der Sultan gab ihm mehrere Güter und den Titel eines Fürsten von Widdin. Er starb 1705 auf einem Landgute bei Nikomedien in Kleinasien. Mit einem schönen Aeußern und einem sehr einnehmenden Betragen verband T. hohen Muth, scharfe Beurtheilungskraft, gereifte Einsicht und eine seltene Gegenwart des Geistes.

Toldy (Franz), der namhafteste ungar. Literarhistoriker, geb. 10. Aug. 1805 zu Ofen, besuchte das Piaristengymnasium zu Pest und widmete sich auf der dortigen Universität erst

philoſ., dann medic. Studien. Daneben beſchäftigte er ſich ſchon frühzeitig mit der vaterländiſchen Literatur. Als Schriftſteller trat er bereits 1821 auf, und unter anderm veröffentlichte er 1823 eine magyar. Ueberſetzung von Schiller's «Räubern». Später wandte er ſich vorzugsweiſe literarhiſtor. Arbeiten zu und gab ein «Handbuch der ungar. Poeſie» (2 Bde., Peſth 1828) heraus, welchem eine «Blumenleſe aus ungar. Dichtern» (Peſth 1828) und die «Reliquien ungar. Dichter» (Peſth 1828) unmittelbar folgten. Nachdem T. 1828 die medic. Doctorwürde erlangt, ging er 1829 auf einige Zeit nach Berlin, wo er Hegel hörte und Vorleſungen über die magyar. Literatur hielt. Dann beſuchte er Belgien, London und Paris, verlebte dann den Sommer in Ferney und kehrte durch Oberitalien im Sept. 1830 in ſeine Heimat zurück. Hier gründete er mit Bugát das «Orvosi tár», die erſte ungar. medic. Zeitſchrift, die er bis 1833 redigirte. 1830 wurde er Mitglied der ungar. Akademie, als deren Secretär er 1835—61 wirkte. 1833 erhielt er auch eine außerord. Profeſſur der Diätetik an der Univerſität zu Peſth. Das ſchönwiſſenſchaftliche Inſtitut der Kiſfaludy-Geſellſchaft, das auf T.'s Veranlaſſung 1836 begründet worden war, wählte ihn 1841 zum Director. 1843 ward er von der Regierung proviſoriſch, das Jahr darauf definitiv zum Vorſtand der Univerſitätsbibliothek ernannt, infolge deſſen er von ſeinem medic. Lehrſtuhl zurücktrat. Seit 1860 wirkte T. auch als Profeſſor der ungar. Literatur zu Peſth. Er iſt der Herausgeber einer großen Anzahl älterer und neuerer ungar. Schriftſteller. So veröffentlichte er das «Chronicon Hungarorum» (Ofen 1852), «Alexandriai Sz. Katalin verses legendája» («Die in Verſen verfaßte Legende der heil. Katharina von Alexandrien», Peſth 1854), das «Corpus grammaticorum linguae Hungaricae veterum» (Peſth 1866) und «Marci chronica de gestis Hungarorum» (Peſth 1867). Von neuern Dichtern gab er 1833 Dayka, 1836 Czuczor, 1836—45 Kazinczy, mehrmals den Kiſfaludy u. ſ. w. heraus. Die größten Verdienſte erwarb er ſich jedoch durch eine Reihe zum Theil vorzüglicher Arbeiten über die Geſchichte der ungar. Literatur. Als Mitglied der Akademie zu Wien verfaßte er die Denkſchriften «Die ungar. hiſtor. Dichtung vor Zrinyi» (Wien 1848) und «Culturzuſtände der Ungarn vor der Annahme des Chriſtenthums» (Wien 1850). Dieſen folgten: «A' magyar nemzeti irodalom története» («Geſchichte der ungar. Nationalliteratur», 3 Bde., Peſth 1851—53 u. öfter); «A' magyar nemzeti irodalom története a' legrégibb időktől a' jelenkorig, rövid előadásban» («Geſchichte der ungar. Nationalliteratur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart, in kürzerer Faſſung», 2 Bde., Peſth 1854—55); «A' magyar költészet története» («Geſchichte der ungar. Poeſie», 2 Bde., Peſth 1855; deutſch von Steinacker, Peſth 1865); endlich «Irodalom-történeti olvasó könyv» («Literaturgeſchichtliches Leſebuch», Bd. 1, Peſth 1868).

Toledo (bei den Römern Toletum), Hauptſtadt einer ſpan. Provinz (262,5 Q.-M. mit 336249 E. im J. 1864) in Neucaſtilien, altberühmter Sitz eines Cardinal-Erzbiſchofs, der den Titel Primas de las Españas führt und dem Range nach der erſte Prälat des Königreichs iſt, $8^3/_4$ M. ſüdſüdweſtlich von Madrid, mit dem es durch den $3^1/_2$ M. langen Seitenſtrang Caſtillejo-Toledo der großen Bahnlinie Madrid-Alicante in Verbindung ſteht, liegt, von ſtarken Mauern geſchützt, höchſt eigenthümlich und maleriſch an einem ſchroff abfallenden Berge, am rechten Ufer des Tajo, der die umfangreiche Stadt auf drei Seiten umgibt. Bei dieſer Lage iſt die Stadt ſehr uneben und bildet ein Gewirr enger, krummer und finſterer Gaſſen und kleiner Plätze, mit maſſiven, aber meiſt unanſehnlichen, jetzt auch zum Theil verödeten Häuſern. Doch hat ſie auch mehrere großartige Bauten aus frühern Jahrhunderten aufzuweiſen. Toletum war die Hauptſtadt der Carpetaner in Hiſpania Tarraconenſis, zwar von mittelmäßiger Größe, aber ſehr feſt und durch Stahl- und Waffenarbeiten berühmt. Aus dem Alterthume ſind nur wenige Reſte übrig, darunter die eines Circus. Seit der Mitte des 6. Jahrh. war T. die Hauptſtadt des weſtgoth. Reichs. Noch mehr blühte es unter der Herrſchaft der Mauren, wo es erſt der Sitz eines Emirs, dann ſeit 1024 die Reſidenz eines eigenen Königreichs der Dilmuniden war und als Sitz arab. Gelehrſamkeit galt. 1085 wurde die Stadt von Alfons VI. von Caſtilien und Leon erobert und von den Chriſten gegen die 1109—97 ſechsmal wiederholten Angriffe der Mauren behauptet. T. war nun häufig Reſidenz der Könige von Caſtilien, aber Bürgerkriege zerrütteten 1467 und 1641 ihren Wohlſtand. Noch im 14. Jahrh. ſoll die Stadt 200000 E. gezählt haben; 1860 hatte ſie nur eine Bevölkerung von 17633 Seelen. An der Stelle des alten mauriſchen Schloſſes auf dem Gipfel des Stadtbergs baute Alfons X. im 13. Jahrh. ein neues (Alcazar), welches vom Kaiſer Karl V. 1537 durch den berühmten Architekten Juan de Toledo (geſt. 1563) erneuert, im Spaniſchen Erbfolgekriege 1706 von den portug. Truppen verbrannt und erſt in neuerer Zeit wieder in Stand geſetzt wurde, aber unvollendet geblieben iſt. Von den

Stadtthoren sind die zwei an der Flußseite befindlichen von maurischer Bauart. Von den zwei hohen, über die wildromantische Felseinschlucht des Tajothals führenden Brücken stammt die eine (Puente de Alcántara) ebenfalls aus der Maurenzeit sowie auch das neben derselben stehende Castell. Der sehenswertheste Bau T.s, des einstigen Mittelpunkts der span. Hierarchie, der Kirchen- und Priesterstadt, in welcher in den J. 400—701 18 Concile gehalten wurden, später die Inquisition ihren Hauptsitz aufgeschlagen hatte, ist die 1258 gegründete Kathedrale, einer der großartigsten Dome der Welt. Das Innere, in 5 von 84 Pfeilern getragene Schiffe zerfallend, ist 404 F. lang, 204 F. breit, 104 F. hoch und enthält eine unbeschreibliche Menge von Kunstschätzen und Kostbarkeiten, auch Gemälde deutscher Meister. Unter den 40 Seitenkapellen zeichnen sich besonders die vom Cardinal Ximenes erbaute Capilla mozárabe und die 1531 vom Architekten Alonso de Covarrubias glänzend ausgeführte Capilla de los Reyes mit Gräbern Heinrich's II., Johann's I. und Heinrich's IV. und deren Gemahlinnen aus. Der 324 F. hohe, unvollendete Thurm des Doms enthält 14 Glocken, darunter eine von 386 Ctr. Gewicht, die größte in Spanien, und das Capitalgebäude eine bändereiche Bibliothek mit mehr als 7000 Codices und Manuscripten. Von den übrigen 25 Kirchen ist San-Cristo de Sauta-Luz ursprünglich eine Moschee, welche Alfons VI. bei seinem Siegeseinzuge sofort zu einem christl. Tempel einweihen ließ. San-Juan de los Reyes, 1476 von Ferdinand dem Katholischen und Isabella erbaut, ist reich und prachtvoll, aber unharmonisch und überladen. Sta.-Maria la Blanca war ursprünglich eine Synagoge, dann eine Moschee. Von dem Architekten Enrique de Egas stammt das 1504 errichtete Portal des jetzigen Findelhauses mit einer Fülle filigranartig feiner Ornamente. Von Herrera, dem genialen Baumeister des Escorial, ist das Stadthaus ausgeführt. Architektonisch minder bedeutend sind die Kirche des ehemaligen Jesuitencollegiums, der erzbischöfl. Palast neben dem Dome und der frühere Inquisitionspalast, jetzt Sitz der Provinzialregierung. T. besitzt 23 Nonnenklöster (früher auch 14 Mönchsklöster), 9 Hospitäler, 1 Barmherzigkeitshaus (Casa de caridad), 3 Erziehungsanstalten für adeliche Fräulein, 1 Institute, 1 Priester- und 1 Schullehrerseminar sowie 1 Infanterieschule. Die 1498 gegründete Universität ist 1845 eingegangen sowie auch die allgemeine Kriegsschule. Als Rest der früher namentlich durch ihre Seiden-, Gold- und Silberstoffe berühmten Industrie T.s ist die Marzipanbäckerei zu nennen. Unterhalb der Stadt liegt am Tajo das Gebäude der königl. Fabrica de Armas blancas, welche vortreffliche Degenklingen (Toledoklingen), Säbel, Bajonnete und Messer aller Art liefert. Vgl. Gamero, «Historia de la ciudad de T.» (Toledo 1863).

Tolentino, eine Stadt in der ital. Provinz Macerata, an der Straße von Ancona nach Rom, am Flusse Chiente und dem östl. Abhange des Appennin, in einer herrlichen, fruchtbaren Gegend gelegen, altmodisch gebaut und schmutzig, zählt (Ende 1861) 4205 E. Die Stadt ist das antike Tolentinum in Piceunm und geschichtlich merkwürdig durch den daselbst zwischen Frankreich und dem Papste 19. Febr. 1797 abgeschlossenen Frieden, wodurch der Papst zur Abtretung von Avignon und Venaissin, Bologna, Ferrara und der Romagna gezwungen ward. Auch kam es hier 2. und 3. Mai 1815 zu der Schlacht, durch die Murat den Thron von Neapel verlor. Die Oesterreicher unter Bianchi wurden am ersten Tage in einer vortheilhaften Stellung vor der Stadt von den Neapolitanern ohne Erfolg angegriffen. Die letztern wiederholten 3. Mai ihre Angriffe, sahen sich aber auf allen Punkten zurückgeschlagen und mußten sich nach bedeutenden Verlusten an die Küste des Adriatischen Meeres zurückziehen.

Toleranz (lat.) bezeichnet im allgemeinen die Duldung abweichender Ueberzeugungen, besonders auf religiösem Gebiet, welche theils im Privatverkehre geübt, theils durch öffentliche Rechtsverhältnisse gesichert wird. Im engern Sinne versteht man darunter die den von der Staatskirche getrennten Religionsparteien gewährte gesetzliche Erlaubniß freier Religionsübung, wobei jedoch das Maß der den Bekennern derselben eingeräumten Freiheiten und Rechte ein sehr verschiedenes sein kann. Der Begriff der Duldung setzt also immer eine im Staate herrschende Religion oder Kirchengemeinschaft voraus. Wo dagegen zwei oder mehrere Religionsparteien im Staate ganz gleich berechtigt sind, wie in den meisten europ. Ländern Katholiken und Protestanten, da findet der Begriff der T. keine Anwendung. Geschichtlich gehört die T. als für die Staatsleitung maßgebender Grundsatz erst der neuern Zeit an, und bildet den Uebergang von der exclusiven Anerkennung einer einzigen Kirche zur Anerkennung der Gleichberechtigung aller Religionsbekenntnisse im Staate. Der mittelalterliche Staat kannte keine T., sondern achtete sich verpflichtet, der alleinseligmachenden kath. Kirche bei der Verfolgung und Verbrennung der Ketzer den weltlichen Arm zu leihen, welche Anschauung noch heute von der kath. Kirche theoretisch als die einzig richtige festgehalten wird, wenn auch dieselbe gegenwärtig fast nur noch in Spanien

in praktiſcher Geltung ſteht. Noch in der Reformationszeit war man der Ueberzeugung, daß die «Glaubenseinheit» eine polit. Nothwendigkeit ſei, und daß der Obrigkeit das Recht gebühre, für «einerlei Lehre» im Staate Sorge zu tragen. Aus dieſem Grunde verfagten nicht nur kath. Regierungen ihren proteſtantiſchen, ſondern auch prot. Regierungen ihren kath. Unterthanen die T. In Deutſchland wurden gewiſſe allgemeine Toleranzgrundſätze zuerſt durch den Weſtfäliſchen Frieden, doch immer noch mit großen Einſchränkungen feſtgeſtellt. Erſt gegen Ende des 18. Jahrh. führte die wachſende Aufklärung und die gereifte Einſicht in die ſtaatlichen Aufgaben immer allgemeiner dazu, wenigſtens den Bekennern der chriſtl. Hauptparteien freie Religionsübung zu gewähren, doch zum Theil mit ſehr beſchränkten bürgerlichen und polit. Rechten gegenüber den Bekennern der Staatskirche. Die Gleichberechtigung der Proteſtanten und Katholiken in Deutſchland wurde durch die deutſche Bundesacte ausgeſprochen, doch waren die Proteſtanten in Oeſterreich, die Katholiken in Mecklenburg und Holſtein bis auf die neueſten Zeiten herab nur tolerirt. In Oeſterreich gab zuerſt Joſeph II. durch das Toleranzedict von 1781 den Proteſtanten eine beſchränkte Religionsfreiheit. Polit. Gleichſtellung erlangten ſie erſt durch das Patent vom 8. April 1861, deſſen Beſtimmungen indeſſen in vielen, die ſog. interconfeſſionellen Verhältniſſe betreffenden Punkten nicht zur Ausführung gelangten. In Frankreich erhielten die Proteſtanten zuerſt durch das Edict von Nantes (1598) T., aus deſſen Aufhebung durch Ludwig XIV. (1685) blutige Bürgerkriege hervorgingen. Die Franzöſiſche Revolution gab ihnen volle Glaubensfreiheit zurück, welche durch die Charte von 1830 aufs neue beſtätigt wurde, obwol die kath. Religion als die «Religion der Mehrheit der Franzoſen» noch immer mit gewiſſen Privilegien ausgeſtattet blieb. Die neueſten Stoatsverfaſſungen ſeit 1848 haben faſt überall die Unabhängigkeit der polit. Rechte vom religiöſen Bekenntniſſe und die Selbſtändigkeit der Religionsgeſellſchaften in Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten ausgeſprochen, wenngleich die Praxis meiſt hinter der Theorie zurückblieb. Die kleinern prot. Sekten, Baptiſten, Mennoniten u. ſ. w., desgleichen die Deutſchkatholiken und die Freien Gemeinden genießen, wo ſie überhaupt ſtaatlich zugelaſſen ſind, meiſt nur T., welche ihnen z. B. in Preußen auch erſt durch das Toleranzedict Friedrich Wilhelm's IV. vom 30. März 1847 verwilligt wurde. England gewährte den prot. Diſſenters ſeit 1689, den Katholiken und Socinianern erſt ſeit 1779 freie Religionsübung, doch unter mancherlei Schranken zu Gunſten der privilegirten Anglikaniſchen Kirche, die erſt im 19. Jahrh. theilweiſe gefallen ſind. Von der T. im ſtaatsrechtlichen Sinne iſt die religiöſe T. gegen abweichende Meinungen innerhalb einer und derſelben Kirchengemeinſchaft zu ſcheiden. Dieſelbe iſt im Grunde nur im Proteſtantismus, nicht im Katholicismus möglich, weil nur jener die Kirchenlehre nicht für unfehlbar vollkommen achtet. Doch ſetzt der Proteſtantismus ebenfalls die Anſicht voraus, daß ſtreuggenommen die überlieferte Lehre die einzig berechtigte ſei, daher die freie prot. Theologie mit Berufung auf die reformatoriſchen Grundprincipien, deren echte Weiterbildung ſie ſei, die bloße T. von ſeiten der Orthodoxen verſchmäht und gleiches Recht mit dieſen beanſprucht.

Toli-Monaſtir, ſ. Monaſtir.

Toll (Karl Ferdinand, Graf von), ruſſ. General, geb. 1778 aus einer alten Familie Livlands, wurde im Cadettencorps zu Petersburg erzogen, aus welchem er 1796 in die ruſſ. Armee trat. In den Feldzügen gegen Franzoſen und Türken zeigte er ſich als tüchtiger Generalſtabsoffizier, rückte zum Oberſten auf und leiſtete 1812 als Generalquartiermeiſter Kutuſow's wichtige Dienſte. Im folgenden Jahre war er in gleicher Eigenſchaft bei Barclay de Tolly angeſtellt und wurde auf dem Schlachtfelde von Leipzig zum Generallieutenant befördert. In dem nach der Schlacht von Arcis 1814 gehaltenen Kriegsrathe ſprach er ſich für den Marſch auf Paris aus. Nach dem Frieden ward er Generalquartiermeiſter des kaiſerl. Generalſtabes, dann Stabschef der erſten Armee und 1826 General der Infanterie. Als Diebitſch 1829 den Oberbefehl des Heeres in der Türkei erhielt, bat er ſich T. zum Chef des Generalſtabes aus, welchen Poſten dieſer, obwol der Aeltere im Dienſt, bereitwillig annahm. Zu dem Siege bei Kulewtſcha trug er durch ſeine trefflichen Dispoſitionen das meiſte bei und wurde dafür vom Kaiſer Nikolaus 21. Juni 1829 in den Grafenſtand erhoben. Im poln. Feldzuge von 1831 ſtand er abermals als Chef des Generalſtabes zur Seite des Feldmarſchalls Diebitſch, übernahm nach deſſen Tode bis zum Eintreffen des neuen Oberfeldherrn das Commando und leitete beim Sturm von Warſchau nach der Verwundung Paskewitſch's die Operationen des letzten, entſcheidenden Schlachtentags. Mit der Unterdrückung des poln. Aufſtandes endete ſeine kriegeriſche Laufbahn; er wurde nach Petersburg berufen und als Mitglied in den ruſſ. Reichsrath aufgenommen. Eine beſondere Thätigkeit eröffnete ſich ihm, als er 1833 zum Oberdirigenten der Waſſer- und Wegecommu-

nicationen und der öffentlichen Bauten ernannt wurde. Mit Sorgfalt und Gründlichkeit führte er die vielen ihm übertragenen Kanal- und Chauſſeebauten aus, und eine Menge nützlicher Bauwerke, wie die ſchlanke eiſerne Brücke über den Moskwafluß, beweiſen ſein techniſches Talent. Alljährlich unternahm er im Intereſſe ſeines Verwaltungszweigs Rundreiſen durch verſchiedene Theile des Reichs. Auf einer ſolchen Inſpectionsreiſe gefährlich erkrankt, ſtarb er zu Petersburg 5. Mai 1842. Vgl. Bernhardi, «Denkwürdigkeiten des ruſſ. Generals von T.» (4 Bde., Lpz. 1856—58).

Tollens (Hendrik), einer der namhafteſten neuern niederländ. Dichter, geb. 24. Sept. 1780 zu Rotterdam, erhielt keine gelehrte Bildung, da er für den Kaufmannsſtand beſtimmt war, verrieth aber frühzeitig Neigung und Beruf zur Dichtkunſt. Seinen erſten poetiſchen Verſuchen, «Romanzen und Idyllen» (1802), folgten eine Reihe von Dramen, von denen beſonders «Andromache» (1807, 3. Aufl.) und das vaterländiſche Trauerſpiel «De Hoekschen en Kabeljaauwschen» (1806) vielen Beifall fanden. Inzwiſchen hatte 1804 ſein «Lierzang op Hugo de Groot» den zweiten, 1806 ſein durch Kraft und Wohllaut ausgezeichnetes Gedicht «Egmond en Hoorne» den erſten Preis von der Geſellſchaft für vaterländiſche Sprache und Dichtkunſt erhalten. Vielen Erfolg hatten auch ſeine trefflichen patriotiſchen Poeſien, «Wapenkreet» und «Vaterlandisch Krijgslied», die er 1815 veröffentlichte. T. war zum Lieblingsdichter ſeiner Nation geworden, und die 1817 erſcheinende dritte Auflage ſeiner «Gedichte» (3 Bde., zuerſt 1808, 5. Aufl. 1831), fand mehr als 10000 Pränumeranten, ein großartiger Erfolg, da die holländ. Sprache nur von einigen Millionen Menſchen geſprochen wird. T.'s größere Dichtung «De overwintering der Hollanders op Nova Zembla» (neue Aufl. 1844) gilt für ein Meiſterſtück der beſchreibenden Poeſie. Von ſeinen übrigen Werken ſind noch zu nennen: «Erotiſche Gedichte» (Amſterd. 1800), «Romanzen, Balladen und Legenden» (2 Bde., Rotterd. 1818—19), «Nieuwe gedichten» (1821 und 1829), «Volksliederen» (1833) u. ſ. w. Sein Stil iſt rein und elegant, voll Kraft, Würde und Anmuth; ſeine Verſe ſind von hohem Wohllaut. In der Behandlung der Sprache zeigt er ſich als Meiſter. Während der Herausgabe ſeiner «Gezamentlijke dichtwerken» (8 Bde., Lieuw. 1855—57) überraſchte ihn der Tod 21. Oct. 1856 zu Ryswijk.

Tollkirſche, ſ. Atropa.

Tollkraut, ſ. Datura.

Tolna, Comitat im jenſeitigen Donaukreiſe Ungarns, zählt auf 66,2 Q.-M. (Oct. 1857) 215881 Civileinwohner. Die Donau bildet hier mehrere Inſeln und, beſonders im Süden, viele Sümpfe und Moräſte; ihrem Austreten iſt durch koſtſpielige Dämme vorgebeugt. Sie nimmt an der Südſpitze des Comitats die Sarviz auf, welche durch den ſumpfigen, doch großentheils regulirten Kapos mit dem Koppany und den mit dem Plattenſee in Verbindung ſtehenden Sio verſtärkt wird. Das Land im Weſten iſt bergig und hügelig, das übrige vollkommen eben. Der fruchtbare Boden trägt alle Getreidearten im Ueberfluß, herrliche Weine, gutes Obſt, vortrefflichen Taback, auch Krapp und Saflor. An Waldungen iſt kein Mangel. Ausgedehnte Wieſen und Hutungen begünſtigen die Viehzucht, und in der Donau, die hier zugleich mehrere Dampfſchiffahrtsſtationen hat, wird beträchtlicher Hauſenfang betrieben. Die Einwohner ſind der Mehrzahl nach magyariſch und katholiſch. Deutſche gibt es im Comitate über 70000 und etwa ebenſo viele Proteſtanten. Ackerbau, Viehzucht, Fiſchfang, Schiffahrt und Handel, aber wenig Gewerbe bilden die Nahrungszweige der Bevölkerung. Der Hauptort iſt der Marktflecken Szegſzárd oder Sexárd, am Sarviz, über welchen eine ſchöne lange Brücke führt, mit einer Normalhauptſchule, einem Nonnenkloſter und (1857) 10013 E., welche den beliebten ſzegſzarder Rothwein bauen. Der Marktflecken T., in der ältern Geſchichte des Landes oft genannt, jetzt eine Dampfſchifffahrtsſtation, hat ein gräfl. Feſtetics'ſches Schloß und zählt 6852 E., welche Pottaſchſiederei, guten Getreide-, Wein-, Safran- und Tabacksbau, Hauſenfang und Productenhandel treiben.

Tolſtoi, das zahlreichſte Geſchlecht in Rußland, leitet den Urſprung ſeines Adels aus dem 15. Jahrh. her. Der erſte Graf dieſes Namens war Peter Andrejewitſch T., geb. 1645, Sohn des Wojwoden von Tſchernigow, der aus einem Anhänger der Zarewna Sophia ſpäter ein leidenſchaftlicher Verehrer Peter's d. Gr. wurde. Letzterer ernannte ihn 1702 zum Geſandten in der Türkei, und als ſolcher ward er 1711 infolge der Kriegserklärung gegen Rußland nach dem Gefängniß der Sieben Thürme gebracht. Nach ſeiner Befreiung begleitete er den Zar auf deſſen Reiſen durch Europa, überredete auch in Neapel den unglücklichen Zarewitſch Alexis zur Rückkehr nach Rußland. Zum Lohn erhob ihn Peter zum Präſidenten des Handelscollegiums und 7. Mai 1724 in den ruſſ. Grafenſtand. Unter Peter II., dem Sohne des Alexis, fiel T. in

Ungnade, wurde 1727 aller seiner Aemter und der Grafenwürde entsetzt und nach dem Kloster Solowezk verbannt, wo er 17. Febr. 1729 starb. Erst unter der Kaiserin Elisabeth 1760 gelang es dem Einflusse der Verwandten, den Hinterbliebenen T.'s den Grafentitel wieder zu verschaffen. — Einer seiner Urenkel, Graf Peter Alexandrowitsch T., geb. 1769, ausgezeichneter Krieger und Diplomat, focht unter Suworow gegen Türken und Polen, war 1799 russ. Commissar bei der Armee des Erzherzogs Karl und befehligte 1805 das russ. Landungscorps in Norddeutschland. Nach der Schlacht von Friedland nahm er an den Unterhandlungen mit Frankreich theil und ging dann als Gesandter nach Paris. 1812 war er Oberbefehlshaber der moskauer Landwehr, und 1813 commandirte er ein Corps in der Bennigsen'schen Armee, mit welchem er Dresden belagerte, hierauf aber nach Hamburg zog, nach dessen Uebergabe er zum General der Infanterie erhoben wurde. Kaiser Nikolaus vertraute ihm bald nach seiner Thronbesteigung die Leitung der Militärcolonien an und ernannte ihn 1831 zum Oberbefehlshaber des Reserveheeres, mit welchem er die Polen unter Gielgud und Chlapowski schlug und aus Litauen vertrieb. Wegen der Milde seines Charakters allgemein geachtet, starb er als Präsident des Departements für die Militärangelegenheiten im Reichsrath 1844 in Moskau. — Graf Fedor Andrejewitsch T., Geheimrath und Senator, geb. 1758, gest. 1849, machte sich als Bibliophile durch seine kostbare Sammlung altslaw. Drucke und Manuscripte bekannt, die 1829 von Strojew beschrieben, später aber von ihrem Besitzer an die Regierung verkauft wurde und jetzt einen Theil der öffentlichen Bibliothek in Petersburg bildet. — Graf Fedor Petrowitsch T., berühmter Bildhauer und Medailleur, geb. 1783 in Petersburg, diente anfangs in der Marine als Adjutant des Admirals Tschitschagow, fühlte sich aber entschieden zur Kunst hingezogen. Er bildete sich meist selbst, aber mit Beachtung griech. und ital. Muster, die er in der petersburger Akademie der Künste und später auf einer Reise nach Italien studirte. Unter seinen Arbeiten verdienen besonders die Zeichnungen zum Hauptthore der Christuskirche in Moskau, vier Basreliefs nach Sujets aus der «Odyssee», eine Statue des Morpheus, eine Reihe von Illustrationen zur «Duschenka» des Bogdanowitsch und Medaillen auf den franz. Krieg von 1812, den ungar. Feldzug von 1849 u. s. w. Erwähnung. Durch die Londoner Industrieausstellung von 1851 wurden seine Werke auch dem westl. Europa bekannt. Auch als Vicepräsident der petersburger Akademie seit 1828 und Professor der Sculptur und der Medaillenkunst an derselben hat er sich große Verdienste erworben. — Von den nichtgräfl. Mitgliedern der Familie T. that sich Matwéi T. als russ. General im Siebenjährigen Kriege hervor. Infolge seiner Heirath mit der Tochter des Grafen Ostermann (s. d.) nahm sein Enkel Alexander Iwanowitsch den Namen Graf Ostermann-Tolstoi (s. d.) an. Peter T., Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers, wurde zu mehrern diplomatischen Sendungen verwendet und führte 1854 eine Infanteriedivision nach dem Kaukasus. Theophil T. ist ein berühmter russ. Componist und Schriftsteller. Alexei Konstantinowitsch T. erwarb sich einen bedeutenden Namen als Dichter. Er veröffentlichte «Knjas Serebrjanny» (1863), eine Erzählung aus der Zeit Iwan's des Schrecklichen, «Smert Joanna Grosnago» (1866), eine Tragödie, und 1867 eine Sammlung seiner «Gedichte».

Tolteken oder Tulteken (bei den Spaniern Toltecas) heißt ein Volk, welches, soviel sich aus den sagenhaften Berichten der Azteken ermitteln läßt, im 4. oder 5. Jahrh. von einem nördlichern Lande Huehuetlapallan aus im Anahuac (s. d.), dem südl. Theile des großen Tafellandes von Mexico, einwanderte, hier um die Mitte des 7. Jahrh. die Stadt Tollan oder Tula gründete und dieselbe zu dem Mittelpunkte eines wohlgeordneten Staats machte, den es durch Eroberungen weiter ausdehnte. Die Reste seiner Cultur tragen im allgemeinen den Charakter der spätern aztekischen. Die großartigsten und vollkommensten Bauten, die noch im Anahuac übrig, werden jetzt insgemein den T. beigelegt. Die höchste Blüte hatte das toltekische Reich im 4. Jahrh. seines Bestehens erreicht. Von da begann es zu sinken, bis endlich um Mitte des 11. Jahrh. unter dem Könige Topiltzin infolge mehrjähriger Trockenheit, Hungersnoth und Krankheiten das Land entvölkert wurde. Die Uebrigbleibenden siedelten sich theils anderwärts an, theils gingen sie bald nachher in den hier einwandernden Chichimeken auf, durch welche die Erbschaft der toltekischen Cultur etwa ein Jahrhundert später an die Azteken (s. d.) gelangte.

Toluca, das alte Toloccan, Hauptstadt und Regierungssitz des Particularstaats Mexico, von dem jedoch 1850 der südl. Theil unter dem Namen Guerrero als eigener Staat mit dem Hauptorte Chilpanzingo getrennt wurde, liegt 6 M. südwestl. von der Bundesstadt Mexico, mit welcher sie durch eine schöne Straße verbunden ist (1866 wurde auch eine Eisenbahn in Angriff genommen), auf der nach ihr benannten Hochebene, 8270 F. über dem Meere, am Fuße des Porphyrgebirgs San-Miguel de Tutucaitlalpillo, einige Stunden ostnordöstlich von dem

nach A. von Humboldt 14218 F. hohen Nevado de Toluca, einem ausgebrannten Vulkane, deſſen mit Schnee bedeckter Gipfel einen Kraterſee von einer Viertelſtunde Durchmeſſer trägt. T. iſt regelmäßig gebaut, hat das Anſehen der Wohlhabenheit, zählt 12000 E. und iſt ſehr bekannt durch ſeine Seife- und Kerzenmanufacturen ſowie durch Schweinezucht und ausgedehnten Handel mit Würſten und Schinken, den beſten Mexicos.

Tölz, ein Marktflecken in Oberbaiern, Hauptort eines Verwaltungsdiſtricts (13,64 Q.-M. mit 12515 E. im J. 1861), 6 M. ſüdlich von München, an der Iſar, wo ſie aus dem Gebirge tritt, in 2050 F. Seehöhe gelegen, iſt der Sitz des Bezirksamts, eines Landgerichts, eines Rent- und eines Forſtamts, hat eine Lateinſchule, ein Franciscanerkloſter und ein Krankenhaus und zählt (1864) 2968 E., welche hauptſächlich durch Flößerei, Bierbrauerei, Woll- und Tuchmanufacturen wohlhabend ſind. Bei dem Orte liegen in 2462 F. Seehöhe die 1846 durch Stollenarbeit aufgeſchloſſenen iod-, ſchwefel- und natronhaltigen Quellen Krankenheil und Bocksleiten mit Badeanſtalten. Die Bäder ſowie das hier erzeugte Quellſalz und die Quellſalzſeife werden gegen Haut-, Drüſen- und andere Krankheiten empfohlen. Außer den Bädern werden hier auch Molken und Kräuterſäfte als Curmittel benutzt. Es herrſcht in T. ſelbſt ein heiteres Treiben. Vom Garten des «Bürgerbräu» und vom Calvarienberge hat man ſchöne Ausſichten in das ſtundenweit offene Iſarthal, im Hintergrunde auf die 6104 F. hohe Benedictenwand. Ausflüge werden von hier nach Tegernſee, nach Benedictbeuren, an den Achenſee u. ſ. w. gemacht. Vgl. Höfler, «Die Natronquellen zu Krankenheil bei T.» (Freiburg i. Br. 1856).

Tomahawk heißt die Streitaxt der nordamerik. Indianer, die von ihnen auch als Symbol des Kriegs überhaupt betrachtet wird; daher der Ausdruck: den T. begraben, d. i. Frieden halten.

Tomaſchek (Wenzel Joſ.), ein geſchätzter Componiſt und Tonkünſtler, geb. zu Skutſch in Böhmen 17. April 1774, erhielt ſeine erſte muſikaliſche Bildung ſeit 1787 in dem Minoritenkloſter zu Iglau und dann zu Prag, wohin er ſich 1790 zur Fortſetzung ſeiner Studien begeben hatte. Die Gunſt des Grafen Bucquoi, die er ſich durch ſeine Compoſition der «Leonore» von Bürger erwarb, erhielt ihn der Muſik. Er bildete ſich zu einem guten Pianofortespieler und erlangte im Contrapunkte eine wahre Meiſterſchaft. Man hat von ihm treffliche Compoſitionen für Pianoforte, Geſang und Orcheſter. Unter ſeinen Inſtrumentalcompoſitionen ſind beſonders die Sonaten mit und ohne Begleitung, die Eklogen für das Pianoforte und unter den Vocalcompoſitionen eine treffliche Meſſe und ein Requiem ausgezeichnet. Als Lehrer erwarb er ſich ebenfalls einen bedeutenden Ruf. Von ſeinen zahlreichen Schülern ſind zu nennen Worziſchek, Würfel, A. Dreyſchock und Schulhoff. Er ſtarb zu Prag 3. April 1850.

Tombak (von dem malaiiſchen tambâga, Kupfer) iſt eine Metallmiſchung von röthlichgelber Farbe, die zuerſt von den Siameſen dargeſtellt worden ſein ſoll. Zu dem europäiſchen T. nimmt man Kupfer und Zink, welche man in ſolchem Verhältniſſe zuſammenſchmilzt, daß 1 Theil des letztern auf 4½—12 Theile des erſtern kommt. Das T. wird hauptſächlich zu vergoldeten oder gefirnißten Bronzewaaren und zu unechtem Schmuck verarbeitet.

Tombŏla (vom ital. tombolare, fallen) heißt eine Art Zahlenlotto, ohne welches in Italien in großen Städten wie an kleinen Orten kein Volksfeſt ſtattfindet. Man begegnet bei ſolchen Gelegenheiten der T. auf den öffentlichen Plätzen, wo ſtets eine anſehnliche Volksmenge ſich dazu einfindet. Jeder Mitſpielende kauft ſich eine Cartella, auf welcher in der Regel 15 Nummern von 1 bis 100 verzeichnet ſtehen. Wer zuerſt alle Nummern nach Maßgabe der von der Direction des Spiels ausgerufenen beſetzt hat, gewinnt. Der Preis beſteht gewöhnlich in einer Geldſumme, die nicht ſelten bis 1000 Scudi beträgt. T., Rennen der Berberroſſe und Illumination mit Feuerwerk ſind die drei gewöhnlichen Beſtandtheile ital. Feſte, wie das Zahlenlotto eine der Hauptangelegenheiten des täglichen Lebens iſt.

Tomi, ſ. Küſtendſche.

Tommaſéo (Niccolò), ital. Schriftſteller und Patriot, geb. 1802 zu Sebenico in Dalmatien, erhielt den erſten Unterricht in der Heimat unter Leitung ſeines Oheims, eines gelehrten Mönchs. 1817 ging er nach Padua, um daſelbſt Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, fühlte ſich aber bald mehr zur Philoſophie und Literatur hingezogen, namentlich infolge des Umgangs mit Rasmini, dem ſpäter berühmt gewordenen Philoſophen. Er hielt ſich dann in den J. 1822—27 in verſchiedenen Städten Oberitaliens auf, mit literariſchen und philol. Arbeiten beſchäftigt. Die J. 1827—34 brachte er in Florenz zu. Hier ſtand er in freundlichem Verkehr mit Capponi, Forti, Vieſſeux u. a. und war ein eifriger Mitarbeiter der «Antologia», für welche er eine große Anzahl von Aufſätzen hiſtor., philoſ., äſthetiſchen, ſogar ſtatiſtiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Inhalts ſchrieb. Nach der Unterdrückung der «Antologia» ging er der trüben polit. Verhält-

nisse Italiens wegen 1834 nach Frankreich, wo er mehrere Jahre in Paris, dann in der Bretagne und den Pyrenäen zubrachte. In dieser Zeit verfaßte er die Romane «Il duca d'Atene» (Par. 1836) und «Fede e bellezza» (4. Aufl., Mail. 1852) sowie eine große Anzahl kritischer Arbeiten, zum Theil in franz. Sprache, und einen werthvollen Commentar zu Dante. Außerdem gab er eine Sammlung von Schriften der Kirchenväter heraus (Nantes 1838). Nachdem er noch einen längern Aufenthalt in Corsica genommen, kehrte er 1839 nach Italien zurück und ließ sich in Venedig nieder. Seine gelehrten und literarischen Arbeiten hinderten ihn nicht, auch den öffentlichen Interessen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und namentlich betheiligte er sich in den vierziger Jahren an der Streitfrage über die Führung der lombardisch-venet. Eisenbahn. Als gegen Ende 1847 die polit. Bewegung die venet. Provinzen ergriff, verfaßte T. eine Petition an das kaiserl. Ministerium in Wien, welche eine gerechtere Auslegung des Preßgesetzes verlangte. Er sowie sein Freund Manin (s. d.) wurden 18. Jan. 1848 verhaftet, beide aber am 17. März durch das Volk befreit. Nachdem am 22. März die österr. Herrschaft gefallen war und Venedig sich zur Republik erklärt hatte, ward T. als Minister des öffentlichen Unterrichts Mitglied der provisorischen Regierung. Seine republikanischen Ueberzeugungen bestimmten ihn, sich in der Parlamentssitzung vom 4. Juli der Fusion mit Piemont zu widersetzen. Nach der Annahme dieser Maßregel trat er 5. Juli mit den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung zurück. Als infolge der Ereignisse vom 11. Aug. Manin als Dictator an die Spitze der venet. Republik trat, betraute ihn dieser mit der Mission, die franz. Regierung um Hülfe für Venedig anzugehen. T. brachte mehrere Monate in Paris zu. Sein wenig geschmeidiger Charakter eignete sich jedoch nicht für die ohnehin hoffnungslose Aufgabe, und er kehrte, nachdem er um seine Rückberufung gebeten, Anfang 1849 nach dem bedrängten Venedig zurück. Hier nahm er theil an dem Beschlusse, den Widerstand bis aufs äußerste fortzusetzen. Bei der Capitulation Venedigs im Aug. 1849 zählte T. zu den 40 Männern, welche die Stadt vor dem Einzuge der Oesterreicher verlassen mußten. Bis 1854 lebte er auf Korfu, wo er 1851 infolge einer Krankheit erblindete, von 1854—59 in Turin. Die sardin. Regierung bot ihm einen Lehrstuhl an der turiner Universität an, welchen Antrag er ablehnte. Im Herbst 1859 siedelte er nach Florenz über, wo er seitdem lebt, mit linguistischen Studien beschäftigt. Auch die ihm von der ital. Regierung angetragenen Stellen und Ehren wies er zurück. T. sucht kath. Rechtgläubigkeit mit Liberalismus und Patriotismus in eigenthümlicher Weise zu vereinigen. Er ist ein sehr talentvoller, gelehrter und vielseitiger Schriftsteller und genießt als solcher wie als reiner und edler Charakter hohe Achtung. Während er die gute toscan. Sprache wie wenig andere handhabt, verrathen doch seine zahlreichen Schriften im allgemeinen Mangel an Composition und werden mehr genannt als gelesen. Seine Poesien und Romane sind unbedeutend. Außer den genannten Werken verdienen der Erwähnung: «Dell' educazione» (Lugano 1836); «Nuovi scritti» (4 Bde., Venedig 1839—40), philos. und ästhetischen Inhalts; «Dizionario estetico» (neue Ausg., Mail. 1852); «Studi critici» (2 Bde., Venedig 1843). Sein «Nuovo Dizionario dei sinonimi della lingua italiana» (Flor. 1832, dann umgearbeitet 1839—40, in neuer Ausg., Mail. 1851) zeichnet sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn aus und ist jedenfalls das vorzüglichste seiner Werke. Seine polit. Schriften hat er gesammelt in «Il secondo esiglio» (3 Bde., Mail. 1862). Der neuern Zeit gehören unter anderm an: «Nuovi studi su Dante» (Tur. 1865) und «Della pena di morte» (Flor. 1865). Besondere Verdienste um die histor. Studien erwarb er sich durch Herausgabe der «Lettere di Pasquale de' Paoli» (Flor. 1846), die er mit einer trefflichen Geschichte Paoli's und des corsischen Unabhängigkeitskampfes begleitete. Außerdem gab er heraus «Le lettere di Santa-Caterina di Siena» (4 Bde., Flor. 1860) und die werthvolle Sammlung «Canti popolari toscani, corsi, illirici, greci» (2 Bde., Venedig 1843).

Tomsk, die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (15733 QM. mit 716576 E.) in Westsibirien, am Tom, 4 M. oberhalb dessen Mündung in den Ob, 1604 von den Russen gegründet, ist Sitz des Statthalters, der gewöhnlich ein Genieoffizier ist und die Oberaufsicht über alle Bergwerke des Gouvernements hat, sowie eines griech. Bischofs, einer Schuldeputation und anderer Behörden. Die Stadt liegt theils auf einem durch ein enges Thal getrennten Hügel, theils in der Ebene und wird hier durch einen in den Tom fließenden Bach in zwei gleiche Hälften getheilt. Sie hat viele, zum Theil schöne Krongebäude, meist steinerne Wohnhäuser mit grünen Dächern, darunter viele von geschmackvoller Bauart, einen russ. Bazar, zahlreiche chines. Kaufläden, neun griech. Kirchen (sechs mit Kuppeln), zwei Klöster, eine röm.-kath., eine luth. Kirche und mehrere Moscheen. Es bestehen ein Gymnasium (seit 1738) mit Pensionat, Bibliothek (seit 1863 dem Publikum geöffnet) und naturwissenschaftlichen und andern

Sammlungen, eine Bezirksschule (seit 1789) und ein Morienghmnasium für Töchter (seit 1863). T. zählte 1863 bereits 20983 E. (gegen 13349 im J. 1856), die Handel mit Getreide, Leder und Pelzwooren treiben. Durch seine Lage an der großen Verkehrsstraße des «Sibirischen Tract» (s. Tjumen) begünstigt, ist T. ein wichtiger Ort für den Transithandel und der Wohnsitz bedeutender Kapitolisten, namentlich reicher Bergwerksbesitzer. Deshalb gilt es nächst Irkutsk als die wohlhabendste Stadt Sibiriens, in welcher sich unter den höhern Ständen ein üppiges Gesellschaftsleben ausgebildet hat. Der Umfang der Stadt, ihre commerzielle Bedeutung, ihre Prachtbauten nehmen mit jedem Jahre zu.

Ton und Tonarten. Ton nennt man einen Schall, der durch gleichförmige Schwingungen gebildet wird, also nach seiner Höhe oder Tiefe genau zu bestimmen ist. Ein solcher Ton, auch reiner Ton genannt, bildet die unerläßliche Voraussetzung und Grundlage aller Musik. Erst als man bei den Griechen Mittel und Wege fand, die musikalisch wichtigsten Tonstufen oder Intervalle (s. d.) rein herzustellen und genau zu messen, war eine Ausbildung der Musik als Tonkunst möglich geworden. Die physikal. Theorie dieses reinen musikalischen Tons behandelt die Akustik (s. d.). Alle wirklich unterscheidbaren oder dem Ohre vernehmdoren Töne fallen in das Gebiet der Tonkunst und kommen in unserer Musik zur Verwendung, aber nicht in willkürlicher regelloser Fülle, sondern auf Grund einer festen Ordnung, welche das ganze Gebiet der Tonkunst beherrscht. Diese Ordnung ist das Resultat einer genauern, unter Befragung des Ohres vorgenommenen Tonmessnng und gründet sich auf folgende Naturthatsache. Im Aufsteigen von der Tiefe zur Höhe wiederholen die Töne sich an den Stellen, wo die Schwingungen sich verdoppeln, im verjüngten Moßstade oder erzeugen die Octoven. Diese Octaven nebst den weitern Verjüngungen der Quinten und Terzen sind als der lebendige Urgrund der Harmonie in jedem Tone enthalten und klingen mehr oder weniger deutlich mit; sie stellen insgesammt das Gerüst der sog. Tonleiter dor. Eine Tonleiter umspannt eine Octave oder (wie schon der Name besagt) eine Reihe von 8 Tonstufen. In Wirklichkeit enthält dieselbe aber nicht nur 8, sondern 12 Stufen: ous der Theilung in 8 Töne entsteht die diatonische, aus der in 12 Töne die chromatische Tonleiter. Die kleinste Tonstufe (Intervall), welche sowol melodisch wie harmonisch in der Tonkunst noch zur Verwendung kommen kann, ist der halbe Ton. Noch kleinere Eintheilungen, wie z. B. die Viertelstöne, welche sich in der griech. Musik auf eine sehr bemerkenswerthe Weise geltend gemacht haben sollen, können bei einer starken Durchziehung nnd Schleifung des Tones mitunter wol in der Melodie zum Vorschein kommen, haben aber in dem festen melodisch-harmonischen Gefüge der Töne keine Stelle und keine Berechtigung. Ton in technisch-musikalischer Beziehung bedeutet nun ein Intervall, welches innerhalb solcher Grenzen seine Stelle einnimmt und von den Nachbartönen diatonisch oder chromatisch um eine halbe Tonstufe entfernt ist. Der verschiedenartige Klang oder der Charakter der Töne, von welchem die Mannichfaltigkeit und Wirkung der Musik so wesentlich abhängt, beruht nach neuern Forschungen auf der obengenannten Naturhormonie, nämlich auf der verschiedenartigen Mischung der harmonischen Bei- und Obertöne, und zwar in einem solchen Maße, daß nicht nur die Klangarten der verschiedenen Instrumente, sondern sogar die Vocale der menschlichen Sprache dadurch gestaltet werden. Die früheste Form, in welcher der Ton auf musikalischem Gebiete gleichsam Gestalt annahm, wird durch den Ausdruck Tonart dezeichnet. Ursprünglich, in der Urzeit der Tonkunst, bedeutet derselbe soviel wie Melodie und stellt sich dar als feste, an das Sprachmetrum gewisser Texte gebundene melodische Form, die oft ganzen Völkern ausschließlich eigenthümlich war und daher nach diesen benannt wurde (z. B. dorische, phrygische, lydische Tonart). Doraus erklärt sich, wie jede Tonart, d. h. jede typische Nationalmelodie, ihren eigenthümlichen Charakter und ihre besondere Ausdrucksgewalt haben konnte. Auf diesem Grunde erbaute sich die Musik der Griechen, deren ganze musikolische Aesthetik, wie bekannt, in eine Charakteristik der Tonarten auslief. Auf demselben Grunde stehen zum guten Theile auch noch diejenigen Tonarten oder Octavengattungen, welche unter Vorgang der christl. Kirche im Mittelalter aus der griech. Musik sich bildeten, und die deswegen Kirchentöne oder Kirchentonarten genannt werden. Auch bei diesen läßt sich noch mit einigem Recht von einem Charakter der verschiedenen Tonorten sprechen, weil Tonart und Melodie selbst hier noch zum Theil zusammenfallen oder doch gewisse Gänge und Modulationen gewissen Tonarten eigenthümlich sind. Als sich dann aber im 17. Jahrh. aus der reifern Durchbildung der Kirchentonarten unsere zweiseitige Tonleiter, d. h. unser modernes Dur und Moll, entwickelte, war damit der Begriff der Tonart im alten Sinne aufgehoben nnd zugleich der daron haftende Tonartencharakter verwischt. Nun erst, da die alten charakteristischen Tonarten unter Darangabe aller ihrer melodischen Eigenthümlichkeiten in das

reine Schema der modernen Dur- und Molltonleiter aufgegangen waren, vermochte die freie Melodie ihre Schwingen zu entfalten. Tonart nennt man jetzt die Anwendung der immer gleichen Dur- oder Molltonleiter auf die 12 verschiedenen Intervalle, woraus sich daher 12 Dur- und 12 Molltonarten ergeben. Was sich jetzt noch häufig als charakteristisches Merkmal dieser oder jener Dur- oder Molltonart angegeben findet, ist im besten Falle nichts als ein Fingerzeig auf die Lieblingstonarten verschiedener Componisten und insofern immerhin von subjectiver Bedeutung, hat aber weiter keinen sachlichen Grund und daher auch keinen praktischen Nutzen.

Tondern, Kreisstadt der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, $5\frac{1}{2}$ M. nordwestlich von Flensburg, $1\frac{1}{2}$ M. von der Nordsee, am Rande der Marsch, an der schiffbaren Widau und am Endpunkte der $3\frac{1}{4}$ M. langen Eisenbahn Tingleff-T., die nach Hoyer und Husum erweitert werden soll, ist regelmäßig gebaut, hat eine schöne Pfarrkirche, eine Realschule (seit 1864), ein Schullehrerseminar (seit 1786), ein Hospital (ehemals Dominicanerkloster) und zählt (1866) 3302 E., die von Ackerbau, Viehzucht, Färberei und Handel mit Laadesproducten leben, während die früher betriebene Spitzenklöppelei eingegangen ist. T. ist nach Schleswig die älteste Stadt im ehemaligen Herzogthum Schleswig und ward im Mittelalter Lütken- oder Klein-Tundern genannt, weil der Ort damals noch kleiner war als der jetzige Flecken Mögeltondern oder Meel-Tundern, d. h. Groß-Tondern. Letzteres liegt $\frac{1}{2}$ M. nordwestlich in der Grafschaft Schakenborg, deren Hauptort es ist, und gehörte bis 1864 zum Gebiete des jütländ. Stifts Ribe. Vom Hafen Tundern sollen die Angeln und Sachsen nach Britannien gegangen sein. Sicher hatte die Stadt T. früher einen Seehafen, den sie durch die Eindeichung der Widau 1554, des Avetofter Sees 1566 und des Fahrwassers von Rutebüll 1715 verlor. 1243 erhielt die Stadt durch Herzog Abel lübisches Recht. Sie hatte ehemals ein Schloß, wurde 1271 von König Erich Klipping und 1357 von den Holsteinern erobert, 1422 von König Erich's VII. Truppen belagert und 1629 von Morgan den Kaiserlichen für Christian IV. entrissen. 1639 entdeckte man bei dem benachbarten Orte Galhus oder Gallehnus im Schlamm ein großes goldenes, mit Figuren verziertes Horn, 1734 ein zweites. Diese sog. Tondernschen Hörner, 1802 aus der Kunstsammlung zu Kopenhagen entwendet und von den Dieben eingeschmolzen, waren nach neuerer Ansicht weder Trink- noch Jagdhörner, sondern nur in Form von Hörnern gebrachte Goldmassen als Schau- und Luxusstücke. Die Runenschrift des zweiten Horns, die vor der Entwendung abgeschrieben und mehrfach gedruckt worden ist, wurde in neuester Zeit von Munch, Liliencron, Müllenhoff und Dietrich erklärt. Sie gehört dem altangelsächs. Alphabet an, stammt aus dem 4. Jahrh. und ist die älteste bekannte. Der Kreis T. zählt auf 23,8 Q.-M. 60053 E., umfaßt das frühere schlesw. Amt T. sammt den bis 1864 zum jütländ. Amt Ribe gehörigen Gebieten und zerfällt, mit Einschluß der Inseln Amrum, Föhr, Sylt und Romö, in acht Amtsgerichtsbezirke. Außer der Kreisstadt T. hat der Kreis noch drei andere, erst 1867 dazu erhobene Städte, nämlich Lygumkloster, an der Lohbek, 2 M. im Norden von T., mit 1514 E. und der schönen Kirche des 1173 gestifteten und 1548 aufgehobenen Cistercienserklosters; Hoyer, an der Nordsee, $1\frac{1}{4}$ M. im Nordwesten von T., unweit der Mündung der Widau und an der Nordgrenze der Marsch, mit einem seichten Hafen und 1049 E., welche Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt treiben; Wiek oder Wyk, der Hauptort der Insel Föhr, mit 1006 E.

Tondruck heißt in der Lithographie das Verfahren, den von Steinen mit Kreidezeichnungen gewonnenen Abdrücken durch nachträgliches Aufdrucken sehr blasser Farbentöne einen eigentlich-tümlichen Charakter zu geben. So erzeugt man, indem der ganze Raum des Blattes mit äußerst schwacher bräunlicher Farbe (selbst nur mit reinem Leinölfirnis ohne Farbe) überdruckt wird, den warmen Effect, welchen die auf chines. Papier gemachten Drucke ohne weiteres erhalten. Werden auf dem hierzu dienenden Steine (der Tonplatte) die Stellen der höchsten Lichter ausgespart, d. h. ohne Farbe gelassen, so kommt in ihnen die unverminderte Weiße des Papiers zum Vorschein. Durch eine besondere Zubereitung der Tonplatte kann erreicht werden, daß dieselbe mit Einem Drucke an bestimmten Stellen verschiedene Abstufungen desselben Farbentons gibt. Wenn mit mehreren Steinen mehrere Farben nebeneinander aufgedruckt werden, so geht das Verfahren in die Chromolithographie über. (S. Farbendruck.)

Tongainseln, ein Archipel der Südsee, östlich von den Fidschiinseln, zwischen 18—22° südl. Br. gelegen, im Jan. 1643 von Abel Jansz. Tasman entdeckt und von Cook 1777 die Freundschaftsinseln genannt, zerfällt in drei Gruppen, in deren südlicher die größte, die Insel Tongatabu (von Tasman Amsterdam benannt), liegt. Die meisten Eilande sind flache Koralleninseln, nur einige gebirgig und vulkanisch. Der höchste Gipfel, auf Kao, erhebt sich über 4000 F. Das Klima ist gesund, die Flora verhältnißmäßig reich, die Fauna dagegen,

wie auf allen Koralleninſeln, arm. Die Bewohner, etwa 20000, ſind echte Polyneſier und zeichnen ſich in geiſtiger Begabung vor allen andern Südſeeinſulanern aus. Der größte Theil des Archipels ſteht unter dem Könige von Vavau. Hier, in den beiden nördl. Gruppen, hat das prot. Chriſtenthum (Wesleyaner) feſten Fuß gefaßt. In der ſüdl. Gruppe ſind in neuer Zeit kath. Miſſionare thätig. Der Verkehr mit europ. Handelsſchiffen iſt gering.

Tonica bezeichnet in der Muſik den erſten oder den Grundton der diatoniſchen Tonleiter, dann aber vorzugsweiſe den Grund- oder Hauptton jedes Stücks, von welchem Geſang und Harmonie ausgehen und wamit ſie ſchließen. Der fünfte Ton von der T. aufwärts gerechnet iſt die Dominante, welche ſonſt auch toniſche T. genannt wurde. Beide Töne haben ihre eigenen Accorde. Der Accord, welcher auf der T. ruht, iſt allezeit der vollkommene Dreiklang.

Toniſche Mittel (Tonica), ſ. Stärkende Mittel.

Tonkabohne, ſ. Dipteryx.

Tonkunſt, ſ. Muſik.

Tonleiter, ſ. Ton und Tonarten.

Tonne heißt ein Gefäß von beſtimmtem Maße, meiſt für flüſſige Stoffe, das in den verſchiedenen Ländern verſchieden iſt. Auch iſt die T. ein Schiffsfrachtgewicht und Schiffsmaß von abweichender Größe, in der Regel die Hälfte der Schiffslaſt. Gegenwärtig gilt faſt überall die engliſche T. als Grundlage für die Schiffahrt. Man unterſcheidet Gewichtstonne und Raumtonne für ſchwere und leichte Beladung und berechnet danach die Fracht. Die Gewichtstonne wiegt 20 Ctr. oder 2240 engl. Handelspfund, die 2000 deutſchen Zollpfunden oder einer halben deutſchen Schiffslaſt entſprechen. Die Raumtonne mißt 40 Kubikfuß und zahlt höhere Fracht als die Gewichtstonne. Endlich nennt man T. auch die tonnenartigen Merkzeichen des Fahrwaſſers in Flüſſen u. ſ. w. und gebraucht das Wort gleichbedeutend mit Baje (ſ. d.). Tonnengeld heißt eine Abgabe, welche Seeſchiffe in den meiſten Häfen entrichten müſſen, und die ſich nach dem Tonnengehalte (der Tragkraft in Tonnen) des Schiffs richtet. Dieſe Abgabe iſt in den verſchiedenen Ländern ſehr verſchieden. In der Neuzeit iſt ſie vielfach ermäßigt worden. In den preuß. Häfen beträgt die Abgabe 2 Sgr. für befrachtete und 1 Sgr. für Schiffe in Ballaſt pro Tonne. Eine Tonne Goldes ſind 100000 Thaler oder Gulden, je nachdem in einer oder der andern Münzſorte gerechnet wird.

Tonnengewölbe, ſ. Gewölbe.

Tönningen oder Tönning, eine Hafenſtadt im Kreisgerichtsbezirk Schleswig der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, an der Mündung der Eider, Hauptort des oſtfrieſ. Kreiſes Eiderſtedt, mitten in der Marſch gelegen und auf Pfahlraſt gebaut, beſteht aus vier Quartieren, hat einen ſchönen Marktplatz, einen guten Hafen, eine Navigationsſchule und Schiffswerfte. Sie iſt der weſtlichſte Stapelplatz für die auf dem Eiderkanal verſchifften Waaren und zählt (1866) 2899 E., die Handel und Schiffahrt treiben und namentlich bedeutende Mengen Fettvieh nach London ausführen. Seit 1854 iſt die Stadt mit Flensburg durch eine Eiſenbahn verbunden, an die ſich noch eine ſolche nach Rendsburg anſchließen wird. T. war ehemals Feſtung, erhielt erſt 1590 Stadtrechte, hob ſich ſeit 1613, wa der Hafen ausgegraben ward, und wurde 1644 vom Herzog Friedrich IV. abermals befeſtigt, der hier 15. Nov. 1658 die Capitulation von Gottorp unterzeichnete. 1660 ward die Stadt von den Dänen belagert und 1675 denſelben eingeräumt, 1679 aber wieder an den Herzog von Schleswig zurückgegeben, der ſie hierauf wiederum ſtark befeſtigte. Für König Friedrich IV. belagerte ſie der Herzog Albrecht von Würtemberg 22. April bis 2. Juni 1700, der mit 30000 Kugeln nur ein Haus zerſtörte und bei dem Anrücken der niederſächſ. Kreisarmee das Feld räumte. Am 14. Febr. 1713 nahm die Stadt die Schweden unter General Stenbock auf. Dieſe wurden von den Ruſſen und von König Friedrich IV. belagert und 20. Mai, gemäß der zu Oldensworth 16. Mai abgeſchloſſenen Capitulation, gefangen genommen. Am 17. Febr. 1714 fiel die belagerte Stadt in die Hände Friedrich's IV., welcher nun die Feſtungswerke ſowie Chriſtian VI. 1734 das Schloß niederreißen ließ.

Tonſur. Seit den früheſten Zeiten ſchon gehörte ein kahlgeſchorenes Vorderhaupt unter die Ehrenzeichen des Prieſterſtandes. Doch war dies nicht der Fall bei den chriſtl. Lehrern der erſten Jahrhunderte, die, um ſich von den heidniſchen Prieſtern zu unterſcheiden, die Haare nur kurz geſchnitten trugen. Büßende ließen ſich aber den Kopf ganz kahl ſcheren, und nach ihrem Beiſpiele thaten dies auch bis ins 6. Jahrh. die Mönche. Erſt in dieſer Zeit ging von den Mönchen die Gewohnheit, ſich eine Platte ſcheren zu laſſen, auf die chriſtl. Geiſtlichkeit über. Man unterſchied ein kahlgeſchorenes Vorderhaupt, unter dem Namen der T. des Apoſtels Paulus, von der

kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, die man T. des Apostels Petrus nannte. Jene war in der griech. Kirche, bei den Briten und Irländern üblich, diese in der röm. und den von ihr abhängigen Kirchen. Auf der vierten Synode zu Toledo 633 wurde letztere den Geistlichen gesetzlich vorgeschrieben und die priesterliche Krone genannt. Die römische T. blieb seitdem in der abendländ. Kirche Priestern und Mönchen gemein und wurde ein Mittel zur Unterscheidung der höhern geistlichen Würden von den niedern. Die ersten Anfänger tragen sie im Umfange eines halben Kapfstücks, die Priester im Umfange einer Hostie, die Bischöfe noch größer, sodaß bei dem Papste nur ein schmoler Kreis von Haaren über der Stirn stehen bleibt. Das Abscheren geht der Weihe voran und wird wöchentlich oder doch vor jedem hohen Feste wiederholt. Die Geistlichkeit der griech. Kirche blieb bei der alten Sitte.

Tontine heißt eine von dem Italiener Lorenzo Tonti im 17. Jahrh. erfundene und 1633 in Frankreich eingeführte Art von Leibrenten (s. d.), bei welchen eine Anzahl Darleiher (Leibrentenkäufer) zusammentritt und solange die Rente bezieht, als noch einer derselben am Leben ist. Da sich die Rente mithin an viele (oft 10000 und mehr Leben) knüpft, so stellt sie sich auf einen geringern Procentsatz, als wenn sie nur an ein Leben gebunden ist. Die Renten der Absterbenden wachsen aber den Ueberlebenden zu, auf welche sie gleichmäßig oder in anderer, zwischen ihnen festgesetzten Weise vertheilt werden. Die Längstlebenden empfangen demnach in ihren letzten Lebensjahren die Renten aller übrigen, mithin jährlich außerordentlich hohe Beiträge. Die Rücksicht auf dieses Verhältniß, das die Kapitalisten anzulocken vermag, und ferner auch der Umstand, daß die Anleihe mit dem Tode des letzten Leibrenteninhabers getilgt ist, veranlaßten, wie erwähnt, im 17. Jahrh. Frankreich und andere finanziell nicht wohl situirte Staaten zum Abschluß von dergleichen Tontinenanleihen, welche auch noch im 19. Jahrh. fortgedauert haben, jetzt aber, nachdem man die Latterieanleihen erfunden, nicht mehr gemacht zu werden pflegen.

Tooke, s. Harne-Taake (Jahn).

Topas, ein Edelstein, der rhombisch, meist in achtseitigen, vierseitig zugespitzten Säulen krystallisirt. Seine Grundfarbe ist weingelb, ändert aber bis ins Farblose, Fleischrothe, Liladlaue und Berggrüne ab. Er ist durchsichtig und hat Glasglanz. Sein specifisches Gewicht beträgt 3,5, seine Härte 8. Der Bruch ist muschelig und uneben. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar und besteht aus Kiesel- und Thonerde mit Fluor und oft etwas Eisenoxyd. Der T. findet sich eingesprengt in feinkörnigem Quarz (Topasfelsen Schneckenstein bei Gottesberg im sächs. Voigtlande). Die schöngefärbten und durchsichtigen Varietäten werden als Edelsteine benutzt und bekammen eine Goldfolie, sind jedoch nicht besonders geschätzt. Die Farbe der minder schönen wird durch Brennen erhöht oder vernichtet. Die unbrauchbaren Steine (Topasbrack) dienen als Schleifpulver für andere Edelsteine. Man findet T. in Schweden, Natolien, besonders schön in Brasilien, Sibirien und Sachsen.

Topen (im Sanskrit stûpa) heißen in der Mythologie der asiat. Völker Grabmäler, welche unmittelbar auf den Gräbern selbst errichtet sind oder, wie namentlich in Indien, Reliquien heiliger Männer, besonders des Buddha, enthalten. Die Gräber bestehen meist aus kleinern oder größern Hügeln, verziert mit Steinen, Gewölben oder selbst Gebäuden. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch nennt man Grab und Grabmal zusammen Tope. Die T. sind über einen großen Theil Asiens verbreitet, sowol im südl. Theil des asiat. Rußland als namentlich in Indien und Afghanistan. Erst in der neuern Zeit haben die Alterthumsforscher den T. größere Aufmerksamkeit gewidmet, theils wegen ihres reichen Inhalts an allerlei Geräthschaften aus edeln Metallen u. s. w., theils auch, namentlich was die indischen betrifft, wegen der fast fabelhaften Münzschätze, die sie bergen. Vgl. Ritter, «Die Stupas» (Berl. 1838).

Töpfer (Karl), Lustspieldichter, Belletrist und Dramaturg, geb. 1792 in Berlin, wo sein Vater Geh. Archivar war, entwickelte schon frühzeitig ein vielseitiges Talent für declamatorische und musikalische Kunstübungen und einen Drang nach wissenschaftlichen Studien. In der Hartung'schen Schule und dem Joachimsthalschen Gymnasium zur Universität vorbereitet, folgte er seiner Neigung für das Theater und trat zuerst in Strelitz als Schauspieler auf, von wo er nach Breslau, dann nach Brünn und 1815 an das Hofburgtheater nach Wien ging. Daneben arbeitete er an belletristischen Zeitschriften und versuchte sich endlich an einem kleinen Lustspiele. Hierdurch ermuthigt, schrieb er den «Tagesbefehl», ein Drama, das bei aller Bühnenwirkung die Anfängerschaft verrieth. Mehr Ausbildung zeigten schon «Hermann und Dorothea» und «Des Königs Befehl», aber erst durch die Lustspiele «Der beste Ton» und «Freien nach Vorschrift» gelang es ihm, von der Kritik Anerkennung zu erlangen. 1820 ging er nach Göttingen und von da nach Hamburg, wo er sich niederließ. Im Juni 1822 wurde er von der Universität

zu Göttingen zum Doctor der Philosophie ernannt. Seine Stücke erschienen im «Jahrbuch deutscher Bühnenspiele», in Kotzebue's «Almanach» und als «Lustspiele» (7 Bde., Berl. 1830—52). Von seinen spätern Stücken hat besonders «Rosenmüller und Finke» Glück gemacht. T. nimmt als Lustspieldichter in Deutschland eine der ersten Stellen ein. Seine Productionen haben freilich keine ideale Haltung, aber es sind bühnengerechte, wirksame und doch sittlich-reine Stücke. Besonders gelingt ihm die Darstellung des gemüthlichen Familienlebens im Contrast zu den Salonthorheiten. Sein Dialog ist elegant und ungezwungen. Sieben Jahre hindurch redigirte er die Zeitschrift «Thalia» in Hamburg, dann die «Originalien» und später das kritische Wochenblatt «Der Recensent». Als Novellist versuchte sich T. in den «Zeichnungen aus meinen Wanderjahren» (Hannov. 1823) und in den «Erzählungen und Novellen» (2 Bde., Hamb. 1842—44). Neben dieser literarischen Wirksamkeit leitete er mit Erfolg Eleven für die Bühne an, und mehrere der bedeutendsten Kunsttalente haben seinen dramaturgischen Unterricht genossen.

Töpferkunst wird das Handwerk der Töpfer genannt, sobald es sich über die Anfertigung der gewöhnlichen Kochgeschirre u. s. w. erhebt und schön und künstlich geformte Thongefäße und Gegenstände anderer Art liefert, bei welchen die Arbeit auf der Drehscheibe entweder ganz wegfällt oder doch, ganz in den Hintergrund tretend, nur die Grundflächen liefert, auf welchen die Verzierungen angebracht werden. Die T. stand im Alterthum auf einer Höhe, die wir bisjetzt noch nicht wieder zu erreichen im Stande gewesen sind. (S. Terracotta.) Mit dem Verfall der Alten Welt sank aber auch die T., und im Mittelalter war dieselbe nur noch ein untergeordnetes Handwerk. Erst mit der Erfindung der Fayence (s. d.), der sich später das Porzellan (s. d.) zugesellte, stieg auch die T. wieder, da sie würdige Grundstoffe gefunden hatte, und die Aufgrabungen von Pompeji, Herculanum und Stabiä verfahen sie außerdem mit trefflichen Vorbildern aus der Zeit der alten Kunstblüte. Aber auch die künstlerische Bearbeitung des gewöhnlichen Töpferthons wurde in neuerer Zeit wieder bedeutend vervollkommnet, und den Bemühungen des berühmten Architekten Schinkel, welchen der Töpfer Feilner in Berlin mit großem Eifer und Erfolg zu Hülfe kam, verdankt man die Anwendung der T. in der Baukunst zu Formsteinen, Gesimsen und Ornamenten, ja zu ganzen Figuren. Ebenso ist die Kunst auch hinsichtlich der Vasen und Gefäße sowol in Form als Ornamentik vorgeschritten. Die Technik der Töpferei ist an und für sich sehr einfach. Der Töpferthon wird durch Treten, Schlagen, Schneiden, öfters selbst durch Schlämmen, von Steinen, grobem Sande u. s. w. gereinigt und mit Wasser so viel angefeuchtet, daß er bildsam (plastisch) wird und die ihm gegebene Form behält. Dann wird der Masse entweder auf der Drehscheibe, oder in Formen, oder durch Bossiren aus der Hand die erforderliche Gestalt gegeben und sie dann der Luft, aber nicht dem Luftzuge ausgesetzt, bis sie trocken ist. Nachdem die Gegenstände nun nöthigenfalls vollends ausgearbeitet (reparirt) worden, kommen sie in den Brennofen, wo sie dem zu ihrer vollkommenen Erhärtung erforderlichen Hitzegrad ausgesetzt (gar gebrannt) und dann sehr langsam wieder abgekühlt werden. Gegenstände, welche die gewöhnliche Glasur (f. d.) erhalten sollen, werden entweder in die Glasurmasse getaucht, oder damit ausgegossen oder bestrichen und dann gebrannt. Feinere Gegenstände werden erst halbgebrannt (verglüht), dann die Glasur aufgetragen und dann zum zweiten mal gebrannt, wobei die Glasur schmilzt und sich fest anhängt. Malereien kommen entweder auf den rohen Thon, also unter die Glasur, oder sie werden erst, in welchem Falle die Farben leichtflüssig sein müssen, auf die bereits gebrannte Glasur getragen und die Gegenstände dann von neuem gebrannt. Auf ähnliche Weise bringt man Vergoldungen hervor, indem man feinpulveriges Gold gleich einer Farbe anwendet. Sollen Kupferstiche oder Lithographien auf Thonwaaren übertragen werden, so müssen sie auf feines Papier mit der Schmelzfarbe gedruckt, auf die zu verzierenden Gegenstände übergedruckt und dann unter der Glasur mit eingebrannt werden.

Töpffer (Rudolf), Maler und Novellist, geb. 17. Febr. 1799 zu Genf, der Sohn Valentin T.'s (geb. 1774 zu Genf), eines besonders wegen seiner Landschaften und Volksscenen geschätzten Malers, widmete sich unter Anleitung seines Vaters der Kunst, ging aber später zum Schulfach über und trat als Professor der Aesthetik an der genfer Akademie ein. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode, der 8. Juni 1846 erfolgte. T. hat nicht blos als Künstler, sondern auch als Novellist und Kritiker Bedeutendes geleistet. Obgleich er schon mehreres geschrieben hatte, blieb er doch in Frankreich wie in Deutschland unbekannt. Erst durch die meisterhafte Novelle «Le presbytère» (2 Bde., Genf 1839) erregte er die allgemeinste Aufmerksamkeit, während ihn gleichzeitig Zschokke durch die «Genfer Novellen» (2 Bdchn., Aarau 1839) in die deutsche Literatur einführte. Letztere waren die deutsche Bearbeitung einer Reihe von Novellen,

die T. unter dem Titel «Nouvelles Genèvoises» für das Feuilleton eines pariſer Blattes lieferte und die er ſpäter mit reichen Illuſtrationen beſonders (Par. 1845) herausgab. Auch die übrigen Werke T.'s, wie «Nouvelles et mélanges» (Par. 1840), «La bibliothèque de mon oncle» (Par. 1843; deutſch, Berl. 1846) und «Rose et Gertrude» (Par. 1845; deutſch, Lpz. 1847), fanden gleichen Beifall. Für künſtleriſche Arbeiten bediente ſich T. nur des Stifts, aber ſeine Skizzen, beſonders die Caricaturen, gehören zu dem Launigſten, was die neuere Kunſt aufzuweiſen hat. Die Genrezeichnungen, womit er ſeine kleinen humoriſtiſchen Reiſebeſchreibungen, wie die «Voyage en zigzag», illuſtrirte, ſind voll Wahrheit, Witz und Satire. Namentlich gehören dahin ſechs kleine Romane in Bildern, «Mr. Jabot», «Mr. Crepin», «Mr. Pencil», «Le Dr. Festus», «Histoire d'Albert», «Les amours de Mr. Vieux Bois» (deutſch von Kell, Lpz. 1847; 3. Aufl. 1865), die im einzelnen mehrfache Auflagen erlebten und in der «Collection des histoires en estampes» (mit franz. und deutſchem Text, 6 Thle., Genf 1846—47) geſammelt erſchienen. Von einer deutſchen Ausgabe von T.'s «Geſammelten Schriften» ſind die «Genfer Novellen» (3 Bdchn., Lpz. 1847; Prachtausg., Lpz. 1847) und «Das Pfarrhaus» (4 Bdchn., Lpz. 1852) erſchienen.

Topik nannten die griech. und lat. Rhetoren und Grammatiker die ſyſtematiſche Darſtellung gewiſſer allgemeiner Begriffe und Sätze, die beim Ausarbeiten redneriſcher Vorträge als Richtſchnur oder Leitfaden für die Auffindung und Wahl zweckmäßiger Beweisgründe dienen ſollten. Ein ſolcher Gemeinplatz oder allgemeiner Begriff hieß bei den Griechen Topos, bei den Römern Locus communis, und die Kunſt der T. beſteht nun darin, bei jedem Gegenſtande diejenigen allgemeinen Begriffe zu finden und zu entwickeln, wodurch er in ſeinem Weſen beſtimmt wird. So würde es bei Erörterung der Frage: «War Napoleon ein Tyrann?» auf Entwickelung des allgemeinen Begriffs Tyrann ankommen, um aus deſſen Eigenſchaften die Frage zu entſcheiden. Allein die T. der Alten war ein bloßer Schematismus, da man nicht etwa von den logiſchen Prädicamenten oder Kategorien (ſ. d.), welche die Hauptbeziehungen angeben, in denen der menſchliche Geiſt die Dinge zu betrachten pflegt, ausging, ſondern gewiſſe allgemeine Dispoſitionen feſtſtellte, um zur Auffindung des Stoffs zu gelangen. So lehrte ſie, daß der Eingang einer Rede von der Wichtigkeit des Gegenſtandes, der Unbekanntheit deſſelben, der Vorliebe des Verfaſſers dafür u. ſ. w. handeln könne. Von den Griechen wurde dieſe Lehre in ſpäterer Zeit mit beſonderer Vorliebe bearbeitet, unter den Römern namentlich von Cicero in den «Topica» und andern rhetoriſchen Schriften, vorzüglich mit Rückſicht auf die öffentliche Beredſamkeit. In der Folge dehnte man, beſonders ſeit dem 13. Jahrh., die T. auf eine Nachweiſung der Gebiete der menſchlichen Erkenntniß überhaupt aus, in der man gewiſſe Gegenſtände der Erörterung zu ſuchen habe, verlor ſich dabei aber meiſt in leere Spielereien, wie dies von Raimund Lullus, Giordano Bruno u. a. geſchah. (S. Heuriſtik.) In neuerer Zeit hat man eine abgeſonderte Behandlung dieſer Wiſſenſchaft ganz aufgegeben, weil ſie bei der Anwendung auf ſpecielle Fälle unerſprießlich bleiben muß und den wahren philoſ. Geiſt nicht zu erſetzen vermag. Vgl. Käſtner, «T. oder Erfindungswiſſenſchaft» (Lpz. 1816). Man nennt übrigens jene T. die rhetoriſche, zum Unterſchied von der grammatiſchen T., welche von der Stelle der einzelnen Worte und Sätze handelt. — Im theol.-dogmatiſchen Sinne endlich verſteht man unter T. oder Topologie eine Theorie der Grundſätze, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der bibliſchen Beweisſtellen zu befolgen hat, ob z. B. eine Stelle vermöge der Richtigkeit des Textes und der Deutlichkeit die gehörige Beweiskraft für eine gewiſſe Lehre haben könne oder nicht. Dagegen nennt man in der Predigtkunſt eine topiſche Methode diejenige, zufolge deren nach kurzer Erklärung eines Textes ein ſog. Gemeinplatz abgehandelt wird.

Topinambur, ſ. Helianthus.

Topiſche Mittel heißen in der Medicin ſolche Mittel, welche nur auf die leidende Stelle des Körpers wirken ſollen. Dahin gehören Bähungen und Aufſchläge, Einreibungen, Aetzmittel, blaſenziehende Mittel u. ſ. w.

Topographie (griech.), d. h. Ortsbeſchreibung, nennt man die Beſchreibung einer Gegend, einer Stadt und überhaupt eines Orts. Weſentlich gehört dazu die Angabe der Gewäſſer, Berge, Wälder, beſonders der angebauten Plätze, der einzelnen Wohnungen, der Wege, Brücken, Gaſſen und ihrer Verbindung untereinander. Sie iſt daher eine weiter, bis herab ins Speciellſte geführte Geographie, nicht aber ein Theil derſelben; es ſei denn, daß man, wie das allerdings oft geſchieht, lediglich nur die Beſchreibung der Städte und anderer Ortſchaften eines Landes darunter verſteht. Unter topographiſcher Zeichnung iſt daher eine ſolche zu verſtehen, wo alle dieſe Gegenſtände im Grundriſſe beſtimmt und genau angegeben ſind. Dieſelbe unterſcheidet ſich von

generellen Riſſen, wo dieſe Bezeichnungen fehlen, und dann wiederum von den Riſſen beſonderer Zweige, z. B. Kameralriſſen, militäriſchen Riſſen, Waſſerbauriſſen u. ſ. w., wo jedesmal die betreffenden Gegenſtände beſonders herausgehoben, bemerkt und ausführlich dargeſtellt ſind. Topographiſche Bureaux, d. h. Anſtalten, welche alles ſammeln und aufbewahren, was auf die Kenntniß der Oberfläche des Bodens, ja oft ſelbſt auf andere Eigenthümlichkeiten und Erzeugniſſe der Länder Bezug hat, ſind urſprünglich auf franz. Boden aus den Dépôts généraux de la guerre entſtanden und werden in Deutſchland auch Plankammern, Militärplankammern, Kameralvermeſſungsanſtalten u. ſ. w. genannt. Sie haben vorzüglich ſeit Napoleon einen militäriſchen Charakter angenommen, weil die Berechnungen der Strategie auf ihren Nachweiſungen beruhen, weshalb auch in der Regel das Topographiſche Bureau eine Unterabtheilung der Geſchäfte des Generalſtabs bildet. Es zerfällt gewöhnlich in das eigentliche Topographiſche Bureau und das Trigonometriſche Bureau und bezweckt nicht allein das Studium der Karten, Plane und Riſſe, ſondern auch die Fertigung derſelben, daher daſſelbe theils zum Unterricht, theils zur Entwerfung neuer oder zur Berichtigung alter Aufnahmen dient und unter der beſondern Aufſicht eines Directors ſteht, der für den Unterricht der Zöglinge ſowie für die Beſchäftigung der Künſtler zu ſorgen hat, welchen das Zeichnen, Copiren, Kupferſtechen, Lithographiren u. ſ. w. übertragen wird. Eine Anzahl Ingenieurs, Offiziere des Generalſtabs und andere Individuen finden hier Beſchäftigung.

Toreutik (griech. toreutike, nämlich techne, lat. caelatura) iſt die Kunſt der Bearbeitung der Metalle, insbeſondere der Bronze (des Erzes), des Silbers und des Goldes mit ſcharfen Inſtrumenten (Ciſeliren), welche ſowol bei den in Formen gegoſſenen als bei den mit Hammer und Punzen geſchlagenen oder getriebenen Werken zur Anwendung kommt und denſelben erſt die eigentliche künſtleriſche Vollendung gibt. Die Werke dieſer Kunſt ſind theils Statuen, die ſchon ſeit ſehr früher Zeit durch Guß hergeſtellt wurden, theils Reliefs von bald größerer, bald geringerer Erhebung, die ſehr häufig zur Verzierung von Gefäßen (Schüſſeln, Bechern u. dgl.) und von Geräthen aller Art (Waffen, weiblichen Schmuckgegenſtänden, Wagen u. a. m.) benutzt wurden. Außer der reinen Metallarbeit begriff man unter T. auch die ſog. chryſelephantine Sculptur, d. h. diejenige Technik, welche Statuen (zum Theil von ſehr koloſſalen Dimenſionen) und Reliefs aus moſaikartig aneinandergefügten Stücken Elfenbein und getriebenen Goldplatten, womit ein innerer hölzerner Kern verkleidet wurde, herſtellte. Dieſe Technik wurde zur Zeit der höchſten Blüte der griech. Kunſt von den bedeutendſten Meiſtern, wie von Phidias und Polyklet, zur Ausführung ihrer berühmteſten Götterſtatuen angewandt.

Torf oder **Turf** nennt man ein Aggregat von ineinander verfilzten Pflanzentheilen, die mehr oder weniger comprimirt, zerſetzt, gelb, braun oder ſchwarz gefärbt, dabei aber noch als Brennmaterial verwendbar ſind. Die Hauptmaſſe der Torflager, welche in feuchten Gegenden oft große Strecken der Erdoberfläche bis 100 F. mächtig bedecken, beſteht gewöhnlich aus Sumpfmooſen, namentlich Sphagneenarten, welche zum Theil an der Oberfläche noch fortwachſen, während ihr unterer Theil ſchon ganz in Torfſubſtanz umgewandelt iſt. Nur ſelten findet man von neuern Sand- und Lehmſchichten bedeckte Torflager, die unter dergleichen Bedeckung allmählich in Braunkohle übergehen. In der aus Mooſen entſtandenen Hauptmaſſe finden ſich oft noch Baumſtämme und andere Pflanzentheile oder thieriſche Reſte und ſelbſt Kunſtproducte ſowie Concretionen von Gips, Schwefelkies oder Vivianit. Man unterſcheidet: 1) Moraſttorf, der die eigentlichen Torfmoore bildet; 2) Landtorf oder Kiestorf, unter Lagern von Sand, Kies oder Thon, welcher eine ältere Bildung als der Moraſttorf iſt; 3) Meertorf, der an den Küſten, zumal der Nordſee, ſich findet und zum Theil aus Tang gebildet iſt. Der T. erfüllt oft weite Strecken in den Ebenen und weiten Flächenbaſſins der Niederungen, auch auf den Plattformen der Gebirge. Man gewinnt ihn durch Stechen in länglichen Vierecken und läßt ihn dann in freien Haufen oder unter Schuppen austrocknen, wobei er ſehr ſtark und zwar um ſo mehr ſchwindet, je beſſer er iſt. Auch die lockere, ſchlammige Maſſe vom Grunde der Moräſte wird ausgefiſcht und in Formen gepreßt. Da es ſehr ſchwierig iſt, die feuchte Maſſe auszupreſſen, ſo wird jetzt gewöhnlich der T. erſt getrocknet und zu Pulver zerrieben, um dann dieſes Pulver in Formen zu preſſen, ſo z. B. im Haspelmoos bei München. Man unterſcheidet daher Stich- und Streich- oder Preßtorf. Der T. iſt ein nützliches Brennmaterial und z. B. für Holland faſt von derſelben Wichtigkeit als die Steinkohlen für England.

Torfäus (Thormodr), gelehrter Isländer des 17. Jahrh., deſſen Schriften der ganzen nordiſchen Geſchichtsforſchung einen neuen Aufſchwung gaben, war zu Engö auf Island 27. Mai 1636 geboren. Der König Friedrich III. übertrug ihm 1660 die Ueberſetzung der wichtigſten hiſtor.

und polit. Denkmäler Islands, wovon er mehreres zu Stande brachte, namentlich die Uebertragung des größten Theils des Flatö-Buchs, und schickte ihn 1662 nach Island, um alle Handschriften zu sammeln. Sein Amt als königl. Antiquar seit 1667 mußte er wegen eines unfreiwillig begangenen Mordes niederlegen. Erst 1682 wurde er als norweg. Historiograph wieder angestellt. Seitdem lebte er den Wissenschaften auf der Insel Karmen in Christiansandsstift und starb, in den letzten Jahren seines Lebens von Geistesschwäche gebeugt, 1719. Seine Werke waren hauptsächlich darauf berechnet, die durch die Anhäufung des sagenhaften Stoffs in große Verwirrung gerathene Chronologie der nordischen Geschichte mittels Hülfe der isländ. Berichte zu entwirren und festzustellen. Die Schriften von ihm, die in dieser Beziehung am meisten Aufmerksamkeit verdienen, sind: «Series dyuastarum et regum Daniae» (1702); «Trifolium historicum» (1707); «Historia rerum Norvegicarum» (Bd. 1—4, 1711; herausg. von Reitzer) und endlich aus den Handschriften der Arna-Magnäanischen Sammlung, herausgegeben von Suhm, «Notae posteriores in seriem regum Daniae» (1777). Um seinen wissenschaftlichen Fleiß zu ermessen, muß man ferner seine nach den isländ. Sagen kritisch zusammengestellten Arbeiten über Grönlands Entdeckung («Historia Vinlandiae antiquae», 1705, und «Groenlandia antiqua», 1706), über die Geschichte der Faröer (1695) und der Orkaden (1697), sowie nicht minder seine Geschichte Hrolf Krake's (1705) in Betrachtung ziehen. Wenn auch die spätere Herausgabe der Sagen selbst die Brauchbarkeit der letztgenannten Schriften vermindert hat, so bleiben sie dennoch ein schätzbares Denkmal der ersten und schwersten Arbeit.

Torfmoos, s. Sphagnum.

Torgau, Festung und Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt 6½ M. nordöstlich von Leipzig und 5½ M. südöstlich von Wittenberg, unmittelbar am linken Ufer der Elbe, über welche hier seit 1838 eine 500 Schritt lange, auf 15 steinernen Pfeilern ruhende Brücke führt. Die Stadt ist Sitz eines Landrathamts, eines Kreis- und Schwurgerichts sowie einer Superintendentur und Commandantur und zählt 10877 E. (einschließlich der Garnison). Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: das Schloß Hartenfels, welches, zum größten Theil von Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen erbaut, eine 1544 von Luther geweihte Kirche enthält, bis in das 17. Jahrh. hinein kurfürstl. Residenz war, unter August III. in ein Zucht-, Arbeits- und Irrenhaus verwandelt wurde, seit 1811 aber zu militärischen Zwecken, theilweise zur Vertheidigung, theilweise als Kaserne verwendet wird; die Stadtkirche mit einigen Gemälden von Cranach; das alterthümliche Rathhaus; das 1835 eingeweihte Schulgebäude; das Kreisgerichtsgebäude, 1820, und das Commandanturgebäude, 1852 erbaut; das 1834 errichtete Militärlazareth, auf Grund und Boden eines ehemaligen Franciscanerklosters; das Casinogebäude und das Festungszeughaus. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu T. ein sehr altes Gymnasium und eine höhere Bürgerschule. Früher war die Tuchweberei und Bierbrauerei sehr bedeutend; jetzt haben diese Gewerbe, wie überhaupt der Wohlstand der Stadt, immer mehr abgenommen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt ungemein zu leiden. Im Siebenjährigen Kriege wurde sie einestheils als Sitz des preuß. Feldkriegsdirectoriums, anderntheils durch die Süptitzer Schlacht 3. Nov. 1760 geschichtlich merkwürdig. 1810 wurde T. auf Napoleon's Befehl in eine starke Festung umgewandelt. Obgleich nur erst nothwendig zur Vertheidigung hergestellt, mußte die Stadt Ende 1813 eine dreimonatliche Blokade und Belagerung durch Tauenzien bestehen, worauf sie sich 14. Jan. 1814 durch Capitulation übergab. Während dieser Belagerung starben im Nov. und Dec. an 28000 Franzosen (zum Theil aus dem Hauptlazareth zu Dresden hierher geschafft) und 1200 Einwohner am Typhus. In der Geschichte der Reformation wird T. oft genannt. Vgl. Grulich, «Denkwürdigkeiten der kurfürstl Residenz T. aus der Zeit der Reformation» (Dess. 1834; 2. Aufl., von Bürger, Torgau 1855). — Im Kreise T., der auf 17,66 Q.-M. 58208 E. zählt, liegen außer dem Städtchen Schilda (s. d.) und dem Flecken Annaburg noch die Städte Belgern mit 3258, Dommitzsch mit 2061 und Prettin mit 1736 E., alle drei an oder nahe der Elbe, ferner das Domänenvorwerk Graditz mit einem Hauptgestüt, und das Dorf Lichtenburg, mit 1250 E. und einem Schlosse, das zu einer Strafanstalt eingerichtet ist.

Torgauisches Buch, s. Concordienformel.

Tories, s. Tory und Whig.

Torlonia, eine in den röm. Fürstenstand erhobene Bankierfamilie, welche durch den 1754 zu Siena in niedrigen Verhältnissen geborenen und 25. Febr. 1829 zu Rom als Duca di Bracciano verstorbenen Bankier Giovanni T. namhaft geworden ist. Dieser schwang sich durch Unternehmungsgeist und geschäftsmännischen Scharfblick von einem Kleinkrämer rasch zu

einem Großhändler ersten Rangs empor und ward in seinen vielseitigen Unternehmungen ganz besonders durch die Folgen der Französischen Revolution begünstigt. Inmitten der damaligen Verlegenheit fiel es ihm leicht, bedeutenden Grundbesitz zusammenzubringen. Ausgedehnte Bankgeschäfte, Großpächtereien, wie z. B. die der Alaunwerke der Tolfa, und die Benutzung von Vortheilen, die Privilegien gleichkamen, machten ihn so zu einem sehr reichen Manne, sodaß vornehme Familienverbindungen nicht ausblieben. Von seinen drei Söhnen war der älteste, Duca Marino T., geb. zu Rom 6. Sept. 1796, gest. 30. Sept. 1865, der Erbe des Herzogthums Bracciano, welches indeß infolge einer Contractsclausel an seine frühern Besitzer, die Familie Odescalchi, zurückgelangt ist; der zweite, Carlo T., geb. 18. Dec. 1798, gest. 1. Jan. 1848, bekannt durch seine wohlthätigen Stiftungen, war Comthur des Johanniterordens und hatte sich an den Geschäften mit seinem jüngern Bruder Aleſſandro, geb. 1. Juni 1800, betheiligt. Letzterer, Fürst von Civitella Ceſi und Herzog von Ceri, ist der eigentliche Mehrer der vom Vater hinterlassenen Reichthümer. Ein langjähriger Pacht der Salz- und Tabaksregie in Rom und Neapel, günstige Anleihen und zahlreiche andere Geschäfte von bedeutendem Umfange vergrößerten sein Vermögen in solcher Weise, daß er nur darauf bedacht sein mußte, es in Grundstücken und anderweitig anzulegen. Alles, was im Kirchenstaate feil ward, fiel ihm zu, und namentlich in der nächsten Umgebung Roms begegnet man vielfach seinem Namen. Auf die Verschönerung seines Palastes sowie auf die vor Porta-Pia gelegene Villa hat er ungeheuere Summen verwandt. Doch sind diese Mittel nicht immer im besten Geschmack verwandt worden. T. ist im Besitz der herrlichsten Kunstwerke. Er zeigte sich auch großherziger Handlungen fähig, that viel zur Linderung der Armuth und unterstützte solide Unternehmungen in nachhaltiger Weise. Eine der bedeutendsten dieser Art ist die Trockenlegung des Fucinosees, an der er sich durch den Ankauf fast sämmtlicher Actien betheiligte. Gelingt dieselbe, wie es den Anschein hat, so tritt er in den Besitz eines viele Quadratmeilen umfassenden Ackerlandes, welches den fettesten Boden darbietet und unter dem fruchtbarsten Himmelsstriche gelegen ist. T. ist mit Therese, Fürstin Colonna-Doria (geb. 22. Febr. 1824) vermählt, von welcher er zwei Töchter hat. Marino T., der älteste jener drei Brüder, hatte zwei Söhne: Giulio T., Herzog von Poli, geb. 12. April 1824, und Giovanni T., geb. 22. Febr. 1831, gest. 9. Nov. 1858. Letzterer erwarb sich durch wissenschaftliche Bestrebungen und poetische Begabung einen Namen.

Torna, ein Comitat in Oberungarn, im diesseitigen Theißkreise, das kleinste des Königreichs, mit (Oct. 1857) 22275 Civileinwohnern auf 11,23 Q.-M. Der Hauptort ist der Marktflecken T. oder Turnya, am Flüßchen Tornaviz, mit einem modernen Comitatshause, einem großen gräfl. Keglevics'schen Castell, Gärten, großen Waldungen und 1200 E., die Weinbau treiben. Das Comitat zerfällt in zwei Stuhlbezirke.

Tornados heißen die furchtbaren Orkane, von welchen namentlich die westind. Inseln sehr häufig heimgesucht werden.

Torneå, eine Stadt in dem Gouvernement Uleåborg des russ. Großfürstenthums Finland, liegt Haparanda (s. d.) gegenüber am nördlichsten Winkel des Bottnischen Meerbusens und am Ausflusse der in der schwed. Provinz Norrbotten aus dem großen Gebirgssee Torneå-Träsk entspringenden, 56 M. langen Torneåelf auf einer Insel dieses hier sehr breiten Flusses und zählt (1861) 704 E. Die Stadt ist die nördlichste der Ostseeländer und die Hauptniederlage für die rauhen nördlichern, menschenarmen Gegenden, sodaß hier mit Holz, Theer, Fischen, Federn, Butter, Renthieren und Renthierleder, Pelzwaaren, Taback, geistigen Getränken u. s. w. ein bedeutender Umsatz gemacht wird. Das Klima ist im Verhältniß der hohen Lage minder rauh, als man erwarten sollte. Im Juni geht die Sonne während der längsten Tage fast nicht unter, während in den kürzesten Tagen des Winters fast eine ununterbrochene Nacht herrscht. Die Stadt wurde 1620 auf Befehl der schwed. Regierung angelegt. Ihre Lage schützte sie indeß nicht vor den Stürmen des Kriegs. Sie wurde 1715 und 23. März 1809 von den Russen erobert und im Frieden zu Frederikshamn mit dem ganzen westl. Finland an Rußland abgetreten. In dem zu T. 20. Nov. 1810 abgeschlossenen Grenzregulirungstractat wurde die Torneåelf und ihr linker Nebenfluß Muonio als Grenze festgesetzt. Unterhalb der Vereinigung beider bildet erstere bei dem schwed. Eisenwerke Kengis, dem nördlichsten der Erde, unter 67° 30' nördl. Br., einen seiner 63 Wasserfälle, der 60 F. hoch ist. Dem schwed. Kirchspiel Ober-Torneå östlich gegenüber erhebt sich 10 M. nördlich von T. auf russ. Gebiete der ganz frei liegende Berg Afvaſaxa oder Awaſaxa, der, weil hier vom 16. bis 30. Juni die Sonne nicht untergeht und zur Mitternachtszeit eins der erhabensten Schauspiele gewährt, aus allen Gegenden, besonders von Engländern, besucht wird, auch durch die 1736 und 1737 von Cel-

sius, von Maupertuis und anderu franz. Akademikern zwischen hier und Pello angestellten Gradmessungen sowie die auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm 1801—3 unternommene Messung des Professors Svanberg aus Upsala beruhmt ist.

Tornister heißt bei der Infanterie die meist viereckige Tasche, welche zur Fortschaffung von Montirungsstücken, Wäsche, Putzzeug, Munition u. s. w. bestimmt ist und einen Theil des Gepäcks bildet. Der T., gewöhnlich von Kalbfell (bei den Jägern auch von Dachsfell) oder überhaupt von Leder, muß gegen den Regen geschützt sein. Derselbe wird an zwei Riemen um die Schultern befestigt und auf den Rücken getragen. Der Brustriemen, der sonst zur bessern Befestigung diente, ist als der Gesundheit nachtheilig fast überall abgeschafft worden. Besondere Sorgfalt muß auf das Packen des T. verwendet werden, damit die harten Gegenstände auf die schmalen Seiten, die weichen auf die Breite, also den Rücken des Mannes, zu liegen kommen.

Torontal, ein zum jenseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn gehöriges Comitat, das 1849—60 unter dem Namen Kreis Groß-Becskerek zur Serbischen Wojwodschaft gehörte. Das Comitat hat ein Areal von 124,46 Q.-M. und eine Civilbevölkerung (Oct. 1857) von 389692 Seelen, wovon 130000 Serben, 120000 Deutsche, über 60000 Walachen, 56000 Magyaren, die übrigen Bulgaren, Czechen, Zigeuner und Israeliten sind. Die vorherrschenden Religionen sind die katholische und die griechisch-orientalische. Der Boden ist durchweg eben, von vielen Morästen und Sümpfen, besonders an der Theiß, Temes, Bega und am Berzavakanal, durchschnitten, aber überaus fruchtbar. Neben dem Ackerbau und der Viehzucht ist hier die Schiffahrt und der Handel von Bedeutung. Hauptort ist Becskerek (s. d.) oder Groß-Becskerek. Bemerkenswerth sind außerdem die Marktflecken Türkisch-Becse (Uj- oder Török-Becse), an der Theiß, mit 6472 E., Dampfschifffstation und einer der größten Getreidemärkte der österr. Monarchie; Groß-Kikinda oder Nagy-Kikinda mit 17462 E., wo am Osterfonntage 1848 die erste Bewegung der Serben gegen die ungar. Suprematie ausbrach; Nagy-Szent-Miklos oder Groß-Sanct-Niklas, an der Aranka, mit 9750 E., vorzüglichem Getreide- und Weinbau; Uj-Szeged oder Neu-Szeged, an der Theiß und Maros, gegenüber der Freistadt Szegedin, mit 600 E., bekannt durch Haynau's Sieg über die Ungarn 3. Aug. 1849, der noch entscheidender 5. Aug. bei dem $^3/_4$ St. davon entfernten Dorfe Söregh an der Theiß war; Csanad, vormals Stadt und Sitz des csanader Bisthums, jetzt Marktflecken an der Maros, mit 7256 E. und den Ueberresten des bischöfl. Schlosses; endlich das Dorf Ellemér, $^3/_4$ St. von Groß-Becskerek, mit 2825 E. und einem schönen Castell.

Toronto, bis auf die neuere Zeit York genannt, die Hauptstadt von West- oder Obercanada, an der Westküste des Ontariosees, an der Mündung des Flüßchens Don und an der Nordseite eines von einer schmalen, mit der befestigten Landspitze Gibraltar-Point endenden Halbinsel gebildeten vortrefflichen Hafens, war 1794, als hier die Anlage einer Hauptstadt beschlossen wurde, noch eine öde Waldstätte, 1800 aber schon eine ansehnliche Stadt, zählte 1861 schon 44821 E. und gilt als eine der schönsten Städte von ganz Nordamerika. Sie ist regelmäßig und massiv gebaut und hat mehrere sehr stattliche Gebäude, darunter das neue Collegium oder die Universität, das ehemalige Parlamentshaus, der Regierungspalast, das schöngelegene Irrenhaus, die Bank und verschiedene Kasernen. Unter den 32 Kirchen und Kapellen ist die St.-Georg's-Church der Episkopalen die größte und schönste; ihr zunächst kommen die schott. Kirche und die kath. Kathedrale. T. ist der Sitz der Regierung und des höchsten Gerichtshofs der Provinz, auch eines kath. Bischofs. Die Stadt hat außer der Universität ein Theologisches Seminar der Presbyterianer, eine Akademie der Congregationalisten, ein Medicinalcollegium, ein gutgeleitetes Hospital, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, gemeinnützige Gesellschaften und ein für die Provinz sehr nützliches Auswanderungsbureau. T. verdankt sein rasches Emporblühen und seine große Wohlhabenheit der günstigen Handelslage sowie den Fortschritten der Colonisation der westl. Districte von Obercanada, deren Producte hier hauptsächlich Umsatz finden. Durch die Grand-Trunk-Eisenbahn ist T. mit Montreal und Portland verbunden; durch die Bahn nach Hamilton an der Great-Western-Eisenbahn steht es in Verbindung mit Detroit und dem Westen der Vereinigten Staaten.

Torpedo nennt man eine im Wasser angelegte, vorzugsweise zum Schutze von Häfen und Flußmündungen bestimmte Mine, um darüber hinsegelnde feindliche Schiffe in die Luft zu sprengen. Den ersten Versuch mit T. machte 1801 Fulton, der Erfinder des Dampfschiffs. Derselbe hatte in Frankreich ein Boot construirt, mit dem er auf der Rhede von Havre unter Wasser tauchte. Mit dessen Hülfe befestigte er an den Boden alter Schiffe T. und sprengte sie auf diese Weise in die Luft. Seitdem sind T. zuerst wieder im Krimkriege in Anwendung ge-

kommen. Dieſelben wurden von den Ruſſen zum Schutze der Rhede von Kronſtadt gegen die engl. Flotte gelegt und beſtanden aus flaſchenähnlichen, hohlen, eiſernen Gefäßen, welche mit Pulver gefüllt und etwa 10—12 F. unter der Oberfläche des Waſſers ſchwimmend gehalten waren, indem man ſie in dieſer Höhe verankerte. Auf ihrem obern Deckel trugen ſie ein mit Schwefelſäure gefülltes, aufrechtſtehendes Glasrohr. Segelte ein Schiff gegen dieſes Rohr, ſo brach es ab, ergoß ſeinen Inhalt auf eine chem. Miſchung und explodirte dadurch die Ladung. Dieſe Einrichtung war jedoch ſehr unzuverläſſig, und die ruſſiſchen T. fügten der engl. Flotte auch keinerlei Schaden zu. Der öſterr. Baron Ebner vervollkommnete jedoch die T. bedeutend, indem er ſie vom Lande aus durch Elektricität entzündete. Während des ital. Kriegs von 1859 wurden die Hauptkanäle Venedigs durch ein geregeltes Vertheidigungsſyſtem Ebner'ſcher T. geſchützt. Da indeſſen die franz. Flotte den erwarteten Angriff nicht machte, konnte die Wirkſamkeit derſelben nicht erprobt werden. Im amerik. Kriege kamen die T. zum erſten mal zur praktiſchen Wirkung. Hier beſchäftigte ſich mit ihrer Herſtellung und Vervollkommnung der berühmte Hydrograph Maury (ſ. d.), dem von den Conföderirten die Organiſation der Küſtenwehr übertragen war. Er erzielte damit bedeutende Erfolge, indem durch ſeine T. zwei Kriegsſchiffe der Nordſtaaten, die beiden einzigen, welche dieſe während des ganzen Kriegs verloren, in die Luft geſprengt und das Vordringen der Flotte auf dem Jamesfluſſe wochenlang aufgehalten wurde. Gegen Panzerſchiffe und gezogene Kanonen ſind T. die einzigen wirkſamen Vertheidigungsmittel für Flußmündungen, Häfen u. ſ. w., wenn man ſie durch Elektricität auf weite Entfernung vom Lande aus in einem gegebenen Momente explodiren laſſen kann. Die Maury'ſchen Verbeſſerungen geſtatten dies, und die damit in England und Frankreich angeſtellten Verſuche haben in dieſer Beziehung ſehr günſtige Reſultate ergeben. Man fertigt die Hüllen der T. jetzt gewöhnlich aus Schmiedeeiſen und gibt ihnen eine cylindriſche Form. Ihre Ladung variirt je nach der Kraftäußerung, die ſie zu machen haben. Nahe unter der Oberfläche des Waſſers bedürfen ſie weniger, in größerer Tiefe mehr Pulver, und man ladet ſie bis zu 500 Pfd. Elektriſche Drähte führen von ihnen nach Beobachtungsſtationen am Lande, von denen aus ihr Verſenkungspunkt durch Allignements feſtgelegt wird. Tritt dann ein feindliches Schiff in den Kreuzpunkt dieſer Viſirlinien, ſo befindet es ſich unmittelbar über dem T. und kann in dieſem Augenblicke in die Luft geſprengt werden. Für Deutſchland würden vielleicht T. eine große Bedeutung haben, wenn es in Krieg mit einer Seemacht verwickelt werden ſollte. Bei der geringen Stärke der Bundesmarine würden dieſe Waſſerminen den ſicherſten und am wenigſten koſtſpieligen Schutz gegen Angriffe feindlicher Flotten auf die deutſchen Häfen gewähren.

Torquatus, ſ. Manlius (Titus).

Torquemada (Thomas de), ſpan. Generalinquiſitor, ſ. Inquiſition.

Torre (Marques della), ſ. Crefcenzi (Giovanni Battiſta).

Torre dell' Annunziata oder Torre della Nunziata, eine blühende Stadt in der ital. Provinz Neapel, ſüdlich vom Veſuv, ½ St. weſtlich von Pompeji, an einer von Fiſchern belebten Seebucht und an der Eiſenbahnlinie Neapel-Nocera, mit einer Zweigbahn nach Caſtellamare, zählt (31. Dec. 1861) 15147 E., welche Fabriken von Waffen, Schießpulver und Maccaroni unterhalten, Fiſcherei ſowie Handel mit Getreide und Mehl treiben. — Nur ¾ M. nordweſtlicher, gegen Südweſten vom Veſuv, an der Eiſenbahn, liegt Torre del Greco, ebenfalls eine blühende Stadt von 5477 E., die Thunfiſch-, Sardellen-, Auſtern- und Korallenfang, Schiffahrt, Wein- und Obſtbau treiben. Die Stadt wurde von Kaiſer Friedrich II. auf den Trümmern röm. Bauwerke gegründet und ſteht auf einem Lavaſtrome vom J. 1631, der zwei Drittel des Orts begrub. Auch paſſirt in der Nähe der Stadt die Eiſenbahn durch den gewaltigen, bis 40 F. mächtigen und 2000 F. breiten Lavaſtrom vom 15. Juni 1794, durch den ſie, wie durch einen frühern von 1737, großen Schaden erlitt. Furchtbare Verheerungen richteten auch die neuern Erdbeben von 1857 und beſonders der Veſuvausbruch vom 8. Dec. 1861 an.

Torres Vedras, eine Stadt in dem portug. Diſtrict Liſſabon der ehemaligen Provinz Eſtremadura, ehedem eine Feſtung, liegt 6 M. im Nordnordweſten von Liſſabon an der Hauptſtraße, die dahin von Coimbra heradführt und hat (Ende 1863) 4162 E. Von hier aus erſtreckt ſich bis an den Tejo eine Linie von theils künſtlich angelegten, theils natürlichen feſten Punkten (die Linien von Torres Vedras), durch welche Wellington 1810 das mit Uebermacht gegen ihn vorrückende franz. Heer unter Maſſéna aufhielt und es am Ende zum Rückzug nöthigte. Die Linien bilden noch heute das Hauptbollwerk Liſſabons auf der Landſeite und werden auch nach der 2 M. im Weſtſüdweſten gelegenen Stadt Ericeira benannt. Bei T. ſchlug 22. Dec. 1846 Marſchall Saldanha die Inſurgenten unter General Bomfim.

Torresstraße, eine Meerenge zwischen der Nordspitze Australiens (dem Cap York) und der Südküste von Neuguinea, wurde im Herbste 1606 von dem tüchtigen span. Seekapitän Luis Vaz de Torres entdeckt und zuerst befahren. Doch blieb die Entdeckung unbeachtet, und erst Cook befuhr die T. 1770 zum zweiten mal. Der Meeresarm, etwa 25 M. breit, ist mit Korallenriffen, Klippen, Sandbänken und einzelnen Inseln übersäet, sodaß Torres auf der Durchfahrt zwei Monate zubringen mußte. Obschon seit dem Aufschwunge der austral. Colonien eine wichtige Fahrbahn für den Welthandel, ist doch die Passage noch immer sehr schwierig. Außer den Riffen wird der östl. und westl. Eingang in die Straße derart durch Korallenklippen versperrt, daß nur schmale Durchfahrten übrigbleiben. Namentlich aber liegt auf der Ostseite das große Barrière-Riff, welches an der austral. Küste 14° südl. Br. beginnt und sich bis 9° 30′ fast bis zur Neuguineaküste erstreckt. Es besteht aus Korallenbänken, die hier und da über den Meeresspiegel emporragen und nur einzelne Kanäle zur Durchfahrt frei lassen. Die von Blackwood 1843 entdeckten Pässe der Ranie-Insel, welche das Riff nördlich vom 14.° durchschneiden, sind die besten und brauchbarsten. Von den westl. Eingängen in die T. ist die von Cook nach seinem Schiffe benannte Endeavourstraße für große Schiffe nicht so sicher als der 1803 von Flinders entdeckte Kanal der Prinz-Wales-Inseln.

Torricelli (Evangelista), Philosoph und Mathematiker, der Erfinder des Barometers, geb. 15. Oct. 1608 zu Piancaldoli, kam in seinem 18. J. nach Rom, wo er unter der Leitung Benedetto Castelli's eifrig Mathematik studirte. Fleißiges Lesen der Schriften Galilei's über die Bewegung veranlaßte ihn zur Abfassung des «Trattato del moto» (1642), worin er seine Ansichten von diesem Gegenstande entwickelte. Er theilte diese Abhandlung Galilei mit, der ihn sofort zu sich einlud. Galilei starb indeß wenige Monate nachher. T. stand jetzt im Begriff, nach Rom zurückzugehen, als der Großherzog Ferdinand II. ihn als Professor der Mathematik und Philosophie nach Florenz berief, wo er seine mathem. und physik. Studien mit dem größten Eifer fortsetzte. Er starb 25. Oct. 1647. Seine «Opera geometrica» (Flor. 1644) geben auch Aufschluß über seine eigenen Entdeckungen und Erfindungen, unter denen die Erfindung des Barometers (s. d.), welche er 1643 machte, obenan steht. Die einfachen Mikroskope, welche er fertigte, waren schon von großer Vollkommenheit, und auch in Verfertigung der Linsengläser für die Teleskope besaß er eine seltene Geschicklichkeit.

Torshók, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, gehört zu den ältesten Städten Rußlands und war ehedem eine nicht unwichtige Festung. Die Stadt liegt, seit dem großen Brande von 1767 neu erbaut, zu beiden Seiten der Twerza, an der Landstraße zwischen Petersburg und Moskau, hat einen bedeutenden Umfang, zählt aber nur 16453 E. (1863) und ist wegen des bedeutenden Verkehrs wichtig, der von hier aus mit den Hauptstädten Rußlands, besonders mit Petersburg und zum Theil sogar mit dem Auslande unterhalten wird. Vornehmlich tragen zu diesem Handel bei die schon seit Jahrhunderten in T. bestehenden zahlreichen Leder- und Corduanfabriken sowie die sauber und geschmackvoll ausgeführten Corduan- und Saffianstickereien in Gold und Silber, welche unter dem Namen türk. Stickereien, kasan. Stiefeln u. s. w. bekannt sind. Der bei weitem größte Theil der Einwohnerschaft gehört dem Kaufmanns- und Handwerksstande an. Außer den Lederfabriken und Gerbereien gibt es hier auch Fabriken für Talg- und Stearinlichte, viele Malzdarren und Graupenmühlen. Unter den Handwerkern sind am zahlreichsten die Schuh-, Handschuh- und Mützenmacher, die Riemer, Schmiede, Steinhauer und Honigkuchenbäcker, die jährlich 80000 Pud gewöhnliche Sirup- oder Honigkuchen liefern. Die Hauptgegenstände des Handels sind Getreide, Weizenmehl, Eier, Knochen, Seife, Lichte, Umschlagepapier und andere Manufacturartikel. Die Stadt hat ein griech.-russ. Seminar, ein festungsartig gebautes Mönchskloster zum heil. Jephrem und 30 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale. T. war einst Grenzfestung der Republik Nowgorod, wurde 1178 und 1181 durch Wsewolod von Wladimir belagert und 1239 von den Mongolen unter Batu-Khan erobert und verheert. 1316 wurden hier die Nowgoroder nach tapferer Gegenwehr von dem Großfürsten Michael geschlagen. 1372 fiel die Stadt in die Hände des Großfürsten Michael von Twer, der sie verbrannte. 1569 ward sie von dem Großfürsten Iwan IV. ausgemordet und zerstört.

Torso (ital.), eigentlich der Rumpf eines Baumes u. s. w., wird vorzugsweise der Rumpf einer antiken Bildsäule genannt, welcher Kopf, Arme und Füße fehlen. Den größten Ruhm erlangte der T. des Hercules, ein durch Schönheit ausgezeichnetes Meisterwerk des Alterthums, den der Papst Julius II. zu Anfang des 16. Jahrh. vom Campo del Fiore, wo man ihn fand, in das Belvedere des Vaticans zu Rom bringen und später Clemens XI. in einer Nische im Portico auf einem Piedestal aufstellen und mit einem Geländer umgeben ließ

Torstenson (Lennart), Graf zu Ortala, schwed. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, ward 17. Aug. 1603 zu Torstena bei Wenersborg in der schwed. Provinz Westgothland geboren und diente von Jugend auf am Hofe und im Heer des Königs Gustav II. Adolf. Als Oberst bei der Artillerie kam er 1630 mit Gustav Adolf nach Deutschland und machte unter diesem, nachher unter Banér, alle Feldzüge mit. Bei dem Sturm auf Wallenstein's Lager bei Nürnberg 24. Aug. 1632 wurde er gefangen und von Kurfürst Maximilian I. von Baiern sechs Monate lang in einem feuchten Kerker zu Ingolstadt eingesperrt, wo seine Gesundheit sehr litt. Endlich bewirkte Wallenstein seine Auswechselung. Im Frühjahr 1641 kehrte er wegen zunehmender Kränklichkeit nach Schweden zurück. Als kurz darauf Banér starb, übertrug ihm jedoch die schwed. Regierung den Oberbefehl in Deutschland. Am 15. Nov. 1641 traf er wieder bei der schwed. Armee ein, die damals bei Winsen an der Aller (Provinz Hannover) gelagert war. Er brachte neue Truppen und Geld mit und sah sich bald im Stande, den Krieg in die kaiserl. Erblande, nach Schlesien und Mähren zu versetzen. Aber vor der Uebermacht des Feindes mußte er sich nach Sachsen zurückziehen, wo er Leipzig belagerte. Am 23. Oct. (2. Nov. neuen Stils) 1642 wurde er bei Breitenfeld (s. d.) von den Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini angegriffen. Doch er schlug den Feind mit großem Verluste und drang nun aufs neue nach Schlesien und Mähren vor. Hier erhielt er im Herbst 1643 den Befehl zu einem Feldzug gegen den dän. König Christian IV., der sich gegen Schweden feindselig zeigte. In Eilmärschen zog T. nordwärts, überschritt bei Trittau 11. Dec. 1643 die holstein. Grenze und eroberte, da man hier auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet war, schnell die ganze Cimbrische Halbinsel, mit Ausnahme der Festungen Glückstadt und Crempe. Der Plan, auch die dän. Inseln anzugreifen, ward durch einen allzu gelinden Winter vereitelt. Der kaiserl. General Gallas rückte den Schweden nach, um sie auf der Halbinsel abzuschneiden. T. wandte sich aber im Sept. 1644 unerwartet bei ihm vorbei nach Deutschland zurück. Gallas folgte und wurde von T. so in die Enge getrieben, daß er sich endlich mit dem Rest seiner Truppen nach Böhmen retten mußte. Bald darauf drang T. in Böhmen ein, in der Absicht, sich mit dem Fürsten Georg I. Rákóczi (s. d.) von Siebenbürgen zu vereinigen, der kurz vorher mit dem Kaiser in Krieg gerathen war. Ein kaiserl. Heer unter Hatzfeld und Götze kam ihm entgegen, aber T. erfocht bei Jankow 24. Febr. (6. März neuen Stils) 1645 einen glänzenden Sieg. Er näherte sich hierauf Wien, sodaß er 30. März die Schanze an der Donaubrücke eroberte. Die Schweden vereinigten sich nun in Oesterreich ungehindert mit Rákóczi. Allein dieser schloß bald nachher Frieden mit dem Kaiser. Vom Podagra heftig geplagt, war T. öfters genöthigt, sich sogar während des Treffens in einer Sänfte tragen zu lassen. Diese Kränklichkeit bewog ihn, den Oberbefehl abzugeben und im Herbst 1646 nach Schweden zurückzukehren, wo ihn die Königin Christine 4. Febr. 1647 zum Grafen erhob und zum Generalgouverneur von Westgothland und einigen benachbarten Districten ernannte. T. starb zu Stockholm 7. April 1651 und hinterließ den Ruhm eines großen Feldherrn sowie eines Freundes der Wissenschaften und Künste.

Tortóla, eine der Virginischen oder Jungferninseln in Westindien, und zwar die wichtigste unter den zu Großbritannien gehörigen, weshalb das unter dem Gouvernement Antigoa stehende Vicegouvernement der Virgin-Islands auch Gouvernement T. genannt wird. Die Insel liegt gegen Osten von St.-Thomas (s. d.), und zwar zwischen St.-Jean und Virgin-Gorda, ist 12 engl. M. lang, 2—4 M. breit und nur 0,95 Q.-M. groß. Im Gegensatz zu der im Nordosten gelegenen ganz flachen und bei Hochflut oft ganz überschwemmten Insel Anegáda besteht T. ausschließlich aus einer Kette kühn geformter malerischer Berge, welche ostwestlich streichend steil aus der tiefen, fischreichen See emporsteigen und 750—1467 F. hoch sind. Der Nachtheil der steilen Beschaffenheit der vielfach eingebuchteten Küste für die Schifffahrt wird ersetzt durch einen ganz vollkommen sichern und vorzüglichen Hafen. Derselbe war während der franz. Kriegszeiten der Hauptsammelplatz der engl. Kauffahrer in den westind. Gewässern, welche auf ihren Convoi nach England warteten, sodaß hier oft eine Flotte von 300 Segeln versammelt lag. Hieraus zog T. damals großen Gewinn. Die Insel ist zu uneben und felsig für irgend beträchtlichen Anbau. Der früher nicht unbedeutende Zuckerbau ist fast gänzlich eingegangen. Neuerdings hat man mit einigem Erfolg den Anbau von Baumwolle versucht, der 1865 bereits 35555 Pfd. zur Ausfuhr lieferte. Die Stadt T., die einzige der Insel, Sitz des Gouverneurs und des Verwaltungsraths der Colonie, liegt am Westende des Haupthafens. Das ganze Gouvernement, wozu außer T. und Anegada noch Penniston, Jos van Dykes, St.-Peters, Beef-Island, Guava-Island und mehrere ganz kleine Inseln gehören, umfaßt 4,42 Q.-M. (94 Square-Miles), der colonisirte Theil nur wenig über 2,80 Q.-M. Der Census vom 1. April

1861 ergab 6051 E., darunter 476 Weiße, 1557 Farbige und 1818 Neger. Eingelaufen waren 1454 und verzollt 1388 Schiffe. Von 1861—65 sank die Ausfuhr von 17022 auf 8638, die Einfuhr von 15245 auf 8637 Pfd. St., ebenso die Einnahme von 2649 auf 1854, die Ausgabe von 2294 auf 1892 Pfd. St.

Tortona, die Hauptstadt des gleichnamigen Districts (11,84 Q.-M. mit 59360 E. Ende 1861) in der oberital. Provinz Alessandria, an der Scrivia und der Eisenbahn, in ungesunder Gegend, ist der Sitz eines Bischofs, hat alte Mauern und Thürme, 8 Kirchen, 13 größtentheils eingegangene Klöster, ein bischöfl. Seminar und 7341 E. (als Gemeinde 13132), die sich mit Fertigung von Seidenwaaren, Hüten und Leder beschäftigen. Merkwürdig sind, außer der 1584 von Philipp II. erbauten Kathedrale, die einen sehr schönen antiken Sarkophag enthält, die Trümmer der Burg, welche Friedrich Barbarossa bewohnte. T., in der frühesten Zeit Antilia oder Dertona genannt, spielte in den deutschen Römerzügen eine bedeutende Rolle und zeichnete sich nächst Mailand durch Widersetzlichkeit gegen die deutschen Kaiser aus. Friedrich Barbarossa eroberte 1155 die Stadt nach 62tägiger Belagerung und zerstörte sie gänzlich; doch bauten die Mailänder sie wieder auf. Im Spanischen Erbfolgekriege und im ital. Kriege von 1733—35 und 1744—45 wurde sie mehrmals erobert und wieder verloren, 1796 von der Republik Frankreich genommen, 1799 von den Oesterreichern wieder erobert, nach der Schlacht bei Marengo aber den Franzosen zurückgegeben, die sie 1814 wieder an Sardinien überlassen mußten.

Tortosa, eine alte befestigte Stadt (Ciudad) der span. Provinz Tarragona in Catalonien, an dem von einer Schiffbrücke überspannten Ebro, einige Meilen von dessen Einmündung ins Mittelländische Meer, in einer reizenden, von 600 Norias (Schöpfmaschinen) bewässerten Ebene, mit einem Castell, Zuda genannt, auf einem freistehenden Felsen, ist Sitz eines Bischofs und hat außer der Kathedrale viele andere Kirchen und Klöster. Die Stadt zählt 20600 E., die Fischerei, Süßholzbau, Fabrikation von Seife, Papier und Steingut sowie Handel mit diesen Producten treiben. Vertheidigt wird die Stadt durch einen starken Brückenkopf und drei Forts. In der Nähe finden sich alterthümliche Ueberreste der ehemaligen röm. Municipalstadt Dertosa und ergiebige Marmor- und Alabasterbrüche. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde T. mehrmals erobert, im span.-franz. Kriege 1810 vom franz. Marschall Suchet eingeschlossen und erst nach tapferer Gegenwehr durch den General Antocha übergeben. Am 18. April 1814 räumten sie die Franzosen nach einer Convention zwischen Soult und Wellington.

Tortur (vom lat. torquere, d. h. quälen) oder Folter nennt man das Mittel, durch Erregung heftiger körperlicher Schmerzen ein gerichtliches Geständniß zu erzwingen. Barbarische Strafen und vorher schon erbarmungslose Härte gegen den blos Verdächtigen sind allen Nationen gemein, wenn sich auch diese Nichtachtung des Menschenthums und die Hinneigung zur Grausamkeit nicht selten unter dem Anscheine höherer Cultur zu verbergen vermag. In den despotischen Staaten des Orients wird die T. noch immer geübt. Bei den Römern, wo sie anfangs im Interesse der Vertheidigung lediglich gegen Sklaven zulässig war, welche ihr belastendes Zeugniß auf der Folter zu bestätigen hatten, marterte man weiterhin auch Freie, um Anklagegründe zu gewinnen. Im deutschen Mittelalter trug der Glaube an die stets eingreifende Hand Gottes zum Schutz der Unschuld und Entdeckung der Schuld, welcher auch den Ordalien (s. d.) das Dasein gab, nicht wenig zur Aufnahme der Folter bei. Man hoffte, daß Gott den Unschuldigen stärken werde, Schmerzen auszuhalten, welchen der Schuldbewußte unterliegen müsse. Die Kirche, welche das Untersuchungsverfahren in eine neue systematische Form brachte, ging hier mit ihrem Beispiele voran, und während der zweiten Hälfte des Mittelalters wurde die T. in Europa allgemein. Selbst England kann sich nicht rühmen, die Folter (rack) nicht gekannt zu haben. Auch dieses Land hatte nicht allein, wenn der Angeschuldigte nicht antworten wollte, bis 1772 seine fürchterliche peine oder (richtiger) prison forte et dure, eine gräßliche Vereinigung von Erdrücken, Hunger und Durst, sondern auch die eigentliche T. war seit der Zeit Heinrich's VIII. nicht mehr fremd. Erst später wurde sie als dem gemeinen Rechte Englands entgegen erkannt und in Schottland unter der Königin Anna förmlich abgeschafft. Frankreich hatte seine question préparatoire, um den Verbrecher zum Geständniß zu bringen, welche während der Untersuchung angewendet wurde und den Angeschuldigten auch, wenn er sie aushielt, nicht gegen Verurtheilung schützte, und die question préalable, welche der zum Tode Verurtheilte vor der Hinrichtung ausstehen mußte, um ihn zur Entdeckung von Mitschuldigen oder andern unbekannten Umständen zu zwingen. Ludwig XVI. schaffte durch das Edict vom 24. Aug. 1780 die question préparatoire, nicht aber die question préalable ab, die erst in der Revolution aufgehoben wurde. In Deutschland wußte sich die Ungeschicktheit der Blutrichter (der rechts-

unkundigen Vögte, Hauptleute und Bürgermeister) trotz der öffentlichen Rechtspflege nicht besser und kürzer aus der Sache zu ziehen, als daß sie jede Untersuchung mit der T. anfingen und mit der Hinrichtung beendigten, und es war ein unsterbliches Verdienst der Carolina (s. d.), der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V., daß sie die beiden großen criminalistischen Wahrheiten einschärfte: 1) Ohne Geständniß oder vollen Beweis soll niemand gestraft, und 2) ohne hinreichende Verdachtsgründe (Indicien) keiner gefoltert werden. Ob aber die Verdachtsgründe rechtlich hinreichend seien, darüber sollen rechtsverständige Männer befragt werden. Auch die so beschränkte T. kann allerdings vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht bestehen. Wenn man aber in jenen Zeiten nur die Wahl hatte, entweder der fürchterlichen Roheit freien Lauf zu lassen, oder Verurtheilungen auf bloßen Verdacht gutzuheißen, so wird jene Gesetzgebung als ein großer Fortschritt anerkannt werden müssen. So erhielt sich denn die T. auch in den deutschen Gerichten theilweise bis über das 18. Jahrh. hinaus, weil selbst einsichtsvolle Juristen sich nicht getrauten, auf die Schuld als ein Inneres aus rein äußerlichen Beweisgründen zu schließen, sondern zur Bestrafung eine Selbstverurtheilung von seiten des Angeschuldigten mittels Geständnisses, und wenn dasselbe auch nur ein fingirt freies wäre, forderten. Die T. hatte mehrere Grade. Den ersten Grad bildeten in Deutschland Peitschenhiebe bei ausgespanntem Körper (Bambergische T.) und Zusammenquetschen der Daumen in eingekerbten oder mit stumpfen Spitzen versehenen Schraubstöcken. Beim zweiten Grade trat ein Zusammenschnüren der Arme mit härenen Schnüren, Zusammenschrauben der Beine mit ähnlichen, nur größern Instrumenten als bei den Daumen (Spanische Stiefeln) ein; ein kreuzweises Zusammenpressen der Daumen und großen Zehen geschah durch das sog. Mecklenburgische Instrument. Der dritte Grad bestand im Ausrecken des Körpers mit rückwärts aufgereckten Armen auf einer Bank oder Leiter, oder durch die eigene Schwere des Körpers, wobei Gewichte an die Füße gehängt wurden. Recht anschaulich gemacht werden diese Grade, die man noch durch Brennen in der Seite, auf den Armen, an den Nägeln erhöhte, in der Criminalordnung der Kaiserin Maria Theresia von 1769, wo sie in 45 großen Kupfertafeln dargestellt sind. Außerdem gab es noch eine Menge anderer Peinigungsmittel, z. B. die Pommersche Mütze, ein höchst gefährliches Zusammenpressen des Kopfes; den Gespickten Hasen, eine Rolle mit stumpfen Spitzen, über welche der auf der Leiter ausgespannte Körper auf- und abgezogen wurde, u. s. w. Frankreich hatte zwei Grade, die question ordinaire und extraordinaire, und fast jedes Parlament übte seine besondern Marterarten. Im pariser Sprengel bestand die T. im Einfüllen einer großen Menge Wassers, während der Körper an Händen und Füßen schwebend ausgespannt war. Die bloße Bedrohung mit der T. hieß Territion. Diese durfte nur in Gemäßheit eines förmlichen Erkenntnisses geschehen und war Verdalterrition, wenn sie mit bloßen Worten geschah, indem sie dem Verdächtigen angekündigt, er in die Marterkammer geführt und zum Schein dem Scharfrichter übergeben wurde, der ihm die Instrumente vorzeigte und die Schmerzen, welche er ihm sogleich machen werde, auf das fürchterlichste beschrieb, ihn aber nicht angreifen durfte. Bei der Realterritian hingegen wurde der Verdächtige entkleidet, ihm auch die Werkzeuge wirklich angelegt, doch kein Schmerz damit zugefügt. Gewöhnlich wurde die Folter des Morgens sehr früh in einem entlegenen Gemache vorgenommen und eine Stunde lang fortgesetzt. Bekannte der Inquisit, so wurde innegehalten, leugnete er wieder, von neuem damit fortgefahren. Das abgelegte Geständniß mußte am andern oder dritten Tage ungezwungen wiederholt werden (Urgicht). Ueberstand er alle Grade, ohne zu gestehen, so erfolgte in Deutschland Freisprechung. Der Gemarterte mußte aber eidlich geloben, sich wegen der erlittenen Qualen nicht rächen zu wollen. Christian Thamasius, Beccaria, Valtaire, Hommel waren die Wortführer der bessern Einsichten, welche die Unzuverlässigkeit eines abgepreßten Geständnisses und das Unrecht feststellten, daß ein Verdächtiger die Freisprechung nur mit dauernder Einbuße seiner Gesundheit erkaufen könne. In Deutschland erfolgte die Abschaffung der T. nach dem Vorgange Friedrich's d. Gr. (Cabinetsordre von 1740 und 1754) nur allmählich (so in Sachsen 1770, Oesterreich 1776), theilweise sogar erst im Anfange dieses Jahrhunderts. Dem Misbrauche, daß Untersuchungsrichter und Gefangenwärter durch «versteckte T.» Geständnisse herbeiführen, z. B. durch stundenlanges Stehenlassen bei Vernehmungen, Entziehung des Getränks, nachdem man dem Verhafteten vorher starkgesalzene Speisen bewilligt, machten erst die neuern Strafproceßordnungen dadurch ein Ende, daß sie dem in der Voruntersuchung abgelegten Bekenntniß keine volle Beweiskraft beilegen und bei der öffentlichen Hauptverhandlung Gelegenheit geben, solche widerrechtliche Einwirkungen zur Sprache zu bringen.

Tory und **Whig** heißen die beiden polit. Parteien, die sich in England seit der Regierung

Karl's II. um die Herrschaft stritten. Ursprünglich waren es Schimpfnamen, welche die Anhänger des Hofs und die Opposition sich wechselseitig beilegten, und welche zuerst gegen 1680 in Aufnahme kamen. Die Volkspartei behauptete, die Anhänger des Hofs hätten Aehnlichkeit mit den kath. Räuberhaufen, die zur Zeit Karl's I. unter dem Vorwande royalistischer Gesinnung Irland verwüsteten und den Namen Tories (angeblich von Tar a ry, d. i.: Komm, o König) empfingen. Die Hofpartei verglich ihre Gegner mit den frommen Bauern in Schottland, die damals den Spottnamen Whigs führten. Nach einigen soll dieser Name von whig, d. i. dünnes Bier oder Molken, herkommen, welche Getränke die enthaltsamen Bauern liebten. Andere leiten den Ursprung von whigam ab, einem Instrumente, dessen sich die Bauern zur Antreibung des Viehes bedienten. Gewiß ist, daß die schott. Bauern im Kriege gegen Karl I. dieses Instrument als Waffe führten und davon Whigamores genannt wurden. Vgl. Rapin, «Dissertation sur les Whigs et les Torys» (Haag 1717). Nach der Revolution von 1688, noch mehr aber seit der Thronbesteigung des Hauses Hanover 1714 erlangten die Whigs ein entschiedenes Uebergewicht, indem ihre Gegner der vertriebenen Königsfamilie anhingen und überdies einer Hinneigung zum Katholicismus verdächtig waren. Als jedoch die Tories von der Vertheidigung eines unmöglich gewordenen legitimistischen Princips abstanden und, der neuen Dynastie huldigend, sich mit ihr zur Aufrechthaltung der königl. Prärogative verbanden, nahmen sie bald wieder den Charakter einer Hofpartei an, und während der langen Regierung Georg's III. blieb die Staatsgewalt fast ununterbrochen in ihren Händen. Dagegen wurden die Whigs immer mehr in die Opposition hineingetrieben und, um das Uebergewicht der Gegenpartei im Unterhause zu brechen, zur Befürwortung der Parlamentsreform veranlaßt, die sie 1832 endlich durchsetzten. Hiermit war jedoch eine dritte und zwar die eigentliche Volkspartei in die polit. Arena gerufen worden, deren Erscheinen die frühern Parteiverhältnisse von Grund aus umgestaltete. Die zunächst von ihr bedrohten Tories reorganisirten sich unter dem Namen der Conservativen mit Aufnahme einiger whiggistischer Elemente, wurden aber durch den Abfall Peel's von neuem auseinandergesprengt und in zwei feindliche Lager geschieden. Die Whigs hielten sich noch eine Zeit lang, weniger durch eigene Kraft als mit Hülfe der Radicalen, bis das von ihnen gebildete Ministerium Russell im Febr. 1852 sich aus innerer Schwäche auflöste und bald darauf eine Coalition zu Stande kam, in der man Whigs, Tories und Radicale nebeneinander erblickte. Der Verfall der Macht und des Einflusses der Whigs und Tories alten Stils ging seitdem rasch vorwärts, bis endlich die von den Tories durchgesetzte radicale Reformbill des J. 1867 die letzten Schranken zwischen beiden aufhob und eine ganz neue Parteibildung unvermeidlich gemacht hat.

Toscana, ehemaliges Großherzogthum, von 1765—99 und 1814—59 eine österr. Secundogenitur, welches 1860 dem Königreich Italien (s. d.) einverleibt wurde, und damals ein Gebiet von 405,7 Q.-M. mit (Ende 1861) 1,826334 E. umfaßte. Seitdem bildet das Land die sieben ital. Provinzen Arezzo, Florenz, Grosseto, Livorno, Lucca, Pisa und Siena. Die Toscaner sind ein tüchtiger Menschenschlag, von angenehmer Gesichtsbildung, zu Künsten und Wissenschaften geneigt und nicht ohne Anlage zur Dichtkunst, dabei gutherzig und wohlgesittet, fröhlich und doch arbeitsam. Die Sprache ist die schönste und reinste Mundart des Italienischen und bildet die eigentliche Schriftsprache. Eine verhältnißmäßig sehr große Zahl der namhaftesten ital. Schriftsteller und Künstler, wie Dante, Petrarca, Boccaccio, Guicciardini, Macchiavelli, Galilei, Giotto, Leonardo da Vinci, Michel Angelo u. a., waren aus T. gebürtig. Auch in Betreff des Volksunterrichts leuchtete T. bis 1848 allen übrigen Staaten Italiens voran. Die kath. Kirche, die herrschende, hat vier Erzbisthümer zu Florenz, Lucca, Pisa und Siena. Doch waren ihr durch die von Ricci (s. d.) abgefaßte sog. Leopoldinische Gesetzgebung feste Schranken gezogen, und erst unter der Herrschaft des Concordats 1851—59 erlangte die Geistlichkeit größern Einfluß, auch auf das Schulwesen. Unter den andern Glaubensgenossen sind am zahlreichsten die Juden, namentlich in der Haupthandelsstadt Livorno, wo schon früher auch Protestanten, Griechen, Armenier und sogar Mohammedaner freie Religionsübung genossen. Außer Livorno sind die bedeutendsten Städte: Florenz, vormals Hauptstadt von T. und seit 1865 Hauptstadt des Königreichs Italien; weiter Pisa, Lucca und Siena. Hauptsächlich zeichnet T. sich in der Landwirthschaft aus. Das Land ist von Natur auf Ackerbau angewiesen, und theoretisch wie praktisch ist immer viel dafür geschehen. Die Akademie der Georgofili zu Florenz ist die älteste unter den landwirthschaftlichen Gesellschaften und hat stets sehr nützlich gewirkt. Die industrielle Thätigkeit beschränkt sich so ziemlich auf Bergbau und die kleinern Gewerbe. Die Seidenfabriken finden in der Levante guten Absatz. Außerdem ist die Erzeugung von Thonwaaren

erwähnenswerth, da die Geschirre gröberer Gattung von den Schiffern billig als Ballast aufgekauft und in der Levante abgesetzt werden. Viele Hände beschäftigt die Anfertigung von Karallen-, Marmor-, Alabaster- und florent. Mosaikarbeiten, von künstlichen Blumen und Strohhüten. Letztere allein brachten jährlich etwa 3 Mill. Lire in das Arnothal an die schönen Bauernmädchen, die durch ihren feinen Anzug jeden Reisenden anziehen, und deren Mundart Alfieri zu seinem besondern Studium machte. Vgl. Zuccagni-Orlandini, «Atlante del Granducato di T.» (24 Blatt, Flor. 1828—32); derselbe, «Ricerche statistiche sul Granducato di T.» (Flor. 1849—52); Repetti, «Dizionario geografico-fisico-storico della T.» (6 Bde., Flor. 1835—47); «Statistica della T.» (2 Bde., Flor. 1852).

T. hieß im Alterthume, jedoch in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien, Etrurien (s. d.) und Tuscien. Nach dem Umsturz des weström. Reichs 476 herrschten in dem Lande zwischen dem Fluß Macra und der Tiber die Ostgothen, dann die Byzantiner und endlich seit 568 die Longobarden. Das longobard. Lehnsherzogthum Tuscien kam nach der Eroberung des longobard. Reichs durch Karl d. Gr. 774 unter fränk. Herrschaft und blieb unter der Regierung von Herzogen und Markgrafen bis zum 12. Jahrh. Nach dem Tode der großen Markgräfin Mathilde (s. d.) 1115 entbrannte über deren Erbschaft ein langwieriger Streit zwischen den Päpsten und Kaisern, der erst durch das Concordat von 1279 zwischen Kaiser Rudolf I. und Papst Nikolaus III. ganz erledigt ward. Während dieser Periode wurden die Spuren der Feudalherrschaft allmählich immer mehr verwischt. T. zerfiel in eine Menge kleiner Gebiete, und die aufblühenden Städte erlangten stufenweise eine thatsächliche Unabhängigkeit. Doch waren darunter nur vier von hervorragender Bedeutung: Florenz (s. d.), Pisa (s. d.), Siena (s. d.) und Lucca (s. d.). Der lombard. Freiheitskampf gegen die Hohenstaufen wirkte auf T. mächtig ein und rief auch hier die Spaltung zwischen den Guelfen und Ghibellinen (s. d.) hervor, welche sowol bürgerliche Unruhen innerhalb der einzelnen Städte wie auch blutige Fehden zwischen Städten und Baronen nach sich zog. Später zerfielen die Guelfen in die beiden Fractionen der Schwarzen und Weißen, die sich namentlich in Florenz auf das bitterste bekämpften, bis die Weißen, darunter auch der Dichter Dante (s. d.), 1302 vertrieben wurden. In diesen Kämpfen (s. Italien) breitete Florenz, das als Haupt der guelfischen Partei in T. galt, seine Macht und Herrschaft immer weiter aus, während zugleich im Innern der Stadt ein mehr und mehr zur Demokratie sich hinneigendes Zunftregiment 1293 eingeführt und der alte Adel durch die Revolution von 1343 ganz vernichtet wurde. Nach manchen Wechseln von Gewalt- und Pöbelherrschaft folgte eine Oligarchie, erst seit 1382 unter der Familie Albizzi, dann seit 1434 unter den Medici (s. d.), deren Staatsleitung sich allmählich zu einer fürstl. Gewalt umwandelte. Zwar regte sich wiederholt die republikanische Partei; die Medici wurden 1494 vertrieben, und Savonarola (s. d.) suchte in Florenz eine theokratische Republik einzuführen. Durch eine Gegenrevolution 1512 zurückberufen, wurden die Medici 1527 nochmals verjagt, aber 1531 durch Kaiser Karl V. wieder als erbliche Oberhäupter der florent. Republik eingesetzt und mit dem herzogl. Titel beliehen. Endlich erhob Papst Pius V. 1569 den Herzog Cosmus zum Großherzog (s. d.); jedoch ward dieser neue und ungewöhnliche Titel erst 1575 vom deutschen Kaiser und Reich förmlich anerkannt. Inzwischen hatte Florenz auch die Stadt Pisa 1406 unterworfen, die sich zwar 1494 nochmals losriß, aber 1509 definitiv wieder mit dem florent. Gebiet vereinigt ward. Dasselbe Schicksal hatte 1557 die Stadt Siena, welche von dem span. König Philipp II. erobert und an T. überlassen ward. Doch behielt Spanien damals die Inseln Elba, Giglio u. s. w. nebst einem Küstenstrich bei Orbitello (den sog. Stato degli prosidii), wozu später noch die Lehnshoheit über das Fürstenthum Piombino (s. d.) hinzukam. Diese span. Besitzungen in T. fielen 1714 an Oesterreich und 1736 an das Königreich beider Sicilien, welches dieselben bis auf die Zeit Napoleon's I. besaß. Ebenso lange behauptete die Stadt Lucca ihre republikanische Unabhängigkeit. Andererseits war allmählich der südöstl. Theil des alten Tuscien mit den Städten Viterbo, Orvieto und Perugia an den Kirchenstaat verloren gegangen.

Die ersten Erbfürsten T.s aus dem Hause Medici, Herzog Alexander (1531—37), Großherzog Cosmus I. (1537—74), Franz (1574—87), Ferdinand I. (1587—1609), Cosmus II. (1609—21), thaten noch manches für das Land und hielten Handel und Industrie aufrecht, wenn auch die vorige Blüte geschwunden war, während sie zugleich zwischen den benachbarten Großmächten Spanien, Oesterreich und Frankreich eine gewisse Unabhängigkeit der Politik behaupteten. Seitdem war aber ein beständiges Sinken in jeder Beziehung bemerklich, und die letzten Mediceer, Ferdinand II. (1621—70), Cosmus III. (1670—1723), Johann Gasta (1723—37), zehrten blos vom Ruhm der Ahnen. Nur die Wissenschaften blühten noch, weniger

die Künſte, deren ſchöne Tage vorüber waren. Seit dem Spaniſchen Erbfolgekriege fiel T. ganz unter die Machtſphäre Oeſterreichs. Kaiſer Karl VI. machte daſelbſt mit Erfolg die Oberhaheit des röm.-deutſchen Kaiſerthums wieder geltend, und verſagte ſeine Zuſtimmung, als Cosmus III., der den Ausgang ſeines Mannsſtammes vorausſah, 1713 auch die weibliche Eventual-Erbfolge einführen wollte. Seitdem beſchäftigte ſich die europ. Diplomatie mit der Zukunft T.s, das ſchon bei der Quadrupleallianz von 1718 für einen ſpan. Prinzen (nachmals König Karl III. von Spanien) beſtimmt ward. Der Wiener Frieden von 1735 gab endlich dem Herzage Franz Stephan (ſ. d.) von Lothringen die Anwartſchaft auf T., welcher 24. Jan. 1737 von Kaiſer Karl VI. die Eventualbelehnung erhielt und ſchon 9. Juli deſſelben Jahres dem letzten Mediceer Johann Gaſto ſuccedirte. Großherzag Franz Stephan (1737—65), ſeit 1745 auch röm.-deutſcher Kaiſer unter dem Namen Franz I. und Gemahl der Kaiſerin-Königin Maria Thereſia (ſ. d.) von Oeſterreich, wurde der Stammvater des Hauſes Habsburg-Lothringen und beſtimmte T. 1763 zu einer öſterr. Secundogenitur. Es folgte ihm daher hier ſein zweiter Sohn Großherzag Leopold I. (1765—90), nachmals röm.-deutſcher Kaiſer unter dem Namen Leopold II. (ſ. d.). Der weiſen und ſorgſamen Regierung dieſes aufgeklärten Fürſten verdankt das Land großentheils ſeine neuere Blüte. Als Leopold durch den Tod ſeines Bruders Joſeph II. 1790 auf den öſterr. und röm.-deutſchen Kaiſerthron gelangte, übergab er T. ſeinem zweiten Sohne, Großherzog Ferdinand III. (ſ. d.). Obwol dieſer in den franz. Revolutionskriegen ſeine Neutralität zu bewahren ſuchte, wurde er doch mit in die Niederlage Oeſterreichs verwickelt. Er mußte 1799 nach Wien flüchten und im Frieden zu Luneville 9. Febr. 1801 auf T. Verzicht leiſten, wofür er eine Entſchädigung in Deutſchland (erſt das Kurfürſtenthum Salzburg, ſpäter anſtatt deſſen das Großherzogthum Würzburg) erhielt. Auch das Königreich beider Sicilien mußte im Frieden zu Florenz 28. März 1801 ſeine Beſitzungen in T. abtreten. Schon vorher hatte Napoleon I. T. nebſt dem Stato degli presidii unter dem Namen eines Königreichs Etrurien (ſ. d.) an den Herzog von Parma 1. Oct. 1800 verliehen; aber dieſes Königreich ward 10. Dec. 1807 dem franz. Kaiſerthume einverleibt. Napoleon's Schweſter, Eliſe, reſidirte in Florenz als Generalſtatthalterin und führte den Titel einer Großherzogin von T. Ihrem Gemahl, dem Fürſten Bacciocchi waren ſchon 1805 die Fürſtenthümer Lucca und Piombino verliehen. Nach ſeiner erſten Abdankung 1814 erhielt Napoleon die Inſel Elba als ſouveränes Fürſtenthum angewieſen, während der Großherzog Ferdinand III. nach T. zurückkehrte. Durch die Wiener-Congreß-Acte von 1815 wurden Elba, der Stato degli presidii und Piombino definitiv mit T. vereinigt. Zugleich erhielt T. das Heimfallsrecht auf das Fürſtenthum Lucca, welches vorläufig als Abfindung dem rechtmäßigen Erben von Parma, Herzog Karl II., zugetheilt wurde.

Wie faſt alle ital. Fürſten gerieth auch Großherzog Ferdinand III. bei ſeiner Rückkehr in Abhängigkeit von der Politik Oeſterreichs und mußte mit dieſer Macht 12. Juli 1815 einen Staatsvertrag «zur Aufrechterhaltung der äußern und innern Ruhe Italiens» abſchließen, wodurch für den Kriegsfall die toscan. Truppen dem öſterr. Cammando unterſtellt wurden. Im übrigen regierten Ferdinand III. (geſt. 17. Juni 1824) und ſein Sohn und Nachfolger, Großherzag Leopold II. (ſ. d.), unterſtützt von den Miniſtern Graf Foſſombroni (1814—44) und Fürſt Neri Corſini (geſt. 1845), in dem milden und aufgeklärten Geiſte ihres Vorfahren. Daher wurde T. weder durch die ital. Revolutionen von 1820—21 noch durch die von 1831 erſchüttert, ſondern galt allgemein für den glücklichſten Theil Italiens. Als die von Papſt Pius IX. entfeſſelte ital. Reformbewegung auch T. ergriff, ließ Leopold II. ſich von derſelben vorwärts treiben und lehnte den angebotenen militäriſchen Beiſtand Oeſterreichs ab. Eine Staatsconſulta ward 24. Aug. 1847 eingeſetzt, und man machte weſentliche liberale Zugeſtändniſſe. Nach der Abdankung des Herzogs Karl II. von Lucca wurde dieſes Fürſtenthum 11. Oct. 1847 mit T. vereinigt. Dagegen mußte T., in Gemäßheit der Verträge vom 10. Juni 1817 und 28. Nov. 1844, den Diſtrict Pantremoli u. ſ. w. an das Herzogthum Parma (ſ. d.) und den Diſtrict Fivizzano an das Herzogthum Modena abtreten, was nicht ohne Widerſtreben der Bevölkerung geſchah. Nachdem der König von Neapel das Beiſpiel gegeben, verlieh auch Leopold II. ſeinem «längſt dazu reifen» Volke 15. Febr. 1848 eine Conſtitution. Beim Ausbruch des Aufſtandes in der Lombardei zogen auch einige toscan. Truppen und Freicorps in den Nationalkrieg gegen Oeſterreich, und der Großherzog legte den öſterr. Erzherzagstitel ab. Am 26. Juni 1848 wurde die neugewählte Volksvertretung (Senat und Deputirtenkammer) eröffnet. Doch weder der Miniſter Marcheſe Ridalfi noch ſein Nachfolger Marcheſe Capponi vermochten der Bewegung Einhalt zu thun, die unter der Führung des Advocaten Guerrazzi (ſ. d.) und anderer Agitataren immer mehr einen revolutionären Charakter annahm. In Livorno kam es 25. Aug., 3. Sept.

u. ſ. w. zu wiederholten Aufſtänden und Straßenkämpfen, bei denen das Militär ſich als unzuverläſſig erwies. Endlich nach Capponi's Rücktritt warf Leopold II. ſich ganz in die Arme der demokratiſchen Partei und nahm 27. Oct. 1848 ein Miniſterium, in dem Profeſſor Montanelli den Vorſitz und das Auswärtige, Advocat Mazzoni die Juſtiz, Guerrazzi das Innere erhielten. Die von dieſem Cabinet veranſtalteten Neuwahlen fielen entſchieden zu Gunſten der Demokratie aus, und bei Eröffnung der neuen Kammern 10. Jan. 1849 mußte der Großherzog ſich in ſeiner Thronrede ſogar für die Erneuerung des ital. Nationalkriegs gegen Oeſterreich ausſprechen. Auch genehmigte er den Plan zur Einberufung einer ital. Conſtituirenden Verſammlung nach Florenz, die ſelbſtändig über die polit. Geſtaltung Italiens entſcheiden ſollte. Aber infolge eines päpſtl. Abmahnungsſchreibens verließ Leopold II. Florenz 1. Febr. Er begab ſich nach Siena zu ſeiner Familie und ſchiffte ſich mit dieſer 22. Febr. im Hafen San-Stefano nach der neapolit. Feſtung Gaëta ein, wo auch Pius IX. eine Zuflucht gefunden hatte. Darauf hin ward in Florenz 8. Febr. eine proviſoriſche Regierung (Montanelli, Mazzoni, Guerrazzi) eingeſetzt, und dieſe berief eine Conſtituirende Verſammlung für T., welche ſofort 27. März Guerrazzi mit der Dictatur bekleidete. Schon 11—12. April bewirkte indeſſen die gemäßigt liberale Partei in Florenz eine Gegenrevolution, indem die republikaniſch geſinnten livorneſiſchen Freicorps aus der Stadt getrieben, Guerrazzi nebſt ſeinen hervorragendſten Anhängern verhaftet und die Conſtituirende Verſammlung aufgelöſt wurde. Der florent. Magiſtrat unter Hinzuziehung hervorragender Bürger übernahm die Regierung und lud den Großherzog ein, als conſtitutioneller Herrſcher wieder in ſein Land zurückzukehren. Dieſer gab jedoch eine unbeſtimmte Antwort. Von Gaëta aus ernannte er 1. Mai zuerſt den Generalmajor Grafen Serriſtori zu ſeinem außerordentlichen Commiſſarius und beſtellte darauf 24. Mai ein neues Miniſterium unter dem Vorſitz Baldaſſeroni's. Gleichzeitig rückte, mit geheimer Zuſtimmung des Großherzogs, ein öſterr. Armeecorps unter Feldzeugmeiſter d'Aspre in T. ein. Livorno ward nach zweitägigem Widerſtand 11. Mai mit Sturm genommen; ſonſt unterwarf das Land ſich ſchweigend der Uebermacht. Erſt im Juli 1849 kehrte Leopold II. nach Florenz zurück, wo er freudig empfangen wurde, und erließ eine Amneſtie, die freilich 81 ſchwer Gravirte ausſchloß. Man hoffte nunmehr von ihm die Beſeitigung des öſterr. Militärregiments und die Reactivirung der Verfaſſung, deren Jahrestag von der liberalen Partei im Febr. 1850 feſtlich begangen wurde. Aber am 22. April erfolgte der Abſchluß einer Militärconvention, derzufolge bis weiter ein öſterr. Occupationscorps von 10000 Mann in T. verblieb. Dann reiſte Leopold II. ſelbſt auf längere Zeit nach Wien und unterwarf ſich hier wieder vollends dem öſterr. Syſtem. Im Sept. 1850 ward die toscan. Verfaſſung förmlich ſuspendirt, 6. Mai 1852 definitiv außer Kraft geſetzt. Seitdem lenkte die Regierung T.s (Miniſterium Baldaſſeroni 1849—59) vollſtändig in die Bahnen der Reaction ein. Durch das Concordat vom 19. Juni 1851 gewann die Geiſtlichkeit größern Einfluß, und zugleich begann eine ſehr gehäſſige Verfolgung gegen alle Spuren des Proteſtantismus. Namentlich erregte 1852 der Proceß gegen das Ehepaar Madiai in Florenz, die wegen ihres Uebertritts zum prot. Bekenntniß und wegen verſuchter Proſelytenmacherei zu mehrjährigem harten Gefängniß verurtheilt wurden, in ganz Europa Aufſehen und Entrüſtung. Eine Proteſtantendeputation aus England, Frankreich, Deutſchland, Holland und der Schweiz, die in Florenz um Gnade für die Verurtheilten bitten wollte, ward beim Großherzog nicht vorgelaſſen, und erſt nach langen Bemühungen der engl., preuß. und franz. Diplomatie erfolgte im März 1853 die Begnadigung. Im Juli 1853 kam der vom florent. Staatsgerichtshof mehr als zwei Jahre lang geführte Hochverrathsproceß gegen Guerrazzi und deſſen Mitſchuldige zur Entſcheidung, die zu 15jähriger, reſp. lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurden. Doch verwandelte der Großherzog die Strafe in lebenslängliche Verbannung. Während des Orientkriegs, im Mai 1855, zogen die öſterr. Truppen aus T. ab, nachdem dieſe Occupation dem Lande 30 Mill. Lire gekoſtet, und der Belagerungszuſtand in Livorno ward endlich aufgehoben. Bei Gelegenheit der Vermählung des Erbgroßherzogs Ferdinand, im Nov. 1856, wurde auch (mit einigen Ausnahmen) ſämmtlichen polit. Flüchtlingen, welche darum nachſuchen würden, die ſtraffreie Rückkehr geſtattet. Trotzdem war das alte gute Verhältniß zwiſchen Fürſt und Unterthanen nicht wiederherzuſtellen. Die infolge der Occupationskoſten eingetretene Steigerung der Steuerlaſten, die Militärreorganiſation nach öſterr. Muſter und die Verſchärfung der Conſcription wurden von dem Landvolk unwillig ertragen. Die aufgeklärt-liberalen höhern Stände konnten die ſeit 1849 getäuſchten Hoffnungen und die politiſch-kirchliche Reaction nicht verſchmerzen. Immer mehr gewöhnte man ſich, den ſchwachen Großherzog als einen Fremdling,

als österr. Prinzen und Vasallen anzusehen. So ward auch T. von der polit. Agitation ergriffen, welche das übrige Italien bewegte. Der Republikaner Mazzini fand indessen nur wenig Anhang, und der von demselben angezettelte Tumult zu Livorno 30. Juni 1857 (einen Tag nach dem mislungenen mazziinistischen Handstreich gegen das Fort Diamante zu Genua) scheiterte an der Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung. Erfolgreicher wirkte der ital. Nationalverein, der von dem sard. Gesandten zu Florenz, Buoncampagni, im stillen begünstigt wurde. Der Baron Ricasoli (s. d.) galt als der hervorragendste Führer der nationalen Partei.

Der ital. Krieg von 1859 wurde für das Schicksal T.s und seiner Dynastie entscheidend. Graf Cavour hatte immer gehofft, daß in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe gegen Oesterreich T. sich auf die Seite Sardiniens stellen würde. Wie es heißt, war bei den Verabredungen von Plombières (Aug. 1858) für diesen Fall dem Großherzogthum sogar eine Gebietsvergrößerung durch einen Theil des Kirchenstaats zugedacht worden. Seit Anfang 1859 erklärte sich auch die öffentliche Meinung in T. entschieden für eine solche Allianz. Freiwillige eilten zu den sardin. Fahnen, und die Regierung ließ allen Demonstrationen in dieser Richtung freien Spielraum. Aber inzwischen machte Leopold II. (Jan. bis Febr.) eine Reise nach Rom und Neapel, wo er sich mit Papst Pius IX. und König Ferdinand II. über eine gemeinsame polit. Haltung verständigte. Nach seiner Rückkehr nahm die toscan. Politik entschieden für Oesterreich Partei; man versuchte der Bewegung Einhalt zu thun und ergriff Zwangsmaßregeln gegen die nationalgesinnte Presse. Als Buoncampagni 24. April die förmliche Einladung zur Allianz mit Sardinien und Frankreich überreichte, erfolgte eine ablehnende Antwort. Der Großherzog fügte hinzu: «er wolle sich neutral halten, obwol er damit ein wirkliches Opfer bringe, denn durch seine Verträge sei er eigentlich zur Allianz mit Oesterreich verpflichtet.» Diese entschieden antinationale Haltung steigerte die Gärung aufs höchste. Als 27. April des Großherzogs zweiter Sohn, Erzherzog Karl, als Oberbefehlshaber der Artillerie auf Fort Belvedere die Offiziere berief, um ihnen für den Fall eines Aufstandes Instructionen zu geben, erklärten diese, daß die Soldaten nimmermehr auf das Volk schießen würden. An demselben Tage fand eine großartige Volksdemonstration statt. An 20000 Menschen, Bürger mit Soldaten Arm in Arm, zogen vor das Residenzschloß (Palazzo Pitti) und verlangten die Allianz mit Sardinien. Jetzt endlich verstand Leopold II. sich zur Nachgiebigkeit und beauftragte den nationalgesinnten Marchese de Lajatico aus dem Hause Corsini mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Doch dieser, nachdem er sich mit dem sardin. Gesandten und den Führern der Nationalpartei verständigt, erklärte dem Großherzog: Die Dynastie sei nicht anders zu retten, als wenn er zu Gunsten des Erbgroßherzogs Ferdinand abdanke. Darauf wollte Leopold II. sich nicht einlassen. Er versammelte das diplomatische Corps um sich und fragte, ob man ihm freien Abzug aus Florenz garantiren könne. Auf Buoncampagni's bejahende Antwort vollzog der Großherzog eine Urkunde, worin er gegen die vorgefallenen Ereignisse protestirte, und reiste dann mit seiner Familie über Bologna nach Oesterreich ab. Vertreter der fremden Gesandtschaften und eine Ehrenwache gaben ihm das Geleit bis an die toscan. Grenze (27. April 1859). In Florenz bestellte der Magistrat sofort eine provisorische Regierung (Peruzzi, Malenchini, Danzini), und diese bat den König von Sardinien, die Dictatur in T. zu übernehmen. Victor Emanuel II. lehnte diesen Antrag ab, nahm aber T. für die Dauer des Kriegs in seinen Schutz und ernannte Buoncampagni zu seinem Generalcommissarius daselbst und General-Ulloa zum Oberbefehlshaber der toscan. Truppen. Am 8. Mai trat Buoncampagni die Regierung an, welcher ein Ministerium unter Ricasoli's Vorsitz und eine Consulta von Vertrauensmännern berief. Ein Protest des Großherzogs Leopold II., aus Wien vom 21. und 28. Mai, gegen diese «Usurpation» machte keinen Eindruck. Unterdessen landete das franz. 5. Armeecorps in Livorno, und der Oberbefehlshaber Prinz Napoleon nahm 31. Mai sein Hauptquartier zu Florenz im Palazzo Pitti. Wie es scheint, dachte Kaiser Napoleon III. daran, diesen seinen Vetter und Schwiegersohn Victor Emanuel's auf den erledigten Thron von T. zu setzen und zu dessen Gunsten das Königreich Etrurien wiederherzustellen. Doch der Plan scheiterte an dem Widerstreben der nationalen Partei, insbesondere des Ministerpräsidenten Ricasoli. Es wurde vielmehr 10. Juni angeordnet, daß alle Beamten dem König Victor Emanuel als «Protector der Nationalregierung von T.» den Eid leisten sollten. Die toscan. Truppen schlossen sich als selbständige Division dem franz. 5. Armeecorps an, das 18. Juni zur Hauptarmee abrückte, aber nicht mehr ins Gefecht kam. Die Friedenspräliminarien von Villafranca 11. Juli stipulirten die Restauration der habsburgisch-lothringischen Dynastie in T., und Leopold II. dankte jetzt (zu Böslau 21. Juli) zu Gunsten des Erbgroßherzogs Ferdinand IV. ab, der durch eine Proclamation voll nationaler

und conſtitutioneller Zuſagen das toscan. Volk zu verſöhnen ſuchte. Es geſchah dies jedoch vergebens. Die Conſulta, der Magiſtrat von Florenz u. ſ. w. ſprachen ſich gegen ihn aus, und als eine amtliche Abſtimmung der Municipalitäten angeordnet wurde, erklärten ſich 225 für die Abſetzung der Dynaſtie, 1 dagegen, und 20 enthielten ſich ihres Votums. Da Sardinien jetzt den Generalcommiſſar Buoncampagni abrufen mußte, ſo übernahm 1. Aug. Ricaſoli die Oberleitung. Am 11. Aug. ward die mit ſehr niedrigem Cenſus gewählte Nationalverſammlung eröffnet, welche am 16. einſtimmig die Abſetzung des Hauſes Lothringen decretirte. Am 20. Aug. erklärte ſich die Verſammlung für die Annexion an Sardinien, gleichfalls mit Einſtimmigkeit; die drei republikaniſch geſinnten Abgeordneten (Montanelli, Mazzoni, Parra) waren in dieſer Sitzung nicht erſchienen. Mit dem benachbarten, aus der Vereinigung der Herzogthümer Parma, Modena und der Romagna entſtandenen ſog. Gouvernement Emilia ward 17. Aug. eine Allianz zur Abwehr päpſtl. Reſtaurationsgelüſte abgeſchloſſen, und der ſardin. General Fanti übernahm den Oberbefehl über die verbündeten Truppen, unter dem General Garibaldi kurze Zeit das toscan. Contingent commandirte. Zwar erhielt eine Deputation aus T., welche in Turin 3. Sept. geradezu um Vereinigung mit Sardinien bat, aus polit. Rückſichten nur eine ausweichende Antwort; aber nichtsdeſtoweniger bereitete Ricaſoli die Annexion vor. Seit dem 30. Sept. geſchahen alle Acte der toscan. Regierung «im Namen des Königs Victor Emanuel», und am 10. Oct. kam eine Zolleinigung zwiſchen T., Emilia und Sardinien zu Stande. Später ward auch das ſardin. Staatsgrundgeſetz in T. eingeführt und das Concordat aufgehoben. Zu Anfang Nov. wählten die Nationalverſammlungen T.s und der Emilia den Vetter des Königs, Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, zum Regenten. Dieſer durfte jedoch, da Frankreich Einſpruch erhob, dem Rufe nicht folgen und ernannte Buoncampagni zu ſeinem Stellvertreter als Generalgouverneur der «Verbündeten Provinzen Mittelitaliens». Buoncampagni landete 21. Dec. 1859 in Livorno und nahm ſeinen Sitz in Florenz. Doch behielt T. ſeine getrennte Verwaltung, und die Regierungsgewalt blieb in Ricaſoli's Händen, bis alle Schwierigkeiten, die dem Anſchluſſe an Sardinien entgegenſtanden, aus dem Wege geräumt waren. Da Frankreich und auch England eine nochmalige allgemeine Abſtimmung als erneute Probe des Volkswillens wünſchten, ſo ward eine ſolche auf den 11. und 12. März 1860 angeordnet. Dieſelbe ergab 386445 Stimmen für die Annexion, 14925 für einen beſondern Staat. Darauf ward T. durch Decret Victor Emanuel's vom 22. März mit dem Königreich Sardinien vereinigt, wogegen der Großherzog Ferdinand IV. (zu Dresden 26. März) vergebens proteſtirte. Als im April 1860 der König und Graf Cavour T. bereiſten, empfing man ſie überall mit großem Enthuſiasmus. Um das provinzielle Selbſtbewußtſein zu ſchonen, ward vorläufig Ricaſoli als Generalgouverneur in T. belaſſen, und Prinz Eugen von Savoyen-Carignan ging als königl. Statthalter und Oberbefehlshaber nach Florenz. Doch zu Anfang 1861 traten beide zurück, und die adminiſtrative Einverleibung ward vollſtändig durchgeführt. Seitdem bildet T. einen Beſtandtheil des Königreichs Italien (ſ. d.). Vgl. Jagemann, «Auszug aus Riguccio Galluzzi's Geſchichte des Großherzogthums T. unter der Regierung der Fürſten aus dem Hauſe Medici» (2 Bde., Dresd. und Lpz. 1784—85); Zobi, «Storia civile della T. dal 1738 al 1848» (5 Bde., Flor. 1853); «Memorie economico-politiche o sia de' danni arrecati dall' Austria alla T. dal 1737 al 1859, dimonstrati con documenti officiali» (2 Bde., Flor. 1860).

Toschi (Paolo), einer der berühmteſten Kupferſtecher, geb. 1788 zu Parma, ging 1809 nach Paris, wo er unter Berwie's Leitung der Kupferſtechkunſt ſich widmete. Beſonders durch den Holländer Hoarteman wurde er in die Kunſt des Aetzens und des Gebrauchs der kalten Nadel eingeweiht. Durch den Umgang mit den beſten Kupferſtechern machte er ſich viele Vortheile zu eigen, doch hat er ſich ſtets gehütet, irgendeinem Syſtem ausſchließend zu huldigen. In Frankreich, wo er den Auftrag erhielt, Heinrich's IV. Einzug in Paris von Gérard in Kupfer zu ſtechen, blieb er bis 1819, wo er nach Italien zurückkehrte, ſich in ſeiner Vaterſtadt niederließ und eine Privatkunſtſchule gründete. Bald darauf wurde er Director der Akademie der ſchönen Künſte in Parma, der er eine ganz neue Einrichtung gab. Auf ſeine Veranlaſſung wurde auch die neue Galerie erbaut. Zu ſeinen gelungenſten Leiſtungen gehört ſein Blatt nach Albano's Venus und Adonis und ſein großes Blatt Lo spasimo di Sicilia nach Raſael's Gemälde in Madrid; ferner die Kreuzesabnahme nach Volterra und Correggio's Madonna della scodella. Er ſtarb 30. Juli 1854.

Totalität (neulat.), d. h. Geſammtheit, iſt ein Prädicat, welches einem Dinge inſofern zukommt, als es als ein Ganzes, d. h. als der vollſtändige Complex aller ſeiner Theile, aufgefaßt

wird. Auch verſteht man darunter den Indegriff aller Perſonen oder Sachen einer beſtimmten Gattung, entgegengeſetzt der Singularität oder Einzelnheit und der Pluralität oder Mehrheit. Die T. iſt insbeſondere ein Erforderniß des Kunſtwerks, welches alle diejenigen Beziehungen und Gedanken enthalten ſoll, durch welche ſich eine äſthetiſche Idee klar und erſchöpfend ausſpricht, daher ſie in dieſer Hinſicht auch von einigen Vollſtändigkeit genannt wird. Die Entſcheidung, ob einem Kunſtwerke T. zukomme oder nicht, hängt aber immer von dem Muſterbilde ab, welches man zu der Auffaſſung und Beurtheilung deſſelben mitbringt, und ſetzt wenigſtens Kenntniß der darzuſtellenden Idee ſelbſt voraus.

Totis oder **Dotis** (ungar. **Tata**), ein großer Marktflecken in dem ungar. Comitate Komorn, Sitz eines Stuhlrichteramts, unweit von der Donau, 3 M. ſüdöſtlich von Komorn gelegen, beſteht eigentlich aus zwei Marktflecken, der Oberſtadt und der an einem großen fiſchreichen See gelegenen Seeſtadt oder Tóváros, hat zuſammen 10000 E., ein gräflich Eſterhazy'ſches Schloß mit einem ſchönen engl. Garten, ein Piariſtencollegium mit Gymnaſium, ein Kapuzinerkloſter, eine Hauptſchule, Schwefelquellen, gute Marmor- und Tuffſteinbrüche, zahlreiche Mühlen, eine Steingut-, eine Zucker- und eine Lederfabrik, Spiritus- und Branntweinbrennereien u. ſ. w. Zwiſchen den genannten Theilen des Orts liegen die Ueberreſte eines alten, einſt von Matthias Corvinus bewohnten Schloſſes. T. wurde um 994 von dem Lehrer des Königs Stephan I., dem apuliſchen Grafen Adeodat, angelegt, im 16. Jahrh. mehrmals von den Türken eingenommen und von den Kaiſerlichen zurückerobert. In der an röm. Alterthümern, Urnen, Münzen u. ſ. w. reichen Umgegend befinden ſich bedeutende Waldungen, Weinberge, Schäfereien und wird ausgedehnte Landwirthſchaft getrieben. In dem nahen Dorfe Baj ſind die Eſterhazy'ſchen Weinkeller, die 30000 Eimer faſſen, und darin ein Faß, welches 2130 Eimer hält.

Toul, die ſchwachbefeſtigte Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franz. Depart. Meurthe und Kriegsplatz dritter Klaſſe, an der Moſel, dem Marne-Rheinkanal und der Paris-Strasburger Eiſenbahn, $4^2/_5$ M. öſtlich von Nancy, in einer von Weinhügeln umkränzten Ebene, hat fünf Kirchen, mehrere Klöſter, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaukammer, einen landwirthſchaftlichen Verein, ein Geſtüte und zählt (1861) 7687 E., die Weinbau, Fertigung von Stickereien, von Zeugſchmiedarbeiten, Glasfabrikation, Eſſig- und Bierbrauerei, Gerberei u. ſ. w., ſowie Handel mit dieſen Producten treiben. Die goth. Kathedrale St.-Etienne mit vier Thürmen, einer der gerühmteſten Dome Frankreichs, 965—1496 erbaut, zeichnet ſich durch ihre, dem Flamboyantſtil angehörige Thurmhalle, durch großartig disponirte Façade und durch ihre eleganten Kreuzgänge aus. Bemerkenswerth ſind auch die Kirche St.-Genoult, das Stadthaus (früher biſchöfl. Palaſt), das Stadthaus von 1740, das Theater (in einem ehemaligen Kloſter), die Stadthalle, die Kaſernen, das Bürgerhoſpital und das Maiſon-Dieu. T., das alte Tullum der Leuci in Gallia Belgica, gehörte ſpäter mit Metz und Verdun zum Frankenreiche (zum Königreich Auſtraſien) und hatte dann eigene, unabhängige Grafen, nach deren Ausſterben es an Lothringen fiel. Es war Sitz eines 410 gegründeten Bisthums, das in der Franzöſiſchen Revolution aufgehoben wurde, und deutſche Reichsſtadt, über welche die Herzoge von Lothringen die Schirmherrſchaft führten. 1552 wurde die Stadt von Heinrich II. von Frankreich, dem Bundesgenoſſen des Kurfürſten Moritz von Sachſen gegen Kaiſer Karl V., nebſt Metz und Verdun beſetzt und dann zugleich mit dieſen beiden Bisthümern im Weſtfäliſchen Frieden an Frankreich abgetreten. 1700 ließ Ludwig XIV. T. durch Vauban neu befeſtigen. Am 20. Jan. 1814 erſtürmten es die Ruſſen.

Toulon, Hauptſtadt eines Arrondiſſements des franz. Depart. Var (Provence), Kriegshafen und Feſtung erſten Rangs, Hauptſtation der franz. Mittelmeerflotte und Hauptort der fünften Seepräfectur ſowie einer militäriſchen Subdiviſion, liegt 113 M. im SSO. von Paris, $2^1/_2$ M. weſtlich von Hyères, an der Mittelmeerbahn (Marſeille-Nizza), im Hintergrunde der Bai von T., deren Eingang durch die zwei vorſpringenden Landzungen der Caps Sépet und Sicier verengt wird. Innerhalb Cap Sépet befindet ſich die kleine oder äußere Rhede von 60 F. Tiefe, nördlich der Landzunge die große oder innere Rhede von 30 F. Tiefe, unmittelbar an der Stadt zwei durch großartige Molen und Quais gebildete Baſſins von 30 F. Tiefe, nämlich der alte und der neue Hafen, Darſe-vieille und Darſe-neuve, von denen der erſtere (im Oſten) für Handels- und Kriegsſchiffe, der letztere (im Weſten) nur für Kriegsſchiffe beſtimmt und ſeit 1856 bedeutend erweitert iſt. Ein drittes, bei der ſüdöſtl. Vorſtadt La-Rode gegrabenes Baſſin, der Port-Marchand, nimmt nur Schiffe von 3—$3^1/_2$ Meter Tiefgang auf. Außerdem gibt es noch weſtlich vom neuen Hafen die Darſe de Caſtigneau, die neuerdings wiederum durch die Darſe de Miſieſſy erweitert worden iſt. Außerdem hat die Handelskammer von T. die Erbauung

eines Außenhafens und größerer Docks in Anregung gebracht. Stadt, Rhede und Hafen sind durch zahlreiche Küstenbatterien, Redouten und auf den Höhen gelegene Forts vertheidigt. Die Stadt selbst ist in Form eines Halbkreises erbaut, dessen Sehne der fast in gerader Linie fortlaufende Quai der beiden Häfen bildet. Sie hat aber, seitdem durch Decret von 1852 die alten Festungsmauern auf der Nordseite demolirt und durch eine weiter hinausgerückte neue Enceinte ersetzt worden, auf dieser Seite ein völlig verändertes und verschönertes Ansehen gewonnen. Auch das Innere der alten Stadt macht, obwol die Häuser hoch, die Straßen im allgemeinen eng sind und sich überall die frühere Beschränkung des Raums durch die Festungsmauer kundgibt, keinen unangenehmen Eindruck. Die vielen Baumpflanzungen der Straßen und öffentlichen Plätze und die Menge von Fontainen und Brunnen (über 200) verleihen der Stadt sogar ein freundliches Ansehen. Beachtenswerthe Gebäude sind die ehemalige bischöfl. Kathedrale Ste.-Marie-Majeure, im roman. Stil 1096 aufgeführt, 1119 und 1154 im Kreuzbogenstil umgebaut, 1609 und 1660 erweitert, mit schöner Façade, hübschen Kapellen und Gemälden; das Rathhaus, dessen Balkon zwei ausgezeichnete Karyatiden, ein von Puget 1656 vollendetes Werk, tragen; der neue Justizpalast, das neue Theater (1861 vollendet) und das allgemeine Hospital La-Charité. Die größte Merkwürdigkeit T.s ist das Marinearsenal, das mit dem Hülfsarsenale Castigneau sich 5 Kilometer weit ausdehnt, einen Raum von 200 Hektaren einnimmt und sich vor allen derartigen Etablissements nicht nur durch seine Größe, sondern auch durch seine zweckmäßigen Anlagen und eine bewunderungswürdige Ordnung auszeichnet. Erst Heinrich IV. gründete das Arsenal, und Richelieu erweiterte es. Bereits 1645 lieferte es eine Flotte von 36, im J. 1670 von 42 Linienschiffen. 1680 wurde durch Vauban der Neubau des Arsenals begonnen, in welcher Gestalt es im wesentlichen bis 1856 verblieb, wo eine Vergrößerung des Hafenbassins, ein fast durchgängiger Neubau des Etablissements sowie die Anlage zweier neuer Docks (es bestand bis dahin nur eins) in Angriff genommen und in wenigen Jahren vollendet wurden. Zum Arsenal gehört auch der 1682 eingerichtete Bagno, der einzige nach dem Gesetz von 1852 in Frankreich noch vorhandene. Derselbe dient als ein Depot für die, welche nach Cayenne und Neucaledonien deportirt werden sollen. Außer dem Hauptarsenal bestehen noch zwei bedeutende Hülfsarsenale, das von Castigneau im Westen und das von Mourillon im Südosten der Stadt. Eins der großartigsten Gebäude seiner Art ist das neue Marinehospital St.-Mandrier auf der Küste der Halbinsel Sépet mit einer sehr schönen Kapelle. T. zählt (1866) 77126 E. (gegen 84987 im J. 1861 und gegen 82705 im J. 1851, wo man die Umgebungen mit hinzurechnete). Die Stadt hat ein Lyceum, eine Hydrographische Schule nebst Sternwarte, ein Seminar für Schiffsprediger, eine Schule für Marineärzte, Schiffsjungen, Maschinenheizer u. s. w., eine Marineartillerie- und Infanterieschule, eine Gesellschaft für Wissenschaften und Literatur, einen Kunstverein, ein Museum, einen Botanischen Garten, eine Stadtbibliothek, eine Handelsbörse und eine Bankfiliale. Die Umgebung T.s liefert gute Weine (Coteau-de-Lamalgue), Oliven, Feigen, Südfrüchte und Kapern. Sehr bedeutend ist die Seefischerei. Die industrielle Thätigkeit der Stadtbevölkerung knüpft sich großentheils an das Arsenal, und auch zwei Drittheile der Einfuhren gehören den Approvisionnements der Flotte an. Es bestehen Werfte für Handelsschiffe, Fabriken für Tauwerk, Segeltuch, Tuch, Filzdecken, Bonnetrie- und Messerschmiedewaaren, Chocolade, Seife, Lichte, sowie mehrere Buchdruckereien, Gerbereien und Färbereien. In den letzten Jahrzehnten ist T. auch zu einer erheblichen Handelsblüte gelangt. Bedeutend ist besonders der Küstenhandel. T. hieß zur Zeit der Römer Telo Martius und war im Alterthum ohne Bedeutung. Im 5. oder 6. Jahrh. wurde es Bischofssitz, was es bis zur großen Revolution blieb. Nachdem es 889 die Sarazenen zerstört, baute es der Graf Wilhelm I. von Arles wieder auf. Nach dem Untergange der Grafen dieses Hauses 1032 erhielt es seine eigenen Grafen. In den J. 1178, 1196 und 1211 belagerten und verwüsteten es die Sarazenen aufs neue. Doch erholte es sich wieder unter den Grafen von Provence aus dem Hause Anjou, an die es durch Kauf gekommen war, und theilte dann die Schicksale der Provence. 1707 wurde die Stadt von den Verbündeten unter dem Herzoge von Savoyen und dem Prinzen Eugen zu Lande und von der holländ. Flotte zu Wasser bombardirt und größtentheils zerstört. Doch mußten die Verbündeten infolge der tapfern Vertheidigung des Marschalls Tessé endlich die Belagerung aufheben. 1744 fiel zwischen T. und den Hyerischen Inseln eine große Seeschlacht zwischen der engl. und franz.-span. Flotte vor, in welcher die erstere siegte. Während der Revolution übergaben 1793 die dem neuen System und dem Convente abgeneigten Bewohner und Soldaten in T. die Stadt durch freiwillige Uebereinkunft der engl. und span. Flotte unter dem Admiral Hood. Nun belagerten die Republikaner, denen an der Wieder-

eroberung dieses wichtigsten Kriegsplatzes am Mittelländischen Meere alles gelegen sein mußte, T. und eroberten dasselbe hauptsächlich durch Bonaparte's Kriegskunst, der hier zum ersten mal mit Auszeichnung genannt wird. Vor ihrem Abzuge aber zerstörten die Engländer einen großen Theil der Arsenale, verbrannten 20 Kriegsschiffe und Fregatten und führten die übrigen 3 Kriegsschiffe und 6 Fregatten mit hinweg. Hierdurch und noch mehr durch die darauf erfolgte harte Züchtigung von seiten der revolutionären Regierung verlor T. beträchtlich an Bevölkerung und Wohlstand. Durch den Krieg der Franzosen in Algier und die Colonisation dieses Landes hat T. in neuerer Zeit wieder erhöhte Wichtigkeit erlangt.

Toulouse (im Alterthum Tolosa), Hauptstadt des franz. Depart. Haute-Garonne und ehemals der Provinz Languedoc, am rechten Ufer der Garonne, am Südkanal und an der Südbahn (Bordeaux-Cette), von der hier Seitenstränge nach Albé, Foix, Auch und über Montrejau nach Bayonne gehen, in einer sehr fruchtbaren, aber flachen, reizlosen Ebene gelegen, hat größtentheils enge, krumme und schlechtgepflasterte Straßen, Häuser ohne Stil, aber auch mehrere monumentale Gebäude. Ueber die Garonne führt eine der schönsten Brücken, der 1543—1620 erbaute, früher mit einem Triumphbogen geschmückte Pont-Neuf, nach der Vorstadt St.-Cyprien, zunächst nach dem 1821—24 erbauten großartigen Château-d'Eau, welches täglich 5 Mill. Liter destillirtes Wasser liefert. Oberhalb des Pont-Neuf überspannt den Strom seit 1842 die Hängebrücke St.-Michel. Der Königsgarten mit dem Triumphbogen Ludwig's XV., die Quais, mehrere Alleen und Plätze mit Baumpflanzungen und Springbrunnen bilden schöne Promenaden, darunter die Allée-Lafayette mit der 1853 errichteten Marmorstatue Riquet's, des Erbauers des Südkanals, und der Dupuyplatz mit der Triumphsäule des Generals Dupuy. Die Kathedrale, ein geschmackloser Bau aus verschiedenen Jahrhunderten, ist seit 1864 im Umbau begriffen. Die schönste von allen Kirchen ist die 1860 restaurirte St.-Sernin- oder St.-Saturninkirche, die im wesentlichen 1091 in großartigem Stil erbaut wurde. Die Krypten dieser Kirche bergen die Gebeine des Bischofs Saturnin, sechs Apostelleiber und viele Reliquien. Die Jesuitenkirche hat interessante Statuen und Sculpturen. In der Kapelle der Inquisition zeigt man noch die Zelle des heil. Dominicus. Der erzbischöfl. Palast ist ohne architektonisches Interesse. Das Rathhaus oder Capitol, eins der schönsten Frankreichs, 1750—60 erbaut, enthält den Saal der Clemence Isaure, in welchem noch jetzt jeden 3. Mai die Akademie der Jeux floraux (s. d.) ihre Sitzung hält. Der Justizpalast steht auf der Stelle des Château-Narbonnais, davor die 1860 errichtete Bronzestatue des Cujacius (s. d.). Nahe der Sternwarte (43° 36′ 45,3″ nördl. Br., 19° 7′ 15″ östl. L. von Ferro) steht der Obelisk zur Erinnerung an die Schlacht vom 10. April 1814. Das Arsenal nimmt die ehemalige Kartause und Kirche St.-Pierre des Cuisines ein, das Museum ebenso ein sehenswerthes Augustinerkloster. Das große Hospital St.-Jacques, gegründet im 12. Jahrh., zum Theil im 18. Jahrh. umgebaut, erweitert und verschönert, hat ausgedehnte Gärten. T. zählte 1866 126936 E. und ist nach Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux und Lille die volkreichste Stadt Frankreichs. Es ist der Sitz des Erzbischofs von T. und Narbonne, zu dessen Diöcese die Suffraganbisthümer Montauban, Pamiers und Carcassonne gehören, eines reform. Consistoriums und eines jüd. Rabbinats, des Obercommandos des 6. Armeecorps und des Stabs der 12. Division, einer Artillerieverwaltung, eines Bergamts und anderer Administrationsbehörden, eines Appellationshofs für vier Departements, eines Assisenhofs u. s. w. Es bestehen ferner eine Ackerbau- und eine Handelskammer, eine Handelsbörse, eine Bankfiliale und eine Succursale des Crédit-foncier. T. gilt als die Gelehrten- und Künstlerstadt Südfrankreichs. Es befinden sich hier drei Theater, eine Universitätsakademie (für acht Departements) mit vier Facultäten (kath. Theologie, Jurisprudenz, Wissenschaften und Literatur), ein Priesterseminar und ein Lehrerseminar, ein Lyceum, eine medicinisch-pharmaceutische Vorbereitungsschule, eine Thierarzneischule, eine Artillerieschule, eine Taubstummenlehranstalt, eine Kunst- und Industrieschule, ein Conservatorium für Musik, ein Botanischer Garten, eine öffentliche Bibliothek von 60000 Bänden und 700 Handschriften, ein Kunst-, Alterthums- und ethnographisches sowie ein Ackerbaumuseum, die Akademie der Jeux floraux, eine Akademie der Wissenschaften, Inschriften und Literatur, u. s. w. Industrie und Handel haben in neuerer Zeit bedeutend zugenommen. Es bestehen zu T. eine kaiserl. Tabaksfabrik, eine großartige Eisen-, Stahl- und Maschinenfabrik, eine sehr bedeutende Kutschenfabrik, drei große Getreidemühlen, zwei hydraulische Baumwollspinnereien, Walzwerke für Metalle, Drahtzieherein, Fabriken für Eisengeräthe und Quincailleriewaaren, für Spiegel, Papier, Strumpf- und Posamentierwaaren, für Seidenstoffe, Gaze, Fayence, Porzellan, Marmorarbeiten u. s. w. T. hat große Magazine für alle Arten von Waa-

ren. Sein Handel umfaßt Cerealien, Wein, Pyrenäenmarmor, Bonholz, Oel, Seide, Cocons, Stohl- und Quincailleriewaaren, Leder und andere Manufacten. Auf den 12 Jahrmärkten kommen Tuch, Wolle, Pferde, Schlachtvieh, Ackerbaugeräthe, Getreide, Blumen u. ſ. w. zum Verkauf. Eine beſondere Berühmtheit haben die hier verfertigten Ententeber- und Trüffelpaſteten.

Toulouſe, ein uraltes ſouveränes Geſchlecht in Frankreich, dem das Gebiet und die Stadt gleiches Namens gehörte. Karl der Kahle entriß 844 die Grafſchaft T. einem frühern Beſitzer und verlieh dieſelbe an Fredelon, der zugleich Herzog von Aquitanien war. Als letzterer 852 ſtarb, folgte ihm in T., mit dem Herzogstitel, ſein Bruder Raimund I., der die Landſchaft Quercy mit T. vereinigte und die Herrſchaft in ſeiner Familie erblich machte. Raimund's Enkel, Odo, brachte Albigeois hinzu und hinterließ 919 die Länder ſeinem Sohne Raimund II., der 923 ſtarb. Des letztern Sohn und Erbe, Raimund Pons, ſchlug 924 die bis in die Provence vorgedrungenen Ungarn und erhielt von Rudolf, den er als König von Frankreich anerkannte, die Grafſchaft Auvergne und Aquitanien. Beide Länder blieben jedoch nicht bei dem Erbe des Hauſes. Nachdem Pons 950 geſtorben, folgte ihm ſein Sohn Wilhelm Tailleſer. Derſelbe erwarb 990 durch Vermählung mit Emma von Provence dieſes Land, vereinigte daſſelbe mit T. und ſtarb 1037. Sein Enkel Wilhelm IV., der keine Söhne beſaß, verkaufte 1088 die alleinige Grafſchaft T. an ſeinen Bruder Raimund IV. von St.-Gilles. Demſelben fiel ſpäter nicht nur die Provence zu, ſondern er wußte auch ſeine Staaten durch Albigeois, Quercy, Agenois, Rovergue und Périgord zu verſtärken. 1096 ſchloß ſich Raimund mit einem großen Heere dem Kreuzzuge Gottfried's von Bouillon nach Paläſtina an. Vor ſeiner Abreiſe übergab er die Provence an ſeinen Schwager Gilbert. Die Grafſchaft T. hingegen erhielt ſein Sohn Bertrand zur Verwaltung. Bertrand wurde aber alsbald vom Herzog Wilhelm von Aquitanien, der eine Tochter Wilhelm's IV. zur Gemahlin beſaß, aus T. vertrieben. Erſt 1100 vermochte er zurückzukehren, und 1105, nachdem ſein Vater nach vielen Schickſalen unweit Tripolis geſtorben, trat er die ſelbſtändige Regierung an. Auch er unternahm 1109 einen Kreuzzug, eroberte Tripolis und ſtarb daſelbſt 1112. Sein Sohn Pons erbte die Grafſchaft Tripolis. In T. folgte ihm jedoch ſein Neffe Alphons Jordanus. Da letzterer noch minderjährig, ſetzte ſich Wilhelm von Aquitanien 1114 zu T. abermals feſt, bis er 1119 von den Einwohnern vertrieben wurde. Jordanus kehrte hierauf in ſeine Staaten zurück, nahm 1146 das Kreuz und ſtarb 1148 in Paläſtina durch Gift. Schon unter ſeiner Regierung erſtarkte die vom aquitaniſchen Herzoge begünſtigte Sekte der Albigenſer (ſ. d.). Dem Jordanus folgten die beiden Söhne Raimund V. und Alphons II. gemeinſchaftlich. Letzterer ging indeſſen bald mit Tode ab. König Heinrich II. von England, der eine Enkelin Wilhelm's IV. zur Gemahlin hatte, glaubte darum Anſprüche auf T. zu beſitzen und bedrohte das Land mit einem ſtarken Heere. Raimund V. erhielt jedoch von Ludwig VIII. von Frankreich Unterſtützung, ſodaß die Engländer die Eroberung aufgeben mußten. Vergeblich ſuchte Raimund V. die Albigenſer durch Strenge zu unterdrücken. Nachdem er 1149 geſtorben, folgte ihm ſein Sohn Raimund VI. Von den Grauſamkeiten empört, die Papſt Innocenz III. in ſeinen Staaten zu begehen wagte, nahm Raimund VI. die Albigenſer in Schutz und wurde deshalb mit dem Banne belegt. Als der Papſt 1208 ſogar einen Kreuzzug gegen ihn zu Stande brachte, mußte er ſich unter den härteſten Demüthigungen unterwerfen und gegen ſeine eigenen Unterthanen zu Felde ziehen. Weil er ſich aber doch der Willkür des Papſtes nicht gänzlich fügen wollte, that ihn derſelbe abermals in Bann und ſchenkte die Grafſchaft T. dem Anführer des Kreuzheeres, dem grauſamen Simon von Montfort. Der König von Frankreich ſah dieſer Vernichtung ſeines mächtigen Vaſallen durch die fremden Eindringlinge ruhig zu. Raimund hingegen vertheidigte ſich zuletzt tapfer und hatte ſeine Länder faſt wieder erobert, als er 1222 ſtarb. — Sein Sohn Raimund VII. zwang den Sohn Simon's, Amalrich von Montfort, endlich zur Entſagung ſeiner Anſprüche auf T. Bald jedoch trat Amalrich ſeine vermeintlichen Rechte auf die Grafſchaft an Ludwig VIII. von Frankreich ab. Dieſer überzog darum Raimund VII. mit Krieg, der indeß 1226 durch des Königs Tod unterbrochen wurde. König Ludwig IX. legte hierauf 1229 den Streit durch einen Vergleich bei, nach welchem Raimund das Land jenſeit des Rhône dem Papſte, das Land zwiſchen Torn und Rhône an die Krone Frankreich abtrat. Den erſtern Theil erhielt er jedoch 1234 vom Papſt Gregor IX. zurück. Raimund VII. ſtarb, nachdem er noch einen kurzen Kampf mit Ludwig IX. beſtanden, 1249. Seine einzige Tochter Johanna vermählte ſich mit Ludwig's IX. Bruder, Grafen Alphons von Poitiers, und brachte demſelben T. zu. Alphons begleitete den König auf deſſen Kreuzzügen und ſtarb, zugleich mit ſeiner Gemahlin, 1271 in Italien. König Philipp III. vereinigte nun die Grafſchaft T. für immer

mit der Krone. Vgl. Catel, «Histoire des comtes de T.» (Toulouse 1623). — **Louis Alexandre de Bourbon**, ein natürlicher Sohn Ludwig's XIV. aus dem Umgange mit der Montespan (s. d.), wurde 6. Juni 1678 geboren und alsbald zum **Titulargrafen von T.** erhoben. Schon im Alter von fünf Jahren erhielt er die Würde eines Admirals von Frankreich. 1690 bewies er sich bei mehrern Gelegenheiten in den Niederlanden muthig. Im Spanischen Erbfolgekriege befehligte er eine Escadre und lieferte 24. Aug. 1704 dem engl. Admiral Rooke unweit Malaga ein blutiges, aber unentschiedenes Treffen. Nach dieser Waffenthat kehrte der Graf von T. ins Privatleben zurück. Ludwig XIV. legitimirte ihn und seinen Bruder, den Herzog von Maine, verlieh beiden den Vorrang vor den übrigen Pairs und erklärte sogar die Kinder der Montespan, im Falle die legitimen Bourbons erlöschen würden, für thronfähig. Als der Herzog von Orléans die Regentschaft antrat, wurden jedoch diese durch die Intriguen der Frau von Maintenon erzwungenen Bestimmungen alsbald umgestoßen. Nur der Graf von T., der sich sehr bescheiden bewies, behielt seine Würde auf Lebenszeit. Auch blieb er den Umtrieben gänzlich fern, die sein Bruder und seine Schwägerin gegen den Regenten anstifteten. 1723 heirathete der Graf von T. die Witwe des Marquis von Goudrin, Marie Sophie Victoire de Noailles, mit welcher er den Herzog von Penthièvre zeugte. Nach Fleury's Tode erhob ihn Ludwig XV. noch zum ersten Minister, wozu er aber keine Fähigkeiten besaß. Er starb 1. Dec. 1737 zu Rambouillet.

Touraine, alte franz. Landschaft, die im N. an Orléanais, im O. an Berri, im S. an Poitou und im W. an Anjou grenzte, 14 M. lang und fast ebenso breit war und ziemlich das Gebiet des jetzigen Indre-Loire-Departements umfaßte, hatte früher eigene Grafen, kam dann in die Hände der Engländer und, als diese aus Frankreich weichen mußten, an die franz. Krone, wurde 1356 zu einem Herzogthum erhoben und mehrmals an nachgeborene franz. Prinzen gegeben, aber 1584 nach dem Tode des Herzogs Franz von Alençon, des Bruders Heinrich's III., wieder mit der Krone Frankreich vereinigt. Die T. zeichnet durch Fruchtbarkeit sich so sehr aus, daß sie sprichwörtlich der Garten Frankreichs genannt wurde. Die Hauptstadt war Tours (s. d.).

Tourcoing, eine schöne Fabrikstadt von 38262 E. (1866) im franz. Nord-Departement, in einer fruchtbaren Gegend, an der Nordbahn, $1^3/_4$ M. nordöstlich von Lille, erfreute sich schon im 12. Jahrh. wegen ihrer Manufacturen eines guten Rufs, und hat auch jetzt sehr bedeutende Industrie in Woll-, Baumwoll- und Leinenwaaren, namentlich auch wichtige Fabriken für Tischzeug. 1863 bestanden in T. 52 Woll-, 13 Baumwoll- und 3 Flachsspinnereien, 12 Maschinen- und 14 andere Wollkämmereien, 53 Zeugfabriken, 11 Färbereien, 4 Teppich- und 16 Bonneteriefabriken sowie 12 sog. Ateliers de mécanique. Auch Baumwollbänder, Seife, Kartoffelmehl, Messerschmiedwaaren werden hier fabricirt. Außerdem unterhält die Stadt Buchdruckereien, Zucker- und Salzraffinerien, Bierbrauereien und Gerbereien und treibt, neben ihren fünf ansehnlichen Jahrmärkten, einen bedeutenden Handel, namentlich mit Fetten für Fabriken, mit Steinkohlen und mit ihren Fabrikaten (**Tourcoing-Artikel**). Die Ein- und Ausfuhr beläuft sich auf 13 Mill. Frs. T. besitzt keine architektonisch hervorragenden Bauten außer dem neuerdings aufgeführten Stadthause und der vor kurzem umgebauten St.-Christophskirche. Die Stadt hat zwei Friedens- und ein Arbeiterschiedsgericht, eine berathende Manufactur- und Gewerbekammer, ein Communalcollège, eine landwirthschaftliche und eine Gartenbaugesellschaft sowie mehrere wohlthätige Anstalten und Vereine. In der Umgegend baut man Getreide, Hopfen, Flachs, Oelgewächse und Taback. Bei T. fanden 25. Mai, 22 Juli und 27. Aug. 1793 Gefechte zwischen den Franzosen und Oesterreichern statt, und 18. Mai 1794 schlug Pichegru den Herzog von York auf der Linie von T. nach Pont à Marque.

Tourist (franz.) nennt man einen Reisenden, der keinen bestimmten, z. B. wissenschaftlichen Zweck mit seiner Reise verbindet, sondern nur reist, um die Reise gemacht zu haben und sie dann beschreiben zu können. Er muß ein Mann von feiner Weltbildung in Sitten, Gewohnheiten und Ansichten sein, außerdem aber in seinen Darstellungen eine möglichst unbegrenzte Subjectivität walten lassen. Es hängt deshalb ganz von der Persönlichkeit des T. ab, wie anziehend seine Reisebeschreibung sein, wie viel Belehrung dieselbe bieten kann. Im ganzen sind die Reisebeschreibungen der T. nur zur leichten Unterhaltungslektüre zu rechnen, da tieferes Eingehen auf einen Gegenstand ihre Sache meist nicht ist. Auch die Länder, welche von den T. aufgesucht werden, sind meist Gegenstand der Mode. Früher waren es besonders Frankreich, der Rhein, die Schweiz und Italien; in neuerer Zeit Skandinavien, Spanien, Portugal und ganz besonders der Orient bis nach Indien hin. Da sich der echte T. nach der herrschenden Mode richtet oder sie im besten Falle bestimmt, so hat in den Werken derselben zu verschiedenen

Zeiten auch ein verſchiedener Ton geherrſcht. Als noch unübertroffener Anfangspunkt dieſer ganzen Gattung von Literatur kann das «Sentimental journey through France and Italy» von Lorenz Sterne (ſ. d.) betrachtet werden; ihm in mancher Beziehung verwandt ſind Thümmel's (ſ. d.) «Reiſen in das mittägliche Frankreich». Als einer der erſten franzöſiſchen T. iſt Chateaubriand durch ſein «Itinéraire de Paris à Jérusalem» anzuſehen, dem ſich in neuerer Zeit Lamartine's «Voyage en Orient» (4 Bde., Par. 1835) angeſchloſſen hat. Am größten iſt die Zahl der T. und ihrer Schriften noch fortwährend in England, wo es ſchon vor langer Zeit das weſentliche Erforderniß an einen Mann von gutem Tone war, «die große Tour durch Europa» gemacht zu haben. Nach ihrem Vorbilde bildete ſich eine deutſche Touriſtenliteratur zuerſt mit den Werken des Fürſten Pückler (ſ. d.), dem ſich die Gräfin Hahn-Hahn (ſ. d.) mit zahlreichen Werken anſchloß. (S. Reiſebeſchreibung.)

Tournay, vläm. Doornick, eine Stadt auf beiden Seiten der Schelde in der belg. Provinz Hennegau, der Sitz eines Biſchofs, hat ſieben Vorſtädte, ſchöne Straßen und Quais, viele Kirchen, unter denen, außer St.-Quintin und St.-Jacques, die angeblich vom Frankenkönig Childerich gebaute, höchſt ſehenswerthe Kathedrale mit ſchönen Gemälden (von Jordaens, Rubens, Gallait u. a.) und fünf Thürmen ſich auszeichnet. Die Feſtungswerke wurden in neueſter Zeit abgetragen. Die Stadt beſitzt ein Athenäum (Gymnaſium), eine Malerakademie, eine Gemäldeſammlung, eine Geſellſchaft für Literatur und Geſchichte, ein Gericht erſter Inſtanz, eine Bibliothek von mehr als 30000 Bänden und 248 Handſchriften, ein biſchöfl. Seminar, fünf Hospitäler und ein Irrenhaus. Die Einwohner, etwas über 32000, fertigen wollene Stoffe, Strumpfwaaren, ſehr geſchätzte Teppiche, Leinwand, Band, Fayence, Seife und Lichter und treiben Handel mit dieſen Fabrikaten, mit den in der Nähe gebrochenen Bauſteinen, Schiefer, Kalk ſowie mit Getreide. T., das alte Tornacum oder Turris Nerviorum der Römer, war im 5. und 6. Jahrh. Sitz der merovingiſchen Könige, gehörte dann zu Frankreich, wurde aber im Madrider Frieden von 1525 mit den ſpan. Niederlanden vereinigt. 1581 ward T. heldenmüthig von der Fürſtin d'Epinoy (Marie de Lalaing), welcher neuerdings ein Denkmal von Dutrieux errichtet worden, gegen den Herzog von Parma vertheidigt. Von Ludwig XIV. 1667 nach langer Belagerung erobert, blieb es im Aachener Frieden bei Frankreich, wurde hierauf durch Vauban 1670 anſehnlich befeſtigt, jedoch 1709 von den Verbündeten unter Prinz Eugen und Marlborough wiedergenommen und im Utrechter Frieden 1713 an Oeſterreich zurückgegeben und als einer der acht Barrièreplätze von den Holländern beſetzt. Unter Ludwig XV. wurde es 1745 wieder von den Franzoſen gewannen und bis zum Aachener Frieden 1748 behauptet. Nach Aufhebung des Barrièretractats 1781 durch Kaiſer Joſeph II. ſchleifte man die Werke, ſtellte ſie aber, nachdem T. im erſten Pariſer Frieden von Frankreich an die Niederlande zurückgegeben worden, wieder her. Im Revolutionskriege fielen hier in der Mitte des Mai 1794 heftige Gefechte zwiſchen der öſterr.-engl. und der franz. Armee vor, in deren wichtigſtem 19. Mai der Herzog von York von Pichegru geſchlagen ward.

Tournefort (Joſ. Pitton de), berühmter franz. Botaniker, geb. zu Aix in der Provence 5. Juni 1656, ſtudirte bei den Jeſuiten daſelbſt und machte dann mehrere botan. Reiſen. 1683 erhielt er die Profeſſur der Botanik beim königl. Pflanzengarten zu Paris, für den er nun Außerordentliches leiſtete. Seine Vorleſungen und Excurſionen zogen zahlreiche Studirende herbei. 1691 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. Er war ſchon ſehr berühmt, als er ſeine «Éléments de botanique» (3 Bde., Par. 1694) herausgab, die er ſpäter als «Institutiones rei herbariae» (3 Bde., Par. 1700; neue Aufl. von Ant. de Juſſieu, 3 Bde., Lyon 1719) erſcheinen ließ. Eine philoſ. Anſicht von der Botanik als Wiſſenſchaft von der Organiſation des Pflanzenreichs hatte T. noch nicht. Die Botanik war ihm blos die Kunſt, die Pflanzen zu erkennen; aber unter dieſem Geſichtspunkte hat er Großes geleiſtet. T. gab ein Pflanzenſyſtem heraus, welches er auf den Bau der Blumenkrone und hinſichtlich der Gattungen auf die Art der Frucht begründete. Auf Antrag der Akademie wurde er 1700 von Ludwig XIV. nach der Levante geſchickt, von wo er viele neue Pflanzen und intereſſante Nachrichten mitbrachte, die er in «Voyage du Levant» (Par. 1717; 3 Bde., Lyon 1727; deutſch von Panzer, Nürnb. 1776) mittheilte. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Profeſſur der Medicin am Collége de France. Er ſtarb 28. Nov. 1708. Viele ſeiner Arbeiten ſind in franz. Geſellſchaftsſchriften zerſtreut. Plumier benannte ihm zu Ehren die Gattung Pittonia und Linné eine andere Tournefortia.

Tournefol, ſ. Crozophora.

Tours, Hauptſtadt des franz. Depart. Indre-Loire, ehemals der Provinz Touraine (ſ. d.),

am südlichen Ufer der Loire zwischen diesem Flusse und dem Cher in einer überaus reizenden und fruchtbaren Ebene voll Weingärten und Obstpflanzungen gelegen und durch Eisenbahnen mit Paris (direct und über Orleans), Nantes, Bordeaux, Le Mans (sowie künftig auch mit Bourges) verbunden, ist Sitz eines Erzbischofs, zu dessen Diöcese jetzt nur noch die vier Suffraganbisthümer Le Mans, Angers, Laval und Nantes gehören, des Obercommandos des 5. Armeecorps, des Stabs der 18. Division, einer Artilleriedirection, einer Handelskammer, einer Ackerbaukammer und einer Bankfiliale. Die Stadt hat ein Lyceum, das Collége St.-Louis de Gonzague, eine medic.-pharmacent. Vorbereitungsschule, ein großes und ein kleines geistliches Seminar, eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek von 40000 Bänden mit werthvollen Handschriften und dem Departementsarchiv, einen Botanischen Garten (seit 1843), ein Theater, Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst, ein Zellengefängniß, eine Irrenanstalt u. s. w. T. ist in der Bauart großentheils noch alterthümlich. Der Quai an der Loire mit einer Platanenallee und die Kaiserstraße, welche ganz T. durchschneidet, sind die besten Straßen; der neue Stadttheil ist modern-einförmig gebaut. Von den zahlreichen Kirchen, darunter auch eine reformirte, zeichnet sich die 1170—1547 in goth. Stil aufgeführte Kathedrale St.-Gatien aus durch Adel der Form, glänzende Fenster und durchbrochene Triforien, durch ihre in Farbenpracht glänzende Rose, schöne Portale und zwei 121 F. hohe Thürme von meisterhafter Arbeit. Von der einst prachtvollen Collegiatkirche des heil. Martin sind nur noch zwei Thürme aus dem 12. und 13. Jahrh. vorhanden. Außerdem sind bemerkenswerth der erzbischöfliche, der Justiz- und der Handelspalast, das Stadthaus, die Präfectur mit der Bibliothek, die Cavalerieksaserne mit der Tour de Guise, dem einzigen Reste des alten Schlosses der Grafen von T., das Hôtel Gouin, ein schönes Monument der Renaissance vom J. 1440, der elegante Bahnhof, die Hauptbrücke der Loire, eine der schönsten in Frankreich. Die Stadt zählt (1866) 42450 E., abgesehen von dem gleich einer Vorstadt gegenübergelegenen Städtchen St.-Symphorien mit 2579 E. T. war einst der Mittelpunkt der unter Ludwig XI. erblühenden Industrie Frankreichs und namentlich durch die Fabrikation von Seidenwaaren (Gros de T.) in ganz Europa berühmt. Unter Richelieu hatte diese Industrie 8000 Webstühle, 1700 Mühlen, außerdem 3000 Stühle für Seidenband, und beschäftigte über 20000 Arbeiter. Die Aufhebung des Toleranzedicts von Nantes 1685 versetzte der blühenden Stadt einen harten Schlag. Innerhalb fünf Jahren sank die Zahl der Einwohner von 80000 auf 33000, die der Seidenstühle auf 1200, die der Arbeiter auf 4000. Gegenwärtig sind die Hauptnahrungszweige der Stadt die Fabrikation von Seidenstoffen und Bändern, von Tuch, Teppichen, Decken, allen Arten von Canevas, von Leder, Schuhmacher-, Posamentier-, gewöhnlichen und feinen Thonwaaren, farbigem Glas, Bleiweiß und Glätte. Auch betreibt man Spinnerei, Färberei, Gerberei und Buchdruckerei, Wein- und Obstbau sowie bedeutenden Handel mit Fabrikaten, Wein, Branntwein, getrockneten Früchten, Hanf und Wachs. Es bestehen drei große Jahrmärkte, von denen jeder zehn Tage dauert. T. war die Hauptstadt der Turones oder Turoni in Gallia Lugdunensis und hieß unter den Römern Caesarodunum, später Turoni. Erst 1853 hat man Reste eines röm. Amphitheaters aus dem 1. oder 2. Jahrh. n. Chr. aufgefunden, das größer war als das von Nimes. Zur Zeit der Frankenherrschaft, bis ins 11. Jahrh., hatte T. eigene Grafen. Es war als die Stadt des heil. Martin (s. d.) der Anziehungspunkt unzähliger Pilger. 732 wurde es durch Karl Martell's Sieg bei Poitiers vor dem drohenden Angriff der Sarazenen gerettet. Im 16. Jahrh. der Schauplatz eines glänzenden Hoflebens, ward es unter Heinrich III. zum Sitz des Parlaments und der andern hohen Gerichtshöfe erkoren. Die Stadt war auch wiederholt der Versammlungsort der Reichsstände sowie mehrerer Concile und bis 1772 Münzstätte. 1/4 St. westlich von der Stadt, bei dem Dorfe La Riche, sieht man die geringen Reste des in der Revolutionszeit gänzlich zerstörten königl. Schlosses Plessis-lès-Tours, wo Ludwig IX. 1483 starb.

Tourville (Anne Hilarion de Cotentin, Graf), franz. Seeheld unter Ludwig XIV., geb. 24. Nov. 1642 zu Tourville (Depart. La Manche), widmete sich zeitig dem Seedienste und erhielt 1667 den Grad eines Schiffskapitäns. Als solcher unterstützte er 1669 den Herzog von Beaufort in der Expedition auf Candia, und 1671 kämpfte er unter d'Estrées gegen die Holländer. Im Feldzuge von 1675 diente er erst unter dem Chevalier de Valbette, nachher unter Duquesne. Besonders viel Muth und Geschick bewies er 1676 in der Schlacht bei Agosta, nach welcher er die Führung eines Geschwaders erhielt. Mit der Schiffsabtheilung des Marschalls von Vivonne vereinigt, stieß er 1677 unweit Palermo auf das brit.-holländ. Geschwader. Wiewol seine Streitkräfte geringer, griff er 2. Juni den Feind an und zerstörte 12 Kriegsschiffe und viele kleinere Fahrzeuge. 5000 Menschen und 700 Kanonen fanden in den Wellen ihren Unter-

gang, und außerdem wurde ein Theil von Palermo eingeäſchert. Nach dem Frieden zu Nimwegen wohnte T. unter Duquesne den Expeditionen gegen die Barbaresken bei. Nachdem er 1682 zum Generallieutenant der Seetruppen ernannt worden, unternahmen die beiden Seehelden den Zug gegen Tripolis und zerſtörten die Flotte bei der Inſel Chio. Im Aug. 1683 beſchoß er mit Duquesne zum erſten mal Algier, wie auch 1684. Hierauf erfolgte die Beſchießung und Demüthigung von Genua ſowie die Zerſtörung der Barbareskenflotte bei Ceuta und an der ſardin. Küſte. Nachdem Frankreich 1688 den Krieg gegen Holland abermals erklärt, nahm T. verſchiedene holländ. und ſpan. Schiffe und vereinigte ſich dann mit d'Eſtrées vor Algier, das 1. Aug. zum dritten mal ſtark beſchoſſen wurde. 1689 wurde T. zum Viceadmiral im Mittelmeer erhoben. Er mußte nun ſeine Escadre mit der Flotte des Grafen von Château-Regnault vereinigen und mit demſelben eine Demonſtration gegen Irland zu Gunſten Jakob's II. unternehmen. Beide Anführer begegneten 20. Juli 1690 der 112 Segel ſtarken vereinigten brit.-holländ. Flotte bei der Inſel Wight. Die brit. Abtheilung nahm bald den Rückzug, die Holländer hingegen hielten aus und verloren durch T.'s Anſtrengungen 15 Schiffe. Nach der Schlacht ſetzte T. den Engländern nach und zerſtörte 12 Schiffe und viele Transportfahrzeuge in der Bai von Teignmouth. Um die Landung der Jakobiten an den brit. Küſten zu bewerkſtelligen, ließ hierauf Ludwig XIV. zwei große Escadres zu Toulon und zu Breſt ausrüſten, deren eine d'Eſtrées, die andere T. befehligte. Zugleich ſollte letzterer das Obercommando führen. Mit der Weiſung, daß er den Feind unter allen Umſtänden angreifen möge, lief er mit 44 Schiffen aus und begegnete 28. Mai 1692 auf der Höhe des Cap de la Hogue der 88 Segel ſtarken brit.-holländ. Flotte unter dem Admiral Ruſſell. T. vollzog den Befehl Ludwig's XIV. und begann während eines dichten Nebels die Schlacht, die vom Morgen bis 10 Uhr abends dauerte. Wiewol T. 12 Schiffe verlor und der Uebermacht endlich weichen mußte, war doch dieſe Niederlage ſeine glänzendſte Waffenthat. Im März 1693 verlieh ihm der König den Marſchallsſtab. Begierig, ſeinen Unfall zu rächen, verließ T. 26. Mai 1693 an der Spitze von 71 Kriegsſchiffen den Hafen von Breſt und begegnete auf der Höhe des Cap St.-Vincent einem großen brit.-holländ. Convoy, das von 27 Linienſchiffen begleitet wurde. Er eröffnete am 27. den Angriff und eroberte an dieſem und dem folgenden Tage 27 Kriegs- und Handelsfahrzeuge; 45 andere wurden zerſtört. Außerdem vernichtete er beim Verfolgen eine Menge Handelsſchiffe, ſodaß die Engländer und Holländer einen außerordentlichen Verluſt erlitten. 1694 hatte T. den Auftrag, die Operationen des Herzogs von Noailles in Catalonien zu decken, und von 1695—98 führte er den Befehl über die Küſten des ſüdl. Frankreich. Bei dem Ausbruch des Spaniſchen Erbfolgekriegs ſollte er den Befehl über die geſammte Seemacht im Mittelmeer übernehmen. Er ſtarb jedoch 28. Mai 1701.

Touſſaint (Anna Luize Geertruide), eine vorzügliche niederländ. Romandichterin, geb. 16. Sept. 1812 zu Alkmaar, betrat die ſchriftſtelleriſche Laufbahn 1837 mit dem Romane «Almagro», welchem 1838 «De Graaf van Devonshire» und 1840 «De Engelsche in Rom» folgten. Schon dieſe Arbeiten fanden großen Beifall bei ihren Landsleuten. Noch mehr verbreitete ſich ihr Ruf durch «Het Huis Lauernesse» (2 Thle., 1841), ein hiſtor. Roman aus der Reformationszeit, der in mehrere Sprachen überſetzt wurde. Hieran ſchloß ſich ihr vorzüglichſtes Werk, die Leiceſter-Romane «Leycester en Nederland», «De vrouwen van het Leycester'sche Tijdperk» und «Gideon Florensz» (zuſammen 9 Thle., 1851—54). Sie nimmt nicht nur die Stoffe zu ihren größern Romanen und kleinern novelliſtiſchen Arbeiten faſt nur aus der vaterländiſchen Geſchichte, ſondern gehört auch durch das echt niederländ. Gepräge in Sprache und Darſtellung ihrem Vaterlande an. Mit einer reichen Phantaſie begabt, vermag ſie mit Leichtigkeit in alle Verhältniſſe der Zeit und des Orts ſich hineinzudenken und das Alte durch den Hauch einer friſchen Naivetät von neuem zu beleben. Damit verbindet ſie einen ſichern hiſtor. Takt, der mit hellem Blick Ereigniſſe und Charaktere durchſchaut. Ein chriſtl. Sinn prägt ſich in allen ihren Schriften aus, die bei der geſchichtlichen Treue, mit welcher ſie die Details vorführt, ſelbſt einen gewiſſen hiſtor. Werth behaupten. Ihre ſämmtlichen Schriften ſind ins Deutſche überſetzt worden. 1845 ertheilte ihr die Stadt Allmaar durch förmliche Acte das Bürgerrecht. 1851 vermählte ſich die Schriftſtellerin mit dem Maler Bosboom im Haag, deſſen Kunſtleiſtungen auch im Auslande geſchätzt ſind.

Touſſaint Louverture, ein Neger auf Haïti, wurde 1743 auf einer Pflanzung des Grafen Noé, unweit des Cap Français, geboren. Sein Drang nach Kenntniſſen erwarb ihm die Gunſt des Oberaufſehers der Plantage, der ihm ſeinen Zuſtand zu erleichtern ſuchte und ihm wiſſenſchaftliche Beſchäftigung geſtattete. Als 1791 die erſte Negerempörung auf San-Domingo

ausbrach, nahm T. erst, nachdem er seinen Herrn in Sicherheit gebracht, bei dem Negerheere Dienst. Er stieg sehr schnell im Commando und war 1793 Divisionsgeneral. Als solcher entwickelte er ebenso viel Genie als Kenntniß der Kriegskunst und Staatsverwaltung; Grausamkeiten wider die Weißen hat man ihm nur mit Unrecht zur Last gelegt. Weil er 1796 den in der Capstadt bei einem Volksaufstande zum Gefangenen gemachten franz. General Laveaux befreite und als Gouverneur wiedereinsetzte, wurde er zum franz. Divisionsgeneral und Gouvernementsstellvertreter auf San-Domingo und wegen seiner glücklichen Unternehmungen gegen die Engländer 1797 zum Obergeneral aller Truppen auf San-Domingo ernannt. Bald indeß suchte sich T. von dem franz. Directorium unabhängig zu machen. Als daher der Divisionsgeneral Hedouville dem General Rigaut befahl, T.'s Befehle nicht anzuerkennen, brach 1799 zwischen T. und Rigaut, dem Oberhaupte der Mulatten in den südl. Departements der Insel, der Bürgerkrieg aus, infolge dessen T. Meister der ganzen Colonie wurde. Er stellte die Ordnung im Norden wieder her und schickte die franz. Abgeordneten nach Frankreich zurück. Als aber Bonaparte wahrnahm, daß T. überhaupt die Insel unabhängig zu machen strebte, sendete er 1801 eine Expedition unter dem General Leclerc nach Haïti ab. T. versuchte zwar Widerstand, wurde aber geschlagen und mußte sich in die Wälder zurückziehen, endlich auch in Unterhandlungen treten. Leclerc nahm seine Unterwerfung an, ließ ihn jedoch infolge verrätherischer Intriguen der Negergenerale Dessalines und Chrisstoph verhaften und nach Frankreich einschiffen. Hier wurde er treulosserweise als Gefangener nach der Festung Joux bei Pontarlier gebracht, wo man ihn 27. April 1803 in seinem Zimmer todt fand. (S. Haïti.)

Tower (spr. Taur, entstanden aus franz. tour, d. i. Thurm), die berühmte Citadelle an der Ostseite der City von London (s. d.), am Ufer der Themse, in der Nähe der Londonbrücke, ist mit Wällen und Wassergräben nach alter Art umgeben und bildet ein 20 Morgen großes Quadrat mit einem viereckigen Thurme in jedem Winkel. Der Sage nach wird der Ursprung des Baues den Römern zugeschrieben. Gewiß ist, daß hier Wilhelm der Eroberer 1078 eine Zwingburg baute, die als der älteste Theil der Feste noch jetzt vorhanden ist und der Weiße Thurm (White Tower) genannt wird. Im Laufe der Jahrhunderte wurden nach Bedürfniß erst die andern Baulichkeiten und Vertheidigungswerke hinzugefügt, und noch Wilhelm III. ließ bedeutende Erweiterungen vornehmen. In der Geschichte Englands spielte der T. eine wichtige, meist grausenhafte Rolle. Ursprünglich diente er den Königen zum Wohnorte; doch hörte dies schon seit Heinrich VIII. auf. Auch war es bis zu Jakob II. herab Sitte, daß sich die Könige bis zur Krönung im T. einschlossen, oder wenigstens eine königl. Sitzung darin abhielten. Seit den ältesten Zeiten, besonders aber seit Heinrich VIII., gab die Feste das Staatsgefängniß für hohe Personen ab, und ihre Wände waren die Zeugen der blutigsten Verbrechen. Heinrich VI., George, Herzog von Clarence, Eduard V. und dessen Bruder, Richard, Herzog von York, wurden im T. heimlich ermordet. Anna Boleyn und Katharina Howard, die Gemahlinnen Heinrich's VIII., wurden vor der Towerkapelle enthauptet. Johanna Gray und eine Menge brit. Großen und Staatsmänner stiegen aus dem T. auf das Schaffot, zuletzt die Lords Kilmarnock, Balmerino und Lovat 1746. Der nördlich an das Gebäude stoßende Hügel, Towerhill, war der gewöhnliche Executionsplatz für die politisch Angeschuldigten. Der Haupteingang zum T. ist ein Doppelthor an der Westseite. Auf den Wällen befinden sich 60 Kanonen, mit denen bei feierlichen Gelegenheiten gefeuert wird. Das Obercommando in der Feste führt ein Constable. Die Hauptgebäude, welche die Ringmauer umfaßt, sind der alte oder weiße T., der Bloody-, Bell-, Beauchamp-, Develin- und Martintower, die Peterskirche, die von Eduard I. erbaute alte Kapelle, das Feldzeugmeisteramt, die Niederlage der Kronkleinodien (Jewel House), die Waffenmagazine, die Kaserne für die aus Landmiliz und Linieninfanterie bestehende Besatzung. Außerdem haben die vielen Beamten und Aufseher, darunter der Gouverneur, ihre Wohnungen innerhalb der Festung. Am 31. Oct. 1841 wurden die Gebäude, welche die Waffenvorräthe bargen, durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört. In zwei großen Waffenmagazinen waren in künstlicher Ordnung 280000 Flinten und viele schwere Geschütze aufgespeichert, die bis auf einige tausend zu Grunde gingen. Ein anderes Magazin, die Rüstkammer, enthielt die zahlreichen Trophäen und eine merkwürdige Sammlung alter Rüstungen und Waffenstücke, welche die Flammen ebenfalls zum Theil verzehrten. Das große, aber wenig geordnete Archiv, neben welchem sich 200 Fässer Pulver befanden, die Landkartensammlung und die Kronjuwelen wurden glücklich gerettet. Vgl. Bayley, «History of the T.» (2 Bde., Lond. 1821); Britton, «Memoirs of the T. of London» (Lond. 1830).

Towianski, ein poln. Mystiker, der Sohn eines Gutsbesitzers, wurde um 1800 in Litauen

geboren. Im Jünglingsalter war er mehrere Jahre hindurch blind, und dieser Zustand, in Verbindung mit lebhafter Einbildungskraft, mag den Keim zu seiner Schwärmerei gelegt haben. Das Studium auf der Universität Wilna, wo die Jugend (großentheils spätere Anhänger T.'s) damals überhaupt in einem begeisterten ideellen Streben begriffen war, leistete der schwärmerischen Geistesrichtung T.'s großen Vorschub. Nachdem er auf eine angeblich wunderthätige Weise das Augenlicht wieder erlangt, wurde er einige Zeit darauf Notar bei einem Kreisgericht und verheirathete sich. Schon damals sprach er von Offenbarungen, die er gehabt, von Unterredungen mit Geistern, Heiligen und der Mutter Gottes. Bald gab er sich für den heil. Petrus, seine Frau für die heil. Philomele aus. Die Lehre von der Seelenwanderung scheint diesen Einbildungen zu Grunde gelegen zu haben. Die Regierung ließ ihn endlich wegen dieses Treibens unter Aufsicht in ein Spital bringen. Da sich aber seine Schwärmerei als unschädlich erwies, ward er wieder freigelassen und lebte seitdem längere Zeit zurückgezogen auf seinem Gute. An dem Aufstande der Polen 1830 nahm er keinen Antheil, indem er verkündete, daß derselbe zu nichts führen werde. Nach der Revolution ging er nach Rußland, verweilte längere Zeit in Petersburg, reiste später ins Ausland und hielt sich zunächst in Posen auf. Hier gab er sich nun offen für einen Gottgesandten aus, suchte für seine Lehre Proselyten zu machen und trat selbst mit dem Erzbischof Dunin in öftere Unterredung. Da er sich keine Geltung zu verschaffen vermochte, wandte er sich nach Dresden und, als er auch dort keine leichtgläubigen Landsleute fand, nach Brüssel, um daselbst den frommen General Skrzynecki zu bekehren. Für diesen schrieb er die sog. «Biesiada», eine Art Sermon, die eigentliche Grundlage seiner Lehre. Der Versuch mit Skrzynecki mislang indessen gleichfalls. So ging er denn zuletzt nach Paris, um sein Glück unter den poln. Emigranten zu versuchen, unter denen er Bekannte von Wilna her hatte, darunter den Dichter Mickiewicz. Letztern wußte er zu gewinnen, indem er vorgab, von Gott an ihn und durch ihn an die Emigration eine Mission erhalten zu haben. Eine geheimnißvolle Heilung der geisteskranken Gattin des Dichters im Sommer 1841 gewann ihm dessen unbedingtes Vertrauen. Mickiewicz, der zu der Zeit Professor der slaw. Sprachen und Literaturen am franz. Collége war, wurde nun selbst, sogar vom Katheder, Verkünder der Lehre T.'s, die nichts Geringeres als die völlige Umgestaltung des socialen Zustandes der Menschheit bezweckte. Es sollte dies jedoch nicht etwa geschehen durch eine Reform des Bestehenden, sondern durch die Erhebung und Erhaltung des Menschen, vermittels einer innern Ueberwindung und Spannung, im Zustande beständiger Begeisterung, die allein die Begriffe des Lichts, der Wahrheit und der Liebe zu erfassen und zu verwirklichen im Stande sei. Diese Lehre ward «Messianismus» benannt, und Mickiewicz entwickelte sie, außer in seinen Vorlesungen, noch besonders in «L'église officielle et le Messianisme» (2 Bde., Par. 1842—43). T. selbst, nachdem er auf einen Theil der Emigration einen großen, fast magischen Eindruck gemacht, trat nach einem Gottesdienste in der Notre-Damekirche 1841 öffentlich als Messias der Menschheit, insbesondere Polens auf und verkündigte die Wiederherstellung Polens als nahe bevorstehend. Die eifrigsten unter den Anhängern wurden zu einem Verein unter Vorsitz Mickiewicz' und T.'s verbunden und hielten regelmäßige Sitzungen, die zu den tollsten Gerüchten Anlaß gaben. Dies sowie die angebliche Vorhersagung des Todes des Herzogs von Orléans veranlaßte die Regierung, T. aus Frankreich zu verweisen. Er begab sich zunächst nach Brüssel, dann nach der Schweiz, später nach Rom. Auch von hier wegen seines Auftretens ausgewiesen, kehrte er wieder nach der Schweiz zurück, wo er in der Zurückgezogenheit verschollen ist. Die poln. Emigration in Frankreich trat nach und nach von der Schwärmerei zurück, und die Sekte löste sich auf.

Toxikologie (die Lehre von den Giften), s. Gift.

Trab ist die Gangart des Pferdes, in der es sich mit übers Kreuz gehobenen und niedergesetzten Vorder- und Hinterfüßen rasch und taktmäßig fortbewegt. Der T. ist bei der Cavalerie und Artillerie (gewöhnlich 300 Schritt in der Minute) die Norm für alle Evolutionen, weil er Schnelligkeit mit Schonung der Kräfte verbindet. Es gibt Pferderassen, bei welchen durch sorgfältige Inzucht diese Gangart bis zur größten Vollkommenheit und Schnelligkeit ausgebildet ist; sie heißen daher auch Traber. Die berühmtesten sind die russ. Orlow-Traber der Gestüte Chränowoi und Tschesmenka, namentlich die Abkommen der berühmten Vaterpferde Smetanka und Barß. Auch Nordamerika erzeugt in der Neuzeit ausgezeichnete Traber.

Trabanten hießen im Mittelalter die Leibwachen hoher Personen, als die beständigen Begleiter ihrer Herren. Gewöhnlich verrichteten sie ihren Dienst zu Fuß, weil ihnen besonders die Bewachung der innern Räume der fürstl. Schlösser übertragen war; doch werden auch T. zu Pferde erwähnt, welche ihren Herrn im Gefecht schützen mußten. Man wählte nur die tapfersten

und treueſten Leute zu dieſem Dienſt und betrachtete denſelben als einen Ehrenpoſten. Sie waren mit Hellebarden und mit Seitengewehren bewaffnet, mit dem Helm, auch wol mit einem Küraß verſehen, und durch auszeichnende, meiſt ſpan. Kleidung geſchmückt. — T., als Begleiter der Hauptplaneten, werden auch die Nebenplaneten (ſ. d) oder Monde genannt.

Tracheen heißen die Athmungswerkzeuge der Inſekten und eines Theils der Spinnenthiere. Sie beſtehen in bloßen Luftröhren, die zu mehrern auf beiden Seiten des Leibes liegen, nach außen in verſchließbare Luftlöcher (stigmata) ausmünden, nach innen aber die Luft durch mannichfache Verzweigungen in alle Theile des Körpers führen.

Tracheotomie oder **Luftröhrenſchnitt** iſt eine chirurgiſche Operation zur Eröffnung der Luftröhre bei Athmungshindernissen im Kehlkopf, z. B. bei der Bräune, bei Verſchluß des Kehlkopfs durch verſchluckte Körper, durch Geſchwülſte u. dgl. Die Operation bleibt natürlich ohne Erfolg, wenn das Hinderniß für den Luftwechſel tiefer ſitzt als die vom Halſe aus zugänglichen Theile der Luftröhre, alſo z. B. bei der Diphtheritis (ſ. d.), oder wenn ſich bereits eine ſelbſtändige Erkrankung der Lungen (Entzündung) dem urſprünglich vorhandenen Leiden hinzugeſellt hat. In den andern Fällen, wo der Tod durch Erſtickung eintreten müßte, iſt dagegen die T. von ausgezeichnetem Erfolg. Das Weſentliche der Operation beruht darin, daß eine Oeffnung in die Luftröhre geſchnitten wird. Da ſich dieſe bald wieder ſchließen würde, ſo muß ſie, wo dies nicht geſchehen ſoll, durch Einlegen von Röhren offen gehalten werden, wozu man ſich beſonders dazu conſtruirter Kanäle aus Metall bedient, die nahezu halbkreisförmig gebogen ſind und an dem außen liegenden Ende einen ſchildförmigen Rand haben, um das Hineingleiten der Röhre in die Luftröhre zu verhindern. Um dieſe Kanäle leicht von Schleim u. dgl. reinigen zu können, ohne ſie ſelbſt aus ihrer Lage bringen zu müſſen, beſtehen ſie in der Regel aus zwei genau ineinander paſſenden Röhren, von welchem man die innere leicht aus der äußern herausnehmen kann. Um den Eintritt von Staub u. dgl. in die Lunge zu hindern, legt man ein Stück Zeug über die Oeffnung. Nach Beſeitigung der Gefahr werden die Kanäle herausgenommen und die Oeffnung zum Heilen gebracht, wozu meiſt noch eine beſondere Operation erforderlich iſt. Nach Verſchluß des Lochs vermag der Kranke wieder zu ſprechen, was vorher nur möglich iſt, wenn die Oeffnung geſchloſſen wird, ſodaß die Luft durch den Kehlkopf ſtreichen kann.

Trachyt iſt ein Geſtein, deſſen Hauptmaſſe aus graulich-weißem, gelblichem, röthlichem, auch grünlichem Feldſpat, glaſigem Sanidin oder Oligoklas beſteht, in welcher Kryſtalle glaſigen Feldſpats, oft auch Glimmerblättchen, Augittheilchen oder Hornblendenadeln liegen. Daſſelbe kommt beſonders in Gegenden vor, deren ganze Bildung auf frühere vulkaniſche Erſcheinungen deutet, namentlich in Ungarn, dem Siebengebirge am Rhein, in der Auvergne u. ſ. w. und bildet ſehr eckige und pittoreske Bergformen. Aber auch viele Laven noch thätiger Vulkane gehören zum T., und man nennt ſie in dieſem Falle Trachytlaven im Gegenſatze zu den Baſaltlaven.

Tractat (traité) heißt ein zwiſchen verſchiedenen Staaten abgeſchloſſener Vertrag. Unter Tractaten in der Mehrzahl werden aber gewöhnlich die dem wirklich geſchloſſenen Vertrage vorausgehenden Unterhandlungen, die gegenſeitigen Anträge und Erklärungen verſtanden, und in dieſem Sinne braucht man auch unter Privatperſonen den Ausdruck Tractaten. Dieſe ſind noch für keinen Theil verbindlich. Erſt durch den völligen Abſchluß, durch Unterzeichnung, in gewiſſen Fällen durch gerichtliche Anerkennung und Beſtätigung, in den Verträgen der Staaten untereinander durch Auswechſelung der Ratification (ſ. d.) gehen die Tractaten in den förmlichen Vertrag über.

Tractätchen heißen kleine, auf religiöſe Bearbeitung der niedern Volksklaſſen berechnete Schriften, welche durch Agenten und Colporteure frommer Vereine herumgetragen und meiſtens unentgeltlich verbreitet werden. Sie gelten bei den Vereinen pietiſtiſcher Richtung als ein Hauptbeförderungsmittel ihrer Tendenzen und werden von förmlich eingerichteten, ſog. Tractätchengeſellſchaften oder Tractätchenvereinen geſchaffen und unter das Volk gebracht. Dieſe Vereine ſind meiſt mit den Miſſionsgeſellſchaften verbunden. Sie entſtanden, wie dieſe, zunächſt in England, verbreiteten ſich von da nach Frankreich, Deutſchland und andern Ländern und entwickeln unausgeſetzt eine große Thätigkeit. Namentlich werden in Deutſchland aus dem Wupperthale, durch den Calwer Verlagsverein, durch das Rauhe Haus, aus Berlin durch den Evangeliſchen Bücherverein u. ſ. w. eine ungeheuere Menge von T. verbreitet. Die ohnehin dem Pietismus eigene ſimliche Weiſe der Frömmigkeit pflegt in dieſer Art Literatur mit beſonderer Ungenirtheit ſich geltend zu machen. Die Wirkung derſelben auf das Volk iſt daher häufig eine überaus ſchädliche, indem ſie, ſtatt reinern religiöſen Anſchauungen Eingang zu bereiten, nur dem Aberglauben ſowie einer ungeſunden Pflege des Gefühls- und Phantaſielebens Vorſchub leiſten.

Tractorie oder **Zuglinie** heißt in der höhern Mathematik jede Curve, bei welcher der zwischen irgendeinem Punkte und einer andern gegebenen Curve (der Directrix) liegende Theil der Tangente jenes Punktes eine constante Größe hat. Die merkwürdigste und am meisten untersuchte ist die Hugeniſche (so genannt von Huyghens), deren Directrix die gerade Linie ist.

Tradition, das lat. traditio, so viel als Lehre oder Ueberlieferung, heißt in der kath. Kirche die neben der in der Heiligen Schrift enthaltenen Offenbarung Gottes mündlich in der Kirche fortgepflanzte göttliche Belehrung. Nach dem strengern Begriffe ist darunter eine wörtlich von Jesu und den Aposteln her theils zur Ergänzung, theils zur Erklärung des Schriftworts fortgepflanzte Geheimlehre zu verstehen, welche von den Bischöfen in ununterbrochener Succession von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, den Gemeinden aber nur so weit, als das praktische Bedürfniß es erfordert habe, mitgetheilt worden sei. Diese Vorstellung gestattete aber auch die Deutung, daß der Heilige Geist nur das rechte Verständniß der göttlichen Wahrheit in der Kirche ununterbrochen erhalte, sodaß alle weitern, unter gegebenen Umständen nothwendig werdenden kirchlichen Festsetzungen in Lehre und Sitte nur immer genauere Erläuterungen des ursprünglichen Sinnes seien. Im erstern Falle gäbe es gar keinen, im letztern Falle nur eine formelle Entwickelung; in beiden Fällen aber bleibt die Unfehlbarkeit dieser Ueberlieferung durch die Unfehlbarkeit der Kirche gesichert, welche wieder auf der ununterbrochenen Succession des Heiligen Geistes im bischöfl. Amte beruht. Seine Ausbildung erhielt der röm. Traditionsbegriff erst durch den Gegensatz zu dem prot. Schriftprincip. Schon das christl. Alterthum kennt die T. im Sinne einer mündlichen Weiterpflanzung apostolischer Lehren und Ordnungen durch das bischöfl. Amt, die in der sog. Glaubensregel und den apostolischen Constitutionen zusammengefaßt, nachmals auch schriftlich verzeichnet und unter Leitung des Heiligen Geistes je nach Bedürfniß näher erläutert worden sei. Daher führte man schon im 2. Jahrh. auf unmittelbar apostolische Einsetzung zurück, was sicher erst das Resultat kirchlicher Entwickelung war und nur in seinen ersten Keimen auf die Apostelzeit zurückging. Aber die immer allgemeiner herrschend gewordene Vorstellung in der Kirche legte das Hauptgewicht nicht auf die apostolische, sondern auf die kirchliche T. oder auf die Uebereinstimmung mit der vom Heiligen Geiste geleiteten kirchlichen Vergangenheit, deren Zeugnisse man aus Concilienbeschlüssen und Schriften der Väter sorgfältig zusammenstellte. Später traten noch die päpstl. Decretalen als Autoritäten für die Entscheidung streitiger Fragen hinzu. Die Unfehlbarkeit der Kirche vertrat sonach den in den meisten Fällen überdies unmöglichen histor. Nachweis apostolischen Ursprungs. Erst im Streite gegen den Protestantismus versuchte man, die T. als mündlich überliefertes Gotteswort nicht blos der Heiligen Schrift ebenbürtig zur Seite zu stellen, sondern zugleich von dem Ansehen der Kirche selbst noch zu unterscheiden. Indessen hat es niemals gelingen wollen, diese T. auf einen klaren Begriff zu bringen. Der zu Trient gemachte Vorschlag einer vollständigen Codification aller in der Kirche aufbewahrten T. wurde zurückgewiesen, um künftigen kirchlichen Entscheidungen, für die man ebenfalls auf die T. sich berufen mußte, nicht den Weg zu verlegen. Dafür unterschied die kath. Dogmatik zwischen traditiones divinae, apostolicae und ecclesiasticae, von denen nur die beiden ersten dem aufgestellten strengern Begriffe entsprechen, schwankte aber bis auf den heutigen Tag über die Einreihung der kath. Dogmen und Bräuche unter die eine oder andere Kategorie. Auch die Unterscheidung von traditiones universales und particulares, perpetuae und temporariae, necessariae und liberae war vielfach eine willkürliche. Gegenüber den unabweisbaren Zeugnissen der Geschichte für den spätern Ursprung vieler der wichtigsten kath. Lehren und Bräuche ließ die Berufung auf die «kirchliche» T. immer einen Ausweg offen, dessen entschlossene Betretung aber die ganze Traditionstheorie, sofern sie noch neben dem Satze von der Unfehlbarkeit der Kirche aufgestellt wurde, im Grunde überflüssig macht. Daher sind die neuern kath. Dogmatiker seit Staudenmaier und Möhler dazu zurückgekehrt, den Traditionsbegriff überhaupt als die stetige Leitung der Kirche durch den göttlichen Geist, also als eine unfehlbar vollkommene Entwickelung des kirchlichen Bewußtseins, welche alle Irrthümer und Mißgriffe ausschließt, zu fassen. Der ältere Protestantismus richtete seine Polemik speciell gegen den tridentinischen Begriff der T. als eines ungeschriebenen Gotteswort neben der Heiligen Schrift und zeigte nicht nur die Unwahrscheinlichkeit und Unerweislichkeit einer unversehrten Bewahrung desselben durch die Jahrhunderte, sondern lieferte auch für zahlreiche angeblich göttliche und apostolische T. den Nachweis ihres jüngern Ursprungs, wogegen er nicht nur die histor. Zeugnisse der Kirchenväter (traditio historica), namentlich die auf Entstehung und Sammlung der biblischen Bücher bezüglichen, sondern auch die Schriftauslegungen der Väter (traditio exegetica) und die in den alten Bekenntnissen und Zeugnissen der Väter niedergelegte dogmatische Ueberlieferung (traditio

dogmatica), letztere freilich auch nur als richtige Auslegung des echten Schriftsinns in Ehren hielt. Während aber der Katholicismus nach seinem weitern Begriffe von der T. die Heilige Schrift selbst als Bestandtheil derselben betrachtete und das Ansehen der Bibel mit Augustin auf das Ansehen der Kirche begründete, lehnte der Protestantismus diese Ansicht beharrlich ab, hob die Heilige Schrift als allein zuverlässige Quelle des «Worts Gottes» auf den Schild und behauptete, daß dieselbe weder der Ergänzung noch der Erläuterung durch die T. bedürftig, am allerwenigsten aber derselben ein- oder unterzuordnen sei. Im tiefsten Grunde bewegte sich also der Streit um den Gegensatz des absoluten Schriftprincips und der absoluten Kirchenautorität, ein Gegensatz, welcher der Natur der Sache nach jede vernünftige Schlichtung ausschloß. In dem Maße, als man protestantischerseits anfing, die menschliche Entstehung der biblischen Bücher anzuerkennen und sie als erstes Glied in der Reihe kirchlicher Literaturproducte zu betrachten, mußte auch der aufs äußerste gespannte Gegensatz von Schrift und T. seine Schärfe verlieren. Die Anerkennung eines christl. Geisteslebens und Glaubensbewußtseins, welches ebenso wie in der Schrift auch in der kirchlichen Lehrüberlieferung seinen Ausdruck gefunden habe, zu beiden also sich wie das Bleibende im Wechsel, wie das Wesen zur Erscheinung verhalte, führte eine Annäherung an die moderne kath. Theorie von dem stetig im Flusse begriffenen Gesammtleben der Kirche herbei, welche protestantischerseits in Schleiermacher, katholischerseits in der Aneignung Schleiermacher'scher Gedanken durch Möhler ihren bestimmtesten Ausdruck fand. Dennoch blieb auch so noch eine principielle Differenz, da der kath. Begriff einer unfehlbaren Kirche und die unbedingte Autorität derselben gegenüber dem Einzelnen mit der Forderung der prot. Wissenschaft, die kirchliche Entwickelung als eine echt menschlich-geschichtliche, also niemals absolut vollkommene zu betrachten, in einem unversöhnlichen Gegensatze steht. Von dieser kath. Vorstellung ist die absolute Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens nur ein vom ältern Protestantismus festgehaltener Ueberrest, der auch durch die Bemühungen der modernen Vermittelungstheologie, dem «Wunderanfange» des Christenthums und der «schlechthin urbildlichen, kanonischen Epoche» eine bleibende Geltung in der evang. Kirche zu sichern, dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart nicht aufs neue empfohlen werden kann. Daher hat die moderne Orthodoxie, den untrennbaren Zusammenhang des absoluten Schriftprincips mit dem kirchlichen Autoritätsprincip ganz richtig herausfühlend, auch den kath. Traditionsbegriff so viel als möglich zu restauriren gesucht, und nicht blos für das Schriftwort, sondern auch für die Kirchenlehre und für die kirchlichen Institutionen die Anerkennung unbedingter, also göttlicher Autorität wieder beansprucht.

Trafalgar, ein Vorgebirge in der span. Provinz Sevilla, am Atlantischen Meere, zwischen der Straße von Gibraltar und Cadiz, ist besonders durch die Seeschlacht berühmt, welche hier 22. Oct. 1805 stattfand. Im Sommer 1805 hatte sich die franz. Flotte von 24 Kriegsschiffen, welche zu Toulon ausgerüstet war, unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen zu Cadiz vereinigt und war in die westind. Gewässer gesegelt. Nelson, der mit einer etwa halb so starken engl. Flotte ihr nachgesendet wurde, suchte sie dort vergeblich, da sie unterdeß nach Europa zurückgesegelt war, wohin er nun auch zurückging. Hier hatte bei Coruña, 22. Juli 1805, der Admiral Calder mit 15 Linienschiffen die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht geliefert, welche aber unentschieden blieb, da ein dicker Nebel im Augenblicke des Kampfes alles verdunkelte; doch hatten sich die Briten zweier span. Schiffe bemächtigt. Die span.-franz. Flotte lief in den Hafen von Coruña ein, wo sie sich verstärkte, sodaß sie 34 Linienschiffe zählte, weshalb Calder sich zurückzog. Während dieses geschah, hatte Nelson sich in England aufs neue verstärkt und segelte nun vor Cadiz, wo die feindliche Flotte vor Anker gegangen war. Da ihm vor allem daran lag, sie zu einer Schlacht zu bringen, so zog er sich ganz von Cadiz zurück und lockte dadurch die Flotte heraus. Am 19. Oct. 1805 segelte sie aus dem Hafen, am 21. traf sie Nelson beim Cap T. Er hatte den Plan zur Schlacht seinen Unterbefehlshabern schon 4. Oct. auseinandergesetzt. In zwei Colonnen segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die französisch-spanische von 33 Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten und bei Annäherung der Engländer sich in einen Halbkreis ordneten. Allein Nelson wurde vom Winde wie von der Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft besser unterstützt als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie an zwei Punkten. Auf Pistolenschußweite lagen die Schiffe aneinander, mehrere wurden geentert, andere in den Grund gebohrt. Nach 3 Stunden war der Kampf geendet. Gravina, der span. Admiral, starb an seinen Wunden; 19 Schiffe waren verloren, darunter eins von 130 und ein anderes von 120 Kanonen. Der franz. Admiral Villeneuve wurde gefangen, ebenso Alava, der span. Viceadmiral, und der Contreadmiral Cisneros. Dies war Nelson's (s. d.) letzter und glorreichster Triumph.

Digitized by Google

Ein feindlicher Scharfschütze auf der Santa-Trinidad erkannte ihn an seinen Orden und schoß ihn mitten durch den Stern, der seine Brust schmückte. Admiral Collingwood, welcher unter Nelson befehligte, übernahm statt seiner den Oberbefehl. Vier franz. Schiffe retteten sich und steuerten nach Ferrol, wo sie aber 4. Nov. dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Nur 10 Schiffe blieben von der ganzen Flotte übrig, die Napoleon in sechs Jahren geschaffen hatte.

Traganth ist der Name einer artenreichen Gattung weitverbreiteter, vorzüglich in der Mediterranzone und namentlich in Vorderasien vorkommender Stauden und Sträucher aus der Familie der Schmetterlingsblütler. (S. Astragalus.) Vorzüglich werden die Arten der Abtheilung Tragacantha T. genannt, lauter Sträucher mit holzigen, in Dornen auslaufenden, stehenbleibenden Blattstielen. Hierher gehört der echte T. (Astragalus verus), ein 2—3 F. hoher, vielästiger Strauch Kleinasiens, Armeniens und des nördl. Persien, aus dessen Rinde, namentlich an verwundeten Stellen, ein erhärtendes, stärkemehlhaltiges Gummi, Traganthgummi, ausschwitzt, das sich im Wasser in einen gallertartigen Schleim verwandelt und officinell gleich dem Arabischen Gummi gebraucht wird. Auch andere Arten, besonders der kretische T. und der Gummitraganth, der auf dem Libanon wächst, liefern ein solches Gummi, nur in geringerer Menge. Im Handel unterscheidet man Moreatraganth, weiße, band- oder gekrösförmig gedrehte Stücke ohne Glanz, Geruch oder Geschmack (die ausgesuchten wurmgleichen nennt man auch Vermicelle) und Smyrnatraganth, der in größern, flachen, gestreiften Stücken vorkommt. Verfälscht wird er mit Kutiragummi. Man bedient sich des T. zur Bereitung von Tuschfarben und farbigen, namentlich Marmorpapieren; ferner in der Kattundruckerei zum Steifen der Zeuge; in der Kunstbäckerei zu sog. Traganthfiguren u. s. w.

Tragisch, s. Tragödie.

Tragkraft oder **Festigkeit** nennt man in der praktischen Mechanik den Widerstand, welchen ein Körper vermöge seiner Cohäsion (s. d.) der Trennung seiner Theile durch äußere Einwirkung entgegensetzt. Man unterscheidet die «absolute» Festigkeit oder T., welche ein Körper beim Zerreißen zeigt, die «relative» beim Zerbrechen, die «reagirende» beim Zerknicken oder Zermalmen und die «Torsionsfestigkeit» beim Zerdrehen oder Zerwürgen. Die genaue Kenntniß der Festigkeit der Materialien ist bei allen architektonischen und technischen Constructionen unerläßlich. Um die absolute Festigkeit zu bestimmen, befestigt man einen Körper an dem einen Ende und beschwert ihn an dem untern so lange mit Gewichten, bis er zerreißt. Dann berechnet man, um vergleichbare Resultate zu erlangen, wie viel Gewicht (in Kilogrammen) nöthig sein würde, um einen Stab des Körpers von 1 Quadratcentimeter Querschnitt zu zerreißen. Dabei erhält man für verschiedene Körper die verschiedensten Resultate. So ist z. B. für jenen Querschnitt die T. in Kilogrammen bei hartem Stahl 11000, bei Schmiedeeisen 5300, bei Eichenholzfern 1800, bei Hanfseilen 600, bei Blei nur 62 u. s. w. Will man von solchen Angaben praktische Anwendung machen, so muß man der Sicherheit wegen bei Metallen nur den vierten, bei Hölzern nur den dritten Theil der T. anrechnen, und zwar für die Ruhe, bei Bewegungsmaschinen noch weniger. Stricke aus feinen Fäden und wenig gedreht, zeigen mehr T. als stärker gedrehte aus gröbern Fäden. Ebenso ist auch ein Seil, aus vielen Eisendrähten gewunden, fester als ein gleich langer und gleich schwerer massiver Eisenstab. Bei der relativen T. kommt es außer auf den Querschnitt vor allem auf die Gestalt und zweckmäßige Form des tragenden Körpers an. Nur das genaueste Studium aller hier einschlagenden Verhältnisse hat es ermöglicht, jene Wunderwerke moderner Baukunst, wie die Röhrenbrücken über Meeresarme u. s. w., zu construiren.

Tragödie (griech. tragodia, wörtlich Bocksgesang, von tragos, Bock, und ode, Gesang). Bei dem Festtopfer eines Bocks, als des Verwüsters des Weinstocks, wurden im alten Griechenland Klagegesänge auf die Leiden des Dionysos oder Bacchus gesungen, welche Klagegesänge allmählich in dramatische Form übergingen. Thespis (s. d.) wird als Erfinder der T. bezeichnet, indem man ihm den Ruhm beilegt, durch Einführung eines Schauspielers den klagenden Dithyrambus zum Drama umgebildet zu haben. Seitdem aber hat der Begriff des Tragischen und der Begriff der T., als der höchsten künstlerischen Entfaltung des Tragischen, eine unendlich vertiefte Bedeutung gewonnen. Die T. ist nach wie vor Leidensgeschichte, aber Darstellung des Leidens, wie es dem Menschen aus seiner Stellung zur Gesammtheit, aus seinem Verhältniß zur allgemeinen sittlichen Weltordnung entspringt. Es ist der Kampf des Einzelmenschen mit der allgemeinen sittlichen Vernunft. Der einzelne Mensch, mag er noch so wesentliche und in sich berechtigte Zwecke verfolgen, verfällt nichtsdestoweniger in sittliche Schuld, wenn er seine Zwecke und Absichten selbstsüchtig von den ebenso berechtigten Zwecken und Rechten

der allgemeinen Weltverhältniſſe losreißen und ſeinen Sonderwillen auf Koſten des Ganzen durchſetzen will. Nun machen dieſe allgemeinen Weltverhältniſſe gegen die Eigenſüchtigkeit des kämpfenden Helden ebenfalls ihre Rechte und Zwecke geltend. Es entbrennt der heftigſte Streit und Widerſtreit, der ſog. tragiſche Conflict. Das Ganze iſt mächtiger als ſelbſt der mächtigſte Einzelne. Der Einzelne, der tragiſche Held, unterliegt daher, und ſein Untergang iſt die Büßung ſeiner Schuld, die Wiederherſtellung der durch ihn verletzten allgemeinen Vernunft und Ordnung. Es iſt daher eine ſehr unzutreffende Ueberſetzung, wenn man das griech. Wort T. durch das deutſche Wort Trauerſpiel hat verdrängen wollen. Freilich betrauern wir den unterliegenden Helden, und es iſt Erregung des Mitleids wenn auch nicht Zweck, ſo doch ein ſehr weſentlicher Beſtandtheil der tragiſchen Wirkung. Aber in dieſe Trauer und in dieſes Mitleid miſcht ſich doch zugleich ein Gefühl der Erhebung und Freude. Denn die T., als die Darſtellung des Kampfes zwiſchen dem Einzelnen und dem Allgemeinen oder, wie man ſich auch ausdrücken kann, zwiſchen der Freiheit und Nothwendigkeit, iſt immer zugleich eine Verherrlichung der ſittlichen Vernunft, ein Sieg dieſer Vernunft gegen allen titaniſchen Uebermuth. Ariſtoteles ſetzt aus dieſem Grunde mit Recht den Zweck der T. in die Reinigung der Leidenſchaften, und denſelben Gedanken ſpricht Schiller aus, wenn er ſagt, daß das Schickſal den Menſchen erhebe, indem es ihn zermalme. Jedoch iſt die Art, wie dieſer Kampf zwiſchen dem Einzelnen und dem Weltganzen dargeſtellt wird, bei den Alten und bei den Neuern verſchieden. Die Alten ſtellen ſich die Idee der herrſchenden Weltordnung unter dem Bilde des Eingreifens unbedingt jenſeitiger und überweltlicher Mächte vor, als äußeres Schickſalsverhängniß; dieſem Schickſal iſt der Einzelne ſchlechthin unterworfen. Die T. der Alten, das Hereinbrechen des Verhängniſſes über das Schickſal ſchildernd, iſt demgemäß Schickſalstragödie (ſ. d.), und wir können genau verfolgen, wie bei Aeſchylus, Sophokles und Euripides, je nach der fortſchreitenden Milderung des alten Schickſalsglaubens durch die aufkommende Aufklärungsphiloſophie, dieſe allwaltende Schickſalsmacht immer mehr und mehr aus dem Jenſeits in das eigene Innere des menſchlichen Herzens verlegt wird. Die Neuern dagegen kennen ein ſolches blos jenſeitiges, außerweltliches Schickſal gar nicht. Hier erſcheint vielmehr jeder als ſeines Glückes Schmied; des Menſchen Gemüth iſt ſein Schickſal. Die moderne T. iſt daher im Gegenſatz zur antiken Schickſalstragödie weſentlich Charaktertragödie, und die Schuld des tragiſchen Helden liegt hier einzig in der Sophiſtik des eigenen Herzens; jeder muß verantwortlich einſtehen für das, was er thut. Der Schöpfer und Meiſter dieſer modernen Charaktertragödie iſt Shakſpeare. Calderon, als noch durchaus in den rein theiſtiſchen Ideen des Katholicismus und in der ſtarren Macht der ſpan. Staats- und Ehrbegriffe wurzelnd, ſtreift noch an die alte Schickſalsidee. Seit Shakſpeare aber, auf dem Boden der modernen, frei-proteſtantiſchen Weltanſchauung, iſt der Begriff der Charaktertragödie, des Quellens der Schuld aus der Bruſt des Helden ſelbſt und der Ableitung der Kataſtrophen, d. h. des Untergangs aus den unentrinnbaren Folgen der verantwortlichen That, unbedingt bindend. Auch Goethe und Schiller wandeln dieſen Weg. Es war eine der größten Verirrungen, als in neuerer Zeit wieder vereinzelte Dichter, wie Müllner, Houwald und Grillparzer, nach der Schickſalstragödie zurückgriffen. Mit dem Begriffe der T. hängen die Geſetze ihrer Compoſition aufs engſte zuſammen. Ariſtoteles ſagt, eine T. muß Anfang, Mitte und Ende haben, d. h. die T. zerfällt weſentlich in drei Theile. Der erſte Theil zeigt die Verſtrickung des Helden in Schuld; der zweite Theil iſt das Hereinbrechen der gegenwirkenden rächenden Mächte, der Wendepunkt, wo die Schürzung aufhört und die Löſung beginnt; der dritte Theil iſt der Untergang des Helden, der Sieg der Idee, die Kataſtrophe. Daher ſind auch drei Acte eine ſehr naturgemäße Eintheilung, die beſonders bei den Spaniern beliebt iſt. Wenn die Engländer, Franzoſen und Deutſchen die Eintheilung in fünf Acte vorziehen, ſo iſt dies nicht eine Verneinung dieſes Grundgeſetzes, ſondern nur eine Erweiterung; der erſte und letzte Theil der Handlung, die Schürzung und Kataſtrophe, wird aus theatraliſch-techniſchen Rückſichten in zwei Acte gegliedert. Die Unterſcheidung der T. je nach der Natur des gewählten Darſtellungsſtoffs in die hiſtor. und bürgerliche T. iſt künſtleriſch gleichgültig. Sie iſt nur inſofern von Bedeutung, als ſie zugleich eine Unterſcheidung des künſtleriſchen Stils iſt. Große hiſtor. Stoffe ſtreben naturgemäß nach hoheitsvoll idealiſirender, bürgerliche Stoffe nach mehr realiſtiſcher Haltung.

Tragopogon L. oder Bocksbart iſt der Name einer zu den Compoſiten, Abtheilung der Cichoriaceen gehörenden Pflanzengattung, welche ſich von der ihr zunächſtſtehenden Gattung Scorzonera oder Schwarzwurzel (ſ. d.) durch die einreihige, aus acht bis zwölf Schuppenblättern zuſammengeſetzte Hülle des Blütenkörbchens und den geſtielten, fadigen Haarkelch der Früchtchen unterſcheidet. Ihre der Mehrzahl nach in Europa vorkommenden Arten ſind zweijährige oder

perennirende, auf Wiesen und Grasplätzen wachsende, milchende Kräuter und gute Futterpflanzen, davon die verbreitetsten T. pratensis L. und T. orientalis Jacqu., beide mit schmalen, rinnigen und welligen Blättern und gelben Zungenblüten. Theils als Zier-, theils als Gemüsepflanze wird in Blumen- und Küchengärten der in Südeuropa, auch schon in Süddeutschland wildwachsende lauchblätterige Bocksbart (T. porrifolius L.) angebaut, welcher sich von den genannten Arten durch schön pfirsichrothe Blüten unterscheidet. Diese auch Haferwurz genannte Pflanze hat eine fleischige Wurzel, welche ebenso wie die Schwarzwurzel zubereitet und genossen werden kann, übrigens auch officinell ist.

Train heißt im allgemeinen das gesammte Heerfuhrwesen mit Fahrzeugen, Bespannung, Mannschaft und allem Zubehör. Zum T. werden Leute ausgehoben, die sich ihrer körperlichen Beschaffenheit wegen nicht zu Combattanten eignen. Früher war dieser Zweig der Organisation (in einigen Armeen sonst Roßpartei genannt) sehr vernachlässigt, gegenwärtig sind aber die Trainsoldaten wegen der Wichtigkeit des ihnen anzuvertrauenden Materials in allen größern Armeen besser berücksichtigt und werden im Fahren und in der Pferdewartung besonders ausgebildet. Sie bilden eigene Bataillone (in dem norddeutschen Bundesheere bei jedem Armeecorps eins) oder Escadrons und stehen unter besondern Inspecteuren. T. wird speciell auch jeder Wagenzug genannt. Nach der Art gibt es Artillerie-, Munitions-, Belagerungs-, Ponton- und Proviantrains, obgleich dafür auch oft die Benennung Colonne eintritt, um die in der Kriegsformation nach Wagenzahl und Zusammensetzung bestimmte Trainabtheilung zu bezeichnen.

Trajanswall, eine von den Römern in Mösia aus doppelten, an manchen Stellen dreifachen Erdwällen angelegte Befestigungslinie in der Dobrudscha (s. d.), erstreckt sich von Tschernawoda an der Donau über 8 M. ostwärts bis Küstendsche (s. d.) am Schwarzen Meere. Vor den Wällen, die noch 8—10, an manchen Stellen 18 F. hoch erhalten sind, zieht sich auf der Nordseite ein schmales Thal hin. Diese Thalfurche bildet in ihrer westl. Hälfte, wo sie von Sümpfen und der langen, in die Donau ausmündenden Seenkette des Karasu (d. h. türkisch Schwarzwasser) erfüllt ist, einen natürlichen Festungsgraben. Die Meinung, daß einst die Donau, welche übrigens schon 2 M. oberhalb Tschernawoda, in der Gegend der Festung Rassowa, ihren östl. Lauf plötzlich in einen nördlichen verändert, einst durch dieses Thal ihren Lauf genommen, haben neuere Untersuchungen des Terrains als irrig erwiesen. Das Project, in demselben einen Kanal von Tschernawoda nach Küstendsche zu leiten, um die Schiffahrt abzukürzen und die Hemmnisse der Sulinamündung zu umgehen, zeigte sich zwar ausführbar, wurde aber der sehr großen Kosten wegen aufgegeben, wogegen man 1860 zwischen beiden Orten eine 8,7 M. lange Eisenbahn anlegte. Wie in den frühern russ.-türk. Kriegen, spielte der T. auch im Frühjahr 1854 eine wichtige Rolle, als die Russen in die Dobrudscha einrückten. Nach Schleifung der Verschanzungen von Tschernawoda räumte Mustapha-Pascha den Ort, und die Russen besetzten den T. 7. April, wurden jedoch am 10. bei Kostelli, 20. und 22. April bei Tschernawoda von Mustapha-Pascha geschlagen. — Außerdem führen den Namen T. (russ. Trojanskoiwal) oder Römerwall und Römerschanze zwei ähnliche, nur weit größere, miteinander fast parallel laufende Befestigungslinien in Bessarabien und der Moldau.

Trajanus (Marcus Ulpius), der erste Provinziale, der den röm. Kaiserthron bestieg, regierte von 98—117 n. Chr. Er war um 55 zu Italica (bei Sevilla) in Spanien geboren und machte unter Vespasian, mit seinem Vater, damaligem Statthalter von Syrien, zuerst einen Feldzug gegen die Parther mit. Dann durchlief er die gewöhnliche senatorische Laufbahn bis zum Consulat 91, worauf er Statthalter in Niedergermanien und von da aus von Nerva (s. d.) adoptirt und zum Thronfolger designirt ward. Als Nerva im Jan. 98 starb, wurde T. Kaiser und regierte nun so tüchtig und glücklich, daß seine Regierungszeit nach der augusteischen als die glänzendste Periode der Kaiserherrschaft erscheint. In Italien wie in den Provinzen wurde gleichsam die ganze Verwaltung revidirt, für eine gewisse staatliche Controle des Haushaltes der einzelnen Städte gesorgt, Provinzen, die zurückgekommen, wie Bithynien, unter specielle Fürsorge genommen, neue Straßen, Kanäle, Brücken gebaut, alte wiederhergestellt, in Italien namentlich an der Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe gearbeitet, endlich neue Colonien in den verschiedensten Theilen des Reichs angelegt. Zeugen dieser Thätigkeit sind Monumente in allen Theilen des Reichs. Von besonderer Wichtigkeit war das von Nerva begonnene, aber erst von T. emporgebrachte Institut der Alimentationen, d. h. die Stiftung von Kapitalien zur Erziehung von freigeborenen Kindern, wodurch der seit dem Ende der Republik namentlich in Italien bemerkbaren Entvölkerung abgeholfen werden sollte. Obligationsurkunden über solche trajanische

Stiftungen ſind inſchriftlich erhalten. T.'s Zeit iſt ferner diejenige Periode, in der die röm. Literatur ihre letzte Nachblüte in Tacitus, Plinius dem Jüngern und Juvenal trieb, nicht ſowol infolge directer Begünſtigung von ſeiten des Kaiſers als infolge des anregenden Einfluſſes der Freiheit, die nach langem Druck den Geiſtern wieder geſtattet wurde. In dem «Panegyricus» des Plinius hat dieſe Literatur dem Kaiſer ihren Dank niedergelegt, und außerdem läßt das 10. Buch der «Briefe des Plinius», das den Briefwechſel zwiſchen dieſem als Statthalter von Bithynien (im J. 109) und zwiſchen T. enthält, einen Blick in die Einzelheiten der T.'ſchen Verwaltungsgrundſätze thun. Die berühmten zwei Briefe, 96 und 97 dieſes Buchs, welche die gegen die Chriſten zu befolgenden Grundſätze beſprechen, zeigen den Kaiſer zwar als entſchiedenen Gegner der neuen Religion, wie denn unter ihm der Biſchof Ignatius als Opfer fiel, aber doch von dem Beſtreben beſeelt, in dem Verfahren gegen die Chriſten genau nach den Geſetzen vorzugehen. Neben dieſem energiſchen Zuge der innern Verwaltung ging eine glückliche äußere Politik her. Auf zwei Seiten wurde das Reichsgebiet beträchtlich erweitert, zuerſt infolge der daciſchen Kriege 101—102 und 104—106 jenſeit der untern Donau, dann jenſeit des Euphrat infolge des Partherkriegs 114—116. Die Dacierkriege führten, nachdem der König dieſes Volks, Decebalus, ſich ſelbſt getödtet, zur Eroberung des Landes zwiſchen Theiß und Pruth und zur Einrichtung der Provinz Dacien (umfaſſend ungefähr das Banat, Siebenbürgen, Moldau und Walachei). Die Anlegung von Städten, deren erſte die an der Stelle der Dacierreſidenz Sarmizegethuſa als Colonia Ulpia Trajana (bei Varhely) errichtete war, führte außerordentlich raſch zur Romaniſirung des Landes, und obgleich dieſe Provinz am Ende des 3. Jahrh. wieder aufgegeben werden mußte, war ihre Conſtituirung doch ein Ausfluß richtiger Politik. Dieſelbe hat ein noch bedeutungsvolleres Denkmal in den in Siebenbürgen erhaltenen röm. Ueberreſten gefunden als in der 120 F. hohen Trajansſäule, welche in Rom inmitten des von T. angelegten Forum vor der Baſilika Ulpia 113 zum Andenken an die Dacierkriege errichtet und mit Reliefdarſtellungen der Kriegsſcenen verſehen wurde, die ſich wie ein Band an der Höhe der Säule hinauf ziehen. Dagegen war die Hereinziehung Armeniens und Aſſyriens ins Reich eine bedenkliche Abweichung von der frühern Politik, welche ſtets darauf gehalten hatte, zwiſchen der röm. Grenze und Parthien ein weder röm. noch völlig parth. Armenien zu haben und ſonſt den Euphrat als feſte Grenze zu behalten. Auch ging Hadrian wieder über den Euphrat zurück. Während des Kriegs in Parthien empörten ſich 116 die Juden, wurden aber ſofort niedergeworfen. Auf dieſen orient. Siegeszügen, die auch nach Arabien ausgedehnt wurden, befiel 117 den T. eine Krankheit, die ihn zur Rückkehr nöthigte. Noch auf dieſer begriffen, ſtarb er zu Selinus in Cilicien 11. Aug. 117. Das Urtheil der Römer über T., der 114 den Beinamen Optimus erhalten hatte, bezeugt der Ruf, mit dem man ſpätere Kaiſer begrüßte: «Sei glücklicher als Auguſt und beſſer als Trajan!» Vgl. Francke, «T. und ſeine Zeitgenoſſen» (2. Aufl., Quedlinb. 1840).

Trajectorie wird in der höhern Mathematik jede Curve genannt, welche ein ganzes Syſtem gleichartiger Curven unter einem gegebenen Winkel, z. B. einem rechten, in welchem Falle die T. eine orthogonale oder rechtwinkelige heißt, ſchneidet, oder, allgemeiner, ſo ſchneidet, daß der Durchſchnitt für alle Curven einer gegebenen Bedingung entſpricht, z. B. die Curve, welche auf allen Ellipſen über einerlei Hauptachſe vom Scheitel aus gleiche Bogen abſchneidet. Joh. Bernoulli, von welchem auch das Wort T. herrührt, und Euler haben das größte Verdienſt um dieſen Zweig der Geometrie. In der Mechanik und Aſtronomie nennt man auch die Kegelſchnittslinien Trajectorien.

Trakehnen, Dorf im Regierungsbezirk und 2 M. öſtlich von der Stadt Gumbinnen in Oſtpreußen, $1\frac{1}{2}$ M. ſüdweſtlich von der Kreisſtadt Stallupönen, zählt mit den dazugehörigen 13 Vorwerken 750 E. Auf dieſen Vorwerken befindet ſich das bedeutendſte der drei Hauptgeſtüte des preuß. Staats und eins der größten und beſteingerichteten in Europa. Es beſteht ſeit 1730 und hat einen regelmäßigen Etat von 15 Hauptbeſchälern, 300 Mutterpferden und 1020 jungen Pferden. Dazu gehören 14060 Morgen nutzbaren Landes. Auch befindet ſich hier einer der drei vom litauiſchen Landgeſtüt reſſortirenden Marſtälle. Letzteres Geſtüt zählt ebenfalls 300 Mutterpferde und 15 Hauptbeſchäler; ſeine beiden andern Marſtälle befinden ſich im Dorfe Georgenburg bei Inſterburg und im Dorfe Gudwallen im Kreiſe Darkehmen.

Tralles, ſ. Alkoholometer.

Tramontana heißt bei den Italienern der Nordwind, weil er über die Alpen (trans montes) zu ihnen kommt, und aus ähnlichem Grunde der Nord- oder Polarſtern (stella tramontana); daher die Redensart perdere tramontana ſo viel bedeutet als: die erſte Richtung, die rechte

Faſſung verlieren, weil die Schiffer ſich nach dem Polarſtern richten. Auch Franzoſen, Deutſche und Holländer haben dieſen Ausdruck angenommen.

Trancheen, ſ. Laufgräben.

Tranchiren (vom franz. trancher, zerſchneiden) heißt das Zerlegen der Fleiſchſpeiſen in gerechte Portionen oder Tellerſtücke. Es geſchieht dies mit einem ſtarken, ſcharfgeſchliffenen Tranchirmeſſer und einer ſtarken, zweizinkigen Tranchirgabel am beſten auf einer hölzernen Tranchirplatte. Man hat für das T. beſtimmte, nach dem Ortsgebrauch voneinander abweichende Regeln, deren wichtigſte iſt: die Faſern des Fleiſches jederzeit der Quere nach zu durchſchneiden, weshalb bei dem Vorlegen eines Fleiſchſtücks die Schnitte genau nach der Lage der Muskeln geführt werden müſſen. Das Meiſterſtück eines Tranchirkünſtlers beſteht in kunſtgerechter und völliger Zerlegung eines Stücks Geflügel auf der Gabel in freier Hand, ohne Auflage im Teller.

Trani, eine ziemlich gut gebaute Hafenſtadt in der unterital. Provinz Terra di Bari, an der Küſte des Adriatiſchen Meeres und an der Eiſenbahn, zwiſchen Bari und Barletta gelegen, iſt der Sitz eines Erzbiſchofs und eines Appellationshofes, hat 22 Kirchen, darunter eine prächtige große Kathedrale mit herrlicher Säulengliederung, Emporen über den Seitenſchiffen und einem der höchſten Thürme Italiens, und die ſchöne Kirche Sta.-Maria Immaculata, ferner mehrere Klöſter, ein Prieſterſeminar, ein Waiſenhaus, ein Theater, ein Schloß und Promenaden auf den ehemaligen Feſtungswällen. Die Stadt zählt (1862) 22382 E. (als Gemeinde 22702), die bedeutenden Handel mit Oel und Getreide ſowie mit Mandeln, Feigen und vortrefflichem Wein, dem Moscato di Trani, treiben. T. ſteht auf der Stelle von Turenum, einer Stadt der Peucetier in Apulien. Sie wurde 1134 wegen Ungehorſams von König Roger zerſtört, erhob ſich aber ſpäter, von König Friedrich II. von Neapel zum Kriegsplatz erhoben, zu einer gewiſſen Bedeutung und ſpielte mit ihrem feſten Schloß eine Rolle in den Kriegen zwiſchen den Häuſern Anjou und Aragon. Den Titel Graf von T. führte der Prinz Ludwig, zweiter Sohn des Königs Ferdinand II. und älteſter (Stief-) Bruder des vertriebenen Königs Franz II. Derſelbe wurde 1. Aug. 1838 geboren und iſt ſeit 5. Juni 1861 vermählt mit Mathilde, Herzogin von Baiern (geb. 30. Sept. 1843), der Tochter des Herzogs Maximilian von Baiern.

Trankebar oder Tranquebar (indiſch Turangawari), eine brit. Stadt mit der Feſtung Dansborg, auf der Küſte von Koromandel im ehemaligen Königreich Tanjore in Oſtindien, an einem der Mündungsarme des Kaweri, wurde 1620 von den Dänen auf einem dem Radſcha von Tanjore abgekauften Bezirk angelegt und erbaut. Die Stadt nebſt Territorium (0,7 Q.-M.) zählt 23426 E., hat einen Hafen, Baumwollfabriken und Seeſalzſiedereien und ziemlich beträchtlichen Handel. Sie war der Hauptort der dän. Beſitzungen in Oſtindien bis 1845, wo dieſelben durch Kauf an die Engliſch-Oſtindiſche Compagnie übergingen. König Friedrich IV. von Dänemark errichtete daſelbſt 1706 eine Miſſionsanſtalt, die bis in die neueſte Zeit mit anſehnlichen Geldſummen aus Dänemark, Deutſchland und England unterſtützt wurde und eine Schule und eigene Druckerei beſitzt, welche beſonders auch Werke in der Landesſprache, der tamuliſchen, liefert.

Transbaikalien, ruſſ. Sabaikal, d. h. jenſeit des Baikal, eine erſt 1851 aus dem ſüdlichſten Theile des Gouvernements Irkutsk gebildete Provinz in Oſtſibirien, zwiſchen dem Baikalſee im W., dem ruſſ. Amurland und der chineſ. Mandſchurei im O. und der Mongolei im S., hat ein Areal von 10057,20 Q.-M. und zählte 1861 (mit Einſchluß des Heeres der Baikalkoſaken) 355000 E., darunter gegen 200000 Ruſſen und andere Anhänger der griech.-orthodoxen Kirche und 155000 Lama- und andere Götzendiener (Mongolen, Buräten, Tunguſen und Jakuten). Das Land hieß früher Daurien nach dem tunguſiſchen Volksſtamme der Daüri, welche es bewohnten und ſeine Silberminen bearbeiteten. Es iſt vorherrſchend Gebirgsland. Im Süden erhebt ſich das ſibiriſch-mongoliſche Grenzgebirge oder Khingan O'ola. An dieſes ſchließen ſich die ſog. Dauriſchen Alpen und das öſtlich dieſem anliegende Nertſchinskiſche Erzgebirge in mehrern von Südweſten gegen Nordoſten gerichteten Ketten. Die Hauptkette, von den Ruſſen Jablonoi Chrebet (Apfelgebirge) genannt, beginnt im Süden mit dem 7740 F. hohen Sochondo oder Tſchokondo an den Quellen der Ingoda und zieht ſich, links und rechts von Parallelketten oder von Hochflächen begleitet, bei einer Breite von 3 M. und Gipfelhöhe von 3—4000 F. über 100 M. weit nordoſtwärts bis zur Grenze des ruſſ. Amurlandes, von wo ſich der Bergzug unter dem Namen Dſchugdſchur oder (ruſſ.) Stanowoi Chrebet bis zum Ochotskiſchen Meere fortſetzt. Mit den zahlreichen Bergen, Bergzügen und Thälern wechſeln kalte Hochſteppen und Waldungen. Der ſüdöſtlichſte Theil der Provinz, zwiſchen dem Onon und Argun, iſt das nordöſtl. Ende der Gobi, die waldloſe Aginskiſche Steppe. Außer dieſer gehören aber noch 400 Q.-M. dem Gebiete der Hochſteppen an, welches jetzt ohne Humusdecke iſt. Die Thal-

sohlen sind von schlammigem Lehmboden erfüllt, und Salze wittern aus dem Boden. Ueber der hauptsächlich zur Viehzucht geeigneten Steppenregion und der untersten Waldregion der nur als Jagdgebiete nutzbaren Gebirge liegt, am Jablonoi Chrebet in 2—3000 F. Meereshöhe, die für Ackerbau geeignete Region, wo schwarze Erde und Wasserreichthum die Vegetation zur üppigsten Entfaltung bringen. In den ebenen Gegenden ist der Boden so fruchtbar, daß die Felder nie gedüngt zu werden brauchen. Die Gewässer sind überaus zahlreich. In den Baikalsee, der etwa zur Hälfte der Provinz angehört, fallen innerhalb derselben im Süden die Selenga, im Norden die obere Angara. Die Mitte des Landes bewässert der obere Witim, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Lena. Das südliche T. gehört dem Gebiete der aus dem Onon und der Ingoda gebildeten Schilka an, aus deren Vereinigung mit dem Argun oder Kerlon der Amur (s. d.) entsteht. Der Ackerbau ist neuerdings von seiten der Regierung gefördert worden und kann in der Westhälfte der Provinz bereits blühend genannt werden. Indessen wird T. niemals massenhaft Cerealien produciren wegen der Ungunst der klimatischen Verhältnisse. Erhebliche Fortschritte hat die Viehzucht (Pferde, Rinder, Schafe) gemacht, begünstigt durch gutes Grasland und nur auf den Hochsteppen beeinträchtigt durch den Mangel an Süßwasser und den Steppenwinter. Auch das Kamel ist in der Steppe ziemlich häufig als Lastthier im Gebrauch. Fischerei, Bienenzucht und Jagd stehen in Blüte. Letztere liefert gesuchtes Pelzwerk, besonders Hermelin-, Zobel- und Wieselfelle. Die Zobel von Nertschinsk gelten als die besten. Die Berge enthalten unerschöpfliche Schätze an Blei und Silber, desgleichen auch Gold, Kupfer, Zinn, Zink, Steinkohlen, Asphalt und Salz, wozu noch Halbedelsteine und Mineralquellen kommen. Die Metallschätze, verbunden mit dem Reichthume an Holz und Steinkohlen, haben in T. einen großartigen Bergbau- und Hüttenbetrieb hervorgerufen, der mächtige Fortschritte macht. Ebenso haben die mercantilen Verhältnisse großen Aufschwung genommen. Von Wichtigkeit erscheint der Transithandel nach China über Kiachta (s. d.) sowie der Handel nach dem Amurlande, nach dem nördl. und westl. Sibirien, aus welchem der «Sibirische Tract» von Tjumen bis Kiachta führt. In militärischer Hinsicht bildet T. die Basis, auf welche sich alle dem Amur geltenden Unternehmungen stützen. Die Provinz zerfällt gegenwärtig in die drei Bezirke Nertschinsk, Selenginsk und Werchne-Udinsk, in den Kreis der Hauptstadt Tschitá und die Stadthauptmannschaft Kiachta. Tschitá oder Tschitinskaja-Sloboda liegt an der Tschita, 1/4 St. von deren Mündung in die Ingoda, 880 M. von Moskau und 977 M. von Petersburg entfernt, mit diesen Städten durch einen Telegraphendraht verbunden, und vom Meere her 530 M. weit durch die Amurdampfer erreichbar, die jedoch nur vom 15. Mai bis 15. Nov. fahren. Die Stadt zählte 1851 erst 659, 1865 aber schon 4500 E. Der Ort hat gerade breite Straßen, meist hölzerne Häuser und ist nur als Sitz des Gouverneurs von Bedeutung. Die wichtigsten Städte der Provinz sind Nertschinsk (s. d.), Kiachta (s. d.) und Werchne-Udinsk. Letzteres liegt an der Selenga, hat gerade Straßen, viele steinerne Häuser, drei steinerne Kirchen und zählt (1862) 4034 E.

Transfiguration, s. Verklärung.

Transformiren heißt in der Mathematik einer Function, einer Gleichung u. s. w. eine andere Gestalt und Form geben, ohne jedoch ihren Werth zu ändern.

Transfusion ist eine chirurgische Operation, bei welcher einem Kranken Blut zu Heilzwecken in die Blutgefäße gespritzt wird. Die Idee, nach starken Blutverlusten dem Kranken das Blut durch directe Zufuhr andern Blutes zu ersetzen, ist schon sehr alt, aber erst in neuerer Zeit ausführbar geworden. Zu der T. bedient man sich nur des Blutes derselben Thierspecies. Man ersetzt also das Blut des Menschen nicht durch das Blut eines andern Säugethieres, sondern durch das vom Menschen. Ob die T. des Blutes einer andern Thierspecies von Nutzen und gestattet ist, ist noch eine offene Frage. Die Hauptregel bei der T. ist, weder Luft noch andere feste Theile in die Blutgefäße einzuspritzen, die größer sind als die Blutkörperchen, weil diese sowie die Luftblasen in den Arterien stecken bleiben und dadurch schwere Krankheiten, selbst augenblicklich den Tod herbeiführen könnten. Daher ist das alte Verfahren, die Arterie des blutgebenden Thieres unmittelbar mit der Vene des blutempfangenden Thieres zu verbinden, unausführbar, weil das Blut unterwegs gerinnt und die groben Gerinsel in die Blutgefäße des zweiten Thieres eindringen. Man verfährt dabei vielmehr so, daß man einem gesunden Menschen zur Ader läßt, das Blut in einem ganz reinen Gefäß auffängt, dasselbe schlägt oder quirlt, um den Faserstoff abzuscheiden, und durch ein reines Tuch filtrirt. Dann öffnet man dem, welchen das Blut transfundirt werden soll, eine Vene und spritzt in diese langsam das zuvor erwärmte und mit Luft geschüttelte Blut ein. In einer T. sind nur wenig Unzen Blut erforderlich. Man hat die T. bisjetzt fast nur nach starken Blutverlusten (bei Neuentbundenen, Verletzten, Operirten),

dann aber mit ausgezeichnetem Erfolg angewendet. Sofort nach der T. hebt sich der Puls, das Gesicht röthet sich, das Bewußtsein kehrt wieder. Es ist auch der Vorschlag gemacht worden, bei Vergiftungen dem Kranken Blut abzulassen und gesundes dafür einzuspritzen, was sich in Versuchen an Thieren auch als ausführbar erwiesen hat. Dagegen bietet ein anderer Vorschlag, bei innern Krankheiten durch dasselbe Verfahren eine günstige Wendung herbeizuführen, wenig Aussicht auf Erfolg. Die T. ist jetzt noch in der Entwickelung begriffen, doch steht ihr jedenfalls noch eine große Zukunft bevor.

Transithandel, auch Transitohandel und Durchfuhrhandel, wird diejenige wirthschaftliche Thätigkeit genannt, welche sich auf den Waarendurchgang durch das Land bezieht. Während man beim Zwischenhandel Waaren im Auslande ankauft und einführt, um ins Ausland ausgeführt und verkauft zu werden, hat der T., der deshalb auch in der Regel kein eigentliches Handelsgeschäft ist, wesentlich nur die Spedition durchgehender Waaren zum Zweck. Diese Spedition nützt dem Lande, insofern er inländische Verkehrsanstalten, Spediteure, Fuhrleute, Schiffer u. s. w. beschäftigt und selbst, wenn die Beförderung durch Ausländer auf Land- und Wasserstraßen erfolgt, doch mindestens gewissen Handwerkern (Schmieden, Wagnern u. s. w.), Futterhändlern, Gastwirthen, Personen, die Vorspann stellen, Erwerb gewährt. Der Umfang des T. hängt für das einzelne Land wesentlich von der Lage desselben an einer gewissen Verkehrsrichtung ab und wird durch gute Verkehrsanstalten gefördert, dagegen aber durch Durchgangszölle (Transitoabgaben), welche sich in keiner Weise rechtfertigen lassen, sowie durch lästige Controleinrichtungen behindert und geschmälert.

Transitivum, s. Verbum.

Transkaukasien, s. Kaukasische Statthalterschaft.

Transmission, auch umgehendes oder treibendes Zeug, nennt man im Maschinenwesen diejenigen Vorrichtungen, durch welche die Bewegung von dem Motor (dem Wasserrade, der Dampfmaschine u. s. w.) auf die Arbeitsmaschine übertragen wird. Es gehören dahin verzahnte Räder, Schnur- und Riemenscheiben, Gestänge u. s. w. in ihren mannichfaltigen Formen und Anwendungen. Die Aufgabe des Transmissionszeuges ist, eine Bewegung auf größere oder geringere Entfernung mit angemessen modificirter Richtung und Geschwindigkeit fortzupflanzen; es gehört daher dasselbe zu den wichtigsten Gegenständen des Maschinenbaues.

Transpadanische Republik hieß der vom General Bonaparte 1796 nach der Schlacht von Lodi gegründete Staat jenseit des Po, der die österr. Lombardei umfaßte. Wie die zu gleicher Zeit errichtete Cispadanische Republik (s. d.) erhielt dieser ephemere Staat eine Verfassung nach dem Muster der Französischen Republik. Ein Directorium von drei Personen übte die vollziehende, zwei Räthe besaßen die gesetzgebende Gewalt. Die Transpadanische und die Cispadanische Republik wurden schon im Juni 1797 in die Cisalpinische Republik (s. d.) vereinigt, deren Gebiet von 1805—14 das Königreich Italien bildete.

Transparent (lat.), d. h. durchscheinend, nennt man vorzugsweise ein Gemälde auf Papier oder feinem weißen Baumwollzeug, das mit Oel getränkt, mittels dahinter zweckmäßig angebrachter Erleuchtung sich in sehr hellen Farben darstellt. T. werden vorzüglich bei Illuminationen und auf dem Theater angewendet. In neuerer Zeit sind auch Landschaften, Trachten u. dgl. in T. gemalt und im Verhältniß zu den beschränkten Mitteln, da fast nur Pflanzenfarben angewendet werden dürfen, ausgezeichnete Werke geliefert worden. Auf einzelnen größern Theatern werden landwirthschaftliche und architektonische Hintergründe bisweilen ganz in T. gearbeitet.

Transponiren heißt in der Musik das Versetzen einer Melodie oder eines ganzen Tonstücks in eine andere Tonart, als in welcher es ursprünglich geschrieben ist, unter Beibehaltung derselben Tonordnung, d. h. derselben Aufeinanderfolge der ganzen und halben Töne und übrigen Tonschritte. Organisten, Accompagnateuren, Orchestermitgliedern u. s. w. ist die Geschicklichkeit im T. unerläßlich, und diese müssen die Transposition häufig vom Blatte bewirken, d. h. ohne das vorliegende Stück in den Noten der neuen Tonart umgeschrieben vor sich zu haben.

Transporteur ist ein mathemat. Instrument zum Auftragen oder Messen der Winkel. Dasselbe besteht gewöhnlich aus Messing oder Holz und bildet einen Halbkreis. Dieser ist bei größern Instrumenten solcher Art nicht allein in seine 180 Grade, sondern jeder Grad noch in halbe und Viertelgrade getheilt oder wol gar von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilungen bezeichnet. Sehr sorgfältig gearbeitete T. sind mit einem Vernier versehen, wodurch sich noch kleinere Abtheilungen bestimmen lassen.

Transscendent und **Transscendental** sind Kunstausdrücke der Philosophie, welche das bedeuten, was die Grenze der Erfahrung überschreitet. In diesem Sinne ist jede metaphysische

und ſpeculative Lehre transſcendent, weil ſie ſich ihrer Natur nach über die Grenze der Erfahrung erhebt. Eine beſonders genaue Bedeutung erhielten dieſe Ausdrücke durch Kant. Dieſer nannte alle Kenntniß transſcendental, die ſich nicht mit den Gegenſtänden, ſondern mit unſerer Erkenntniß derſelben beſchäftigt. Transcendentale Aeſthetik und transſcendentale Logik bezeichnete die Unterſuchung über die Bedingungen unſerer ſinnlichen und begriffsmäßigen Erkenntniß; Transſcendentalphiloſophie war gleichbedeutend mit kritiſcher Philoſophie im Sinne Kant's, daher man auch eine Zeit lang die ganze Richtung der Kant'ſchen Schule mit dieſem Worte bezeichnete. Da nun nach Kant ſämmtliche a priori gegebene, von ihm ebenfalls transſcendental genannte Begriffe eine objective Bedeutung nur in Beziehung auf die Erfahrung haben, ſodaß ſie ohne dieſe Beziehung wol einen Begriff, aber keine Erkenntniß darbieten: ſo nannte er jeden Verſuch, durch ſie etwas über Gegenſtände zu beſtimmen, welche nicht in der Erfahrung vorkommen, z. B. über Gott, über das Weſen der Seele u. ſ. w., transſcendent oder überſchwenglich, und dieſe Transſcendenz erklärte er für einen Fehler, vor welchem zu warnen eine Hauptabſicht ſeiner kritiſchen Arbeiten war. Da wir endlich nach Kant's Lehre durch das, was a priori die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrungen darbietet, die Dinge nur als Erſcheinungen, nicht wie ſie an ſich ſind, erkennen, ſo nannte Kant transſcendentalen Schein die Verwechſelung der ſubjectiven Nothwendigkeit unſers Auffaſſens und Denkens mit dem wahren Weſen der Dinge, und transſcendentalen Idealismus die Lehre, daß die geſammte Welt der Erfahrung in der durch die Begriffe des Raums, der Zeit, der Subſtanz, der Cauſalität u. ſ. w. beſtimmten Form eine Reihe von Erſcheinungen ſei, über deren Beſchaffenheit außerhalb unſerer Vorſtellung ſich nichts ausmachen laſſe. — In der Mathematik iſt «transſcendent» eine von Leibniz eingeführte Benennung aller jener Rechnungsoperationen, welche nicht zu den algebraiſchen gehören. Transſcendent ſind alſo die Operationen mit Logarithmen, mit trigonometr. Functionen u. ſ. w.; transſcendente Functionen und Gleichungen ſind ſolche, welche transſcendente Operationen vorausſetzen, und transſcendente Curven ſolche, welche durch transſcendente Gleichungen beſtimmt werden, z. B. die logarithmiſche Spirale.

Transſept (aus lat. transseptum, eigentlich ein Querzaun) nennt man in der Baukunſt jeden Querbau, z. B. das Kreuzſchiff der meiſten großen mittelalterlichen Kirchen, wodurch die Längerichtung des Gebäudes unterbrochen und Querflügel gebildet werden. In neuerer Zeit iſt das Wort durch den Querbau des Kryſtallpalaſtes zu London populär geworden

Transſpiration (neulat.) nennt man gewöhnlich die flüſſigen und dunſtförmigen Ausſcheidungen der äußern Haut. (S. Ausdünſtung.)

Transſubſtantiation, d. h. eigentlich Stoffverwandlung, iſt die übliche Benennung für die nach der Lehre der röm. Kirche durch die prieſterliche Conſecration erfolgende Umwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Chriſti. Dieſe Verwandlung wird als eine Umwandlung des Stoffs, nicht aber der äußern Form betrachtet, weil die Abendmahlselemente auch nach der Conſecration Geſtalt, Farbe, Geruch, Geſchmack, kurz alle natürlichen Eigenſchaften behalten. Die kirchliche Sanctionirung der Verwandlungslehre erfolgte auf der vierten Lateranſynode (1215) unter Innocenz III. (S. Abendmahl.)

Transvaaliſche Republik, die nördliche der beiden ſüdafrik. Bauernrepubliken, ſo benannt, weil ſie von der ſüdlich gelegenen Oranje-River-Republik (ſ. d.) aus jenſeit des Hai-Garip oder Vaalfluſſes gelegen iſt. Der Staat erſtreckt ſich etwa von 27° 40′ bis 22° 10′ ſüdl. Br. und vom 44° bis 49° öſtl. L., und ſein Flächeninhalt beträgt nach neuern Schätzungen 3480 Q.-M. mit etwa 120000 E., darunter 2000—2500 holländ. Boerenfamilien. Das Land iſt durchweg Hügel- und Gebirgsland. Im Oſten ziehen ſich die 8000 F. hohen Drakenberge; im ſüdl. Theile bilden die Mangalirsberge die Klimaſcheide zwiſchen dem ſubtropiſchen und tropiſchen Gebiet. An Flüſſen und Bächen iſt kein Mangel. Der Uri oder Limpopa bildet die Nordgrenze, der Vaal die Südgrenze. Fruchtbarer Boden, namentlich gute Weidegründe wechſeln mit dürren Gebieten. Im Norden gedeihen Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle, Ananas, Südfrüchte; im Süden iſt es für dieſe Produete ſchon zu kalt. Die Thierwelt entſpricht der übrigen ſüdafrikaniſchen. Bei der für das große Gebiet geringen europ. Bevölkerung von kaum 20000 Seelen fehlt es für den Ackerbau an Arbeitskräften, weshalb vorzugsweiſe Viehzucht getrieben wird. Der Staat zerfällt in zehn Hauptdiſtricte. An der Spitze ſteht ein Präſident, der ſeinen Sitz in dem Hauptorte Prätoria hat. Ihm zur Seite ſteht ein «Volksrath». Die Republik wurde 1848 gegründet, als nach der Schlacht bei Boomplaats die freien Bauern (Boeren) holländ. Abkunft aus dem Oranjefluſsgebiet wieder auswanderten, weil die Engländer auch über dieſen Bauernſtaat die Oberhoheit beanſpruchten, auf die ſie indeß 1854 wieder verzichtet haben.

Transversale heißt in der Geometrie jede gerade oder krumme Linie, welche ein System von andern geraden oder krummen Linien durchschneidet, auch wol eine Ebene, welche ein System von Linien, Ebenen oder krummen Flächen durchschneidet. Mit der Theorie der T. haben sich die neuern, namentlich franz. Mathematiker seit Carnot viel beschäftigt. Insbesondere nennt man transversal diejenigen schiefen Linien, welche auf verjüngten Maßstäben und winkelmessenden Instrumenten älterer Construction gebraucht werden, um kleinere aliquote Theile anzugeben.

Trapa oder **Wassernuß** heißt eine zur 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Haloragеen gehörende Gattung von Wassergewächsen, deren wenige über Europa und Asien verbreitete Arten lange fadenförmige, am Grunde im Schlamme stehender Gewässer kriechende Stengel besitzen, die mit federartig zertheilten, untergetauchten Blättern besetzt sind und am obern Ende eine auf dem Wasserspiegel schwimmende Rosette von Blättern tragen, zwischen deren Stielen die kleinen, aus einem zwei- bis vierzähnigen, mit dem unterständigen Fruchtknoten verwachsenen Kelche, vier zerknitterten Blumenblättern, vier Staubgefäßen und zwei fadenförmigen Griffeln zusammengesetzten Blüten stehen. Die Frucht ist eine durch die anwachsenden, verholzenden Kelchzähne mit zwei bis vier Dornen versehene, harte, einfamige Nuß mit eßbarem Kerne. In Europa kommt nur eine Art vor, die gemeine Wassernuß (T. natans L.), welche sich in Deutschland in größern Teichen und in Seen häufig findet. Sie hat lederartige, rautenförmige, gezähnte Blätter mit blasig aufgetriebenem Stiel und weiße Blüten. Der weißgraue Samen der mit vier Dornen versehenen, über 1 Zoll breiten Nuß ist sehr wohlschmeckend und kann sowol roh als gekocht gegessen werden. Ehedem waren die Wassernüsse als Nuces aquaticae oder Semina Tribuli aquatici officinell. Auch die ganze Pflanze wurde als kühlendes, zertheilendes Mittel zu Umschlägen verwendet. In China wird die blos mit zwei Dornen versehene Nuß der in den dortigen Gewässern sehr häufigen T. bicornis L. unter dem Namen Ling oder Leng in großen Massen zu Markte gebracht.

Trapani, im Alterthum Drepanum, die Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz, auf der Insel Sicilien, an der äußersten Westküste und am Fuße des Monte-Giuliano (Eryx), ist befestigt und mit einem geräumigen Hafen versehen, der durch das Fort Colombara geschützt wird. Die Stadt ist der Sitz der Präfectur, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer, hat (Ende 1861) 26334 und als Gemeinde 30592 E., ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, ansehnliche Seesalzwerke und mehrere Fabriken. Außerdem treiben die Bewohner Korallen- und Thunfischerei, Schiffahrt und nicht unansehnlichen Handel mit ihren Producten. Am Abhange des Monte-Giuliano liegt ein ursprünglich sarazen. Castell, erbaut aus den Trümmern eines Tempels der Venus Erycina, mit einem Karmeliterkloster, zu dessen wunderthätigem Madonnenbilde viel gewallfahrtet wird. Von der Stadt führt der jüngste Bruder König Ferdinand's II. von Neapel, Franz de Paula, den Titel eines Grafen von T. Die Provinz T. zählt auf 57,12 Q.-M. (Ende 1861) 214981 E.

Trapez heißt in der Geometrie gewöhnlich ein Viereck, das zwei parallele, aber ungleiche Seiten hat. Manche nennen alle Vierecke, die keine Parallelogramme sind, T. und theilen sie in T. im engern Sinne oder Paralleltrapeze (mit zwei parallelen Seiten) und Trapezoide, in denen keine Seite der andern parallel ist.

Trapezunt, Trebisond in der Lingua Franca (franz. Trebisonde, engl. Trobizond, türk. Tarábosan oder Tarábusun), die Hauptstadt eines türk. Eyalets (500 Q.-M. mit 330000 E.) in Kleinasien, nach Smyrna der wichtigste Handelsplatz der asiat. Türkei, liegt malerisch an der Mündung des Desjmén-su (d. h. Mühlenbach), am Fuße des steilen, waldbedeckten Bos-tepé, theils als Neustadt unten auf niedern Hügeln, theils als Altstadt oder eigentliche Türkenstadt an der Höhe hinauf zu einer oben schmal zulaufenden Felsplatte, die von zwei tiefeingerissenen, von je einer Steinbrücke überspannten Schluchten auf beiden Seiten eingerahmt und vertheidigt wird und das Schloß oder die Citadelle trägt, im Mittelalter der Residenzpalast des Kaisers von T. Die Steinbrücke der westl. Schlucht führt zu einer meist von Türken bewohnten Vorstadt, welche das schönste Denkmal T.s aus dem Mittelalter enthält, die ehemalige griech. Sophienkirche, jetzt Moschee Hágia-Sofia. Die östl. Vorstadt, zu welcher die andere Brücke führt, gestaltet sich durch Anbau zur eigentlichen Stadt, während die Altstadt, bis an die Citadelle hinauf, dicht bewohnt ist und als «Burg» bezeichnet wird. Die Neustadt, mit fünf griech. Hauptkirchen, ist der Sitz der Christen, in deren Händen der gesammte Handelsverkehr liegt. Von den 18 Moscheen liegen nur drei bedeutendere in der Neustadt. An diese schließen sich die äußersten östl. Vorstädte, eine türkische und eine griechische. In der letztern befinden sich die europ. Handelsniederlassungen und ein im Sommer vielbenutzter Landungsplatz. Ein eigentlicher Hafen ist nicht

vorhanden. Größere Fahrzeuge liegen im Sommer auf der ganz offenen Rhede, im Winter in dem 1½ M. gegen Weſten entfernten Hafen von Platana (Hermonassa im Alterthum). T. hat gegenwärtig 50000 E. (im J. 1835 nur 20000). Der Gewerbfleiß der Bevölkerung liefert Waffen, geſtickte Kleider, kleine Koffer, Pfeifen, Gold-, Silber-, Kupfer- und Stahlarbeiten, Leder und Lederwaaren, neuerdings auch Hanf-, Seiden- und Baumwollwebereien. Durch ſeine Lage bildet T. den Hauptſtapel- und Speditionsplatz des Handels zwiſchen Europa, Armenien, Perſien und ganz Centralaſien bis zur chineſ. und indiſchen Grenze und ſteht durch Dampfſchiffslinien mit Konſtantinopel und den Donaumündungen in Verbindung ſowie durch regelmäßige Karavanenzüge mit Erzerum, Täbris und Syrien. Doch wird dieſe Handelsblüte bedroht durch die Concurrenz der Ruſſen, die namentlich den Hafen von Poti durch großartige Bauten zu einem Hauptemporium des pontiſchen Handels zu erheben gedenken. — Das alte Trapezûs war eine griech., von Sinope aus 756 v. Chr. angelegte und nicht unbedeutende Pflanzſtadt. Dieſelbe wurde im Mittelalter von Wichtigkeit, wo ſie einem kleinen Reiche, dem ſog. Kaiſerthum T., den Namen gab. Als nämlich durch die innern Streitigkeiten der kaiſerl. Familie zu Konſtantinopel die Kreuzfahrer (Franzoſen und Venetianer) veranlaßt wurden, Konſtantinopel zu belagern, und nach Eroberung der Stadt 1204 die regierende Familie vertrieben, errichtete ein Prinz des vertriebenen kaiſerl. Hauſes, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Aſien und nahm ſeinen Sitz in T., wo er vorher Statthalter geweſen. Seine Nachfolger legten ſich den Kaiſertitel bei und führten den Familiennamen der Komnenen fort. Endlich unterlag dieſes Kaiſerthum der türk. Uebermacht. David Komnenus, der letzte Kaiſer von T., wurde in ſeiner Hauptſtadt 1461 von Mohammed II. belagert und mußte, da ihm alle auswärtige Hülfe fehlte, ſich dem Sieger ergeben, der das Land dem türk. Reiche einverleibte und den Gefangenen nebſt ſeiner Familie 1462 in Adrianopel hinrichten ließ. Vgl. Fallmerayer, «Geſchichte des Kaiſerthums von T.» (Münch. 1827).

Trappe (Otis) heißt eine Gattung aus der Familie der Hühnerſtelzen, die ſich durch Mangel der Hinterzehe, ſchwachgeſäumte Vorderzehen, netzartigen Ueberzug der Läufe und rothbraunes, mit dunklern Querbinden verſehenes Gefieder des Rückens und der Flügel auszeichnet. Die meiſten Arten bewohnen Afrika und Vorderaſien. Europa hat deren nur drei, von denen ſich die große T. (O. tarda) als Stand- und Strichvogel im mittlern Europa aufhält; in England iſt ſie ſeit Jahrhunderten ausgerottet. Dieſe T. iſt am Kopfe und am Halſe hellgrau gefärbt; das Männchen hat an beiden Seiten der Kehle einen aus langen weißen Federn beſtehenden, rückwärts gerichteten Bart. Sie hat einen aufrechten, gravitätiſchen Gang, fliegt gut, wenngleich nicht ſchnell, läuft vortrefflich und gehört bei einer Schwere von 30 Pfd. zu unſern ſtattlichſten Landvögeln. Zur Nahrung dienen ihr Getreidekörner, junge Blätter und Inſekten. Sie niſtet im hohen Getreide verborgen und lebt nur in weiten Ebenen, welche die Umſchau durch nichts beſchränken, vermeidet auch aufs ſorgfältigſte Büſche und andere verdächtige Verſtecke. Den Feldfrüchten, namentlich dem Winterrübſen ſind die T. ſehr ſchädlich, zumal wo ſie als zur hohen Jagd gehörig beſondern Schutz genießen. Alle Verſuche, die T. auf die Dauer zu zähmen und in Hausthiere umzuwandeln, ſind bisjetzt geſcheitert. Uebrigens iſt ihr Fleiſch hart, ſchwarz und wegen des widerlichen Geruchs kaum genießbar. Die Zwergtrappe (O. tetrax), die nur die Größe des Huhns erreicht und nur ſelten nach Deutſchland kammt, iſt ſehr wohlſchmeckend.

Trappiſten heißen die Mönche des ſehr ſtrengen geiſtlichen Ordens, welcher aus der berühmten Abtei La-Trappe (ſ. d.) in Frankreich hervorging. Dieſe Abtei, 1122 durch den Grafen von Perche, Rotrau II., geſtiftet, gehörte bis zu ihrer Neugeſtaltung zum Orden der Ciſtercienſer, erhielt damals den Namen Notre-Dame de la Maison-Dieu, wurde aber ſpäter wegen des engen Eingangs in das Thal La-Trappe (Fallthüre) genannt. Die Mönche lebten nach den Regeln der Ciſtercienſer (ſ. d.), welche ſie ſeit 1148 annahmen. Dennoch verfielen ſie im 16. Jahrh. in die größte Zuchtloſigkeit, wurden durch Mord und Raub der Schrecken des Landes und erhielten daher den Namen «Banditen von La-Trappe». Die zu Anfange des 17. Jahrh. kaum noch ſieben Mönche enthaltende Abtei fiel endlich 1636 dem damals zehnjährigen Rancé (ſ. d.) als Pfründe zu, der die verfallende Abtei wiederherſtellen und unter dem Abte Barbarin Mönche von der ſtrengſten Obſervanz der Benedictiner einführen ließ. Rancé ſelbſt wurde nach einer in Ausſchweifungen verbrachten Jugend Mönch und dann regulirter Abt von La-Trappe. Weil ihm die Regel der Ciſtercienſer viel zu mild dünkte, reformirte er dieſe und ſteigerte ſeine Beſtimmungen bis zur größten Härte. Nach ſeiner Regel ſtehen die T. früh um 2 Uhr auf, beſchäftigen ſich täglich 11 St. mit Beten und Meſſeleſen, bringen ihre übrige Zeit bei harter Arbeit meiſt auf dem Felde und in ſchweigender Betrachtung zu, arbeiten abends

an der Herstellung ihrer Gräber und schlafen auf Stroh und Bretern. Da ihre Gedanken stets auf Buße und Tod gerichtet sein sollen, darf, außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem «Momento mori», womit sie einander grüßen, kein Wort über ihre Lippen kommen; ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie durch Zeichen zu verstehen. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln und Kräutern, Früchten, Gemüsen und Wasser; Fleisch, Wein und Bier ist ihnen gänzlich untersagt. Der Orden theilt sich in Laienbrüder und Professen; außerdem hat er auch sog. Frères donnés, d. h. solche, die nur eine Zeit lang zur Bußübung ihm angehören. Die Ordenskleidung besteht in einer dunkelbraunen Kutte, die auf dem bloßen Leibe getragen wird, einem gleichfarbigen Mantel und in Holzschuhen. Die Prinzessin Louise von Condé stiftete zu Clacet in Frankreich auch einen weiblichen Zweig des Ordens. Wegen der Strenge fanden die T. nur geringe Ausbreitung. In Italien hatten sie nur ein Kloster zu Buana-Salassa bei Florenz, in Deutschland eins in der Nähe von Düsseldorf. Die Revolution in Frankreich hob die geistlichen Orden auf, und jetzt fanden einzelne Trappistencolonien Aufnahme in der Schweiz, Deutschland, England, Spanien, Rußland und Nordamerika. In der Schweiz stiftete der Trappist Augustin de Lestrange ein Kloster zu Valsainte, das die Franzosen 1798 zerstörten. Derselbe ging hierauf nach Litauen, errichtete 1799 Klöster zu Brzesc und Luck, mußte aber 1800 dieses Asyl mit den Seinen wieder verlassen. Er wendete sich in die Gegend von Hamburg und ging von da 1801 nach Freiburg. 1804 gründete er ein Kloster zu Rom, das bis zur Invasion der Franzosen bestand. Endlich gelangte er nach Spanien, wo er bis zur Restauration weilen konnte. Der Hauptstamm der T. hatte sich unter dem Abte de la Prade in das Paderbornsche geflüchtet, wurde aber 1802 von der preuß. Regierung ausgewiesen. Ein Gleiches geschah 1811 zu Freiburg und 1812 zu Darfeld bei Münster. Nach der Restauration der Bourbons kehrten die T. 1817 nach Frankreich zurück, kauften hier ihr Stammkloster wieder an, waren im folgenden Jahre schon 100 Köpfe stark und gründeten hier von 1817—23 16 Niederlassungen. Der Orden blühte noch mehr auf, als 1825 Gerard (s. d.) die Leitung desselben übernahm. Durch die königl. Ordonanz vom 16. Juni 1828 sollten 1829 sämmtliche Anstalten des erneuerten Trappistenordens wieder geschlossen werden; doch kam die Maßregel nicht wirklich zur Ausführung, sodaß zur Zeit der Julirevolution außer dem Stammkloster immer noch neun Klöster, darunter die bedeutendsten zu Aiguesbelles, zu Gard bei Amiens, zu Meilleraye und zu St.-Aubin, bestanden. Einige dieser Klöster mußten 1830 auf Befehl der neuen Regierung eingehen. Doch kam dem Orden 1834 ein päpstl. Decret zu Hülfe, welches ihm den Namen «Congrégation des religieux Cisterciens de N. D. de la Trappe» beilegte und dadurch sein Bestehen in Frankreich sicherte. Die Zahl seiner Klöster für Männer und Frauen hat sich seitdem vermehrt; 1844 bewilligte ihm die franz. Regierung auch die Anlegung einer Colonie in Algier. In England hat der Orden noch eine Niederlassung, in Amerika mehrere Colonien. Vgl. «Histoire civile, religieuse et littéraire de l'abbaye de la Trappe» (Par. 1824); Ritter, «Der Orden der T.» (Darmst. 1833); Gaillardin, «Les Trappistes, ou l'ordre de Cîteaux au 19me siècle» (2 Bde., Par. 1844). Ein Zweig der T. ist der im Bisthume Seus in Frankreich 1851 entstandene Orden der Trappistenprediger.

Trarbach, eine Stadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, im Kreise Zell, an der Mündung des Kautenbachs in die Mosel, hat ein Progymnasium und zählt 1650 E., deren Erwerbsthätigkeit sich in Gerbereien, in Ausbeutung der benachbarten Kupfer-, Blei- und Schwefelgruben, in Schieferverarbeitung, in Anfängen der Seidenzucht, namentlich aber auch in Weinbau und Weinhandel sowie in starkem Verkehr mit den Hundsrückdistricten erweist. Gegenüber liegt links an der Mosel, über welche hier eine Schiffbrücke führt, der Marktflecken Traben am Fuße des durch seinen vortrefflichen Wein bekannten Tradenbergs, mit 1100 E., die hauptsächlich Wein- und Obstbau treiben. T. hatte ehemals ein festes Schloß Grevenberg oder Greiffenberg. 1633 wurde der Ort von den Schweden unter Horn erobert, aber bald darauf den Franzosen überlassen. 1687 befestigten letztere T. und legten auf dem Tradenberge die reguläre Festung Montroyal an, mußten aber infolge des Ryswijker Friedens 1697 die Stadt herausgeben und Montroyal schleifen. Sodann eroberten die Franzosen T. unter Marschall Tallard, verloren es aber 1704 wieder an die Alliirten unter dem Erbprinzen von Hessen-Kassel. 1794 endlich nahmen erstere Stadt und Schloß und schleiften die Festungswerke, die nun zu Weinbergen umgeschaffen wurden.

Trasimenischer See (Lacus Trasimenus), jetzt Lago di Perugia, ist in der Geschichte berühmt durch die Niederlage, welche im Sommer des J. 217 v. Chr. im zweiten Punischen Kriege die Römer an seiner südwestl. Seite durch Hannibal erlitten. Dieser war dem Consul

Cajus Flaminius auf der Straße nach Rom vorausgeeilt und erwartete ihn, der ihm mit seinem Heere von Cortona her nacheilte, im Süden des Sees an einer vortheilhaften, von Hügeln eingeengten Stelle. Bei starkem Nebel trafen die Römer in langer Marschcolonne auf den Feind, der sie zugleich aus dem Hinterhalt von der Seite und im Rücken angriff. 15000 Römer, unter ihnen durch einen insubrischen Gallier Flaminius selbst, fielen im Gefecht, das so heftig war, daß ein Erdbeben von den Kämpfenden nicht gespürt worden sein soll. Viele wurden in den See gedrängt und kamen in ihm um; 6000 schlugen sich durch, mußten sich aber am nächsten Tage ergeben; 10000 retteten sich auf zerstreuter Flucht.

Traß nennt man gewisse alte vulkanische Tuffbildungen, welche sich wegen ihrer Zusammensetzung zur Bereitung von Wassermörtel (Cementkalk) eignen. Die berühmtesten Traßbrüche sind die des Brohlthals am Rhein. Aber auch im Siebengebirge, in der Eifel und im Riesgau kommt nutzbarer T. vor. Die festern Varietäten desselben werden auch wol zu feuerfesten Steinen verwendet, in der Eifel unter der Benennung «Backofenstein».

Trassiren (neulat. trassare) nennt man das Ziehen eines Wechsels (s. d.) auf eine andere Person. Ein solcher Wechsel heißt Tratte. Der Aussteller desselben ist der Trassant, und der Bezogene wird der Trassat genannt.

Trasteverîner heißen die Bewohner eines Theils der rechten Tiberseite Roms, welche in die Rioni-Borgo (mit St.-Peter und dem Vatican) und Trastevere zerfällt. Im Mittelalter von vielen Adelsfamilien bewohnt, ist letzterer Stadttheil heute fast ganz den ärmern Klassen eingeräumt. Diese behaupten die wahren Nachkommen der alten Römer zu sein, ein Vorzug, der ihnen von den Montigianern, Bewohnern der Hügelstriche der Stadt, streitig gemacht wird. Im Carneval und im October machen sich die T. vorzugsweise bemerklich. Dem Heiligen Stuhl sind sie immer sehr ergeben gewesen. Im Alterthum lagen in diesem Stadttheile die Marinesoldaten der ravennatischen Flotte, woher noch im Mittelalter der Name der Ravennatenstadt. Zahlreiche Thürme sind von den Burgwohnungen jener Zeit geblieben. Die bedeutendste Kirche ist die Basilika Sta.-Maria in Trastevere; am Flußufer liegt das kolossale Hospiz San-Michele. Das Janiculum begrenzt Trastevere und die dazugehörige Lungara nach Westen.

Traube nennt man in der Botanik einen unbegrenzten Blütenstand mit verlängerter Spindel (s. Blüte), an welcher gestielte Blüten stehen. Dadurch unterscheidet sich die T. von der Aehre, bei welcher stiellose Blüten an der Spindel sitzen. Beide Blütenstandformen gehen häufig ineinander über. Je nach der Stellung und Richtung der Blüten unterscheidet man einseitswendige, zweizeilige, allseitige, ferner einfache und zusammengesetzte T.

Traubencur oder Weintraubencur besteht darin, daß einige Wochen hindurch bei Vermeidung sehr nahrhafter, fetter, mehliger, grober, blähender Speisen und hinreichender Körperbewegung Weintrauben in reichlicher Menge genossen werden. Sie soll bei Stockungen im Unterleibe und davon abhängiger Hypochondrie, bei Hämorrhoidalbeschwerden und bei Gicht vortreffliche Dienste leisten, eine Wirksamkeit, die hauptsächlich der abführenden und auflösenden Wirkung der in den Trauben enthaltenen Salze und des Zuckers zuzuschreiben ist. Als Curorte sind in Deutschland besonders Meran in Tirol und Dürkheim an der Hardt zu nennen; doch sind auch an vielen andern weinbauenden Orten T. eingerichtet.

Traubenfäule oder Traubenkrankheit wird ein seit 1851 zunächst in den südeurop. Ländern (zuerst in Griechenland) aufgetretenes Verderben der Beeren des Weinstocks genannt, welches jahrelang als eine wahre Landplage gewüthet und Tausende von bei der Cultur des Weinstocks und der Fabrikation der Weine beschäftigten Menschen in Noth gebracht hat. Das Uebel beginnt während des Sommers und gibt sich zunächst durch die Bildung grauer Pünktchen und Fleckchen an den unreifen Weinbeeren, wol auch an den Reben und Blättern zu erkennen. Bald schrumpfen die Beeren unter den sich rasch ausbreitenden Flecken zusammen, worauf sie aufplatzen und nun durch Fäulniß verderben. Sehr bald erkannte man, daß bei dieser Krankheit ein Pilz, welcher den Namen Traubenschimmel erhielt und von den Botanikern Oidium Tuckers genannt wurde, eine Hauptsache sei, und gegenwärtig sind wenigstens die Naturforscher darüber einig, daß die T., wie die Kartoffelkrankheit, das Mutterkorn, die Brand- und Rostkrankheiten des Getreides, eine Pilzkrankheit und der genannte, mit dem gemeinen Mehlthau (s. d.) nahe verwandte, wenn nicht gar identische Pilz die alleinige Ursache des Uebels sei. So viele Schriften auch seit dem ersten Auftreten der Krankheit, die besonders in Frankreich (um Bordeaux), Italien, Spanien, Portugal ganz furchtbare Verheerungen angerichtet, doch auch die Rheingegenden und Ungarn heimgesucht, über diese Calamität erschienen sind, ist doch die Entwickelungsgeschichte des sie verursachenden Pilzes noch keineswegs genügend aufgeklärt. Das

Mycelium des Pilzes, aus dem die erwähnten Punkte und Flecken beſtehen, iſt zwar demjenigen des gemeinen Mehlthaupilzes ſehr ähnlich, unterſcheidet ſich jedoch durch große, ſcheibenförmige, gelappte Saugwarzen (Hauſtorien), mittels deren der Pilz eine gewaltſame, ſchließlich das Auſderſten der Beeren bewirkende Zuſammenziehung von deren Oberhaut zu bewirken vermag. Immerhin wäre es möglich, daß der Traubenpilz blos eine ſüdliche oder eine durch die Organiſation des Weinſtocks bedingte Varietät oder Form unſeres gemeinen Mehlthaus darſtellte. Merkwürdig iſt es, daß die eigentlichen Sporenkapſeln (Perithecien) ſich nur in Südeuropa entwickeln, denn in den deutſchen Weingegenden hat man bisher immer nur Vermehrungszellen (Conidien) beobachtet. Durch dieſelben wird die Krankheit rapid verbreitet. Weichere und edlere Rebſorten werden vorzugsweiſe von ihr befallen. Unter den verſchiedenen Mitteln, welche gegen dieſe Calamität empfohlen und angewendet worden, hat ſich das Beſpritzen der befallenen Stöcke und Trauben mit feuchtem Schwefelpulver, durch welches der Pilz vernichtet wird, noch am meiſten bewährt. Seit einigen Jahren hat die Traubenkrankheit in jenen Ländern mehr und mehr nachgelaſſen und iſt gegenwärtig als ziemlich erloſchen zu betrachten.

Traubenzucker, ſ. Zucker.

Trauerſpiel, ſ. Tragödie.

Traum (somnium) nennt man das Erzeugniß der Seelenthätigkeit im Schlafe. Man findet vielleicht keinen Menſchen, der ſich nicht erinnerte, zuweilen geträumt zu haben, während es ungewiß iſt, ob jeder Schlaf von Träumen begleitet ſei; denn meiſt erinnern wir uns nicht, daß wir geträumt haben. Blos beſonders lebhafte oder im unvollkommenen Halbſchlaf ſtattgehabte Träume hinterlaſſen eine Erinnerung in dem wachen Gehirn. Der T. gehört zu den normalen Erſcheinungen des Lebens. Vor dem Einſchlafen, noch ehe der wirkliche T. beginnen kann, zeigen ſich oft die ſog. Schlummerbilder, einzelne Punkte, Striche, Umriſſe von Figuren und Menſchen, welche ineinander verſchwimmen, aber iſolirt und ohne innern Zuſammenhang ſich dem Geſichtsſinne darſtellen. Das eigentliche Träumen hingegen beſteht aus der Vorſtellung zuſammenhängender Reihen von Erſcheinungen und Ereigniſſen, bei deren Wahrnehmung es ſcheint, als ob die Sinnesorgane wirklich ihre Function erfüllten (d. h. als ob man höre, ſehe, fühle), da man noch nach dem Verſchwinden eines lebhaften T. oft die Folgen von Sinneseindrücken, eine Affection des Auges, einen Klang im Ohre, einen ungewöhnlichen Geſchmack u. dgl. empfindet. Man darf jedoch nicht annehmen, daß dieſe Empfindungen durch die Sinne zum Vorſtellungsvermögen gelangen, ſondern muß vielmehr die Erzeugung derſelben in dem Gehirn ſelbſt ſuchen (wie bei den Hallucinationen). Während des Wachens wird die Thätigkeit der Seele größtentheils durch die Einwirkung der Außenwelt beſtimmt und die Eindrücke auf die Sinne geben den Stoff zu den Vorſtellungen, denen der Verſtand eine Art Zuſammenhang verleiht. Im Schlafe hingegen fällt die Kritik des Verſtandes hinweg, und die Phantaſie verarbeitet die Seeleneindrücke in freier Willkür. Man kann daher auch wachend träumen, wenn man der Phantaſie freien Spielraum läßt, welche dann nach ihrer Weiſe eine Reihe mehr oder weniger zuſammenhängender Ideen erſchafft. Jedoch iſt hierbei der Wille mehr thätig und der Phantaſie weniger unterthan als im Schlafe. Die Phantaſie nimmt den Stoff zu ihren Bildungen immer aus dem Gedächtniß, indem ſie ganze Scenen aus der Vergangenheit mit mehr oder weniger Abänderungen wiederholt oder aus mehrern derſelben ſowie aus gehabten Anſchauungen ein neues Bild zuſammenſetzt. Daher träumen Blindgeborene nie vom Sehen, Erblindete nur noch eine Zeit lang nach ihrem Erblinden von Sichtbarem, Taube nicht von Hörbarem. Jedoch ſind nicht immer blos die Phantaſie und das Gedächtniß beim T. thätig, ſondern es gibt auch der Verſtand den Traumbildern eine bewußte Beziehung zu uns und erregt ſo das eigene Gefühl durch Bewußtſein der Freude, der Trauer, des Schmerzes. Endlich ſind auch Beiſpiele vorhanden von Träumen abſtracter Art. Sogar Probleme der Philoſophie, der Phyſiologie, der Poeſie u. ſ. w. ſollen im T. gelöſt worden ſein, während in andern Fällen die Phantaſie durch Vorführung unauflöslicher Aufgaben oder durch vermeintliche Entdeckungen, die beim Erwachen entweder ſchnell verſchwinden oder ſich als widerſinnig erweiſen, den Verſtand und den Schlaf beunruhigt. Dieſe gewiſſermaßen reinere Thätigkeit des Verſtandes erklärt ſich durch die Abhaltung ſtörender äußerer Eindrücke im Schlafe, welche im wachen Zuſtande nur ſchwer auszuſchließen ſind. Eigenthümlich geſtaltet ſich der Verkehr des Träumenden mit der Außenwelt. Die Sinne, deren Thätigkeit im Schlafe nicht ganz erloſchen, werden durch die ihnen entſprechenden Einflüſſe angeregt. Wenn dieſer Eindruck ſtark genug iſt, um empfunden werden zu können, ohne die Erregung bis zum Erwecken zu ſteigern, ſo deutet dann die Phantaſie denſelben auf ihre Weiſe aus, webt ihn in den T. hinein oder erzeugt aus ihm weitere Traumbilder. In dieſer Art wird

beſonders das Gehör häufig zum Schöpfer von Träumen. Empfindungen des Gemeingefühls, welche im Innern des Körpers ſelbſt ihren Grund haben, ſtellen ſich als von außen kommende und angenehme oder unangenehme Empfindungen erzeugende Sinneseindrücke dar. So werden die Träume auch durch krankhafte Zuſtände verſchiedentlich modificirt. Die Muskelbewegung findet bei den Träumenden meiſt in der Schwäche der Macht des Willens über die Muskeln ein Hinderniß, kann aber in den verſchiedenſten Graden ſtattfinden, von der geringſten Regung bis zum Schlafwandeln mit Vollbringung mehr oder weniger zweckmäßiger Handlungen. (S. Somnambulismus.) Charakteriſtiſch für den T. iſt die Fähigkeit der Seele, die eigene Erfindung als eine fremde zu betrachten, andern, deren Erſcheinung ſie ſchafft, mündliche Aeußerungen und Handlungen unterzulegen, die ſie ſelbſt erfindet, und ſo ihre eigene ſubjective Thätigkeit als objectiv zu betrachten. Dabei geht jedoch der Träumende nicht leicht aus ſeiner eigenen Perſönlichkeit heraus, ja er endigt den T. faſt willkürlich, wenn die Widerſinnigkeit der Traumbilder die Urtheilskraft zu ſehr beleidigt. Nicht ſelten endlich vereinigt ſich die Thätigkeit der Phantaſie mit der des Verſtandes im T. zu einem Gedankenfluge, der während des Wachens nie ſtattfindet. Wenn die Einflüſſe der Außenwelt auf die Sinne im wachen Zuſtande unſere Vorſtellungen regeln, ſo hemmen ſie dieſelben zugleich durch die Schranken der Zeit und des Raums. Im Traumzuſtande aber waltet der Gedanke faſt feſſellos und erſchafft oder erhält Anſchauungen, deren er im Wachen nie theilhaftig werden würde. So entſtehen die Träume der Viſion, Inſpiration und Divination. Als krankhafte Traumzuſtände ſind zu betrachten: das Aufſchrecken und Zuſammenfahren im Schlafe, das Alpdrücken und die Hallucinationen. Daß auch die auf den höchſten Stufen ſtehenden Thiere träumen, beweiſen viele Erſcheinungen, während man den niedrigern, bei denen das Seelenleben immer tiefer ſinkt, dieſe Fähigkeit kaum zuſprechen kann. Vgl. Schubert, «Symbolik des T.» (4. Aufl., Lpz. 1862).

Traumaticin heißt eine in der Chirurgie anſtatt des Collodiums angewendete Löſung von Guttapercha in Chloroform.

Traun, ein für die Verſchiffung des Salzes aus dem öſterr. Salzkammergut (ſ. d.) wichtiger Fluß, entſteht am Fuße der Steierſchen Alpen unweit des Priel in Steiermark, tritt oberhalb Hallſtatt in das Erzherzogthum Oeſterreich, bildet alsdann den Hallſtätter- und den Gmundener- oder Traunſee, macht hierauf bei dem Dorfe Roitham einen merkwürdigen Waſſerfall und ergießt ſich nach einem Laufe von 24 M. unweit Linz in die Donau. Die T. iſt fiſchreich und wird nach ihrem Austritte aus dem Hallſtätterſee mit Salzſchiffen befahren. Von ihr hatte bis 1860 der ſüdöſtl. Abſchnitt des Erzherzogthums Oberöſterreich den Namen Traunkreis, welcher 48,73 Q.-M. und (Oct. 1857) 124273 E. zählte. Derſelbe iſt ſeitdem aufgelöſt und in neun Bezirke vertheilt. Kreisſtadt war Steier (ſ. d.).

Traunſtein, eine wohlhabende Stadt in Oberbaiern, Hauptort eines Verwaltungsdiſtricts (21,97 Q.-M. mit 36098 E. im J. 1861), an der München-Salzburger Eiſenbahn, auf einem Abhang der Bairiſchen Traun in 1833 F. Seehöhe gelegen, iſt Sitz des Bezirks-, eines Rent- und Hauptſalzamts ſowie des Bezirks- und Landgerichts und zählt 3588 E. (1864). Der Ort hat ein ſehenswerthes Schloß, eine hübſche Pfarrkirche, ein Krankenhaus, einen Eiſenhammer, eine Tuchfabrik und in der Au an der Traun die anſehnlichen Salinengebäude, in welchen die in Röhren von Reichenhall 3 M. weit herbeigeleitete Sole verſotten wird zu jährlich 170000 Ctr. Koch- und 4000 Ctr. Viehſalz. T. iſt nach dem großen Brande vom 26. April 1851 neu, namentlich am Marktplatze ſehr ſtattlich wieder aufgebaut und empfiehlt ſich als angenehmer Sommeraufenthalt. In der Nähe liegt das ſtarkbeſuchte Empfinger Bad. — T. heißt auch einer der koloſſalſten Berge des Salzkammerguts (ſ. d.) in Oeſterreich. Derſelbe ſteigt faſt ſenkrecht mit nackten Felswänden aus dem Traunſee 5196 par. F. hoch als eine ſtolze prachtvolle Pyramide empor und iſt faſt durch ganz Oberöſterreich ſichtbar. Seine Beſteigung iſt mühſam, nicht gefahrlos und weniger lohnend als die des Schafbergs.

Trautenau (böhm. Trutnov), Stadt im Gitſchiner Kreiſe des Königreichs Böhmen, an der Aupa, hat (1857) 3763 E., ein Braun- und Steinkohlenbergwerk, und iſt der Mittelpunkt der böhm. Leinweberei am Rieſengebirge. Der Ort unterhält Wochenmärkte mit ſtarken Geſchäften in Garn und Leinwand. Am 30. Sept. 1745 ſchlug Friedrich II. bei dem 4/5 M. ſüdlicher gelegenen Dorfe Sohr oder Sorr die Oeſterreicher unter Herzog Karl von Lothringen. Im deutſchen Kriege von 1866 wurde bei T. das 1. preuß. Armeecorps unter Bonin, das als Avantgarde der Armee des Kronprinzen durch den Paß von T. in Böhmen eindrang, von dem öſterr. 10. Corps unter Gablenz 27. Juni zum Rückzuge in das Gebirge gezwungen. Die Preußen rückten anfangs ungehindert in T. ein, ſtießen aber jenſeit auf den Feind, und es ent-

spann sich ein Gefecht, das bis Mittag günstig stand, sodaß Bonin die ihm angebotene Unterstützung der nahestehenden Gorden ablehnte. Er wurde jedoch bald von Gablenz, welcher Verstärkung herangezogen hatte, zum Rückzuge genöthigt, und der Sieg verblieb den Oesterreichern. Daß in T. selbst die Preußen von den Bürgern beschossen, ja mit siedendem Wasser überschüttet worden, wurde mit vielen Uebertreibungen behauptet und durch die Verhaftung des Bürgermeisters und mehrerer Einwohner beglaubigt, ist jedoch nicht erwiesen. Am 28. wurde Gablenz bei T. von den preuß. Garden überrascht und vollständig geschlagen. Dieses zweite Gefecht bei T. wird auch nach dem erwähnten Dorfe Sohr benannt. Vgl. Lippert, «Geschichte der königl. Leibgedingstadt T.» (Prag 1866).

Trautmann (Franz), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 28. März 1813 zu München, wo sein Vater, ein Mann von künstlerischer Bildung, Hofjuwelier war, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt rechtswissenschaftlichen Studien und trat bei dem Stadtgericht zu München in die jurist. Laufbahn ein. Schon von Jugend auf hatte er Neigung für poetische Arbeiten gezeigt und sich später auch mit Malerei beschäftigt. 1841 vereinigte er sich mit Lentner zur Herausgabe der «Lesefrüchte». Im folgenden Jahre dichtete er zum Künstlermaskenfeste «Kaiser Maximilian's Urstände», einen seinerzeit beifällig aufgenommenen Cyklus von Poesien, und verfaßte auch mehrere Dramen. Die Anerkennung, welche seine literarische Thätigkeit alsbald in München fand, veranlaßte ihn, die begonnene Beamtenlaufbahn aufzugeben und sich ganz der Literatur zu widmen. Daneben beschäftigte er sich mit ernsten histor. Studien, namentlich über die Kunst- und Culturgeschichte des Mittelalters. Verschiedene Erzählungen aus der ältern Geschichte Baierns veröffentlichte er in Braun's und Schneider's «Fliegenden Blättern», durch die sein Name auch in weitern Kreisen bekannt wurde. 1849—50 gab er in Nürnberg ein humoristisches Blatt, der «Nürnberger Trichter», heraus. Seinen eigentlichen literarischen Ruf begründete T. jedoch mit «Eppelein von Geilingen» (Frankf. 1852), einer Erzählung in Versen, und «Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Baiern» (Frankf. 1853; 2. Aufl. 1856), denen seitdem «Die gute alte Zeit» (Frankf. 1855), «Petrus Nöckerlein» (Frankf. 1856), «Das Plunderstübchen» (Münch. 1855), «Münchener Geister» (Münch. 1856), «Das Münchener Stadtbüchlein» (Münch. 1857), «Deutsche Städtegeschichten» (Frankf. 1862), «Traum und Sage» (Münch. 1864), «Abenteuer des Dr. Thaddäus Donner im Jenseits» (Münch. 1864), «Münchener Wahrzeichen» (Münch. 1864) u. a. folgten. Zu diesen Erzählungen entnahm T. seine Stoffe der ältern Geschichte Baierns, insbesondere Münchens. Sie tragen sämmtlich eine durchaus mittelalterliche Färbung und sind in einem derb treuherzigen Chronikenstil geholten. Trotz ihres zum Theil seltsamen Gewandes hoben sie sich wegen ihrer markigen Charakteristiken, ihres gemüthlichen Humors und ihrer anmuthigen Naivetät besonders in Süddeutschland einen weiten Leserkreis erworben. Von T.'s übrigen literarischen Arbeiten sind noch «Ludwig Schwanthaler's Reliquien» (Münch. 1857), ein werthvoller Beitrag zur Lebensgeschichte des großen Meisters, eine histor.-kritische Arbeit über «Das Gleichen-Denkmal im Dom zu Erfurt» (Erf. 1867) sowie verschiedene kleinere Beiträge zur Kunstgeschichte und Alterthumskunde hervorzuheben. Ein größeres Werk über mittelalterliche Kunst und Cultur stellte T. 1868 in Aussicht.

Trauttmansdorff, ein ehemals reichsunmittelbares, jetzt fürstl. und gräfl. Geschlecht in Oesterreich, stammt von dem gleichnamigen Schlosse in Steiermark, wo es schon im 13. Jahrh. blühte. 14 T. blieben auf dem Marchfelde, wo Rudolf von Habsburg 1278 über Ottokar von Böhmen siegte, und 20 fielen in der Schlacht bei Mühldorf 1322, ohne ihren Anführer, den Herzog Friedrich von Oesterreich, vor der Gefangenschaft bewahren zu können. Der Mitgefangene desselben, Hektor von T., erhielt vom Kaiser Ludwig 1366 einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten, 352jährigen Adel bestätigte. Anfang des 16. Jahrh. blühte das Haus in vier Linien, von denen die David'sche noch jetzt besteht, die drei andern, die Ehrenreich'sche, Leopold'sche und Wilhelm'sche, längst erloschen sind. Die David'sche Stammlinie theilte sich um 1596 durch zwei Brüder in zwei Hauptlinien, die Johann Friedrich'sche und die Johann Hartmann'sche, von denen die letztere im Anfang des 19. Jahrh. erlosch, die erstere in dem jüngsten Sohne des Stifters, Maximilian von T. (s. d.), in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Seine Söhne stifteten zwei Speciallinien, der ältere, Graf Adam Matthias von T. (gest. 1684), die böhm., der jüngere, Graf Georg Sigismund von T. (gest. 1708), die steiermärk. Linie. Die böhmische Linie spaltete sich durch die Söhne des Begründers wiederum in zwei Aeste. Der ältere Ast, die Nachkommenschaft des Grafen Rudolf Wilh. von T. (gest. 1689) umfassend, erhielt in der Person des österr. Ministers Ferdinand

von T., geb. 12. Jan. 1749, für ſich und ſeine Nachkommenſchaft nach dem Rechte der Erſtgeburt 1805 die reichsfürſtl. Würde und wird gegenwärtig durch den Fürſten Karl von T., geb. 5. Sept. 1845, Großenkel des letztgenannten, repräſentirt. Großoheim des Fürſten iſt Graf Joſeph von T., geb. 19. Febr. 1788, welcher bis 17. März 1849 als öſterr. Geſandter und bevollmächtigter Miniſter am preuß. und mecklenb. Hofe fungirte. Des letztern Sohn, Graf Ferdinand von T., geb. 27. Juni 1825, iſt ſeit Febr. 1867 öſterr. Geſandter und bevollmächtigter Miniſter zu München. Der jüngere Aſt der böhm. Linie iſt neuerdings erloſchen. Die ſteiermärkiſche Linie, auch Hartmanns-Linie genannt, zerfiel durch die Enkel des Stifters ebenfalls in zwei Zweige, von denen der erſtere gegenwärtig durch den Grafen Maximilian Weichard von T., geb. 30. April 1842, repräſentirt wird, der zweite aber 1867 im Mannsſtamme erloſchen iſt.

Trauttmansdorff (Maximilian, Graf von), Staatsmann und Diplomat, geb. 1584 auf dem Familienſchloſſe Gleichenberg in Steiermark, gewann ſeine Bildung theils durch ernſte Studien, theils auf Reiſen, theils in Feldzügen. Standhaft erklärte er ſich gegen den Uebermuth des Cardinalbiſchofs Melchior Khlesl (ſ. d.), des Miniſters des Kaiſers Matthias, und ungemein thätig arbeitete er daran, dem Erzherzoge Ferdinand, nachmaligem Kaiſer Ferdinand II, nach Matthias' Tode die Erbfolge in Oeſterreich, Ungarn und Böhmen zu verſchaffen. 1619 ſchloß er zu München den Bund Ferdinand's II. mit Maximilian von Baiern (ſ. Dreißigjähriger Krieg) ab, und darauf verabredete er als kaiſerl. Geſandter in Rom mit dem Papſte und dem ſpan. Geſandten die gemeinſchaftlichen Maßregeln zur Führung des Kriegs. Auch übernahm er wichtige Aufträge bei Wallenſtein, der ihn ſehr achtete. T. hatte durch vertrauten Umgang von Jugend auf den ſchwindelnden Ehrgeiz dieſes Feldherrn kennen gelernt und war der erſte, welcher dem Kaiſer über die gefährlichen Plane Wallenſtein's die Augen öffnete. Darum wurde er mit dem Hofkriegsrathe von Queſtenberg zur nähern Unterſuchung in Wallenſtein's Lager geſendet. Nach der Schlacht von Nördlingen 1634 bewog er den Kurfürſten von Sachſen, ſich von Schweden zu trennen, und ſchloß 1635 den Prager Frieden, durch den Sachſen die Lauſitz erhielt. Sein größtes Werk war der Abſchluß des Weſtfäliſchen Friedens (ſ. d.). Er ſtarb zu Wien 1650. T. hatte einen durchdringenden Verſtand und ſprach mit gewinnender Anmuth. Sanft und freundlich, dabei voll Würde und Verſchwiegenheit, diente er nur der Sache mit beharrlichem Eifer, ohne Sorge für ſeinen perſönlichen Ruhm und Einfluß. Die Jeſuiten haßten ihn, weil er duldſam war; dem Kaiſer Ferdinand II. war er treu ergeben mit der Anhänglichkeit eines Jugendgeſpielen. Ferdinand III. ehrte ihn wie ſeinen väterlichen Freund. Bei dem Friedenswerke ſelbſt war er die Seele des Ganzen. Vergebens ſuchten Salvius und Oxenſtierna durch ihren Siegertrotz ihn zu reizen; er blieb ſtets gemäßigt und unerſchütterlich. Sein feſter Charakter und ſeine Ruhe hielten die Gegner in Schranken. Gleichwol ſchrieb er ſein Friedenswerk mit Beſcheidenheit ſeinen gelehrten Mitarbeitern zu.

Trauung (Copulation) heißt diejenige Handlung, durch welche Verlobte feierlich zur Ehe (ſ. d.) verbunden werden, entweder nur durch obrigkeitliche Beſtätigung ihres Verlöbniſſes und Ehevertrags und durch Einzeichnung in das Eheſtandsregiſter (Civiltrauung), oder durch kirchliche Einſegnung (prieſterliche T.). Schon im Alterthum galt die Ehe als ein bleibendes rechtliches Verhältniß, und ihr Abſchluß wurde durch religiöſe Ceremonien geweiht. Bei den alten Griechen weihten die Verlobten dem Hymen Gebete und Opfer. Bei den Römern verbanden ſie ſich in den ältern Zeiten, während der Prieſter ein Fruchtopfer darbrachte, durch gemeinſchaftlichen Genuß von Salzkuchen (confarreatio) und Zuſammenſitzen auf einer Schafhaut, um den Verein zum häuslichen und ehelichen Leben anzudeuten; ſpäter vollzog man die eheliche Verbindung durch Unterzeichnung des Contracts und durch eine feierliche Heimführung der Braut. Dieſer Gebrauch war auch bei den alten Juden bekannt. Der Abſchluß der Ehe geſchah durch Kauf, ſpäter durch Ehecontracte. Der Bräutigam führte dann, von ſeinen Freunden begleitet, die Braut unter Jubel heim und wurde nach dem Hochzeitmahle in das Brautgemach geleitet; dann folgten noch mehrere feſtliche Tage. Erſt im Verlauf der Jahrhunderte wurden gewiſſe Segensſprüche, der Eintritt der Verlobten unter den Brauthimmel (Chuppa), die Verleſung der Kethuba (über die donatio propter nuptias) und noch ſpäter die Antrauung durch einen Rabbinen erforderlich. Jetzt wird die jüdiſche T. in folgender Weiſe vollzogen: Nachdem die Verlobten, der Bräutigam von zwei Männern, die Braut von zwei Frauen geleitet, unter den Trauhimmel getreten, führt man die verſchleierte Braut dreimal um den Bräutigam. Dann ſpricht der Trauende die Einſegnung und reicht dem Paare einen Becher mit Wein zum Trinken dar. Er übergibt nun dem Bräutigam einen goldenen Ring, welchen der Verlobte ſeiner Braut mit den Worten anſteckt: «Siehe,

du bist mir verehelicht nach dem Gesetze Moses' und Israels.» Sodann werden nach Verlesung des Kethubabriefs mehrere Segensformeln gesprochen, ein Glas wird zur Erde geworfen und ein allgemeines Glückwünschen beschließt den Act. Auch Traureden sind unter den Juden üblich. In der christl. Kirche ward es seit dem Ende des 2. Jahrh. Sitte, jedes Verlöbniß dem Bischof oder Presbyter anzuzeigen, der es der Gemeinde bekannt machte, und keine Ehe ohne priesterlichen Segen (benedictio sacerdotalis) einzugehen. Indessen fand jene Anzeige (professio) nur bei dem Abschlusse der Sponsalien (s. d.) statt, worauf sich auch ein auf der Synode zu Karthago 389 gegebenes Ehegesetz lediglich bezieht. Aus jener Anzeige ging das kirchliche Aufgebot (s. d.) hervor. Zum wirklichen Anfange der Ehe wurden kirchliche Einsegnungen wol häufig begehrt und ertheilt, aber keineswegs für nothwendig gehalten. Im 6. Jahrh. kam eine besondere Trauungsliturgie in Gebrauch. Doch noch bis in das 9. Jahrh. galt die T. immer nur als ein bürgerlicher Act, und die bürgerlichen Gesetze im griech. und abendländ. Kaiserthume erklärten die priesterliche T. zwar für nützlich, aber nicht für nothwendig. Diese Nothwendigkeit sprach erst Karl d. Gr. aus; Papst Nikolaus I. bestätigte sie und forderte mit der T. die Vollziehung des Meßopfers (Brautmesse). Auch der Kaiser Leo VI. erklärte für die griech. Kirche die T. durch den Priester für gesetzlich. Dessenungeachtet legte die Kirche, auch als sie im 12. Jahrh. angefangen, die Ehe unter die Sakramente zu rechnen, immer noch mehr Gewicht auf die Anzeige des Ehevorhabens vor dem Priester, als auf die eigentliche T., deren Ritual nächst einer Messe nur Segenswünsche und Bekanntmachung der Ehe vor der Gemeinde enthielt. Erst in Trauungsliturgien aus dem 15. Jahrh. findet man die Formel: «Ego vos conjungo in matrimonium in nomine Dei etc.» («Ich verbinde euch zur Ehe im Namen Gottes u. s. w.»), wodurch der Priester als Stellvertreter Gottes den Ehebund bekräftigte. Doch erhält nach dem noch jetzt in der röm. Kirche geltenden kanonischen Recht der Ehebund schon durch die vor dem Priester abgegebene Erklärung der Eheleute, einander heirathen zu wollen, kirchliche Geltung, und wird durch die geschlechtliche Vereinigung als rechtlich vollzogene betrachtet, weungleich das Concil von Trient die kirchliche T. in der 24. Sitzung mit der Bestimmung zur stehenden Sitte erhob, daß die Verlobten drei Tage vor der Einsegnung beichten und das Sakrament empfangen sollten. Das schon bei den alten Griechen, Römern und Germanen gewöhnliche Wechseln der Trauringe gehört zu den nothwendigen Formalitäten der katholischen T. In der griech. Kirche wird die T. auch mit Gebet und Segen durch den Geistlichen vollzogen. Die Verlobten wechseln die Ringe schon bei der Verlobung, werden bei ihrer ersten Verheirathung mit grünen Kränzen gekrönt, trinken Wein aus einem vom Priester dargereichten Becher und küssen sich nach der Einsegnung vor dem Altare. Die Reformatoren des 16. Jahrh. setzten aus moralischen Gründen fest, daß nach dreimaligem Aufgebote die priesterliche T. zum Anfang der Ehe wesentlich nothwendig sei, daß daher kein ohne diese kirchliche Einsegnung geschlossener Ehebund irgendeine Gültigkeit habe. Wesentlich ist dabei, daß der copulirende Pfarrer in der Traurede die Verlobten nach ihrer beiderseitigen Einwilligung fragt, und wenn sie diese gegeben, sie kraft seines Amts für Eheleute erklärt, worauf Ermahnungen, Gebete und Segenssprüche folgen. Das Wechseln der Ringe ist auch in der evang. Kirche allgemein beibehalten. Das Trauungsformular der engl. Kirche legt den Verlobten außer dem Jawort noch einige herzliche Erklärungen gegenseitiger Liebe und Treue in den Mund. Von den Hochzeitskränzen, die in der alten Kirche beiden Verlobten bei ihrer Einsegnung aufgesetzt wurden, ist unter den abendländ. Christen nur noch der Brautkranz als Bild der unverletzten Jungfrauschaft übriggeblieben, und die Verweigerung desselben für solche Bräute, die nicht mehr Jungfrauen sind, ist ein Mittel der Kirchenzucht. Alle christl. Religionsparteien halten die Gegenwart mehrerer Zeugen bei der T. für nothwendig. Die T. wird, Dispensation ausgenommen, stets von demjenigen Pfarrer in der Kirche verrichtet, in dessen Kirchspiele die Braut einheimisch ist, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Confessionen; doch ist in manchen Ländern die T. im Hause gesetzlich zulässig und gewöhnlich. In der sog. geschlossenen Zeit finden in der kath. und prot. Kirche keine T. statt. Ueber die T. an die linke Hand s. Morganatische Ehe. Bei fürstl. Personen wird die T. oft durch Procura vollzogen, indem sie sich die Braut mittelbar, d. h. durch einen Bevollmächtigten antrauen lassen. Indessen wird später die Einsegnung zwischen den Gatten selbst wiederholt. (S. auch Beilager.) Die kleinern Sekten und schismatischen Kirchen haben meist die Trauungsgebräuche derjenigen Kirchen, von denen sie ausgingen, mit wenigen Aenderungen beibehalten; nur die Quäker und einige Parteien der Wiedertäufer schränken sie auf ein unter Gebet vor ihren Aeltesten zu leistendes Eheversprechen ein. Gemischte Ehen (s. d.) zwischen Katholiken und Protestanten sind nach den Grundsätzen der

röm. Kirche nur gegen kirchlichen Dispens und unter der Bedingung erlaubt, daß die T. nur vom kath. Priester vollzogen wird, die Brautleute das Versprechen kath. Kindererziehung geben, und außerdem der kath. Theil gelobt, den prot. Ehegatten womöglich zu seiner Kirche zu bekehren, der protestantische dagegen den katholischen in der Ausübung seiner Religion nicht zu hindern. Wird die Erfüllung dieser Bedingungen ganz oder theilweise verweigert, so darf der kath. Priester die T. nicht vornehmen, doch gilt die Ehe trotzdem nach kanonischem Recht durch die in Gegenwart des Priesters und mehrerer Zeugen abgegebene Erklärung der Brautleute, sich ehelichen zu wollen, als kirchlich gültig vollzogen, und der Priester ist gehalten, auf Erfordern diese geleistete «passive Assistenz» zu bescheinigen. Obwol die röm. Kirche vielfach von der Strenge dieser Anforderungen wieder abgegangen ist, sucht sie dieselben neuerdings überall mit größerm oder geringerm Erfolg wieder geltend zu machen, und ihre Priester üben durch Verweigerung des Aufgebots und der T. und allerlei sonstige Einschüchterungsmittel namentlich auf die Frauen und die niedern Volksklassen einen mächtigen Einfluß. In den meisten europ. Ländern hat sich daher die Staatsgewalt genöthigt gesehen, die Rechte der Unterthanen gegen kirchliche Uebergriffe durch gesetzliche Bestimmungen zu schützen. Seit etwa 20 J. hat auch die orthodoxe prot. Geistlichkeit sich veranlaßt gefunden, die Zulässigkeit einer Ehe nach kirchlichen Grundsätzen zu prüfen, und in Fällen, wo kirchliche Hindernisse bestehen, z. B. bei rechtskräftig, aber nach orthodoxer Meinung aus kirchlich unzulässigen Gründen Geschiedenen, die T. zu verweigern. Da auch die kath. Kirche in einer Reihe von Fällen, in denen das Eingehen einer bürgerlich gültigen Ehe gestattet wäre, jede Mitwirkung versagt, so ist man gegenwärtig immer allgemeiner zu der Einsicht gekommen, daß die bürgerliche Eheschließung von der kirchlichen T. vollständig zu trennen und jene unter gewissen vom Gesetze vorzuschreibenden Formen vor staatlich dazu bevollmächtigten Beamten zu vollziehen, die kirchliche T. aber dem freien Belieben des Brautpaars anheimzustellen sei. Diese Civiltrauung wurde zuerst in Frankreich während der Revolution eingeführt. Das Concordat von 1801 bestätigte diese Einrichtung, und das Gesetzbuch Napoleon's dehnte sie auf alle Confessionen im franz. Reiche, die es unbedingt annahmen, aus. Diese Civiltrauung besteht noch heute überall, wo der Code Napoléon gilt, also außer Frankreich auch in den Niederlanden, in Belgien und den deutschen Rheinlanden, außerdem auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre allgemeine Einführung ist von den deutschen und österr. Liberalen, gegenüber den Anmaßungen der kath. und prot. Geistlichkeit, längst als unabweisbare Nothwendigkeit anerkannt, wenngleich die herrschenden Parteien dieselbe bisher immer noch verzögert haben. Doch war man (1868) in Baden mit ihrer Einführung beschäftigt, und in den alten Provinzen von Preußen besteht wenigstens für die sog. Dissidenten seit 1847 die Nothcivilehe, die aber dem wirklichen Bedürfnisse lange nicht genügt. Die klerikalen Declamationen über die Gottlosigkeit der bürgerlichen Eheschließung werden durch die Erfahrung, welche beweist, daß in 100 Fällen 99 mal die nachträgliche kirchliche T. freiwillig nachgesucht wird, ebenso wenig bestätigt, als, wenigstens was die kath. Kirche betrifft, durch das kanonische Recht unterstützt. In der evang. Kirche hat aber der freisinnige Theil der Geistlichkeit offen eingeräumt, daß durch die Trennung der bürgerlichen und der kirchlichen Seite der Eheschließung die Würde der kirchlichen T. nicht beeinträchtigt, sondern erhöht werde.

Travancore (ind. Tiruvankodu), einer der brit. Subsidien-Allianzstaaten im südlichsten Theil der vorderind. Halbinsel, erstreckt sich vom Cap Komorin (Kumari) unter 8° 4′ nördl. Br. längs der Westküste bis 10° 21′ nördl. Br., nur daß der nördlichste Gebietstheil durch Cochin vom Meere abgesperrt ist. Die Küste ist meist flach, mit Lagunen und kleinen Haffen besetzt, das Innere durch die 4—5000, ja bis 6760 F. ansteigenden Aligiriberge gebirgig. Das Land selbst wird von zahlreichen Flüssen bewässert, ist gut bewaldet und reich an Reis, Nutzholz, Gummi, Safran. Häufig sind auch die wilden Thiere aller Art. Der Staat zählt auf 222 Q.-M. mehr als $1\frac{1}{3}$ Mill. E. (mit Cochin zusammen 1,595000). Die Bevölkerung bestand 1862, abgesehen von den wilden Bergvölkern, aus 858466 brahmanischen Hindu, 61860 Mohammedanern, 201132 Christen und 114 Juden. Der Radscha von T., welcher 1673 der Ostindischen Compagnie die Anlegung einer Factorei in Anjengo gestattete, bewährte sich später in den Kriegen der Briten mit Hyder-Ali und Tippo-Said als treuer Bundesgenosse der Compagnie und ward als solcher 1784 in den Frieden von Mangalore mit eingeschlossen. Von Tippo-Said 1789 angegriffen und durch die Briten gerettet, schloß er 1797 und 1805 Verträge, durch die er in die Reihe ihrer Subsidien-Allianzstaaten eintrat. Die Hauptstadt Triwanderam (engl. Trivandrum, ind. Tiruvandaram), Sitz des Radscha und des brit. Residenten, liegt 7 M. gegen Nordwesten von der frühern, jetzt ganz verfallenen Hauptstadt Travancore entfernt, in 135 F. Seehöhe.

Die Stadt ist ein wirrer Haufen häßlicher Häuser, hat jedoch einen schönen, in europ. Stil aufgeführten Palast des Radscha und an der Südseite ein umfangreiches Fort, am Nordende Kasernen und die alten Cantonnements der Truppen, auf einer 60 F. hohen Anhöhe. Außerhalb der Stadt steht ein 1837 vom Radscha erbautes und ausgestattetes Observatorium. Außerdem ist bemerkenswerth die Hafenstadt Quilon (ind. Kollam), an einer ziemlich geschützten Bucht, mit Trivanderam durch einen Kanal verbunden. Der Ort hat eine anglikanische Kirche, eine Festung, Kasernen und Lagerplätze der engl. Truppen und 20000 E.

Trave, ein 16 M. langer, aber wichtiger Fluß Norddeutschlands, entsteht im Herzogthume Holstein zwischen Eutin und Ahrensboek, fließt erst gegen Südsüdwesten durch den Warderſee über Segeberg nach Oldesloe, wendet sich dann gegen Ost und Nordnordost, tritt ins lübeckſche Gebiet, wo sie rechts die schiffbare Steckenitz, dann bei Lübeck selbst die Waknitz oder Wacknitz, d. i. den schiffbaren Abfluß des Ratzeburger Sees, und weiterhin links die Schwartau aufnimmt. Etwa $^3/_4$ M. unterhalb Lübeck erweitert sich die T. zu dem sog. Binnenwasser oder Bretling, weiterhin zum Schlutuper, Pötenitzer oder Dassower Wiek oder See und tritt dann bei Travemünde (ſ. d.) in die Ostsee, die hier den Travebusen, auch Lübecker Bucht oder Lübiſches Fahrwasser genannt, bildet. Für kleine Fahrzeuge schon bei Oldesloe fahrbar, wird sie bei Lübeck seit der neuerdings erfolgten Stromcorrection, der Austiefung und Erweiterung des Stadtgrabens zu einem Binnenhafen, für 16 F. tief gehende Segel- und sämmtliche Seedampfschiffe fahrbar, die früher bei Travemünde, dem Außenhafen, anlegten. Hierdurch wird die T. allein schon die Lebensader Lübecks. Ueberdies ist sie mittels der Steckenitz, welche sich durch den Steckenitzkanal mit der bei Lauenburg in die Elbe mündenden Delvenau verbindet, mit diesem Strome und so mit der Nordsee in vortheilhafte Communication gesetzt. Der Boden an der T. und ihren Nebenflüssen ist fruchtbarer Marschboden. An dem Fluß liegt im Kreise und $^5/_8$ M. südlich von Segeberg das Dorf Travendal oder Traventhal, mit Schloß und Garten, bekannt durch den 18. Aug. 1700 zwischen Schweden und Dänemark abgeschlossenen Frieden.

Travemünde, ein Städtchen mit 1630 E., einem Hafen und einem Leuchtthurm, am Ausflusse der Trave in die Ostsee, im Gebiete der Freien Stadt Lübeck, 2 M. von dieser entfernt, ist besonders seines Seebades wegen berühmt. Zuerst wurden daselbst 1800 Vorrichtungen zum Baden in offener See getroffen und zwei Jahre später eine förmliche Badeanstalt errichtet, worauf sich bald mehrere ansehnliche Gebäude mit Wohnungen und ein zweckmäßiges Badehaus mit allen Einrichtungen erhoben. Da sich seit jener Zeit die vorher öde Gegend in einen schönen Garten mit engl. Anlagen verwandelt hat, so nehmen außer den Badegästen, deren Anzahl sich jährlich auf ungefähr 1000 beläuft, auch viele andere Fremde hier ihren Sommeraufenthalt. Vgl. Lieboldt, «T. und die Seebadeanstalt daselbst» (Lüb. 1841). Seit 1866 ist auch ein warmes Seesandbad eingerichtet, welches mit gutem Erfolge benutzt wird. In der Gegend von T. stand ehemals ein befestigter Thurm oder ein sog. Schloß zur Bewachung des Eingangs in die Trave, erbaut von Graf Adolf III. von Holstein 1201, neu befestigt von König Waldemar II. von Dänemark 1217. Später bauten sich Fischer und Schiffer dort an. Durch Verträge mit den Grafen von Holstein kam Lübeck von 1247—53 vorübergehend, seit 1320 und 1329 in bleibenden Besitz des Orts. Im Mai 1534 wurde T. durch den Grafen Christoph von Oldenburg, dann vom Herzog Christian erobert, der auch die nahe Mülggeburg 21. Juni einnahm und im Aug. schleifte. 1811 wurde der Ort von den Franzosen mit einer starken Citadelle versehen, die 1814 niedergerissen ward. Auch die alten Wälle sind zum Theil abgetragen. Bis zu der 1852 vollendeten Correction der Trave war T. der Hafenort Lübecks, seitdem können die größten Seeschiffe bis an die Stadt selbst gelangen. T. ist Sitz eines Verwaltungsamtes.

Traverse, auch Quer- oder Zwerchwall genannt, hat im allgemeinen den Zweck, einzelne Theile der Verschanzung gegen feindliches Enfilir- und Ricochetfeuer zu schützen. Sie muß dazu eine Dicke von 12 F. und eine Höhe von wenigstens 9 F. erhalten; ihre Länge richtet sich nach der Größe des zu deckenden Raumes. Um ihr mehr Festigkeit zu geben, auch wol um Erde zu sparen, die nicht auf allen Festungswerken stets vorräthig, erbaut man sie von übereinandergesetzten Schanzkörben oder bekleidet ihre Seiten mit Faschinen. Sie werden auf den langen Linien des Gedeckten Wegs, besonders aber auf den Facen der Bastionen und Ravelins, auch auf den Courtinen angelegt. Desgleichen bringt man sie hinter dem Eingange von Redouten an, auch wol in der Diagonale derselben, dort um den andringenden Feind beschießen zu können, ohne sich selbst den leichten Ausgang zu versperren, hier um den innern Raum der Schanze gegen Flanken- und Rückenschüsse zu decken. In den Angriffsarbeiten kommen sie bei der Zwerchwall- oder kubischen Sappe vor.

Travestie (vom ital. travestire, verkleiden) bezeichnet eine Gattung der dichterischen Satire, die mit der Parodie (s. d.) nahe verwandt ist und doch zu ihr im Gegensatz steht. Während die Parodie ein ernstes histor. Dichtwerk, Epos oder Drama, dadurch satirisirt und ins Komische zieht, daß sie die Form und den Ton dieses Dichtwerks beibehält, aber einen niedrigen und possenhaften Gegenstand unterschiebt, behält die T., umgekehrt, den großen histor. Gegenstand des satirisirten Dichtwerks bei, zieht denselben aber in einen niedrigen und possenhaften Ton herab. Der dichterische Werth der T. ist sehr untergeordnet. Am bekanntesten in Deutschland ist in dieser Beziehung Blumauer's «Aeneide», von Jean Paul treffend ein tiefes Marschland voll Schlamm, aber voll Salz, genannt.

Trebbia oder, wie im Alterthum, Trebia, ein $12^1/_2$ M. langer, reißender Nebenfluß des Po, im Königreich Italien, welcher nordöstlich von Genua im Apennin entsteht, an Piacenza vorüberfließt und in mehrern kleinen Armen mündet, ist berühmt durch die erste Felbschlacht, die nach dem Reitergefecht am Ticinus (Ticino) Hannibal den Römern im Dec. 218 v. Chr. lieferte. Hannibal lagerte mit 20000 Mann auf dem rechten Ufer der T. und wünschte eine Schlacht. Die Römer, deren Consuln Publius Scipio und Tiberius Sempronius Longus sich vereint hatten, lagen 30000 Mann stark auf dem linken Ufer. Wider den Willen des an seinen Wunden kranken Scipio ließ sich Sempronius um so leichter von Hannibal, der ihm kleine Vortheile gewährte, zur Schlacht verlocken, als sie an ihrem Standpunkte von Rom abgeschnitten waren und an Lebensmitteln Mangel litten. Bei starkem Schneegestöber durchwateten die Römer den angeschwollenen Fluß. Ermattet konnten sie trotzdem, daß sie sich tapfer schlugen, dem Feinde, namentlich seiner Reiterei, nicht Stand halten, der sie auch aus dem Hinterhalte von der Seite angriff. Nach starkem Verluste retteten sich etwa 10000 Mann nach Placentia, wo sie Hannibal, für den sich jetzt die Insubrer erklärten, unangefochten ließ, schifften sich später auf dem Po ein und trafen in Ariminum mit Flaminius zusammen. Am 17., 18., 19. und 20. Juni 1799 fiel an der T. eine Schlacht zwischen den Franzosen unter Macdonald und der österr.-russ. Armee unter Suworow vor, in welcher die erstern trotz großer Tapferkeit unterlagen.

Trebern heißen die bei dem Bierbrauen zurückbleibenden Reste der Würze, des ausgekochten Malzes. Sie gewähren ein gutes Viehfutter. Unter Trestern versteht man die Rückstände bei der Wein- und Ciderbereitung. Erstere werden auf Branntwein verarbeitet (Tresterbranntwein, deutscher Cognac), auch auf Oel, zu Kaffeesurrogat, endlich, in Kuchen geformt, als Brennmaterial benutzt (Tresterkäse). Letztere dienen theilweise zur Schweinefütterung, zur Bereitung von Essig, bei der Grünspanfabrikation oder zur Darstellung von Düngecompost.

Trebinje, eine befestigte Kreisstadt und früher Hauptstadt der Herzegowina oder Türkisch-Dalmatiens, in dem südl. Theile des Landes, $1^1/_2$ M. von der Grenze gegen Montenegro und 3 M. östlich von Ragusa, an der Trebintschitza, einem linken Zuflusse der Narenta, gelegen, ist Sitz eines kath. Bischofs, hat auch mehrere Moscheen. Die Einwohnerzahl betrug früher gegen 10000 Seelen, war aber 1866 bedeutend gesunken. T. hatte unter den ersten serb. Königen eine große Bedeutsamkeit. Es hieß lateinisch Trebunia oder Tarbunia und war Hauptort der seit dem 7. Jahrh. zum serb. Dalmatien gehörigen Landschaft Trabunia, die sich südostwärts bis an den Golf von Cattaro erstreckte und auch Canale hieß. Die Stadt T. wurde 1366 durch Twartko von Bosnien erobert und 1463 das auf den Ruinen des alten Trebunia erbaute Schloß Miscisacz von den Türken zerstört.

Trebisonde, s. Trapezunt.

Trebur, früher Tribur, ein Marktflecken von 1714 E. in der hess. Provinz Starkenburg, $2^5/_8$ M. westnordwestlich von Darmstadt, $^5/_8$ M. westlich von der Kreisstadt und Eisenbahnstation Groß-Gerau, am Schwarzbach und Landgraben, ist in der deutschen Geschichte wegen seiner königl. Pfalz merkwürdig, in welcher unter den Karolingern und bis 1119 verschiedene Reichstage und Concile gehalten wurden. Hier setzten 887 die Fürsten Karl den Dicken ab gegen Arnulf, dessen Sohne Ludwig sie 897 ebenfalls hier die Königswahl versprachen. Hier bedrohte ein Fürstentag 16. Oct. 1076 Heinrich IV. mit Absetzung, falls er sich nicht mit Gregor VII. versöhne, und 1119 hielt Heinrich V. hier einen allgemeinen Ständetag ab. Seitdem ist die Pfalz verfallen, und die noch im 16. Jahrh. vorhandenen Ruinen sind jetzt spurlos verschwunden.

Treffen heißen Gefechte größerer Truppenmassen, die aber zu keinem besonders entscheidenden Resultate führen. (S. Gefecht.) Nächstdem bezeichnet T. in der Gefechtsaufstellung die verschiedenen hintereinander stehenden Truppenlinien. Meist werden zwei T. gebildet, deren auf volle Gefechtsbreite (Raum zum Deployiren) auseinandergezogene Bataillonscolonnen gewöhnlich in Schachbretform aufgestellt sind. Diese Formation und die großen Intervallen erleichtern

die Treffendurchzüge zu gegenseitiger Unterstützung, die richtige Placirung der Artillerie und das Vorbrechen der Divisionscavalerie, wenn diese günstige Momente zur Attake findet. Der Treffenabstand beträgt wenigstens 300 Schritt, damit das zweite T. der feindlichen Feuerwirkung entzogen und, im Fall das erste geworfen ist, nicht mit fortgerissen wird. Ein drittes T. bildet die Reserve, wenn diese nicht schon im zweiten enthalten ist; bei derselben befindet sich die Reservecavalerie und Artillerie. Eine regelmäßige Treffenstellung hatte schon die röm. Legion. Doch ist sie erst seit dem 16. Jahrh. ausgebildet und mit der veränderten Taktik allmählich in die jetzige Form gebracht worden.

Treibendes Zeug, s. Transmission.

Treibhaus, s. Gewächshaus.

Treibjagd, s. Jagd.

Treilhard oder Trelliard (Jean Baptiste, Graf), bekannt als Director der Französischen Republik, war der Sohn eines Advocaten und wurde 3. Jan. 1742 zu Brives im heutigen Depart. Corrèze geboren. Er studirte zu Paris die Rechte, widmete sich am Parlamente der Advocatur und erlangte durch seine Vertheidigungen so großen Ruf, daß er 1789 von der Hauptstadt in die Reichsversammlung abgeordnet wurde. In der Nationalversammlung schloß er sich der Reformpartei an und wirkte sehr thätig. Nach dem Schlusse der Sitzung wurde T. Präsident des Criminalhofs im Depart. Seine-Oise. 1792 wählte ihn die pariser Gemeinde in den Convent, wo er neben Sieyès seinen Sitz in der Ebene (unter den Unentschiedenen) nahm. Zwar stimmte er für den Tod des Königs, doch mit der Forderung, die Hinrichtung aufzuschieben. Im April 1793 trat er in den Wohlfahrtsausschuß und erhielt zugleich eine Sendung in die westl. Departements, wo man ihn nach dem Sturze der Girondisten als Gegner des Föderalismus einzog. Nachdem er in Freiheit gesetzt worden, riefen ihn die Revolutionsmänner zurück und beschuldigten ihn des Moderantismus. T. hielt sich während der Schreckenszeit als Conventsmitglied ziemlich im Hintergrunde. Nach den Ereignissen des 9. Thermidor wurde er der gewöhnliche Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses und betrieb besonders die Auswechselung der Tochter Ludwig's XVI. Bei Einführung der Directorialregierung trat er in den Rath der Fünfhundert, erhielt in demselben die Präsidentschaft und bewies sich als Gegner der Royalisten. Als er 20. Mai 1797 den Rath verließ, übernahm er die Präsidentschaft einer Section des Cassationshofs. Bald schickte ihn jedoch die Regierung als Unterhändler des Friedens mit England nach Lille. Im Oct. mußte er als bevollmächtigter Minister nach Neapel, von da zum Congreß nach Rastadt gehen. Hier verweilte er nur kurze Zeit, sodaß er dem blutigen Schicksale seiner Collegen entging. Im Mai 1798 wurde er in das Directorium gewählt, verlor aber schon im Juni 1799 (30. Prairial des J. VII) mit Merlin und Larévellière diesen hohen Posten durch die Umtriebe des Raths der Fünfhundert, in welchem die strengen Republikaner die Oberhand hatten. T. schloß sich sodann bei dem Staatsstreiche vom 18. Brumaire dem General Bonaparte an. Derselbe gab ihm als Erster Consul die Präsidentschaft des Appellhofs in Paris und rief ihn auch in den Staatsrath, wo er bei der neuen Gerichtsorganisation die größten Dienste leistete. Nach Errichtung des Kaiserreichs wurde er zum Präsidenten der Gesetzgebungscommission im Staatsrathe ernannt und ihm auch die Grafenwürde verliehen. In dieser Stellung wirkte T. eifrig für die Vollendung des Gerichtswesens und besonders des Strafcodex. Er starb 1. Dec. 1810.

Treitschke (Heinrich Gotthard von), namhafter deutscher Geschichtschreiber und Publicist, geb. 15. Sept. 1834 zu Dresden, Sohn des 1867 daselbst verstorbenen sächs. Generallieutenants von T., erhielt seine Gymnasialbildung auf der Kreuzschule seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg staatswissenschaftlichen Studien. Nach seiner Promotion lebte er zu Göttingen, wo er ein Heft «Vaterländische Gedichte» (Gött. 1856) veröffentlichte. Diesen folgten alsbald eine Sammlung anderer Gedichte unter dem Titel «Studien» (Lpz. 1857). Inzwischen war T. nach Leipzig übergesiedelt, wo er sich Ende 1858 mit der Schrift «Die Gesellschaftswissenschaft» (Lpz. 1859) an der Universität habilitirte. Er las hier über staatswissenschaftliche und histor. Stoffe, wie über Geschichte der polit. Theorien, vergleichende Geschichte des engl. und franz. Staats u. dgl. Außerdem hielt er an der landwirthschaftlichen Akademie zu Lützschena Vorträge über Nationalökonomie. Die Erfolge, die er mit seinen histor. Vorlesungen erzielte, veranlaßten ihn, seine Studien ganz dem geschichtlichen Fache zuzuwenden. Er trug seitdem vorzugsweise deutsche Geschichte vor, bis er sich im Frühjahr 1861 nach München wandte, um daselbst auf einige Zeit ungestört geschichtlichen Arbeiten zu leben. Nachdem er im Jan. 1862 nach Leipzig zurückgekehrt, setzte er seine akademischen Vor-

träge unter stets wachsendem Beifall fort. Im Herbst 1863 folgte er einem Rufe als außerord. Professor nach Freiburg i. Br., wo er ebenfalls die studirende Jugend zu fesseln wußte. Nach der Bundesabstimmung vom 14. Juni 1866, die den deutschen Krieg zum Ausbruch brachte, nahm er jedoch seinen Abschied und ging nach Berlin. Hier übernahm er die Redaction der «Preuß. Jahrbücher», an denen er schon seit 1858 fleißig mitgearbeitet hatte. Im Herbst 1866 erhielt er eine ord. Professur der Geschichte an der Universität Kiel, die er aber 1867 mit einer gleichen Stellung zu Heidelberg vertauschte. Unter T.'s histor.-polit. Schriften, die er zum großen Theil in den «Histor. und polit. Aufsätzen» (Lpz. 1865; 4. Aufl. 1868) zusammengestellt, haben mehrere großes Aufsehen erregt. Dahin gehören: «Sachsen unter dem Beust'schen Regimente», ein Aufsatz in den «Preuß. Jahrbüchern» (1862), der eine officiöse Gegenschrift veranlaßte; «Die Lösung der schlesw.-holstein. Frage» (Berl. 1865), eine gegen Häusser gerichtete Schrift, in der er für die Einverleibung des Landes in Preußen auftrat; «Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten» (1. und 2. Aufl., Berl. 1866); «Der Krieg und die Bundesreform» (Berl. 1866). In diesen sowie in andern ähnlichen Schriften bewies sich T. als einen der geistvollsten und wissenschaftlich gediegensten Vertreter der nationalliberalen Partei.

Trekschuiten sind eine Art bedeckter Schiffe, 16—26 Schritt lang und 3—6 Schritt breit, die, von Pferden gezogen (getrokken, von trekken, d. h. ziehen), in den Niederlanden auf den Kanälen gebraucht werden und zu bestimmter Zeit von einer Stadt zur andern gehen.

Tremulant (ital. tremolo) bezeichnet in der Musik das Beben oder die allergelindeste Schwebung der Stimme auf einem Tone, welches auch auf Instrumenten nachgeahmt wird, z. B. bei den Streichinstrumenten durch wiederholtes Aufdrücken des Fingers auf der Saite und ebenso auf der Taste beim Klavier. In der Orgel heißt T. ein Zug, wodurch ein bebender, zitternder Ton hervorgebracht wird, der aber jetzt weniger gebraucht wird als sonst.

Trenck (Franz, Freiherr von der), kaiserl. Pandurenoberster, berüchtigt durch seine Grausamkeit, geb. 1. Jan. 1711 zu Reggio in Calabrien, wurde, obschon sein Vater, kaiserl. Oberstlieutenant, ein geborener Preuße und Protestant war, in Oedenburg bei den Jesuiten erzogen und trat in seinem 17. J. in österr. Kriegsdienste, die er indeß wegen ausschweifenden Lebens und beständiger Händel bald wieder verlassen mußte. Als der Krieg gegen die Türken 1737 ausbrach, erbot er sich, auf eigene Kosten ein Corps Panduren zu errichten, und als dieses abgelehnt wurde, trat er in russ. Dienste. Wegen Vergehens gegen seinen Obersten zum Tode verurtheilt, gelang es ihm doch noch, glücklich zu entkommen. Hierauf erlaubte ihm die Kaiserin Maria Theresia 1740, beim Ausbruch des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, ein Corps Panduren zu errichten. T. bildete mit seiner wilden Schar immer die Vorhut, warf alles vor sich nieder und beging mit Brennen, Morden und Plündern die fürchterlichsten Unmenschlichkeiten. Besonders empfand Baiern die Roheit dieses barbarischen Kriegers, dessen Raubsucht und Geldgeiz keine Grenzen kannten. Wegen seiner Greuelthaten wurde ihm endlich 1746 ein peinlicher Proceß gemacht und er zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberge zu Brünn in Mähren verurtheilt, wo er 14. Oct. 1749 starb. T. war ein überaus schöner Mann, von unglaublicher Stärke und gegen alle Beschwerden abgehärtet. Er redete sieben Sprachen sehr fertig, besaß gute militärische Kenntnisse, aber in sittlicher Hinsicht war er ein äußerst verworfener Mensch. Vgl. seine Autobiographie, «Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der T.» (Wien 1770), und «Franz von der T., dargestellt von einem Unparteiischen (E. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart» (3 Bdchn., Stuttg. 1788).

Trenck (Friedr., Freiherr von der), ein Vetter des vorigen, geb. 16. Febr. 1726 zu Königsberg in Preußen, besuchte schon in seinem 13. J. akademische Vorlesungen an der dortigen Universität, nahm 1740 preuß. Kriegsdienste und wurde beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs 1744 Ordonnanzoffizier Friedrich's d. Gr. Angeblich verdächtig, mit seinem Vetter, dem kaiserl. Pandurenobersten Franz von der Trenck (s. d.), in einem geheimen Einverständnisse zu stehen, oder, wie andere meinen, wegen eines zarten Verhältnisses mit einem Gliede der königl. Familie, ließ ihn der König nach Glaz auf die Festung bringen. Mehrmalige Versuche zur Flucht vermehrten den Verdacht und Unwillen des Königs. Allein 1747 entkam T. doch und machte nun durch Mähren, Polen und Preußen eine Fußreise von 169 M. zu seiner Mutter. Darauf wendete er sich an Franz von der Trenck nach Wien, der aber bereits im Gefängnisse saß und ihn sehr übel aufnahm. Er wurde kaiserl. Rittmeister, lebte dann längere Zeit in Moskau und ging hierauf nach Danzig, um die Erbschaft seiner Mutter zu heben. Hier wurde er, obschon er in kaiserl. Diensten stand, auf Friedrich's II. Befehl verhaftet und nach Magdeburg in ein für ihn eingerichtetes Gefängniß gebracht, das man noch gegenwärtig zeigt. Er

versuchte sich zu befreien, zog sich aber dadurch ein noch härteres Gefängniß zu, indem er an Händen, Füßen und Leib mit eisernen, 68 Pfd. schweren Fesseln angeschmiedet wurde, welche man beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs noch verstärkte. Die fortgesetzten und mit großer Klugheit angelegten Entwürfe, sich zu befreien, mißglückten ihm, und erst im Dec. 1763 wurde er aus seinem Gefängnisse entlassen und nach Prag gebracht. Auch hier, in Wien, Aachen, Spaa und Manheim, an welchen Orten er sich nach und nach aufhielt, zog er sich durch seine freimüthigen, zum Theil aber auch vorlauten Urtheile, die er nicht minder in seinen Schriften verbreitete, viele Verfolgungen zu und verlor durch sie einen großen Theil seines Vermögens. Friedrich Wilhelm II. gab ihm nach seinem Regierungsantritte seine in Preußen eingezogenen Güter wieder. Obgleich er nun hätte glücklich leben können, trieb ihn doch sein unruhiger Geist beim Ausbruche der Revolution nach Paris, wo ihn Robespierre 25. Juli 1794 als einen angeblichen Geschäftsträger fremder Mächte guillotiniren ließ. T. besaß einen hohen Grad von Eigenliebe und Prahlerei, aber auch Geisteskraft, Muth und Standhaftigkeit. Sein Schicksal war wenigstens zum Theil ein unverdientes. Seine Schriften fanden meist großen Beifall. Besonders wurde seine Lebensgeschichte (4 Bde., Berl. und Wien 1786, von ihm selbst ins Französische übersetzt, Par. 1789) mit vieler Theilnahme gelesen. Die übrigen Schriften sind enthalten in «T.'s sämmtliche Gedichte und Schriften» (8 Bde., Lpz. [Wien] 1786).

Trendelenburg (Friedr. Adolf), einer der namhaftesten deutschen Philosophen, geb. 30. Nov. 1802 zu Eutin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Kiel, Leipzig und Berlin philol. und philos. Studien. Nachdem er 1826 promovirt und dann fast sieben Jahre im Hause des Generalpostmeisters von Nagler als Hauslehrer thätig gewesen, erhielt er 1833 eine Professur an der Universität zu Berlin. 1846 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als deren Secretär in der histor.-philos. Klasse er seit 1847 thätig ist. T.'s Studien waren vorzugsweise der alten Philosophie, besonders dem Aristoteles zugewendet. Bei den sich spaltenden Richtungen der neuen Philosophie schwebte ihm früh das Ziel vor, in jener für alle eine gemeinsame Anknüpfung und einen gemeinsamen Boden der Verständigung wiederzugewinnen. In diesem Sinne unter den Studirenden wirkend, veröffentlichte er seine «Elementa logices Aristotelicae» (Berl. 1837; 6. Aufl. 1868) und die «Geschichte der Kategorienlehre» (Berl. 1846), welche den ersten Band seiner «Histor. Beiträge zur Philosophie» bilden; schon vorher hatte er des Aristoteles Schrift «De anima» (Berl. 1833) herausgegeben und commentirt. In den «Logischen Untersuchungen» (Berl. 1840; 2. Aufl., Lpz. 1862) trat er kritisch gegen Kant's formale Logik, Hegel's Dialektik und Herbart's Metaphysik auf und suchte zugleich den Grund zu einem Systeme zu legen, welches in der innern Zweckmäßigkeit und der constructiven Bewegung die idealen Grundpunkte für eine reale organische Weltanschauung erkannt. Den von verschiedenen Seiten kommenden Angriffen begegnend, schrieb T. «Die logische Frage in Hegel's System» (Berl. 1843) und gegen Drobisch «Ueber Herbart's Metaphysik und eine neue Auffassung derselben» (Berl. 1853). Für die «Abhandlungen» der Akademie der Wissenschaften lieferte T. mehrere Beiträge zur Geschichte der Philosophie und deren Kritik (gesammelt in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie», Bd. 2 und 3, Berl. 1856—67). Ausführungen seiner eigenen, in den «Logischen Untersuchungen» dargelegten philos. Ansicht bietet das «Naturrecht auf dem Grunde der Ethik» (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1868), in welchem er den Gedanken seines akademischen Vortrags über «Die sittliche Idee des Rechts» (Berl. 1849) theils mittels kritischer Untersuchung der Principien begründet, theils im Entwurfe der Grundbegriffe für das ganze Rechtsgebiet durchführt. Kunstbetrachtungen enthalten mehrere kleinere Arbeiten T.'s, wie «Rafael's Schule von Athen» (Berl. 1843), «Niobe» (Berl. 1846), «Der Kölner Dom» (Berl. 1853), «Das Ebenmaß, ein Band der Verwandtschaft zwischen der griech. Archäologie und griech. Philosophie» (Berl. 1865). Unter den verschiedenen Vorträgen histor. und allgemeinern Inhalts, zu denen die Gedenktage in der Akademie und Universität Gelegenheit boten, sind hervorzuheben: «Zum Gedächtniß Friedrich's d. Gr.» (Berl. 1851); «Machiavell und Antimachiavell» (Berl. 1855); «Die überkommene Aufgabe unserer Universität» (Berl. 1857); «Friedrich d. Gr. und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preuß. Unterrichtswesen» (Berl. 1859); «Ueber die Thätigkeit der Akademie der Wissenschaften unter dem König Friedrich Wilhelm IV.» (Berl. 1861); «Zur Erinnerung an Joh. Gottl. Fichte» (Berl. 1862); «Friedrich d. Gr. und sein Großkanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts» (Berl. 1863); «Preußens Wesen in seiner Entwickelung unter dem großen Kurfürsten, Friedrich d. Gr. und König Friedrich Wilhelm III.» (Berl. 1864); «Friedrich's d. Gr. Verdienst um das Völker-

recht im Seekrieg» (Berl. 1866) u. s. w. 1849 von einem Wahlkreise Berlins in die Zweite Kammer gewählt, zeigte er sich conservativ, trat aber im Jan. 1851 aus, als die Kammer die Sache der deutschen Einigung aufgeben mußte. Die während seines parlamentarischen Wirkens gemachten Erfahrungen veranlaßten die Schrift «Ueber die Methode bei Abstimmungen» (Berl. 1851).

Trent, einer der bedeutendsten Flüsse Englands, namentlich deshalb wichtig, weil er die fruchtbarsten Gegenden (Staffordshire, Nottinghamshire und Lincolnshire) bewässert, deren zahlreiche Städte unmittelbar miteinander in Verbindung setzt und selbst wieder durch zahlreiche Kanäle nach allen Richtungen mit andern Flußsystemen in Verbindung steht. Der Fluß entspringt etwa 470 F. über dem Meere im Moorland von Staffordshire, am südl. Fuße des 1033 F. hohen Mow-Copt, durchfließt erst südwärts den Fabrikdistrict der Potteries (s. d.), in welchem er Burslem, Hanley und Stoke berührt, setzt seinen Lauf über Stone und von hier gegen Südosten über Rudgeley fort, wendet sich dann gegen Nordosten über Burton upon Trent, wo er, 25,4 M. von der Mündung, bereits schiffbar ist, und geht dann über Nottingham und Newark upon Trent. Von hier läuft er nordwärts über Gainsborough, bis wohin er Schiffe von 200 Tons trägt, und vereinigt sich endlich bei Burton on Strather, $3^1/_2$ M. westlich von Hull, mit dem von Nordwesten aus Yorkshire kommenden Ouse, um ein mächtiges Aestuar, den Humber, zu bilden, welcher 8 M. lang, $^1/_2$—$1^1/_2$ M. breit ist und zwischen Spurn-Point und Grimsbey sich der Nordsee eröffnet. Ohne den Humber, dessen Zuflüsse ein Gebiet von 57,8 Q.-M. einnehmen, ist der T. 36,2 M. lang und hat für sich ein Gebiet von 187 Q.-M. Der bedeutendste seiner zahlreichen Zuflüsse ist (links) der Derwent, der östlich von Stockport am 1858 F. hohen High-Peak in Derbyshire entspringt, erst südwärts, dann unterhalb Derby gegen Südosten fließt und 4 M. weit schiffbar ist. Der Zwillingsstrom des T., der Ouse, entsteht als Swale an der Grenze von Yorkshire, nimmt 11 M. oberhalb seiner Mündung, bei Linton, wo er schiffbar wird, den Namen Ouse an und trägt bis York aufwärts Seeschiffe. Seine ganze Länge ist 12,8 M., sein Gebiet, durch die schiffbaren Zuflüsse Derwent, Aire und Don erweitert, 198 Q.-M. groß. Uebrigens gibt es in England noch mehrere Flüsse des Namens Ouse.

Trenton (Stadt), s. Neujersey.

Trentowski (Ferd. Bronislaw), poln. Philosoph, geb. 1808 bei Warschau, ein Pole, der die deutsche Philosophie zum Gegenstande seiner Kritik wählte, darauf fußend ein selbständiges philos. System aufstellte und in seinen spätern, polnisch geschriebenen Werken die deutsche Philosophie den Polen zugänglich zu machen suchte. Seine Schulbildung erhielt er in dem Piaristencollegium in Lukow, studirte hierauf auf der Universität Warschau Philosophie und Philologie und war seit 1829 Lehrer der lat. Sprache, der Geschichte und der poln. Literatur an dem Gymnasium zu Szczucżyn. Infolge des Aufstandes von 1830 verließ er seine Heimat und lebte den Wissenschaften, namentlich der Philosophie, zunächst in Königsberg, dann in Heidelberg, zuletzt in Freiburg in Baden, wo er sich 1836 an der Universität habilitirte. Er lehrte nun auch vier Jahre hindurch deutsche Philosophie und veröffentlichte «Grundlage der universellen Philosophie» (Karlsr. und Freib., Par. 1837), ferner «Vorstudien zur Wissenschaft der Natur» (2 Bde., Lpz. 1840).. Durch Patrioten in der Heimat aufgefordert, polnisch zu schreiben, und zu dem Zwecke mit entsprechenden Mitteln versehen, gab er seine Universitätsstellung auf und schrieb in der Folge mehrere Werke, die in Polen großes Aufsehen machten und dem Verfasser den ersten Platz unter den neuern philos. Schriftstellern Polens anwiesen. Zunächst erschien «Chowanna czyli system Pedagogiki» («Pädagogik, 2 Bde., Pos. 1842; 2. Aufl. 1846); ferner «Myslini czyli Logika» («Logik», 2 Bde., Pos. 1844); dann «Stosunek filozofii do cybernetyki» («Verhältniß der Philosophie zu der Regierungskunst», Pos. 1843); «Demonomania» und mehrere bedeutende Abhandlungen, die in der posener Zeitschrift «Orędownik naukowy» von 1843 und 1844 abgedruckt wurden. 1848 wandte sich T. nach Krakau, wo er Vorlesungen hielt, kehrte aber dann wieder nach Baden zurück, wo er, naturalisirt und mit einer Deutschen verheirathet, in Zurückgezogenheit lebte. Was seinen philos. Standpunkt anbetrifft, so suchte er den Realismus und Idealismus oder die Empirie und die Speculation miteinander zu vereinigen, stand also in dieser Beziehung wie in mancher andern neben Steffens. Er macht in seiner Philosophie drei Kriterien geltend: das Kriterium der Erfahrung, der Vernunft und der Wahrnehmung, welches letztere als das Höchste der Schelling'schen unmittelbaren Anschauung und dem Hegel'schen Begriffe entspricht.

Trentschin oder Trencsin (ungar. Trencseny), ein ungar. Comitat im Kreise diesseit der Donau, zählt auf 83,91 Q.-M. (31. Oct. 1857) 227971 Civileinwohner. Das Land ist durch die Beskiden, das Jablunka- und Weiße Gebirge, welche die Nord- und Westgrenze bilden, und

andere Karpatenzüge auf der Ostgrenze, die mit jenen das Bassin der mittlern, erst an der Südgrenze in die Ebene tretenden Waag umschließen, durchaus gebirgig, hat aber gleichwol fruchtbaren Boden, welcher bei guter Bebauung Getreide hinlänglich für den Bedarf, viel Obst, Gartenfrüchte, Flachs und Hanf liefert, Rindvieh und Schafe in Menge nährt, reichlich Wälder und auch Steinkohlen enthält. Der Hauptfluß ist die Waag, welche das Comitat in der Mitte in westl. Richtung durchströmt, hier die Bistricza, die Tepliczka und andere kleine Flüsse aufnimmt und gleich wichtig für die Schiffahrt und den Handel wie für die Fischerei ist. Mineralquellen und warme Bäder finden sich in Menge. Die Einwohner sind, den Adel ausgenommen, durchaus Slowaken, meist kath. Confession, robuste, fleißige Leute, die nebst der Landwirthschaft sich vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei beschäftigen. Das Comitat zerfällt in fünf Stuhlbezirke. Der **Hauptort T.**, eine königl. Freistadt, am linken Ufer der hier von einer 126 Klafter langen Holzbrücke überspannten Waag gelegen, zählt 2981 Civileinwohner, hat ein Piaristencollegium mit schöner Kirche, ein Untergymnasium, ein königl. Convict, eine Hauptschule, eine alte Stadtpfarrkirche mit einem sehenswerthen Denkmal der gräfl. Familie Illesházy und das auf hohem Felsen gelegene Schloß T., eins der ältesten, größten und festesten Schlösser Ungarns, in dessen oberm Theile sich der berühmte, durch türk. Gefangene in den Felsen gehauene, 95 Klafter tiefe Brunnen, in der Sage Brunnen der Liebenden genannt, befindet. Berühmt ist die Stadt vorzüglich wegen der nach ihr benannten **Trentschiner Bäder**. Dieselben befinden sich jedoch 3 St. östlich, bei dem Dorfe **Teplicz**, welches jährlich von mehr als 2000 Badegästen besucht wird. Die dortigen Mineralquellen, schon von den Römern gekannt, dann aber vergessen, wurden seit dem 16. Jahrh. wieder benutzt und in neuerer Zeit in den Einrichtungen verbessert und erweitert. Alle Quellen sind sehr wirksame Schwefelwasser und besitzen eine Temperatur von 28—32° R. Vgl. Beer, «Die Trentschiner Bäder oder die Schwefelquellen zu Teplicz nächst T.» (Presb. 1839).

Trepanation nennt man eine chirurgische Operation, mittels welcher man die Schädelhöhle öffnet, zur Entfernung von Blut- und Eiteransammlungen, Knochensplittern, überhaupt von Gegenständen, welche durch Druck oder andere örtliche Einwirkungen auf das Gehirn die Functionen desselben beeinträchtigen. Seltener wendet man die Operation an zur Durchbohrung anderer platter Knochen, z. B. des Brustbeins. Das dabei nothwendigste Instrument ist der **Trepan** oder die **Trephine** (Trepanum), welches, auf sehr verschiedene Art construirt, eine zirkelförmige, dem Centrumbohrer der Holzarbeiter ähnliche Säge ist. Neuerdings dient statt dessen auch bisweilen das **Osteotom**, ein mittels beweglicher Kettensäge schneidendes Instrument. Man sägt eine Knochenscheibe von ungefähr 1 Zoll (oder mehr) Durchmesser aus der Hirnschale heraus, nachdem man die betreffende, nach besondern Anzeigen zu wählende Stelle des Schädels von der Haut befreit hat. Zuweilen muß die Operation an mehrern Stellen ausgeführt, diese auch durch Zwischenschnitte miteinander verbunden werden. Neuerdings ist die Anwendung der T. auf eine geringe Zahl von Fällen beschränkt worden, weil sie nicht den erwarteten Nutzen leistet und außerdem selbst eine schwere, lebensgefährliche Verletzung ist. Auf alle Fälle kann sie nur in sehr geschickten Händen Vortheil bringen.

Tréport, kleine Hafenstadt im franz. Depart. Niederseine, 3,8 M. im Nordosten von Dieppe, an der Mündung der Bresle in den Kanal (La Manche) gelegen und mit Eu durch einen 3375 Meter langen Kanal verbunden, hat eine hochgelegene, sehenswerthe Kirche aus dem 14. und 15. Jahrh., deren Thurm an der ganzen Küste als Landmarke dient. Auch bestehen noch die Ruinen der von Robert von der Normandie 1057 erbauten Abtei St.-Michel. Die Stadt hat einen kleinen Hafen mit Mole und Leuchtthurm und zählt (1861) 3698 E., welche Fischerei, besonders Heringsfang, Mühlenbetrieb, Spitzen, Taue und Netze fabriciren sowie Handel treiben, der nordisches Holz, Steinkohlen, Erdpech und Getreide zur Einfuhr, Mehl, Schiffszwieback, Fische, Leinwand und Wein zur Ausfuhr bringt. Auch befinden sich hier sehr besuchte **Seebäder** und ein Salzentrepôt. Der Ort erscheint erst im 11. Jahrh. unter dem Namen Ulterior Portus als Vorhafen von Eu (s. d.). Er wurde 1413 von den Engländern geplündert und sammt der Abtei verbrannt, 1523 von denselben vergeblich angegriffen, aber 1545 wieder in Asche gelegt. Seitdem Frankreich wieder in Besitz von Calais gekommen (1558), sank die früher als Seeplatz bedeutsamere Stadt mehr und mehr herab.

Treppe, die bauliche Vorrichtung, welche das Hinaufsteigen aus niedriger gelegenen zu höher liegenden Räumen vermittelt. Die T. werden aus Holz, aus Stein oder Eisen construirt. Ihrer allgemeinen Beschaffenheit nach kann man sie in **Freitreppen**, d. h. solche, die, unter freiem Himmel liegend, zu einem erhöhten Orte hinaufführen, und in innere T., die in einem eigenen

Treppenhauſe angebracht ſind, eintheilen. Zu den berühmteſten Beiſpielen der erſten Art gehörte im Alterthume die neuerdings aufgedeckte T., welche zur Akropolis von Athen hinaufführte und auf die Propyläen mündete. Bei den im Innern der Gebäude liegenden T. kommt es vorzüglich darauf an, daß ſie eine hinlängliche, oft durch ein volles Oberlicht am beſten zu gewinnende Beleuchtung haben, mit den übrigen Räumen in directe Verbindung gebracht werden und durch zweckmäßige Abſätze (Podeſte) eine bequeme Eintheilung erhalten. Letztere fallen bei Wendeltreppen, deren Stufen ſich als Radien um eine Spindel anreihen, größtentheils weg. Die Treppenhäuſer pflegt man gern in reicher künſtleriſcher Ausſtattung durchzubilden, wie z. B. an dem Prachtbau des Neuen Muſeums in Berlin. Dabei kommt es darauf an, nicht allein die umgebenden Wandflächen mit Werken bildender Kunſt zu zieren, ſondern beſonders auch die zu den Seiten der T. ſich bildenden Flächen, die ſog. Treppenwangen, künſtleriſch zu beleben.

Trespe (Bromus L.) heißt eine Gattung dem Schwingel nahe verwandter, Riſpen tragender Gräſer mit vielblütigen Aehrchen, deren Blüten eine am Ende zweizähnige, äußere Kronenſpelze beſitzen und gewöhnlich aus dem Winkel zwiſchen dieſen beiden Zähnen begrannt ſind. Die ſehr kurze Narbe iſt auf der Vorderſeite, unterhalb der Spitze des Fruchtknotens, angewachſen. Mehrere der dazugehörenden Arten ſind gute Futtergräſer, z. B. die weiche T. (B. mollis), mit breitelliptiſchen, weichbehaarten Blüten, die zur Fruchtzeit ſich dachziegelig decken, ebenſo die völlig kahle Oneckentrespe (B. inermis Leyss.). Die Roggentrespe (B. secalinus) nimmt als Unkraut in feuchten Jahren auf Roggenfeldern ſehr überhand und iſt nur ſo ſchwerer auszurotten, als ſie wegen ihrer in der Jugend ſehr großen Aehnlichkeit mit dem Roggen nicht ausgegätet werden kann, die Körner aber jahrelang ihre Keimkraft behalten und durch das bloße Durchgehen durch den Magen der Thiere nicht verlieren. Sie müſſen daher aus der Saat ſorgfältig ausgeſchieden und geſchroten verfüttert werden. Dieſe drei Arten haben kurzbegrannte oder grannenloſe Blüten. Sehr lange Blüten dagegen beſitzen die ſog. Eſelshafer, zu denen die Dach- oder Mauertrespe (B. tectorum L.) und die unfruchtbare T. (B. sterilis L.) gehören, zwei einjährige, auf Schutt, an Wegen, auf Mauern und Dächern als Unkräuter häufig vorkommende Arten. Die meiſten T., beſonders der zweiten Gruppe, wachſen in Südeuropa und den übrigen Mittelmeerländern.

Treſſan (Louis Eliſabeth de la Vergne, Graf), bekannt als Bearbeiter und Herausgeber der alten franz. Ritterromane, wurde zu Mans 4. Nov. 1705 geboren. Im Alter von 13 J. erhielt er die Gunſt, der Schulgenoſſe und Geſpiele des jungen Königs Ludwig XV. zu werden. Er bewies viel Fähigkeit und Neigung für Kunſt und Literatur und erfuhr von Voltaire, Fontenelle und andern ausgezeichneten Köpfen Ermunterung. Doch trat er 1723 in das Regiment des Königs, dann in das des Herzogs von Orléans. Weil er ſich einem ausſchweifenden Leben hingab, ſchickte ihn aber ſein Oheim, der Erzbiſchof von Rouen, nach Italien. Hier entdeckte er zu Rom, in der Bibliothek des Vatican, eine reiche Sammlung altfranz. Ritterromane, deren Studium ihn fortan beſchäftigte. Nach dem Tode ſeiner Mutter mußte er nach Paris zurückkehren und als Adjutant des Herzogs von Noailles dem Feldzuge von 1733 beiwohnen. Nach dem Frieden ſtieg er zum Brigadier und Fähnrich in der ſchott. Leibgarde. 1741 focht er in Flandern und 1744 erhielt er den Titel eines Maréchal-de-Camp. Als ſolcher diente er bei den Belagerungen von Menin, Ypern und Furnes und focht rühmlich in der Schlacht bei Fontenoi. Ludwig XV. übertrug ihm die Organiſation der Truppen, die an der Küſte des Kanals zur Unterſtützung einer Landung des Prätendenten Stuart zuſammengezogen werden ſollten. In dieſer Stellung ſchrieb er den berühmten «Traité sur l'électricité», den ſpäter ſein älteſter Sohn, der Abbé T., unter dem Titel «Essai sur le fluide électrique considéré comme agent universel» (2 Bde., Par. 1783) herausgab. Nachdem er 1750 zum Gouverneur von Toulois und des franz. Lothringen ernannt worden, erhob ihn kurz darauf der König Staniſlaw von Polen, der ſich damals zu Luneville aufhielt, zum Großmarſchall ſeines Hofs. In ſolcher Lage hing er nun ganz ſeinen literariſchen Neigungen nach. Er gründete zu Nancy eine Akademie und ſchrieb Lieder und Epigramme, in denen er die Männer und Frauen des Hofs geiſelte. Bei Ludwig XV. verfiel er deshalb in Ungunſt. Nach Staniſlaw's Tode zog er ſich auf ein kleines Landgut in der Champagne, ſpäter nach Franconville bei Montmorency zurück, wo er Arioſto's «Orlando furioso» überſetzte. 1781 wurde er Mitglied der Académie-Françaiſe. Er ſtarb 31. Oct. 1783. Seine «Oeuvres choisies» veröffentlichte Garnier (12 Bde., Par. 1787—91). Unter andern altfranz. Ritterromanen enthält dieſe Sammlung auch T.'s Romane «Tristan de Léonois», «Flores et Blanchefleur», «Le petit Jehan de Saintré» und «Gérard de Nevers». Eine neuere Auflage ſeiner Werke wurde von Campenon (10 Bde., Par. 1823) veranſtaltet.

Treſſen iſt der allgemeine Name aller bandartigen Gewebe oder Borten, zu denen Gold- oder Silbergeſpinſt oder Lahn und Cantille genommen wird. In der Regel iſt die Kette von gelber oder weißer Seide, der Schuß von Gold- oder Silbergeſpinſt; zuweilen kommt in den Einſchuß Lahn, öfters beſteht Kette und Schuß aus Geſpinſt. Die beſten T. ſind auf beiden Seiten recht. Je nachdem das Metall zum Geſpinſt echt oder unecht iſt, unterſcheidet man echte und unechte (leoniſche) T. Die letztern erhalten gewöhnlich Kette von Leinen- oder Baumwollzwirn.

Tretmühle nennt man eine von Berthelot in Paris 1780 erfundene Vorrichtung, mittels deren für irgendeinen Maſchinenbetrieb die nöthige Kraft erzeugt wird, ohne daß man zu Wind, Waſſer oder Dampf ſeine Zuflucht zu nehmen braucht. Es iſt dies das Tretrad, welches durch Menſchen oder Thiere in Bewegung geſetzt werden kann. Bei allen Treträdern, welche durch Menſchen bewegt werden, iſt zur bequemern Handhabung eine Latte angebracht, an welcher ſich die Tretenden feſthalten und ſo mit den Füßen arbeiten. Iſt ſtatt des Rades eine an einer unter einem Winkel von 20° ſchräggeſtellten Welle winkelrecht auf der Achſe liegende platte Scheibe mit Stufen (Tretſcheibe) vorhanden, ſo wird ein Ochſe oder ein anderes Thier, welches dieſe ſchiefe Ebene hinanſteigen will, nicht von der Stelle kommen, wol aber die Scheibe umdrehen. Im engern Sinne verſteht man unter T. diejenige Vorrichtung, welche in den Strafanſtalten Englands und Nordamerikas, in neuerer Zeit auch in einigen Orten Deutſchlands angewendet wird, um die phyſiſche Kraft der Sträflinge zu benutzen. Die Arbeit in der T. iſt ſo anſtrengend, daß die Arbeiter immer nach wenigen Minuten eine Pauſe machen, alſo ſtetig abwechſeln müſſen, und trotz der von William Hafe angebrachten Verbeſſerungen noch immer nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit der Leute.

Treuga dei, ſ. Gottesfriede.

Treviranus (Gottfr. Reinhold), ein ausgezeichneter Naturforſcher, geb. 4. Febr. 1776 zu Bremen, beſuchte von 1782—91 das daſige Gymnaſium und dann von 1792 die Univerſität zu Göttingen. Nachdem er daſelbſt 1796 die medic. Doctorwürde erlangt, ließ er ſich in ſeiner Vaterſtadt als Arzt nieder und wurde 1797 Profeſſor der Mathematik an dem damals noch beſtehenden Lyceum. Er zeigte ſich in allen ſeinen Berufszweigen als tiefen Forſcher und denkenden Beobachter und ſtarb zu Bremen 16. Febr. 1837. Seine berühmteſten Schriften ſind die «Phyſiologiſchen Fragmente» (2 Bde., Hannov. 1797—99), «Biologie oder Philoſophie der lebenden Natur» (6 Bde., Gött. 1802—22) und «Erſcheinungen und Geſetze des organiſchen Lebens» (2 Bde., Brem. 1831—32). — Ludolf Chriſtian T., der jüngere Bruder des vorigen, geb. zu Bremen, 10. Sept. 1779, wurde 1807 Profeſſor der Medicin am Lyceum zu Bremen, 1812 ord. Profeſſor der Botanik und Director des Botaniſchen Gartens zu Breslau und dann nach Bonn verſetzt. Schon ſeine erſte Schrift «Vom inwendigen Bau der Gewächſe» (Gött. 1806), welche zugleich mit ähnlichen Arbeiten Link's und Rudolphi's erſchien, erregte Aufſehen. Später lieferte er Arbeiten für die mit ſeinem Bruder herausgegebenen «Vermiſchten Schriften anatom. und phyſiol. Inhalts» (4 Bde., Gött. und Brem. 1816—21) ſowie für die von beiden mit Tiedemann herausgegebene «Zeitſchrift für Phyſiologie». Seine «Phyſiologie der Gewächſe» (2 Bde., Bonn 1835—39) fand keine allgemeine Anerkennung, weil er in derſelben gegen die neuern Anſichten polemiſch auftrat. Er ſtarb 6. Mai 1864 zu Bonn.

Treviret (Treviri), ein celt. Volk im belg. Gallien, tapfer und im Kriege durch häufige Kämpfe mit den Germanen geübt, ausgezeichnet durch treffliche Reiterei, wohnten, als Cäſar, der von ihnen aus über den Rhein ging, ſie unterwarf, noch über das untere Moſelthal ein Stück nördlich am Rhein hinab, wo nachher von den Römern Ubier angeſiedelt wurden. Dort waren ihre Nachbarn die Eburonen, mit denen ſie ſich gegen Cäſar empörten. Im Oſten reichten ſie bis an den Rhein und die Nahe, die ſie von den german. Vangionen, im Weſten bis zur Maas, die ſie (in der Gegend von Mezières) von den Remern ſchied; im Süden waren an der Moſel die Mediomatriker (in Lothringen) ihre Nachbarn. Der Verſuch einer Erhebung gegen die Römer, den 21 n. Chr. der Trevirer Julius Florus machte, misglückte; thätigen Antheil aber nahm das Volk unter Claſſicus und Tutor an dem Aufſtande des Batavers Civilis, den Petilius Cerialis 70 unterdrückte. Ihre alte Hauptſtadt, unter röm. Herrſchaft Augusta Trevirorum (Trier) genannt, war ſpäter die der erſten belg. Provinz und auch ſeit Konſtantin d. Gr. Hauptſitz der röm. Herrſcher in Gallien. Vgl. Steininger, «Geſchichte der T. unter den Römern» (Trier 1845).

Treviſo oder Trevigi (Tarvisium), die Hauptſtadt der gleichnamigen ital. Provinz (43,04 Q.-M., mit 300000 E.), 4¾ M. von Venedig entfernt und mit dieſem durch die Eiſenbahn verbunden, liegt an der Sile, in welche vier die Stadt durchfließende Arme der Botteniga münden. Die Stadt iſt Sitz eines Biſchofs, der Präfectur, eines Tribunals erſter Inſtanz und

einer Handels- und Gewerbekammer und zählt (Oct. 1857) 22165 Civileinwohner. Es bestehen an wissenschaftlichen Anstalten ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Seminar, eine Akademie der Wissenschaften (Ateneo) und eine Bibliothek von 30000 Bänden. Die 1260 und 1318 gestiftete Universität ist längst nach Padua verlegt. Sehenswerthe Gebäude sind: die aus dem Anfang des 12. Jahrh. stammende, aber erst in neuester Zeit ausgebaute Kathedrale mit fünf Kuppeln, Bildern von Tizian, Bordone und Veronese; die alte große goth. Kirche San-Nicolo; der neue großartige Palast des Tribunals; die Hauptwache mit einer Loggia von vier dorischen Pilastern; das Theater Onigo und die Gefängnisse. Die Stadt hat viele Leinwand- und Papiermanufacturen, mehrere Seidenzeug- und Tuchfabriken, eine große Metallwaarenfabrik und lebhaften Handel mit Industrieerzeugnissen, Vieh und Getreide. Sie ist von einem mit Mauern verkleideten Walle von 4—5 Klafter Höhe umschlossen, welchen 13 Bastionen flankiren, und vor dessen Südseite die Sile vorbeifließt. T. war vermuthlich ein Municipium der Römer, spielte eine Rolle im Kriege Belisar's gegen die Gothen und war im 13. Jahrh. der Hauptsitz des grausamen Ezelino di Romano. Es wurde 1329 durch Francesco della Scala von Verona erobert, von diesem 1338 an Venedig, von letzterm 1381 an Leopold II. von Oesterreich, von Leopold endlich 1384 an die Carrara von Padua verkauft, nach deren Sturz 1388 die Stadt nebst Gebiet an Venedig kam. Dieselbe theilte nun dessen Schicksal bis 1797, wo sie von den Franzosen unter Mortier (s. d.), der dafür den Titel eines Herzogs von T. erhielt, eingenommen wurde. Bald darauf erfolgte die Erhebung des Orts zur Hauptstadt des Depart. Tagliamento. Am 16. Jan. 1801 schlossen hier die Franzosen einen Waffenstillstand mit den Oesterreichern, und 5. Mai 1809 lieferten sich in der Nähe, bei dem Dorfe Postuma, beide Parteien ein Gefecht. Am 21. März 1848 brach zu T. eine revolutionäre Bewegung aus, der zufolge die schwache österr. Besatzung die Stadt räumte. Am 11. Mai wurden hier die Piemontesen zurückgeschlagen und darauf die Stadt von Nugent beschossen. Ein zweites Bombardement unter Welden hatte 24. Juni die Capitulation an Oesterreich zur Folge. Infolge des Wiener Friedens vom 3. Oct. 1866 kam die Provinz T., mit dem übrigen venet. Gebiete, an das Königreich Italien.

Triangel ist gleichbedeutend mit Dreieck (s. d.). — In der sog. türkischen Musik heißt T. ein Schlaginstrument, das aus einem in ein Dreieck gebogenen stählernen Stabe besteht, an einem Riemen gehalten und mit einem Stahlstabe geschlagen wird.

Trianguliren heißt in der praktischen Geometrie die Eintheilung eines zu vermessenden Landes oder Stücks der Erdoberfläche in Dreiecke, deren Ecken Standpunkte bilden, die einer vom andern aus sichtbar sind. In diesen Dreiecken werden nur die Winkel gemessen, außerdem eine dazu passende, gewöhnlich nur kleine Seite eines Dreiecks, welche die Grundlinie oder Basis heißt und so genau als möglich gemessen wird. Dieses genügt, um die Seiten aller andern Dreiecke und zugleich ihren Inhalt zu berechnen und so die Größe des zu messenden Theils der Erdoberfläche zu bestimmen, auch eine Karte desselben zu entwerfen. Als Urheber der Triangulirmethode ist Snellius anzusehen, der diese Methode zuerst in Holland anwandte.

Trianon heißen in Frankreich zwei Lustschlösser, im Bereiche des Parks von Versailles. An der Stelle derselben stand einst ein Dorf, das unter dem Namen Triarnum bereits im 12. Jahrh. vorkommt. Großtrianon, unter Ludwig XIV. von dem Architekten Jules Hardouin Mansard im ital. Geschmack gebaut, zeigt den prunkhaften Charakter aller Monumente jener Zeit. Das aus einem einzigen Stockwerk zu ebener Erde bestehende Gebäude hat als Abschluß eine Attika und das Ganze ist ein prachtvoller, aber eiskalter Marmorhaufen. Der ursprünglich von Lenôtre angelegte Garten hat in der Folge mancherlei Umänderungen erlitten. Bei der Revolution geriethen Schloß und Garten in Verfall, bis Napoleon I. sie wiederherstellen ließ. Derselbe bewohnte das Schloß zuweilen im Sommer und erließ hier unter anderm das berühmte Zollgesetz vom 3. Aug. 1810, welches deshalb unter dem Namen Decret von T. bekannt ist. Während der Restauration wurde Großtrianon häufig von dem jüngern Hofe besucht. — Kleintrianon ist ein einfacher, viereckiger Pavillon, unter Ludwig XV. nach den Rissen des Baumeisters Gabriel aufgeführt. Es wurde der Lieblingsaufenthalt der Königin Marie Antoinette, welche den kleinen Schloßgarten im engl. Geschmack herrichten ließ. So gestaltete sich eine köstliche Anlage, eine wahre Idylle, wo die Kunst zwar überall durchblickt, aber mit so geschmackvoller und sparsamer Hand gearbeitet hat, daß man nur verfeinerte Natur und veredeltes Landleben sieht. In diesem Garten lag, in Gebüsch versteckt, am Ufer eines kleinen Sees das berühmte Müllerdörfchen, wovon jetzt nur noch wenig vorhanden ist. Es hatte etwa acht Häuser, nach den Eingebungen idyllischer Phantasie erbaut, ganz so wie sie Geßner's Landleute aufgeführt haben würden: eine Mühle, eine Scheune, ein Milchhaus und

einige Bauernhütten. Jede Hütte war zierlich möblirt und das Dorf der Beluſtigungsort des königl. engern Familiencirkels. Man trieb hier Mummereien und Kinderſpiele. Der König verkleidete ſich als Müller, die Königin als Bäuerin, Monſieur, der nachmalige Ludwig XVIII., als Schulmeiſter, und in dieſem Coſtüm bewohnte die königl. Familie das Dorf mehrere Tage. Während der Revolution war Kleintrianon ein öffentliches Speiſehaus. Napoleon ließ es zuerſt für ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Borgheſe, ſodann für die Kaiſerin Marie Luiſe herſtellen. Letztere hatte hier 1814, nach der Abdankung Napoleon's, die erſte Zuſammenkunft mit ihrem Vater Franz I. Unter der Reſtauration hielt ſich die Herzogin von Berri häufig in Kleintrianon auf, und während der Julimonarchie wählte es die Herzogin von Orléans bisweilen zur Sommerreſidenz. Gegenwärtig ſind beide Trianons wohl unterhalten, aber unbewohnt. Vgl. Lescure, «Les palais de T.» (Par. 1867).

Tribonianus oder Tribunianus, röm. Rechtsgelehrter, war Vorſitzender der Commiſſion zur Bearbeitung der unter dem Namen der Juſtinianiſchen bekannten Rechtsbücher. (S. Römiſches Recht.) Er wird geſchildert als reich ausgeſtattet mit der Gabe der Rede, großer Gewandtheit des Geiſtes und der Kunſt zu ſchmeicheln und einzunehmen, aber auch als habſüchtig und gewiſſenlos. Kaiſer Juſtinian beförderte ihn vom Sachwalter zu den höchſten Aemtern, zum Quaestor sacri palatii, zum Magister officiorum, Praefectus praetorio und Conſul. Wenn, wie man annehmen muß, T. ungefähr gegen das Ende des 5. Jahrh. n. Chr. geboren wurde, ſo war er kaum 30 J. alt, als er an der Spitze der ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten jener Zeit das große Werk begann, den ganzen Vorrath rechtswiſſenſchaftlicher Schriften (2000 volumina) in ein einziges, nach dem Syſtem des Edictum perpetuum geordnetes Ganzes, die Pandekten (ſ. d.), zu verſchmelzen, ebenſo alle noch brauchbaren kaiſerl. Verordnungen und Entſcheidungen nach Materien zu ſammeln (Codex) und zugleich durch einzelne Verordnungen das ältere Recht in vielen Punkten zu verändern und zu ergänzen. Das Werk wurde von 528—534 vollendet. T. ſtarb 546 oder 547 im vollen Glanze des Lebens und der Thätigkeit.

Tribrachys heißt in der Metrik der alten Griechen und Römer ein Versfuß, der aus drei kurzen Silben (⏑ ⏑ ⏑) beſteht.

Tribun und Tribunat. Tribunus hieß bei den Römern einer, der an der Spitze einer Tribus (ſ. d.), d. h. eines Theils des Volks, ſteht. In der Königszeit kommt dieſe Bezeichnung nur in militäriſchem Sinne vor. Tribuni militum hießen die Führer der Legionen, alſo des Fußvolks; Tribunus celerum der Befehlshaber der Reiterei, der, wie es ſcheint, zugleich der polit. Stellvertreter des Königs war. Dieſe Tribunen wurden ſämmtlich vom König ernannt. Von der Republik an wird der Tribunus celerum nicht mehr erwähnt, dagegen blieben Tribuni militum im röm. Heerweſen beſtehen. In jeder Legion waren es ſechs, die abwechſelnd je zwei Monate die Legion befehligten. Sie wurden anfangs auch in der Republik ſämmtlich von den Conſuln ernannt; 362 v. Chr. aber zogen die Tributcomitien die Wahl von 6 unter den 24, die es nunmehr bei dem gewöhnlichen Stande von vier Legionen gab, an ſich. Im J. 311 nahmen ſie die Wahl von 16, im J. 169 die aller 24 an ſich, wogegen die Conſuln auch ferner die Tribunen derjenigen Legionen ernennen durften, die außer den vier noch ausgehoben wurden. Dieſe letztern hießen Tribuni rufuli, nach einem Rutilius Rufus, der das ſie betreffende Geſetz eingebracht. Seit Cäſar wurde die Stellung der Tribunen dahin geändert, daß ſie nicht mehr die ganze Legion commandirten, ſondern nur Theile derſelben unter einem Legaten als Legionscommandanten. Außerdem hießen die Befehlshaber der Cohorten von Hülfstruppen nun Tribuni militum. In der erſten Kaiſerzeit kommen zwar noch vom Volke gewählte Tribunen vor, aber bald zog der Kaiſer die Ernennung ganz an ſich. Man konnte zu dieſer Charge zwar noch von der Pike auf gelangen, und ein ſolcher Tribun erhielt damit den Ritterrang. Die Mehrzahl der Stellen aber wurde jungen Männern aus dem Senatoren- und Ritterſtande gegeben, die, für den höhern Dienſt beſtimmt, damit in denſelben eintraten. Ferner heißen Tribuni oder Tribuni aerarii die Curatores tribuum, d. h. die Verwaltungsvorſteher der ſervianiſchen Tribus. (S. Tribus.) Dieſe wurden durch eine lex Aurelia vom J. 70 v. Chr. als Vertreter des dritten Standes neben den Senatoren und Rittern auf die Geſchworenenliſte geſetzt, verloren aber bald wieder dieſe Stellung. Eine dritte Anwendung dieſes Titels fand ſtatt bei den Conſulartribunen oder den Tribuni militum consulari potestate, die, in einer Zahl, welche zwiſchen drei und ſechs ſchwankt, vom J. 444 an bis zum Austrage des Ständekampfs öfters als Surrogat für die Conſuln gewählt wurden, mit der Beſtimmung, daß auch Plebejer wählbar ſeien. Die Patricier wollten mit dieſem Zugeſtändniß den Anſprüchen der Plebejer auf das Conſulat aus dem Wege gehen. Wichtiger aber als die angeführten Arten von Tribunen und

von höchster Bedeutung für die Verfassungsgeschichte der röm. Republik waren die Tribuni plebis, die Volkstribunen. Die Einsetzung derselben stammte von der ersten Secession der Plebs (s. d.) auf den heiligen Berg im J. 494, infolge deren dieselbe zunächst, wie es scheint, zwei, gleich darauf aber fünf Vertreter erhielt, mit dem Rechte, jeden einzelnen Plebejer im einzelnen Fall vor augenblicklicher Anwendung der consularischen Gewalt über ihn durch Intercession zu schützen, und weiter mit dem mehr stillschweigend gelassenen Rechte, die Plebs zusammenzurufen und mit ihr über rein plebejische Angelegenheiten zu verhandeln. Die Tribunen selbst sollten immer Plebejer sein, der Plebs Tag und Nacht zur Verfügung stehn, persönlich, nicht schriftlich intercedieren. Ihre Person aber war unverletzlich (sacrosancti). Die ganze Institution wurde unter den Schutz einer lex sacrata gestellt, sodaß jeder, der dawider handelte, verfemt wurde, während die Tribunen selbst unverantwortlich waren. Diese Befugnisse der Tribunen sollten aber nur innerhalb der Stadt und der Bannmeile (1000 Schritt) gelten und mußten, um eine mehr als blos suspendirende Wirkung zu haben, vom Collegium sämmtlicher Tribunen für gerechtfertigt erklärt werden. Dieses Collegium selbst wurde 457 v. Chr. auf zehn Mitglieder erhöht, eine zweifelhafte Concession, da zwar nun der einzelne Plebejer leichter Schutz finden konnte, aber die Einigkeit des Collegiums leichter zu stören war. Diese Grundbestimmungen, welche eine Schranke gegen den Misbrauch der in patricischen Händen befindlichen consularischen Gewalt sein sollten, wurden nun aber successive so erweitert, daß die Tribunen die Macht hatten, die Regierungsgewalt völlig lahm zu legen. Mittels des Interessionsrechts konnte z. B., indem man es bei Aushebungen für jeden Plebejer eintreten ließ, der ganze Aufhebungsact sistirt werden. Es konnte überhaupt immer durch Intercession gegen den exequirenden Beamten jedem Senats- und Volksbeschlusse entgegengetreten werden. Auf diesem Wege erhielten die Tribunen das Recht, mit dem Senat zu verhandeln, und wurden um die Zeit des zweiten Punischen Kriegs durch ein plebiscitum Anitium förmlich als Mitglieder des Senats anerkannt. Das Recht, mit dem Volk zu verhandeln, wuchs in seiner Bedeutung zugleich mit der Bedeutung der Tributcomitien (s. Tribus), des gesetzgebenden Organs der Tribunen, von dem sie auch seit 471 gemäß der lex Publilia gewählt wurden. Außerdem konnten sie bei diesen Comitien Anklagen gegen Magistrate und Privatleute einbringen wegen Schädigung der Plebs. Das Mittel aber, dies alles durchzusetzen, lag schließlich immer in ihrer Unverletzlichkeit, die ihnen ein rücksichtsloses Vorgehen erlaubte. Die schon von den Römern selbst discutirte Frage, ob mit dem allem die Tribunen Magistrate gewesen, beantwortet sich dahin, daß sie dies staatsrechtlich genau nicht waren, sondern vielmehr die Negation der Magistratsgewalt. Sie hatten von Haus aus weder Imperium, noch Auspicien, noch Amtsinsignien, wol aber gewannen sie durch energische Anwendung der Negative eine sehr positive, den Magistraten entsprechende Gewalt. Was aber die Zweckmäßigkeit und geschichtliche Bedeutung des Instituts betrifft, so war es in seinem Ursprunge der berechtigte Ausdruck für die verzweifelte Lage der Plebs und hat das Verdienst, den Kampf der Stände siegreich durchgefochten zu haben. Sobald aber dieser Kampf beigelegt war, hörte die Berechtigung des Tribunats auf. Dies wurde ganz klar von beiden Seiten gefühlt. Einerseits unternahm der in der Blütezeit der Republik regierende Senat bald den Versuch, die Tribunen nicht blos unschädlich zu machen, sondern sogar zu einem förmlichen Regierungsorgane umzugestalten, besonders gegenüber von Magistraten, die sich nicht vom Senat leiten lassen wollten. Andererseits nahm das Tribunat diese Rolle an, wie es denn vorzugsweise aus der plebejischen Aristokratie besetzt wurde, die sich seit den Licinischen Gesetzen mit den Patriciern in den Besitz der Regierung theilte. (S. Rom und Römisches Reich.) Daß es aber ein Fehler war, die Gefahr, die in der Stellung des Tribunats lag, auf diese Weise nur zu bedecken, statt sie durch Abschaffung desselben ganz zu beseitigen, zeigte sich, als mit den Gracchischen Unruhen die Harmonie im Staatsleben aufhörte und das Tribunat wieder seine ursprüngliche Stellung annahm, Organ nicht blos der Demokratie, sondern der Revolution zu sein. Zwar wurde 81 von Sulla die tribunicische Gewalt wieder auf ihre ersten Befugnisse zurückgeführt und die gewesenen Tribunen von jeder weitern Laufbahn ausgeschlossen, aber 75 und 70 wurden diese Bestimmungen wieder aufgehoben. Erst das Kaiserthum half gründlich, indem es die reale Gewalt des Tribunats unter dem Titel Tribunicia potestas dem Kaiser zutheilte, die Tribunen aber bestehen ließ, jedoch nur als untergeordnete Magistrate. In dieser Bedeutung, als niedere Gerichtsbeamte, gingen sie sogar in die Konstantinische Verfassung über und verschwinden erst im 5. Jahrh. n. Chr. In der spätern Kaiserzeit gab es einen Tribunus voluptatum, der die Aufsicht über die öffentlichen Lustbarkeiten führte.

Auch in der ersten franz. Republik wurde nach der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.)

durch die Verfassung von 1799 ein Tribunat eingeführt, das den philos. Verfassungsträumereien Sieyès'(s. d.) entnommen war und ursprünglich der öffentlichen Freiheit zur Schutzmauer dienen sollte. Bonaparte, der das Verfassungswerk nach seinen Absichten leitete, ließ zwar die Namen stehen, welche das Verfassungsschema Sieyès' enthielt, verkehrte aber die Sachen selbst zu Werkzeugen seiner polit. Plane. In der neuen Verfassung hatte die Regierung, d. h. der Erste Consul (s. Consulat), das ausschließende Recht, die Gesetzentwürfe vorzuschlagen; die gesetzgebende Gewalt hingegen sollte ein Gesetzgebender Körper von 300 und ein Tribunat von 100 Mitgliedern üben. Dem Tribunat war die Aufgabe zugetheilt, die Gesetzentwürfe der Regierung zu berathen, oder die Gründe für deren Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit aufzustellen; der Gesetzgebende Körper hingegen mußte über die im Tribunat verhandelten Entwürfe abstimmen, d. h. dieselben verwerfen oder annehmen, ohne sich darüber in Discussion einzulassen. Diese Theilung der gesetzgebenden Gewalt, die ausschließende Initiative der Regierung und der Einfluß, welchen die Staatsräthe als Wortführer der Regierung in beiden Versammlungen besaßen, verwandelten die Volksrepräsentation in ein Scheinwesen. Jeder Tribun mußte wenigstens das Alter von 25 J. besitzen und erhielt einen jährlichen Gehalt von 15000 Frs. Die Mitglieder des Tribunats wählte der Senat (s. d.) aus der sog. Nationalliste, auf welcher diejenigen Candidaten der Departementswahlen standen, die nur in dritter Reihe die Stimmenmehrheit erhalten hatten. Jährlich trat der fünfte Theil aus dem Tribunate und wurde durch neue Ernennungen ergänzt; die Austretenden konnten jedoch so lange wiedererwählt werden, als sie auf der Nationalliste standen. Außer dem Rechte, die Gesetzentwürfe zu discutiren, hatte das Tribunat auch das Recht, der Regierung Vorstellungen und Wünsche vorzutragen. Dasselbe wagte sehr bald von diesem Rechte Gebrauch zu machen, und der Körper empfing hierdurch ein Leben und eine Bedeutsamkeit, welche der Machthaber fürchtete. Die besten Köpfe, Redner und Patrioten, wie Carnot und Benj. Constant, suchten ins Tribunat zu gelangen, das ihnen allein noch eine Art von polit. Wirksamkeit gestattete. Schon 1803 brachte es deshalb Bonaparte dahin, daß seinen Absichten günstige oder unbedeutende Männer ins Tribunat gewählt wurden. Das Tribunat war auch alsbald so in Abhängigkeit gerathen, daß es auf den Vorschlag des Tribunen Curée 4. Mai 1804 die Erhebung Bonaparte's zum Kaiser beantragte. Nur der Tribun Carnot war der einzige, welcher sich dagegen erhob und das Protokoll der Sitzung nicht unterzeichnete. Nach der Errichtung des Kaiserthrons wurde das Tribunat durch ein Senatusconsult vom 18. Mai 1804 umgewandelt. Der größere Theil der Tribunen mußte sich dem Gesetzgebenden Körper einverleiben, die Generalversammlungen hörten auf, und es blieben nur drei Tribunensectionen für das Innere, die Gesetzgebung und die Finanzen, welche die Prüfung der Gesetzentwürfe unter von dem Kaiser ernannten Präsidenten und Quästoren vornahmen. Nur zwei Redner durften fortan das Gutachten ihrer Tribunatsection vor dem Gesetzgebenden Körper aussprechen. Endlich hob Napoleon durch Senatusconsult vom 19. Aug. 1807 auch diese Schattengewalt auf, und an die Stelle der Tribunatsectionen traten Commissionen des Gesetzgebenden Körpers.

Tribunal hieß bei den Römern der erhöhte Ort, wo der Magistrat, namentlich der Prätor (s. d.), auf der Sella curulis saß, wenn er die Jurisdiction handhabte. Bei ihm fanden die Personen, welche sein Consilium bildeten, seine Beisitzer, auch die Richter, denen er präsidirte, ihren Platz. Für das ordentliche Verfahren sowie für jede Sache, welche Cognition und Decret erforderte, übte der Sitte gemäß der Magistrat seine Thätigkeit stets vom T. aus. Dagegen brauchte er bei geringern Sachen, welche eine bloße Interlocution, eine Verfügung von kurzer Hand, auch einen schriftlichen Bescheid, z. B. auf ein Gesuch, verlangten, das T. nicht zu besteigen, sondern konnte sie an jedem beliebigen Orte abmachen. Die Form des T. war anfangs viereckig, später halbrund. In Rom stand das älteste T. des Prätor Urbanus auf dem Comitium und war gemauert. Auch auf dem Forum war ein solches, während andere T. daselbst für einzelne Quästionen aus Bretern aufgeschlagen wurden. Im Lager wurde für den Feldherrn, wenn er Gericht hielt, das T. aus Rasen errichtet.

Tribune (franz.), ein erhöhter Platz zum bequemern und leichter verständlichen Sprechen vor einer großen Versammlung. Figürlich bezeichnet man daher mit diesem Worte auch wol das von solchem Platze aus Gesprochene, indem man z. B. von dem Einfluß der französischen T. auf die deutschen Kammerverhandlungen sprach. Im engl. Parlament kennt man diese Einrichtung nicht; dort spricht jedes Mitglied von seinem Platze aus. In den einzelnen deutschen Kammern gab und gibt es zwar meist T., doch ist auch hier das Sprechen vom Platze die gewöhnliche Regel, wogegen in den zahlreichen und stürmischen Versammlungen zu Frankfurt und Berlin 1848 und 1849 der Gebrauch der T. durch akustische Rücksichten geboten war.

Tribur, s. Trebur.

Tribus, d. i. Drittheil, dann Theil überhaupt, hießen in Rom die Theile des Volks in polit. und administrativem Sinne, indeß zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Bedeutung. In der ältesten Verfassung hießen T. die drei Stämme oder Gaue, aus denen der röm. Staat gebildet war, die zuerst vorhandenen latinischen Stamms, die sabinischen Tities und die zuletzt beitretenden, wahrscheinlich ebenfalls latinischen Luceres. Jede dieser Stammtribus war in zehn Curien, die Curie in zehn Gentes oder Geschlechter, das Geschlecht in Familien eingetheilt. Da in diese T. die dem ursprünglichen Staate zuwachsende Plebs eintrat, so schuf Servius Tullius (s. d.), dessen Verfassungsreform einen patricisch-plebejischen Gesammtstaat zum Zweck hatte, neben der polit. Eintheilung in Klassen und Centurien als Basis für diese und für die ganze Administration eine neue Eintheilung, zunächst des Gebiets, mittelbar auch der darin ansässigen Patricier und Plebejer in vier geogr. oder locale Districte, und übertrug auf diese den Namen T. Ihre Namen wurden genommen von den Stadttheilen (Palatina, Suburana, Collina, Esquilina); ob dieselben aber das Landgebiet als Annex in sich schlossen oder ob die 26 Bezirke (regiones) mit ihren Dörfern (pagi), in welche das Landgebiet für sich eingetheilt war, neben den städtischen T. standen, ist zweifelhaft. Von dieser servianischen Eintheilung erhielt sich der Name T. als Bezeichnung für einen localen Administrationsdistrict, und es erhielten sich auch die vier T. als Eintheilung der Stadt. Aber das Landgebiet wurde 494 v. Chr. in 17 solcher Districte neu eingetheilt, deren Namen mit Ausnahme des siebzehnten, von den darin ansässigen Patriciergeschlechtern genommen (Claudia, Fabia u. s. w.) wurden. Als dann in der Folge das Staatsgebiet sich vermehrte, wurde von 387 v. Chr. an der Zuwachs wieder nach T. angefügt, deren Namen geographische waren. So entstanden allmählich bis 241 v. Chr. 35 T., also neben den 4 städtischen 31 ländliche. Weiter fuhr man mit der Bildung von Districten nicht fort, sondern was nun neu mit Vollbürgerrecht in den Staat hereinkam, Städte, ja Provinzen wie einzelne, wurde in eine der vorhandenen T. eingetheilt. Eine Unterabtheilung der T. bildeten die pagi oder Dörfer. Als Grundlage für die Verwaltung war die T. ein Aushebungs- und Steuerdistrict. Dieselbe stand unter Curatores tribus oder Tribuni, die später näher als Tribuni aerarii bezeichnet wurden und unter Aufsicht des Censors die Listen über Person und Vermögen der Ansässigen zu führen hatten; unter den Tribuni standen die Magistri pagorum als Dorfschulzen. Jeder Bürger gab bei genauer Angabe seiner persönlichen Verhältnisse stets auch die T. an, in der er eingeschrieben war. Die Freigelassenen waren ursprünglich nur in den ländlichen T. 312 v. Chr. aber ließ sie der Censor Appius Claudius aus polit. Gründen in alle T. sich eindrängen, und von da an blieb es eine Parteifrage, ob die Freigelassenen in allen T. oder nur in den vier städtischen zugelassen werden sollten. Es hing dies zusammen mit der Bedeutung der T. als eines polit. Factors. Nach der ersten Secession der Plebs nämlich 494 v. Chr. organisirte sich dieser Stand in Sonderversammlungen und gliederte sich darin nach den T., die ja eben in dem genannten Jahre, wahrscheinlich in der Absicht, den Plebejern eine Form ihrer Organisation zu verschaffen, in der Zahl 21 constituirt wurden. Diese Versammlung der Plebs (Tributcomitien) hatte anfangs, wie nur plebejische Mitglieder, so nur plebejische Angelegenheiten zu berathen, wurde aber infolge der zweiten Secession 449 v. Chr. und, nachdem nun auch die Patricier daran Antheil nahmen, durch drei Gesetze, die leges Valeriae Horatiae von 449, Publilia 339, Hortensia 287 zum Range eines vollgültigen Factors der Verfassung erhoben, mit Verbindlichkeit seiner Beschlüsse für die Gesammtbürgerschaft. (S. Römische Alterthümer.) Um das Stimmrecht in diesen Versammlungen handelte es sich bei jener Frage, ob die Freigelassenen in alle T. kommen sollten oder nur in die vier städtischen. In der Kaiserzeit verschwanden zwar die Tributcomitien, aber die T. selbst, als Eintheilung der Bürgerschaft, blieben. Jeder röm. Bürger durch das ganze Reich hindurch wurde in eine T. eingeschrieben, und die Zugehörigkeit zu einer T. bildete das Kennzeichen des Vollbürgerthums. Erst nachdem Caracalla das röm. Bürgerrecht 212 über alle freien Einwohner des Reichs ausgedehnt, verschwindet die Erwähnung der T.

Tribut, Tributum, hieß im alten Rom eine Steuerumlage, die nach der servianischen Verfassung auf die einzelnen localen Districte oder Tribus (s. d.) umgelegt wurde. Diese Steuer wurde nur, wenn die regelmäßigen Einnahmen des Staats aus Domänen, Zöllen u. dgl. nicht ausreichten, namentlich in Kriegsfällen, erhoben, und zwar vorschußweise mit Vorbehalt der Heimzahlung aus der zu hoffenden Kriegsbeute. Der Maßstab des einfachen Tributum war 1 pro Tausend des steuerbaren Kapitals. Vom J. 167 v. Chr. an, nachdem der Staat mit der Einverleibung Macedoniens über eine Anzahl reicher Provinzen verfügte, wurde kein T.

mehr erhoben, ſondern die Koſten der Staatsverwaltung, ſoweit bisher das Tributum hatte eintreten müſſen, aus Provinzialeinkünften beſtritten. In der Kaiſerzeit fand eine neue Regelung dieſer Verhältniſſe ſtatt. Auf Grund der Reichsvermeſſung und Volkszählung unter Auguſtus wurde der geſammte Provinzialboden in Steuerhufen von je 1000 Aurei (7250 Thlr.) eingetheilt und je nach Bedürfniß auf dieſe ein Tributum soli, eine Grundſteuer, gelegt, deren einfacher, übrigens in Wirklichkeit ſtets geſteigerter Maßſtab 1 pro Tauſend war, während die nicht grundbeſitzende Provinzialbevölkerung ein Tributum capitis, eine Kopfſteuer, aufgelegt erhielt. Italien blieb bis auf Diocletian von beiden Steuern frei, wurde aber unter dieſem mit hereingezogen. Jetzt gebraucht man das Wort T. hauptſächlich von ſolchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen.

Trichine (Trichina spiralis) heißt ein kleiner Fadenwurm, deſſen größeres Weibchen nur 3 Millimeter, das Männchen nur 1½ Millimeter lang wird, und der auch im ausgewachſenen Zuſtande kaum mit bloßem Auge geſehen werden kann. Die Geſchichte dieſer beſonders von Virchow, Leuckart, Pagenſtecher u. a. näher unterſuchten, dem Menſchen höchſt gefährlichen Eingeweidewürmer iſt folgende. Die erwachſenen T. leben im Darme verſchiedener Thiere, vorzugsweiſe der Schweine, aber auch der Kaninchen, Ratten und des Menſchen ſelbſt. Die erwachſenen Weibchen ſtrotzen von lebendigen Jungen, die bald ausgeſtoßen werden, und können im Laufe ihrer Lebensdauer von etwa 4—5 Wochen 200 Junge wenigſtens erzeugen. Dieſe Jungen bohren ſich ſogleich in die Darmwände ein, wandern, wahrſcheinlich mit dem Blute, bis in die Körpermuskeln, nur mit Ausnahme des Herzens, ſetzen ſich in dieſen feſt, nähren ſich eine Zeit lang von den Muskelfaſern, wachſen und kapſeln ſich dann ein. Urſprünglich ſind dieſe Kapſeln vollkommen durchſcheinend und können nur durch das Mikroſkop als meiſt ſpindelförmige Körper, in deren Mitte die T. aufgerollt liegt, erkannt werden. Allmählich aber ſammelt ſich, zuerſt in den Enden der Spindel, eine körnige, weißer Kreide ähnliche Maſſe in der Kapſel an, die dadurch wie ein weißes Pünktchen erſcheint, das nun auch mit bloßem Auge geſehen werden kann. In dieſer verkreideten Kapſel kann die T. jahrelang liegen, und in dieſem Zuſtande wurde ſie zuerſt 1835 von Owen im Muskelfleiſche des Menſchen entdeckt. Wird nun mit T. beſetztes Fleiſch vom Menſchen gegeſſen, ſo löſt ſich die Kapſel im Verdauungsproceſſe auf, die darin enthaltene T. wird frei, ihre Geſchlechtsorgane entwickeln ſich im Darme, und binnen wenigen Tagen iſt die Bildung der Jungen vollendet und die Einwanderung derſelben in den Darm und die Muskeln beginnt. Da die Thiere und beſonders die Schweine, auch wenn ſie Millionen dieſer Würmer beherbergen, nicht krank ſcheinen, und die Menſchen, bei welchen man eingekapſelte T. nach dem Tode fand, nicht an dieſen erkrankt ſchienen, ſo beachtete man die Sache nicht weiter, bis Zenker in Dresden 1860 zuerſt einen Fall beobachtete, wo der Tod der maſſenhaften Entwickelung von T. zugeſchrieben werden mußte. Seit dieſer Zeit zählt man die nach Genuß von trichinöſem Schweinefleiſch Erkrankten und Geſtorbenen nach Hunderten. Die Krankheitserſcheinungen ſelbſt werden durch das Einwandern der Jungen und ihr Verzehren des Muskelfleiſches bedingt; ſie hören auf, ſobald die Kapſeln zu verkreiden beginnen. Um ſo ſchwerer und heftiger ſind die Krankheitserſcheinungen, je mehr trichinöſes Fleiſch genoſſen wurde, je mehr Würmer alſo in den Darm und Junge in die Muskeln einwandern. Die Erſcheinungen der Trichinenkrankheit wechſeln ſehr; aber eine eigenthümliche Anſchwellung des Geſichts, beſonders der Augengegend, heftige Schmerzen, Steifheit und Schwäche in den Muskeln kommt ſtets vor. Solange die Trichinenmütter noch im Darm ſind, kommen oft Erſcheinungen wie von Magenkatarrhen, gaſtriſchem Fieber oder Ruhr vor, und dann helfen auch Abführmittel. Sind aber die Jungen einmal eingewandert, ſo kann der Arzt direct gegen ſie nichts thun, ſondern nur ſuchen, die Kräfte des Kranken, der durch Zerſtörung der Athemmuskeln zu Grunde geht, ſo lange zu erhalten, bis die Einkapſelung geſchehen iſt (etwa 3—4 Wochen nach der Einwanderung). Die eingekapſelten T. werden von keiner Bereitungsweiſe des Fleiſches (Einſalzen, Räuchern u. ſ. w.) getödtet, ſondern nur durch die beim Kochen und Braten entwickelte Hitze, wenn dieſelbe den Kochpunkt erreicht. Alle Vergiftungen ſind durch rohes Fleiſch, einfach gehackt, durch Schinken, Cervelatwürſte u. ſ. w. hervorgebracht worden. Man eſſe daher kein rohes oder nur gepökeltes oder geräuchertes Schweinefleiſch, ſondern nur wohl gekochtes und gebratenes. Dabei iſt darauf zu ſehen, daß die Wärme nur ſehr langſam eindringt und daß ein dicker Schweinebraten mehrere Stunden braucht, um im Innern ſich bis zur Todeshitze der T. zu erwärmen. Will man doch Schinken, Schlackwurſt u. ſ. w. roh eſſen, ſo thue man es nie ohne vorherige mikroſkopiſche Unterſuchung des Fleiſches durch einen Sachverſtändigen. Für die Wohlfahrtspolizei aber iſt

unabweisliche Forderung, daß jedes geſchlachtete Schwein unmittelbar von einem Sachverſtändigen mikroſkopiſch unterſucht und erſt nach deſſen Zeugniß der Trichinenloſigkeit verwendet werden dürfe. Man weiß noch nicht mit Beſtimmtheit, wie den Schweinen die T. zugeführt werden; jedenfalls durch die Nahrung. Die Züchter werden deshalb in ihrem eigenen Intereſſe darauf ſehen, daß ihre Schweine nur gekochtes Futter erhalten. An Orten, wo die Schweine nur Stallfütterung und gekochtes Futter bekommen, wurde bisjetzt noch nie Trichinenkrankheit derſelben beobachtet. Vgl. «Die neueſten Entdeckungen über menſchliche Eingeweidewürmer» in «Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſations-Lexikon» (Bd. 6, Lpz. 1862); Leuckart, «Unterſuchungen über Trichina spiralis» (2. Aufl., Lpz. 1866); derſelbe, «Die menſchlichen Paraſiten» (2 Bde., Lpz. 1866—67).

Tricolore, ſ. Nationalfarben.

Tricot, ein von Seide, Baumwolle oder Wolle auf Strumpfſtühlen ſtückweiſe gewirkter Stoff, woraus Beinkleider, Jacken und andere Kleidungsſtücke zugeſchnitten und genäht werden, die, unmittelbar auf dem Körper getragen, ſich demſelben aufs vollkommenſte anſchmiegen, ohne deſſen freie Beweglichkeit zu beeinträchtigen. Solcher Bekleidungen bedienen ſich namentlich die Tänzer, Kunſtreiter u. ſ. w.

Tridentiniſches Concil. Die von Papſt Paul III. auf Betrieb Kaiſer Karl's V. zuerſt auf den 23. Mai 1537 nach Mantua zur Herſtellung der kirchlichen Einheit einberufene allgemeine Kirchenverſammlung wurde zuerſt wegen des Türkenkriegs auf den 1. Nov. 1537, dann auf den 1. Mai 1538 verſchoben und nach Vicenza ausgeſchrieben, aber unterm 10. Juni 1539 vom Papſte auf unbeſtimmte Zeit ſuspendirt. Auf erneuertes Andringen des Kaiſers ſchrieb Paul III. das Concil abermals zum 1. Nov. 1542 nach Trient aus, um es bald darauf wegen neuen Kriegs mit Frankreich abermals zu verſchieben. Von neuem zum 15. März 1545 ausgeſchrieben, konnte es, weil viele Biſchöfe und Geſandte ihre Ankunft verzögerten, erſt 13. Dec. 1545 zu Trient (ſ. d.) eröffnet werden. Die Hoffnung der kath. Fürſten, namentlich des Kaiſers und der Völker war, daß das Concilium die Misbräuche, welche die kirchliche Umwälzung aufgedeckt, beſeitigen und den Weg zur Wiedervereinigung der Kirche bahnen werde. Indeſſen ſuchte der röm. Stuhl, nachdem er zur Berufung halb genöthigt worden, ſowol durch die Vorbereitung der Beſchlüſſe als durch die Art der Abſtimmung nach Köpfen, nicht nach Nationen, und durch die Leitung des Ganzen, die dem Cardinallegaten del Monte übergeben war, einer ſolchen Wendung vorzubeugen. Schon in der zweiten und dritten Sitzung, 7. Jan. und 4. Febr. 1546, geſchah weiter nichts, als daß man Regeln für die Lebensordnung der Väter zu Trient, Ermahnungen zur Ausrottung der Ketzer und das Nicäniſche Glaubensbekenntniß vorlas. Erſt in der vierten Sitzung, 8. April, wo 5 Erzbiſchöfe und 48 Biſchöfe gegenwärtig, kam es zu zwei Decreten, worin die Gleichſtellung der Apokryphen mit den übrigen bibliſchen Büchern und der Tradition mit der Heiligen Schrift ausgeſprochen, die unter dem Namen der Vulgata bekannte lat. Bibelüberſetzung für authentiſch und die Kirche für die einzige rechtmäßige Auslegerin derſelben erklärt wurde. Sowol aus dieſen als aus den Decreten der drei folgenden Sitzungen, 17. Juni 1546, 13. Jan. und 3. März 1547, über die Lehren von der Erbſünde, Rechtfertigung und den bisher noch durch kein Kirchengeſetz beſtätigten ſieben Sakramenten war zu erkennen, daß der Papſt und ſeine Legaten die Abſicht hatten, den Katholicismus in ſcharfen Gegenſatz gegen die Lehre der Proteſtanten zu ſtellen. Jedem dieſer Decrete wurden mehrere Bannflüche gegen Andersdenkende beigefügt. Gleichwol trauten die Legaten weder dem Kaiſer noch der Verſammlung und benutzten das Gerücht von einer Seuche in Trient, um zufolge der ihnen längſt aus Rom zugekommenen Vollmacht in der achten Sitzung 11. März 1547 die Verſetzung des Concils nach Bologna zu beſchließen, worauf ſogleich die Abreiſe der ital. Väter erfolgte. Der feierliche Widerſpruch des Kaiſers gegen dieſen Schritt nöthigte 18 Biſchöfe ſeiner Staaten, in Trient zurückzubleiben. Die Legaten in Bologna, wo ſich 6 Erzbiſchöfe, 32 Biſchöfe und 4 Ordensgenerale eingefunden, begnügten ſich in der neunten und zehnten Sitzung 21. April und 2. Juni wiederholte Vertagungsdecrete zu erlaſſen. Da der Kaiſer ſich ſtandhaft weigerte, die Verſammlung zu Bologna anzuerkennen, und die daſelbſt anweſenden Biſchöfe nach und nach abreiſten, ſprach der Papſt Paul III. in einer Bulle vom 17. Sept. 1549 die Ausſetzung des Concils aus. Nach ſeinem Tode beſtieg der bisherige Cardinallegat del Monte 8. Febr. 1550 ſelbſt den päpſtl. Stuhl als Julius III. und kündigte, auf Betrieb des Kaiſers, die Fortſetzung des Concils zu Trient noch in demſelben Jahre förmlich an. Sein Legat, der Cardinal Marcellus Crescentius, eröffnete daſſelbe 1. Mai 1551 mit der elften Sitzung. Obſchon viele Theologen fehlten und Frankreich in der zwölften Sitzung 1. Sept., in welcher man

ſich über die Wiederaufnahme der Verhandlungen einigte, durch ſeinen Geſandten Jacq. Amiot Widerſpruch gegen die Fortſetzung einlegte, ſchritten die Väter doch wieder zum Werke. Die als päpſtl. Theologen angelangten Jeſuiten Laynez und Salmeron hatten entſcheidenden Einfluß auf die Decrete, die nun kurz und bündig über das Abendmahl, die Buße und die Letzte Oelung abgefaßt und erſteres mit 11 Kanones in der 13. Sitzung 11. Oct., die beiden letztern mit 19 Kanones in der 14. am 15. Nov. publicirt wurden, und denen man zwei Reformationsdecrete über die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe hinzufügte. Schon dies hätte die Vereinigung mit den Proteſtanten, deren Geſandten, von Karl V. gedrängt, anwefend waren, ſehr ſchwer gemacht, und der Kaiſer ſelbſt mußte der Veröffentlichung der jede Verſöhnung abſchneidenden Beſchlüſſe über die Lehre entgegentreten. Der Wiederausbruch des Kampfes und der Sieg der Proteſtanten in Deutſchland änderten aber die ganze Lage. Das Concil war nun gern bereit, in der 15. Sitzung vom 25. Jan. 1552 die Publication der die Proteſtanten verdammenden Artikel auf die nächſte Sitzung, und in dieſer, 28. April 1552, die Suspenſion der Berathungen auf zwei Jahre zu beſchließen.

Erſt Papſt Pius IV. erließ 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortſetzung der allgemeinen Kirchenverſammlung. Obgleich nun die Proteſtanten ſie nicht annahmen und auch die Krone Frankreich ein neues freies Concil forderte, wurde das Concil dennoch unter dem Vorſitze des Cardinallegaten Prinz Hercules Gonzaga von Mantua durch die 17. Sitzung 18. Jan. 1562 wieder eröffnet. Die Decrete dieſer Sitzung betrafen nur die Lebensordnung der verſammelten Väter und das Vorrecht der Legaten, allein Vorſchläge zu machen. In der 18. Sitzung 26. Febr. wurde blos ein Decret wegen Abfaſſung eines Index der verbotenen Bücher publicirt, in der 19. am 4. Mai und in der 20. am 14. Juni aber wiederholter Aufſchub der Publication neuer Decrete beſchloſſen. Dieſe Unthätigkeit war ein Mittel der röm. Politik, Widerſprüche durch Aufſchub zu umgehen. Denn Frankreich ſowol als der Kaiſer und Baiern erneuerten ihre Anſprüche auf Reformation der Kirche und Verſtattung des Laienkelchs im Abendmahle, der Prieſterehe und der verbotenen Speiſen, und in der Behauptung, daß die biſchöfl. Würden und Rechte nicht päpſtl., ſondern göttlichen Urſprungs ſeien, ſtimmten alle Biſchöfe außer den italieniſchen überein. Durch die Ueberzahl der letztern wendeten ſich aber die Beſchlüſſe dennoch bei der Abſtimmung jedesmal nach den Abſichten des röm. Hofs. So kamen die Decrete von der Abendmahlsfeier und vom Meßopfer in der 21. und 22. Sitzung 16. Juli und 17. Sept. 1562 zu Stande. Zu den bei dieſen Sitzungen außer den Geſandten der kath. Höfe gegenwärtigen Prälaten fand ſich 13. Nov. noch der Cardinal von Lothringen mit 14 Biſchöfen, 3 Aebten und 18 Theologen aus Frankreich ein und gab nicht nur der Oppoſition neues Gewicht, ſondern trug auch 34 franz. Reformationsartikel vor, die der päpſtl. Partei ungemein anſtößig ſein mußten. Dieſe ſuchte daher wieder einen Ausweg im Verſchieben der nächſten Sitzung von einem Monat zum andern. Der redliche Gonzaga ſtarb darüber 2. März 1563, und an ſeiner Stelle präſidirten nun die neuen Legaten Morone und Stavageri, welche die Väter theils mit Förmlichkeiten, theils durch die Zänkereien der Theologen hinzuhalten wußten, ſodaß man am kaiſerl. und franz. Hofe endlich einſah, daß von dieſem Concil keine Verbeſſerung der Kirche, noch weniger ein Friede mit den Proteſtanten zu hoffen ſei. Ueberdies wurde der Cardinal von Lothringen für die päpſtl. Partei gewonnen, und ſo heftig auch bisher die deutſchen, ſpan. und franz. Biſchöfe auf der Verwahrung ihrer Rechte beſtanden, willigten ſie doch endlich in das ganz nach päpſtl. Anſicht abgefaßte Decret von der Prieſterweihe und Hierarchie ein, das bei der 23. Sitzung 15. Juli 1563 mit 8 Kanones öffentliche Beſtätigung erhielt. Mit gleicher Nachgiebigkeit ließ man bei der 24. Sitzung 11. Nov. das Decret vom Sakrament der Ehe mit 12 Kanones, worin das Cölibat der Geiſtlichen geboten war, und bei der 25. und letzten 3. und 4. Dec. die ſehr eilfertig abgefaßten Decrete von dem Fegfeuer, dem Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienſt, den Kloſtergelübden, Ablaß, Faſten, Speiſeverbot und Verzeichniß der verbotenen Bücher, welches nebſt der Abfaſſung eines Katechismus und Breviers dem Papſte überlaſſen wurde, durchgehen. In den bei dieſen fünf letzten Sitzungen publicirten Reformationsdecreten ſorgte man für Abſtellung der bisherigen Misbräuche bei Ertheilung und Verwaltung geiſtlicher Aemter und Pfründen, und das nützlichſte war die Vorſchrift, Seminarien zur Bildung der Geiſtlichkeit anzulegen und die Ordinanden zu prüfen. Am Schluſſe der letzten Sitzung rief der Cardinal von Lothringen: «Verflucht ſeien alle Ketzer!» und die Prälaten ſtimmten ein: «Verflucht, verflucht!» daß der Dom von ihren Verwünſchungen widerhallte. So endigte die Tridentiniſche Kirchenverſammlung, deren Beſchlüſſe, von 255 Prälaten unterſchrieben, die Trennung der Proteſtanten

von der kath. Kirche verewigten und für dieſe die Kraft eines ſymboliſchen Buchs erhielten. Der Papſt beſtätigte ſie 26. Jan. 1564 in ihrem ganzen Umfange. Sie fanden in Italien, Portugal und Polen unbedingte, in den ſpan. Staaten durch die Obſervanz der Reichsgeſetze bedingte Aufnahme, in Frankreich, Deutſchland und Ungarn dagegen einen Widerſpruch, der allmählich in ſtillſchweigende Billigung der Glaubensdecrete überging, aber der Annahme mancher Reformationsdecrete ſtets entgegengeſtanden hat, obwol die wahrhaften Verbeſſerungen, die ſie anordneten, allenthalben benutzt worden ſind. Zur Erläuterung und Auslegung der Beſchlüſſe dieſes Concils ſetzte Sixtus V. 1588 eine Congregation von Cardinälen nieder. Die «Canones et decreta oecumenici concilii Tridentini» ſind häufig gedruckt worden, zuletzt zu Rom 1845 und zu Regensburg 1866 (Stereotypausgabe). Eine deutſche und lat. Ausgabe beſorgte Smets (2. Aufl., Bielef. 1827). Vgl. Sarpi, «Istoria del concilio tridentino» (Lond. 1619; deutſch von Rambach, 6 Bde., Halle 1761—65) und die Gegenſchrift von Pallavicini, «Istoria del concilio di Trento» (3 Bde., Rom 1664); Mendham, «Memoirs of the council of Trent» (Lond. 1834); Weſſenberg, «Geſchichte der großen Kirchenverſammlungen» (Bd. 3 u. 4, Konſtanz 1840).

Trieb heißt im allgemeinen eine jede beharrlich wirkende Kraft, welche eine beſtimmte Reihe von Aeußerungen hervorbringt, wie der T. eines Rades, einer Drehſcheibe u. dgl. Im engern Sinne werden aber allein die in den lebendigen Weſen auf zweckmäßige Art von innen heraus wirkenden organiſchen Kräfte T. genannt. So faßt man die Bewegung als einen T. in den lebendigen Körpern auf; man nennt organiſche T. die Kräfte, welche die Entwickelung und Geſtaltung der Organismen bedingen, z. B. in dem Worte Bildungstrieb; man nennt animaliſche T. die verſchiedenen Richtungen des thieriſchen Begehrens, die ſich unwillkürlich äußern und daſſelbe auf beſtimmte Gegenſtände und Genießungen hintreiben, wie z. B. bei allen Aeußerungen des Inſtincts, dem Nahrungstriebe, dem Geſchlechtstriebe u. ſ. w. Man unterſcheidet T. von niederer und von höherer Natur. Die niedrigſten ſind die vegetativen oder pflanzlichen T., welche ohne Empfindung und Vorſtellung wirken. Eine Stufe über ihnen ſtehen die thieriſchen T., welche durch Empfindungen und denſelben entſprechende Strebebilder (der Speiſe, des Neſtes u. dgl.) geleitet werden. Unter den T. höchſten Rangs bilden die, welche aus reinem Vernunftintereſſe wirken, wie der T. der reinen Wißbegierde nebſt den moraliſchen und religiöſen T., einen Gegenſatz zu denen, welche auf niedere Intereſſen zielen, wie die T. nach Gewinn, die Ehrtriebe, die Geſelligkeitstriebe u. dgl. Die erſtern ſind die uneigennützigen oder reinen, die letztern die eigennützigen oder gemiſchten Vernunfttriebe zu nennen. Die Triebſyſteme bilden eine Stufenleiter des Naturlebens, welche ſo beſchaffen iſt, daß das höhere Syſtem immer auf der Vorausſetzung des niedern als eines Mittels ſeiner Exiſtenz zur Ausbildung gelangt, und daher nicht ohne das niedere angetroffen wird, während das niedere des höhern zu ſeinem Beſtande nicht bedarf. Von den phyſik. Kräften unterſcheiden ſich die Triebſyſteme als Kräfte höherer Ordnung, welche auf die erſtern beherrſchende Einflüſſe zu üben vermögen. Hierbei ſtellen ſich die phyſik. Kräfte zu der unterſten Triebſtufe in ein ähnliches Dienſtverhältniß, wie dieſe zu den höhern Triebſtufen, ſodaß ſich die Kräfte der Phyſik auch anſehen laſſen als eine Triebſtufe niedrigſten Grades, welche auf der abſteigenden Leiter vom Menſchen abwärts die unterſte und am weiteſten von der Vollendung entfernte Sproſſe ausmacht.

Trient (ital. Trento, lat. Tridentum), auch **Trident**, die Hauptſtadt Welſchtirols, die größte und früher die bevölkertſte Stadt Tirols, liegt am linken Ufer der ſchiffbaren, hier von einer 120 F. langen Steinbrücke überſpannten Etſch, in fruchtbarem, reizendem Thale, umgeben von hohen, auf der Oſtſeite ſanft anſteigenden Kalkgebirgen. Die Stadt überraſcht durch ihre Bauart, indem hier auf einmal überall itol. Stil hervorblickt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich beſonders der Domplatz oder Piazza-Grande aus, auf deſſen öſtl. Seite der Juſtizpalaſt (mit dem 110 F. hohen Stadtthurme) ſteht. Seine Mitte ziert ein herrlicher Brunnen aus rothem Marmor, deſſen oberſte koloſſale Statue den Neptun mit dem Dreizack (dem Symbole des, jedoch anders abzuleitenden Namens der Stadt) darſtellt. Unter die merkwürdigſten öffentlichen Gebäude gehören von den 13 Kirchen der Dom, ein majeſtätiſches Werk mit drei Schiffen im byzant. Stile, ganz aus Marmor ausgeführt, deſſen Bau im 10. Jahrh. begann und im 16. vollendet wurde; die Kirche Sta.-Maria-Maggiore, ganz aus roſenrothem Marmor erbaut, mit einem hohen Glockenthurme und einer großen Orgel und beſonders dadurch merkwürdig, weil hier die Bildniſſe aller Mitglieder des Tridentiner Concils (ſ. d.), welches in dieſer Kirche gehalten wurde, aufgehängt ſind; ferner die Kirche San-Pietro, deren Façade im goth. Stile 1850 neu hergeſtellt wurde; die Kirche der Jeſuiten, jetzt Seminorialkirche genannt, mit den reichſten fremden Marmorgattungen verziert, und die Kirche della Annunziato, deren hohe Kuppel von vier ungeheuern,

aus einem Stück gearbeiteten Säulen von roſenrothem Marmor getragen wird. Außerdem ſind zu erwähnen: das ſchöne, im neueſten Geſchmack erbaute Theater, welches 1400 Perſonen faßt, das Rathhaus, das wegen ſeiner Größe und Bauart impoſante Caſtell nächſt dem Thore Acquila (meiſt die Reſidenz der Fürſtbiſchöfe), der Palaſt des Feldmarſchalls Gallas (jetzt im Beſitz der Familie Zambelli) und der des Grafen Terlago-Tadarelli, der von Bramante d'Urbino ganz aus röthlichem Marmor erbaut und mit einer Maſſe Bildniſſe geziert iſt. Endlich dürften in architektoniſcher wie in techniſcher Hinſicht noch die großartigen, von cannelirten weißen Marmorſäulen gebildeten Arcaden im Gottesacker zu erwähnen ſein, die, im doriſchen Stile begonnen, 1868 ihrer Vollendung entgegenſahen. Im Dom iſt beſonders ſehenswerth der neue Hochaltar, aus afrik. Marmor, nach dem Hochaltar in der Peterskirche zu Rom geformt, errichtet infolge eines Gelübdes der Commun bei Gelegenheit der Belagerung der Stadt 1703 durch den franz. Marſchall Vendôme; ferner die Kapelle des Crucifixes und die Grabſtätte des Cardinals Bern. Cleſius. In der Kirche Sta.-Maria-Maggiore ſind vorzüglich merkwürdig die Basreliefs und Verzierungen der großen Orgel, die Kanzel aus carrariſchem Marmor, gemeißelt von Vincenzo Vicentini, und das große Oelgemälde, die vier Kirchenlehrer darſtellend, von Moreto. In der Gymnaſialkirche iſt die Mutter-Gottes, von Giorgione, und in der Martinskirche der ſterbende Martinus, von Cignaroli, ſehenswerth. Herrliche Frescogemälde enthält die Façade des Hauſes des Grafen Kloz zu San-Marco ſowie das Caſtell. In der Bürgerbibliothek werden die Münz- und Antikenſammlung Giovanelli's und die Bücherſammlung Mazzetti's, beide vorzugsweiſe auf Welſchtirol bezüglich, aufbewahrt. T. iſt gegenwärtig Sitz eines Hofraths, eines Collegialgerichts, eines Bezirksgerichts ſowie eines Fürſtbiſchofs mit einem Kapitel von acht Domherren. Die Stadt hat gegen 13000 E., deren Lebensweiſe und Sprache größtentheils ſchon italieniſch iſt, und die ihren Haupterwerb in der Seidenfabrikation, im Weinbau, in actiem und ſtarkem Tranſitohandel finden. Außerdem gibt es daſelbſt vier Buchdruckereien, drei Buchhandlungen, mehrere Salamifabriken, deren Producte nach Oeſterreich und Deutſchland unter dem Namen Veroneſer Salami verſendet werden; ferner eine Spielkarten- und eine Geſchirrfabrik, Gerbereien und Färbereien, große Branntwein- und Weingeiſtfabriken ſowie Zuckerconfecturenfabriken, die viel Abſatz nach Oberitalien und Baiern haben, Marmorbrüche und einen ergiebigen Gipsdruch. Von höhern Unterrichtsanſtalten beſitzt T. ein fürſtbiſchöfl. Seminar mit vollſtändigem theol. Studium und ein Obergymnaſium. Außerdem beſtehen daſelbſt ein Taubſtummeninſtitut, fünf Klöſter (der Franciscaner, Kapuziner, Barmherzigen Schweſtern und der Figlie della Carità), ein Gebär- und Findelhaus mit einer Hebammenſchule und verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten. — Der bisherige Trienter Kreis umfaßt das ganze ital. oder Welſchtirol oder die ſog. Welſchen Confinien, d. i. die frühern Kreiſe T. und Roveredo. Der Kreis hat ein Areal von 111¾ Q.-M., zählte 1866 357517 E. und zerfällt in 24 Bezirke. Die Gebirge im Oſten der Etſch heißen die Trienter oder Tridentiner Alpen. Vgl. Barbacovi, «Memoire storiche della città e del territorio di T.» (Trient 1808); Lupi, «Topografia della città di T.» (2 Bde., Trient 1831); Perini, «Statistica del Trentino» (2 Bde., Trient 1852); derſelbe, «Trento e suoi contorni» (Trient 1859).

Trier, vormaliges deutſches Erzſtift und Kurfürſtenthum im ehemaligen Kurrheiniſchen Kreiſe, begrenzt vom Fürſtenthum Naſſau, Erzſtift Köln, Herzogthum Luxemburg, Herzogthum Lothringen, Kurfürſtenthum Pfalz bei Rhein, der Landgrafſchaft Heſſen-Rheinfels und endlich der Grafſchaft Katzenellnbogen, umfaßte ein Areal von etwa 151 Q.-M. mit 280000 meiſt kath. E. Der Kurfürſt von T., der ſich den Titel als «Kanzler durch Gallia» beilegte, war der Reihenfolge nach der zweite Kurfürſt in Deutſchland. Das Land theilte ſich in das obere und das niedere Stift, letzteres mit der erzbiſchöfl. Reſidenz Koblenz (ſ. d.). Das Erzſtift entſtand aus dem angeblich ſchon im 1. Jahrh. geſtifteten Bisthum in T. Letzteres war das älteſte in Deutſchland und iſt ſchon zu Anfange des 4. Jahrh. vorhanden geweſen. Unter den Erzbiſchöfen ſind zu erwähnen der Graf Balduin von Luxemburg, 1307—53, der Bruder Kaiſer Heinrich's VII. und der Begründer der Macht des Erzſtifts wie des luxemburg. Kaiſerhauſes; der Graf Richard von Greiffenklau, 1511—31, der dem Eindringen der Reformation in das Erzſtift wehrte; der Herzog Karl Joſeph von Lothringen, 1711—15; der Pfalzgraf Franz Ludwig von Neuburg, 1716—29, der ſehr viel zur Verbeſſerung des Rechtszuſtandes ſeines Landes that, und der letzte Kurfürſt, der Prinz Clemens Wenzel von Sachſen, der 1768 erwählt wurde. Derſelbe hatte, gleich ſeinem Vorgänger, den berühmten Joh. Nik. von Hontheim (ſ. d.) zum Weihbiſchof; auch nahm er lebhaften Antheil an der Emſer Punctation, doch trat er mit dem Erzbiſchof von Mainz wieder zurück. Beim Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution ſammelten

ſich im Trierſchen, namentlich in Koblenz die franz. Royaliſten. Nachdem die Franzoſen 1794 Trier und Koblenz genommen, wurde das trierſche Land auf dem linken Rheinufer zu Frankreich geſchlagen und, nachdem auch die Feſtung Ehrenbreitſtein ſich 1799 hatte ergeben müſſen, faſt das ganze Kurfürſtenthum mit Frankreich vereinigt. Im Frieden zu Luneville wurde 1801 die Säculariſation des Erzſtifts beſtätigt, der auf dem rechten Ufer gelegene Landestheil meiſt mit Naſſau verſchmolzen, das Kurfürſtenthum aufgehoben und der Kurfürſt, der zu Augsburg 27. Juli 1812 ſtarb, durch eine jährliche Penſion von 30000 Fl. entſchädigt. Nach dem Pariſer Frieden kam das Land wieder an Deutſchland, und zwar bis auf einige wenige Stücke an Preußen, während der Herzog von Sachſen-Koburg davon das nachherige Fürſtenthum Lichtenberg, das aber Preußen 1834 auch erwarb, der Großherzog von Oldenburg Birkenfeld und der Landgraf von Heſſen-Homburg den ehemaligen Canton Meiſenheim (ſeit 1866 ebenfalls preußiſch) erhielt. Preußen ſchlug damals das trierſche Land zum Großherzogthum Niederrhein; gegenwärtig bildet es den Regierungsbezirk Trier und einen Theil des Regierungsbezirks Koblenz der Rheinprovinz. Vgl. Hontheim, «Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica» (3 Bde., Augsb. 1750); derſelbe, «Prodromus historiae Trevirensis» (2 Bde., Augsb. 1757); Conrad, «Trierſche Geſchichte bis 1784» (Hadamar 1822); «Gesta Trevirorum», herausgegeben von Wyttenbach und Müller (3 Bde., Trier 1836—39); Marx, «Geſchichte des Erzſtifts T.» (4 Bde., Trier 1857—64).

Trier (lat. Augusta Trevirorum, franz. Trèves), die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Rheinprovinz, früher auch des gleichnamigen Erzſtifts und Kurfürſtenthums, liegt in einem reizenden Thale, das von zwei mit Wein bepflanzten Bergreihen gebildet wird, am rechten Ufer der Moſel, über welche eine uralte, auf acht Schwibbogen ruhende Brücke von Quadern (690 F. lang, 24 F. breit) führt. Die Stadt iſt ſehr weitläufig, weil ſie viele große Gärten umfaßt; die Straßen ſind eng und unregelmäßig; die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 21674 (im 1,05 Q.-M. großen Stadtkreiſe auf 31982), insgeſammt Katholiken, mit Ausnahme von 1300 Proteſtanten und 400 Juden. Sehenswerth ſind unter den öffentlichen Gebäuden der Dom, ein altes Gebäude von unregelmäßiger Form, deſſen mittlerer Theil noch aus den Zeiten Konſtantin's d. Gr., die Vergrößerungen in verſchiedenen Bauſtilen von den Biſchöfen Nicetius (532—566), Poppo (1016—42) und Hillin (1152—69) herrühren, mit ſchönen Altären und Grabmälern, koſtbaren alten Meßgewändern und Miſſalen, bedeutenden Reliquien (worunter der Heilige Rock) und einer der größten Glocken in Deutſchland; die Liebfrauenkirche, die ſchönſte Kirche in T., vollendet 1243, eins der herrlichſten Denkmale altdeutſcher Baukunſt, in der Nähe des Doms und mit dieſem durch einen Kreuzgang verbunden; die Gangolphskirche mit ſchönem Thurme, die Paulinskirche und die Matthiaskirche mit Krypta; das Neuthor mit Basrelief aus dem 12. Jahrh.; das kurfürſtl. Schloß; das Gebäude der Redemptoriſten mit ſchöner Kirche im byzant. Stile; das neue Theater. Zu den vorzüglichſten Denkmalen aus röm. Zeit gehören, außer der Moſelbrücke und dem Dom, das ſog. Römiſche Thor (Porta nigra), ein altes Gebäude von ganz eigenthümlicher Conſtruction (115 F. lang, 67 F. breit und 70 F. hoch), das wahrſcheinlich ein Thor, zugleich zur Befeſtigung der Stadt beſtimmt war, während des Mittelalters in die heil. Simeonskirche umgewandelt, unter franz. Herrſchaft von den Anbauten befreit und unter preuß. Herrſchaft reſtaurirt wurde; die ſog. römiſchen Bäder, die aber nur zum Theil ausgegraben ſind, wahrſcheinlich ein röm. Kaiſerpalaſt; das ebenfalls nur zum Theil ausgegrabene und wenigſtens aus der Zeit Trajan's ſtammende Amphitheater; die durch König Friedrich Wilhelm IV. wiederhergeſtellte ſog. Konſtantiniſche Baſilika, ſeit 1856 der evang. Gemeinde eingeräumt; der Frankenthurm in der Dietrichſtraße, wahrſcheinlich während der fränk. Zeit zu einem Getreidemagazin beſtimmt. Die in T. 1472 geſtiftete Univerſität wurde 1798 aufgehoben. Gegenwärtig hat die Stadt ein kath. Gymnaſium (ſeit 1563, mit über 550 Schülern), eine Realſchule erſter Ordnung, ein biſchöfl. Knabenconvict mit ſchöner byzant. Kapelle, ein kath. Prieſterſeminar, eine Stadtbibliothek im Gymnaſialgebäude (dem vormaligen Jeſuitencollegium) von 96000 Bänden und ſchönen Handſchriften, darunter der ſog. Codex aureus; die Sammlungen der 1802 errichteten Geſellſchaft für nützliche Forſchungen, theils im Gymnaſialgebäude, theils in der Porta nigra aufgeſtellt; die Sammlungen von Verſteinerungen aus der Eifel, den ſaarbrückener Kohlengruben und dem Hochwalde, ebenfalls im Gymnaſialgebäude; ein großes Bürgerhoſpital, ein Provinzial-Mutterhaus der Barmherzigen Schweſtern, ein Landarmenhaus mit Irrenanſtalt und eine Hebammenſchule. Die Einwohner beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Obſt- und Weinbau, mit Wollweberei, Färberei, Wachsbleichen und Gerberei und treiben Schiffahrt und Handel, beſon-

ders mit Holz und Steinen. Mit Koblenz iſt T. durch regelmäßige Dampfſchiffahrt verbunden. In der Nähe liegt das Luſtſchloß Monaiſe und 2 St. davon bei dem Dorfe Igel die Igelſäule, 72 F. hoch, das Grabmal der Familie der Secundiner, das am reichſten verzierte Denkmal der Römer auf deutſchem Boden. Aus röm. Zeit ſtammen auch ein Caſtell oberhalb Saarburg und der Moſaikboden (50 F. lang, 33 F. breit) in Nennig. T. hat ſeinen Namen von dem ehemals dieſe Gegend bewohnenden celt. Volke, den Trevirern (ſ. d.). Die Römer hatten an T. einen Waffenplatz gegen die Deutſchen, und mehrere röm. Kaiſer reſidirten daſelbſt. Auch unter den Franken, denen es 463 durch Verrath zufiel, blieb es eine anſehnliche Stadt. Es gehörte dann zu Auſtraſien, kam im Vertrage zu Verdun von 843 an Lothringen, 870 an Deutſchland, 895 wieder an Lothringen und wurde durch König Heinrich I. bleibend mit Deutſchland vereinigt. Nachmals unter den Erzbiſchöfen gelangte die Stadt zu ſolcher Macht, daß dieſelben für gut befanden, ihren Sitz nach Koblenz (ſ. d.) zu verlegen. Erſt 1580 wurde ihr die lange Zeit angeſtrebte Reichsunmittelbarkeit definitiv durch kaiſerl. Urtheil aberkannt. Die Stadt kam 1794 an Frankreich, war dann die Hauptſtadt des Saar-Departements, fiel 1814 Preußen zu und iſt jetzt Sitz einer Regierung. Vgl. Haupt, «T.s Vergangenheit und Gegenwart» (2 Bde., Trier 1822); «Das röm. Denkmal in Igel und ſeine Bildwerke» (Kobl. 1829); Steininger, «Geſchichte der Trevirer unter der Herrſchaft der Römer» (Trier 1845); Braun, «T. und ſeine Alterthümer» (Trier 1854). — Der Regierungsbezirk T. umfaßt ein Areal von 131,13 Q.-M., zählt 578478 E. (3. Dec. 1867) und zerfällt in die 13 Kreiſe: Stadt T., Trier-Land, Saarburg, Merzig, Berncaſtel, Wittlich, Prüm, Bitburg, Daun, Saarbrück, Saarlouis, Ottweiler und St.-Wendel. Im Landreiſe T., der auf 17,37 Q.-M. 63645 E. (1864) zählt, liegen der Flecken Pfalzel, links an der Moſel, mit 1100 E. und altem Schloſſe, früher Reſidenz der Erzbiſchöfe, und das Dorf Conz, an der Saar, unweit deren Einmündung in die Moſel, ein durch ſeine Lage militäriſch wichtiger Punkt, mit 900 E. und einer Römerbrücke. Vgl. Bärſch, «Beſchreibung des Regierungsbezirks T.» (2 Bde., Trier 1849).

Trieſt (ital. Trieste, lat. Tergeste), die erſte und wichtigſte Seehandelsſtadt der öſterr. Monarchie und Freihafen, bis 1849 Hauptort des Guberniums Trieſt im Königreich Illyrien (ſ. d.), ſeitdem aber eine reichsunmittelbare Stadt (Oeſterreichs) mit einem eigenen Gebiete von 1,7 Q.-M., iſt Sitz des Statthalters und Oberlandesgerichts für T. und das Kronland Görz und Iſtrien, der Central-Seebehörde, eines Biſchofs und Domkapitels, eines Seebezirks- und Landes-Militärcommandos, eines Landes-, Handels- und Seegerichts und einer Handels- und Gewerbekammer. Die Stadt liegt überraſchend ſchön, auf den nähern Hügeln ſtellenweiſe von immergrüner Vegetation umgeben, am Abhange des Karſt, an dem Trieſter Buſen des Adriatiſchen Meeres. Sie iſt offen, von ital. Ausſehen, zum größten Theil regelmäßig gebaut, zerfällt in die Altſtadt, Neuſtadt oder Thereſienſtadt, die neuangelegte Joſephsſtadt und Franzensvorſtadt und zählt 23 Plätze und 220 Straßen und Gaſſen. Die Altſtadt, an und auf dem mit einem alten feſten Caſtell verſehenen Schloßberge gelegen, hat viele enge und krumme Gäßchen, beſonders in der ehemaligen Judenſtadt, doch auch mehrere Plätze, wie den gegen das Meer gelegenen ſchönen Markt (Piazza grande) mit der Marmorſtatue Kaiſer Karl's VI. und einem neuangelegten Garten (an der Stelle des alten Mandrachio) und den Theaterplatz. Von öffentlichen Baulichkeiten ſind in dieſem Theile bemerkenswerth: das Rathhaus mit der Hauptwache, das Statthaltereigebäude, die alte Peterskirche (1367 erbaut), die Domkirche zum heil. Juſtus (unanſehnlich, aber merkwürdig durch die eingemauerten Alterthümer) und das dem in der Locanda-Grande 1768 ermordeten Archäologen Winckelmann errichtete ſchöne Denkmal von Roſetti; ferner die Jeſuitenkirche mit einer erhabenen Façade und korinth. Säulen, die reform. und die luth. Kirche mit dem Grabmale des dän. Conſuls Dumreicher aus carrariſchem Marmor, zwei Synagogen in der Judenſtadt, das große, 1806 erbaute Opernhaus. Die Neuſtadt bildet regelmäßige Vierecke, erſtreckt ſich bis an das Meer, hat große Plätze (wie den Börſenplatz mit der Statue Kaiſer Leopold's I., den Rothen-Brückenplatz mit Brunnen, den St.-Antonio- und den St.-Johannesplatz, den Holzplatz an dem einen Ende des Corſo, den Fuhrmannsplatz, den Mauthplatz), breite, mit Quadern gepflaſterte Straßen und den gemauerten Großen Kanal (1200 F. lang und 72 F. breit), der mit der ſchmalen Rothen Brücke (Ponte rosso) in der Mitte und der neuen Drahtbrücke an der Mündung einen vorzüglichen Anblick gewährt, eine Menge ſehr ſchöner Häuſer, darunter der Palaſt Carciotti und das Hôtel de la Ville am Quai. An öffentlichen Gebäuden ſind hier hervorzuheben: das Tergeſteum, Sitz des Lloyd-Auſtriaco, mit reichen Leſeſälen; die Alte Börſe (jetzt Sitz der Handels- und Gewerbekammer), die Hauptzierde T.s, mit Säulen und Statuen großartig verziert und mit einer Terraſſe, die eine herr-

liche Aussicht über den Hafen und das Meer darbietet; das große Zollhaus, die 1849 eingeweihte Pfarrkirche St.-Antonio, die schönen Kirchen der orient. und illyr. Griechengemeinden. Die Josephsstadt, welche durch die Nähe des Meeres, der Landungs- und Ausladeplätze äußerst belebt ist, enthält geschmackvolle Privatgebäude und das neue Sanitätsgebäude, den Leipziger Platz mit geschmackvollem Garten u. s. w. Die zwei aus den beiden Thälern vor der Stadt strömenden Bäche sind jetzt überwölbt und bilden zwei große, breite Straßen, die eine, die Via del Torrente, die andere, die Corsia Stadion, mit dem Stadtgarten (an ihrem Ende) und dem großen Amphitheater Mauroner, das auch als Circus verwendet wird. Der bisher offene, neuerdings aber durch einen seit 1867 im Bau begriffenen Hafendamm gegen die Stürme gesicherte Hafen hat für größere Kauffahrer ausreichende Tiefe. Vom Hafen aus läuft der erwähnte Große Kanal in die Neustadt, in welchem Kauffahrteischiffe sicher vor Anker liegen. Von Alterthümern sind bemerkenswerth: die Ueberreste eines röm. Amphitheaters, die noch mit Wasser versehene röm. Wasserleitung und ein altes Stadtthor, Arco-Riccardo genannt.

In der Bevölkerung, deren Zahl 1846—50 von 53310 auf 63931 gestiegen war, und 1868 113338 betrug, ist das ital. Element, welches durch Einwanderung von Lombarden und Venetianern noch immer verstärkt wird, das vorwiegende. Die deutsche Nationalität ist besonders durch die Besatzung, die Beamten und einen großen Theil des Handelsstandes vertreten. Außerdem sind in der Physiognomie T.s slaw. und orient. Züge unverkennbar. Es leben hier 4357 Juden, 1419 Griechen, auch Armenier u. s. w. Die Stadt besitzt ein Seminar für Geistliche, ein ital. und ein deutsches Gymnasium, zwei Realschulen, eine evang. Hauptschule, eine Hauptschule der Israeliten, eine Mädchenschule der Benedictinerinnen, außerdem eine Hebammenschule, eine k. k. Akademie für Handel und Nautik mit einer Seewarte; ferner eine öffentliche Bibliothek mit werthvollen Sammlungen (Petrarchesca und Piccolominea), ein Museum mit vollständiger Fauna des Adriatischen Meeres, die Società della Minerva (für literarische Vorträge), eine Gesellschaft für Garten- und Landbau u. s. w. An wohlthätigen Anstalten finden sich: ein großes Krankenhaus, ein Gebär- und Findelhaus, ein großes Armeninstitut, ein israel. Spital, eine Irrenanstalt, Elisabethinisches Mädcheninstitut u. s. w. T. hat vielerlei Manufacturen und Fabriken, darunter eine bedeutende Seifensiederei und eine Rosogliobrennerei, eine Salpeterfabrik, mehrere Kerzengießereien, Confiturenfabriken, eine Spielkartenfabrik, Lederzurichtungen, vier Pastetenfabriken, eine Wachsbleiche, Seilereien, zwei Brauereien, eine Eisengießerei, drei Maschinenfabriken, drei Oelfabriken, eine Kammfabrik u. s. w., übrigens zahlreiche Gewerbe, welche alle für die Marine erforderlichen Artikel und viele andere Gegenstände liefern. Unter den drei Schiffswerften haben die des Lloyd Austriaco und die Tonello's kolossale Dimensionen. Seine eigentliche Bedeutung erhielt T. durch seinen Handel, namentlich durch Seehandel. Der Ort hat sich seit einem Jahrhundert (1758 zählte er 620 Häuser und 6424 E.) von einem unbedeutenden Seestädtchen durch stete Vermehrung des Verkehrs zu einem der größten Handelsplätze der Erde emporgehoben. In den J. 1842—52 stieg die Zahl der einlaufenden Schiffe von 7717 (darunter 1265 Schiffe weiter Fahrt, 6203 Küstenfahrer und 249 Dampfer) mit 436000 Tonnen Tragfähigkeit (1 Tonne = 1830 wiener Pfd.) auf 13974 Schiffe (darunter 785 österr. Dampfer und 9725 österr. Segelschiffe) mit 783983 Tonnen, die der auslaufenden von 7705 (mit 391841 Tonnen) auf 13957 Schiffe mit 782669 Tonnen. 1866 liefen 11422 Schiffe (darunter 921 Dampfer) mit 982105 Tonnen ein und 11400 Schiffe (darunter 935 Dampfer) mit 1,020495 Tonnen aus. Der Seehandel wird besonders mit Italien, der Levante, namentlich mit Konstantinopel, Smyrna und den Donaufürstenthümern, mit Südrußland, Griechenland und Aegypten, mit England und Amerika, vorzüglich mit Brasilien, der Landhandel über Laibach nach Wien stark betrieben. Am Ende des 18. Jahrh. betrug die ganze Ein- und Ausfuhr nur 400000 Ctr., die Ausfuhr 1766 nur 370000 Fl., 1770 etwa 600000 Fl. In den J. 1842—52 stieg der Werth des Seeimports von 57½ auf 102 Mill., des Landimports von 20⅘ auf 22½ Mill., beider zusammen von 78⅗ auf 124½ Mill. Fl.; ebenso der Werth der Seeausfuhr von kaum 41⅗ auf 60, der Landausfuhr von kaum 19¼ auf 37⅖, beider zusammen von etwa 60½ auf 97 Mill. Fl. Bis 1866 hatten sich gesteigert der Werth der Seeeinfuhr auf 73,807562, der der Landeinfuhr auf 79,883374, beider zusammen auf 153,690936 Fl., dagegen der Werth des Exports zur See auf 103,093547, der des Exports auf dem Landwege zu 34,878197, der beider zusammen also auf 137,971744 Fl. Diesen ungeheuern Aufschwung verdankt T. dem Umstande, daß es, seit 1719 von Kaiser Karl VI. zum Freihafen erklärt, von vielen Hemmnissen der frühern österr. Gesetzgebung befreit war, daß sein Hafen für große Schiffe zugänglicher als der von Venedig, und daß seine Bevölkerung eine

aus allen Nationalitäten gemischte, zum Zweck der Speculation zusammengekommene und daher unternehmend und thätig ist. T. ist der Sitz von Handelsconsuln aller europ. Nationen und amerik. Staaten. 1868 zählte man 92 beim Börsenamte registrirte Handelshäuser, 84 patentirte Mäkler, 24 Assecuranzgesellschaften und Agenzien. Von Geld- und Creditinstituten bestehen zu T.: eine Commerzialbank, eine Filiale der österr. Creditanstalt und die 1843 begründete Disconto- und Sparkasse Monte civico commerciale. Die großartigste Anstalt aber ist der Oesterreichische Lloyd (s. Lloyd austriaco), eine der größten aller Seedampfschiffahrtsgesellschaften Europas und das Centralorgan des gesammten österr. Handels. Derselbe besitzt (seit 1853) ein eigenes großes Arsenal in der Bucht von Servola, welches nebst zwei Schiffswerften und einem Dry-Dock auch eine Dampfmaschinenfabrik und andere großartige Werkstätten enthält. Die großstädtischen Aufgaben T.s sprechen sich in dem städtischen Budget aus. Die städtischen Ausgaben betrugen 1865 2,846643, die Einnahmen 2,324819 Fl. In der Umgegend der Stadt wächst ein guter Rothwein (Triestiner Stadtwein). Erst seit etwa 100 J. wurden allmählich die nahen Hügel, damals öde und nackt, durch mit großen Kosten herbeigeführte Erde fruchtbar gemacht und so die Gegend durch Anpflanzung von Obstbäumen und Weingärten, durch Anlage von zahlreichen Landhäusern verschönert, zwischen denen sich die herrliche Kunststraße nach Optschina sowie die wichtige Wien-Triester Eisenbahn hinaufwinden. Historisch merkwürdig sind die Villa Necker, vormals Eigenthum des Hieronymus Bonaparte, und die Villa Bacciochi, später Eigenthum der Gräfin Lipona, der 1839 gestorbenen Witwe Murat's, jetzt einer Privatgesellschaft gehörig.

T. theilte in den ältern Zeiten die Schicksale Istriens, soll von Cäsar und Augustus Mauern erhalten haben und wurde unter Vespasianus röm. Colonie. Im Mittelalter wechselte es mehrfach seine Beherrscher, kam endlich 1382 an Oesterreich, unter dessen Herrschaft es, mit Ausnahme der J. 1797—1805, wo es die Franzosen besetzten, und der Periode 1809—14, wo es einen Theil der illyr. Provinz Frankreichs bildete, bis jetzt verblieb. Am 28. Sept. 1813 ward die Stadt von den ital. Truppen geräumt, seit dem 11. Oct. das Castell von den Oesterreichern unter Nugent, seit dem 15. Oct. von einer engl. Flotte belagert und wegen Hartnäckigkeit des franz. Commandanten, der erst 31. Oct. capitulirte, fast zu einer Ruine zusammengeschossen. Von den schweren Verlusten während der Franzosenherrschaft erholte sich T. nach und nach und wurde zugleich die Rivalin, ja Besiegerin Venedigs und die Königin des Adriatischen Meeres. 1818 ward T., welches den Titel einer Citta fidelissima erhielt, nebst Gebiet (damals mit 15530 E.) von Oesterreich dem deutschen Bundesgebiete für einverleibt erklärt. In der ital. und ungar. Revolutionszeit hielt die Stadt treu an Oesterreich. Vom Mai bis 12. Aug. 1848 blokirte eine neapolit.-sardin. Flotte den Hafen, welcher, wie auch vom März bis Sept. 1849, mit Ketten und Pfählen gesperrt wurde. Durch die kaiserl. Verordnung vom 2. Oct. 1849 wurde die Stadt nebst Gebiet zu einer reichsunmittelbaren Stadt erhoben. Nach dem Staatsgrundgesetze vom 21. Dec. 1867 bildet T. mit seinem Territorium ein eigenes Kronland mit zwei Vertretern im Hause der Abgeordneten. Die wichtigsten Ortschaften der nächsten Umgebung sind die Dörfer Optschina, 1/4 St. von T., mit herrlicher Aussicht auf das Meer und die Küste; Servola, an der Bucht zwischen T. und Muggia, mit den berühmten Pfahlaustern und mit Salinen, die jährlich 20—30000 Metzen Seesalz liefern; Prosecco, bekannt durch den schon bei den Alten beliebten Wein; der Jäger, ein langer Hügelrücken mit schöner Fahrstraße, herrlicher Aussicht, Schloß und Parkanlagen; endlich das berühmte, vom Erzherzoge, spätern mexic. Kaiser Maximilian erbaute, jetzt dem Kaiser von Oesterreich gehörige Lustschloß Miramar (s. d.). Vgl. Löwenthal, «Geschichte der Stadt T.» (2 Bde., Triest 1857); Scussa, «Storia cronografica di Trieste» (Triest 1864).

Trift und **Triftgerechtigkeit** wird häufig mit Weide und Weidegerechtigkeit verwechselt; es ist aber zwischen beiden ein Unterschied. Die Trift ist blos der Auftrieb oder der Weg für das Weidevieh. Wird ein solcher von mehrern Eigenthümern gemeinschaftlich benutzt, so heißt er Koppeltrift. Triftgerechtigkeit ist daher die einem Grundeigenthümer zukommende Befugniß, sein Vieh über die Grundstücke eines andern auf seine eigenen Weiden zu treiben. In der Forstwirthschaft heißt Trift das Flößen der ungebundenen Hölzer auf Bächen und Flüssen. Die Holztrift (auch Schwemmung, daher Triftholz oder Schwemmholz) ist gewöhnlich Regal oder Servitut, aber blos für ein bestimmtes Quantum, und kann in abwechselnden Zeiträumen von verschiedenen Berechtigten in denselben Gewässern ausgeübt werden.

Triglyph oder Dreischlitz heißt der charakteristische Theil der dorischen Säulenordnung durch welchen sich das Gebälke derselben hauptsächlich von dem der übrigen Ordnungen unter

scheidet. Man stellt sich die T. als die Kopfenden der Balken vor, welche über den Unterbalken, den Architrav, gestreckt und zum bessern Ablauf des Wassers mit kleinen Rinnen, Kerben, versehen wurden. Daher bilden die T. einen Theil des Frieses, dessen anderer die Metopen (s. d.) sind. Die Alten waren in der Eintheilung ihrer T. und Metopen ziemlich frei; im Anfange des 18. Jahrh. aber legte man sich dabei sehr beengende Fesseln an; jetzt ist man jedoch zu den unverdorbenen Mustern des Alterthums wieder zurückgekehrt.

Trigonometrie, d. i. Dreiecksmessung, heißt derjenige Theil der Mathematik, welcher aus Seiten und Winkeln eines Dreiecks, die in Zahlen gegeben sind, die übrigen Stücke desselben durch Rechnung finden lehrt. Je nachdem sich die T. mit der Berechnung ebener, oder sphärischer, d. h. auf der Oberfläche einer Kugel von Bogen größter Kreise gebildeter, oder sphäroidischer, d. h. auf der Oberfläche eines elliptischen Sphäroides liegender Dreiecke beschäftigt, heißt sie ebene, sphärische oder sphäroidische T., von denen die zuerstgenannte die T. im engern Sinne ist. Auch diese kann wieder in die Goniometrie und die T. im engsten Sinne getheilt werden, von denen jene die Lehre von den Kreisfunctionen oder trigonometrischen Linien (Sinus, Cosinus, Tangente, Cotangente u. s. w.) enthält. Eine Erweiterung der T. ist die Polygonometrie, d. h. die Wissenschaft, welche aus mehrern in Zahlen gegebenen Seiten und Winkeln einer Figur die übrigen Stücke derselben durch Rechnung zu finden lehrt. Die T. verdankt ihren Ursprung ohne Zweifel der Astronomie, und zwar ist die sphärische zuerst entstanden. Der erste, der sich mit derselben beschäftigte, scheint der griech. Astronom Hipparchus aus Nicäa um 150 v. Chr. gewesen zu sein. Eine neue Gestalt gewann sie durch die Araber, welche statt der Sehnen die Sinus einführten, während die Tangente erst von Regiomontan herrührt; die trigonometrische Rechnung aber wurde durch Erfindung der Logarithmen 1614 gänzlich umgestaltet. Zur sphäroidischen T. legte erst Euler, zur Polygonometrie Lexell den Grund.

Trikupis (Spyridon), Gelehrter und Staatsmann des neuen Griechenland, wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Missolonghi geboren. Nachdem er seine Jugendbildung vollendet, gelang es ihm, durch den engl. Consul Strack in Patras 1810 die Bekanntschaft des damals in Griechenland reisenden Lord North, nachmaligen Grafen Guilford, zu machen, der ihn zur Vervollkommnung in den philol. Kenntnissen nach London schickte. Nach Vollendung seiner Studien wählte ihn dieser Gönner zum Privatsecretär. Als die griech. Revolution 1821 ausbrach, gab T. seine Stellung auf und ging nach Griechenland, wo er sich an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligte. Er zeichnete sich schon damals namentlich als öffentlicher Redner aus, und als Mitglied des Gesetzgebenden Senats, 1825, gehörte er zu den vorzüglichsten Rednern. 1826 war er Mitglied der Provisorischen Regierung, dann 1827 des Nationalcongresses von Troezene. Kapodistrias ernannte T. 1828 zum Staatssecretär im Departement des Auswärtigen. Doch gab er schon nach zwei Jahren diese Stellung auf und trat zur Opposition über, ohne zu den leidenschaftlichern Gegnern des Präsidenten zu gehören. Nach der Flucht des Augustin Kapodistrias, 1832, war T. wieder eine Zeit lang Staatssecretär im Ministerium des Auswärtigen und der Handelsmarine. Später unter der Regentschaft wie nach der Thronbesteigung des Königs Otto wirkte er mehrmals als Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts. Im Sept. 1843 gehörte er unter die Repräsentanten, welche dem Nationalcongresse in Athen beiwohnten, und 1850 ward er Gesandter in London. Von letzterer Stellung trat er 1862 zurück. T. gehört zur engl. Partei, ist aber gemäßigt in seinen Ansichten, ohne Ehrgeiz, ein verständiger Patriot. Als Dichter trat er schon frühzeitig mit dem Gedichte «Ὁ δῆμος. Ποίημα κλέφτικον» (Par. 1821) auf, und als gewandten polit. Redner läßt ihn die kleine Sammlung seiner Leichen- und Siegesreden: «Λόγοι ἐπικήδειοι καὶ ἐπινίκειοι» (Aegina 1829), erkennen. Sein Hauptwerk jedoch ist die «Geschichte der griech. Revolution» («Ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως», 4 Bde., Lond. 1853—57; 2. Aufl. 1862). Dieses Werk hat die Vorzüge einer correcten Sprache, einer lebhaften Darstellung, einer kunstgerechten Anordnung und Verarbeitung des Stoffs, der Gerechtigkeit des Urtheils und einer gewissen Unparteilichkeit der thatsächlichen Schilderungen. Ist diese Geschichte auch sonst nicht ganz frei von wesentlichen Mängeln, welche die Landsleute T.' darin finden, so bleibt sie doch immer eins der bedeutendsten Erzeugnisse der neugriech. Literatur.

Triller (franz. trille, ital. trillo) nennt man in der Musik die schnelle, gleichförmige Abwechselung zweier stufenweise nebeneinanderliegenden Töne. Die beiden Töne, aus welchen der T. wesentlich besteht, sind ein oberer und ein unterer. Der untere ist der wesentliche oder der Hauptton, welcher, wie man sagt, das Trillo trägt, weshalb er auch in der Notenschrift angezeigt wird, und auf welchen er schließt; der obere ist der Hülfston und um einen ganzen oder halben Ton

von dem Hauptton entfernt. Früher deutete man den T. durch das Zeichen ~ an; gegenwärtig bedient man sich der Abbreviatur tr.

Trilobiten heißt eine zahlreiche Gattungen und Arten umfassende Familie versteinerter Krustenthiere, die zu den Blattfüßern gestellt werden. Dieselben gehören zu den ältesten Bewohnern der Meere, deren Panzer und Abdrücke sich in den unter der Kohlenformation gelegenen Schichten sowie in dieser selbst vorfinden. An dem 1—12 Zoll langen Leibe, der aus 12—20 Ringen besteht, unterscheidet man den halbmondförmigen, mit zwei vorstehenden zusammengesetzten Augen versehenen Kopf, das Bruststück und den Hinterleib, deren Ringe durch Längsfurchen auf dem Rücken dreitheilig erscheinen. Man kennt jetzt ihre Organisation (Füße, Freßwerkzeuge), ja selbst die Entwickelung einiger Arten durch Barrande ziemlich genau.

Trilogie, s. Tetralogie.

Trimberg, s. Hugo von Trimberg.

Trimĕter heißt in der Metrik das aus drei Maßen oder Dipodien bestehende Versmaß des iambischen, trochäischen und anapästischen Rhythmus. Besonders aber gehört hierher der von den alten und neuern Dichtern nach dem Hexameter am meisten gepflegte und durch seine Mannichfaltigkeit so schöne iambische T., der nach der fünften Silbe gewöhnlich eine Cäsur bekommt, deren Vernachlässigung jedoch die Alten nicht anstößig fanden, und folgendes Grundschema hat:

⏓ ⏒ ⏑ – · ⏓ | ⏒ ⏑ – · ⏓ ⏒ ⏑ –

Doch kann im ersten, dritten und fünften Fuße oder zu Anfang jeder Dipodie statt des reinen Jambus außer dem Spondeus (– –) auch ein Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑), Daktylus (– ⏑ ⏑) oder Anapäst (⏑ ⏑ –) eintreten. Diese freien Abwechselungen, welche die Griechen je nach Maßgabe der Dichtungsform noch unter besondern Beschränkungen sich gestatteten, sind dagegen von den Römern, wie von Phädrus, da sie den Jambus nach Füßen, nicht nach Dipodien maßen, nicht befolgt worden. Horaz beobachtet zwar die Gesetze der Griechen, bedient sich aber des T. niemals allein, der bei den Römern überhaupt nie recht in Aufnahme kam, wahrscheinlich weil sein mehr flüchtiger und tanzender Gang dem röm. Ernste nicht entsprach. Nachdem Klopstock auf die Vorzüge der antiken Metrik wieder hingewiesen, fand auch der iambische T. in seiner ursprünglichen Fassung bei den Uebersetzern von classischen Dichterwerken und später als selbständiges Versmaß bei Goethe, Schlegel, Platen u. a. eine glückliche Anwendung.

Trincomali oder Trinconomali, eine feste Seestadt auf der Ostküste der Insel Ceylon, Hauptort der Ostprovinz, besitzt einen herrlichen, außerordentlich geräumigen und sichern Hafen, der nur eine etwas unbequeme Einfahrt hat, daher die Schiffe lieber davor, in Backbai, ankern. Die Stadt ist weitläufig und unregelmäßig gebaut, durch eine Esplanade von der Festung getrennt, hat zwei prot. und eine kath. Kirche, mehrere Hindutempel und Moscheen, einen ausgedehnten Bazar und zählt 12000 E. Sie steht in ununterbrochenem Verkehr mit Madras. In der Nähe liegen die großartigen Ruinen von Maagrammum und Anaradschapura und mächtigen alten Bewässerungsbauten. T. wurde den Holländern im Jan. 1782 von den Engländern unter Admiral Hughes durch Erstürmung der beiden Forts Osterburg und Osnabrück entrissen, mußte sich jedoch schon 30. Aug. dieses Jahres an den franz. Admiral Suffren ergeben. Die darauf 3. Sept. zwischen den Engländern und Franzosen gelieferte Schlacht blieb unentschieden. Die letztern gaben die Stadt den Holländern zurück, allein diese verloren sie 1795 nach einer drei Wochen langen Belagerung abermals an die Engländer, welche sie seitdem in Besitz behielten.

Trinidad, nach Jamaica die größte brit. Insel in Westindien, die südlichste und größte der Kleinen Antillen, am Ausfluß des Orinoco, von dessen Delta sie durch die Bocca de Serpente getrennt ist, und vor dem Busen von Paria gelegen, hat einen Flächenraum von 94,64 Q.-M. und bildet ihrer Configuration nach die äußerste Fortsetzung des Küstengebirgs von Venezuela, von dem sie durch die Bocca de Dragos getrennt ist. Die Insel ist an der Nord- und Südküste mit von Westen gegen Osten streifenden, bis 3000 F. hohen Gebirgen und im mehr ebenen Innern mit dichten Waldungen und auch Sümpfen bedeckt, hat Schlammvulkane und einen See, auf dem sich schwimmende Inseln von Erdpech befinden. Da sie außerhalb der Region der verheerenden westind. Orkane liegt, so gewährt sie eine sichere Station für die Schiffe. Das Klima ist das gewöhnliche westindische, doch minder ungesund als das der nördl. Antillen. Die Insel zeigt sich sehr gut bewässert und von höchster Fruchtbarkeit. Hauptproduct ist der Zucker, von dem 1861 an 34000 Hogsheads, ohne die Melasse, exportirt wurden. Die Ausfuhr von Cacao betrug in demselben Jahre 84724 Ctr. Der Anbau der übrigen tropischen Producte ist kaum nennenswerth. Die Wälder liefern rothe Cedern, die ein vorzügliches Schiffbauholz abgeben, viele Hirsche, wilde Schweine und Hühner. Die Zahl der Einwohner belief sich 1861 auf

84438, die, mit Ausnahme von 5341 Weißen, sämmtlich Farbige, Neger oder Kulis sind. Die Weißen sind der Mehrzahl nach span. Herkunft; auch ist die span. Sprache im Umgange noch die herrschende; die Minderzahl ist engl. Ursprungs. T. bildet ein eigenes Gouvernement. Hauptort ist Puerto de España, oder Port of Spain, auch wol Spanish-Town genannt, eine regelmäßige und schöngebaute Stadt mit 10000 E., prächtiger Kirche und ebenso sicherm als großem Hafen an der Westküste. Außerdem besitzt die Insel noch einen ausgezeichneten Hafen im Nordwesten, nämlich den von Chaguaramus, der die größten Kriegsschiffe aufnehmen kann. Die ehemalige Hauptstadt, San-José d'Oruña, mit 1400 E., liegt im Innern. Man findet auf T. alte Geräthe, Vasen und Glaspasten, was auf das Vorhandensein einer höher civilisirten Bevölkerung in der Urzeit schließen läßt, als die Karaiben waren, die man bei der Entdeckung der Insel hier vorfand. T. wurde 1498 von Columbus entdeckt, bald von den Spaniern colonisirt, in der Folge aber von diesen vernachlässigt und wieder verlassen. Im 17. Jahrh. ließen sich Flibustier auf T. nieder und daneben auch Spanier. Doch erst im 18. Jahrh. unternahmen die Spanier von neuem ernstlich die Colonisation der Insel, die 1797 von den Engländern erobert und im Frieden von Amiens förmlich an sie abgetreten wurde. Seitdem hat sie sich unter engl. Herrschaft in jeder Beziehung bedeutend gehoben. Durch die Emancipation der Negersklaven, deren Zahl 1838 sich auf 20657 belief, wurde der Plantagenbau so gut wie ganz ruinirt, da die freien Neger seit jener Zeit nicht mehr arbeiteten und sich meist in das gebirgige Innere zurückzogen. Erst als die Einführung der Kulis begann, meist aus Ostindien und China, wodurch der Colonie freilich eine bedeutende Schuldenlast erwuchs, begann Production und Handel sich wieder etwas zu heben. Doch steht T., wie alle engl.-westind. Colonien, der frühern Zeit gegenüber, immer noch weit zurück. 1861 wurden allein 4157 Kulis eingeführt.

Trinität (vom lat. trinitas), deutsch Dreieinigkeit oder auch Dreifaltigkeit, bezeichnet in der Kirchensprache die Dreiheit göttlicher Personen in der Einheit des göttlichen Wesens. Die Ausbildung dieses in der recipirten Lehre aller größern christl. Kirchengemeinschaften festgehaltenen Dogmas ist sehr allmählich und nur unter den heftigsten kirchlichen Kämpfen erfolgt. Die ältesten Nazarener wußten sowie die Juden nur von einem einigen, nicht von einem dreieinigen Gott, sahen in Jesus Christus den vom Geiste Gottes gesalbten, aber wesentlich menschlichen Messias, im Heiligen Geiste keine göttliche Person, sondern die Offenbarung göttlicher Kraft und Lebensfülle in der Welt. Das ganze Judenchristenthum, in welchem die ursprüngliche Gestalt des Christenthums sich darstellt, hielt an der göttlichen «Monarchie» und der wesentlichen Menschheit Christi fest. Auch der Apostel Paulus kennt die Trinitätslehre noch nicht. Nach ihm ist Christus das himmlische, zu unserer Erlösung ins Fleisch gekommene Urbild der Menschheit, dessen Wesen der von Gott ausgehende Geist ist. Aber derselbe Gottesgeist wird bei der Bekehrung auch den Gläubigen eingepflanzt, die dadurch ebenfalls zu Söhnen Gottes und des ewigen göttlichen Lebens theilhaftig werden. Eine Weiterbildung dieses Gedankens liegt in der im 2. Jahrh. zu Rom verbreiteten Lehre vor, daß der Heilige Geist der ewige Sohn Gottes sei, der sich in Jesus mit einer menschlichen Persönlichkeit verbunden und letztere zu gleicher Herrlichkeit mit sich erhoben habe. In Verbindung mit der jüd. Engellehre gestaltete sich bei judenchristl. Parteien diese Vorstellung auch dahin, daß Christus der oberste der Erzengel, der Heilige Geist seine Mutter oder nach anderer Anschauung seine Schwester sei, während die gnostischen Phantasien von einer innergöttlichen Geisterwelt Christum zu einem aus dem Geisterreiche herabgestiegenen «Aeon» machten, der entweder mit dem Menschen Jesus sich verbunden, oder nur eine scheinbare Menschheit angenommen habe. Seit den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrh. brach sich daneben die der jüd.-alexandrinischen Speculation entnommene Lehre vom göttlichen «Logos» Bahn, welche namentlich in griechisch gebildeten Kreisen eine Vermittelung des Christenthums mit der Zeitphilosophie anstrebte. Der Logos, nach platonischer Anschauung die innergöttliche, aber in der Welt sich offenbarende göttliche Vernunft, wurde nach dem Vorgange Philo's (s. d.) immer bestimmter als ein zum Zwecke der Weltschöpfung aus Gott hervorgetretenes persönliches Mittelwesen gefaßt, welches als eine Art Untergott die Welt gestalte und regiere. Indem man diesen Logos in Christo Fleisch geworden sein ließ, konnte man das Christenthum als die vollkommene göttliche Offenbarung philosophisch zu rechtfertigen meinen und gleichzeitig dem Drange der frommen Vorstellung nachgeben, welche schon früh begann, die Person Christi immer mehr in übermenschliche Regionen hinaufzurücken. Zugleich schien hierdurch die Einheit der Weltanschauung ungleich besser gewahrt als durch die gnostischen Speculationen von einer Mehrheit immer unvollkommenerer göttlicher Aeonen. Diese Lehre, welche uns seit Mitte des 2. Jahrh. im vierten Evangelium und bei griechisch gebildeten Kirchenlehrern,

wie Justinus, Tatianus, Theophilus, Athenagoros, Clemens von Alexandrien, begegnet, suchte die Einheit Gottes bald durch strenge Subordination des Logos unter den Vater, bald dadurch zu retten, daß Gott ganz abstract als das über jede Bestimmung hinausliegende Sein gefaßt, alle Fülle des göttlichen Lebens aber im göttlichen Logos concentrirt wurde. Aber erst unter heftigen Kämpfen konnte sich diese Logoslehre allgemein durchsetzen. Während die ältere judenchristl. Form des Monarchianismus gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr zurückgedrängt wurde, bestritt die officielle Theologie der röm. Kirche bis in die ersten Jahrzehnte des 3. Jahrh. die Logoslehre als Zweigötterei und wahrte die Einheit Gottes durch die von Noëtus, Praxias u. a. aufgebrachte, von den Gegnern als Patripassianismus bezeichnete Ansicht, daß ein und dasselbe göttliche Wesen nach seinem ewigen Sein Vater, nach seiner Erscheinung im Fleisch Sohn genannt werde. Doch wurde die zu Ende des 2. Jahrh. in Kleinasien und Alexandrien allgemein recipirte Logoslehre in subordinatianischer Form durch Irenäus, Hippolytus und Tertullian auch im Abendlande verbreitet. Danach wäre der Sohn erst zum Zwecke der Weltschöpfung als besonderes Subject aus dem Vater hervorgetreten, als die persönlich gewordene innergöttliche Vernunft, um danach durch Annahme einer menschlichen Natur die Erlösung zu vollbringen und die Menschheit mit Gott zu versöhnen. Irenäus vertheidigte diese Theorie gegen die Gnostiker, Tertullian in stark sinnlicher Fassung gegen Praxias, Hippolyt gegen Noëtus, der Verfasser der «Philosophumena» gegen den röm. Bischof Kallistus. Daneben erhielt sich ein fortgebildeter Monarchianismus, der im Logos ebenso wie im Heiligen Geiste nicht besondere göttliche Subjecte, sondern nur verschiedene Erscheinungsformen des göttlichen Wesens sah, in mehr oder minder vorsichtigen Ausdrücken noch bis ins 4. Jahrh. hinein. Aber schon Origenes hatte die ältere Logoslehre dahin weitergebildet, daß er den göttlichen Logos oder den «Sohn» als besondere Persönlichkeit oder «Hypostase» ewig vom Vater gezeugt werden ließ. Im Laufe des 3. Jahrh. gewann diese Meinung allenthalben die Oberhand, und nur darüber war Streit, ob der Sohn in demselben Sinne Gott heißen könne wie der Vater, ob er also diesem wesensgleich und aus dem Wesen des Vaters geboren sei oder nicht. Für erstere Ansicht, welche Bischof Athanasius von Alexandrien gegen den Presbyter Arius vertheidigte, entschied 325 die Synode von Nicäa; doch dauerte es über ein holdes Jahrhundert, ehe das nicänische Bekenntniß von der Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes allgemeine Annahme fand. Die entgegengesetzte, allmählich zu der Consequenz fortgebildete Ansicht, daß der Sohn nur die erstgeschaffene Creatur und höchstens im uneigentlichen Sinne Gott sei, weil die Ungezeugtheit als wesentliches Merkmal der Gottheit nur dem Vater zukommen könne, wurde als arianische Ketzerei von der Kirche verflucht und von der weltlichen Obrigkeit gewaltsam verfolgt. Die zu Nicäa noch nicht ausgesprochene Gleichstellung des Heiligen Geistes mit Vater und Sohn, als einer dritten, den beiden andern wesensgleichen göttlichen Persönlichkeit, war doch nur eine Consequenz der nicänischen Beschlüsse, die auf der Synode zu Konstantinopel (381) durch Beilegung göttlicher Prädicate an den Heiligen Geist angebahnt und bald darauf zur herrschenden kath. Lehre erhoben wurde.

So war seit Ende des 4. Jahrh. die Kirche darüber einig, daß das Eine göttliche Wesen ewig in drei göttlichen Personen subsistire, welche dennoch nur Ein Gott, nicht drei Götter, untereinander aber schlechthin wesensgleich, nicht der Substanz, sondern nur der Existenzweise nach unterschieden sein sollten. Diese in ihren schärfsten Consequenzen im sog. Athanasionischen Symbolum entwickelte Lehre gab der Kirche das Räthsel auf, wie drei göttliche Iche zugleich ein einziges Ich sein könnten. Das Mittelalter schlug alle Bedenken nieder durch die Berufung auf die kirchliche Autorität, auf welche hin man die Dreieinigkeit als das größte Mysterium demüthig glauben und anbeten müsse, konnte sich aber doch der Versuchung nicht erwehren, das Geheimniß dem Denken begreiflich zu machen, wobei man bald zu völliger Dreigötterei, bald zu der sog. Sobellianischen Meinung kam, daß die drei «Hypostasen» nur drei verschiedene Daseinsformen des Einen göttlichen Ich, nicht aber drei wirkliche Individuen seien. Letzterer Ansicht leistete die seit Augustin im ganzen Mittelalter herrschende Vorstellung Vorschub, daß die Dreiheit in Gott nach Analogie des Menschengeistes zu denken und auf die drei Grundunterschiede der göttlichen Macht, Weisheit und Güte zurückzuführen sei, wenngleich man daneben immer an der Forderung festhielt, diese Dreiheit nicht blos als eine eigenschaftliche, sondern als eine wirklich persönliche vorzustellen. Die Reformation des 16. Jahrh. nahm das Mysterium der kirchlichen Trinitätslehre als das Fundament alles Christenglaubens in ihre sämmtlichen Bekenntnißschriften herüber und verfolgte jede Abweichung davon als greuliche Ketzerei selbst mit blutiger Gewalt. (S. Servet.) Die luth. Dogmatik verbot selbst jeden Versuch, das große Geheimniß dem Denken annäherungsweise begreiflich zu machen, als sträfliche Selbstüberhebung

der Vernunft. Noch im 18. Jahrh. wurde eine von dem Wolffianer Darjes in Jena unternommene Demonſtration der Dreieinigkeit von der dortigen theol. Facultät als ein vermeſſenes Unterfangen, den Schleier vom Heiligthum hinwegzureißen, verurtheilt. Aber ſchon die Reformationszeit hatte mit der neubelebten Kritik der überlieferten Kirchenautorität auch Zweifel an der Wahrheit der Dreieinigkeitslehre und erlebte die Gründung einer eigenen, freilich von Lutheranern wie Reformirten verfluchten Kirchengemeinſchaft, die auf die Verwerfung der T. und auf das Bekenntniß der Einheit Gottes gebaut war. (S. Antitrinitarier.) Unter dem Einfluſſe der Socinianer (ſ. d.) nahmen ſeit dem Ende des 17. Jahrh. auch unter den Arminianern (ſ. d.) und bald auch in der Anglikaniſchen Kirche unitariſche Meinungen überhand, welche der engl. Deismus zur conſequenten Beſtreitung der Trinitätslehre ausbildete. Auch der deutſche Rationalismus verwarf dieſelbe als unbibliſch und mit dem natürlichen Glauben an die Einheit des höchſten Weſens im unausgleichlichen Widerſpruche, während der Supernaturalismus Schritt vor Schritt zu ſubordinatianiſchen, arianiſchen und ſabellianiſchen Meinungen zurückkehrte. Die Kant'ſche Philoſophie ſah in der T. nur eine ſymboliſche Andeutung der göttlichen Macht, Weisheit und Liebe, oder die ſchöpferiſche, erhaltende und regierende Wirkſamkeit Gottes. Auch Schleiermacher, der ſie in ſeiner Glaubenslehre in den Anhang verwies, redete nur von verſchiedenen Daſeinsformen des göttlichen Seins. Dagegen fand nach dem Vorgange Schelling's die Hegel'ſche Schule in ihr den Inbegriff alles ſpeculativen Gehalts des chriſtl. Glaubens zuſammengefaßt, indem man das Anſichſein des Abſoluten als den Vater, ſein Andersſein in der Welt als den Sohn, ſeine Rückkehr zu ſich ſelbſt im menſchlichen Bewußtſein als den Geiſt bezeichnete. Seitdem wurde es auch in theol. Kreiſen wieder üblich, von der Dreieinigkeit als den «drei weſentlichen Momenten im Selbſtvermittelungsproceſſe des göttlichen Weſens», von «innern Unterſchieden» in der Gottheit, durch welche Gott ſelbſt «erſt ein lebendiger» werde, oder von der «Expoſition der abſoluten Perſönlichkeit» zu reden, wobei nur darüber geſtritten wurde, ob dieſer «innergöttliche Lebensproceß» den Weltproceß als Moment in ſich enthalte, oder ſchlechthin unabhängig von der Welt zu denken ſei. Letzteres galt dem Hegel'ſchen Pantheismus gegenüber nicht blos als die frömmere, ſondern auch als die «tiefere» Auffaſſung. In abenteuerlichſter Miſchung wurde aus dogmatiſchen Formeln und halbverſtandenen philoſ. Phraſen eine neue, ſpeculativ ſein ſollende Trinitätslehre geſtaltet, die weder kirchlich noch philoſophiſch war. Beim Erwachen aus dem ſpeculativen Taumel flüchteten die einen unter die alte Kirchenautorität und unter den Schutz des Myſteriums zurück, mit Bannflüchen im Munde gegen die trunkene Wiſſenſchaft, während die andern zu unitariſchen oder ſabellianiſchen Anſichten ſich hinneigten. Die freie Theologie der Gegenwart hat erkannt, daß der religiöſe Gehalt der bibliſchen Gedanken von Vater, Sohn und Geiſt, oder von dem Einigen, in Chriſtus vollofſenbarten, durch ſeinen Geiſt in den Gläubigen Wohnung machenden Gott, mit der Speculation als ſolcher gar nichts zu thun habe, noch weniger aber mit den ſpät erſt ausgeprägten kirchlichen Formeln identiſch ſei, und beſtreitet zugleich den Anſpruch der Orthodoxie, das Product eines durch mehrere Jahrhunderte fortgeſetzten dogmatiſchen Denkens unter dem Schutze des Myſteriums der Kritik des Denkens entziehen zu wollen. Aber wie ſie in der kirchlichen Trinitätslehre nur eine aus religiöſen Anſchauungen und Zeitphiloſophemen allmählich erwachſene mythol. Vorſtellung ſieht, ſo ſtellt ſie auch das Recht in Abrede, mit Neuern von einem Werden oder einem Proceſſe in Gott zu reden, ohne darum den ſpeculativen Gehalt der Hegel'ſchen Lehre zu leugnen. Sie lehrt daher eine Dreiheit ewiger Weſensbeſtimmtheiten im Abſoluten (das abſolute Leben, das abſolute Weſen, den abſoluten Geiſt), deren Relationen zur Welt, zum Menſchen und zum frommen Selbſtbewußtſein in immer concreterer Mannichfaltigkeit die abſolute Macht, Intelligenz und Güte Gottes offenbaren. Vgl. die Schriften von Meier (Hamb. und Gotha 1844) und Baur (3 Bde., Tüb. 1841—43).

Trinitatisfeſt oder Feſt der heiligen Dreieinigkeit iſt unter den kirchlichen Feſten eins der jüngſten. Wahrſcheinlich entſtand es zunächſt in der griech. Kirche aus dem hier gebräuchlichen, durch die Kaiſerin Theodora zur Verherrlichung des Siegs über die Bilderverehrung eingeführten Feſte der Orthodoxie. In der röm. Kirche feierte man es zuerſt in Klöſtern; doch fand es noch im 12. Jahrh. entſchiedene Misbilligung. Papſt Alexander III. erklärte ſich noch auf dem Lateranconcil 1179 gegen die Feier dieſes Feſtes, die aber dennoch beibehalten und zuerſt 1260 durch eine Synode zu Arles beſtätigt wurde. Erſt durch Papſt Johann XXII. wurde das Feſt 1334 allgemein gemacht und der erſte Sonntag nach Pfingſten für die Feier des Feſtes beſtimmt. In der prot. Kirche iſt das T. beibehalten worden, und von ihm an zählt man hier die Sonntage bis zum Ende des Kirchenjahres (Trinitatisſonntage.)

Trio nennt man ein Instrumentalstück von drei wesentlichen obligaten Stimmen; ferner ein Stück von zwei Hauptstimmen und einem begleitenden Baß, z. B. Flöte, Violine, Violoncello, oder Violine, Viole und Violoncello; endlich ein Stück von einer Hauptstimme und zwei begleitenden Partien. Die erste Art T. steht in contrapunktischer Hinsicht am höchsten. Man pflegt das T. auch Sonata a tre oder dreistimmige Sonate zu nennen, und es gehört in der Regel zur Gattung der Sonate (s. d.). Es ist aber nicht immer nothwendig dreistimmig (s. d.), wie z. B. wenn das Klavier oder Fortepiano ein mitwirkendes Instrument ist, welches bei der Benennung T. gewöhnlich nur als eine Partie gerechnet wird, da es doch wenigstens zwei Stimmen spielt. Das T. nähert sich in seinem Ideenumfange dem Quartett. Sonst gab es sog. Kirchentrios, die im strengen und gebundenen Kirchenstil gesetzt waren und förmliche Fugen enthielten. Am nächsten kommen diesen die gegenwärtig noch gebräuchlichen T. für die Orgel. Demnächst bezeichnet man mit T. weltliche Tonstücke, insbesondere für Pianoforte, Violine und Violoncello, worin die neuern Meister Großes geleistet haben. Bei einer Menuet (s. d.) bedeutet das T. den mit der eigentlichen oder ersten Menuet abwechselnden und ihr entsprechenden Satz, welchen man daher auch sonst Menuetto alternativo oder die zweite Menuet genannt hat; es wird gewöhnlich in der verwandten Molltonart geschrieben und wurde sonst dreistimmig gesetzt, daher der Name T. (dreistimmige Menuet) entstanden ist.

Triole nennt man in der Musik eine Verbindung von drei Noten, welche den Zeitwerth von zweien gleicher Bezeichnung haben und gewöhnlich durch eine darübergesetzte 3 als solche bezeichnet werden.

Triolett heißt eine Reimform von acht Zeilen, von je acht oder neun Silben. Nach der dritten Zeile wird die erste und nach der sechsten werden die beiden ersten Zeilen wiederholt; die sechste Zeile mit der ersten, die dritte und fünfte mit der zweiten. Diese Dichtungsart ist von den Franzosen, von denen sie wahrscheinlich herstammt, mehr als von den Deutschen bearbeitet worden und eignet sich für das Tändelnde und Naive. Die besten deutschen T. sind von Hagedorn, der sie zuerst auf deutschen Boden verpflanzte, von Gleim und A. W. Schlegel. Eine Auswahl derselben hat Raßmann herausgegeben (Duisb. 1815).

Tripang oder Trepang, s. Holothurien.

Tripel oder Trippel ist ein meist aus Kieselpanzern von Infusorien bestehendes Fossil von gelblichgrauer oder röthlicher Farbe, geringer Härte und Schwere, undurchsichtig, matt, von erdigem Bruche, das Lager in Flötzgebirgen bildet. Dasselbe dient zum Poliren von Glas, Metall, Edelsteinen, Elfenbein, Horn, Perlmutter, zu welchem Zwecke alle Sandtheilchen durch Schlemmen entfernt werden müssen, und wird bei Potschappel unweit Dresden, am Weißen Berge bei Prag, bei Amberg in der Pfalz, in Frankreich, England (Derbyshire), Nordafrika, besonders schön auf Korfu gefunden.

Tripleallianz, s. Allianz.

Tripmadam, s. Sedum.

Tripolis oder Tripoli (türk. Tarabulusi-Gharb), der östlichste unter den Staaten der Berberei in Nordafrika, wird im W. von Tunis, im N. vom Mittelmeer, im O., gegen Aegypten zu, vom 25.° östl. L. von Greenwich, im S. von einer Linie begrenzt, die über Ghadames, Bir-el-Hassi, Bukua, Anai, Ghad und Wau-Sguair gezogen wird. Innerhalb dieser Grenzen, die viele nur nominell zu T. gehörige Wüstenstrecken umfaßt und das Paschalik Fezzan (s. d.) und das Plateau von Barka (s. d.) mit einbegreift, hat T. einen Flächeninhalt von etwa 16200 Q.-M., von welchen auf die eigentliche Regentschaft T. nur über 4000 Q.-M. entfallen. Hinsichtlich seiner physischen und ethnogr. Beschaffenheit kommt T. im allgemeinen mit den andern Ländern der Berberei (Marokko, Algier, Tunis) überein. Doch unterscheidet es sich insofern von dem westl. Theile der Berberei, als es weniger den Charakter des anbaufähigen Landes, sondern mehr den des steppenartigen Biledulgerid (s. d.) trägt und nirgends scharf von der Wüste getrennt ist, die mannichfach in das Land hineintritt und sich stellenweise bis ans Meer erstreckt. Auch ist es weniger gebirgig als der westl. Theil der Berberei, indem nur die östl. niedrigen Ausläufer des Atlas die Ebene des Landes unterbrechen. Der Küstenstrich ist durchaus niedrig und sandig, im Westen bei einiger Bewässerung nicht unfruchtbar, dagegen im Osten vom Cap Mesurato, an dem gefürchteten Golf von Sidra, in dem Landstriche Sert (Wüste), höchst unfruchtbar, größtentheils durch hohe Dünen mit zwischenliegenden Salzsümpfen bedeckt. Nach dem Innern bleibt das westliche T. fortwährend niedrig bis zum Fuße des Ghurian und des Binnenplateau Dharel-Dschebel, welches anfänglich südost-, dann ostwärts, dem Gestade parallel, sich fortsetzt. Es erstreckt sich bis zum Nordrande der Oase Fezzan als ein zusammenhängendes, nur durch 4—

500 F. tief eingesenkte Thäler (Wadis) durchschnittenes Ganzes, das zum Theil sehr fruchtbar und üppig, mit Feigen, Datteln und Oliven angebaut, theils öde ist. Während im Ghurian secundäre Sedimentgesteine sich zeigen, treten aus demselben kegelförmige, mit Kratern versehene vulkanische Berge, wie der Tekut, auf, die sich über den Kalkgebilden erheben. Diese Kalksteinplateaux bilden auch das Hochland der durch den Süden des eigentlichen T. und den Norden von Fezzan ziehenden Hammadawüste, bis sie von den Graniten der Sahara abgelöst werden. Infolge seiner im ganzen steppen- und wüstenartigen Beschaffenheit hat das Land keinen einzigen bedeutenden Fluß. Dagegen findet sich längs des Küstensaumes und am Fuße des Ghurian eine Reihe Quellen, die zur Regenzeit periodische Bäche bilden, die nach kurzem Laufe dem Meere zueilen oder wieder versanden. Das Klima ist im ganzen gesund, im Sommer sehr heiß, namentlich wenn der Samum aus der Sahara weht. An der Küste herrscht ein wahrer europ. Frühling, und nur selten hat man Schnee beobachtet. Auf den innern Hochflächen kündigt sich der Winter durch heftige, mit Stürmen und Gewittern verknüpfte Regen an. Die Bevölkerung der gesammten Regentschaft wird auf 750000 bis 1,500000 Seelen geschätzt; doch hat erstere Zahl mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Die Einwohner bestehen, wie in der übrigen Berberei, hauptsächlich aus Mauren in den Städten, aus arab. Beduinen und berberischen Ureinwohnern (Ademser) auf dem Lande. Außer diesen, sämmtlich dem Islam angehörig, gibt es wenige Türken in den Militärposten, viele Juden und einige Europäer in der Stadt T. Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht und Handel, von denen erstere vorzugsweise von den nomadischen Beduinen, letzterer, meist Karavanenhandel, von den Mauren betrieben wird. Der Felddau ist von minderer Bedeutung, doch liefert das Ghurian vorzüglichen Mais, Weizen und Gerste. Die Hauptproducte des Landes sind Schafe mit schöner Wolle, Kamele, Rindvieh, Büffel, Pferde, Thierhäute, Weizen, Datteln, Südfrüchte aller Art, Wein, Oliven, Johannisbrot, Krapp, Safran, Lotusbohnen, Coloquinten, Sennesblätter, Ricinusöl, Wachs und Honig, Salz, welches Seen und Sümpfe an der Küste in Menge liefern, und Schwefel in der Nähe des Sidragolfs. Die Hauptgegenstände des Handels sind europ. Manufacturwaaren, die bis ins Innere Afrikas verführt werden, Sklaven, Straußenfedern, Elfenbein, Sennesblätter, Saffian, Gummi und Gald, welche durch Karavanen aus dem Sudan und der Wüste ankommen, während von den Producten des Landes selbst Getreide, Oel, Wolle und Vieh ausgeführt werden. Der Werth der gesammten Ausfuhren ist in einzelnen Jahren schon auf 2 Mill. Thlr. gestiegen, während die Einfuhren nur die Hälfte betrugen. T. wird in die vier Liwas Homs, Ghurian, Ghadames und Bengasi mit Derna eingetheilt, deren jedes einen Kaimakam an der Spitze hat. Hierzu kommt noch das Paschalik Fezzan. Die Hauptstadt T. steht für sich unter dem Befehle des Generalgouverneurs. Die Einnahmen der Regierung, Hafenzölle, wenige directe Abgaben, Steuern von den Oel- und Dattelpflanzungen, Transitzölle und Gewerbesteuern der verschiedensten Art, belaufen sich auf 400000 Thlr., von denen der vierte Theil, nach Abzug der Verwaltungskosten, an die Türkei abgeliefert wird. Während Tunis fast eine vollständige Unabhängigkeit von der Pforte erlangt hat, steht T. noch ganz unter der Botmäßigkeit des Sultans, der zum Schaden des Landes häufig die Stelle des Dei oder Generalgouverneurs wechselt. Natürlich sucht sich dieser Dei in der kurzen Zeit seiner Herrschaft auf Kosten des Volks zu bereichern. Die Hauptstadt Tarabulus, von den Europäern T. genannt, wahrscheinlich das Oëa der Alten, zählt 10—15000 E., darunter 2000 Christen und 3000 Juden, welche vorzugsweise den Handel in Händen haben. Die Stadt liegt am Mittelmeer, bietet mit ihren schlanken Minarets und Moscheenkuppeln von fern einen hübschen Anblick und ist von einer hohen, mit sechs Bastionen geschützten Mauer umgeben. Sie hat enge, aber für eine Stadt des Orients auffallend reinliche Straßen, gute Karavanserais, europ. Gasthöfe und ein schönes Schloß des Dei. Von den Alterthümern aus der Römerzeit verdient ein prachtvoller Triumphbogen zu Ehren Marc Aurel's mit Marmorsculpturen und Inschriften Erwähnung. T. ist der Haupthandelsplatz des Landes und auch die Eingangspforte zu Innerafrika, wohin von hier aus die bedeutendste Karavanenstraße über Murfuk und Bilma nach Bornu führt. Die Zahl der jährlich im Hafen verkehrenden Schiffe beläuft sich auf 400. Die Verbindung mit Europa besorgt eine Dampferlinie und der nach Malta führende Telegraphendraht.

T. bildete im Alterthum den östlichen, nur mittelbar dazugehörigen Theil des Gebiets von Karthago, die Regio Syrtica, welche bei den Griechen nach den drei bedeutendsten Städten Oëa, Sabrata und Leptis den Namen T. führte. Das Land ward nach dem zweiten Punischen Kriege 201 v. Chr. von den Römern an die Könige von Numidien verliehen, nach deren Unterwerfung mit der röm. Provinz Afrika vereinigt und unter den spätern Kaisern in eine eigene Provincia Tripolitana verwandelt. Im 7. Jahrh. drangen die Araber ein, vernichteten jede Spur röm.

Kunst und Sitte und führten den Islam ein. Nur kurze Zeit gelang es den Malteserrittern unter der Regierung Karl's V. hier festen Fuß zu fassen. 1551 wurde T. von dem türk. Seeräuber Dragut, der unter dem Kapudan-Pascha Sinan befehligte, erobert und zur türk. Provinz gemacht. Dragut, als erster türk. Pascha, ordnete die Regierung. Seitdem war das Land einer der Hauptsitze der Seeräuberei in Nordafrika. Als das Ansehen der Pforte sank, wurde T. zu einer anarchischen Janitscharendespotie, wie Algier. Der Pascha, welcher den Titel Dei führte, ward nicht mehr von der Pforte eingesetzt, sondern von der türk. Janitscharenmiliz aus der Mitte ihrer Offiziere gewählt. Er war nur dem Namen nach Vasall der Pforte, obwol ein Ferman des Großherrn ihn bestätigte und er einen geringen Tribut zahlte. Aufstände, Meuchelmord und Hinrichtungen im Innern, Conflicte durch die Seeräuberei nach außen bildeten die Geschichte dieses Staats. Die europ. Mächte suchten sich theils durch Verträge und Tribut, theils durch Waffengewalt gegen den Raubstaat zu sichern. Den Seeräubereien setzte zuerst 1663 der engl. Admiral Blake durch einen Vertrag eine Grenze, und als die Piraten sich wortbrüchig zeigten, zerstörte John Narborough mit einem Geschwader einen Theil der Hauptstadt und erzwang die Einhaltung der Verträge gegen England. Bedeutende Kriegszüge wurden von den Franzosen 1665 und 1728 gegen T. unternommen, die beide mit dem Bombardement und der fast gänzlichen Zerstörung der Stadt T. endigten. Doch erst in neuerer Zeit wurde dem Seeräuberwesen infolge der Eroberung Algiers durch die Franzosen ein Ende gemacht. Unter mancherlei Stürmen dauerte die Piraten- und Janitscharenwirthschaft in T. selbst bis 1835, wo sich endlich die Pforte zum Einschreiten bemüßigt sah. Eine Expedition von Konstantinopel aus machte der Herrschaft der Familie Karamanli, aus der seit 1714 die Deis genommen worden, ein Ende, indem T. als Ejalet mit dem türk. Reiche verbunden ward. Es brachen seitdem mehrmals Aufstände aus, die einen Wechsel der Deis nach sich zogen. Vgl. Testa, «Notice statistique et commerciale sur la Régence de T.» (Haag 1856).

Tripolis (Stadt in Syrien), s. Tarabulus.

Tripolizza, officiell Tripolis, die Hauptstadt des griech. Nomos (Kreis-s) Arkadien, im südwestl. Theile einer weiten, wellenförmigen, 2000 F. hohen Ebene gelegen, ist, wie der Name besagt, aus der Vereinigung von drei antiken Städten (etwa von Tegea, Mantinea und Pallantion), an deren Stelle freilich im Mittelalter schon andere Orte getreten waren, wahrscheinlich erst unter der türk. Herrschaft entstanden. Die Stadt war seit dem letzten venetian. Kriege und dem Frieden von Passarowitz (1718) Hauptstadt von ganz Morea und Sitz des More Valessi. Am 9. April 1770 erlitten hier die Mainoten und 10. Juni 1779 die Albanesen eine Niederlage durch die Türken. Beim Beginn des griech. Freiheitskampfes war die Stadt wohl befestigt und zählte gegen 15000 E., die einen lebhaften Handel mit Landesproducten trieben; aber schon 1821, als die Griechen die von den Türken und Albanesen besetzte Stadt 5. (17.) Oct. mit Sturm nahmen, wurde sie fast ganz eingeäschert. Man stellte sie jedoch bald wieder her, und sie wurde 23. April 1823 zum Sitze der griech. Regierung erwählt. Ibrahim-Pascha, der sie 21. Juni 1825 nahm, verließ sie 1828 als völlige Ruine. Gegenwärtig zählt sie wieder etwa 10000 E. Es besteht zu T. ein Gymnasium.

Trippel (Alexander), eigentlich Tripel, ein namhafter deutscher Bildhauer, vornehmlich als Verfertiger der trefflichen Büste Goethe's bekannt, geb. zu Schaffhausen 1744, war der Sohn eines Schreiners, der nach England übersiedelte und dort den Sohn zu einem Instrumentenmacher in die Lehre gab. Der Jüngling suchte jedoch nach Kopenhagen zu gelangen, wo sich Professor Wiedewelt seiner annahm und ihn zum Modelliren nach der Natur und den antiken Vorbildern anhielt. Ohne Existenzmittel mußte er drei Jahre lang durch mechan. Arbeit bei Bildhauern seinen Unterhalt gewinnen, bis er sich nach Potsdam wandte, um bei den Prachtbauten Friedrich's II. Beschäftigung zu finden. Aber auch hier wurde ihm nicht, was er suchte, weshalb er nach Kopenhagen zurückging, wo er in des Bildhauers Stanley Auftrage zu künstlerischen Arbeiten verwendet wurde. 1771 wandte er sich nach Paris und hier verfolgte ihn abermals die alte Noth. Erst durch sein allegorisches Denkmal zur Verherrlichung der Schweiz und einige andere Arbeiten, darunter ein Christuskopf für Lavater, wurde es ihm möglich, 1776 nach Rom zu reisen. Mit Eifer ging er nun an das Studium, verfiel aber bald wieder dem Unstern, durch kleine Arbeiten für seinen Unterhalt sorgen zu müssen, sodaß er lange nicht zu größern Werken kommen konnte. Das erste große Werk, das er in Marmor ausführte, war das Monument des Grafen Tscherutyschew, das trotz seiner überhäuften Allegorie doch großen Beifall fand und ihm den Ruf des ersten in Rom lebenden Bildhauers verschaffte. T.

erhielt 1789 von der Akademie in Berlin das Ehrendiplom, weil er ein figurenreiches Modell zu einem Monument für Friedrich d. Gr. eingeschickt hatte; allein die Hoffnung, darthin berufen zu werden, scheiterte, weil Schadow den Sieg davontrug. Er blieb nun in Rom, wo er die berühmten Büsten Goethe's und Herder's (1789) fertigte und auf Bestellung der Stadt Zürich ein marmornes Denkmal Geßner's ausführte. Arm, wie er gelebt, starb er 1793 zu Rom und wurde an der Pyramide des Cestius begraben. Mit tüchtigem Talent begabt, war T. nur durch die Ungunst der Verhältnisse an einer völligen Ausbildung desselben gehindert. Dennoch zeigen seine besten Werke, die meistens antike, zum Theil aber auch biblische Stoffe behandeln, edle Formen, besonders wo es auf kostvolle Darstellungen ankommt. Der Zahl nach überwiegen jedoch naive, jugendliche Gestalten. In größern Compositionen war der jener Zeit eigenthümliche Hang zum Allegorisiren auch ihm ungünstig und verleitete ihn zu Unklarheiten, die durch einen Mangel an wissenschaftlicher Bildung bei ihm vergrößert wurden.

Tripper, auch virulente Blennorhöe (Schleimfluß) der Harnröhre, auch Gonorrhöe (eigentlich Samenfluß) genannt. Nicht jeder Schleimfluß (Katarrh) der Harnröhre kann als T. bezeichnet werden, sondern eigentlich nur der durch Ansteckung erzeugte und wieder ansteckende (virulente). Die andern Schleimflüsse der Harnröhrenschleimhaut, wie sie z. B. nach dem Genuß von schlechtem jungen Bier, nach Reizung der Schleimhaut bei Harngries, beim Katheterisiren u. dgl. eintreten, haben fast nur den Ausfluß einer schleim- oder eiterähnlichen Flüssigkeit mit dem eigentlichen T. gemein, nicht aber dessen heftige Schmerzen und seine Ansteckungsfähigkeit. Bei den Frauen ist der virulente Katarrh der Schleimhaut der Scheide und der Gebärmutter bei weitem häufiger, als der der Harnröhre, letzterer eigentlich eine Seltenheit. In seinen Erscheinungen hat er vieles mit dem gewöhnlichen Weißen Flusse gemein und wird auch gewöhnlich so benannt. Der T. zeigt sich beim Manne einen oder einige Tage nach dem ansteckenden Beischlafe durch Brennen in der Harnröhre beim Harnlassen an, das in den folgenden Tagen immer mehr an Heftigkeit zunimmt. Dazu gesellen sich entzündliche Röthung und Schwellung der Schleimhaut, tropfenweiser Ausfluß einer eiterähnlichen Flüssigkeit aus der Harnröhre (daher der Name T.), sehr schmerzhafte Erectionen, namentlich nachts. Nachdem diese Erscheinungen einige Wochen in gleicher Heftigkeit bestanden, nehmen sie wieder allmählich ab und verlieren sich ganz. In manchen Fällen bleibt noch ein leichter Katarrh bestehen, der sich durch Ausfluß von Schleim kundgibt und durch Diätfehler u. dgl. gesteigert werden kann (chronischer T., Nachtripper). Die Erscheinungen werden gemildert und die Heilung beschleunigt durch knappe Diät und reichlichen Genuß von Wasser, weil dadurch der Harn verdünnt wird und beim Entleeren die Schleimhaut weniger reizt. Gegen den T. wendet man innerlich balsamische Substanzen an (Copaivbalsam, Cubeben). Oertlich soll er nur im Beginn und gegen Ende behandelt werden, nicht während der Entzündungsperiode. Man bedient sich dazu der Einspritzung adstringirender Flüssigkeiten; ätzende Substanzen (wie Höllenstein) sind zu verwerfen, weil sie Geschwüre auf der Schleimhaut hervorrufen und so zu Stricturen führen. Wenn ein Schanker auf der Harnröhrenschleimhaut seinen Sitz hat, so sind die Symptome ähnlich wie bei dem T.; das Wesen der Krankheit aber ist ein ganz anderes. (S. Syphilis.) Unter Eicheltripper versteht man den gutartigen oder auch virulenten Katarrh der Schleimhaut der Eichel.

Triptis, Stadt und Hauptort eines Justizamts im neustädter Kreise des Großherzogthums Sachsen-Weimar, am Ursprung der Orla, 2 St. östlich von Neustadt, hat Ruinen eines Schlosses sowie eines 1170 nach Zwickau, dann nach Eisenberg verlegten Benedictinernonnenklosters und zählt 1650 E. Das Wahrzeichen der Stadt war sonst eine ganz niedergebeugte und in einen Teich hängende Weide, über welche ein Bach in den Teich mündete. Daher das Scherzwort von einer kleinlichen Merkwürdigkeit: «Tripstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt». Provinziell ist auch die zur Abfertigung neugieriger Fragen gebrauchte Redensart: «Zu oder nach Tripstrill auf der Bohnemühl».

Triptolĕmos, der Sohn des Königs Keleos von Eleusis und der Metaneira, oder des Okeanos und der Gäa, oder auch des Keleos jüngerer Bruder, war der Liebling der Demeter und als solcher Erfinder des Pflugs, Verbreiter des Ackerbaues und der aus diesem hervorgehenden Cultur. Nach Apollodor kam Demeter (s. Ceres), als sie ihre verlorene Tochter suchte, auch zum Keleos und pflegte als Amme den jüngern Bruder des T., Demophon. Diesen wollte sie unsterblich machen und legte ihn zu diesem Zwecke des Nachts ins Feuer, wurde aber dabei von der Metaneira überrascht und der Knabe vom Feuer verzehrt. Zum Ersatz dafür gab sie dem T. einen mit geflügelten Drachen bespannten Wagen, mit dem er über die ganze Erde fuhr, um den von der Göttin empfangenen Getreidesamen auszustreuen. Bei seiner Heimkehr wollte ihn

sein Vater ermorden, aber er mußte ihm auf Befehl der Demeter sein Reich abtreten, und T. selbst wurde nun König und führte als solcher den Cultus der Göttin ein. Nach seinem Tode verehrte man ihn in Eleusis als Heros wegen Erfindung des Ackerbaues. Von der Kunst wird T. als ein jugendlicher Held, auf einem mit Drachen bespannten Wagen, mit Aehren und Scepter in der Hand, dargestellt.

Trishagium (Hymnus angelicus, cherubicus, triumphalis) oder das «Dreimal heilig», genannt nach Jes. 6, 3, heißt der durch den Kaiser Theodosius II. im röm. Reiche eingeführte, noch jetzt bei der Messe gebräuchliche Kirchengesang, der in der alten Kirche manche Veränderungen erlitt und dadurch auch Veranlassung zu Streitigkeiten gab, besonders seitdem Petrus Fullo, ein Mönch aus Konstantinopel und Feind des Concils von Chalcedon, die Worte «der du für uns gekreuzigt bist» hinzugefügt hatte, was man als Monophysitismus ansah. Diente das T. hauptsächlich zum Bekenntnisse der Dreieinigkeit, so bezog man nun, durch jenen Zusatz veranlaßt, die Kreuzigung auf die ganze Dreieinigkeit. Der Zusatz blieb bei den Katholiken in Syrien üblich, bis er durch das sog. Concilium quinisextum entschieden verworfen wurde. Man meinte, daß durch ihn statt der Trinität (s. d.) eine Quaternität eingeführt würde.

Trismegistus, s. Hermes Trismegistus.

Trismus, s. Starrkrampf.

Trissino (Giovanni Giorgio), ital. Dichter und Gelehrter, wurde 8. Juli 1478 zu Vicenza von adelichen Aeltern geboren und widmete sich erst spät den Wissenschaften. Demetrius Chalkondylas war sein Lehrer in der griech. Sprache. Papst Leo X. bezeigte ihm besonderes Wohlwollen und übertrug ihm Sendungen an den König von Dänemark, den Kaiser Maximilian und die Republik Venedig. Auch Clemens VII. sendete ihn an Kaiser Karl V., der ihn mit Auszeichnungen überhäufte. Später lebte er in Venedig. Wegen häuslicher Mißhelligkeiten ging er wieder nach Rom, wo er Anfang Dec. 1550 starb. T. erwarb sich den Ruhm, seinem Vaterlande in der «Sofonisba» (Rom 1514) die erste nach den Regeln des Aristoteles abgefaßte Tragödie gegeben zu haben. Leo X. ließ sie mit höchster Pracht aufführen. Doch erkaltete der Enthusiasmus bald, weil das Werk in der That kein nationales, sondern nur eine kalte Nachahmung des Alterthums war. T. soll in dieser Tragödie zuerst den reimlosen elfsilbigen Vers (verso sciolto) angewendet haben. Einen unangemessenen Gebrauch von diesem Verse machte er in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiel «I simillimi» (Vened. 1548). Auch sein Epos «Italia liberata da' Goti» (1547—48) ist streng nach den Aristotelischen Regeln gearbeitet, doch ohne schöpferische Kraft. Glücklicher war T. als lyrischer Dichter. Außerdem verfaßte er eine Poetik, die von gründlichen Kenntnissen zeugt, wie überhaupt sein Ruf als Gelehrter höher steht als sein dichterischer. Ihm verdankt man die ital. Ausgabe von Dante's Schrift «De vulgari eloquio» (1529), deren Echtheit längere Zeit bezweifelt wurde.

Tristan heißt der Held einer aus dunkler celt. Mythologie hervorgegangenen bretonischen Sage, welche mit denjenigen von König Artus und der Tafelrunde nicht ursprünglich zusammenhängt, sondern mit beiden erst später durch vermittelnde Kunstdichtung in eine äußerliche und lose Verbindung gebracht worden ist. Schon ihrem Inhalte nach war sie von jenen grundverschieden, denn ihren Kern bildet nicht das Heldenthum, sondern die Liebe T.'s zu Isolde, der Gemahlin seines Oheims, des Königs Marke von Cornwallis. Aber eben diese Liebe mit ihrer unheimlichen Entstehung durch einen Zaubertrank, ihrer bedenklichen Stellung zwischen natürlichem Recht und sittlichem Unrecht, ihrer verstohlenen Beharrlichkeit unter stets neuen Fährlichkeiten und Listen machten T. und Isolde zu dem gefeiertsten Liebespaare des Mittelalters und verbreiteten die Erzählung über ganz Europa. Bereits um die Mitte des 12. Jahrh. war die Sage durch ganz Frankreich und die Provence allbekannt und bewundert. Wiederholte Behandlung durch mehrere nordfranz. und anglonormann. Dichter bahnte ihr allmählich den Weg in die span., ital., deutsche, slaud., slaw. und sogar in die griech. Literatur. In die deutsche Literatur verpflanzte sie zuerst um 1170 Eilhart von Oberge, ein Dienstmann Heinrich's des Löwen. Sein Gedicht ist aber in der niederdeutsch gefärbten, in Versmaß und Reim noch nicht zu strenger Gesetzmäßigkeit gediehenen Urform bis auf wenige Bruchstücke verloren und das Ganze nur in einer Ueberarbeitung und einer noch spätern Prosaauflösung (gedruckt 1484 und öfter; auch in Simrock's «Deutschen Volksbüchern») erhalten. Die höchste Vollendung gab T.'s Geschichte um 1210 Gottfried (s. d.) von Strasburg (herausg. von von der Hagen, Bresl. 1823; von Groote, Berl. 1821; von Maßmann, Lpz. 1843; von Reinhold Bechstein (Lpz. 1868) in den «Deutschen Classikern des Mittelalters»; neuhochdeutsch nachgebildet von

Kurz, Stuttg. 1844). Seine von der urſprünglichen Sage mannichfach abweichende Quelle war ein franz. Gedicht des Thomas von Bretagne. Gottfried hatte in nahezu 20000 Verſen wenig über zwei Drittheil der Sage erzählt. Den mangelnden Schluß fügten, wiederum nach andern mit Eilhart's Darſtellung näher verwandten Quellen unabhängig voneinander arbeitend, zwei Dichter von weit geringerer Begabung hinzu: der eine, ein Schwabe, Ulrich von Turheim (der 1242 auch Wolfram's «Wilhelm» vollendete), der andere, ein Meißner, Heinrich von Freiberg, um das Ende des 13. Jahrh. Die alte Proſaauflöſung bearbeitete dramatiſch auch Hans Sachs, und eine ſelbſtändige, treffliche, aber ebenfalls unvollendet gebliebene Umdichtung der Sage unternahm Immermann. Auch bildliche Darſtellungen aus dem Mittelalter haben ſich erhalten. Im allgemeinen nimmt T.'s Geſchichte folgenden Gang: T., der alle Tugenden des weltlichen Ritterthums in ſich vereinigt, wirbt für ſeinen Oheim Marke um die blonde Iſolde, die Königstochter von Irland, welche ihn früher von einer vergifteten Wunde geheilt hatte. Auf der Heimfahrt zu Marke aber trinken beide unbewußt von einem Liebestranke, den Iſolde's Mutter für den Bräutigam beſtimmt hatte, und entbrennen ſofort in heftigſter Leidenſchaft füreinander. Iſolde ward zwar Marke's Frau, bleibt aber mit T. unzertrennlich verbunden. Marke entdeckt das Verhältniß und verfolgt die Liebenden, die ihn vielfach täuſchen, auch eine Zeit lang fern von ſeinem Hofe weilen. Endlich kehrt Iſolde zu Marke zurück, T. aber erhält in der Fremde eine andere Iſolde zur Frau. Doch beſucht er wiederholt die erſte Iſolde, erhält bei einem Kampfe eine gefährliche Wunde und ſendet nach jener Iſolde, die allein ihn heilen könnte. Allein bei ihrer Ankunft findet ſie den Geliebten bereits todt und ſtirbt über ſeiner Leiche. Marke, nun belehrt über den Zaubertrank, läßt beide in einem Grabe beſtatten und über Iſolde einen Roſenſtock, über T. eine Weinrebe pflanzen, die ſich bald ſo feſt umſchlingen und verzweigen, daß niemand ſie wieder trennen kann. Vgl. Boſſat, «Tristan et Iseult» (Par. 1865); Köhler in Pfeiffer's «Germania» (Bd. 11) und Liebrecht ebendaſelbſt (Bd. 12).

Triſtan da Cunha oder d'Acunha, eine Inſel im ſüdatlantiſchen Ocean, wurde von dem portugieſ. Seefahrer gleiches Namens 1506 entdeckt. Die Inſel liegt, etwa 30° weſtlich von der Capſtadt (37° ſüdl. Br.), recht günſtig für die Oſtindienfahrer, um Waſſer und Erfriſchungen einzunehmen, und wird deshalb auch die Erfriſchungsinſel genannt. Seit Anfang dieſes Jahrhunderts mehrfach auch längere Zeit bewohnt, hat ſie vom Caplande aus 1823 eine dauernde Niederlaſſung erhalten, infolge deſſen der engl. Kapitän Denham 1852 eine genaue Aufnahme von der Inſel machte. Damals zählte die engl. Colonie 85 Seelen. Die kleine runde Inſel iſt etwa $1\frac{1}{2}$ M. lang und breit. Sie beſteht aus einem centralen Bergkegel von 8000 F. Höhe, der ſich faſt nach allen Seiten in ſteilen Klippen zur See abſtürzt. Nur im Nordweſten iſt etwas Vorland, und dort liegt die Colonie. Das Klima iſt dem Pflanzen- und Thierleben äußerſt günſtig; alle gewöhnlichen europ. Culturpflanzen gedeihen daſelbſt.

Tritheim (Johannes), ein Polyhiſtor, hieß eigentlich Heidenberg, nannte ſich aber nach ſeinem Geburtsorte Treitheim oder Trittenheim im Trierſchen, wo er 1. Febr. 1462 geboren war. Von einem Stiefvater hart gehalten, wußte er ſich doch mit den Anfangsgründen der lat. Sprache einigermaßen vertraut zu machen. Dann ging er, um zu ſtudiren, heimlich nach Trier und ſpäter nach Heidelberg. Auf einer Reiſe faßte er in der Abtei Sponheim in ſeinem 20. J. den Entſchluß, daſelbſt in den Benedictinerorden zu treten, und widmete ſich nun mit ſolchem Eifer den Wiſſenſchaften, daß er ſchon im folgenden Jahre zum Abt des genannten Kloſters erwählt wurde, dem er 22 J. lang vorſtand. Infolge eines Tumults der Mönche wegen ſeiner Theilnahme für den Kurfürſten Philipp von der Pfalz gegen den Landgrafen von Heſſen nahm er die ihm angebotene Abtei zu St.-Jakob in Würzburg an, wo er 13. Nov. 1516 ſtarb. Seine theol. Schriften wurden unter dem Titel «Opera spiritualia» von Buſäus (Mainz 1604), der auch ſeine «Paralipomena» (Mainz 1605) folgen ließ, herausgegeben. Wie um die wiſſenſchaftliche Cultur im allgemeinen, ſo machte er ſich insbeſondere durch ſein «Chronicon coenobii Hirsaugiensis» und die «Annales Hirsaugienses», die beide zuſammen die Geſchichte des Kloſters Hirſchau von 830—1513 enthalten, ſowie durch mehrere andere Schriften um die Geſchichte verdient, die Freher nebſt ſeinem «Liber de scriptoribus ecclesiasticis» als «Opera historica» (2 Bde., Frankf. 1601) herausgab. Vgl. die Monographie von Silbernagel (Landshut 1868).

Triticum L., Name einer Gattung der Gräſer (Gramineen), zu welchen die Weizenarten gehören. Nach der Beſchaffenheit der Aehrenſpindel und nach der Geſtaltung der Aehrchen zerfallen die vorzugsweiſe in der Alten Welt heimiſchen Arten dieſer Gattung in mehrere Gruppen, welche von manchen Botanikern als eigene Gattungen betrachtet werden, nämlich in echte Weizen, welche ungleichſeitige, einkielige Kelchſpelzen haben (ſ. Weizen), in Dinkelweizen, welche

ſich von jenen durch ihre zerbrechliche Spindel und die von den Spelzen umhüllt bleibenden Körner unterſcheiden (ſ. Dinkel), und in Queckenweizen oder wilde Weizen, welche flache, vielblütige Aehrchen mit linealen Kelchſpelzen beſitzen. (S. Quecken.) Letztere Gruppe hat man unter dem Namen Agropyrum als eigene Gattung wiederholt aufgeſtellt. In der That weicht dieſelbe von allen übrigen Weizenarten ſchon ihrer Frucht nach bedeutend ab.

Triton, ein Sohn des Poſeidon (Neptun) und der Amphitrite, der mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter in goldenem Palaſte auf dem Grunde des Meeres wohnte. Ein anderer iſt der Gott des tritoniſchen Sees in Libyen, der oben die Geſtalt eines Mannes hatte, vom Leibe an aber mit zweiendigem Fiſchſchwanz verſehen war. Gewöhnlich erſcheint T. als Diener ſeines Vaters Poſeidon, indem er mit ſeiner ſchneckenförmig gewundenen Muſcheltrompete die empörten Fluten beſänftigt; auch im Gigantenkriege ſetzte er durch das Blaſen auf derſelben die Götterfeinde in Schrecken. Bei den Spätern, namentlich den Dichtern, erſcheint er als ein unterer Meergott, der bald ſelbſt mit Roſſen oder Meerungeheuern dahinfährt, bald in der Mehrzahl andern Seegottheiten, namentlich den Nereiden, zum Reiten und Fahren dient. Dieſe Tritonen werden mannichfach beſchrieben und dargeſtellt, größtentheils aber erſcheinen ſie alle oben als Menſch und unten als Fiſch. Ihr Hauptkennzeichen auf Kunſtwerken iſt die Muſcheltrompete. Nach der Beſchreibung des Pauſanias haben ſie grünes Haupthaar, Kiemen unter den Ohren, menſchliche Naſe, breiten Mund mit Thierzähnen, feine Schuppen und ſtatt der Füße einen Schweif wie die Delphine.

Trilſchinapali (engl. Trichinopoly, ſanskr. Triſirapali), Diſtrictshauptſtadt in der indobrit. Präſidentſchaft Madras, in der alten Provinz Karnatik, am Kaweri und an der Great-Southernbahn, die von der Küſtenſtadt Negapatam über Tandjore 17,14 M. weit hierher führt und nordwärts zur Verbindung mit der Madraslinie, ſüdwärts nach Madura und dem Hafen Tuticorin weiter geführt wird. Sie iſt ein Hauptwaffenplatz der Engländer in dieſer Gegend, hat auf einem 600 F. hohen, ſehr ſteil aus der Ebene emporſteigenden iſolirten Syenitfelſen eine ſtarke Feſtung, die für uneinnehmbar gilt und ein Zeughaus, Militärmagazine aller Art, eine evang. Kirche und Miſſionsſtation ſowie eine Petta oder Eingeborenenſtadt umſchließt. Auf halber Höhe des Felſen ſteht ein Siwatempel, auf dem Gipfel ein berühmter Ganeſatempel, der ſtark bewallfahrtet wird. Von der Feſtung 2—3 engl. M. gegen Südweſten entfernt, liegen die brit. Cantonements für 4—5000 Mann, in deren weſtl. Theile eine kath., im ſüdlichen die evang. St.-Johnskapelle für die europ. Einwohner und Truppen ſich befinden. T. zählt ohne Beſatzung 30000 E., welche gute Kurzwaaren, Meſſer, Juwelier-, Sattler- und Riemerarbeiten, Cigarren u. ſ. w. verfertigen. Gegenüber der Stadt liegt auf einer Flußinſel die Stadt Seringham, ein Wallfahrtsort mit ſtattlichen, beſonders heilig gehaltenen Pagoden.

Triumph war die höchſte Belohnung ſiegreicher Feldherren im alten Rom. Die Erlaubniß zum T., der auf Koſten des Aerars ging, ertheilte unter der Republik der Senat dem darum bittenden Sieger, zuweilen, wenn der Senat ſie verweigerte, das Volk auf Appellation des Feldherrn. Keinesfalls aber durfte dieſer vorher in die Stadt kommen, wenn er nicht das Recht zum T. verlieren wollte. War der T. bewilligt, ſo zogen Magiſtrate und Senat dem mit ſeinem Heere draußen auf dem Marsfelde harrenden Feldherrn entgegen und ſtellten ſich dort an die Spitze des Feſtzugs. Derſelbe zog nun durch die Porta Triumphalis, einen auf dem Marsfelde freiſtehenden Triumphbogen, über den Flaminiſchen Circus, dann am weſtl. Ende des Capitoliniſchen Bergs durch die Porta Carmentalis in die eigentliche Stadt, von da zum Circus Maximus, durch dieſen und zwiſchen Palatin und Cälius zur Velia, dann auf der Via Sacra zum Forum, von da den Clivus Capitolinus hinauf auf das Capitolium. Den Zug eröffneten gewöhnlich Muſiker und Sänger, dann folgten die weißen, zum Opfer beſtimmten Stiere, die erbeuteten mannichfachen Schätze, die von den abhängigen Staaten dem Triumphator geſchickten goldenen Kronen, Inſchriften und bildliche Darſtellungen, die ſich auf ſeine Thaten bezogen, die Gefangenen in Ketten, die Lictoren in purpurner Tunica und die Fasces mit Lorbern umwunden, und nun erſt der Triumphator ſelbſt, auf dem Haupte einen Lorberkranz, in der Hand einen elfenbeinernen Stab haltend, deſſen Spitze ein Adler ſchmückte, in einer mit Palmzweigen verzierten Tunica und goldgeſtickten Toga, ſtehend auf einem prächtigen Wagen, den ſeit des Camillus Zeit vier Schimmel zogen, hinter ihm ſeine Töchter und jüngern Söhne, auch ein Sklave, der eine goldene Krone hielt und ihm die Worte zuſprach: «Bedenke, daß du ein Menſch biſt». Dann folgten die ältern Söhne, Verwandten und Freunde, die Legaten, ſein übriges Amtsgefolge, die röm. Bürger, die er aus der Kriegsgefangenſchaft befreit, welche, wie die Freigelaſſenen, den Hut der Freiheit auf dem Kopfe trugen. Endlich folgte das ſiegreiche, bekränzte und geſchmückte Heer, Loblieder,

aber auch nach altröm. Sitte derbe Spottlieder auf den Feldherrn singend und in das Triumphgeschrei «Io Triumphe» mit den zuschauenden Bürgern stimmend. Auf dem Capitol dankte der Triumphator dem Jupiter, opferte ihm und weihte ihm seine goldene Krone und einen Theil der Beute, während das übrige theils in die Staatskasse floß, theils an die Soldaten vertheilt wurde. Dann gab er gewöhnlich auf dem Capitol ein Gastmahl, von dem er abends mit Fackeln und Musik nach Hause begleitet wurde. Die Pracht der T. steigerte sich in den spätern Zeiten der Republik ins Ungemessene, und sie nahmen mit den daran sich schließenden Festspielen oft mehrere Tage in Anspruch. Seit Augustus wurden die T. seltener und kamen nur den Kaisern zu. Doch wurden daneben den im Namen des Kaisers siegenden Feldherren selbst die Insignien des T., d. h. die Tracht des Triumphators bewilligt, mit der Erlaubniß, sie bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen. Seit des Duilius Seesieg über die Karthager, 260 v. Chr., hielt man auch für Seesiege T. (triumphus navalis). Ueber die gefeierten T. wurden Verzeichnisse geführt, die sog. Fasti triumphales. Man zählt von Romulus bis auf Diocletian ungefähr 350 T. Eine geringere Art des T. war die Ovation. Sie wurde theils wegen geringerer Siege, theils solchen bewilligt, die, ohne eigentliche Magistrate zu sein, als Proconsuln oder Proprätoren mit dem Imperium bekleidet worden waren. Bei der Ovation zog der Feldherr in der Toga Prätexta und mit einem Myrtenkranz geschmückt zu Fuß oder zu Pferd einher, nicht vom Heere, sondern nur vom Senat bekleidet, und opferte auf dem Capitol ein Schaf (ovis). In der Zeit des Latinischen Bundes hatte der Feldherr der lat. Cohorten auf dem Albanischen Berge seinen T. gehalten; daher kam der Gebrauch, daß später Feldherren, denen der T. in Rom nicht bewilligt worden, auf jenem Berg einen festlichen Triumphzug (triumphus in monte Albano) hielten.

Triumphbogen (arcus triumphalis) nennt man bogenförmige, freistehende Gebäude, zum Durchgang (als Thore) eingerichtet, die in Rom, später auch in andern Städten des röm. Reichs, zum Andenken an den Triumph eines siegreichen Feldherrn oder Kaisers errichtet wurden. Dann wurde der Name auch auf andere Ehrenbogen, die man ohne Beziehungen auf Kriegsthaten, besonders zu Ehren einzelner Kaiser errichtete, übertragen. Als Ursprung dieser Anlagen ist die sog. Porta Triumphalis, durch welche der Triumphator in Rom einzog, zu betrachten. (S. Triumph.) Zu den ältesten T. Roms in dem Sinne von Siegeszeichen gehört der, den Scipio Africanus der Aeltere, ehe er seinen Bruder nach Asien begleitete, im J. 190 am Clivus Capitolinus bauen ließ; er war schon mit vergoldeten Statuen verziert. Unter den Kaisern stieg die Umfänglichkeit und Pracht dieser Bauwerke, die mit Statuen und Basreliefs geschmückt und mit Inschriften versehen wurden. Noch erhalten sind in Rom von wirklichen T., außer den Trümmern des Bogens des Drusus, die des Titus, Septimius Severus und Konstantin, während die andern Bogen entweder Ehrenbogen, wie der des Gallienus, oder bloße Durchgangsbogen, wie die sog. Jani und der Bogen des Dolabella, sind. Außerdem sind T. und Ehrenbogen erhalten in Italien zu Rimini, Aosta, Susa (dem Augustus geweiht), Benevent und Ancona (dem Trajan geweiht), zu Fano (einer des Augustus und einer des Konstantin), zu Verona; in Istrien zu Pola; in Frankreich zu Orange (Arausio), zu Rheims und zu St.-Remy; in Spanien zu Capara; in Afrika zu Tripoli (Garapha) und an andern Orten. Vgl. Bellori, «Veteres arcus Augustorum triumphis insignes» (herausg. von de Rubeis und ergänzt aus alten Münzen von Bartoli, Rom 1690, mit 52 Kupfern).

Triumvirn, Triumviri, d. h. Dreimänner, nannte man in Rom mehrere aus drei Personen bestehende obrigkeitliche Collegien theils stehenden, theils vorübergehenden Charakters, deren Bestimmung durch einen Zusatz näher angegeben wird. Stehenden Charakter hatten die Triumviri capitales, auch nocturni genannt, ursprünglich unter dem letztern Namen untergeordnete Gehülfen der höhern Magistrate, beauftragt mit der nächtlichen Polizeiaufsicht über die Stadt Rom, seit 289 v. Chr. wirkliche Magistrate, aber niedrigerer Ordnung, die nun zu ihrer bisherigen Function noch mit der Vollziehung der Strafurtheile beauftragt und mit einer geringfügigen Polizeigerichtsbarkeit ausgestattet wurden. Ebenso waren die Triumviri monetales ein stehendes Magistratscollegium ebenfalls geringerer Ordnung, als Münzmeister. Außerordentlicher- und vorübergehenderweise kommen vor z. B. Triumviri coloniae deducendae, Commissare für Gründung einer Colonie. So gehört jede Commission von drei Männern mit Specialauftrag unter diese Kategorie. Uneigentlich heißt Triumvirat die Verbindung von Cäsar, Pompejus und Crassus im J. 60, wiederholt im J. 56 (s. Rom und Römisches Reich), denn diese Verbindung hatte keinen officiellen Charakter. Dagegen ließen sich die im J. 43 in ähnlicher Weise zusammentretenden Antonius, Octavian und Lepidus formell durch ein Gesetz als Triumviri reipublicae constituendae, d. h. als Bevollmächtigte zur Neuordnung

des Staats, zuerſt auf fünf, dann auf fünf weitere Jahre beſtallen. Sie waren alſo Commiſſare mit Specialauftrag, und zwar einem ſolchen, der über der Verfaſſung ſtand.

Trivial nannte man im Mittelalter das, was zum Trivium (von tres, d. i. drei, und via, d. i. der Weg) gehörte, worunter Grammatik, Arithmetik und Geometrie verſtanden wurden. (S. Freie Künſte.) Dieſe Bedeutung hat das Wort auch in der Zuſammenſetzung Trivialſchulen, womit man früher Vorbereitungsſchulen für die höhern Gymnaſien bezeichnete, jetzt beſonders die Volksſchulen und die niedern Bürgerſchulen. Gegenwärtig gebraucht man trivial für allgemein bekannt, ſeicht oder abgedroſchen, z. B. triviale Wahrheiten u. ſ. w.

Trivulzio, eine der vornehmſten mailänd. Familien, deren Anfänge in das 13. Jahrh., deren höchſte Blüte in das 16. Jahrh. fällt. Erasmo T. war einer der Condottieren des letzten Visconti, Filippo Maria. Der berühmteſte des Geſchlechts war Gian Giacomo T., geb. 1441, Marſchall von Frankreich und Gouverneur von Mailand unter Ludwig XII. und Franz I., geſt. 1518; kriegeriſchen Ruhm erwarb auch Teodoro T., Marſchall von Frankreich, Gouverneur von Genua und Lyon, geſt. 1531. — Gian Giacomo Teodoro T., geſt. 1656, wurde Cardinal, Generalkapitän von Sicilien und Gouverneur der Lombardei, der einzige Italiener, der dieſes Amt unter der ſpan. Herrſchaft erhielt. — Gian Giacomo T., geb. 22. Juli 1774, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Früh ſchon mit der claſſiſchen Literatur und Philoſophie vertraut, blieben die Alten nächſt Dante und den andern Schriftſtellern jener intereſſanten Epoche ſein Lieblingsſtudium. Wenige Privatleute haben Literatur und Wiſſenſchaft ſo thätig und einſichtig gefördert wie er. Auf ſeinen Reiſen durch Italien, Frankreich u. ſ. w. hatte er insbeſondere den Zweck, ſeine Bibliothek durch literariſche und artiſtiſche Schätze zu bereichern. Mit ſeiner Unterſtützung erſchienen Rosmini's «Leben Franc. Filelfo's» (1808) und deſſen «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Gian Giacomo T.» (1815), Mazzucchelli's Ausgabe des Gedichts über den Maurenkrieg von Cresconius Corippus (1820) und deſſen Sammlung der Briefe Annibale Caro's. T. ſelbſt beſorgte eine ſehr ſchätzbare Ausgabe von Dante's «Convito» und der «Vita nuova». Er ſtarb 9. März 1831.

Trochäus, eigentlich der Läufer, auch Choräus genannt, ein von den Alten und Neuern häufig angewendeter, aus einer langen und kurzen Silbe beſtehender Versfuß (— ⏑), kann in längern rhythmiſchen Reihen im zweiten, vierten und ſechsten Fuße auch in einen Spondeus (— —), Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑), Anapäſt (⏑ ⏑ —) oder Daktylus (— ⏑ ⏑) aufgelöſt werden. Neuere bilden ſchon aus zwei oder drei Trochäen die Form eines Gedichts, wie Platen: «Was ich thue | Und vollbringe | Ich erringe | Nie die Ruhe». Ebenſo haben die Deutſchen die fünffüßigen Trochäen, welche die Alten nicht kannten, von den Serben entlehnt und in gleicher Weiſe nach ausländiſchen Muſtern ſich der ſechsfüßigen, ja ſogar der ſiebenfüßigen Trochäen bedient, wie Rückert in der «Frühlingshymne». Doch hat man in neuerer Zeit von den längern trochäiſchen Formen am meiſten den Tetrameter benutzt.

Troglodyten, d. i. Höhlenbewohner, nannte man im Alterthume die Völkerſchaften, welche in verſchiedenen Ländern des alten Aſien, in Aethiopien und auch in Aegypten in Höhlen wohnen ſollten; insbeſondere wurde die Küſte des heutigen Abyſſinien am Rothen Meer von Berenice bis weiter nach Süden hinab das Troglodytenland genannt. — In den erſten Zeiten der chriſtl. Kirche belegte man gewiſſe Ketzer mit dem Namen T., weil ſie, von allen Parteien ausgeſtoßen, ihre Verſammlungen in Höhlen hielten.

Troitza Lawra oder Troitza Lawra Sergiew, d. h. Dreifaltigkeitskloſter des heil. Sergiew, das größte, reichſte, prächtigſte und geſchichtlich berühmteſte Kloſter des ruſſ. Reichs, im Gouvernement und $9^4/_7$ M. nordöſtlich von Moskau, an der Jaroſlawer Eiſenbahn bei dem 14951 E. zählenden und durch ſeine über 100 J. alte großartige Gardner'ſche Porzellan- und Fayencefabrik berühmten Flecken Sergijewsky (früher Troitza), liegt auf einer Anhöhe, mit einer ſtarken Mauer, Thürmen, Gräben und Wällen umgeben und enthält einen kaiſerl. Palaſt, die Wohnung des Archimandriten, neun Kirchen und Kapellen, ein Seminar oder theol. Akademie mit 15 Profeſſoren und etwa 100 Studirenden und einer koſtbaren, beſonders an ſlaw. Handſchriften reichen Bibliothek von 6000 Bänden; ferner eine Elementarſchule für arme Kinder, ein Hoſpiz für die hierher wallfahrtenden Pilger, deren Anzahl für den Zeitraum eines Jahres oft in die Hunderttauſende geht; ein großes Kaufhaus, einen großen Kloſtergaſthof, mehrere große Gärten u. ſ. w. Das ungemein große Refectorium war einſt für 5—600 Mönche eingerichtet; jetzt eſſen hier kaum 100. Die Uspenſki- oder Kathedrale von der Verklärung Mariä, eine der ſchönſten Kirchen Rußlands, mit ſechs prachtvoll glänzenden Goldkuppeln, enthält die Gräber vieler geſchichtlich berühmter Perſonen. In höherer Verehrung ſteht

die kleine, niedrige Kirche der Dreieinigkeit (Troitza) mit dem vergoldeten silbernen und mit Juwelen reichverzierten Grabe des heil. Sergius, mit dessen auf Holz gemaltem Bilde, das Peter d. Gr. als Palladium auf allen seinen Feldzügen mit sich führte. Der vom Grafen Rastrelli erbaute Glockenthurm, 250 F. hoch, mitten auf einem Platze allein stehend, hat vielleicht das mächtigste Glockenspiel der Welt: 35 Glocken, darunter eine von 1400 Ctrn. Gewicht. Ein eigenes Gebäude enthält den Schatz, bestehend aus Kirchengewändern, Ornaten, Kirchengefäßen, Evangelien- und Meßbüchern, Altardecken u. s. w. von unermeßlichem Werthe. Fast alle Zare und Zarinnen, mächtige Fürsten und Bojaren bis in die neueste Zeit sind hierher gewallfahrtet und haben kostbare Geschenke hinterlassen. Man gibt den Schatz auf 600 Mill. S.-Rubel an; zur Zeit der Einziehung der Klostergüter 1764 besaß das Kloster 106608 leibeigene Bauern. Dasselbe ist um 1340 von einem Manne aus Rostow gestiftet, der hier erst als Einsiedler in der Wildniß lebte. Die russ. Kirche kanonisirte denselben später unter dem Namen des heil. Sergius, der noch jetzt in Rußland die höchste Verehrung fast vor allen Heiligen genießt. Das Kloster ist tief in die Geschichte Rußlands verflochten. Im Anfang des 17. Jahrh. wurde es der Mittelpunkt des nationalen Widerstandes gegen die Polenherrschaft, wozu sein kolossaler Reichthum die Mittel bot. Damals wurde es über 15 Monate, vom 29. Sept. 1608 bis zum 12. Jan. 1610, von den Polen unter Lisowski und Hetman Sapieha gegen den Fürsten Dolgoruki und den Bojaren Golokwastow und 1615 vom poln. Prinzen Wladislaw vergeblich belagert. 1619 ward vor seinen Mauern Friede abgeschlossen. Auch fanden hier 1685 die Zare Iwan und Peter vor den aufrührerischen Strelitzen Schutz. 1689 vernichtete von T. aus Peter I. die Macht seiner herrschsüchtigen Schwester Sophia. Vgl. Philareth, «La vie de St.-Serge, fondateur du couvent de T.» (Petersb. 1841).

Troja, auch **Ilios** oder **Ilion** (lat. Ilium), die sagenberühmte Hauptstadt der eigentlich zu Mysien gehörigen Landschaft Troas in Kleinasien, welche die am Aegäischen Meere liegende Küstenstrecke vom Vorgebirge Lecton bis zum Hellespont umfaßte, im Norden vom Gebirge Ida und dessen Verzweigungen begrenzt und von den Flüssen Simois und Skamander durchströmt wurde. Der Name wird gewöhnlich von Tros, der hier zuerst ein Reich gegründet haben soll, abgeleitet. Ihren unvergänglichen Ruhm verdankt die Stadt und die ganze Gegend dem besonders in den Homerischen Gesängen verherrlichten, durchaus sagenhaften Heereszuge der Griechen, dem sog. Trojanischen Kriege, der mit der Eroberung und Zerstörung der Stadt endete (nach der unter den alten Chronographen verbreitetsten Ansetzung 1184 v. Chr.). Als Veranlassung dazu bezeichnet die Sage die Entführung der Helena (s. d.) durch Paris (s. d.), den Sohn des trojan. Königs Priamus (s. d.). Fast alle Fürsten Griechenlands mit ihren Völkern, wie Agamemnon, Menelaus, Achilles, Odysseus, Nestor, Ajax u. a., nahmen theil daran. Die Griechen suchten zuletzt, da sie mit Waffengewalt nichts mehr auszurichten vermochten, durch eine List ihren Zweck zu erreichen, indem sie auf den Rath des Odysseus und Kalchas ein großes hölzernes Roß zimmerten, das sog. Trojanische Pferd, und in dessen hohlen Bauch dreißig Krieger verbargen. Der schlaue Sinon, den sie bei dem Pferde zurückgelassen hatten, während die ganze Flotte nach der Insel Tenedos (s. d.) abgesegelt war, überredete die Trojaner, das Pferd als ein Weihgeschenk für die Göttin Athens in die Stadt zu führen. Als dies geschehen, stiegen zur Nachtzeit dreißig Bewaffnete aus demselben, öffneten den durch Feuerzeichen herbeigerufenen Griechen die Thore und bewirkten so die Eroberung der Stadt, bei welcher Priamus und sein ganzes Haus ihren Untergang fanden. Einen Theil der Bewohner soll Aeneas (s. d.) nach Italien geführt, dort das Reich der Latiner erobert und diese mit den ausgewanderten Trojanern verschmolzen haben. Diese Sagen, deren dichterische Behandlung das antike Epos von der frühesten bis zur spätesten Zeit beschäftigt hat, sind keineswegs in bloße Allegorien aufzulösen, wie Uschold («Geschichte des Trojanischen Kriegs», Stuttg. 1836) und Forchhammer («Achill», Kiel 1853) es versuchten, sondern sie haben einen, freilich ganz von mythischer Hülle verdeckten histor. Kern, einen alten gemeinsamen Heerzug der Mehrzahl der Staaten des Peloponnes und des mittlern Griechenland gegen die Bewohner des nordwestl. Kleinasien. Auf die Ausbildung der Sagen sind jedenfalls die Kämpfe bei der Gründung der äolisch-achäischen Colonien in dieser Gegend von wesentlichem Einfluß gewesen. Hauptschauplatz des Kampfs war nach der Sage das weite Gefilde, das sich vom Lager der Griechen bis zur Stadt T. zwischen dem Ida und dem Vorgebirge Sigeum erstreckte, die Trojanische Ebene. Schon seit früher Zeit suchten die Umwohner den Reiz, der sich über diese Gegend ergoß, theils aus Ruhmsucht, theils um des Gewinnes willen zu erhalten und zu befestigen. Man zeigte den Fremden die Gräber der gefallenen Helden, des Achilles, Ajax, Protesilaus, Hektor u. a., und sogar Alexander d. Gr.

veranſtaltete um dieſe Hügel glänzende Leichenſpiele. Aber ſchon zu Strabo's Zeit war die Stätte der alten Stadt nicht mehr zu finden und ihr Name von einer jüngern äoliſchen Colonie, Neu-Ilium, in Beſchlag genommen. Noch bis auf den heutigen Tag iſt es trotz vielfacher Unterſuchungen neuerer Reiſenden nicht gelungen, die Stelle der alten Stadt und ihrer Burg Pergamos mit Sicherheit nachzuweiſen. Vgl. Lechevalier, «Reiſe nach Troas oder Gemälde der Ebene von T.» (deutſch von Lenz, Altenb. 1830); Urlichs, «Reiſen und Forſchungen in Griechenland» (Bd. 2, herausg. von Paſſow, Berl. 1863); Forchhammer, «Beſchreibung der Ebene von T.» (Frankf. a. M. 1850); von Hahn, «Die Ausgrabungen auf der homeriſchen Pergamos» (Lpz. 1865).

Trokar oder Troikar (troisquarts) iſt ein chirurgiſches Inſtrument, das aus einem Stilet mit dreiſchneidiger Spitze beſteht, welches in eine eiſerne polirte Röhre von verſchiedener Länge paßt. Man ſtößt die Spitze zugleich mit der Röhre an der paſſenden Stelle des Körpers bis zu der nöthigen Tiefe ein, zieht dann das Stilet heraus, läßt aber in der Oeffnung die Röhre ſtecken, durch welche nun, z. B. bei der Bauchwaſſerſucht, das Waſſer abfließt. In ähnlicher Weiſe wird der T. in der Vieharzneikunſt angewendet, um den durch zu vieles friſches Futter aufgeblähten Wiederkäuern die Luft aus dem Panſen (Wanſt, Rumen) zu entleeren.

Trollhättan, d. i. der Zauber-, Teufelshut oder Mütze, ein großer Waſſerfall in dem ſchwed. Fluſſe Götaelf, welcher aus dem Wenerſee kommt und bei Götaborg ins Meer fällt. Etwa $1\frac{1}{2}$ ſchwed. M. von der Stadt Wenersborg wird der breite und waſſerreiche Strom von Felſen zuſammengedrängt (34—160 F.) und ſtürzt in einer Strecke von 5000 F. brauſend und tobend in fünf prachtvollen Cascaden (Gullö-, Toppö-, Stampeſtröms-, oberer und unterer Höllen-Fall) im ganzen 112 F. tief hinunter. Der impoſanteſte dieſer Fälle, die man unterhalb von einem vorſpringenden Felſen überſehen kann, iſt der Toppöfall, 44 F. hoch, zu beiden Seiten der kleinen Inſel Toppö, zu welcher eine ſchmale Brücke führt. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war der berühmte Mechaniker Polhem bedacht, den Schiffen eine Fahrt durch die Waſſerfälle mittels einer in denſelben angelegten Schleuſe zu eröffnen. Doch blieb die Arbeit unvollendet, obgleich die Schleuſe in den Felſen geſprengt war. Erſt 1793—1800 legte eine Actiengeſellſchaft zur Umgehung der Fälle an der öſtl. Seite derſelben einen faſt ganz in den Grauſteinfelſen geſprengten Kanal an, von deſſen acht Schleuſen die fünf unmittelbar terraſſenförmig übereinander gelegenen den überaus großartigen Anblick einer tiefen Felſenſpalte gewähren. Da aber die geringen Dimenſionen des Kanals in den Schleuſen den Anforderungen bald nicht mehr genügten, ſo wurde 1838—44, unter der Leitung des berühmten Ingenieurs N. Ericsſon, der Kanal zu den Dimenſionen des Götakanals (10 F. Tiefe, unten 48 und an der Waſſerfläche 90 F. Breite) erweitert und die elf Schleuſen, die öſtlich von den alten angelegt wurden, ebenfalls zu den Dimenſionen der im Götakanale befindlichen (120 F. lang, 24 F. breit und 10 F. tief) gebaut. Dieſer neue Trollhättakanal geſtaltete ſich hiermit zu einem zwar kurzen, aber wichtigen Theil der 52 M. langen Waſſerſtraße, welche am Skagerrack bei Götaborg beginnt und durch die großen Binnenſeen bis Mem unweit Söderköping an der Oſtſee durch die ſchönſten und fruchtbarſten innern Gegenden Schwedens führt. Die Trollhättafälle werden als Triebkraft für Sägewerke, Mühlen, Eiſenhämmer u. ſ. w. benutzt. Bei denſelben iſt in neueſter Zeit der ſtadtähnliche Flecken T. mit Kirche, Hotel, Poſtcontor u. ſ. w. entſtanden.

Trollope (Frances), engl. Roman- und Reiſeſchriftſtellerin, die Tochter eines Vicars Milton zu Heckfield, wurde um 1780 geboren. Sie heirathete 1809 den Advocaten Thomas Anthony T., der 1835 ſtarb. Frances T. begann ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn 1832 mit den «Domestic manners of the Americans», in welchen ſie ein ſo ſcharfes Gemälde amerik. Fehler und Schwächen lieferte, daß die ganze Nation in Zorn gerieth. Bald folgten andere Reiſen und Reiſebeſchreibungen, wie «Paris and the Parisians» (3 Bde., 1833), «Belgium and Western Germany in 1833» (2 Bde., 1834), «Vienna and the Austrians» (2 Bde., 1838), ein «Visit of Italy» (1842) und «Travels and travellers» (2 Bde., 1846). In allen dieſen Reiſebeſchreibungen zeigte ſie Talent für die Schilderung der Aeußerlichkeiten des Lebens, aber immer in einſeitiger, bitterer und ſpottender Weiſe. Auch ihr erſter Roman, «The refugee in America» (1832), zeugt von einem feindſeligen Geiſte gegen die Amerikaner. Es folgte ſodann 1837 «The vicar of Wrexhill» einer ihrer beſten Romane. Ein ſehr unterhaltendes Werk mit trefflichen Schilderungen veröffentlichte ſie hierauf unter dem Titel «Widow Barnaby» (1839), während deſſen Fortſetzung, «The widow married» (1840), weniger gelungen war. In «Michael Armstrong, or the factory boy» (1840) brachte ſie es zu einer nur ſchwachen Nachahmung von Dickens' «Oliver Twist». Aus der großen Anzahl ihrer übrigen Romane ſind etwa noch

hervorzuheben: «The blue belles of England» und «Charles Chesterfield» (1841), «The ward of Thorpe Combe» (1842), «Hargrave», «Jessie Phillips» und «The Laurringtons» (1843), «The Robertsons on their travels» (1846), «Father Eustace» (1847), «Second love» (1851), «The young heiress» (1853), «Adventures of a clever woman» (1854). In allen diesen Werken zeigte sie ein Talent für Schilderungen, aber sie vermochte nicht das Leben und den Menschen in ihren Tiefen aufzufassen. Ihre letzten Lebensjahre brachte sie in Florenz zu, wo sie auch 6. Oct. 1863 starb. Ihr ältester Sohn, Thomas Adolphus T., geb. 1810, der lange Zeit hindurch in Florenz lebte, hat sich literarisch durch mehrere Werke zur Geschichte Italiens, wie namentlich «Girlhood of Catharine de Medici», «A decade of Italian women» und eine geschätzte «History of Florence» (1865 fg.) vortheilhaft bekannt gemacht. Sein jüngerer Bruder, Anthony T., geb. 1815, begründete mit «The Warden» und «Barchester towers» (1858) seinen Ruf als einer der vorzüglichsten unter den neuern engl. Novellisten. Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: «Doctor Thorne», «The Bertrams», «The three clerks», «Castle Richmond», «The Kellys and the O'Kellys», «Orley farm», «The small house at Allington», «Rachel Ray», «Miss Mackenzie», «The Claverings» u. s. w.

Trombe, s. Wasserhose.

Tromlitz, s. Witzleben (Karl August Friedrich von).

Trommel (franz. tambour, ital. tamburo), ein rhythmisches Schlaginstrument ohne bestimmte Tonhöhe, bestehend aus einem weiten Cylinder von Messingblech oder Holz, der oben und unten mit einem, in einem Reifen befestigten Kalbfelle überspannt ist. Beide Reifen werden durch eine mehrmals durch dieselben gezogene Schnur über den Instrumentenkörper befestigt, und vermittels verschiedener Schlingen, welche über die hin- und hergehende Schnur gestreift sind und diese zusammenziehen, können die Felle mehr oder weniger angestrafft werden. Ueber das untere Fell ist eine starke Darmsaite (die sog. Schnarrsaite) gezogen, welche vibrirend gegen dasselbe rasselt, wenn das obere Fell mit den Klöppeln (Trommelstöcken) geschlagen wird. Es gibt verschiedene Arten: 1) Die Große oder Türkische Trommel (franz. grosse caisse, ital. gran cassa), die größte Art, wird mit einem dicken Klöppel geschlagen, wozu man gewöhnlich die Becken ertönen läßt. Da sie keine bestimmte Tonhöhe hat, kann sie als rhythmische Accentuation zu jeder Harmonie dienen und wird gewöhnlich mit der C-Note im Baßschlüssel notirt. 2) Die Wirbel- oder Rolltrommel (ital. tamburo rulante), gewöhnlich zu dumpfen Wirbeln dienend, die mit dem Trillerzeichen (tr) bezeichnet werden; notirt wird sie im Baßschlüssel. 3) Die Militärtrommel, lauter und heller an Schall als die Rolltrommel, sonst ebenso wie diese notirt und behandelt. In neuerer Zeit ist ihr Cylinder häufig nur ganz flach. Gedämpft kann sie werden durch eine über das Schlagfell gebreitete Decke, auch durch Nachlassen der Felle.

Trommelfell, s. Ohr.

Trommelsucht, s. Tympanitis.

Trommsdorff (Joh. Bartholom.), ausgezeichneter Chemiker und Pharmaceut, geb. 8. Mai 1770 zu Erfurt, wo sein Vater, Wilh. Bernh. T., Professor der Arzneikunde und Apothekenbesitzer war, erlernte in Weimar die Apothekerkunst, besuchte die Schule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, conditionirte an verschiedenen Orten und übernahm dann 1794 die Apotheke seines Vaters. Bereits bekannt als Verfasser des «Systematischen Handbuch der Pharmacie» (Erf. 1792; 4. Aufl. 1831) wurde er 1795 bei der Universität zu Erfurt als Professor der Chemie und Physik angestellt und errichtete noch in demselben Jahre eine pharmaceutisch-chem. Lehranstalt, aus der viele tüchtige Chemiker und Pharmaceuten hervorgegangen sind. 1809 ward er Medicinalrath, 1811 schwarzburg. Hofrath und 1834 preuß. Hofrath. Seit 1823 stand er an der Spitze der jetzt königl. Akademie zu Erfurt. T. starb 8. März 1837. Zur Vervollkommnung der Pharmacie hat er besonders durch sein «Journal der Pharmacie» (1794—1834) beigetragen, das zugleich seine vorzüglichsten eigenen Entdeckungen enthält. Auch beschäftigte ihn das Studium der Chemie in ihrem ganzen Umfange, welche Wissenschaft ins Leben einzuführen er vorzugsweise bemüht war. Sein Hauptwerk ist das «Systematische Handbuch der gesammten Chemie» (8 Bde., 2. Aufl., Erf. 1805—20). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften ist besonders zu erwähnen «Die chem. Receptirkunst» (5. Aufl., Hamb. 1845). Vgl. «Joh. Bartholom. T., eine biographisch-literarische Skizze (Kopenh. 1834).

Tromp (Mart. Harpertzoon), berühmter holländ. Seeheld, geb. 1579 zu Briel, kam bereits in seinem achten Jahre auf die See. Später begleitete er in Diensten der Generalstaaten den Admiral Peter Heijn bei allen seinen Unternehmungen. Er wurde 1639 Admiral von Holland. Sofort griff er eine große span. Flotte auf der Höhe von Gravelingen an und nahm

und zerſtörte davon fünf Linienſchiffe und vier Fregatten. Schon im Oct. deſſelben Jahres griff er wieder in den Dünen die mächtige ſpan. Flotte unter Oquendo an und gewann durch dieſen Sieg einen in ganz Europa berühmten Namen. Der König von Frankreich erhob ihn dafür in den franz. Adelſtand. Minder glücklich war T. 1652 im Kriege zwiſchen Holland und England, in welchem er ſich in dem Gefecht vor den Dünen vor dem engl. Admiral Blake zurückziehen mußte. Dieſer Unfall veranlaßte die Regierung, de Ruyter an ſeine Stelle zu berufen. Doch noch in dem nämlichen Jahre wurde ihm wieder der Oberbefehl übertragen, und 29. Nov. 1652 ſchlug er die engl. Flotte unter Blake in den Dünen. 1653 ſchlugen T. und de Ruyter die große dreitägige Schlacht gegen die überlegene engl. Flotte, in welcher die Holländer zwar mit Verluſt ſich zurückzogen, aber doch die Handelsſchiffe, welche ſie deckten, nach Hauſe brachten. Darauf griff T., um ſich zu rächen, im Juni die engl. Flotte bei Nieuport an, mußte aber mit Verluſt weichen. Nachdem er ſeine Flotte wiederhergeſtellt, ſegelte er nebſt de Ruyter mit 85 Fahrzeugen nach der Küſte von Seeland, wo er die engl. Flotte von 94 Schiffen wahrnahm. Als 6. Aug. 1653 T. durch de Witt bis auf 120 Schiffe verſtärkt war, begann zwiſchen Scheveningen und der Maas das Gefecht. Der erſte Tag entſchied nichts; am zweiten Tage aber durchbrach T. die feindliche Linie, wurde jedoch bald umzingelt und von ſeiner eigenen Flotte verlaſſen. Er focht wie verzweifelt, um ſich herauszuziehen, bis er von einer Flintenkugel durchbohrt niederſank. Jede Anſtrengung de Ruyter's und der übrigen Befehlshaber, die holländ. Truppen zu ermuthigen, waren, ſobald T.'s Tod bekannt geworden, vergebens, und die große Niederlage beſchloß den Tag und den Krieg. T. ſoll im ganzen 33 Seetreffen gewonnen haben. Er wurde in der Kirche zu Delft beigeſetzt und ein glänzendes Grabmal ſeinem Andenken errichtet. — Cornelis T., der zweite Sohn des vorigen, geb. 1629, befehligte ſchon in ſeinem 19. J. ein Schiff gegen die afrik. Seeräuber. Zwei Jahre nachher wurde er von der Admiralität zu Amſterdam zum Contreadmiral ernannt. 1665 nahm er im Kriege zwiſchen England und den Niederlanden an dem Treffen von Solebay theil, wo die niederländ. Flotte geſchlagen wurde. Durch einen meiſterhaften Rückzug gelang es jedoch T., den Siegern ihre meiſten Vortheile zu vereiteln. Durch Geſchicklichkeit und Muth ſtieg er zu dem Ruhme ſeines Vaters empor. Deshalb fand de Witt, obgleich T. der oraniſchen Partei zugethan war, es rathſam, ihm bis zur Rückkehr de Ruyter's den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen. Bei der vierlägigen Schlacht in den Dünen im Juli 1666 zeigte T. das größte Talent. Als er im Aug. deſſelben Jahres mit zu großer Hitze eine engl. Flotte, die er geſchlagen, verfolgte, wurde er von der holländ. Hauptflotte abgeſchnitten und dadurch verhindert, dem Admiral de Ruyter zu Hülfe zu kommen, welcher ſich zurückziehen mußte. Zwar gelang es T., mit geringem Verluſt ſeine Flotte in den Texel zu bringen; allein auf de Ruyter's Klagen wurde er ſeiner Stelle entſetzt. Als jedoch 1673 der Krieg zwiſchen Holland und dem verbündeten England und Frankreich ausbrach, trat er wieder in Dienſt und ſöhnte ſich mit de Ruyter aus. In dieſem Kriege zeichnete er ſich durch mehrere Siege über die Engländer aus. Als er 1675 nach dem Frieden England beſuchte, wurde er ehrenvoll empfangen und von Karl II. zum Baronet ernannt. Nach de Ruyter's Tode folgte T. demſelben als Admiral-Generallieutenant der Vereinigten Niederlande, blieb jedoch während des Kriegs in dän. Dienſten und hatte großen Antheil an den Eroberungen dieſer Krone im Norden. 1691 wurde er Oberbefehlshaber der holländ. Flotte, ſtarb aber zu Amſterdam 29. Mai deſſelben Jahres. Er wurde in dem Grabmale ſeines Vaters beigeſetzt.

Trompete (ital. tromba oder auch clarino, franz. trompette), ein im Concert- und Theaterorcheſter ſowie in der Militärmuſik ſehr gebräuchliches Blechblasinſtrument, beſteht aus einer Röhre, gewöhnlich von Meſſingblech gefertigt, zuſammengelöthet und inwendig verzinnt. Bis auf etwa 2 F. vor der Mündung iſt ihre Weite gleichmäßig und beträgt ½ Zoll; von da an aber beginnt ſie allmählich zu wachſen und läuft in einen ziemlich weit ausladenden Schallbecher aus. Angeblaſen wird ſie mittels eines keſſelförmig ausgetieften Mundſtücks, ähnlich dem der Poſaune, nur nicht ſo weit und tief. Die Röhre, eigentlich 8 F. lang, iſt der bequemern Handhabung wegen zweimal zuſammengebogen, die Biegungen aneinandergelöthet. Es gibt verſchiedene Arten T. Die Hauptart iſt die Naturtrompete, deren Röhre keine Tonlöcher hat, ſodaß die verſchiedenen Tonhöhen allein durch die Verſchiedenheit der Lippenſtellung und des Anblaſens (den Anſatz) hervorgebracht werden. Die Scala der Naturtrompete, welche auf dieſe Weiſe hervorgebracht werden kann, iſt: C, c g $\bar{c}$ $\bar{e}$ $\bar{g}$ $\bar{b}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{d}}$ $\bar{\bar{e}}$ ($\bar{\bar{f}}$, $\bar{\bar{fis}}$) $\bar{\bar{g}}$, $\bar{\bar{a}}$ $\bar{\bar{b}}$ ($\bar{\bar{h}}$) $\bar{\bar{\bar{c}}}$. Vom eingeſtrichenen c an laſſen ſich auch die fehlenden Töne mittels Lippendruckes und Stopfens erzeugen; doch fallen dieſe Töne noch mehr als beim Horn gegen die offenen ab. Ueberhaupt iſt der Umfang der Naturtrompete erſt vom kleinen g an brauchbar; die tiefern Töne ſprechen

ſchlecht oder gar nicht an. Um in den verſchiedenen Tonarten dienen zu können, wird die T. in verſchiedenen Größen gebaut, die den betreffenden Grundtönen entſprechen. Notirt werden alle Stimmungen in C-dur (im Violinſchlüſſel), aber nur die C-Trompete klingt mit der Notirung übereinkommend, die andern transponiren. Im Forte iſt der Klang der T. ſtark, glänzend, ſchmetternd und heroiſch, und auch die Mittellage iſt gut und von vortrefflicher Wirkung, läßt ſich aber nicht ohne Schwierigkeit piano intoniren. Die T. iſt jedenfalls eins von den am früheſten zu einer gewiſſen Vollkommenheit gelangten Inſtrumenten. Wie beim Horn, hat man auch bei der T. viel an der Ergänzung ihrer Scala durch die chromatiſchen Töne (ohne Beihülfe des Stopfens) gearbeitet. Michael Woeggel und der Inſtrumentenbauer Stein zu Augsburg erſanden eine T., an der man alle halben Töne mit der Hand nehmen konnte. Neßmann in Hamburg brachte verborgene Klappen an, die eine rein intonirte chromatiſche Scala ergaben, und auch Weidinger in Wien erfand zu Anfang unſers Jahrhunderts eine Klappentrompete, welche, mannichfach modificirt, viel im Gebrauch war, aber durch die Anwendung des Stölzel'ſchen Ventilſyſtems (ſ. Horn) verdrängt worden iſt.

Trompetenbaum, ſ. Catalpa.

Trompetervogel, ſ. Agami.

Tromsö, Hauptſtadt des gleichnamigen Stifts (des nördlichſten des Landes, 1972 Q.-M. mit 155336 E.) und Amts in Norwegen, 1794 auf der kleinen Inſel im Tromsöſunde zwiſchen der Inſel Qualö und dem Feſtlande gegründet, liegt durch ſteile Berge vor Stürmen geſchützt und hat einen guten und ſichern Hafen. Der Ort war lange unbedeutend, entwickelte ſich aber ſpäter doch trotz ſeiner hohen nördl. Lage. 1835 hatte er nur 738, 1855: 2958, 1865 aber 4073 E. 1860 waren hier anſäſſig: 66 Kaufleute mit 38 Gehülfen, 43 Schiffer und 134 Handwerker mit 128 Gehülfen. Es beſtanden eine Cichorienfabrik, eine Gerberei, eine Seilerbahn, eine Brauerei, vier Thrankochereien und zwei Schiffswerfte. 1865 beſaß die Stadt 127 Schiffe von 2514 Commerzlaſten Tragfähigkeit mit 661 Mann Beſatzung. Jährlich gehen mehrere Schiffe ab zum Fang in das Eismeer, beſonders nach Spitzbergen. Vom Auslande kamen 1865 an 73 Fahrzeuge von 3709 Commerzlaſten, während dorthin abgingen 77 Fahrzeuge von 3588 Commerzlaſten. Gegenſtände der Ausfuhr ſind getrocknete und geräucherte Fiſche, Heringe, Thran, Walroßzähne, Häute von Walroſſen, Renthieren, Böcken, Wölfen, Füchſen, Ottern und Seehunden, ferner Dunen und Federn, Horn u. ſ. w.

Trouchet (François Denis), franz. Advocat und Vertheidiger Ludwig's XVI., wurde zu Paris 1726 geboren. Sein Vater, Procurator am Parlament, beſtimmte ihn ebenfalls für die Advocatur. Wiewol der junge T. ausgezeichnete Studien machte und ſeltene Fähigkeiten beſaß, verhinderte ihn doch ſeine ſchwache Bruſt, als Redner vor Gericht zu glänzen, ſodaß er ſich nur auf juriſt. Conſultationen beſchränken mußte. Er gewann auch in dieſem Wirkungskreiſe großen Ruf und wurde 1789 von der Stadt Paris in die Nationalverſammlung gewählt. Hier bewies er ſich als gemäßigter, doch reformatoriſch geſinnter Monarchiſt. König Ludwig XVI. wählte ihn daher 1792 zum Vertheidiger. Obſchon ſich T. bereits den Haß der Revolutionsmänner zugezogen, zögerte er nicht, den Wunſch des unglücklichen Monarchen zu erfüllen. Seine gründliche und muthige Vertheidigung war indeſſen von geringer Wirkſamkeit, weil ſie ſich weniger auf polit. als auf ſtreng juriſt. Geſichtspunkte ſtützte. Während der Schreckensherrſchaft wußte T. den Verfolgungen zu entgehen. Nach Einführung der Directorialregierung trat er für das Depart. Seine-Oiſe in den Rath der Alten, wo er als Rechtsgelehrter vorzügliche Dienſte leiſtete. Mit der Errichtung des Conſulats wurde er erſt Mitglied, ſpäter Präſident des Caſſationshofs. Auch übertrug ihm Bonaparte, der ihn achtete, mit Bigot-Préameneu, Malleville und Portalis die Redaction des neuen Civilcodex. In dieſer Stellung machte er ſich beſonders verdient, indem er den altfranz. Rechtsſtatuten gegen das röm. Recht Eingang verſchaffte. 1801 wurde er in den Senat berufen. Er ſtarb 10. März 1806. Der Kaiſer ließ ihn im Pantheon mit großer Feierlichkeit beiſetzen.

Tronchin, eine altfranz. Familie, die ſich im 16. Jahrh. nach Genf flüchtete und mehrere ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat. — Théodore T., geb. 17. April 1582 zu Genf, war Profeſſor und Rector an der genfer Akademie und ein Freund des Herzogs von Rohan. Auf der Synode zu Dordrecht 1618 bewies er ſich als einen entſchiedenen Gegner der Lehren des Arminius. Er ſchrieb für Vereinigung der Proteſtanten und Reformirten und ſtarb 19. Nov. 1657. — Théodore T., geb. 24. Mai 1709 zu Genf, einer der berühmteſten Aerzte ſeiner Zeit, machte ſich durch ſeine Bemühungen für die Inoculation der Blattern ſehr verdient. Sein Vater, der in der Law'ſchen Finanzoperation ſein großes Vermögen verlor, ſendete ihn nach Eng-

land zu seinem Verwandten Bolingbroke. T. studirte in Cambridge, ging dann nach Holland und wurde Boerhaave's Schüler. Nachdem er einige Jahre in Amsterdam prakticirt und Präsident des Medicinalraths gewesen, berief man ihn 1750 als Professor Honorarius nach Genf. Sein Ruf als praktischer Arzt stieg immer höher und mehrere auswärtige Fürsten suchten ihn in ihre Dienste zu ziehen. Endlich nahm er die Stelle als erster Leibarzt beim Herzog von Orléans an, und als solcher starb er zu Paris 30. Nov. 1781. Er war jeden Tag mehrere Stunden für arme Kranke zu sprechen, die er auch mit Geld unterstützte. Mit Voltaire, Rousseau, Necker und Thomas stand er im engsten Freundschaftsverhältnisse. — Jean Robert T., geb. zu Genf 3. Oct. 1710, Mitglied der genfer Regierung, zu deren Vertheidigung er die «Lettres écrites de la campagne» (1763) schrieb, worauf Rousseau durch seine «Lettres de la montagne» antwortete, wurde schon frühzeitig wegen seiner gründlichen Kenntnisse des Staatsrechts zu diplomatischen Unterhandlungen gebraucht und dann als Generalprocurator angestellt. Bei den genfer Unruhen war er gegen die Demokratie. Er nahm sodann seinen Abschied und lebte seitdem auf dem Lande, wo er den edelsten Gebrauch von seinem Vermögen machte. Montesquieu, Mansfield, Voltaire und Johannes von Müller, der als Erzieher in seinem Hause wirkte, waren seine Freunde. T. starb 11. März 1793 zu Rolle im Waadtlande.

Tropaeolum, Name einer zur 8. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Gattung von Schlingpflanzen, welche den Typus einer besondern Familie, der Tropäoleen, bildet. Ihre sämmtlich im tropischen und subtropischen Amerika heimischen Arten haben langgestielte, schildförmige Blätter, deren Stiele als Klammerorgane dienen (indem sie sich um feste, dünne Gegenstände schlingen) und einzelnstehende, langgestielte Blüten mit großem, gefärbtem, fünftheiligem, langgesporntem Kelch und fünf ungleichgroßen Blumenblättern. Aus dem Fruchtknoten entsteht eine geschlossen bleibende, meist einsamige Frucht mit anfangs fleischiger, später schwammiger, weißlicher Schale. Mehrere Arten sind beliebte Zierpflanzen geworden, deren man sich besonders zu Wandbekleidungen, Pyramiden und Lauben bedient. Die bekannteste und am längsten cultivirte Art ist die gemeine spanische Kresse oder Kapuzinerkresse (T. majus L.) aus Peru, mit bläulichgrünen, rundlichen Blättern und großen, orangegelben oder feuerrothen Blumen. Die Gärtner haben von dieser Pflanze eine Menge von Spielarten erzogen, darunter auch ganz niedrig und zwerghaft bleibende (T. minus L.), welche sich zu Gruppen und Einfassungen eignen oder auch zu Topfgewächsen, indem jeder Stock ein Bouquet bildet. Die wie Gartenkresse, nur schärfer schmeckenden Blüten und Blätter können als Salat genossen werden und sind als Herba und Flores Nasturtii indici officinell. Die unreifen, noch grünen, fleischigen Früchte können, in Essig eingelegt, zu Mixpickles verwendet werden. Es gibt auch knollentragende Arten in dieser Gattung. Eine solche ist das elegante T. pentaphyllum Lamk. aus Südamerika, welches fünftheilige Blätter und grüne Kelche mit rothem, grünlichgespitztem Sporn hat. Man verwendet es namentlich zu Wandbekleidungen in Gewächshäusern. Die nichtknolligen Arten sind einjährige Pflanzen, welche sich durch Samen leicht vermehren lassen.

Trope (griech. Tropas, d. i. eigentlich Wendung) heißt in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen Ausdrucks mit dem uneigentlichen oder der Sache mit dem Bilde und macht einen Theil der sog. Redefiguren aus. (S. Figur.) Das Wesen der T. besteht mithin darin, daß man einen anschaulichen oder sinnlichen Ausdruck statt des allgemeinen oder abstracten wählt, wie «durchbohren» oder «hinstrecken» statt «tödten»; «Blüte des Lebens» statt «Jugend». Es wird dadurch die Rede sinnlicher und somit lebhafter und ausdrucksvoller gemacht. Während dem Gebrauche der T. in der Poesie ein weites und freieres Feld geöffnet ist, hat man sich dagegen in der Prosa vor Ueberschreitung zu hüten. Man darf nur solche T. wählen, die den zu bezeichnenden Begriff unter einem treffenden Bilde und anschaulich darstellen, muß aber alle diejenigen vermeiden, die ein zu großes oder zu kleines Bild gewähren oder in eine vage und undeutliche Bestimmung übergehen, wie wenn jemand «Fittige des Lebens» für «Hoffnungen», oder «Segel des Staatsschiffs» für «Beamte» und Aehnliches gebrauchen wollte. Zu den einzelnen Arten der T. werden gewöhnlich die Metonymie, Metapher, Synekdoche, von einigen auch die Allegorie und Personification gezählt.

Tropenländer oder Aequinoctialgegenden heißen die Länder zwischen den Wendekreisen (s. d.) oder Tropen. Alles, was Vegetation und Thierwelt Ueppiges und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 15—17000 F. erscheinen hier, von den Palmen- und Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, die verschiedenen Klimate gleichsam schichtenweise übereinander gelagert. Was die Höhe anlangt, so erleidet die Luftwärme jahraus jahrein fast gar keine Veränderungen. Jede Höhe hat unter den

Tropen bestimmte Eigenheiten, die von so mannichfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsabhang der peruan. Andeskette, welcher 500 Klaftern hoch ist, mehr Verschiedenheit in Naturerzeugnissen darstellt als eine vierfach größere Fläche in der gemäßigten Zone. Dieses gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher von 10° nördl. bis 10° südl. Br. geht; näher nach den gemäßigten Zonen tritt schon mehr Unbestimmtheit und ein ungleicherer Charakter ein. In den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 26°. Der Luftdruck muß natürlich unter diesen Umständen höchst verschieden sein. So trocken auch die Luftschichten auf den Gebirgen sind, schwebt doch ein fast immerwährender Nebel um die Gipfel derselben, welcher dem Pflanzenwuchse dieser hohen Wildnisse ein prangendes Grün verleiht. Die tiefern Tropengegenden enthalten in ihrer, viele Monate hindurch wolkenfreien Luft eine so große Menge Wasser, daß die Pflanzen sich blos durch Anziehung desselben in der Trockenheit von fünf bis sechs Monaten erhalten können. Die tiefen Luftschichten zeigen gewöhnlich nur eine geringe elektrische Ladung, die dagegen höher in den Wolken vereinigt zu sein scheint. Dieser Mangel an Gleichgewicht erregt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern häufig bei Nacht; am stärksten sind die Gewitter in den Gebirgen; mit Hagel- und Schneestürmen kommen sie noch in einer Höhe von 14000 F. überm Meer vor. Die Luftbläue ist unter den Tropen viel dunkler als in gleicher Höhe in den gemäßigten Zonen. Die schönsten span. und ital. Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Aequator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischem Lichte, und Funkeln ist kaum am Horizont bemerkbar. Die schwachen Fernrohre, welche man aus Europa nach Indien bringt, scheinen dort an Stärke zugenommen zu haben, so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker als in Europa unter gleicher Höhe, sodaß man sich mehr vor der Helle als vor der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe, welche bei uns in der Regel nicht gesehen wird, erscheint in den T. in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. In der Region der Palmen- und Bananengewächse, vom Meere an bis 500 Klafter Höhe, gibt es Reis, Cacao, Ananas, Orangen, Kaffee, Zuckerrohr und Indigo; ferner Riesenschlangen, Krokodile, Flußschweine, Affen, Faulthiere, Papagaien, Löwen, Jaguars, Tiger, Ameisenbären, giftige Fliegen, Bremsen, Spinnen und Ameisen; in der Region der bananartigen Farrnkräuter, von 500—1000 Klafter, alle Getreidearten, Baumwolle, den Tapir und das Nabelschwein; in der obern Region der Cinchona, von 1000—1500 Klafter, den schönsten Getreidebau, die Tigerkatze, den Bären und großen Hirsch; in den kalten Gebirgsstrecken, von 1500—2000 Klafter, den kleinen Pumalöwen, den kleinen weißstirnigen Bären und sogar manche Colibriart; in der Region der Grasfluren, von 2000—2500 Klafter, Kamelschafe, Bicuñas, Alpacas, Condore, Enten, Gänse, Spechte u. s. w. — *Tropische Krankheiten* sind solche, die vorzugsweise in den T. herrschen und durch das denselben eigenthümliche Klima bedingt werden. Die Veränderungen, welche besonders der Europäer in den T. in seinem physischen Zustande erleidet, sind zunächst Verminderung der Plasticität des Blutes, daher hier Entzündungen seltener entstehen, Wunden träger heilen, der Puls kleiner, weicher wird, Unterleibskrankheiten, acute Schleimflüsse sich leichter entwickeln. Dagegen geht in diesen Klimaten die Respiration der Lunge leichter vor sich, und die Anlage zu Katarrhen der Luftwege sowie überhaupt zu Lungenkrankheiten verliert sich. Fernere Einwirkungen auf den Körper sind: Verblassen und Gelbwerden der Haut, Verschwinden der Wangenröthe, Schwächung der Verdauung, infolge deren fette Speisen nicht vertragen werden, Eintritt größerer Trägheit, verminderter Lust zu Bewegungen und mit all diesem Abnahme des Interesses für höhere geistige Erregungen. Die hiernach in den Tropen am häufigsten sich entwickelnden Krankheiten sind hauptsächlich: Dysenterien, Erbrechen und Diarrhöe, Abdominalplethora oder Vollblütigkeit im Unterleibe, Hepatitis oder Leberentzündungen, biliose oder Gallenfieber sowie intermittirende Fieber. Interessante Aufschlüsse über diesen Gegenstand gibt Friedemann, «Ueber Arzneikunde und Acclimatisation in den T. und die vorzüglichsten Tropenkrankheiten» (Erl. 1850).

Tropfen nennt man die kleinen kugeligen, durch die Schwere etwas verlängerten Massen, welche alle Flüssigkeiten bilden, sobald man sie der freien Wirkung ihrer eigenen Cohäsion überläßt, namentlich also beim Fallen. Da die Beschaffenheit und Größe der Fläche, an welcher sich die T. bilden, von Einfluß ist, so beobachtet man die Tropfenbildung am besten, wenn man die Flüssigkeiten von einem Glasstabe ablaufen oder aus sog. Tropfgläschen auslaufen läßt. Die T. sind um so größer, je specifisch leichter, je wärmer die Flüssigkeit und je größer ihre Cohäsion ist. Bringt man daher Flüssigkeiten auf gleiche Dichtigkeit und Temperatur, so kann die Größe der T. als Maß der Cohäsion dienen. Die flüssigen Körper, welche die Eigenschaft haben, T.

zu bilden (Tropfbarkeit), heißen tropfbare Flüssigkeiten. Ein Wassertropfen bildet keine Kugel mehr, wenn er auf einer Unterlage ruht; auf einer reinen Glasplatte zerfließt er. Ein Quecksilbertropfen bildet auf Glas eine Kugel, zerfließt aber auf Gold, Silber, Zinn u. s. w. Nach Gay-Lussac ist das Gewicht der T. verschiedener Flüssigkeiten, welche von einer Röhre von einem bestimmten Durchmesser herabfallen, nicht den Dichtigkeiten dieser Flüssigkeiten proportional. So wogen bei 12° R. 100 Wassertropfen 8,9875 Grammen, dagegen 100 T. Alkohol (Dichtigkeit 0,8543) nur 3,0375 Grammen.

Tropfstein, auch Stalaktit oder Höhlenstein heißt eine Mineralform neuester Bildung, welche in der Regel aus Kalkspat oder Aragon besteht. Dieselbe entsteht als Niederschlag aus herabträufelnden kalkhaltigen Wassern und überzieht Decken, Wände und Boden der Kalksteinhöhlen (Tropfsteinhöhlen), oder bildet frei herabhängende Zapfen oder Säulen in denselben. Reich an solchen Höhlen sind in Deutschland besonders der Harz (Baumanns- und Bielshöhle), Kärnten und der Fränkische Jura.

Trophäen oder Siegeszeichen nennt man die mit bewaffneter Hand im freien Felde eroberten Fahnen, Standarten und Geschütze, zu denen ehemals auch noch die Pauken der Cavalerie gerechnet wurden. Das Vorantragen solcher Siegeszeichen bei dem Einzuge des Heeres war schon bei den Römern in Gebrauch, findet aber jetzt nicht mehr statt. — T. heißen auch mehrere zusammengestellte Rüstungsstücke, Fahnen und Waffen, welche, gewöhnlich aus Stein gehauen oder in Erz gegossen, zu architektonischen Verzierungen angewendet werden.

Troplong (Raymond Théodore), franz. Jurist und Justizbeamter, geb. 8. Oct. 1795 in St.-Gaudens (Depart. Obergaronne), wurde bald nach der zweiten Restauration als Advocat aufgenommen. Er war dann königl. Staatsanwalt in Sartena (Corsica) und nachher Oberstaatsanwalt in Bastia, vertauschte aber diesen Posten mit einem gleichen am Obergerichtshofe in Nancy, wo er durch seine gründlichen und klaren Vorträge über schwierige und verwickelte Rechtsfälle den Grund zu seinem Rufe legte. 1833 zum Kammerpräsidenten an demselben Gerichtshofe ernannt, wurde er 1835 Rath am Cassationshofe in Paris, welche schnelle Beförderung die wichtigen Schriften veranlaßten, die er über franz. Jurisprudenz herausgegeben. 1846 wurde er zur Pairswürde erhoben und 1848 zum ersten Präsidenten am pariser Appellationshofe ernannt. Von den in Frankreich aufeinandergefolgten Regierungen für seinen Amts- und Arbeitseifer geziemend belohnt, erhielt T. unter dem neuen Kaiserreich die allerhöchsten Gunstbezeigungen. Er wurde bei der Einsetzung des Senats (1852) mit einbegriffen, zuerst zum Vicepräsidenten, nachher (1854) zum Präsidenten dieses hohen Staatskörpers, und 1858 auch zum Mitgliede des kaiserl. Privatraths ernannt. Sein Hauptwerk ist das «Droit civil expliqué» (28 Bde., Par. 1838—58), eine Fortsetzung von Toullier's «Commentaire du code civil». Von den Haupttheilen, in welche das Werk zerfällt, sind folgende in wiederholten Auflagen erschienen: «Des privilèges et hypothèques» (4 Bde., 1833); «De la vente» (2 Bde., 1834); «De la prescription» (2 Bde., 1835); «Du contrat de mariage» (4 Bde., 1850); «Des donations» (4 Bde., 1855). Der Beifall dieser bei den franz. Rechtsgelehrten und Gerichtsbeamten für classisch geltenden Schriften hat seinen Grund in dem darin angehäuften unermeßlichen Vorrath von Materialien sowie auch in dem Verdienste des Stils, der mit seiner Lebendigkeit und Zierlichkeit gegen die Dürre und Trockenheit des Gegenstandes absticht. Außer diesen juristischen Schriften hat man von T. noch einige andere, wie «De l'influence du christianisme sur le droit civil des Romains» (1843), «Du pouvoir de l'État sur l'enseignement» (1844) u. s. w.

Troppau, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums sowie des österr. Kronlandes Schlesien, früher die Hauptstadt von ganz Oberschlesien, an der Oppa, ist Sitz des Landesausschusses, der Landesregierung, eines polit. Bezirksamts, eines Landesgerichts und eines städtischen delegirten Bezirksgerichts, einer Staatsanwaltschaft, einer Steuerdirection, eines Hauptsteueramts und anderer Behörden, und zählt ohne das mit der Stadt zusammenhängende, von mehr als 4000 E. bewohnte Katharinendorf (Kathrein) etwa 16000 E. Die im ganzen wohlgebaute, sehr reinliche Stadt besitzt mehrere palastähnliche Gebäude, sechs kath. Kirchen, ein Schloß, ein Obergymnasium, mit welchem eine Bibliothek (32000 Bände) und ein Museum mit schles. Naturalien und Alterthümern verbunden ist, eine Oberrealschule, eine Handelsschule u. s. w. Handel und Industrie, schon früher nicht unbedeutend, sind in stetem Wachsthum begriffen. Die Fabrikthätigkeit erstreckt sich auf Rübenzucker, Flachsspinnerei, Tuchweberei und Liqueurbereitung. Unter den einzelnen Etablissements treten besonders hervor das der Schlesischen Zuckerraffinerie-Actiengesellschaft, die Flachsspinnerei von Mautner und Comp. (12000 Spindeln), die Unit-

ner'sche Tuchfabrik und die Spiritusraffinerie von Menschik und Stonawsky. Den Handels- und Gewerbebetrieb unterstützen eine Filiale der österr. Nationalbank, eine Agentur der Brünner Filiale der österr. Creditanstalt und eine Aushülfskasse für Gewerbtreibende. Durch den Flügel Schönbrunn-Troppau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn steht T. mit dem deutschen Eisenbahnnetz in Verbindung. — In der Stadt T. fand vom 20. Oct. bis 20. Dec. 1820 ein Monarchencongreß (Congreß von T.) statt, welcher die Befestigung und Ausbildung des neuen polit. Zustandes von Europa zum ausgesprochenen Zweck hatte. Im wesentlichen handelte es sich jedoch um die Durchführung der Interventionspolitik der Heiligen Allianz gegenüber dem Drange der Völker nach freiheitlichen Institutionen. Oesterreich, Rußland und Preußen machten diese Einmischungspolitik namentlich in Bezug auf den Umschwung der Dinge in Neapel und Sicilien geltend, während England und auch Frankreich dem Princip der Neutralität in den innern Angelegenheiten der Staaten das Wort redeten. Es kam demnach auf der Versammlung zu T. bezüglich Neapels zu keiner Entscheidung, sondern erst auf dem Congresse zu Laibach (s. d.), der 26. Jan. 1821 eröffnet wurde. Das ehemalige schles. Fürstenthum T. kam mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. nur zum Theil an Preußen. Dieser preuß. Antheil bildet die südwestl. Spitze der preuß. Provinz Schlesien und hat Leobschütz (s. d.) zum Hauptorte. Das Oesterreich verbliebene Gebiet begreift gegenwärtig den größern nördlichern Haupttheil des österr. Kronlandes Schlesien, zerfällt in 13 Bezirke und hat außer T. noch die Städte Jägerndorf, Freudenthal, Freiwaldau, Zuckmantel, Hotzenplotz, Bennisch, Wiegstadtl, Wagstadt und Odrau zu Hauptorten. Vgl. Dudik, «Des Herzogthums T. ehemalige Stellung zur Markgrafschaft Mähren (Wien 1857).

Trottoir (vom franz. trotter, traben oder anhaltend und eilig gehen) nennt man den zur Seite der städtischen Straßen hinlaufenden Weg für Fußgänger, welcher meist, um das Hinauffahren der Wagen zu verhindern, ein wenig erhöht ist. Zwischen T. und Fahrweg pflegt sich ein schmaler offener Wasserableitungskanal (die Gosse) zu befinden, nach welchem hin das T. einen geringen Fall haben soll. In gutgepflasterten Städten sind die T. mit glatterer Belegung versehen als der Fahrweg, namentlich mit würfelförmig behauenen Blöcken von Granit, Basalt, Grünstein u. s. w., oder mit Platten von Sandstein, Thon-, Kiesel-, Kalkschiefer, seltener mit harten Ziegeln oder Klinker, neuerdings auch häufig mit Asphalt. Schon im Alterthume waren T. gebräuchlich, wie man z. B. in Pompeji sieht. Im Mittelalter, wo von Fahren in den Straßen nicht viel die Rede war, ordnete man oft das T. in der Mitte der Straßenbreite an und nannte es Bürgersteig, welches Wort von einigen noch jetzt statt des französischen T. gebraucht wird.

Trotzendorf, s. Friedland (Valentin).

Troubadour (Trobaire, Trobador) bezeichnete in der provenzal. Poesie einen Dichter, der, im Gegensatz zu den um Lohn singenden Spielleuten, den Jongleurs (s. d.), die Poesie nur zu seinem Vergnügen trieb und kein Gewerbe daraus machte. Der Unterschied entwickelte sich erst mit der Kunstpoesie. Solange es nur eine Volkspoesie gab, war nur von Jongleurs die Rede, die zur Begleitung von Musikinstrumenten epische Dichtungen vortrugen. T. bezeichnete den, der Gedichte erfand (trobar) und sie von einem andern, einem Jongleur, singen ließ. Mancher T. führte mehrere Jongleurs bei sich; dagegen findet man auch, daß ein T. sich zum Jongleur machte, d. h., weil er nicht die Mittel besaß, um Geld sang. Man verstand vorzugsweise die lyrischen Kunstdichter darunter, die im 12. und 13. Jahrh. die Dichtkunst (art de trobar) zu hoher Vollendung des Inhalts und der Form führten. Die meisten gehörten dem niedern Adel an und waren auf die Gunst und Freigebigkeit der Fürsten und Herren angewiesen, an deren Höfen sie lebten, und die zum Theil selbst die Poesie ausübten. Eigentliche Kunstschulen gab es in der Blütezeit der Troubadourpoesie nicht. Allerdings bestanden gewisse traditionelle Kunstregeln, vorzugsweise aber bildete sich jeder an den anerkannten Meistern. Die Blütezeit der lyrischen Kunstdichtung beginnt um 1100 und reicht bis 1300. Der Anfang des 13. Jahrh., der Albigenserkrieg (1210), macht einen bedeutungsvollen Wendepunkt aus und scheidet daher die Literatur in zwei Abschnitte, die das Auf- und Absteigen der Poesie bezeichnen. Sie verbreitete sich, außer über das ganze südl. Frankreich, auch über das nördl. Spanien und Italien. In Frankreich waren hauptsächlich die Grafen von Provence, die Grafen von Toulouse, Richard Löwenherz von England Beförderer der Dichtkunst. Auch an den Höfen von Montpellier und Narbonne findet man die Poesie gepflegt. In Nordspanien sind es die Höfe von Aragonien, wo Alfons II. (1162—96) selbst als T. erscheint, und von Castilien. Unter den ital. Fürsten sind es Bonifaz, der Markgraf von Montferrat, und Azzo VII. von Este (1215—65). Unter den

von den Dichtern gefeierten Frauen nimmt Eleonore von Poitou, die Gemahlin Ludwig's VII. von Frankreich und ſpäter Heinrich's II. von England, eine hervorragende Stellung ein. Die Frauen auch der höhern Stände nahmen ſelbſtthätig an der Dichtung theil. Den Mittelpunkt der Troubadourpoeſie bildet der höfiſche Minnedienſt, aber keineswegs ihren ausſchließlichen Inhalt; namentlich hat die polit. Dichtung neben der Minnedichtung eine hohe Bedeutung. Die älteſte Dichtungsart iſt unſtreitig der Vers, was urſprünglich Gedicht überhaupt bezeichnete und auch die Bezeichnung für nicht kunſtmäßige Lieder, alſo Volkslieder war. Mit der Kunſtpoeſie bildete ſich der Gegenſatz von Vers und Canſo, Canzone, aus. Während jener, ſeinem Urſprunge gemäß, jeden Inhalt haben konnte, iſt die Canzone faſt ausſchließlich zum Ausdruck der Liebe oder religiöſer Empfindungen beſtimmt; jener überwiegend in langen, gedehnten, dieſe in kurzen, raſchen Melodien; jener mit Vorliebe den uralten achtſilbigen Vers, dieſe den zehnſilbigen Vers oder buntgemiſchte Versarten pflegend. Vers nennen ſich überwiegend die Lieder des älteſten T., Grafen Wilhelm IX. von Poitiers (1087—1127); in Canzonen zeichnen ſich Bernard von Ventadour, Guirant von Borneil, Peire Vidal, Gaucelm Faidit, Peirol, Aimeric von Peguillan u. a. aus. Die Canzone bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zum Sirventes, wörtlich Dienſtgedicht (servir), d. h. ein im Dienſte eines Herrn gedichtetes Lied. Sein Inhalt ſchließt die Liebe aus; er beſchäftigt ſich mit öffentlichen Angelegenheiten polit. und religiöſer Art, Kriegen, Kreuzzügen ſowie mit rein perſönlichen Verhältniſſen. In den Sirventeſen der T. weht oft ein kräftiger männlicher Geiſt, oft aber tritt in ihnen auch perſönlicher Haß und niedere Leidenſchaft entgegen. In den polit. Sirventes zeichnet ſich Bertran von Born aus, der in den Kriegen Heinrich's II. mit ſeinen rebelliſchen Söhnen eine bedeutende Rolle ſpielte. Im religiöſen und moraliſchen Sirventes ragt Peire Cardinal hervor, von dem man auch die einzige provenzal. Fabel beſitzt. Voll flammender Leidenſchaft iſt des Guillem Figueiras Lied gegen die Römiſche Curie. Literariſche Bedeutung haben die Gedichte Peire's von Anvergne und des Mönchs von Montaudon: Satiren auf die zeitgenöſſiſchen T. Eine beſondere Abtheilung des Sirventes bildet das Kreuzlied, welches die Begeiſterung für die Kreuzzüge theils im Orient, theils gegen die Mauren in Spanien zu wecken ſucht. Ausgezeichnete Stücke derart beſitzt man von Pons von Capdoile, Peire Vidal, Gaucelm Faidit u. a. Bald politiſch, bald religiös iſt das Klagelied (planh) um einen verſtorbenen Gönner oder um eine verſtorbene Geliebte; es zeichnet ſich meiſtens durch Tiefe und Innigkeit des Gefühls aus. Rein polit. Natur ſind nur die Klagelieder, die ſich auf den Tod des Grafen Blacatz (geſt. 1236) beziehen. Das Marienlied, zur Verherrlichung der Jungfrau Maria, hat bei den Provenzalen eine ſolche Verbreitung gefunden, wie man nach der Ausbildung des Frauencultus erwarten durfte. Eine ſehr wichtige Stellung in der provenzal. Lyrik nimmt dagegen die Tenzone (tensos), d. h. Streitgedicht, ein, auch Jocs partitz, d. h. getheiltes Spiel oder Partimen (Theilung) genannt. Es ſind poetiſche Wettkämpfe, worin zwei, mitunter auch mehrere Sirventes eine Streitfrage Strophe um Strophe abhandeln. Der Beginnende ſtellt die Frage auf und überläßt ſeinem Gegner, von den beiden (oder wenn es drei Theilnehmer ſind, von den drei) möglichen Beantwortungen eine auszuwählen. Jeder ſucht ſeine Meinung durch Gründe zu vertheidigen, und nach mehrfachem Strophenwechſeln werden zu Richtern des unentſchiedenen Streits Herren oder Damen an dem Hofe, an welchem der Streit vor ſich geht, ausgewählt. Aus dieſen Tenzonen, die meiſt Liebesfragen behandeln, haben ſich ſpäter die Cours d'amours, die Liebeshöfe, gebildet, die in der Blütezeit der Troubadourpoeſie noch nicht beſtanden. Die Lyrik des T. zeichnet ſich durch Gewandtheit in der Handhabung der Sprache, der poetiſchen Form aus. Dieſes Beſtreben nach Künſtlichkeit artete aber verhältnißmäßig bald in Ueberkünſtelung aus und entwickelte ein beſonderes Genre, das ſchwere Dichten, worunter man die Anwendung beſonders ſchwieriger Formen und ſeltener Reime verſtand. Schon unter den ältern T. finden ſich mehrere, die dieſe Richtung mit Vorliebe verfolgen. So Peire von Anvergne, Graf Raimbaut von Orange, Guiraut von Borneil. Am meiſten aber hat ſie Arnaut Daniel gepflegt, der unter den verſchiedenen von ihm erfundenen Formen auch eine von der ital. Poeſie aufgenommene und in dieſer ſtändig gewordene Form geſchaffen hat, die Sextine. Eigenthümlich durch die Form iſt auch das Descort, welches nicht aus regelmäßigen Strophen beſteht, ſondern aus Abſätzen von verſchiedener Melodie und rhythmiſcher Form. Wie es einen Zwieſpalt (discors) der Form bezeichnet, ſo pflegen die Dichter auch einen Zwieſpalt der Empfindungen dadurch auszudrücken und es daher anzuwenden, wenn ihre Liebe nicht erwidert wird. Raimbaut de Vaqueiras wendet, um dieſen Mangel an Harmonie auszudrücken, einmal auch verſchiedene Sprachen an. Während ſich hier die Künſtlichkeit in Form

und Inhalt kundgibt, gehören einige andere Dichtungsarten zu den einfachern, beinahe volksthümlichen. So die Alba, die das Scheiden der Liebenden am Morgen nach süßverflossener Nacht schildert, wobei ein Freund derselben, später ein Wächter der Burg, sie vor Gefahr und Ueberraschung schützt. Eine künstliche Modification ist die Serena, das Abendlied, die das Sehnen des Liebenden nach der verheißenen Liebesnacht ausdrückt. Nur ein Beispiel derart, von dem spätesten T., Guiraut Riquier aus Narbonne, ist auf uns gekommen. Auch die Retroensa, die einen Refrain hat und dadurch als volksthümlich sich zu erkennen gibt, hat dieser Dichter gepflegt. Noch volksthümlicher ist die Balada und Dansa, ebenfalls häufig mit Refrain versehen, und, wie der Name lehrt, zum Tanz gesungen zu werden bestimmt. Die meisten Liedchen derart sind anonym überliefert, zum Theil von Frauen verfaßt. Die Balada ist in genau entsprechender Form auch in die ital. Poesie übergegangen. Endlich ist zu nennen die Pastoreta oder Pastoreta, das Schäferlied, das aus einer Reaction gegen die höfischen Liebesverhältnisse hervorgegangen ist und den Ritter in einer Liebschaft mit einer ländlichen Schönen vorführt, mit der er sich in ein Wechselgespräch einläßt, wobei er entweder an das Ziel seiner Wünsche kommt oder von ihr, oft ziemlich derb, abgefertigt wird. Wie alt diese Gattung ist, zeigt eine Bemerkung in der Lebensnachricht über einen der ältesten T., Cercamon, wo es heißt, derselbe habe Pastorellen nach der alten Weise gedichtet, worunter nur die einfachere volksthümliche verstanden sein kann, im Gegensatze zu den spätern kunstvollern Pastorellen. Die des Guiraut Riquier bilden in sich einen kleinen Liebesroman, indem der Dichter nach Verlauf verschiedener Zeiträume die Schäferin wiedertrifft und mit ihr sich ins Gespräch einläßt. Den Anklang ans Volksthümliche verrathen auch die spätern Pastorellen meist noch durch große Einfachheit der Form. Alle bisher erwähnten Dichtungsarten sind in lyrischen Formen gedichtet; nur die Liebesbriefe (letras, breus) haben diese nicht, sondern sind in der Form von Reimpaaren, mitunter auch von dreifachen Reimen verfaßt. Der berühmteste Dichter von Liebesbriefen ist Arnaut von Marvill, der wahrscheinlich die Gattung überhaupt erfunden hat. Guiraut Riquier hat dieselbe Form auch für Briefe von lehrhaftem Inhalte verwendet. Die Biographien der T. wurden schon im 13. Jahrh. aufgezeichnet, zum Theil von namhaften Dichtern, welche die Nachrichten über ältere T. zusammenstellten. Gesammelt findet man sie bei Mahn, «Die Biographien der T.» (Berl. 1853); verarbeitet hat sie Diez: «Leben und Werke der T.» (Zwick. 1829) und «Die Poesie der T.» (Zwick. 1827). Außerdem vgl. Fauriel, «Histoire de la poésie provençale» (3 Bde., Par. 1846); Galvani, «Osservazioni sulla poesia de' Trovadori» (Modena 1829); derselbe, «Fiore di storia letteraria e cavalleresca della occitania» (Mail. 1845); de Lavelaye, «Histoire de la langue et de la littérature provençale» (Brüss. 1845); van Bemmel, «De la langue et de la poésie provençales» (Brüss. 1846); Milá y Fontanals, «De los Trovadores en España» (Barcel. 1861). Eine Gesammtausgabe der Werke der T. gibt es bisjetzt nicht; zahlreiche Gedichte findet man in Raynouard, «Choix des poésies originales des T.» (6 Bde., Par. 1816—21), Mahn, «Die Werke der T.» (Berl. 1846 fg.) und «Gedichte der T.» (Bd. 1—3, Berl. 1860—68), Brinckmeier, «Blumenlese aus den Werken der T.» (Halle 1849), Bartsch, «Provenzal. Lesebuch» (Elberf. 1855; 2. Aufl. 1868). Eine Sammlung von Uebersetzungen, die freilich weit hinter den Originalen zurückbleiben, lieferte Kannegießer: «Gedichte der T.» (Tüb. 1852).

Trouvère hieß, wie im Provenzalischen Troubadour (s. d.), in der nordfranz. Poesie ein Dichter überhaupt, besonders aber ein höfischer Kunstdichter. (S. Französische Literatur.)

Troxler (Ignaz Paul Vital), deutscher Philosoph, geb. 17. Aug. 1780 zu Münster im Canton Luzern, erhielt seinen Unterricht auf den Gymnasien zu Solothurn und Luzern von den Jesuiten, die seinen aufstrebenden Geist vergebens zu fesseln suchten. Beim Ausbruche der Französischen Revolution machte man ihn zum Secretär des Regierungsstatthalters. Doch bald trieben ihn der Zustand der Dinge und seine Wißbegierde nach Deutschland, um sich der Medicin und Philosophie zu widmen. Er begab sich 1800 nach Jena, wo er einer der eifrigsten Anhänger der damals im Aufblühen begriffenen Schelling'schen Naturphilosophie wurde, von da nach Göttingen und nach Wien. In Luzern widmete er sich seit 1806 der ärztlichen Praxis. Seine Schrift «Einige Worte über die grassirende Krankheit und die Heilkunst im Canton Luzern» zog ihm jedoch heftige Verfolgung zu, sodaß er nach Wien zurückkehrte. Nachdem er die Niederlande, Frankreich und Italien bereist, wandte er sich 1808 nach seiner Vaterstadt Münster. Auch jetzt blieb die Philosophie seine Lieblingswissenschaft, wie seine «Blicke in das Wesen des Menschen» (Aarau 1811) beweisen. Bei der Umwälzung der Dinge 1814 verdächtig, dem Landvolke eine Bittschrift wegen Zurückgabe entrissener Rechte verfaßt zu haben, wurde er einige

Zeit in Haft gebracht. Hierauf ging er in einer polit. Sendung nach Wien und von da nach Berlin. Nach seiner Rückkehr 1816 hielt er sich ein Jahr in Aarau auf, wo er das «Neue schweiz. Museum» herausgab, und 1817 begann er in Münster das «Archiv für Medicin und Chirurgie». 1820 übernahm T. in Luzern den Lehrstuhl der Philosophie und Geschichte, in welcher Stellung er auch sehr wohlthätig für Verbesserung des Erziehungswesens wirkte. Seine Schrift «Fürst und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre» (Aarau 1821) veranlaßte seine Entfernung von der Anstalt. Hierauf lebte er in Aarau und errichtete hier ein Erziehungsinstitut. 1830 folgte er dem Rufe an die Universität zu Basel als Lehrer der Philosophie. Doch schon 1831 kam er als Rector der Universität in den Verdacht der Theilnahme an dem Aufstande der Landschaft Basel und wurde seiner Stelle entsetzt, jedoch in der Hauptsache freigesprochen. Er lebte sodann auf einem Gute bei Aarau, wurde 1832 Mitglied des Großen Raths des Cantons Aarau und Ehrenbürger von Bern und 1834 Professor an der neuerrichteten Hochschule daselbst. In diese Zeit fiel eine gänzliche Umgestaltung seiner philos. Ansichten, indem er sich von Schelling ab- und der Hauptsache nach zu Jacobi zurückwendete. In diesem Sinne schrieb er die «Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik» (Aarau 1828), «Logik, Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß» (3 Bde., Stuttg. 1829—30) und «Vorlesungen über Philosophie» (Bern 1835; 2. Aufl. 1842). In diesen Schriften ist ihm Anthroposophie die philos. Grundwissenschaft, und demgemäß leitet er alles Wissen aus der innern Natur des menschlichen Geistes ab. Von diesem Standpunkte aus vertheidigte er auch den christl. Glauben bei Anlaß der in Zürich entstandenen Zerwürfnisse. In polit. Hinsicht huldigte T. stets dem gemäßigten Fortschritt und begründete seine Ansichten, im Gegensatz zu Haller's Restaurationstheorie, in seiner «Philos. Rechtslehre der Natur und des Gesetzes» (Zür. 1820). Später wirkte er für die größere Einigung der schweiz. Bundesstaaten und schrieb dafür «Die Verfassung der Vereinigten Staaten Nordamerikas als Musterbild der schweiz. Bundesreform» (Schaffh. 1848). Dagegen bekämpfte er die Radicalen in der Schrift «Der Atheismus in der Politik des Zeitalters und der Weg zum Heil» (Bern 1850). In der letzten Zeit lebte T. zurückgezogen auf seinem Landgute bei Aarau, wo er auch 6. März 1866 starb.

Troyes (spr. Troà), die Hauptstadt des franz. Depart. Aube und vormals der Champagne, in einer einförmigen, aber fruchtbaren Ebene, an der hier in mehrere Arme sich theilenden Seine, an dem Anfang des Oberseinekanals und einer von der Ostbahn sich abzweigenden Seitenbahn (Montereau-Bar-sur-Seine), ist der Sitz eines Suffraganbischofs des Erzstifts Sens, des Stabs einer militärischen Subdivision, einer Ackerbau- und einer Generalhandelskammer sowie einer Bankfiliale und zählt 35678 E. (1866). Die Stadt ist im ganzen schlecht gebaut, mit altmodischen, zum Theil noch hölzernen Häusern, gewinnt aber in einzelnen Theilen mehr und mehr ein modernes Ansehen. An die Stelle der starken Festungswerke sind herrliche Promenaden, Obst- und Weingärten und schattige Baumpflanzungen getreten, von zahlreichen Bewässerungskanälen durchzogen, die zugleich einer Menge von Fabrikanlagen zugute kommen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: die 1208 begonnene, theilweise erst im 15. und 16. Jahrh. vollendete, 1848—65 restaurirte und ergänzte Kathedrale St.-Pierre, ein großer und imposanter goth. Bau; die 1262 begonnene, im wesentlichen im 14. Jahrh. ausgeführte Collegiatkirche St.-Urbain von bewunderungswürdig leichter und zierlicher Architektur; die im Flamboyantstil erbaute Kirche Ste.-Madeleine vom J. 1506, mit elegantem Sterngewölbe (wie auch die Kirche St.-Nizier); die nach dem großen Stadtbrande von 1524 im Renaissancestil erneuerten Kirchen St.-Nicolas mit goth. Sterngewölbe und St.-Pantaleon in Mischform; die 1859 erbaute prot. Kirche. Außerdem sind bemerkenswerthe Gebäude: die öffentliche Bibliothek (ehemals berühmte Abtei St.-Loup) mit mehr als 110000 Bänden und 2427 Manuscripten, das Museum, das Stadthaus, 1624—70 erbaut, mit prächtiger Façade, das Hôtel-Dieu aus der Mitte des 18. Jahrh., die alte Abtei St.-Martin-ès-Aires (jetzt eine Wohlthätigkeitsanstalt), das Versorgungshaus St.-Nicolas, die Präfectur, die moderne Getreidehalle, die Kaufhalle, das Departementsarchiv, das neue Theater, die Börse und das Theater. T. besitzt ein Lyceum in einem der schönsten Gebäude dieser Art, ein Priester-, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Handels- und Industrieschule, eine höhere Bürgerschule u. s. w. Die Stadt war im Mittelalter von Bedeutung. In ihrer Blüte unter König Heinrich IV. zählte sie über 60000 E. Gegenwärtig zeichnet sie sich immer noch durch lebhaften Industriebetrieb aus, dessen jährliche Gesammtproduction auf 40 Mill. Frs. veranschlagt wird. Es bestehen 18 Woll- und Baumwollspinnereien, die jährlich für 8 Mill. Frs. pro-

duciren, Fabriken für Strumpf- und Bonneteriewaaren, für Floretseide, Handschuhe, Baumwollzeuge und Stickereien, für Seife (savon blanc de Troyes), künstliche Blumen, Papier, Kutschen. Auch fertigt man hier berühmte Cervelatwürste und Käse, treibt Wein-, Gemüse-, Hanf- und Getreidebau und unterhält bedeutenden Speditions- sowie Eigenhandel mit Getreide, Raps, getrockneten Gemüssen, Wolle, Wein, Branntwein und Manufacten. T. war die Hauptstadt der celt. Tricasses, erhielt von den Römern den Namen Augustobona und hieß seit dem 5. Jahrh. Trecä. Es ward 889 von den Normannen erobert und verwüstet, kam dann in Besitz der Grafen von Champagne, deren Hauptstadt es wurde, und unter denen die Stadt seit dem 12. Jahrh. zu einer bedeutenden Industrie- und Handelsblüte gelangte. 1415 wurde der Ort von dem Herzoge von Burgund erobert und 1429 von den Franzosen den Engländern entrissen. Am 21. Mai 1420 ward daselbst Friede zwischen Frankreich und England geschlossen. Am 21. Mai 1524 ließ Kaiser Karl V. die Stadt in Brand stecken, wobei zwei Drittheile der Gebäude zu Grunde gingen. 1814 besiegte hier Schwarzenberg die Franzosen, und die Stadt war einer der Hauptoperationspunkte der österr. Armee.

Troygewicht heißt in England das Gewicht, dessen man sich für Gold, Platin, Juwelen sowie als Medicinalgewicht und für wissenschaftliche Zwecke bedient. Das Troypfund ist das eigentliche Normal- oder Reichsgewicht in England und beträgt $^{144}/_{175}$ des Handelspfundes oder Avoirdupois-Pfundes; es hat 12 Unzen zu 20 Pfenniggewicht à 24 Grän, also 5760 Troygrän, und wiegt 373,2416 franz. Grammes. Nächstdem hatten ein von dem englischen jedoch abweichendes T. die Niederlande, bis das neue franz. Maßsystem bei ihnen eingeführt wurde. Die Benennung rührt von der Stadt Troyes in Frankreich her.

Troyon (Constantin oder Constant), franz. Thier- und Landschaftsmaler, geb. 25. Aug. 1810 zu Sèvres bei Paris, Sohn eines Unterbeamten der dortigen Porzellanfabrik, wo er das Porzellanmalen lernte. Die Spuren davon merkte man noch sehr an den ersten Landschaften, die er 1833 und in den folgenden Jahren zu den pariser Kunstausstellungen einschickte. Diese waren kleinlich, trocken und ohne persönliche Betonung gemalt. Studienreisen nach dem Limousin, der Bretagne und der Umgegend von Fontainebleau erweiterten seinen Gesichtskreis und erbreiterten seine Behandlung, ließen ihn jedoch in einen übertrieben fetten und pastosen Vortrag fallen, sodaß den Bildern seiner zweiten Manier noch Luft, Licht und Leichtigkeit fehlen. Allmählich machte er sich jedoch von seinen ersten Gewohnheiten frei, und die 1847 von einer holländ. Reise mitgebrachte Lust zur Darstellung von Thieren, die ihn zu neuen Studien nöthigte, schlug zum Vortheil des Landschaftsmalers aus. Er verfuhr nämlich nicht nach der gewöhnlichen Art der Thiermaler, welche ihren Helden die erste Rolle zutheilen und die landschaftliche Umgebung dermaßen unterordnen, daß sie alle Wirklichkeit und Poesie einbüßt. Felder, Wiesen und Wälder blieben ihm stets ebenso lieb und wichtig als die daselbst verweilenden Thiere, und mit einem sich immer schärfer betonenden Talent wußte er für die Bühne, wo das ländliche Schauspiel sich zuträgt, und für die darauf sich bewegenden Schauspieler gleichmäßiges Interesse zu bewahren. Die Frucht eines Sommeraufenthalts in der Normandie 1852 war das «Wiesenthal La Touque», vielleicht sein Meisterwerk. In dieser großen Landschaft ließ T. das starke Gefühl eines mit der Färbung, dem Bau und Charakter der Thiere vertrauten Malers und zugleich ein ernstes Augenmerk auf Beleuchtung und Gesammthaltung hervortreten. Dieses Bild und die nachfolgenden Werke zeigten jedoch eine bedenkliche Hinneigung zu decorativem Effect. Der frappante Charakter seiner Landschaften kommt nicht sowol von dem großartigen Schwunge der Linien und von dem eigenthümlich schönen Schlage der Thiere als vielmehr von dem oft etwas willkürlichen Trachten nach seltsamer Beleuchtung, wobei Schatten und Licht sich in wunderlichen Spielen gefallen. Das große Gemälde der zur Feldarbeit gehenden Ochsen (in der allgemeinen pariser Kunstausstellung von 1855, jetzt im Museum des Luxembourg) ist ein schönes Bild, dessen Eindruck aber ganz und gar im Effect liegt. Bei solchem auhaltenden Streben nach Lichtwirkungen mußte T. hauptsächlich seine Lüfte berücksichtigen. Er hatte die Atmosphäre zu jeder Jahreszeit, zu allen Tagesstunden beobachtet und schilderte die Kühle des Morgens, die Hitze des Mittags, die Poesie des Abends. Die Kunstausstellung von 1859 brachte von ihm wichtige Leistungen: die Heimkehr nach der Pächterei, der Aufbruch zum Jahrmarkt, die ins Feld gehenden Kühe, vornehmlich aber die Ansicht von der Höhe bei Suresnes an der Seine. Es sind dies äußerst wirkungsvolle und anziehende Gemälde, bei welchen man jedoch das tiefe Naturgefühl, die strenge Wahrheit, das einfache Machwerk, die klaren Lüfte vermißt, die an gleichartigen Meisterstücken der ältern holländ. Schule so bewundernswirdig sind. Seitdem betheiligte sich T. nicht mehr an Ausstellungen, sondern seine mehr und mehr geschätzten Bilder

gingen geradeswegs in die Privatcabinete über. Im Sommer 1864 verfiel er plötzlich in Geisteskrankheit, der er 20. März 1865 erlag.

Trözen, eine alte Stadt im südöstl. Theile der griech. Landschaft Argolis im Peloponnes, in der Sage berühmt als Geburtsort des Theseus und als Schauplatz der unglücklichen, von vielen Dichtern gefeierten Leidenschaft der Phädra für ihren Stiefsohn Hippolytos. Nach der dorischen Wanderung von einem dorischen Fürstengeschlecht beherrscht, dann in eine Republik verwandelt, bildete die Stadt einen selbständigen Staat mit eigenem Gebiet (Trözenia) und gelangte zu Macht und Blüte, wovon ihre Colonie Halikarnaß in Karien Zeugniß gibt. T. nahm lebhaften Theil an dem Kriege gegen die Perser, stellte fünf Schiffe zu der griech. Flotte, die sich vor der Schlacht bei Salamis an seiner Küste sammelte, gewährte damals den flüchtigen Frauen und Kindern Athens Zuflucht, kämpfte in den Schlachten bei Platää und Mykale, unterstützte im Peloponnesischen Kriege Korinth gegen Korkyra und ward 430 und 425 von den Athenern arg heimgesucht. Im Korinthischen Kriege stand die Stadt 394 auf Spartas Seite und kämpfte 373 gegen Athen. In der macedon. Zeit wechselte sie mehrfach ihre Beherrscher, kam endlich an den Achäischen Bund und wurde 223 von den Spartanern wieder erobert. Nicht nur zu Strabon's Zeit, sondern auch im 2. Jahrh. n. Chr. war sie, wie die Beschreibung des Pausanias darthut, nicht unbedeutend und reich an Sehenswürdigkeiten. Noch sind ausgedehnte, wenn auch nicht sehr ansehnliche Reste von ihr erhalten nordwestlich von dem Dorfe Daunala, dem Hauptorte der Gemeinde T. (Trizini) im Nomos Argolis, $^3/_4$ St. vom Saronischen Meerbusen (Golf von Aegina). Dort lag ihr Hafen Kelenderis an einer Bucht, welche von ihrer Gestalt den Namen Pogon, d. h. Bart, führte und zum Sprichwort von bartlosen Leuten: «Er muß nach T. gehen», Veranlassung gab. In dem Schatten eines nahen Orangerigartens hielt die dritte griech. Nationalversammlung 1827 ihre Sitzungen. Gegenüber dem Hafen liegt die Felseninsel Poros, von den Alten Kalauria genannt.

Trubezkoi, eine der vornehmsten fürstl. Familien in Rußland, stammt von dem Großfürsten von Litauen, Olgerd, ab, dem Sohne des großen Gedemin und dem Vater des berühmten Jagello. Der Name ist von der Stadt Trubtschewsk im Gouvernement Tschernigow entlehnt, wo dieses Haus seinen ersten Wohnsitz nahm. Der Fürst Dmitri T. war einer der muthigsten Aufführer in jenem Kampfe um die Freiheit, zu Anfang des 17. Jahrh., als die Polen ihre Herrschaft und die kath. Religion in Rußland einführen wollten. Nach der Vertreibung der Polen durch Minin und Poscharskij sollte er von dem großen Reichsrathe, der sich aus der Kammer der Bojaren und den Abgeordneten der Städte gebildet, in Uebereinstimmung mit dem Kosackenheere und einem großen Theile der übrigen Truppen zum Zaren erwählt werden. Doch Dmitri leistete ebenso wie die Fürsten Mstislawskij und Poscharskij Verzicht auf diese Würde, und es wurde nun 21. Febr. 1613 Michael Romanow zum Zaren gewählt, der in ihm einen erfahrenen Rathgeber und eine thätige Hülfe im Kampfe fand. — Auch ein Verwandter von ihm, Alexei Nikititsch T., der besonders durch den mit dem Hetman Jurij Chmelnizkij zu Perejaslawl 29. Oct. 1659 geschlossenen Vertrag den Bürgerkriegen in der Ukraine ein Ende machte, erwarb sich große Verdienste um sein Vaterland. Der Zar Alexei Michailowitsch belohnte ihn durch eine großartige Schenkung, indem er ihm die Stadt Trubtschewsk statt eines Lehns mit vollem Eigenthumsrechte überwies; doch kurz vor seinem Tode, 1663, gab Alexei das Recht auf die Stadt der Krone zurück. — Andere berühmte Familienglieder waren der Fürst Iwan Jurjewitsch T., der 1700 in der Schlacht von Narwa in schwed. Gefangenschaft gerieth, aus der er erst 1717 befreit wurde, und 1750 als ältester Feldmarschall des russ. Heeres starb, und dessen Bruder, Fürst Nikita Jurjewitsch T., welcher unter der Kaiserin Anna Generalkriegscommissar der Armee, später aber gleichfalls Feldmarschall wurde und sich namentlich als Mäcen der jungen russ. Literatur auszeichnete. — Fürst Wassilji Sergejewitsch T., geb. 1776, that sich in den Feldzügen gegen Türken und Franzosen hervor, wurde Generaladjutant des Kaisers Alexander, 1813 nach der Schlacht von Leipzig Generallieutenant und 1826 General der Cavalerie. 1830 ging er in außerordentlicher Mission nach England, erhielt hierauf einen Sitz im Reichsrathe und starb 1841. — Fürst Sergéi T., Oberst bei der kaiserl. Garde, war eins der Häupter der Verschwörung von 1825 und, wie es heißt, zum künftigen Zaren designirt. Er wurde von dem Staatsgerichtshof zum Tode verurtheilt, welche Strafe der Kaiser in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien umwandelte. Vom Kaiser Alexander II. begnadigt, starb T. 1861 in Moskau. — Fürst Peter T. zeichnete sich in der Schlacht von Kulewtscha und 1831 in Polen durch Tapferkeit aus, wurde nacheinander Militärgouverneur von Smolensk und Orel und 1844 Generallieutenant. Er ist

mit der Tochter des Feldmarschalls Fürsten Wittgenstein vermählt und lebt als Mitglied des dirigirenden Senats in Petersburg.

Truchmenen, s. Turkmanen.

Truchseß, im Latein des Mittelalters Dapifer, in Frankreich Seneschall (s. d.), in England High Steward, hieß im Deutschen Reiche seit der Krönung Kaiser Otto's I. der vornehme Hofbeamte, welcher über Küche und Oekonomie der kaiserl. Hofhaltung die Oberaufsicht führte und bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die Tafel des Kaisers zu setzen hatte. Nach der Vereinigung dieses und der übrigen sog. Erzämter (s. d.) mit den Kurämtern unter Kaiser Otto IV. wurden die Erzämter in bestimmten Territorialfürstenthümern erblich, und zwar das Erztruchseßamt in der Rheinpfalz. Als Friedrich V. von der Pfalz 1623 der Kur verlustig ging, fiel das Erztruchseßamt an Baiern und 1706 infolge der Aechtung des Kurfürsten von Baiern wieder an die Pfalz. Doch schon 1714 kam Baiern von neuem in den Besitz des Erztruchseßamts, das es nun bis zur Aufhebung des Deutschen Reichs bekleidete.

Truckſyſtem (vom engl. to truck, tauschen) nennt man das Verfahren der Arbeitgeber, ihre Arbeiter ganz oder theilweise nicht durch baares Geld, sondern durch gelieferte Naturalien und andere Waaren abzulohnen. Es kann Fälle geben, in welchen die Lieferung von Naturalien an Arbeiter durch die Arbeitgeber für die erstern vortheilhaft ist, wenn nämlich, z. B. bei Eisenbahnbauten u. s. w., die Arbeitsstätte so gelegen ist, daß die Arbeiter sich ihre Bedürfnisse im Kleineinkauf gar nicht oder nur schwer zu angemessenem Preise beschaffen können. In der Regel aber gereicht das T. dem Arbeiter zum Nachtheil, indem es denselben nöthigt, seine Einkäufe in dem von dem Arbeitgeber selbst errichteten oder von ihm begünstigten Laden zu den dort bestehenden, vielleicht hoch normirten Preisen zu machen und dabei mangelhafte oder gar schlechte Waaren anzunehmen. In diesem Falle gestaltet sich das T. zu einer förmlichen systematischen Ausbeutung der Arbeiter durch den Arbeitgeber, dem die Arbeiter, welche meist von dem Arbeitgeber abhängig sind, sich gewöhnlich nicht zu widersetzen vermögen. Auch verhindert das Verfahren die Arbeiter wesentlich am Sparen. In neuerer Zeit haben deshalb die Gesetzgebungen der meisten Staaten das T. verboten und mit Strafe bedroht, ohne doch den Misbrauch, weil die Verbote leicht umgangen werden, ganz ausrotten zu können.

Trueba y Cosío (Telesforo de), Dichter in engl. und span. Sprache, geb. zu Santander 1805, verlor seinen Vater früh. Seine wohlhabende Mutter lebte in Paris und ließ ihren Sohn in einem kath. Collegium in England erziehen. T. machte seine diplomatischen Studien in London und Paris, wo er dann bis 1822 als Attaché bei der span. Gesandtschaft blieb. Nach der Rückkehr in sein Vaterland stiftete er die Akademie, in welcher sich unter dem Vorsitze des Alberto Lista fast alle jüngern Dichter Spaniens vereinigten. Auch als Politiker und Patriot machte er sich unter den Vorkämpfern der constitutionellen Partei bemerkbar, weshalb er bei der Invasion des franz. Heeres in Spanien nach Cadiz flüchten mußte. Schon hier bekundete er sein Talent zur dramatischen Dichtung. Doch erst in London, wohin er sich nach Wiederherstellung des Absolutismus begeben, erwarb er sich als Dichter und Schriftsteller in engl. Sprache europ. Ruf. Er schrieb zunächst histor. Romane, wie «Gomez Arias», «The Castilian» und die biographisch-histor. Werke «Lives of Cortes and Pizarro», die fast in alle gebildeten Sprachen Europas übersetzt wurden. Dann begann er für die Bühne zu arbeiten, für die er den meisten Beruf hatte. Seine Lustspiele «The exquisites», «Mr. and Mrs. Pringle» und «The man of pleasure» fanden allgemeinen Beifall; seine letzte dramatische Arbeit war das histor. Drama «The royal delinquent». Doch unter allen seinen literarischen Arbeiten verschaffte ihm den größten Ruf das beschreibende Sittengemälde «Paris and London». Als vaterländischer Dichter hat er sich einen Namen gemacht durch seine beliebten Lustspiele «El veleta» und «Casarse con 60000 duros». Nachdem er 1834 die Erlaubniß erhalten, in sein Vaterland zurückzukehren, wurde er von seiner Provinz zum Deputirten und von der Zweiten Kammer zum Procurador und dann zum Secretär gewählt. Doch starb er zu Paris 4. Oct. 1835.

Trueba y la Quintana (Antonio de), einer der populärsten Dichter des heutigen Spanien, wurde 24. Dec. 1821 in Sopuerta, einem Weiler Biscaya's, als Sohn einfacher Landleute geboren. Bis zu seinem 15. J. blieb er in seinem Heimatsorte und zeigte früh ein sehr lebhaftes Gefühl für die Dichtkunst. 1836 kam er zu einem entfernten Verwandten nach Madrid, in dessen Kaufladen er Anstellung erhielt. Doch benutzte er jeden freien Augenblick, um sich durch Studien auszubilden, und erlangte an der Universität einen akademischen Grad. Nach zehn Jahren verließ er seinen Verwandten und war seitdem in den Redactionsbureaux mehrerer Journale thätig. Seine Gedichte sammelte T. in dem «Libro de los cantares», das in vielen

Auflagen erſchienen iſt (auch als ſechster Band der «Coleccion de autores españoles», Lpz. 1860). Er iſt der ſpan. Béranger, und ſeine Lieder haben die volksmäßige Form ſo glücklich getroffen, daß ſie allerwärts im Munde des Volks leben. Auch außerhalb Spaniens haben ſie ſich Geltung verſchafft, und namentlich wurden ſie wiederholt ins Italieniſche überſetzt. T. iſt auch ein ſehr fruchtbarer und tüchtiger Schriftſteller in Proſa und der einzige, der mit Fernan Caballero wetteifern kann. Seine «Cuentos de color de rosa» (Madr. 1859), «Cuentos campesinos» (2. Aufl., Madr. 1862), «Cuentos de vivos y muertos» (Madr. 1866) entnehmen ihre Stoffe mit Vorliebe ſpan. Märchen und Sagen und ſpielen meiſt in Biscaya. Außerdem hat ſich T. im hiſtor. Romane ebenfalls mit Glück verſucht. «El Cid Campeador» und «Las hijas del Cid» ſind durch die in Leipzig erſcheinende «Coleccion de autores españoles» auch in Deutſchland bekannt geworden.

Trüffeln heißen kugelige Pilze aus der Abtheilung der Bauchpilze (Gasteromycetes), welche im Boden oder unter der Erdoberfläche wachſen, und von denen mehrere Arten eßbar und wegen ihres angenehmen Aroms als feines Gewürz ſehr geſchätzt ſind. Die T., welche verſchiedene Gattungen bilden, ſind bald ſolid, bald inwendig voller Lücken und Höhlungen, äußerlich glatt, höckerig oder faltig, kahl oder behaart, und bleiben bald ganz geſchloſſen, bald öffnen ſie ſich nach dem Reifen der in ihnen eingeſchloſſenen Sporen mit einer oder mehrern Mündungen. Die Maſſe des Pilzes iſt fleiſchig, knorpelig oder hornig, gewöhnlich auf hellem Grunde dunkel gefleckt und marmorirt. Dieſe dunkeln Flecken beſtehen aus den dunkel gefärbten Sporen, welche in kugeligen, eiförmigen, länglichen oder nierenförmigen Schläuchen eingeſchloſſen liegen. Das oft weitausgebreitete Mycelium bildet ein den Boden durchziehendes wurzelartiges Geflecht, an welchem die Sporenfrüchte (die T.) zuerſt als kleine kugelige, erbſenartige Körperchen entſtehen. Die T. (Tuberaces) zerfallen in drei Gruppen: T. cavernosi, mit einer einzigen innern Höhlung, T. lacunosi, mit mehrern innern Höhlen, und T. solidi, mit feſter Maſſe ohne alle Hohlräume. Zur letztern Gruppe gehört die Gattung Tuber, deren Arten alle ganz unterirdiſch wachſen. Die bekannteſte und geſchätzteſte Art iſt die gemeine Trüffel (T. cibarium Sibth.), ein in Größe, Form und Farbe ſehr variirender, doch ſtets dunkel gefärbter (daher auch ſchwarze Trüffel genannt), knollenartiger, bisweilen über 1 Pfd. ſchwer werdender Pilz, welcher in mergeliger Erde von Laubwäldern in ganz Mittel- und Südeuropa, namentlich in Italien und einigen Gegenden Deutſchlands (Thüringen, um den Harz herum, Mecklenburg, Böhmen) vorkommt. Weniger verbreitet iſt die weiße italieniſche Trüffel (T. magnatum Pic.), ein blaß ochergelber, feinwarziger bis glatter Pilz aus anfangs weißem, dann ſchmuziggelbem und purpurn gefleckten Fleiſche von großem Wohlgeruch. Derſelbe wächſt tief in der Erde der Berge und Hügel Piemonts. In Frankreich kommen beſonders vor T. melanosporum und T. brumale, die ſog. Perigordtrüffeln, vom Diſtrict Perigord, wo dieſe maſſenhaft wachſen. Erſtere, innerlich violett, riecht wie Erdbeeren; die andere, innerlich grau, hat einen ſäuerlichen Geruch. Eine andere Trüffelgattung iſt Tereferia Tul. Ihre ebenfalls ganz unterirdiſchen Arten bilden kugelige oder niedergedrückt-kugelige, nuß- bis fauſtgroße Stücken mit einem kurzen Grundanhängſel und mit einer dicken, ſich nicht abgrenzenden, ſondern unmittelbar in die weißliche, braungefleckte Markmaſſe übergehenden Außenhaut. Hierher gehört T. Leonis Tul., die Trüffel der Alten, welche in Nordafrika wächſt. Zur Gattung Choiromyces Vitt., unterirdiſche Pilze von unregelmäßig kugeliger, oft gelappter Form mit dünner, glatter Außenhaut und ſchlauchdurchſetztem, feſtem Fleiſche, gehört die deutſche weiße Trüffel (Ch. albus Cord.), welche anfangs auch auswendig weiß, ſpäter ſchmuziggelb bis ledergelb iſt und z. B. in Böhmen hier und da in Menge vorkommt. Alle T. ſcheinen einjährig zu ſein und kalkhaltigen Mergelboden zu lieben. Sie werden durch das Umgraben des Bodens der Oertlichkeiten, wo ſie wachſen (Trüffelgruben), vermehrt. Nur die ältern T. ſind benutzbar, denn nur ſie beſitzen das beliebte Arom, welches ſich ſehr ſchnell verflüchtigt, weshalb ſich T. ſchwer aufbewahren laſſen. Die beſten kommen in den Lyoner Paſteten, wo ſie in guten Behältern mit einer Fettſchicht umgeben ſind, in den Handel. Ueberhaupt ſammelt man in Frankreich die meiſten T., und die Trüffelernte iſt dort ein ſehr wichtiger Erwerbszweig. Allein im Depart. Vaucluſe werden jährlich gegen 60000 Pfd. Trüffeln im Werth von 30000 Thlrn. gewonnen. Zum Aufſpüren der T. bedient man ſich dort wie auch anderwärts beſonders dreſſirter Hunde oder auch der Schweine. Vgl. Tulasne's Prachtwerk: «Fungi hypogaei. Histoire des champignons hypogés» (2. Aufl., Par. 1862).

Trugſchluß iſt ein in der Form oder dem Inhalte falſcher Schluß. Je nachdem man mehr ſich ſelbſt hierbei irrt oder nur andere täuſchen will, iſt der falſche Schluß entweder Fehlſchluß

und Paralogismus, oder T. und Sophisma. Aristoteles hat sich in seiner Schrift «De sophisticis elenchis» viele Mühe gegeben, Fehl- und Trugschlüsse zu classificiren und aufzulösen. Er unterscheidet solche, wo das Falsche und Täuschende im zweideutigen Ausdrucke (sophisma dictionis), von solchen, wo es im unzweideutigen, aber falschen Gedanken selbst liegt (sophisma extra dictionem). Das erste kommt vor, wo ein Wort, welches zu den Hauptbegriffen des Schlusses gehört, doppelsinnig ist. Im zweiten Falle ist eine der Materie nach falsche Bestimmung vorhanden, indem z. B. etwas als Allgemeines oder als Ursache angegeben wird, was es nicht ist. — In der Musik heißt T. ein täuschender Tonschluß.

Trunkenheit. Der Alkohol wirkt auf den thierischen Körper giftig, ruft aber, in kleinen Mengen und in verdünntem Zustande genossen, wie andere gleichfalls giftige Genußmittel (Taback, Thee, Kaffee) eine angenehme Aufregung hervor, welcher ein Zustand der Erschlaffung folgt. Kleine Mengen Alkohol bewirken das Gefühl von Wärme im Magen und in der Haut, machen den Puls kräftiger und schneller, veranlassen einen stärkern Blutzufluß zu den Baucheingeweiden (Leber) und dem Kopfe und regen die geistige Thätigkeit an. Nach dem Genusse größerer Mengen Weingeist sind diese Wirkungen stärker, und die schädlichen Einflüsse derselben treten hervor. Die Verminderung der Leistungsfähigkeit macht sich früher und in stärkerm Grade geltend. Das Denkvermögen verliert an Schärfe, das Gedächtniß wird unsicher, die Sinne versagen den Dienst, das Gehirn verliert seine Herrschaft über den Körper, sodaß die Bewegungen unsicher werden. In den höchsten Graden der Betrunkenheit schwindet sogar das Bewußtsein, und es kann selbst bei Ungewohntheit des Alkoholgenusses (bei Kindern, bei Thieren) oder nach dem Genusse sehr großer Mengen Alkohol der Tod erfolgen. Der Körper bedarf einiger Zeit, um sich von solchen Angriffen auf seinen Normalzustand zu erholen, und es hinterbleibt daher nach dem Rausche eine Störung der Gesundheit, bei welcher die Zeichen eines Magen- und Darmkatarrhs hervorstechen, der jedoch nicht allein durch den Alkohol, sondern auch durch andere in den spirituösen Getränken enthaltene Substanzen (Salze im Wein, Salze und Dextrin im Biere) hervorgerufen wird. Bei häufiger Wiederholung der Intoxication mit Alkohol (Trunksucht) bilden sich allmählich Störungen in der Ernährung und in der Beschaffenheit des Körpers aus, die als eine wirkliche Krankheit (Alkoholismus, Säuferkrankheit) betrachtet werden können. Abgesehen von den Störungen der Gehirnfunctionen, wird namentlich der Darmkanal in seinen Verrichtungen beeinträchtigt, und es erleidet die Leber (s. d.) Veränderungen, welche zu einer eigenthümlichen, zuletzt den Tod bedingenden Entartung (Säuferleber) führen. Die Abschwächung des Organismus bei Gewohnheitstrinkern gibt sich ferner auch darin kund, daß selbst leicht andersartige Erkrankungen (Katarrh z. B.) mit schweren Hirnsymptomen, dem sog. Säuferwahnsinn (s. Delirium) verlaufen.

Truro, Municipalstadt und Parlamentsborough, die schönste, volkreichste und betriebsamste Stadt der engl. Grafschaft Cornwall, am obern Ende des Falmouth-Hafens und an der Westbahn gelegen, besitzt das königl. Institut von Cornwall mit einem Museum (Vögel, Mineralien und Alterthümer), eine Grafschaftsbibliothek, eine Bergbauschule, eine Gartenbaugesellschaft, ein kleines Theater, ein Stadthaus und ein Krankenhaus. Die Stadt zählt 11337 E., darunter viele sehr Wohlhabende. Es befinden sich hier Papiermühlen, Eisengießereien, Schmelzöfen und Porzellanfabriken. An dem Quai können Schiffe von 100 Tons Last ankern. 1861 besaß die Stadt selbst 68 Schiffe von 5788 Tons, und der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 117937 Tons im Küsten- und 27823 Tons im auswärtigen Handel. T. ist eine der fünf Stannarystädte, wohin die Zinnblöcke der Grafschaft zum Behuf der Stempelung in der Coinage-Hall gebracht werden müssen.

Truthahn (Meleagris Gallipavo), auch Puter, Türkischer oder Kalekutscher Hahn heißt ein Vogel aus der Familie der Hühner, der sich durch nackten Kopf und Hals und einen vom Oberschnabel herabhängenden Hautlappen auszeichnet und ehemals über das ganze wärmere Nordamerika verbreitet war. Jetzt lebt er in wildem Zustande nur noch in den großen Waldungen westlich von den Alleghanygebirgen und besucht im Herbste, wenn die reifen Früchte und Samen abfallen, in mäßigen Zügen das Ohio- und Mississippithal. Der wilde T. ist von schwarzgrüner Farbe, 4 F. lang, fliegt schlecht, läuft aber außerordentlich schnell und wird wegen seines fetten Fleisches im Winter, wenn er sich den Menschenwohnungen nähert, in Menge geschossen. Die ersten Truthähne brachten die Spanier 1524 von Florida nach Europa. 1541 galten sie in England bereits für einen wenig seltenen Leckerbissen, während in Frankreich der erste an der Hochzeitstafel Karl's IX. 1570 verspeist ward. In Deutschland scheint der Vogel noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. ganz unbekannt gewesen zu sein. Gegenwärtig findet

er ſich in allen europ. Colonien und wird in ganz Europa, mit Ausſchluß der kälteſten Theile, beſonders in Frankreich im großen gezogen. Er iſt gemein in allen Ländern des Mittelländiſchen Meeres, unter denen ihm das warme, trockene und baumloſe Syrien am meiſten zuſagt, da der Vogel weder Kälte noch Näſſe vertragen kann, die beſonders den Jungen oftmals tödlich werden. Außerdem iſt der T. manchen Krankheiten unterworfen und viel zärtlicher als gemeine Hühner. Auch ſind die durch Cultur hervorgebrachten Spielarten bei ihm weniger zahlreich als bei dieſen.

Trützſchler (Friedr. Karl Adolf von), Staatsmann und juriſt. Schriftſteller, geb. zu Kulmitſch bei Weida im Weimariſchen 3. Juni 1751, ſtudirte in Jena die Rechte und ward 1771 als Aſſeſſor bei der Landesregierung zu Altenburg angeſtellt. Seitdem gehörte ſein Wirken dem Fürſtenhauſe Sachſen-Gotha an. Er wurde 1774 Hof- und Conſiſtorialrath, 1783 Conſiſtorialpräſident und Geh. Regierungsrath, 1786 Vicekanzler, 1794 Geheimrath und Wirkl. Kanzler, worauf er die Stelle als Conſiſtorialpräſident niederlegte, 1804 Wirkl. Geheimrath und 1820 Präſident des Geh. Rathscollegiums zu Gotha. Doch behielt er fortwährend ſeinen Wohnſitz in Altenburg, dem er ſeit dem Erbtheilungsvertrage ganz angehörte. Nachdem er 1830 ſeine Entlaſſung genommen, ſtarb er zu Falkenſtein im ſächſ. Voigtlande 31. Juli 1831. Trotz ſeiner durch Berufsgeſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommenen Thätigkeit blieb T. dennoch fortwährend der gelehrten Forſchung zugethan. Unter ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: «Verſuch einer genauen Beſtimmung des Rechts wiederkäuflicher und unableglicher Zinſen bei entſtandenen Concurſen» (Altenb. 1777); «Lehre von der Präcluſion bei entſtandenem Concurſe der Gläubiger» (2 Bde., Lpz. 1781; 2. Aufl. 1802); «Anweiſung zur Abfaſſung rechtlicher Aufſätze über Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit» (2 Bde., Lpz. 1783—84; 5. Aufl. 1817); «Anweiſung zur Abfaſſung der Berichte über rechtliche Gegenſtände» (Lpz. 1805; 3. Aufl. 1817). Auch verſuchte er ſich als Dichter und in Romanen. — Wilhelm Adolf von T., Enkel des vorigen, Sohn des Geheimraths Franz Adolf von T., geb. 20. Febr. 1818 zu Gotha, ſtudirte ſeit 1835 zu Leipzig, Jena und Göttingen die Rechte und wurde 1843 Actuar zu Zwickau, 1845 Aſſeſſor beim Appellationsgericht in Dresden. 1848 in die deutſche Nationalverſammlung gewählt, hielt er in dieſer zur Linken. Beim Ausbruch der Revolution in Baden 1849 ging er dorthin, wurde hier 26. Mai zum Civilcommiſſar der Stadt Manheim und des Unterrheinkreiſes ernannt und entwickelte bei der Organiſation des Aufſtandes ungemeine Energie. Am 22. Juni auf der Flucht eingeholt, ward er den Preußen überliefert, vom Kriegsgericht 13. Aug. 1849 zum Tode verurtheilt und 14. Aug. zu Manheim erſchoſſen.

Truxillo oder Trujillo, eine Stadt in der Provinz Caceres in der ſpan. Landſchaft Eſtremadura, an der Grenze von Caſtilien, auf und an einem von der Magaſca umfloſſenen Felſen gelegen und von einem alten mauriſchen Caſtell beherrſcht, iſt im obern Theile eng und winkelig gebaut und wird wegen der vielen Storchneſter auf den alterthümlichen Thürmen und Häuſern das «Hauptquartier der Störche» genannt. Im untern Theile iſt die Stadt ziemlich regelmäßig und modern. Sie hat fünf Kirchen, acht Kloſtergebäude, einen ſchönen Hauptplatz mit Arcaden, mehrere Paläſte, vier Hospitäler und zählt 7858 E. (1857), welche Webereien, Gerbereien und Töpfereien unterhalten und ſehr einträglichen Handel mit Vieh treiben. T. iſt der Geburtsort des F. Pizarro und anderer Conquiſtadoren. Sie ſteht auf der Stelle des antiken Trogilium in Luſitania, war von 711—1185 arabiſch, ward dann von Alfons von Caſtilien, 1196 aber wieder von den Almohaden erobert und bis 1233 von den Mauren behauptet. — T., Stadt in der ſüdamerik. Republik Venezuela, etwa 30 M. im Südſüdoſten von Maracaibo, in einem engen Thale der Sierra de Merida, gelegen, wurde 1559 von Diego Garcia de Paredes unweit einer ſchon 1556 angelegten, aber alsbald von den Indianern zerſtörten Stadt deſſelben Namens gegründet. Die Stadt blühte raſch auf und war, als die Flibuſtier unter Grammont 1668 ſie plünderten und die beſten Gebäude niederbrannten, eine der ſchönſten und reichſten Städte in dieſem Theile des ſpan. Amerika. Gegenwärtig hat ſie etwa 4000 E., die einträglichen Handel mit Weizen und andern landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen nach Maracaibo treiben. Von hier erließ Bolivar 15. Juni 1813 ſeine Proclamation zum Kampfe gegen die Spanier. Auch unterzeichnete derſelbe hier 26. Nov. 1820 den zu Sta.-Ana (einem Dorf zwiſchen T. und der Stadt Carache) zwiſchen ihm und dem ſpan. General Morillo verhandelten Waffenſtillſtand, der dem ſiebenjährigen blutigen Kriege ein Ende machte. — T., die Hauptſtadt von Libertad, des nördlichſten Departements der ſüdamerik. Republik Peru, liegt nahe der Mündung des kleinen Chimu oder Rio de T. Die Stadt wurde 1535 von F. Pizarro gegründet und nach ſeinem Geburtsorte benannt. Vom Juni bis 6. Aug. 1823 war es Sitz des Congreſſes. Seit 1609 iſt die Stadt Sitz eines Biſchofs, jetzt auch eines Obergerichts für mehrere Departements.

Sie hat eine sog. Universität (seit 1831), ein bischöfl. Seminar, ein Nationalcollegium (San-José), zwei Elementarschulen und etwa 8000 E. Obgleich dem auswärtigen Handel eröffnet, ist doch der Seeverkehr nur unbedeutend, weil ihr (2/3 M. gegen Norden liegender) Hafenplatz Huanchaco (Puerto de Huanchaco) nur eine offene Rhede ist. — T., Hafenplatz in der centroamerik. Republik Honduras, an der Nordküste, östlich an der schönen Bai von T., wurde 1524 von F. de Las Casas gegründet und blühte rasch zu einer bedeutenden Stadt auf. Dieselbe war 1559—61 Bischofssitz, hatte im 16. Jahrh. eine starke Bevölkerung und lebhaften Handelsverkehr mit Spanien, sank aber durch die Machtentwickelung der Boucaniers und wurde 1643 trotz ihrer Festungswerke von den Holländern erobert und zerstört. 1791 wurde der Ort durch die Belagerung der Engländer hart mitgenommen, die auch in neuerer Zeit durch Blokade dem Handel viel Schaden zufügten. Gegenwärtig liegen die Forts und Kasernen in Ruinen, und der Ort selbst hat ein verfallenes Ansehen und zählt nur etwa 500 E. Der größte Theil des Handels geht über Balize, doch bestehen auch ziemlich regelmäßige Verbindungen mit Havana durch Schoner unter span. Flagge.

Tryphiodorus, ein späterer griech. Dichter, wahrscheinlich aus dem 5. Jahrh. n. Chr., von Geburt ein Aegypter, von dem ein kleines episches Gedicht in 691 Versen, «Die Eroberung von Ilion», auf uns gekommen. Das Gedicht ist mit Bildern überladen und ohne eigene poetische Erfindung, jedoch in verhältnißmäßig reiner Sprache verfaßt. Herausgegeben wurde es von Wernicke (Lpz. 1819) und von Köchly (Zür. 1850), übersetzt von Torney (Mitau 1861).

Tschâd oder **Tsad**, d. h. in der Bornusprache Großes Wasser, der größte Landsee im nördl. Innerafrika, der Bahr-ez-Zalam der Araber, zwischen 12½—14½° nördl. Br. und 31—33° östl. L., wird im N. von Kanem, im W. von Bornu, im S. von Baghirmi und im O. von Wadai begrenzt. Da seine Ufer wechselnd und unbestimmt sind, so läßt sich seine Ausdehnung nur annähernd auf 680 Q.-M. schätzen, bei einer Tiefe von 6—15 par. F. und einer Höhenlage von 778 F. über dem Meere. Während der See in der trockenen Jahreszeit außerordentlich zusammenschrumpft, schwillt er während der tropischen Regen wieder bedeutend an und verursacht dadurch Ueberschwemmungen, welche oft die an seinen Ufern gelegenen Dörfer oder Städte vernichten. Die ganze Umgebung besteht aus angeschwemmtem Lande, unter welchem sich Kalkschichten mit Muscheln hinziehen. Sein Wasser ist sumpfig, aber süß, sehr reich an Infusorien und Fischen und vielfach bedeckt mit Pistia, Lotus und andern Wasserpflanzen. Der größere Theil besteht aus sog. schwarzem Wasser, d. h. Sumpfstrecken mit Kanälen und kleinen Inseln; nur an der Mündung des Schari befindet sich offenes, freies, sog. weißes Wasser. Die sumpfigen und theilweise bewaldeten Ufer zeigen viel Papyrusschilf und beherbergen zahllose Massen von Mosquitos, Fliegen, Ameisen, Termiten, Skorpionen, Kröten, Eidechsen, Krokodile, Antilopen, Wildschweine, Büffel, Elefanten und Flußpferde, seltener Löwen und Leoparden. In regenarmen Jahren trocknen die Kanäle zwischen den Inseln oft aus, sodaß sich diese mit den Küsten vereinigen, während zur Zeit starker Regen deren Bewohner, die Buddunna oder Jedina, oft auf das Festland flüchten müssen. Dieses heidnische, wilde, ebenholzschwarze, mit den Mußgo und Marghi verwandte Volk überfällt in seinen bis 40 F. langen Kähnen die Umwohner des Sees und schleppt sie in die Sklaverei, ist aber dabei sehr gewerbthätig und treibt Handel mit aus Salzkräuterasche bereitetem Kochsalz. Da der T. sich schon durch Verdünstung genügend verringert, so gibt er keine Zuflüsse ab, empfängt dagegen mehrere mit außerordentlich geringem Gefälle und seichten, oft eintrocknenden Wasserläufen, die in der Regenzeit zu majestätischen Strömen anschwellen. Von Westen mündet der 120 M. lange, durch Bornu ziehende Komadugu-Waube, welcher im November seinen höchsten Stand hat; vom Süden der nur 25 M. lange, vom Mindifgebirge kommende Jaloe und der 30 M. lange Lebai. Am größten und bedeutendsten ist der über 100 M. lange, in den Bergen Adamauas entspringende Schari. Von Norden mündet kein Fluß in den T., während von Osten durch das Wadi-el-Ghazäl nur zur Regenzeit einiges Wasser ihm zuströmt. Der See ist wahrscheinlich der schon von Ptolemäus als ein periodisch übertretender Sumpf erwähnte Nubasee. Im Mittelalter erwähnt ihn Abulfeda unter dem Namen Kuarsee als ein überaus fischreiches Gewässer. Die Briten Clapperton, Denham und Oudney waren die ersten Europäer, welche diesen See erblickten. Der erste aber, welcher denselben 1851 befahren, war der Deutsche A. Overweg, welcher 27. Sept. 1852 zu Madnari am Westufer starb.

Tschaiken, Csaiken oder Sayken, ein türk. Wort, das so viel als Schiff bedeutet, heißen in Ungarn die kleinen Galeren, die auf der Donau gebraucht werden, mit Segel und Ruder versehen sind und sich sehr geschwind und leicht, auch wider Strom und Wind, bewegen. Oesterreich

hielt davon eine kleine Flotte, die mit Kanonen und Haubitzen ausgerüstet war. Sie diente zur Beschützung der Donau, Save und Theiß gegen die Türken, und Prinz Eugen machte von ihr in seinen Feldzügen einen sehr vortheilhaften Gebrauch. Die zum Dienst auf den T. gebrauchten Soldaten hießen Tschaikisten und gehörten zu den Grenztruppen, innerhalb welchen sie ein Bataillon (das Tschaikistenbataillon) bildeten, das 1852 in das Titeler Grenz-Infanteriebataillon umgewandelt wurde. Der Bezirk dieses Bataillons gehört zum Gebiete der serb.-banat. Militärgrenze und umfaßt die dreieckige Landspitze, die von den hier sich vereinigenden Flüssen Donau und Theiß im Süden und Osten und einem Theile der sog. Römerschanze, d. i. eines zwischen beiden Flüssen vermuthlich erst zur Zeit der Türkenkriege aufgeworfenen Erdwalls, im Nordwesten begrenzt wird. Derselbe zählte 1857 auf 16,73 Q.-M. 26605 E., größtentheils griech. nichtunirte Serben. Der Bezirk zerfällt in sechs Compagniebezirke. Das Bataillon hat auf dem Kriegsfuße eine Stärke von 1436 Mann. Der Stabsort des Bataillons ist Titel, ein Marktflecken an der Vereinigung der beiden Flüsse, mit 2700 E., einer Hauptschule, einem sehenswerthen Arsenal, Schiffswerften und einer Dampfschiffstation. Durch die Donau und Theiß, durch Moräste und im Norden durch einen Berg auf allen Seiten gedeckt, bildet der Ort eine natürliche Festung, und war als solche, wie in den Türkenkriegen, so auch wieder 1848 und 1849 von Bedeutung. Am 13. April 1849 wurden bei dem 3/4 St. entfernten Orte Mosforin, in einem Sumpfe unweit der Theiß und dem nahen Orte Vilovo die Ungarn von den Serben unter Stratimirowitsch und Stephanowitsch besiegt.

Tschako (vom ungar. csákó), auch Czako geschrieben, heißt eine militärische Kopfbekleidung von Filz mit plattem Deckel, welche zuerst in der franz. Armee 1806 und dann in allen übrigen Heeren den früher üblichen dreieckigen (d. h. dreifach aufgekrempten) Hut der Infanterie verdrängte. Der T. hat sehr verschiedene Formen gehabt, bald oben, bald unten breiter, bald cylindrisch. In der preuß. Armee wurde er unter Friedrich Wilhelm IV. durch den Helm ersetzt, dann aber wieder bei den Jägern, der Landwehr und dem Train eingeführt. Im österr. Heere trat ein runder, niedriger Hut an seine Stelle. Die Franzosen haben den T. in der leichten Form des sog. Käppi (kepy).

Tschausch heißt im Türkischen ein Gerichtsdiener, deren es in Konstantinopel gegen 700 gibt, der erste derselben heißt Tschausch-Baschi. Dieser vertrat früher am türk. Hofe die Stelle eines Hofmarschalls, der namentlich die fremden Gesandten vor den Thoren der Hauptstadt empfing, sie in großem Zuge in die Stadt begleitete und zu den Audienzen beim Großvezier und dem Sultan führte. Früher zur rechten Seite des Gesandten, später aber einige Schritte ihm vorausgehend, geleitete er ihn, einen silbernen Stab in der Hand haltend, in den Audienzsaal. Die Siegel des öffentlichen Schatzes und die Register über die großherrl. Domänen waren ihm anvertraut. Er war zugleich Stadtrichter, assistirte bei den Urtheilen, die der Großvezier in letzter Instanz fällte, und wurde oft selbst mit der Execution der ertheilten Sentenzen beauftragt. Die Neuzeit hat diese Würde verschwinden machen und ihre Attribute unter verschiedene andere Aemter vertheilt.

Tscheremissen, eine ostfinn. Nation im europ. Rußland, die sich selbst Mari, d. i. Männer, nennen, leben meist am linken Ufer der Wolga, in den Gouvernements Kostroma, Nishnij-Nowgorod, Kasan, Wjätka, Perm und Orenburg. Sie sind den eigentlichen Finnen dem Charakter nach sehr ähnlich und reden einen finn., doch mit vielen russ. und tatar. Ausdrücken untermischten Dialekt (grammatisch bearbeitet von Castrén und Wiedemann). Dieselben waren zur Zeit der Tatarenherrschaft denselben unterworfen und wohnten damals südlicher, zwischen Wolga und Don. Nachmals kamen sie mit den übrigen ostfinn. Völkerschaften an das russ. Reich, behielten zwar anfangs noch ihre Khane bei, verloren diese indeß später und auch ihr Nomadenthum, sodaß aus ihnen anjässige Hirten, Ackerleute, Jäger, Fischer und besonders betriebsame Bienenwirthe geworden sind. Doch leben sie auch gegenwärtig noch nicht in Städten und geschlossenen Dorfschaften, sondern vereinzelt, am liebsten in Wäldern, wozu die großen Urwaldungen an der Wolga günstige Gelegenheit darbieten. Ihre Weiber, darunter man zum Theil sehr schöne und wohlgestaltete findet, verstehen die Kunst des Webens und Färbens meisterhaft, und die ganze Kleidung der T. wird von ihnen selbst gefertigt. Obwol dieses im ganzen ärmliche, wenig reinliche und scheue Volk sich zur griech.-russ. Kirche bekehrt hat, übt es doch noch eine Menge heidnischer Religionsgebräuche. Die Kopfzahl der T. wird auf 165000 angegeben.

Tscherepowez, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, am Wolgazufluß Schekna, 15 M. westlich von Wologda, zählt nur 3309 E., ist aber bemerkenswerth wegen der in den südöstl. Districten ihres Kreises im größten Maßstabe betriebenen Fabrikation von Nägeln ver-

ſchiedener Art, die unter dem Namen Ulanſche Nägel in den Handel kommen. Dieſe Induſtrie verbraucht jährlich 550000 Pud (à 40 Pfd.) Uraleiſen und 50000 Pud an Ort und Stelle gewonnenes Eiſen, beſchäftigt etwa 20000 Menſchen und hat einen jährlichen Ertrag von 1,280000 Silberrubel. Die hier gefertigten Nägel werden in ganz Rußland vertrieben, hauptſächlich aber gehen ſie über die Meſſen in der Ukraine nach dem Süden des Reichs.

Tſcherkask, ſ. Nowo-Tſcherkask.

Tſcherkeſſen oder Circaſſier hießen im weiteſten Sinn, beſonders wenn von dem Tſcherkeſſenkriege gegen die Ruſſen die Rede war, alle freien, von Rußland noch nicht überwundenen Kaukaſiſchen Bergvölker (ſ. d.), dann im engern Sinn die Bewohner des weſtl. Gebiets des Kaukaſus, welches deshalb auch Tſcherkeſſien oder Circaſſien (ſ. d.) genannt wird. Die eigentlichen T. bewohnen aber nur den nordweſtlichſten Flügel des Kaukaſus mit Ausſchluß des Landes der Abchaſen (ſ. d.), ihrer ſüdl. Nachbarn, oder den Winkel zwiſchen dem Schwarzen Meere im Weſten und dem untern Kuban im Norden. Dieſer Theil des Kaukaſus, deſſen äußerſten Ausläufer gegen Nordweſten die Schwarzen Berge (Coraxici Montes) bilden, iſt weniger hoch als der mittlere Theil des mächtigen Gebirgs und wird immer niedriger, je mehr er ſich nach Weſten erſtreckt. Das Gebirge, deſſen Boden hauptſächlich aus Kreide beſteht, iſt mit Wald bedeckt und wird von engen Thälern, die entweder nach dem Kuban oder nach dem Meere ausmünden, durchſchnitten. Die Bewohner dieſes ſehr unzugänglichen Landes, von den Türken Tſcharkaſſen (woraus Circaſſier entſtand) genannt, während ſie ſich ſelbſt Abighé nennen, gehören mit den Abchaſen im Süden und Kabardinern im Oſten zu dem weſtkaukaſ. Stamm und bilden ein Volk von nicht ganz 300000 Seelen, das in 15 Stämme zerfällt, unter denen die Schapſugen und Abadſechen die bedeutendſten ſind. Ihrem leiblichen Typus nach gehören ſie unbeſtritten zu der kaukaſ. Menſchenraſſe, nicht aber zu der indogerman. Völkerfamilie. Ihre Sprache, die ſich vom Kabardiſchen nur mundartlich unterſcheidet, iſt nach Klang und Ausſprache höchſt eigenthümlich und ſchwierig. Der ſociale Zuſtand dieſes Volks iſt noch ganz derſelbe, auf dem es ſtand, als es in der Geſchichte erſchien. Es iſt ein Räubervolk, ein kriegeriſches Volk, dem es ehrenvoller dünkt, vom Raube als von friedlicher Beſchäftigung zu leben. Wie alle Räubervölker bewahren auch die T. den unbändigſten Sinn für Unabhängigkeit. Ihre Verfaſſung iſt republikaniſch, und zwar feudal-ariſtokratiſch, da das Volk ſich ſtreng in fünf Stände ſondert: in Häuptlinge oder Fürſten, Edle, Gemeinfreie, Hörige und Sklaven. Der Titel eines Fürſten (Pſcheh', Pſchi) wird nur durch Geburt erlangt; doch bedarf es des Kriegsruhms, um ihm Anſehen zu verleihen. Außerdem hängt ihre Macht von der Größe ihrer Verwandtſchaft und der Menge ihrer Vaſallen ab. Die Edeln (Work), die meiſt die Gefolgſchaft eines Fürſten bilden, machen die zweite Klaſſe aus, die an Anſehen der erſten ziemlich gleichſteht. Dieſen beiden Klaſſen liegt vor allem die Beſchäftigung mit Krieg und Raub ob; daher ſchöne Pferde und Waffen ihre Hauptzierden. Die Klaſſe der Gemeinfreien bildet die Maſſe des Volks. Sie haben freies Beſitzthum und genießen, das Anſehen abgerechnet, gleiche Rechte mit dem Adel. Die vierte Klaſſe, die Hörigen, bilden die Vaſallen der Fürſten und Edeln, deren Felder ſie bauen und deren Kriegsmacht ſie bilden. Doch hat ihr Herr kein Recht über ihren Leib, da ſie nebſt ihrer Familie in gewiſſen Fällen ihren Herrn verlaſſen und nur zur Strafe, nach vorhergegangener Verurtheilung durch eine Volksverſammlung, als Sklaven verkauft werden dürfen. Dieſe vier Klaſſen unterſcheiden ſich im häuslichen und geſelligen Leben, in welchem faſt vollkommene Gleichheit herrſcht, nur ſehr wenig und die unter ihnen beſtehenden Abhängigkeitsverhältniſſe beruhen weit mehr auf alter Gewohnheit als auf der Autorität der Gewalt. Die fünfte Klaſſe machen die Sklaven aus, die aus Kriegsgefangenen beſtehen oder entſtanden. Sie bilden den Reichthum ihrer Herren und dienen vorzüglich zur Vermehrung ihrer Macht. Früher waren ſie der Hauptartikel des Handels mit den Türken. Bei Kriegszügen wird ein einzelner mit dem Oberbefehle bekleidet, aber nur für den einzelnen, von der Verſammlung der Häuptlinge oder des Volks beſchloſſenen Zug. Sonſt handelt jeder Freie nach Belieben und wird nur durch Sitten und Gewohnheiten beſchränkt. Dieſe Sitten ſind vornehmlich das Recht der Gaſtfreundſchaft, die Ehrfurcht vor dem Alter und die Blutrache. Die Religion der T. iſt eine Miſchung von Mohammedanismus, Chriſtenthum und Heidenthum. Im 11. und 12. Jahrh. waren die T. mehr oder weniger zum Chriſtenthum bekehrt worden; mit dem Eindringen der mohammed. Tataren fand auch der Mohammedanismus Eingang. Erſt in neuerer Zeit fand aber der Islam mehr Ausbreitung unter ihnen, weil er dem ſonſt ſo einheitsloſen Volke in ſeinem Kampfe einen Mittel- und Haltpunkt gab. Indeß ſind nur die Häuptlinge und Vornehmen der T. als Mohammedaner zu betrachten. Das Volk bekennt ſich zu einem aus chriſtl. und heidniſchen Tra-

ditionen gemischten Glauben, in welchem die Feier des Osterfestes, das Zeichen des Kreuzes, heilige Bäume, Opfer und Processionen mit Lichtern eine große Rolle spielen. Die Schrift kennen die T. noch nicht; dagegen besitzen sie Sänger (Kikaakoa), welche in hohem Ansehen stehen. Außer dem von den Sklaven, Hörigen und Weibern getriebenen Feldbau und der blühendern Viehzucht kennen die T. einige Gewerbe, die den unumgänglichsten Bedarf befriedigen. Was die physischen Eigenschaften der T. betrifft, so ist ihr schöner Körperbau sprichwörtlich geworden; dabei sind sie kräftig, gewandt, mäßig; hervorstechende geistige Eigenschaften sind Muth, Scharfsinn, Klugheit und Selbständigkeit.

Schon im Alterthum treten die T. unter dem Namen der Sychen als Seeräuber auf. Aber erst im Mittelalter werden sie historisch, infolge der Erhebung des Reichs von Georgien im 10.—13. Jahrh., dessen Königin Tamar das Christenthum unter ihnen verbreitete und sie dem georgischen Reiche unterwarf. 1424 rissen sie sich von diesem los und wurden wieder unabhängig. Indeß hatten sie sich über die Ebenen am Asowschen Meere verbreitet und waren dadurch mit den Tataren in Conflict gerathen. 1555 traten sie in Berührung mit dem Zar Iwan Wassiljewitsch, dem sich ein Stamm unterwarf, und der sich mit einer tscherkessischen Fürstentochter vermählte und ihnen gegen die Tataren Hülfe leistete. Bald zogen sich die Russen wieder zurück, und die Kämpfe zwischen Tataren und T. begannen aufs neue, und zwar zum Nachtheile der letztern, die nach der Kubangrenze zurückgedrängt und den Tataren tributär wurden. Erst 1705 befreite ein entscheidender Sieg die T. von harter Bedrückung, und noch mehr schwand der tatar. Einfluß, als nach dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi (1774) Rußland Herr der beiden Kabarden wurde, sowie nach 1781, wo es die Kubangrenze erhielt. Schon damals regten sich diese Bergvölker gegen Rußland, und ein religiöser Eiferer, Schech-Mansur, suchte sie zum Kampf zu vereinigen. Nach ihren Verlusten bauten die Türken 1784 Anapa am Schwarzen Meere, das nun der Hauptplatz des Verkehrs der Türken mit den T. war, und von wo aus dieselben von den Türken gegen die Russen bearbeitet wurden. Zwar eroberten die Russen Anapa 1807, mußten es aber 1812 im Frieden von Bukarest wieder herausgeben. Diese Zeit benutzten die Türken, um die T. zum Mohammedanismus zu bekehren und sie gegen Rußland aufzureizen. Ein dauernder kleiner Krieg war die Folge, und 1824 leisteten sogar mehrere Stämme dem Sultan den Eid der Treue. Im russ.-türk. Kriege von 1829 fiel Anapa abermals in die Hände der Russen, und im Frieden von Adrianopel gingen die türk. Besitzungen auf dieser Küste überhaupt an Rußland über. Hierauf gründete dieses nun sein Recht auf die Bergvölker, die freilich nie unter türk. Herrschaft gewesen waren und also von den Türken nicht abgetreten werden konnten. Nacheinander waren die russ. Generale Paskewitsch, Emanuel und Rosen mit Unterwerfung der Bergvölker, doch ohne eigentlichen Erfolg beschäftigt. 1834 übernahm General Weliaminow die Aufgabe, die Bergvölker schrittweise durch allmähliches Vordringen zur Unterwerfung zu bringen. Diese Kriegführung, während welcher Weliaminow 1838 starb, dauerte mehrere Jahre lang, bis zur Absetzung des Generals Rosen und der Zurückberufung des Nachfolgers des erstern, des Generals Saß, fort, ohne daß ein Resultat sichtbar ward. Der Kaukasus wurde für die Russen ein Abgrund, der nur ihre Heere und ihr Geld verschlang. Unter diesen Umständen griff man, nachdem Kaiser Nikolaus 1837 und der Kriegsminister Tschernyschew 1842 selbst die kaukas. Provinzen besucht, zu einem neuen Plan, wonach die Expeditionen in das Innere des Landes aufhören und nur die Absperrung erhalten werden sollte. Allein dieses mehr defensive System spornte die Unternehmungslust der Bergvölker an, und 1843 lud Schamyl (s. d.), der schon seit 1839 die Tschetschenzen wie andere östl. Gebirgsstämme zum Kampfe gegen die Russen zu begeistern gewußt, auch die T. zur Erneuerung der Angriffe ein, sodaß seitdem mehr oder weniger alle Bergvölker vereint gegen Rußland die Waffen führten. Die Russen, nachdem sie mehrere Bergfestungen und einen großen Theil der Gebirgsprovinzen verloren, sahen sich darum 1844 genöthigt, wieder zur Offensive überzugehen. Woronzow erhielt den Oberbefehl über die russ. Macht fast mit dictatorischer Gewalt. Wiewol derselbe in einer vieljährigen Reihe von Feldzügen (bis 1854) zahlreiche einzelne Vortheile bald hier, bald da errang und 1846 den T. am Schwarzen Meere, um sie ruhig zu erhalten, der Sklavenhandel, ihr Lebenselement, freigegeben ward, blieben die ungeheuern Anstrengungen von seiten Rußlands doch resultatlos. Namentlich traten auch, nach dem glücklichen Zuge Schamyl's 1846, die eigentlichen T., die sich seither ferngehalten, wieder auf den Schauplatz. Vom größten Erfolge für die Bergvölker waren insbesondere die Kämpfe 1850, wo Schamyl fast die ganze Breite des Kaukasus von Meer zu Meer beherrschte. Im Winter von 1850—51 gelang es darum dem Häuptling Mohammed-Emin, die westl. Stämme des Kaukasus wieder so aufzurütteln, daß sich

die russ. Festungen plötzlich eingeschlossen sahen. Mohammed-Emin stand im April 1851 an der Spitze von 30000 Mann T. und war Herr über die Küstenbevölkerung am Schwarzen Meer. In eine neue Phase trat der Kampf der Bergvölker gegen Rußland, als 1853 der russ.-türk. Krieg begann. Schamyl und seine Statthalter führten den Kampf nicht nur mit erneuerten Kräften fort, sondern auch die Türken reichten nun den Kaukasiern ihre Hand und wirkten zunächst auf die T., die nach dem Einlaufen der engl.-franz. Flotte ins Schwarze Meer (Jan. 1854) namentlich die Eroberung und Zerstörung der russ. Küstenforts mit Eifer unterstützten. Durch die zwischen den Mürideu Schamyl's und den übrigen Mohammedanern ausgebrochenen Zwistigkeiten und infolge der Zurückgabe von Schamyl's Sohn an den Vater verhielt letzterer sich eine Zeit lang ruhiger. Nach dem Pariser Frieden von 1856 nahmen aber die Russen ihre Operationen mit großer Energie wieder auf unter dem Fürsten Barjatinski, welchem sich Schamyl, nach einigen bedeutenden Niederlagen, 6. Sept. 1859 ergab. So endigte endlich der langwierige Kampf. Bald darauf erfolgte eine massenhafte Auswanderung von T. nach der Türkei, wo sie sich indessen nicht heimisch fühlen und nach ihrer alten Heimat zurückverlangen.

Tschernagora, s. Montenegro.

Tschernaja, ein kleiner Fluß in der Halbinsel Krim, im russ. Gouvernement Taurien, welcher durch das fruchtbare Baidarthal, dann durch ein enges Felsenthal fließt und in die Rhede von Sewastopol mündet. Während der Belagerung von Sewastopol im Orientkriege (s. d.) hatten die Verbündeten nach der Schlacht bei Inkerman (s. d.) an der T. ein Observationscorps gegen die russ. Feldarmee aufgestellt. Diese verhielt sich 10 Monate unthätig. Endlich beschloß der neue Oberbefehlshaber, Fürst Gortschakow, der Festung durch einen entscheidenden Schlag zu Hülfe zu kommen, bestimmte jedoch zu wenig Truppen dazu. Am 16. Aug. 1855 griff er in zwei Colonnen, jede von 25 Bataillonen mit etwas Cavalerie, denen eine Hauptreserve von 16 Bataillonen folgte, die starke Stellung der Verbündeten auf dem linken Thalrande der T. an. Die russ. Colonnen stürmten mit großer Tapferkeit, aber wenig Uebereinstimmung die Höhen, erlitten von den feindlichen Batterien bedeutende Verluste und wurden zurückgeschlagen. Dreimal wiederholten sie den Sturm. Zuletzt war noch auf franz. Seite General Pélissier (s. d.) mit drei Divisionen der Belagerungsarmee eingetroffen und es entbrannte ein furchtbarer Kampf auf der ganzen Linie an der T., bis die Russen endlich den Rückzug auf das rechte Ufer antraten. Zu dem Siege der Verbündeten trug vorzüglich deren Artillerie bei.

Tschernawoda oder Czernawoda, d. h. Schwarzwasser, ein Dorf in dem neuerrichteten türk. Ejalet Tuna oder Donau (Bulgarien), an der hier sich nordwärts wendenden Donau, am Anfange des Trajanswalles (s. d.) und der seit 4. Nov. 1860 von einer engl. Compagnie eröffneten danubisch-pontischen Eisenbahn nach Küstendsche (s. d.) am Schwarzen Meere. Die Eisenbahncompagnie hat hier wie in Küstendsche ein umfangreiches Terrain von der türk. Regierung überwiesen erhalten. Außer einem sehr großen, ein Areal von 14500 Quadratyards einnehmenden Kornspeicher sind jedoch keine weitern Bauten aufgeführt worden, die auf eine durch sie selbst zu fördernde Ansiedelung schließen ließen.

Tschernigow, die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (951,58 Q.-M. mit 1,487372 E.) im europ. Rußland, mit 10628 E., am Dnjeprzufluß Desna gelegen, eine der ältesten Städte Rußlands, die schon zu Oleg's Zeiten erwähnt wird, ist der Sitz eines Gouverneurs, des Erzbischofs von T. und Njeshin, hat 18 Kirchen, darunter die 1024 erbaute Kathedrale, zwei Klöster, ein geistliches Seminar, eine Kirchendruckerei, (seit 1805) ein Gymnasium mit adelicher Pension, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, eine Zeichen- und eine kaiserl. Handwerkerschule, überhaupt zehn Lehranstalten. In der Stadt erhebt sich der merkwürdige Boldinische Berg, in dessen Innern sich drei der Kirchen befinden. Mehrere sehr besuchte Jahrmärkte ersetzen den Mangel eigener Fabriken und Manufacturen.

Tscherning (Andr.), deutscher Dichter, geb. 18. Nov. 1611 zu Bunzlau, studirte in Breslau, wurde aber hier nachmals vertrieben und wendete sich nach Rostock, wo er 1644 die Professur der Dichtkunst erhielt und 27. Sept. 1659 starb. Er gehört in seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zu den bessern Nachahmern von Opitz. Sie erschienen unter dem Titel «Deutscher Gedichte Frühling» (Bresl. 1642 und 1649) und «Vortrab des Sommers deutscher Gedichte» (Rost. 1655). Eine Auswahl daraus findet sich in W. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 7).

Tscherning (Anton Frederik), dän. Artillerieoberst und Staatsmann, geb. 12. Dec. 1795 zu Frederiksværk auf Seeland, wo sein Vater Inspectionsoffizier der königl. Kanonengießerei war, wurde 1809 Cadet, 1811 Secondelieutenant bei der Artillerie und wohnte als solcher im

dän. Contingent zur alliirten Armee 1814 dem Zuge nach dem Rhein, der Belagerung von Jülich und ſeit 1815 der Occupation Frankreichs bei. Nachdem er ſich 1817 und 1818 in Paris und auf der Artillerieſchule zu Metz für ſein Fach weiter ausgebildet, fungirte er von 1820 bis 1828 als Premierlieutenant und Aſſiſtent ſeines Vaters auf Frederiksvärk. Dann wurde er zu dem franz. Expeditionscorps nach Morea beordert und nach ſeiner Rückkehr 1829 zum Hauptmann und Lehrer am Artillerie-Cadetteninſtitut, 1830 aber zum erſten Schulaſſizier und Lehrer der Artilleriepraktik an der Militärhochſchule zu Kopenhagen ernannt. T. trat nunmehr als polit. und militäriſcher Publiciſt auf, indem er über die «Geſchichte der preuß. Provinzialſtände» (1831) und über «Das dän. Wehrſyſtem und deſſen Mängel» (4 Hefte, 1831—33) ſchrieb. Auch nahm er lebhaften Antheil an dem ſeit Einführung der Provinzialſtände in Dänemark neuerwachenden polit. Leben. Deshalb in den Regierungskreiſen als Demagog angeſehen, erhielt er plötzlich von König Friedrich VI. den Auftrag, eine längere Unterſuchungsreiſe ins Ausland anzutreten, um ſich mit den neuern Artillerieſyſtemen bekannt zu machen. Nur ungern nahm T. dieſe Sendung an, die man als eine Art Landesverweiſung anſah und ihn fünf Jahre lang beſchäftigte. Nach ſeiner Rückkehr 1838 erhielt er ſofort wieder Urlaub und übernahm zuerſt die Direction eines Kohlenbergwerks in der Auvergne, dann die Verwaltung der Eiſenbahn von Montpellier nach Cette. Erſt unter Chriſtian VIII. wurde er 1841 wieder in den activen Dienſt aufgenommen und zum Batteriechef ernannt. Seine freimüthigen Aeußerungen gaben aber neuen Anſtoß und er erhielt noch in demſelben Jahre den nachgeſuchten Abſchied. Seitdem lebte er in Kopenhagen, wo er theils in induſtrieller Richtung, theils als Publiciſt und Mitarbeiter der Zeitung «Fädrelandet» wirkte. Auch entwarf er den Plan zur Stiftung der Geſellſchaft der Bauernfreunde, an welcher er ſehr thätigen Antheil nahm. Nachdem er bei der Kopenhagener Märzbewegung eine wichtige Rolle geſpielt, trat er als Kriegsminiſter in das ſog. Caſinominiſterium (22. März bis 15. Nov. 1848) und wurde 10. April 1848 zum Oberſten befördert. Seit Rücktritt dieſes Cabinets beſchränkte er ſich auf die parlamentariſche Thätigkeit, indem er fortwährend Mitglied der geſetzgebenden Verſammlungen (Reichstag und Reichsrath) und der hervorragendſte Führer der ſog. bauernfreundlichen Partei war. Während der Verhandlungen über die beabſichtigte Verſchmelzung der beiden dän. Grundgeſetze von 1849 und 1863 veröffentlichte er eine bemerkenswerthe Flugſchrift «Zur Beurtheilung des Verfaſſungsſtreits» (1865).

Tſcherny ſchew, ein gräfl. und fürſtl. Haus in zwei Zweigen in Rußland, ſtammt von Iwan Tſchernetzky, der 1493 aus Polen nach Rußland kam und von Iwan Waſſiljewitſch I. zum Dumnai-Dworjanin ernannt wurde. — Zur jüngern Linie gehörte Grigorji T., geb. 1672, einer der tüchtigſten Generale Peter's d. Gr. Nach der Einnahme von Wyborg 1710 zum Commandanten dieſer Stadt ernannt, eroberte er bald darauf Helſingfors und ſchlug 1714 die Schweden am Pelkanſee. 1726 wurde er Gouverneur von Livland, 1730 Senator und General-en-Chef, 1742 aber durch die Kaiſerin Eliſabeth in den Grafenſtand erhoben. Er ſtarb in Petersburg 30. Juli 1745. — Zwei ſeiner Söhne wurden Feldmarſchälle, nämlich der Graf Sachar, geſt. 1784, bekannt als ruſſ. Feldherr im Siebenjährigen Kriege, und der Graf Iwan, geſt. 1797, Präſident des Marinecollegiums unter Katharina II.; ein dritter, der Graf Peter, war ruſſ. bevollmächtigter Miniſter am Hofe Friedrich's II. und in Paris bei Ludwig XV. — Da der Enkel des Grafen Iwan, Graf Sachar, wegen Theilnahme an der Verſchwörung 1825 nach Sibirien verbannt wurde und das Exil den bürgerlichen Tod mit ſich bringt, ſo übertrug ein kaiſerl. Befehl ſeinen Titel und Namen auf ſeinen Schwager, Iwan Kruglikaw, der ſich nun Graf Tſchernyſchew-Kruglikow nannte. — Der wichtigſte Sprößling des ältern Zweigs iſt der General der Cavalerie, Generaladjutant, Präſident des Reichsraths und des Miniſterconſeils, Fürſt Alexander Iwanowitſch T., geb. 1779, welcher an den Feldzügen gegen Napoleon lebhaften Theil nahm und durch ſeine Botſchaft nach Paris 1811 einen Namen erwarb, indem es ihm durch Beſtechung gelang, den franz. Operationsplan gegen Rußland in Erfahrung zu bringen. Die Sache wurde jedoch bald bemerkt, und T. ſollte verhaftet werden, entkam jedoch über die Grenze. Im Feldzuge von 1812 führte er den kühnen Zug im Rücken der franz. Armee aus, auf welchem er den General Winzingerode aus der Gefangenſchaft befreite. Im März 1813 vertrieb er den General Augereau aus Berlin, ſchlug den weſtfäl. General Ochs bei Halberſtadt, nahm durch einen plötzlichen Ueberfall Kaſſel und erſtürmte 1814 Soiſſons. Zum Generallieutenant befördert, begleitete T. den Kaiſer Alexander auf den Congreß nach Wien, ſpäter nach Aachen und Verona und wurde zu mehrern diplomatiſchen Sendungen verwendet. Nachdem er 1825 die in der zweiten Armee ausgebrochene Inſurrection energiſch erſtickt, wurde er bei der Krönung des Kaiſers Nikolaus in den Grafenſtand

erhoben und 1828 zum Kriegsminister und Chef des kaiserl. Generalstabs ernannt. Unter seiner Verwaltung wurde das russ. Heer vollständig reorganisirt, die Effectivstärke desselben fast verdoppelt und viele Misbräuche abgeschafft, wofür ihn Nikolaus 1841 mit der Fürstenwürde belohnte. 1848 erhielt er auch den Posten eines Präsidenten des Reichsraths und des Ministerconseils, wogegen er 1852 die Leitung des Kriegsministeriums Alters halber niederlegte. Er starb 20. Juni 1857 zu Castellamare in Süditalien.

Tschesme, richtiger Tscheschme, ein unbedeutender Hafenplatz an der Westküste Kleinasiens, der Insel Chios gegenüber, ist bekannt durch die große Menge Rosinen und getrocknete Feigen, welche in seinem und den benachbarten Districten Catzata, Ovadjik und Cattaganaja erzeugt werden und über Smyrna zur Ausfuhr kommen. Historisch merkwürdig ist der Ort durch die Seeschlacht von T., in welcher die Russen unter Orlow, Spiridow und den in der russ. Marine angestellten Engländern Elphinstone und Greigh in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1770 hier die ganze türk. Flotte verbrannten, die sich unvorsichtigerweise nach dem tags zuvor stattgehabten Gefechte, in welchem die beiderseitigen Admiralschiffe in die Luft flogen, in die enge und seichte Bucht nach T. zurückgezogen hatte. Das Gelingen des Unternehmens verdankte man der Kühnheit des russ. Schiffslieutenants Dugdale, eines Engländers, der seine Brander zwischen die feindliche Flotte führte, einen derselben mit eigener Hand an ein türk. Schiff befestigte und nach vollbrachter That, an den Händen und im Gesicht verbrannt, sich schwimmend rettete. Dieses Siegs wegen erhielt der russ. Admiral Orlow den Beinamen Tschesmensky. Auch ließ Katharina II. zum Andenken an dieses Ereigniß zu Petersburg einen Palast bauen, den sie T. nannte, und der Maler Hackert mußte die Seeschlacht und den Flottenbrand in zwei Gemälden darstellen.

Tschetschenzen oder Tschetschen heißen in weiterer Bedeutung die zahlreichen Völkerschaften des mittelkaukas. Stammes (s. Kaukasische Bergvölker), welcher auch irrthümlich der Stamm der Mizdschegier oder Kisten, wie ihr Land Kistien oder Kissetien, genannt worden ist, und dessen verschiedene Mundarten erst zum Theil durch Uslar und Schiefner bekannt geworden sind. Das Land der eigentlichen Tschetschen, der mächtigsten jener Völkerschaften, die Tschetschna oder Tschetschnja, wird im W. von der Kleinen Kabarda, im N. vom Terek, im O. von dem kumykischen Gebiete und einem Theile des lesghischen Gebirgs, im S. vom letztern begrenzt und durch die Sundscha, den bedeutendsten Nebenfluß des Terek, in die Große Tschetschna im SO. und die Kleine Tschetschna im NW. getheilt. Obgleich sich Ausläufer der großen kaukas. Gebirgskette bis in den nördl. Theil des Landes erstrecken und außerdem zwei Gebirgsarme fast parallel von Osten gegen Westen dasselbe durchstreichen, so ist es doch größtentheils flach und selbst in den gebirgigen Theilen leicht zugänglich. Der Wasserreichthum ist eine Hauptursache der üppigen Vegetation und des gesunden Klimas, wodurch sich das Land auszeichnet. Der Boden ist sehr fruchtbar, fast überall mit wucherndem Gestrüpp bedeckt. Man findet einen Ueberfluß von Wildpret aller Art, in den gebirgigen Theilen auch Wölfe, Bären, Schakale, Füchse u. s. w. In den Thälern und auf den Hochebenen gedeihen alle Getreidegattungen, überaus große Weinstöcke, Mais. Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Einwohner neben Ackerbau. Die männliche Bevölkerung der Tschetschna beläuft sich (nach russ. Angaben) auf 25000 Seelen. Die eigentlichen Tschetschen sind sunnitische Mohammedaner. Sie werden durch Starschinis (Aelteste, Vorsteher) regiert, welche sie selbst mit jedem Dorfe (Aul) aus ihrer Mitte wählen. Sie zeichnen sich vor allen übrigen Bergvölkern durch Wildheit, Kriegs- und Mordlust, Raubsucht, Hinterlist und Kühnheit aus. Die Männer haben einen sehr schlanken Wuchs, eine edle Haltung, große Gewandtheit des Körpers. Die natürliche Anmuth der Frauen wird durch ihre malerischen, bunten Gewänder, ihre üppigen Haarflechten und ihren Kopfputz noch bedeutend erhöht. Außer dem Orte Tschetschen im Norden sind im Innern Dargo und Weden bemerkenswerth, beide einst berühmt als Hauptfesten und Waffenplätze Schamyl's. 1818 und 1827 gelang es zwar dem General Jermolow, die freien Tschetschen dem russ. Scepter zu unterwerfen und diese Herrschaft durch Anlegung von Forts zu befestigen. Allein 1848 erzwangen sie ihre alte Unabhängigkeit wieder und schlossen sich dem neuen Propheten Schamyl an, der aus der Tschetschna ein Naib oder Statthalterschaft bildete. Seitdem theilten sie mit den Tscherkessen (s. d.) alle Schicksale des Kampfes gegen die Russen.

Tschibuk bedeutet im Türkischen eigentlich Rohr, dann speciell Pfeifenrohr und endlich die gesammte Pfeife. Es ist bekannt, daß die Türken in Beziehung auf ihren Rauchapparat einen großen Luxus entfalteten. So war z. B. das Bernsteinmundstück eines Pferdeschweifs in der Regel in gleichem Preise mit dem Pferde, auf dem er nach seinem Bureau ritt. Das Rohr, von Weichseln aus Kutahja in Kleinasien oder von Jasmin aus den Gärten Stambuls (6 Fuß

lange Stämmchen mit völlig unverletzter Rinde) schwankte im Preise von $1\frac{1}{2}$—3 Ducaten. Der rothe Thonkopf wurde mit geschmackvollen, in Silber ausgelegten Arabesken geschmückt und ruhte auf einem glänzenden Untersatzteller von feinem Messing oder gar Silber. Bei Reichen war noch der am Mundstück gewöhnlich als Zierath angebrachte Ring mit größen oder kleinern Brillanten besetzt. Das Stopfen war eine besondere Kunst der sog. Tschibuktschi, besonderer Diener, deren einzige Beschäftigung darin bestand, die Pfeifen des Herrn in Ordnung zu halten. Dabei verlangte es die Sitte, nur den Kaimak, etwa das obere Drittheil des Tabacks, zu rauchen, den Rest aber bei erneuerter Füllung wegzuwerfen. Diesen übertriebenen Luxus suchten die Sultane lange vergeblich mit Verordnungen zu bekämpfen. Wirksam aber erwies sich erst die dem Taback auferlegte sehr hohe Abgabe in Verbindung mit der fortschreitenden Verarmung des türk. Staats. Verschieden vom T. ist das Narghileh, bei den Persern Kallian, bei den Arabern Djoz oder Schischeh geheißen, ein Apparat, bei dem der Rauch, bevor er zum Munde gelangt, mit einem für das orient. Ohr angenehmen Geräusch durch Wasser geleitet und somit geläutert und abgekühlt wird. Das Narghileh verlangt einen besondern duftigen Taback, den Tombeki, welcher von Persien nach der Türkei importirt wird.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter, Graf von), Mathematiker, Naturforscher und Philosoph, geb. 10. April 1651 auf seines Vaters Gute Kislingswalde in der Oberlausitz, beschäftigte sich von Jugend auf mit Mathematik, die er nachher zu Leyden studirte. In den J. 1672 und 1673 war er Freiwilliger in holländ. Diensten. Dann machte er große Reisen und wurde, als er 1682 zum dritten mal Paris besuchte, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb zu Kislingswalde 10. Oct. 1708. In der ländlichen Zurückgezogenheit beschäftigte er sich besonders mit optischen Arbeiten. Er legte Glashütten und eine Mühle zum Schleifen der Brenngläser an, unter denen eins, 160 Pfd. schwer, sich noch gegenwärtig im Cabinet der pariser Akademie der Wissenschaften befindet. Auch Brennspiegel von seltener Vollkommenheit brachte er zu Stande. Mehrere Abhandlungen von ihm über diese Gegenstände sind in den «Acta eruditorum» zerstreut. Sehr bedeutenden Antheil hatte er auch an der Erfindung des meißener Porzellans. Als Philosoph erwarb er sich einen Namen hauptsächlich durch die Schrift «Medicina mentis» (Amsterd. 1687; Lpz. 1695 u. öfter). Obgleich sie das, was sie sein wollte, eine höhere wissenschaftliche Erfindungslehre, nicht ist, so war sie doch eine für ihre Zeit bedeutende Erscheinung, hervorgegangen aus einer selbständigen, vorurtheilsfreien und wahrheitliebenden Denkweise, vermöge deren sich T. der leeren Wortphilosophie seiner Zeitgenossen, die sich in Nominaldefinitionen herumtrieb, widersetzte und auf die Vereinigung philos., mathem. und physikal. Studien hinwies. Das Gegenstück, die «Medicina corporis», ist unbedeutend.

Tschitschagow (Wassilij Jakowlewitsch), russ. Admiral, geb. 1726, diente auf der russ. Flotte im Siebenjährigen Kriege und machte 1764 und 1766 Entdeckungsreisen nach dem Nordpol, die zu keinem Resultat führten. Als Viceadmiral führte er 1782 eine Escadre nach dem Mittelmeer, und 1789 erhielt er das Obercommando der Ostseeflotte. Am 14. Mai 1790 schlug er den Angriff der Schweden auf Reval mit großem Erfolg zurück und brachte diesen auch 4. Juli bei Wyborg eine vollständige Niederlage bei. Er starb 1809 in Petersburg. — Paul Wassiljewitsch T., Sohn des vorigen, geb. 1762, trat 1782 in die russ. Marine und kämpfte unter seinem Vater in den Schlachten von Reval und Wyborg. Unter Paul I. nahm er 1796 wegen Zurücksetzung als Contreadmiral den Abschied, mußte aber 1799 wieder in Dienst treten, um ein russ. Geschwader zu befehligen, das in Verbindung mit den Engländern an der Küste von Holland operiren sollte. Infolge der Niederlage des Herzogs von York zogen sich die vereinigten Flotten wieder nach England zurück, wo sich T. mit einer Tochter des Marinecommissars Proby verheirathete. Kaiser Alexander ernannte ihn 1802 zum Viceadmiral und Dirigirenden des Seeministeriums, in welcher Stellung er sich große Verdienste erwarb, aber auch durch Freimuth und Strenge sich viele Feinde machte. Dagegen erhob ihn der Kaiser 1807 zum Admiral und vertraute ihm 1812 den Oberbefehl über die Donauarmee, welche zu einer Expedition nach dem Adriatischen Meere bestimmt war. Die raschen Fortschritte Napoleon's nöthigten jedoch die russ. Regierung, alle ihre Streitkräfte zur Vertheidigung des eigenen Landes aufzubieten, und T. erhielt die Weisung, nach Volhynien zu marschiren, um die Vereinigung der Oesterreicher mit Napoleon zu hindern und letzterm den Rückzug von Moskau abzuschneiden. Nachdem er Schwarzenberg bis an den Bug zurückgeworfen, wandte er sich gegen die Bereszina und erstürmte 16. Nov. Minsk, ließ sich jedoch durch die geschickten Manöver Napoleon's täuschen, der mit seiner Armee über den Fluß setzte, während ihn T. an einer an-

dern Stelle erwartete. Die Schuld dabei fall mehr an ſeinen Untergebenen als an ihm ſelbſt gelegen haben. Bald darauf übergab er ſein Commando dem General Barclay de Tolly. Seitdem lebte er meiſt in Frankreich und England, wo er zu ſeiner Vertheidigung eine Denkſchrift («Retreat of Napoleon», Lond. 1817) herausgab. Als 1834 ein Ukas des Kaiſers Nikolaus allen im Auslande ſich aufhaltenden Ruſſen befahl, bei Strafe der Sequeſtration und Einziehung ihrer Güter in ihr Vaterland zurückzukehren, ſah T. hierin einen Eingriff in die Freiheiten und Vorrechte des ruſſ. Adels und verweigerte den Gehorſam. Infolge deſſen ward er aus den Liſten der ruſſ. Marine geſtrichen und ſeiner Würde als Reichsrath entſetzt; zugleich traf ihn die Einziehung ſeiner Güter, ein für den nicht reichen Mann ſehr harter Schlag. T. ließ ſich nun in England naturaliſiren und arbeitete an ſeinen Memoiren, die zum Theil in engl. Journalen erſchienen. Er ſtarb zu Paris 10. Sept. 1849.

Tſchuden iſt der Name, mit welchem die im ruſſ. Reiche verbreiteten finn. Völkerſchaften, namentlich der Stamm der Eſten (ſ. Eſtland), in den älteſten ruſſ. Annalen bezeichnet wurden. Von ihnen heißt noch jetzt der Peipusſee ruſſiſch Tſchudſkaje-Ofero oder der Tſchudiſche See. Insbeſondere führt den Namen T. eine finniſche, den Woten und Eſten nahverwandte Völkerſchaft, von welcher gegenwärtig nur noch geringe Reſte (15500 Köpfe) in den ruſſ. Gouvernements Olonetz und Nowgorod übrig ſind.

Tſchudi, urſprünglich «die von Glarus» genannt, das älteſte ritterliche freiherrl. Schweizergeſchlecht mit einem ſeit dem 10. Jahrh. in ununterbrochener Reihenfolge beglaubigten Stammregiſter und einer ganzen Reihe von Familiengliedern, die ſich als Schriftſteller, Krieger und Staatsmänner ausgezeichnet haben. Als Stammvater gilt Jahann, der vom König Ludwig III. 31. Mai 906 durch Manumiſſion in den freien, edeln Stand erhoben und mit dem Maieramte über das Land Glarus betraut wurde, das ſeine Stammfolger bis 1253 als erbliches Mannlehn innehatten. Rudolf IV. fiel 1242 als Kreuzritter in Paläſtina. Freiherr Siegfried T. war 1298 Biſchof von Chur. Ritter Jaſt I., geb. 1380, hochberühmter Held und Staatsmann, war von 1419—52 ununterbrochen Landammann der Glarner, beſiegte 1443 mit Ital Reding die Züricher in der Schlacht bei St.-Jakob an der Sihl und die Oeſterreicher 1446 in der Schlacht bei Ragaz. Sein Sohn, Ritter Johann (1432—1510), zeichnete ſich als Feldhauptmann der Glarner im mühlhauſer Zug und in den Schlachten von Ericourt, Murten und Nancy aus (1474—77), und deſſen Sohn Ludwig führte die Glarner im Schwabenkriege und feuerte durch ſeinen kühnen Zweikampf vor der Schlacht am Schwaderloh die Schweizer zum Siege an. Ludwig's Söhne waren der Landammann und Geſchichtſchreiber Aegidius (ſ. d.) und der Ritter Ludwig, geſt. 1530, Führer der Glarner in den Schlachten von Navara 1513 und von Marignana 1515, dann Kammerherr des Herzogs Maximilian von Mailand. 1519 machte er eine (zu Rorſchach 1606 gedruckte) Reiſe ins gelobte Land. Dann wurde er Gardehauptmann König Franz' I. und mit dieſem bei Pavia gefangen. Valentin (1499—1555) ſchrieb eine eidgenöſſiſche Hiſtorie von 1522—33. Joſt II., Ludwig's Sohn, half an der Spitze eines Regiments von 8000 Schweizern 1557 Calais erobern. Dominicus, Abt von Muri, edirte 1651 eine Geſchichte des Hauſes Habsburg. Johann Heinrich (1670—1729) war ein fruchtbarer, vorwiegend hiſtor. Schriftſteller. Joſef Anton (1703—70) war nach May's Urtheil «einer der ausgezeichnetſten Feldherren, welche die Schweiz hervorgebracht hat». 1719 vor St.-Sebaſtian und 1727 vor Gibraltar gefährlich verwundet, zeichnete er ſich 1731 bei Ceuta und Mazalquivir aus, verrichtete 1732 in der Schlacht von Oran an der Spitze eines Bataillons Wunder der Tapferkeit und wurde bei dem Ausfall aus Ceuta (17. Oct.) abermals verwundet. 1733 zeichnete er ſich bei der Belagerung von Capua und Gaëta aus, wurde 1738 Feldmarſchall, ſchlug 1744 den Angriff der Oeſterreicher auf Velletri zurück, ſtieg 1759 zum Generallieutenant und wurde 1770 Mitglied des oberſten Kriegsraths. Sein Bruder Leonhard Ludwig (1700—79), 1744 Inhaber eines Schweizerregiments in neapolit. Dienſten, wurde wegen ſeiner vor Mante-Armiſto und Fayola bewieſenen Tapferkeit zum Brigadier befördert, und zeichnete ſich in den Kämpfen von Velletri, La Borchetta, Ravi, Pavia und Mante-Caſtel aus. 1759 ward er Feldmarſchall, 1763 commandirender General in Toscana, 1772 Generallieutenant. Johann Jakob (1722—84) war ein eifriger und geachteter Geſchichtsforſcher. Joſef Anton, geſt. 1839, wurde zum Marquis von Pasquale erhoben und war General-en-Chef aller königl. neapolit. Truppen und Vicekönig von Sicilien, der erſte aus nichtkönigl. Blute. Cajetan war königl. neapolit. Geſandter bei der Pforte und wurde 1846 in den neapolit., Pasqual Michael in den ſpan. Grafenſtand erhaben. Vgl. Blumer, «Das Geſchlecht der T. von Glarus» (St.-Gallen 1853).

Tſchudi (Aegidius oder Gilg), der Vater der ſchweiz. Geſchichtſchreibung, geb. zu Glarus 1505, ſtudirte in Baſel, Wien und Paris, bereiſte dann die Schweiz und Italien und betrat ſeine Laufbahn in ſeiner Heimat unter den Stürmen der Reformation. Aus Ueberzeugung dem alten Glauben treubleibend, erwarb er ſich durch ſeine eminenten Talente und ſeine Mäßigung das Vertrauen beider Parteien. Er wurde 1529 Landvogt zu Sargans, 1532 Obervogt in Rorſchach, 1533 Landvogt zu Baden und wirkte 1536—44 als Hauptmann im franz. Kriegsdienſt. Dann ward er 1549 abermals Landvogt in Baden, 1558 Landammann von Glarus. Auf ſeinen Reiſen und Landvogteien durchforſchte er mit ſtaunenswerthem Fleiße die Bibliotheken und Archive der Klöſter, Stifte und des Bundes, ſtudirte röm. Inſchriften und Topographie und ſammelte ein ungeheueres hiſtor. Material an. 1554 ſchlichtete er den Streit über die Reformirten von Locarno, 1559 den des Abts von St.-Gallen mit ſeinen Unterthanen und ging 1559 als Geſandter der Eidgenoſſenſchaft zu Kaiſer Ferdinand I. nach Augsburg. 1562 bewog er die kath. Stände zur Beſchickung des Concils von Trient. Wegen ſeiner Unterſtützung kath. Intereſſen mußte er 1562 aus dem Lande weichen, und er benutzte dies zum Studium der Bibliothek und der Archive von Einſiedeln. Nachdem er 1564 auf Bitten ſeiner Landsleute zurückgekehrt, wurde er abermals Schiedsrichter zwiſchen Stift und Stadt St.-Gallen und widmete ſich dann bis zu ſeinem Tode, der 28. Febr. 1572 erfolgte, der Ausarbeitung ſeiner Werke. Bei ſeinen Lebzeiten erſchien nur «Die uralt wahrhaftig Rhetia» (Baſ. 1538). Nach ſeinem Tode gab ſeine berühmte «Helvetiſche Chronik» (von dem J. 1000—1470) J. R. Iſelin (2 Bde., Baſ. 1734—36) heraus. Ferner erſchien «Hauptſchlüſſel zu verſchiedenen Alterthümern» (Konſtanz 1738) und einiges andere. Unter ſeinen nichtgedruckten Schriften, die ſich auf über 100 belaufen, ſind ſeine «Beſchreibung des Kappelerkriegs», ſeine «Helvetiorum prisca libertas», die «Historia Alemannorum», die «Chronik von Einſiedeln» und das «Wappenbuch» die werthvollſten. Daneben verfaßte er theologiſche, kirchengeſchichtliche, topographiſche und muſikaliſche Arbeiten, rettete durch ſeine Abſchrift zahlloſe hiſtor. Urkunden, röm. Inſchriften, Urbarien vor dem Untergang und beſaß eine unermeßliche Sammlung werthvoller hiſtor. Documente. T. war ein außerordentlicher Mann, ein eiſerner Charakter, treu und bieder, ſcharfblickend, weltklug und im Beſitze einer ſo umfaſſenden Bildung und Gelehrſamkeit, wie ſie in ſeinem und dem folgenden Jahrhunderte ſehr ſelten waren. Seine Nachfolger und unter ihnen beſonders Joh. von Müller haben ihm hohe Anerkennung gezollt. Die plaſtiſche Klarheit ſeiner Darſtellung und die Kraft, Bündigkeit und Innigkeit ſeines Stils ſind zu allen Zeiten bewundert worden. Vgl. Fuchs, «Aegidius T.'s Leben und Schriften» (2 Bde., St.-Gallen 1805), und Vogel, «Aegidius T. als Staatsmann und Geſchichtſchreiber» (Zür. 1856).

Tſchudi (Johann Jakob von), namhafter Naturforſcher und Reiſender, aus der Familie des vorigen, Enkel des Hiſtorikers Johann Jakob von T., geb. 25. Juli 1818 zu Glarus, widmete ſich von Jugend auf dem Studium der Naturwiſſenſchaften und veröffentlichte ſchon als Gymnaſiaſt ſowie als Student der Univerſität Zürich mehrere zoolog. Arbeiten. Hierauf ſetzte er ſeine Studien zu Neufchatel, Leyden und Paris, ſpäter auch zu Berlin und Würzburg fort. In der Abſicht, eine Reiſe um die Erde zu machen, ſchiffte er ſich im Febr. 1838 auf einem franz. Schiffe ein, mußte ſich aber, da das Fahrzeug vom Kapitän zu Callao an die peruaniſche Regierung verkauft wurde, auf eine naturhiſtor. und ethnogr. Durchforſchung von Peru beſchränken, auf die er fünf Jahre verwandte. Nachdem er 1843 nach Europa zurückgekehrt, begann T. die Bearbeitung ſeiner reichen wiſſenſchaftlichen Sammlungen unter Benutzung der wichtigſten europ. Muſeen und zog ſich zu dieſem Behufe 1848 auf ſeine Beſitzung Jakobshof in Niederöſterreich zurück. 1857 unternahm er eine neue wiſſenſchaftliche Reiſe nach Braſilien, den Laplataſtaaten, Chile, Bolivia und Peru, von der er 1859 zurückkehrte. Doch ſchon im folgenden Jahre ward er als außerordentlicher Geſandter vom ſchweiz. Bundesrathe wiederum nach Braſilien geſandt. Während der zwei Jahre, die er auf dieſem Poſten verblieb, bereiſte er die mittlern und ſüdl. Provinzen des Staats, beſonders um die Einwanderungsverhältniſſe zu ſtudiren. Seit 1866 lebt er als Geſandter der ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft zu Wien. Unter T.'s naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind beſonders hervorzuheben: «Syſtem der Batrachier» (Neufchâtel 1838) und «Unterſuchungen über die Fauna Peruana» (St.-Gallen 1844—47, mit 76 Tafeln). Höchſt werthvolle Beiträge zur Kenntniß von Peru und ſeiner Bewohner enthalten «Peruaniſche Reiſeſkizzen aus den J. 1838—42» (2 Bde., St.-Gallen 1846), das Prachtwerk «Antigüedades Peruanas» (Wien 1851, mit Atlas), das er in Verbindung mit Don Mariano de Rivero herausgab; endlich «Die Kechuaſprache» (2 Bde., Wien 1853), Gram-

matik, Wörterbuch und Sprachproben enthaltend. T.'s «Reiſen durch Südamerika» (5 Bde., Lpz. 1866—68), welche die Ergebniſſe ſeiner vielſeitigen Beobachtungen während ſeines Aufenthalts in Braſilien, der Argentiniſchen Conföderation, Chile, Bolivia und Peru mittheilen, gehören zu den reichhaltigſten und werthvollſten Reiſewerken, die in neuerer Zeit über jenen Theil der Erde erſchienen ſind. Auch hat T. eine Bearbeitung von Winckell's «Handbuch für Jäger» (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1865) geliefert. — T.'s jüngerer Bruder, Friedrich von T., geb. 1820, Präſident des Cantonsſchulraths und Großrath in St.-Gallen, iſt literariſch durch ſein «Landwirthſchaftliches Leſebuch» (4. Aufl., Frauenfeld 1865), vor allem aber durch das in viele Sprachen überſetzte Werk: «Das Thierleben der Alpenwelt» (8. Aufl., Lpz. 1868) auf das vortheilhafteſte bekannt.

Tſchuktſchen, eine ſibir. Völkerſchaft, welche die nordöſtl. Landſpitze von Sibirien, das ſog. Tſchuktſchenland oder Tſchukotien zwiſchen dem nördl. Eis- und dem großen Weltmeere bewohnt, hat hinſichtlich ſeiner Sprache und Sitten die größte Uebereinſtimmung mit den zunächſt verwandten Korjäken. Das Land, welches die T. innehaben, iſt das rauheſte und unfreundlichſte von ganz Sibirien. Die Zahl ſämmtlicher T. wird auf 10000 Seelen geſchätzt.

Tſchuſan, eigentlich Tſchëu-Schan, eine zu China gehörige, unfern der Oſtküſte dieſes Reichs, nahe bei der Stadt Ningpo gelegene Inſel, welche ſowie der ganze nach ihr benannte Tſchuſan-Archipel zu der Provinz Tſche-kiang gehört. Die Inſel iſt ein 11 Q.-M. umfaſſendes, fruchtbares, gebirgiges Eiland mit etwa 200000 E. Von Bedeutung ward ſie in neuerer Zeit, indem ſie die Engländer im Kriege mit China beſetzten und erſt 1846 in Vollziehung der Beſtimmungen des Friedens wieder herausgaben. Die Hauptſtadt der Inſel, Tinghai, iſt eine große, nach chineſ. Art wohlgebaute und befeſtigte, reiche und gewerbſame Stadt mit 30000 E. Durch ihre Lage auf der Mitte des Seewegs zwiſchen Peking und Kanton und unfern der wichtigſten chineſ. Seeſtadt Schanghai, in der Nachbarſchaft Japans, hat die Stadt ansnehmende ſtrategiſche und commerzielle Wichtigkeit und bildet bereits einen Sammel- und Stapelplatz der Schiffer und Kaufleute der Oſtküſten Chinas. Nur ½ M. vom öſtl. Punkte T.s liegt das Eiland Putu, welches mit vielen Klöſtern, Pavillons, Tempeln und andern religiöſen Denkmälern bedeckt iſt, in denen wenigſtens 1000 buddhiſtiſche Mönche wohnen, von welchen aber der dritte Theil ſtets auf dem feſten Lande umherwandert, um milde Gaben zur Unterhaltung der Klöſter zu ſammeln. Der Vorſteher des Hauptkloſters, welches mit demjenigen der Goldenen Inſel im Jang-tſe-kiang zu den reichſten aller Buddhiſtenklöſter in China gehört, iſt der Regent des Eilands und als ſolcher von allen Abgaben an die kaiſerl. Regierung frei, während die meiſten übrigen Inſeln des Archipels unter Gerichtsbarkeit des Magiſtrats von Tinghai ſtehen.

Tſchuwaſchen, nach Anſicht mehrerer Forſcher eine tatariſirte finn. Völkerſchaft von etwa 430000 Seelen, hauptſächlich in den ruſſ. Gouvernements Kaſan, Simbirsk und Samara, in geringerer Zahl in Saratow, Orenburg und Wjätka. Sie bewohnen meiſt das rechte Wolgaufer. Sowol in ihrem Aeußern als auch in ihrem Charakter ſind ſie noch jetzt von den Tataren völlig verſchieden, wenn auch ihre Sprache faſt eine tatariſche genannt werden kann.

Tſetſé wird eine im tropiſchen Afrika an einzelnen Stellen häufige Fliege genannt, die unſerer gewöhnlichen, der Stubenfliege ähnlichen Stechfliege (Stomoxys calcitrans) nahe ſteht und von Weſtwood, der ſie zuerſt beſchrieb, den Namen Glossina morsitans erhalten hat. Die Tſetſéfliege überfällt in großen Schwärmen Pferde und ganz beſonders Rinder, um ihr Blut zu ſaugen. Ihr Stich ſcheint giftig zu ſein, denn die Thiere ſterben faſt unausbleiblich, wenn ſie von einem ſolchen Schwarme überfallen werden. Manche von Livingſtone und andern Reiſenden beſuchte Gegenden ſind deshalb gänzlich gemieden, und die Eingeborenen kennen genau die, wie es ſcheint, oft ſehr ſcharfbeſtimmten Grenzen ſolcher Localitäten, die ſie mit ihrem Vieh nicht betreten dürfen.

Tuarik, richtiger Tuareg (im Singular Tergi oder Tergah, d. h. Stamm), iſt der arab. Name des in der Sahara, weſtlich von den Tibbo (ſ. d.) lebenden Volks der Imoſcharh (Plural Amoſcharh). Sie reichen im Norden von der Oaſe Tuat längs der algeriſchen Sahara über Ghadames bis ins weſtliche Feſſan. Im Weſten bildet eine Linie von Timbuktu nach Tuat, im Oſten das Land der Tibbo, im Süden der mittlere Nigerlauf von Timbuktu abwärts und weiter auf Gober, Zinder und Bornu zu die Grenze. Bei Timbuktu (ſ. d.), welches in ihrem Beſitze iſt, reicht die Südgrenze noch über den Niger hinaus, iſt aber hier wegen der fortdauernden Kämpfe mit den Fellata ſehr unbeſtimmt. Die T., welche zum berberiſchen Stamm gehören, zerfallen in viele kleine Abtheilungen, unter welchen die Hogar, Asgar, Kelowi und namentlich die Auellemiden, die Erbauer Timbuktus, die bedeutendſten ſind. Sie ſind ein wohlgebautes,

kupferrothes bis ſchwarzes Volk, mit langem Haare, und in der Kleidung durch das Litham oder Teſſilgemiſt, ein nur die Augen freilaſſendes Geſichtstuch, von allen Nachbarn unterſchieden. Auf ihren Reitkamelen führen ſie Raubzüge in die umliegenden Landſchaften aus und beherrſchen die ihnen tributären Karavanenſtraßen der centralen Sahara. Die Sprache der T., das Targhia, iſt ein reines Berber, das ſich von der Kabylenſprache in Algier faſt allein in der Ausſprache unterſcheidet. Sie beſitzen dafür ſeit den älteſten Zeiten eine eigene Schrift, das Tifinagh, womit zahlreiche Felswände und architektoniſche Monumente in Nordafrika bedeckt ſind. Der Religion nach ſind die T. Mohammedaner. Ihre bedeutendſten Wohnſitze ſind die Oaſengruppe Tuat, worin die Stadt Timimam mit 10000 E., die Oaſe Ghât und die Landſchaft Ahir oder Asben, mit den Orten Tin-Telluſt und Aghadez, einem einſt bedeutenden Handelsplatze.

Tuba hieß bei den Römern die eigentliche Kriegstrompete, die jedoch dem Tone nach mehr unſerer Poſaune gleichen mochte und auch bei religiöſen Feierlichkeiten, Spielen, ſogar bei Begräbniſſen gebraucht wurde. — Gegenwärtig heißt T. ein Meſſinginſtrument, das erſt in neuerer Zeit erfunden und eingeführt worden iſt, das tiefſte Blasinſtrument, das bei Harmoniemuſik den Contrabaß des Streichorcheſters vertritt. Wie alle Meſſinginſtrumente gibt die T. die gewöhnlichen Accordtöne C, C G, c e g b c d e f g u. ſ. w. Die zwiſchen dieſen fehlenden Töne werden durch vier Ventile gewonnen. Die gewöhnliche Stimmung iſt F; doch gibt es auch E-, Es- und D-Tuben. Angeblaſen wird das Inſtrument durch die ſog. S-Röhre, an deren Ende ein Serpent- oder Baßpoſaunenmundſtück angebracht iſt.

Tuberkeln und Tuberkuloſe. Unter der Tuberkelkrankheit verſteht man verſchiedenartige Zuſtände, die zum Theil nicht zur eigentlichen Tuberkuloſe gerechnet werden dürfen. Dieſe iſt charakteriſirt durch die Ablagerung grauer, durchſcheinender oder gelblicher, hirſekorngroßer Knötchen, der Tuberkeln (tuberculum), in den verſchiedenſten Organen (Lungen, Leber, Darmkanal, Gehirnhäute u. ſ. w.), die öfter in größern Haufen beieinander liegen. In den ſeltenſten Fällen wird nur ein Organ (z. B. die Lungen) von der eigentlichen Tuberkuloſe befallen; meiſt werden mehrere oder alle dieſer Krankheit zugängliche Organe von ihr erfaßt. Die Krankheit verläuft, namentlich wenn ſie ausgebreitet iſt, verhältnißmäßig raſch, wie eine andere acute Krankheit, mit Fieber und mit andern ſchweren Symptomen, ohne daß gerade in vielen Fällen durch die phyſik. Diagnoſtik erhebliche Gewebsveränderungen nachweisbar wären, ſodaß die ſichere Erkennung der Krankheit oft große Schwierigkeiten hat. Die eigentliche Tuberkuloſe iſt faſt abſolut tödlich. Ihre Urſachen ſind, wie die der meiſten acuten Krankheiten, unbekannt; doch haben neuere Unterſuchungen ergeben, daß ſie durch Impfung übertragen werden kann. Ein mit Tuberkelmaſſe geimpftes Thier erliegt nach Wochen oder Monaten derſelben Krankheit, die ſich von der Impfſtelle aus allmählich auf andere Körperprovinzen übertragen hat. Da meiſt die Lungen von dieſer Tuberkuloſe befallen werden, ſo bezeichnet man dieſe Lungenkrankheit, wegen ihres ſchnellen Verlaufs, als acute Lungentuberkuloſe oder als galopirende Lungenſchwindſucht. Außerdem bezeichnet man mit Tuberkuloſe verſchiedene chroniſche Lungenkrankheiten (Phthisis, Tuberculosis pulmonum), die ſich auf umſchriebene Entzündungen der einzelnen Lungenbeſtandtheile zurückführen laſſen, in ihren Symptomen und Ausgängen aber große Aehnlichkeit miteinander haben. (S. Lungenſchwindſucht.) In den meiſten Fällen der gemeinen Tuberkuloſe nimmt dieſe ihren Anfang in einem Lungenkatarrh, weshalb auf einen ſolchen, namentlich bei ſchon Lungenkranken, mehr Gewicht gelegt werden ſollte, als gewöhnlich geſchieht. Wird der Katarrh vernachläſſigt oder treten ſonſt Schädlichkeiten hinzu, ſo nimmt er den Charakter einer eigentlichen Entzündung an, die von den Bronchien (ſ. Lungen) auf die benachbarten Lungentheile weiter ſchreitet (Lungenentzündung, Pneumonie). Heilt dieſe Entzündung, ſo ſchrumpft das erkrankt geweſene Lungengewebe und buchtet dem entſprechend den benachbarten Bronchus aus (Bronchiektaſie); es entſteht ſo eine Lungenhöhle (Caverne). An dieſen Stellen hält ſich dann ein Katarrh (chroniſche Bronchitis), und es treten leicht Rückfälle ein. Die Krankheit kann aber auch leicht weiter ſchreiten, und während die Entzündung an der erſterkrankten Stelle heilt oder auch fortdauert, breitet ſie ſich auf die benachbarten Lungentheile aus oder beginnt in einem andern Bezirke. In ſolchem Falle kann ſich die Krankheit unter erſchöpfendem Fieber lange Zeit (jahrelang) hinziehen, ohne daß ſie zum Tode führt. So abſolut tödlich, wie die eigentliche Tuberkuloſe, iſt dieſe chroniſche Tuberkuloſe nicht. Sie kann bei ſorgſamer Pflege recht wohl zum Stillſtand gebracht werden, wenn auch der Lungendefect und die Geneigtheit zu Rückfällen (die, wenn ſie im Laufe des acuten Stadiums eintreten, Nachſchübe genannt werden) zeitlebens beſtehen. Bei dieſer Tuberkuloſe ſind die ſchädlichſten Potenzen vor allem Erkältungen, ferner Exceſſe jeder Art, endlich ſchlechte Ernährung. Solche Kranke

ſollen ſich vor dem Einathmen kalter Luft, namentlich kalter feuchter (rauher) Luft (im Frühjahr und Herbſt, in den frühen Morgen- und ſpäten Abendſtunden) hüten, in freier Luft bei kalter Witterung entweder einen Reſpirator tragen oder wenigſtens den Mund geſchloſſen halten, auch die Bruſt ſtets (und namentlich nachts im Bette) warm bekleidet halten (wallene Leibjäckchen). Zur Verhütung von Erkältungen empfiehlt man dieſen Kranken, den Winter in einem mildern Klima zuzubringen (klimatiſche Curarte). Exceſſe ſchaden durch die (Lungenhyperämie bedingende) Aufregung und die Erſchöpfung, die ſie zurücklaſſen. Ein Tuberkulöſer hat nichts zuzuſetzen und muß mit ſeinem Körpervermögen ſparſam umgehen. Daher kommt es, daß Tuberkulöſe, die wenig auf die Ernährung ihres Körpers wenden, früher und leichter zu Grunde gehen als ſich gut Nährende, und daß durch die Schwangerſchaft der Fortſchritt der Tuberkuloſe oft außerordentlich befördert wird. Auch beſchleunigen tuberkulöſe Männer durch die Heirath häufig unzweifelhaft den Eintritt des Endes. Meiſt beginnt dieſe Tuberkuloſe in den Spitzen der Lungen, ohne indeß an dieſe gebunden zu ſein. Es ſcheint hier eine beſondere Dispoſition für ſolche Entzündungen zu beſtehen. Damit in Zuſammenhang ſteht, daß die Anlage zur Tuberkuloſe erblich iſt, daß ferner Geſchwiſter oft nacheinander an Tuberkuloſe erkranken. Befördert wird der Eintritt durch die obenangeführten Schädlichkeiten und durch andere ſchädliche, die Lungen treffende Einflüſſe, z. B. das Einathmen von Staub, denen manche Gewerke ausgeſetzt ſind. Anſteckend iſt die Tuberkuloſe nicht, auch nicht die eigentliche (impfbare).

Tuberoſe, ſ. Polianthes.

Tübingen, Oberamtsſtadt im Schwarzwaldkreiſe des Königreichs Würtemberg, liegt $8^3/_4$ St. ſüdweſtlich von Stuttgart am obern Neckar, in welchen hier die Ammer mündet, und an der obern Neckarthalbahn, in einer der maleriſchſten Gegenden des Oberlandes, iſt Sitz des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis, eines Bezirksgerichts, einer Generalſuperintendenz und anderer Behörden und zählt an 9000 (8734 im J. 1864) meiſt prot. Einwohner. Das Innere der Stadt beſteht aus unregelmäßigen, engen, abſchüſſigen Straßen mit alten, kunſtlos gebauten Häuſern. Zwei in den letzten Jahrzehnten entſtandene Vorſtädte tragen einen ganz modernen Charakter, wie namentlich im öſtl. Theile der Stadt die ſchöne Wilhelmsſtraße mit verſchiedenen neuen Gebäuden der Univerſität. Ueberragt wird die Stadt von dem Schloß Hohentübingen (1535 erbaut), in welchem die Univerſitätsbibliothek aufgeſtellt iſt, und das eine ſchöne Ausſicht beſonders auf die Schwäbiſche Alb gewährt. Von ältern Bauwerken iſt noch die Stiftskirche (1469—83 erbaut) zu erwähnen, mit alten Glasbildern im Chor, Grabmälern verſchiedener würtemb. Fürſten und einem altdeutſchen Gemälde von Lazarus Bartſch (1574). Berühmt iſt T. durch ſeine Univerſität, welche 1477 vom Grafen Eberhard im Bart, nachmaligem erſten Herzoge von Würtemberg, geſtiftet und 1534 reformirt wurde. 1536 erhielt dieſelbe in dem evang.-theol. Seminar (dem ſog. Stift) eine Anſtalt, welche den theol. und philoſ. Studien ſeitdem eine hervorragende Stellung unter den verſchiedenen Lehrfächern geſichert hat. Seit 1806 iſt die Univerſität dem Miniſterium des Cultus untergeordnet. Nach der 1831 feſtgeſtellten Univerſitätsverfaſſung liegt die Leitung der Univerſität in den Händen eines vom akademiſchen Senat alljährlich gewählten Rectors, dem ein Kanzler als Bevollmächtigter der Regierung zur Seite ſteht. Das eigene Vermögen ergibt ein jährliches Einkommen von etwa 30000 Fl., ſodaß der Staat noch einen jährlichen Zuſchuß von 160—170000 Fl. gewähren muß. Während die übrigen deutſchen Univerſitäten meiſt nur vier oder fünf Facultäten beſitzen, zählt T. deren ſieben, indem 1817 eine eigene ſtaatswiſſenſchaftliche und eine kath.-theol. (früher in Ellwangen), 1863 eine beſondere naturwiſſenſchaftliche Facultät errichtet wurde. Mit der kath.-theol. Facultät wurde auch das kath.-theol. Convict (Wilhelmsſtift) von Ellwangen nach T. verlegt. Etatmäßig beſtehen an der Univerſität 45 ord. und 10 außerord. Profeſſuren. Die Zahl der Studirenden hielt ſich in den letzten Jahrzehnten zwiſchen 700 und 850, darunter 2—300 Ausländer. Unter den Facultäten ſind die zwei theologiſchen und die philoſophiſche am frequenteſten; die naturwiſſenſchaftliche und mediciniſche haben ſich in neueſter Zeit gehoben. Berühmt iſt die von Baur (ſ. d.) begründete ſog. Tübinger Schule in der Theologie geworden. Die Stadt T. wird zuerſt 1078 erwähnt. Sie gehörte den Grafen von Tübingen, bis ſie 1342 durch Kauf an den Grafen Ulrich von Würtemberg kam. Am 10. Juli 1514 wurde zu T. der Tübinger Vertrag zwiſchen dem Herzog Ulrich und dem Landtage abgeſchloſſen, wodurch das Land die Schulden des Herzogs übernahm, die Unveräußerlichkeit der Landestheile ausſprach und die Freiheiten und Rechte der Landſchaft dem Herzog gegenüber feſtſtellte. Vgl. Klüpfel, «Geſchichte und Beſchreibung der Stadt und Univerſität T.» (Tüb. 1849).

Tubus (lat.), Röhre, insbeſondere Fernrohr (ſ. d.).

Tuch iſt ſprachlich zunächſt die allgemeine Bezeichnung für breite Gewebe und in Worten wie Leintuch, Segeltuch, Packtuch, Haartuch, Neſſeltuch u. ſ. w. hat ſich dieſe Bedeutung erhalten. Sodann bezeichnet man mit dieſem Namen ſolche Gewebe, welche nicht verſchnitten und durch Nähen in die Form der verſchiedenen Kleidungsſtücke gebracht zu werden beſtimmt ſind, ſondern in quadratiſchen oder oblongen Stücken zum Gebrauche gelangen, wie Schnupftücher, Halstücher, Umſchlagetücher u. ſ. w. Auch hier iſt der Stoff ohne Einfluß auf den Namen, und man webt ſolche Tücher entweder einzeln, wie große Shawls, Umſchlagetücher und Tiſchdecken, oder dergeſtalt im fortlaufenden Stücke, daß nur durch das Muſter oder eingewebte Streifen die Stellen bezeichnet werden, an denen man durchſchneiden ſoll, um das Stück in einzelne Tücher zu zerlegen. Im engſten Sinne iſt T. der Name eines rein wollenen, aus Streichgarn erzeugten Gewebes, auf deſſen Oberfläche durch Walken eine dünne Filzdecke erzeugt und dieſer dann durch Rauhen, d. h. Aufkratzen der oberſten Schicht, Scheren, Bürſten, Decatiren u. ſ. w. ein ſolches Anſehen gegeben wird, daß das eigentliche Gewebe unter der glatten Haardecke nicht eher ſichtbar wird, bis dieſe Decke durch den Gebrauch abgenutzt iſt oder, wie man ſagt, das T. fadenſcheinig geworden iſt. Die eigentlichen T. und Halb- oder Damentuche ſind zwar in der Regel im Gewebe leinwandartig und 10—12 Viertel breit, man hat aber auch geköperte T. Eine dünne leichte Sorte T. wird neuerdings mit baumwollener Kette gewebt, ſodaß in demſelben nur der Einſchuß aus Schafwolle beſteht. Nebſt dem eigentlichen T. werden aus Streichwolle mancherlei Stoffe fabricirt, welche die eigenthümliche gefilzte Decke mit demſelben gemein haben, wiewol dieſe meiſt durch ſchwächeres Walken weniger entwickelt und durch geringeres Rauhen und Scheren weniger zugerichtet iſt. Man faßt dieſe Stoffe oft unter dem Namen *tuchartige Wollenzeuge* zuſammen, und es gehören dazu Kaſimir, Fries, Flanell, Circaſſienne, Buckſkin u. ſ. w. Die T. werden theils in der Wolle, theils im Stück (vor oder nach der Walke) gefärbt. Bei der *Tuchfabrikation* kommt es nächſt egalem Garn und guter Weberei ganz beſonders auf die Appretur an, welche in der jetzt erforderlichen Vollendung ziemlich theuere Maſchinen erheiſcht, die kleinen Tuchmachern nur durch Aſſociation oder dadurch erreichbar ſind, daß ſich beſondere Lohnappreturanſtalten bilden. Die Tuchfabrikation iſt ein altes deutſches Gewerbe, erreichte aber in den Niederlanden zuerſt den höchſten Grad der Vollendung, und noch jetzt ſind die belgiſchen T. ſehr geſchätzt. Frankreich hat beſonders in den an Belgien und Luxemburg grenzenden Theilen und der Normandie bedeutende Tuchfabriken. Die deutſche Tuchfabrikation iſt beſonders in der Lauſitz, in Sachſen und am Rhein ſo vorwärts gegangen, daß ſie von belgiſchen T. wenig, von franzöſiſchen nichts zu fürchten hat. Dagegen haben ihr die Fortſchritte der früher weniger bedeutenden engl. Tuchmanufactur neuerdings zu ſchaffen gemacht. Das ſog. *Filztuch*, welches nicht aus Garn gewebt, ſondern aus ungeſponnener Wolle auf Maſchinen zuſammengefilzt wurde, iſt eine vorübergehende Erſcheinung geweſen, da es dem gewebten T. weit nachſteht.

Tuch (Johann Chriſtian Friedrich), verdienter Exeget und Orientaliſt, geb. 17. Dec. 1806 zu Quedlinburg, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Nordhauſen, wo unter Kraft's Leitung ſeine Studien die Richtung auf Philologie erhielten und 1824 die Bekanntſchaft mit Geſenius über ſeine eigentliche Lebensaufgabe entſchied. Er widmete ſich hierauf zu Halle ſeit 1825, beſonders unter Geſenius, theol. und orient. Studien, worauf er 1829 promovirte und ſich 1830 in der philoſ. Facultät habilitirte. Seine Vorleſungen, in denen er ſich in ſprachwiſſenſchaftlicher Hinſicht den beſonders durch Ewald neugewonnenen Grundſätzen anſchloß, erſtreckten ſich über das Hebräiſche und die verwandten Sprachen, ſpäter auch über alle auf das Alte Teſtament bezüglichen Disciplinen. Nachdem ihn 1839 die Univerſität Zürich zum Licentiaten der Theologie ernannt, erhielt er in demſelben Jahre eine außerord. Profeſſur in der philoſ. Facultät zu Halle, die er jedoch 1841 mit einer außerord. Profeſſur der Theologie zu Leipzig vertauſchte. Bei ſeinem Beſtreben, die Früchte umfaſſender Studien über den Orient zu einer hiſtor. Auffaſſung und Erklärung des Alten Teſtaments zu verwerthen, ſtieß er in ſeinem neuen Wirkungskreiſe zwar auf manche Hinderniſſe, doch gelang es ihm, die Macht des Herkommens bald zu überwinden, ſodaß er 1843 als ord. Profeſſor in die theol. Facultät einrücken konnte. Kurz vorher hatte ihm die Univerſität zu Tübingen die theol. Doctorwürde verliehen. 1853 erlangte T. mit der dritten Profeſſur das Kanonikat im Stifte zu Zeitz. Später rückte er bis zur erſten Profeſſur und zum Kirchenrath auf. Er ſtarb 12. April 1867. T.'s Hauptwerk iſt der vortreffliche «Commentar über die Geneſis» (Halle 1838), welcher vielfach als Muſter für exegetiſche und kritiſche Arbeiten dieſer Art hingeſtellt worden iſt. Außerdem hat er ſich durch zahlreiche kleinere Arbeiten für Sammelwerke und Zeitſchriften ſowie durch verſchiedene akademiſche Ge-

legenheitsſchriften nicht blos um die altteſtamentliche Exegeſe und hebr. Alterthumskunde, ſondern auch um die Geographie des Orients (namentlich auch des heiligen Landes), um die ſemit. Epigraphik (Sinaitiſche Inſchriften) ſowie um die grammatiſche Bearbeitung der äthiop. Sprache bleibende Verdienſte erworben.

Tucuman, eine der größten der vierzehn Provinzen oder Staaten der Argentiniſchen Conföderation in Südamerika, wird im N. von Salta, im S. von Santiago del Eſtero, im W. von Catamarca und im O. von den gegen den Rio-Vermejo ſich ausdehnenden Pampas begrenzt. Der größere Theil des etwa 1120 Q.-M. umfaſſenden Landes iſt eben. Nur gegen Weſten iſt Hügelland und gegen Catamarca finden ſich unfruchtbare ſteile Gebirge. Die nicht ſchiffbaren Flüſſe Rio-Salado und Rio-Dulce, mit zahlreichen kleinern Nebenflüſſen, bewäſſern hinreichend den ſehr fruchtbaren Boden, der in außerordentlicher Ueppigkeit Zuckerrohr, Weizen, Reis, Mais, Tabak, Weintrauben, Südfrüchte u. ſ. w. hervorbringt. Auf dem reichen Weidelande wird eine ſchwunghafte Pferde-, Maulthier- und Rindviehzucht betrieben. Das Klima iſt mild, und mit Recht rühmen die Bewohner der Provinz dieſelbe als eins der ſchönſten Länder der Erde. Die Hauptausfuhrartikel ſind Zucker, Weizen, Reis, Branntwein, Pferde, Maulthiere (nach Bolivia und Peru), Häute, Wolle, Käſe. Die Bewohner, größtentheils gemiſchter Abſtammung, ſind intelligent und thätig und haben von jeher mit beſonderm Eifer an den polit. Umwälzungen, an denen der Staat ſo reich iſt, theilgenommen. Das Land zählt nur ungefähr 106000 E., alſo etwa 94 auf die Quadratmeile. Bei längerer polit. Ruhe wird ſich aber vorausſichtlich dieſe Zahl bedeutend heben. Die Hauptſtadt San-Miguel del T., mit 11000 E., iſt meilenweit von Gärten mit Obſt-, beſonders Orangenbäumen umgeben. Die Stadt wurde 1564 gegründet und hat beim Befreiungskriege von ſpan. Herrſchaft ſtets eine hervorragende Rolle geſpielt. Am 24. Sept. 1812 ſiegten hier die Independenten über die Spanier. Am 12. Juli 1816 erklärte der daſelbſt verſammelte Congreß die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten am La-Plata von Spanien und publicirte 3. Dec. 1817 die neue Verfaſſung. Unter Roſas' Herrſchaft hat die Stadt durch übermäßige Contributionen und durch Zerſtörungen an Gut und Menſchenleben ſehr viel gelitten.

Tudela (bei den Römern Tutēla), die zweite Stadt (Ciudad) in der ſpan. Provinz Pamplona oder Navarra, am linken Ufer des Ebro, über welchen hier eine ſchöne Brücke mit 17 Bogen führt, an der Eiſenbahn und am Anfang des Kaiſerkanals, iſt der Sitz eines Biſchofs, hat größtentheils enge und ſchlechte Straßen, aber ſchöne Promenaden am Strome, eine ſehenswerthe Kathedrale roman. Stils, mit einem achteckigen Thurme, einem Prachtportal und einem glänzenden, mit plaſtiſchem Schmuck reichverzierten Kreuzgange aus dem 13. Jahrh., mehrere andere Kirchen und vier Nonnenklöſter, ein Inſtitut und andere Unterrichtsanſtalten und zählt (1857) 8925 E., welche Lakritzenſaft, Tuch, Seidenwaaren, irdene Gefäße (Cantaros) fertigen, Oel und Wein, der dem Burgunder ähnlich und der beſte der Provinz iſt, bauen, Schafzucht treiben und lebhaften Handel, beſonders mit Oel und Wein, unterhalten. Die Stadt, von ihrer alten Befeſtigung nur noch Reſte bewahrend, fiel im 8. Jahrh. den Mauren in die Hände, denen ſie erſt 1114 entriſſen wurde. Denkwürdig iſt ſie unter anderm durch den Vertrag vom 2. Febr. 1231, worin der 78jährige Sancho von Navarra und der 25jährige Jakob I. von Aragonien einander adoptirten. In neuerer Zeit erlangte T. einen Namen durch das Gefecht vom 9. Juni 1808, in dem die Franzoſen unter Lefebvre-Desnouettes, ſowie durch die entſcheidende Schlacht vom 23. Nov. 1808, worin dieſelben unter Launes über die Spanier unter Caſtaños ſiegten.

Tudor, der Name einer Dynaſtie, die von 1485—1603 auf dem Throne von England (ſ. Großbritannien) regierte. Als der Stammvater derſelben wird Owen-ap-Meridith-ap-T. betrachtet. Einige laſſen ihn von den alten ſouveränen Fürſten von Wales (ſ. d.) obſtammen; wahrſcheinlich war er aber nur ein einfacher waleſiſcher Edelmann. Owen T. heirathete 1422 Katharina von Frankreich, die Witwe Heinrich's V. (ſ. d.) und Mutter Heinrich's VI. von England. Dieſes Glück erſt brachte die Familie am engl. Königshofe empor. T. zeugte mit der Prinzeſſin drei Söhne, Edmund, Jasper und Owen. Letzterer, Owen, trat in den geiſtlichen Stand; Jasper wurde zum Grafen von Pembroke, Edmund zum Grafen von Richmond erhoben. Natürlich entſchieden ſich Owen T. und deſſen Söhne, welche die Stiefbrüder Heinrich's VI. waren, in dem Streite der Häuſer York und Lancaſter (ſ. Plantagenet) für Lancaſter, dem der König angehörte. Jasper führte ſogar 1461 in der Schlacht bei Mortimers-Croß die Truppen Margarethens von Anjou (ſ. d.) an. Owen T. fiel in dieſer Schlacht in die Hände der Yorks und wurde auf Befehl des Herzogs von York auf der Stelle enthauptet. Jasper ſtarb kinderlos. Edmund T., Graf von Richmond, heirathete aber Margarethe von Beaufort,

die Erbtochter des Hauſes Lancaſter. Aus dieſer Ehe entſprang ein Sohn, Heinrich T., Graf von Richmond, der nach dem Tode ſeiner Mutter die Anſprüche des Hauſes Lancaſter auf den engl. Thron, den Yorks gegenüber, erben mußte. Heinrich, der ſeine Jugend in Frankreich als Verbannter zubrachte, benutzte die Lage ſeines Vaterlandes, fiel in England ein und beſiegte und erſchlug 22. Aug. 1485 den König Richard III. (ſ. d.) aus dem Hauſe York in der Schlacht von Bosworth. Noch auf dem Schlachtfelde ſetzte er ſich die engl. Königskrone auf. Er konnte ſein Thronrecht als mütterlicher Nachkömmling der Lancaſtrier geltend machen; allein ſeine Mutter lebte noch, dieſelbe ſtarb erſt 1509 mit ihm zugleich. Er konnte ſich auf das Recht der Eroberung ſtützen, was aber nur den Nationalſinn der Engländer beleidigt haben würde. Heinrich VII. (ſ. d.), wie ſich der Graf von Richmond nach dem Siege nannte, ſuchte deshalb ſeine Rechte zu verſtärken, indem er Eliſabeth, die älteſte Tochter Eduard's IV. (ſ. d.), aus dem Hauſe York, heirathete. In den Augen des Volks vereinigte er hiermit die Intereſſen der Häuſer York und Lancaſter und ſchloß auf dieſe Weiſe die blutigen Kämpfe der beiden Roſen (ſ. d.). Außerdem ließ er ſeine Thronerhebung vom Parlament beſtätigen und wußte ſich durch eine ſtrenge, auf Demüthigung der verwilderten Großen gerichtete Regierung zu befeſtigen. Aus der Ehe mit Eliſabeth, die 1503 ſtarb, zeugte Heinrich VII. vier Kinder: Margarethe T.; Arthur, Prinz von Wales, der ſich mit Katharina von Aragonien vermählte, aber 1502 kinderlos ſtarb; Heinrich VIII., den Nachfolger, und die Prinzeſſin Marie. — Marie T., die jüngſte Tochter Heinrich's VII., vermählte ſich mit Ludwig XII. (ſ. d.) von Frankreich. Als derſelbe einige Monate ſpäter, 1515, ſtarb, heirathete ſie den engl. Edelmann Charles Brandon, Herzog von Suffolk. Sie ſtarb 1533; ihre Enkelin aus der Ehe mit Suffolk war die unglückliche Johanna Gray (ſ. d.). — Margarethe T., älteſte Tochter Heinrich's VII., vermählte ſich mit Jakob IV. von Schottland und zeugte mit demſelben Jakob V. Sie war hiernach die Großmutter der unglücklichen Maria Stuart (ſ. d.) und die Urgroßmutter Jakob's VI. Aus einer zweiten Ehe Margarethens mit dem Grafen Douglas von Angus entſprang eine Tochter, die ebenfalls den Namen Margarethe empfing. Dieſe Tochter vermählte ſich mit einem Stuart (ſ. d.), dem Grafen von Lenox, aus welcher Verbindung Heinrich Darnley, der Gemahl der Königin Maria Stuart, entſprang. Jakob VI. von Schottland war demnach von ſeiten der Mutter wie des Vaters ein Urenkel der Tochter Heinrich's VII. Margaretha ſtarb 1539. — Heinrich VIII. (ſ. d.), der Sohn und Nachfolger Heinrich's VII., 1509—47, erbte den kräftigen Sinn ſeines Vaters, verwandelte ſich aber bald in einen blutdürſtigen Despoten. Infolge ſeiner Privatangelegenheiten beförderte er die Trennung Englands vom röm. Stuhle. Er hatte nacheinander ſechs Gemahlinnen, von denen er zwei, Katharina von Aragonien, die Wittwe ſeines verſtorbenen Bruders, und Anna von Kleve verſtieß, zwei andere, Anna Boleyn und Katharina Howard, enthaupten ließ. Mit Katharina von Aragonien zeugte er die nachmalige Königin Marie, mit Anna Boleyn die ſpätere Königin Eliſabeth, mit Johanna Seymour ſeinen unmittelbaren Nachfolger, Eduard VI. Nachdem er vorher ſeine beiden Töchter für illegitim erklärt, ließ er deren eventuelle Thronrechte durch eine Parlamentsacte von 1544 wiederherſtellen. — Sein Sohn und Nachfolger, Eduard VI., 1547—53, ein ſchwächlicher, aber fähiger Jüngling, unter welchem die Kirchenreformation begünſtigt wurde, ließ ſich durch den Herzog von Northumberland bereden, ſeine beiden Schweſtern unter nichtigen Vorwänden und ohne Beobachtung der Formen abermals von der Thronfolge auszuſchließen. Er ernannte ſeine Couſine, Johanna Gray, die Schwiegertochter Northumberland's, zur Nachfolgerin. Nach ſeinem Tode gelang es jedoch ſeiner ältern Schweſter, Marie, ihre unſchuldige Nebenbuhlerin ſogleich zu verdrängen. Mit der Thronbeſteigung Maria's (ſ. d.), 1553—58, die nicht ohne Geiſt und Charakter war, aber mit Fanatismus dem röm. Glauben anhing, begann die blutigſte Reaction gegen die Kirchenreformation, die ihre Perſon wie ihre Regierung bei der Nation verhaßt machte. Wiewol Maria mit Philipp II. von Spanien vermählt war, ſtarb ſie doch 1558 kinderlos. — Ihr folgte auf dem Throne die zweite Tochter Heinrich's VIII., die Königin Eliſabeth (ſ. d.). Auch ſie bekundete während ihrer Regierung, 1558—1603, den harten und despotiſchen Charakter ihrer Väter, wendete aber ihre Macht und ihre ſeltenen Fähigkeiten nur dazu an, um den Grund zur Entfaltung der engl. Nationalblüte zu legen. Wegen körperlicher Gebrechen oder aus Eitelkeit und Eigenſinn blieb ſie unvermählt. Nach ihrem Tode erbte den engl. Thron der Abkömmling Margaretha T.'s, Jakob VI. von Schottland, der nun beide Reiche unter dem Namen Jakob I. (ſ. d.) regierte und das königl. Haus der Stuarts hiermit nach England verpflanzte.

Tuffſtein, Tuffkalk oder Kalktuff, auch wol Duckſtein und in Oberitalien Travertin genannt, iſt eine Ablagerung von kohlenſaurem Kalk, alſo Kalkſtein, aus Quellen oder

Bächen, welche Kalkerde im kohlensauren Zustande aufgelöst enthalten. Da diese Ablagerungen sehr häufig Moose oder andere Pflanzen inkrustirt haben, so erscheinen sie nach deren Verwesung oft außerordentlich porös; sie finden sich jedoch zuweilen auch von ziemlich dichter oder sandigkörniger Beschaffenheit. Im übrigen verhalten sie sich ganz wie Kalkstein. Sehr oft findet man darin auch Schneckenhäuser, Knochen und andere thierische Reste. Vieler Kalktuff liefert wegen seiner porösen Beschaffenheit einen ganz vortrefflichen und dabei leicht bearbeitbaren Bausstein.

Tugend ist das Gute, insofern es der Mensch mit Bewußtsein angenommen und zu seiner Gewohnheit gemacht hat. Sie wurzelt also wesentlich in der Gesinnung, und es gibt keine T. ohne sittliche Gesinnung. Doch gestalteten sich die philos. Bestimmungen des Tugendbegriffs schon im Alterthum in den verschiedenen Systemen nach der Verschiedenheit des obersten Grundsatzes und der Gesammtansicht vom Sittlichen überhaupt verschieden. Die Pythagoräer, gewohnt, alles auf Zahlenverhältnisse zurückzuführen, faßten in der T. den Charakter der Zusammenstimmung auf und bestimmten sie als Harmonie der Seele. Sokrates bestimmte diese Zusammenstimmung näher und setzte sie darein, daß man das Gute, das man thun soll, erkenne und das Erkannte im Handeln bewirke. Von der Erkenntniß aber Weisheit hing ihm also die T. ab, und daher nannte er auch die einzelnen T. Wissenschaften. Sie selbst aber betrachtete er als unzertrennlich von der Glückseligkeit und als des Menschen höchstes Gut. Plato setzte sie in die Nachahmung Gottes, indem durch Einheit und Uebereinstimmung des Innern der Mensch Gott ähnlich werde. Für ihre Hauptformen erklärte er die vier nachher sog. Cardinaltugenden (s. d.): Weisheit oder Besonnenheit, Tapferkeit oder Männlichkeit, Mäßigkeit oder Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit, die er auch von dem Staate forderte. Aristoteles, welcher die T. subjectiv in die vollkommene Thätigkeit der Vernunft setzte, unterschied die intellectuelle und die ethische T. Letztere war ihm die im Leben erworbene Vollkommenheit des vernünftigen Begehrens, welche sich als das Mittlere zwischen entgegengesetzten Neigungen (Extremen) darstellt. Unter den ethischen T. hob er die Tapferkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, geziemenden Aufwand, Großsinnigkeit, Sanftmuth, Wahrhaftigkeit, Höflichkeit, Freundschaftlichkeit, Sittsamkeit und Gerechtigkeit hervor, welche man die elf Cardinaltugenden des Aristoteles genannt hat. Die Stoiker und Epikuräer waren einander in Hinsicht der T. entgegengesetzt. Die letztern, den Cyrenaikern folgend, setzten dieselben in den angenehmen Lebensgenuß, die erstern, den Cynikern folgend, in die durch Arbeiten und Entbehrungen zu erlangende Selbstherrschaft, in welcher das naturgemäße Leben bestehe. Die Neuplatoniker sowie auch die Scholastiker hielten im ganzen an den Platonischen und Aristotelischen Bestimmungen fest, nur daß die letztern den philosophischen T. die christlichen in der Gestalt von Glaube, Liebe und Hoffnung hinzufügten. Was die neuere Philosophie anbelangt, so setzte Wolf die T. in die Fertigkeit, seinen Zustand immer vollkommener zu machen, dagegen Hutcheson in die Ausbildung des moralischen Sinns für wohlwollende und uneigennützige Handlungen. Kant bestimmte die T. als moralische Stärke des Willens in Befolgung der Pflicht oder in der Unterordnung der Neigungen und Begierden unter das Gesetz der Vernunft. Der Kantische Standpunkt ist in der deutschen Philosophie im ganzen der herrschende geblieben, sodaß man ihn aus den verschiedenen Modificationen, welche er durch Fichte, Schleiermacher, Hegel, Fries, Krause und andere neuere Denker erfahren hat, überall noch in seiner ursprünglichen Anlage herauserkennt. Seine Höhe beruht auf seiner Universalität, womit er die verschiedenen Tugendbegriffe (wie Nächstenliebe, Fleiß, Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung u. s. w.) in ein einziges Princip versammelt, und hierdurch alle Einseitigkeiten ablehnt, von denen die frühern Systeme gedrückt waren, und die auch in manchen unter den spätern, obwol in ermäßigter Gestalt, aufs neue zur Geltung gekommen sind.

Tugendbund. Die traurige Lage, in welche sich Preußen nach dem Frieden von Tilsit versetzt sah, führte im Frühjahr 1808 zu Königsberg mehrere patriotische Männer, Offiziere und Civilisten, zur Stiftung eines sittlich-wissenschaftlichen Vereins, welcher sich zum Zweck setzte: die durch das Unglück verzweifelten Gemüther wieder aufzurichten, physisches und moralisches Elend zu lindern, für volksthümliche Jugenderziehung zu sorgen, die Reorganisation des Heeres zu betreiben, Patriotismus und Anhänglichkeit an die Dynastie allenthalben zu pflegen u. s. w. Diesen offenen Bestrebungen reihte sich natürlich die geheime Tendenz an, das franz. Joch abzuschütteln oder wenigstens die Vorbereitungen hierzu zu treffen. Der Verein theilte seine Statuten den hohen Beamten und selbst dem Könige mit, der sich von Zeit zu Zeit Bericht über die Arbeiten des Vereins erstatten ließ. Bald nahm der Verein auch außerhalb Königsberg bedeutende Ausbreitung und alle patriotisch Gesinnten und viele Männer in hoher amtlicher und gesellschaftlicher Stellung schlossen sich ihm an. Der Verein theilte sich, damit die einzelnen

Glieder je nach Beruf und Fähigkeit thätig sein konnten, in fünf Kammern: für Erziehung und Volksbildung, für öffentliche und häusliche Oekonomie, für Polizei, Militär und Literatur. An der Spitze stand ein hoher Rath von fünf Gliedern, deren eins als Censor über die Beobachtung der Gesetze wachte und die Streitigkeiten schlichtete. Aufgenommen konnte jeder unbescholtene christl. Preuße werden. Kein Theilnehmer durfte über den Verein schreiben, noch vor Nichttheilnehmern über denselben sprechen. Der Minister Stein, wiewol keineswegs Gründer noch Mitglied, war Freund und Schützer des Vereins, dessen Wirksamkeit sich bald besonders durch Ausgleichung des gespannten Verhältnisses zwischen Militär und Civil sowie rücksichtlich der Reorganisation des nationalen Heerwesens bemerkbar machte. Scharnhorst kannte und benutzte die Arbeiten des Vereins und hatte Männer in seiner Umgebung, welche, wie Gneisenau, die eifrigsten Mitglieder des Bundes waren. Es konnte nicht fehlen, daß die fremden Machthaber in kurzem die Bedeutung und die Tendenz des Bundes zu fürchten begannen und auf dessen Unterdrückung durch alle Mittel hinarbeiteten. Als nun der Major Schill, Mitglied des Vereins, 1809 seinen kühnen Zug über die Elbe unternahm, der Minister Stein, durch aufgefangene Briefe an den Fürsten von Wittgenstein compromittirt, seinen Rücktritt nehmen mußte, stieg der Verdacht und die Besorgniß der Franzosen und ihrer Freunde so, daß König Friedrich Wilhelm III. sich genöthigt sah, im Dec. 1809, nach seiner Rückkehr nach Berlin, die Auflösung des T. in einer Cabinetsordre zu befehlen. Dennoch erlosch die Wirksamkeit des Vereins keineswegs, sondern jedes einzelne Glied blieb bestrebt, in seinem Kreise die patriotischen Zwecke zu fördern. Besonders ward der Fortgang der preuß. Nationalbewaffnung seit der Wendung am Ende des J. 1812 eifrig und erfolgreich von ehemaligen Mitgliedern des Vereins unterstützt. Als nach dem Siege der deutschen Sache polit. Mißstimmungen eintraten, begann auch sogleich die Reactionspartei in Preußen die Verdächtigung und Anklage dieses längst aufgelösten, aber in seinen volksthümlichen Ideen und Strebungen noch fortwirkenden Bundes. Besonders war es der reactionäre Geheimrath Schmalz (s. d.), der sich als Denunciant erhob und dadurch unter anderm die Gegenschriften des Professors Krug (ehemals Censor des Vereins) hervorrief: «Das Wesen und Wirken des T.» (Lpz. 1816) und «Darstellung des unter dem Namen des T. bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins» (Berl. 1816). In den spätern Untersuchungen gegen die Burschenschaft ward der T. noch wiederholt als der Stifter der sog. Demagogie in Deutschland bezeichnet, was freilich insofern zutraf, als diese akademischen Vereine ursprünglich in den Ideen jenes Bundes wurzelten. Aus den Originalacten veröffentlichte Vogt: «Geschichte des sogenannten T.» (Berl. 1850). Vgl. Lehmann, «Der T.» (Berl. 1867).

Tuilerien ist der Name eines kaiserl. Residenzschlosses in Paris, an einem Platze, wo sich früher Ziegelbrennereien (tuileries) befanden, von welchen es den Namen erhielt. Von dem alten Schlosse, welches Katharina von Medici hier nach den Rissen und unter der Leitung der Architekten Philibert Delorme und Jean Bullant erbauen ließ, ist weder eine ausführliche Beschreibung noch eine genaue Abbildung auf unsere Zeit gekommen. Heinrich IV. ließ dieses Schloß durch die Baumeister Duverceau und Dupérac vergrößern, namentlich an der Ecke auf der Wasserseite den Pavillon de Flore ansetzen und diesen vermittels einer längs der Seine hinlaufenden Galerie mit dem Louvre verbinden. Unter Ludwig XIV. wurden durch den Architekten Levau die ältern Theile des Schlosses erhöht, die Kuppel des mittlern Hauptpavillons (Pavillon de l'Horloge) in ein viereckiges Dach umgestaltet und auf der Stadtseite der schwerfällige Eckpavillon de Marsan hinzugefügt, an welchen Napoleon I. eine Galerie anlehnen ließ, die auf dieser Seite die T. mit dem Louvre vereinigen sollte, was aber erst unter Napoleon III. zu Stande kam. (S. Louvre.) Die T. waren nur vorübergehend königl. Wohnung, bis Ludwig XVI. sich durch die Octoberereignisse in Versailles 1789 genöthigt sah, seine Residenz nach Paris zu verlegen. Seitdem sind die T. der Schauplatz einiger der merkwürdigsten Vorgänge in Frankreichs Geschichte gewesen. Am 10. Aug. 1792 wurden sie von den pariser Sectionen angegriffen, was die Flucht der königl. Familie in die Nationalversammlung und den Sturz des Throns zur Folge hatte; 1793 schlug hier der Nationalconvent seinen Sitz auf. Dann bewohnte Napoleon als Erster Consul und Kaiser den Palast. Unter der Restauration waren die T. die Hauptresidenz des Königs und der königl. Familie. Nach der Revolution von 1830, wo das Volk die T. wiederum angriff und stürmte (29. Juli), wählte sie Ludwig Philipp zu seiner Residenz und bewohnte sie bis zum 24. Febr. 1848, wo der Palast abermals vom Volke eingenommen und der König daraus vertrieben wurde. Ein Decret der Provisorischen Regierung vom 26. Febr. 1848, welches aber nicht zum Vollzug kam, verordnete, daß die T. fortan ein bürgerliches Invalidenhaus (Hospice des invalides civils) sein sollten. Gegenwärtig sind sie wieder kaiserl. Residenz.

Der schöne, von Westen her an das Schloß stoßende Garten wurde von Lenôtre angelegt, ist aber vielfach umgeändert. Ein weitläufiges Parallelogramm auf der Ostseite bildet den Schloßhof, der seine Anlage hauptsächlich Napoleon I. verdankt.

Tuisco oder Tuisto (auf letztere Form führt die handschriftliche Ueberlieferung) nannten die Germanen, nach des Tacitus Berichte im zweiten Kapitel der «Germania», den erdgeborenen Gott, den sie mit seinem Sohne Mannus (s. d.), von dessen drei Söhnen sich die drei Hauptstämme, die Ingävonen, Istävonen und Herminonen ableiteten, in alten Liedern als den Urheber ihres Volks feierten. Beide Namensformen, sowol Tuisto als T., lassen sich grammatisch nicht anders ableiten als von der Zweizahl, und unter den verschiedenen aufgestellten Deutungen des Namens verdient deshalb diejenige Wackernagel's (in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum», Bd. 6) unbedingt den Vorzug. Danach ist die Sage von Tuisto und Mannus nicht, wie Tacitus selbst sie ansah, eine Sage über den autochthonischen Ursprung des german. Volks, sondern vielmehr ein Mythus über den Ursprung der Menschheit überhaupt, ein Stück german. Kosmogonie. Tuisto ist der Zwiefache, die zwitterhafte Gottheit, welche nicht selten an der Spitze von Kosmogonien erscheint und noch die männliche zeugende mit der weiblichen empfangenden Kraft in sich bindet, und so aus sich selbst den Mannus, den ersten Menschen, zeugt, mit dessen drei Söhnen dann die eigentliche nationale Stammsage von dem Ursprunge der einzelnen german. Hauptvölkerschaften beginnt.

Tula, ein Gouvernement des europ. Rußland, bis 1777 ein Theil des Gouvernements Moskau, umfaßt 557,12 Q.-M. mit (1863) 1,152470 E. Der Boden ist zwar nur mäßig fruchtbar, aber gut angebaut. Dagegen ist die Provinz ziemlich reich an Producten des Mineralreichs, namentlich an Eisen, und daher der Hüttenbetrieb mehr als selbst Landbau und Viehzucht im Gange. Besonders reichhaltig sind die in der Nähe der Hauptstadt befindlichen Eisengruben, aus denen nicht nur die großen Hüttenwerke der Provinz, sondern auch die benachbarten industriellen Gouvernements, besonders Kaluga, ihr meistes Material beziehen. Die industriereichste Stadt des Landes, das Lüttich der Russen, ist die Hauptstadt T., an der Upa und an der Eisenbahn (Moskau-Kursk), eine der schönsten Städte von ganz Rußland. Die Stadt zählt 56679 E., die über hundert große Fabrik- und Manufacturanlagen unterhalten. Wichtig ist besonders die auf Peter's d. Gr. Ukas vom 15. Febr. 1712 vom Fürsten Gregor Iwanowitsch Wolkonski gestiftete kaiserl. Gewehrfabrik, die unter Katharina II. reorganisirt wurde, deren großartiger Aufschwung aber erst seit 1817 eintrat, wo der Engländer Johns als oberster Mechaniker angestellt wurde. Die Anstalt zählt allein über 3000 zünftige Meister, die aber, außer Gewehren und blanken Waffen, auch Messer, Galanteriewaaren, Theekessel u. s. w. fabriciren. Selbst im Auslande berühmt sind die in den Fabriken der Stadt und des Gouvernements gefertigten Tulaischen Kurzwaaren aus Stahl und Eisen, Weiß- und Schwarzblech, mit Verzierungen, Vergoldungen u. dgl., besonders auch die Tulaischen Dosen, die aus dem hier erfundenen Tulametall, einer aus Kupfer, Silber, Blei und Schwefel zusammengeschmolzenen Masse, verfertigt werden. Es befinden sich in T. allein 55 Kupfergießereien, die für 600000 S.-Rubel Waaren liefern. 34 derselben beschäftigen sich ausschließlich mit Herstellung der durch ganz Rußland vertriebenen Samoware oder Theemaschinen. Die übrigen liefern Thür- und Fensterbeschläge, Ofenvorrichtungen, Leuchter und andere kleinere Gegenstände. Die Tulaischen Messerwaaren sind schlechter als die in Pawlowno und Worsma im Gouvernement Nishnij-Nowgorod fabricirten. Dasselbe gilt vom Tulaischen Handwerkszeug, das zwar eine gute Politur hat, jedoch der Güte ermangelt. Unter den übrigen Fabrikanlagen und Manufacturen sind die große Eisengießerei, die überaus zahlreichen Schmiede- und Schlosserwerkstätten, die vielen Gerbereien und Juftenfabriken, über 200 Schuhmacherwerkstätten, große Talgschmelzereien, Seifensiedereien, Lichtzieherein und Bierbrauereien zu erwähnen. Hierzu kommen die Verarbeitung von Borsten und die besonders durch franz., ital. und deutsche Kriegsgefangene von 1812 angelegten wichtigen Fabriken für Farben, Parfumerien, Modewaaren, Handschuhe, Hüte, künstliche Blumen, Wollzeuge u. s. w. Desgleichen hat sich hier durch holländ. Kriegsgefangene die Gemüse-, Blumen- und Obstcultur zu einem umfangreichen Industriezweige ausgebildet. Außer dem Vertriebe der Manufacten ist der Handel mit Getreide, Hornvieh, Talg und Hanf sowie mit Pfeffergurken bedeutend. Sehr beliebt sind in Petersburg und Moskau die sog. Tulaischen Nachtigallen, die in den Gehölzen bei T. gefangen werden. T. ist der Sitz eines Bischofs, eines Civilgouverneurs und anderer Behörden, hat 28 Kirchen, darunter die große und schöne Himmelfahrtskirche, zwei Klöster, ein Waisen- und ein Findelhaus, ein Arbeits- und ein Zuchthaus, 17 Armenhäuser, 10 Lehranstalten, darunter ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit adelicher

Pension (seit 1804), ein Mariengymnasium für Töchter (seit 1859), eine Fabrikschule. Hieran schließen sich eine Cadettenanstalt, ein Museum für Industrieerzeugnisse, ein Arsenal, ein Theater u. s. w. Gegenwärtig zerfällt T. in drei Theile, in die eigentliche Stadt, die Tschulkowsche und die Moskau- oder Gewehrfabrikstadt. Mehrfach durch heftige Feuersbrünste heimgesucht, verlor die Stadt durch den Brand vom 11. Juli 1834 gegen 2000 Häuser, wurde aber schöner wieder aufgebaut. Zuerst wird T. 1150 erwähnt. Im 13. Jahrh. gehörte es zu dem Fürstenthum Rjasan. Zu Ende des 14. Jahrh. kam die Stadt unter die Herrschaft der Tataren, erst später unter das Großherzogthum Moskau. Geschichtlich bekannt ist T. durch die Belagerungen seitens der krimschen Tatarenkhane 1552 und 1587. Im J. 1602 fiel die Stadt in die Hände des Räuberhauptmanns Chlopsky, der sie zu seinem Waffenplatz machte. 1605 erklärte sie sich für den ersten Falschen Demetrius (Gregor Otrepjew) und ward 30. Juni bis 10. Oct. 1607 belagert, worauf sie sich an den Zar Wassilij Iwanowitsch Schuiski ergab. 1613 wurde sie von poln. Partisanen besetzt und hart mitgenommen, denselben aber alsbald vom Fürsten Kurakin entrissen. Seitdem genoß sie der Ruhe, entwickelte sich jedoch nur sehr allmählich.

Tulcza, Tultscha, Stadt in der türk. Tuna- oder Donauprovinz (Bulgarien), $1\frac{1}{2}$ St. oberhalb der Trennung des St.-Georgsarms von dem Sulinaarme der Donau, 11 M. oberhalb und westlich von Sulina und $2\frac{1}{2}$ M. südlich von Ismail, hat einen starkbesuchten Hafen und zählt etwa 25000 E., die einen nicht unbedeutenden Handel treiben und die meisten Donaufahrer mit Proviant versehen. Auch werden hier, meist von griech. Rhedern, alljährlich eine nicht unbeträchtliche Anzahl guter Schiffe gebaut. Vor der Erbauung von Sulina (s. d.) mußten hier auch die Donauschiffe anlaufen, um die an der Sulinamündung nothwendigen Operationen des Lichterns vorzubereiten. Früher war T. eine Festung, die gleichsam den Brückenkopf von Ismail bildete. 1789 wurde dieselbe vom russ. Contreadmiral Ribas erstürmt, und 9. Juni 1791 schlug daselbst Fürst Repnin 20000 Türken in die Flucht. Im Feldzuge von 1828 wurde die Festung vollständig in einen Trümmerhaufen verwandelt und eine neue unbefestigte Stadt $\frac{1}{4}$ St. unterhalb ihrer alten Stelle angelegt. Am 24. März 1854 nahmen die Russen, welche den Uebergang über die Donau forcirten, den Ort, räumten ihn aber 24. Juli wieder auf ihrem Rückzuge von Silistria, ebenso die einige Meilen oberhalb T. an der ungetheilten Donau gelegene feste Handelsstadt Isaktschi.

Tüll heißen verschiedenartige Gewebe, die das Charakteristische haben, daß sie durch die Entfernung ihrer Fäden voneinander netzartig löcherig erscheinen. Sie dienen sämmtlich zu weiblichen Kleidungs- und Putzgegenständen. Was man ehemals ausschließlich mit dem Namen T. bezeichnete, ist ein Stoff aus Baumwolle oder Seide, auf eigentlichen Webstühlen aus Ketten- und Schußfäden erzeugt, jedoch so, daß je zwei beisammenliegende Kettenfäden sich nach jedem Einschusse miteinander kreuzend verschlingen, um dem Verschieben der Oeffnungen vorzubeugen. Eine viel größere Wichtigkeit und allgemeinere Verbreitung hat der in neuerer Zeit erfundene englische T. (Tulle anglais) oder Bobbinet (s. d.) erlangt, welcher auf Maschinen besonderer Art dargestellt wird und nicht viereckige, sondern sechseckige Löcher hat.

Tulle, die Hauptstadt des franz. Depart. Corrèze und des frühern Niederlimousin, in einem tiefen, engen und malerischen Thale, an der Mündung der Solane in die Corrèze gelegen, ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Bourges, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte und einer Ackerbaukammer sowie des Stabs einer militärischen Subdivision. Die sehr unregelmäßig gebaute Stadt zählt 12606 E. (1866) und hat schöne Promenaden, treffliche Quais, zahlreiche Brücken, eine halb goth., halb roman., durch ihren kühnen Thurm ausgezeichnete Kathedrale, ursprünglich Kirche der in der Revolutionszeit zerstörten Benedictinerabtei St.-Martin. Es bestehen in der Stadt ein Priester-, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, ein Communalcollège, eine höhere Schule, eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek, die Historische Gesellschaft von Niederlimousin, ein Theater. Außerdem befindet sich hier eine große kaiserl. Waffenfabrik, in der Vorstadt Souillac, welche Gewehre und die besten Jagdflinten Frankreichs sowie andere Luxuswaffen liefert. Die Bevölkerung entwickelt viel Gewerbthätigkeit in Droguet, Papier, Leder, Sattlerarbeiten, Spielkarten, Parfumerien, Liqueuren, Bier, Wachskerzen, Nägeln und Draht. Daß die Fabrikation der unter dem Namen Point de T. oder Pliſſe de T. bekannten Spitzen hier erfunden oder je betrieben worden, ist ein alter Irrthum. Man zieht viele Esel und treibt lebhaften Handel mit Nußöl, Wildpret, den eigenen Manufacten und geschätzten Limousinpferden. Die Umgebungen der Stadt sind überaus anmuthig. Etwa $\frac{1}{2}$ M. gegen Norden liegt das 2552 E. zählende Städtchen Naves und in dessen Gebiet die sog. Arènes de Tintignac oder Tintiniac,

Ruinen einer röm. Stadt, darunter namentlich Reſte eines Theaters. T. ſelbſt kommt erſt in der Frankenzeit vor unter dem Namen Tutela.

Tullius iſt der Name eines röm. Geſchlechts, den mehrere Familien führten, unter denen die plebejiſche der Ciceranen durch den großen Redner und Conſular, durch den ſie in die Nobilität trat, die berühmteſte geworden. Die Familie ſtammte aus Arpinum (jetzt Arpino, bei Sora), einer altvolskiſchen Stadt in Latium. (S. Cicero.)

Tullus Hoſtilius heißt nach der Traditian der dritte röm. König, 673—642 v. Chr., des friedlichen Numa kriegeriſcher Nachfolger. Unter den vielen Kämpfen, die er beſtand, war beſonders denkwürdig der mit dem benachbarten Albalanga, in dem der Zweikampf der Horatier und Curatier für Rom entſchied, ſodaß Alba nun abhängig wurde. Bald nachher, als der König gegen die Fidenaten und Vejenter ſtritt, verſuchten die Albaner verrätheriſchen Abfall. Nach dem Siege traf ſie die Strafe. Ihren Dictator Mettus Fuffetius, der ſie aufgereizt, ließ der König durch Pferde zerreißen; ihre Stadt, die faſt fünf Jahrhunderte beſtanden, zerſtörte er und ſiedelte die Einwohner auf dem Mons Cälius in Rom an. Die edeln Geſchlechter unter ihnen, zu denen die Julier, Servilier, Quinctier und andere gehörten, wurden unter die Patricier aufgenommen und eine dritte Stammtribus, die der Luceres, daraus gebildet. Auch der Senat, für den T. die nach ihm benannte Hoſtiliſche Curie baute, die, von Sulla erneut, bis 52 v. Chr. beſtand, wurde damals verſtärkt; ferner die Reiterei um die Hälfte und ebenſo das Fußvolk vermehrt. Des T. Ende war unglücklich. Vernachläſſigung der Opfer und heiligen Gebräuche ſoll den Zorn der Götter, die eine ſchwere Peſt ſchickten, hervorgerufen haben. Durch geheimnißvollen Dienſt wollte der König dem Jupiter Elicius Zeichen abzwingen, die ihm die Mittel der Sühne andeuten ſollten. Da traf ihn der Blitz des Gottes, der ihn und ſein Haus verbrannte. Ancus Marcius war ſein Nachfolger.

Tuln aber Tulln, ein Städtchen und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im vormaligen Kreiſe Oberwienerwald des Erzherzogthums Oeſterreich unter der Ens, an der Mündung des Tulnerbachs in die Donau, war ehemals die Hauptſtadt von Niederöſterreich und zählt jetzt nur noch 2500 E., welche Feldbau, ſtädtiſche Gewerbe, Schiffahrt und Handel mit Lebensmitteln treiben. Die Stadt hat eine ſchöne Dechanteikirche und drei andere Kirchen, eine merkwürdige, jetzt als Magazin benutzte Heilige Dreikönigskapelle, eine Dampfſchifffahrtsſtation und die Pionierſchule der öſterr. Armee. T. iſt von einer großen fruchtbaren Ebene, dem Tulnerfeld umgeben, welches ſich 5 M., von Trachenmauer bis gegen Greifenſtein, in die Länge erſtreckt.

Tulpe (Tulipa L.) heißt eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliengewächſe, mit ſechsblätteriger, glockiger Blütenhülle, einblütigem und im Grunde beblättertem Stengel und fleiſchiger, braunhäutiger Zwiebel. Die bei uns in Wäldern und Weinbergen wachſende, doch ziemlich ſeltene Waldtulpe (T. sylvestris) hat einen ſchlanken, unterhalb der Blüte gebogenen Stengel, ſchmal-lanzettige Blätter und gelbe, äußerlich grünliche, wohlriechende Blüten, deren Blätter an der Spitze ſchwachgebartet ſind. Die wohlriechende T. (T. suaveolens Roth.), Duc van Toll, hat einen ſehr kurzen behaarten Stengel und gelb- und rothgefärbte, wohlriechende, ſich faſt wagerecht ausbreitende Blüten und bildet, in Töpfen gezagen, im Frühlinge eine Zierde der Fenſter. Sie ſtammt aus Südeuropa, wo noch andere ſchöne Arten wachſen, z. B. die Sonnenaugentulpe (T. oculus solis L.) mit großen, ſcharlachrothen, im Grunde ſchwarzgefleckten Blumen. Die Gartentulpe (T. Gessneriana) wird 1½ F. hoch, hat breite, ſeegrüne Blätter und trägt ihre Blüten aufrecht auf einem am Grunde verdünnten Stengel. Dieſe aus dem Orient und Centralaſien ſtammende Art, welche z. B. die ſandigen Strecken der Tatarei in Millionen von Exemplaren bedeckt, kam 1559 durch Konrad Geßner aus Konſtantinopel nach Augsburg und verbreitete ſich in kurzer Zeit in alle europ. Gärten. Ungeachtet ihres keineswegs angenehmen Geruchs wird ſie ihrer ſchöngefärbten, meiſt bunten Blüten wegen jetzt überall gern gezogen und kammt in zahlloſen, in der Farbe höchſt verſchiedenen Spielarten vor, die durch ſorgfältige Cultur erzeugt worden ſind. Eine eifrige Cultur erfuhr und erfährt noch die T. in Holland (bei Harlem). Die bis zur Manie getriebene Tulpenliebhaberei führte hier ſogar zu einer ſchwindeligen Speculation. (S. Blumenhandel.) Die ſchönſten Sorten werden gewöhnlich aus Samen erzogen. Die Zwiebeln nimmt man nach der Blütezeit aus dem Boden und bewahrt ſie an einem trockenen Orte auf. Im Spätherbſt legt man dieſelben aus (am beſten in einen humoſen lockern Sandboden) und hält ſie den Winter hindurch mit Laub bedeckt. Getrieben werden die T. gerade ſo, wie die Hyacinthen (ſ. d.).

Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) heißt ein ſchöner, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas heimiſcher Baum aus der 13. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und der Familie

der Magnoliengewächse, dessen bis 100 F. hoher und 3 F. dicker Stamm, mit einer graubraunen, rissigen Rinde bedeckt, viele knorrige und brüchige Aeste trägt. Die Blätter sind eirund-dreilappig, der mittelste Lappen quer abgestutzt und daher spitz zweieckig. Die einzeln an den Enden der Aestchen stehenden großen Blüten haben drei abstehende Kelchblätter, sechs glockig zusammenneigende, gelbe, am Grunde rothgefärbte Blumenblätter und gleichen an Größe und Aussehen einigermaßen einer Tulpe. Die in einem Zapfen vereinten 2—3 F. langen Flügelfrüchte haben am Grunde ein bis zwei Samen. Die bitter-aromatisch schmeckende Rinde enthält, wie bei allen Magnoliengewächsen, einen bittern Extractivstoff (Liriodendrin) und kann einigermaßen die Chinarinde ersetzen. Der T. ist eine der schönsten Zierden unserer Kunstanlagen. Er erreicht selbst bei uns die Höhe einer mäßigen Linde, erträgt unsern Winter gut, verlangt einen feuchten, kräftigen, nicht schweren Boden und wird durch Samen und Ableger vermehrt.

Tumult, s. Aufruhr.

Tunbridge oder Tonbridge, Marktstadt in der engl. Grafschaft Kent, am schiffbaren Medway und an der Eisenbahn, 2,8 M. westsüdwestlich von Maidstone, hat ein Stadthaus, eine Markthalle, eine Lateinschule, ein Handwerker- und ein literarisch-wissenschaftliches Institut und zählt 5919 E., welche Pulver und Holzwaaren fabriciren und Handel mit Holz und Steinkohlen treiben. Nur 4 engl. M. südlicher liegt an der Eisenbahn der starbesuchte fashionable Badeort Tunbridge-Wells, eine schöne Marktstadt, in deren Mitte die Mineralquellen liegen. Sie hat ein schönes Rathhaus, ein Krankenhaus, eine Actienschule, ein literarisch-wissenschaftliches Institut, eine Gartenbaugesellschaft, zahlreiche, für Badegäste bestimmte Gebäude und zählt 13807 E., welche viel Spiel- und Nippsachen aus Holz u. s. w. drehen (Tunbridge ware). Das Eisenwasser der Quellen hat 8° R. Temperatur, einen mäßig adstringirenden Geschmack, wird zur Trinkcur und zum Baden verwandt und hauptsächlich empfohlen bei allerhand Schwächezuständen der Verdauung, der Haut, der Genitalien sowie bei denjenigen Dyskrasien, welche mit Schwäche verbunden sind.

Tundra (im Finnischen Tuntur), d. h. Moossteppen, ist der russ. Name für die ungeheuern Ebenen, welche in Sibirien und westwärts vom Ural bis gegen das Weiße Meer und die Dwina hin auch im nördl. Europa das Eismeer begrenzen. Es sind sumpfige, theils mit einem dichten Filz von Laubmoosen, theils mit einer dürren, schneeweißen Decke von Rentiermoos und verschiedenen Arten Flechten überzogene Länderstrecken, das Gebiet kryptogamischer Gewächse, eine furchtbare Wüste, meist mit gefrorenem Boden, nur von dem Rentier bewohnt und durch dasselbe bewohnbar für die Polarvölker, namentlich die Samojeden (s. d.), für schweifende Nomaden- und Jägerhorden, denen die See- und Pelzthiere sowie die Schwäne und wilden Gänse zur Beute werden, die zum Sommer in ungeheuern Scharen herbeiziehen. Im Winter sind diese polaren Steppen am leichtesten zu betreten, weil dann der Boden gefroren ist. Im kurzen Sommer dagegen, wenn die Oberfläche der T. aufthaut, verwandeln sie sich weit und breit in einen undurchdringlichen Morast. Vgl. Schrenk, «Reise nach dem Nordosten des europ. Rußland durch die Tundren der Samojeden 1837» (Dorpat 1848); Ferd. von Wrangel, «Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer in den J. 1820—24» (Berl. 1839).

Tunguſen, ein in Sibirien östlich vom Jenisei und im Amurlande wohnhafter Volksstamm von etwa 70000 Seelen. Die T. sind zum größern Theil Nomaden und werden gewöhnlich in Pferde-, Rentier- und Hundetunguſen getheilt. Obwol sehr gewandt und sogar ritterlich, sind sie dennoch sehr friedlicher Natur. Zu einem hohen Culturgrade haben sich die Mandschu (s. Mandschurei), welche tunguſischer Herkunft sind, emporgeschwungen. Die gegenwärtig im Amurlande wohnhaften Tunguſenstämme sind: die Mangunen oder Oltscha am untern Amur; oberhalb von diesen die Samager am Gorin; weiter aufwärts am Amur die Golde; östlich vom Flusse Ussuri die Orotschen; die Negda am Amgun; am obern Amur die Orotschonen; weiter abwärts die Manjager, die Dauren und die Biraren. Die in der Nähe des Ochotskischen Meeres nomadisirenden T. werden Lamuten genannt. In neuerer Zeit sind die Bemühungen der Missionare bei den T. nicht ohne Erfolg geblieben.

Tunica hieß ein röm. Kleidungsstück für Männer und Frauen. Gewöhnlich trug man zwei. Die eine, bei Männern auch subucula genannt und mit längern Aermeln versehen, war ein Hemd, auf dem bloßen Leibe getragen und gegürtet. Darüber wurde die äußere, vorzugsweise sogenannte T. gezogen, die ohne Aermel war, enger an den Körper schloß und bis auf die Knie reichte. Bei Männern des senatorischen Standes war sie durch einen eingewebten purpurnen breiten Streifen (latus clavus), bei denen des Ritterstandes durch zwei dergleichen schmale Streifen (angustus clavus), vom Hals bis zum Saum reichend, geschmückt. Die innere T. der

Frauen, die der männlichen gleich, war stets ohne Aermel. Ueber sie legten die Frauen eine zweite T. an, die namentlich Stola (s. d.) genannt wurde. Sie hatte Aermel, die den halben Oberarm deckten und nicht zusammengenäht waren, sondern deren Schlitz nach der Außenseite hin Agraffen (fibulae) zusammenhielten. Diese obere T. wurde so gegürtet, daß sie unter der Brust einen faltigen Bausch bildete, und reichte mit der an ihren untern Saum genähten Falbel bis über die halben Füße. Die T. war das Kleid, das man zu Hause allein trug; beim Ausgehen warfen über sie die Männer die Toga (s. d.), die Frauen die Palla (s. d.). Die T. der kath. Bischöfe besteht aus einem reichverzierten, mantelartigen Oberkleide.

Tunis oder **Tunesien**, von den Arabern Afrikija genannt, ein Vasallenstaat der osman. Pforte in Nordafrika, wird im W. von Algier, im N. vom Mittelmeer, im O. ebenfalls vom Mittelmeer, im S. von Tripolis und der Wüste begrenzt und hat ein Areal von 2150 Q.-M., wovon 510 Q.-M. fruchtbares Land, 720 Q.-M. Hochlandsteppen und 920 Q.-M. auf die Sahara fallen. In physischer und ethnogr. Beziehung kommt es im allgemeinen ganz mit den Berberstaaten überein. Der etwa 125 M. lange Küstensaum ist ziemlich einförmig, im Osten vorherrschend flach, sandig und unfruchtbar, im Norden meist durch hohe, aus dem Meere steil aufsteigende Felsenmassen gebildet, hier wie dort mit zahlreichen Buchten und Vorgebirgen versehen, unter denen der Golf von T., von Heraklia und von Kabes, das Cap Blanco oder Râs-el-Abid, der nördlichste Punkt Afrikas, und das Cap Badu oder Kabûdin die bemerkenswerthesten sind. Der Atlas bildet zum Theil die Westgrenze des Landes, und mehrere seiner Verzweigungen durchziehen es der Breite nach, vorherrschend in nordöstl. Richtung, 3—5000, zum Theil bis 7000 F. hoch. Der südl. Theil gehört zur Steppe von Biledulgerid (s. d.), in deren tiefsten Stellen die unter dem Namen Landesjahse bekannten Fortsetzungen des algerischen Salzsees Melrir auftreten. Süßwasserseen sind außer dem von Biserta oder Benfart an der Nordküste nicht bekannt. Die Bäche und Flüßchen aber verlieren sich im Sande oder erreichen nach kurzem Laufe das Meer. Kein einziger Fluß ist schiffbar. Der bedeutendste ist der Medscherdah (Bagradas der Alten), der im Norden der Hauptstadt mündet und durch seine ausgedehnten Schlammabsätze in der Regenzeit das Land fruchtbar macht. Ihm parallel fließt der Wed-el-Miliana, und an der Westgrenze, bei dem durch die Korallen des dortigen Meeres wichtigen Felseiland Tabarka, mündet der Wed-el-Kebir oder Große Fluß. Mineralquellen von höherer Temperatur gibt es bei der Hauptstadt, zur Gurbos, Tozer und Ghaffa. Bei dem überaus günstigen Klima, welches ein Minimum von + 11° C. und ein Maximum von + 36° C. aufweist, und dem meist vortrefflichen Boden ist die Vegetation in T. kräftig und reichlich. Man gewinnt Weizen, Gerste, Mais und Durrahhirse, Hülsenfrüchte, Oliven, Orangen, Feigen, Weintrauben, Granaten, Mandeln, Obst und Datteln in Fülle, auch etwas Baumwolle. Cactus gedeiht üppig. Rindvieh ist in großer Menge vorhanden. Außerdem zieht man Schafe mit vortrefflicher Wolle, andere mit Fettschwänzen, ausgezeichnete Pferde sowie Dromedare. An Mineralproducten finden sich Seesalz, Salpeter, Bleierze und Quecksilber. Die Bevölkerung wird schwankend zwischen 600000 und 3 Mill. angegeben. Dieselbe ist vorwiegend arabisch, sonst aber in ihren Elementen sehr gemischt, da auf die ältesten Einwohner, die Gätuler und Numidier, Phönizier, Römer, Vandalen, Griechen und aus Spanien vertriebene Mauren folgten. Die arab. und Berberstämme der innern Gebirgsgegenden sind fast gänzlich unabhängig. Die Bevölkerung bekennt sich zum Mohammedanismus, mit Ausnahme der Juden und Europäer, die sich des Handels wegen im Lande aufhalten. Der Ackerbau wird bei der hohen Productionsfähigkeit des Bodens sehr lässig betrieben. Bedeutend und reichlich lohnend ist die Oelcultur. Fischerei treibt man sehr ausgedehnt im See von Biserta. Die Industrie ist nicht unbeträchtlich, besonders in der Nähe der Küste; desgleichen der Handel, der sich besonders in den Städten Tunis und Susa concentrirt. Ausgeführt werden Wolle, Olivenöl, Wachs, Honig, Seife, Felle, Saffian, rothe Kappen, Korallen, Schwämme, Datteln, Korkholz, Weizen und Gerste. Auf den Karawanenwegen gehen Tuch, Musselin, Seidenzeug, rothes Leder, Gewürze, Cochenille, Waffen nach dem Innern Afrikas, woher jetzt nur noch Sennes, Gummi, Straußenfedern, Goldsand und Elfenbein eingeführt werden. Beträchtlich ist die Einfuhr von Manufactur- und Colonialwaaren aus den südeurop. Häfen. Im ganzen ist der Handel, durch die Ansiedelung vieler Europäer in der Hauptstadt, wieder im Aufblühen begriffen, sodaß die Ausfuhren jetzt auf 1½ Mill. Thlr. geschätzt werden. Die Regentschaft wird von einem Bei geführt, welcher dem Namen nach abhängig vom türk. Sultan, in der That aber souverän mit erblicher Würde ist. In T. hat man vielfach mit den alten orient. Ueberlieferungen gebrochen, um in den Kreis abendländ. Anschauungen und Sitten zu gelangen. Schon 1842 hob man die Sklaverei,

1846 den Sklavenhandel auf. Am 28. Juli 1858 verlieh der Bei Sidi Mohamed-el-Sadak ein 1860 noch erweitertes «Organisches Gesetz» für das «Königreich T.», welches der Bevölkerung völlige Religionsfreiheit (auch den Juden), Gleichheit vor dem Gesetze, persönliche Freiheit und Sicherheit verhieß. Es wurden Steuern, die Conscription, Handelsgerichte und Handelsfreiheit eingeführt, eine Staatszeitung gegründet und die Civilliste auf 200000 Thlr. festgesetzt. Neben dem Ministerium besteht ein unbesoldeter Höchster Rath.

Die Hauptstadt T. liegt 12 St. vom Meere, am Hintergrunde des Kleinen Meeres, El-Bahirah, einer mit dem Golf von T. durch den Kanal von Goletta in Verbindung stehenden Salzlagune. Sie hat 1 St. im Umfange, einen geräumigen, doch für größere Schiffe unbrauchbaren, befestigten Hafen und ist mit einer Mauer umgeben. Im Innern zeigt die Stadt ein Labyrinth von engen, unsaubern Gassen, viele Moscheen, worunter die 1223 erbaute Moschee des Oelbaums, Dschana-es-Situn, mit den Gräbern der Landesherrscher, die schönste und größte ist. Zahlreich sind auch die Bazars, in denen reges Handelsleben herrscht. Der Palast des Bei, die Kasbah, ist stattlich im maurischen Stile erbaut. Der Sitz der Regierung ist im Bardo, einer von Thürmen flankirten, starken Burg, $^3/_4$ St. nordwestlich von der Stadt, welche auch die polytechnische Schule, mit meist franz. Lehrern, und das Staatsgefängniß enthält. In der Oberstadt wohnen vorzugsweise Türken. Die Quartiere der Europäer und Juden liegen in der Unterstadt oder in den aus Villen bestehenden Vorstädten. Die Zahl der Einwohner beträgt 70—100000, darunter 20000 Juden und 10000 Christen. Jährlich laufen etwa 600 Schiffe ein und aus. Die Stadt ist Ausgangspunkt einer nach Innerafrika führenden Karavanenstraße und steht mit Europa und den Häfen Algeriens jetzt in regelmäßiger Dampferverbindung. T. ist das Thunetum der Alten und soll fast gleichzeitig mit Karthago (s. d.) gegründet sein, dessen Ruinen 3 St. nordwestlich von T. bei dem Landschlosse des Bei, El-Marsa, liegen. Südlich von T. trifft man auf das Dorf Zaghuan mit großartigen Resten einer nach Karthago führenden Wasserleitung.

Die alte Geschichte von T. fällt mit derjenigen Karthagos zusammen. Auf die Karthager folgten Römer, welche der Provinz den Namen Afrika gaben. Dann kamen Vandalen, Griechen im J. 533 unter Belisar, endlich Araber, welche unter dem Khalifen Othman das ganze Land sich unterwarfen und die Stadt Kairwan 675 zu ihrer Hauptstadt erhoben. Einmischungen von seiten Europas fanden unter Ludwig dem Heiligen 1270 und Karl V. 1535 statt. Der Kreuzzug des erstern mislang, da der König am Fieber starb und seine Söhne nach dessen Tode eilig Frieden schlossen. Die Expedition Karl's V. dagegen wurde durch die Eroberung der Hauptstadt, die Befreiung von 20000 Christensklaven und die Rückgabe der Stadt an den rechtmäßigen Herrscher gekrönt. Vom 13. bis in das 15. Jahrh. hinein hatte T. eine Zeit der Blüte. Damals kamen die Mauren aus Spanien hinüber und brachten Aufschwung und höhere Cultur in das Land. Ein großer Theil des östl. Algerien war unterworfen, und man schloß Handelsverträge mit den ital. Republiken und den aragonischen Königen. 1575 wurde T. der Oberherrschaft der Sultane unterworfen. Sinan-Pascha, der es dem Osmanischen Reiche einverleibte, gab ihm eine neue Verfassung. Die Gewalt war in den Händen eines Pascha, eines Divan, welcher aus den Offizieren der Besatzung bestand, und der Befehlshaber der Janitscharen. Der Vorsitz im Divan war eigentlich das Eigenthum der Boluk-Baschis, welche dieses Vorrecht zu Gewaltthätigkeiten mißbrauchten. Ein Aufstand der Miliz machte ihrer Herrschaft, die etwa 16 J. gedauert, plötzlich ein Ende. Ein Dei, mit sehr beschränkter Gewalt und ganz in den Händen des Divan und des Bei, stand seitdem an der Spitze des Divan. Der Bei, gleich nach der Eroberung von Sinan-Pascha eingesetzt, war ursprünglich nur mit der Eintreibung des Tributs und der Steuern beauftragt. Dies gab ihm aber eine entschiedene Ueberlegenheit über die übrigen Gewalten der Regentschaft und war der Weg zu der souveränen Gewalt der Beis, welche den Dei und den Divan herabdrückten und ihre Macht erblich machten. Murad-Bei war der erste Bei, dessen Haus in T. über 100 J. regierte und zu hoher Blüte gedieh, theils durch ansehnliche Eroberungen auf dem Festlande, theils aber auch durch bedeutende Unternehmungen gegen die christl. Länder zur See. Die Geschichte von T. bietet jedoch wenig mehr als eine Reihe von Palastrevolutionen, Janitscharenaufständen und Hofintriguen. Von längerer Dauer war nur die Regierung des Bei Hammuda, welcher von 1782—1814 mit Kraft und Verstand herrschte, und dem es gelang, sich von der Herrschaft der Osmanen zu befreien und eine Armee von 24000 Mann zur Sicherstellung der Unabhängigkeit zu errichten. Seit der Besitznahme von Algier durch die Franzosen 1830 erhielt T. größere polit. Wichtigkeit. Anfangs unterstützte T. Abd-el-Kader und kam dadurch in Conflicte mit Frankreich. Allein

dieſes Verhältniß änderte ſich, ſeitdem die osman. Pforte den Plan an den Tag treten ließ, T. ſtrenger ihrer Herrſchaft zu unterwerfen. Der Bei Sidi Achmed ſchloß ſich infolge davon enger an Frankreich an, machte ſogar 1846 einen Beſuch in Paris und ſuchte mit Hülfe ſeines Miniſters, des ital. Chevaliers Ruffo, Land und Hofſtaat zu europäiſiren. 1854 verſtand er ſich indeß, wahrſcheinlich auf Betrieb Frankreichs, zu bedeutender Hülfsleiſtung an die Pforte gegen Rußland. 1858 gelangte der Reformator Sidi Mohamed-el-Sadak auf den Thron, welcher dem Lande die erwähnte Conſtitution gab. Seine Neuerungen fanden nur bei Chriſten und Juden gute Aufnahme, während die Araber, Mauren und die Kabylen des Gebirgs ſich dagegen erklärten und förmlich rebellirten, als der Bei einerſeits ſeine Armee auf 17000 Mann verminderte, um Geld für nützliche Arbeiten zu gewinnen, andererſeits aber die einfache Kopfſteuer um das Doppelte erhöhte. Nur mit Unterſtützung der Europäer gelang es ihm, ſich zu halten. Vgl. Rouſſeau, «Annales tunisiennes» (Par. 1864); Dilhan, «Histoire abrégée de la régence de T.» (Par. 1866); de Flaux, «La régence de T.» (Par. 1866).

Tunnel (engl., d. i. Trichter), nennt man in England und gegenwärtig überall jeden unterirdiſchen Gang, der durch einen Berg oder unter einem Flußbette hinweggeführt wird. Schon in den älteſten Zeiten legte man dergleichen unterirdiſche Werke an. In neueſter Zeit bedient man ſich der Erdgänge häufig, um Waſſerkanäle oder Eiſenbahnen durch Berge und überhaupt unter der Erde fort zu leiten. Ein kühnes Werk derart iſt der T., der bei London unter dem Bett der Themſe fortläuft und beide Flußufer miteinander verbindet. Schon ſeit dem 18. Jahrh. beſchäftigte man ſich mit Herſtellung einer ſolchen Verbindung, ließ aber bis in die neuere Zeit das begonnene Werk wegen zu großer techniſcher Schwierigkeiten immer wieder fallen. 1823 verband ſich ein früherer ſehr eifriger Theilnehmer, J. Wyatt, mit dem franz. Ingenieur Sir Marc Iſambert Brunel (ſ. d.) zur Wiederaufnahme des Projects. Nachdem ſich im Febr. 1824 eine neue Geſellſchaft gebildet, welche die Autoriſation durch eine Parlamentsacte erhielt, begann Brunel die Arbeit auf dem rechten Ufer, ungefähr 2 engl. M. unterhalb der Londonbrücke, und ſetzte dieſelbe mehr als 18 J. hindurch, unter mancherlei Unfällen, Unterbrechungen und Bewältigung ungemeiner Naturhinderniſſe, mit Ausdauer fort. Die ganze civiliſirte Welt widmete dem kühnen Bau ihre Theilnahme und betrachtete mit Recht die Ausführung als einen großen Sieg der modernen Technik. Endlich 13. Aug. 1841 konnte Brunel zum erſten mal den Stollen nach ſeiner ganzen Ausdehnung durchſchreiten. Nachdem der einführende Schacht des linken Ufers wie der des rechten ausgebaut worden, eröffnete man dem Publikum 1. Aug. 1842 erſt den einen, dann 25. März 1843 den andern Bogengang des Stollens oder T. Seitdem kann jedermann die 1140 F. lange Paſſage gegen eine kleine Abgabe zu Wagen oder zu Fuß benutzen. Indeſſen iſt das Werk, deſſen Koſten ſich auf mehr als 600000 Pfd. St. belaufen, als Speculation allerdings fehlgeſchlagen, da es für den Verkehr nur geringen praktiſchen Werth hat. In neueſter Zeit ſind durch die Eiſenbahnbauten zahlreiche T. ins Leben gerufen worden. Beſonders beachtenswerth ſind die Eiſenbahntunnels unter den Straßen Londons und der 1868 noch im Bau begriffene T. der Italien und Frankreich verbindenden Bahn durch den Mont-Cenis (ſ. d.).

Turan heißt ſeit den älteſten Zeiten, im Gegenſatz zu dem perſ. Tafellande Iran (ſ. d.), alles im Norden deſſelben gelegene Land, ſowol die weite Tiefebene des Kaſpiſchen und Aralſees wie des untern Laufs der ſich in den letztern ergießenden Ströme Oxus und Jaxartes oder Dſchihon (Amu) und Sihon (Sir), als auch die öſtl. Bergländer. Auch jetzt noch wird der Name T. in dieſer Ausdehnung, alſo gleichbedeutend mit Turkeſtan (ſ. d.) gebraucht, häufig aber nur auf die Tiefebene oder den größern weſtl. Theil von Turkeſtan beſchränkt, andererſeits aber zugleich auch auf die mit derſelben ohne natürliche Grenzſcheide zuſammenhängende, im Norden von Sibirien, dem Uralgebirge und Uralſtrome begrenzte Kirgiſenſteppe (ſ. Kirgiſen), die etwa 32000 Q.-M. einnimmt, ausgedehnt, wodurch dann das Areal von T. auf etwa 64000 Q.-M. (mehr als ein Drittel von Europa) erweitert wird. Das ganze turaniſche Tiefland iſt ein großes Becken, das einſt von einem Meere erfüllt geweſen zu ſein ſcheint. In der altperſ. Sagengeſchichte tritt T., im Gegenſatz zu Iran, dem Lande Ormuzd's oder des Lichts, als Land Ahriman's oder der Finſterniß auf, deſſen rohe Völkerſchaften oft verwüſtend und erobernd in Iran einfielen, wie noch heutigentags die Raubhorden der Turkmanen (ſ. d.) fortwährend das perſ. Hochland beſtürmen.

Turaniſche Völker und Sprachen werden urſprünglich, im Gegenſatz zu den ariſchen Völkern, diejenigen Völker und Sprachen genannt, welche die Griechen und Römer unter dem Begriff Scythen zuſammenzufaſſen pflegten. In neuerer Zeit bezeichnet man mit dieſem Namen diejenigen Völker, die in ihrer Sprachentwickelung bis zu einer compactern Agglutination gelangt

ſind, namentlich diejenigen, welche andere Gelehrte mit dem Namen tatariſche, altaiſche oder ural-altaiſche Völker und Sprachen benannt haben. (S. Sprachwiſſenſchaft.) Man nimmt folgende fünf Gruppen an, wobei man jedoch nicht ſo ſehr eine innige Verwandtſchaft als vielmehr die analoge Entwickelung zu Grunde zu legen berechtigt iſt: 1) die tunguſiſche Gruppe, 2) die mongoliſche, 3) die türkiſche, 4) die ſamojediſche, 5) die finniſche. In neueſter Zeit theilte Max Müller die turaniſchen Sprachen in eine nördliche (die ural-altaiſche oder ugro-tatariſche) Hauptabtheilung und in eine ſüdliche, welcher letztern er die Sprachen in Dekhan, Tibet und Butan, die Sprachen Siams und die Dialekte der Malaien zuzählt. Vgl. Caſtrén, «Ethnologiſche Vorleſungen über die altaiſchen Völker» (Petersb. 1857).

Turban, die Kopfbedeckung, welche die Türken und die meiſten morgenländ. Völker tragen, beſteht aus einem Stück Zeug, welches viermal um eine darunter befindliche, unmittelbar den Schädel bedeckende Mütze gewickelt iſt und daher auch Bund genannt wird. Der T. des Sultans iſt ſehr dick, mit drei Reiherbüſchen nebſt vielen Diamanten und andern Edelſteinen geziert und wird von den Türken in hohen Ehren gehalten. Der Großvezier hat auf ſeinem T. zwei Reiherbüſche; niedere Befehlshaber erhalten zuweilen deren einen als Auszeichnung. Die Emire haben als Anverwandte Mahammed's und Ali's das Barrecht, grüne T. zu tragen.

Turbine oder Kreiſelrad iſt ein mit gekrümmten, kanalförmigen Schaufeln verſehenes Waſſerrad von ſolcher Einrichtung, daß das Aufſchlagwaſſer mit Hülfe eines beſondern Leitapparates ohne Stoß in die Radkanäle eintritt, beim Durchſtrömen derſelben drückend gegen die Schaufeln wirkt und hierdurch die Drehung des Rades ſammt deſſen vertikalſtehender Welle hervorbringt. Die T., welche viel kleiner ſind, als gewöhnliche Waſſerräder, aber erheblich raſcher rotiren, liefern bei kleinen Gefällen einen beſſern, bei größern Gefällen einen ſchlechtern Nutzeffect. Für Gefälle über 40 F. hinaus aber läßt ſich ein gewöhnliches Waſſerrad wegen zu bedeutender Größe kaum noch ausführen, während man T. für Gefälle bis zu Hunderten von Fußen zu conſtruiren vermag. Im allgemeinen qualificiren ſich alſo die gewöhnlichen Waſſerräder für mittlere, die T. für kleine und für große Gefälle. Fourneyron war der erſte, der um 1830 eine T. erſann und ausführte, die mit gutangeordneten Waſſerrädern gewöhnlicher Art zu concurriren vermochte. Ihm folgten Henſchel, Jouval, Fontaine, Nagel, Whitelaw, Zappinger u. a. als namhafte Conſtructeure im Turbinenbauſache. In der Form weichen die verſchiedenen T. bedeutend voneinander ab, im Wirkungsprincipe aber ſtimmen ſie überein.

Turenne (Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de), einer der größten Feldherren Frankreichs, geb. 11. Sept. 1611 zu Sédan, war der zweite Sohn des Herzogs Heinrich von Bouillon, Prinzen von Sédan, und der Eliſabeth von Naſſau. Er wurde im prot. Glauben erzogen und bewies wenig Neigung für die Wiſſenſchaften, um ſo mehr aber für den Krieg. Nachdem er 1623 ſeinen Vater verloren, ſchickte ihn die Mutter nach Holland, wo er ſich unter ſeinem berühmten Oheim, dem Herzog Moritz von Naſſau, für den Krieg ausbildete. 1630 ging er an den franz. Hof, um im Namen ſeines Bruders die Rechte des Hauſes rückſichtlich der Souveränetät von Sédan zu vertreten. Der kluge Richelieu wußte ihn hierbei für den franz. Dienſt zu gewinnen und gab ihm ein Regiment, an deſſen Spitze er unter Laforce ſogleich mit nach Lothringen zog. Nachdem T. 1634 Maréchal-de-Camp geworden, focht er unter Lavalette, entſetzte 1635 Mainz und ging 1637 mit einem Hülfscorps zu der vom Herzog Bernhard von Weimar befehligten Armee ab. Unter dieſem eroberte er Landrecies, Maubeuge und andere Plätze und 1638 das ſtarke Breiſach. 1639 wurde er unter dem Grafen d'Harcourt nach Italien geſchickt. Er ſchlug die Deutſchen und Spanier bei Caſale, zwang im Sept. 1640 Turin zur Capitulation und that ſich im folgenden Feldzuge bei einer Reihe von Belagerungen hervor. 1642 übertrug ihm Richelieu die Eroberung von Rouſſillon, die er auch ausführte. Von dem Streite ſeines Bruders, der mit dem Prinzen von Soiſſons (ſ. d.) gegen den Miniſter verbündet war, hielt ſich T. fern. Nach Richelieu's und Ludwig's XIII. Tode erhielt er 1644 den Marſchallsſtab und den Oberbefehl in Deutſchland. Er ging mit ſeiner kleinen Armee bei Breiſach über den Rhein, ſchlug die Baiern unter Mercy und vereinigte ſich dann mit dem Herzog von Enghien, dem nachmaligen großen Condé (ſ. d.). Beide eroberten in kurzer Zeit die Pfalz, das Kurfürſtenthum Mainz und den ganzen Rhein von Strasburg bis Koblenz. Nach Condé's Entfernung wollte T. den Feind von Franken abhalten, ließ ſich aber durch den Zuſtand ſeiner deutſchen Reiterei bewegen, Quartiere zu beziehen. Sein Gegner Mercy benutzte dieſen Fehler und ſchlug ihn 5. Mai 1645 bei Mergentheim. Dagegen gewann T. drei Monate ſpäter die Schlacht bei Nördlingen. Im folgenden Jahre vereinigte er ſich im Aug. bei Gießen mit den

Schweden unter Wrangel. Er schlug die Baiern bei Zusmarshausen und zwang den Kurfürsten 14. März 1647 zum Waffenstillstande. Hierauf wendete er sich nach Flandern und beschleunigte durch Einnahme vieler Plätze den 1648 zu Münster abgeschlossenen Frieden. In den Unruhen der Fronde (s. d.) stand T., von seinem Bruder, dem Herzog von Bouillon, geleitet, dem Hofe anfangs entgegen. Nach der Gefangennahme der Prinzen vereinigte er die Streitkräfte der Fronde mit den Spaniern und fiel mit dem Erzherzoge Leopold in Frankreich ein, wurde aber 15. Dec. 1650 vom Marschall Duplessis-Praslin bei Rethel geschlagen. Der span. Hof bot ihm zwar eine große Summe zur Fortsetzung des Kampfes an; aber T. söhnte sich 1651 mit dem franz. Hofe aus und trat an die Spitze des königl. Heeres. Mit abwechselndem Glücke begann er jetzt den Kampf mit seinem ebenbürtigen Gegner, dem Prinzen Condé, der sich ganz in die Arme der Spanier geworfen hatte. Nachdem er den Hof in die Hauptstadt zurückgeführt, unterwarf er eine Stadt nach der andern und bis zum Pyrenäischen Frieden von 1659 auch fast ganz Flandern. Als 1667 der Krieg gegen Spanien wieder ausbrach, wurde er von Ludwig XIV. zum Generalmarschall der franz. Armee ernannt. Er sollte den König in den Krieg einweihen und Lorbern erringen, die sich der Schüler selbst beilegen wollte. In dieser Weise eroberte er Flandern und die Franche-Comté. Auf Ludwig's XIV. Wunsch trat er 1668 zum Katholicismus über. Bei dem Ausbruch des Kriegs 1672 erhielt T. abermals den Oberbefehl. Er trat dem verbündeten, von Montecuculi (s. d.) geführten Heere am Rhein gegenüber, verhinderte dasselbe an Ueberschreitung des Flusses und zwang den Kurfürsten von Brandenburg, 6. Juni 1673, zum Frieden. Im Feldzuge von 1674 ging er bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim und warf das kaiserl. Heer bis an den Main. Darauf wendete er sich gegen den Herzog von Bournonville, schlug denselben und verhinderte dessen Vereinigung mit dem Hauptheer unter dem Herzog von Lothringen. Der Ruhm, den sich T. in diesem nach eigenen Ansichten geführten Feldzuge erwarb, ward durch seine grausame Verwüstung der Pfalz verdunkelt. Der Kurfürst Karl Ludwig, von Schmerz und Zorn überwältigt, forderte den Mordbrenner zum persönlichen Zweikampf auf, den T. aber auf Ludwig's XIV. Befehl nicht annehmen durfte. Im Oct. 1674 erschien Bournonville mit 60000 Oesterreichern und Brandenburgern am Oberrhein, wurde jedoch 29. Dec. bei Mühlhausen, 5. Jan. 1675 bei Türkheim von T. wieder geschlagen. Nach diesem Siege kehrte T. nach Paris zurück und bat den König, ihn ins Privatleben zu entlassen. Ludwig XIV. schickte ihn jedoch bei Eröffnung des Feldzugs von 1675 an den Oberrhein, wo er sich mit Montecuculi messen sollte. Da jeder dieser ausgezeichneten Krieger den andern scheute, hielten sie einander lange durch Manöver und Märsche hin. Endlich setzte T. bei Wilstädt über den Rhein und bereitete sich gegen Montecuculi zu einer entscheidenden Schlacht vor. Ehe es dazu kam, wurde der T. auf einer Anhöhe beim Dorfe Sasbach, unweit Offenburg, als er das Terrain zur Aufstellung einer Batterie recognoscirte, 27. Juli 1675 von einer Kanonenkugel getödtet. Auf Ludwig's XIV. Befehl setzte man T. in der königl. Gruft zu St.-Denis bei. Bei Zerstörung der Gräber in der Revolution wurde das Skelett, weil es gut erhalten, in ein Antiquitätencabinet gestellt, bis Bonaparte die Ueberreste im Dom der Invaliden bestatten ließ. T. war nicht nur ein thatkräftiger, sondern auch im ganzen ein rechtschaffener Charakter. Einen Theil seiner Siege verdankte er der Liebe, mit welcher ihm die Soldaten anhingen. Bis in sein spätes Alter war er den Frauen sehr ergeben. Deschamps, ein Offizier, der Augenzeuge war, veröffentlichte unter dem Titel «Mémoires» (Par. 1687) die Geschichte von T.'s beiden letzten Feldzügen; eine zweite sehr vervollständigte Auflage erschien 1756. T. hinterließ auch selbst Memoiren, die von 1643—58 reichen und von Grimoard (2 Bde., Par. 1782) veröffentlicht wurden. Das Leben T.'s beschrieben Raguenet, d'Avrigny, Buisson (Amsterd. 1712) und Ramsay (4 Bde., Par. 1733).

Turfan oder Ostturkestan, auch Ostdschagatai, Hohe Tatarei und häufig, aber irrthümlich Hohe oder Kleine Bucharei genannt, umfaßt das Hochland, welches im S. durch den Kuenlün (s. d.) von Tibet, im W. durch den Bolor-Tagh von Westturkestan (s. Turkestan), im N. durch das Himmelsgebirge oder den Thianschan (s. d.) von der Dsongarei (s. d.) getrennt ist und im O. in die große Wüste Gobi übergeht. Das Land hat einen Umfang von 20450 oder 20640 Q.-M. Die Chinesen, welchen T. seit 1758 durch Ueberwindung der Dsongaren unterworfen ward, nennen dasselbe Thianschan-Nanlu, d. i. Statthalterschaft im Süden des Thianschan, im Gegensatz von Thianschan-Peilu, der im Norden dieses Gebirgs gelegenen Statthalterschaft Ili, d. i. der Dsongarei, welche beide zusammen das Westland bilden, ein Gebiet von 28050 oder 28580 Q.-M. mit höchstens $1^4/_5$ Mill., nach anderer Schätzung gar nur 1 Mill. E. Auf drei Seiten von mächtigen Gebirgen eingeschlossen, bildet das Innere T.s eine

Hochebene von 1200 F. mittlerer Höhe. Daſſelbe iſt das Becken des Tarim, welcher aus der Vereinigung des Kaſchgar-, Jarkand- und Khotanſtroms entſteht, gegen Oſten fließt und nach einem Laufe von 270 M. in den von Sümpfen umgebenen Steppenſee Lop mündet. Die Ebene des Tarim iſt großentheils für Anbau und Viehweiden untauglich, wüſtenartig. Dagegen iſt das Land am Gebirgsſaume fruchtbar und gut angebaut. Das Klima geſtattet den Anbau der meiſten ſüdeurop. Getreidearten, Garten- und Baumfrüchte, auch der Baumwolle und Maulbeerbäume zur Seidenzucht. Alle Hausthiere ſind im Ueberfluß vorhanden. Auf den Bergen und an den Sümpfen gibt es Bären, Wölfe, Leoparden, Schakale, Luchſe, Hirſche. Gold, Kupfer und Eiſen wird weniger gewonnen als Salmiak, Salpeter, Schwefel und Asbeſt. Die Einwohner ſind, abgeſehen von den nomadiſirenden Kirgiſen und Mongolen und den Chineſen oder Mandſchu, die als Beamte oder Garniſonen in den Städten wohnen, Mohammedaner perſ. Urſprungs (Tadſchiks oder Sarten), Türkenſtämme, Usbeken und Uiguren. Außer dem Feldbau, der Viehzucht und Jagd bildet der Handel eine Hauptbeſchäftigung der Bevölkerung, da T. ein wichtiges Paſſageland des Karavanenverkehrs zwiſchen China, Tibet, Kaſchmir, Weſtturkeſtan iſt. Insbeſondere wichtig iſt dieſer Handel in neueſter Zeit für Rußland geworden. Die Statthalterſchaft Thianſchan-Nanlu oder das «Gebiet der acht mahammed. Städte» zerfällt in acht nach dieſen Städten benannte Regierungsbezirke oder Kreiſe. Die wichtigſten dieſer Städte ſind Akſu (ſ. d.), Kaſchgar (ſ. d.), Jarkand und Khotan. Jarkand (Yarkand) oder Jerkend iſt die größte Stadt in T., Hauptknotenpunkt der ſüdl. Karavanenſtraßen, bedeutender Meßort, Sitz des chineſ. Generalgouverneurs, ehemals Sitz der Khane und nachher der Khodſchas, zwiſchen den Armen des Jarkandſtroms gelegen, mit einer Citadelle und einer hohen Mauer von 25 Werſt Umfang, vier Karavanſerais, zahlreichen Moſcheen, 70 Medreſſen, einem großen Bazar, vielen Läden, Magazinen und Wirthshäuſern und etwa 100000 E., welche Teppichwirkereien unterhalten, und unter denen chineſ. Kaufleute, Ausländer aus Badakhſchan, Kaſchmir, Baltiſtan und Indien leben. Khotan, chineſ. Iliſchi, minder richtig Eltſchi, zwiſchen zwei Armen des Khotanſtroms, am Fuße des Kuenlün und an der Straße nach Tibet, Ladakh und Kaſchmir gelegen, mit acht Karavanſerais, einer Feſtung, ſchönen Gärten, hat mindeſtens 50000 E., die ſich durch lebhaften Handelsverkehr und Induſtriebetrieb auszeichnen. Vgl. Walichanow in Erman's «Archiv für wiſſenſchaftliche Kunde von Rußland» (Bd. 21 und 22, Berl. 1862—63).

Turgenew (Alex.), ruſſ. Geſchichtsforſcher, geb. 1785, geſt. zu Moskau 15. Dec. 1845, hat ſich durch ſeine Forſchungen für die Geſchichte, Diplomatie, alte Statiſtik und altes Recht Rußlands höchſt verdient gemacht. Um die Bibliotheken und Archive für die Vervollſtändigung der ältern ruſſ. Geſchichte zu durchſuchen, reiſte er mehrere Jahre lang in Deutſchland, Italien, Frankreich, England und Dänemark umher. Die geſammelten Urkunden wurden von der archäogr. Commiſſion unter dem Titel «Historiae Russiae monumenta» (2 Bde., Petersb. 1841—42) mit einem Nachtrag («Supplementum», Petersb. 1848) herausgegeben. — Nikolai T., Bruder des vorigen, geb. 1790, ſtudirte in Göttingen, trat dann in den ruſſ. Staatsdienſt und ward 1813 dem Freiherrn vom Stein, welcher mit der proviſoriſchen Verwaltung der Frankreich abgenommenen deutſchen Provinzen beauftragt war, als ruſſ. Commiſſar beigegeben. Der Charakter dieſes berühmten Mannes machte einen tiefen Eindruck auf T. Nach ſeiner Rückkehr nach Rußland ſtieg er zum Wirkl. Staatsrath und Adjoint des Staatsſecretärs für innere und landwirthſchaftliche Angelegenheiten und gab ſich ganz dem Studium der großen Frage der Bauernemancipation hin. Um dieſe fördern zu helfen, trat er 1819 in den von Trubezkoi und Murawjew gegründeten «Bund des öffentlichen Wohls». Er ſah ſich hierdurch in die Verſchwörung verwickelt, die 1825 zum Ausbruch kam und den Betheiligten ſo verderblich wurde. Glücklicherweiſe befand er ſich eben auf Reiſen und konnte nur in contumaciam zum Tode verurtheilt werden. Sein Vermögen wurde durch ſeinen Bruder Alexander gerettet und ihm in Paris eingehändigt, wo er ſeitdem ununterbrochen lebte und das Werk «La Russie et les Russes» (3 Bde., Par. 1847; deutſch, Grimma 1847) ſchrieb. — Iwan T., einer der vorzüglichſten neuern ruſſ. Schriftſteller, machte ſich zuerſt durch zwei Gedichte, «Parascha» (1843) und «Das Geſpräch» (1845), bekannt, die ſich durch herrliche Verſe und eine Fülle von Gedanken auszeichnen, in ihrer Tendenz aber allzu ſehr an Lermontow erinnern. Er war hierauf Mitarbeiter an mehrern ruſſ. Journalen, namentlich am «Sowremennik», in welchem auch nach und nach ſeine «Memoiren eines Jägers» erſchienen, die er 1852 geſammelt herausgab. Die plaſtiſche Darſtellung, die lebhafte Erzählung, die Friſche und Einfachheit des Stils, der echte Humor, verbunden mit tiefem Gefühl, machen das Werk höchſt anziehend, das zugleich in die wenig bekannte Welt

des ruſſ. Landlebens einführt. Das Buch iſt ins Deutſche (von Biedert, Berl. 1854), Franzöſiſche, Engliſche, Ungariſche überſetzt worden. Von T.'s ſpätern Werken ſind noch hervorzuheben: Otzy i deti» (1862) und «Dym» (1867; deutſch, Mitau 1868). Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke (5 Bde.) erſchien 1844—65. Eine deutſche Ueberſetzung ſeiner «Erzählungen» gab Bodenſtedt (2 Bde., Münch. 1864—65) heraus.

Turgot (Anne Rob. Jacques), Baron de l'Aulne, Generalcontroleur der Finanzen unter Ludwig XVI. in Frankreich, der Sohn eines Rechtsgelehrten, wurde 10. Mai 1727 zu Paris geboren. Er ſtudirte Theologie, umfaßte aber auch mit Energie die übrigen Wiſſenſchaften. Von der philoſ. Bewegung ſeiner Zeit ergriffen, gab er 1751 den geiſtlichen Beruf auf und wendete ſich den Rechtsſtudien zu. Schon 1752 wurde er Parlamentsrath, dann Requêtenmeiſter. In dieſer Stellung gab er ſich beſonders den durch die Philoſophie erweckten nationalökonomiſchen Studien hin und machte ſich mit der phyſiokratiſchen Schule Quesnay's (ſ. d.) bekannt. Im Aug. 1761 erhielt er das Amt des Intendanten von Limoges. Er betrieb als ſolcher die Entlaſtung, Hebung und Bildung des gemeinen Mannes, löſte die Wegebaufronen aus Staatsmitteln ab, regulirte die willkürlich vertheilten Abgaben, gründete Wohlfahrtsanſtalten, ließ Wege und Kanäle bauen und belebte vor allem den Ackerbau. Seine Verſuche, den Getreidehandel von den zahlloſen Hinderniſſen zu befreien, ſcheiterten an dem Neide der Collegen, der Widerſpenſtigkeit des Adels und ſelbſt der Beſchränktheit der Bauern. Als Ludwig XVI. 1774 den Thron beſtieg, wurde T. von der Reformpartei als der mögliche Retter des Staats bezeichnet. Wiewol der König für T. war, fürchteten doch der Hauptminiſter Maurepas und die Anhänger des alten Syſtems die Berufung eines Mannes, der als philoſ. Reformator galt. Dennoch erhielt T. 1774 das Marinedepartement, bald nachher an des berüchtigten Terray Stelle die Verwaltung der Finanzen. Die Reformen, welche er ſich zur Aufgabe ſtellte, waren allerdings groß und umfaßten eigentlich das Werk, welches ſpäter die Revolution ausführte. T. wollte im ganzen die Abſchaffung der Feudalrechte und des Zunftzwangs, die Herbeiziehung des Adels und der Geiſtlichkeit zu den Abgaben, die Beſchränkung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit und der Klöſter, die Emancipation der Proteſtanten, die Freiheit des Gewiſſens und der Preſſe, die Verbeſſerung des Gerichtsweſens, die Herbeiziehung der wiſſenſchaftlichen Männer zur Verwaltung, endlich die Begründung eines umfaſſenden Syſtems des öffentlichen Unterrichts. Während die philoſ. Partei dieſes Programm mit Jubel aufnahm, rüſteten ſich Adel, Geiſtlichkeit, Parlament und alle, die Opfer bringen ſollten, zum Widerſtande. T. vermochte darum nur einige Verbeſſerungen einzuführen. Bei der Theuerung im Frühjahr 1775 ſuchte er der Noth vorzubeugen, indem er den Getreidehandel im Innern von Frankreich freigab. Dieſe erleuchtete Maßregel verſetzte den Pöbel in Schrecken und verurſachte Aufſtände, zu welchen die Privilegirten und ſelbſt die Parlamente die Hand boten. T. entfaltete hierbei eine Militärmacht, wodurch er ſich verhaßt machte und den milden Sinn des Königs verletzte. Das Parlament, das eine Menge ſeiner Reformedicte verwarf, zwang er durch ein Lit de justice zur Anerkennung ſeiner freihändleriſchen Beſtrebungen. Der allgemeine Widerſtand, die Einflüſterungen der Hofleute und T.'s Forderungen, auf der Bahn der Reform fortzuſchreiten, bewogen endlich Ludwig XVI., im Mai 1776 ihn plötzlich zu entlaſſen, nachdem daſſelbe Schickſal auch Malesherbes erfahren hatte. T. zog ſich ins Privatleben zurück und widmete ſich fortan ganz wiſſenſchaftlichen Arbeiten. In ſeinen letzten Jahren ſchrieb er die berühmte Abhandlung «Des vrais principes de l'imposition». Er ſtarb 20. März 1781. Seine «Oeuvres complètes» gab Dupont de Nemours (9 Bde., Par. 1808—11) heraus. Eine neue Ausgabe ſeiner Werke (2 Bde., Par. 1843) iſt durch noch ungedruckte Schriften ſehr vermehrt. Vgl. Dupont, «Mémoires sur la vie et les ouvrages de T.» (2 Bde., Par. 1782); Tiſſot, «T., sa vie, son administration, etc.» (Par. 1862).

Turin (ital. Torino, bei den Alten Augusta Taurinorum), die ehemalige Haupt- und Reſidenzſtadt der 1860 in das Königreich Italien aufgegangenen ſardin. Monarchie, zugleich Hauptſtadt des Fürſtenthums Piemont und der gleichnamigen ital. Provinz, liegt in einer lieblichen und fruchtbaren Thalebene am ſchiffbaren Po, welcher hier die Dora Riparia aufnimmt, und iſt eine der größten, ſchönſten und prächtigſten Städte Italiens. Ueber den Po führen eine ſchöne Steinbrücke aus der Zeit der franz. Herrſchaft und eine Kettenbrücke. Die Dora überſpannt ſeit 1850 eine von Mosc erbaute, aus einem einzigen gewaltigen, 72 Ellen weiten Bogen beſtehende Brücke. Die ehemaligen Feſtungswerke ſind in Spaziergänge verwandelt. Mit Ausnahme von Alt-Turin durchſchneiden ſich die regulären, meiſt mit Trottoirs und Fahrgleiſen verſehenen, theilweiſe von Arcaden eingefaßten Straßen rechtwinkelig. Die Häuſer ſind meiſt vier bis fünf Stockwerke hoch und aus Backſteinen aufgeführt. Die ſchönſten Straßen

ſind die Dora Groſſa, die Cernaja, die Neue Straße und ganz beſonders die Po-Straße. Letztere, faſt ganz mit Paläſten beſetzt und auf beiden Seiten mit breiten Bogengängen verſehen, iſt die lebhafteſte von allen und bildet gewiſſermaßen den Corſo von T. Unter den öffentlichen Plätzen verdienen beſondere Erwähnung: die Piazza San-Carlo, ein regelmäßiges, von Paläſten umgebenes Viereck mit der Reiterſtatue des Herzogs Emanuel Philibert, dem Meiſterwerke Marochetti's; die Piazza reale oder del Caſtello (Schloßplatz); die Piazza Vittorio Emmanuele, vielleicht der größte Europas, mit reizender Ausſicht auf die jenſeit des Po gelegenen Hügel und der Kirche der Muttergottes (Gran madre di Dio), einer Nachahmung des Pantheon zu Rom; die Piazza Carlo Felice, von mit hohen Arcaden verſehenen Paläſten umgeben, welche einen reizenden Square mit mächtiger Fontaine umſchließen, und die gegen Süden von dem neuen Centralbahnhof, unſtreitig dem ſchönſten Italiens, begrenzt wird; die Piazza Carlo Alberto mit der ehernen Reiterſtatue dieſes Königs, gleichfalls von Marochetti; der neue, mit prachtvollen Paläſten umgebene Verfaſſungsplatz (Piazza dello statuto), welcher den impoſanten Eingang in die Dora groſſa bildet; die Piazza Pietro Micca mit der Bronzeſtatue des gleichnamigen Volkshelden; die Piazza Carignano mit dem marmornen Standbilde Gioberti's; die Piazza Savoia mit einem 70 F. hohen Obelisk, errichtet zum Gedächtniß der Abſchaffung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit (foro ecclesiastico) unter dem Juſtizminiſter Siccardi 1850; die Piazza del Palazzo di Citta (der Stadthausplatz) mit dem bronzenen Denkmal Amadeus' VI. und den am Stadthauſe aufgeſtellten marmornen Standbildern des Königs Karl Albert und Victor Emanuel II., des Prinzen Eugen und des Herzogs von Genua; die Piazza Lagrange mit dem marmornen Standbilde des hier geborenen Mathematikers dieſes Namens. Unter den öffentlichen Gärten ſteht der neue öffentliche Garten in der Nähe des königl. Schloſſes Il Balentino (nuovo giardino del Valentino) obenan, von welchem man einerſeits die ganze Alpenkette von den Meeralpen bis zum Monte-Roſa überblickt, während auf der andern Seite eine lange, mit Villen und Landhäuſern bedeckte Hügelreihe (le colline) und der Po ſich hinziehen. Innerhalb der Stadt gelegen ſind: der Giardino pubblico bei Ripari (der Wallgarten), mit den marmornen Bildſäulen des hier geborenen Staatsmanns und Geſchichtſchreibers Balbo, der Generale Bava und Pepe und der Italia mit dem Gedächtnißſchilde des venet. Patrioten Manin; der Giardino di Porta Suſa, von prächtigen Bäumen beſchattet, mit einer Fontaine; der Cernaja-Square in der Nähe der Citadelle, mit der bronzenen Statue des Generals Aleſſandro Lamarmora. Die 46 Kirchen der Stadt ſind zum Theil prächtig, aber überladen, wenig großartig und merkwürdig. Die ſehenswürdigſte iſt die Domkirche oder Kathedrale San-Giovanni, urſprünglich von dem Longobardenkönig Agilulf 602 gegründet, 1478 neu aufgebaut mit einer ſchönen Façade, drei Schiffen und der angebauten Kapelle del Santo-Sudario oder della Santiſſima-Sindone, dem Muſter des ſeltſamſten Rococogeſchmacks. Ein prachtvoller Altar bewahrt in ſilbernem Behältniß das Sudario, das Linnentuch, in welchem der Körper des Heilands nach ſeinem Tode eingehüllt geweſen ſein ſoll. In der reichen Kirche Corpus Domini trat J. J. Rouſſeau 1728 zum Katholicismus über. Unter den neuerbauten Kirchen verdient die des heil. Maximus (di San-Massimo) mit ſchönen Fresken Morgari's und anderer Erwähnung. Ein Denkmal der jetzigen Toleranz iſt die 15. Dec. 1853 eingeweihte Waldenſerkirche, zugleich Gotteshaus der zahlreichen hier lebenden Proteſtanten und Engländer. Eine neue großartige Synagoge war 1868 im Bau begriffen. Unter den Paläſten ſind weniger wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer Ausdehnung und innern Pracht (nennenswerth): das königl. Schloß (Palazzo reale), um die Mitte des 17. Jahrh. erbaut, äußerlich ein unanſehnlicher Bau, innerhalb aber prachtvoll eingerichtet. Ein Gitterthor, auf deſſen Pfeilern Kaſtor und Pollux, zwei Pferdegruppen in Erzguß ſtehen, trennt den Schloßhof von der Piazza Caſtello. Der Schloßgarten, im Sommer dem Publikum geöffnet, enthält auch eine zool. Abtheilung, Privateigenthum des Königs. Mit dem Schloſſe in Verbindung ſteht die königl. Rüſtkammer (armeria reale), welche viel Ausgezeichnetes enthält. Der alte Palaſt oder Palazzo Madama, ehemals del Caſtello genannt, 1403—16 als Reſidenz der Herzoge von Savoyen entſtanden, iſt einer mittelalterlichen Feſtung ähnlich, von düſterm Ausſehen, mit der königl. Sternwarte. Derſelbe erhielt ſeinen jetzigen Namen von der Mutter des Königs Victor Amadeus II., die ihn als Witwe bewohnte und 1718 die prächtige Doppeltreppe von Marmor und an der Weſtſeite die Marmorſäulenfaçade aufführen ließ. Auf der Oſtſeite ſtehen noch völlig unverputzt die alten crenelirten Backſteinthürme. Hier befand ſich früher der Sitz des ſardin. Senats und der Polizei ſowie die königl. Gemäldeſammlung. Letztere iſt nunmehr in dem 1759 vom Grafen Saluzzo gegründeten Palaſt der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften aufgeſtellt. Die Sammlung iſt

reich an Werken Rafael's, Tizian's, Murillo's, van Dyck's, Holbein's, Rembrandt's, Potter's u. a. In dem gleichen Gebäude befindet ſich das naturgeſchichtliche Muſeum mit einer beſonders reichen mineralog. Sammlung und das reiche ägypt. und Alterthümermuſeum. Mit letzterm iſt ein Münzcabinet von etwa 30000, zum Theil ſehr ſeltenen Münzen verbunden. Die Univerſität, 1404 vom Kaiſer Sigismund geſtiftet und zwei Jahrhunderte ſpäter von Victor Amadeus neu eingerichtet, 1867 von 1124 Studenten beſucht, hat ein Lehrperſonal von über 60 Profeſſoren, eine Bibliothek von 115000 Bänden und ſehr vielen Manuſcripten, eine Sternwarte, eine Antikenſammlung (museo lapidario) und einen Botaniſchen Garten. Das große, maſſiv aufgeführte Centralgefängniß, nach pennſylvan. Syſtem eingerichtet, liegt etwas außerhalb der Stadt, doch innerhalb ihres Weichbildes. Sehr zur Verſchönerung der Stadt tragen auch die neue große Getreidehalle ſowie die vielen mit Marmor belegten und mit fließendem Waſſer reichlich verſehenen Markthallen bei. Unter den zahlreichen Theatern T.s ſind hervorzuheben: das königl. Theater, vom Grafen Alfieri in großartigem, edelm Stile erbaut, mit ſechs Lagenreihen übereinander, für Opern und Ballet während des Winters beſtimmt, eins der ſchönſten Theater Italiens; das Theater Cariguan, groß und elegant, meiſtens für Schauſpiele beſtimmt, doch ebenſo trefflich für Ausführung von Opern, namentlich aber großer Concerte eingerichtet; das neuerbaute Theater Victor-Emanuel, ohne Logen in Form eines Amphitheaters, auch als Hippadram benutzt, das größte der Stadt; das Theater Scribe, für eine franz. Geſellſchaft, und das Raſſinitheater, meiſtens für eine piemonteſ. Truppe reſervirt. Außer der Univerſität beſitzt T. von höhern Bildungsanſtalten noch eine Militärakademie und eine höhere Kriegsſchule für Offiziere, eine Ingenieurſchule, eine Thierarzneiſchule, eine Muſterturnſchule, ein erzbiſchöfl. Seminar, mehrere Gymnaſien und Lyceen, mehrere Handelsſchulen, eine Ackerbauſchule, eine philharmoniſche Akademie mit Geſangſchule u. ſ. w. Unter den trefflich eingerichteten Haspitälern ſind das große ſtädtiſche St.-Johannishaspital und das große königl. Haspital della Carità (für 2500 Kranke) hervorzuheben. Der 1829 eröffnete Friedhaf (cimeterio oder campo santo) iſt vielleicht der größte und ſchönſte Italiens.

T. iſt Sitz eines Erzbiſchofs, eines Appellhafs, eines Caſſationshofs und der Generalcommandantur einer Militärdiviſion. Die Zahl der Einwohner hatte ſich bis zum 1. Jan. 1863 auf 204715 erhaben, hat ſich jedach ſeit Verlegung der Reſidenz des Königs nach Florenz wieder um einige Tauſende vermindert. Handel und Verkehr ſind von Bedeutung. Es beſtehen zu T. Fabriken für Seidenſtoffe, für Bijauteriewaaren, Möbel, Pianafortes, Chocalade, vorzügliche Liqueure, Handſchuhe, Lederarbeiten, Stearinkerzen, Papier, Zucker, Taback, künſtlichen Marmor u. ſ. w. Als Knotenpunkt wichtiger Gebirgs- und Hauptſtraßen ſawie zahlreicher Eiſenbahnen beſitzt die Stadt einen bedeutenden Durchfuhrhandel. Hauptgegenſtaud des Exports iſt piemont. Seide. Auch macht T. anſehnliche Wechſelgeſchäfte. Unter den Geld- und Creditinſtituten ſind hervorzuheben: eine Bank (Zweig der Natianalbank zu Florenz), eine Scantabank und eine Kleinhandelsbank (banca del piccolo commercio). Obgleich arm an hiſtar. Denkmälern, iſt T. doch eine ſehr alte Stadt. Es war der Hauptort der galliſchen Taurini, wurde 218 von Hannibal erobert und erhielt unter Auguſtus eine röm. Calouie und den Namen Augusta Taurinorum. Unter den Langabarden war es Sitz von Herzogen, deren einige Könige wurden, wie Agilulf, der Gemahl der Theadelinde. Karl d. Gr. erhab es zur Reſidenz des Herzogs von Suſa, deſſen Linie bis 1032 regierte, worauf das Haus Savoyen eintrat. 1506 eroberten es die Franzoſen und behielten es bis 1562, wa Herzog Philibert von Savoyen die Stadt zurücknahm und ſie zur Reſidenz machte. Um die damals ſehr franzöſiſch geſinnten Einwahner im Zaume zu halten, baute er 1567 die Citadelle. 1640 nahmen die Franzoſen unter Harcourt die Stadt nach 17tägiger Belagerung ein. Am 29. Aug. 1696 wurde daſelbſt der Separatfriede zwiſchen Savoyen und Frankreich geſchloſſen. Von den Franzoſen unter La Feuillade und Marſin belagert, ward T. durch den großen Sieg der Kaiſerlichen unter Prinz Eugen und der Preußen unter Leopold von Deſſau 7. Sept. 1706 befreit. 1796 unterwarf es ſich Bonaparte, der hier 28. April Waffenſtillſtand mit dem turiner Hof ſchloß; 1798 wurde es wieder von den Franzaſen eingenommen, aber 27. Mai 1799 (die Citadelle erſt 20. Juni) von den Oeſterreichern und Ruſſen unter Suwarow wieder befreit. Nach der Schlacht bei Marenga 1800 kam es aufs neue in die Gewalt der Franzoſen und blieb in derſelben als Hauptart des Po-Departements, bis es, unterdeſſen ſeiner Feſtungswerke bis auf die Citadelle beraubt, 1814 wieder an Sardinien fiel. Die merkwürdigſten Punkte der reizenden Umgegend ſind: die prachtvolle Kloſterkirche La Superga, die Begräbnißſtätte der ſavoyiſchen Herrſcher, van König Vietar Amadeus I. 1715—31 auf einem die ganze Ebene beherrſchenden ſteilen Berge zur Erfüllung eines während der franz. Be-

lagerung 1706 gethanen Gelübdes erbaut; das königl. Luſtſchloß Al Valentino, im franz. Stil des 17. Jahrh. erbaut; das jenſeit des Po auf einem kleinen iſolirten Hügel liegende große Kapuziner- und darüber ein Camaldulenſerkloſter (beide aufgehoben), mit wundervoller Ausſicht auf die Ebene, die Stadt und die Alpenkette; das ſchöne Luſtſchloß Stupinigi und das Jagdſchloß La Veneria mit herrlichem Park. Vgl. «Descrizione di Torino» (Tur. 1840); Cibrario, «Storia di Torino» (Tur. 1846); Caſalis, «Dizionario geografico-storico-statistico-commerciale degli stati sardi» (21 Bde., Tur. 1851); «Torino e suoi contorni» (Tur. 1853).

Türk (Dan. Gottlob), Orgelſpieler und Generalbaſſiſt, geb. zu Klaußnitz bei Chemnitz 1751, war ſeit 1787 Organiſt in Halle, wo er 1813 ſtarb. Ein ſehr thätiger Mann, wurde er wegen ſeiner vielfachen Verdienſte zum Doctor der Muſik ernannt. Er machte ſich ſehr nützlich durch ſeine Klavierſonaten und die Klavierſchule, am meiſten aber durch die «Anweiſung zum Generalbaß» (Halle 1791; 5. Aufl. von Naue, 1841) und die Schrift «Von den wichtigſten Pflichten eines Organiſten» (Halle 1787; neue Aufl. 1838).

Türkei, ſ. Osmaniſches Reich.

Türken nennt man im allgemeinen eine Gruppe von Völkerſchaften, welche im ethnogr. Syſtem einen der drei Hauptzweige der tatar. Völkerfamilie bilden, welche letztere wiederum, nach einigen Forſchern, mit der finn. Völkerfamilie zuſammen den altaiſchen oder tatar. Völkerſtamm ausmacht. (S. Tataren.) Die türk. Völker (Turkvölker) in dieſem Sinne hatten ihre Urſitze am Altai, von wo aus ſie in die Steppenlandſchaften zwiſchen Tibet, Sibirien und dem Aralſee herabſtiegen, welche nach ihnen mit dem Namen Turkeſtan, bei den Perſern Turan benannt worden ſind. Von hier aus verbreiteten ſie ſich, meiſt als Eroberer, nach Nordweſten bis zum Ural und Schwarzen Meere, nach Norden bis Sibirien hinein (Jakuten), nach Süden über Perſien, gegen Weſten bis in die Nähe der Grenzen Deutſchlands. Man theilt die verſchiedenen türk. Völkerſchaften, deren man ihren Mundarten nach etwa 20 unterſcheidet, in mehrere Gruppen. Dahin gehören die Oſttürken (Uiguren), die Turkomanen, die Usbeken, die Nogaier, die Tataren von Kaſan, die Baſchkiren, ferner die Sibiriſchen Tataren in verſchiedenen Stämmen, namentlich die Jakuten, die Kumüken, Kirgiſen, Kumanen und die Osmanen. Vorzugsweiſe aber werden mit dem Namen T. die Osmanen bezeichnet, wie man auch die von dieſen beherrſchten Länder unter dem Namen Türkei oder Türkiſches Reich zuſammenzufaſſen pflegt. (S. Osmaniſches Reich.)

Türkiſche Sprache und Literatur. Die türkiſche Sprache gehört zu der über das ganze mittlere und nördl. Aſien vom Kaſpiſchen Meere bis an die Grenzen Chinas verbreiteten tatar. Sprachfamilie, hat ſich aber durch die Eroberungen der Osmanlitürken weit nach Weſten hin verbreitet. Die Sprache der letztern heißt im Abendlande vorzugsweiſe Türkiſch. Während das Oſttürkiſche oder Dſchagatai (ſ. d.) rauh und hart iſt, und viel Alterthümliches in der Form der Wörter und der Grammatik bewahrt, iſt das Osmaniſch-Türkiſche weicher und melodiſcher, aber auch in den grammatiſchen Formen mehr abgeſchliffen. Der eigentliche türk. Wortvorrath iſt hier in der höhern Diction gering, der Gebrauch arab. und türk. Wörter aber faſt unbegrenzt, was ſehr nachtheilig auf die ganze Sprache gewirkt hat, obgleich ſich alle dieſe fremden Elemente der eigenthümlichen türk. Grammatik haben unterwerfen müſſen. Die polit. Bedeutung des türk. Reichs hat früh zum Studium der türk. Sprache aufgefordert; doch tragen auch alle Grammatiken gar ſehr das Gepräge, daß ſie nur einem praktiſchen Bedürfniſſe abzuhelfen beſtimmt ſind. Eine tiefere wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Sprachbaues fehlt noch. Die neueſten und beſten Grammatiken ſind von Jaubert (Par. 1839), Davids (Lond. 1836), Redhouſe (Par. 1846) und Kaſem-Beg (Kaſan 1845; deutſch von Zenker, Lpz. 1847), der zugleich die öſtl. Dialekte mit berückſichtigt hat. Unter den Wörterbüchern ſind, außer dem noch immer unübertroffenen Werke Meninſki's, die neuern von Kieffer und Bianchi («Dictionnaire turc-français», 2 Bde., Par. 1835, und «Dictionnaire français-turc», 2 Bde., Par. 1846), vom Prinzen Alexandre Handjeri («Dictionnaire français, arabe-persan et turc», 2 Bde., Mosk. 1840) und von Zenker («Dictionnaire turc-arabe-persan», Lpz. 1863 fg.) zu erwähnen.

Die türkiſche Literatur iſt unendlich reich in den verſchiedenen Gebieten des Wiſſens und der Poeſie, doch findet ſich ſelten etwas Originelles; faſt alle Literaturwerke der Türken ſind Nachbildungen arab. und perſ. Muſter. Aus der großen Menge von Büchern ſind daher nur die wichtigſten zu erwähnen, ſoweit ſie durch den Druck, hauptſächlich durch die Preſſen von Konſtantinopel und Kairo, zu Tage gefördert worden ſind. Sprachlich intereſſant als eins der älteſten Denkmäler dieſes Dialekts iſt «Falkuerklee», beſtehend aus drei ungedruckten Werken über die Falknerei (herausg. und überſetzt von Hammer, Peſth 1840). Unter den unzähligen

türk. Dichtern, die sich übrigens ganz an pers. Vorbilder anlehnen, die in der Epik die romantischen Stoffe pers. Epiker wiederholen, in der Lyrik der mystischen Richtung der spätern Perser folgen, sind hauptsächlich zu nennen: Mohammed Tschelebi, der in seiner «Muhammediye» (Text mit Commentar, Bulak 1840; Text, Kasan 1845) eine vollständige Sammlung der Legenden, die sich auf den Propheten Mohammed beziehen, nebst dogmatischen und mystischen Excursen lieferte, und Lami, der größte und fruchtbarste Dichter der Osmanen, der unter Soliman d. Gr. blühte und 1531 starb. Außer vielen prosaischen Werken, die zum Theil Uebersetzungen pers. Werke des Dschâmî sind, verfaßte er vier große epische Gedichte, deren Stoffe zwar alle der pers. Sage entnommen, in pers. Sprache aber mit Ausnahme des letzten wenig bearbeitet und daher ziemlich unbekannt geblieben sind; es sind: 1) «Wamik und Asra» (bearbeitet von Hammer, Wien 1833); 2) «Weise und Ramin»; 3) «Absal und Selman»; 4) «Ferhâdnâmeh», die öfters von den Persern besungene Liebe des Chosrew und der Schirin behandelnd (bearbeitet von Hammer, 2 Bde., Stuttg. 1812). Außerdem schrieb er noch viele kleinere lyrische und didaktische Gedichte, z. B. die «Verherrlichung der Stadt Bursa», eine Reihe türk. Gedichte (deutsch von Pfizmaier, Wien 1839). Ein sehr zarter, sinniger Dichter ist Fasli, gest. 1563, der Verfasser einer lieblichen allegorischen Dichtung «Gül u Bülbül», d. i. Rose und Nachtigall (türk. und deutsch von Hammer, Pesth 1834). Als Lyriker wird vor allen geschätzt Bâki, gest. 1600 («Bâki's, des größten türk. Lyrikers, Divan», deutsch von Hammer, Wien 1825). Eine sehr reiche Uebersicht der Werke der osman. Dichter, der guten und der schlechten, der wichtigen und der unbedeutendsten, mit kurzen biographischen Notizen und zahllosen Proben des verschiedensten Inhalts und Gehalts, gibt Hammer in seiner «Geschichte der osman. Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus 2200 Dichtern» (4 Bde., Pesth 1836). Aus dem Gebiete der Erzählungen und Märchen ragen hervor das «Humayun-nameh» (Kairo 1836), eine Uebersetzung der pers. Bearbeitung der Fabeln des Bidpai (s. d.), das dem Jüdisch-Persischen nachgebildete Tuti-Nameh, übersetzt von Rosen (Lpz. 1858), und die aus dem Arabischen übersetzten Geschichten der 40 Veziere von Scheikh-Sade (herausg. von Belletête, Par. 1812; deutsch von Behrnauer, Lpz. 1851). Für die Geschichte des türk. Reichs ganz unentbehrlich sind die bändereichen Annalen, die Saad-ed-din mit dem Ursprunge des osman. Herrscherhauses begann, und die bis gegen das Ende des 18. Jahrh. fortgesetzt sind. Die Verfasser derselben sind folgende: Saad-ed-din bis auf Murad I. türk. und lat. von Kollar, Wien 1750); Naima von 1591—1659 (2 Bde., Konstant. 1734; engl. von Fraser, 2 Bde., Lond. 1832); Reschid, von 1660—1721 (3 Bde., Konst. 1741); Tschelebisade, von 1721—27 (Konst. 1741); Sami, Schakir und Subhi von 1730—43 (Konst. 1785); Assi von 1744—52 (Konst. 1785); Wasif von 1752—73 (2 Bde., Konst. 1805; Kairo 1831; Auszug unter dem Titel «Précis historique de la guerre des Turcs contre les Russes de 1769 à 1774», von Caussin de Perceval, Par. 1822). Der Stil in diesen histor. Werken ist affectirt und geschraubt, voll der gesuchtesten Metaphern und weithergeholter Vergleiche. Ihrem Hauptinhalte nach, oft mit wörtlichen Auszügen begleitet, hat sie Hammer bekannt gemacht in seiner «Geschichte des Osmanischen Reichs». Einer der gelehrtesten Historiker der Türken ist Hâdschi-Khalfa (s. d.). In der Geographie sind besonders zu erwähnen: das geogr. Wörterbuch des Hâdschi-Khalfa sowie die Reisen des Evlia-Effendi (engl. von Hammer, Lond. 1834) und Mohammed-Effendi (herausg. von Jaubert, Par. 1841). Für die Kenntniß der mohammed. Dogmatik, nach den Lehren der orthodoxen Kirche der Sunniten (s. d.), ist wichtig der Abriß der Glaubenslehre von Mohammed-Pir-Ali-el-Berkevy (Konst. 1802 u. öfter; franz. von Garcin de Tassy, Par. 1822; dän. von Holmboe, Christiania 1839). Interessant für das mit der Religion innig verbundene mohammed. Recht und tiefe Blicke in das innerste Leben des Orients gewährend sind die verschiedenen Sammlungen von «Fetwas» oder richterlichen Entscheidungen bei verwickelten juristischen Fällen, wie z. B. die des Scheikh Mustafa-el-Kudusi (Konst. 1822), des Mufti Abd-ur-Rahim (2 Bde., Konst. 1827), des Numan-Effendi (Konst. 1832) u. s. w. Das Feld der raisonnirenden Staatsschrift fand seine erste Bearbeitung in dem für die ganze zukünftige Entwickelung des türk. Reichs so bedeutsamen Hattischerif von Gulhane (türkisch und deutsch bei Petermann, «Beiträge zu einer Geschichte der neuesten Reformen des Osmanischen Reichs», Berl. 1842), und hat seitdem viele wichtige Actenstücke, unter anderm den Hatti-Humajun vom J. 1856, zu verzeichnen. In der Philologie haben die Türken wenig für ihre eigene Sprache gethan, desto eifriger aber die arab. und pers. Sprache bearbeitet. Besondere Erwähnung verdienen hier die trefflichen türk. Uebersetzungen des arab. Wörterbuchs von Dschauhari durch Wankûli (2 Bde., Konst. 1803), des ebenso berühmten arab. Wörterbuchs

«Kamus» durch Aſim-Effendi (3 Bde., Konſt. 1814, und 3 Bde., Kairo 1835) und des perſ. Wörterbuchs «Burhan-i Kati» durch Achmed-Emin-Effendi (Konſt. 1799 und Kairo 1836). Wichtig und durch reiche Citate aus perſ. Dichtern ſehr lehrreich iſt das perſ.-türk. Wörterbuch «Ferheng-i-Schuûri» (2 Bde., Konſt. 1742). Ebenſo wichtig ſind die zahlreichen Commentare über die beliebteſten perſ. Dichter, wie z. B. des Sudi über Saadi's «Guliſtan» (Konſt. 1833) und über die Gedichte des Hafis (3 Bde., Kairo 1835), des Ismael-Hakki über das «Pendnameh» des Ferîd-ed-din-Attar (Konſt. 1834) und über das «Mesnewi» des Dſchelâl-ed-din-Rûmi (6 Bde., Kairo 1836). — Die türk. Schrift iſt die arabiſche, deren ſich die Türken vorzugsweiſe in der von ihnen ausgebildeten eigenthümlichen Buchſtabenform bedienen. In den diplomatiſchen Actenſtücken, in den Fermans und ähnlichen Documenten bedient man ſich noch vieler Abarten des einfachen arab. Ductus, wie des Divani u. ſ. w. Vgl. Hindoglu, «Türk. Vorſchriften nebſt zwölferlei Schriftgattungen der Perſer» (Wien 1838). Eine vollſtändige Ueberſicht des ganzen geiſtigen Lebens der Türken gibt Toderini in ſeiner «Litteratura turchesca» (3 Bde., Venet. 1787; deutſch von Hausleutner, 2 Bde., Königsb. 1790).

Türkiſcher Weizen, ſ. Mais.

Turkeſtan oder Turkiſtan, d. h. Türkenland, auch Dſchagatai, wird im weitern Sinne die aſiat. Tatarei (ſ. d.) genannt, weil ſie der Herrſchaft türk. Völkerſtämme unterworfen iſt. Durch das mächtige Gebirge des Bolor-Tagh wird das große Ländergebiet in Oſtturkeſtan und Weſtturkeſtan getheilt. Jenes wird auch die Chineſiſche oder Hohe Tatarei, Oſtdſchagatai und Kleine Bucharei oder Turfan (ſ. d.), dieſes dagegen die Freie Tatarei, Weſtdſchagatai, von einem Haupttheile auch wol die Große Bucharei, gewöhnlich aber T. ſchlechthin, oft auch Turan (ſ. d.) genannt. Dieſes weſtliche oder T. im beſchränktern Sinne, zwiſchen dem chineſ. Reiche im O., Afghaniſtan und Perſien im S., dem Kaspiſchen Meere im W. und dem Kirgiſenlande im N. gelegen, umfaßt in ſeinem weſtl. und nordweſtl. größern Theile die meiſt aus Wüſten oder magern Steppen beſtehende Tiefebene Turan, in ſeinem öſtlichen und ſüdöſtlichen das wilde, wohlbewäſſerte, mit Weiden und höchſt fruchtbaren Thälern verſehene Alpenland von T., welches aus den nördl. Aeſten des Hindukuh und den weſtlichen des Bolor-Tagh ſich aufthürmt und durch den Ak-Tagh oder Aſerah-Tagh, eine weſtl. Verlängerung des centralaſiat. Mustâgh oder Thianſchan (ſ. d.) in das Alpenland von Ferghana im Norden und das ſog. Alpenland von Sogdiana oder von Usbekiſtan im Süden getheilt wird. Jenes enthält das Quellengebiet des Sihon oder Syr-Darja (Jaxartes), dieſes das Quellengebiet des Dſchihon oder Amu (Oxus). Beide Flüſſe münden in den Aralſee (ſ. d.). Zwiſchen beiden durchſtrömt der Seraſſchân oder Ser-eſſchân (Goldſtreuer) in ſeinem untern Laufe die geſegnete Thalebene Sogd zwiſchen Sâmarkand und Bokhara, die er durch ſein großartiges Netz von Kanälen befruchtet. Der Fluß verläuft ſich mit dem Reſte ſeines Waſſers in den kleinen Steppenſee Kara-Kôl (Schwarzſee). Alle übrigen Flüſſe ſind unbedeutend. Die klimatiſchen Verhältniſſe ſind ganz continental, mit großen Gegenſätzen von Winterkälte und Sommerhitze. Auch bildet hinſichtlich der Vegetation der vorherrſchende Wüſtencharakter der Ebene einen ſtarken Contraſt mit dem angebauten Lande an den Hauptflüſſen. Weizen, Gerſte, Reis und als Pferdefutter Zuckerſorghum ſind die Getreidearten. Vortreffliche Gartengewächſe, Melanen und Weintrauben ſowie Obſt werden in Menge geerntet, außerdem Seide, viel Baumwolle, Färbepflanzen, Lein und Seſam. Neben dem Dromedar, dem Pferd und Schaf, dem Hauptreichthume der Bewohner, finden ſich wilde Eſel, wilde Schafe und Ziegen, der Kaig (eine Antilopenart), Wildſchweine, Haſen, Faſanen, Rebhühner und anderes geflügeltes Wildpret, auch Leoparden, Löwen, Bären, Wölfe, Füchſe u. ſ. w. Das Mineralreich liefert Eiſen, Kupfer, Blei, Goldſtaub, Salz, Jaspis, Lapurſteine, Karneole, Türkiſe, Rubinen und andere Edelſteine. T. iſt ein geſchichtlich wichtiges Central- und Paſſageland der Handels-, Völker- und Eroberungszüge, ein in frühern Zeiten großentheils gutbebautes und ſtarkbevölkertes Culturland. Es umfaßte im Alterthum Baktriana, Sogdiana und das Land der Chorasmier, die nordöſtlichſten Provinzen des perſ. Reichs, nach deſſen Auflöſung die Nachfolger Alexander's d. Gr., die Parther und Neuperſer nacheinander in Beſitz des Landes kamen. Im 6. Jahrh. unterlag es dem Einbruch hunniſcher und türk. Völker, im 8. Jahrh. kam es unter arab. Herrſchaft und nahm einen bedeutenden Aufſchwung. Am untern Amu und weſtlich von demſelben hieß ſeitdem das Land Khowaresm. (S. Khiwa.) Die Gebiete zwiſchen dem Amu und Sir wurden dagegen mit dem Namen Mawar-al-nahr zuſammengefaßt, d. h. jenſeit des Stromes, entſprechend dem Namen Transoxiana bei den Alten. Nach dem Verfalle des Khalifats entſtanden hier einzelne türk. Herrſchaften, welche eine Zeit lang unter dem öſtl. Reiche der Seldſchuken vereinigt waren, ſich aber im 12. Jahrh. vor der Uebermacht des Mongolen Dſchingis-

Khan und ſeiner tatar. Horden beugen mußten. Nach dem Tode deſſelben erhielt deſſen Sohn Dſchagatai, von dem mehrere der jetzt noch hier herrſchenden Khane ihren Urſprung ableiten, das Land Mawar-al-nahr und ganz Turfan. Im 14. Jahrh. begründete in erſterm Timur (ſ. d.) den Hauptſitz ſeines Weltreichs. Aber nach ſeinem Tode, 1405, zerſplitterte ſich dieſes überhaupt und insbeſondere T. in mehrere kleinere Gebiete. Seit dem Ende der arab. Herrſchaft und namentlich ſeit der Hordenüberſchwemmung Dſchingis-Khan's und Timur's verödet, wurde das Land der Tummelplatz barbar. Nomaden- und Räuberſcharen, wie es ſchon im grauesten Alterthume geweſen und bis auf den heutigen Tag größtentheils geblieben iſt. Das jetzt herrſchende Volk in dem Ländergebiete T.s, deſſen Areal auf 30000 Q.-M. und deſſen Einwohnerzahl auf 7—8 Mill. geſchätzt wird, ſind usbekiſche und uiguriſche Türken, die großentheils ihre nomadiſche Lebensweiſe aufgegeben und an dem Culturzuſtande des Volks, welches ſie unterjochten, theilgenommen haben. Dieſes unterjochte Volk, perſ. Stamms, die Nachkommen der alten Baktrier, iſt unter dem Namen der Tadſchiks, der Bucharen, der Sarten und Galdſchis bekannt. Es bildet die Haupt- und Grundmaſſe der angeſeſſenen Bevölkerung aller dieſer Staaten und zugleich neben den Usbeken die ackerbauende und nach mehr die ſtädtebewohnende, Gewerbe (Woll- und Baumwollweberei, Leder- und Stahlarbeiten) und ausgedehnten Handel treibende Volksklaſſe. Den dritten Haupttheil der Bevölkerung T.s bilden die Turkmanen (ſ. d.). Außerdem ſchweifen noch Kirgiſenſtämme und nomadiſche Karakalpaken im Lande umher, und endlich befinden ſich in den Städten auch Juden, Armenier, ſog. bucharifche Arader und Nogaiiſche Tataren, die ſich aus Rußland dahin flüchteten. T. zerfällt, abgeſehen von der neugegründeten ruſſ. Provinz Turkeſtan (ſ. d.), gegenwärtig, wo Balkh (ſ. d.) und die große Stadt Khulm oder Tâſchkarghan ſowie auch das Khanat Maimene mit der Stadt Andkhui wieder zu Afghaniſtan gehören, in folgende Khanate: 1) Khiwa (ſ. d.) am untern Amu, zu welchem die zahlreichen Beis der Turkmanen bisher im Vaſallenverhältniß ſtanden; 2) Bakhara (ſ. d.) oder die große Bucharei im engern Sinne, auch wol Usbekiſtan genannt, mit den Städten Bokhara und Samarkand; 3) Koland oder Khakand (ſ. d.), am obern und mittlern Syr-Darja; 4) Bedachſchân (ſ. d.) oder Badakhſchân an den obern Quellenflüſſen des Amu; 5) Kunbus, weſtlich von Badakhſchân, der Reſt des frühern ausgedehntern Khanats Tokhareſtan; 6) die kleinern Alpenſtaaten auf der Nordſeite des obern Amu, öſtlich von Bokhara, nämlich Keſch oder Schehri-Seds, Hiſſâr oder Hiſſar Schadumân und Darwâs oder Derwâs, deſſen Tadſchikdynaſtie auch das nördlich anliegende, von Galdſchis bewohnte Land Karategin beherrſcht. Außerdem wird zu Weſtturkeſtan gerechnet das Hochplateau Pamir und Bolor, deſſen ausgedehnte Grasſteppen von nomadiſirenden Burut oder Schwarzen Kirgiſen (Kara-Kirgis) durchſtreift werden.

Turkeſtan, ein neuerdings gebildetes ruſſ. Generalgouvernement in Centralaſien, iſt aus dem in dem Kriege von 1864—66 dem Khanat Khokand entriſſenen Lande und mehrern bereits früher ruſſ. Gebietstheilen zuſammengeſetzt. Ein Ukas vom 11. (23.) Juli 1867 beſtimmte die Grenzen dieſer neuen Provinz. Ueber den Flächeninhalt und die Bevölkerungszahl des ausgedehnten Ländergebiets, welches von Weſten gegen Oſten etwa 230 M. lang iſt und eine wechſelnde Breite von 45—90 M. hat, liegen noch keine offiecellen Angaben vor. Die oberſte Verwaltung ſteht unter einem Generalgouverneur und zerfällt in zwei unter Militärgouverneurs ſtehende Provinzen, deren Grenzſcheide ungefähr der Kuragaty (Kurogoty), ein linker Zufluß des obern Tſchu, bildet, nämlich die Provinz Syr-Darja im Weſten und Semirjetſchensk im Oſten. Der bei weitem größere Theil des Generalgouvernements, insbeſondere der Süden und Oſten, gehört dem Gebirgslande an, dem Alatau, Thianſchanſyſteme und ſeinen weſtlichen Verzweigungen, die zum Theil den Charakter von Hochalpen haben; der Norden und Weſten iſt Flachland, großentheils Steppe oder ſogar Sandwüſte. Der Hauptfluß iſt der Syr-Darja, nächſt ihm der wichtigſte der Ili. Außer dem Aral und Balkhaſch ſind die bedeutendſten Seen der Iſſik, der Ala und der Kara-Köl, letzterer das Mündungsbecken des Talas. Alle turkeſtan. Producte hat das ruſſ. Gebiet in Fülle, auch edle Metalle und Steinkohlen, ſodaß es nach Begründung einer feſten bürgerlichen Ordnung eine der ertragfähigſten Provinzen Rußlands zu werden verſpricht. Das Land gewährt den Ruſſen auch die breiteſte Operationsbaſis zu weiterm Vordringen in Centralaſien und bringt ſchon jetzt bedeutende mercantile Vortheile, die mächtig ſteigen müſſen, wenn erſt für Communicationsmittel, Anlage von Bergwerken, Fabriken u. ſ. w. geſorgt iſt. Die Hauptſtadt des Landes iſt Taſchkend (ſ. d.) mit mehr als 100000 E. Südlich von ihr liegt am Syr-Darja die wichtige Stadt Khodſchend (ſ. Khokand) mit 80000 E.; nach ſüdlicher die feſten Städte Dſchiſak oder Dſchuſak und Uratübe (Uratippa); etwa 16 M. nördlich von Taſchkend die Stadt Tſchemkend oder Tſchimkend; nordweſtlich von dieſer die Stadt T.

oder Hasret mit 30000 E. Schon ſeit anderthalb Jahrhunderten verfolgten die Ruſſen ihren Weg nach Centralaſien. Der Expedition des General Bekewitſch, der 1717 in Khiwa gefangen und hingerichtet wurde, folgten zahlreiche andere, bis 1819 Murawiew vom Kaspi bis zum Aralſee vordrang. Seit der vollſtändigen Unterwerfung der Kirgiſenhorden wurden dann, beſonders von 1833—40, ſorgfältige Recognoſcirungen von den Orenburgiſchen Steppen aus nach dem Aralſee und dem Syr-Darja unternommen, an deſſen Mündung General Obrutſchew die Forts Aralsk und Nawo-Petrowsk erbaute. 1850 ſtellten Karelin und Chanykow die Hydrographie des Aralſees feſt, und bald darauf zerſtörte General Perowsky, Gouverneur von Orenburg, mehrere Forts am Syr-Darja, wo 1853 Contreadmiral Butakow das wichtige Fort Perowsky anlegte. Die fortwährenden Raubzüge ins ruſſ. Gebiet und die Unterbrechung der Verbindungslinie der Ruſſen von Orenburg nach Südſibirien hatten dieſe bewogen, ſich am Norduſer des Syr-Darja feſtzuſetzen. Seit 1864 ſahen ſie ſich genöthigt, weiter an dieſem Fluſſe vorzugehen. Sie bemächtigten ſich der Städte Turkeſtan und Aulieta, ſtellten die Verbindung zwiſchen beiden her und nahmen die Städte Tſchemkend, Nijasdeg und Tſchinas. Eine ruſſ. Circulardepeſche vom 2. Dec. 1864 an England und die übrigen Mächte erklärte, hierbei ſtehen bleiben zu wollen. Das eingenommene Land, die Nordhälfte des Khanats Khokand, wurde durch Ukas vom 12. (24.) Febr. 1865 nebſt dem frühern ruſſ. Gebiet vom Aralſee bis zum Iſſik-köl als Gouvernement T. dem Generalgouvernement Orenburg einverleibt. Da jedoch der Khan von Khokand die neue ruſſ. Provinz angriff, ſo rückten die Ruſſen gegen Täſchkend, welches ſie 28. Juni 1865 einnahmen. In Gemäßheit jener Circulardepeſche zogen die Ruſſen 23. Sept. wieder ab, indem ſie das «Khanat Täſchkend» für einen unabhängigen Staat unter dem Schutze Rußlands erklärten. Hiergegen trat aber der Emir von Bokhara auf. General Romanowsky ergriff deshalb abermals die Offenſive, nahm 14. Mai 1866 die Feſte Nau, ſchlug den Feind 20. Mai bei Irbſchar am Syr-Darja (7 M. im Weſtnordweſten von Khobſchend) und nahm ſchließlich 5. Juni Khobſchend mit Sturm, womit Rußland in Beſitz von ganz Khokand und von dem ganzen Becken des Syr-Darja ſowie von der directen Straße nach Kaſchgar und Jarkand in Turfan kam. Hierauf wurde den Bitten der Einwohner von Taſchkend, ruſſ. Unterthanen verbleiben zu dürfen, gewillfahrt und die Stadt durch Proclamation vom 29. Aug. für eine ruſſiſche erklärt. Endlich nahm man 14. Oct. Uratübe, 18. auch Dſchiſak, den letzten Stützpunkt des Emir von Bokhara, ein und beſetzte das ganze Gebiet zwiſchen dem Syr und der Aſerahkette, das wegen ſeines Reichthums an Lebensmitteln und andern Hülfsquellen für die Behauptung des nördlichern Gebiets nothwendig war. Nachdem bereits Ende Nov. 1866 der Krieg aufgehört, ſchloß man 1867 Friede mit dem Emir von Bakhara.

Türkheim, eine vormals freie Reichsſtadt im Oberelſaß, jetzt zum franz. Depart. Oberrhein gehörig, kaum 1 M. weit weſtlich von Kolmar, an der Fecht und am Eingange des romantiſchen und gewerbfleißigen Gregorien- oder Münſterthals gelegen, hat 2946 E. (1861), eine große moderne Kirche, ſtarken Weinbau, der den ſog. Elſaſſer Tokayer liefert, und iſt berühmt durch den Sieg, welchen Turenne 5. Jan. 1675 hier über die Kaiſerlichen und Alliirten gewann. T. iſt nicht zu verwechſeln mit Dürkheim (ſ. d.) an der Hardt.

Türkis oder Kalait iſt ein hartes, dichtes, ſchleifbares Mineral von grüner bis faſt blauer Farbe. Daſſelbe beſteht aus waſſerhaltiger phosphorſaurer Thonerde, welche durch etwas Kupfer- oder Eiſenoxyd-Phosphat gefärbt. Wo man es ſtalaktitiſch in Klüften von thonhaltigen Geſteinen findet, da iſt es offenbar durch Eindringen von Phosphorſäure entſtanden, die ſich aus organiſchen Körpern gebildet hat. Zuweilen findet man aber auch foſſile Knochen theilweiſe in T. umgewandelt, in welchem Falle ſich etwas Thonerde mit der Phosphorſäure der Knochen verbunden zu haben ſcheint. Der T. zeigt eine Härte = 6, ein ſpecifiſches Gewicht = 2,6—2,8. Der von Khoraſſan in Perſien ſtammende T. ſteht in hohem Werthe und kommt nur geſchnitten in den Handel. Minder ſchöne findet man zu Oelsnitz in Sachſen und in Schleſien. Beide Türkisarten werden auch durch die Benennungen orient. und occidentaliſcher T. oder Turquoise de vieille et de nouvelle roche unterſchieden und zu mancherlei Schmuckſachen verarbeitet.

Türkiſchroth nennt man eine ſatte, feurige und höchſt haltbare rothe Farbe, welche auf Baumwolle mittels Krapp (ſ. d.) gefärbt wird. Der Name zeigt den orient. Urſprung an. In Europa iſt die Türkiſchrothfärberei erſt ſeit der Mitte des 18. Jahrh. einheimiſch geworden. Gegenwärtig zeichnen ſich hierin Frankreich, die Schweiz, England und Schottland, in Deutſchland beſonders Elberfeld aus. Das Färben des T. iſt mit vielen Schwierigkeiten verbunden, erfordert eigenthümliche Behandlungen der Baumwolle und weitläufige Verfahrungsarten, die zum Theil Fabrikgeheimniſſe bilden.

Turkmanen oder Turkomanen oder Truchmenen iſt der ſehr unbeſtimmte, ethnographiſch ziemlich werthloſe Name eines weitverbreiteten Zweigs der türk.-tatar. Völkerfamilie. Man unterſcheidet der geogr. Ueberſicht, nicht der (unbekannten) Stammeseigenthümlichkeit wegen weſtliche T. in Syrien, Kleinaſien und ſelbſt in Macedonien (von Murad VI. angeſiedelt) und öſtliche T., zerſprengte, mehr oder weniger zahlreiche und ſtarke Stämme rings um die Oſt-, Weſt- und Südgeſtade des Kaspiſchen Meeres, in Weſtturkeſtan, in Maſanderan, Khoraſſan und ſelbſt in Afghaniſtan. Den ausgedehnteſten Beſitz haben ſie in der turaniſchen Ebene, dem weſtl. Theile von Turkeſtan, wo nach ihnen das weite, auf der Oſtſeite des Kaspiſchen Meeres, zwiſchen dieſem, dem Aralſee und Dſchihon oder Amu und dem perſ. Berglande Khoraſſan gelegene Steppen- und Wüſtengebiet den Namen Turkmanenland oder Truchmenenland oder Turkomania, die Landenge zwiſchen den beiden großen Seen insbeſondere den Namen Truchmeneniſthmus führt, zuſammen ein Länderraum von mindeſtens 8000 Q.-M. Es beſteht dies Land faſt gänzlich aus einer im Sommer ſehr heißen und waſſerloſen, im Winter überaus kalten und ſchneebedeckten, nur im Frühjahr und Herbſt durch Regen befeuchteten und pflanzentreibenden magern Steppe, die nur an den wenigen bewäſſerten Stellen anbaufähig iſt. Große Strecken ſind vollkommene Wüſten. Man producirt etwas Getreide, doch iſt die Viehzucht (Kamele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen) wichtiger. Die Turkmanenſtämme leben meiſt nomadiſch und ſind, wie die ihnen verwandten Karakalpaken, ſunnitiſche Mohammedaner, roh und unwiſſend, raubſüchtig, mit Geſetzen unbekannt und vermöge der Natur ihres Landes ſo gut wie unabhängig, abſchon der Khan von Khiwa die Oberhoheit über ſie in Anſpruch nimmt. Sie ſelbſt, in zahlreiche, voneinander unabhängige Horden zerfallend, haben weder Fürſten noch Adel, ſondern ſtehen unter Stammälteſten, die jedoch wenig Anſehen und Gewalt beſitzen. Als Hirten, Räuber und Krieger durchſchweifen ſie auf ſchnellen Raſſen die turaniſchen Steppen und Wüſten und ſind die gefährlichſten Feinde der Handelskarawanen, die gefürchteten Nachbarn der Perſer, die ſie als Schiiten haſſen.

Turmalin oder Schörl iſt ein Mineral von höchſt complicirter chem. Zuſammenſetzung, das in rhomboedriſchen Formen meiſt von ſäulenförmigem Habitus kryſtalliſirt. Er kommt in allen Farben, am ſeltenſten waſſerhell, am häufigſten ganz ſchwarz (dann beſonders Schörl genannt) vor, hat Glasglanz, muſcheligen Bruch, iſt durchſcheinend in allen Graden und beſitzt eine Härte = 7, ein ſpec. Gewicht = 3. Das Pulver wird vom Magnet angezogen. Durch Erwärmung wird der T. polar-elektriſch. Schöne Varietäten finden ſich bei Penig in Sachſen, in Böhmen, Mähren, Schleſien, den Alpen, Sibirien, auf Ceylon und in Braſilien. Man ſchätzt die grünen braſiliſchen (braſiliſcher Smaragd) und die rothen und violetten T. aus Ceylon und Sibirien (Siberit) als Schmuckſteine. Die undurchſichtige ſchwarze Varietät (gemeiner T. oder Schörl) kommt häufig als Gemengtheil gewiſſer Geſteine vor. Wegen ſeiner eigenthümlichen optiſchen Eigenſchaften wird durchſichtiger T. zu Polariſationsapparaten verwendet.

Turnau, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im vormaligen Bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, an der Iſer und an der Pardubitz-Reichenberger Eiſenbahn, zählt (1857) 4418 E. und iſt der Sitz eines Bezirksamts. Der Ort iſt berühmt durch ſeine Fabriken von unechten Edelſteinen, womit ein ſehr ausgedehnter Handel getrieben wird. Auch wird hier Compoſitionsglas fabricirt. Seit dem 15. Jahrh. ſchon ſchleift man in T. außerdem echte Edelſteine, die man gewöhnlich öſtlich von der Stadt auf dem Bergrücken von Tatodor findet.

Turnen. Die ſyſtematiſche Betreibung von Leibesübungen mit dem allgemeinen Zwecke, die Kraft, Geſundheit, Gewandtheit und Schönheit des Körpers zu fördern, aber die körperliche Kraft und Geſchicklichkeit für beſondere Berufsarten zu ſteigern, wird heutzutage am häufigſten mit dem Namen T. bezeichnet, welches von Jahn wiederaufgenommene Wort ſeiner Wurzel nach durchaus deutſch und inſofern bezeichnend iſt, als die Deutſchen die Begründer des T. für alle neuern Culturvölker ſind. Im ganzen laſſen ſich in der Entwickelung der ſyſtematiſchen Leibesübung zwei Hauptepochen unterſcheiden, wovon die erſte durch die altgriech. Gymnaſtik bezeichnet iſt, deren Blüte etwa in die Zeit von Solon bis auf Sokrates (600—400 v. Chr.) fällt, während die zweite mit dem Culturleben der german. Völker zuſammenhängt und ihren Anfang mit Guts Muths (von 1785 ab) zu rechnen hat. Die antike Gymnaſtik tritt weſentlich als pädagogiſche mit dem Zwecke auf, die körperliche Entwickelung im Zuſammenhange mit der geiſtigen Ausbildung zu pflegen, weshalb bei den Griechen der geſammte Jugendunterricht die drei Disciplinen Grammatik, Muſik und Gymnaſtik als nothwendige und unzertrennliche Bildungsmittel betonte. Der gymnaſtiſche Unterricht war für die Knaben und Jünglinge obligatoriſch und beſtens geordnet, ſodaß man nicht blos einem ſinnigen Syſteme der griech. Gymnaſtik an

sich, sondern einer vollständigen Organisation dieser Erziehungs- und Volkssache begegnet. Die äußern Einrichtungen bezogen sich auf die Herstellung von Turnhäusern und Turnplätzen (Palästra, Ephebeum, Xysta, Stadium) wie auf Anstellung des Verwaltungspersonals (Gymnasiarch, Xystarch, Sophronist, Kosmetes) und der Lehrer der Gymnastik (Gymnasten und Pädotriben). Die gymnastischen Uebungen selbst hatten, im Gegensatze zu den heutigen, das Charakteristische, daß sie neben allgemeiner Körperbildung vorwiegend auf den Wettkampf hinausliefen. Die Hauptübungen der antiken Gymnastik wurden als ein Ganzes unter dem Namen «Pentathlon», d. h. Fünfwettkampf, zusammengefaßt. Dieses Pentathlon bestand aus Lauf, Sprung, Discus- und Speerwurf und Ringen und bildete eine Auswahl von Leibesübungen, die für eine harmonische Körperausbildung sehr geeignet waren. Das Pentathlon galt demnach als der Kern der antiken Gymnastik, und die mit Hilfe desselben Ausgebildeten werden von den Schriftstellern der Alten als die schönsten Menschen geschildert. Bei den großen Nationalfesten, von denen die Olympischen Spiele die berühmtesten, machten die gymnastischen Leistungen und Wettkämpfe einen Hauptbestandtheil aus. Der Eifer für die gymnastischen Uebungen wurde daher auch durch jene Feste wesentlich angeregt und unterhalten. Vgl. Jäger, «Die Gymnastik der Hellenen» (Eßlingen 1850) und Krause, «Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen» (2 Bde., Lpz. 1841). Bei den Römern findet sich nur eine spärliche Nachahmung der griech. Gymnastik, und in keinem Falle war sie hier, wie bei den Hellenen, ein pädagogisches und Volkserziehungsmittel. Doch brachten die Römer zur Ausbildung ihrer Soldaten das förmliche System einer Militärgymnastik in Anwendung. Vegetius berichtet ausführlich über diese Militärgymnastik, welche Gehen, Laufen und Springen, Voltigiren, Schwimmen, Lasttragen, Fechten, Stein- und Wurfspießwerfen, Pfeilschießen und Steinschleudern sowie die Uebung im Bilden verschiedener Schlachtordnungen umfaßte. Etwas Aehnliches findet sich dann wieder im Mittelalter zur Zeit des Ritterwesens und der Turniere, wo der einzelne Ritter alles aufbieten mußte, um ein ehren- und eisenfester Wehrmann zu sein, der für das Turnier oder für den Ernstkampf im Stande war, sattelfest das Roß zu tummeln, sich im eisernen Panzer wie im leichten Gewande zu bewegen und die Waffen als stetige Gefährten gleich den eigenen Gliedern zu tragen. Die Ritterjugend mußte deshalb eine lange Reihe von Leibesübungen durchmachen, um sich für die ritterliche Waffenkunst, die in Kampf und Ritt ihren Mittelpunkt fand, die möglichste Kraft, Gewandtheit und Ausdauer anzueignen.

Die ganze frühere Gymnastik ist jedoch nur als der Vorläufer des heutigen Turnwesens zu betrachten, das durch die Philanthropen des vorigen Jahrhunderts, namentlich durch Basedow und Salzmann, eingeleitet wurde und durch Guts Muths (gest. 1839), den ersten deutschen Turnlehrer, seine systematische Begründung erhielt. Im Anschlusse an die gymnastischen Traditionen des Alterthums verfolgte Guts Muths (s. d.) den Gedanken einer allgemeinen physischen Nationalerziehung, die nun in engere Verbindung mit den sonstigen Schul- und Erziehungsverhältnissen treten sollte. In dem Philanthropin zu Schnepfenthal erhielt das T. zuerst seine theoretisch-praktische Ausgestaltung, wie das die ersten Turnbücher von Guts Muths: «Gymnastik für die Jugend» (Schnepfenthal 1804) und «Turnbuch für Söhne des Vaterlandes» (Frankf. a. M. 1817) ausführlich darlegen. Es ist schon in diesen Büchern das System der Turnübungen mit großer Umsicht bis ins einzelnste ausgearbeitet. Der Jugend gegenüber faßte Guts Muths den Begriff seiner Sache als Arbeit im Gewande jugendlicher Freude und stellte an das T. die Forderung, daß es alle Anlagen im physischen Menschen zur möglichsten Schönheit und zur vollkommensten Brauchbarkeit des Körpers als Diener und Lehrer des Geistes auszubilden habe. Nicht blos die eigentlichen Turnübungen im Gehen, Laufen, Springen, Klimmen, Balanciren u. s. w., sondern auch die Jugendspiele, Baden, Schwimmen, Fußreisen sollten jenen Zweck fördern helfen, sodaß Guts Muths alles in den Kreis seines gymnastischen Cursus zog, was irgendwie als physisches Uebungs- und Stärkungsmittel gelten konnte. In vielen Erziehungsanstalten Deutschlands, Dänemarks und der Schweiz fand dieser gymnastische Jugendunterricht Eingang. Noch mehr wurde das T. als öffentliche und volksthümliche Erziehungssache in Schwung gebracht durch F. L. Jahn (s. d.), der damit die Volkskraft stärken und den Volksgeist heben wollte, um so die Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft zu fördern. Für diesen Zweck waren ihm drei Dinge wichtig: 1) Leibesübung durch T. und Turnspiele als Gemeingut aller; 2) Belebung der Gemeinschaft durch Bildung von Turngemeinden ohne Absonderung von Klassen, Schulen oder Ständen; 3) Ausbildung nationaler Gesinnung. In dem Werke von Jahn und Eiselen: «Die deutsche Turnkunst» (Berl. 1816) wurde das T. als eine deutsch-nationale Sache ausführlich entwickelt. Schon 1811 aber war

ein Jahn'scher Musterturnplatz auf der Hasenheide bei Berlin eingerichtet worden, dem die Gründung zahlreicher öffentlicher Turnplätze durch ganz Deutschland folgte. Eigenthümlich war der Jahn'schen Turnschule die Einrichtung, daß man die Nachmittage Mittwochs und Sonnabends einer vierstündigen Turnzeit einräumte, in welcher die strenge systematische Turnschule mit der Turnkür und Turnspielen abwechselte. Die Uebungen am Barren und Reck traten bei Jahn als neu und eigenthümlich auf. Mit Begeisterung zogen Jahn und die wehrhaften Turner bei Ausbruch des deutschen Befreiungskampfes ins Feld, und viele dieser tüchtigen jungen Männer starben den Heldentod. Auch nach Beendigung des Kriegs widmete die preuß. Regierung dem T. ihre Aufmerksamkeit, und Jahn wurde als öffentlicher Turnlehrer angestellt. Es lag bereits dem Könige Friedrich Wilhelm III. ein umfassender Organisationsplan für Einrichtung von Turnanstalten im ganzen Lande vor, als 1819 das Attentat Sand's auf Kotzebue der ganzen Sache einen ungerechtfertigten Stoß versetzte. Man sah plötzlich in den Turnanstalten nur Demagogenschulen, und es entspann sich ein heftiger Streit für und gegen das T. Passow legte in seinem «Turnziel» die Lichtseiten, Steffens in einer gleichnamigen Schrift die Schattenseiten des jungen Turnwesens dar. K. von Nanmer, Arndt, Harnisch u. a. betheiligten sich lebhaft an diesem Turnstreite. Könen's, «T. und Leben, Leben und T.» (Berl. 1817) war eine glänzende Vertheidigung des T. vom Standpunkte der Hygiene. Für den Zusammenhang des T. mit der Wehrfähigkeit des Volks trat Schmeling durch die Schrift «Die Landwehr, gegründet auf die Turnkunst» (Berl. 1819) in die Schranken. Trotz alledem kamen Jahn und sein Werk infolge einzelner Aeußerungen von polit. Schwärmerei, wie sie sich nach den Befreiungskriegen unter der Jugend zeigte, sowie auf Grund von Vermuthungen über Zusammenhang der Turnanstalten mit demagogischen Umtrieben in Verdacht. Während man Jahn mit Festungshaft belegte und vor eine Untersuchungscommission stellte, wurden die bereits zahlreichen Turnanstalten 1820 geschlossen. Zwar erfolgte 1824 die Freisprechung Jahn's, derselbe trat aber seitdem in Zurückgezogenheit und übte keinen Einfluß mehr auf die Entwickelung des Turnwesens.

Nachdem die «Turnsperre» fast zwei Jahrzehnte gedauert, ward endlich das T. 1837 auf Lorinser's (s. d.) Schrift: «Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen» (Berl. 1836) wieder in den Schulen zugelassen. König Wilhelm IV. half dann der Sache wirksam nach durch die Cabinetsordre vom 6. Juni 1842, welche das T. wieder zu einem unentbehrlichen Volkserziehungsmittel erklärte. Der vertriebene Turner Maßmann (s. d.) wurde aus München für die Oberleitung des preuß. Turnwesens zurückberufen. Auch in den deutschen Ständekammern machten sich freiere Anschauungen in Betreff des T. geltend, sodaß sich schon mit dem J. 1850 bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete des Turnwesens zeigten. Die preuß. Regierung errichtete die Centralturnanstalt zu Berlin für Ausbildung von Turnlehrern in der Armee und bei den Schulen, die sächsische desgleichen eine Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden und die hessische in Darmstadt, während schon vorher die Gymnastische Akademie in Dessau unter Werner ihre Thätigkeit zu gleichem Zwecke aufgenommen hatte. Inzwischen war aber eine Scheidung des Schulturnwesens vom Vereinsturnwesen eingetreten. Die Pflege des Schulturnens wurde Sache der Regierungen und Schulbehörden, das T. der Erwachsenen Aufgabe der Turnvereine. Namentlich das Turnvereinswesen nahm eine rasche Entwickelung, erlitt aber nach der stürmischen Zeit von 1848 und 1849 einen Rückschlag, indem viele Turnvereine in die demokratische Bewegung geriethen waren und entweder aufgelöst wurden oder von selbst eingingen. Dagegen machte das T. der Schulen immer weitere Fortschritte, und man leitete zu seinen Gunsten Reformen ein, die sich auf System und Methode des T. bezogen. Es war das Jahn'sche T. weder unsittlich noch staatsgefährlich, aber es besaß unpraktische Seiten, die eine Umgestaltung wünschenswerth erscheinen ließen. Namentlich hatte man häufig die Hauptsache mit dem Beiwerk verwechselt, und so war es gekommen, daß die Jahn'sche Turnschule seit ihrem ersten Auftreten, außer einigen Nachträgen von Eiselen, keine weitere Entwickelung erlangte. Das Gefühl der Mängel machte sich insbesondere bemerkbar, als man darauf ausging, das T. für die verschiedenen Alter und Geschlechter allgemeiner nutzbar zu machen. Das Verdienst der Weiterausbildung und wissenschaftlichen Begründung eines natur- und vernunftgemäßen T. in dieser Richtung gehört Dr. Spieß (gest. 1858) an, dem dritten Hauptvertreter des deutschen T. Derselbe fand, daß die Turnkunst bis dahin mit einer zu künstlichen Aufstellung von Uebungen an ungewöhnlichen Stütz- und Hangflächen (Barren und Reck) behaftet gewesen, während die einfachen und natürlichen Uebungen fast ganz übersehen worden. Spieß unternahm es nun, mit Hülfe der «Freiübungen» die Schüler vor allem in den gewöhnlichen Zuständen turnerisch durchzubilden, um sie zu freier Beherrschung des Leibes und kunstvoller leiblicher Geberdung im

Stehen und Gehen als den Grundübungen im leiblichen Leben des Menschen zu erziehen. In Verbindung mit diesem einfachen, sinnvollen und vielseitigen Systeme eines natürlichen T. auf der gewöhnlichen Bodenfläche entwickelte Spieß noch eine andere neue Turnart: «das T. in den Gemeinübungen», wonach eine größere Anzahl von Turnern sich nach bestimmten Ordnungen aufzustellen und zu bewegen und in Verbindung damit die Freiübungen ausführen lernt. Dieses neue T. einer Mehrzahl bot viel taktische Elemente und mußte, im Gegensatze zu dem antimilitärischen Zuge des Jahn'schen Turnwesens, als Vorbereitung auf den modernen Wehrdienst seine Bedeutung erhalten. Mit Rücksicht auf den menschlichen Organismus und sein Bewegungsvermögen stellte Spieß auch die natürliche Ordnung und Folge der Geräthübungen («Das T. in den Hangübungen» und «Das T. in den Stemmübungen») her. Dieser theoretischen «Lehre der Turnkunst» (3 Bde., Bas. 1846) folgte das «Turnbuch für Schulen» (2 Thle., Bas. 1847—51), das die schulmäßige Betreibung des T. für die Altersstufen vom 6. bis 16. J. darlegte. Mit Erfindung jener natürlichen Turnarten wurde Spieß zugleich der Begründer für eine mustergültige Methode des Mädchenturnens, das von da an sich immer mehr ausbildete und verbreitete. Die Fortschritte auf diesem Gebiete legte Kloß dar in der Schrift «Die weibliche Turnkunst» (Lpz. 1867). Das Spieß'sche T. ist charakterisirt durch die schul- und kunstgemäße Gestaltung seiner Mittel wie namentlich durch Hervorhebung der geistigen Seiten des Turnunterrichts im engen Anschlusse an die Schule. Dieser Vorzüge halber hat es auch in Deutschland und der Schweiz viel Verbreitung gefunden.

Während so das Schulturnen nach richtigen pädagogischen Principien entwickelt und die Sichtung des Unterrichtsstoffs nach einer mustergültigen Methode erfolgt war, erhielt die Turnsache noch eine andere Anregung vom Auslande her durch das sog. Schwedische T., dessen Gründer P. H. Ling (gest. 1839) offenbar Guts Muths' Arbeiten den Grundgedanken entnommen hatte. Es gelang ihm, die schwed. Regierung zur Errichtung einer Centralturnanstalt für Ausbildung von Turnlehrern zu bestimmen. Während der Turnsperre in Deutschland konnte sich in Schweden die Sache ruhig fortentwickeln und nahm hier eine eigene Richtung durch die wissenschaftliche Begründung der Leibesübung auf die Natur des menschlichen Organismus. Es wurde so das T. zu einem anatomisch-physiologisch begründeten, organisch gegliederten und methodisch fortschreitenden Systeme der Körperausbildung durch Leibesübungen. Danach verwarf man alle Bewegungen, deren physiol. Wirkung nicht bekannt war, und bei denen der Zweck nicht klar zu Tage lag, die natürliche Anlage zur Einheit unter den Theilen des menschlichen Organismus herzustellen. Auch das deutsche T. mit seinen Kunst- und Kraftstückchen wurde als bloße Empirie verworfen. Man suchte das Ling'sche System in Preußen einzuführen, und Rothstein, der Dirigent der preuß. Centralturnanstalt, bearbeitete dasselbe in dem Werke: «Die Gymnastik nach dem Systeme des schwed. Gymnasiarchen Ling» (Berl. 1847). Allein die mit so einseitiger Rücksichtnahme auf die anatom. Verhältnisse des menschlichen Organismus construirte Methode erwies sich so dürftig, daß eine heftige Opposition eintrat, welche den Sieg zu Gunsten des deutschen T. entschied. Allerdings aber war das deutsche T. durch die Berührung mit dem schwedischen genöthigt worden, seine Zwecke schärfer zu fassen und seine Mittel in mehr rationeller Weise zu ordnen. Besondere Resultate aber gingen aus dem Ling'schen System für die Heilgymnastik hervor. Seiner Natur nach hatte nämlich jenes System eine vorwiegend medic. Richtung genommen, und seine Uebungen eigneten sich besonders zur Beseitigung der zahlreichen Krankheitsformen, deren Entstehung von Mangel an Bewegung herzuleiten ist. Für diesen Zweck hatte Ling selbst eine eigene Gattung von Bewegungsformen entwickelt, die man als «Widerstandsbewegungen» oder «Duplicirte Uebungen» bezeichnet, und die darin bestehen, daß der Patient Körper- und Gliederbewegungen vorzunehmen hat, wobei vom Turnlehrer ein die Kraft steigernder Widerstand entgegengesetzt und die Bewegung specialisirt wird. Oft sind dazu zwei Helfer nöthig, und zu den Bewegungen kommen noch Hackungen, Klatschungen, Rollungen, Punctirungen und dergleichen Manipulationen. Das Werk von Neumann: «Die Heilgymnastik» (Berl. 1852), bietet den ganzen Apparat dieser medic. Bewegungslehre.

Während sich jene verschiedene Richtung auf dem Gebiete der Leibesübungen geltend machte, trat neuerdings auch das Bestreben hervor, dem T. eine militärische Grundlage zu geben und dasselbe vorwiegend als Vorbereitung für das Wehrwesen aufzufassen. Diese Richtung kam in der 1863 errichteten Turnlehrerbildungsanstalt in Stuttgart zur Geltung. Auf Grund des Werks von Jäger: «Turnschule für die deutsche Jugend» (Lpz. 1864) gelangte hier eine Turnmethode zur Ausbildung, die im Anschlusse an die altgriech. Gymnastik vorzugsweise die Uebungen im

Laufen, Springen, Ringen und Werfen betont und die Ausführung der Freiübungen an eine Belastung der Arme mit schweren Eisenstäben knüpft, welche das Gewehr vertreten sollen. Eine knappe Auswahl fechtartiger Stellungen und Bewegungen, welche an die Uebungen des Bajonettfechtens erinnern, bildet den Uebungsstoff dieser wirtemb. Turnordnung, die mit der Spieß'schen Turnschule einige Verwandtschaft hat. Dieselbe zeigt jedoch eine große Einseitigkeit, weil sie im Turnschüler mehr den künftigen Soldaten sieht, während die drei Hauptrichtungen des deutschen T. stets darauf ausgingen, ohne Rücksicht auf einen Specialzweck dem Turner die allseitigste Ausbildung aller Leibeskräfte zu verschaffen, damit er den Grad körperlicher Entwickelung erlange, deren jedermann in allen Lagen des sittlichen Lebens bedarf. Neben der systematisch-methodischen Entwickelung des T. hat auch die Verbreitung desselben sehr große Fortschritte gemacht. Die Einführung des T. bei den Schulen bis auf die Volksschule herab ist in Norddeutschland fast überall durchgeführt; in Süddeutschland zeigt Gleiches nur Württemberg. In Baiern, Baden und Oesterreich traf man neuerdings entschiedene Vorbereitungen zur Aufnahme des T. in die Schulen. Nach dem deutschen Kriege von 1866 zeigte das Turnwesen einige Rückschritte hinsichtlich der Frequenz der Turnanstalten. Dem Schulturnwesen dient ein eigenes Organ: «Neue Jahrbücher für die Turnkunst. Blätter für die Angelegenheiten des deutschen Turnwesens in seiner Richtung auf Erziehung und Gesundheitspflege» (Dresd.), während die «Deutsche Turnzeitung» (Lpz.) vorwiegend die Interessen des Vereinsturnwesens vertritt. Nächst Deutschland ist die Schweiz sowol hinsichtlich des Vereins- als des Schulturnwesens am meisten vorgeschritten. Die «Schweiz. Turnzeitung» (Bern) bildet hierfür das Organ. Neuerdings schließt sich auch Belgien diesen Fortschritten an, wie die Zeitschrift: «Le gymnaste belge» (Antwerp.) beweist. In Frankreich ist das Militärturnen sehr ausgebildet, und in den größern Städten finden sich daselbst auch großartige Privatturnanstalten. In London besteht ein deutscher Turnverein, der viel Fortschritte zeigt. Ebenso wurde in Amerika das T. durch die Deutschen sehr verbreitet. Alle Culturvölker der Neuzeit, welche es begreifen, wie das T. dem körperlichen Verfalle ganzer Generationen entgegen zu arbeiten vermag, leisten auch der Sache Vorschub. Deutschland geht hierin rühmlich voran. Hier wurden beinahe in allen größern Städten kostspielige Turnhallen hergestellt, von denen einige, wie in Berlin, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Hannover u. s. w., als wahre Prachtbauten gelten können. Vgl. Kloß, »Katechismus der Turnkunst« (3. Aufl., Lpz. 1868).

Turner (Edward), einer der bedeutendsten engl. Chemiker, geb. 1796 auf Jamaica, studirte in Edinburgh Medicin, in Göttingen unter Stromeyer Chemie, wurde 1824 Docent in Edinburgh, 1828 Professor der Chemie an der londoner Universität und starb 12. Febr. 1837 zu Hampstead bei London. Seine «Elements of chemistry» (deutsch von Hartmann, Lpz. 1829) sind ein tüchtiges Buch, das nach des Verfassers Tode Liebig und Gregory in siebenter und achter Auflage herausgegeben haben. T. war ein genauer Arbeiter und hat sich besonders dadurch bekannt gemacht, daß er sich auf Grund genauer Analysen zuerst in England gegen die Prout'sche Annahme, daß alle Atomgewichte Multipla von dem des Wasserstoffs seien, erklärte.

Turner (Joseph Mallord William), berühmter und sehr eigenartiger Maler der engl. Schule, dessen Gebiet besonders die histor. Landschaft war, wurde 23. Aug. 1775 in London geboren und frühzeitig von dem Aquarellmaler Girtin unterrichtet. Nachdem er mit 14 J. als Zögling in die Akademie getreten, konnte er sich im Jahre darauf schon an der Ausstellung betheiligen, und im Alter von 27 J. war er schon Mitglied jenes Instituts. Um diese Zeit (1802) machte er Reisen nach Frankreich und der Schweiz. 1807 wurde er Professor der Perspective an der Akademie und begann die Veröffentlichung seines Skizzenbuchs unter dem Titel «Liber studiorum». 1812 baute er sich ein Haus, in welchem er in einer Galerie stets einige seiner Gemälde auszustellen pflegte. Von den besten trennte er sich selbst um die größten Summen nicht. Dreimal besuchte T. (1819, 1829 und 1840) Italien. Seine Landsleute schätzten seine Bilder sehr hoch und bezahlten sie theuer, sodaß er bei erstaunlichem Fleiße ein großes Vermögen erwarb. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er die letzte Lebenszeit unter einem fremden Namen in einer obscuren Wohnung zu Chelsea zubrachte, wo er auch 19. Dec. 1851 starb. Sein sehr großes Vermögen erhielt testamentarisch, neben manchen seltsamen Bestimmungen, eine sehr wohlthätige Verwendung. Seine Bilder erbte die Nationalgalerie in London (282 Gemälde und mehr als 18000 Skizzen). In seiner künstlerischen Thätigkeit lassen sich drei Perioden unterscheiden. In der ersten ist er sehr glücklicher Nachahmer Claude's. Dann kommt in der zweiten seine Eigenart zum Vorschein, welche einen breitern, freiern Vortrag mit der Entwickelung der ganzen Macht, die in der Farbe liegt, vereinigt. In der dritten Periode sind die Kräfte der Farbe überspannt, die Einbildungskraft erhitzt, seltsame Effecte werden gesucht, der Vortrag ist

allzu kühn, pastos, nachlässig, skizzenhaft. Meisterstücke seines Pinsels sind: die Gründung Karthagos durch Dido (sein Aufnahmestück in der Akademie), der Tod Nelson's, Hannibal's Zug über die Alpen, Abfahrt des Regulus nach Karthago, Apulejus, den Apulejus suchend, Untergang Karthagos; vorzügliche Schilderungen von Rom und Umgegend, Childe Harold's Pilgerfahrt, ein wahrhaft bezauberndes Werk voll Poesie, Hero und Leander, Bacchus und Ariadne u. s. w. In der Composition und Erfindung, im Reichthum der Motive ist T. stets ausgezeichnet und selbst genial, wo ihn nicht die Lust an Farbeneffecten zu Sonderbarkeiten fortreißt. Er hat auch eine große Anzahl von Blättern radirt.

Turner (Sharon), engl. Geschichtschreiber, geb. zu London 24. Sept. 1768, widmete sich dem Rechtsstudium und wurde Sachwalter in seiner Vaterstadt. Er trat 1799 zuerst als Schriftsteller auf mit dem ersten Bande der «History of the Anglo-Saxons», dem 1803 ein zweiter Quartband folgte (7. Aufl., 3 Bde., 1852). Eine Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werks, in welchem zum ersten mal die angelsächs. handschriftlichen und gedruckten Quellen reichlich benutzt wurden, lieferte er seit 1814 in der «History of England during the middle ages from the Norman conquest to the accession of Henry VIII.» (4 Bde.) und später auch eine zweite, welche die Geschichte Englands bis zu dem Tode der Königin Elisabeth führt. Beide Fortsetzungen haben das Verdienst, viele neue Urkunden und Thatsachen ans Licht gefördert zu haben. Der Stil ist jedoch durch den mislungenen Versuch, die künstliche Eleganz Gibbon's nachzuahmen, entstellt. Außerdem schrieb T. «The sacred history of the world attempted to be philosophically considered» (2 Bde., 1832) in Briefen an seinen Sohn, ein schwaches Werk, das aber acht Auflagen (zuletzt 1851) erlebt hat; «Sacred meditations» (anonym erschienen) und 1845 noch ein Gedicht «Richard III.», das auch nicht bedeutend ist. An der «Quarterly Review» war er frühzeitig Mitarbeiter. Von der Regierung genoß er für seine Verdienste als Geschichtschreiber eine Pension von 200 Pfd. St. Er starb in London 13. Febr. 1847.

Turnhout, eine wohlgebaute Stadt in der belg. Provinz Antwerpen, mit 13700 E., die sich vorzüglich mit Fertigung von Zwillich, Leinwand und Spitzen und dem Handel mit diesen Gegenständen beschäftigen, auch Blutegelzucht treiben. Der Ort ist geschichtlich merkwürdig durch das Gefecht vom 22. Jan. 1597 zwischen den Niederländern unter Moritz von Oranien und den Spaniern unter dem Grafen von Varax, in welchem letzterer geschlagen wurde; ferner durch den 27. Oct. 1789 von den Patrioten unter van der Mersch über die Oesterreicher gewonnenen Sieg.

Turniere nennt man die im Mittelalter üblichen kriegerischen Kampfspiele, welche entweder bei festlichen Gelegenheiten an fürstl. Höfen oder auch sonst besonders veranstaltet wurden. Der Ursprung dieser Kampfspiele ist ungewiß; doch nehmen gewöhnlich die Franzosen die Ehre der ersten Einführung für sich in Anspruch. Das Turnier war seinem eigentlichen Zwecke nach nur eine Uebung in den Waffen während des Friedens, namentlich der Ritter. Später kamen zwar auch Fußkämpfe auf, doch blieben die Kämpfe zu Pferde immer die Hauptsache. Anfangs von einzelnen Fürsten und Herren bei besondern Gelegenheiten veranstaltet, bildeten sich später sog. Turniergesellschaften, welche zu bestimmten Zeiten diese Kampfspiele abhielten. In Frankreich waren die T. zahlreicher als in Deutschland. Die Einrichtung derselben war durch bestimmte Vorschriften, Gesetze u. s. w. streng geregelt und hatte sich mit der Zeit mehr und mehr befestigt. Zur Theilnahme an den T. wurden nur Adeliche zugelassen, welche eine gewisse, in einzelnen Ländern und zu verschiedenen Zeiten besonders festgesetzte Anzahl von Ahnen aufweisen konnten. Die Turnierfähigkeit der einzelnen Ritter wurde durch den Herold mittels einer besonders vorzunehmenden Wappen- und Helmschau untersucht. Zu dieser Schau wurden auf einem besonders bestimmten Platze Schild und Helm eines jeden zum Turnier gekommenen Ritters aufgestellt. Oeffentlicher Aufruf durch den Herold, der die aufgestellten Schilde und Helme geprüft hatte, entschied dann über die Unbescholtenheit der Ritterwürde der einzelnen. Diese Aufstellung der Schilde und Helme behufs der Turnierfähigkeit ist der Grund für die Bildung der Wappen, wie sie noch gegenwärtig bestehen. Vor Beginn des Turniers wurden durch die Herolde die allgemeinen Gesetze und speciellen Bestimmungen vorgetragen und die Waffen der Kämpfenden untersucht. Der Platz, wo das Kampfspiel abgehalten wurde, hieß Turnierplatz; die Einfriedigung nannte man Schranken. Die Aufseher des Kampfplatzes hießen Griewärtel, und ihre Pflicht bestand hauptsächlich darin, die Kämpfenden in den Grenzen des Spiels zu halten und, falls sie sich ernstlich angriffen, Frieden zu stiften und die in Gefahr befindlichen zu schützen. An den Seiten der Schranken waren Tribünen errichtet, theils für Damen, deren eine gewöhnlich die Preise an die Sieger vertheilte, theils für die Zuschauer und nicht theilnehmenden Ritter.

Die Waffen bei dem Turnier beſtanden in der Lanze ohne Metallſpitze und dem Schilde als Schutzwaffe. Der Kampf mit der Lanze oder das Lanzenbrechen war wieder ſehr verſchieden, z. B. über eine Schranke; aber allgemein durfte der Stoß nur nach dem Kopfe oder der Bruſt geführt werden. Traf der Staß ſo, daß einer der Kämpfer zu Boden fiel, ſo war er aus dem Sattel gehoben. Oeffnete einer das Viſir, ſo war der Kampf beendigt. Außer dem Kampfe mit der Lanze war auch der Fußkampf gebräuchlich, aber ſeltener; hier wurden Schwert und Streitaxt gebraucht. Später arteten die T. vielfach aus. Viele Ritter mußten bei dieſem Spiele mit dem Tode büßen, und es erfolgten nun Verbote gegen dieſelben von geiſtlichen und weltlichen Fürſten. Papſt Innocenz II. verbat ſogar das ehrliche Begräbniß der in einem Turnier gefallenen Ritter. Allein die T. dauerten fort, namentlich in Frankreich, wo erſt der auf eine im Turnier erhaltene Wunde erfolgte Tod Heinrich's II. eine Abnahme derſelben herbeiführte. An die Stelle der T. traten die Ringelrennen oder Carrouſels (ſ. d.).

Turniket (tornaculum) oder **Aderpreſſe** iſt ein chirurg. Inſtrument, mittels deſſen man durch Druck auf ein Blutgefäß (eine Pulsader) den Blutlauf durch daſſelbe hemmt. Die je nach den Körperſtellen wie nach andern Umſtänden verſchiedenen T. ſtimmen darin überein, daß ſie mit Hülfe von Schrauben, Bändern u. dgl. einen auf die Hautſtelle, unter welcher das zuſammenzupreſſende Gefäß liegt, aufgelegten verhältnißmäßig großen Körper, ein kleines Polſter, ein Stück Leder u. ſ. w., feſt aufdrücken und längere oder kürzere Zeit in dieſer Lage erhalten. Man wendet die T. nur noch ſelten an, weil ihre Wirkung eine unſichere iſt. Dieſelben kommen leicht aus der Lage, drücken zu ſchwach oder zu ſtark, und werden deshalb, wo die Arterie nur kurze Zeit (z. B. bei blutigen Operationen) geſchloſſen gehalten werden ſoll, ſtets durch den Fingerdruck erſetzt. Selbſt in Fällen, wo der Verſchluß des Blutgefäßes ſtundenlang erhalten werden muß (z. B. beim Heilen von Aneurysmen), zieht man den Druck durch den Finger dem durch ein T. vor. Die T. ſind alſo nur im Nothfalle ſtatthaft, nämlich dann, wenn es an helfenden Händen fehlt. Dann leiſtet aber ein feſt um das Glied geſchnürtes Band, z. B. bei Blutungen, denſelben, wenn nicht einen beſſern Dienſt, als das complicirte Inſtrument.

Turnkunſt, ſ. Turnen.

Turpin, auch, wie die Namensform in den älteſten Quellen lautet, **Tylpinus**, war Erzbiſchof von Rheims, als welcher er 800 ſtarb. Am bekannteſten wurde ſein Name durch die ihm fälſchlich beigelegte Chronik, die einen zweimaligen Zug Karl's d. Gr. nach Spanien in ſagenhafter Ausſchmückung erzählt. Die fünf erſten Kapitel bilden den Grundbeſtandtheil des Werks, welches im Intereſſe der Förderung der Pilgerfahrten nach Compoſtella von einem ſpan. Geiſtlichen geſchrieben ward, der ſich gar nicht für T. ausgibt, ſondern ſeiner als eines dritten gelegentlich erwähnt. Das kriegeriſche Element tritt hier ganz zurück. Die einzige Kriegsthat, die Eroberung von Pampelona, wird durch Gebet vollbracht, das die Mauern einſtürzen läßt. Der Verfaſſer des Prologs T.'s an Leadrandus ſowie der übrigen Chronik vom ſechsten Kapitel an iſt ein ganz anderer und verfolgt einen ganz andern Zweck. Er ſchreibt zur poetiſchen Unterhaltung und erzählt als angeblicher Augenzeuge Karl's zweiten Zug nach Spanien, der durch den Kriegszug des Heiden Aigoland veranlaßt wird. Dieſer zweite Theil rührt von einem franz. Geiſtlichen her, der an dem Wallfahrtsorte San-Jago de Compoſtella auch Intereſſe nahm, aber dieſen Zweck doch ſehr gegen den der Unterhaltung zurücktreten läßt. Das urſprüngliche Werk wurde um die Mitte des 11. Jahrh. verfaßt, der zweite Theil im zweiten Jahrzehnt des 12. Jahrh. von einem Geiſtlichen von Vienne, der den damaligen Biſchof von Vienne, den ſpätern Papſt Calixtus II., auf ſeiner Pilgerfahrt nach San-Jago begleitete und von dort wol das Grundwerk mitbrachte. Eine jüngere Redaction des zweiten Theils, die im 31. Kapitel die Privilegien des heil. Dionyſius enthält, iſt offenbar von einem Mönche in St.-Denis im Intereſſe dieſer Abtei verfaßt und am meiſten in Manuſcripten verbreitet. Ins Franzöſiſche wurde bereits um 1200 die Chronik durch Nikolaus von Saintonge überſetzt und vielfach benutzt, ſo von den «Chroniques de St.-Denis», von Albericus, Vincentius Bellovacenſis u. a. Sie hat eben wegen dieſer Verbreitung und vielfachen Benutzung eine große literarhiſtor. Bedeutung. Gedruckt findet ſie ſich in Reuber's «Scriptores» (Frankf. 1584; wieder herausg. von Joannes, Hanau 1619), in Reiffenberg's Ausgabe der «Chronique de Philippe Mouskes» (2 Bde., Brüſſ. 1836). Beſonders herausgegeben wurde ſie durch Ciampi, «De vita Caroli Magni et Rolandi historia de Turpino vulgo tributa» (Flor. 1822). Eine deutſche Ueberſetzung lieferte Hufnagel im «Rhein. Taſchenbuch» (1822). In Romanzen bearbeitet ward die Chronik von F. Schlegel im «Poetiſchen Taſchenbuch für 1806», und im Auszuge mit kritiſchen Beigaben veröffentlichte ſie Schmidt, «Ueber die ital. Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karl's d. Gr.»

(Berl. und Lpz. 1820). Die gründlichste kritische Untersuchung über die Geschichte und die Verfasser der Chronik gab G. Paris, «De Pseudo-Turpino» (Par. 1865).

Turfellinus (Horatius), ein gelehrter Jesuit, geb. 1545 zu Rom, gest. daselbst 6. April 1609, hat sich besonders bekannt gemacht durch seine gründliche Schrift «De usu particularum Latini sermonis» (Rom 1598), die zu wiederholten malen bis auf die Gegenwart von neuem bearbeitet und verbessert worden ist, namentlich von Schwarz (Lpz. 1719), J. A. Ernesti (Lpz. 1769) und zuletzt von Hand (4 Bde., Lpz. 1829—45). Auch sein histor. Werk «Historiarum a condito mundo libri X» (zuletzt Eton 1775) wurde bis in das 18. Jahrh. auf den holländ. Universitäten als Leitfaden für den geschichtlichen Unterricht zu Grunde gelegt.

Tusche, ein Farbematerial, hat das Eigenthümliche, daß es sich mit Wasser äußerst leicht abreiben läßt und alle Schattirungen vom schwächsten Grad bis zur vollkommensten Schwärze gibt, weshalb es in der Malerei so allgemein in Anwendung gebracht wird. Die feinste T. ist die chinesische, deren Zubereitung den Europäern lange ein Geheimniß war. Einen Hauptbestandtheil bildet der Ruß verbrannter feiner Pflanzenöle, besonders des Sesamöls. Das Bindemittel ist Leimwasser, und des Wohlgeruchs halber setzt man Moschus, Kampher und andere riechende Substanzen hinzu. Die in Europa aus dem Ruß anderer Oele gefertigte T., welche gleichfalls mit chines. Charakteren bedruckt wird, erreicht jene nicht an Güte.

Tuschmanier, bei den Franzosen dessin au lavis, nennt man beim Zeichnen den Uebergang vom trockenen Zeichnen mit Kreide oder Stiften zum Malen. Bei der T. kommt es besonders darauf an, die Lichter von dem reinen weißen Papier, welches den Grund bildet, wohl auszusparen; alles recht weich und duftig anzulegen, solange die Schatten noch naß sind; sie zu verwaschen, um die Uebergänge in das Licht ganz zart und verschmolzen herauszubringen; sie nicht eher wieder zu berühren, bis sie ganz trocken sind, und dann allmählich durch das stufenweise Auftragen von stärkern Schattentönen die dunkeln Massen herauszubringen und die kleinern Partien hineinzuzeichnen. Durch ein sanftes Schraffiren und ein verschmelzendes Ueberarbeiten mit weichen Punkten werden die Schattentheile, die erst in ganzen Massen angelegt wurden, ausgeführt und vollendet; sie bekommen dadurch die Durchsichtigkeit, die allein Rundung und Tiefe hervorbringen kann. Ein zarter, genauer Umriß, weiche, saftige Schatten, zuletzt recht markige Drucker in den dunkelsten Stellen und recht rein erhaltene Lichter in den hellsten machen eine schöne getuschte Zeichnung.

Tuscia, s. Etrurien.

Tusculum, eine uralte Stadt in Latium, $2\frac{1}{2}$ M. südöstlich von Rom auf einer Kuppe und dem Rücken des Albanergebirgs gelegen, der Sage nach von Telegonos, dem Sohne des Odysseus, gegründet. Nach einer sehr zweifelhaften Tradition soll ihr Dictator Octavius Mamilius, dessen Geschlecht zu den angesehensten in Latium gehörte, der Eidam des röm. Königs Tarquinius Superbus gewesen sein und sich des Vertriebenen, als er, von Porsenna aufgegeben, zu ihm floh, angenommen haben. Von ihm aufgereizt, habe dann 496 v. Chr. der größte Theil der Latiner den Krieg gegen Rom begonnen, der durch die Schlacht am See Regillus günstig für die Römer entschieden wurde. Von da an war T. den Römern befreundet; 381 wurde es von ihnen in das Bürgerrecht aufgenommen und behielt dieses auch nach dem Latinischen Kriege. Der Antrag des Volkstribunen Flavius auf Zerstörung der an dem Aufstande des J. 323 verdächtigen Stadt wurde, da die ganze Gemeinde der Tusculaner bittend in Rom erschien, vom Volke verworfen. Im Mittelalter gerieth T. mit Rom in heftige Feindschaft und war der Haltpunkt der kaiserl. Partei in Rom, bis 1191 Papst Cölestin III. und Kaiser Heinrich VI., als sie Frieden schlossen, in das Verlangen der Römer willigten und ihnen die Zerstörung von T., die sogleich in grausamer Weise vollzogen wurde, gestatteten. Die Einwohner bauten darauf nahe der alten Stätte einen neuen Ort, der den Namen Frascati (s. d.) trägt. Die anmuthige Lage von T. und die Nähe von Rom bewogen viele reiche Römer, sich in dem Gebiete der Stadt, dem ager Tusculanus, Villen anzulegen. Solche Tusculana hatten Lucius Crassus der Redner, Pompejus, Hortensius, Lucullus, Scaurus, Brutus u. a. Vor allen berühmt ist das Tusculanum Cicero's, früher Sulla's Eigenthum, von Cicero durch die Villa des Lutatius Catulus vergrößert, seine Lieblingsvilla, nach der er auch eine seiner philos. Schriften, die im J. 44 verfaßten «Tusculanae disputationes» benannte. Ruinen von Gebäuden solcher Villen finden sich in der Nähe von Frascati. Vom alten T. zeugen auch noch verschiedene Reste von Bauwerken. Vgl. Canina, «Descrizione del antico T.» (Rom 1841).

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti (ital.), d. i. alle, wird in der Musik gebraucht, um anzudeuten, daß alle Instrumente

oder Stimmen einer Gattung eintreten sollen. Der Tuttigesang und das Tuttispiel erfordern nicht die feinere Ausbildung wie das ihm entgegengesetzte Solospiel, und es kann sich dabei der Spieler und Sänger mehr auf andere stützen. — Tutti frutti, d. i. alle Früchte, nennen die Italiener ein aus allerhand Gemüsen u. s. w. zusammengesetztes Gericht, Allerlei.

Tuttlingen, Oberamtsstadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg, in der Landschaft Baar (s. d.), am rechten Ufer der Donau und an der Oberneckarbahn (seit 1868), unweit der Grenze Badens, zählt gegen 7000 E. (6521 im J. 1864) und zeichnet sich durch große Gewerbthätigkeit aus, vorzüglich in Messer- und Nagelschmiedearbeiten, Tuch-, Baumwollzeug-, Strumpf- und Leinweberei, Schuhmacherarbeiten, Leimsiederei, Gerberei und Bierbrauerei. Auch treibt die Bevölkerung mit Industriegegenständen und Getreide starken Handel, besonders nach der Schweiz. In der Nähe befinden sich das Eisenwerk Ludwigsthal und eine Höhle im Juradolomit. Ueber der Stadt liegen die schönen Ruinen des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Honberg oder Hohenburg (Hohnburg) und die Tuttlinger Höhe, die eine herrliche Aussicht auf die Alpen gewährt. Die Stadt ist sehr alt und besonders durch den Sieg denkwürdig, den hier 1643 die Oesterreicher und Baiern unter Hatzfeld und Mercy über die Franzosen erfochten. Zum Gemeindeverband derselben gehört auch die auf bad. Gebiete stehende Bergfestung Hohentwiel, im Mittelalter Twiel (Duellium) genannt, in welcher König Konrad 915 den Grafen Erchanger belagerte und welche 1800 geschleift ward. Dieselbe liegt auf einem 2116 F. hohen freistehenden Felskegel und gewährt ebenfalls eine herrliche Fernsicht über den Bodensee und die Alpen.

Twardowski, der Sage nach ein poln. Edelmann, der zur Zeit des Königs Sigismund August im 16. Jahrh. in Krakau lebte. Er beschäftigte sich mit Mathematik und Physik und verschrieb sich angeblich auf den Bergen Krzemionki unweit Krakau dem Teufel, mit dessen Hülfe er sich jeden Genuß verschaffte und viele lustige Abenteuer bestand. Er hatte sich ausbedungen, nur in Rom vom Teufel geholt werden zu dürfen; als er nun zufällig in eine Schenke trat, die den Namen «Rom» führte, mußte er sich dem Teufel ergeben, der ihn mit sich fort in die Höhe riß. In der Angst stimmte T. ein geistliches Lied an, das er in der Jugend gelernt hatte. Dadurch befreite er sich zwar aus der Gewalt des Teufels; doch muß er bis zum Jüngsten Tage zwischen Himmel und Erde schwebend verbleiben. Man hat diese Sage mit der deutschen von Faust zusammengestellt, und wirklich scheinen Uebergänge zwischen beiden vorhanden zu sein, wie denn auch Faust in Krakau gelebt haben soll und schon der Name twardy «fest» bedeutet. Die poln. Dichter haben die Sage von T. vielfach bearbeitet.

Twer, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements (1163,12 Q.-M. mit 1,518077 E.) im europ. Rußland, an der Wolga, Twerza und Tmaka, 1182 erbaut und eine Zeit lang die Hauptstadt eines Großfürstenthums, ist der Sitz des Erzbischofs von T. und Kaschin, dessen Eparchie bereits 1284 errichtet wurde, und gehört seit dem großen Brande von 1763 zu den regelmäßigsten und schönsten Städten Rußlands. Sie theilt sich in die Festung, die eigentliche Stadt und in die durch die Wolga von derselben getrennte Slobode oder Vorstadt, hat schöne Quais an der Wolga, schöne Parks und Gartenanlagen, breite Straßen, mehrere regelmäßige Plätze, einen Bazar, einen kaiserl. Palast, ein geistliches Seminar, ein Gymnasium (seit 1804) mit einer adelichen Pension, ein Mariengymnasium für Töchter (seit 1858) und mehrere andere Lehranstalten, ein schönes Gouvernementshaus, einen erzbischöfl. Palast, eine große Kathedrale, 32 andere Kirchen und 2 Klöster. T. zählt 28528 E., die viele Fabriken und Manufacturen unterhalten und bedeutenden Handel sowie starke Schiffahrt treiben. Von den Russen wird die Stadt «ein Eckchen von Moskau» und, weil viele öffentliche und Privatgebäude gelb angestrichen sind, «die gelbe Stadt» genannt. In ihrer Nähe liegen zwei alkalisch-erdige Eisenquellen. Dem Gouvernement T. eigenthümlich ist die massenhafte Verfertigung von Schuhmacherarbeiten, deren Mittelpunkt das Dorf Kimry im Kreise Kortschéwa ist.

Twesten (August Detlev Christian), prot. Theolog, geb. 11. April 1789 in Glückstadt, studirte zu Kiel und ging 1812 nach Berlin, wo er als Gymnasiallehrer Anstellung erhielt und unter Schleiermacher's Einflusse seine dogmatischen Ansichten befestigte. Nachdem er 1814 als außerord. Professor der Philosophie und Theologie nach Kiel zurückberufen worden, wurde er daselbst 1819 ord. Professor der Theologie. In dieser Stellung wirkte er in Verbindung mit Harms 20 J. lang erfolgreich nicht blos für die Wissenschaft, sondern auch für das Leben, namentlich für das Armenwesen in Kiel. Nur nach langem Zögern konnte er sich entschließen, 1835 Schleiermacher's Nachfolger in Berlin zu werden. Auch in dieser Stellung erwarb er sich als akademischer Lehrer besonders wegen seines klaren und abgerundeten Vortrags hohe Ach-

tung und Anerkennung. Seine Richtung ist im wesentlichen die Schleiermacher's, indem er die Sache des Christenthums als eine Sache der innern Erfahrung behandelt und so die Dogmatik vom Gebiete der Philosophie scheidet. Auf diese Art verfuhr er vor allem in seinen «Vorlesungen über die Dogmatik der evang.-luth. Kirche» (Bd. 1, Hamb. 1826; 4. Aufl. 1838; Bd. 2, Abth. 1, Hamb. 1837). Außerdem sind vorzugsweise von seinen Schriften zu erwähnen: die Ausgaben der «Drei ökumenischen Symbole, der Augsburgischen Confession und der Repetitio confessionis Augustanae» (Kiel 1818) und der «Unveränderten Augsburger Confession, deutsch und lateinisch» (Kiel 1819); von seinen philos. Schriften: die «Logik, insbesondere die Analytik» (Schlesw. 1825) und der «Grundriß der analytischen Logik» (Kiel 1834), «Matth. Flacius Illyricus, eine Vorlesung» (Berl. 1844) und die Einleitung zu der von ihm herausgegebenen «Ethik» Schleiermacher's (Berl. 1841). Seit 1850 gehört er dem Oberkirchenrath der evang. Kirche in Preußen an.

Twesten (Karl), bekannt durch sein parlamentarisches Wirken, Sohn des vorigen, geb. 22. April 1820 zu Kiel, machte seine juristischen Studien zu Berlin und Heidelberg und trat als Referendar zu Naumburg a. d. S. in den preuß. Staatsdienst. Nachdem er herauf seit 1845 als Assessor beim Kammergericht zu Berlin und als Kreisrichter in Wittstock thätig gewesen, erhielt er 1855 die Stelle eines Stadtgerichtsraths zu Berlin. Eine polit. Broschüre, in welcher er das Programm der sich damals bildenden Fortschrittspartei entwickelte, hatte 1861 ein Duell mit dem General von Mantenffel zur Folge, in welchem ihm der rechte Arm zerschmettert wurde. In demselben Jahre in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, suchte er 1862 bei Beginn des Verfassungsconflicts einen Ausgleich zwischen Regierung und Volksvertretung auf Grund der Militärreorganisation mit Abkürzung der Dienstzeit herbeizuführen. Seine rednerische Thätigkeit auf seiten der Opposition zog ihm wiederholte Anklagen zu. Die Rede, welche T. 1865 im Abgeordnetenhause über die preuß. Justizverwaltung hielt, veranlaßte den Conflict über die Redefreiheit der Abgeordneten. Da das Obertribunal für die Zulässigkeit der Anklage entschied, begann ein langwieriger Proceß, der erst im Frühjahr 1868 seine endgiltige Entscheidung mit der Verurtheilung T.'s in eine Geldstrafe fand. Inzwischen war wegen der Rede, die T. über den ersten Tribunalbeschluß gehalten hatte, ein zweiter Proceß gegen ihn eingeleitet worden, der ebenfalls erst 1868 sein Ende erreichte. Im Hause der Abgeordneten war T. vielfach als Berichterstatter thätig, besonders in Angelegenheiten des Budgets, über Adressen, 1863 und 1865 über die schlesw.-holstein. Angelegenheit, 1866 über das Indemnitätsgesetz und das Wahlgesetz zum Norddeutschen Reichstage, 1867 über die Verfassung des Norddeutschen Bundes. Nach dem Kriege von 1866 trat er aus der Fortschrittspartei aus und war einer der Begründer der national-liberalen Partei in Preußen. Auch gehörte er dem constituirenden und dem ersten ordentlichen Reichstage des Norddeutschen Bundes an. In ersterm übte er eine wesentliche Thätigkeit bei der Feststellung der Bundesverfassung; im zweiten war er unter anderm Referent über das Militärgesetz. In den verschiedenen parlamentarischen Versammlungen trat er besonders als Redner über polit. und finanzielle Fragen auf. Literarisch hat sich T., außer durch einige polit. Broschüren, durch eine kleine Schrift «Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft» (Berl. 1863) und verschiedene Beiträge zu den «Preuß. Jahrbüchern» (z. B. über den preuß. Beamtenstaat) bekannt gemacht. Im Mai 1868 beantragte er nach Beendigung der anhängig gemachten polit. Processe seine Entlassung aus dem Justizdienst.

Twist ist der engl. Name für baumwollenes Maschinengarn, der auch in Deutschland im Handel Eingang gefunden hat. Je nachdem die Feinspinnmaschinen dem System der Watermaschinen oder dem der Mulemaschinen angehören, unterscheidet man Water-Twist und Mule-Twist, ersteres derber, letzteres loser gedreht. Eine zwischen beiden stehende, auf Mulemaschinen gesponnene Gattung heißt Medio-Twist. Das Maß für T. sind Hanks oder Schneller zu 7 Leas (Gebinde), diese zu 80 Fäden, deren jeder 54 Zoll englisch (dies ist der Umfang der Haspel) mißt, sodaß also ein Hank 840 Yards oder 2520 engl. F. Fadenlänge hat. Die Nummer des Garns gibt an, wie viel solcher Hanks auf ein Pfund englisch gehen. Dieses Maß- und Numerirungssystem ist auch von den deutschen und schweiz. Spinnereien allgemein angenommen; nur in Frankreich bedient man sich eines andern (des sog. metrischen) Systems, wonach der Schneller 1000 Meter Fadenlänge enthält und durch die Nummer ausgedrückt wird, wieviel mal 1000 Meter in $^1/_2$ Kilogramm enthalten sind.

Tyche, s. Fortuna.

Tycho de Brahe, s. Brahe.

Tychsen (Olaus Gerh.), berühmter Orientalist, geb. 1734 zu Tondern in Schleswig, be-

suchte das Gymnasium zu Altona und bezog, mit gründlicher Kenntniß des Rabbinischen ausgerüstet und besonders gewandt im Jüdischdeutschen, 1756 die Universität zu Halle, wo er nachher am Waisenhause angestellt wurde. Da Callenberg in ihm einen Mitarbeiter zur Bekehrung der Juden zu finden glaubte, so durchwanderte T. für dessen Zwecke 1759 und 1760 Deutschland und Dänemark; doch gelang es ihm nicht, auch nur einen einzigen Juden zu bekehren. 1760 folgte er dem Rufe an die neuerrichtete Universität zu Bützow, wurde 1763 ord. Professor der orient. Sprachen und gewann durch literarische Thätigkeit, die sich ebenso mannichfach als seltsam äußerte, einen Ruf durch ganz Europa. Als 1789 die Universität zu Bützow wieder aufgelöst wurde, kam T. als Oberbibliothekar und Vorsteher des Museums nach Rostock, wo er 30. Dec. 1815 starb. Seine wichtigste Schrift ist «Bützowische Nebenstunden» (6 Bde., Bützow 1766—69), ein reichhaltiges Magazin für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. Für die biblische Literatur war er wirksam durch mühsames Sammeln von Varianten aus Raschi, Vergleichung der alten Uebersetzungen mit dem hebr. Grundtexte, genaue Beschreibungen der merkwürdigsten Bibelausgaben u. s. w. Ihm gebührt der Ruhm, die arab. Paläographie zuerst fest begründet zu haben. Seine Sammlungen, reich an Manuscripten und Curiosen aller Art, kamen an die Universitätsbibliothek zu Rostock. Vgl. Hartmann, «Olaf Gerhard T.» (2 Bde., Brem. 1818—20). — Ein gleichfalls in der orient. Philologie und Archäologie ausgezeichneter Gelehrter war Thomas Christian T., geb. 1758 zu Horsbyll im Schleswigschen. Derselbe studirte zu Kiel und seit 1779 unter Heyne in Göttingen Philologie und Theologie. Unterstützt von der dän. Regierung, machte er 1783 und 1784 gelehrte Reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er in Göttingen als Professor angestellt, wo er 23. Oct. 1834 starb. Nächst vielen tüchtigen Abhandlungen antiquarischen und numismatischen Inhalts sind zu erwähnen von ihm: «Grundriß einer Geschichte der Hebräer» (Gött. 1789), die Ausgabe des Smyrnäus (Bd. 1, Strasb. 1807) und aus seinem Nachlasse die «Grammatik der arab. Schriftsprache» (Gött. 1823). Seine durch Schönheit, geistige Anmuth und vielseitige Talente ausgezeichnete Tochter Cäcilie (geb. 18. März 1794, gest. 3. Dec. 1812) ist bekannt durch die Verehrung, welche ihr der Dichter Ernst Schulze (s. d.) widmete. Nach ihrem frühen Tode verherrlichte sie derselbe in seinem epischen Gedichte «Cäcilie». Auch ihrer jüngern Schwester Adelheid galten mehrere von dessen Gedichten.

Tydeus, der Sohn des Oeneus und der Periböa, floh wegen eines begangenen Mordes nach Argos zu Adrastus (s. d.), der ihn vom Morde reinigte und ihm seine Tochter Deïpyle zur Gemahlin gab, mit der er den Diomedes (s. d.) zeugte. Mit Adrast zog er hierauf gegen Theben, wo er tapfer vor dem kreuischen Thor kämpfte, aber von Melanippus verwundet wurde. Als er verwundet dalag, erschien Athene, um ihn mit einem von Zeus erhaltenen Mittel unsterblich zu machen. Unterdessen hieb Amphiaraos dem Melanippus den Kopf ab und brachte diesen dem T., der ihn spaltete und das Gehirn verzehrte. Hiervor schauderte Athene zurück und wendete jenes Mittel nicht an. T. aber starb nun und wurde von Mäon begraben.

Tyler (John), der zehnte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika von 1841—45, wurde 29. März 1790 im Bezirk St.-Charles-City in Virginien als der Sohn eines reichen Pflanzers geboren. Er erhielt eine gute Erziehung, studirte die Rechte und ging bereits 1816 als Mitglied des Repräsentantenhauses nach Washington, wo er Rednertalent zeigte. Hierauf wurde er Gouverneur von Virginien, in welcher Eigenschaft er sich durch gemäßigte Ansichten und Geistesbildung viele Freunde erwarb. Doch zeichnete er sich auch durch zähes Festhalten an einmal gefaßten Entschlüssen aus. 1827 zum Senator für Virginien ernannt, wurde er durch eine zweite Wahl in diesem hohen Posten bestätigt, von dem er jedoch, weil er die ihm von seinen Constituenten ertheilten Instructionen für ungerecht hielt, schon 1836 zurücktrat. 1846 stellte ihn die Whigpartei als ihren Candidaten für die Vicepräsidentschaft der Vereinigten Staaten auf, und obgleich er außer seinem Geburtsstaat nur wenig bekannt war, fand doch seine Wahl infolge der Popularität des zum Präsidenten bestimmten Harrison mit großer Majorität statt. Durch den unvermutheten Tod Harrison's einen Monat nach seiner Inauguration sah T. sich plötzlich an die Spitze der Republik gestellt, ein Fall, der zwar durch die Constitution der Vereinigten Staaten vorausgesehen, aber seit dem Bestehen derselben noch nicht eingetreten war. Es verlautete bald, daß seine polit. Grundsätze von denen des verstorbenen Harrison in mehr als einem Punkte abwichen, und daß die von den Whigs aus der Wahl des letztern hergeleiteten Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen würden. Die Bildung einer Nationalbank hatte an T. einen entschiedenen Gegner, ebenso die von der Whigpartei befürwortete Vertheilung des Ertrags aus dem Verkauf der Staatsländereien an die einzelnen Staaten, indem der infolge dieser

Maßregel entstehende Ausfall in den Einkünften der Union durch Erhöhung der Zölle hätte gedeckt werden müssen, was den Interessen Virginiens und der andern ackerbauenden Staaten des Südens zuwiderlief. In der That scheiterte die im Juli 1841 vom Congreß beschlossene Bill wegen Errichtung einer Bank an dem Widerstande T.'s, der ihr sein Veto entgegenstellte. Die hierdurch veranlaßte Aufregung war grenzenlos. Das von Harrison eingesetzte Ministerium, an dessen Spitze Daniel Webster stand, reichte seine Entlassung ein, und das Bildniß des Präsidenten ward an mehrern Orten öffentlich verbrannt. Dies hielt T. jedoch nicht ab, noch wiederholt, namentlich in der Tarifffrage, von seinem Betorecht Gebrauch zu machen, sodaß er während seiner ganzen Verwaltung in immerwährendem Hader mit der Volksvertretung stand, in der die Whigs damals die Majorität bildeten, und in welcher er sich außer den Ultras des Südens auch die Demokraten nicht zu Freunden zu machen vermochte. In seiner auswärtigen Politik war T. glücklicher. Die Grenzstreitigkeiten mit England, die einen so gereizten Charakter angenommen hatten, daß sie einen nahen Bruch befürchten ließen, wurden 1842 durch einen gütlichen Vergleich, den sog. Ashburtonvertrag, beigelegt, und im Jan. 1845 erwarben die Vereinigten Staaten durch die Einverleibung von Texas eine wichtige Provinz, wodurch allerdings der Grund zu dem bald darauffolgenden Kriege mit Mexico gelegt wurde. Am 4. März 1845 trat T., nachdem ein Versuch, sich abermals zum Präsidenten wählen zu lassen, gescheitert war, von der Regierung ab und zog sich, verachtet und gehaßt, auf sein Landgut in Virginien zurück. 1861 trat er hier eine kurze Zeit wieder auf den polit. Schauplatz, indem er als Mitglied der virginischen Friedensdeputation in Washington erschien und dem 4. Febr. 1861 zusammengeladenen sog. Friedensconvent präsidirte. Der Congreß wies die im südl. Interesse gemachten Vorschläge kurzweg zurück. Nach dem Ausbruche des Bürgerkriegs ließ sich T. in den Senat der Secessionisten wählen. Er starb 18. Jan. 1862 in Richmond.

Tympanitis oder Trommelsucht (Meteorismus) nennt man eine krankhafte Auftreibung des Unterleibes durch Ansammlung von Luft im Darmkanale (tympanitis intestinalis) oder auch in dem vom Bauchfelle unmittelbar eingeschlossenen Raume, im Bauchfellsacke (tympanitis abdominalis). Im Darmkanal bildet sich die Luft durch abnorme Gärungen des Speisebreis, in die Bauchhöhle gelangt sie bei Durchbruch des Darms nach der Bauchhöhle. Anhäufungen der im gesunden Zustand stets im Darmkanal enthaltenen Luft kommen bei Verstopfung des Darmrohrs (durch Kothanhäufung, Brucheinklemmung, Darmlähmung) zu Stande. Die Darmgase bestehen aus Kohlensäure, Wasserstoff, Sumpfgas, Schwefelwasserstoff und Resten atmosphärischer Luft (Stickstoff und Sauerstoff); die Kohlensäure macht den Hauptbestandtheil aus. Die T. ist nicht blos ein lästiger, unbehaglicher Zustand, sondern kann auch durch Erschwerung der Athmung selbst bedenkliche Zustände herbeiführen. Nach dem Genuß von viel frischem Futter erliegen oft ganze Heerden von Grasfressern (Schafen) in kurzer Zeit der Trommelsucht. Bei Eintritt der Krankheit entleert man bei diesen Thieren das im Pansen enthaltene Gas durch einen Einstich (mit dem Trokar, einem Messer u. dgl.). Auch ist die Einführung von gebrannter Magnesia (zur Bindung der Kohlensäure) in Vorschlag gebracht worden. Beim Menschen sorgt man für Stuhlentleerung, mit Hebung des Hindernisses, wo ein solches vorhanden.

Tympanum hieß bei den Griechen und Römern die mit einem hohlen, halbrund gewölbten Bauche oder Schallboden versehene Handpauke, die, ähnlich dem jetzigen Tamburin, mit der Hand geschlagen und vorzugsweise bei religiösen Feierlichkeiten, namentlich bei dem Gottesdienste der Cybele gebraucht wurde. — In der Baukunst bezeichneten die Römer mit T. einen flachen Körper, besonders aber ein dreieckiges, hölzernes Giebelfeld und die Verzierung an den Thüren oder Füllung der Thürflügel, während man jetzt darunter eine beckenförmige, gewöhnlich mit einem Standbild u. s. w. ausgefüllte Wandvertiefung versteht.

Tyndale (William), eins der Opfer der Kirchenreformation in England, geb. um 1477 in der Grafschaft Gloucester, wurde Geistlicher und zeichnete sich durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Milde der Gesinnung aus. Ein Anhänger Luther's, machte er es sich zur Hauptaufgabe, das Neue Testament zu übersetzen. Er fand aber so viel Anfeindung und Verfolgung in England, daß er sich 1523 genöthigt sah, das Land zu verlassen und nach Deutschland zu gehen. Er begab sich zuerst nach Wittenberg zu Luther, der ihn in seinem Unternehmen fortzufahren ermuthigte. Hier erschien denn auch 1525 T.'s Uebersetzung des Neuen Testaments, die schnell verbreitet und in England mit Begierde gelesen wurde, so groß auch die Strafe war, welche die Besitzer derselben bedrohte. Darauf übersetzte T. die fünf Bücher Mosis, welche 1530 erschienen. König Heinrich, Wolsey und Thom. More, sein heftigster Feind, der allein sieben Bände Streitschriften gegen ihn schrieb, suchten ihn nach England zurückzulocken. Doch

wurde er gewarnt durch das Schickſal ſeines Freundes John Frith, der auf Verſprechungen perſönlicher Sicherheit nach England zurückging und verbrannt ward. T. blieb deshalb in Antwerpen, bis er durch einen Agenten Heinrich's, Namens Philips, im Einverſtändniß mit der brüſſeler Geiſtlichkeit gefangen genommen und nach einer langen Gefangenſchaft zu Vilvoord bei Antwerpen im Sept. 1536 erdroſſelt und verbrannt wurde. Seine Bibelüberſetzung iſt treu und genau und dabei einfach im Stil; die gewöhnliche engl. Bibelüberſetzung hat ſich eng an die T.'s gehalten. Seine und ſeiner Freunde zahlreiche Flugſchriften, unter welchen ſein Buch «Vom chriſtl. Gehorſam» eine der vorzüglichſten iſt, erſchienen geſammelt zu London 1573.

Tyndareus (griech. Tyndareos), der Sohn des Obalos und der Nymphe Bateia oder des Perieres und der Gorgophone, floh, von ſeinem Halbbruder Hippokoon aus Sparta vertrieben, nach Aetolien zum König Theſtios, mit deſſen Tochter Leda er ſich vermählte. Später kehrte er wieder nach Sparta zurück, nachdem Hercules die Söhne des Hippokoon getödtet. Leda gebar hier von ihm die Timandra, Klytämneſtra, Philonoë und den Kaſtor (ſ. d.), von Zeus aber die Helena (ſ. d.) und den Polydeukes. Bei Homer ſind beide, Kaſtor und Polydeukes, Söhne des T. und der Leda. Daß ſeine Töchter untreu in der Ehe waren, hatte T. ſelbſt dadurch veranlaßt, daß, während er allen Göttern opferte, Aphrodite dabei vergeſſen worden war. Um ſich dafür zu rächen, machte die Göttin jene in der Ehe unglücklich. Als ſeine Söhne unter die Götter aufgenommen waren, rief T. den Menelaus nach Sparta und übergab ihm die Herrſchaft. — Tyndariden heißen von ihrem Vater Kaſtor und Polydeukes, auch ihre Schweſter Helena.

Typen, ſ. Schriften.

Typen nennt man in der Chemie gewiſſe einfache Verbindungen, die als Vorbilder aller andern Verbindungen betrachtet werden können. Die einfachſten und darum häufigſten Atomcombinationen ſind diejenigen:

aus 1 Atom und 1 Atom z. B.	Chlor Waſſerſtoff	= Chlorwaſſerſtoff, oder
aus 1 Atom und 2 Atomen z. B.	Waſſerſtoff Waſſerſtoff	Sauerſtoff = Waſſer, oder
aus 1 Atom und 3 Atomen z. B.	Waſſerſtoff Waſſerſtoff Waſſerſtoff	Stickſtoff = Ammoniak, oder
aus 1 Atom und 4 Atomen z. B.	Waſſerſtoff Waſſerſtoff Waſſerſtoff Waſſerſtoff	Kohlenſtoff = Sumpfgas.

Man ſagt daher, eine Verbindung ſei nach dem Typus Waſſer, nach dem Typus Sumpfgas, nach dem Typus Ammoniak u. ſ. w. conſtruirt, wenn ihre Atome in einer den erwähnten T. entſprechenden Weiſe verbunden ſind.

Typhon war nach der ägypt. Mythologie ein Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea). Dieſe gebar am erſten und zweiten Tage der fünf Epagomenen (der fünf letzten Tage des Jahres) den Oſiris und Haroeris, am dritten den T., am vierten und fünften die Iſis und Nephthys. Der ägypt. Name des T. iſt Set, auch Suti und Sutech. Er war in alter Zeit ein hochangeſehener Gott. Ein phantaſtiſches Thier, gelb von Farbe, mit langen abgeſtumpften Ohren, iſt ſein Symbol. Oft erſcheint er auf den Denkmälern. In Karnak wird er dargeſtellt, wie er den König Thuthmoſis III. im Bogenſchießen unterrichtet. Die Könige Seti (Sethos, Sethoſis, von Herodot zu Seſoſtris verſtümmelt) in der 19. Dynaſtie führten von ihm ihren Namen. Eine beſondere Cultusſtätte des Set war die Stadt Ombos, und unter dem Namen Sutech hatte er einen Tempel in der alten «Typhoniſchen» Stadt Anaris, ein anderes von dem großen Ramſes II. errichtetes Heiligthum in Tanis. In ſpäterer Zeit aber, jedenfalls erſt am Ende oder nach der 21. Dynaſtie, wurde dieſer Gott verſtoßen und ſeine Geſtalt und Namen auf allen zugänglichen Denkmälern ausgetilgt. Die nähere hiſtor. Veranlaſſung zu dieſem merkwürdigen Ereigniß iſt nicht bekannt. Er wurde aber ſeitdem als der Gott der Feinde Aegyptens angeſehen, und die ägypt. Mythologie bildete ihn allmählich vollſtändig zum Princips des Böſen um. Wenn er ſchon früher als ein Gott des Auslandes angeſehen worden zu ſein ſcheint, ſo wurde er nun der Erzfeind ſelbſt, der Bekämpfer der heiligen Lehre, der Widerſacher des Oſiris, der Gott der Wüſte, des Salzmeers, der Dürre, der Hitze, und ſeine Symbole ſind das böſe Krokodil, das furchtbare Nilpferd, der ſtörrige Eſel.

Typhon, Typhāon, Typhōeus oder Typhōs, iſt nach der griech. Mythologie ein rieſiges Ungeheuer, das ſowol den Sturmwind als auch die vulkaniſchen Erſcheinungen des Erd-

bodens repräsentirt. Nach Homer liegt er im Arimerlande gefesselt unter der Erde, die von Zeus mit Blitzen gepeitscht wird. Nach Hesiod ist Typhoeus der jüngste Sohn des Tartaros und der Gäa, mit hundert Schlangenköpfen, feurigen Augen, schwarzen Zungen und entsetzlicher Stimme, der die Herrschaft über die Götter und Menschen an sich reißen will, aber von Zeus nach furchtbarem Kampf mit dem Blitzstrahl niedergeschmettert und in den Tartarus geworfen wird. Typhaon aber, der von ihm unterschieden wird, zeugt mit der Echidna den Orthos, den Cerberus und die Lernäische Hydra. Die spätere Sage hat, zum Theil unter dem Einfluß ägypt. Vorstellungen, den Kampf zwischen T. und den olympischen Göttern vielfach ausgeschmückt, indem sie die Götter vor ihm nach Aegypten fliehen und Thiergestalten annehmen, dann aber mit Hülfe des Aegipan und der Moiren ihn überwinden und unter den Aetna werfen läßt.

Typhoon (richtiger Teifun), s. Orkan.

Typhus, ein Ausdruck, der von dem gleichlautenden griech. Worte abstammt, welches Umnebelung der Sinne bezeichnet. Man hat deshalb eine Menge verschiedener Zustände, bei welchen Eingenommenheit in höherm Grade besteht, als typhös bezeichnet. Die neuere Medicin hat aber den Begriff auf zwei Krankheiten beschränkt, den T. abdominalis, Unterleibstyphus, und den T. exanthematicus, Petechialtyphus, Flecktyphus. Dieselben haben miteinander (und mit vielen andern Krankheiten) die große Hinfälligkeit und die Benommenheit des Kopfes gemein. Außerdem zeigen beide einen eigenthümlichen rothfleckigen Hautausschlag (Roseola, Rötheln, Petechien), starke Anschwellung der Milz und einen sehr ähnlichen Fieberverlauf (Art der Temperatursteigerung des Körpers). Im Wesen sind sie aber verschieden. Bei dem Unterleibstyphus bilden sich Geschwüre im untern Theile des Dünndarms aus, welche bei dem exanthematischen T. fehlen, wodurch sich beide Krankheiten sicher (freilich erst bei der Section) unterscheiden lassen. Der Unterleibstyphus tritt vereinzelt auf, oder er bildet kleinere (Haus-), selten größere (Orts-) Epidemien. Ob er ansteckend, ist mindestens sehr zweifelhaft. Die auf Ansteckung bezogenen Erkrankungen lassen sich ebenso wol auf eine gemeinschaftliche Erkrankungsursache zurückführen. Dagegen kommt der exanthematische T. fast nur epidemisch vor, und zwar vorzugsweise unter einer durch Hunger und Elend sehr herabgekommenen Bevölkerung (Hungertyphus); er steckt an. Der Abdominaltyphus erreicht verschiedene Grade der Ausbildung und hat demnach eine verschieden lange Dauer. Erkrankungen von einigen Tagen oder ein bis zwei Wochen nennt man Abortivtyphus oder Typhoid. In den meisten Fällen hält er vier bis sechs Wochen an. Die Krankheit beginnt allmählich mit Abgeschlagenheit, Kopfschmerz, Appetitverlust, Durchfall, Fieber; erst später werden die Kranken bettlägerig. In der zweiten Woche tritt der Hautausschlag auf, der Durchfall, bei welchem erbsgelbe dünne Stühle entleert werden, wechselt mit Verstopfung. Die Kranken sind theilnahmlos, meist bei Bewußtsein und ohne großes Krankheitsgefühl. Gegen Ende nimmt das Fieber allmählich ab, und die Genesung tritt langsam ein. In schweren Fällen sterben die Kranken auf der Höhe der Krankheit oder nach derselben. Bei Kindern und alten Leuten verläuft die Krankheit milder, dauert aber bei den Alten länger. Einmalige Erkrankung schützt fast sicher vor einer Wiederholung, abgesehen von den Rückfällen, die sofort eintreten können. Die Angabe, daß manche den T. öfter als einmal überstanden, beruht auf falschen Diagnosen, da die alten Aerzte unter Nervenfieber, Schleimfieber mit dem T. verschiedene andere Krankheiten verwechselten. Die Behandlung richtet sich hauptsächlich auf Schonung des Darmkanals. Bei Verstopfung haben Abführmittel eine günstige Wirkung. Die Diät muß eine milde sein (Milch, Suppen). Harte, schwerverdauliche Speisen (Brot, Kartoffeln) verletzen den wunden Darm. Der exanthematische T. zeigt einen lebhafter gefärbten und reichlichern Hautausschlag als der abdominale. Durchfall tritt bei demselben nicht auf. Sein Verlauf ist kürzer. Meist endet er nach der zweiten oder dritten Woche mit schnellem Abfall des Fiebers, und der Kranke tritt sogleich in die Genesung.

Typographie, s. Buchdruckerkunst.

Typus (griech.) heißt so viel als Gestalt oder Bild, mit der nähern Bestimmung einerseits des Vorbildes, Urbildes, Entwurfs, andererseits einer Gesammtvorstellung einer Sache, ihren bleibenden und wesentlichen Merkmalen nach. In der letztern Bedeutung spricht man von dem T. einer Thiergattung, Krankheit, eines Mythus, der sich mannichfaltig modificirt bei verschiedenen Völkern findet, als der Zusammenfassung der allen diesen Modificationen gemeinschaftlichen Grundzüge. In der erstern Bedeutung wird T. häufig in denjenigen Systemen gebraucht, welche die Einzelwesen in ihrer sinnlichen Erscheinung als die Abbilder von Urbildern betrachten, die in einem urbildlichen Verstande vorgebildet existiren. So sind die Ideen Plato's (s. d.) die Typen der sinnlichen Dinge. Durch die Neuplatoniker wurde diese Ansicht ins Mittelalter fort-

gepflanzt. Die Scholastiker sprechen häufig von einer mens archetypa, d. h. jenem urbildlichen Verstande, in welchem die ewigen Muster liegen, die in den Dingen in der Sinnenwelt nur unvollkommen ausgeprägt sind. In der Geschichte besteht die typische Auffassung derselben darin, daß man in den frühern, vielleicht unscheinbaren Begebenheiten die spätern wichtigern nicht blos vorbereitet, sondern vorgezeichnet findet. In dieser Beziehung hatte das Typische bei den ältern Theologen lange Zeit sogar eine dogmatische Bedeutung. Unter Typik oder Typologie verstand man die Wissenschaft von der vorbildlichen Beziehung, in welcher gewisse Personen, Ereignisse, Einrichtungen und Aussprüche des Alten Testaments mit Personen, Ereignissen u. s. w. des Christenthums stehen sollen. Als ein dunkles Gebiet ist die typische Exegese vor dem Lichte der grammatisch-histor. Forschung in den Hintergrund getreten. Auch die phantasiereichen Combinationen, die auf dem Gebiete der Natur und der Geschichte möglich sind, bieten in der Regel nur wenig Gehalt für die strenge Wissenschaft dar.

Tyr ist der altnordische Name eines german. Gottes, der althochdeutsch Ziu oder Zio, angelsächs. Tiv hieß. Er war Sohn Odin's und der Gott des Kriegs und des Ruhms, und auf ihn sind die Nachrichten der Römer und Griechen vom Mars oder Ares bei den Germanen zu beziehen. Nach skandinav. Mythus war er einhändig. Als nämlich die Asen den Wolf Fenrir überredeten, sich mit dem Bande Gleipnir binden zu lassen, steckte ihm T. die Rechte in den Rachen, als Pfand, daß er gelöst werden würde, und da die Asen die Lösung verweigerten, biß ihm der Wolf die Hand ab bis zur Wurzel, die daher Ulfliðhr, d. i. Wolfsglied, genannt wurde. In der Götterdämmerung findet T. im Kampfe gegen Garmr, den Höllenhund, den Tod. Des Gottes Namen führte der Runenbuchstabe ↑. Nach ihm wurde ferner der dritte Wochentag, der dies Martis, altnordisch Týsdagr, angelsächs. Tiwesdag (daher engl. tuesday), altfries. Tysdei, althochdeutsch Ziuwestac, im nördl. Deutschland Tiestac oder Diestac (daher das hochdeutsche Dienstag), benannt. Auch erscheint der Name des Gottes in Ort- und Pflanzenbenennungen. In einem allgemeinern Sinne, dem von Gott überhaupt, erscheint das Wort T. in Beinamen des Odin, wie z. B. Sigtýr, d. i. Sieggott, sowie des Thôr, z. B. Neidhartýr, Gott des Wagens oder Donners. Derselbe Gott hieß bei den Baiern Ero, daher von ihnen der dies Martis als Erutac übersetzt ward. Noch heute heißt der dritte Wochentag im bair.-österr. Lande Ertag, in Schwaben Zistag. Ein anderer bei den Sachsen erscheinender Name dieses Kriegsgottes war Saxnôt.

Tyrannis. Mit dem Namen Tyrannos bezeichneten die Griechen im allgemeinen jeden unbeschränkten Herrscher, der nicht vom Volke gewählt und dem Volke nicht verantwortlich, also durch Gesetz und Verfassung nicht gebunden war. Besonders aber nannte man so denjenigen, der in einem vorher freien Staate gegen die bestehende Ordnung und den Willen des Volks sich der Herrschaft bemächtigte, sodaß man dabei anfänglich mehr an das gewaltsame und ungesetzliche Erlangen der Alleinherrschaft (Tyrannis), als an eine willkürliche oder grausame Art der Verwaltung dachte. Da aber das widerrechtlich Angemaßte an sich schon dem freien Volke als lästig und drückend erschien und meist auch nur durch fortgesetzte Gewaltthätigkeit behauptet werden konnte, so erhielt jener Name schon frühzeitig zugleich eine gehässige Nebenbedeutung, und man begriff unter Tyrann, wie noch jetzt geschieht, einen Gewaltherrscher, unter T. oder Tyrannei eine solche willkürliche Herrschaft. Die Dreißig Tyrannen nennt man die Männer, welche in Athen nach dem Ende des Peloponnesischen Kriegs (404 v. Chr.) unter Lysander's Einfluß zum Entwurfe einer neuen Verfassung eingesetzt, aber nach achtmonatlicher Gewaltherrschaft, während welcher sich besonders Kritias durch Grausamkeit hervorthat, durch Thrasybulus (s. d.) gestürzt wurden. In der spätern röm. Geschichte werden die Statthalter, die sich bei der Verwirrung des Reichs unter Gallienus in den verschiedenen Provinzen 260—268 n. Chr. zu Gegenkaisern aufwarfen, aber bald wieder beseitigt wurden, ebenfalls die Dreißig Tyrannen genannt. Vgl. Plaß, »Die T. bei den Griechen« (2 Thle., Bremen 1852).

Tyrnau (ungar. Nagy-Szombat, slowen. Trnava), alte königl. Freistadt im Pressburger Comitat des Königreichs Ungarn, am Flüßchen Trnava und an der Pressburg-Szereder Pferdebahn, ist Sitz eines Collegialkapitels der Graner Erzdiöcese, eines Generalvicariats, ferner der königl. Districtualtafel und des Schwurgerichts in Preßangelegenheiten für den Kreis diesseit der Donau, und zählt 9566 E. (1857). An gottesdienstlichen Gebäuden besitzt die Stadt neun kath., eine evang., eine griech. Kirche und eine Synagoge. Auch bestehen ein Jesuiten- und ein Franciscanerkloster sowie ein Kloster der Ursulinerinnen mit Erziehungsanstalt für Mädchen. Von höhern Unterrichtsanstalten befinden sich zu T. ein erzbischöfl. Gymnasium und eine königl. Lehrerbildungsanstalt, von Humanitätsanstalten ein Militärirren- und ein Invaliden-

haus, ein Comitatskrankenhaus u. s. w. Die Bewohner treiben Tuch- und Leinweberei, Wein- und Waidbau sowie nicht unbeträchtlichen Handel. T. ist eine sehr alte Stadt, die ihre Erhebung besonders der Böhmenkönigin Constantia, der Tochter Bela's III., verdankt. Unter Bela IV. wurde sie zur königl. Freistadt erhoben. 1382 starb König Ludwig d. Gr. zu T. Der Primas Nic. Oláh legte 1554 den Grund zu der Lehranstalt, die durch die Freigebigkeit des Cardinals Peter Pázmán zur Universität erhoben, aber später (1784) von Joseph II. nach Pesth verlegt wurde. Früher wurde T. wegen seiner vielen und schönen Kirchen Klein-Rom genannt.

Tyrol, s. Tirol.

Tyrone, Grafschaft der Provinz Ulster in Irland, wird von Londonderry im N., Donegal im W., Fermanagh und Monaghan im S., Armagh im O. begrenzt und hat ein Areal von 59,28 Q.-M., wovon 34 der Cultur unterworfen, 25 dagegen nicht cultivirt sind. Der östl. Theil des Landes, am Lough (See) Neagh und zwischen den in denselben fallenden Grenzflüssen Ballinderry und Blackwater ist eine große Ebene und wird durch eine Hügelregion von der Ebene von Omagh im südwestl. Theile getrennt. Westlich von Omagh erhebt sich der Dovish 1041 F., nördlicher der Bessy-Fell 1300, der Mullaghcarn 1668 F. hoch. Die bedeutendste Höhe, 2090 F., erreicht der Sawel in den Sperrin-Mountains an der Nordgrenze. Der wichtigste der zahlreichen Flüsse, der Foyle, hier Strule und Mourne genannt, wird bei Newton-Stewart schiffbar. An der Südostgrenze hat die Grafschaft theil an dem Ulsterkanal, dem schiffbar gemachten Blackwater. Die herrlichen Bergzüge, großartige Wasserfälle und andere Naturschönheiten ziehen viele Touristen herbei. Drei in Omagh zusammentreffende Eisenbahnen fördern den Verkehr. Der fruchtbare Theil des Landes trägt alle in Irland überhaupt heimischen Producte. Kartoffeln und Hafer bilden indeß die Haupterzeugnisse und die Hauptnahrungsmittel. Dem Landbau noch untergeordnet ist die Rindvieh- und Schafzucht. Das Land hat Eisen- und Steinkohlengruben; allein die Industrie liegt danieder. Die Bevölkerung, deren Zahl in den J. 1841—51 von 312956 auf 255661 (um 18,28 Proc.) sich vermindert hat und bis 1861 abermals um 6,74 Proc. herunterging, nämlich auf 238426 Individuen (wovon 56 Proc. Katholiken), lebt in größter Dürftigkeit. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete ins Parlament, einen dritten der Borough Dungannon. Die Hauptstadt Omagh, am Strule (Foyle) und an der Eisenbahn, nach dem Brande von 1743 verschönert wieder aufgebaut, zählt 3448 E., welche lebhaften Handel mit Korn und Leinwand treiben. Außerdem zählt T. noch 11 Marktstädte, von denen hervorzuheben sind: Dungannon, Parlamentsborough, früher Hauptstadt, in alter Zeit Residenz der irischen Königsfamilie O'Neils, gut gebaut, mit 3886 E., welche Leinwand und irdene Waaren fabriciren. Strabane, am Mourne (Foyle) und an der Eisenbahn, gegenüber von Lifford in Donegal gelegen, mit 4146 E., die von Leinwandmanufactur und Handel leben. Das 3 M. im Südsüdosten von Omagh, am Launay gelegene Städtchen Clogher ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale und zählt nur 900 E. In der Nähe der Marktstadt Cookstown, mit 3513 E., liegt das Schloß Killymorn mit Park.

Tyrrhener oder Tyrsener ist die griech. Benennung der Bewohner von Etrurien (s. d.), hergeleitet von dem mythischen Tyrrhenos, einem Sohne des lydischen Königs Atys, der eine Colonie aus Lydien nach Etrurien geführt haben soll. Mit dem Namen Tyrrhenische Pelasger bezeichnet man gewöhnlich nach dem Vorgange einiger alter Historiker denjenigen Zweig des großen pelasgischen Volksstammes (s. Pelasger), welcher, nach der Tradition aus seinen alten Wohnsitzen im südl. Böotien vertrieben, sich nach Attika wandte, hier den Athenern bei der Befestigung der Akropolis Frondienste leistete und dafür das Land am Fuße des Berges Hymettos angewiesen erhielt. Nach einiger Zeit aber von den Athenern ausgetrieben, setzte sich der Stamm auf Lemnos und den benachbarten Inseln sowie an den Küsten von Thrazien fest und machte von da aus längere Zeit das Aegäische Meer durch Seeräuberei unsicher.

Tyrrhenisches Meer oder Tuscisches Meer, jetzt auch Toscanisches Meer genannt, war schon bei den Alten der Name desjenigen Meeres, welches sich von den Meeralpen oder von Genua aus an der Südwestküste von Italien bis nach Sicilien hinab erstreckt. Doch nannte man den an der Küste von Ligurien gelegenen Theil, wie noch jetzt geschieht, auch das Ligustische oder Ligurische Meer oder den Busen von Genua. Beide Meere umfaßten die Römer mit dem allgemeinen Ausdruck Mare inferum.

Tyrtäos, ein elegischer Dichter, welcher die Spartaner durch seine Lieder während des zweiten Messenischen Kriegs (s. Messenien) zur Ausdauer im Kampfe begeisterte und nach der glücklichen Vollendung des Kriegs zu strenger Ordnung und Gesetzlichkeit zurückführte. Nach der gewöhnlichen Tradition stammte er aus dem attischen Gau Aphidnä oder aus Athen selbst

und wurde den Spartanern auf ihre Bitte von den Athenern als Anführer im Kriege zugesandt. Diese Erzählung wurde später dahin ausgeschmückt, daß die Athener den nach einem Spruche des Delphischen Orakels einen Heerführer von ihnen erbittenden Spartanern zum Hohne den T., einen lahmen und nach der allgemeinen Meinung etwas dummen Schulmeister, gesandt hätten. Allein diese ganze, an sich sehr unwahrscheinliche Erzählung wird durch einige Fragmente des T. selbst widerlegt, nach welchen man ihn für einen gebarenen Dorier halten muß. Vielleicht war sein Geburtsort die kleine lakonische Ortschaft Aphidna, was in Verbindung mit der Hülfssendung von Athen nach Sparta im dritten Messenischen Kriege (462 v. Chr.) zur Bildung jener Tradition Anlaß gegeben haben mag. Unter den Dichtungen des T. war die berühmteste die sog. Eunomia, ein längeres elegisches Gedicht ethisch-polit. Inhalts, worin er die durch den Krieg und mannichfache Noth aufgeregten und nach Neuerungen begierigen Gemüther der spartan. Bürger zu beruhigen suchte. Ferner hatte man von ihm unter dem Titel «Hypothecae» eine Sammlung einzelner Elegien, welche zum Kampfe fürs Vaterland aufforderten durch Ausmalung der Ehre und des Ruhmes, die den Tapfern, der Schande, welche den Feigen erwartet. Endlich besaß man unter dem Titel «Embateria» (Marschlieder) eine Anzahl kurzer Kampflieder im anapästischen Rhythmus, welche von den Spartanern, während sie in die Schlacht zogen, unter Flötenbegleitung gesungen wurden. Die ziemlich zahlreichen Ueberreste dieser Dichtungen sind am besten herausgegeben in Schneidewin's «Delectus poesis Graecae elegiacae» (Bd. 1, Gött. 1838) und in Bergk's «Poetae lyrici Graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866), übersetzt unter anderm in Weber's «Die elegischen Dichter der Hellenen» (Frankf. 1826).

Tyrus (griech. Tyros, in der Bibel Zor, d. i. Felsen), die berühmteste unter den Seestädten Phöniziens (s. d.), gegründet von Sidon (s. d.), aber doch sehr alt und schon zu Josua's Zeit ein mächtiger und fester Ort, überflügelte bald die Mutterstadt und wurde eine der bedeutendsten und reichsten, aber auch üppigsten Handels- und Industriestädte der Alten Welt, blühend zugleich durch Kunst und Wissenschaft. Bereits um 1100 v. Chr. erscheint T. als Vorort Phöniziens. Einer der tyrischen Könige, Hiram, war Freund und Bundesgenosse des israel. Königs Salomo. Wol schon zu seiner Zeit bildete die auf einer Küsteninsel gelegene, nicht erst im 8. oder gar 6. Jahrh. v. Chr. entstandene Stadt den Kern der tyrischen Macht und ließ die des continentalen oder des sog. Alttyrus (Palaityros) in den Hintergrund treten. Durch die Tyrier lernten die Israeliten Baukunst und Schiffahrtskunde. Den Tyriern gehören auch die verbesserte Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Gestirne und andere wichtige Erfindungen in der Schiffahrt. Sie besuchten nicht nur alle Küsten des Mittelländischen Meeres, sondern drangen auch in den Atlantischen Ocean, holten Zinn aus Britannien und vielleicht auch Bernstein aus der Ostsee. Gades, das heutige Cadix in Spanien, und Karthago in Afrika waren tyrische Colonien. Die Stadt T., auf einem Felsen, der auf allen Seiten vom Mittelländischen Meere umgeben war, und durch diese Lage fest, hatte in ihren hohen, dicken Mauern einige der berühmtesten Tempel des Alterthums, besonders den des Melkarth oder phöniz. Herkules. Die Inselstadt übte auf die übrigen Städte des Landes einen Einfluß, der in Druck übergegangen sein und großen Haß erzeugt haben mochte, da das übrige Phönizien (darunter auch Alttyrus) dem assyr. König Salmanassar (726—721) sogar Schiffe zur Bezwingung der Inselstadt stellte. Die 60 Schiffe der Verbündeten wurden aber von den 12 neutyrischen geschlagen, und Salmanassar konnte die Inselstadt nicht nehmen, obschon er sie fünf Jahre eingeschlossen hielt. Ebenso wenig vermochte es später der babylon. König Nebukadnezar, der sie sogar 13 J. belagerte, nachdem er sich das übrige Phönizien unterworfen hatte. Während die Blüte Phöniziens unter der folgenden pers. Herrschaft allenthalben erlosch, blieb T. noch viele Jahrhunderte lang eine bedeutende Handelsstadt. Als Alexander das Heer des Darius bei Issus zerstreut und darauf ganz Phönizien und Syrien mit der Küste des Mittelmeeres sich unterworfen hatte, widerstand dem Sieger das auf seine feste Lage trotzende T. ganz allein und weigerte sich, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Alexander unternahm die Belagerung der Stadt, vermochte sie aber erst nach sieben Monaten (332) zu bezwingen, mit Hülfe eines vom Lande aus aufgeworfenen Dammes, der sich bis auf die heutige Zeit erhalten hat. 315 wurde T. von Antigonus erst nach einer Belagerung von 15 Monaten der ägypt. Besatzung des Ptolemäus entrissen, und auch 40 v. Chr. hielt sie wiederum eine Belagerung von seiten des Partherkönigs Pacorus aus. Unter der Herrschaft der Römer wurde die Stadt, wie vorher unter den syr. Königen, wegen ihres immer noch ausgebreiteten Handels sehr begünstigt. Auch die tyrische Purpurfärberei und Glasfabrikation war noch im Schwunge. Die Stadt behielt ihre eigene Municipalverfassung und sah sich von Kaiser Severus zu einer röm. Colonie mit tat. Rechte

erhoben. Auch hatte sich in ihr schon im apostolischen Zeitalter eine christl. Gemeinde gebildet. 335 wurde daselbst ein Concil in Bezug auf die Athanasianischen Streitigkeiten gehalten. 638 fiel T. in die Hände der Araber. Zur Zeit der Kreuzzüge erscheint es als eine Hauptfestung und als ein wichtiger Handelsplatz. Es war 1089 dem Sultan von Aleppo durch den Sultan von Aegypten entrissen worden. König Balduin I. von Jerusalem belagerte es 29. Nov. 1111 bis in den April 1112 vergeblich, Balduin II. von 15. Febr. bis 27. Juni 1124, wo es mit Hülfe des Dogen von Venedig in die Hände der Christen kam. Es wurde nun der Sitz einer Grafschaft und eines Erzbisthums, welches 13 Bisthümer umfaßte, und dessen Inhaber seit 1174 der berühmte Geschichtschreiber der Kreuzzüge, Wilhelm von T., war. Saladin belagerte T. im Sommer 1187 und wieder vom 2. Nov. bis Ende Juni 1188 ohne Erfolg. Erst 1291 fiel es für immer in die Hände der Mohammedaner. Unter der türk. Herrschaft sank es ganz herab. Die Stelle der alten Inselstadt nimmt jetzt der elende Flecken Sûr ein, 5 M. im Süden von Said (Sidon) und 1 M. südlich von der Mündung des Nahr-el-Kâsimijeh oder el-Litâni (Leontes der Alten), auf der Spitze einer Landzunge gelegen, wo die ursprüngliche Insel und der von Alexander d. Gr. aufgeworfene, jetzt durch die Wellen zu einer breiten Sandbüne umgewandelte Damm zusammenstoßen. Der Hafen ist versandet, und der Handel hat sich nach Beirut gezogen. Die Bewohner, 3—4000 an der Zahl, sind zur Hälfte Christen. Von alten Bauwerken finden sich nur noch wenige Ueberreste aus dem Mittelalter.

Tzetzes (Johannes), ein griech. Grammatiker in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. n. Chr., aus Konstantinopel gebürtig, hatte sich durch fleißige Lektüre der ältern griech. Schriftsteller einen für jene Zeit bedeutenden Schatz von Kenntnissen in der Sprache und den Alterthümern erworben und versuchte sich auch selbst in Verfertigung von Gedichten, die freilich durch ihre Geschmacklosigkeit und die arge Barbarei der Form ungenießbar sind. Zu letztern gehören die «Iliaca» oder «Antehomerica, Homerica et Posthomerica» in Hexametern, herausgegeben von Jacobs (Lpz. 1793) und J. Bekker (Berl. 1816), und ein sehr umfängliches Gedicht mythologhistor. Inhalts, in den sog. politischen Jamben der Mittelgriechen verfaßt, unter dem Titel «Biblos historike» oder «Chiliades», herausgegeben von Kießling (Lpz. 1826). Außerdem besitzt man von ihm Scholien zu Homer (von Hermann bei der Ausgabe des «Draco Stratonicensis», Lpz. 1812 bekannt gemacht), zu Hesiod, zu Aristophanes und andern Dichtern, durchgängig von unerträglicher Breite. Am wichtigsten ist noch sein Commentar zu Lykophron's «Alexandra», an dessen Ausarbeitung auch sein Bruder, Isaak T., theilhatte.

Tzschirner (Heinrich Gottlieb), ausgezeichneter Theolog und Kanzelredner, geb. 14. Nov. 1778 zu Mittweida in Sachsen, bezog 1791 das Gymnasium zu Chemnitz und 1796 die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Auf Reinhard's Veranlassung trat er in Wittenberg als akademischer Docent auf. Doch schon 1801 ward er durch Sorge für Mutter und Bruder genöthigt, Amtsgehülfe seines Vaters zu werden, welchem er bald darauf im Diakonat nachfolgte. Nachdem er eine «Geschichte der Apologetik» begonnen (Lpz. 1805), ward er als Professor der Theologie nach Wittenberg zurückgerufen und 1809 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig versetzt. In diesen Jahren verfaßte er die interessanten Schriften: «Ueber den moralischen Indifferentismus» und «Ueber die Verwandtschaft der Tugenden und Laster». Hierauf erschien seine Fortsetzung der Schröckh'schen «Kirchengeschichte» (2 Bde., Lpz. 1810). Auch veranstaltete T. zwei Sammlungen seiner schon damals Aufsehen erregenden Predigten und entwickelte in den «Briefen, veranlaßt durch Reinhard's Geständnisse» (Lpz. 1811) seine homiletischen Grundsätze. In letzterer Schrift sowie in zwei Abhandlungen, mit welchen er die Herausgabe der «Memorabilien für Prediger» eröffnete (1819), bekannte sich T. zu einem offenbarungsgläubigen Rationalismus oder «ethisch-kritischen System», welchem er auch später treu blieb. Begeisterten Antheil nahm T. an den deutschen Freiheitskriegen. Als Feldpropst zog er mit den sächs. Truppen bis nach Tournay, von wo aus er Paris besuchte. Nach dem Frieden erschien sein Buch «Ueber den Krieg» (Lpz. 1815). 1815 ward er Rosenmüller's Nachfolger als Superintendent zu Leipzig. In dieser Stellung erlangte er den ausgebreitetsten Ruf, besonders durch seine freimüthige Vertheidigung des Protestantismus gegen die kath. Reaction. Seine Schriften «Der Uebertritt des Herrn von Haller zur kath. Kirche» (Lpz. 1821), «Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet» (Lpz. 1822), «Die Gefahr einer deutschen Revolution» (Lpz. 1823), «Die Rückkehr kath. Christen in Baden zum evang. Christenthume» (Lpz. 1823), «Das Reactionssystem» (Lpz. 1824) u. s. w. erregten großes Aufsehen und wurden in fremde Sprachen übersetzt. Auch an andern wichtigen Zeitereignissen nahm T. lebhaften Antheil, wie seine Schriften «Die Sache der Griechen die Sache

Europas» (Lpz. 1821), «Ueber die Annahme der preuß. Agende» (2. Aufl., Lpz. 1824) und andere beweiſen. Seine Predigten zeichneten ſich durch anregende Gedanken, milden Ernſt, kräftigen Schwung und edle Form aus. Groß war auch der Einfluß, den er als akademiſcher Lehrer übte. Er ſtarb 17. Febr. 1828. Nach ſeinem Tode erſchienen die «Briefe eines Deutſchen an die Herren Chateaubriand, de Lamennais» u. a. (herausg. von Krug, Lpz. 1828); ſeine «Opuscula academica» (herausg. von Winzer, Lpz. 1829); «Vorleſungen über die chriſtl. Glaubenslehre» (herausg. von Haſe, Lpz. 1829); «Der Fall des Heidenthums» (Bd. 1, herausg. von Niedner, Lpz. 1829), ein geiſtvoll angelegtes Werk; endlich «Predigten» (herausg. von Goldhorn, 4 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1829).

U.

U, im deutſchen Alphabet der 21. Buchſtabe und der 5. der Vocale, im lat. Alphabet der 20. Buchſtabe, war bei den Griechen durch kein beſonderes Schriftzeichen vertreten, indem man es als Diphthong auffaßte und durch eine Verbindung von o und υ in der Schrift ausdrückte. Das Zeichen υ iſt erſt ſpätern Urſprungs. Im lat. Alphabet wurde der Laut durch v in der Schrift bezeichnet, aus welchem ſich erſt ſpäter das Schriftzeichen u entwickelte. Im Mittelalter ſchrieb man v und u ohne Unterſchied für den Conſonanten v und den Vocal u, und erſt im 16. Jahrh. wurde die letztere Form von den holländ. Philologen für den Vocal zum Unterſchied von v feſtgeſtellt. Im Griechiſchen iſt der Laut ſtets lang, im Lateiniſchen und Deutſchen tritt er ebenſo wol als Kürze wie als Länge auf. Als Abkürzung bezeichnet U. bei den Römern unter anderm Urbs (d. i. die Stadt, nämlich Rom) und insbeſondere u. c. bei chronol. Angaben urbis conditae, d. i. von Erbauung der Stadt (Roms) an gerechnet.

Uebelkeit, eine mit Ekel (ſ. d.) und Brechneigung verbundene unangenehme Empfindung in der Magengrube, iſt eine Krankheitserſcheinung, welche in der Regel von einer Affection des Magens ſelbſt oder ſeiner Nerven veranlaßt wird und gewöhnlich dem Erbrechen vorhergeht. Sie kann durch den Genuß der verſchiedenartigſten, beſonders ſchwerverdaulicher Stoffe, ſogar durch den Anblick und die bloße Vorſtellung ekelhafter Gegenſtände hervorgerufen werden, begleitet die Magenkrankheiten und findet ſich auch bei Hirnleiden, Schwangerſchaft, Bruchſchäden, Schwindel erregenden Bewegungen (Schaukeln, Seefahren), großen Blut- und Säfteverluſten, langem Faſten, Würmern u. ſ. w. Die Behandlung muß ſich nach der Urſache der U. richten.

Ueberbein (ganglion) nennt man eine rundliche Geſchwulſt von größerm oder geringerm Umfange, welche aus einem häutigen, Flüſſigkeit einſchließenden Sacke (Schleimbeutel oder Sehnenſcheide) beſteht und ſich meiſt am Hand-, Fuß- oder Kniegelenk bildet. Gewöhnlich entſteht dieſelbe infolge einer Ueberſpannung der daſelbſt befindlichen Sehnen durch Druck, übermäßige Anſtrengung u. ſ. w. Sie iſt ohne Schmerz und bleibt unverändert, wenn nicht ungünſtige Umſtände, wie öftere Reizung u. dgl., eine Entzündung herbeiführen, die bösartige Geſchwüre veranlaſſen kann. Durch anhaltenden gelinden Druck, durch Exſtirpation, Oeffnung oder Zerreißung des Sackes hat man Ueberbeine oft zu entfernen verſucht und dadurch ebenſo wol gute als ſchlechte Erfolge erzielt, ſodaß allgemeine Regeln über die Heilung ſolcher Geſchwülſte nach keineswegs feſtſtehen. Von dieſen Curverſuchen empfiehlt ſich die Eröffnung am wenigſten, weil derſelben meiſt ſchwere Erkrankung, ſelbſt der Tod folgt.

Ueberfall nennt man den unerwarteten Angriff, bei welchem der Feind aufgeſucht wird. Zum Gelingen deſſelben gehören günſtige Umſtände, wie Fehler und Nachläſſigkeiten des Gegners, Wetter und Tageszeit, Einverſtändniſſe mit den Einwohnern. Die Vorbereitungen ſind möglichſt geheim zu treffen. Gewöhnlich wird die Nacht zum Anmarſch genommen und der U. ſelbſt bei Tagesanbruch ausgeführt; doch ſind auch Ueberfälle von Cavalerie bei hellem Mittage vorgekommen. Man theilt die Truppen gern in zwei bis drei Abtheilungen, um den Angriff von mehrern Seiten zu machen, wozu ein Signal gegeben oder eine beſtimmte Stunde feſtgeſetzt wird. Derſelbe muß mit Ungeſtüm erfolgen. Einzelne Poſten werden übermannt, ehe ſie ſchießen; Feldwachen ſucht man ganz aufzuheben; in Bivuaks ſtürzt man zuerſt auf die Waffen, Trommeln, Pferde; in Quartieren überrumpelt man die Allarmhäuſer, ſucht die Führer in ihren Wohnungen gefangen zu nehmen und hindert das Sammeln der Feinde. Wenn der U. geglückt

ist und der Posten nicht behauptet werden soll, wird ein schneller Rückzug angetreten. Als Beispiele sind zu erwähnen; der U. von Hochkirch 1758; Blücher's U. von Morsheim 1794, der bei Hainau 1813 u. s. w. Der U. einer Festung, auch Ueberrumpelung genannt, darf nur dann unternommen werden, wenn die Schwäche des Feindes oder seine unzulänglichen und falschen Maßregeln bekannt, auch die Festungswerke in schlechtem Zustande sind, oder wenn man durch Einverständnisse mit den Bewohnern eine sichere Ueberwältigung der Garnison, das Oeffnen der Thore u. s. w. hoffen darf.

Ueberflügeln heißt die Truppen so aufstellen oder bewegen, daß ihre äußersten Flügelabtheilungen seitwärts weiter hinausreichen als der gegenüberstehende Feind. Man kann dies durch Ueberzahl oder durch geschickte Manöver bewirken und bedroht damit immer die feindliche Flanke als den schwächsten Punkt. Vom U. ist die Umgehung (s. d.) zu unterscheiden.

Ueberflüssige Werke, s. Opera supererogationis.

Uebergabe (traditio) nennt man bei rechtlichen Geschäften die wirkliche Ueberlieferung einer Sache, die Einweisung in ein Recht, die Einräumung des Besitzes. Denn durch das Versprechen, jemand eine Sache zu überlassen, etwa vermöge eines Tausches, eines Kaufs oder einer Schenkung, geht sie noch nicht wirklich in das Eigenthum des andern über, sondern es entsteht daraus in der Regel nur eine persönliche Forderung auf Erfüllung des Versprechens. Die U. ist daher von großer Bedeutung, obgleich sie auch nicht immer für sich allein den Uebergang des Eigenthums bewirkt, z. B. wenn nicht nachzuweisen steht, daß der Veräußernde wirkliches Eigenthum an der Sache gehabt habe, wo der gutgläubige Erwerber nur nach Ablauf der Ersitzungszeit unzweifelhaft Eigenthümer wird. Sind Gegenstände zu übergeben, welche nicht von Hand in Hand gegeben werden können, z. B. Grundstücke oder Rechte, so nimmt man noch hin und wieder, wie vordem allgemein, seine Zuflucht zu symbolischen Handlungen (traditio symbolica), die im Aushauen eines Spans aus einem Pfosten, in der U. der Schlüssel, in dem Ausstechen einer Erdscholle, eines Stücks Rasen, in der Darreichung eines Zweigs u. dgl. bestehen. Zuweilen hat das bloße Hinweisen auf ein Grundstück (traditio longa manu) die Wirkung der wirklichen U. Es genügt auch, wenn der Eigenthümer einem, der schon aus einer andern Ursache, als Pachter, durch Leihe, die Sache in Händen hat, erklärt, daß er sie nun als ihm gehörig betrachten solle (traditio brevi manu), und ebenso ist es einer U. gleich, wenn der bisherige Besitzer erklärt, daß er von nun an nicht mehr für sich, sondern für einen andern besitzen wolle (constitutum possessorium). Die Belehnung oder Investitur (s. d.) hat gegen den Belehnenden die Kraft der U., und da, wo bei den Gerichten Grund- und Hypothekenbücher geführt werden, geht das Eigenthum an Grundstücken auf gerechtfertigten Antrag der Betheiligten schon durch das Umschreiben auf den Namen des neuen Erwerbers über.

Uebergang über einen Fluß kommt im Feldkriege häufig vor und wird oft zu einer der wichtigsten Operationen. Die Benutzung schon vorhandener Brücken kann dabei meist unmöglich gemacht werden, indem der Vertheidiger sie zerstört oder durch einen Brückenkopf (s. d.) deckt. Nächstdem hat der Vertheidiger den großen Vortheil, daß der Angreifer seine Kräfte anfangs nur in kleinen Massen entwickeln kann, deren Ueberwindung meist leicht und sicher erscheint. Er kann sogar eine größere Masse des Angreifers übergehen lassen, wenn er hinreichende Truppen hat, um jene mit Sicherheit zu überwältigen, weil der Rückzug des Angreifers auf dem schmalen Défilé der Brücke gefahrvoll ist und einen glänzenden Sieg herbeiführen kann. Der Angreifer hat dagegen die Auswahl des Uebergangspunktes in so weitausgedehnten Grenzen, daß der Vertheidiger nicht im Stande ist, die gefährdete Terrainstrecke überall gleich kräftig zu schützen, ohne sich zu zersplittern. Die Kriegsgeschichte hat daher nur wenige Beispiele, daß ein beabsichtigter U. verhindert worden wäre. Der Vertheidiger muß durch ein gutes Kundschaftssystem frühzeitig des Feindes Absicht zu erfahren suchen und eine starke Reserve in Centralstellung bereit halten, um ihm an dem Uebergangspunkte entgegenzutreten. Der Angreifer sucht den Feind über die Wahl des Uebergangspunktes zu täuschen. Er schafft Material herbei, setzt womöglich eine kleine Abtheilung auf Kähnen über, um den Brückenbau und den U. zu decken, bewirkt diesen rasch und entwickelt sich jenseits, um bald die Offensive ergreifen zu können. Von Uebergängen sind unter anderm geschichtlich berühmt der Gustav Adolf's über den Lech 1632, Moreau's über den Rhein 1800, Napoleon's über die Donau 1809, der traurige über die Beresina 1812, Blücher's über den Rhein 1814, Herwarth's nach Alsen 1864 u. s. w.

Ueberlandspost nennt man im engern Sinne die Brief- und Depeschenbeförderung zwischen England und dessen asiat. und austral. Colonien über Alexandria und Suez. Im weitern

Sinne versteht man darunter auch den Personen- und Güterverkehr, welcher auf demselben (die Ueberlandsroute) stattfindet. Trotz der rasch wachsenden Bedeutung jener Colonien, ders Indiens, für England, nahm der Hauptverkehr zwischen beiden noch bis in das dritte zehnt unsers Jahrhunderts den weiten Weg um das Cap der guten Hoffnung. Man hatte längst die polit. und commerziellen Nachtheile dieser Route empfunden, und theils d Opiumkrieg, theils die gleichzeitigen orient. Verwickelungen zwischen den europ. Mächte in den J. 1839—41 dringende äußere Veranlassungen, eine directere Verbindung zwische land und Indien herzustellen. Der erste Schritt dazu geschah in London durch die E der Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company, welche eine regelmäßige T schiffahrt zwischen Southampton, Gibraltar, Malta und Alexandrien begründete. Den Schritt that die londoner Firma Waghorn und Camp., indem sie, im Anschluß an die T schiffe jener Gesellschaft, eine Dampfschiffslinie auf dem Nil zwischen Alexandria und und eine Linie von Postwagen, Lastthieren und Halteplätzen durch die Wüste zwischen Kai Suez einrichtete. Das dritte verbindende Glied endlich lieferte die Ostindische Compagnie Schiffe die U. von Suez weiter beförderten nach Bombay, Madras und Kalkutta. 1841 alle diese Vorbereitungen getroffen und die U. im vollen Gang. Der damalige Vicekön Aegypten, Mehemed-Ali, wußte die seinem Lande daraus erwachsenden Vortheile zu schätz that alles Mögliche zur Begünstigung des Unternehmens. Den engl. Agenten wurde jed merksamkeit erwiesen; auf die durchpassirenden Güter wurde ein Transitzoll von nicht m $^1/_2$ Proc. erhoben. 1843 übernahm die ägypt. Regierung selbst die Verwaltung des Ueb verkehrs zwischen Alexandria und Suez und gab dadurch sämmtlichen Anordnungen eine ver Sicherheit und Stabilität. Seitdem kam die Ueberlandroute mehr und mehr in Auf und Dampfschifflinien von Marseille und Triest nach Alexandria traten der von Southe concurrirend zur Seite. Für die engl. Regierungs- und Handelscorrespondenz wird de über Marseille als der nächste vorgezogen, seit die Eisenbahn von Paris dorthin vollen Neuerdings hat überdies die Schnelligkeit des Transits bedeutend gewonnen durch die Erö von Eisenbahnlinien zwischen Alexandria und Kairo (1856) und zwischen Kairo und (1857). Inwiefern der in Arbeit begriffene Suezkanal die Geschicke der Ueberlandsrou einflussen wird, wird erst die Zukunft lehren.

Ueberlingersee, s. Bodensee.

Uebersetzungen oder Uebertragungen von Schriftwerken aus einer Sprache andere entstanden, sobald zwei Literaturen in Berührung traten, von denen die eine Schri darbot, deren Einführung in die andere aus irgendeinem Grunde wünschenswerth erschie Griechen fanden vor und während der Blütezeit ihrer eigenen, fast durchaus selbständige ratur wenig Veranlassung zu U., weil sie einerseits ihren Nachbarvölkern in Wissensch Kunst überlegen waren, andererseits eine so lebendige Schöpferkraft besaßen, daß sie F nicht schlechthin aufzunehmen, sondern umzugestalten pflegten. Erst sehr spät übertrugen zelnes aus dem Semitischen, wie z. B. die Geschichte des Sanchuniathon aus dem Phöni und mehreres aus dem Lateinischen, wie den Eutrop, Cäsar's Commentare über den Ga Krieg u. s. w. Die Römer dagegen bildeten ihre Literatur schon frühzeitig nach der griec sodaß U., Bearbeitungen oder Nachahmungen griech. Werke sogar im Augusteischen Z einen Hauptbestandtheil der röm. Literatur ausmachten. Aus andern Literaturen als de chischen übersetzten die Römer äußerst wenig, und dann nur um des Inhalts, nicht der willen. Fast lediglich dem Inhalte galten beinahe alle U. der orient. Völker. So übersetz Chinesen, Tibetaner und Mongolen zahlreiche buddhistische Schriften aus dem Sanskrit, di viele Sanskritwerke in die verschiedenen neuern indischen Sprachen, die Perser schon in Zeit religiöse Schriften aus dem Zend in das Pehlewi und seit dem 9. Jahrh. verschied dische und griech. Bücher in das Neupersische. Mit dem 2. Jahrh. beginnen die U. der aus dem Griechischen; mit dem 4. diejenigen der Armenier aus dem Syrischen und a Griechischen; ebenfalls mit dem 4. Jahrh. heben in der äthiop. Literatur die zahlreic griechischer Apokryphen an, und mit dem 8. Jahrh. zeigen sich die besonders durch Ha Raschid geförderten U. der Araber aus dem Altpersischen, dem Syrischen und dem Grieck Viele dieser U. sind von außerordentlichem Werthe für die Wissenschaft, weil sie theils da ständniß der noch erhaltenen Originale fördern, theils sogar gänzlich verlorene Originale müssen. Während des Mittelalters bildete das Latein die gemeinschaftliche Gelehrte Kirchensprache des gesammten roman. und german. Europas, und man bedurfte daher n niger U., die sich wiederum meist an das Latein knüpften. Man übersetzte ins Latein be

aus dem Arabischen und dem Hebräischen, dann einzelnes aus dem Latein in die Landessprachen, besonders ins Deutsche und ins Angelsächsische. Die U. letzterer Art, in denen sich namentlich die Mönche zu St.-Gallen auszeichneten, haben großen Werth als Quellen für die Kenntniß der ältern german. Sprachen. Sobald sich aber mit dem 12. und 13. Jahrh. die Literaturen der einzelnen roman. und german. Sprachen reicher zu entwickeln begannen, wurden auch die U. häufiger und mannichfaltiger. Man übersetzte jetzt nicht allein fleißiger aus dem Latein, sondern auch aus einer Volkssprache in die andere. Schon mit dem 14. Jahrh. begannen in Italien und bald danach in Frankreich U. aus den röm. Classikern in die Landessprachen, denen im nächsten Jahrhundert auch U. aus den griech. Classikern sowol ins Lateinische als in die Landessprachen folgten.

Auf die deutsche Sprache und Literatur hatten schon seit Ulfilas' Zeit zuerst die griech. Bibel, dann lat. Werke einen tiefgreifenden Einfluß geübt. Vgl. R. von Raumer, «Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache» (Stuttg. 1845). Wiederum auch erhoben sich Sprache und Literatur aus ihrem tiefen Verfalle zu Ende des Mittelalters namentlich an den Classikern und der Bibel. Während Niklas von Wyle, Steinhöwel, Albrecht von Eyb, Dietrich von Pleningen, Hans von Schwarzenberg u. a. seit der Mitte des 15. Jahrh. in U. aus Plautus, Terenz, Cicero, Lucian u. s. w. zwar noch ziemlich unbeholfene, aber doch kräftige Versuche darboten, stellte Luther in seiner deutschen Bibel ein Meister- und Musterstück einer Uebersetzung von unermeßlichen Folgen auf und gab in seinem gehaltvollen «Sendbrief vom Dollmetschen» (Wittenb. 1530) zugleich Auskunft über die Grundsätze seines Verfahrens. Im weitern Verlauf des 16., im ganzen 17., ja bis tief ins 18. Jahrh. hinein ließ sich die deutsche Literatur vielfach von wechselnden Einflüssen des Auslandes bestimmen, und diesen folgend erschienen zahlreiche U. aus den Werken neuerer Lateiner, aus dem Holländischen, dem Spanischen, dem Italienischen, dem Französischen und dem Englischen. Doch keiner der vielen Uebersetzer reichte auch nur von fern an Luther's Meisterschaft. Selbst der formgewandte Martin Opitz, der im wesentlichen den richtigen Weg einschlug und dessen Beispiel maßgebend für die deutsche Uebersetzungskunst geblieben, war theils allzu tief befangen in den Ansichten seines trübseligen Zeitalters, theils von Natur nicht begabt genug, um Leistungen von bleibendem Werthe hervorzubringen. Endlich, nachdem Ramler, Bertuch, Bode, Bürger, Herder u. u. vorgearbeitet, schuf Joh. Heinr. Voß in seiner Uebersetzung der «Odyssee» (1781) wieder ein Meisterwerk, welches für die Literatur des gesammten Volks höchst folgenreich ward und den eigenthümlichen Charakter der deutschen Uebersetzungskunst mit solcher Entschiedenheit ausprägte, daß dies Werk allen folgenden Vorbild geblieben ist. Die Empfänglichkeit und Vielseitigkeit des deutschen Nationalcharakters, verbunden mit dem zeitweiligen Nachlassen der eigenen Schöpferkraft, führte nun bald zu einem fast in leidenschaftlichen Eifer ausartenden Bestreben, die bedeutendern schönwissenschaftlichen Erzeugnisse aller Literaturen zu übertragen, sodaß selbst Goethe und Schiller an dieser Arbeit sich betheiligten. Zu den Meisterstücken eines Tieck, Schlegel, Gries, Regis, Kannegießer, Rückert, Simrock, Bodenstedt, von Schack u. a. gesellten sich in dieser Weise freilich auch große Massen gewöhnlicher und schlechter Machwerke, welche der Literatur und der Entwickelung des Volksgeistes nur schädlich sein konnten. Die Meister, welche das Uebersetzen nicht als eine Lohnarbeit, sondern als eine Kunst pflegten, gingen darauf aus, Inhalt und Form des Originals so treu in deutscher Sprache wiederzugeben, als diese nur irgend erlaubte. Selbst die schwierigsten Eigenthümlichkeiten der Form, Versmaß, Reime, Assonanzen, versuchten sie nachzubilden, sofern diese nicht dem Charakter der Sprache so stark zuwiderliefen, daß ihre Beibehaltung den Eindruck des Ganzen gestört haben würde. Durch solche ernste Arbeit befähigter Männer entstanden U., wie keine andere Literatur sie aufzuweisen hat, und Werke, die der vaterländischen Sprache und Literatur eine wirkliche Bereicherung brachten, ja sogar das Verständniß der Originale in deren eigenem Vaterlande förderten. Die untergeordneten Gattungen von U., die buchstäbliche oder wörtliche Uebersetzung und die umschreibende (Metaphrase und Paraphrase), wurden durch die echte Uebersetzungsmethode auf ihr eigentliches Gebiet eingeschränkt. Jene, die Wort für Wort wiedergibt, dient nur noch dem praktischen Zwecke, die Erlernung einer fremden Sprache zu erleichtern; diese, die überwiegend auf den Sinn gerichtet ist, wird zweckmäßig angewendet namentlich bei solchen Werken, die mit schwierigem Inhalt noch eine durch Kürze, Kunstausdrücke oder andere Eigenschaften nachtheilig beeinflußte Form verbinden, wie z. B. die Schriften des Aristoteles. Diese letztere Art von U. braucht keinen eigenen Kunstwerth zu besitzen, kann ihn aber doch erstreben, wie z. B. Wieland's Uebersetzung der Horazischen Briefe und Satiren. Unter den deutschen U. griechischer und lat. Classiker, welche um ihrer Originale willen immer die wichtigsten

bleiben, haben sich besondern Ruhm erworben diejenige des Homer von Voß, der griech. Tragiker von Thudichum, Donner, Droysen und Minckwitz, des Plato von Schleiermacher, der Staatsreden des Demosthenes von F. Jacobs, des Lucrez von Knebel, der Gedichte des Horaz und Tibull von E. Günther, der Briefe und Satiren des Horaz, der Ciceronischen Briefe und des Lucian von Wieland, des Virgil von Voß, des Livius von Heusinger, des Vellejus Paterculus von F. Jacobs u. a. In jeder Hinsicht die größte Bedeutung unter allen U. haben die Bibelübersetzungen (s. d.) gewonnen. Ueber das Recht der Veröffentlichung von U. fremdländischer Werke, s. Verlagsrecht.

Ubier (Ubii) hieß ein german. Volk, welches Cäsar als schon an gallische Sitten und Bildung gewöhnt gegenüber den Trevirern, auf dem rechten Rheinufer, südlich von den Sigambern, in einem ziemlich ausgedehnten, etwa von der Sieg bis über die Lahn reichenden Gebiete antraf. Früher mächtig, damals aber von ihren östl. und südl. Nachbarn, den Sueven, bedrängt, schlossen sie sich nicht nur gern an Cäsar an, sondern hielten auch überhaupt enger und fester zu den Römern als irgendein anderer german. Stamm, sodaß sie selbst an dem Aufstande des Civilis im J. 70 n. Chr. nur gezwungen und nur auf kurze Zeit theilnahmen. Unter Augustus ließen sie sich durch Agrippa auf das linke Rheinufer versetzen, etwa in die Gegend von Bonn bis Krefeld; südöstlich gehörte noch Tolbiacum (Zülpich) zu ihrem Gebiete. Ihrem Hauptorte, Ara oder Civitas Ubiorum, entspricht nach Gaupp's Meinung das heutige Ahrweiler, während man gewöhnlich annimmt, jener Ort habe am Rhein gelegen und sei später nach der daselbst geborenen Agrippina, der Tochter des Germanicus und Gemahlin des Claudius, Colonia Agrippinensis (das heutige Köln) benannt worden, zumal da Colonia Agrippinensis bei röm. Schriftstellern ausdrücklich als eine Stadt der U. erwähnt wird. Zuletzt gingen die U., wie es scheint, in den Franken auf, denen sie wol auch ursprünglich stammverwandt waren.

Ubiquität heißt in der Dogmatik die von den Lutheranern behauptete, von den Reformirten bestrittene Allgegenwart des Leibes Christi, durch welche schon Luther im großen Abendmahlbekenntniß (1528) die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi in den Abendmahlselementen zu begründen suchte. Doch wird von der absoluten U., vermöge deren die Menschheit Christi in raumloser Weise überall sein soll, wo seine Gottheit ist, die hypothetische U. oder die sog. Multipräsenz unterschieden, nach welcher Christus seiner Menschheit nach in räumlicher, aber durch den Raum nicht begrenzter Weise an allen Orten gegenwärtig sein kann, wo er es verheißen hat zu sein, auch an mehrern Orten zugleich. Die absolute U. wurde durch die württemb. Theologen in dem von Joh. Brenz 1559 aufgesetzten Glaubensbekenntnisse zu einem Hauptpunkte der luth. Rechtgläubigkeit erhoben, während die sog. Multipräsenz unter den niedersächs. Theologen ihre Vertreter fand. Die Concordienformel (s. d.) vertheidigt die U. gegen die Reformirten, doch ohne zwischen beiden Fassungen derselben eine sichere Entscheidung zu treffen. (S. Abendmahl.)

Uechtland, Nuechtland, Oedland oder Helvetische Wüste (Eremus Helvetiorum) nannte man das Gebiet des jetzigen Cantons Freiburg und einige angrenzende Bezirke, nachdem diese Gegenden die Horden der Hunnen und Germanen verwüstet hatten, welche sich vom 3. bis 5. Jahrh. über Helvetien hinwälzten. Der Name U. hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, doch hauptsächlich nur zur nähern Bezeichnung der Hauptstadt des Cantons Freiburg.

Uechtritz (Friedr. von), deutscher Dichter, geb. 1800 zu Görlitz, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich dann zu Leipzig rechtswissenschaftlichen Studien, daneben aber auch mit Begeisterung poetischen Arbeiten. Nachdem er zu Berlin die Laufbahn als Staatsdiener betreten, ward er 1828 Assessor beim Landgericht zu Trier. 1829 in gleicher Eigenschaft nach Düsseldorf versetzt, wurde er 1833 zum Landgerichtsrath befördert. 1858 schied er aus dem Staatsdienst, bei welcher Gelegenheit seine Ernennung zum Geh. Justizrath erfolgte. Schon als Student trat U. mit einigen Gedichten und Novellen hervor. Seine erste größere Arbeit war das Drama «Chrysostomus» (Brandenb. 1822), dem er «Trauerspiele» (Berl. 1823) folgen ließ, welche die Tragödien «Rom und Spartacus» und «Rom und Otto III.» enthalten. Doch erst seine Tragödie «Alexander und Darius» (herausg. mit Vorrede von Tieck, Berl. 1827) gelangte in Berlin unter Beifall zur Aufführung und veranlaßte eine ziemlich lebhafte Polemik zwischen Tieck, der sich für das Stück interessirte, und dessen Freunden einerseits und den Anhängern Hegel's andererseits. Sein nächstes Trauerspiel, «Das Ehrenschwert», fand weniger Beachtung. Zu Düsseldorf suchte U. im Verein mit Immermann, namentlich unter den Künstlern, den Sinn für poetische Interessen und ein gewisses literarisches Leben anzuregen. Er selbst veröffentlichte das Trauerspiel «Rosamunde» (Düsseld. 1833) und das dramatische Gedicht «Die Babylonier in Jerusalem» (Düsseld. 1836). Später erschienen von ihm noch der

«Ehrenſpiegel des deutſchen Volks und vermiſchte Gedichte» (Düſſeld. 1842) ſowie die Romane «Albrecht Halm» (7 Bde., Berl. 1852—53), eine Darſtellung aus der Reformationszeit, «Der Bruder der Braut» (3 Bde., Stuttg. 1860) und «Eleazar» (3 Bde., Jena 1867), eine Erzählung aus der Zeit des großen jüd. Kriegs. U. zählt zu den bedeutendern deutſchen Dichtern der neuern Zeit. Sein Talent iſt indeß überwiegend lyriſcher Natur. In ſeinen Dramen bekundet er Schwung, einfache Erhabenheit und lyriſche Pracht der Sprache. Doch haben die Dramen zu wenig Handlung und dramatiſches Leben, als daß ſie hätten populär werden können. Von ſeinen übrigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind noch die «Blicke in das düſſeldorfer Kunſt- und Künſtlerleben» (2 Bde., Düſſeld. 1839—41) zu nennen. Seit 1863 lebt U. zurückgezogen zu Görlitz.

Uden (Lucas van), Maler und Radirer, geb. 1596 zu Antwerpen, erhielt ſeine erſte künſtleriſche Unterweiſung von ſeinem Vater, der jedoch ein unbedeutender Künſtler war und bald von ſeinem Sohne übertroffen wurde. Dieſer nahm ſich die Natur als Lehrmeiſterin, durchwanderte das Land und führte nach den dabei gemachten Studien ſeine Gemälde aus, welche die Natur in erhöhter, feierlicher Stimmung zeigen. Klare Fernen, reine Lüfte mit lichten Wolkenzügen, trefflich concentrirte Beleuchtung, meiſterhaft behandelte Baumgruppen zeichnen ſeine Bilder vortheilhaft aus. U. malte oft die landſchaftlichen Hintergründe in Rubens' Gemälde, wofür dieſer wiederum manche ſeiner Landſchaften mit Staffage verſah. Auch Teniers und van Dyck führten oft in U.'s Bildern die Staffage aus. In ſeinen kleinern Werken zart und anmuthig in der Färbung, weiß der Künſtler in ſeinen größern durch einen kräftigen, doch warmen Ton zu erfreuen. Nur die Bilder ſeiner letzten Jahre verrathen durch eine gewiſſe Manatanie den geſchwächten Farbenſinn. Zu ſeinen frühern Hauptwerken gehören die Landſchaften in der Kapelle van St.-Bavo zu Gent. Eine ſchöne kleine Mondlandſchaft beſitzt die Galerie Liechtenſtein in Wien, eine andere Landſchaft die Pinakothek in München. Sehr gut lernt man ihn in Dresden kennen, deſſen Galerie ſieben Werke von ihm bewahrt. Er ſtarb gegen 1662. Sein von A. van Dyck gemaltes Porträt beſitzt die Pinakothek zu München. U.'s landſchaftliche Radirungen, ungemein maleriſch und geiſtreich behandelt, werden ſehr geſchätzt. Man zählt von ihm 61 Blätter. Außerdem gibt es manche Stiche nach ſeinen Gemälden.

Udine, Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz (115,3 Q.-M. mit 426904 Civileinwohnern im Oct. 1857) des Königreichs Italien, früher des venet. Friaul, liegt in fruchtbarer, weinreicher Ebene am Fluſſe Roja ſawie an der von Trieſt nach Venedig führenden Eiſenbahn. Die Stadt zerfällt in die innere und die äußere, welche durch Mauern und Gräben getrennt ſind. Die Gaſſen ſind eng und krumm; der große Markt enthält die ſchöne Denkſäule des Friedens von Campa-Farmia (ſ. d.). Im Mittelpunkte liegt auf einem dominirenden Hügel das Caſtell, einſt die Reſidenz der Patriarchen, dann des venet. Magiſtrats. Die größte Merkwürdigkeit in U. iſt der Campo-Santo, einer der ſchönſten Friedhöfe Europas. U. hat 25201 E. (ohne Militär), zwölf Kirchen, viele Paläſte und iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, des Präfecten und einer Handels- und Gewerbekammer. Sie hat eine theol. Lehranſtalt, zwei Gymnaſien und mehrere andere Schulen, eine öffentliche Bibliothek, eine Akademie des Ackerbaues, ein Theater, ein Findelhaus u. ſ. w. Die Haupterwerbsquelle der Bewohner iſt eine lebhafte Seideninduſtrie, außer welcher Baumwollweberei, Gerberei und andere Gewerbe betrieben werden. In der Nachbarſchaft liegt das Dorf Paſſarano oder Paſſerino, unweit des Fleckens Codroipo, mit einer bedeutenden Papierfabrik und dem merkwürdigen Schloſſe des letzten Dogen von Venedig, welches Bonaparte während der Friedensverhandlungen von Campo-Formio bewohnte. U. ſelbſt kommt unter dieſem Namen erſt im 10. Jahrh. vor, blühte im 13. Jahrh. als Sitz des Patriarchen Bertold und ſeit 1445 unter der Herrſchaft Venedigs, konnte ſich aber ſeit den Verheerungen durch die Peſt 1515 und 1656 nicht wieder erholen. Während der franz. Herrſchaft war U. die Hauptſtadt des Depart. Paſſerino. 1848 war U. die erſte Stadt, welche nach dem Aufſtande in Venedig von Oeſterreich abfiel und 23. März die Beſatzung zum Abzuge zwang. Schon 23. April, nach mehrſtündiger Beſchießung, unterwarf ſie ſich wieder. Im Herbſt 1866 kam ſie an das Königreich Italien.

Ufa, eine durch Ukas vom 17. Mai 1865 aus dem nordweſtl. Theile des Gouvernements Orenburg neugebildetes ruſſ. Gouvernement, wird von dem erſtern im O. durch den Hauptrücken des Baſchkiriſchen Uralgebirgs, im S. durch die weſtlich gerichtete Stromſtrecke der Bjelaja geſchieden, und im W. von Samara, Simbirsk und Kaſan, im N. von Wjatka und Perm begrenzt. Ueber den Flächeninhalt und die Bevölkerungszahl liegen noch keine officiellen Angaben vor. Der Oſten des Landes iſt von dem Südlichen Ural erfüllt, der hier im Taganai 3292, im Iremel 4729 (4758) F. Höhe erreicht, ſtark bewaldet iſt, auch vortreffliches Weideland und bedeutende

Mineralschätze bietet. Der Hauptfluß, die Bjelaja (die «Weiße»), die ganz dem Gouvernement angehört, entsteht am Iremel und fließt in einem großen, nordwärts geöffneten Bogen in die Kama. Sie ist 140 M. lang, an der Mündung 2000 F. breit, im Sommer 14, im Frühjahr 28 F. tief. Ihr Wasser ist weißlich und schlecht, doch sehr fischreich. Ihr oberes Thal hat fette Triften zwischen bewaldeten Bergen. Weiter unterhalb bilden ihre schönen hügeligen Gelände die ausgedehnteste Culturlandschaft des ganzen Ural, während die jenseit des Meridians der Stadt Ufa beginnende Ebene monoton ist und südwärts in die Steppe übergeht. Die Bjelaja nimmt links den Urschuk, die Dioma und den Ik auf, rechts die weit bedeutendere Ufa, welche in den Schluchten des Karatesch oder Schwarzen Felsbergs, nordöstlich vom Iremel, entsteht. Die Hauptstadt U. (früher Hauptort des Gouvernements Orenburg), Sitz eines Gouverneurs, unter dem jetzt auch das Land der Uralischen Kosacken steht, eines griech. Bischofs und eines mohammed. Mufti, an der Vereinigung der Bjelaja und Ufa auf Felsen gelegen, rings von Bergen umgeben, wurde zwischen 1574 und 1586 als Festung angelegt und nach dem großen Brande von 1816 regelmäßig und schön wieder aufgebaut. Die Stadt hat zwölf Kirchen, zwei Klöster, ein Gymnasium (seit 1824) mit einem Pensionat, einer Abtheilung für Landmesser und Taxatoren, einer Bibliothek und andern Sammlungen, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein Cadettencorps und einen großen Kaufhof. Ihre Bevölkerung, deren Zahl sich 1863 auf 16460 belief, unterhält viele Fabriken und treibt lebhaften Handel. Jährlich wird hier im Januar ein zehntägiger Jahrmarkt, die Ufinische Messe, gehalten. Außer der Hauptstadt sind bemerkenswerth die 9640 E. zählende Bergstadt Slatoust, südlich an dem 3292 F. hohen Taganai, am Flusse Ai in 1230 F. Seehöhe gelegen. Dieselbe ist berühmt durch die seit 1825 bestehenden Kronwerke und hat bedeutende Eisen- und Stahlhämmer sowie besonders eine großartige Waffenfabrik mit deutschen, aus Solingen und Klingenthal stammenden Schmieden.

Uferbau nennt man jedes Bauwerk, welches dazu bestimmt ist, die Gewässer in ihren Grenzen zu erhalten oder ihren Lauf zu regeln. Die Uferbauten werden theils zum Schutze der Ufer und der anliegenden Grundstücke, theils im Interesse der Benutzung der Gewässer zu industriellen Zwecken, namentlich zur Schiffahrt ausgeführt. Sie erscheinen als hölzerne Bohlwerke, als Anpflasterungen von Stein, als Faschinenwerke, als Erddämme (Deiche), als Ufermauern und Packwerke aus rohen Steinen, als Buhnen und Einbaue (theils zur Ablenkung, Brechung, Einengung des Stromes, theils zur Bewirkung von Ablagerungen im Flußbette), als Anpflanzungen und Berasungen. Die bedeutendsten Uferbauten kommen an den Meeresküsten, namentlich als Schutzdeiche für die Niederungen von Holland, Belgien, Ostfriesland gegen Meeresüberschwemmungen, ferner bei Hafenanlagen und endlich an den schiffbaren Flüssen vor.

Ugolino, s. Gherardesca.

Uhland (Johann Ludwig), berühmter lyrischer Dichter und ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete des german. Alterthums, geb. 26. April 1787 zu Tübingen, studirte auf der Universität daselbst seit 1801 die Rechtswissenschaften und wurde dann Advocat und 1810 Doctor der Rechte. Hierauf unternahm er eine literarische Reise nach Paris. Seine frühesten Gedichte sind aus dem J. 1800. Oeffentlich trat er zuerst als Dichter auf in Seckendorf's «Musenalmanach» (1806 und 1807), im «Poetischen Almanach» (1812) und im «Deutschen Dichterwald» (1813). Seit dem Spätjahre 1812—14 prakticirte er in Stuttgart, wo er im Bureau des Justizministers arbeitete. Die Ereignisse der J. 1813—15 gingen an ihm nicht ohne tiefen Eindruck vorüber. Als 1815 der König von Würtemberg seinem Lande eine neue Constitution zu geben gedachte und der Kampf um die alten und neuen Rechte begann, fühlte sich auch U. berufen, als Dichter das Wort zu erheben. Mit der Begeisterung, wie sie gegeben, wurden seine Lieder damals in fliegenden Blättern aufgenommen, und seine patriotischen Bestrebungen blieben nicht ohne Erfolg. Die erste Sammlung seiner «Gedichte» erschien 1815. Schon im zweiten Drucke wurde dieselbe durch patriotische Dichtungen vermehrt, und auch die folgenden Ausgaben erschienen vielfach bereichert (52. Aufl., Stuttg. 1868, mit Gedichten aus dem Nachlasse). U.'s poetische Thätigkeit erfuhr indessen seit 1819 theils durch größere polit. Betheiligung, theils durch streng wissenschaftliche Arbeiten Beeinträchtigung. Er wurde 1819 von dem Oberamte Tübingen, für das folgende Jahr von seiner Vaterstadt, später von der Stadt Stuttgart in die Ständeversammlung und von der Kammer in der Folge zum Beisitzer des weitern Ausschusses erwählt, nachdem er den ihm durch große Stimmenmehrheit zuerkannten Platz im engern Ausschusse abgelehnt hatte. 1830 wurde er außerord. Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, legte aber im Frühjahr 1833, als er beim Beginn des zweiten Landtags, um auf demselben als Deputirter zu erscheinen, von seiner akade-

mischen Stelle nicht dispensirt wurde, dieselbe nieder und konnte nun desto ungestörter seinen ständischen Verpflichtungen genügen. In der Kammer gehörte er zu den geachtetsten Mitgliedern der constitutionellen Opposition. Bei den Wahlen für 1839 leistete er aber, wie fast alle seine Gesinnungsgenossen, auf Wiedererwählung Verzicht. Seitdem lebte er in stiller Zurückgezogenheit, nur daß ihn 1848 der Wahlbezirk Tübingen in die deutsche Nationalversammlung wählte, in welcher er als eins der geachtetsten Mitglieder der Linken wirkte. Er starb 13. Nov. 1862. Seinem gelehrten Fleiße verdankt man, außer einem Aufsatze «Ueber das altfranz. Epos» (in Fouqué's «Musen», 1812), der trefflichen Schrift «Ueber Walther von der Vogelweide» (Stuttg. 1822) und einem Aufsatze «Zur Geschichte der Freischießen» (vorgedruckt in der Ausgabe des «Glückhaften Schiffs» von Halling, Tüb. 1828), das aus der sorgfältigsten Quellenforschung hervorgegangene Werk «Ueber den Mythus der nordischen Sagenlehre vom Thor» (Stuttg. 1836) und eine meisterhafte Sammlung «Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder» (Bd. 1 in 2 Abth., Stuttg. 1844—45). Alle diese Arbeiten (die Ausgabe der «Volkslieder» ausgenommen) erschienen zusammen mit andern mehr oder weniger vollendeten aus seinem Nachlasse vereinigt in der Sammlung «L.'s Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 1—3, Stuttg. 1865 fg.). Seine Lieder zeichnen sich aus durch Gemüth, Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, malerische Naturanschauung und vielseitige objective Unterlage. Seine Balladen und Romanzen sind vor allem unübertroffen in der seltenen Kunst, mit wenigen Worten vollkommen abgerundete, lebensvolle Gestalten und Charaktere zu zeichnen. Auch ist der Inhalt und die Anordnung der Handlung in sehr vielen bedeutsam. Allen gemeinsam aber bleibt eine in Scherz und Ernst warme vaterländische Gesinnung, ein tiefes Verständniß alles Großen und Herrlichen früherer Jahrhunderte, ohne daß er dabei in eine Mißachtung der Gegenwart verfiele. So gehört U. in mancher Beziehung der Romantik an, ist aber zu einer Klarheit und Gediegenheit hindurchgedrungen wie kein anderer Dichter dieser Schule. Weniger bedeutend, obgleich bei weitem nicht genug gewürdigt, sind seine dramatischen Arbeiten «Herzog Ernst von Schwaben» (Heidelb. 1817) und «Ludwig der Baier» (Berl. 1819), beide vereinigt in neuer Auflage (Heidelb. 1846). Vgl. Pfizer, «U. und Rückert» (Stuttg. 1837); Notter, «Ludwig U. Sein Leben und seine Dichtungen» (Stuttg. 1863); Jahn, «Ludwig U.» (Bonn 1863); «Ludwig U. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865» (als Manuscript gedruckt, von Emilie Uhland); Mayer, «Ludwig U., seine Freunde und Zeitgenossen» (2 Bde., Stuttg. 1867); Pfeiffer, «Ludwig U.» (Wien 1862).

Uhlich (Leberecht), namhafter prot. Theolog, geb. zu Köthen 27. Febr. 1799, studirte seit 1817 zu Halle, wo er durch Wegscheider für den Rationalismus gewonnen wurde. Nach vollendeten Studien ward er 1820 Hauslehrer in Köthen, 1824 Prediger zu Diebzig bei Aken. Durch eine Biographie des Fürsten Wolfgang von Anhalt in dem anhalt. Landeskalender, gerade zur Zeit, als der Herzog Friedrich Ferdinand von Anhalt-Köthen zur kath. Kirche übertrat, fiel er in Ungnade, sodaß er bei mehrern Anstellungen übergangen wurde. Er siedelte darauf nach Preußen über, erhielt hier 1827 die Pfarrstelle zu Pömmelte bei Schönebeck und machte sich um seine Gemeinde sehr verdient. Die Bestrebungen des Pietismus und Ultramontanismus wie auch das Verfahren des Bischofs Dräseke und des Consistoriums gegen den Pastor Wilh. Franz Sintenis (s. d.) in Magdeburg veranlaßten ihn im Sommer 1841, in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden, die Predigerconferenzen zu Gnadau ins Leben zu rufen, aus welchen der Verein der Protestantischen Freunde oder Lichtfreunde hervorging. U. stand an der Spitze des Vereins, hielt seit 1844 anfangs in Gnadau, dann in Schönebeck monatlich öffentliche Versammlungen, zu denen bald Tausende herbeiströmten, und wurde von den auch anderwärts sich rasch bildenden Vereinen zur Leitung der Verhandlungen berufen. Als 1845 diese Versammlungen und Vereine verboten wurden, erhielt U. die Weisung, den Umkreis seiner Parochie ohne Urlaub nicht zu verlassen. Zu Michaelis desselben Jahres folgte er dem Rufe als Prediger an der Katharinenkirche zu Magdeburg, wo er seine frühere Thätigkeit nach außen hin wie speciell für seine neue Gemeinde entwickelte, aber auch bald deswegen, und weil er das Apostolische Symbol bei der Taufe nach Vorschrift der Agende nicht anwendete, in Streit mit dem Consistorium kam. Zunächst beschränkte man seine Thätigkeit nach außen (1846). Dann schloß die Polizei (Jan. 1847) die Versammlungen, die er zu religiöser Belehrung in seiner Wohnung veranstaltete. Weil er sich nicht bestimmt für die Beibehaltung der Kirchenlehre und Agende erklärte, suspendirte ihn das Consistorium vom Amte (Sept. 1847), worauf er im Nov. 1847 aus der Landeskirche trat und Pfarrer der Freien Gemeinde (s. d.) zu Magdeburg wurde. Als solcher stand er mehrere Jahre hindurch fortwährend in Conflict mit den Behörden und als

Angeklagter vor Gericht. Von den Anschauungen des ältern Rationalismus, denen er anfangs huldigte, ist U. unter dem Einflusse der vorgeschrittenen Partei unter den Freien Gemeinden allmählich zu einem populären Pantheismus geführt worden, dem Gott mit der Natur, die Religion mit dem Streben nach geistiger Cultur und der Befreiung des Denkens von kirchlichen Schranken zusammenfällt. Seine Wirksamkeit hatte ihren Höhepunkt in der Blütezeit der Lichtfreunde erreicht, während welcher er mit großem Geschick und allezeit schlagfertiger Redegewandtheit die Massen mit sich fortzureißen und der religiösen Durchschnittsbildung der mittlern Volksschichten in Wort und Schrift einen leicht faßlichen Ausdruck zu geben verstand. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Bekenntnisse» (Lpz. 1845); «Das Büchlein vom Reiche Gottes» (Magdeb. 1845); «Predigten 1846» (Magdeb. 1846—47). Die meisten der in den «Blättern für christl. Erbauung» (Lpz. 1842 fg.) enthaltenen Aufsätze sind von ihm verfaßt.

Uhren (lat. horologium) nennt man diejenigen Instrumente, welche zur Messung und Eintheilung der Zeit dienen. Die Alten kannten nur Sonnenuhren (s. d.), Sand- und Wasseruhren (Klepsydra). Letztere waren nach Sextus Empiricus und andern schon bei den Chaldäern in Gebrauch und dienten ihnen zu ihren astron. und astrol. Bestimmungen. Nach Vitruv soll zwar erst Ktesibius in Alexandrien um 140 v. Chr. die Wasseruhren erfunden haben; doch gilt dies wol nur von einer künstlichen, mit Räderwerk verbundenen Wasseruhr, da man auch in Athen schon weit früher Wasseruhren besessen zu haben scheint. In Rom führte nach der Erzählung des ältern Plinius Scipio Nasica die Wasseruhren ein, nach andern brachte sie Julius Cäsar aus Britannien, was jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist. Schon Ptolemäus erkannte die große Unvollkommenheit derselben; dennoch wurden sie zum Hausgebrauche selbst nach Erfindung der Räderuhren bis zum 17. Jahrh. nicht selten angewendet, neben ihnen die noch unvollkommenern Sanduhren. Im neuern Sinn des Worts sind U. solche zeitmessende Instrumente, die mit Räderwerk versehen sind. Man kann sie in zwei Arten, in Gewicht- und Federuhren, theilen, je nachdem sie durch die Schwere eines Gewichts oder durch die Elasticität einer Metallfeder in Bewegung gesetzt werden. Der eigentliche Erfinder der Räderuhren, als welcher weder der Priester Pacificus in Verona um die Mitte des 9. Jahrh., noch Gerbert, der nachmalige Papst Sylvester II. (gest. 1003) anzusehen, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Erst im 12. Jahrh. fing man in den Klöstern an, Schlaguhren mit Räderwerk zu gebrauchen, und da im 13. Jahrh. der Sultan Saladdin dem Kaiser Friedrich II. eine solche Uhr mit Gewichten und Rädern zum Geschenk machte, so hat man die Vermuthung aufgestellt, die Sarazenen seien die eigentlichen Erfinder der Räderuhren gewesen und diese erst durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen. Dante erwähnt ausdrücklich die Schlaguhren, die hiernach schon zu Ende des 13. Jahrh. in Italien bekannt gewesen sein müssen. 1288 erhielt ein engl. Mechaniker ein Privilegium für die Verfertigung einer Uhr für den Thurm der Westminsterhalle. Doch wurden die Thurmuhren erst im 14. Jahrh. allgemeiner, wo dergleichen in Bologna, Strasburg, Courtray, Speier u. s. w. vorkommen und Jak. Dondi in Padua sowie Heinrich von Wyck, ein Deutscher, als Verfertiger von Thurmuhren berühmt waren. Gegen Ende des 15. Jahrh. waren die U. auf dem Continent wie in England schon sehr verbreitet; um 1484 brauchte man sie schon zu astron. Beobachtungen. Die tragbaren oder Taschenuhren soll Peter Hele aus Nürnberg um 1500 erfunden haben. Dafür, daß sie aus Nürnberg kamen, spricht wenigstens der Umstand, daß man sie ihrer ovalen Form wegen Nürnberger Eier nannte. Gewiß ist, daß sie schon vor 1544 ziemlich allgemein bekannt gewesen sind. Die erste Pendeluhr verfertigte Huyghens noch vor 1658, nach Angabe der Engländer aber Richard Harris 1641, sowie Huyghens auch als Erfinder der Spiralfeder, um 1670, angesehen wird, während in England diese Erfindung dem Physiker Robert Hooke zugeschrieben wird. Die Repetiruhren erfand Barlow in London 1676. Als Schöpfer der Chronometrie oder der Kunst, sehr genaue tragbare U. (Chronometer) zur Bestimmung der geogr. Länge zu verfertigen, ist der Engländer Harrison (gest. 1776) zu betrachten. Nach ihm haben sich auf diesem Felde namentlich Berthoud und Breguet in Paris, Jürgensen in Kopenhagen und Kessels in Altona ausgezeichnet.

An jeder unserer jetzigen U. hat man vier Hauptbestandtheile zu unterscheiden, von denen keiner fehlen kann, außer welchen aber in bestimmten Fällen noch einige Nebenvorrichtungen hinzugefügt werden. Jene vier wesentlichen Theile sind: der Bewegungsapparat, welcher die zum Gange erforderliche Kraft entwickelt; das Räderwerk, wodurch die Zeiger mit der angemessenen und gleichförmigen Geschwindigkeit herumgeführt werden; der Regulator, das eigentlich Zeitmessende an der Uhr, nämlich eine Vorrichtung, welche kleine, aber höchst regelmäßige Bewegungen von bestimmter kurzer Zeitdauer fortwährend vollbringt, die dann durch das Räder-

werk gleichsam gezählt und mittels der Zeiger auf dem Zifferblatte registrirt werden; endlich die Hemmung, der Gang oder das Echappement, ein Verbindungsglied zwischen Räderwerk und Regulator mit der doppelten Bestimmung, einerseits das Ablaufen des Räderwerks zu verzögern und somit einen lange dauernden Gang der Uhr zu ermöglichen, andererseits dem Regulator fort und fort mittels kleiner Einwirkungen dasjenige an seiner selbständigen Bewegkraft zu ersetzen, was er durch Reibungen und Luftwiderstand einbüßt. Die Bewegungen des Regulators sind jedenfalls hin- und hergehende Schwingungen, und zwar entweder die eines Pendels (s. Pendel) oder eines kleinen Schwungrades, der sog. Unruhe, in Verbindung mit einer spiralförmig gewundenen, feinen Stahlfeder (Spiralfeder); danach theilen sich die U. in Pendeluhren und Unruhuhren. Hinsichtlich der bewegenden Kraft unterscheidet man, wie bereits erwähnt, Gewichtuhren und Federuhren. Bei den erstern, zu denen alle Thurm- und Wanduhren gehören, und welche zugleich fast ohne Ausnahme Pendeluhren sind, wird das Räderwerk durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt, welches an einer um eine bewegliche Walze gewickelten Schnur hängt, vermöge seiner Schwere herabsinkt und dadurch jene Walze um ihre Achse dreht. Ein mit der Walze verbundenes Zahnrad setzt nun weiter eine Reihe von Rädern und Getrieben in Bewegung, sodaß das letzte Rad sich mit der größten Geschwindigkeit umdreht. Dieses letzte Rad wird aber vermöge der Schwingungen des Pendels durch die Hemmung dergestalt verzögert, daß die Gewichtwalze und das niedersinkende Gewicht nur äußerst langsam sich bewegen können und das Werk geraume Zeit hindurch im Gange bleibt. Zufolge gehöriger Einrichtung des Räderwerks muß darin ein Rad vorkommen, welches genau in einer Stunde einmal sich umdreht; auf die Achse dieses Rades wird der Minutenzeiger gesteckt, und durch ein besonderes kleines Räderwerk (Weiser- oder Vorlegewerk) empfängt der Stundenzeiger seine zwölfmal langsamere Bewegung. Bei den Federuhren, welche Pendeluhren (wie die Tischuhren) oder Unruhuhren (wie Taschen- und Reiseuhren) sein können, ist die bewegende Kraft die Elasticität einer langen, mehr oder weniger breiten, aber stets sehr dünnen Stahlfeder, welche im Innern einer Trommel (des Federhauses) um deren Achse (den Federstift) spiralförmig gewunden, mit einem Ende an dieser Achse, mit dem andern an der Wand der Trommel befestigt ist. Entweder die Trommel oder ihre Achse ist unbeweglich; durch das Bestreben der Feder, sich zu entwickeln, wird daher im ersten Falle der Federstift, im zweiten Falle das Federhaus umgedreht und kann so das Räderwerk in Gang setzen. Dabei nimmt die Kraft der Feder desto mehr ab, je weiter sie sich entwickelt. Damit aber dieser Umstand keinen nachtheiligen Einfluß auf den gleichförmigen Gang der Uhr habe, muß eine möglichst vollkommen construirte Hemmung angewendet werden, und außerdem macht man die Feder sehr lang, gebraucht jedoch nur die ersten Umgänge derselben, während welcher die Kraft beinahe ganz constant bleibt. In andern Fällen benutzt man zur Compensirung des allmählich abnehmenden Zugs der Feder die Schnecke, einen abgestutzt kegelförmigen Körper, welcher mit dem Federhaufe durch die Kette verbunden ist. Letztere befindet sich, wenn die Uhr aufgezogen ist, ganz um die Schnecke, von dem dickern nach dem dünnern Ende derselben aufgewunden. Wenn nun die Feder das Federhaus umdreht, zieht dieses die Kette an sich, durch deren Abwickelung von der Schnecke auch letztere sich dreht. Indem die Kette zuerst an dem kleinsten, später mehr und mehr an einem größern Halbmesser der Schnecke thätig ist, erfolgt die vorgedachte Compensation der Ungleichheiten in der Zugkraft der Feder. Die Hemmungen sind sehr mannichfaltig, und ihre Construction hat auf den richtigen Gang der Uhr einen außerordentlich großen Einfluß, wodurch sich eben die Menge verschiedener Erfindungen rücksichtlich dieses Theils der U. erklärt. Für Pendeluhren geringerer Art hat man die einfache Hakenhemmung, bestehend aus einem Rade mit schräg eingeschnittenen, spitzen Zähnen, dem Steigrade, und dem stählernen Haken, welcher durch die Schwingungen des Pendels derartig oscillirt, daß er wechselweise auf der einen und auf der andern Seite des Steigrades einem Zahne desselben sich entgegenstellt und so dasselbe einen Augenblick anhält. Besser ist die Ankerhemmung, bei welcher das Steigrad von ähnlicher Beschaffenheit, an die Stelle des Hakens aber der nach seiner Gestalt benannte Anker gesetzt ist. Bei dem sog. Stiftengange hat der Anker eine veränderte Form und das Steigrad statt der Zähne einen Kreis von Stiften auf seiner Fläche. Künstlichere Hemmungen werden bei astron. Pendeluhren angewendet. Unruhuhren der wohlfeilsten Gattung haben die Spindelhemmung, bestehend aus einem kronenförmigen Steigrade und einer feinen, stählernen Spindel, deren zwei Lappen sich wechselweise den Steigradzähnen entgegenstellen, wenn die an der Spindel befindliche Unruhe ihre Schwingungen macht. Bessere Unruhuhren versieht man mit der Cylinderhemmung, welche statt der Spindel einen kleinen stählernen, halbausgeschnittenen Cylinder und ein Steigrad (Cylinder-

rad) mit eigenthümlich gestalteten, senkrecht gegen die Radfläche stehenden Zähnen enthält. Als noch vollkommenere Hemmungen gebraucht man für Unruhuhren mehrere Arten der Ankerhemmung, die Doppelradhemmung und andere, deren Bearbeitung ungemein viel Sorgfalt erfordert, daher die Werke sehr vertheuert. Den Taschenuhren in Form und Construction ähnlich sind die Chronometer, See- oder Längenuhren, sehr genaue tragbare U., welche zur Bestimmung der geogr. Länge gebraucht werden. (S. Chronometer.) Wenn eine Uhr genau gehen soll, so müssen zu jeder Zeit die Schwingungen des Pendels oder der Unruhe von gleicher Dauer sein. Da nun diese Dauer von der Länge des Pendels und der Größe des Schwungrades der Unruhe abhängt und diese wie jene beim Wechsel der Temperatur sich ändert, so bedarf es eines Mittels, um den Einfluß der Wärme unwirksam zu machen. (S. Compensation.) Nach der Zeit, welche die U. anzeigen, unterscheidet man astron. oder Sternuhren (für Sternzeit), U. für mittlere Zeit (die gewöhnlichsten) und U. für wahre Sonnenzeit. Eine Uhr, welche die beiden letztern Zeiten zugleich angibt, heißt eine Aequationsuhr.

Mit vielen U. verbindet man bekanntlich allerlei zur Bequemlichkeit dienende Nebenvorrichtungen, als Secunden- und Datumzeiger, Schlag- und Repetirwerke, Wecker. Andere, dem Zwecke einer Uhr ganz fremde Dinge, wie bewegliche Menschen- und Thierfiguren u. s. w. sind nutzlose Künsteleien, denen unsere Zeit wenig mehr hold ist. Pendeluhren in Menge und zu sehr niedrigen Preisen bei verhältnißmäßig rühmenswerther Güte werden auf dem bad. Schwarzwalde verfertigt. Die ersten Anfänge dieses Gewerbes traten hier in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. auf. Einen bedeutendern Aufschwung nahm das Geschäft aber erst nach 1780. Im J. 1861 beschäftigte die Uhrmacherei auf dem Schwarzwalde nicht weniger als 1713 Meister oder für eigene Rechnung arbeitende Personen mit 2312 Gehülfen und Lehrlingen. Die feine Uhrenfabrikation wird im höchsten Schwunge betrieben in Paris und in der Schweiz, namentlich zu Chaux-de-Fonds, Locle und Genf. Elektrische oder elektromagnetische U. sind von zweierlei Art. Dieselben bezwecken entweder, mittels einer galvanischen Batterie und telegraphischer Drahtleitungen, unter Mitwirkung von Elektromagneten, von einer gutgehenden Normaluhr aus beliebig viele entfernte U. in übereinstimmendem Gang zu setzen, oder den elektrischen Strom selbst als Triebkraft einer Uhr (statt Gewicht und Feder) zu benutzen. (S. Elektromagnetismus.) Beiderlei Einrichtungen haben aber keine dauernde Existenz in ausgedehntem Maße sich erringen können. Vgl. Georgi, «Illustrirtes Handbuch der Uhrmacherkunst» (Altona 1867); Heider, «Die Schule des Uhrmachers» (Wiesb. 1865); Jürgensen, «Die höhere Uhrmacherkunst» (Kopenh. 1842); Hertz, «Geschichte der U.» (Berl. 1851).

Uhu oder Schuhu, Auf (Bubo maximus) heißt die größte unserer einheimischen und aller Eulen überhaupt. Der Körper mißt 2 F. Länge, das Gefieder ist sehr weich und dicht, rostbraun und schwarz gestammt. Der U. nistet in alten Bäumen, Ruinen und in Felsspalten, greift bei Nacht alle lebenden Thiere an von der Größe der Mäuse bis zu Hasen und jungen Rehkälbern, von Singvögeln bis zu Auerhähnen und Gänsen, wovon er außerordentliche Mengen seinen Jungen zu Neste schleppt. Bei Tage wird er von allen Vögeln, groß und klein, besonders Krähen und Raben auf das heftigste verfolgt und dient deshalb zur Errichtung der sog. Krähenhütten. Es sind dies Verstecke, vor welchen auf einem Stumpfe der U. angekettet wird, während in Schußweite einige dürre Aeste aufgestellt sind, auf welchen sich die Vögel sammeln, die den U. verfolgen. Das schauerliche Geschrei, welches der U. ausstößt, hat zur Sage des wilden Jägers Veranlassung gegeben.

Ujest, ein Städtchen im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, 2 M. südlich von der Kreisstadt Großstrehlitz, an der Klodnitz, ist ein unansehnlicher, aber hübsch gelegener Ort mit einem schönen Marktplatz und einem hochgelegenen Schloß des Herzogs von U., zwei kath. Kirchen, einer Kapelle, einer Synagoge. Der Ort zählt (1864) 2561 E., die Leinweberei, Gerberei und Ziegelbrennerei treiben und eine Eisenhütte und lebhafte Viehmärkte unterhalten. Auch befindet sich hier eine Mineralquelle nebst Badeanstalten. U., eine der ältesten Städte Schlesiens, wurde 1222 vom Herzog Kasimir von Oppeln an das Bisthum Neisse (Breslau) verkauft, zu dem es bis 1810 gehörte. Nachdem es mehrfach seine Besitzer gewechselt, kam es in neuerer Zeit an den Fürsten von Hohenlohe-Oehringen (s. d.), dessen sämmtliche in Oberschlesien belegenen Fideicommißherrschaften durch Cabinetsordre vom 18. Oct. 1861 des Königs Wilhelm von Preußen zum erblichen Herzogthum U. erhoben worden sind. Die bedeutenden Besitzungen desselben liegen in den Kreisen Großstrehlitz, Kosel, Tost-Gleiwitz, Beuthen und Rosenberg. Die schles. Residenz des Herzogs ist Schlawenzitz oder Slawentzitz, ein Dorf (bis 1534 Stadt) $^1/_3$ M. westlich von U., aber im Kreise Kosel, an der Klodnitz, dem

Klodnitzkanal und der oberschles. Eisenbahn. Dieser Ort zählt mit der Colonie und dem Rittergut 1800 E., hat eine kath. Pfarrkirche, ein evang. Bethaus und ein Schloß mit ausgezeichneten Garten- und Parkanlagen, einer Orangerie, einem Feigen-, zwei Ananas-, Camellien-, Azaleen- und andern Häusern. Auch besteht ein Hohofen, eine Eisenfabrik und eine Papiermühle.

Ukas (vom russ. ukasat, d. i. anreden), ein Wort, das in Rußland allen von der Regierung erlassenen legislativen und administrativen Befehlen oder Edicten beigelegt wird. Die U. gehen entweder direct vom Kaiser aus und heißen dann imenny ukas, oder sie werden als Beschlüsse des Dirigirenden Senats veröffentlicht. Sowol die einen als die andern haben Gesetzeskraft, solange sie nicht durch spätere Verfügungen beseitigt werden; doch dürfen die Senatsukase die kaiserlichen zwar erklären, aber denselben nicht widersprechen. Um in die Masse der seit Herausgabe der «Uloshénie» des Zaren Alexis Michailowitsch (1639) erlassenen U. einige Ordnung zu bringen, ward 1827 auf Befehl des Kaisers Nikolaus eine Sammlung derselben in 48 Bänden veranstaltet, denen sich die spätern von Jahr zu Jahr anschließen und die nach Ausscheidung alles unbrauchbaren Materials die Grundlage zum russ. Reichscodex (Swod) bilden. Prikas ist nur ein Tagesbefehl des Monarchen oder eine militärische Ordre im Felde.

Ukermark, gewöhnlich, aber minder richtig Uckermark, der nördlichste Theil der Mark Brandenburg, auf dem linken Ufer der Oder, grenzt im S. an die Mittelmark, im W. an diese und an Mecklenburg-Strelitz, im N. und O. an Pommern und die Neumark. Früher war das Gebiet in den ukermärkischen und den stolpischen Kreis eingetheilt, zerfällt aber jetzt in die drei zum Regierungsbezirk Potsdam gehörigen Kreise Prenzlau, Templin und Angermünde, welche nach der neuesten Vermessung 70,28 Q.-M. umfassen und 167822 E. (1867) zählen. Die U. hat ihren Namen von dem altslaw. u-kra, «die Grenze», und ukraina, «das Grenzland», sodaß also der Ausdruck «Ukermark» ein Pleonasmus ist, da auch das deutsche «Mark» ebenfalls soviel wie Grenze bedeutet. In ältester Zeit wird das Land schlechtweg Ukra oder auch Terra Ukera, das «Ukerland», genannt. Erst mit dem Ende des 15. Jahrh. kam die Benennung U. auf. Das Land war der Wohnsitz der Ukrer, des östlichsten Zweiges der polabischen oder Elbslawen (Wilzen), der seit dem 10. Jahrh. unter dem Namen Ukrani und Uchri erwähnt wird, während der Name Ukera als Bezeichnung des aus den bei Prenzlau befindlichen Ukerseen, 14 M. weit nordwärts über Pasewalk fließenden und bei der pommerschen Kreisstadt Ukermünde (mit 4425 E.) in das Oderhaff mündenden Flusses Uker oder Uecker urkundlich erst 1235 vorkommt. Die U. ist in einzelnen Theilen zu verschiedenen Zeiten an die Mark Brandenburg gekommen und beinahe drei Jahrhunderte lang beständig ein Zankapfel zwischen dieser, Pommern und Mecklenburg gewesen. Bei der Thronbesteigung Friedrich's von Hohenzollern (1417) gehörten 51,64 Q.-M. von dem Areal zur Kurmark, und der Rest war noch in den Händen der pommerschen Herzoge. Friedrich II. erwarb weitere 13,5 Q.-M., und Albrecht Achilles erlangte durch den 31. Juni 1472 mit dem pommerschen Herzog Erich II. abgeschlossenen Prenzlauer Vertrag die bis dahin von Pommern noch behaupteten Stücke der U. (Löcknitz mit Vierraden, 5 Q.-M.) und die Grenze bis zur Welse. Am 28. März 1493 endlich kam zwischen Kurfürst Johann und Herzog Bogislaw eine Erbeinigung und 30. März ein Tauschvertrag zu Stande, dessen Bestimmungen den Territorialumfang der U. so festsetzten, wie er bis 1816, d. h. bis zur Neubildung der Kreiseintheilung in der Mark, von Bestand geblieben ist. 1816 wurde der nördl. Abschnitt des stolpischen Kreises zu dem neugebildeten Kreis Prenzlau geschlagen, dagegen aus dem größern südl. Theile desselben und dem auf der Ostseite der obern Uker und des Mellensees gelegenen Abschnitt des ukermärkischen Kreises in Verbindung mit der bis dahin zur Mittelmark (Oberbarnim) gehörigen Stadt Oderberg der Kreis Angermünde gebildet, während Löcknitz (zwischen Stettin und Pasewalk) und die übrigen jenseit des Löcknitz-Randowflusses belegenen Ortschaften Plöwen, Bismark und Hohenfeld zur Provinz Pommern geschlagen wurden. Nächst der Hauptstadt Prenzlau (s. d.), zu deren Kreis Strasburg gehört, sind die vorzüglichsten Städte Angermünde und Templin. In dem Kreise von Angermünde liegen Schwedt, Vierraden, Greifenberg, Oderberg, Joachimsthal; im Kreise Templin liegen Lychen, Zehdenick und Boitzenburg.

Ukert (Friedr. Aug.), deutscher Historiker, geb. 28. Oct. 1780 zu Eutin, wo sein Vater damals Geistlicher war, besuchte das dortige Gymnasium und hatte J. H. Voß und später auch Bredow zu Lehrern. Er bezog 1800 die Universität zu Halle, dann die zu Jena, wurde 1804 Hauslehrer in Danzig, 1807 Erzieher der nachgelassenen Söhne Schiller's und des jungen Wolzogen in Weimar. 1808 folgte er aber dem Rufe nach Gotha, wo er sich als Lehrer am Gymnasium vorzüglich durch den geogr. Unterricht, als Oberbibliothekar der herzogl. Bücherssammlung durch eifrige Theilnahme an der Anordnung und Katalogisirung der Bücher sowie

als Aufseher des Münzcabinets verdient machte. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit Uebersetzungen histor. und geogr. Werke aus dem Spanischen, Englischen und Französischen; dann wendete er sich vorzugsweise zur Geographie des classischen Alterthums. Seinen kleinen Schriften «Ueber die Art bei den Alten, die Entfernungen zu bestimmen» (Weim. 1813), «Ueber die Geographie des Hekatäus und Damastes» (Weim. 1814) und «Ueber die Geographie Homer's» (Weim. 1815) folgte die «Geographie der Griechen und Römer» (Bd. 1—3, Weim. 1816—46), ein Werk, das durch Quellenstudium, Scharfsinn und geschickte Anwendung neuerer Forschungen verdienten Beifall fand. Außerdem sind zu erwähnen: das «Gemälde von Griechenland» (Königsb. 1811; neue Aufl., Darmst. 1833); die Bearbeitung von Kinneir's und Beaufort's «Reisen in Kleinasien, Armenien und Karamanien» (Weim. 1821); die Beschreibung der Nord- und Südhälfte von Afrika in dem «Handbuch der neuesten Erdbeschreibung» (Abth. 6, Bd. 1 und 2, Weim. 1824). Viele größere und kleinere Abhandlungen veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften. Besondere Hervorhebung verdient die Abhandlung «Ueber Dämonen, Heroen und Genien» (Lpz. 1850). Außerdem gab er heraus seines Vaters, Georg Heinrich Albrecht U. (gest. zu Gotha 1814), Werk: «Dr. Martin Luther's Leben» (2 Bde., Gotha 1817), und seines Schwiegervaters Löffler «Kleine Schriften» (3 Bde., Weim. 1817—18). 1828 verband er sich mit Heeren zur Herausgabe der «Geschichte der europ. Staaten» und 1834 mit Jacobs zur Herausgabe der «Merkwürdigkeiten der herzogl. Bibliothek zu Gotha» (3 Bde., Lpz. 1835—38). U. starb 18. Mai 1851.

Ukraine, d. h. Grenzland, nannte man in Polen seit der Eroberung Kiews durch die Litauer 1320 die äußerste Grenze gegen die Tataren und andere nomadische Stämme. Später verstand man unter U. den ausgedehnten fruchtbaren Landstrich an den Ufern des mittlern Dnjepr nebst den Sitzen der Kosacken mit ziemlich schwankenden Grenzen. Diese Gegenden, bis auf Peter d. Gr. ein beständiger Zankapfel zwischen Rußland und Polen, machen den größten Theil Kleinrußlands aus, welcher Name zuerst um 1654 aufgekommen zu sein scheint, wo zehn Kosackenregimenter auf der Ostseite des Dnjepr sich freiwillig dem russ. Scepter unterwarfen. Durch den Vertrag von Andrussow 1667 und den Frieden zu Grzymultowski von 1686 traten die Könige von Polen diesen auf der Ostseite des Dnjepr gelegenen Theil Kleinrußlands (die sogenannte russ. Ukraine) ab, während die kleinruss. Kosacken auf der Westseite jenes Flusses (welches Land nunmehr polnische U. genannt wurde) vorläufig noch unter poln. Herrschaft verblieben, bis endlich 1793 auch dieses Land durch die zweite Theilung Polens an Rußland fiel. Diese polnische U. bildet gegenwärtig das russ. Gouvernement Kiew, jedoch ist ein Theil derselben noch zum Gouvernement Podolien geschlagen worden. Aus der russischen U. waren ursprünglich die drei Gouvernements Nowgorod-Sewerskoi, Tschernigow und Kiew hervorgegangen; an der Stelle des erstern, welches bald wieder einging, wurde das Gouvernement Pultawa errichtet. Der Name U. ist jetzt nur noch historisch, denn auch das Gouvernement der slobodischen U., einer vom Donetz durchströmten, im Osten von Pultawa gelegenen Provinz, wo sich viele Kleinrussen zur Zeit der poln. Herrschaft hingeflüchtet hatten, wird jetzt Gouvernement Charkow genannt.

Ulanen sind eine besondere Reitergattung, deren Hauptwaffe die Lanze ist. Der Name soll tatarischen Ursprungs sein und «Tapfere» bedeuten; doch ist derselbe in den europ. Heeren von den Polen entnommen, welche im 16. Jahrh. eine leichte Reiterei, zu der von jeder Hufe ein Mann gestellt werden mußte, Ulanski nannten. Die U. führen die lange Stangenlanze, welche den Reiterspeeren des Mittelalters weder in der Form noch im Gebrauche gleicht. Die Waffe erfordert weniger Kraft als Gewandtheit und wird zum Stich und durch Schwingen um den Leib und Kopf auch zur Deckung gebraucht, um feindliche Reiter dem U. nicht nahe kommen zu lassen. Unter der Spitze ist eine Flagge angebracht, welche feindliche Pferde scheu machen soll, bei den österreichischen U. jedoch jetzt abgeschafft ist. Eigenthümlich ist den U. die viereckige Kopfbedeckung, Czapka, bei den Oesterreichern Tatarka genannt, und als Uniform die Ulanka mit Rabatten. Die U. werden in einigen Armeen zur leichten, in andern zur Linienca valerie, einer Mittelklasse, gerechnet. In der preußischen, wo diese Mittelklasse nicht organisirt ist, zählen die U. zur schweren Cavalerie, werden aber auch zum Dienst der leichten verwendet. Zum geschlossenen Angriff, vorzüglich aber zur Verfolgung sind die U. wegen ihrer weitreichenden Lanzen besonders geeignet. In der preuß. Armee wurden sie durch Friedrich II. unter dem Namen Bosniaken, später Towarszy, in der österreichischen 1784 auf Hotze's Betrieb eingeführt; die östl. Völker hatten von jeher Lanzenreiter.

Ule (Otto), naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 22. Jan. 1820 zu Lossow, einem Dorfe bei Frankfurt a. O., erhielt seine Gymnasialbildung zu Frankfurt, wohin 1828 sein Vater,

Digitized by Google

Heinrich Wilhelm U. (gest. 12. Jan. 1861), als Consistorial- und Schulrath berufen worden war. Nachdem er 1840—44 zu Halle und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften, anfangs auf den Wunsch seines Vaters in Verbindung mit Theologie, studirt, erwarb er sich 1845 zu Halle die philos. Doctorwürde und kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo er bis zum Herbst 1848 als Lehrer am Gymnasium thätig war. Hierauf folgte er dem Rufe des Predigers Hildenhagen zur Leitung der von demselben zu Quatz bei Halle gegründeten Fortbildungsschule, welches Unternehmen aber bald den polit. Bewegungen jener Zeit unterlag. U. wandte sich 1851 wieder nach Halle, um sich daselbst der akademischen Laufbahn zu widmen. Obgleich vielfach an den polit. Kämpfen betheiligt, und eine Zeit lang Führer der demokratischen Partei des Wahlkreises, entwickelte er doch eine umfangreiche, besonders auf die Volksbildung berechnete schriftstellerische Thätigkeit. Außer einer kleinen philos. Schrift: «Die Raumtheorie des Aristoteles und Kant's» (Halle 1850), veröffentlichte er «Das Weltall» (3 Bde., Halle 1850; 3. Aufl. 1859), welches große Anerkennung fand und seinen Ruf als populär-naturwissenschaftlicher Schriftsteller begründete. 1852 begann er die Zeitschrift: «Die Natur», welche er anfangs mit Karl Müller und Roßmäßler, dann mit Müller allein herausgab, deren eigentliche Leitung aber stets in seinen Händen blieb. Das treffliche Blatt erzielte ebenfalls viele Erfolge und diente sogar dem Auslande als Muster für ähnliche Zeitschriften. Von U.'s übrigen Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben: «Physik. Bilder» (2 Bde., Halle 1854—57); die mehrfach übersetzten «Wunder der Sternenwelt» (Lpz. 1860); «Populäre Naturlehre» (Lpz. 1865—67); «Warum und Weil» (Berl. 1868), ein kleineres, besonders für Volksschullehrer bestimmtes Werkchen physik. Inhalts; «Ausgewählte kleinere naturwissenschaftliche Schriften» (Bd. 1—5, Lpz. 1865—68), deren einzelne Theile die Titel «Chemie der Küche», «Bilder aus den Alpen und der mitteldeutschen Gebirgswelt», «Chemische Skizzen für Haus und Gewerbe», «Skizzen aus dem Gebiete der organ. Chemie», «Jahr und Tag in der Natur» führen. In Verein mit Petermann eifrig für das Zustandekommen einer deutschen Expedition nach Innerafrika zur Aufsuchung Vogel's wirkend, veröffentlichte er bei dieser Gelegenheit «Die neuesten Entdeckungen in Afrika, Australien und der arktischen Polarwelt» (Lpz. 1861). 1863—66 vertrat U. Halle und den Saalkreis im preuß. Abgeordnetenhause. Er gehörte hier der Fortschrittspartei an und entwickelte besonders in der Unterrichtscommission eine lebhafte Thätigkeit.

Uleåborg oder Kajana, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises oder Län (3097,8 Q.-M. mit 188717 E.) im russ. Großfürstenthum Finland, nach Åbo und Helsingfors die bedeutendste Stadt des letztern, mit einer Bevölkerung von 7602 Seelen, wurde 1605 an dem Flusse Uleå erbaut, der unterhalb der Stadt in einem breiten Wasserfall sich in den Bottnischen Meerbusen stürzt, welcher Umstand für die Schiffahrt sehr hemmend ist. Die Stadt brannte 1822 größtentheils ab, ist seitdem viel freundlicher und geräumiger erbaut und hat eine schöne Kirche, ein Gymnasium, eine Tabacksfabrik, eine Färberei und mehrere Walk- und Schneidemühlen. Nächst Åbo treibt U. den bedeutendsten Handel. 1865 wurden verschifft: 74234½ Tonnen Theer, 7498½ Tonnen Pech, 33860 Zwölfster-Planken, 1941 Stück Balken, 7529 Liespfd. Butter, 334 Liespfd. Talg und 182 Tonnen Lachs. Zur Einfuhr kamen meistens Colonial- und Manufacturwaaren, 22728 Tonnen Getreide, 13441 Matten Roggenmehl, 1190 Tonnen Weizenmehl. U. hat Schiffswerfte, einen Leuchtthurm, einen freilich zum Theil versandeten Hafen, weshalb die Schiffe ½ M. von der Stadt ankern müssen, und einen von Kranken häufig besuchten Mineralbrunnen. Am 1. Juni 1854 verbrannte eine engl. Kriegsflotille unter Admiral Plumridge alles russ. Staatseigenthum. Dasselbe geschah 30. Mai in der kleinen, 2600 E. zählenden Hafenstadt Brahestad, wo der Verlust auf 350000 Silberrubel geschätzt wurde.

Ulema, eigentlich Wissende, nennt man in der Türkei den Stand der Rechts- und der Gottesgelehrten, welche nach islamitischem Grundsatz beide gleichmäßig ihre Wissenschaft aus dem Worte Gottes, d. h. dem Koran, aus dessen Commentatoren und der ihm entflossenen bürgerlichen Gesetzgebung ziehen. Die U. zerfallen in drei Abtheilungen: 1) die Imame oder Cultusdiener; 2) die Mufti oder Gesetzausleger und 3) die Kadhi oder Richter. Von den Imamen haben nur gewisse Würdenträger, Prediger und Religionslehrer, Anspruch auf den Ulemarang; den Mufti und Kadhi dagegen gebührt derselbe ausnahmslos. Von diesen beiden letztern sind die Kadhis die höher stehenden. Jedoch wird das Oberhaupt des Gesammtstandes, der Scheich-ul-Islam (der Alte des Islam), gewöhnlich in Europa Großmufti geheißen, ausschließlich den Muftis entnommen. Diese letztern gelten in Beziehung auf ihre geistliche Würde alle gleich. Dagegen besteht unter den Richtern ein Rangunterschied, nach welchem zwei Kaziasker (Heerrichter), einer für Anatolien und einer für Rumelien, an der Spitze der Körperschaft stehen. Auf

dieſe folgen die mit beſonders wichtigen Jurisdictionen betrauten Kadhi-Mollas, dann die dieſen untergeordneten Kadhis, und endlich die Naibs oder Beiſitzer. Für Streitigkeiten über Stiftungsgüter (Vakuf) gibt es beſondere Richter, die den Titel Muſettiſch führen. Der Kadhi reſidirt in einem Amts-(Kaza-)Vorort; der Kadhi-Molla der Regel nach in einer Provinzial-(Sandſchak-) oder Generalſtatthalterſchafts-(Ejalet-)Hauptſtadt. Der Inſtanzenzug geht von jenem auf dieſen und in gewiſſen Fällen weiter auf das Tribunal des Kaziasker in Konſtantinopel. Die Gerichte des Kadhi heißen Mehkemeh. Früher waren dieſelben für alle Civil- und Criminalfälle competent; ſie konnten zum Tode verurtheilen und in Fällen der Apoſtaſie und Blasphemie ihre Sentenz ſogar ſelbſt ohne weitere Formalitäten ausführen laſſen. Seit den Reformen der Neuzeit iſt ihre Befugniß ſogar in Civilfällen eine beſchränkte, indem ihnen Handelsgerichte (tüdjaret-mehkemessi) und Criminalgerichte (djenajet-mehkemessi), zur Seite geſtellt wurden.

Ulfilas hieß mit griech., Ulfila mit rein goth. Namensform der berühmte goth. Bibelüberſetzer, welcher um 311 unter den Gothen nördlich der Donau geboren und um 341 zum Biſchof der arianiſchen Gothen geweiht worden war, 348 mit Weſtgothen, die einer Glaubensverfolgung entwichen, auf oſtröm. Boden nach Niedermöſien auswanderte, 360 einer Synode zu Konſtantinopel beiwohnte, 381 ebendahin zurückkehrte und dort noch in demſelben Jahre ſtarb, vor und nach dem Tode von den Seinen, von Fremden und vom Kaiſer ſelbſt wie ein zweiter Moſes geehrt. Er verfaßte mehrere Originalwerke und Ueberſetzungen in griech., lat. und goth. Sprache, wie ſein Schüler, der Biſchof Auxentius von Siliſtria, berichtet, dem man auch die wenigen Nachrichten über ſeine Lebensſchickſale faſt allein verdankt. Erhalten aber hat ſich von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nur ein Theil der Bibelüberſetzung, deren ſchon ältere, der Zeit nach ihm naheſtehende griech. Kirchenſchriftſteller rühmend gedenken. Dieſer Bibelüberſetzung legte er zu Grunde für das Alte Teſtament die Septuaginta und für das Neue ebenfalls einen griech. Text, der jedoch, abweichend von allen bekannten griech. Handſchriften, an vielen Stellen mit den ältern lat. Ueberſetzungen zuſammentraf. Er übertrug getreu und gewiſſenhaft, doch nicht knechtiſch, und that ſeiner Sprache, die ihm freilich noch ziemlich engen Anſchluß an die Urſchrift geſtattete, ſoweit man jetzt darüber urtheilen kann, nirgends Gewalt an. Ebenſo bewahrte er auch aus dem alten einheimiſchen Runenalphabete mit ehrfurchtsvoller Schonung ſo viel, wie nur zuläſſig war, als er aus einer Verſchmelzung deſſelben mit dem griech. Alphabet ſich auf ebenſo einfache als ſinnreiche Weiſe die neue Schrift ſchuf, deren er für die Aufzeichnung ſeines Werks bedurfte. Unter den Weſtgothen war ſeine Ueberſetzung entſtanden, aber auch bei den andern Stämmen ſeines Volks kam ſie zugute und ward von ihnen gepflegt und fortgepflanzt, wie die erhaltenen, jetzt über Europa zerſtreuten, in Mailand, Wolfenbüttel und Upſala aufbewahrten Trümmer bezeugen, welche ſämmtlich aus Handſchriften des 5. und 6. Jahrh. ſtammen, die durch verſchiedene Merkmale auf Italien, als das Land ihrer Anfertigung und Benutzung, alſo auf oſtgoth. Urſprung zurückweiſen. Auch haben gerade die mannichfaltigſten Bruchſtücke, die mailänder und wolfenbütteler Handſchriften, einſt im longobard. Kloſter Bobbio gelegen. Unter jenen Handſchriftenreſten, welche größere Stücke aus den Evangelien und den Pauliniſchen Briefen, kleinere aus einem Pſalm und aus Esra und Nehemia enthalten (während das ganze, ſchon als älteſtes Schriftdenkmal german. Zunge für uns unſchätzbare Werk nach einer alten Nachricht nur die Bücher der Könige entbehrt haben ſoll), nimmt nach Ausſtattung und Inhalt die erſte Stelle der mit ſilbernen Buchſtaben auf purpurfarbenes Pergament geſchriebene ſog. Codex argenteus auf der Univerſitätsbibliothek zu Upſala ein. Die erſte Ausgabe derſelben beſorgte Franz Junius (Dordrecht 1665). Zahn fügte der ſeinigen (Weißenfels 1805) zuerſt die von Knittel in wolfenbütteler Palimpſeſten entdeckten Bruchſtücke des Römerbriefs hinzu, und die übrigen Bruchſtücke gaben aus mailänder Palimpſeſten Angelo Mai und der Graf Caſtiglioni in fünf Heften (Mail. 1819—39) heraus. Nach U. und mit deutlicher Benutzung ſeiner Evangelienüberſetzung verfaßte ein Weſtgothe, vielleicht erſt im 6. Jahrh., eine paraphraſirende Evangelienharmonie, aus deren Texte ſich nicht entnehmen läßt, ob ſie ein Originalwerk oder eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen iſt. Ihre ebenfalls aus Bobbio ſtammenden und in Palimpſeſten zu Rom und Mailand entdeckten Bruchſtücke wurden zuerſt durch Maßmann herausgegeben («Skeireins aivaggeljons thairh Johannen», Münch. 1834; vgl. Löbe, «Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins», Altenb. 1839) und ſind mit allen übrigen goth. Schriftreſten vereinigt in der trefflichen, mit lat. Ueberſetzung, kritiſchen Anmerkungen, Gloſſar und Grammatik verſehenen Ausgabe des U. von von der Gabelentz und Löbe (2 Bde., Lpz. 1836—46). Beſonderes Verdienſt um den Text der goth. Bibelüberſetzung erwarb ſich Uppſtröm durch ſeine Ausgaben des «Codex argenteus» (Upſ. 1854—57) und «Fragmenta Gothica selecta»

(Upſ. 1861). Die Reſultate ſeiner Forſchungen ſind auch verwerthet in Stamm's «Ulfilas», (3. Aufl., von Heyne, Paderb. 1865). Vgl. Waitz, «Ueber das Leben und die Lehre des U.» (Hannov. 1840), und beſonders Beſſel, «Ueber das Leben des U. und die Bekehrung der Gothen zum Chriſtenthum» (Gött. 1860).

Ullmann (Karl), namhafter prot. Theolog, geb. 15. März 1796 zu Epfenboch in der Pfalz, bildete ſich auf den Schulen zu Mosbach und Heidelberg ſowie ſeit 1812 auf den Univerſitöten zu Heidelberg und Tübingen. Nachdem er ein Jahr als Pfarrvicar zu Kirchheim verlebt, dann noch die Vorleſungen Hegel's, Doud's und Creuzer's in Heidelberg beſucht und 1819 auf einer Reiſe durch Norddeutſchland mit Schleiermacher, Neander und De Wette in Verbindung gekommen war, habilitirte er ſich in demſelben Jahre zu Heidelberg und wurde daſelbſt 1821 außerord., 1826 ord. Profeſſor. 1828 begann er mit ſeinem Collegen Umbreit (ſ. d.) die Herausgobe der «Theol. Studien und Kritiken», des nach beſtehenden Houptorgans der ſog. Vermittelungstheologie. 1829 folgte U. dem Rufe als ord. Profeſſor nach Halle. In die Zeit ſeines dortigen Aufenthalts fiel die bekannte Denunciatian Hengſtenberg's gegen die rationaliſtiſchen Profeſſoren Wegſcheider und Geſenius, durch welche U. ſich veranlaßt ſah in dem «Theol. Bedenken aus Veranlaſſung des Angriffs der Evangeliſchen Kirchenzeitung auf den halleſchen Rotionalismus» (Halle 1830) kräftig für theol. Lehrfreiheit einzutreten. 1836 kehrte U. an die Univerſität Heidelberg zurück, wo er als theol. Lehrer und Schriftſteller thätig war, bis er im Spätjohr 1853 zum evang. Prälaten und Mitglied des Oberkirchenraths, deſſen Präſidium er 1856 übernohm, berufen ward. In dieſem Amte, welches er bis 1860 bekleidete, wirkte er mit ſteigender Entſchiedenheit im Sinne der kirchlichen Reſtauration, deren Spuren namentlich die van der Generalſynode van 1855 unter ſeiner Führung gefaßten Beſchlüſſe zur Sicherung des Bekenntnißſtandes, die neue Agende und der neue Katechismus trugen. Der Fall des bad. Concordats (1860) führte auch in der evang. Kirche Badens einen Umſchwung herbei. Seines Einfluſſes beraubt, zog ſich U. ins Privatleben zurück. Er ſtarb 12. Jan. 1865 zu Karlsruhe. Unter ſeinen Schriften ſind zunächſt hervorzuheben ſeine zahlreichen kirchenhiſtor. Arbeiten, in welchen ſich mit gründlicher Gelehrſamkeit eine elegante Darſtellung verbindet. Seinen wiſſenſchaftlichen Ruf begründete U. mit dem Werke «Gregor von Nazianz» (Darmſt. 1825), auf welches die aus einer Schrift über Johann Weſſel (Hamb. 1835) hervorgegangenen «Reformatoren vor der Reformatian» (2 Bde., Hamb. 1841; 2. Aufl., Gotha 1866) folgten. Nach weit tiefer aber als durch dieſe Arbeiten griff er durch ſeine, aus Abhandlungen in den «Studien und Kritiken» hervorgegangenen Schriften «Ueber die Sündloſigkeit Chriſti» (7. Aufl., Gotha 1863) und über «Das Weſen des Chriſtenthums mit Beziehung auf neuere Auffaſſungsweiſen» (4. Aufl., Gotha 1854) ſowie durch die Streitſchrift gegen das «Leben Jeſu» van Strauß, «Hiſtor. oder mythiſch?» (Hamb. 1838), in die theol. Entwickelung ein. Dieſen in ihrer Art claſſiſchen Schriften, welche namentlich in die Hönde der Studirenden kamen, und ins Holländiſche, Engliſche, Franzöſiſche nnd Däniſche überſetzt wurden, verdankte die an Schleiermacher angelehnte, das kirchliche Dogma möglichſt mit der modernen Bildung ausſöhnende Vermittelungstheologie vorzugsweiſe ihre weite Verbreitung, ſowenig auch U.'s elegonte und wohlmeinende, oder wenig in die Tiefe dringende Art, theol. Streitfragen mehr zu beſchwichtigen als zu löſen, ein ſchärferes Denken zu befriedigen vermochte. Außerdem hat er theils in Aufſätzen ſeiner Zeitſchrift, theils in beſondern Broſchüren faſt jede bedeutende Erſcheinung der Zeit mit ſeinem, in frühern Jahren immer milden und verſöhnlichen, ſeit ſeiner eigenen Betheiligung on der Kirchenleitung aber nicht ſelten gereizten Urtheile begleitet.

Ulloa (Don Antonia di), einer der berühmteſten Männer Spaniens im 18. Jahrh., geb. zu Sevilla 12. Jan. 1716, widmete ſich dem Seedienſte und wurde 1733 Kopitän einer königl. Fregatte. Er ging 1734 mit einer Commiſſion, die zu der Gradmeſſung zur Beſtimmung der Geſtalt der Erdkugel nach dem ſüdl. Amerika abgeſchickt war, nach Quito und blieb daſelbſt bis 1744. Auf der Rückreiſe nach Europo wurde er von einem engl. Schiffe gefangen und nach England gebracht. Noch ſeiner Heimkehr bereiſte er zur Vervollkommnung ſeiner ſtaatswirthſchoftlichen Kenntniſſe einen großen Theil Europas und kehrte mit reichen Erfahrungen zurück, die er zum Beſten ſeines Vaterlandes in Anwendung brachte. Er beförderte den Aufſchwung der Wollmanufacturen, vallendete die Hafenbaſſins zu Ferrol und Cartagena und brachte Aufſchwung in den Betrieb der Queckſilberminen von Almaden in Spanien und Guancavellica in Peru. 1755 ging er abermals nach Amerika und wurde 1764 Gouverneur des an Spanien obgetretenen Louiſiana, bereits 1767 aber nach Spanien zurückberufen und zum Generaldirector des Seeweſens ernannt. Er ſtarb 5. Juli 1795 auf ſeinem Landſitz unweit Cadiz. Bau ſeinen Kennt-

nissen zeugen seine «Relacion historica del viage a la America meridional» (Madr. 1748; deutsch in der «Allgemeinen Historie der Reisen», Bd. 9), die «Noticias americanas sobre la America meridional y la septentrional-oriental» (Madr. 1772; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1781), worin er Untersuchungen über die Bevölkerung Amerikas mittheilt, und die «Noticias secretas di America» (Lond. 1826), welche die von U. und seinem Gefährten auf seiner ersten Reise, Don Gorge Juan, an das span. Ministerium erstatteten Berichte enthalten.

Ulm, Hauptstadt des wirtemb. Donaukreises, bis 1866 deutsche Bundesfestung, liegt am linken Ufer der Donau, die hier die Iller und Blau aufnimmt und völlig schiffbar wird, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, am Fuße der östl. Ausläufer der Schwäbischen Alp. Die Stadt ist Sitz der Kreisbehörden und zählt 23077 E. (1864), darunter 4550 Katholiken. Die am jenseitigen Donauufer gegenüberliegende Stadt Neu-Ulm, mit 4810 E., gehört zum bair. Kreise Schwaben, wird jedoch von den Festungswerken, deren Bau 1844 begann, miteingeschlossen. Diese Werke bilden einen kaum in fünf Stunden zu umschreitenden Gürtel von Mauern, Wällen, Gräben und Thürmen, um die sich wieder ein weiter Kranz von Vorwerken lagert. Zwei Brücken führen hinüber nach Neu-Ulm. Die Stadt selbst trägt das Gepräge der alten Reichsstädte, ist eng, aber stattlich gebaut. Weit überragt wird dieselbe durch den Münster, eins der herrlichsten Denkmäler altdeutscher Baukunst und zugleich eine der größten Kirchen Deutschlands, mit prächtigen Fenstermalereien, einer großen Orgel, ausgezeichneten Chorstühlen von Jörg Sürlin dem Aeltern, Gemälden der altdeutschen Schule und andern Merkwürdigkeiten. Während die Kirche mit fünf Schiffen (485 F. lang, 170 F. breit) und dem Chore (141 F. hoch) vollendet steht, ist der gewaltige, auf 500 F. projectirte Thurm nur bis gegen die Hälfte (234 F.) ausgeführt. Unter den Meistern des 1377 begonnenen, durch 111 Jahre fortgesetzten Baues sind besonders Ulrich von Enfingen aus dem Uechtlande, dessen Söhne Kaspar und Matthias (gest. 1463) und Matthias Böblinger aus Eßlingen (seit 1474) zu nennen. Neuerdings haben umfangreiche Restaurationsbauten begonnen. Außer dem Münster (protestantisch) besitzt U. noch eine prot. (Hospital-) Kirche, eine kath. und eine deutschkath. Kirche. Unter den übrigen Bauwerken sind hervorzuheben: das alterthümliche Rathhaus, in dessen Nähe sich ein schöner Brunnen (der sog. Fischkasten) befindet; die Comthurei des Deutschordens, 1712—18 erbaut, jetzt Sitz der Kreisregierung; das Palais, welches der Prinz Heinrich von Würtemberg bewohnte; aus neuerer Zeit die 1832 vollendete Donaubrücke, die im Sommer 1854 eröffnete Eisenbahnbrücke sowie der große und ungemein belebte Bahnhof, auf welchem sich fünf Schienenwege (Stuttgart-Ulm, Ulm-Friedrichshafen, Augsburg-Ulm, Ulm-Kempten und Ulm-Blaubeuren) kreuzen. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen: ein Gymnasium, eine Realschule, eine Gewerb- und Fortbildungsschule. Mit der Stadtbibliothek, die zu den ältesten öffentlichen Bibliotheken in Deutschland gehört, ist eine Sammlung von Alterthümern verbunden, die höchst sehenswerthe Denkmäler des Mittelalters enthält. U. ist einer der bedeutendsten Handelsplätze Würtembergs und hat auch eine ziemlich lebhafte Industrie. Berühmt sind die ulmer Gemüse (Spargel), das ulmer feine Mehl, das ulmer Brot und die ulmer Pfeifenköpfe. Auch sind Leinwandbleichen, zahlreiche Brauereien u. s. w. vorhanden. Sehr bedeutend ist der Handel mit Holz, besonders mit Bretern. Im Aufschwung begriffen ist der Tuch- und Ledermarkt. Außerdem besteht ein lebhafter Producten- und Speditionshandel. U. war früher Freie Reichsstadt des Schwäbischen Kreises, auf dessen Versammlungstagen sie den Vorsitz führte, und hatte neben der Bevölkerung in ihren eigenen Mauern (zur Blütezeit im 15. Jahrh. mehr als 60000 E.) ein Landgebiet von 17 Q.-M. mit 38000 E. Gegen Ende des Mittelalters im Besitze großer Rechte, war sie stets eins der Hauptmitglieder der Bündnisse in Schwaben. 1803 kam sie an Baiern und 1810 an Würtemberg. Im Kriege von 1805 wurde sie, nachdem die Franzosen unter Napoleon und Ney 14. und 15. Oct. bei dem nahen Elchingen gesiegt, 17. Oct. mit Capitulation genommen und der österr. General Mack hier mit 26000 Mann kriegsgefangen. Vgl. Jäger, «U.s Verfassung u. s. w. im Mittelalter» (Heilbr. 1831); Dietrich, «Beschreibung der Stadt U.» (Ulm 1825); Grüneisen und Mauch, «U.s Kunstleben im Mittelalter» (Stuttg. 1840); Haßler, «U.s Kunstgeschichte im Mittelalter» (Stuttg. 1864); Fischer, «Geschichte der Stadt U.» (Ulm 1863); Mauch, «Die Baugeschichte der Stadt U.» (Ulm 1864).

Ulme (Ulmus) oder Rüster, Name einer zur 23. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Baumgattung, welche von den einen Botanikern zu den Nesselgewächsen gerechnet wird, nach andern den Typus einer eigenen kleinen, den Nesselgewächsen zunächst stehenden Familie (der Ulmaceen) bildet. Die U. sind der Mehrzahl nach stattliche Bäume, welche hin- und hergebogene Zweige, am Grunde ungleichseitige, stets scharf (meist doppelt) gesägte und zugespitzte, fieder-

nervige, kurzgestielte Blätter, vor dem Laubausbruch erscheinende, büschelig angeordnete, unscheinbare Blüten (theils Zwitterblüten, theils eingeschlechtige) und einsamige, mit einem breiten, netzaderigen Hautsaum umgebene Nüßchen besitzen. Die bald gestielten, bald festsitzenden Blüten haben eine einfache, glocken- oder kreiselförmige Hülle (ein Perigon) mit drei- bis neunspaltigem Saume und ebenso viele aus der Hülle hervorragende Staubgefäße mit braunvioletten Beuteln, weshalb besonders dichte Blütenbüschel von weitem fast schwarz aussehen. Die Blütezeit fällt in den März und April, die Fruchtreife Ende Mai oder in den Juni, bald nach der Entwickelung der Blätter. Die Ulmenarten sind über Europa, Asien und Nordamerika verbreitet. In Deutschland kommen drei Arten wild vor: U. campestris L., U. montana Sm. und U. effusa Ehrh. Die erstgenannte Art, der Feldrüster, bis auf die neueste Zeit mit der zweiten verwechselt, hat dickliche, fast lederartige, oberseits glatte Blätter und kahle, rundliche Flügelfrüchte, deren Kern (das Nüßchen) in der Mitte liegt. Diese Art ist in der südlichern Hälfte Europas heimisch, woselbst sie allgemein (namentlich in Westeuropa) zu Alleen benutzt und als Zierbaum in Parken und Gärten angepflanzt wird. Eine Varietät derselben, der Korkrüster (U. suberosa Mönch), mit kleinen Blättern, korkig geflügelten Zweigen und Aesten und ziemlich dicker, aufgesprungener Korkrinde an den Stämmen, kommt wild und angepflanzt auch in Mittel- und Nordeuropa häufig vor. Die zweite Art, der Bergrüster, durch beiderseits sehr scharfhaarige, dünnere, aber meist größere Blätter und längliche, ebenfalls kahle Früchte, deren Kern in der vordern Hälfte liegt, von voriger unterschieden, ist die in Deutschland gemeinste Ulmenart und durch ganz Mittel- und einen großen Theil von Nordeuropa verbreitet. Beide Ulmenarten tragen die Blüten in dichten, halbkugeligen Büscheln. Die dritte Art, der Flatterrüster, unterscheidet sich von beiden vorhergehenden auffallend durch die langgestielten, lockere, unregelmäßige Büschel bildenden Blüten und die kleinen, länglichen, am Rande zierlich gewimperten Früchte. Auch hat er eine abblätternde Borke am Stamm und sehr schiefe Blätter, welche oberseits meist kahl und ziemlich platt sind. Alle U. haben ein festes, hartes, hellgefärbtes, namentlich im Wasser sehr dauerhaftes Holz, welches von Wagnern, Tischlern und Büchsenmachern (zu Gewehrschäften) viel verarbeitet wird. Durch Beizung und Poliren nimmt dasselbe eine schöne Mahagonifarbe an, zumal wenn es, wie oft, geflammt ist. Die Ulmenrinde dient zum Färben und Zuckerklären und wird in Norwegen bei Theuerung zu Mehl gemahlen und unter das Brot verbacken. Der Ulmenbast dient als Arzneimittel bei Hautkrankheiten; er ist schleimhaltig und von bitterm zusammenziehenden Geschmack. Aus den oft maserigen Wurzeln verfertigt man dauerhafte Tabackspfeifenköpfe, die namentlich früher sehr beliebt waren. Die U. sind den Angriffen einer Menge von Blattläusen ausgesetzt. Mehrere veranlassen blasige Auswüchse an ihren Blättern, und in manchen Sommern findet man oft kaum ein gesundes Blatt. Der schleimigwässerige Inhalt der Blattzellen, welche die eine dieser Läuse (Schizoneura lanuginosa) verursacht, war früher als Ulmenbalsam in arzneilichem Gebrauche. Die U. verlangen zu ihrem Gedeihen einen kräftigen, humosen und feuchten Boden, kommen daher bei uns in Buchenwälder eingesprengt, desgleichen an Flußufern und Waldrändern mit feuchtem, nahrhaftem Boden am besten fort. In reinem Bestande pflegen die U. in Deutschland nicht angebaut zu werden, wol aber sieht man Ulmengehölze in Süd- und Westeuropa.

Ulpianus (Domitius), einer der berühmtesten röm. Rechtsgelehrten, war um 170 n. Chr. zu Tyrus geboren, begann seine öffentliche Thätigkeit zu Rom unter Septimius Severus als Assessor bei einem der röm. Prätoren, ward dann von Papinian zum Assessor in sein Consilium aufgenommen und vielleicht schon unter Caracalla und Heliogabal, sicher aber unter Alexander Severus Praefectus praetorio, fand aber um 228 n. Chr. auf Anstiften des Epagathus bei einem Aufstande der erbitterten Prätorianer unter den Augen des Kaisers und dessen Mutter Mammäa seinen Tod. Seine zahlreichen Schriften, darunter die nur noch in Bruchstücken vorhandenen Hauptwerke «Ad edictum» in 83 und «Ad Sabinum» in 51 Büchern, sind für uns darum so wichtig, weil ein volles Drittheil der Pandekten aus ihnen genommen ist. Manchen Werth hat auch die kleine Schrift «Tituli ex corpore Ulpiani», gewöhnlich U.'s Fragmente genannt, herausgegeben von Hugo (5. Aufl., Berl. 1834) und Böcking (3. Aufl., Bonn 1845). Ein Fragment seiner Institutionen gab Endlicher (Wien 1835) heraus.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, geb. 1487, ein Sohn des wahnsinnig gewordenen Grafen Heinrich, kam, da Eberhard I. im Bart und dessen Nachfolger, der vertriebene Eberhard II., keine männlichen Nachfolger hatten, als elfjähriger Knabe 1498 in den Besitz des Herzogthums. Seine Räthe führten die Regierung, vernachlässigten aber dabei des Herzogs Erziehung. Um

der kaiserl. Hülfe gegen den vertriebenen Eberhard desto gewisser zu sein, verlobten sie den jungen Herzog sogleich mit der Prinzessin Sabine von Baiern, einer Schwestertochter Kaiser Maximilian's I., der den Herzog schon im 14. J. für volljährig erklärte. Dieser war kraftvoll, feurig, muthig, ein Jüngling von Kopf und Herz; später aber machten widrige Schicksale ihn hart, argwöhnisch und mistrauisch. Die ersten Jahre seiner Regierung waren sehr glücklich. Er nahm theil an bairisch-landshutischen Erbfolgekriege, welcher Würtemberg bedeutend vergrößerte, und hielt den glänzendsten Hof in Deutschland. Bald indessen folgte Unglück auf Unglück. Die schon zuvor beträchtlichen Schulden der Familie hatten sich bis zu 1 Mill. Fl. erhöht; schwere Abgaben und unfruchtbare Jahre machten die Unterthanen unzufrieden. So erhob sich 1514 der Aufstand des armen Konrad, den der Herzog kaum dadurch zu stillen vermochte, daß er dem Volke außerordentliche Rechte und Freiheiten einräumte. 1515 ermordete er eigenhändig Hans von Hutten, den er in Verdacht zu großer Vertraulichkeit mit der Herzogin hatte. Letztere entfloh, und es drohte ihm der wegen des Vorfalls mit Hutten empörte Adel. Zudem verlor U. die Gunst des Kaisers, und die Herzoge von Baiern, die Brüder seiner Gemahlin, wurden seine erbittertsten Gegner. Nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Bald jedoch gerieth U. in noch größeres Unglück. Bürger von Reutlingen erschlugen 1519 seinen Burgvogt auf Achalm, worauf er sofort die Reichsstadt selbst in Beschlag nahm und sie mit seinem Herzogthum vereinigte. Jetzt waffnete sich gegen ihn der ganze Schwäbische Bund, dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Baiern an seiner Spitze, und in wenig Wochen war U. von Land und Leuten vertrieben. Ohne weitere Rücksicht auf ihn und seine Familie verkaufte der Bund das Herzogthum, und bis 1534 bildete es einen Theil der vordern Lande des Hauses Oesterreich unter König Ferdinand. U. suchte Hülfe in Frankreich bei Franz I. und beim Landgrafen Philipp dem Großmüthigen. Nach langer Vertreibung erst führte den inzwischen zum Protestantismus übergetretenen Herzog der Landgraf von Hessen 1534 an der Spitze seines Heers nach Würtemberg zurück, wo der Sieg bei Laufen am Neckar ihm sein Herzogthum wieder verschaffte. Der durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen zu Caden in Böhmen 1534 geschlossene Cadanische Vertrag ließ den Herzog im Besitze seines Landes. Doch mußte er es als österr. Afterlehn annehmen. Er führte nun die Kirchenreformation durch, was sein Verhältniß zu Oesterreich natürlich verschlimmerte. Als Mitglied des Schmalkaldischen Bundes hatte U. 1546 ein beträchtliches Contingent zum Heere der Verbündeten an die Donau rücken lassen, und Würtemberg war nach der unglücklichen Wendung des Kriegs für die Verbündeten eins der ersten Länder, die vom Heere des Kaisers besetzt wurden. Durch eine beträchtliche Summe und durch Einführung des Interim im Herzogthume erkaufte U. zwar den Frieden mit dem Kaiser; allein jetzt ließ der röm. König Ferdinand eine Felonieanklage gegen ihn, als seinen Afterlehnsmann, einleiten, und es war voranszusehen, daß er diesmal das Herzogthum auf dem Wege Rechtens verlieren dürfte. Schon hatte sich der Herzog entschlossen, dasselbe seinem Sohne Christoph abzutreten, der keinen Antheil am Kriege genommen, als er 6. Nov. 1550 starb. (S. Würtemberg.) Vgl. Heyd, «Herzog U. von Würtemberg» (3 Bde., Tüb. 1841—43); Ulmann, «Fünf Jahre würtemb. Geschichte unter Herzog U., 1515—19» (Lpz. 1867); Kugler, «U., Herzog zu Würtemberg» (Stuttg. 1865).

Ulrich von Lichtenstein, ein mittelhochdeutscher Dichter, aus ritterlichem steiermärk. Geschlecht, geb. um 1199, diente seit 1215 verschiedenen adelichen Herren und Damen, empfing 1222 zu Wien den Ritterschlag und starb 26. Jan. 1275 oder 1276. In seinem «Frauendienst», welchen zuerst L. Tieck theils in Bearbeitung, theils in Uebersetzung (Stuttg. und Tüb. 1812) bekannt machte, gibt er eine Darstellung seines Lebens von 1211—55, in Strophen abgefaßt, die aus vier Reimpaaren bestehen. Dabei hat er seine Lieder, seinen Leich (s. d.) und mehrere «Büchlein» oder Liebesbriefe eingeflochten. Das Gedicht ist eine poetisch wenig, aber für die Sittengeschichte seiner Zeit höchst werthvolle Arbeit. Außer diesem hat man noch von ihm ein kürzeres, in kurzen Reimpaaren 1257 verfaßtes Gedicht, von ihm selbst «Frauenbuch» genannt, das in der Weise eines Gesprächs die unter Männern und Frauen eingerissene Verderbniß beklagt und, wie jenes, wichtig ist für die Kenntniß des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit. Beide sind am besten herausgegeben von Lachmann, mit histor. Anmerkungen von Karajan (Berl. 1841).

Ulrici (Hermann), deutscher Philosoph und Kritiker, geb. 23. März 1806 zu Pförten in der Niederlausitz, erhielt seine Schulbildung zu Leipzig, wohin sein Vater 1811 als Oberpostverwalter kam, später, als dieser zum Geh. Postrath in Berlin befördert worden, auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium daselbst. Sodann widmete er sich seit Ostern 1824 erst zu Halle, dann zu Berlin der Rechtswissenschaft und begann seit 1827 als Auscultator die juristi-

Laufbahn. Nach dem Tode seines Vaters gab er jedoch Ende 1829 als Referendar seine amtliche Laufbahn auf und wandte sich, dem philos.-wissenschaftlichen Zuge seines Geistes folgend, zunächst mit Eifer dem Studium der Geschichte, der Poesie und Kunst sowie der Mythologie des Alterthums zu. Als erste Frucht davon erschien die «Charakteristik der antiken Historiographie» (Berl. 1833). Im Sommer 1833 habilitirte er sich zu Berlin, worauf er 1834 als außerord. Professor an die Universität zu Halle berufen wurde, der er seitdem angehört. Seiner «Geschichte der hellenischen Dichtkunst» (2 Bde., Berl. 1835) folgte das Werk «Ueber Shakspeare's dramatische Kunst» (Halle 1839; 3. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1868), eine in ihrer Totalität vortreffliche Darstellung des großen Dichters. Als Philosoph suchte U. vom Princip der logischen (innern-apriorischen) und der thatsächlichen (äußern-aprioriſchen) Denknothwendigkeit aus Idealismus und Realismus zu vermitteln und bekämpfte von diesem Standpunkte aus in der Schrift «Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie» (Halle 1841), sodann im «Grundprincip der Philosophie» (2 Bde., Lpz. 1845—46) und im «System der Logik» (Lpz. 1852) die idealistische Speculation Hegel's und seiner Schule. Seine spätern philos. Werke, wie «Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft» (Lpz. 1858), «Gott und die Natur» (Lpz. 1862; 2. Aufl. 1866) und «Gott und der Mensch; Grundzüge einer Psychologie des Menschen» (Lpz. 1866), führen das vermittelnde Princip durch die einzelnen Disciplinen hindurch und suchen auf der Basis der naturwissenschaftlichen und psychol. Thatsachen eine theistisch-ethische Weltanschauung zu begründen. Als weitere Früchte von U.'s Shakspearestudien sind hervorzuheben eine Ausgabe von Shakspeare's «Romeo und Julia» (Lpz. 1853), mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, und die «Geschichte Shakspeare's und seiner Dichtung», welche den ersten Band (Berl. 1867) der von ihm im Auftrage der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft unternommenen neuen und verbesserten Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung einleitet.

Ulrike Eleonore, Königin von Schweden, 1718—41, geb. zu Stockholm 23. Jan. 1688, war die zweite Tochter des Königs Karl XI. und die jüngere Schwester Karl's XII. (s. d.) von Schweden. Seit dem Tode ihrer ältern Schwester Hedwig Sophia (geb. 1681, gest. 1708), die mit Herzog Friedrich IV. von Schleswig-Holstein-Gottorp vermählt war und einen Sohn, Karl Friedrich, hinterließ, galt U. als die nächstberechtigte Thronerbin. Als Karl XII. zu Bender in der Türkei den wiederholten Bitten um baldige Rückkehr nach Schweden kein Gehör gab, ließ sich U. im Nov. 1713 durch den Reichsrath bewegen, die Regierung zu übernehmen und die Reichsstände einzuberufen, um eine friedliche Politik einzuleiten. Da aber ihr Bruder, der inzwischen wieder in Stralsund eintraf, diese Anmaßung aufs entschiedenste misbilligte, so zog sie sich schon zu Anfang 1714 von den Staatsgeschäften zurück. Am 24. März 1715 vermählte sich U. mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel (geb. 8. Mai 1676), der bald darauf zum schwed. Generalissimus ernannt wurde. Nach dem Tode Karl's XII., 30. Nov. 1718, ließ Prinz Friedrich im schwed. Lager sofort seine Gemahlin zur Königin ausrufen, ohne Rücksicht auf die Erbansprüche ihres Schwestersohns Karl Friedrich. Um jedoch die definitive Anerkennung des Reichsraths und der Reichsstände zu erlangen, mußte U. förmlich das ständische Wahlrecht anerkennen und in der Wahlcapitulation auf die wichtigsten Rechte der Krone verzichten, worauf ihre Krönung 17. März 1719 zu Upsala erfolgte. Auf ihren Wunsch ward ihr Gemahl Friedrich von den Reichsständen als regierender König anerkannt und 3. Mai 1720 gekrönt. Seitdem enthielt sich U. aller Staatsgeschäfte und führte nur noch einmal die Regierung, während ihr Gemahl 1731 nach Deutschland reiste, um die ererbte Landgrafschaft Hessen-Kassel in Besitz zu nehmen. Seit der große Nordische Krieg (s. d.) durch die Friedensschlüsse von 1719—21 beendigt war, genoß Schweden (s. d.) unter der Herrschaft dieses kinderlosen Königspaars eine lange Ruhe, die nur durch einen kurzen Krieg gegen Rußland 1741—43 unterbrochen ward. Doch blieb die Lage des Landes traurig. Die königl. Macht war aufs äußerste beschränkt, und die herrschende Aristokratie dachte nur an ihr persönliches Interesse. Die Königin U. starb 24. Nov. 1741, und der König-Landgraf Friedrich 25. März (5. April neuen Stils) 1751, worauf der von den Reichsständen erwählte Thronfolger Adolf Friedrich (s. d.) aus dem Hause Schleswig-Holstein-Gottorp succedirte.

Ulster, die nördlichste Provinz Irlands, grenzt im S. an Leinster, im SW. an Connaught, im übrigen ans Meer, und zwar im O. an die Irische See und den Nordkanal. Die Küste ist vielfach zerſplittert und bietet eine Menge tief eingeschnittener, zum Theil Binnenseen (Loughs) ähnlicher Baien und Hafenbuchten dar, wie den Carlingfordlough, die Dundrum-, Strangford-

und Belfast- oder Carrickfergusbai im O., den Foyle- und Swillylough, die Trawbre Mulrogbai und den Sheephoven im N., die Trawenagh-, Loughrossmore, Longhross die Donegolbai im W. Von der Dundrum- zur Carrickfergusbai erstreckt sich eine F Klippen und Riffen. Der östl. Theil der Nordküste, vom Cap Fair bis zur Mün Ban, ist gegen die heftige Meeresbrandung durch die merkwürdige Basaltbildung de damms oder Giants-Causeway (s. d.) geschützt. Die Oberfläche der Provinz besteht t Niederungen oder flachgewellten, hügeligen Ebenen, theils aus vereinzelten, meist an de aber auch im Innern aufsteigenden Berggruppen und ganzen Berglandschaften. So erl im Südosten die Granitkette der Down- oder Mourne-Mountains mit dem 2616 Slieve-Donnard, im Nordosten die Berge von Antrim mit dem 1600 F. hohen Tro Norden die Sperrin-Mountains an der Grenze von Tyrone und Londonderry mit dem hohen Sawel, im Nordwesten und Westen die Berglandschaften von Donegal mit den Snoght 1887 F., Muckish 2055, Erigal 2310 und Bluestock 2076 F., im Südw Berge von Fermanagh mit dem Cuilcogh 2053 F. Die Provinz enthält, außer zc kleinern, die größten Binnenseen von Irland, den Neag von 7⅛ und den Erne von 5¾ Aus dem ersten fließt der Ban oder Bann gegen Norden, aus dem letztern der Erne in d galbai gegen Nordwesten, zwischen beiden der Foyle gegen Norden in den mit dem L Verbindung stehenden, 3¾ M. großen Lough-Foyle. Auch fehlt es nicht an Moor Waldungen. Durch den Wechsel von mehr oder weniger ausgedehnten Ebenen mit Ac und guten Weideplätzen, von Gebirgs- und Hügelgruppen, zahlreichen Burg- und trümmern, schönen Flußthälern und Wasserfällen, großen und kleinen Wasserspiegeln das Gepräge anmuthiger Mannichfaltigkeit und den Charakter engl. Landschaften. E ärmlichen Hütten finden sich hier in den meisten Theilen hübsche Wohnhäuser, regelmä pflanzungen, wohlbestellte Getreide- und Flachsfelder, hin und wieder auch mehr e Fabrikthätigkeit. Nur die westl. Berggegenden von Donegal, wohin die Thätigkeit d wonderten Presbyterianer Schottlands noch nicht vorgedrungen, machen von diesem G eine Ausnahme. Es ist diese Provinz der Hauptsitz der irischen Linnenmanufactur, vo etwa ein Viertel der Bevölkerung ihren Unterhalt hat. U. umfaßt ein Areal von 402,6 von denen 115,7 dem Pfluge unterworfen sind, 26,2 auf Kleefelder und Wiesen, 1 Weiden, 3,9 auf Waldung und 16,6 auf Gewässer kommen. In der Provinz lebten 1 2,011880 E., oder 374493 weniger als 1841, woraus sich eine Abnahme von 1 ergibt. 1861 war die Bevölkerungszahl abermals um 5 Proc. gesunken und belief 1,910408 E., darunter 963687 Katholiken, 390130 Anglikaner, 511371 Presb 31560 Methodisten, 3280 Independenten und 10380 zu andern Confessionen gehör Hauptnahrungszweige bilden die Viehzucht, der Acker-, besonders der Flachsbau, Schiffahrt, Leinenspinnerei und Weberei, Bleichen, Bierbrauerei und Handel mit Flac wand, Butter, Salzfleisch. Die Provinz zerfällt in die neun Grafschaften Down, Londonderry, Donegal, Tyrone, Armagh, Monaghan, Cavan und Fermanagh, die z 54 Baronien und 332 Kirchspiele umfassen. Die bedeutendsten Städte sind jetzt Belfa Londonderry, Newry, Armagh, Carrickfergus, Enniskillen, Strabane.

Ultimatum (neulat.), ein in die diplomatische Sprache eingeführtes Wort, bezei letzten oder äußersten Bedingungen, die man bei irgendeiner diplomatischen Unter macht, und bei denen man unwiderruflich feststehen zu wollen erklärt. Die Verwerfun hat daher in der Regel den unmittelbaren Abbruch der Verhandlungen, unter Umstän vollständigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen, Abberufung der Gesandten u. s sogar das Ergreifen von Gewaltmaßregeln zur Erzwingung der gestellten Forderungen z

Ultimo (lat., vollständig ultimo die, am letzten Tage) ist die namentlich in Wec Anweisungen gangbare Bezeichnung des letzten Tags eines bestimmten Monats, an Zahlung bewirkt werden soll. Bildet ein Sonn- oder Festtag den Ausgang des Mono streckt sich die Zahlungszeit auf den nächsten Werkeltag.

Ultra, ein lat. Wort, das «darüber hinaus», «jenseit» bedeutet und auch häufi moralische Welt angewendet wird. Ein U. ist ein Mensch, der in Gesinnung und H das von der Vernunft und den Umständen gebotene Maß in blinder Leidenschaft übe In der Französischen Revolution nannte man die wüthenden Jakobiner, welche Staat sellschaft der Auflösung zuführten, Ultrarevolutionärs. Nach der Restauration d bons sprach man hingegen von Ultraroyalisten, womit man jene fanatische Ad Priesterpartei bezeichnete, welche die absolute Monarchie mit allen Misbräuchen und t

Zuſtänden herſtellen wollte. Seitdem gebraucht man in Frankreich und Deutſchland das Wort U. zur Bezeichnung aller polit. Extreme.

Ultramarin heißt die ſchöne blaue Farbe, welche früher aus dem blauen Laſurſteine (ſ. d.) dargeſtellt wurde. Bei dieſer Darſtellung wird der Laſurſtein zum feinſten Pulver zerrieben, mit verſchiedenen harzigen Stoffen vermiſcht und zu einem Teige geknetet, hierauf aber das Pulver von den harzigen Theilen wieder geſchieden. Was ſich zuerſt abſondert, gibt das ſchönſte U.; nach und nach wird es bläſſer und folglich auch ſchlechter. Dieſes U. und die aus den Kobalterzen bereitete blaue Farbe (ſ. Kobalt), von denen beſonders das ſächſ. Erzgebirge viel liefert, ſind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten und daher zu Email- und Porzellanmalereien gebraucht werden können. In neuerer Zeit hat man die Erfindung gemacht, das U. ſeiner wirklichen Zuſammenſetzung nach künſtlich darzuſtellen. Es geſchah dies faſt gleichzeitig durch Guimet in Paris, der ſein Verfahren geheim hielt, und durch den Profeſſor Gmelin in Tübingen, welcher nachwies, daß das echte U. nichts anderes als eine durch eine Schwefelverbindung von noch nicht gehörig erforſchter Natur gefärbte kieſelſaure Thonerde neben etwas Eiſen ſei. Jetzt ſtellt man das U. in einer großen Anzahl von Fabriken aus Porzellanerde, ſchwefelſaurem Natron (Glauberſalz), Holzkohle, Schwefel und einer ſehr geringen Menge von Eiſenvitriol dar. In Deutſchland wird das künſtliche U. unter andern dargeſtellt in der königl. ſächſ. Porzellanfabrik zu Meißen und in der Zeltner'ſchen Fabrik zu Nürnberg. Man benutzt das U. als Anſtrichfarbe, zum Bläuen des Papiers, in der Zuckerfabrikation u. ſ. w. Bei ſeiner Anwendung iſt der Umſtand zu berückſichtigen, daß es durch alle Säuren, ſelbſt durch die verdünnteſten, unter Entwickelung von Schwefelwaſſerſtoff ſeine blaue Farbe verliert.

Ultramontanismus nennt man diejenige Richtung in der kath. Kirche, welche mit den theoretiſchen Conſequenzen des röm. Autoritätsprincips auch praktiſch vollſtändigen Ernſt macht, alſo für die mittelalterlichen Anſprüche der röm. Curie auf unumſchränkte monarchiſche Gewalt in der Kirche und für die unbedingte Wiederherſtellung der Beſtimmungen des kanoniſchen Rechts auch in der bürgerlichen Geſetzgebung eintritt. Ihren Namen hat ſie davon, daß ſie den ganzen Schwerpunkt der kirchlichen Gewalt nach Rom, alſo (von Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. aus) jenſeit der Berge (ultra montes) verlegen möchte. Ultramontan iſt ſamt, ſtrenggenommen, das ganze Papalſyſtem (ſ. Papſt) im Unterſchiede vom Epiſkopalſyſtem (ſ. d.), inſofern jenes alle kirchliche Gewalt im Papſte concentrirt und von einer Selbſtändigkeit der andern Biſchöfe, einer entſcheidenden Macht der Kirchenverſammlungen oder einer nationalen Geſtaltung der kath. Kirche in den einzelnen Ländern nichts wiſſen will. Gegen dieſes Syſtem ward in Frankreich ſchon früh erfolgreich, in Deutſchland durch Hontheim und die Emſer Punctation (ſ. d.) ohne praktiſchen Erfolg angekämpft. Dort wurden dem U. durch die Satzungen der Gallikaniſchen Kirche (ſ. d.) beſtimmte Grenzen gezogen, die er freilich immer wieder zu durchbrechen verſtanden hat. In neuerer Zeit, wo das Papalſyſtem innerhalb der kath. Kirche faſt vollſtändig über das Epiſkopalſyſtem geſiegt und an den Biſchöfen ſelbſt ſeine vornehmſte Stütze hat, ſucht daſſelbe ſich vorzugsweiſe auf Koſten der landesherrlichen Gewalt und des weltlichen Aufſichtsrechts über die Kirche ſowie auf Koſten der übrigen, mit der röm. Kirche im Staate gleichberechtigten Confeſſionen geltend zu machen, und dieſes Streben iſt es, was man jetzt vorzugsweiſe unter dem Namen U. begreift.

Ulybyſchew (Alexander Dmitriewitſch), nach franz. Schreibweiſe Oulibicheff, bekannt als Kunſtkritiker, geb. 1791 aus einer urſprünglich tatar. Familie im Gouvernement Niſhnij-Nowgorod, ſtudirte auf deutſchen Hochſchulen und trat dann beim ruſſ. Miniſterium des Auswärtigen in Dienſt, aus welchem er 1831 mit dem Range eines Wirkl. Staatsraths den Abſchied nahm. Im Genuſſe eines unabhängigen Vermögens auf ſeinen Gütern lebend, widmete er ſich jetzt ganz den muſikaliſchen Studien, denen er von früher Jugend leidenſchaftlich ergeben war. Namentlich war die deutſche Muſik und als Vertreter derſelben Mozart der Gegenſtand ſeiner enthuſiaſtiſchen Verehrung. Viele Jahre hindurch beſchäftigte er ſich damit, die Materialien zu einem großen Werke über das Leben und die Tondichtungen ſeines Lieblings zu ſammeln, welches er endlich unter dem Titel «Nouvelle biographie de Mozart, suivie d'un aperçu sur l'histoire générale de la musique et de l'analyse des principaux ouvrages de Mozart» (3 Bde., Moſk. 1843) veröffentlichte. Dieſe Arbeit, die allgemeinen Beifall erhielt, wurde faſt in alle europ. Sprachen überſetzt (deutſch, Stuttg. 1847) und machte den Namen U.'s als genialen Kunſtkritikers in den weiteſten Kreiſen bekannt. Weniger Anklang fand «Beethoven, ses critiques et ses glossateurs» (Lpz. 1857; deutſch von Biſchoff, Lpz. 1859), ein Werk, das ſich zwar durch eine Fülle von ebenſo feinen als tiefſinnigen Bemerkungen auszeichnet, in dem ſich jedoch die

ausschließliche Vorliebe des Verfassers für Mozart allzu sehr auf Kosten seines groß folgers geltend macht. In russ. Sprache schrieb U. mehrere Aufsätze über Musik und die «Nordische Biene» und andere Zeitschriften. U. starb zu Nishnij-Nowgorod 5. Feb

Ulysses, s. Odysseus.

Uelzen, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hannover, zur Landdrostei Lüneburg liegt mitten in der Lüneburger Heide, 12³/₄ M. von Hannover und 10 M. von Ha der Harburg-Lehrter Eisenbahn und an der Ilmenau, ist Sitz eines Amtsgerichts, eine intendentur, einer Linnenlegge, einer Handelskammer, des Land- und forstwirthschaftlic vinzialvereins für das Fürstenthum Lüneburg u. s. w. und zählt 4903 E. (3. Dec. 186 4232 im J. 1861). Die im ganzen wohlgebaute Stadt, früher ziemlich gut befestigt von Mauern umgeben. Sie hat zwei Kirchen (die von den Engländern nach dem Vor londoner Paulskirche erbaute Marienkirche und die Gertrudenkirche) und vier Schulen, eine höhere Bürgerschule und eine Gewerbschule. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle wohner ist noch immer der Acker-, besonders der Flachsbau; Fabrik- und Handwerksbe von keinem großen Belang. Es bestehen Fabriken für Taback, Papier, Cichorien, Tuch und Wollwaaren, Watte, Leuchtgas; ferner zwei Eisengießereien, Brauereien (dar großartige Krause'sche Etablissement), Branntweinbrennereien u. s. w. In der oberh die Ilmenau mündenden Gerdau werden Perlen gefischt. Nicht unansehnlich ist der H Wolle, Honig, Wachs, Flachs (silzener Steinstachs), Heede und Leinen. Der Verkeh Vieh-, namentlich den Pferdemärkten ist bedeutend. U. ist ein sehr alter Ort, welch Löwenwold hieß, 1270 mit lüneburgischem Stadtrechte beliehen und 1451 in die Han nommen ward. 1527 führte hier Herzog Ernst der Bekenner die Reformation ein. des Dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt 1626 durch Tilly, 1635 durch Bauer genommen, 1646 und 1826 auch durch große Brände heimgesucht. Die 1868 e Berlin-Bremer Eisenbahn wird zu U. die Harburg-Lehrter Bahn kreuzen. Der seit d Besitzergreifung Hannovers (1866) neugebildete Kreis U. umfaßt die bisherigen Ae denstadt und Medingen sowie die Stadt U., zusammen mit 33903 E. 1868 hatte d vorstand noch seinen interimistischen Sitz in Oldenstadt. Vgl. Ringklib und Siburg, «(der Stadt U.» (Hann. 1859).

Umbelliferen, s. Doldengewächse.

Umbreit (Friedr. Wilh. Karl), prot. Theolog, geb. 11. April 1795 zu Som Sachsen-Gotha, studirte zu Göttingen, wo ihm Eichhorn die Vorliebe für orient. Stu flößte. Schon 1816 machte er sich bekannt durch die Preisschrift «Commentatio I Emirorum-al-Omrah ex Abulfeda exhibens» (Gött. 1816). Nachdem er sich 1818 tingen habilitirt, erhielt er eine außerord. Professur der Theologie und Philosophie i berg und wurde dann 1823 ord. Professor der Philosophie, 1829 aber ord. Professor i logie daselbst. Er starb 26. April 1860 zu Heidelberg. Mit Ullmann gab U. die und Kritiken» heraus. Namentlich aber hat er sich um die Exegese des Alten Testa deutende Verdienste erworben, indem er die alttestamentlichen Dichter anfangs mehr i Herder's und Eichhorn's ästhetisch und kritisch behandelte. So veröffentlichte er das Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande» (Gött. 1820; 2. Aufl. 1828), das Hohelied gegen Herder als ein zusammenhängendes Ganzes darstellte und sich dabei Zustimmung erfreute. Ferner veröffentlichte er eine «Uebersetzung und Auslegung d Hiob» (Heidelb. 1824; 2. Aufl. 1832); einen «Philol.-kritischen und philos. Comme die Sprüche Salomo's» (Heidelb. 1826); die «Christl. Erbauung aus dem Psalter, ob setzung und Erklärung auserlesener Psalmen» (Hamb. 1835; 2. Aufl. 1848); «Grun Alten Testaments» (Heidelb. 1843); «Praktischer Commentar über die Propheten Testaments» (4 Bde., Hamb. 1841—46; 2. Aufl. 1846 fg.). In letzterm, mit ent Anerkennung aufgenommenen Hauptwerke hat U. am meisten sein Streben bekundet, di philol. Auslegung des Alten Testaments mit der theologischen zu versöhnen. Unter seine schen Arbeiten über das Neue Testament ist die Auslegung des Römerbriefs (Gotha 1 vorzuheben. U.'s dogmatische Richtung bekunden besonders «Der Knecht Gottes» (Ham und «Die Sünde. Beitrag zur Theologie des Alten Testaments» (Hamb. und Goth Noch verdient «Neue Poesie aus dem Alten Testament» (Hamb. und Gotha 1847), eigenthümliche Dichtungen mit Benutzung alttestamentlicher Motive enthaltend, Erwä

Umbrer (Umbri), einer der in Italien eingewanderten indogerman. Stämme, ist sten den Samniten, entfernter den Latinern verwandt. (S. Italische Völker und Sp

Nach alter Tradition wären sie sogar der erste und älteste dieser Stämme gewesen. Ihre Wohnsitze waren zwischen denen der Etrusker, Samniten und Picenter auf dem Kamme und an den östl. Abhängen des Apennin und erstreckten sich zwischen den Flüssen Rubico und Aesis bis an das Adriatische Meer. Um 400 v. Chr. nahmen ihnen die gallischen Senonen die Meeresküste weg, und im Verlauf der Samniterkriege verloren sie durch die in Umbrien gekämpften Schlachten bei Mevania (308 v. Chr.) und Sentinum (395) ihre Selbständigkeit an die Römer. Die Flaminische Straße, die mitten durch Umbrien geführt wurde, diente mit den an ihr angelegten Colonien zur Befestigung der Römerherrschaft. An dem Versuche, diese abzuschütteln, den die italischen Völker im J. 90 machten, nahmen auch die U. theil; aber auch für sie endigte dieser Versuch mit vollständiger Romanisirung. In der augusteischen Eintheilung Italiens bildete Umbria, begrenzt westlich durch den obern Tiberlauf, nördlich durch den Rubico, östlich durch das Meer, südlich durch den Aesis, die sechste Region mit den Städten Ariminum (Rimini), Sena-Gallica (Sinigaglia), Assisium (Assisi), Spoletium (Spoleto) u. a. Zu einer eigenen Literatur haben es die U. nicht gebracht. Die inschriftlich erhaltenen Denkmäler ihres Dialekts, von denen am wichtigsten die sog. Engubinischen Tafeln (s. d.), sind gesammelt von Kirchhoff und Aufrecht in «Umbrische Sprachdenkmäler» (Berl. 1849 fg.).

Umdrehung, Umwälzung oder Rotation heißt diejenige Bewegung eines Körpers, bei welcher eine gerade Linie in ihm in Ruhe bleibt, alle seine übrigen Punkte aber Kreise beschreiben, deren Mittelpunkte in jener Linie, welche die Rotationsachse heißt, liegen. Die Punkte, in denen die Achse die Oberfläche des Körpers trifft, heißen die Pole; die erwähnten Kreise aber heißen Parallelkreise, weil sie alle, als senkrecht gegen die Achse, unter sich parallel sind. So dreht sich die Erde in 24 Stunden einmal um ihre Achse; auch an den meisten übrigen Haupt- und Nebenplaneten und der Sonne ist eine Rotation, die nicht mit dem Umlauf der Planeten um die Sonne, der sog. Revolution, zu verwechseln, beobachtet worden, und bei den übrigen folgern wir sie mit großer Wahrscheinlichkeit. Daß die U. der Erdkugel mit vollkommener Gleichförmigkeit erfolge, lehrt uns die Beobachtung der Fixsterne.

Umgehungen finden statt, wenn der Feind in seiner Flanke oder selbst im Rücken durch ein besonders abgesendetes Corps bedroht und angegriffen wird. Die Umgehung kann nur dann Vortheile bringen, wenn man stark genug ist, die Fronte des Feindes gleichzeitig festzuhalten; wenn dieser nur wenige oder unpassend verwendete Reserven hat; wenn die feindliche Flanke nicht durch besondere Terrainhindernisse gedeckt ist; wenn das Object der Umgehung nicht sowol der Feind selbst als die Gewinnung eines entscheidenden Terrainpunktes ist. Da aber der Umgehende sich selbst schwächt und ebenfalls die Flanke preisgibt, auch wol durch einen entschlossenen Angriff des Gegners in der Fronte geworfen werden kann, so sind U. auch gefährlich, daher nicht immer rathsam. Zuweilen ist dabei der moralische Eindruck der Bedrohung der verletzlichsten Theile der Stellung einflußreich. Es gibt strategische und taktische U., erstere gegen des Feindes Verbindungslinien, letztere gegen seine Truppen unmittelbar gerichtet, ferner einfache und doppelte, d. h. von einer oder beiden Seiten.

Uminski (Jan Nepomucen), poln. General, geb. 1780 im Großherzogthum Posen, diente als Freiwilliger unter Kosciuszko 1794 und lebte dann als Privatmann, bis Napoleon 1806 die Polen durch Dombrowski zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit aufrief. U. war einer der ersten, die zu den Waffen eilten. Er bildete eine poln. Ehrengarde für Napoleon, focht bei Danzig und wurde bei Dirschau verwundet und gefangen. Ein preuß. Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode; allein auf Napoleon's Drohung, Repressalien zu nehmen, unterblieb die Vollziehung. Nach dem Frieden von 1807 trat er als Major bei einem franz. Cavalerieregimente ein, bald aber in die neuerrichtete poln. Armee, in welcher er die Feldzüge von 1812 und 1813 mitmachte. In der Schlacht bei Leipzig wurde er verwundet und gefangen. Nach der Auflösung des poln. Nationalheers trat er in poln.-russ. Dienste, nahm aber bald seine Entlassung und lebte auf seinen Gütern im Großherzogthum Posen. 1821 stiftete er mit Lukasinski die patriotische Verbindung der Sensenträger (Kosiniery), welche sich bald über das Königreich Polen verbreitete. Nach Kaiser Nikolaus' Thronbesteigung deshalb festgenommen, wurde er im Febr. 1826 nach der preuß. Festung Thorn gebracht und zu sechsjähriger Festungsstrafe in Glogau verurtheilt, von wo er bei dem Ausbruche der poln. Revolution entfloh. Er entkam 17. Febr. 1831 aus der Festung und gelangte, von allem entblößt, nach Warschau. Unerwartet erschien er sodann im poln. Heere während des Treffens zu Wawre und nahm als gemeiner Soldat sogleich am Kampfe theil. Seine Erscheinung erregte allgemeinen Enthusiasmus, und am folgenden Tage wurde er als Divisionsgeneral angestellt. Er zeichnete sich bei Grochow und in mehrern Gefechten

rühmlich aus. Nach dem Falle Polens geächtet und zu Posen als Deserteur im Bilde gehängt, fand er in Frankreich Schutz und Sicherheit. Später lebte er mehrere Jahre zurückgezogen zu Wiesbaden und starb daselbst im Juni 1851. Er hat außer mehrern poln. Schriften über die Revolution eine deutsche «Beleuchtung des Werks von Friedr. von Smitt» (Brüss. 1840) und ein «Récit des événements militaires de la bataille d'Ostrolenka» (Par. 1832) herausgegeben.

Umlaut nennt man eine den german. Sprachen, mit Ausnahme der gothischen, eigenthümliche Trübung des Wurzelvocals, welche aber nur die Qualität, nicht zugleich auch die Quantität desselben verändert, unter dem Einflusse eines i (in altnordischer Sprache auch eines u) in der folgenden Silbe steht und in mittelhochdeutscher, neuhochdeutscher, angelsächs. und altnordischer Sprache die größte Entwickelung erreicht hat, während sie in der engl., niederländ. und in den heutigen skandinav. Sprachen kaum noch gefühlt wird. In hochdeutscher Sprache wandelte sich zuerst (ungefähr im 6. bis 7. Jahrh.) das kurze a in kurzes e; z. B. aus goth. harjis, welches althochdeutsch bisher hari gelautet hatte, ward heri (Herr). Dann, etwa seit dem Anfange des 11. Jahrh., ging ü in iu über; z. B. chrüt bildete nun seine Pluralform chriutir oder chriuter (Kräuter). Im Mittelhochdeutschen bildete sich der Umlaut fortschreitend aus; neben a, o, u traten die Umlaute e (ä), ö, ü, neben â, ô, û die Umlaute æ, œ, iu, neben ou, uo die Umlaute öu, üe, sodaß ä von æ, ö von œ, ü von iu durch die Quantität streng geschieden blieben. War das i der folgenden Silbe, welches den U. bewirkt hatte, ausgefallen, oder hatte es sich in e abgeschwächt, so blieb der U. in der vorhergehenden Silbe nichtsdestoweniger bestehen, oder es trat auch der ursprüngliche Vocal wieder ein, welche letztere Erscheinung man Rückumlaut nennt, z. B. mer, althochdeutsch mari, Meer; besant, besendet, welche beide Formen nebeneinander auch schon im Althochdeutschen und noch im Neuhochdeutschen vorkommen. Im Neuhochdeutschen aber verwirrten und verdunkelten sich, wie bei den übrigen Vocalen, so auch bei den Umlauten die ursprünglichen Laut- und Quantitätsverhältnisse vielfach; es entspricht gegenwärtig dem a ein Umlaut e oder ä (æ), dem o ein ö (œ), dem u ein ü, dem au ein eu oder äu. War aber der U. ursprünglich nur ein Begleiter der Flexion gewesen, so gedieh er im Neuhochdeutschen fast zu einem Princip derselben, indem er nun oft den Plural vom Singular, den Conjunctiv vom Indicativ unterscheidet, z. B. Gaus, Gänse; Hof, Höfe; schlug, schlüge; Brauch, Bräuche.

Umriß, s. Contour.

Uncialbuchstaben nennt man die einen Zoll (uncia) hohen Buchstaben, die man hauptsächlich zu Inschriften auf Monumenten u. s. w. anwendet, damit sie schon in der Entfernung in die Augen fallen. Die Uncialschrift ist eigentlich eine mehr zur Rundung gebrachte verjüngte Capitalschrift oder ursprüngliche röm. Schrift. In den Urkunden wurden die U. gewöhnlich in der ersten Zeile und in der Unterschrift gebraucht. Die kleinern Buchstaben von der Uncialform werden literae minutae genannt. Sie unterscheiden sich von der frühern uncialis majuscula nicht nur durch ihre Kleinheit, sondern auch dadurch, daß sie sich an den folgenden Buchstaben anlehnen, was bei jener nicht der Fall ist. Der Ausdruck litera uncialis kommt übrigens zuerst bei Hieronymus in der Vorrede zum Hiob vor.

Undinen oder Undenen heißen im Systeme der Paracelsisten (s. Paracelsus) die Elementargeister des Wassers. Unter allen Elementargeistern vermählen sie am liebsten sich mit Menschen, und die Undine, welche aus solcher Ehe ein Kind gebiert, erhält mit dem Kinde zugleich eine Seele. Wer aber eine Undine zur Frau hat, muß sich hüten, sie aufs Wasser zu bringen oder gar sie auf dem Wasser zu erzürnen; sonst kehrt sie ins Wasser zurück, doch ohne die Ehe als aufgelöst zu betrachten. Sie würde deshalb den Mann, der darauf zur zweiten Ehe schritte, ums Leben bringen. Zu den U. werden nach diesem Systeme gerechnet die Gemahlin des Stanfenberger und die Melusine. Auf diese paracelsistische Phantasie hat Fouqué seine liebliche Dichtung «Undine» und Lortzing seine gleichnamige Oper gebaut.

Uneheliche Kinder (Filii illegitimi). Mit der Einsicht, welche in der Einehe die sittliche Vorbedingung der Familie, in dieser aber wieder die natürliche Grundlage des Staats erkennt, ist zugleich die Bestimmung gegeben, daß die Abkömmlinge aus nur zufälligen geschlechtlichen Verbindungen des Familienrechts entbehren und höchstens im Verhältniß zur Mutter eigentliche Kindesrechte genießen. Das Alterthum übte hierin noch nicht die volle Strenge. Während der Heroenzeit wurden Fehltritte unverheiratheter Töchter vielfach durch Tödtung der Mutter und ihrer Leibesfrucht geahndet. Im Verhältniß zu einem den Edeln angehörigen Vater oder dessen echten Söhnen war indessen im Alterthum den Kindern von Nebenweibern eine zwar untergeordnete, aber doch vertraute Stellung angewiesen, und bei den Römern konnten aus einem Concubinat (s. d.) entsprungene Kinder (Filii naturales) aus dem Nachlasse des Erzeugers,

wenn keine ehelichen Abkömmlinge vorhanden, sogar ein Sechstel als Pflichttheil verlangen. Nach im Mittelalter finden sich Beispiele, daß unechte Söhne der Fürsten Lehen und hohe Würden empfangen, den Höchstfreien als ebenbürtig angesehen und selbst, wie der deutsche König Arnulf, zur Thronfolge berufen werden. Zuweilen führten sie den Titel «Bastard» als Ehrenauszeichnung (so Dunois der Bastard von Orléans) sammt dem väterlichen Wappen, meist mit Abänderungen. In England wird noch in neuerer Zeit durch den Zusatz Fitz (s. d.) bei dem Geschlechtsnamen die Abstammung von natürlichen Söhnen der Könige angedeutet, und eine nicht unbedeutende Anzahl von deutschen Adelsgeschlechtern ist nicht minder auf die Maitressenwirthschaft früherer Fürsten zurückzuführen. Für die mittlern und niedern Kreise galt dagegen die Rechtlosigkeit der unehelichen Geburt, ihre Ausschließung sogar von der mütterlichen Erbfolge und ihre Anrüchigkeit (s. d.) als Regel. Das kanonische Recht setzte jedoch allmählich die auf einige missverstandene Stellen des mosaischen Rechts gegründete Forderung durch, daß der Verführer einer bisher unbescholtenen Frauensperson die Geschwächte zur Entschädigung wegen der entgangenen Geschlechtsehre ausstatte (Dotation) und dem mit ihr erzeugten Kinde einen Beitrag zum nothwendigen Unterhalt gewähre (Alimentation). Deutsche Particularrechte verleihen solchen Abkömmlingen für alle Fälle Alimentationsansprüche, selbst wenn die Mutter nicht unbescholten war, um damit dem Verbrechen der Kindestödtung und Aussetzung zu begegnen. Nur in Frankreich hat sich noch die alte Strenge in dem Satze erhalten: Toute recherche de paternité est interdite. Mit dem Eindringen des röm. Rechts ward (auch in Frankreich) die Möglichkeit einer Legitimation (s. d.) eröffnet. Es werden so uneheliche Kinder namentlich durch die nachfolgende Heirath ihrer Aeltern (legitimatio per subsequens matrimonium), wenn hier kein Ehehinderniß entgegensteht, zu ehelichen (Mantelkinder). Eine bloße Ehelichsprechung durch das Staatsoberhaupt (legitimatio per rescriptum principis) verleiht dagegen dem Kinde zwar im Verhältniß zum Vater Familienrechte, dessen Angehörigen gegenüber jedoch nur in dem Falle, wenn sie dem Legitimationsgesuche beigetreten sind. Kinder, welche von rechtmäßig und öffentlich Verlobten erzeugt werden, stehen nach kanonischem und gemeinem Rechte den ehelichen gleich (Brautkinder). Die Socialwissenschaft erblickt in der Frage, wie die steigende Vermehrung der unehelichen Geburten zu beschränken sei, eine der wichtigsten und zugleich schwierigsten Aufgaben. Es handelt sich dabei nicht allein um Bekämpfung der zunehmenden geschlechtlichen Verwilderung und ihrer nachtheiligen Folgen für öffentliche Moral und Gesellschaft, sondern auch um Abwehr des leiblichen und geistigen Verderbens, welchem uneheliche Kinder bei gewöhnlich mangelhafter oder selbst gewissenloser Verpflegung nur zu oft verfallen.

Unendlich ist ein Prädicat für Gedankendinge, insofern sie, ihrer Größe nach betrachtet, in einer abgeschlossenen und fertigen Construction nicht zusammengefaßt werden können. Das kann in zwei Fällen geschehen, entweder wenn die Größe so beschaffen ist, daß ihr immer noch etwas hinzu, oder so, daß von ihr immer noch etwas hinweggedacht werden muß. In jenem Falle entsteht das Unendlich Große, dessen mathem. Zeichen ∞ ist, in diesem das Unendlich Kleine; jenes ist das immer noch im Wachsen, dieses das im Verschwinden Begriffene. Auf Beides stößt man in der Entwickelung und Vergleichung mathem. Verhältnisse sehr häufig, und die Rechnung mit unendlich kleinen Größen ist einer der bedeutendsten Theile der höhern Analysis (s. d.). An diese ursprüngliche oder mathem. Bedeutung des Unendlichen schließt sich die philosophische als eine Erweiterung derselben an. Denn nicht nur das Grenzenlose oder Unbegrenzte, sondern auch das Bedingungslose oder Unbedingte (Absolute) wird philosophisch unter dem Unendlichen verstanden; und zwar wird das Unbedingte oder Absolute von Hegel als das wahrhaft Unendliche dem Unbegrenzten als der schlechten Unendlichkeit entgegengesetzt. So z. B. liegt die zeitlose oder vorzeitliche Ewigkeit des Urwesens dem unendlichen Zeitverflusse der Jahrtausende zum Grunde als das wahrhafte dem schlechten Unendlichen. Das Verhältniß des Unendlichen in beiderlei Sinn zum Endlichen ist der sog. übergreifende Gegensatz eines Ganzen zu seinen in ihm sowol enthaltenen als auch verschwindenden Theilen. Denn enthalten sind die endlichen Theile im Unendlichen insofern, als sie selbst Bestandtheile des Ganzen ausmachen; verschwindend aber sind sie zugleich darin insofern, als bei einer nach soweit getriebenen Zusammensetzung der Theile das Ganze immer demnach völlig außerhalb ihrer zurückbleibt. Das Ganze kommt daher hier in den Theilen niemals selbst zur Setzung, sondern nur immer zur Voraussetzung oder Zuvorsetzung, als ein der Anschauung sämmtlicher Theile vorausgehender Begriff.

Unfruchtbarkeit (sterilitas), verschieden von Impotenz (s. d.), ist die bei beiden Geschlechtern nicht selten vorkommende Unfähigkeit, Kinder zu zeugen. Wahrscheinlich kommt sie beim Weibe häufiger vor als beim Manne. In vielen Fällen gelingt es, bei gründlicher Untersuchung, die

Urſachen derſelben nachzuweiſen. Als ſolche hat man kennen gelernt beim Weibe falſche Lagerung der Gebärmutter, Knickungen derſelben, Verſchluß des Muttermundes (häufig durch Schleimpfröpfe); beim Manne fehlerhafte Entleerung des Samens u. dgl. In vielen Fällen läßt ſich eine Urſache nicht ermitteln.

Ungarn (magyar. Magyar Ország, Land der Magyaren, ſlaw. Vengria, lat. Hungaria, franz. Hongrie, engl. Hungary), ein Königreich, das Hauptland der «Länder der ungar. Krone», umfaßt in dieſem engern Sinne ein Areal von 3896½, mit dem ihm unirten Siebenbürgen (997½) aber eine Geſammtfläche von 4894 Q.-M. Das 1849 geſchaffene ſelbſtändige Kronland Temeſer Banat und Serbiſche Wojwodſchaft wurde 1860 wieder aufgehoben. Auch Fiume (ſ. d.) iſt ſeit 1867 auf dem ungar. Reichstage vertreten. Als ungar. Nebenländer gelten nur Kroatien (ſ. d.), mit einem Areal, ohne Fiume, von 172½ Q.-M., Slawonien (ſ. d.) mit 171,4 Q.-M., und die Militärgrenze mit 609³⁸/₁₁₀ Q.-M. Das hiſtor. Recht zählt zu dieſer Gruppe auch Dalmatien, mit 232,35 Q.-M., hinzu, das aber 1797, nach dem Frieden von Campo-Formio, nicht der ungar. Geſetzgebung untergeordnet worden iſt. Das eigentliche U., im Norden, Oſten und Weſten von Gebirgen erfüllt und umſchloſſen, bildet den größern Theil des weiten Keſſellandes der Mitteldonau. Die Karpaten (ſ. d.), das Hauptgebirge U.s, durch ſeinen Reichthum an Erzen aller Art, Steinſalz und Waldung wie durch zahlreiche ſchöne, fruchtbare und beſonders weinreiche Thäler und Hügelgelände ausgezeichnet, beginnen an der Donau bei Theben neben der Marchmündung und ziehen von hier aus einen mächtigen Bogen und Grenzwall gegen Mähren, Schleſien und Galizien, treten auch nach Siebenbürgen über, von welchem aus jedoch mehrere Nebenäſte wieder in das ungar. Land öſtlich der Theiß herüberreichen. Das durch die Fortſetzungen der Noriſchen und Karniſchen Alpen gebildete weit niedrigere Berg- und Hügelland Weſtungarns erreicht in dem maleriſchen Leithagebirge (ſ. Leitha) und im Bertesgebirge, der Fortſetzung des Bakonyer Waldes (ſ. d.), die Donau. In ſeinem ſüdlichen, jenſeit der Einſenkung des Plattenſees gelegenen, theils ſtarkbewaldeten, theils mit Weinpflanzungen, reichen Feldern, zahlreichen Burgen und Ortſchaften bedeckten Theile, wo ſich die Berggruppe von Fünfkirchen noch 1200 F. hoch erhebt, nähert es ſich der Mur und Drave und reicht oſtwärts bis an die in die Donau fließende Sárviz und den Sárvizkanal. U. enthält zugleich die größten Tiefebenen der genannten Länder. Die Kleine oder Oberungariſche Tiefebene, zu beiden Seiten der mehrarmigen Donau zwiſchen Presburg und Komorn, etwa 200 Q.-M. umfaſſend und 400 F. hoch, überall von Bergen umſchloſſen, iſt ſicherlich das Becken eines ausgetrockneten oder abgefloſſenen Binnenſees, als deſſen Reſt der in dem flachen weſtl. Theile gelegene und in den J. 1863—65 faſt vertrocknete Neuſiedlerſee (Fertö) mit ſeinen ſumpfigen Umgebungen anzuſehen. Die Ebene iſt meiſt ſehr fruchtbar, namentlich auch die Donauinſel Schütt (ſ. d.), «der goldene Garten U.s». Im Norden und Süden breiten ſich auf bald flachem, bald hügeligem Boden die wechſelvollſten und geſegnetſten Gefilde aus mit Acker- und Gartenfeldern, Wald, Obſthainen, Weinpflanzungen und dringen zungenförmig an den Flußthälern in die Vorkarpaten, Voralpen und den Bakonyer Wald ein. Sehr verſchieden davon iſt die öſtlicher gelegene Große oder Niederungariſche Tiefebene an der Donau und der Theiß. Dieſelbe erſtreckt ſich ohne Unterbrechung von Unghvár, Munkács und Szathmár gegen Südweſten bis Großwardein, Peſth und Stuhlweißenburg, zieht ſich dann ſüdwärts bis Slawonien und in die Militärgrenze fort und nimmt im ganzen 1640 Q.-M. ein. Auch dieſe Ebene iſt ohne Zweifel ein ehemaliges Seebecken und hat zwiſchen Donau und Theiß nirgends eine Waſſerſcheide, die ſich über 400 F. abſoluter Höhe oder 100 F. über den Donauſpiegel erhebt, ſodaß ſie ein vollkommenes Flachland bildet. Ausgedehnte, mit Schilfdickicht oder Erlenholz bewachſene Sumpfſtrecken, Torf- und Moorgründe an der langſam dahinflutenden, unzählige Inſeln umarmenden Donau und der vielfach ſich ſchlängelnden Theiß; zwiſchen beiden Flüſſen auf der ſog. Hochfläche Telecſka, deren nördl. Theil die Kecskemeter Heide heißt, wie auch öſtlich der Theiß, auf der Debrecziner Heide u. ſ. w. unabſehbare Sandflächen, hier und da mit dünenartig aufgeworfenen niedrigen Flugſandhügeln; ebenſo unabſehbare waſſer-, baum- und ſchattenloſe braune Heideflächen, unterbrochen von Grasangern mit ſtets im Freien weidenden Viehheerden, von überaus fruchtbarem Ackerboden, der in manchen Gegenden die auf ihn verwandte Mühe ohne Dünger reichlich belohnt; weit auseinanderliegende Meierhöfe und Wirthſchaftsgebäude auf den Puſzten (ſ. d.), ſeltene, aber überaus weitläufige und volkreiche Dörfer und Flecken: dies gibt ein Bild dieſer Landſchaft, die man wol mit einer aſiat. Steppe oder amerik. Savanne vergleicht. Ueber 600 Flüſſe und Bäche durchkreuzen U. nach allen Richtungen, und außer dem Poprad mit dem Dunajec, der ſich in die Weichſel ergießt, gehören ſie ſämmtlich zum Gebiet

der Donau, die bei Theben oberhalb Presburg in das Land tritt und sich bei dem Durchbruche zwischen dem Bértes- und Neogradergebirge, bei Waitzen, südwärts wendet, bis zur slawon. Grenze. Sie nimmt rechts die Leitha, Raab, Sárviz, Dran mit der Mur, und an der Südgrenze die Sau auf, links die March, Waag, Neutra, Gran, Eipel und die mächtige Theiß (s. d.) mit dem Bodrogh, Hernad, Sajó, der Szamos, Kraßna, Körös und Maros. In den Karpaten finden sich kleine Alpenseen, Meeraugen genannt. Größere Seen besitzt U. in der Ebene, wie den (allerdings beinahe ausgetrockneten) Neusiedlersee (s. d.) und den Balaton oder Plattensee (s. d.), den größten Südeuropas. Von den ausgedehnten Sümpfen und Moräſten, die besonders zahlreich am Neusiedlersee, an der Donau, Theiß, Kraßna und Sárviz sind, hat man in neuerer Zeit die meisten theils ganz trocken gelegt, theils beträchtlich vermindert. Der bedeutendste ist außer dem Hanság der Ecseder Sumpf im Szathmárer Comitat, welcher 4 M. lang und 1—1½ M. breit ist. Besonders merkwürdig sind die Sodaseen, von denen diejenigen auf der debrecziner Heide mehrere Quadratmeilen einnehmen, 3—5 F. Tiefe halten und jährlich 10000 Ctr. Natron liefern. Der Franzkanal dient der Schiffahrt. Der Sárviz- und der Albrechts-Karasiczakanal dienen zur Entwässerung. Der erstere (47½ M. lang) entwässert den sumpfigen Boden zwischen Stuhlweißenburg und Szegszárd, der letztere den großen Sumpf im Baranyaer Comitate.

Schon die geogr. Lage U.s, noch mehr aber die Form seiner Oberfläche machen dasselbe zu einem im allgemeinen klimatisch milden Lande. Mit Ausnahme des nach Norden geöffneten Poprader Thals ist es vor den rauhen Nordwinden durch hohe Gebirge geschützt; im Süden aber öffnet es sich den warmen Südwinden, deren nicht selten heftigen Andrang die häufigen Gewässer mäßigen. Bei dem continentalen Charakter des ungar. Klimas finden sich, abgesehen von den Gebirgsgegenden, häufiger Witterungswechsel, glühend heiße Tage und sehr kühle Nächte in den Sand- und Heideflächen, und in den Sumpfniederungen treten oft Wechselfieber, bei ungeregelter Lebensweise andere Krankheiten ein. Gleichwol ist das Klima im ganzen zuträglich, und die kräftigen Bewohner des Landes erreichen nicht selten das höchste Lebensalter. Diese klimatischen Verhältnisse, verbunden mit der größten Fruchtbarkeit des Bodens, machen U. zu einem Lande, das alles liefert, was zum Bedarf des Lebens gehört. In seiner reichen Flora begegnen sich die Pflanzen von Nord- und Süd-, von Ost- und Westeuropa. Obwol im ganzen noch unvollkommen bewirthschaftet, schreitet die Bodencultur doch mächtig fort, und U. ist mit seinen Nebenländern eins der Hauptgetreideländer der Erde. Die productive Fläche beträgt in U. über 31 Mill., in Siebenbürgen über 8 Mill., in der Militärgrenze über 4½ Mill., in Kroatien und Slawonien fast 3 Mill. «Katastraljoche» (10000 auf 1 österr. Q.-M.). Der Ackerboden umfaßt demnach 1732, die Hutweide 865, Wiesen und Gärten 715, Weinberge 77, Wald 1538 österr. Q.-M. Auf dem 17⅓ Mill. Katastraljoche einnehmenden Ackerboden waren 1867: 33 Proc. mit Wintersaat, 40 Proc. mit Sommerfrucht bestellt, während 27 Proc. auf die Brache entfielen. In demselben Jahre belief sich der Weizenertrag auf 70 Mill., Roggen 25 Mill., Mais 55 Mill., Gerste 28 Mill., Hafer 51 Mill. österr. Metzen. Nach Deckung des innern Bedarfs blieben 24 Mill. Metzen Weizen und 5½ Mill. Metzen Roggen zur Ausfuhr ins Ausland übrig, von denen bis Ende 1867 an 18 Mill. Metzen ausgeführt waren. Außer Getreide baut man Mengen von Kartoffeln, viel Kohl (ein Lieblingsgericht der Ungarn), Kürbisse, Rüben, auch Runkelrüben zur Zuckerfabrikation. Nicht unbedeutend ist der Gartenbau, der alle Gemüsearten, vortreffliche Zucker- und Wassermelonen, Gurken u. s. w. liefert. Der Futterbau, früher vernachlässigt, hat große Fortschritte gemacht. Obstcultur wird in manchen Gegenden fleißig und, wie im Oedenburger Comitat, mit großem Erfolg, in andern fast gar nicht betrieben. Es gibt im Westen ganze Kastanienwälder, im Süden Wälder von Pflaumenbäumen, aus deren Früchten Zwetschenbranntwein, Slibowitza oder Rakie hergestellt wird. Sehr gewöhnlich sind Walnußbäume, und im Süden gedeihen sogar Feigen und Mandeln. Die Pflege des Maulbeerbaums zur Seidenzucht hat in neuester Zeit zugenommen. Von Manufactur- und Handelspflanzen baut man Flachs, Hanf, guten Saflor, auch Waid, Wau, Krapp und andere Färbepflanzen. Taback wächst in U. mehr als in irgendeinem andern Lande Europas. Von Oelgewächsen wird außer Lein besonders Raps und Rübsen cultivirt. Auch einige Gewürzpflanzen, wie Kümmel, Fenchel, Senf, Anis, rother türk. Pfeffer oder Paprika, Süßholz, selbst Rhabarber werden gebaut. Die ausgebreiteten Waldungen liefern nicht nur bedeutenden Holzertrag, sondern auch große Quantitäten Eicheln zur Schweinemast, Galläpfel, Knoppern, Rinden, Harze, Kohlen, Pottasche u. s. w. Viele ebene Gegenden leiden an Holzmangel; dort brennt man Schilf, Rohr, Stroh, getrockneten Kuhmist. Sehr wichtig ist die Viehzucht auf den Puszten wie auch im übrigen Lande. Pferde, zum Theil schon sehr ver-

edelt, zählte man 1857 an 2,115000 Stück. Das echt ungar. Pferd ist klein, aber flink und sehr ausdauernd. Große kaiserl. Militärgestüte finden sich zu Babolna und Mezöhegyes im Comitat Csanád; außerdem bestehen einige Privatgestüte. Das Rindvieh ist im ganzen von kleiner, in den Theißgegenden von ausgezeichneter Rasse. 1857 zählte man 5,761729 Stück Hornvieh. Bedeutend sind ferner die zum Theil veredelten Schaf- und die Schweinezucht, und auch die Geflügel-, namentlich die Gänse- sowie die Bienenzucht ist ziemlich belangreich. Jagdthiere gibt es noch genug. Es finden sich außer dem Fuchse, Luchse und Wolfe in den Karpaten noch Bären; seltener sind Gemsen, Murmelthiere, Biber und Fischottern. Zahlreiches Wildgeflügel belebt die Gebirge und die wasserreichen und sumpfigen Gegenden. Ueberaus ergiebig ist die Fischerei in den Seen und Flüssen. U. ist eins der erzreichsten Länder Europas. Im J. 1864 lieferten Ungarn und Siebenbürgen 3595 Pfd. Gold, 52246 Pfd. Silber; ferner 40073 Ctr. Kupfer, 22478 Ctr. Blei, 1,810765 Ctr. Eisen, 11,058294 Ctr. Steinkohlen. Die Eisen- und Steinkohlenproduction hat sich indeß in den folgenden drei Jahren fast verdoppelt. Werthvolle Steine und Erden finden sich in größter Menge und Mannichfaltigkeit, namentlich ausgezeichnet schöne, dem Lande eigenthümliche edle Opale zu Czervenicza im Comitat Sáros, auch Jaspis-, Holz- und gemeine Opale, Chalcedone von seltener Schönheit, edle und unedle Granaten, Marmor in allen Farben, darunter schwarzer bei Fünfkirchen u. s. w. Groß ist der Reichthum an Steinsalz in der Marmaros, wo allein die Werke von Rónaszék 300000 Ctr., die von Szlatina und Sugatagh je 200000 Ctr. jährlich liefern, und in Siebenbürgen, wo sich die Salzlager fast unerschöpflich erweisen. Doch beeinträchtigen die hohen Salzpreise die Consumtion. Auch liefert U. mehr als die Hälfte des österr. Alauns (1847 15371 Ctr.). Auf den «Szeks» (ausgetrockneten Wasserflächen) und an den Sodaseen sammelt man natürliche Soda und natürlichen Salpeter weit über den Bedarf. Asphalt wird besonders bei Großwardein gewonnen, jährlich an 1200 Ctr. Mineralquellen zählt man in U. 355, darunter vielbesuchte Heilquellen und starkbenutzte Mineralwässer. So die warmen Schwefelbäder von Ofen, von Teplitz bei Trentschin, von Haió bei Großwardein, von Pösteny an der Waag; eine große Menge Sauerbrunnen, wie der «Schmecks» oder das «Karpatenbad» zu Großschlagendorf in der Zips, der Suliguler Brunnen in dem Marmaroser Comitat, der Herläner Brunnen zu Nank im Abaujvarer, der zu Szalatnya im Honther Comitat; die starkbesuchten eisenhaltigen Bäder von Bartfeld im Sároser, die warmen Eisenquellen zu Luczka im Liptauer Comitat, die salzhaltigen Gesundbrunnen von Ungarisch-Ischl im Soóvárer Salzkammergut u. s. w.

Die ungar. Länder zeigen hinsichtlich der Nationalität eine große Mannichfaltigkeit ihrer Bewohner auf. Die Gesammtzahl der Bevölkerung dieser Länder belief sich 1864 auf 14,831154 Seelen. Von diesen entfielen auf U. im engern Sinne 10,684354, auf Siebenbürgen 2,074457, auf Kroatien und Slawonien 952223, auf die Militärgrenze 1,119120. (Dalmatien zählte 1864 nur 440705 Einwohner.) Die Nationalität wurde bei der Volkszählung von 1857 nicht berücksichtigt, bei der Zählung von 1851 aber nicht unparteiisch durchgeführt, weil man möglichst wenig Magyaren finden wollte. Dennoch ergab sich damals die Zahl von 5 Mill. Magyaren. Nach Fényes' Berechnung und Zusammenstellung aus den Kirchenbüchern befanden sich 1864 im eigentlichen U. 5,314202 Magyaren, 880731 Deutsche, 1,412303 Slowaken, 381986 Ruthenen, 293648 Serben, 94128 Kroaten, 52034 Wenden, 372191 Israeliten, 36842 Zigeuner, u. s. w. Diese gesammte Bevölkerung wohnt in 141 Städten, 905 Marktflecken, 17685 Dörfern, 2,339914 Wohngebäuden, ungerechnet die Weiler und Wirthschaftsgebäude der Pusztен u. s. w. Von den Städten zählen nur vier mehr als 50000 E., ohne Militär, nämlich Pesth, Szegedin, Ofen und Szabadka (Theresienopel). Daran schließen sich als die volkreichsten Presburg, Debreczin, Großwardein, Alt-Arad, Erlau, Oedenburg, Raab, Fünfkirchen u. s. w. Das volkreichste Dorf ist Orosháza mit 10915 E. Am schlechtesten wohnt und lebt der Walache und Ruthene, besser der Slowake und Magyar, letzterer, im Gegensatze zu seiner knappen Kleidung, in möglichst weiter Behausung. Das Sprachgebiet der Magyaren, das ausgedehnteste von allen, nimmt das Innere des Landes, also im allgemeinen die Große und zum Theil die Kleine ungar. Ebene ein, wird aber von deutschen, slaw. und walach., zum Theil sehr ausgedehnten Sprachinseln unterbrochen. In Siebenbürgen bilden die Szekler eine compacte magyar. Bevölkerung. Die Magyaren zeigen, abgesehen von den Mundarten, keine wesentliche Verschiedenheit, wiewol man sie ethnographisch in Donau- und Theißmagyaren, in Palóczen und Szekler unterscheidet. Die Slowaken wohnen im gebirgigen Nordwesten (Slowakei), die Ruthenen im Nordosten, die Slowenen vorherrschend im Westen, die Kroaten im Südwesten, die Serben im Süden und zerstreut im Innern, die Walachen im Südosten. Die

Deutschen haben blos im Süden der Donau längs der Grenze gegen Niederösterreich und Steiermark ein größeres continuirliches, übrigens durch slaw. Sprachinseln mehrfach zerklüftetes Gebiet. Sonst leben sie nur innerhalb der Gebiete der andern Volksstämme, in Enclaven, von denen mehrere eine sehr beträchtliche Ausdehnung haben, wie das zwischen der Kopos, Sárviz, Donau und Karasicza im Tolnaer und Baranyaer Comitat, ferner im Pesther, Stuhlweißenburger, Gráner und Veßprimer Comitat innerhalb des magyar., um Kremnitz und in der Zips innerhalb des slowak. Gebiets. Die andern Nationalitäten, auch die zahlreichen Juden, finden sich überall zerstreut. Was das religiöse Bekenntniß anlangt, so zählte man 1864 in den ungar. Ländern 6,873504 Römisch-Katholische, 1,381425 Griechisch-Katholische, 2,522777 nichtunirte Griechen, 1,008557 Lutheraner (meist Deutsche und Slawen), 1,828051 Reformirte (meist Magyaren) und 372191 Juden.

Industrie und Handel hatten schon vor der Revolution von 1848 sich in U. bedeutend zu entwickeln begonnen. Die Dampfschiffahrt auf der Donau und Theiß erstarkte mehr und mehr, die ungar. Centralbahn begann auch zu Lande die Verkehrsverhältnisse zu erweitern. Die erste privilegirte Nationalbank stellte sich an die Spitze des öffentlichen Credits; zahlreiche Sparkassen nahmen kleinere Kapitalien nutzbringend auf. Seit 1842 trat der Gewerbsgeist durch die in Pesth eröffnete ungar. Industrieausstellung entschieden vor das Forum der Oeffentlichkeit. Unter den Handwerkern zeichnen sich die Verfertiger von Tschismen (Stiefeln aus Corduan), die Schuhmacher, Kürschner, Riemer und Gerber aus; zahlreich sind die Verfertiger von Holzarbeiten, Flechtwerk aus Stroh und Rohr. Die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft hat ihr Hauptwerft zu Alt-Ofen; auch zu Szegedin und anderwärts werden Schiffe gebaut. Spinnen und Weben ist in einigen nördl. Comitaten allgemein im Gange. Am meisten blüht die Leinweberei in der Zips; gedruckte Leinwand liefert die Umgegend von Eperies; wollenes Grobtuch erzeugen viele über das ganze Land verbreitete Tuchmacher; Feintuch einige größere Fabriken; grobe Decken, Teppiche, Halinatücher (Bauernmäntel) u. s. w. werden in Menge gefertigt, auch grobe Zwirnspitzen, Seilerarbeiten, Siebmacherwaaren. Die Seidenindustrie hat in neuerer Zeit Fortschritte gemacht. Sehr bedeutend ist die Ledergerberei, die Fabrikation von Corduan, Saffian und Juchten; zahlreich sind die Horndrechslerarbeiten. Papier liefern über 70 Mühlen, besonders im Norden, doch meist gröbere Arten. In Metallen arbeiten zahlreiche Eisen- und Stahlhämmer, mehrere Eisengießereien, Blech- und Drahtwerke, Armaturfabriken u. s. w. Bedeutende Etablissements dieser Art sind die Walzmühle zu Pesth, die Eisengießereien zu Ofen und Dernö; den besten Stahl liefert Dios-Györ im Borsoder Comitat. 1852 hatte U. 80 stehende Dampfmaschinen, von denen 66 im Inlande erbaut waren, und 1863 entfielen von den in der Gesammtmonarchie arbeitenden 252 Dampfdreschmaschinen 163 auf U. mit 1759 Pferdekraft, während die gesammten Dreschmaschinen blos 1921 Pferdekraft hatten. An Kupferschmieden, Gold- und Silberarbeitern fehlt es im Lande nicht, und von beträchtlicher Ausdehnung ist die Töpferei. Man fertigt schönes Fayencegeschirr; Debreczin liefert mehrere Millionen irdene Pfeifenköpfe; unter den Porzellanfabriken ist die berühmteste zu Herend im Comitat Veßprim. Etwa 50 Glashütten sind im Gange, liefern aber meist nur geringere Glasforten. Es bestehen auch einige Zuckerraffinerien, und die Zahl der Runkelrübenzuckersiedereien nimmt mehr und mehr zu. Von Wichtigkeit sind die Seifensiedereien, namentlich zu Debreczin und Szegedin, sowie die Talg-, Stearin- und Wachslichterfabriken, die Soda-, Salpeter- und vielen Pottaschsiedereien, die Oelraffinerien, die zahlreichen Branntweinbrennereien, Rosoglio- und Liqueurfabriken und großen Bierbrauereien. Das ungar. Ministerium fand bei der Uebernahme der Regierung, im März 1867, 938 Poststationen, welche bis zu Ende 1867 durch 136 neue Stationen vermehrt wurden. Telegraphenstationen bestanden 136, die 814 M. durchliefen; 1868 bestanden 152 Stationen, die 895 M. umfaßten. An Creditinstituten waren vorhanden: die Pesther Commerzialbank, die Erste ungar. Industriebank, das ungar. Bodencreditinstitut. Zu diesen kamen hinzu die Allgemeine ungar. Creditbank mit 30 Mill. Kapital, die Anglo-Hungarian-Bank mit 20 Mill. Kapital, die Presburger Pfand- und Wechselbank sowie ähnliche Institute in Kaschau, Szegedin, Temesvár, Arad, Großwardein u. s. w. Auch Volksbanken bilden sich in den größern Ortschaften. Versicherungsanstalten und Sparkassen sind ebenfalls in Zunahme begriffen. Von Sparkassen waren 1867 an 60 in Wirksamkeit, davon die bedeutendsten in Pesth, Ofen, Presburg, Debreczin u. s. w. Den größten Aufschwung nahm die Mühlenindustrie. Im J. 1863 bestanden in den ungar. Ländern 22132 Mühlen mit 30106 Mahlgängen, von denen 147 Dampfmühlen und 71 Kunstmühlen. In Pesth und Ofen waren 10, in Presburg 5 Dampfmühlen. Die pesth-ofener Dampfmühlen erzeugten jährlich an

3 Mill. Ctr. Mehl, und 1867 verarbeiteten sie schon 4,617250 österr. Metzen Ge
Mehlproduct ward für das beste auf der pariser Ausstellung von 1867 erklärt.
Unternehmungen erwähnt der Minister für Handel und Volkswirthschaft in seinem L
15. Jan. 1868: eine Spiritusraffinerie in Neupesth; eine (die erste) ungar. Mast
Gesellschaft; die Flachs- und Hanfspinnerei zu Käsmark; eine Baumwollspinnere
eine Wollwäscherei; eine Waggon- und Dampfschiffabrik zu Pesth; eine Lederfal
selbst, u. s. w. Da in den großen Ebenen des Landes die Materialien zu den g
Straßen fehlen, spielen die Eisenbahnen in Ungarn eine um so größere Rolle. 186
an Eisenbahnen: 1) die auf dem linken Donauufer von Wien über Presburg, Pest
Szegedin, Temesvár nach Baziás führende Bahn; 2) die Bahn auf dem rechten
von Wien über Wiefelburg, Raab, Stuhlweißenburg-Ofen, Kanisa, Kottori nach
3) die Theißbahn von Czegléd über Szalnok, dann a) Püspök-Ladány, Debreczin, N
Miskolcz nach Kaschau, b) Püspök-Ladány, Großwardein, c) Szalnok, Csaba, A
Pesth-Losanczer Bahn. Die Bahnen zusammen hatten eine Länge von 311 M.
ungar. Regierung wurde jedoch durch den Reichstag bevollmächtigt zur Vervollstä
ungar. Eisenbahnnetzes, wonach, mittels einer Eisenbahnanleihe, nach 635 M. hi
sollen. Die erste k. k. privilegirte Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft besitzt 133 D
458 eiserne Schleppboote, 36 eiserne Kohlenschiffe und 39 eiserne Barstenvieh-Tran
Neben dieser Gesellschaft besteht die Erste ungar. Dampfschiffahrtsgesellschaft mi
Passagierdampfern à 120 Pferdekraft, 1 kleinern Passagierdampfer von 60 Pfer
1 Propeller. Dieselbe hat ihr Betriebskapital um 600000 Fl. vermehrt. Außerd
die Raaber Dampfschiffahrtsgesellschaft vorhanden.

Die geistige Cultur des Landes steht hinsichtlich der allgemeinen Volksbildung vi
hinter den österr. Kronländern zurück, obschon die amtlichen Erhebungen von 1851
stigere Resultate geliefert haben, als man im allgemeinen annehmen zu dürfen gl
Anzahl der Volksschulen belief sich 1864 in U. auf 11452, in Siebenbürgen au
Kroatien und Slawanien auf 490, in der Militärgrenze auf 907. Zur Heranbil
licher Schullehrer bestehen fünf Schullehrerseminare, sog. Präparandien: zu Pesth,
Neuhäusel, Miskolcz und Großkanizsa. Besser ist im Lande selbst für die höhere L
sorgt. U. besitzt eine Universität, eine chirurgische und höhere technische Lehranstalt
Thierarzneischule zu Pesth, drei Rechtsakademien zu Presburg, Kaschau und Großw
Berg- und Forstakademie zu Schemnitz, 48 kath. und 39 prot., zusammen 87 Gym
61 derselben ist das Ungarische die Unterrichtssprache), wovon 35 Obergymnasie
Klassen, 20 mit sechs Klassen und 32 unvollendete oder Untergymnasien sind; se
schulen zu Pesth (zwei), Ofen, Presburg, Stuhlweißenburg, Szegedin; niedere L
zu Schemnitz und Schmölnitz, mehrere Militärerziehungsanstalten, Taubstummen
Presburg und Waitzen, Blindenanstalten zu Ofen und Presburg, eine stark besucht
akademie zu Pesth, eine Industrieschule, einen Industrie- und den Landwirthschaf
Pesth mit zahlreichen Filialen, eine Akademie der Wissenschaften, eine geol. Gesellsch
Nationalmuseum zu Pesth, mehrere bedeutende Bibliotheken, die gräfl. Esterházy'
galerie, verschiedene Sammlungen, Kunst- und gelehrte Vereine in den größern St
landwirthschaftlichen Lehranstalten besitzt U. die zu Keszthely vom Grafen Festetics
Namen Georgikon gestiftete und die neu organisirte Anstalt zu Ungarisch-Altenburg.
besteht, nach Wien, der lebhafteste Buchhandel der österr. Monarchie, und auch die L
hat hier eine hohe Stufe erreicht. Die Ungarische Sprache und Literatur (s. d.) ha
Reihe von Jahren eine außerordentliche Entwickelung begonnen und zählt Dichter u
steller ersten Rangs in ihren Reihen.

Die polit. Eintheilung der ungar. Länder stammt von der uralten Wehrverfass
so alt wie die ungar. Geschichte. Durch die Donau und die Theiß wird das eigen
vier Kreise getheilt: I. «Kreis jenseit der Donau», 784,3 Q.-M. mit 11 Comitate
burg, Wiefelburg, Raab, Komorn, Veßprim, Stuhlweißenburg, Eisenburg, Zal
Baranya und Tolna; II. «Kreis diesseit der Donau», 996 Q.-M. mit 13 Comita
burg, Trentschin, Neutra, Thurócz, Arva, Liptau, Sohl, Bars, Hont, Neogr
Pesth (mit Pilis und Solt), Bács-Bodrog; III. «Kreis diesseit der Theiß», 693 L
10 Comitaten: Zips, Sáros, Gömör, Torna, Abaujvár, Zemplén, Ung, Bereg
Heves und äußeres Szalnok; IV. «Kreis jenseit der Theiß», 1319,26 Q.-M. mit
taten: Ugocsa, Marmaros, Szathmár, Szabolcs, Bihar, Békes, Csanád, Csang

Temes, Torontál, Krassó (die drei letzten sind Comitate des ehemaligen Banat), Krasjna, Mittelszolnok, Zaránd, und dazu der Kövárer District (die von Siebenbürgen wieder vereinigten Theile). Innerhalb dieser vier Kreise befinden sich auch die «freien Districte»: Jazygien, Groß- und Kleinkumanien und die Haiduckenstädte, zusammen 103,43 Q.-M. Slawonien zerfällt in 3 Comitate: Veröcze, Sirmien und Pozega, zusammen 171 Q.-M. Kroatien theilt sich ebenfalls in 3 Comitate: Agram, Warasdin, Kreuz, zusammen 172 Q.-M. Die Militärgrenze untersteht der militärischen Verwaltung und ist in Regimenter eingetheilt. Siebenbürgen (s. d.) hat eine sehr eigenthümliche polit. Eintheilung.

Die kirchliche Eintheilung und Verfassung der ungar. Länder hängt mit den ethnographischen Verhältnissen derselben zusammen, die man sich zunächst vergegenwärtigen muß. Die neuere Geschichte der Länder der ungar. Krone beginnt allerdings mit der Niederlassung der Magyaren, aber diesen gingen die Avaren und slaw. Völkerschaften voran, deren Urstz die hinterkarpatischen Länder waren. Von da aus wurden die west- und nordkarpatischen Gegenden des heutigen U. mit Slawen bevölkert; von da aus zogen um das J. 634 n. Chr. die Chorvaten (Kroaten), vom byzant. Kaiser Heraklius gerufen, um Dalmatien gegen die Avaren zu schützen. So entwickelte sich die kroatische Bevölkerung von der Drau, der Sau bis an das Adriatische Meer. Aus den hinterkarpatischen Gegenden, namentlich aus dem östl. Galizien und Wladimir, zogen die Serben an die Flüsse Drina, Bosna, Wrbas, wo sie die östl. Nachbarn der Kroaten wurden. Aus jenen Gegenden endlich stammt auch die ruthenische Bevölkerung der nordöstl. Karpatengegenden des heutigen U. Die Ebenen des Landes hatten die Avaren inne. Durch die Kriege Karl's d. Gr. gegen die Avaren kamen nicht nur die westl. Slawen unter die fränk. Herrschaft, sondern auch deutsche Bevölkerung drang nach Pannonien, und es bildete sich die Ostmark, aus der das heutige Oesterreich entstand. Die Avaren mögen wol theils mit Deutschen, theils mit mähr. Slawen durchdrungen gewesen sein, als die Magyaren um 894 unter Arpád's Anführung sich festsetzten und nun (bis 900) das ganze Land eroberten. Die Magyaren gehören zur ugrischen Familie der altaischen Völker (daher der Name Uger, Unger, Ungar, Hungar), welche die Mitte zwischen den finn. und türk. Völkern einnimmt. Mit ihnen verschmolzen die Ueberbleibsel der Avaren. Doch hinter den Magyaren waren die Petschenegen in der heutigen Moldau und Walachei, welche Länder von den nachziehenden Kumanen den Namen Kumanien erhielten. Beide Völker müssen sprachverwandt mit den Magyaren gewesen sein, da ihre Colonien in U. vollständig identisch geworden sind mit den Magyaren. Diese nahmen das Christenthum von den abendländ. Christen an. Als die Mongolen die Kumanen (Petschenegen) verdrängten, fanden diese in U. Aufnahme, und die heutige magyar. Nation ist demnach das Resultat eines Synöcismus. Als sich im 14. Jahrh. die Türken verbreiteten, zogen aus den byzant. Provinzen Serben, die zur orient. Kirche gehörten, nach U., während aus der Bulgarei die Walachen, zuerst als Hirten, nach Kumanien zogen, das dann von ihnen Walachei benannt ward, und von da nach Siebenbürgen und in die östl. Theile U.s. Auch die Walachen gehörten zur orient. Kirche. Erst im 13. Jahrh. erscheinen dieselben, wie die urkundliche Geschichte beweist, in Siebenbürgen, und zwar nur als Hirten in unzusammenhängenden Gruppen. Daher ihre kirchlich untergeordnete Stellung unter dem serb. Patriarchat, daher auch ihre polit. Unbedeutsamkeit neben den andern Bewohnern Siebenbürgens. Während und vor den Zuzügen aus Süden wanderten aber auch Colonien aus Westen ein, und das waren die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.

Die Magyaren schlossen sich der occidentalischen Kirche an, zu welcher die Bevölkerungen des fränk. und deutschen Reichs gehörten. Stephan I., der Heilige, sowie alle seine Nachfolger dotirten sehr reichlich den kath. Klerus. Die Bischöfe U.s gehörten schon im 11. und 12. Jahrh. entschieden zu den reichsten in Europa. Bis in das 14. Jahrh. hinein spielen die Schismatiker oder die Anhänger des orient. Ritus eine kaum merkliche Rolle in U. Als die Verbreitung der Türken immer mehr die serb. Bevölkerung gegen U. drängte, mußte man auch wol diese in Rücksicht ziehen. Die Reformation kam mit der Herrschaft der Türken zugleich ins Land. Die Magyaren und Deutschen sowie die Slowaken schlossen sich entschieden der Reformation an; die Kroaten, Serben, Ruthenen und Walachen blieben ihr fremd. Als nachher im letzten Viertel des 17. Jahrh. die Gegenreformation den Protestantismus unterdrücken wollte, griff man auch zur Union der Anhänger des orient. Ritus mit der kath. Kirche. Die Union gelang zum Theil in Siebenbürgen unter den Walachen, unter den Ruthenen in den karpatischen Gegenden und in Kroatien. Vollständig konnte sie schon deswegen nicht gelingen, weil eben damals (1690) die große Uebersiedelung der Serben unter dem Erzbischof Tschernovitsch durch die Sicherung

der freien Religionsübung zu Stande gekommen war. Später wurden nicht nur die ſchon früher anſäſſigen Naizen oder Serben, ſondern auch die nichtunirten Walachen dieſem neuen Erzbiſchofe untergeordnet. So bildete ſich die kirchliche Geſtaltung der ungar. Länder, welche in enger Verbindung mit den ethnogr. Verhältniſſen ſteht. Alle Magyaren, Deutſche und Slowaken gehören der occidentaliſchen (kath. oder prot.), alle Ruthenen (mit geringer Ausnahme einiger Proteſtanten, die dann ihre Nationalität aufgaben), Serben und Walachen der orient. (unirten und nichtunirten) Kirche an. Die Kroaten gehören ausſchließlich der kath. Kirche an, da die wenigen prot. Gemeinden in Slawonien eigentlich aus Magyaren oder magyariſirten Slawen beſtehen.

Vor 1848 entſprach die Verfaſſung der kath. Kirche dem polit. Begriffe des Königreichs U. Der Biſchof von Siebenbürgen war ebenſo Suffragan des Kalocſaer Erzbisthums wie der Biſchof von Agram oder Kroatien; alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten den Erzbiſchof von Gran zum Primaten. Als man nach 1849 den polit. Begriff des Königreichs U. umſtoßen wollte, wurde 1852 das Bisthum von Agram zum Erzbisthum erhoben und dieſem die kath. Biſchöfe von Diakovár und Zeng und der griech. Biſchof von Kreuz als Suffragane untergeordnet. So entſtand eine von dem ungar. Primat unabhängige kroatiſch-ſlawon. Kirchenprovinz. Ebenſo erhob man 1853 das griech.-kath. Bisthum von Fogaraſch in Siebenbürgen zum Erzbisthum und orduete demſelben zwei neuerrichtete Bisthümer, von Szamos-Ujvár in Siebenbürgen und von Lugos im Banat, unter, die man ſonach alle drei dem ungar. Primat entzog. Endlich wurde 1864 der griech.-nichtunirte Biſchof von Siebenbürgen, der in Hermannſtadt ſeinen Sitz hat, zum Metropoliten der nichtunirten Walachen erhoben und der Jurisdiction des ſerb., zum Patriarchen erhobenen Erzbiſchofs von Carlovicz entzogen. 1865 endlich führte man die hierarchiſche Trennung der Walachen oder Rumänen von den Serben durch.

Die kirchliche Eintheilung der verſchiedenen Religionsgenoſſen in den ungar. Ländern iſt demnach folgende. I. Röm.-kath. Kirche: a) ungar.-ſiebenbürg. Provinz: 1) Primas von Gran, deſſen Suffragane die Biſchöfe von Veßprim, Stuhlweißenburg, Fünfkirchen, Raab, Waizen, Neutra, Neuſohl, Steinamanger; 2) Erzbiſchof von Kalocſa, deſſen Suffragane die Biſchöfe von Csanád, Großwardein und Siebenbürgen; 3) Erzbiſchof von Erlau, deſſen Suffragane die Biſchöfe von Szathmár, Kaſchau, Roſenau und Zipſen; b) die kroatiſch-ſlawon. Provinz: Erzbiſchof von Agram, deſſen Suffragane die Biſchöfe von Diakovár und Zeng. II. Griech.-kath. Kirche: a) Erzbiſchof von Fogaras in Siebenbürgen, deſſen Suffragane die Biſchöfe von Szamos-Ujvár und Lugos; b) die Suffraganbiſchöfe des Primas von Gran, nämlich die Biſchöfe von Eperies, Munkács, Großwardein; c) der Suffragan des Erzbiſchofs von Agram, Biſchof von Kreuz. III. Griechiſch-nichtunirte oder orthodoxe Kirche, und zwar a) ſerbiſche: der Patriarch von Carlovicz, mit den ihm untergeordneten Biſchöfen von Altofen, Arad, Temesvár, Neuſatz, Pakratz und Karlſtadt; b) rumän. oder walach. Kirche unter dem Metropoliten von Siebenbürgen (Hermannſtadt). IV. Prot. Kirche: 1) die evangeliſch-lutheriſche, a) in U., hat vier Superintendenzen, die preßburger, die jenſeit der Donau, die montaner und die theißer Superintendenz; b) in Siebenbürgen, die Superintendenz der ſächſ. Stühle; 2) Evang.-reform. oder calviniſche Kirche, a) in U., hat vier Superintendenzen, die peſther, die jenſeit der Donau, die dieſſeit der Theiß und die jenſeit der Theiß; b) in Siebenbürgen, mit einer Superintendenz oder einem Biſchof. V. Die Unitariſche Kirche in Siebenbürgen, mit etwa 50000 Bekennern. Außer den chriſtl. Confeſſionen hat U. mit ſeinen Nebenländern auch eine bedeutende Anzahl Iſraeliten, welche durch das Geſetz von 1867 polit. Gleichberechtigung erlangten.

Vgl. Fényes, «Magyarország statistikája» (3 Bde., Peſth 1840—43), «Magyarország leirása» (2 Bde., Peſth 1847) und «Wörterbuch der Geographie U.s» (4 Bde., Peſth 1851); ferner Palugyai, «Hiſtor.-geogr.-ſtatiſt. Beſchreibung des ungar. Reichs» (Peſth 1852); Joh. Hunfalvy, «A' magyar birodalom természeti viszonyainak leirása» («Beſchreibung der Naturverhältniſſe U.s», 3 Bde., Peſth 1863—65); Ditz, «Die ungar. Landwirthſchaft» (Lpz. 1867). Für die ethnogr. Verhältniſſe vgl. von Czoernig, «Ethnographie der öſterr. Monarchie» (2 Bde., Wien 1855—57); Rösler, «Dacier und Romänen, eine geſchichtliche Studie» (Wien 1866); H. J. Bidermann, «Die ungar. Ruthenen» (Innsbr. 1862).

Geſchichte. Die Geſchichte U.s beginnt 894 mit der Feſtſetzung der Magyaren in Pannonia (ſ. d.) unter ihrem Heerführer Almus (Almos) und deſſen Sohne Arpád (ſ. d.), die bis zum J. 900 ſich alles unterwarfen. Das Land, unter Stämme und 108 Geſchlechter vertheilt, wurde in einen Kriegerſtaat verwandelt. Der Heldenruf der Magyaren und ihr Kriegsglück bewirkten, daß nicht nur Volksſcharen, deren Gebiet ſie durchzogen, ſich an ſie anſchloſſen, ſondern daß auch aus andern Ländern viele Krieger einwanderten und um Aufnahme baten. Selbſt mehrere

Fürſten und Nationen, von mächtigen Feinden bedrängt, ſuchten die Hülfe der Magyaren. Dieſe unternahmen kriegeriſche Züge bis an die Nordſee hin, bis in den Süden Frankreichs und Italiens und bis an das Schwarze Meer. Aber die öftern Niederlagen, die ſie in Deutſchland ſchon unter König Heinrich I. 933 bei Keuſchberg, dann von den Sachſen, Franken und Baiern und endlich von Kaiſer Otto I., zuletzt auf dem Lechfelde 955 erlitten, gaben ihnen eine andere Richtung. Man begann die Grenzen des ungar. Reichs zu beſtimmen und zu befeſtigen, neue auswärtige Coloniſten zum Erſatz der geſchwächten Bevölkerung und zur Einführung der Künſte des Friedens anzuſiedeln und die deutſchen und ſlaw. Kriegsgefangenen mehr zum Ackerbau und zu Gewerben zu verwenden. Durch die vielen chriſtl. Sklaven, die Verbindung mit dem byzant. Hofe, beſonders aber durch die Bemühungen Herzog Geyſa's, 972—997, und ſeiner chriſtl. Gemahlin, Sarolta (Karoline), wurde allmählich die Einführung des Chriſtenthums in U. vorbereitet, welche Geyſa's Sohn Stephan, 997—1038, mit Hülfe röm. Prieſter und deutſcher Ritter endlich durchſetzte und auf alle Art zu ſichern ſich bemühte. Er ſprach alle chriſtl. Sklaven frei, verfolgte dagegen die Magyaren, die ſich nicht taufen ließen. Die Großen des Reichs, die ſich dem Chriſtenthum widerſetzten, überzog er mit Krieg. Er errichtete Schulen in ſeiner eigenen Reſidenz, berief viele gelehrte Mönche des Auslandes zu Lehrern, predigte und lehrte ſelbſt, erbaute Kirchen und Kapellen, ſtiftete zehn reichdotirte Bisthümer, führte den Zehnten ein und erhob die Prälaten zum erſten Reichsſtande. Für ſo große Verdienſte erhielt Stephan vom Papſte Sylveſter II. eine Krone, welche ſeitdem den obern Theil der sacra regni Hungariae corona ausmacht, während der untere Theil aus der dem König Geyſa I. vom griech. Kaiſer Manuel Dukas geſchenkten Krone beſteht, nebſt einem Patriarchenkreuz und dem Titel des apoſtoliſchen Königs. Hiermit erhob Stephan ſein Land zum Königreich, deſſen Hauptſtützen die Geiſtlichkeit und der Adel werden ſollten. Er theilte das Reich in 72 Comitate oder Geſpanſchaften, in denen ebenſo viele vom König allein abhängige Obergeſpane die Militär- und Civilgewalt ausübten. Dieſe Obergeſpane nebſt den höhern Hofbeamten und den Prälaten bildeten den Reichsſenat, mit deſſen Zuſtimmung König Stephan dem neuen chriſtl.-ungar. Reiche diejenige Geſtaltung gab, deren Hauptzüge ſich bis in unſere Zeiten erhalten haben. Indeſſen ſtanden noch lange nach Stephan's Tode dem Aufblühen des Staats und der Entwickelung ſeiner Kräfte große Hinderniſſe entgegen. Dahin gehörten die Reaction der Eingeborenen gegen die vom König Peter, 1038—46, Stephan's Nachfolger, zu ſehr begünſtigten Ausländer und der fortwährende geheime Kampf des Heidenthums mit dem Chriſtenthume. Ein gewaltiger Ausbruch dieſes Kampfs erfolgte beim Regierungsantritt Andreas' I. (ſ. d.), 1046—60, der letzte aber unter Béla I. (ſ. d.), 1060—63, auf dem Reichstage von 1062. Auf Béla I. folgten deſſen Neffe Salomo und Geyſa I., 1074—77. Aus dem Dunkel dieſer Zeit treten glänzend hervor Ladislaus I., 1077—95, Geiſa's Sohn, und Koloman, 1095—1114. Beide erweiterten die Grenzen des Reichs, jener durch Kroatiens und Slawoniens (1089), dieſer durch Dalmatiens Eroberung (1102). Beide behaupteten mit Feſtigkeit die Würde der ungar. Krone und die Selbſtändigkeit der Nation gegen äußere Angriffe; beide ſtellten durch treffliche Geſetze im Innern Ordnung her. Es folgten ſodann Stephan II., geſt. 1131, und Béla II., geſt. 1141, ganz unfähige Regenten. Nicht ohne Folgen für die Cultur des Landes blieben die Einführung deutſcher Coloniſten aus Flandern, dem Elſaß und andern Gegenden nach Zips und Siebenbürgen durch Geyſa II., 1141—62, und die engere Verbindung U.s mit Byzanz unter Béla III., 1173—1204, der daſelbſt erzogen war. Die Magyaren gewöhnten ſich mehr an ſtädtiſches Zuſammenleben und bürgerliche Einrichtungen. Mehrere Hofämter und eine Reichskanzlei wurden nach dem Muſter des griech. Hofs errichtet. Andererſeits trat U. durch Béla's III. zweite Verheirathung 1186 mit Margaretha, der Schweſter des Königs Philipp von Frankreich und Witwe des jüngern Königs Heinrich von England, mit dieſen Ländern in Berührung. Franzöſiſche Eleganz verbreitete ſich am ungar. Hofe; junge Ungarn gingen nicht nur nach Bologna, ſondern auch nach Paris, um ſich weiter auszubilden; im Lande ſelbſt wurde zu Veßprim nach dem Muſter der pariſer Univerſität eine Akademie errichtet. Allein der Adel und die Geiſtlichkeit benutzten Andreas' II., 1205—35, Schwäche zur Vermehrung ihrer Macht. Der Adel erzwang 1222 die Erweiterung ſeiner Vorrechte durch die Goldene Bulle, die Geiſtlichkeit 1233 ein günſtiges Concordat. Béla's IV., 1235—70, wohlthätige Reformen wurden durch den Einfall der Mongolen 1241 unterbrochen. Nach dem Abzuge der Horden ſammelte Béla die übriggebliebenen Bewohner, rief deutſche und ital. Anſiedler in das entvölkerte Land, ſtellte Ordnung und Sicherheit her, begünſtigte und hob den Bürgerſtand, indem er die Anzahl der Frei-

ſtädte vermehrte, führte den tokayer Weinbau ein und förderte auf alle Art den Wohlſtand. Allein durch die Ernennung ſeines Sohnes Stephan zum Mitregenten gab er zu Irrungen Anlaß, die das königl. Anſehen erſchütterten und den Verfall des Staats herbeiführten. Mit dem Tode Andreas' III., 13. Jan. 1301, erloſch die männliche Linie des Arpadiſchen Stammes.

Nach mehrfachen Thronfolgeſtreitigkeiten wurde der Herzog Karl Robert von Anjou 1307 zum Könige gewählt, und unter ihm und den Regenten aus ſeinem Hauſe erreichte U. eine hohe Macht. Karl Robert ſchuf ein neues Abgabenſyſtem und führte ſtatt der Gottesurtheile ein ordentliches gerichtliches Verfahren nach franz.-ital. Weiſe ein. Seine vertraute Verbindung mit Papſt Clemens V. benutzte er zur Regulirung des ungar. Klerus. Ludwig I., 1342—82, erweiterte die Grenzen ſeines Reichs über Polen und Rothrußland. Seine Reiſen und Feldzüge machten die Nation mit auswärtiger Cultur bekannt. Er gründete 1367 eine hohe Schule zu Fünfkirchen, befreite den Handel, der vorzüglich nach dem Orient über U. ſehr lebhaft betrieben wurde, von übermäßigen Zöllen und begünſtigte ſtädtiſchen Gewerbfleiß, vertrieb aber die Juden und beſchwerte den Bauernſtand mit neuen Laſten. Seit 1370 vereinigte er die Kronen von U. und Polen. Des deutſchen Kaiſers Sigismund (ſ. d.) Regierung, der als Schwiegerſohn Ludwig's I. die ungar. Krone erhielt, füllten Streitigkeiten mit den Großen des Reichs ſowie der Einbruch der Türken 1391 und die Huſſitenkriege aus. Obſchon als Kaiſer vielfältig beſchäftigt, führte er doch in U. Gleichheit der Maße und Gewichte und das erſte Militärreglement ein. Auch erhob er 1405 die königl. Freiſtädte zur Reichsſtandſchaft und ſicherte den Bauern die Freizügigkeit zu. Nach Sigismund's Tode ging die ungar. Krone 1437 zum erſten mal an das Haus Habsburg, nämlich an den Herzog Albrecht V. von Oeſterreich (als deutſcher König Albrecht II.) über, weil er mit Eliſabeth, Sigismund's Tochter, vermählt war. Derſelbe ſtarb indeſſen ſchon 1439, und ſeine ſchwangere Witwe, die ſich für die Beherrſchung U.s, Böhmens und Oeſterreichs bei der Schwierigkeit der Zeiten zu ſchwach fühlte, willigte darum in eine Verbindung mit dem Jagellonen König Wladiſlaw III. (ſ. d.) von Polen, den die Magnaten zugleich zum Könige von U. erwählten. Inzwiſchen zerſchlug ſich jedoch die eheliche Verbindung zwiſchen dem Jagellonen und Eliſabeth, indem letztere 1440 einen Sohn, den ſpätern König Ladislaus gebar, den ein Theil der Ungarn ebenfalls als König anerkannte, ſodaß über das Recht der beiden gleichnamigen Herrſcher innere Streitigkeiten entſtanden. Wladislaw III. von Polen fiel 1444 bei Varna gegen die Türken, und nun beſtieg 1445 Ladislaus Poſthumus, der Sohn Albrecht's und Eliſabeth's, den Thron; zum Gubernator des Reichs aber wurde Johann Hunyad (ſ. d.) gewählt. Letzterer wehrte mit großem Erfolg die Einfälle der Türken in U. ab. Nach Ladislaus' Tode wurde 1458 Hunyad's Sohn, Matthias Corvinus (ſ. d.), zum Könige von U. gewählt, der die Regierung mit ſicherer Hand führte. Diplomatiker und Feldherr zugleich, demüthigte oder beſchwichtigte er alle innern und äußern Feinde des Reichs. Er befeſtigte durch eine wahlgeordnete Comitatsverfaſſung den Landfrieden und erwarb ſich, ungeachtet mancher ſtrengen Maßregel, die Liebe und das Vertrauen der Nation. Von ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften zeugen die Gründung einer Univerſität zu Presburg (1467), die Berufung fremder, namentlich ital. Gelehrter und ſeine koſtbare Bibliothek im königl. Schloſſe zu Ofen. Nach ihm ward der böhm. König Wladiſlaw II. auf den ungar. Thron erhoben. Unter ſeiner, 1490—1516, und ſeines Sohnes, Ludwig II., 1516—26, ſchwachen Regierung führten der Ehrgeiz und die Habſucht der Großen, an deren Spitze Johann Zápolya (ſ. d.) und nach dieſem deſſen Sohn Johann, im Innern die größte Verwirrung und einen Bauernaufſtand herbei, der 1514 auf das grauſamſte unterdrückt wurde. Eine Folge dieſer Zerrüttung war die unglückliche Schlacht bei Mohács (ſ. d.) 1526, die dem König Ludwig II. das Leben koſtete und einen großen Theil U.s auf 160 J. in eine türk. Provinz verwandelte. Um den Reſt des Landes ſtritten ſich die Gegenkönige Ferdinand von Oeſterreich (Ferdinand I.) und Joh. Zápolya. Endlich verſchafften die proteſtantiſch Geſinnten, die aus Furcht vor Zápolya's Verketzerungsſucht Ferdinand anhingen, letzterm die Oberhand, und Zápolya mußte ſich mit Siebenbürgen (ſ. d.) und einigen Comitaten Oberungarns begnügen. U. blieb ſeitdem unter der Herrſchaft des Hauſes Habsburg. Jene Theilung enthielt indeſſen den Keim unaufhörlicher, von den Türken und Franzoſen genährter Zwiſtigkeiten mit Zápolya's Nachfolgern, als Fürſten von Siebenbürgen, und brachte in Verbindung mit den Verfolgungen der Proteſtanten, beſonders ſeit der Aufnahme der Jeſuiten 1561, bürgerliche Unruhen hervor, zu deren Beilegung die Friedenstractate von Wien (1606) mit Steph. Bocskai, von Nikolsburg (1622) mit Bethlen Gabor (ſ. d.) und von Linz (1645) mit Georg Rákoczy (ſ. d.) eingegangen wurden. Endlich eroberten Leopold's I. Feldherren Ofen 1686, und der presburger Reichstag erkannte 1688 die Erblich-

keit der ungar. Krone an, während die Pforte im Frieden von Carlovicz (ſ. d.) 1699 das von ihr bisher beſetzte U., mit Ausnahme des Bezirks von Temesvár, nebſt Siebenbürgen zurückgab.

Dieſer Friede und die Errichtung der Commissio neoacquistica, vor welcher alle Anſprüche auf die von türk. Botmäßigkeit befreiten Landgüter ausgewieſen werden mußten, veranlaßten jedoch neue Bewegungen, welche erſt der duldſame Kaiſer Joſeph I. durch den Szathmárer Frieden 1711 dämpfen konnte. Karl VI., als König von U. Karl III., ſicherte durch die Pragmatiſche Sanction (ſ. d.) von 1723 auch den weiblichen Deſcendenten des habsburgiſchen Hauſes die Thronfolge in U. und verbeſſerte die Verwaltung, indem er der ungar. Hofkanzlei und Statthalterei ſowie den obern Gerichtsbehörden eine zeitgemäßere Geſtalt verlieh. Auch ſchuf er ein ſtehendes Heer für U. und die Militärcontribution zu deſſen Unterhaltung. Durch den Paſſarowitzer Congreß kam 1718 der Temeſer Bezirk an U. zurück, und der nachtheilige Belgrader Friede beſtimmte 1739 die noch gegenwärtigen Grenzen U.s gegen die Türkei. Ungemeine Verdienſte um U. erwarb ſich die Kaiſerin Maria Thereſia durch die Regulirung der Unterthanenverhältniſſe, das ſog. Urbarium, 1765, durch die Aufhebung des Jeſuitenordens 1773 und durch die Reform des Schulweſens. Auch Joſeph II. (ſ. d.) nahm wichtige Veränderungen mit der ungar. Verfaſſung vor, und zwar in der beſten Abſicht. Doch überſah er bei ſeinem Eifer die Nothwendigkeit, ſolche Reformen nur allmählich vorzubereiten, und fand daher in der Nation mehr Widerſtand als Unterſtützung. Joſeph ließ ſich nicht krönen, und als er die Leibeigenſchaft aufhob und den Zunftzwang beſchränkte, als er den Adel zu gleichem Antheil an den Staatslaſten verpflichtete und das Ständeweſen aufhob, als er die Klöſter einzog, das Toleranzedict erließ und Preßfreiheit gewährte, erhoben ſich einzeln Bauer, Bürger, Adel und Geiſtlichkeit gegen ſeine Neuerungen. Die Geſammtheit aber brachte er gegen ſich auf durch das die Nationalitäten verletzende Geſetz, daß alle die deutſche Sprache erlernen ſollten. So war es dem hohen Adel und der Geiſtlichkeit ein Leichtes, eine ſolche Aufregung gegen den Kaiſer in U. hervorzurufen, daß derſelbe ſich genöthigt ſah, 28. Jan. 1790 in vielen Dingen das alte Weſen wiederherzuſtellen. Kaiſer Leopold II., der ſeinem Bruder Joſeph folgte, ließ es ſeine erſte Sorge ſein, U. mit Oeſterreich auszuſöhnen. Er berief ſofort den ſeit 25 J. nicht verſammelten Reichstag und ſtellte die Verfaſſung ſowie die Rechte der Proteſtanten her. Denſelben Weg ſchlug ſein Sohn Franz I. ein, der ihm 1792 folgte. Unter ſeiner langen Regierung nahmen Induſtrie und Handel ſowie der nationale Geiſt großen Aufſchwung. Das Volk höhnte ſich mehr und mehr mit dem habsburger Stamme aus und gab hiervon einen Beweis, als Napoleon 1809 die Ungarn gleichſam zu einer Verſammlung aufforderte, wo ihrem Beſchluſſe, ſich von Oeſterreich zu trennen, kein Hinderniß begegnen ſollte.

Dennoch verkannte die Regierung des Kaiſers Franz die wahre Lage des Landes. Man berief keine Reichstage mehr, verſuchte aber Steuern- und Rekrutenerhebungen und ſtieß hier auf einen Widerſtand, der die Berufung eines Reichstags (1825) unabwendbar machte. Obſchon es diesmal noch gelang, ein leidliches Einverſtändniß herzuſtellen, ſo zeigte ſich die Regierung doch nicht geſonnen, die nothwendigen Reformen zu veranlaſſen, und es wuchs ſichtbar die polit. und nationale Oppoſition, als deren Wortführer Männer wie Graf Stephan Széchenyi (ſ. d.) hervortraten. Der Reichstag von 1830 (Sept. bis Dec.) zeigte dieſe Wendung ſchon in ſiegreichem Fortſchritt. Die Bewilligung der Rekruten, die Anſtellung eingeborener Offiziere, der Gebrauch der magyar. Sprache waren die wichtigſten Anläſſe, die junge Macht dieſer nationalen Oppoſition zu bewähren und ihr (z. B. in der Sprachenfrage) unzweideutige Erfolge zu erringen. Bald nach dem Schluſſe des Reichstags ward das Land von der Cholera furchtbar heimgeſucht, und es kam dabei im Norden zu traurigen Exceſſen. Im Dec. 1832 trat ein neuer Reichstag zuſammen, dem die Regierung die Erledigung der Urbarialverhältniſſe vorlegte. Die Frage war für das Verhältniß des Adels und der Bauern die wichtigſte von allen, und ihre Löſung kündigte einen weſentlichen Fortſchritt an. Doch die Art der Geſchäftsbehandlung auf dem Reichstage, das Verlangen nach polit. Reformen, die Macht, welche die Agitation in den Comitatsverſammlungen erlangt hatte, das alles bewies, wie es der Regierung bald nicht mehr möglich ſein werde, den erwachten Volksgeiſt durch einzelne materielle Reformen zu beſchwichtigen. In dieſe Zeit fällt auch die erſte Wirkſamkeit Ludwig Koſſuth's (ſ. d.), der es zuerſt verſtand, die Mittel der Oeffentlichkeit, trotz aller Hemmungen der Regierung und Polizei, ſo zu benutzen, daß ſich das allgemeine Intereſſe den Kämpfen zuwandte, deren Schauplatz allmählich der Reichstag ward. Inmitten der zunehmenden Bewegung ſtarb 1835 Kaiſer Franz.

Die Regierung fühlte ſich unter ſeinem Sohne und Nachfolger Ferdinand (als König von

U. Ferdinand V.) nicht mehr so sicher wie früher. Dieselbe suchte durch kleine Concessionen größere abzuwehren und ermuthigte dadurch natürlich nur den öffentlichen Geist. Die Urbarialverhältnisse kamen im Herbst 1835 zur definitiven Erledigung. Indem die bäuerlichen Verhältnisse dadurch besser geordnet, die unbedingte Steuerfreiheit des Adels beschränkt wurde, bewies sich diese Reform der freiheitlichen Entwickelung sehr günstig. Die Versuche, der Redefreiheit engere Grenzen zu ziehen, indem man Wesselényi, Kossuth u. a. in Processe verwickelte, fachte jedoch die Unzufriedenheit um so heftiger an. Das magyar. Element der Bevölkerung trat überall rührig und wohlorganisirt der Regierung entgegen, und die Versuche, missliebige Personen von der Wahl auszuschließen, führten nur zu moralischen Niederlagen. Der im Juni 1839 zusammengetretene Reichstag war fast nur beschäftigt mit Beschwerden über die Maßregeln der Regierungspolitik. Kaum gelang es der Regierung, ihre Propositionen in der Weise, wie sie wollte, zur Berathung und Erledigung zu bringen. Der Reichstag, der im Mai 1840 zu Ende ging, schloß aber mit der Erfüllung eines der Lieblingswünsche der Opposition, dem Sprachengesetz, welches das Uebergewicht des Magyarenthums sanctionirte, und einer Amnestie für alle, die wegen Misbrauchs der Redefreiheit gerichtlich verfolgt oder verurtheilt worden waren. Im allgemeinen hatte das öffentliche Leben seit den letzten Zeiten des Kaisers Franz mächtige Fortschritte gemacht. Die Stellung des Bauers war verbessert, dem Privilegium des Adels engere Schranken gezogen; auf dem kirchlichen Gebiete wurden die unduldsamen Tendenzen alter Zeit mit Erfolg bekämpft, auch manche materielle Verbesserung vorbereitet. Die magyar. Opposition erhielt durch den «Pesti Hirlap», den Kossuth seit 1841 herausgab, ein äußerst einflußreiches Organ. In den Comitaten wurden die Tagesfragen lebhaft, oft stürmisch erörtert und der Kampf auf den Reichstagen vorbereitet. Auf dem Reichstage von 1843—44 trat die Besteuerungsfrage des Adels von neuem hervor, und wenn auch ihre definitive Erledigung nicht erfolgte, so wurde doch den Nichtadelichen Fähigkeit des Besitzes und der Beförderung zu jedem Amte eingeräumt und durch ein neues Sprachengesetz das volle Uebergewicht des Magyarenthums bestätigt. Unerledigt blieben die Propositionen über die Reform der Stände, das Strafgesetzbuch, die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und andere Fragen, welche die Umwandlung der alten Verfassung U.s in einen Repräsentativstaat bezwecken. Die Agitation in den Comitaten, die Macht der Presse, die Vereine, dies und anderes war in voller Entfaltung, ohne daß die Regierung Mittel gehabt hätte, der Bewegung mit Erfolg zu begegnen. Wenn sie jetzt Versuche machte, einzuschreiten oder durch Verwaltungsmaßregeln die Thätigkeit der Comitate zu beschränken, so führte dies nur zu neuen Niederlagen. Als der Erzherzog Palatinus, Joseph (seit 1797 Palatinus), den man beschuldigte, die Erfolge der Opposition befördert zu haben, 13. Jan. 1847 starb, wurde sein Sohn, Erzherzog Stephan (in Ungarn geboren und erzogen), zum Statthalter ernannt und auf dem Reichstage von 1847, den der König im Nov. zuerst mit einer magyar. Rede eröffnete, zum Palatinus gewählt. Die Regierung trat mit einer Reihe von Propositionen hervor, welche theils Handels- und Verkehrsverhältnisse, theils polit. Fragen, wie die Stellung der Freistädte, die Aviticität, die Roboten und Aehnliches, betrafen. Die Opposition verlangte Preßfreiheit, ein verantwortliches Ministerium, Vereinigung Siebenbürgens mit U., öffentliche Verhandlung aller Staatsangelegenheiten, allgemeine Besteuerung, Gleichheit vor dem Gesetze, Reform des Urbarialwesens und Abstellung der Aviticität. Der Einfluß Kossuth's auf diesem Reichstage zeigte sich schon ganz überwiegend, während die Regierung weder Zugeständnisse machte, noch Verweigerung wagte. Man befand sich im heftigen Kampfe über diese Fragen, als die franz. Revolution vom Febr. 1848 und damit auch die offene Bewegung in Wien ausbrach.

Eine Deputation mit den magyar. Volkswünschen kam in dem Augenblicke nach Wien, wo dort das Metternich'sche System der Volksbewegung erlegen war. Die Wünsche der liberalen Opposition fanden nun rasche Gewährung. Graf Ludwig Batthyányi (s. d.), einer ihrer Führer, wurde mit der Bildung eines besondern Ministeriums für U. beauftragt, in welches auch Szechenyi, Szemere, Kossuth, Deák, Mészáros eintraten. Die Roboten wurden abgeschafft, der Zehnten durch Verzicht des Klerus beseitigt, allgemeine Besteuerung, Abschaffung der Aviticität, Bildung einer Nationalgarde, überhaupt ein reformirtes ungar. Staatsverhältniß in Aussicht gestellt. Rasch schritt der Reichstag zur Vollführung der wichtigsten Umgestaltungen. Die Regierungseinrichtung ward dem neuen Verhältniß angepaßt. Der Reichstag selbst sollte nach den Grundsätzen des Repräsentativsystems umgebildet, gleiche Besteuerung, neue Regelung der Urbarialverhältnisse, Preßfreiheit und Schwurgerichte eingeführt werden. So war die magyar. Bewegung schnell zu vollem Siege gelangt. Allein die Magyaren hatten stets die andern Natio-

nalitäten des Landes zu wenig in Anschlag gebracht, und dies benutzte jetzt die Reaction in Siebenbürgen unter den Walachen, in U. unter den Serben und Kroaten. Namentlich war das, was die Kroaten seit Ende März begannen, von größter Bedeutung. Sie wählten Jellachich (s. d.) zum Banus und strebten auf die Trennung von U. hin. Diese Zerwürfnisse führten bald zu offenem Kampf zwischen dem umgestalteten U. und den Serben und Kroaten. Beide Theile suchten (Juni) beim Kaiser, der damals in Innsbruck residirte, ihr Recht zu erlangen, und der Kaiser beauftragte auch den Erzherzog Johann mit Vermittelung ihrer Differenzen. Die Haltung der kaiserl. Rathgeber während dieser Situation ist nicht völlig aufgeklärt worden. Jellachich ward, als er im Juni nach Innsbruck kam, freundlich aufgenommen. Doch gleich darauf, während er auf der Rückreise begriffen, erschien ein Decret, das ihn absetzte, obschon es unzweifelhaft, daß der kaiserl. Hof und die Regierung mehr mit dem Banus als mit den Magyaren sympathisirten. Als der neue ungar. Reichstag 5. Juli 1848 eröffnet wurde, hatte sich die Lage schon kritisch genug gestaltet. Siebenbürgen ertrug die neugeschaffene Union unter dem magyar. Uebergewicht nur mit Widerwillen; die Serben und Kroaten rüsteten zum Kampfe; das Verhältniß zur Dynastie war zweideutig und unklar. Indessen wußte Kossuth, die Seele des neuen Ministeriums, den Reichstag zu begeistern. Eine glänzende Rede des Agitators reichte hin, die Bewilligung von 42 Mill. Fl. und 200000 Rekruten im Sturme zu erlangen. Nun wurde eifrig gerüstet, die Bataillone der Vaterlandsvertheidiger (Honvéds) gebildet, die Festungen bewaffnet, Papiergeld ausgegeben, überhaupt alles zum Kampfe vorbereitet. Die Weigerung, zum Kriege, den der Kaiser in Italien führte, thätig mitzuwirken und das sichtliche Bemühen der ungar. Regierung, die eingeborenen Truppen von der kaiserl. Politik zu trennen und unmittelbar mit dem Lande zu verknüpfen, das Suchen auswärtiger Allianzen, auch mit Deutschland, dies alles zeigte, wie der Bruch unvermeidlich heranzog. Seit Sommer 1848 schon ließ sich alles zum blutigen Conflicte an. In U. selbst wüthete bereits ein wilder Rassenkrieg mit den Serben. Die Kroaten rüsteten mit äußerster Anstrengung zum Kampfe, und jetzt nahm auch das kaiserl. Ministerium eine veränderte Haltung an. Dem Erzherzog-Statthalter ward (14. Aug.) die ausgedehnte Vollmacht entzogen, die ihn bisjetzt zum wirklichen Vertreter der königl. Autorität gemacht hatte. Man schlug in Wien Conferenzen zur Beilegung der Streitigkeiten vor und bezeichnete besonders die Existenz der getrennten Ministerien des Kriegs und der Finanzen als unverträglich mit der österr. Staatsordnung. Eine große Deputation der Ungarn, vom Reichstage abgesandt, hatte keinen Erfolg (9. Sept.). Alle ungar. Truppen, die nicht vor dem Feinde standen, sollten nach U. zurückgeschickt werden. Der Kaiser sollte die noch unbestätigten Gesetze sanctioniren, er selbst nach U. kommen und die der Freiheit feindlichen Personen aus seiner Nähe entfernen. Die Antwort darauf lautete ausweichend. In demselben Augenblicke überschritt aber Jellachich die ungar.-kroat. Grenze. Die Stellung des Erzherzog-Palatinus, der zu vermitteln strebte, ward mit jedem Tage unhaltbarer: er sah sich bald veranlaßt, seine Stelle niederzulegen und U. zu verlassen. Statt des aufgelösten Ministeriums ward unter Kossuth's Vorsitz ein Landesvertheidigungsausschuß gebildet, der mit Eifer zum Kampfe rüstete, während es mit dem Banus von Kroatien zum blutigen Kampfe kam. Der Kaiser übertrug dem Baron Bay die Bildung eines neuen ungar. Ministeriums und sandte den Grafen Lamberg als königl. Commissar nach U. ab. Die Ermordung Lamberg's auf der ofener Brücke (28. Sept.) war in diesen Wirrnissen und Gegenbestrebungen das Signal zum offenen Auflodern der Revolution.

In diesem Augenblicke brach die wiener Octoberrevolution los, die man in U. als eine erwünschte Diversion ansah, der man aber nach dem unglücklichen Kampfe bei Schwechat (30. Oct.) die versprochene Hülfe nicht zu bringen vermochte. Die Ueberwältigung Wiens, die Bildung des Novemberministeriums Schwarzenberg-Stadion, die Abdankung Kaiser Ferdinand's und die Thronbesteigung Franz Joseph's I. (Dec. 1848) gaben der Lage der Dinge eine andere Gestalt. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, rückte die kaiserl. Armee unter Fürst Windischgrätz nach U. ein. Rasch bemächtigten sich die Oesterreicher des rechten Donauufers, cernirten Komorn und Leopoldstadt und näherten sich Ofen, während Schlik in Kaschau stand. Die ungar. Streitkräfte waren ungenügend und erst in der Bildung begriffen. Unter dem Eindrucke der Entmuthigung schickte der Reichstag eine Deputation an Windischgrätz, um zu unterhandeln, ward aber mit dem Bescheid zurückgewiesen: unbedingte Unterwerfung sei der einzige Weg, den Krieg zu beendigen. Die Besetzung von Budapesth (5. Jan. 1849) schien diese Zuversicht zu rechtfertigen. Bald aber gestaltete sich der Kampf langwieriger und mühsamer. Die Kaiserlichen, in ihren Kräften zersplittert, hatten mit der Ungunst der Jahreszeit zu kämpfen, und der von ihnen erwartete Abfall magyar. Regimenter erfolgte nicht. Görgei (s. d.) führte den Rückzug der Un-

garn von der Donau nach den Bergſtädten mit großem Geſchick durch. Zwar erlitt er mehrere Schlappen durch die Koiſerlichen, hielt ſich aber rühmlich gegen die meiſt unter ungünſtigen Verhältniſſen unternommenen Angriffe des Schlik'ſchen Corps. Schon jetzt zeigte ſich aber das Zerwürfniß zwiſchen ihm und Koſſuth unverkennbar. Die Ernennung des Polen Dembinſki (ſ. d.) zum Oberfeldherrn legte dies deutlich an den Tag, und der mislungene Kampf bei Käpolno (27. Febr.) wor die erſte Rückwirkung dieſer Uneinigkeit in der Führung, welcher die Entfernung Dembinſki's und die Erhebung Vetter's folgte. Auch politiſch ſchieden ſich die Parteien. Gegenüber der demokratiſch-revolutionären Partei, die Koſſuth vertrat, und der Partei, welche die neue Organiſation vom März ungeändert zu erhalten wünſchte, ſtand eine andere, die durch Conceſſionen den Frieden mit Oeſterreich zu erlangen hoffte. Ungeachtet dieſes innern Zerwürfniſſes, das von Anfang an den Erfolg der Magyaren erſchwerte, geſtaltete ſich doch der Kampf für ſie nicht ungünſtig. Die Kaiſerlichen benutzten ihren Sieg von Käpolna nur wenig, machten geringe Fortſchritte und ließen ſich vom Feinde aus einzelnen Stellungen, z. B. aus Szolnok, mit Verluſt herausdrängen. Indeſſen hatte auch in Siebenbürgen, wo nur die heimiſchen Magyaren und die Szekler für die Umgeſtaltung Partei nahmen, Romänen und Sachſen gegen ſie ſtanden, der Kampf begonnen. Der Pole Bem (ſ. d.) hatte dort im Jan. 1849 den Feldzug gegen Puchner eröffnet und den Norden Siebenbürgens beſetzt. Bem wurde zwar bei Großſcheuern (21. Jan.) und Bizakno (4. Febr.) geſchlagen, brachte aber gleich darauf (9. Febr.) bei Piski den Kaiſerlichen eine Niederlage bei. Weder das Einrücken der Ruſſen in Siebenbürgen noch eine Niederlage, die ihm Puchner bei Mediaſch beibrochte, konnten Bem abhalten, auf Hermannſtadt zu marſchiren. Er ſchlug hier die Ruſſen, drängte ſie nach der Walachei und beſetzte nun Kronſtodt. Siebenbürgen wor ſo faſt völlig in der Gewalt der Magyaren. Die militäriſche Macht der Oeſterreicher hatte zudem ſeit der Einnahme von Ofen keinen nennenswerthen Erfolg mehr gehabt, und die kaiſerl. Politik war nicht glücklicher geweſen. Die anfangs ſchlaffe Stimmung im Lande war mit den Erfolgen der ungar. Waffen in Kampfluſt aufgelodert; die Rüſtungen waren vervollſtändigt worden; die Truppen zeigten ſich voll Eifer und Selbſtvertrauen, zumal ſeit nach Vetter's Erkranken Görgei den Oberbefehl übernahm. So konnten jetzt die Magyaren die Offenſive ergreifen und den Gegern die Vortheile des Winterfeldzugs entreißen. Ein Heer unter Perczel drang nach der Bácska und dem Banat vor (März, April), ſchlug die unter ſich entzweiten Serben zurück und brachte, während Bem Siebenbürgen eroberte, die Bácska und das Banat faſt völlig in die Gewalt der Mogyaren. Die Feſtung Arad ward ſchwer bedrängt und mußte ſpäter capituliren; Karlsburg und Temesvár, faſt die letzten Punkte, die im ganzen Südoſten ſich noch in den Händen der Kaiſerlichen befanden, wurden belogert. Ebenſo erfolgreich erwieſen ſich die Operationen Görgei's im Norden. Dort waren zu Ende März die Magyaren über die Theiß gegangen und beſchäftigten die Kaiſerlichen bei Erlau, während ein anderer Theil der Armee gegen Gödöllö vordrang und dort die Kaiſerlichen ſchlug (7. April). Ein Corps unter Aulich näherte ſich dann Peſth, während Görgei zum Entſotz von Komorn gegen Waitzen vorrückte, dort den Feind ſchlug (9. April) und ihn zum Verlaſſen ſeiner Stellungen zwong. Fürſt Windiſchgrätz word unter ſolchen Verhältniſſen abgerufen und Welden an ſeine Stelle geſetzt. Unaufhaltſam drangen nun die Magyaren vor, ſchlugen bei Nagy-Sarlö (19. April) abermols die Oeſterreicher, entſetzten Komorn, und es ſchien einen Augenblick zweifelhoft, ob ſie ſich nicht geradezu gegen Wien wenden würden. Doch zogen ſie es vor, zuerſt Ofen anzugreifen, das noch einer tapfern Vertheidigung durch Hentzi 21. Mai den Ungarn erlag. Der Inſurrectionskrieg hatte ſomit ſeine Höhe, aber auch ſeinen Wendepunkt erreicht.

Inzwiſchen waren die polit. Verhältniſſe des Landes in immer tiefere Verwirrung gerathen. Während die Mehrzahl des ungor. Volks und Heeres theils wirklich in dem Glauben lebte, für den König Ferdinond V. zu fechten, theils eine Ausſöhnung mit dem Kaiſerhauſe immer als letztes Ziel des Kampfes betrachtete, führte Koſſuth die Angelegenheiten mehr im Sinne einer revolutionären Solidarität, dachte an eine demokratiſche Conſtituirung U.s, on die Wiedererhebung Polens und ſond daſür in den zahlreichen poln. Emigranten, die wichtige Stellen im Heere einnohmen, eifrige Verbündete. Auf dieſen Zwieſpalt gründete ſich auch das Misverhältniß zwiſchen den Häuptern Koſſuth und Görgei ſelbſt. Gegenüber den Tendenzen revolutionärer Umgeſtaltung wollte Görgei, in offenbor richtiger Beurtheilung der Stimmung des Volks und Heeres, eine Ausſöhnung mit dem Kaiſerhauſe, und ſeine polit. Wünſche gingen über die Märzorganiſationen nicht hinaus. Vergebens ſuchten ſich beide kurz vor den letzten Kriegsereigniſſen friedlich zu verſtändigen. Der Zwieſpalt ward nur größer. Koſſuth wagte endlich, gleichſam als Antwort auf die octroyirte Verfaſſung des öſterr. Geſammtſtaats, die 4. März erſchienen

war, einen entſcheidenden Schritt. Er riß den nach Debreczin verlegten Reichstag zu dem Beſchluſſe (14. April) fort: U. für unabhängig zu erklären, das Haus Habsburg-Lothringen vom Throne auszuſchließen und die Regierung einem Präſidenten mit verantwortlichen Miniſtern zu übertragen. Nachdem er hierauf ſelbſt dieſe Präſidentſchaft übernommen, berief er ein Miniſterium unter Szemere's Vorſitz, das ſich für ein demokratiſch-republikaniſches erklärte und ſich zum Grundſatz der Volksſouveränetät in allen ſeinen Conſequenzen bekannte. Zwar hielt Görgei ſeinen lauten Groll über dieſe Wendung der Dinge zurück; doch war der tiefe Riß zwiſchen den Häuptern der Revolution und damit zwiſchen Regierung und Heer nicht lange zu verbergen. Görgei arbeitete auf Koſſuth's Iſolirung und die Beſeitigung der Polen hin; Koſſuth dagegen ſuchte Görgei, indem er ihn zum Kriegsminiſter ernannte, von der Armee zu entfernen.

Indeſſen hatte Oeſterreich die Intervention Rußlands nachgeſucht und erhalten. Eine ruſſ. Diviſion unter Paniutine ſollte ſich der Donauarmee unter Haynau, dem neuen kaiſerl. Oberfeldherrn, anſchließen, ein anderes Corps unter Lüders Siebenbürgen wiedererobern, während die ruſſ. Hauptmacht unter Paskewitſch, ungefähr 130000 Mann ſtark, durch Galizien nach U. einbrechen ſollte. Am 19. Juni drang das ruſſ. Corps unter Lüders durch den Rothethurmpaß in Siebenbürgen ein, ſchlug die Magyaren und beſetzte Hermannſtadt, während die Oeſterreicher im Süden vordrangen und ſich (Juli) Kronſtadts bemächtigten. Zugleich rückten die Verbündeten aus der Bukowina in das nördl. Siebenbürgen ein, drängten Bem nach mehrern unglücklichen Gefechten zurück und ſchlugen ihn, nachdem er eine vergebliche Diverſion nach der Moldau gemacht, bei Schäßburg (31. Juli). Doch gelang es Bem, die Ruſſen einen Augenblick aus Hermannſtadt zu verdrängen (6. Aug.), das er freilich gleich nachher wieder räumen mußte. Siebenbürgen war nun wieder für die Magyaren verloren. Nicht ſo glücklich operirte Jellachich in der Bácska. Zwar drang derſelbe anfangs vor, ſchlug (7. Juni) die Magyaren unter Perczel und ſchloß Peterwardein ein; aber bald nachher capitulirte Arad, und ein unglückliches Treffen bei Hegyes (14. Juli) nöthigte ihn, die Bácska zu räumen. Gleichwol konnte die Entſcheidung des Kampfes bei ungleichen Kräften nicht lange ausbleiben. Während das ruſſ. Hauptheer ſich über Eperies und Kaſchau der großen Ebene U.s näherte, begann Haynau ſeine Operationen an beiden Ufern der Donau. In dieſem Augenblicke befand ſich zudem Görgei in offenem Zerwürfniß mit Koſſuth. Erſterer weigerte ſich, den Befehlen der Regierung, ſich hinter der Theiß zu concentriren, zu gehorchen, und beſchloß den Kampf bei Komorn fortzuſetzen. Am 2. und 11. Juli wurde heftig in der Nähe von Komorn gefochten; aber es gelang Görgei nicht, die Linien der Oeſterreicher zu durchbrechen, und er mußte den Rückzug an die Theiß und gegen Szegedin, wohin ſich die Regierung geflüchtet, antreten. So geſchickt er auch dieſen Rückzug leitete, die Kataſtrophe der magyar. Sache war jetzt unabwendbar. Die Offenſive der kaiſerl. Hauptarmee hatte mit Erfolg begonnen; Raab war erſtürmt, Ofen und Peſth beſetzt worden. Görgei ſelbſt verhehlte ſeine Ueberzeugung nicht mehr, daß nur noch eine ehrenvolle Capitulation zu erreichen, und wies die in dieſem Sinne an ihn gerichteten Anfragen der Ruſſen nicht völlig zurück. Inzwiſchen war Haynau von der Donau vorgerückt und näherte ſich Szegedin. Er nahm den Sitz der flüchtigen Regierung des Reichstags, ſchlug Dembinſki bei Szöreg (3. Aug.) und brachte bei Temesvár (9. Aug.) den Magyaren, die der aus Siebenbürgen herbeigeeilte Bem commandirte, eine entſcheidende Niederlage bei. Nach dieſen Schlägen war Görgei, an der Spitze von etwas mehr als 20000 Mann, allerdings kaum mehr in der Lage, den Widerſtand fortzuſetzen. Während im polit. Hauptquartier der abenteuerliche Plan beſprochen wurde, der ruſſ. Dynaſtie die Herrſchaft über U. anzubieten, flüchteten ſich die Trümmer der Regierung und des Reichstags nach Arad, wohin auch Görgei mit ſeinen Truppen zog. Hier legte Koſſuth, von der Unmöglichkeit weitern Widerſtandes endlich ſelbſt überzeugt, ſeine Stelle nieder und übertrug Görgei die Dictatur (11. Aug.). Der Kriegsrath Görgei's entſchied ſich jetzt für unbedingte Unterwerfung, die auch 13. Aug. durch die Capitulation bei Világos an den ruſſ. General Rüdiger erfolgte. Die übrigen Trümmer der magyar. Truppen wurden theils zerſprengt, theils flüchteten ſie auf türk. Gebiet. Die Feſtungen ergaben ſich allmählich. Nur Komorn, von Klapka tapfer vertheidigt, hielt ſich noch bis in den Herbſt und ging erſt Anfang October durch ehrenvolle Capitulation an die Kaiſerlichen über.

Für ein milderes Schickſal U.s war durch die Uebergabe an den ruſſ. General nicht, wie man hoffte, geſorgt worden. Görgei war bei dieſer Uebergabe, wie immer, mehr perſönlichen Anſchauungen und Gefühlen als einem einſichtigen Patriotismus gefolgt. Die Kaiſerlichen hatten das Schwierigſte und Größte zur Entſcheidung des Kampfes gethan; es mußte ſie tief kränken, die Ruſſen als die Sieger behandelt zu ſehen. Haynau, mit dictatoriſcher Gewalt über U. aus-

geſtattet, ließ zunächſt der Wiedervergeltung freien Lauf. Anfang October wurden zu Peſth und Arad eine Reihe von Hinrichtungen vollzogen: Ludwig Batthyányi, Nagy Sándor, Aulich, Pöltenberg, Leiningen, Domjanics, Kis, Lazar, Töröl fielen dem unerbittlichen Sieger als Opfer. Es begann damit über U. die Herrſchaft des Martialgeſetzes, die Haynau mit blutiger Strenge handhabte, bis er mit dem kaiſerl. Miniſterium ſelbſt in Conflict gerieth und dies den eigenſinnigen, unbeugſamen Mann ſeiner Vollmachten enthob (Juli 1850). U. ſollte ſein Staatsrecht verlieren und ward zu einem Kronland des neuen Geſammtſtaats umgeſtaltet. Eine gewiſſe Milderung trat ein, als (Herbſt 1851) Erzherzog Albrecht zum kaiſerl. Gouverneur ernannt wurde. Doch erſt im folgenden Jahre, als der Kaiſer ſelbſt nach U. kam, hörten die kriegsgerichtlichen Proceſſe auf und eine theilweiſe Amneſtie trat ein. Der Zuſtand des Landes war troſtlos. Beſonders war ein kleiner Krieg von Räuberbanden gegen die öffentliche Sicherheit als Nachwirkung des Kriegs übriggeblieben. Indeſſen fuhr die Regierung planmäßig fort, die Incorporirung des Landes durchzuführen. Das Inſtitut der Grund- und Hypothekenbücher ſowie ein neues Kataſter wurden eingeführt, die Verwaltung und Juſtiz nach den Grundſätzen des Geſammtſtaats reorganiſirt, das öſterr. Geſetzbuch in Wirkſamkeit geſetzt. Die demokratiſche Partei war in ihrer Macht gebrochen, wenn auch, wie einzelne Symptome bewieſen, nicht ganz erloſchen. Dagegen zeigten ſich die Altconſervativen, die Koſſuth's eifrige Gegner geweſen, keineswegs mit der völligen Verſchmelzung des Landes in den öſterr. Kaiſerſtaat einverſtanden. Dieſelben konnten ſich aber noch 1857, bei der Rundreiſe des Kaiſers, kein Gehör verſchaffen. Unterdeſſen hatte der Abſolutismus überall, namentlich in der Finanzwirthſchaft, ohne allen Erfolg gearbeitet. Nach dem ital. Kriege von 1859 ließ ſich das Syſtem eines militäriſchen Polizeiſtaats nicht mehr fortſetzen. Der Miniſter Bach, nach dem Tode Schwarzenberg's die Seele des Abſolutismus und Jeſuitismus, wurde 21. Aug. 1859 entlaſſen und die Einführung eines neuen Syſtems angekündigt. Auch auf dem kirchlichen Gebiete hatte man den mittelalterlichen Ideen gehuldigt, wie das Concordat von 1855 bewies. Aber ſchon waren die Verhältniſſe dem kaiſerl. Patente vom 1. Sept. 1859 ungünſtig, welches den Proteſtanten U.s eine Verfaſſung aufdringen wollte. Das Patent rief die ſtärkſte Oppoſition hervor, und die Regierung mußte alsbald nachgeben. Am 5. März 1860 erſchien das Patent, welches den verſtärkten Staatsrath conſtituirte, deſſen Verhandlungen ſodann zum Octoberdiplom (20. Oct. 1860) führten. (S. Oeſterreich.)

Dieſes Diplom bekannte feierlich, daß der Abſolutismus verlaſſen werden müſſe. Es ſtellte in den zur ungor. Krone gehörenden Königreichen und Ländern die frühern Verfaſſungen her für alle Gegenſtände, welche ſich nicht auf die allgemeinen Angelegenheiten bezogen. Es wurden die Comitate wieder eröffnet und für einen zu berufenden Landtag Vorbereitungen getroffen. Die 18. Dec. 1860 zuſammengetretene Graner Conferenz erklärte aber, daß die Wahlen nur nach dem Geſetze von 1848 ſtattfinden könnten. Somit war die Geſetzgebung von 1848 poſtulirt, die durchaus ein verantwortliches ungar. Miniſterium bedingte. Die allgemeine Reichsverfaſſung vom 26. Febr. 1860 ſtand jedoch in zu großem Widerſpruche mit der ungar. Geſetzgebung von 1848. Der 2. April 1861 zuſammengetretene ungar. Reichstag, auf dem die Repräſentanten Siebenbürgens fehlten, hielt ſich nicht für competent, den Reichsrath in Wien zu beſchicken. Am 21. Aug. 1861 erfolgte die Auflöſung des ungar. Reichstags. Aber auch mit dem kroat. Landtoge war die Regierung nicht glücklicher, der, ganz im entgegengeſetzten Sinne von 1848, von einer Beſchickung des Reichsraths ebenfalls nichts wiſſen wollte. Dieſer Landtag ward 8. Nov. 1861 ebenfalls aufgelöſt. Der Reichsminiſter Schmerling regierte nun mit proviſoriſchen Maßnahmen fort, indem er hoffte, daß ſich U. allmählich an die Februarverfaſſung gewöhnen werde. Allein die Finanznoth dauerte fort und wuchs täglich. Das Aufſtacheln der verſchiedenen Nationalitäten gegen die ungar. Staatsidee wollte nicht mehr wirken. Zwar gelang es der Regierung auf dem ſiebenbürg. Landtage von 1863 die ſächſ. und rumän. Deputirten zur Beſchickung des Reichsraths zu vermögen; aber die Befeſtigung der Februarverfaſſung war damit immer noch nicht errungen. Endlich trat mit dem Beſuche des Kaiſers Franz Joſeph zu Peſth-Ofen 6. Juni 1865 eine neue Wendung der Dinge ein. Die Worte des Kaiſers erfüllten die ungar. Patrioten mit den beſten Hoffnungen. Die Ernennung Georg's von Mailáth zum ungar. Hofkanzler führte zunächſt den Rücktritt des Miniſteriums Schmerling herbei. Am 27. Juli wurde der wiener Reichsrath geſchloſſen, 1. Sept. der ſiebenbürg. Landtag aufgelöſt und ein neuer für den 19. Nov. einberufen zur Reviſion des Geſetzes von 1848 über die Union Siebenbürgens mit U. Unterdeſſen hatte das Miniſterium Belcredi die Regierung übernommen, die ſich immer mehr zum Dualismus neigte im Sinne Franz Deák's, der an der Spitze der großen gemäßigten liberalen Partei in U. ſtand. Am 17. Sept. 1865 ward

der ungar. Reichstag für den 10. Dec. einberufen, um die Krönung des Königs zu bewerkſtelligen. Nachdem ſchon 20. Sept. die Februarverfaſſung des Reichs ſiſtirt worden, eröffnete 14. Dec. Franz Joſeph perſönlich den ungar. Reichstag, und zwar in ungar. Sprache. Am 8. Febr. 1866 ſtellte Deák ſeinen Antrag auf eine Adreſſe, welche den Dank für das ausſprach, was bereits zur Recanſtituirung U.s geſchehen, die Vereinbarkeit der ungar. Verfaſſung mit der Geſammtmonarchie auseinanderſetzte und zugleich die Bereitwilligkeit erklärte, nach Möglichkeit an den Laſten der öſterr. Staatsſchulden theilzunehmen, nicht aus Verpflichtung, ſondern aus palit. Rückſicht. Eine zweite Adreſſe in dieſem Sinne votirte der Reichstag, als derſelbe wegen des bevorſtehenden Kriegs mit Preußen 26. Juni vertagt wurde. Bis dahin waren die Repräſentanten Siebenbürgens in Peſth erſchienen. Die Verhandlungen mit der kraat. Deputation, obwol erfolglos, waren begauneu und einſtweilen abgebrochen warden.

Der Krieg nahm eine ungeahnt raſche und für Oeſterreich nachtheilige Weudung. Der Prager Frieden ſchloß Oeſterreich aus Italien und Deutſchland aus. Zum erſten mal ſah ſich die öſterr. Politik gezwungen, ihr Auge vom Auslande weg und auf das Innere zu wenden. Eine Ausſöhnung mit U. ſchien nun das Erſte und Nothwendigſte. Freiherr von Beuſt, an die Spitze der Regierung berufen, beſuchte Peſth und machte ſich mit den Zuſtänden und Perſönlichkeiten bekannt. Der Reichstag wurde 19. Nov. 1866 wieder eröffnet nnd auf das Reſcript der Regierung eine neue Adreſſe durch Deák beantragt. Die große Partei, an deren Spitze Deák ſtand, ſteigerte nach dem Kriegsunglücke Oeſterreichs nicht die Anſprüche, ſandern hielt an dem frühern Programm feſt. Die Linke, hinter welcher die Geſtalt Koſſuth's auftauchte, glaubte dagegen die Anſprüche vergrößern zu müſſen, und zeigte dadurch, zumal aber Koſſuth durch ſeine Briefe, daß beiden das tiefere Verſtändniß der polit. Mäglichkeit mangelte. Am 18. Febr. 1867 wurde das königl. Reſcript vorgeleſen, welches den Grafen Julius Andráſſy zum ungar. Miniſterpräſidenten ernannte. Das neue verantwortliche Miniſterium bildeten, außer Andráſſy, Graf Georg Feſtetics als Miniſter an der Seite des Königs, Baron Bela Wenkheim als Miniſter des Innern, Mainhart Lónyai als Miniſter der Finanzen, Baron Joſef Eötvös als Miniſter des Cultus, Balthaſar Horváth als Miniſter der Juſtiz, Graf Emerich Mikó als Miniſter der Cammunicationen und Stephan van Gorove als Miniſter des Handels und der Induſtrie. Das Miniſterium der Landesvertheidigung übernahm der Miniſterpräſident ſelbſt. Schon vorher hatte aber die Commiſſion des Repräſentantenhauſes einen Geſetzentwurf über die Beſtimmung nnd Behandlung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten derathen, welcher dann die Grundlage für die neue Ordnung der Dinge nicht nur in U., ſondern auch in Oeſterreich bildete. Das neue ungar. Miniſterium übernahm die Regierung im März 1867. Der ungar. Reichstag entwickelte eine eifrige Thätigkeit. Die feierliche Krönung Franz Joſeph's als König van U. und der Königin fand 8. Juni 1867 in Ofen ſtatt. Von hier aus bewegte ſich der Krönungszug hinüber nach Peſth, wa der König unter freiem Himmel den Krönungseid im Angeſichte einer unabſehbaren Volksmenge leiſtete. Die Geſchichte U.s ſeit 1848 hatte hiermit einen Abſchluß gefunden.

Die Verfaſſung des ungar. Reichs iſt eine hiſtoriſch gewordene und eine der älteſten in Europa. Von der Goldenen Bulle van 1222 bis zu den Hauptgeſetzen van 1848 und 1867 ſind falgende ihre Hauptmomente. Die Thronfalge wurde durch die Geſetze van 1687 und zumal durch die Pragmatiſche Sanctian von 1723 beſtimmt, welche letztere zugleich mit den Geſetzen von 1791 und 1848 die königl. Machtvollkammenheit begründen und die Regierungsform beſtimmen. Die Geſetzgebung theilt die Krane, welche mittels eines verantwartlichen Miniſteriums regiert, laut Geſetzartikel 3 van 1848, mit dem Reichstage, welcher jährlich einberufen wird und aus dem Hauſe der Repräſentanten und dem der Magnaten beſteht. Die Repräſentanten werden ahne Unterſchied der Nationalität und der Religian (die Juden eindegriffen) van allen Wahlbefähigten gewählt. Der Ceuſus iſt dabei ſo niedrig geſtellt, daß die Wahlbefähigung faſt an das allgemeine Stimmrecht reicht. Das eigentliche U., mit den drei ſlawoniſchen Comitaten, die 7, und Kraatien, das 18 Repräſentanten wählen ſoll, ſendet 377, Siebenbürgen 96 Abgeordnete in den Reichstag. Die Functian der Repräſentanten dauert drei Jahre. Das Haus der Magnaten hat noch dieſelbe Geſtalt wie vor 1848. Seine Mitglieder ſind die Reichsbarone, die kath. und griech. Erzbiſchöfe und Biſchöfe, der Erzabt van St.-Martin, die Obergeſpäne, endlich die Fürſten, Grafen und Barone. Die Umgeſtaltung dieſes Hauſes gehört zu den nächſten Aufgaben der Geſetzgebung. Die Krane beruft, vertagt und löſt den Reichstag auf. Die neuen Wahlen müſſen aber ſo veranſtaltet ſein, daß das Repräſentantenhaus ſich binnen drei Manaten wieder verſammeln kann. Der 12. Artikel der Geſetze von 1867 gewährt die Grundlage für den Ausgleich mit dem andern Theile der öſterr. Manarchie. Kraft dieſes Geſetzes iſt

die Monarchie in zwei Theile (Dualismus) geschieden, mit zwei verantwortlichen Regierungen und zwei Gesetzgebungen, dem ungar. Reichstage und dem Reichstage zu Wien. Die beiden Hälften treten jährlich miteinander in Berührung mittels Delegationen, welche die «gemeinschaftlichen Angelegenheiten» im Namen und Auftrage ihrer besondern Gesetzgebungen besorgen. Gemeinschaftlich sind die Politik des Aeußern sowol im Frieden als im Kriege und die Bestimmung der Ausgaben für jene Politik. Die Quote, nach welcher beide Theile zu den gemeinschaftlichen Ausgaben beitragen, wird durch Reichsdeputationen auf zehn Jahre festgesetzt. Können diese zu keiner Verständigung kommen, so entscheidet die Majestät. U. übernimmt etwa 31 Mill. als jährliche Beihülfe zur Bestreitung der Lasten der Staatsschulden. Beide Hälften schließen ein Handels- und Zollbündniß miteinander. Alles, was nicht ausdrücklich für gemeinschaftlich erklärt worden, bleibt Gegenstand der ungar. und nichtungar. Gesetzgebung. Alle Bewohner U.s und seiner Nebenländer sind ohne Unterschied der Religion und Nationalität gleich. Die Religionsfreiheit wurde durch die Friedensschlüsse zu Wien 1606, zu Linz 1646, zu Szathmár 1712 und durch die Gesetze von 1608, 1647, 1791, 1844 und 1848 bestimmt. Die polit. Emancipation der Juden sprach das Gesetz von 1867 aus. Die Bewohner des Landes nehmen nicht nur durch die Wahlen der Repräsentanten an der Gesetzgebung theil, sondern sie üben in den Gemeinden sowie in den Comitaten und Districten auch die Selbstregierung. Vor 1848 lag das ganze polit. Gewicht in den adelichen Comitaten, welche die Gegenstände der Gesetzgebung im voraus beriethen, für die zu wählenden Deputirten Instructionen verfaßten, die Deputirten zur Rechenschaft zogen und der dem Lande und der Gesetzgebung nicht verantwortlichen Regierung gegenüber eine straffe Controle handhabten. War dies bei den Zuständen vor 1848 dem Lande von Vortheil, so verlangen doch die neuen Verhältnisse, bei einer verantwortlichen Regierung und einer wirklichen Volksrepräsentation, eine bestimmtere Einordnung der Municipalitäten in den Gesammtorganismus. Vgl. Gebhardi, «Geschichte von U.» (4 Bde., Lpz. 1778—82); Katona, «Historia critica ducum et regum Hungariae» (42 Bde., Pesth und Ofen 1779—1808); Fessler, «Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen» (10 Bde., Lpz. 1814—25; neue Bearbeitung von Klein, 1867 fg.); Engel, «Geschichte des ungar. Reichs» (5 Bde., Wien 1834); Mailáth, «Geschichte der Magyaren» (5 Bde., Wien 1828—31; 2. Aufl., Regensb. 1852 fg.). Ueber die Zeit der Revolution sind hervorzuheben: Adlerstein, «Archiv des ungar. Ministeriums» (3 Bde., Altenburg 1851); derselbe, «Chronol. Tagebuch der magyar. Revolution» (3 Bde., Wien 1861); «Görgei, «Mein Leben und Wirken in U.» (2 Bde., Lpz. 1852); Klapka, «Memoiren» (Lpz. 1850); derselbe, «Der Nationalkrieg in U. und Siebenbürgen» (2 Bde., Lpz. 1851); Horváth, «Magyarország függetlenségi harczának története 1848 és 1849» («U.s Unabhängigkeitskrieg u. s. w.», 3 Bde.). Ueber die Zeit vor der Revolution: Horváth, «Huszanöt év Magyarország történelméböl 1823—48» (3 Bde., Genf 1864; deutsch unter dem Titel: «Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte U.s», 2 Bde., Lpz. 1867); Falk, «Széchenyi István gróf és kora» («Széchenyi und seine Zeit», Pesth 1868); Teleki, «A Hunyadiak kora» («Das Zeitalter der Hunyaden», Bd. 1—6, und Urkunden, Bd. 10—13, Pesth 1852—58, unvollendet); Szalay, «Magyarország története» (Bd. 1—3, Lpz. 1850—53; Bd. 4—6, Pesth 1854—61); Horváth, «Magyarország történelme» («Geschichte U.s», 6 Bde., Pesth 1860—63); Szilágyi, «Erdélyország története» («Geschichte Siebenbürgens», 2 Bde., Pesth 1866). Ueber die neuesten Ereignisse: «Der ungar. Verfassungsstreit; urkundlich dargestellt» (Beilage zu Aegidi's und Klauhold's «Staatsarchiv», Hamb., März 1862). Lehrreiche «Beiträge zur Würdigung der ungar. Geschichtschreibung» veröffentlichte Flegler in Sybel's «Histor. Zeitschrift» (1867 und 1868).

Ungarische Literatur und Sprache. Nachdem die Magyaren in ihrem neueroberten Lande Pannonien (s. Pannonia) durch Einführung der Monarchie im J. 1000 ihr Staatswesen einigermaßen geregelt, verschaffte König Stephan I. durch Annahme des Christenthums dem lateinischen, durch seine Verheirathung mit der bair. Prinzessin Gisela dem deutschen Element Eingang. Stephan fand in den deutschen Würdenträgern und den röm. Aposteln wirksame Verbündete, um einigermaßen dem Widerstande zu begegnen, auf welchen Königthum und Christenthum bei der oligarchisch und heidnisch gesinnten Mehrheit der Nation stieß. Seine Nachfolger befolgten dieselbe Politik, indem sie die Geistlichkeit und die Einwanderung von Fremden, namentlich von Deutschen, begünstigten. Da der Adel fast ausschließlich dem Waffenhandwerk ergeben war, so vereinigte sich natürlich alles Wissen und alle Bildung in den Händen der Geistlichkeit, die so zum ersten Stande des Reichs emporstieg. Die Einführung der lat. und die Zurücksetzung der Nationalsprache im Gottesdienst, in den gerichtlichen Urtheilssprüchen, in

rechtsgültigen Urkunden und den geſetzlich beſtimmten Formen riefen jedoch eine Oppoſition des Magyarenthums hervor, welche erſt durch die weiſen Maßregeln der Könige aus dem Hauſe Anjou im 14. Jahrh. einigermaßen beſchwichtigt wurde. Im folgenden Jahrhundert begann, namentlich unter Matthias I., die Nationalſprache mehr und mehr in ihre natürlichen Rechte einzutreten, und es entfaltete ſich auch ein literariſches Leben. Aber in der Zeit, wo die in Ungarn raſch um ſich greifende Reformation den Sieg des nationalen Elements vollenden zu wollen ſchien, gelangte das Reich unter die Herrſchaft der habsburg. Dynaſtie, welche wieder das lat. Element officiell auf Koſten des ungar. förderte, während die Verbindung mit den deutſchen Erbſtaaten dem deutſchen Element in den mittlern Geſellſchaftsſchichten immer ſtärkern Zutritt verſchaffte. Durch dieſes Zurückdrängen des nationalen Elements wurde einerſeits die Entwickelung einer allgemeinen Volksbildung verhindert, andererſeits die lat. Literatur geiſtiges Beſitzthum der höhern, politiſch allein berechtigten Klaſſen und ſomit der geiſtige Hebel des Staats. Das ungar. Element entwickelte ſich unter ſolchen Verhältniſſen nur in der Zurückgezogenheit, bis in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. von ſeiten der Regierung die bisherige Oberherrſchaft des Lateiniſchen unter Maria Thereſia zu Gunſten des deutſchen Elements allmählich erſchüttert, unter Joſeph II. ganz gebrochen wurde. Mit der Verdrängung des Lateiniſchen machte ſich aber nun auch die Berechtigung der ungar. Sprache energiſch geltend; ſie begann im polit. und literariſchen Leben ihre berechtigte Stellung einzunehmen und ihre Kräfte zu entfalten.

Schon im 11. Jahrh. waren in Ungarn viele Kloſter- und biſchöfl. Schulen vorhanden, welche die gelehrte Bildung der Zeit vertraten, und im 12. Jahrh. beſuchten Ungarn die Hochſchule zu Paris. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurde in Ungarn ſelbſt, zu Veſzprim, das erſte Studium generale geſtiftet, welches für die freien Künſte ſowie für Theologie und Jurisprudenz eigene Lehrſtühle hatte. König Ladislaus IV. erneuerte dieſe Anſtalt 1287 wieder und ſtattete ſie mit einer Bibliothek und reichlichen Fonds aus. 1367 gründete König Ludwig I. eine neue Hochſchule in Fünfkirchen und 1388 Sigismund ein Studium generale in Ofen, welches Matthias Corvinus, der auch die iſtropolitaniſche Akademie zu Presburg 1467 errichtete, erweiterte und mit einer berühmten Bibliothek beſchenkte. Bereits 1473 kam die erſte Buchdruckerei durch Andr. Heß in Ofen zu Stande, der daſelbſt das «Chronicon Budense» druckte. Im 16. Jahrh. vermehrten ſich die Schulen in Ungarn und Siebenbürgen außerordentlich, beſonders unter den Proteſtanten, die zugleich zahlreich deutſche, holländ. und ſchweiz. Univerſitäten beſuchten. Im 17. Jahrh. entſtanden die höhern literariſchen Anſtalten der Jeſuiten zu Tyrnau, Presburg, Kaſchau und Klauſenburg, von denen die zu Tyrnau, nach Aufhebung des Ordens, zur Landesuniverſität erhoben, 1780 nach Ofen und 1784 nach Peſth verſetzt wurde. Nächſtdem wurden noch fünf Akademien, aus zwei Facultäten beſtehend, zu Presburg, Kaſchau, Raab, Großwardein und Agram, ferner ein königl. Lyceum zu Klauſenburg, ein erzbiſchöfl. Lyceum zu Erlau und ein biſchöfliches zu Fünfkirchen errichtet. Abgeſehen von der durch Konr. Celtes (ſ. d.) 1497 geſtifteten Donaugeſellſchaft, wollten Vereine lange Zeit in Ungarn und Siebenbürgen keinen Beſtand gewinnen. Erſt auf dem Reichstage von 1827 wurde auf Széchenyi's Antrag die Errichtung einer ungar. gelehrten Geſellſchaft beſchloſſen, die auch 17. Nov. 1830 ins Leben trat und ſeitdem mit größtem Vortheil für die Nationalliteratur wirkte. Gelehrte Schriftſteller, die ſich der lat. Sprache bedienten, hat Ungarn und Siebenbürgen in allen Fächern aufzuweiſen. Schon aus den älteſten Zeiten kennt man lateiniſch geſchriebene Chroniken und Annalen. Von den Verfaſſern, deren Werke dieſer Art im Druck erſchienen, ſind zu nennen: der ſog. Anonymus Belae regis notarius Simon Kéza, Calanus, Thomas Spalatenſis, Rogerius, Johannes de Kikellö und Laurentius de Monacis. Seit dem Ende des 15. Jahrh. zeichneten ſich im Fache der Geſchichte nicht nur die in Ungarn lebenden gelehrten Ausländer aus, wie Bonfinius, Galeotus, Ranzanus, Urſinus, Brutus, Taurinus, Laſzky, Werner, Lazius, Jlicinus, Sommer, Gabelmann, Typotius und Ens, ſondern auch beſonders Inländer, wie Jo. Thurotzius, Tubero, Flacius, Broderieus, Zermegh, Liſthius, Verantius, Forgács, Olahus, Sambucus, Scheſäus, Zamoſius, Iſtvánfy, Petrus de Réwa, Pazmanus, Inchoferus, Nadáſi, Frölich, Ratkai, Joannes et Wolfgangus Comites Bethlen, Lucius, Toppeltinus, Haner und Mart. Szentiványi. Die Medicin, Phyſik, Naturgeſchichte und Oekonomie förderten Cluſius, Kramer, Perliczy, Moller, Jeſſenius, Torkos, Molnár, Mitterpacher, Piller, Köleſéri, Weſzprémi, Rayger, Párizpápai, Benkö, Poda, Born, Hedwig, Lumniczer, Kitaibel, Groſſinger, J. B. Horváth, Domin, Pankl und Schraud. In den philoſ. und mathem. Wiſſenſchaften traten hervor: Petrus de Dacia, Peurbach, Dubith, Boscovich, Szentiványi, Berényi, Segner, Hell, Maló, J. B. Horváth, Pap Fogaraſi, Handerla, Mikovinyi, Rauſch und Rozgonyi. Die Dichtkunſt und die Beredſamkeit vertreten die Namen Janus

Pannonius, Joannes Vitéz, Barthol. Pannonius, Jak. und Steph. Piso, Zallán, Olahus, Franciscus Humpadi, Szentgyörgyi, Bekényi, Schesäus, Lang, Verner, Uncius, Sambucus, Túry, Kassai, Filitzky, Dobner, Bajtai, Makó, Faba, Hanulik, Pállya, Zimányi, Szerdahelyi, Somssich, Nic. Révai, Desöffy und Carlovszky. Alle diese selbst im Auslande berühmten Männer wirkten aber fast nur auf eine Klasse, die gelehrte und geistliche, und bei der unter diesen gewöhnlichen Verachtung der Nationalsprache blieb die allgemeine Cultur so sehr zurück, daß noch unter Wladislaw II. (1491) gar viele Großwürdenträger des Reichs weder lesen noch schreiben konnten.

Die ungar. Sprache erhielt sich hauptsächlich nur im Verkehr, in den Kriegslagern, bei Familien- und Volksfesten und theilweise in den Versammlungen der Comitate und Reichstage. Bei den lat. Anreden der fremden Priester und Missionare an das Volk mußte meist ein Dolmetscher zur Seite stehen, der das Gesagte in der Landessprache erklärte; doch verrichteten eingeborene Geistliche auch manche Functionen in der Muttersprache. Noch haben sich Spuren alter Kriegslieder, Fragmente von Volksgesängen und kirchlichen Sermonen erhalten. Die Vorrede zu dem Decret Koloman's im «Corpus juris Hungariae» sagt ausdrücklich, dasselbe sei aus dem Ungarischen übersetzt, und die Goldene Bulle Andreas' II. soll noch im ungar. Originale vorhanden sein. Einen freiern Aufschwung gewann die Sprache des Landes und mit ihr die Nationalliteratur zuerst unter der Regierung der Könige aus dem Hause Anjou. Für kirchliche und Staatsgeschäfte blieb die lateinische noch immer die Hauptsprache, aber die ungarische erhielt doch eine ausgebreitetere Anwendung als vorher. Sie war jetzt wirkliche Hofsprache; selbst der weibliche Hofstaat bestand größtentheils aus eingeborenen Frauen. Es wurden bereits Urkunden und Briefe in ungar. Sprache ausgefertigt, und aus dieser Zeit stammt die noch im «Corpus juris Hungariae» vorhandene ungar. Eidesformel. Auch fing man an, die Heilige Schrift ins Ungarische zu übersetzen, wie dies ein Codex vom J. 1382 in der kaiserl. Bibliothek in Wien beweist. Hierauf folgten später mehrere Uebersetzungen der Bibel, wie die von Ladislaus Báthori 1450 und die von Bertalau 1508. Nach solchen Vorgängen konnte sich Janus Pannonius um 1465 an die Ausarbeitung einer ungar. Grammatik wagen, die jedoch verloren gegangen ist.

Im 16. Jahrh. trat eine günstigere Periode für die höhere Ausbildung der ungar. Literatur ein, indem unter Ferdinand I. und Maximilian II. (1527—76) politische, vor allem aber religiöse Bewegungen ein geistiges Leben wach riefen, das für die Bildung des Volks und die Entwickelung seiner Literatur fördernd sein mußte. Die Reformation, besonders von Böhmen aus dahin verbreitet, und das Beispiel und die innige Verbindung mit diesem Staate wirkten belebend auf alle Gemüther. Durch den Gebrauch in den Religionsstreitigkeiten, in den Kirchen und Schulen, durch Kriegs- und Volkslieder bereicherte sich und erhob sich die ungar. Nationalsprache damals auf den Standpunkt, den sie gegen Ende des 18. Jahrh. innehielt. Man beeiferte sich, das Volk wenigstens über die Schicksale seiner ältesten und nächsten Vorfahren in seiner eigenen Sprache zu belehren. Dazu dienten die ungar. Chroniken, z. B. von Székely (1559), Temesvári (1569), Heltai (1572), Pethö, eigentlich Zrinyi (1660), Bartha (1664), Liszmyai (1692) u. a. Noch viel häufiger erschienen ungar. Uebersetzungen der Heiligen Schrift, z. B. von Komjáti (Krak. 1533), Pesti (Wien 1536), Erdösi oder Sylvester (Ujszigeth 1541), Heltai (Klausenb. 1546), Szekely (Krak. 1548), von Juhász oder Melius (Debreczin 1565), Felegyházi (Debreczin 1586), Károlyi (Visoly 1590), Alb. Molnár (Hanau 1608), Káldi (Wien 1625), von einem Verein reform. Theologen (Großwardein 1661), von Csipkés Komáromi (Debreczin 1685) und Tótfalusi (Amsterd. 1685), welche auch im Auslande, wie zu Kassel, Utrecht, Nürnberg, Brieg u. s. w., gedruckt wurden. Geistvolle Redner traten damals auf: Gaal um 1558, Juhász um 1563, Davidis 1569, Kultsár 1574, Bornemissza 1575, Telegdi 1577, Detsi 1582, Károlyi 1584, Pázmán 1604, Ketskeméti 1615, Zvonaritz 1628, Koptányi 1630, Káldi 1630, Margitai 1632, Alvinczy 1638 u. a. Als geistliche Liederdichter zeichneten sich aus: Székely, Bornemissza, Batizi, Pétsi, Ujfalvi, Skaritzai, Fabricius, Fazekas, Alb. Molnár, Gelei, Dajka und Megyesi. Aber auch Volkslieder, worin vorzüglich die Heldenthaten vaterländischer Krieger gepriesen oder alte Geschichten und Märchen erzählt wurden, erklangen ungemein häufig, z. B. von Tinódi um 1540, Kálonyi 1549, Tsanádi 1577, Balkai 1572, Tsáktornyi 1592, Tserényi, Szegedi, Illéffalvi, Sztáry, Fazekas 1577, Balassa, Illosvai, Gosárvári, Veres, Enyedi, Szöllösi 1580 u. a. Einen höhern Schwung nahmen die epischen Gedichte des Grafen Niklas Zrinyi (1652), Ladislaus Listhi's (1653), Christoph Pasto's (1663), des Grafen Stephan Kohary (1699) und besonders die zahlreichen Geistesproducte des talentvollen Stephan von Gyöngyösi (1664—1734), sowie die lyrischen Gedichte von Rimai, Balassa, Benitzky u. a. Das bisher nur in lat. Sprache vorhandene Gesetzbuch des Stephan Verböczy wurde durch

Blasius Beres 1561, Kasp. Heltai 1571, Joh. von Okolitsányi 1648 u. a. in das Ungarische übersetzt. 1653 trat Jah. Tsere (Apátzai) sogar mit einer Encyklopädie aller Wissenschaften und 1656 mit einer Logik in ungar. Sprache auf. Auch die grammatikalische Vervollkommnung des magyar. Idioms blieb keineswegs unbeachtet, wie die zahlreichen Sprachlehren, Wörterbücher und andere Werke der ungar. Philologie dieser Zeit beweisen, z. B. von Gabr. Pesti, Erdösi oder Sylvester, Fabricius oder Kovács, Verantius, Alb. Moluár, Katona, Csipkés Komáromi, Pereszlényi, Kövesdi, Otrokotsi Foris, Tótfalusi, Párizpápai («Dictionarium», Leutschau 1708 u. öfter) u. s. w.

Dieses frische, nationale Leben, welches die edelsten Früchte hoffen ließ, wurde bald verkümmert, weil man in Ungarn die Volkssprache ebenso für den Quell der Ketzerei und der Empörung ansah wie in Böhmen, obschon man nicht mit gleicher Barbarei gegen die Nationalliteratur wüthete wie dort. Dafür erreichte aber von 1702—80 die lat. Schriftstellerei in Ungarn die höchste Blüte. Seit 1721 erschien die erste ordentliche Zeitung in lat. Sprache und seit 1726 der Staatsschematismus (Adreßkalender) ebenfalls in lat. Sprache. In diesem Zeitraume glänzen die durch röm. Eleganz ausgezeichneten Werke von Hidi, Hevenesi, Czwittinger, Kazy, Tarnótzi, Matthias und Karl Bel, Prileszky, Huszty, Szegedi, Desericius, Stilting, Bajtai, Timon, Péterffi, Kaprinai, Kollár, Ladisl. Thuróczy, Schmitt, Bod, Szászky, Schier, Seaerini, Bentzur, Pray, Carnides, Cetta, Gánóczy, Navák, Salági, Katona, Kerchelich, Palma, Wagner, Schönwiesner, Kovachich, Wesszprémi, Horányi u. a. Doch auch in ungar. Sprache zeichneten sich als Schriftsteller aus: Franz Faludi, Abrah. Bartsai, Freiherr Lorenz Orczy, Georg Bessenyei, Alex. Bárotzi, Graf Ad. Teleki, Freiherr Stephan Daniel, Paul Anyos u. a. Dieses Verhältniß blieb bis fast zum Ende der Regierung Maria Theresia's, wo zwei Ereignisse eintraten, die auf die Form des geistigen Lebens in Ungarn äußerst einflußreich wurden und beide in Joseph II. ihren Grund hatten. Die im österr. Staate durchgeführte Umgestaltung des Unterrichtswesens fand auch in Ungarn Widerhall und entzündete die Geister. Dagegen aber brachten Joseph's II. Bestrebungen, die ungar. Constitution der Vergessenheit hinzugeben, sowie vorzüglich seine Maßregeln, das ganze Land zu germanisiren, alles in Feuer und Flammen. Von nun an wurden Nationalität und alle damit zusammenhängenden Fragen das Stichwort des Tags und sind es bis auf die Gegenwart herab geblieben.

Diese neuere Periode der ungar. Literatur, welche mit dem Zeitalter Joseph's II. und der Französischen Revolution beginnt, ist in allen ihren Elementen und Tendenzen vorzugsweise politisch. Die ersten Spuren des neuen Geistes zeigten sich bei den polit. Behörden, am Reichstage und in den Comitatscongregationen. Die Verhandlungen bei den Comitaten konnten oder durften nicht gedruckt werden, und darum entwickelte sich vorerst eine handschriftliche Literatur, die in den Acten der Congregationen liegt. Schon 1781 gelang es dem Gelehrten Matthias Ráth, die erste ungar. Zeitung in Presburg ins Leben zu rufen. Diese war anfangs schwach, aber ihre Kraft erstarkte, je mehr das Interesse wuchs und sie Nachfolgerinnen erhielt. Mit und neben ihr erschienen bereits einzelne spärliche Schriften, und dies dauerte auch fort während der Kriege gegen Frankreich. Nach dem Frieden, im dritten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts, begannen sodann die polit. Agitationen auf den Congregationen und Reichstagen mit verdoppelter Kraft. Allmählich wurden auf den Reichstagen Gesetze beschlossen und auch andere Anordnungen getroffen, die auf eine kräftigere Förderung der Nationalliteratur und die Entwickelung und Verbreitung der Volkssprache abzielten. Es wurde nach und nach durchgesetzt, daß die ungar. Sprache in allen niedern und höhern Schulen als Wissenschaft gelehrt, daß in derselben die Geschäfte bei allen öffentlichen polit. und richterlichen Behörden geführt, alle öffentlichen Acten und Protokolle darin verfaßt werden sollten. In vielen Schulen wurden einzelne Lehrvorträge ungarisch gehalten. Es kam auch ein ungar. Theater in Ofen und eins in Pesth zu Stande. Mehrere Zeitschriften sorgten für die rege gewordene Leselust, wie z. B. «Mindenes Gyüjtemény», «Orpheus», «Kassai Muzeum», «Urania» u. a., und namhafte Preise wurden ausgesetzt für die Ausarbeitung wichtiger literarischer Werke. Alsbald traten auch geistvolle Männer auf, die mit vereinten Kräften die ungar. Literatur mächtig hoben. Es folgten Zeitschriften, die mehr literarische Tendenz hatten, wie die «Nyelvmivelö Társaság munkái», das «Erdélyi Muzeum» und das nützliche «Tudományos Gyüjtemény». Für die Grammatik der Sprache wurde viel geleistet von Dav. Szabá, Rajnis, Beregszászi, Gyarmathi, Aranka, Földi, Benkö, Kassai, Pethe, Szentpáli, Bájthi, Verseghi, Virág, Révai, Stephan von Horváth und Jah. Márton. In der Poesie zeichneten sich aus: Dav. Szabó, Jos. Rajnis, Gabr. Daska, Georg Aranka, Karl Döme, Joh. Batsányi, Jos. Takáts, Andr. Horváth, Verfasser des ersten

epischen Werks in magyar. Sprache («Arpád», Pesth 1830); ferner Graf Jos. Teleki, Graf Ladisl. Teleki, Graf Joh. Fekete, Jos. Mátyási, Franz Nagy, Franz Verseghi, Jos. Kovács, Bened. Virág, Joh. Kis, Alex. und Karl Kisfaludy (s. d.), mit dem die Aera des jetzigen ungar. Theaters begann; Gabr. Döbröntei, Paul Szemere, Mich. Csokonai, Ladisl. Tót, Dan. Berzsenyi und Mich. Vitkovits. Als prosaische Schriftsteller machten sich besonders verdient: Andr. Dugonits, Franz Kazinczy, Bened. Virág, Joh. Batsányi, Franz Verseghi, Csaias und Franz Budai, Sam. Pápai, Franz Tót, Gabr. Báthori, Georg Fejér, Stephan Márton, Dan. Ertsei, Paul Sárvári, Jos. Takáts, Joh. Endrödi, Szitsai und sein Sohn Benj. Szitsai, Szathmári, Joh. Georg Somosi, Magda, Kövi, Imre, Georch (Görtsch) und Mokri. Andere interessante Originalwerke erschienen nicht nur von talentvollen Gelehrten, wie z. B. Nyiry, Szlemenits, Szász, Kállay, Györy, Bajza, Guzmits, Szemere, Schedel (Toldy), Kerekes und vielen andern, sondern auch von geistvollen, gebildeten Männern aus den höhern Ständen, z. B. von den Grafen Stephan Széchenyi (s. d.), Aurel Dessewffy, Wesselényi, Baron Jósika, Herrn von Fáy u. a.

Doch war die Literatur bisher immer noch auf einen kleinen Theil der Nation, auf die gebildete Klasse beschränkt geblieben, um so mehr, als auch die Wirksamkeit der 1827 geschaffenen Akademie weder so umfänglich noch so eingreifend sich zeigte, als man gewünscht und erwartet hatte. Die eigentliche Verbreitung und Nationalisirung der Literatur beginnt erst mit Entstehen des Journalismus, der in Ungarn nicht nur in politischer, sondern auch in literarischer Beziehung eine tiefer eingreifende Wirksamkeit äußerte als in irgendeinem europ. Staate. Als Gründer desselben ist Ludw. Kossuth (s. d.) zu betrachten, der 1841—44 in dem «Pesti Hirlap» die Lebensfragen der Nation und die Zeitinteressen zum ersten mal in eleganter, klarer und anziehender Weise behandelte und dadurch nicht nur das Interesse an dem nationalen Leben in alle Schichten des Volks verbreitete, sondern auch die Nationalsprache erfrischte, belebte und bereicherte. Die nachher entstandenen Journale, wie «Budapesti Hiradó» und andere, in polit. Beziehung Gegner des «Pesti-Hirlap», wirkten doch literarisch in gleicher Richtung; ältere polit. Journale, wie «Hirnök», «Nemzeti Ujság», «Jelenkor» u. a., welche bisher nur als Tageschroniken vegetirt hatten, suchten ihren neuen Concurrenten nachzueifern und trugen ihrerseits bedeutend zur Förderung des literarischen Lebens bei. Nächst dieser polit. Tagespresse entstanden auch eigentliche literarische und schöngeistige Wochenschriften, welche den Literatur- und Sprachschatz ungemein bereicherten. Ein fruchtbarer Nebenzweig der Tagespresse waren zugleich die polit. und literarischen Taschenbücher und Almanache, wie «Ellenör», «Emlény», «Orangyal» u. a., welche letztere die ungar. Lektüre auch bei den Frauen einführten. Einen neuen Aufschwung nahm der ungar. Journalismus wieder seit 1860. Aus der Zeit vor 1848 sind nur die staatswissenschaftlichen und Reisewerke von Eötvös, Széchenyi, Szalay, Trefort, Szemere, Pulszky, die histor. Arbeiten von Stephan und Mich. Horváth, Szalay, Jászay, die sprachwissenschaftlichen von Fogarassy und Bloch und die statistischen von Fényes auf dem Gebiete der ernstern Literatur als beachtenswerth hervorzuheben. Die Literatur der exacten Wissenschaften fristete sich fast ausschließlich aus deutschen, engl. und franz. Uebersetzungen und zeichnete sich nur durch die das Verständniß der Wissenschaft mehr hemmende als fördernde Magyarisirung der technischen Ausdrücke aus. Hingegen wirkte die Anregung, welche der Journalismus der intelligenten Jugend gab, und die Leselust, welche er beim Publikum weckte, sehr wohlthätig auf das Gedeihen der schönwissenschaftlichen Literatur zurück, welche in wenigen Jahren einen stärkern Aufschwung als früher in Jahrzehnten nahm. Die an Walter Scott sich anlehnenden Novellen und Romane von Baron Jósika, die mehr nach deutschen Vorbildern gearbeiteten Erzeugnisse von Eötvös, Kemény u. a., die in Sue'scher Manier gehaltenen Arbeiten von Kuthy, Nagy, Pálffy u. a. haben zwar weder hohe Originalität noch bleibenden Werth, doch bekunden sie immerhin einen bedeutenden technischen Fortschritt und trugen zur Ausbildung der jugendlichen Sprache und zu ihrer Verbreitung sehr viel bei. Origineller und bedeutender sind die gesellschaftlichen Schauspiele von Eötvös, Obernyik u. a., die ernsten Dramen von Gál, Vörösmarty, Czakó, Ladisl. Teleki u. a.; am nationalsten und beliebtesten die Volksschauspiele des überaus fruchtbaren Szigligeti, welcher lange die ungar. Nationalbühne fast ausschließlich beherrschte. Die glänzendste Seite der neuern ungar. Literatur bildet jedoch die Poesie im engern Sinne. Von den Gedichten, Liedern, Balladen u. s. w. von Czuczor, Vörösmarty, Bajza, Garay, Bacsot, Szász, Erdélyi, Kerény u. a., welche durch die Uebersetzungen von Mailáth, Dux, Stier, Falke und Buchheim, Bassi und Benk, Hartmann und Szarvady auch dem deutschen Publikum theilweise zugänglich gemacht wurden, gehört manches zu dem Vorzüglichsten, was die neuere europ. Literatur hervorgebracht. Die Palme gebührt auf diesem Gebiete dem Alex. Petöfi (s. d.),

welcher die ungar. Poeſie von den ausländiſchen Vorbildern und dem fremdartigen Inhalte, an den ſie ſich bisher gelehnt, vollſtändig befreite, ſie zur Natur und zur echten Nationalität zurückführte und der an Volksthümlichkeit, Genialität der Erfindung und meiſterhafter Handhabung der Sprache überhaupt als Muſter gelten kann. Tompa, Hiador, Liſznyai u. ſ. w. haben Petöfi mit mehr oder weniger Glück nachgeeifert. Joh. Arany, der größte der lebenden ungar. Dichter, Meiſter des Volksepos, übertrifft Petöfi noch an künſtleriſchem Bewußtſein. Die von der Kisfaludy-Geſellſchaft angeregte und von Joh. Erdélyi bewirkte Sammlung und Herausgabe der ältern ungar. Volkspoeſie (3 Bde., Peſth 1845—47) trug ebenfalls viel dazu bei, die ungar. Poeſie mehr und mehr zur Natur, Originalität und Volksthümlichkeit zurückzuführen.

Die Revolution von 1848 gab dem Journalismus und der polit. Poeſie einen mächtigen Anſtoß, unterbrach aber im allgemeinen die Entfaltung der jugendlichen Literatur. Der unglückliche Ausgang ſchien ihre Blüte vollends zu brechen, da die begabteſten Schriftſteller theils im Kampfe untergingen, wie Petöfi, theils ins Exil wanderten, wie Szemere, Pulſzky, Pálffy, Jöſika, Gorove, Horváth, Szalai, Teleki u. a., theils die Freiheit verloren, wie Czuczor, Sároſy, theils aus Mismuth ſich in Schweigen zurückzogen, wie Vörösmarty und Garay, theils in wirklichen Trübſinn verfielen, wie Al. Bachot und Bajza. Der gediegene und lebenskräftige Kern, welcher der neuen ungar. Literatur innewohnt, half ihr jedoch auch über dieſe ſchwere Kriſis hinweg. Die Zeit hellte die Mismuthigen auf, verſchaffte den Gefangenen die Freiheit und gab den Exilirten Gelegenheit, mit heimiſchem Weſen wieder in Verbindung zu treten. An die vormärzlichen Beſtrebungen anknüpfend, begann ſich wieder reges Leben und Treiben zu entfalten. Zu den bereits genannten Dichtern und Schriftſtellern treten hinzu: Garay, Tompa, Töt, Bajza u. a., deren Werke von der Nation mit Beifall aufgenommen wurden. Unter den Dichtern der jüngſten Zeit ſind neben Arany beſonders der auch als Kritiker verdiente Paul Gyulai, Karl Szaſz, Madách hervorzuheben. Auf dem Gebiete des Romans ſteht Baron Jöſika noch immer obenan, und neben ihm haben Jokay, Kuthy, Bérczy, Pálffy, Dobzſa u. a. Treffliches geleiſtet. Die Reiſeliteratur wird durch Jerney, Egreſſy, Hovanyi, Podmaniczky, ferner durch Graf Andráſſy, Ladisl. Magyar, Xanthus, Vámbéry vertreten. Auf publiciſtiſchem Gebiete ſind die Arbeiten von Cſengery, Szalay, Páky, Eötvös u. ſ. w. hervorzuheben. Große Regſamkeit zeigte ſich in neueſter Zeit wieder auf dem Gebiet der vaterländiſchen Geſchichte. Außer den Werken von Szalay (ſ. d.) und Mich. Horváth (ſ. d.), die eines europ. Rufs genießen, ſind zu nennen: Teleki's «Zeitalter der Hunyad», Jáſzay's «Ungarn nach der mohacſer Schlacht», Alex. Szilágyi's «Geſchichte Siebenbürgens», Salomon's «Die Herrſchaft der Türken in Ungarn» und «Die Zrinyi» u. ſ. w. Eine Sammlung von Quellenwerken gibt die Ungariſche Akademie heraus. 1866 bildete ſich eine eigene Geſellſchaft («Történelmi társaság», d. i. «Ungariſcher hiſtoriſcher Verein») zur Beförderung der vaterländiſchen Geſchichtsforſchung. Ethnogr. Intereſſe haben Baron Pronay's «Skizzen aus dem Volksleben in Ungarn» (Peſth 1854, mit Zeichnungen) und Joh. Hunfalvy's «Magyarország és Erdély» (mit Zeichnungen von Rohbock, Darmſt. 1856). Neben den Arbeiten von Fényes ſind auch die ſtatiſt. Arbeiten von Joh. Hunfalvy und Konek ſehr anerkennenswerth. Daß eine jugendliche Literatur, wie die ungariſche, ſich manches durch Ueberſetzung aus den fremden gleichzeitigen Literaturen aneignet, iſt ſelbſtverſtändlich und gerechtfertigt. Cſengery's Ueberſetzung von Macaulay's «Geſchichte Englands» und Somſſich's Ueberſetzung von Guizot's «Geſchichte der engl. Revolution» ſtehen den Originalen nur wenig nach. Unter den neuern Ueberſetzungen alter Claſſiker gelten S. Szabó's «Iliade», P. Hunfalvy's Plato und K. Szabó's Euripides mit Recht als Meiſterwerke, ſowie auch J. Kis' Ariſtoteles, Tonzley's Hippokrates, Gyurics' Virgil, Egyed's Ovid u. a. Anerkennung verdienen. Die beſten Arbeiten über die Geſchichte der ungar. Literatur hat Toldy (ſ. d.) geliefert.

Die Sprache der Magyaren gehört dem ugriſchen Zweige der altaiſchen (turaniſchen) Sprachfamilie an und iſt ſomit nächſtverwandt mit dem Woguliſchen, Oſtjakiſchen, Mordwiniſchen. Als die Magyaren in Pannonien erſchienen, war ihre Sprache bereits fertig, und ſie nahm in ihrer neuen Heimat nur ſlawiſche und andere Fremdwörter auf. Die Kabaren (ein Zweig der Chazaren), Petſchenegen und Kumanen waren ebenfalls ugriſche Völker und konnten daher keine fremdartigen Spuren im Magyariſchen hinterlaſſen. Die Sprache ſelbſt hat den Vocalismus ſo ſtark entwickelt wie das Finniſche, obwol der Doppelvocal mit u nur dialektiſch vorkommt. Ihr Conſonantismus übertrifft aber die finn. Sprache, die keine Media im Anfange der Wörter kennt, und der auch die dichten (š, č, ž = s, cs, zs) und die ſcharfen und weichen (c, cz, s) Ziſchlaute abgehen. Starke und weiche Vocale können auch im Ungariſchen nicht in einem Worte vorkommen; dieſe Lautharmonie hat ſie mit der finn. und türk. Sprache gemein. Es fehlt der

ungar. Sprache das Wortgeſchlecht (ein negatives Charakteriſtikum der altaiſchen Sprachen); dagegen unterſcheidet ſie im Pronomen interrogativum und relativum die Perſon von der Sache. Der Accent der Wörter, wie vielſilbig ſie auch ſeien, ruht ſtets auf der erſten Silbe; ein ſchwacher Nebenaccent läßt ſich auf der dritten oder vierten bemerken. Die Abwandlungen der Wörter geſchehen nur durch Suffixe, nie durch Präfixe. Dieſe ſind bei dem Nomen ſehr zahlreich, ſie vertreten die Stelle der Caſusendungen und der Präpoſitionen der ariſchen Sprachen. In der Zahl dieſer Suffixe übertrifft die ungar. Sprache die finniſche ebenfalls. Bei alledem zeigt doch das Verbum die größte Entwickelung in den altaiſchen Sprachen. Die Verbalſtämme nehmen vermittels einer großen Anzahl von Bildungsſilben verſchiedene Bedeutungsnuancen an, ſodaß z. B. das neutrale Verbum ein transitivum, factitivum, iterativum, reflexivum, momentaneum u. ſ. w. werden kann. Hierin iſt die türk. Sprache die reichſte und die ungariſche übertrifft die finniſche, welche wieder durch ihre Infinitivformen allen voranſteht. Allein die ungar. oder magyar. Sprache hat außerdem noch eine doppelte Conjugation des Verbum transitivum, nämlich eine blos ſubjective (eine, welche nur ſolche Perſonalendungen annimmt, die ſich auf das Subject beziehen, wie in allen Sprachen überhaupt), und eine ſubjectiv-objective, welche vor die Subjectivendungen einen Exponenten des Objects ſtellt, z. B. das lat. scio heißt ungariſch tud-ok; das scio te heißt ungariſch tud-lak; scitis heißt tud-tok, scitis hoc heißt tud-já-tok. Dieſe ſubjectiv-objective Conjugation zeigt ſich als das Charakteriſticum der ugriſchen Sprachen und iſt im Wogouliſchen und Mordwiniſchen am meiſten entwickelt. Der türk. Sprache geht dies ab, nur im Finniſchen zeigt die Kalevala-(öſtliche oder kareliſche)Sprache einige Ueberbleibſel davon. Die Literatur der ungar. Sprache iſt ziemlich reich; namentlich hat die Frage nach ihrer Verwandtſchaft frühzeitig Aufmerkſamkeit erregt. Die eigentliche vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat ſich jedoch erſt neuerdings entwickelt. Der ältern abenteuernden etymolog. Richtung gehören Otrokotſi («Origines Hungariae», Franeker 1693), Stephan Horváth u. a. an; ſelbſt die ſonſt verdienſtvollen Bearbeiter des großen Wörterbuchs der Ungariſchen Akademie, Czuczor und Joh. Fogaraſi, huldigen derſelben noch. Die Verwandtſchaft des Ungariſchen mit den ural. Formen zeigten zuerſt Sajnovits (1777), dann Gyarmathi (1799), wenn auch noch vielfach irrend. Die Aufgabe der wiſſenſchaftlichen Grammatik ſucht zuerſt Nic. Revái («Elaboratior grammatica Hungarica», 2 Bde., Peſth 1803) zu löſen. In neueſter Zeit hat ſich eine Schule der hiſtor. Sprachwiſſenſchaft gebildet, an deren Spitze Paul Hunfalvy (ſ. d.) ſteht. Von den Schülern deſſelben haben bereits Fabian, Riedl und namentlich Joſ. Budenz vorzügliche Arbeiten geliefert. Unter den ungar. Wörterbüchern und Grammatiken für den praktiſchen Gebrauch ſind die von Fogaraſi und Ballagi hervorzuheben.

Ungariſche Weine. Nächſt Frankreich iſt Ungarn das bedeutendſte Weinland in Europa, in Bezug auf die Menge ſowol als auf die Verſchiedenartigkeit des Products. Die Geſammtfläche der Weingärten wurde 1852 in dem damaligen Ungarn auf 74,72 Q.-M., in der Wojwodina und dem Banate auf 15,13 Q.-M., in Kroatien und Slawonien auf 15,08 Q.-M., im frühern Ungarn alſo auf 104,93 Q.-M. angegeben. Im eigentlichen Ungarn berechnete man das jährliche Erträgniß des Weinbaues auf 18,582000 öſterr. Eimer (im Geldwerth von 66,037000 Fl.), in der Wojwodina und dem Banat auf 4,341000 Eimer (13,023000 Fl.), in Kroatien und Slawonien auf 3,608000 Eimer (10,804000 Fl.), im ganzen alſo auf 26,531000 Eimer (89,864000 Fl.), wovon etwa 4 Mill. Eimer ins Ausland gingen. Es gibt dunkelrothe, blaßrothe, goldgelbe, blaßgelbe, waſſerhelle und grünliche Ungarweine. Van Geſchmack ſind ſie in der Regel angenehm ſüß-bitterlich-ſäuerlich. Im allgemeinen enthält der ungar. Wein ſehr viel Weingeiſt und wenig Phlegma, weshalb man ihn den ſog. ſchweren oder dicken Weinen beizählt, die zwar eine ſtärkere Wallung des Geblüts, aber nicht leicht Kopfſchmerzen und Magenübelkeiten verurſachen. Zu den edelſten Sorten gehört der Tokayer (ſ. Tokay), der in der Hegyalja im Zempliner Comitate wächſt und jung bräunlichgelb, im Alter grünlich iſt, und wovon jährlich über 900000 Eimer erzeugt werden, worunter jedoch nach Fényes kaum mehr als 12000 Eimer Ausbruch ſich befinden. Zur Bereitung deſſelben werden die Trockenbeeren auf das ſorgfältigſte von den andern Beeren geſondert und daraus vier Sorten beſſern Weins gewonnen. Die vorzüglichſte Gattung heißt Eſſenz; ſie iſt der ölige Traubenſaft, welcher aus den Beeren von ſelbſt mittels des Drucks ihrer eigenen Schwere durch durchlöcherte Gefäße abtropft. Fließt nichts mehr ab, ſo werden dieſe Trockenbeeren mit friſchen Beeren zerdrückt und zu Teig gemacht, dann mit Moſt übergoſſen und, nachdem der Trockenbeerteig ſeinen Saft in Gärung mit dem Moſte vermiſcht hat, der ſüße Moſt in Fäſſer gegoſſen, woraus der Ausbruch entſteht. Ein zweiter Aufguß von ordinärem Tokayermaſt, wobei die Ueberreſte der

Trockenbeeren mit den Händen ausgepreßt werden, gibt den Máschlásch. Die vierte Sorte ist der gewöhnliche Wein. Auf gleiche Weise werden im Meneseher Gebirge im Arader Comitate Ausbruch und Máschlásch, sowie in Rust im Oedenburger Comitate und in St.-Georgen im Pressburger Comitate Ausbruch bereitet. Meneseher Weine werden mit Einschluß der minder guten Landweine jährlich über 470000 Eimer gewonnen. Ueberdies erzeugt Ungarn vortreffliche Tischweine, worunter der ofener, erlauer, szekszárder, neßmélyer, villányer, schomlauer, die Seeweine (am Plattensee namentlich der mit dem Tokayer wetteifernde badatschoner), der szerednyer, miskolczer, diosgyörer und székelyhider die ausgezeichnetsten sind. Der bedeutendste Weinhandel ist in Pesth. Das Transportiren verträgt der Ungarwein zu jeder Jahreszeit; nur die größte Sommerhitze und die strengste Winterkälte schadet ihm. — Was die Nebenländer Ungarns betrifft, so sind unter den Weinen Slawoniens die syrmischen, welche unter dem Namen carlowiczer Weine in den Handel kommen, die berühmtesten und sehr stark. Die kroat. Weine sind liqueurartig und unter ihnen der bukovezer und mozlavinäer, wie im Banate nächst dem syrmischen der verseczer und in der Militärgrenze der rothe weißkirchener die besten.

Unger (Franz), ausgezeichneter Botaniker und Paläontolog, geb. 1800 in Steiermark, widmete sich erst zu Gratz jurist. Studien, vertauschte dieselben aber zu Prag und Wien mit den medicinischen und naturwissenschaftlichen und erwarb sich 1827 zu Wien die medic. Doctorwürde. Nachdem er einige Zeit als praktischer Arzt in der Nähe von Wien, dann fünf Jahre lang in Tirol gewirkt, folgte er 1836 dem Rufe als Professor der Botanik und Director des Botanischen Gartens an der Polytechnischen Lehranstalt zu Gratz. Seit 1850 war er in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Wien thätig. U.'s wissenschaftliche Wirksamkeit erstreckt sich vorzugsweise auf die Anatomie und Physiologie der Pflanzen, daneben auf Geologie und Paläontologie. Im Sommer 1852 bereiste er behufs seiner geol. Forschungen den Norden von Europa, besonders Dänemark, Schweden und Norwegen, einige Jahre später Aegypten, Syrien und andere Länder des Orients. Als Früchte der letztern Reisen erschienen unter andern «Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Griechenland und den Jonischen Inseln» (Wien 1862) und «Die Insel Cypern» (mit Kotschy, Lpz. 1865). Bei Gründung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1847 wurde U. zu deren Mitglied ernannt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zunächst zu nennen: die «Grundzüge der Botanik» (mit Endlicher, Wien 1843), die «Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Pflanzen» (Wien 1846), «Anatomie und Physiologie der Pflanzen» (Wien 1855) und die «Grundlinien der Anatomie und Physiologie der Pflanzen» (Wien 1866). Die Ergebnisse seiner Forschungen über die fossile Pflanzenwelt legte er in den Werken «Genera et species plantarum fossilium» (Wien 1850), «Iconographia plantarum fossilium» (Wien 1852), «Sylloge plantarum fossilium» (Wien 1860) sowie in zahlreichen Monographien nieder. Zu diesen gehören unter andern «Die fossile Flora von Sotzka» (Wien 1850), «Die fossile Flora von Kumi in Euböa» (Wien 1867) u. s. w. Seinen Arbeiten über die untergegangene Pflanzenwelt schließen sich eine Reihe trefflicher culturgeschichtlicher Untersuchungen an, wie vor allem der «Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt» (Wien 1852) und «Botan. Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte» (Wien 1857 fg.). Vielen Anklang fanden die landschaftlichen Bilder, die in seinem Werke «Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden» (Münch. 1851; 3. Aufl. 1864, mit 14 Tafeln) enthalten sind. Auch hat U. die Gegenstände seiner Forschungen mehrfach populär behandelt, wie unter anderm die «Botan. Briefe» (Wien 1852) bekunden.

Unger (Joh. Georg), berühmter Holzschneider, geb. zu Goes bei Pirna 1715, erlernte in dieser Stadt die Buchdruckerkunst und später auch die Holzschneidekunst. Während seines Aufenthalts in Berlin, wohin er sich 1740 begab, betrieb er die Formschneidekunst mit solchem Eifer, daß es ihm gelang, selbst die schwierigern Aufgaben zu lösen, wovon fünf große Landschaften den Beweis liefern. Doch fanden seine Verdienste um die Kunst bei seinen Lebzeiten keine gehörige Würdigung. Er starb 1788 in dürftigen Verhältnissen. — Sein Sohn, Johann Friedrich U., geb. 1750 in Berlin, trat in die Fußstapfen seines Vaters und erntete dessen Ruhm, dessen er sich auch durch sein eigenes Streben würdig machte. Er war Buchdrucker, Buchhändler, Form- und Stempelschneider und wurde 1800 zum Professor der Holzschneidekunst an der Akademie der bildenden Künste in Berlin ernannt. Einer der ausgezeichnetsten Männer seines Fachs, zeigte er sich unablässig bemüht, dasselbe, namentlich in Hinsicht auf die deutsche Schrift (Fractur) zu vervollkommnen. Die von ihm geschnittene Fracturschrift (Unger'sche Schrift) hatte einige Aehnlichkeit mit der Schwabacher Schrift, war aber geschmackvoller, ist indessen sowie diese jetzt

fast außer Gebrauch gekommen. Seine Verdienste um die Holzschneidekunst sind noch bedeutender, indem er durch Vervollkommnung der Technik sowol als durch Ausbildung einer Anzahl guter Schüler die Fortschritte anbahnte. Auch als Buchhändler war U. verdienstvoll. Er starb 1804. — Des letztern Gattin, **Friederike Helene U.**, geb. zu Berlin 1751, eine Tochter des preuß. Generals von Rothenburg, hatte in dem Hause des Hofpredigers Bamberger zu Potsdam eine sorgfältige Erziehung genossen und eine für jene Zeiten seltene Ausbildung erhalten. Nach dem Tode ihres Gatten setzte sie mit Umsicht dessen Unternehmungen fort, und starb, nachdem sie manchen schweren Wechsel des Schicksals mit hohem Muthe ertragen, zu Berlin 21. Sept. 1813. Ihre zahlreichen, meist anonym herausgegebenen Schriften haben durch treffliche Zeichnung der Sitten noch ihren Werth. Allgemeinen Beifall fand ihr Roman «Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte» (Berl. 1784; 3. Aufl., 2 Bde., 1798). Unter ihren übrigen Werken verdienen die «Bekenntnisse einer schönen Seele» (Berl. 1806), die jedoch zum Theil von F. Buchholz herrühren sollen, Auszeichnung. Ihr letztes Werk war «Der junge Franzose und das deutsche Mädchen» (Hamb. 1810).

Ungern-Sternberg, s. Sternberg (Alexander, Freiherr von Ungern-).

Unghvár, ein Comitat im nordöstlichsten Theile Ungarns, zum Kreise diesseit der Theiß gehörig, zwischen Galizien und den Comitaten Zemplin, Szaboles und Beregh gelegen, hat ein Areal von 55½ Q.-M. und zählt (1857) eine Bevölkerung von 98607 Seelen (ohne Militär) in 10 Stuhlbezirken. Das Land ist größtentheils bergig, aber an den Berggehängen, in den Thälern und der bis hierher vordringenden oberungar. Tiefebene fruchtbar, auch an Wein. Bewässerung geben die Ungh und andere zum obern Theißgebiet gehörige Flüsse. Der Hauptort U., ein Marktflecken an der Ungh, welche hier in die Ebene tritt, ist der Sitz des griech. unirten Bischofs von Munkács, hat eine 50 Klafter lange Brücke, ein Comitatshaus, eine bischöfl. Residenz, ein bischöfl. Seminar, ein bischöfl. Lyceum, ein Obergymnasium, Mineralquellen, Weinberge, Gruben vortrefflicher Porzellanerde und zählt 8537 E. (1857, ohne Militär). In dem Comitate sind noch bemerkenswerth der Marktflecken Szobrancz, mit 800 E. und in ganz Ungarn berühmten Schwefelquellen, die zum Baden und Trinken benutzt werden, und das Dorf Felső-Remete, mit 1000 E. und großen Eisenwerken.

Uniform nennt man die gleichförmige Kleidung gewisser Corporationen und besonders des Militärs, bei welchem die Einführung der U. mit der Errichtung der stehenden Heere im 17. Jahrh. als gleichzeitig angenommen werden kann, wenn auch einzelne Abzeichen, gleichfarbige Bekleidung u. s. w. schon früher, besonders bei den Leibwachen vorkamen. Die U. soll vor allem den Zweck erfüllen, den Soldaten so zu bekleiden, daß seine Gesundheit geschützt ist, daß er den Beschwerden der Witterung widerstehen kann und den freien Gebrauch seiner Waffen behält. Wenn dabei auch eine geschmackvolle Bekleidung und selbst eine mehr oder weniger glanzvolle Außenseite berücksichtigt wird, so erscheint das, wenn es nicht auf Kosten der Zweckmäßigkeit geschieht, nicht tadelnswerth, da die Erfahrung lehrt, daß eine äußere Auszeichnung nicht ohne Einfluß auf den Geist der Truppe bleibt. Im weitern Sinne gehören auch die Kopf- und Achselbedeckungen zur U. Das Wort Montirung bezeichnet strenggenommen nur den Uniformsrock, obgleich die Benennung Montirungsstücke alle zur Bekleidung gehörenden Gegenstände umfaßt. (S. Montur.)

Unigénitus Dei fílius sind die Anfangsworte der vom Papste Clemens XI. im Sept. 1713 erlassenen Bulle, die von der jesuitischen Partei am Hofe Ludwig's XIV., besonders dem Beichtvater des Königs, Letellier, in der Absicht veranlaßt wurde, den Jansenisten einen Hauptstreich zu versetzen. Es wurden darin 101 Sätze aus Paschasius Quesnel's (s. d.) «Réflexions morales» als ketzerische und gotteslästerliche oder doch anstößige Behauptungen verdammt, obschon viele derselben mit Bibel und Kirchenlehre übereinstimmten. Der heftige und lange Streit, der sich darüber entwickelte und der mit der Geschichte des Jansenismus (s. d.) zusammenfällt, wurde endlich durch ein gemäßigtes Breve Benedict's XIV. beigelegt, welches die meisten Parteien zufriedenstellte. Dazu kam dann die Aufhebung der Jesuiten, welche das Gewicht der Constitution Unigenitus, wie man diese Bulle nannte, in Frankreich schwächte. In andern kath. Ländern hatte man sie zwar angenommen, aber wenig beachtet, da sie eigentlich nur die Parteien in Frankreich anging. In der österr. Monarchie, wo einige Bischöfe sie in ihren Sprengeln verbreitet hatten, wurde sie 1781 durch Joseph II. nebst der Bulle In coena Domini unterdrückt. Jetzt gehört sie nur noch der Geschichte an.

Union, im polit. Sinne, bedeutet eine Verbindung oder Einigung mehrerer Staaten, die mehr oder minder eng, entweder von bleibender oder vorübergehender Natur, zu einem bestimmten Zweck abgeschlossen sein kann. Letzterer Art war z. B. die 1608 abgeschlossene U. der

prot. Reichsstände in Deutschland, zur Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer Territorien. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Auch der mislungene Versuch, den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1849—50 zur Herstellung eines Deutschen Bundesstaats machte, erhielt den Namen U. (S. Deutschland.) Die Kalmarische Union (s. d.) von 1397 zwischen den drei skandinav. Königreichen hatte keinen Bestand. Dagegen bildete die Utrechter Union von 1579 die Grundlage zu der Republik der Vereinigten Niederlande. Heutigentags werden die Vereinigten Staaten von Amerika häufig geradezu als »die U.« bezeichnet. Hier entbrannte der blutige Bürgerkrieg von 1861—65 vorzugsweise über die Frage, ob der Einzelstaat berechtigt sei zum Wiederaustritt (Secession) aus dem Bunde. (S. auch Bundesstaat.) Bei der Verbindung monarchischer Staaten ist noch die Personalunion und die Realunion zu unterscheiden. Bei der Personalunion, wie sie z. B. zwischen Schweden und Norwegen besteht, haben beide Reiche nur das Herrscherhaus und die auswärtige Politik (»den König und den Feind«) gemeinsam, während im übrigen jedes Land seine eigene Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung behält. Eine solche Verbindung kann unter Umständen wieder aufgelöst werden, wenn in den beiden Staaten eine abweichende Erbfolgeordnung gilt, wie das z. B. 1837 zwischen Großbritannien und Hannover geschah. Auch der Zusammenhang der österr. Monarchie beruhte ursprünglich nur auf einer Personalunion, und hier drohte dieselbe Gefahr, bis Kaiser Karl VI. durch seine Pragmatische Sanction (s. d.) von 1713 die gemeinschaftliche Erbfolge sicherstellte. Gewöhnlich wurde jedoch das Verhältniß zwischen den verbundenen Staaten mit der Zeit enger geschürzt, und es entwickelten sich immer mehr gemeinsame Institutionen, sodaß die Personalunion allmählich in eine Realunion überging. Eine solche Umwandlung findet ihren normalen Abschluß in der Einführung einer gemeinschaftlichen Volksrepräsentation, wie das zwischen England und Schottland 1707, zwischen Großbritannien und Irland 1801 geschah. Nicht so scharf ausgebildet ist das Verhältniß in Oesterreich, wo unter dem System des sog. Dualismus 1867 die deutsch-slaw. und die ungar. Reichshälfte jede ihr eigenes Parlament erhalten haben und über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten nur durch Delegationen miteinander verhandeln. (S. Ungarn.) Von der Realunion zu unterscheiden sind die Incorporation (d. i. Einverleibung), wo der neuerworbene Landestheil vollständig in einem größern Staatswesen aufgeht, und die Annexion (s. d.).

Union heißt auf kirchlichem Gebiet die Vereinigung getrennter Kirchenparteien zu einer einzigen Gemeinschaft. Dergleichen Vereinigungsversuche sind zwischen den verschiedensten Kirchenparteien von jeher, aber meist mit unglinstigem Erfolge unternommen worden. So im Alterthume zwischen der griech. Reichskirche und den Monophysiten (s. d.), später zwischen der röm. Kirche und der griechischen (s. Unirte Griechen) und zwischen jener und den kleinern orient. Kirchenparteien, wie den Maroniten (s. d.), Armeniern u. a. Seit der Reformation wurden zahlreiche Versuche einer Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken gemacht. Dahin gehören nicht nur die häufigen Religionsgespräche im 16. und 17. Jahrh., sondern auch das von Karl V. 1548 publicirte Interim, die Vergleichsvorschläge Georg Cassander's und Georg Wicel's (1564), des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn und seines Kanzlers Boyneburg (1660), endlich die Bemühungen des Spaniers Christoph Rojas de Spinola (seit 1675), des franz. Bischofs Bossuet und die auf eine ehrlicher gemeinte Verständigung abzweckenden Plane von Leibniz (s. d.). Alle diese Bestrebungen, denen bis auf die neuesten Zeiten herab noch viele andere Projecte von Privatpersonen sich zugesellten, scheiterten von vornherein an dem Grundprincip der röm. Kirche, welches von den Protestanten einfach Unterwerfung unter die päpstl. Autorität, höchstens gegen einige guadenweise und widerruflich zu gewährende Concessionen in Nebendingen fordert, eine Verhandlung beider Religionstheile als gleichberechtigter Parteien aber von vornherein ausschließt.

Ungleich wichtiger sind die Bestrebungen zu einer Evangelischen U. oder zur Vereinigung der beiden evang. Kirchen geworden, deren gemeinsames reformatorisches Grundprincip eine Verschmelzung zu einer einzigen evang. Kirche grundsätzlich ermöglicht. Wie schon in der Reformationszeit verschiedene Versuche gemacht wurden, dies Auseinandergehen der prot. Bewegung in zwei getrennte Kirchengemeinschaften zu verhindern, so hat es nach erfolgter Trennung an weitern Verständigungsversuchen nicht gefehlt, als deren Träger im 16. Jahrh. besonders Phil. Melanchthon und Martin Luther, und unter den Fürsten besonders die Landgrafen Philipp von Hessen und dessen Söhne hervortraten. Indessen war in einer Zeit, welche noch nicht zwischen dogmatischen Sätzen von fundamentaler und von untergeordneter Bedeutung, und noch weit

weniger zwischen Religion und Dogmatik zu unterscheiden vermochte, die Trennung eine geschichtliche Nothwendigkeit, an welcher alle Vermittelungsversuche scheitern mußten. Die von der Melanchthon'schen Schule in Deutschland den reform. Kirchen der Schweiz und Frankreichs dargereichte Bruderhand führte nur ihre eigene Austreibung aus der bald ausschließlich nach Luther's Namen genannten Kirche herbei, und die deutschen Kirchen, welche mit den calvinischen Gemeinschaft hielten, wurden von den Lutheranern einfach als abgefallen behandelt. Die Aufstellung des luth. Concordienbuchs 1580 schnitt vorläufig jede Hoffnung auf eine Vereinigung ab, und beide Kirchen entwickelten seitdem ein völlig selbständiges Leben, welches in der allmählich auf alle Glaubensartikel sich erstreckenden Lehrdifferenz seinen theol. Ausdruck erhielt. Wenn auch neben den consequent durchgebildeten Lehrsystemen, zumal bei den Deutschreformirten, aber auch in einzelnen luth. Landeskirchen, sich mittlere Meinungen erhielten, so war doch während des ganzen 17. Jahrh. der dogmatische Eifer und die theol. Streitlust, wenigstens bei den Lutheranern, noch viel zu groß, als daß auch nur an brüderliche Duldung, geschweige an kirchliche Vereinigung zu denken war. Die vermittelnden Vorschläge eines Georg Calixt (s. d.) fanden so wenig Gehör, daß sie nur ihn selbst und die von ihm geleitete helmstedter Theologenschule in das Geschrei synkretistischer Ketzerei brachten. Die erste Erweichung der dogmatischen Gegensätze führte allmählich der Einfluß Spener's und des Pietismus (s. d.) herbei, welcher das Dogma nicht antasten, aber hinter eine praktische Frömmigkeit zurückstellen wollte. Dauach setzte die Aufklärung des 18. Jahrh., welche überhaupt das orthodoxe Dogma in Trümmer warf, auch die theol. Unterschiede beider evang. Kirchen zur völligen Bedeutungslosigkeit herab, und auch die supernaturalistische Gläubigkeit der Zeit legte auf die alten, in ihrem tiefern Zusammenhange überdies ganz in Vergessenheit gerathenen Unterscheidungslehren nur sehr geringes Gewicht. Unter diesen Umständen konnten die vom Haus Hohenzollern von lange her gehegten Unionsgedanken auf praktische Verwirklichung hoffen. Schon König Friedrich I. von Preußen hatte 1703 wegen einer U. Berathungen reform. und luth. Theologen zu Berlin veranstalten, Unionskirchen in Berlin und Charlottenburg errichten und in den Waisenhäusern zu Berlin und Königsberg Kinder beider Confessionen unterrichten lassen. Weil er aber nichts erzwingen wollte, so wurden diese Unionsversuche durch den Widerstand der luth. Theologen vereitelt. An demselben Widerstreben scheiterte das Zustandekommen mehrerer den prot. Reichstagsgesandten zu Regensburg vorgelegter Unionspunkte, und als die Gesandten 1722 einen von dem tübinger Kanzler Pfaff und dem tübinger Theologen Klemm im Namen der evang. Reichsstände abgefaßten Vereinigungsentwurf zur Annahme bringen wollten, setzten sich die Consistorien zu Dresden und Gotha so nachdrücklich dagegen, daß das ganze Unternehmen rückgängig wurde. Dessenungeachtet faßte König Friedrich Wilhelm I. diese Idee von neuem auf, um wenigstens in den preuß. Staaten die U. zur Ausführung zu bringen. Um die kirchlichen Gebräuche beider Kirchen einander anzunähern, verordnete er 1736 die Abschaffung des Collectensingens, der Chorhemden, Meßgewänder und der Lichter beim Abendmahl. Erfolgreicher als diese in die Freiheit der Kirche von außen her eingreifenden, übrigens schon unter Friedrich II. 1740 für unverbindlich erklärten königl. Verordnungen war die stille Macht der Zeit, welche kein Verständniß mehr für die alten Formeln und Streitpunkte hatte. Die mit den deutschen Befreiungskriegen neuerwachte evang. Bewegung war aus einem Geiste geboren, der den Hader der prot. Confessionen tief unter sich ließ. So konnte Friedrich Wilhelm III. in dem königl. Aufrufe vom 27. Sept. 1817 seine evang. Unterthanen auffordern, das Jubelfest der Reformation durch die förmliche Vereinigung der Lutheraner und Reformirten zu einer einigen evang. Kirche zu begehen. Nach dem ursprünglichen Sinne des Königs sollten die Namen lutherisch und reformirt als nunmehr bedeutungslos und an verlebte Gegensätze erinnernd aus dem öffentlichen Gebrauche verschwinden. An eine Aufrechthaltung der Sonderbekenntnisse innerhalb der U. ward in einer Zeit, die von keinem Symbolzwang wußte, weder vom Könige noch von den theol. Stimmführern der Vereinigung gedacht. Der Aufruf des Königs fand fast allenthalben begeisterten Widerhall. Theils durch förmliche Unionsurkunden, theils durch Annahme des Brotbrechens beim Abendmahl als Unionsritus wurde die U. von Geistlichen und Gemeinden vollzogen; in Berlin zuerst durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier am Reformationsfest, an welcher die gesammte Geistlichkeit Antheil nahm. Auch außerhalb Preußen fand das gegebene Beispiel Nachahmung. Zuerst geschah dies in Nassau (1817), in der Rheinpfalz (1818) und in Baden (1821). Aber der nothwendige Ausbau der U. durch eine freie Kirchenverfassung, für welche Schleiermacher unermüdlich seine Stimme erhob, gerieth unter den Händen der polit. Reaction bald völlig ins Stocken. Dafür suchte der König durch die Einführung einer neuen Agenda für die ganze preuß. Landeskirche (seit 1822)

eine äußerliche Uniformität zu erzielen, ohne die Kirche selbst zu befragen. Ihre alterthümelnde, mit der wiedererwachenden Orthodoxie kokettirende Färbung war den freier Gesinnten zuwider, ihr Zusammenhang mit der U. reizte das Häuflein der strengen Lutheraner zum Widerstande, dessen gewaltsames Niederhalten die Sache der U. compromittirte. Aus der Landeskirche schieden eine Anzahl altluth. Gemeinden aus, die sich zu einer eigenen luth. Kirche constituirten, aber erst von Friedrich Wilhelm IV. gesetzlich anerkannt wurden (1841). Bedenklicher für die Sache der U. als diese Separation wurde die von einer pietistischen Hofpartei dem König Friedrich Wilhelm III. abgelockte Cabinetsordre vom 28. Febr. 1834, nach welcher das luth. Bekenntniß durch die U. nicht aufgehoben, sondern nur die Agende Gesetz sei. Innerhalb der evang. Landeskirche begann man wieder zwischen unirten und nichtunirten Gemeinden zu scheiden, während den separirten Lutheranern auch die letztern mit dem Makel der U. behaftet erschienen, weil sie einem unirten Kirchenregiment unterstellt und an eine unirte Agende gebunden seien. Seit dem Reactionsjahre 1850 schöpften auch die Lutheraner in der Landeskirche wieder Muth, die U. systematisch zu untergraben. Während theol. Doctrinärs zwischen einer «positiven» und einer «negativen», oder einer «bekenntnißtreuen» und einer «bekenntnißlosen» U. unterschieden und für erstere als für eine dritte Confession ein aus den alten Sonderbekenntnissen künstlich zusammengefügtes Consensusbekenntniß in Vorschlag brachten (Consensusunion), richteten die Consistorien den Bekenntnißzwang gegen freisinnige Geistliche wieder auf und begannen die volle Rechtsgültigkeit der luth. Bekenntnißschriften zu behaupten. Nach dem Vorgange des schles. Consistoriums wurde durch königl. Cabinetsordre vom 6. März 1852 auch der Oberkirchenrath in Berlin in drei nach dem Bekenntniß geschiedene Abtheilungen aufgelöst, eine lutherische, eine reformirte und eine unirte. In den östl. Provinzen wurde die U. zur Ausnahme, die sich mühsam durch förmliche Stiftungsbriefe legitimiren mußte und auch dadurch nicht genügend gegen confessionalistische Zumuthungen geschützt war. Ueberall in öffentlichen Urkunden ward der «Bekenntnißstand» der Gemeinden wieder eifrig gewahrt. Auch wo durch Einführung des Brotbrechens die U. längst rechtsgültig vollzogen war, wurde durch bekenntnißeifrige Pastoren der Unionsritus abgeschafft. Beschwerden der Gemeinden wurden durch strafende Erlasse der Consistorien beschieden. Zwar stellte eine neue Cabinetsordre vom 12. Juli 1853 die Absicht, die U. zu stören, in Abrede, verpönte confessionelle Sonderbestrebungen und eigenmächtige Abweichungen von den Ordnungen der Landeskirche; aber bei der Unvereinbarkeit der verschiedenen königl. Kundgebungen untereinander und bei der Schwäche des Oberkirchenraths gegenüber confessionalistischen Prätensionen fuhren die Consistorien fort, auf Kosten der U. das Bekenntniß zu pflegen. Die Ausnahmen von den Ordnungen der evang. Landeskirche wurden unter ihrer Fürsorge zur Regel; liturgische Parallelformulare, zu deren Publication der Oberkirchenrath sich verstand (7. Juli 1857), gaben der kirchlichen Verwirrung eine Rechtsgrundlage. Nach der neuaufgekommenen Theorie wurde die U. nur in die Conföderation zweier Kirchen unter gemeinsamem, doch in sich selbst confessionell gesondertem Regiment gesetzt, die sich gegenseitig gastweise Abendmahlsgemeinschaft gewährten. Innerhalb dieser landeskirchlichen U. unterschied man fünferlei verschiedene Gemeinden: nichtunirte lutherische und reformirte, in denen der Unionsritus nicht angenommen oder wieder abgeschafft war, unirte lutherische und reformirte, in denen trotz des Unionsritus der ursprüngliche Bekenntnißstand wieder aufgefrischt wurde, endlich eine kleine Anzahl Consensusgemeinden, deren Seelsorger auf das Gemeinsame der beiderseitigen Bekenntnißschriften verpflichtet waren. Das Verständniß der U. im ursprünglichen Sinne ihres Stifters galt als «absorptive» oder «negative» U. in der unirten Kirche für rechtlos. König Wilhelm I. erklärte als Prinzregent (8. Nov. 1858) seinen festen Entschluß, die U., welche eine mit dem Wesen der evang. Kirche unvereinbare Orthodoxie dem Zerfall nahe gebracht habe, zu schützen, und unter dem Cultusminister Bethmann-Hollweg wagte der Oberkirchenrath wenigstens neuen confessionellen Uebergriffen in den Weg zu treten. Aber die Orthodoxie blieb nach vorübergehendem Schrecken in ihrer kirchlichen Alleinherrschaft ungekränkt; der angekündigte Wechsel der kirchenregimentlichen Organe trat nicht ein. Zuletzt gewann über dem polit. Verfassungsconflicte die polit. Reaction die Oberhand, in deren Interesse es lag, auch die kirchliche Orthodoxie als eine Stütze des Throns gewähren zu lassen. Als die großen Erfolge von 1866 das preuß. Staatsgebiet durch mehrere Provinzen, in denen die U. noch nicht eingeführt war, erweitert hatten, achteten die Lutheraner in der preuß. Landeskirche die Stunde für gekommen, die U. zu begraben. Die neupreuß. Lutheraner verlangten dagegen, von dem Oberkirchenrathe in Berlin frei zu bleiben und einer gemeinsamen, rein luth. Oberbehörde für Hannover, Schleswig-Holstein und Lauenburg untergestellt zu werden. Bald wäre so das Jubeljahr der U. 1867 ihr Todesjahr geworden.

Der Oberkirchenrath in Berlin, durch seine plötzlich bedrohte Stellung zu ungewohnter Thatkraft erweckt, konnte zwar die Ausdehnung seiner Amtsgewalt auf die neuen Provinzen nicht durchsetzen, erlangte aber die königl. Cabinetsordre vom 3. Nov. 1867, welche die U. in den alten Provinzen aufrecht erhielt, die künftige Vereinigung der evang. Kirchen in den neuerworbenen Landestheilen aber von deren eigener freier Mitwirkung erhoffte. Die Verdunkelung des ursprünglichen Unionsgedankens hat allerdings den Gegnern scharfe Angriffswaffen in die Hand gegeben, aber auch das Gute gehabt, daß sich innerhalb der U. eine Mannichfaltigkeit von Formen herausgebildet, von der bloßen regimentlichen Gemeinschaft bis zur völligen Aufhebung der Schranken, welche überall das letzte Ziel der Entwickelung ist.

Unirte Griechen heißen die griech. Christen, welche durch Anerkennung des Papstes und der röm. Lehren vom Fegfeuer, von den Seelenmessen sowie des Satzes, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehe, im übrigen aber unter Beibehaltung der orient. Kirchengebräuche, besonders der griech. Sprache beim Gottesdienste, der Priesterehe und des Laienkelchs mit der röm. Kirche sich wieder vereinigt haben. Seit der Trennung von Rom machte der päpstl. Stuhl stets Versuche, die griech. Kirche mit sich wieder zu vereinigen oder vielmehr zu unterwerfen. Der Kaiser Manuel Komnenus war zur Union geneigt, Klerus und Volk aber entschieden gegen sie. Auch der Kaiser Johannes II. (Batatzes Ducas) begünstigte sie und ließ die von einigen Franciscanern 1232 angeknüpften Unterhandlungen fortsetzen; aber bei der geringen Nachgiebigkeit, die Rom zeigte, blieben sie ohne Erfolg. Durch polit. Motive veranlaßt, wendete sich der Kaiser Michael Paläologus der Union mit Rom wieder zu, nöthigte seine Bischöfe zur Nachgiebigkeit und bewirkte auf dem Concil zu Lyon 1274 eine Vereinigung. Indessen war diese nur Sache seines Hofs, nicht aber des Volks, und vom Kaiser Andronikus II. wurde darum die Union förmlich widerrufen. Sein Nachfolger knüpfte aus polit. Interesse die Unterhandlungen wieder an, doch ohne einen Erfolg; ja sein Sohn und Nachfolger Manuel II. schrieb selbst gegen die röm. Kirche. Je mehr indeß die griech. Kaiser von den Türken sich bedrängt sahen, um so mehr glaubten sie gerade durch eine Union mit Rom aus ernsten Gefahren sich befreit zu sehen. Endlich ging der Kaiser Johannes VII. Paläologus mit vielen Bischöfen seiner Kirche selbst nach Italien, und auf der in Ferrara eröffneten, dann nach Florenz verlegten Synode verstand er sich mit seiner Begleitung zu der vom Papste Eugen IV. vorgelegten Unionsformel (6. Juli 1439), welche die obenbezeichneten Grundsätze der Vereinigung feststellte. Aber sämmtliche, unter türk. Hoheit lebende Griechen erklärten sich damals gegen jede Union mit Rom, in welcher sie einen Abfall vom alten Glauben erblickten, und der baldige Sturz des Kaiserreichs (1453) begrub auch die kaiserl. Union. Dennoch ist es den Päpsten nachmals gelungen, zahlreiche griech. Christen in Rußland und Polen auf den Synoden zu Brzesc (1596) und Zamosc (1720) für die Union zu gewinnen. Seit 1772 machten Rußlands Herrscher große Anstrengungen, die unirten Griechen zur Landeskirche zurückzuführen (s. Russische Kirche), und namentlich gelang dies seit 1839 dem Kaiser Nikolaus in so großartigem Maßstabe, daß die Zahl der für die orthodoxe Kirche Wiedergewonnenen sich auf mehrere Millionen belief. Der noch immer gebliebene Rest unirter Griechen in Polen wird seit Niederwerfung des poln. Aufstandes von 1863 auf alle Weise bearbeitet, von der Union mit Rom sich ebenfalls loszusagen. Im ganzen gibt es etwa 2 Mill. unirte Griechen, die vornehmlich in Polen, Galizien, der Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien, Slawonien, Dalmatien leben.

Unisono oder Einklang wird in der Musik das Verhältniß zweier Töne von gleicher Größe, d. h. von gleicher Höhe oder Tiefe auf derselben Stufe genannt. Der Einklang entsteht also aus einer gleichen Anzahl Schwingungen zweier vibrirender Körper in einem gleichen Zeitraume. Wenn mithin eine Saite in einer Secunde hundert Schwingungen macht und den Ton c gibt, so wird eine andere Saite, welche jener an Länge, Dicke und Spannung gleich ist, in derselben Zeit dieselbe Anzahl Schwingungen machen und folglich denselben Ton c geben. Da nun dieses gleiche Verhältniß das faßlichste und folglich das beruhigendste ist, so ist der Einklang die erste und vollkommenste Consonanz.

Unitarier nennen sich selbst die Glieder einer christl. Sekte, die anfangs von den Protestanten Antitrinitarier (s. d.) genannt wurden.

Universalalphabet. Ein U., d. h. ein Alphabet von Zeichen, welche geeignet sind alle Sprachen der Völker nach ihren Lauten wiederzugeben, ist oft aufgestellt worden. Aber erst in neuerer Zeit ist man über die praktischen Zwecke, die ein solches Alphabet haben kann, und über die Beschränkungen, die das Problem von vornherein bei der Ausführung erfahren muß, zu klarerer Erkenntniß gelangt. Der Zweck kann erstens ein rein physiologischer sein. Zur Er-

gründung des Umfangs und der Natur der Sprachlaute, die der Mund hervorbringt oder hervorbringen kann, bedarf es eines Systems von Zeichen, um sich darüber wissenschaftlich verständlich zu machen. Diese Zeichen können willkürlich gewählt sein und z. B. aus Ziffern oder neuerfundenen Figuren bestehen; am natürlichsten aber werden sie sich an unser gewöhnliches Alphabet anschließen. Eine Reihe angesehener Physiologen haben sich damit beschäftigt, unter diesen in letzter Zeit mit besonderm Erfolge Brücke («Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute», Wien 1856). Allgemeiner und wichtiger ist aber zweitens der linguistische Zweck eines U., welches wiederum entweder rein sprachwissenschaftlicher oder mehr praktischer Art sein kann. Im ersten Falle kommt es darauf an, ein Alphabet aufzustellen, welches geeignet ist, die in den verschiedenen Sprachen wirklich ausgebildeten Lautindividuen möglichst bestimmt und systematisch und mit Berücksichtigung nicht nur der zunächst verwandten, sondern auch aller übrigen Sprachen auszudrücken. Im zweiten Falle soll das Alphabet zum praktischen Gebrauch des Schreibens und Druckens für solche Völker eingerichtet werden, deren Sprachen überhaupt erst jetzt schriftfähig gemacht werden, oder deren einheimische, meist weit unvollkommenere Schrift in eine dem europ. Systeme entsprechende Schrift übertragen werden soll. In beiden Fällen ist es nöthig, von dem lat. Alphabet auszugehen und dieses durch möglichst einfache Erweiterungen und Abzeichen so zu modificiren, daß es bei genau definirter Aussprache der einzelnen Zeichen sowol den innern Gesetzen des Lautorganismus als dem praktischen Bedürfniß beim Gebrauche hinreichend entspricht. Das letztere verlangt, daß die verschiedensten Sprachen leicht auf das allgemeine Alphabet reducirt werden können, ohne durch entbehrliche Abzeichen überladen noch den gemeinschaftlichen Principien entfremdet zu werden. Nur unter diesen Bedingungen hat ein U. Aussicht auf eine allgemeine Annahme, ohne welche der Nutzen auch des bestconstruirten Alphabets sehr gering ist. Das bisjetzt am weitesten verbreitete U. dieser Art ist das von R. Lepsius 1855 in einer deutschen und einer engl. Ausgabe publicirte «Allgemeine linguistische Alphabet», dessen zweite engl. Ausgabe («Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems», 1863) zugleich eine Uebertragung desselben auf 119 Sprachen enthält. Es ist bereits von allen bedeutendsten Missionsgesellschaften Europas und Amerikas für den Druck der Schriften der Missionare, wie auch von einer Anzahl europ. Sprachforscher angenommen und in vielen Büchern auf die entferntesten Sprachen, z. B. die chinesische, japanische und besonders viele afrikanische, auch beim Schulunterricht, angewendet worden.

Universitäten. In allen Culturländern bestehen gegenwärtig Anstalten, die den Namen U. tragen, und überall sind dieselben die höchsten Schulen des Landes, auf welchen erwachsene Jünglinge ihr letzte Ausbildung erlangen, soweit diese durch theoretischen Unterricht vermittelt werden kann. Trefflich deutet diesen allgemeinen Charakter der U. unser deutsches Wort «Hochschule» an, während das in allen Sprachen eingebürgerte Wort «Universität» uns zunächst an die Gesammtheit aller Wissenschaften erinnert, die an den U. gelehrt werden, theils um ihrer selbst willen, theils um junge Männer fähig zu machen, einst dem Staate oder der Gesellschaft die höchsten Dienste zu leisten. So nahe es uns jetzt liegt, angesichts der Thatsache, daß die U. die einzigen Schulen sind, welche eine Vereinigung aller Wissenschaften darstellen, den üblichen Namen unserer Hochschulen von dieser ihrer charakteristischen Eigenschaft herzuleiten, so reicht doch das Wort Universität in eine Zeit zurück, in welcher man die äußere Vereinigung des nach dem Gesetze der Arbeitstheilung in einzelne Zweige geschiedenen menschlichen Wissens noch nicht für eine wesentliche Aufgabe der hohen Schulen hielt. Das Wort kam in der Zeit auf, wo die ersten Keime unsers jetzigen Universitätslebens sich in Gestalt großer Hochschulen entwickelten, die sich erst allmählich zu Pflanzstätten des gesammten menschlichen Wissens erweiterten. Diese Zeit war das 12. Jahrh., in welchem in Italien, Frankreich und England die ersten meist noch jetzt in veränderter Gestalt fortblühenden U. entstanden. Die U. waren damals autonome Corporationen von Lehrern und Schülern, und dieser ihr genossenschaftlicher Charakter, diese ihre juristische Stellung war der histor. Grund für den allgemeinen Gebrauch des Wortes universitas.

Es gab allerdings schon in ältern Zeiten hohe Schulen, allein mit diesen stehen unsere jetzigen U. in keinem ununterbrochenen histor. Zusammenhang. Die höhern Schulen bei den vorclassischen Culturvölkern, den Aegyptern, Indern, Persern, Chinesen u. s. w., hatten nur sehr geringe Aehnlichkeit mit unsern U. Es wurden hier nicht Jünglinge aus allen Ständen herangezogen, um das erworbene Wissen mittelbar und unmittelbar im ganzen Volke zu verbreiten, sondern es handelte sich meist um Anstalten zur Befestigung der Macht der herrschenden (Priester-)Kaste. Eine geheime Wissenschaft wurde hier gehegt und gepflegt, und das wenige, was davon auf uns gekommen, wurde uns zumeist durch den freien Geist der Griechen vermittelt.

Die hohen Schulen der Hellenen selbst bieten bereits viel mehr Analogien mit unsern U. Schon in ihrem Ausgangspunkte sind sie den ersten mittelalterlichen U. ähnlich, indem hier wie dort die Schulen dadurch entstanden, daß einzelne große Gelehrte Schüler aus allen Ländern um sich sammelten und an sich fesselten. Es waren dies die Philosophen, die in den griech. Republiken und deren Colonien berühmte Schulen gründeten. Unter den ältern Meistern hellenischer Wissenschaft war Pythagoras der berühmteste und größte, dessen Schule lange Zeit in den Städten Großgriechenlands blühte. Aus späterer Zeit sind die von Plato gestiftete Akademie und des Aristoteles peripatetische Schule besonders hervorzuheben. Gelehrt wurde hier die praktische Philosophie, die Summa alles Wissens (die sich ja damals bei einem einzigen Manne vereinigt denken ließ), mit vorwiegender Rücksicht auf das staatliche Leben. So wurden diese freien philos. Schulen der Hellenen, wenn auch unabhängig vom Staate entstanden und ohne besondere staatsrechtliche Stellung, doch von großem polit. Einfluß. Dies änderte sich in der macedon. und röm. Zeit in doppelter Hinsicht. Es waren nicht mehr einzelne Weise, deren Geist allein eine Schar wißbegieriger Jünglinge beherrschte, sondern eigene Lehrer für verschiedene Fächer, Grammatik, Rhetorik, Theologie u. s. w., wirkten nebeneinander. Zugleich waren sie vom Staate besoldet, also Professoren als Staatsbeamte. Diesen spätern Staatsanstalten verdankt allerdings die classische Kunst und Wissenschaft nicht ihren höchsten Aufschwung, aber sie haben dennoch um die Erhaltung und Vermehrung des Wissens ein großes Verdienst. Es genügt, an das Museum zu Alexandria zu erinnern, das gleich manchen andern ähnlichen Anstalten im frühern macedon. Reiche auch nach Einführung des Christenthums und nach der Trennung des röm. Reichs fortbestand. In den weström. Provinzen, wo man seit Vespasian besoldete Rhetoren und seit Antoninus Pius zahlreiche sog. Kaiserschulen hatte, versanken dagegen die öffentlichen hohen Schulen seit dem 5. Jahrh. in Vergessenheit.

Die Flut der Völkerwanderung hatte jene Schulen hinweggespült, und was von wissenschaftlichem Geiste noch übriggeblieben war, das führte jetzt zumeist in den Klöstern ein verborgenes Dasein. Einzelne große Kaiser verriethen zwar ein lebhaftes Interesse an der Wissenschaft, so namentlich schon Karl d. Gr., der die Errichtung von Schulen in Verbindung mit den Klöstern und Stiftern veranlaßte; aber von weltberühmten Schulen, von Centralsitzen des wissenschaftlichen Lebens, zu denen Jünglinge und Männer aller Länder und aller Stände herbeigeströmt, und von denen weltbeherrschende Ideen ausgegangen wären, davon war nun im Kindesalter unserer heutigen Culturnationen keine Rede. Es wurden die Kloster- und Domschulen nicht einmal die Grundlage der spätern U., sondern diese entstanden im Anschluß an neue Wissenschaften, die in den Klosterschulen gar keinen Platz hatten. In Bologna war es die Jurisprudenz, die Irnerius auf Grundlage der neu aufgefundenen Schriften der röm. Juristen lehrte, in Paris die von Abälard begründete Verbindung von Philosophie und Theologie, sowie dessen neue Auslegung der heiligen Schriften, in Salerno endlich die von Konstantin gelehrte Wissenschaft der Medicin, welche im Laufe des 12. Jahrh. der eigentliche Ausgangspunkt des Universitätswesens geworden sind. Zu gleicher Zeit entstanden auch die U. zu Oxford und Cambridge, die dann im Anfange des nächsten Jahrhunderts durch franz. Einwanderung stark beeinflußt wurden. Bei diesen ersten U. in Bologna, Salerno, Paris u. s. w. war es also zunächst eine einzelne neue Wissenschaft und ein einzelner geistvoller Mann, der Tausende von Wißbegierigen heranzog und durch das bald entstehende Zusammenleben von Lehrern und Schülern zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Corporationen wurde. Ohne Berufung oder Bestätigung durch Kirche und Staat, frei und öffentlich gleich den alten griech. Philosophen, begannen diese Gelehrten ihr Wirken, und wenn auch bald sich eine rechtliche Organisation einstellte und Papst und Kaiser sich zu Schutzherren der U. aufwarfen, so blieben sie doch in ihrer Lehre wie in ihrer Stellung nach außen lange Zeit frei und selbständig. Nur eine der ältesten U. macht hiervon eine Ausnahme, nämlich die Hochschule zu Neapel, die von Friedrich II. gegründet wurde und auch gleich von Anfang an Lehrer aller Wissenschaften hatte. Doch fehlte auch hier das päpstl. Errichtungsprivilegium, das später für unentbehrlich gehalten wurde.

Die rechtliche Organisation nun, die sich auf den ältesten U. entwickelte, war die Eintheilung nach Nationen. Es erklärte sich dies aus dem gesammten Charakter der mittelalterlichen Rechtszustände, demgemäß jeder nach seinem angeborenen Rechte überall fortlebte und größere Corporationen überall ein autonomes Recht in großer Ausdehnung übten. Zudem waren die einzelnen Wissenszweige nicht sehr vielfältig, sodaß eine Eintheilung nach den verschiedenen Studien nicht natürlich geboten war. In Paris, wo von Anfang an eine etwas größere Centralisation herrschte und die Macht ausschließlich in Händen der Lehrer lag, waren die vier Nationen in einer ein-

zigen großen universitas magistrorum et scolarium vereinigt, während in Bologna sich zwei große universitates, die der Ultramontani und Cisalpini gegenüberstanden. Hier wie überall in Italien hatten auch die Studenten (damals großentheils ältere Männer) selbst die Jurisdiction, was sich so lange erhielt, daß z. B. in Padua die Studenten bis 1738 den Rector wählten. Diese ursprüngliche freie Organisation begann sich im Laufe des 13. Jahrh. etwas zu ändern, vorzüglich infolge des wachsenden Einflusses der Kirche, der sich in der päpstl. Bestätigung neuerrichteter U. äußerte. Es entstanden Collegia, d. i. Pensionsanstalten für ärmere Studenten, und in diesen Collegia wurden Vorlesungen geistloser Natur gehalten, in welchen den Studenten summae oder Auszüge zum Auswendiglernen dictirt wurden. Die Collegia gestalteten sich zu Hauptpflanzstätten der scholastischen Theologie. Sie gestatteten auch Wohlhabenden gegen Entgelt Theilnahme an den Vorlesungen und verdrängten immer mehr die öffentlichen Vorträge. Die eigentlichen Pensionäre bezogen ihren Unterhalt von der Stiftung oder Bursa, woher der Name «Burschen» kommen soll. Theilweise gelangten diese Anstalten zu großer Macht, wie z. B. die berühmte Sorbonne zu Paris, von der mehrmals polit. Aufstände ausgingen und die sich lange Zeit allem wissenschaftlichen Fortschritt mit seltener Energie widersetzte. Das Umsichgreifen der Collegia knüpft sich hauptsächlich an das Eindringen der geistlichen Orden in die pariser U., und sie erhielten sich dann mit solcher Kraft, daß sie noch jetzt an den englischen U. fortbestehen und auch anfangs an den ersten deutschen U. Eingang fanden. Eine andere Veränderung, die von dem Eindringen der geistlichen Orden herrührt, war dagegen zweckmäßig und hat sich auch dauernd erhalten, nämlich die Verdrängung der Nationen durch die Facultäten. Zuerst entstand neben den Nationen in Paris die theol. Facultät, und als sich auch noch eine Facultät der Medicin und des kanonischen Rechts gebildet hatte, schmalzen die vier nationalen Corporationen zuletzt in eine facultas artium zusammen. Daraus erklären sich historisch unsere heutigen philos. Facultäten, in denen noch jetzt alles das vereinigt ist, was nicht zur Theologie, Jurisprudenz und Medicin gehört.

Die Eintheilung nach Facultäten war für die deutschen U., die nach dem Muster der pariser Hochschule gebildet wurden, von Anfang an sehr wichtig. Die ältesten deutschen U. stammen aus dem 14. Jahrh. (Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392), sind also zwei Jahrhunderte jünger als die romanischen. Sie wuchsen auch nicht frei und selbständig aus dem wissenschaftlichen Streben des Volks empor, sondern wurden von den Fürsten nach gegebener Schablone gegründet. Wenn sie aber so ihre Form von auswärts entlehnten, hauchten sie diesen alten Formen doch einen neuen Geist ein, und kann man auch der deutschen Nation den Ruhm, die ersten U. gehabt zu haben, nicht zusprechen, so bezeichnet doch das Entstehen der deutschen U. den Beginn der zweiten Blüteperiode im Leben der U. überhaupt. Die von den Fürsten gestifteten Hochschulen waren eine der ersten heilsamen Früchte des beginnenden Erstarkens der Fürstenmacht gegenüber der allzu starken Dezentralisation des staatlichen Lebens im Mittelalter. Sie waren ferner die wichtigsten Pflanzstätten der damals erwachenden humanistischen Studien und dienten so durch Entfesselung der Geister zur Vorbereitung der Reformation, dem großen Werke deutschen Geistes im 16. Jahrh. Es zeigte sich dies schon im 14. Jahrh., wo sich die U., auch die ausländischen, als hochgeehrte wissenschaftliche Corporationen mit einflußreicher Stimme an den kirchlichen und polit. Streitigkeiten betheiligten, wo aus Oxford ein Wiclisse hervorgehen konnte und selbst die Sorbonne sich wieder zu freieren Ansichten in kirchlichen Dingen bekannte. Noch schwungreicher wurde die Entwickelung im 15. Jahrh., wo die Humanisten oder Poeten ihren Kampf gegen die scholastischen Mönche mit wachsendem Erfolge kämpften, wo das Dictiren der Summae überflüssig zu werden begann und, namentlich in Deutschland, die Collegia aufhörten, die Hauptsache bei den U. zu sein. Es kamen wieder freie Männer von nah und fern, sich die neue Wissenschaft der Humanisten anzueignen, statt in Pensionsanstalten einen unbrauchbaren Wortkram dem Gedächtniß einzuprägen und sich dem Zwange der akademischen Grade zu unterwerfen. Diese akademischen Grade waren eine franz. Erfindung, die sich seit dem Anfange des 13. Jahrh. in Paris entwickelte. Es wurde nach und nach immer mehr Sitte, daß jeder Bewohner der Collegia sich stufenweise durch strenge Prüfungen aus dem wörtlich angeeigneten Inhalte der Summae den Rang eines Barralaureus, Licentiaten und Magisters (in Italien Doctors) erwarb.

Die neue Richtung, in der sich namentlich die deutschen U. bewegten, gelangte in Deutschland selbst zum vollständigsten Siege, als die von ihnen vorbereitete Reformation im 16. Jahrh. wirklich zum Durchbruch kam und einen großen Theil der deutschen Nation für immer in neue Bahnen lenkte. Es sei bemerkt, daß Luther und Melanchthon deutsche Professoren waren, und

daß der förmliche Beginn der Reformation durch das Anschlagen akademischer Thesen bezeichnet wird. Auch standen die berühmtesten Humanisten im Anfang des 16. Jahrh. in näherer oder entfernterer Verbindung mit der beginnenden Verbreitung der reformatorischen Ideen. Da die Reformation, ihrem Ursprung nach ein Freiheitskampf der Geister, das Streben nach geistiger Ausbildung allenthalben gewaltig anregte, so entstanden im 16. Jahrh. in Deutschland eine Menge neuer U., die sich in protestantische und katholische sonderten und beiderseits von confessionseifrigen Fürsten nach Kräften unterstützt wurden. Es lag in der Natur der Dinge, daß sich auf den protestantischen U. ein freieres und regsameres wissenschaftliches Leben entfaltete, oder auch die Hochschulen der katholisch gebliebenen Länder konnten die neuen classischen Studien nicht von sich weisen, schon um mit gleichen geistigen Waffen zu kämpfen. Das Entstehen niederer Gelehrtenschulen zur Vorbereitung auf die humanistischen Studien förderte das Ausscheiden der allzu jungen Studenten, und es wurde damit eine größere akademische Freiheit ermöglicht. Die Nothwendigkeit der päpstl. Bestätigung bei Gründung von U. fiel weg (zuerst bei Marburg 1525). Die von den Landesfürsten gewährten reichern Mittel bewirkten, daß überall öffentliche unentgeltliche Vorlesungen von besoldeten Professoren an die Stelle der Repetitorien in den Collegia traten. Endlich war mit der Reformation die deutsche Sprache, wenn auch noch nicht Katheder-sprache, so doch Schriftsprache geworden und dadurch eine moderne, nationale Entwickelung der Wissenschaft auf den deutschen U. angebahnt. In diese im allgemeinen erfreuliche Entfaltung brachte indessen der Dreißigjährige Krieg einen traurigen Rückschlag. Nicht nur die geistige Productivität der deutschen U. sank in dieser Zeit unter die Leistungen des Auslandes herab, sondern auch in ihrem äußern Ansehen erlitten dieselben höchst unvortheilhafte Veränderungen. Viele Hochschulen verschwanden ganz, und auf denjenigen, die sich im Sturme der Zeit erhielten, herrschte ein wüstes, rohes Leben der Studenten, an dem die Professoren selbst nicht unbetheiligt blieben.

Erst gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. begann man sich von dem harten Schlage wieder zu erholen. Der allgemeine neue Aufschwung des deutschen Geistes knüpft sich an den großen Namen von Leibniz (gest. 1716), der Beginn einer neuen Aera speciell im Leben der U. an die Stiftung der Universität Halle (1694). Hier wurde zuerst von Thomasius die deutsche Sprache als Katheder-sprache eingeführt, und die übrigen deutschen, namentlich die protestantischen U. eiferten dem leuchtenden Vorbild Halles mit Erfolg nach. Göttingen (gestiftet 1736) übertraf sogar noch Halle und galt während des ganzen Jahrhunderts als Königin der U. Seit dem Beginne dieses Aufschwungs kam zwar noch manches schwere Schicksal über die deutschen U., aber es trat kein solcher Zustand mehr ein, wo das geistige Leben gänzlich stillgestanden oder die deutschen U. aufgehört hätten, zu den ersten gelehrten Anstalten der ganzen civilisirten Welt zu gehören. Auch die Freiheit der Wissenschaft gegenüber der Regierung konnte niemals ganz unterdrückt werden. Im 18. Jahrh. waren zwar auch die U. nicht gänzlich frei von dem Einfluß des Fürstenabsolutismus, allein zu einem völligen Anhängsel der Höfe wurden die deutschen Gelehrten niemals. Wohlwollende Fürsten unterstützten die U. mit neuen Mitteln, stifteten neue Lehrstühle, Bibliotheken, Anatomien und andere kostspielige Institute. Allein schon die Vielheit der selbständigen Territorien und die Berufungen der Lehrer von einer Universität zur andern (namentlich im Norden Deutschlands) verhüteten eine vollständige Centralisation des wissenschaftlichen Lebens im Dienste eines allbeherrschenden Hofs. Wenn die damals besonders blühenden cameralistischen Wissenschaften (der erste Lehrstuhl für diese Fächer wurde 1730 in Frankfurt a. d. O. gestiftet) auch immer einen durch eigenmächtige Weisheit alle beglückenden Fürsten oder Staatsmann vor Augen hatten (Wohlfahrtstheorie), so war dies doch nur der allgemeine Geist der Zeit, und was die Cameralisten lehrten, war, wenn auch vielfach beschränkt, so doch für damalige Verhältnisse nicht unvernünftig. Es entwickelte sich nirgends in Deutschland den U. gegenüber ein eigentliches, consequent durchgeführtes Mäcenatenthum. Selbst Friedrich d. Gr. beschränkte seine Thätigkeit gegenüber den U. zumeist darauf, daß er ihnen Lehr- und Preßfreiheit sicherte. So behaupteten die U. ihre Freiheit unter dem absoluten Polizeistaat des 18. Jahrh., und erst der Reaction des 19. Jahrh. war es vorbehalten, einen schädlichen Druck auf die Hochschulen zu versuchen. Auch die Schrecken der Französischen Revolution veranlaßten nur einzelne deutsche Landesherren vorübergehend zu unwesentlichen Freiheitsbeschränkungen der U. Es hatte dies wol hauptsächlich seinen Grund darin, daß, nachdem die Französische Revolution in gewaltsame Bahnen einzulenken begonnen, die Sympathien der deutschen Professoren mit den neuen Freiheitsideen schwanden. Doch verschlossen sich die Philosophen, an deren Namen sich hauptsächlich der damalige Ruhm deutscher Wissenschaft knüpft, nicht gänzlich gegen die Außenwelt, sondern sie übten vielmehr in der bald folgenden Zeit der Fremdherrschaft

in Deutschland einen sehr heilsamen Einfluß auf Erhaltung eines nationalen Sinnes in den Herzen der deutschen Jugend. Als epochemachendes Ereigniß aus dieser Zeit ist die Eröffnung der berliner Universität (1809) hervorzuheben, die nicht wenig zur Erweckung jenes begeisterten nationalen Sinnes beitrug, der 1813 die deutsche Jugend ergriff.

Die deutschen U. hatten also unter dem Polizeistaat ihre Freiheit, während der Revolution ihre Würde und Besonnenheit, zur Zeit der Fremdherrschaft ihre nationale und wissenschaftliche Selbständigkeit bewährt. Als nach den Freiheitskriegen die begeisterte Jugend wieder auf die gelehrten Schulen zurückströmte, entstand als ein Ausfluß ihrer nationalen, sittlich geläuterten und idealen Gesinnung die Burschenschaft (zuerst 1816 in Jena), die vor allem die heilsame negative Wirkung hatte, dem wüsten Treiben der Landsmannschaften und Studentenorden ein Ende zu machen. Letztere waren nach dem Verschwinden der Collegia als neue sog. «Nationen» aufgekommen und wurden namentlich im 17. Jahrh. der Stützpunkt eines verwilderten geistlosen Studentenlebens. Sie blieben auch in der Folge ohne jedes höhere Streben, sodaß eine neue Form des studentischen Zusammenlebens sich als dringendes Bedürfniß geltend machte. Die Poesie der Burschenschaft schlug indeß hier und da in Ueberspanntheit um, und die aus den Befreiungskriegen überkommene Thatenlust führte zu der mehr oder weniger bewußten Tendenz, in das polit. Leben des ganzen Volks umgestaltend einzugreifen. Ein noch schärferes oder geradezu revolutionäres Gepräge erhielt aber dieser oppositionelle Geist der Burschenschaft durch die Eingriffe und die Bedrückungen, zu welchen sich alsbald nach dem Frieden die polit. Reaction auch im Universitätsleben hinreißen ließ. Vor Entstehen der Burschenschaft in Jena hatte der preuß. Minister Hardenberg selbst unter den berliner Studenten die Entwickelung der Grundsätze begünstigt, auf denen sich dann die Burschenschaft aufbaute. Sofort nach den Befreiungskriegen aber, als alles den Beginn einer neuen goldenen Zeit hoffte, begann man die nationalen und freiheitliebenden Ideen der Jugend zu fürchten, und ein an sich harmloser Act, die Verbrennung einiger mißfälliger Schriften auf dem Wartburgfeste 1817, gab die Veranlassung, daß unter Metternich's Vorgang und Anleitung nunmehr Studenten und Professoren einer strengen Aufsicht unterworfen wurden. Als gar Kotzebue's Ermordung durch den Studenten Sand auf einen verbrecherischen Geist unter der bereits streng überwachten Jugend hinzudeuten schien, begannen die offenen Verfolgungen der Professoren als der vermeintlichen Urheber dieses Geistes, und selbst die Bundesgesetzgebung setzte man als Handhabe zur polizeilichen Maßregelung der U. in Bewegung (Bundesbeschluß vom 20. Sept. 1819). Die Burschenschaft wurde aufgehoben, lebte aber nun in allerlei Geheimbünden fort, deren zum Theil gefährliches Spiel sich allerdings in den polit. Bewegungen der dreißiger Jahre und endlich in dem frankfurter Aprilattentat (1833) kundthat. Natürlich machten solche Excesse die Regierungen um so weniger geneigt, den U. größere Freiheit zu gewähren, und der Druck dauerte bis zum J. 1846 in unverminderter Stärke fort. So litten die deutschen U. dreißig Jahre lang an ängstlicher, misgünstiger Maßregelung von seiten der Regierungen und an einem unruhigen Geiste der Studirenden. Obwol hierdurch die Thätigkeit vieler geistvollen Professoren gelähmt, eine große Zahl ganz vom Lehramte entfernt, auch der wissenschaftliche Sinn der Jugend gestört wurde, vermochten doch diese Misstände nicht, einen vollständigen Stillstand oder Rückschritt des geistigen Lebens an den U. zu bewirken. Sie erhielten sich vielmehr im allgemeinen auf ihrer wissenschaftlichen Höhe, und daß auch freisinnige polit. Anschauungen nicht gänzlich verdrängt werden konnten, das beweisen die mehr als 60 Professoren, die 1848 im Deutschen Parlamente saßen. Das J. 1848 brachte auch wieder neue Anregung in die Köpfe der akademischen Jugend. Doch wurden von den damaligen weitgehenden Bestrebungen, soweit sie sich auf Reorganisation der U. selbst bezogen (Universitätscongreß zu Jena im Sept. 1848), wenig mehr durchgesetzt, als daß die frühern von der Reaction ersonnenen Beschränkungen meistens wegfielen und somit die U. im allgemeinen die alte Freiheit zurückerhielten.

Die gegenwärtige Organisation der deutschen U. und ihre Stellung gegenüber der Staatsregierung beruhen darauf, daß sie nicht nur freie Pflanzstätten der Wissenschaft, sondern zugleich Ausbildungsanstalten für künftige Staatsdiener sind; daß ferner die meisten allerdings ein selbständiges Stiftungsvermögen besitzen, jedoch bei den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft ohne namhafte Unterstützung des Staats nicht bestehen können. So ist es denn natürlich, daß überall in Deutschland der Staat eine Oberaufsicht über die Verwaltung der U. hat, auch die definitive Anstellung der Professoren, wenngleich unter Berücksichtigung der Vorschläge der Facultäten, durch die Regierung erfolgt. In Preußen bestehen sogar eigene Beamte, um die Verbindung der U. mit der Regierung aufrecht zu erhalten, die sog. Curatoren, deren Stellen

übrigens häufig unbesetzt aber von Professoren verwaltet sind. Ein weiterer Einfluß der Regierung besteht darin, daß sie unter den Professoren diejenigen bestimmt, welche die Staatsexamina für die abgehenden Studenten abzuhalten haben, ein Recht, auf das die Regierung schwer verzichten kann. Im Süden Deutschlands hat der Staat sogar das gefährliche Recht, Professoren ohne vorhergehendes Disciplinarverfahren zu pensioniren oder zu versetzen, und von dieser Befugniß machte die Regierung öfters Gebrauch, nicht nur im Falle notarischer Unwürdigkeit oder Unfähigkeit eines Professors, sondern oft aus reinen polit. Parteirücksichten. Es ist ohne Zweifel schwer, hier die rechte Mitte zu finden. Eine Oberleitung durch eine aufgeklärte Regierung kann unter Umständen für die Wissenschaft sehr förderlich sein, da in den Facultäten selbst, neben der Rücksicht auf den wissenschaftlichen Ruf der U., die Besorgniß vor Concurrenz oft einen bedenklichen Einfluß übt, und polit. Parteirücksichten hier ebenso gut wie in den Ministerien vorkommen können. Wie überall, so darf man auch hier das System nicht mit seinen augenblicklichen Vertretern verwechseln, und jedenfalls erfreuen sich die U. Deutschlands einer weit größern Freiheit der Bewegung als in Frankreich, wo die Hochschulen ganz unter der Regierung, und als in England, wo sie unter dem Scepter der Kirche stehen. Die Deutschen können noch mit Recht die akademische Freiheit als charakteristisches Merkmal ihrer Hochschulen bezeichnen. Ueberall haben die Corporationen selbst ein Mitbestimmungsrecht bei der Wahl neuer Mitglieder, in der Zulassung von Privatdocenten und Ertheilung der akademischen Würden sind die U. meist ganz unbeschränkt. Jeder Docent genießt ferner, solange er im Dienste ist, volle Lehrfreiheit, d. h. er kann lehren, was und wie er will; selbst die Fächer, über die man Vorträge halten will, sind in die freie Wahl wenigstens der Professoren gestellt. Ueberdies stehen die deutschen U. der verschiedenen Staaten in enger Verbindung miteinander, sodaß ein Docent, der mit seiner Regierung zerfällt, leicht anderswo eine Zufluchtsstätte findet. Dies, in Verbindung mit der aneifernden Concurrenz unter den U. verschiedener Staaten, ist eine der wenigen günstigen Wirkungen der deutschen Vielstaaterei, nach der sich allerdings niemand zurücksehnen wird, wenn mit der Einheit auch die innere Freiheit der deutschen Nation sich kräftig entwickelt.

Der Begriff der akademischen Freiheit bezieht sich nicht nur auf die Lehrer, sondern auch auf die Studenten der deutschen U. Nirgends, außer noch in der Schweiz, genießen die studirenden Jünglinge ein so ungebundenes, freies Leben wie in Deutschland. Aus allen Theilen Deutschlands strömen sie an den Sitzen der Wissenschaft zusammen, und alle, auch die Ausländer, werden zugelassen. Wenn auch vielfach nur diejenigen, die ein Maturitätszeugniß aufzuweisen haben, als akademische Vollbürger gelten, so stehen doch jedem Gebildeten alle Hörsäle gegen Erlegung eines mäßigen Honorars offen, das Armen sogar gestundet oder erlassen wird. Ohne Unterschied der Nationalität und des Standes verfolgen sie ihre wissenschaftlichen Zwecke, und einer heitern Geselligkeit sind nirgends Hindernisse in den Weg gelegt. Es bestehen auf allen deutschen U. verschiedene Arten geselliger Studentenvereine, theilweise im Kampfe untereinander, die sich als Nachfolger der alten Landsmannschaften (Corps) oder der Burschenschaft darstellen, die aber jene Zügellosigkeit der Landsmannschaften des vorigen Jahrhunderts und die excentrischen Ideen der alten Burschenschaft ziemlich abgelegt haben. Daneben bestehen noch allerlei weniger nach außen hervortretende Gesellschaften sowie einzelne Vereine mit besondern religiösen oder sittlichen Zwecken (Wingolf). In den Corps und Burschenschaften hat sich noch am stärksten ein dem herrschenden Zeitgeiste nicht mehr recht entsprechendes Standesgefühl erhalten, demgemäß man sich in besondern geselligen Formen bewegt und sich allen andern gegenüber für eine privilegirte Klasse hält. In diesen «Verbindungen» pflegt man auch noch vorzüglich die Sitte, Ehrenhändel anzuknüpfen und diese durch Duelle auszukämpfen. Mit der Auffassung der Studentenschaft als eines privilegirten Standes hängt die akademische Gerichtsbarkeit zusammen, derzufolge die Studenten in Civil- und leichtern Criminalsachen einem besondern Gerichtsstande, sei es einem Universitätsrichter oder einem theilweise aus Professoren bestehenden Richtercollegium, unterworfen sind. Obschon die U. Schulen sind und ihren Behörden ein gewisses Maß von Disciplinargewalt stets verbleiben muß, ist doch für die Fortdauer dieser wahrhaft mittelalterlichen Institution kein Grund vorhanden. Es machten sich auch bereits in studentischen Kreisen selbst viele Stimmen gegen den Fortbestand der akademischen Ausnahmegerichte geltend. In Baiern ist die akademische Gerichtsbarkeit neuerdings aufgehoben worden, ohne daß Studenten oder Professoren sich irgendwie danach zurücksehnten.

Die innere Organisation der deutschen U. ist überall ziemlich gleich. An der Spitze der Verwaltung steht der jährlich gewählte Rector (oder Prorector), der, unterstützt von einem gewählten Ausschusse (Senat), in Concurrenz mit dem ständigen Curator oder einem Kanzler, die

Verwaltung der Hochschule leitet. Die eigentlichen akademischen Lehrer (abgesehen von den Sprach- und Exercitienmeistern) gruppiren sich nach Facultäten, meist vier an der Zahl: die theologische, juristische, medicinische und philosophische. In Breslau, Bonn und Tübingen bestehen eine katholische und eine protestantische theol. Facultät. Bei den theol. Facultäten ist natürlich überall ein Einfluß der kirchlichen Oberbehörden nicht zu vermeiden, sodaß hier außer dem Staate noch ein zweites äußeres Element einwirkt. Es ist dagegen wenig einzuwenden, nur darf sich der Einfluß der Kirche nicht über die theol. Facultät hinauserstrecken. Fälle dieser Art sind in neuerer Zeit immer seltener geworden. Noch vor kurzem gab es deutsche U., an denen überhaupt nur Lehrer einer bestimmten Confession zugelassen wurden. Anderswo müssen sogar die Assistenten an den mit der Universität verbundenen Spitälern einer bestimmten Confession angehören. In neuester Zeit tauchte auch das Project auf, in Deutschland eine exclusive kath. Universität zu gründen. Die philos. Facultät umfaßt, wie bemerkt, alles, was nicht in die drei andern gehört, und ihre Zerlegung in zwei oder drei selbständige Facultäten ist wünschenswerth. Auf den neun preußischen U. betragen die ord. Professoren der philos. Facultät über 45 Proc. aller Ordinarien. Es ist daher in München, Tübingen und Erlangen aus der philosophischen eine besondere staatswirthschaftliche, in Tübingen auch eine naturwissenschaftliche Facultät hervorgewachsen, die gleich den alten Facultäten selbständig ihre Angelegenheiten verwalten, Professoren vorschlagen, Doctoren creiren u. s. w. In den Facultäten, wie in den allgemeinen Universitätsangelegenheiten sind vollberechtigt nur die ord. Professoren, die, als solche ernannt, ein höheres Gehalt beziehen und meist die Verpflichtung haben, bestimmte Vorlesungen zu halten. Nach ihnen kommen die außerord. Professoren, neben denen namentlich in den größern Universitätsstädten eine geringe Anzahl sog. Honorarprofessoren besteht. Eine Eigenthümlichkeit der deutschen U. ist die unterste Klasse der akademischen Lehrer, die Privatdocenten, denen gegen Erfüllung gewisser wissenschaftlicher Vorbedingungen das Recht zusteht, ohne fixen Gehalt Vorlesungen zu halten. Diese haben in Universitätsangelegenheiten keine Stimme, jedoch meistens unbeschränktes Benutzungsrecht der akademischen Sammlungen u. s. w., und ihre Vorlesungen werden den Studenten ebenso angerechnet wie die bei Professoren gehörten Vorträge. Die Einrichtung ist sehr zweckmäßig, indem sie zur Ausbildung tüchtiger Professoren dient.

In ganz Deutschland bestehen gegenwärtig 19 U., davon in Preußen 9: Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel, Königsberg, Marburg; in den übrigen Staaten des Norddeutschen Bundes 4: Leipzig, Jena, Gießen, Rostock; in Baiern 3: München, Würzburg, Erlangen; in Baden 2: Heidelberg, Freiburg; in Würtemberg 1: Tübingen. (Näheres über Geschichte, Organisation, Frequenz, Docentenzahl u. s. w. dieser U. findet sich in den Artikeln, die den einzelnen Universitätsstädten gewidmet sind.) Im Wintersemester 1867—68 lehrten an den gesammten Universitäten Deutschlands 773 ord. Professoren, 340 außerord. Professoren, Honorarprofessoren und Adjuncten, 342 Privatdocenten und Repetitoren. Die Zahl aller derer, welche an den Vorlesungen theilnahmen, belief sich auf 14389. Neben den U. bestehen in Deutschland noch isolirte Facultäten in Münster und Braunsberg, ferner als Specialhochschulen die landwirthschaftlichen Akademien in Hohenheim, Proskau, Poppelsdorf u. s. w., die Polytechnischen Hochschulen in Karlsruhe, Braunschweig u. s. w., Bau-, Berg-, Forstakademien, Priesterseminarien und ähnliche Anstalten. Endlich sind noch als Anstalten, die in Beziehung mit der Universität stehen, die großen Akademien (s. d.), wie in Berlin, München, Leipzig u. s. w., zu erwähnen.

Den deutschen U. am nächsten stehen die drei Hochschulen der deutschen Schweiz, in Basel (gestiftet 1460), Bern (1834) und Zürich (1833), von denen zwar jede weniger Studenten aufweist als die kleinste der U. in Deutschland, die aber in lebendiger Wechselbeziehung mit den deutschen stehen und sich von diesen in ihrer Organisation nur unwesentlich unterscheiden. Auch hat eine ziemliche Anzahl ausgezeichneter deutscher Professoren an jenen drei Hochschulen der Schweiz Lehrstühle inne. Die franz. Schweiz besitzt in Genf und Lausanne höhere Lehranstalten oder Hochschulen. Eine Concentration der U. wenigstens in der deutschen Schweiz wäre vielleicht wünschenswerth. Indessen ist statt einer eidgenössischen Universität, deren Errichtung früher beabsichtigt war, das eidgenössische Polytechnikum in Zürich errichtet worden, das mit der Universität daselbst in enger Verbindung steht. Die U. in den deutschen Ländern Oesterreichs, Wien, Prag, Gratz, Innsbruck, unterscheiden sich gegenwärtig von den andern deutschen U. nur durch eine geringere akademische Freiheit der Lehrer wie der Studirenden. Wien und Prag waren die ersten deutschen U., und noch jetzt gehören sie zu den frequentesten deutschen Hochschulen. Das wissenschaftliche Leben an den österr. Anstalten ist aber noch vielfach gefesselt.

In den übrigen Ländern der österr. Monarchie bestehen U. zu Pesth, Lemberg, Krakau, auf denen aber das deutsche Element mehr und mehr verschwindet. Von den andern europ. Ländern haben noch die U. in Belgien, den Niederlanden, Skandinavien und Rußland Aehnlichkeit mit den deutschen, sind auch theilweise nach ihrem Muster errichtet worden und stehen mit denselben in einiger Verbindung. In Belgien wurden U. gestiftet in Lüttich und Gent 1816, in Löwen bereits 1426 und neuerdings 1834. Von diesen U. steht Löwen besonders stark unter dem Einflusse der Geistlichkeit, sodaß man es für nöthig hielt, 1837 in Brüssel eine neue freie Universität mehr nach dem Muster der deutschen zu gründen. Noch ähnlicher sind den deutschen die niederländischen U.: Leyden (gestiftet 1575), Gröningen (1614) und Utrecht (1636). In den skandinav. Ländern bestehen vier U., zu Kopenhagen (1479), Upsala (1476), Lund (1668) und Christiania (1813). Die akademische Freiheit der Lehrer wie der Lernenden ist auf diesen U. beschränkter als auf den deutschen. Die Anstalten stehen unter den Bischöfen der Landeskirche, und die Studenten sind gezwungen, in die Landsmannschaften einzutreten, deren jede unter einem Professor als Inspector steht. In Rußland knüpft sich die Entstehung der U. an das Eindringen deutscher Bildung. Schon Peter d. Gr. stiftete eine Universität in Petersburg, die sich jedoch nicht lange halten konnte. Später entstanden die U. in Moskau, Dorpat (1802 neu gestiftet), Kasan, Charkow, 1819 neuerdings in Petersburg, 1828 in Helsingfors, 1842 in Kiew, 1864 in Odessa. Von diesen U., die seit 1863 sich wieder einer bedeutenden Autonomie erfreuen, ist Dorpat geradezu eine deutsche Universität zu nennen. An den übrigen macht sich neuerdings der dem deutschen Element feindselige Geist des russ. Nationaleifers geltend, was zur Folge hat, daß eine große Zahl von Lehrstühlen wegen Mangels geeigneter Gelehrten unbesetzt blieb. Noch mehr hatten unter der nationalen und polit. Eifersucht der Russen die polnischen U. Wilna (aufgehoben 1832) und Warschau zu leiden.

Einen eigenthümlichen Charakter entwickelten im Laufe der Zeit die U. Englands. Ursprünglich ward auch hier, als die beiden Hochschulen des Landes, Oxford (s. d.) und Cambridge (s. d.), ins Leben traten, für jede der Hauptwissenschaften ein Lehrstuhl errichtet. Doch erweiterte sich der Unterricht sehr bald, und namentlich bildete sich das Leben in den Collegien in völlig abgeschlossener Weise aus. In den beiden Universitätsstädten Englands entstanden, als das Zuströmen der Studirenden die Miethwohnungen vertheuerte, nach dem Muster der für junge Mönche errichteten Hospitien, seit dem 13. Jahrh. sog. Colleges (s. d.) oder Hallen, die anfangs den Studirenden nur freie Wohnung gewährten, später aber so ansehnliche Schenkungen erhielten, daß sie nun Mitglieder mit bestimmten Einkünften aus den Stiftungsfonds erhielten. Diese Stiftungen von Gelehrtenpfründen dauerten bis in die neuern Zeiten fort. Die Collegien, welche die akademische Gesammtheit bilden, haben sehr eigenthümliche Einrichtungen für die Ausbildung ihrer Mitglieder und sind von den U. als geschlossenen Körperschaften, die nur ihre reichen Bibliotheken, Museen und öffentlichen Gebäude besitzen, verschieden. Auch ist aus diesem Grunde die Unterrichtsweise auf den engl. Hochschulen eine völlig andere als auf den deutschen U. geworden. Jedes Collegium steht unter einem Vorstande, Head, Provost oder President genannt, und hat eine gewisse Anzahl (in Oxford über 500) eigentlicher Mitglieder oder Fellows (s. d.), die aus dem Stiftungsvermögen ein jährliches Einkommen als Pfründe genießen und gewöhnlich aus ihrer Mitte den Vorstand und die Unterbeamten ernennen. Außer diesen Pfründenbesitzern (Members on the foundation) gehören zu jedem Collegium noch andere Glieder (Members not on the foundation), deren es in Oxford 1850 über 6000 gab, besonders die sog. adelichen Graduirten, die gegen gewisse Gebühren eine Stimme im Universitätssenate führen, die Doctaren, Magistri und Baccalaurei, die Söhne angesehener Aeltern, die das Recht haben, von der Tafel der Pfründenbesitzer zu speisen, und die eigentlichen Studirenden, die für Wohnung und Kost bezahlen. Jedes Collegium hat ein eigenes Gebäude, in welchem die Mitglieder und Studirenden wohnen; eine eigene Kapelle, Bibliotheken und andere Lehrmittel. Die Universität steht unter einem Kanzler und einem Oberbeamten (High Steward), die von ihnen aus den bedeutendsten Männern des Reichs gewählt werden, und einem Vicekanzler, der, aus den Vorstehern der Collegien ernannt, zugleich die Verwaltung der Einkünfte hat. Unter diesen stehen ein Redner, der bei feierlichen Gelegenheiten spricht, und andere Beamte, unter denen die gleichfalls jährlich gewählten Proctors oder Proproctors die Polizeiaufsicht über die Studirenden führen. Neben dieser vollziehenden Behörde besteht ein aus den Häuptern der Collegien gebildeter Verwaltungsrath (Hebdomadal Board), dessen Mitglieder nebst den Professaren, anwesenden Doctaren und Masters of art zugleich Sitz und Stimme in dem größern Rathe oder der Convocation, wie sie in Oxford heißt, haben. Die öffentlichen Vorlesungen sind auf diesen U. nicht das wesentliche Lehrmittel, da die

Zöglinge ihren Unterricht in den Collegien, denen sie angehören, empfangen und jedes derselben eine Anzahl Privatlehrer oder Tutors hält, welche die Privatstudien leiten. Die Lektüre der alten Classiker, Mathematik, Physik und etwas Philosophie sind die Hauptgegenstände; die Fachwissenschaften werden erst studirt, nachdem man die Universität verlassen hat. Alle Mitglieder der Universität haben eine eigene Tracht, ohne die kein Student außer dem Collegium erscheinen darf, und die, obgleich nach dem Amte, Range und Grade verschieden, im wesentlichen aus einem mantelartigen Obergewande und einer Mütze mit besonderm Schnitte besteht. Da die englischen U. durch diese Einrichtung stets eine wesentliche Stütze der Anglikanischen Kirche und des Torysmus waren, so suchten sich die Whigs und die liberale Opposition überhaupt in neuerer Zeit ein besonderes Organ zu schaffen, um dem toryistischen Einflusse der alten U. entgegenzuwirken. Man gründete 1826 durch Privatverein auf Actien die Freie Universität zu London, die sich in ihrer ganzen Organisation mehr den franz. Akademien nähert. Eine größere Wichtigkeit bekam dieselbe durch ihre Verbindung mit der 28. Nov. 1836 gestifteten London University, einer Art von Examinationsbehörde, die das Recht hat, Grade zu ertheilen, und zwar (was zu Oxford und Cambridge nicht stattfindet) ohne Unterschied des Glaubens. Versuche, die man seit 1850 unternahm, die U. Oxford und Cambridge zu reformiren, scheiterten bisher an dem Widerstande dieser Corporationen selbst sowie an dem der Kirchlichkeit und der Lords. Die vier Hochschulen Schottlands, von denen St.-Andrews 1412, Glasgow 1454, Aberdeen 1506 und Edinburgh 1582 gegründet wurden, nähern sich in der Pflege der Wissenschaften weit mehr den Einrichtungen der deutschen U. Besonders blühte Edinburgh im 18. Jahrh. in allen Fächern der Gelehrsamkeit. In Irland besteht seit 1591 die reichausgestattete Universität zu Dublin, die nach dem Vorbilde der ältern englischen U. eingerichtet und an das hierarchische System der bischöfl. Kirche geknüpft ist. Vgl. Huber, «Die englischen U.» (2 Bde., Kass. 1839—40).

Besonders reich an U. ist im Verhältniß zu seiner Bewohnerzahl Italien, wo im Mittelalter zuerst die Hochschulen erblühten. Der alte Ruhm dieser Anstalten begann aber schon seit der Mitte des 17. Jahrh. zu sinken. Vor dem nationalen Aufschwunge im J. 1859 waren bei weitem die besten italienischen U. die in dem österr. Italien, neben welchen sich noch Turin durch Frequenz und tüchtige Lehrer auszeichnete. In neuester Zeit hat die ital. Regierung, soweit es Umstände und Mittel gestatteten, große Sorgfalt auf die Reform des Unterrichtswesens und die Hebung der U. verwendet. Auch für technische Hochschulen, als Ergänzung der U., ist viel geschehen. Eigentliche U. bestehen gegenwärtig im Königreich Italien noch 19, von denen 15 von der Regierung unterhalten werden. Die bedeutendsten sind Neapel, Turin, Padua, Pavia, Bologna, Palermo und Pisa; die übrigen bestehen zu Cagliari, Catanea, Genua, Messina, Modena, Parma, Sassari, Siena; ferner zu Camerino, Ferrara, Perugia und Urbino. Letztere vier sind freie U., die vom Staate nicht unterhalten werden. In Rom besindet sich eine Universität, die von geistlichen Studenten stark besucht wird. Die spanischen U. besaßen von jeher mehr einen exclusiv nationalen als einen universell wissenschaftlichen Charakter und wurden überdies durch die polit. und kirchlichen Zustände des Landes in ihrer Entwickelung gestört, namentlich auch seit 1833 in ihrem finanziellen Bestande geschädigt. Es bestehen zur Zeit noch 10 U. in Spanien, darunter die 1239 gestiftete Hochschule zu Salamanca. Dagegen erfreut sich die 1297 zu Lissabon gegründete, 1307 nach Coimbra (s. d.) verlegte portug. Landesuniversität einer ungestörten Entwickelung. Der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens für das griech. Volk ist die nach deutschem Muster eingerichtete, 1836 eröffnete Universität zu Athen, der die 1823 zu Korfu errichtete Hochschule zur Seite steht.

In Frankreich bestanden vor der großen Revolution außer Paris auch noch viele andere U., von denen die zu Rheims, Bourges, Toulouse, Angers, Orleans, Montpellier, Lyon ihre Gründung bis in das 13. Jahrh. zurückführten. In das 14. Jahrh. fällt die Errichtung der U. von Orange, Avignon, Cahors, Grenoble (später nach Valence verlegt), Perpignan, in das 15. Jahrh. die Gründung der zu Dôle (1691 nach Besançon verlegt), Poitiers, Caen, Bordeaux, Nantes. In den folgenden Jahrhunderten wurden die Hochschulen zu Nimes (1533 und 1582), Dijon (1722), Pau (1722) und Pont-à-Mousson (1572, später 1769 mit Nancy vereinigt) gegründet. Alle diese U. hob man in der Revolution 1790 auf und errichtete an ihrer Stelle höhere Specialschulen und Facultäten. Eine neue Organisation erhielt das franz. Universitätswesen (1806) unter Napoleon I. Seitdem versteht man in Frankreich unter dem Namen Universität die Gesammtheit der höhern Lehranstalten. Die Universität in diesem Sinne zerfällt in «Akademien», deren jede die Institute einer Provinz umfaßte. Unter Napoleon I. bestanden deren 26. Später wurde die Zahl derselben vermehrt und 1850 selbst auf 86 (je

eine für ein Departement) erweitert. Unter Napoleon III. theilte man ganz Frankreich wieder in 17 Akademien. An der Spitze eines jeden solchen Unterrichtsgouvernements steht zwar ein für den ganzen Unterricht dem Ministerium, als der höchsten Behörde, verantwortlicher Rector (inspecteur général), doch fällt in den einzelnen Departements die Verwaltung des Elementarunterrichts den Präfecten zu. Der höhere akademische Unterricht wird durch die Facultäten (facultés) ertheilt, deren man fünf, Theologie, Medicin, Jurisprudenz, Wissenschaften (sciences) und Literatur (lettres) unterscheidet. Die Facultäten der Wissenschaft und der Literatur zusammen entsprechen etwa der philos. Facultät der deutschen U. Diese Facultäten sind nur Specialschulen, bald eine, bald zwei oder drei in einer Stadt nebeneinander, deren jede unter ihrem Dekan steht und keine innere Verbindung mit der andern Facultät hat. Nur in Paris und Strasburg finden sich alle fünf Facultäten beisammen. Ganz Frankreich zählt neun Facultäten der Theologie, zu Aix, Bordeaux, Lille, Lyon, Paris, Rouen, Toulouse (nur noch dem Namen nach bestehend), ferner zu Montauban (für Reformirte) und zu Strasburg (für Lutheraner). Die neun Facultäten der Jurisprudenz vertheilen sich auf Aix, Caen, Dijon, Grenoble, Paris, Poitiers, Rennes, Strasburg und Toulouse; die drei der Medicin auf Paris, Strasburg und Montpellier. Facultäten der Wissenschaften und der Literatur finden sich, außer zu Paris und Strasburg, noch in je 14 andern Städten. Die Dekane der Facultäten, die vom Unterrichtsminister ernannt werden, haben den übrigen Professoren gegenüber (deren Zahl an den Facultäten der Provinzialstädte meist viel geringer ist als zu Paris) weitgehende Befugnisse. Die außerord. Professoren stehen ganz unter dem Minister. Von den Facultäten zugelassene Privatdocenten kennt man nicht. Die Organisation des höhern Unterrichtswesens in Frankreich ist demnach, wie andere Zweige der Staatsverwaltung, einer straffen Centralisation unterworfen, die der Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes im allgemeinen nicht förderlich sein kann. Wie Paris überhaupt der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens ist, so sind auch seine Facultäten nebst den verschiedenen daselbst bestehenden höhern Specialschulen die besuchtesten des Landes. Man schätzt die Zahl der zu Paris Studirenden jährlich auf etwa 8000. Vgl. außer den zahlreichen und zum Theil trefflichen histor. Arbeiten über die einzelnen deutschen Hochschulen besonders: Raumer, «Geschichte der Pädagogik» (Bd. 1, Stuttg. 1854); Zarncke, «Die deutschen U. im Mittelalter» (Lpz. 1857); Muther, «Aus dem Universität- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation» (Erl. 1866); Tholuck, «Das akademische Leben des 17. Jahrh.» (2 Bde., Halle 1853—54); Dolch, «Geschichte des deutschen Studententhums» (Lpz. 1858); Sybel, «Die deutschen und die auswärtigen U.» (Bonn 1868).

Universum (lat.) bezeichnet den Inbegriff aller Dinge, daher das Weltall. Abgeleitet davon sind `universal`, das Ganze betreffend, und `Universalität`, die Allgemeinheit, Gesammtheit. `Universalismus` heißt speciell die Allgemeinheit der Gnade Gottes gegen die Menschen, im Gegensatze zum jüd. Particularismus, und `Universalisten` Anhänger jener Lehre.

Unke (Bombinator) heißt eine Gattung der Froschlurche, ohne Ohrdrüsen, mit festgeheftetem Zunge und Schwimmhäuten zwischen den Hinterzehen. Die gemeine U. oder Feuerkröte (B. ignëus) kommt in ganz Mitteleuropa vor, wird etwas über 1 Zoll lang und ist auf dem Rücken schwarzgrau gefärbt, auf der Unterseite feuerroth mit stahlblauen Flecken. Sie lebt von Insekten und hält sich meist in Teichen und Sümpfen auf. Im Gegensatz zur gemeinen Kröte liebt sie den hellen Sonnenschein. Auf dem Lande hüpft sie wie ein Frosch und wegen ihrer kurzen Hinterbeine in kurzen, aber schnellen Sprüngen. Wie die gemeine Kröte sondert sie aus den sehr großen Hautporen einen schaumigen Schleim ab. Ihr eigenthümlich klagender Ruf, von dem sie den Namen erhalten, ist Veranlassung zu vielen Volkssagen geworden. — Unk heißt in vielen Sagen und Märchen die Ringelnatter.

Unkräuter nennt man alle diejenigen Pflanzen, welche wild auf angebautem Boden wachsen und die Culturpflanzen beeinträchtigen. Sind die U. ein- oder zweijährig, wie Hederich, Klapperkraut, Erdrauch, Feldkamille, Taumellolch u. s. w., so kann man sie durch den bloßen Anbau solcher Gewächse beseitigen, die vor erlangter Samenreife des Unkrauts geschnitten werden. Ausdauernde (Wurzel-) U., wie die Quecke, sind nur durch wiederholtes sorgfältiges Bearbeiten des Bodens zu entfernen, weshalb alsdann auf Feldern der Hackfruchtbau und die Sommerbrache, in Gärten häufiges Gäten mit Nutzen angewendet wird. Die Riedgräser, welche auf nassen Wiesen in Menge vorkommen, lassen sich durch Entwässerung derselben vertreiben. Dichtgebaute Blattgewächse hindern durch Entziehung des Sonnenlichts das Aufkommen vieler U. Die ausgerissenen U. dienen am besten als Compost zur Düngung. Denselben Nutzen gewähren die auf Brachfeldern sich einstellenden durch Unterpflügen. Je nach dem Culturzwecke, dem das angebaute

Land dient, zerfallen die U. in Feld- oder Ackerunkräuter, Wiesenunkräuter (als solche bezeichnet man namentlich die Sauergräser und diejenigen Kräuter, welche den Graswuchs verdrängen und selbst geringen Futterwerth besitzen, z. B. die Bärenklau, Heracleum Sphondylium), Gartenunkräuter und Weindergsunkräuter. Aber nicht allein der Landwirth und Gärtner spricht von U. und hat mit solchen zu kämpfen, sondern auch der Forstmann. Als Forstunkräuter werden im engern und eigentlichen Sinne diejenigen Waldkräuter und Waldgräser bezeichnet, welche auf Culturen, in Schonungen und Pflanzungen verdämmend und bodenaussaugend auftreten. Die Forstleute rechnen dazu auch manche schnellwüchsige Laubholzarten und Sträucher, z. B. die Sahlweide, Aspe, Birke, die Himbeer- und Brombeersträucher, im weitern und uneigentlichen Sinne alle die lebendige Decke des Waldbodens bildenden Kräuter und Gräser.

Unmündig, s. Minorennität.

Unna, ein größtentheils zur europ. Türkei gehöriger Fluß, entsteht in der Herzegowina östlich am Chemernitzagebirge, tritt alsbald nach Bosnien über, fließt in der Nähe von dessen Westgrenze gegen Norden, über Ostrowitza, Bihatsch und Ostrowatz, wendet sich dann gegen Nordosten, bildet von oberhalb Nowi die Grenze gegen die kroat. Militärgrenze und mündet Jasenovatz gegenüber in die Save, nach einem Laufe von etwa 30 M., auf welchem sie rechts die Unatz oberhalb Ostrowitza und die Sanna bei Nowi aufnimmt, aber wegen vieler seichten Stellen wenig und nur für kleine Fahrzeuge schiffbar ist.

Unna, Stadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, im Kreise Hamm, 3 M. südsüdwestlich der Kreisstadt, an der Westfälischen Eisenbahn gelegen, ist Sitz einer Kreisgerichtsdeputation und zählt 7000 (6503 im J. 1864) überwiegend prot. Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden des im ganzen gutgebauten Orts ist erwähnenswerth die evang. Kirche im goth. Stil, deren Thurm zu den schönsten der Grafschaft Mark gehört. U. bildet den Mittelpunkt einer der getreidereichsten Landschaften der Provinz Westfalen. Außer der Landwirthschaft bilden besonders auch Bierbrauerei und Liqueurfabrikation, Bergbau und Eisenindustrie die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner. In der Umgebung finden sich ansehnliche Kohlenzechen. Etwa ¼ St. von U. entfernt, durch eine Kastanienallee mit der Stadt verbunden, liegt die große Saline Königsborn, die in neuerer Zeit jährlich etwa 180000 Ctr. Salz lieferte, und mit der ein Solbad verbunden ist. U. war ehemals befestigt, Hauptort einer Freigrafschaft, gehörte auch zu den Hansestädten. In der Geschichte der Femgerichte und in den blutigen Fehden des Erzbischofs von Köln mit der Stadt Soest, auf deren Seite U. stand, spielte die Stadt eine hervorragende Rolle.

Unorganisch, s. Anorganisch.

Unrein, s. Reinigungen.

Unruh (Hans Victor von), namhafter Techniker, besonders bekannt durch sein parlamentarisches Wirken in Preußen, geb. 28. März 1806 zu Tilsit, der Sohn des preuß. Generallieutenants von U. (gest. 1834), wandte sich nach tüchtiger Vorbildung dem Baufache zu und ging 1825 auf die Bauakademie zu Berlin, die er 1828 als geprüfter Baumeister verließ. 1829 wurde er als Wasserbauinspector in Breslau angestellt. Doch suchte er den Staatsdienst mit der Privatindustrie zu vertauschen und leitete 1835—39 die Vorarbeiten für die Oberschlesische Eisenbahn. Als die Aussicht für die Ausführung des Unternehmens ganz zu schwinden schien, nahm er 1839 das Amt eines Regierungs- und Baurathes in Gumbinnen an, von wo er 1843 zur Regierung nach Potsdam versetzt wurde. 1844 nahm er einen mehrjährigen Urlaub, um die technische Oberleitung der Potsdam-Magdeburger Eisenbahn zu führen. Auch trat er in das Directorium der Gesellschaft. In dieser Stellung wandte er zuerst in Norddeutschland bei den Brückenbauten über die Elbe und Havel statt des Holzes die Gitterconstruction in Schmiedeeisen an. Nach Eröffnung der Bahn trat er 1846 in das Directorium der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahngesellschaft, deren Bau er, mit Einschluß der großen Brücke über die Elbe bei Wittenberge, ebenfalls leitete. In der Märzbewegung von 1848 wurde U. im Wahlkreise Magdeburg in die preuß. Nationalversammlung gewählt, in der er sich anfangs zum linken, später aber wegen Zwistigkeiten mit Rodbertus zum rechten Centrum hielt. Er wurde zum zweiten, dann zum ersten Vicepräsidenten, im Oct. 1848 aber, nachdem Grabow zurückgetreten, zum Präsidenten gewählt. Als solcher benahm er sich während der Novemberkrisis mit großer Einsicht und Mäßigung. Obschon er die Vertagung, Verlegung und einseitige Auflösung der Versammlung misbilligte, wandte er doch seinen ganzen Einfluß an, um den bewaffneten Widerstand zu verhindern. Auch hielt er den sog. Steuerverweigerungsbeschluß für ungeeignet und für zu spät.

1849 wurde U. in die Zweite Kammer gewählt, in der er sich zu der aus allen liberalen Parteien zusammengesetzten Opposition hielt. Nach Octroyirung des neuen Wahlgesetzes kehrte er zu seinen technischen Geschäften zurück, in denen er sich aber von der Regierung während des Ministeriums Manteuffel behindert sah, obwol man ihn aus dem Staatsdienste als ausgeschieden betrachtete. Da man seine Wiederwahl in den Verwaltungsrath der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahngesellschaft hintertrieb, gründete er zu Magdeburg mittels Privatgesellschaft eine Gasanstalt, deren Betrieb er ebenfalls entfagen mußte. Hierauf stiftete er zu Dessau die Deutsche Continental-Gasgesellschaft und baute Gasanstalten in vielen Städten, unter anderm in Warschau, Lemberg und Krakau. 1857 übernahm er das Generaldirectorium bei der Gesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf zu Berlin, aus welcher Stellung ihn der Handelsminister abermals verdrängte. Obschon er 1858 eine Wahl ausgeschlagen, wurde er 1863 zu Magdeburg in das Abgeordnetenhaus gewählt. Schon vorher hatte er regen Antheil an der Stiftung des Nationalvereins genommen, war in den Ausschuß desselben gewählt worden und gehörte zum Verein der deutschen Landesvertreter sowie zum Sechsunddreißiger-Ausschuß. Ferner war er einer der Gründer der Fortschrittspartei in Preußen und wurde auch zum ersten Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. Als er jedoch im Herbst 1866 erkannte, daß die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Fortschrittspartei nur noch in der Negative sich einigen könne, schied er aus derselben und schloß sich nun der national-liberalen Partei an, ohne doch seinen polit. Grundsätzen untreu zu werden. Diese Richtung vertrat er auch im ersten und zweiten Reichstage des Norddeutschen Bundes, in den er zu Magdeburg mit großer Majorität gewählt ward.

Unschuld nennt man den Zustand eines Menschen, in welchem er nur das Gute und noch nicht das Böse kennt. Der Stand der Unschuld wird in der christl. Glaubenslehre dem Stande der Verderbniß entgegengesetzt und der Zustand genannt, in welchem sich die ersten Menschen vor dem Sündenfalle befanden. U. ist in diesem Sinne die ursprüngliche Unverderbtheit und Reinheit der menschlichen Natur, in der sie das Ebenbild Gottes noch unentstellt an sich trug. Vom durchgebildeten guten Charakter unterscheidet sich die U. dadurch, daß die guten Antriebe bei ihr noch nicht als Grundsätze im klaren Bewußtsein feststehen, sondern nur erst in der Art blinder Triebe wirken, von denen es noch unentschieden ist, bis auf welchen Grad sie bei eintretenden Versuchungen Stand halten werden. Weil im eigentlichen Sinne gut nur der bereits erprobte Charakter zu nennen ist, so bezeichnet man mit U. sehr häufig auch weniger die wirkliche Güte als die bloße Unerfahrenheit.

Unsterblichkeit der Seele nennt man die Fortdauer unserer geistigen Persönlichkeit nach dem Tode mit Bewußtsein und Willen. Der Glaube an eine U. hat einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an eine Gottheit und eine Macht des Guten über das Böse und wurzelt seinem unzerstörbaren Gehalte nach in der moralischen Anlage unserer Natur. Da nämlich die Annahme einer blos natürlichen oder physikal. Weltordnung uns als höchstes Ziel des Daseins den Genuß und das Luststreben erscheinen läßt, so wird ein jeder Geist in dem Grade, als er sich von dieser Annahme abgestoßen fühlt, der Annahme mit Nothwendigkeit zugetrieben, daß die physikal. Zusammenhänge der Wesen nur einen untergeordneten Theil der Zusammenhänge des Naturganzen bilden können, und daß also das endliche Schicksal der mit unserer moralischen Person verknüpft gewesenen Massenverhältnisse im Tode nicht für das Schicksal dieser Person selbst allein maßgebend sein kann. Vielmehr muß unsere Person auch dann noch innerhalb der allgemeinern und höhern Weltordnung den Platz fortbehaupten, welcher ihr durch das Bewußtsein ihrer moralischen Anlage verbürgt ist. Dieser Zusammenhang des Unsterblichkeitsglaubens mit dem Bewußtsein einer moralischen Anlage zur Vervollkommnung unserer eigenen Person tritt zwar in den wenigsten Fällen als eine abstracte Schlußfolgerung hervor, desto häufiger aber als ein Verlangen der strebenden Seele nach einem ihrem Hange zu reiner Thätigkeit entsprechendern Zustande, worin sie weniger endlich sei, oder auch als eine heimliche Besorgniß, daß unsere minder lobenswerthen Gesinnungen und Thaten uns auch noch im Tode nachfolgen werden. Daß sowol diese räthselhafte Besorgniß als jenes edle Verlangen nicht bloße Hirngespinste seien, dafür bürgt jener auch in abstracten Begriffen vorstellbare Zusammenhang. Diesem gemäß findet sich nun auch der Glaube an U. bei allen Völkern des Erdbodens verbreitet, soweit die Geschichte reicht. Aber in Beziehung auf die Art und Weise der Fortdauer weichen die Vorstellungen der Völker von jeher und weichen sie noch jetzt sehr voneinander ab. Schon im tiefsten Alterthum finden wir zwei verschiedenartige Vorstellungsweisen, welche schwer miteinander ins Gleichgewicht zu setzen sind: einerseits die Vorstellung von einer Metempsychose oder Seelen-

wanderung (s. d.), andererseits von einem gespenstischen oder schattenhaften Geisterreiche. Die erste, welche in Indien ihren Hauptsitz hat, zeigt sich dort als Resultat eines philos. Nachdenkens über das Weltall und seine Wesenordnungen. In ähnlicher Art treten ihre Spuren bei griech. Philosophen, wie Empedokles, Pythagoras und Plato, hervor, welche sich hierin an die Geheimlehren aus ägypt. und orphischen Mysterien anschlossen. Diesen ausgebildeten Philosophemen gegenüber erscheint die Vorstellung eines gespenstischen Schattenreichs, wie des Hades bei Homer oder des Scheol im Alten Testament, als die populärere und unausgebildetere Vorstellung, welche sich an den Wahn von zufällig erschienenen oder auch citirten Geistern Verstorbener anknüpfte, den wir von den ältesten Zeiten her bei allen uns bekannten Völkern als volksthümlich und einheimisch antreffen. Wenn dieser populäre Geisterglaube in der Fortdauer der Seele in der Regel nichts als ein schattenhaftes und darum trauriges Fortbestehen derselben sah, so enthielt die Theorie der Metempsychose die Idee eines moralischen Kreislaufs, welchem gemäß die Seelen innerhalb einer vorgeschriebenen Kette von Umwandlungen regelmäßig sinken und steigen, und da in dieser Kette das Herabsinken zur Qual nach den Graden des Bösen, das Hinaufsteigen zur Glückseligkeit nach den Graden des Guten erfolgen sollte, so wurde hiermit zugleich die Idee einer Vergeltung der Thaten im Jenseits eingeführt, welche in späterer Zeit dergestalt allein herrschender Gesichtspunkt wurde, daß vor ihr die Vorstellungen einer kreisförmigen Wanderung und eines trüben Schattenreichs allmählich zurückwichen. Aber erst mit dem Christenthum verloren sich die letzten Spuren der Seelenwanderungslehre, und es trat nun neben dem bleibenden Gesichtspunkte der Vergeltung die dem hellen. Heidenthum durchaus fremde Lehre von der Auferweckung der Leiber am Tage des Gerichts hervor, deren ersten Ursprung man nicht genau verfolgen kann, obgleich sie in dem Ideenkreise der ihre Todten balsamirenden Völker zu wurzeln scheint. Da auch Mohammed dieselbe aufnahm, so blieb sie das Mittelalter hindurch im Occident die allein herrschende, während im Buddhismus des fernern Orients die Seelenwanderungslehre über eine bei weitem größere Anzahl von Menschen verbreitet blieb. An die Lehre von der Auferstehung (s. d.) des Fleisches knüpfen sich die hauptsächlichen Umwandlungen, welche innerhalb des christl. Vorstellungskreises die Idee der U. erfahren hat. Zuerst rief das Bedürfniß, eine bestimmte Vorstellung von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen vor dem Auferstehungstage zu fassen, die Lehre vom Fegfeuer (s. d.) hervor, während umgekehrt die Polemik der Reformatoren gegen diese Lehre als eine nicht schriftgemäße der Vorstellung von einem dem Wiedererwachen am Jüngsten Tage vorhergehenden Seelenschlafe Vorschub leistete. Andererseits konnte die Lehre von der Auferstehung der Leiber, buchstäblich verstanden, im Lichte der modernen Wissenschaft nicht fortbestehen, wovon die Folge war, daß diejenigen, welche noch an ihr festzuhalten wünschten, sich bequemen mußten, ihr den Sinn unterzulegen, daß sie nur eine bildliche Vorstellung sei, unter welcher ein zukünftiges Umkleidetwerden der Seele mit einem dem gegenwärtigen zwar ähnlichen, jedoch vollkommenern Leibe von himmlischer Natur verstanden werden müsse. Endlich haben im Laufe der Zeit die herrschenden Vorstellungen in dieser Beziehung starke Einflüsse empfangen von den theils allegorisch, theils im Ernste gemeinten Ausmalungen religiös erregter Männer, wie Dante, Swedenborg, John Bunyan, Lavater u. a., sowie durch die Aussagen somnambuler Personen. Das Resultat davon ist gewesen, daß die Idee der mit einem Todtengericht verbundenen Auferstehung immer mehr zurückwich vor der philos. Idee einer höhern Ausbildung unserer geistigen Anlagen in einem zukünftigen und jenseitigen Zustande, zu welchem der gegenwärtige den Vorbereitungszustand oder die Prüfungszeit bilde, wodurch der eigentliche Lebenszweck aus dem Diesseits in ein Jenseits emporgerückt wurde. In diesem Sinne finden wir den Unsterblichkeitsglauben in der Neuzeit sowol bei Dichtern (Gellert, Klopstock, Novalis, Byron) als bei Philosophen (Kant und Fichte) aufgefaßt. Auf der andern Seite hat aber auch gegen diesen neuen Unsterblichkeitsglauben eines geläuterten Christenthums der Materialismus seine Angriffe verdoppelt und zu zeigen versucht, daß er den Gesetzen einer fortgeschrittenen Physik widerstreite, ohne jedoch andere Beweise hierfür beibringen zu können, als solche, welche einen willkürlich bestimmten Begriff der materiellen Substanzen voraussetzen.

Den ersten Versuch einer wissenschaftlich begründeten Unsterblichkeitslehre bietet Plato's «Phädon» dar, auf dessen Grundlage die Neuplatoniker ein zum Theil mit schwärmerischen Zuthaten versehenes Gebäude aufgeführt haben. Alle wissenschaftlichen Versuche, welche das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein zu geläuterten Ansichten emporstrebten, schlossen sich mehr oder weniger an den Platonismus an. Im Gegensatz zu ihnen suchte der franz. Materialismus des 18. Jahrh. den Glauben an die Fortdauer der Seele consequent zu untergraben.

Kant hielt die U. aus theoretischen Gründen für unerweislich und gründete den Glauben daran auf die praktischen Postulate der Vernunft. Innerhalb der Hegel'schen Schule wurde die Frage danach eine Zeit lang zu einem Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, weil die pantheistische Richtung der Identitätsphilosophie die Fortdauer des Individuums aufzuheben und eine Rückkehr des individuellen Geistes in das Allgemeine zu fordern schien. Er sollte in ihm wieder verschwinden und untergehen, wie er aus ihm hervorgegangen sei. Ausdrücklich wurde diese Meinung ausgesprochen in Richter's «Lehre von den letzten Dingen» (Bd. 1., Bresl. 1833). Göschel dagegen, in den Schriften «Von den Beweisen für die U. der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie» (Berl. 1835) und «Die siebenfältige Osterfrage» (Berl. 1836), suchte die Hegel'sche Philosophie gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen. Eine mehr selbständige Stellung zu diesem Streite nahmen C. H. Weiße («Die philos. Geheimlehre von der U. des menschlichen Individuums», Dresd. 1834) und J. H. Fichte («Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer», Elberf. 1834) ein. Eine neue Wendung gab Fechner der Besprechung dieses Gegenstandes dadurch, daß er mit Verzichtung auf die Methoden der abstracten Metaphysik den Unsterblichkeitsglauben einer scharfsinnigen Discussion vom Standpunkte der empirischen Naturwissenschaft aus unterwarf, sowol in seinem «Büchlein vom Leben nach dem Tode» (Lpz. 1836) als auch namentlich im dritten Theile seines «Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits» (Lpz. 1851). Außerdem ist ebenfalls die Theorie der Seelenwanderung wieder erneuert worden von Fonrier in der «Théorie des quatre mouvements» (Par. 1808) und von Krause in der «Lebenslehre» (Gött. 1843). Vgl. Flügge, «Geschichte des Glaubens an U., Auferstehung u. s. w. (3 Bde., Lpz. 1794—99); Beckers, «Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften der verflossenen Jahrhunderte über den Zustand der Seele nach dem Tode» (2 Hefte, Augsb. 1835—36); Meyer, «Die Idee der Seelenwanderung» (Hamb. 1861); Schelling, «Clara, oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt» (2. Aufl., Stuttg. 1865); Alberti, «Ueber die Unsterblichkeit der Seele als persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode» (Stettin 1865); Ritter, «Unsterblichkeit» (2. Aufl., Lpz. 1866); J. H. Fichte, «Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen» (Lpz. 1867).

Unstrut, ein Fluß in der preuß. Provinz Sachsen, entspringt in 1100 F. Seehöhe an dem Eichsfelde bei Kefferhausen, unweit westlich von Dingelstädt, im Kreise Heiligenstadt des Regierungsbezirks Erfurt, fließt in mehrern süd- und nordwärts geöffneten Bogen und unzähligen kleinern Krümmungen im ganzen gegen Osten über die Städte Mühlhausen, Thamsbrück (unweit Langensalza), Sömmerda, Artern, Nebra, Laucha und Freiburg und mündet in die Saale unterhalb Naumburg nach einem Laufe von 24 M. Sie wird gegen 120 F. breit und ist von Brettleben, 1 M. oberhalb Artern, abwärts durch 12 Schleusen für kleine Fahrzeuge 9,7 M. weit seit 1797 schiffbar gemacht. Ihr Thal ist meist flach und breit, mit Wiesengründen erfüllt, nur oberhalb Artern, wo sie bei Sachsenburg zwischen Hainleite und Schmücke die nördl. Bergreihe der thüringer Terrasse in der sog. Thüringischen Pforte durchbricht, und dann wieder unterhalb Artern, von Kloster Roßleben an bis zur Mündung, enger und von steilen Felswänden eingefaßt. Rechts nimmt sie die Gera von Arnstadt und Erfurt her, links die Helbe, die vom Eichsfelde kommende Wipper und unterhalb Artern die Helme auf, welche die Goldene Aue durchfließt.

Unterbindung (ligatura) nennt man in der Chirurgie die Umschnürung eines strangförmigen Gewebtheils. Sie wird vorzugsweise vorgenommen an Schlagadern oder großen Venen, und zwar entweder zur Stillung einer Blutung oder um, für gewisse Heilzwecke, den Zufluß des Bluts zu einer Körperstelle zu verhindern. So hat man die Halsschlagader unterbunden zur Heilung hartnäckigen Gesichtsschmerzes, bei Epilepsie, wobei jedoch der Erfolg meist nicht die Gefahr der Operation und die Nachtheile aufwog. Regelmäßig wird die U. des Nabelstrangs ausgeübt. Man unterbindet aber auch andere Gewebstheile als Blutgefäße, z. B. Warzen, Polypen, um sie zum Absterben zu bringen.

Untergrund heißt diejenige Erdschicht, welche unter der Ackerkrume liegt. Dieser U. ist von Wichtigkeit, indem auch von seiner Beschaffenheit das Gedeihen der Früchte abhängt. Ein zu loser oder durchlässender U. läßt die Feuchtigkeit zu schnell schwinden, und die Pflanzen kümmern aus Mangel daran. Ein undurchlässender U. dagegen macht die Ackerkrume zu naß oder kalt und verhindert ebenfalls das Gedeihen der Pflanzen; er verlangt daher Drainirung. Daraus erhellt auch die Wichtigkeit des Untergrundpflügens, einer Operation, welche gewöhnlich darin besteht, daß dem Pfluge ein Untergrundpflug (Wühler) mit schmalem Schar ohne Streichbret folgt, welcher den U. bis zu einer Tiefe von 12—14 Zoll auflockert, ohne ihn heraufzubringen. Es gibt aber auch Untergrundpflüge, welche die untere Bodenschicht heraufbringen

und mit der Ackerkrume vermengen. Man wendet dieselben an, sobald die Zusammensetzung der Ackerkrume dies räthlich erscheinen läßt.

Unterhaus, s. Parlament.

Unterleib, s. Bauch.

Unterleibskrankheiten kann man zwar im allgemeinen alle Krankheiten nennen, welche die dem Unterleibe angehörigen Organe betreffen, gewöhnlich aber versteht man unter diesem Worte langwierige Uebel der in der Unterleibshöhle liegenden Verdauungsorgane, ferner Unregelmäßigkeiten des Blutumlaufs in den Unterleibsorganen, welche besonders ihren Sitz im Pfortadersystem haben, und die von Erkrankungen gewisser Unterleibsorgane abhängigen geistigen Störungen (Hypochondrie und Hysterie). Unterleibsentzündung bezeichnet so viel wie Bauchfellentzündung oder Peritonitis. (S. Bauchfell.)

Unteroffizier heißt diejenige Charge im Militär, welche als nächster Vorgesetzter der Gemeinen zwischen diesen und den Offizieren steht. Zur Klasse der U. gehören die Corporale, Sergeanten, Capitaines d'armes (Quartiermeister bei der Cavalerie) und Feldwebel (Wachtmeister), in einigen Armeen auch die Porteépéefähnriche. Ihre dienstliche Bestimmung ist die specielle Beaufsichtigung und Leitung der Mannschaften, welche ihnen deshalb in Corporalschaften (Beritten) zugetheilt und für deren Montirungsstücke, Waffen, Adjustirung u. s. w. sie verantwortlich sind. Ferner gehört ihnen der Wachdienst, in taktischer Hinsicht die Flügelbesetzung der Züge und andere im Reglement bestimmte Leistungen, z. B. die Führung der Schützen, Stellvertretung fehlender Offiziere, kleine Commandos und Aufträge aller Art, im Felddienst Patrouillen u. s. w. Die U. sind vom größten Einfluß auf den Geist der Truppe und müssen daher mit besonderer Sorgfalt ausgewählt werden, was durch die verkürzte Dienstzeit sehr schwer ist.

Unterricht ist die absichtliche und planvolle Einwirkung auf jemand, um in ihm klare und geordnete Vorstellungen über eine Sache zu erzeugen oder ihm zu gewissen Fertigkeiten zu verhelfen. Zunächst ist also der U. eine Ausbildung der Erkenntniß, des Verstandes und äußerer Kunstfertigkeit, und in Hinsicht darauf stellt man dem U. die Erziehung im engern Sinne, die sittliche Bildung gegenüber. Dann sind beide, Erziehung und U., Theile der Erziehung im weitern Sinne, d. i. der Herandildung des ganzen Menschen. (S. Erziehung.) Da aber alles Fühlen und Wollen in Vorstellungen seinen Sitz hat, von Vorstellungen veranlaßt, bestimmt und geleitet wird, so wirkt jeder echte U. auf das ganze geistige Leben und ist ein Mittel der Erziehung, sowol im engern als im weitern Sinne. Jeder U. wirke erziehend, sei «erziehender U.», ergreife das innere geistige Leben, und zwar möglichst allseitig, ist ein Hauptgrundsatz der neuern Pädagogik. Bei dem U., als der Thätigkeit des Unterrichtens, kommen besonders die Unterrichtsgegenstände (Lehrobjecte) und die Unterrichtsregeln (didaktischen Gesetze) in Betracht. In die richtige Befolgung der Unterrichtsgesetze, welche die Pädagogik mit Hülfe der Anthropologie (vornehmlich der Psychologie) und der Erfahrung seit Pestalozzi bis auf Diesterweg herausgearbeitet hat, setzt die neuere Zeit das Wesen des U. Die wichtigsten dieser Gesetze sind: der U. muß sich nach der Entwickelung der menschlichen Natur, nach der natürlichen Entwickelungsstufe des zu Unterrichtenden richten, muß stetig, lückenlos, anschaulich sein, muß vom Nahen zum Entfernten, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten u. s. w. Außer den Genannten haben sich besonders Herbart, Beneke, Niemeyer, Denzel, Mager, Gräfe um die Unterrichtslehre verdient gemacht. Man unterscheidet Privatunterricht und öffentlichen U., wie man Privatschulen und öffentliche Schulen unterscheidet. (S. Schulen.) Man theilt ferner den U. nach den Wissenschaften und Künsten ein und redet von Sprachunterricht, Zeichenunterricht u. s. w. Endlich unterscheidet man nach dem Grade, bis zu welchem der U. in den Lehrobjecten vorschreitet, Elementarunterricht und höhern U. Alle den U. betreffenden Veranstaltungen (Gesetze, Schulen u. s. w.) nennt man das Unterrichtswesen. In den deutschen Staaten ist dasselbe zumeist ein öffentliches, es ruht in den Händen des Staats und der Gemeinden. Es gibt keinen Staat auf der Erde, wo das Unterrichtswesen ganz Privatsache wäre. In den Vereinigten Staaten von Amerika wird der U. von seiten des Staats wenigstens mit Ländereien dotirt; niedere und höhere Schulen werden jetzt häufig von den einzelnen Staaten oder Gemeinden gegründet, unterhalten und geleitet. Unter den europ. Staaten war besonders England seither ein Freund des privaten Unterrichtswesens. Da aber die allgemeine Volksbildung nach statist. Erhebungen, besonders Deutschland gegenüber, auffällig zurückgeblieben ist, nimmt sich auch in England in neuester Zeit der Staat des allgemeinen, niedern Volksunterrichtswesens dadurch an, daß er es jährlich mit bedeutenden Summen unterstützt und da, wo er es unterstützt, auch beaufsichtigt. Sogar ein Unterrichtsminister soll nächstens ernannt werden. In Amerika,

England, Belgien und in der Schweiz besteht vollständige Unterrichtsfreiheit, d. h. jeder kann Schulen errichten und leiten ohne alle Einmischung des Staats. Da sich aus dem Begriffe des Staats, schon als Institut des innern und äußern Rechtsschutzes, die allgemeine Volksbildung als Angelegenheit des Staats darthun und die allgemeine Schulpflicht sich als Theil der allgemeinen Wehrpflicht erweisen läßt, übt in Deutschland der Staat den Schul- oder Unterrichtszwang aus, d. h. er schreibt vor, daß überhaupt und in welchem Alter und in welchen Gegenständen jedes Kind U. erhalten muß. Der Staat läßt es zwar frei, ob dies ganz im häuslichen Kreise, in einer privaten oder öffentlichen Unterrichtsanstalt geschieht, aber er verlangt den Nachweis, daß es geschieht. Infolge dessen übt er über das gesammte Unterrichtswesen die Oberaufsicht, erläßt Unterrichtsgesetze, nimmt die Bildung und Prüfung der Lehrer in die Hand, unterstützt aber auch da die Unterrichtsanstalten, wo die Gemeindemittel nicht ausreichend sind, oder errichtet und unterhält selbständig Schulen, besonders höhere, die keinem Localinteresse dienen. Die staatliche Beaufsichtigung und Leitung des Unterrichtswesens wird in der Regel ausgeübt in unterster Instanz durch Local- oder Bezirksschulinspectionen, in mittlerer Instanz durch Kreisschulinspection, in oberster durch das Ministerium des öffentlichen U. In den meisten Staaten sind bis jetzt den betreffenden kirchlichen Behörden zugleich die Functionen der Schulbehörden übertragen, nur in einigen kleinern Staaten (s. Schulen) sind selbständige Schulbehörden vorhanden. Ueber äußere und innere Veränderungen im Unterrichtswesen Deutschlands und der Schweiz gibt eine alljährliche Uebersicht der «Pädagogische Jahresbericht» von Lüben, eine eingehende Darstellung des höhern Unterrichtswesens der alljährliche «Schulkalender» von Mushacke.

Untersberg, ein Berg auf der Grenze von Salzburg und Baiern, $1^1/_2$ M. im SSW. von der Stadt Salzburg, ein vorgeschobener Posten der Berchtesgadener Alpen, gebildet von einem ungeheuern, über $^1/_2$ M. langen und $^3/_8$ M. breiten Blocke von Alpenkalk und Marmor, hat schroffe Wände und oben eine Hochebene mit drei Hauptspitzen; dem Geiereck, dem Salzburger Hohen Thron oder Hochtramm und dem Berchtesgadener Thron, von je 5566, 5707 und 6107 F. Der U. ist berühmt durch seine Fernsicht auf die bair. Ebene, seine zahlreichen Klüfte, Höhlen und Kammern, namentlich die prächtige Marmorgratte und die erst 1845 entdeckte Eisgrotte oder Kolowrats-Höhle mit einer 200 F. langen und 160 F. breiten Eisebene in der Felsenschlucht Rossite. Außerdem liefert der Berg vorzüglichen Marmor und Alpenkalk, der hier auch geschliffen wird. Viele Märchen und Geistergeschichten gehen von dem U. im Volke um und haben Aehnlichkeit mit denen des Kyffhäusers, nur daß beim U. Karl d. Gr. die Rolle spielt, welche dort Friedrich Barbarossa zugedacht ist. Vgl. Maßmann, «Sagen vom U.» (Münch. 1831).

Unterschiebung (suppositio) umfaßt diejenigen Arten der Täuschung, wo eine Sache oder Person zur widerrechtlichen Begründung oder Aufhebung von Ansprüchen für eine andere ausgegeben wird, z. B. ein eigenmächtig verfertigtes Testament für den Letzten Willen eines dritten, um die gesetzlichen Erben auszuschließen oder ein vorhandenes echtes Testament zu entkräften, ferner ein fremdes Kind, das auf diese Weise im Verhältniß zu einem bisher kinderlosen Manne Sohnesrechte erlangen oder dessen schon vorhandenen Abkömmling um seine Familienbeziehung bringen soll. Das gemeine Recht läßt hier im Anschluß an das römische die Strafe der Fälschung (s. d.) oder, wenn zugleich die Freiheitsrechte des vertauschten Kindes unterdrückt worden sind, des Menschenraubs (s. d.) eintreten. Auch nach den neuern Gesetzgebungen wird die U. aus dem Gesichtspunkte bald der Fälschung, bald des Betrugs (s. d.) beurtheilt.

Unterschlagung, Unterschleif oder Veruntreuung heißt die Untreue, welche durch Aneignung von fremden, zum Aufbewahren, Ueberbringen oder Verwalten übergebenen Gütern oder auch an gefundenen Sachen zum Schaden des Eigenthümers begangen wird. Die U. unterscheidet sich vom Diebstahl (s. d.) dadurch, daß dabei nicht erst eine Besitzentziehung vor sich geht, indem der Gegenstand des Verbrechens sich bereits im rechtmäßigen Gewahrsam des Urhebers befindet. Mit der U. kann ein Betrug (s. d.) verbunden sein, wenn dem Eigenthümer durch Entstellung der Wahrheit, z. B. falsche Rechnungen oder Quittungen, die Kenntniß der Sache entzogen wird. Das Vergehen ist vollendet durch jede Handlung, welche die Absicht der Verwendung für eigene Zwecke zum Nachtheil desjenigen, in dessen Namen man besitzt, zu Tage bringt. Ob der Unterschlagende die Sache für sich selbst oder zum Besten anderer verbraucht, verschenkt oder verborgt, macht keinen Unterschied, und der Vorsatz, baldigen Ersatz zu leisten, hebt die Verantwortlichkeit nicht auf, es müßten denn die Mittel des Ersatzes so sicher und jeden Augenblick bereit sein, daß ein Nachtheil des Anvertrauenden nicht zu befürchten stünde. Besonders streng wird dieses Verbrechen an den Verwaltern von öffentlichen Geldern und Gütern

Digitized by Google

(crimen de residuis, Malverſatian, Kaſſenverbrechen) geahndet. Dieſelben dürfen ſelbſt bei der größten Sicherheit baldigen Erſatzes nichts aus der Kaſſe nehmen, was ſie nicht in der Ausgabe zu verrechnen befugt ſind und wirklich verrechnen, und ſchon die Vermiſchung der Kaſſe mit fremden Geldern iſt unterſagt. Wie in der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. wird auch van den neuern Geſetzgebungen die U. gewöhnlich dem Diebſtahle gleichgeachtet, aber ſelbſt bei einem nach ſo hahen Betrage des angerichteten Schadens keinenfalls mehr mit dem Tade, ſondern nur mit Freiheitsentziehung und Zwangsarbeit beſtraft.

Unterſchrift einer Urkunde oder eines Diplams (ſ. d.) iſt zur Beweiskraft berſelben erforderlich, und zwar muß ſie vom Ausſteller eigenhändig aber doch van einem dazu Beauftragten und ſo, daß über die Identität der Perſan kein Zweifel iſt, bewirkt werden. Eigentlich ſoll ſie den ganzen Vor- und Zunamen enthalten, wiewal man es im täglichen Leben mit dieſem Erforderniß nicht ſo genau nimmt. Kaufleute unterzeichnen Briefe und ſanſtige innerhalb des Geſchäftsbetriebs van ihnen ausgehende Urkunden mit dem Namen der Firma. (S. Diffeſſian.)

Unterſuchung, ſ. Criminalproceß und Inquiſitionsproceß.

Unterthan (subditus) heißt urſprünglich der Schutzpflichtige, welchem das Recht und die Perſönlichkeit weder durch ſeine eigene Machtſtellung noch durch die Mitgliedſchaft in einem ſelbſtherrlichen Gemeinweſen, ſandern von einer bevorzugten Körperſchaft aber einem ſanftigen Oberherrn gegen das Bekenntniß der Abhängigkeit gewährt wirb. Sa waren die Schutzverwandten (Metoikoi) in Athen, die Bundesgenoſſen im röm. Freiſtaate, die Laten oder Liten der deutſchen Vorzeit U. des Vollbürgerthums, und die Gutsunterthänigkeit lieferte ebenfalls ein bis in neuere Zeiten herabreichendes Beiſpiel bes gleichen Verhältniſſes. Nach ber Ausbildung der Landeshoheit wurben überhanpt diejenigen, welche in ein fürſtl. Territorium gehörten, als dem Landesherrn befohlene Schutzpflichtige angeſehen. Die danach aufkommenden Staatstheorien erkannten in der Unterthanenſchaft ein nathwendiges Ergebniß ber Sonveränetät, da man dem wirklichen Staatsoberhaupte gegenüber nur U. ſein und ſich auch während des Aufenthalts in einem fremden Staatsgebiete zu einer «lemporären Unterthanenſchaft» verſtehen müſſe. Blos die Vertreter eines andern Staats behaupten, kraft ihrer Anerkennung als ſalche, das Barrecht der Exterritorialität. Neuerdings wird die Stellung ber Staatsangehörigen zur aberſten Gewalt weniger aus einer halb privaten Unterthänigkeit als aus dem Geſichtspunkte des Staatsbürgerthums beurtheilt, das nicht blas die pflichtmäßige, ſandern auch die berechtigende Seite des Verhältniſſes hervarhebt. Die ſag. Erbunterthänigkeit war ein Ueberreſt der Leibeigenſchaft (ſ. b.), welcher die bavan Betroffenen wenigſtens an dem eigenmächtigen Verlaſſen des Gutsgebiets hinderte und ſie außerdem zu örtlich verſchiedenen Abhängigkeitsbezeigungen verpflichtete.

Unterwalden, einer der Bergcantane der Schweiz, faſt in deren Mittelpunkt gelegen, enthält auf 13,99 Q.-M. 24902 deutſch redende Einwohner, die der kath. Kirche zugethan und dem Bisthum Chur zugetheilt ſind. Der Kernwald theilt dieſes Land in zwei Hauptthäler, Obwalden und Nidwalden, deren jedes, ſoweit faſt die Geſchichte reicht, einen beſondern unabhängigen Staat gebildet hat. Die Verfaſſungen beider Stände ſinb abſolut demokratiſch und weichen in den weſentlichen Beſtimmungen nur wenig voneinander ab. Die höchſte ſouveräne Gewalt beruht in Obwalden, nach der revidirten Verfaſſung vam 28. April 1850, auf der Landesgemeinde ader der Verſammlung aller rechtlichen Landleute, die bas 20. J. erfüllt haben. Die vorberathende geſetzgebende Behörde iſt der van den Gemeinden gewählte dreifache Landrath, beſtehend aus je einem Mitglied auf 125 Seelen. Davon bildet der Landrath, ein Mitglied auf je 250 E., eine Art Ausſchuß. Die Vollziehung iſt einem Regierungsrath von 12 Mitgliedern übertragen, unter dem Vorſitze eines Landammanns, mit einem Statthalter und Seckelmeiſter, die ſämmtlich van der Landesgemeinde gewählt werden. An der Spitze der Juſtiz ſteht ein vom dreifachen Landrath gewähltes Cantonsgericht von 13 Mitgliedern und 7 Erſatzmännern. In ähnlicher Weiſe gliedern ſich in Nidwalden, nach ber Verfaſſung vam 1. April 1850, die Cantonalbehörden als Landesgemeinde und Nachgemeinde, als Landrath von 61 Mitgliedern, als Wochenrath von 13 Mitgliedern unter Vorſitz des Landammanns, als Cantansgericht und als Schulrath. Obgleich das Land fruchtbar unb in den wenigſten Gegenden das Klima rauh zu nennen iſt, wird doch kein Getreidebau betrieben, ſandern aller Fleiß auf Cultur der Wieſen, auf Obſt- und Gemüſeban und beſanders auf Viehzucht verwendet. Ueber 11000 Kühe weiden auf den Alpen, und mit ben ſehr ſchmackhaften unterwaldner Käſen ſowie mit Vieh und Holz wirb ein bedeutender Hanbel getrieben. In Obwalden, mit 13376 E. auf 8,72 Q.-M., iſt bemerkenswerth der Hauptart Sarnen (ſ. b.), und nahe dabei ber Landesgemeindeplatz auf der

zerstörten Burg Landenberg; das romantische Melchthal, das Vaterland Arnold's von Melchthal und Nikolaus' von der Flüe; das Grab des letztern zu Sachseln; der Lungernsee, im Winter 1835—36 nach sehr großen Anstrengungen durch Ableiten bedeutend verringert; die Abtei Engelberg am Fuße des mit Gletschern umgebenen, 10570 F. über dem Meere erhabenen Titlis; der merkwürdige Pilatus (s. d.) mit seiner Holzleitung an der Grenze des Cantons Luzern. In Nidwalden, 5,26 Q.-M. mit 11526 E., ist Stanz mit 2030 E. der Hauptort, berühmt durch sein Rathhaus und den Landesgemeindeplatz. U. gehört auch noch gegenwärtig zu denjenigen Cantonen der Schweiz, in welchen der Geist der neuern Zeit noch am wenigsten Wurzel geschlagen hat, und in denen das Volk noch mit größter Zähigkeit an seinen alten Sitten, Gebräuchen und Anschauungen festhält.

Unterwelt. Die Idee von einer U. ist an zwei Vorstellungen geknüpft, an die von der Beschaffenheit der Welt und der Erde und an die von der Unsterblichkeit (s. d.). Für die kindlichen Anschauungen der ältern Menschheit ist die Erde der Mittelpunkt der ganzen Welt. Es lebt nur, was auf ihr athmet, und unter ihr ist dichte Finsterniß; über ihr ist der Lichtraum, die natürliche Wohnung der Götter. Schon nach der indischen Mythe ist die Tiefe der Finsterniß für die gefallenen Geister der Ort der Strafe. Bei den Aegyptern wird die U. (Amente) zum Todten- oder Schattenreiche, in welchem Osiris und Isis (später Serapis) herrschen und Gericht halten. Zur Ausbildung der Vorstellung eines Todtenreichs wirkten außer dem düstern Charakter der Aegypter und ihrer Religion auch die Beschaffenheit ihrer Todtenstätten und die Gebräuche bei den Bestattungen mit. Bei den Griechen findet man schon in den Homerischen Gedichten die Vorstellung von einer U., einem finstern und unfruchtbaren weiten Raume, dem Reiche des Hades oder Pluto's (s. d.) und der Proserpina (s. d.) oder Persephone, in welchem die Schatten der Verstorbenen ein freudloses, ganz schattenhaftes Dasein führen. Nach der Schilderung der Odyssee liegt eine Tagereise weit von der Insel Aäa, am westl. Ende des Weltstroms Okeanos, das dunkle, des Sonnenlichts beraubte Land der Kimmerier. Hier ist der Eingang in die U. oder den Hades, in welchem die Flüsse Phyphlegethon und Kokytos, letzterer ein Ausfluß des Styx, sich in den Acheron ergießen. Hier hausen die Seelen der alten Heroen (auch des Herakles) und Heroinen; hier sitzt Minos (s. d.) mit goldenem Scepter und spricht den Todten Recht; hier werden diejenigen, welche gegen die Götter gefrevelt, wie Tityos, Tantalos und Sisyphos, von unendlichen Qualen gefoltert. Neben diesem düstern Bilde finden wir aber frühzeitig, besonders bei Hesiod, auch ein heiteres, das vom Elysium (s. d.) oder dem Elysischen Gefilde und den Inseln der Seligen, die, ebenfalls am Ende der Erde, am Okeanos, gelegen, von den Söhnen der Götter unter der Herrschaft des Kronos bewohnt werden. Später wurde das Todtenreich gewöhnlich in das Innere der Erde versetzt und grauenvolle Gegenden, wo sich der Abgrund zu öffnen schien, oder dunkle Grotten wurden als Eingänge desselben betrachtet. An mehrern solchen Stellen, wie am Acherusischen See in Thesprotien und auf dem Cap Tänaron im südl. Lakonien, bestanden auch Todtenorakel (Nekromanteia, Psychopompeia), d. h. Stätten, an denen man die Seelen Verstorbener durch gewisse Ceremonien und Opfer hervorrufen und von ihnen Offenbarungen erhalten zu können vermeinte. Nach der gewöhnlichsten Vorstellung, der auch die röm. Dichter folgen, war das Todtenreich (lat. Orcus) rings vom Styx (s. d.) umflossen, über welchen Charon (s. d.) die von Hermes (Mercur) geleiteten Todten gegen Erlegung eines Fährgeldes (des Obolus, den man den Todten in den Mund steckte) hinüberfuhr. Am jenseitigen Ufer, wo Charon die Seelen aussetzte, lag in einer Höhle der schreckliche Cerberus (s. d.). Dann kam man auf einen geräumigen Platz, wo der Richter Minos saß und entschied, welchen Weg die Seele wandeln sollte. Es theilte sich nämlich nun der Weg zum Elysium, welches zur rechten Seite des Eingangs lag, und zum Tartarus (s. d.) zur linken, dem Ort der Strafe für die Verdammten. Unter diesen werden von den spätern Dichtern, außer den drei bereits erwähnten, besonders noch Ixion und die Danaiden hervorgehoben. Diese mythischen Vorstellungen sind dann von den Philosophen, namentlich von Platon, auch zur Veranschaulichung ihrer Lehren von der Fortdauer der Seelen nach dem Tode und der Belohnung und Bestrafung im jenseitigen Leben benutzt worden, während andere Philosophenschulen, welche die Fortdauer des Menschen nach dem Tode leugneten, wie namentlich die Epikuräer, gegen jene Mythen aufs entschiedenste polemisiren.

Unze (uncia), der Name eines sehr verbreiteten, wenn auch zum großen Theil nicht mehr officiell gebräuchlichen Gewichts, welches in Deutschland 2 Loth oder $^2/_{16}$ Pfd. (= $^1/_8$ Mark) begreift und überhaupt in den meisten Ländern $^1/_{16}$ des Handelspfundes, in Italien $^1/_{12}$ des Handelspfundes, in einigen Staaten auch ein anderer Theil des Pfundes ist. In England hat das

Handelspfund 16 U., das Troypfund (für edle Metalle u. ſ. w.) aber 12 andere, ſchwerere U. Beim Apothekergewicht iſt die U. überall der 12. Theil des Medicinalpfundes. In den Apotheken und auf den Recepten der Aerzte wird ſie durch das Zeichen ℥ bezeichnet. Bei den Römern war eine Uncia $^1/_{12}$ des As oder des Pfundes, dann überhaupt $^1/_{12}$ jedes Ganzen, daher auch ein Zoll oder $^1/_{12}$ Fuß. In Sicilien war bis auf neuere Zeit die U. (oncia) die gewöhnliche Rechnungseinheit und = 3 neapol. ducati di regno (Silberdukaten); als Goldmünze für beide Sicilien hieß ſie oncetta, und es gab dann auch zwei-, fünf- und zehnfache Stücke. Die U. (onza) iſt ferner eine ältere ſpan. Goldmünze, welche (zum Theil in etwas geringerm Werthe) auch in den ehemals ſpan. Staaten Amerikas (Mexico, Mittelamerika und den ſüdamerik. Republiken ausgeprägt ward und 16 ſpan. Silberpiaſter gilt. Dieſe Münze iſt unter dem Namen Dublone weit bekannt.

Unze, ſ. Jaguar.

Unzelmann (Karl Wilh. Ferd.), ausgezeichneter Komiker, geb. 1. Juli 1753 zu Braunſchweig, erhielt hier einen guten Unterricht und trat 1771 aus Neigung für das Theater bei der Schauſpielergeſellſchaft Barzaeti's ein. Er gaſtirte 1774 in Hamburg unter Schröder, war dann bei der Geiler'ſchen Geſellſchaft in Gotha unter Eckhof und ging bald nachher als Schauſpieler und pantomimiſcher Tänzer mit der Döbbelin'ſchen Geſellſchaft nach Leipzig, dann nach Dresden und 1775 nach Berlin, wo er im Schauſpiel und pantomimiſchen Ballet die verſchiedenſten Rollen ſpielte, auch Tenorpartien übernahm und namentlich als Pierrot ſich auszeichnete. Infolge eines Streits mit dem Director wandte er ſich 1781 nach Hamburg, wo er ein abenteuerliches Leben führte. Mit Fleck kam er 1783 nach Berlin zurück. Neue Streitigkeiten veranlaßten ihn, ſchon 1784 ſich der Großmann'ſchen Truppe in Frankfurt a. M. anzuſchließen, wo er auch Großmann's Stieftochter, Friederike Flittner, die nachmalige berühmte Bethmann (ſ. d.), heirathete. Obſchon man ihm nach Großmann's Tode (1788) die Direction der Bühne übertragen wollte, kehrte er doch 1788 nach Berlin zurück, wo er ſortan viel Anerkennung fand. Obwol weit befähigter für das Luſtſpiel und die Poſſe, ſuchte er doch vorzugsweiſe, aber ohne Erfolg, im Trauerſpiele Lorbern zu erlangen. 1814 wurde er Regiſſeur beim berliner Theater. Nachdem er 1823 in Ruheſtand verſetzt worden, ſtarb er 21. April 1832. — Karl U., des vorigen Sohn, geb. 6. Dec. 1786 zu Berlin, zeigte ſchon in früheſter Jugend ein glänzendes Talent und wurde von Goethe ſelbſt der Bühne zugeführt. Er übertraf ſeinen Vater an Gewandtheit und Vielſeitigkeit und wirkte in der Poſſe wie im Luſtſpiel mit größter Auszeichnung. Seine ganze Erſcheinung und beſonders ſein unnachahmliches Mienenſpiel wieſen ihn auf dies Fach hin. Dabei vermochte er trefflich zu improviſiren und Zeit- und Localverhältniſſe in ſeine Rollen zu miſchen. Sein Leben war noch unſteter und wechſelvoller als das ſeines Vaters, indem Verſchwendung und regelloſe Lebensweiſe ihn nirgends lange weilen ließen. Aus den glänzendſten Engagements in Weimar, wo er zuerſt die Bühne betreten hatte, in Wien, Berlin u. ſ. w. ſank er bis zur letzten der wandernden Geſellſchaften und dem äußerſten Elende herab. Bettelnd durchzog er endlich Deutſchland und kannte keinen Genuß mehr als Branntwein. Nachdem er im Sommer 1842 auf der kleinen Bühne zu Steglitz bei Berlin geſpielt, ertränkte er ſich 21. März 1843 im Thiergarten. — Bertha U., die Nichte des vorigen, geb. 19. Dec. 1822 zu Berlin, betrat die Bühne 1842 mit beſtem Erfolge zu Stettin, und nachdem ſie beim Königſtädter Theater in Berlin, beim neuſtrelitzer und bremer angeſtellt geweſen, engagirte ſie ſich 1845 in Leipzig, wo ſie beſondere Anerkennung fand. 1847 wurde ſie beim königl. Theater in Berlin angeſtellt und verheirathete ſich mit dem ausgezeichneten Heldenſpieler Joſeph Wagner (ſ. d.). Beide wurden 1849 beim Burgtheater in Wien lebenslänglich engagirt. In der Auffaſſung und Darſtellung weicher, gefühlvoller Charaktere, zu denen ſie ihr Organ vorzugsweiſe hinwies, leiſtete ſie Vorzügliches ſowol im ernſten als heitern Genre. Sie trat jedoch 1854 von der Bühne zurück und ſtarb 7. März 1858.

Unzelmann (Friedr. Ludwig), vorzüglicher Holzſchneider, Bruder des Schauſpielers Karl U., geb. 1797, machte ſeine Studien an der Akademie zu Berlin und bildete ſich dann unter der beſondern Leitung von Gubitz. 1843 wurde er Mitglied der Akademie in Berlin und erhielt 1845 das Prädicat eines königl. Profeſſors. Auf einer Reiſe ſtarb er 29. Aug. 1854 zu Wien am Nervenſchlag. U. iſt als ein Glied der Unger'ſchen Farmſchnittſchule zu betrachten. Er folgte der Manier von Gubitz und zeichnete ſich durch eigenthümliche Zartheit und ſorgfältige Behandlung aus. Während ſeine frühern Arbeiten infolge ſeines ſtrengen Feſthaltens an der Stichmanier noch etwas Steifes und Geiſtloſes an ſich tragen, zeigen ſeine Blätter aus letzterer Zeit eine freie maleriſche Bewegung. Seine Schnitte ſind ſehr zahlreich und mannichfaltig; ſie beſtehen in Porträts (Napoleon, Ludwig XIV., Thomas Münzer, vorzüglich Shakſpeare nach

Menzel u. ſ. w.), Genrebildern, Architekturſtücken, Arabesken, Londſchoften, Titelblättern u. ſ. w. Er arbeitete mehreres für Raczynſki's «Geſchichte der neuern deutſchen Kunſt», Kugler's «Geſchichte Friedrich's d. Gr.», für Sporſchil's «Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs», für dos «Nibelungenlied» (Lpz. 1840; noch Zeichnungen von Bendemann und Hübner), u. ſ. w. Unter onderm führte er auch nach Zeichnungen von Menzel die Illuſtrationen zu Friedrich's d. Gr. «Werken» aus. Einzelne größere Blätter ſind Franz von Sickingen's Tod und Gutenberg (nach Menzel), und «Erinnerung an die Verfaſſung von 1848» (noch Burger).

Unzer (Joh. Aug.), ousgezeichneter Arzt und Philoſoph, geb. 29. April 1727 zu Holle, wo er ſtudirte und 1748 ols Doctor der Medicin promovirte. Als praktiſcher Arzt lebte er ſeit 1750 in Hamburg und donn in Altono, bis er Profeſſor in Rinteln wurde, wo er 2. April 1799 ſtorb. Bekonnt iſt beſonders ſeine medic.-diätetiſche Wochenſchrift «Der Arzt» (6 Bde., Homb. 1759 fg.); das Weſentliche dovon iſt auch in dem «Medic. Handbuch» (Lpz. 1770; 6. Aufl., 3 Bde., 1794) zuſammengeſtellt. Von ſeinen übrigen zohlreichen Schriften ſind anzuführen: «Grundriß eines Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit der thieriſchen Körper» (Lüneb. und Rint. 1768); «Erſte Gründe einer Phyſiologie der eigentlich thieriſchen Natur thieriſcher Körper» (Lpz. 1771); «Einleitung zur ollgemeinen Pathologie der anſteckenden Krankheiten» (Lpz. 1782). — Seine Gattin, Johanno Charlotte, geb. Ziegler, geb. zu Halle 1724, geſt. zu Altono 29. Jon. 1782, ſchrieb «Verſuch in Scherzgedichten» (Halle 1751 u. öfter) und «Verſuch in ſittlichen und zärtlichen Gedichten» (Holle 1754). Sie erhielt von der Univerſität zu Helmſtedt den Lorber und wurde Mitglied verſchiedener gelehrter Geſellſchoften; ihre Gedichte ſtehen für jene Zeit ziemlich hoch. — Nicht zu verwechſeln mit beiden iſt Johann Chriſtoph U., geb. zu Wernigerode 17. Moi 1747, der in Göttingen Medicin ſtudirte, ſeit 1775 Profeſſor am Gymnoſium zu Altona wor, 1789—1801 dos daſige Phyſikat bekleidete und ouf einer Reiſe 20. Aug. 1809 zu Göttingen ſtorb. Seine Gelegenheitsgedichte (geſammelt in «Hinterloſſene Schriften», 2 Bde., Altono 1812), zeichnen ſich durch Correctheit der Sprache aus.

Unzucht (delicta carnis) begreift in ſich alle geſetzwidrigen und unnatürlichen Befriedigungen des Geſchlechtstriebs. Dahin gehören: die Fleiſchlichen Vergehen (ſ. d.), und zwar ehemols ſchon jede außereheliche Vermiſchung, ols stuprum voluntarium, ferner uoch jetzt die Hurerei (fornicatio, scortatio); der Concubinot (ſ. d.); die Blutſchonde (ſ. d.) oder der incestus; die noturwidrige U., als Sodomie, Päderoſtie u. ſ. w.; die Nothzucht (ſ. d.) und unfreiwillige Schwöchung; die Entführung (ſ. d.) oder raptus und der Ehebruch (ſ. d.).

Upas (bei den Moloien ſo viel wie Gift) heißen mehrere ouf den hinterind. Inſeln und Philippinen gewöhnliche Pflonzengifte. Dos berüchtigtſte Gift dieſer Art kommt von dem giftigen Antſchar (Antiaris toxicaria), einem auf den Sundainſeln und Philippinen wochſenden, über 80 F. hohen Baume aus der Familie der Artocarpeen. (S. Antiaris.) Aus dem Milchſofte dieſes Giftbaums (Pohon-Upas, ouf Jovo Antschar, auf den Philippinen Ipo genannt) bereiten die Malaien unter Beimiſchung von Schlongengift, Schworzem Pfeffer, Galgant- und Ingwerwurzelſaft ein Pfeilgift (ſ. d.), das Menſchen und größere Säugethiere in kurzer Zeit tödtet. Der Soft eines in jenen Ländern heimiſchen Liliengewächſes, des Crinum asiaticum L., welches heftiges Erbrechen und Schweiß erregt, iſt dos einzige bekonnte, von den Malaien lange Zeit geheim gehaltene Gegenmittel. Obgleich ſchon der Saft des Antſchor, friſch auf die Hout gebrocht, giftig wirkt, ſind doch die Erzählungen von einem Giftthole auf Java, worin die Ausdünſtung der zohlreichen Giftbäume jedes animaliſche und vegetobiliſche Leben ſogleich vernichten ſollte, bloße Erfindungen. Dieſe Fabeln verdanken ihre Entſtehung dem häufigen Vorkommen des Antſchordaums in der Nähe von Kohlenſäure ausſtrömenden Stellen vulkaniſcher Thäler, deren Grund ſich mit einer Schicht dieſes Goſes, welches bekonntlich Thiere und Menſchen erſtickt, erfüllt. Dies erklört dos Vorkommen von Gerippen in ſolchen Thälern und in der Umgebung von Upasbäumen. Schneller noch und heftiger ols dieſes Gift wirkt das Upas Tjettek, welches ous der Wurzelrinde des javoniſchen Brechnußboums (Strychnos Tieute), eines armdicken, on den höchſten Bäumen emporkletternden Schlingſtrouchs, bereitet wird.

Upſala, die Hauptſtodt im Län gleiches Nomens (94 Q.-M. mit 98000 E.) in der ſchwed. Londſchoft Uplond, 6,2 ſchwed. M. nordnordweſtlich von Stockholm, mit dem ſie ſowol durch die närdl. Eiſenbohn ols auch durch regelmäßige Dompfſchiffohrt in lebhaftem Verkehr ſteht, liegt in einer weiten und fruchtboren Ebene, der größten in Mittelſchweden, die von dem bis dohin durch Kunſt ſchiffbaren Flüßchen Fyris durchſtrömt wird. Die Stadt hat 11000 E., mit Ausſchluß der Studenten, deren Zohl während der ſog. Leſetermine etwa 1000 beträgt. U. iſt ſeit 1164 der Sitz des Erzbiſchofs, Primos des Reichs, und eines Londshouptmanns,

der das alte Schloß bewohnt, und hat außer der Universität eine sog. vollständige Lehranstalt (Gymnasium oder Kathedralschule), ein Lyceum, eine Real- und mehrere Volksschulen sowie ein Volkslehrerseminar. Die Universität wurde von dem Reichsvorsteher Sten Sture 1476 gestiftet, von Gustav Adolf mit dem Geschenk seiner sämmtlichen Familiengüter bereichert und erhielt ihre noch geltenden Statuten von Karl X. Gustav. Die Bibliothek, jetzt in einem neuen, prachtvollen Gebäude aufgestellt, zählt etwa 160000 Bände (kleine Schriften ungerechnet) und 8000 Handschriften, darunter den berühmten Codex Argenteus des Ulfilas (s. d.). Ferner besitzt die Universität eine Sammlung von 16000 Münzen, eine sehr werthvolle Mineraliensammlung, einen großen Botanischen Garten mit einem Museum und der 1827 errichteten Statue Linné's sowie eine neue Sternwarte. Die Domkirche, 1278—1435 erbaut, ist im Innern 370 F. lang, 106—140 F. breit und 92 F. hoch. Obgleich 1702 durch die Feuersbrunst, welche ganz U. in Asche legte, sehr beschädigt und nicht wieder in der frühern Großartigkeit hergestellt, ist sie doch ein imponirendes Gebäude und die ansehnlichste Kirche in ganz Schweden. Besonders zeichnet sich das Innere durch erhabene Einfachheit aus. Die vielen Grabmäler, unter welchen die von Gustav Wasa (mit Sandberg's Frescogemälden) und Johann III. prachtvoll, das auf Linné's Grabe erwähnenswerth, befinden sich in den ehemaligen Seitenkapellen. Außerdem besitzt die Kirche eine Menge histor. Merkwürdigkeiten. In U. bestehen eine königl. Societät der Wissenschaften (gestiftet 1812), eine akademische Lesegesellschaft, eine Skandinavische Gesellschaft. Die Stadt ist in den letzten Jahrzehnten durch die Aufführung vieler neuen massiven Häuser und Parkanlagen sehr verschönert worden. Seit den ältesten Zeiten wird in U. im Anfang des Febr. ein großer Markt, Distingen (Disa-ting), gehalten, bei welchem besonders die norrländ. Handelsbauern ihre Waaren (Butter, Vogelwild, Renthierfleisch, Leinwand u. s. w.) absetzen. Die Umgegend, der Boden der ältesten Geschichte Schwedens, führt den Namen Fyrisvall. Hier liegt, ½ M. nördlich von der Stadt, das jetzige Bauerdorf Gamla-, d. i. Alt-Upsala, einst der Hauptsitz des Odincultus und Residenz des Oberpriesters, der zugleich Oberkönig war, mit einem jetzt verschwundenen Tempel und heiligen Haine. Dabei sind drei große Königshügel und eine zahllose Menge kleinerer Grabhügel. Auch befinden sich 1 M. von U. die berühmten Morasteine, bei denen im Mittelalter die schwed. Könige gewählt und gekrönt wurden. Zu Hammarby war Linné's Sommerwohnung. Noch ist sein Auditorium in demselben Zustande vorhanden wie zu seiner Zeit.

Ural, der Fluß, ehemals Jaik genannt, entspringt unter 54° nördl. Br. in dem nördl. Theile des Südlichen oder Orenburgischen Uralgebirgs und mündet nach einem 190 M. (mit den kleinen Krümmungen 234 M.) langen Laufe, auf welchem er die Grenze zwischen Europa und Asien bildet, unter 47° nördl. Br. bei Gurjew in das Kaspische Meer. Er entsteht aus mehrern Hauptquellflüssen. Sein oberer Lauf ist nach Süden gerichtet in einem breiten Längenthal des Uralgebirgs, geht über Werchne-Uralsk und endet bei der Festung Orsk oder Orskaja. Sein nach Westen gerichteter mittlerer Lauf geht in vielen kleinen Windungen über die Festungen Guberlinskaja, Ilinskaja, Werchne-Osernaja, Kraßnogorskaja, Orenburg, Tatischtschewa, Rossypnaja, Ilezkoi, Irtezkaja bis Uralsk durch die breiten magern Steppenflächen, die dem Südfuß des uralischen Gebirgs zur Basis dienen. Bei Uralsk wendet er sich wieder gegen Süden, und hier beginnt sein unterer Lauf durch die niedrigen Salzsteppen, die, bereits unter dem Meeresniveau gelegen, jene merkwürdige Bodensenkung erfüllen, welche die zugänglichste Grenzstrecke und das breiteste Eingangsthor zwischen Asien und Europa bilden. Die theils bewaldete, theils morastige Niederung des Stromlaufs wird von den Frühlingswässern überschwemmt. 9 M. oberhalb der Mündung beginnt das sumpfige Delta, dessen östlicher, bei Gurjew mündender Arm für große Fahrzeuge schiffbar ist. Rechts nimmt der U. nahe unterhalb Orenburg die 55 M. lange Sakmara, links bei Ilezkoi den Ilek aus der Kirgisensteppe auf, an welchem das bedeutende Ilezkische Steinsalzwerk liegt. Bei Orenburg ist der Strom vom 25. Oct. bis zum 7. April (alten Stils) gefroren. Vermöge seines Wasserreichthums und der Klippenlosigkeit seines Bettes kann der U. schon von Werchne-Uralsk an beschifft werden und trägt von Orenburg an sehr ansehnliche Fahrzeuge. Aber bisjetzt ist die Schiffahrt noch unbeträchtlich. Infolge seiner Isolirung inmitten unwirthbarer Steppen hat der U. nur die Bedeutung einer schützenden Grenzscheide, die, verstärkt durch eine Reihe von Festungen und Kosackenstationen, die sog. Uralische oder Orenburger Linie bildet. Außerdem ist der U. sehr fischreich. Besonders wird in ihm der Stör und Sterlett gefangen, aus deren Rogen man Kaviar bereitet. Es liegen daher unzählige Fischerdörfer an seinen Ufern. In der Steppe auf dem rechten Ufer des U. bis an das Kaspische Meer wohnen die Uralischen Kosacken und einzelne nomadisirende Kalmücken.

Das linke Ufer bewohnen die Kirgisen, die sich der russ. Oberhoheit bereits unterworfen haben. Das Land der Orenburger Kosacken am obern und am mittlern U. bis Nossypnaja steht unter dem Generalgouverneur von Orenburg, das Land der Uralischen Kosacken dagegen, von Uralsk abwärts, jetzt unter dem Gouvernement von Ufa.

Urál (turko-kirgisisch, d. i. Gürtel), russ. Semlannii- oder Kammenoi-Pojas (d. h. Erd- oder Felsengürtel), bei den Alten Montes Hyperborei, heißt das Gebirge, welches an der Grenze Asiens und Europas von den Tundrasteppen am Eismeere bis zu der Kirgisensteppe am Kaspischen Meere in einer Strecke von 280 M. und mit seiner hügeligen Fortsetzung im Norden und Süden 370 M. weit durch die ganze Breite des russ. Reichs hinstreicht und, ohne mit einem andern Gebirge in Verbindung zu stehen, die einzige Unterbrechung der ungeheuern Tiefebene Osteuropas und Nordasiens bildet. Das Gebirge wird gewöhnlich in den Nördlichen oder Wüsten, den Mittlern oder Erzreichen, den Südlichen oder Waldreichen U. eingetheilt. Der Nördliche oder Wüste U. beginnt in der Gegend der Petschoraquellen, ist eine wallähnliche, von niedrigen Vorbergen begleitete Felsenkette mit Gipfeln von 3—4000 F. Höhe, die durch 1500 F. hohe Einsenkungen voneinander geschieden sind, mehrfach zerspalten und zertrümmert, kahl, waldlos, mit Krüppelholz, Moos, Torf, Moränen, Felsblöcken bedeckt, fast stets in Wolken und Nebel gehüllt, die unwirthbarste Gegend Europas. Dieser Theil fällt unter 68½° nördl. Br. mit dem 1398 F. hohen Konstantinow-Kamen ganz steil zur Tundra (s. d.) hinab. Von dieser Gegend zieht sich 25 M. weit nordwestwärts bis in die Nähe der Insel Waigatsch ein im Pae-huja bis 1474 F. hohes, ganz allmählich ansteigendes, mit Gras und Moos bedecktes, nur auf den Bergkuppen anstehendes Gestein zeigendes Gebirge, Pae-Choi von den Samojeden genannt, welches jedoch von dem U. ganz unabhängig ist. Der Mittlere U., auch der Permische oder Werchoturische oder Katharinenburger U. genannt, reicht südwärts bis zu den Quellen und dem Durchbruchsthal der Ufa und ist der schmalste und zugänglichste Theil des ganzen Gebirgs. Er besteht nur aus einer einzigen Hauptkette oder vielmehr aus einer Reihe einzelner Berggruppen und zwischenliegender Hochflächen, sodaß er an mehrern Stellen gar nicht als Gebirgsrücken erscheint. Die Zone seiner Vorberge ist nur schmal; die mittlere Höhe beträgt 1800—2400 F. Der höchste Gipfel ist der Denefschkin, der sich 5027 F. erhebt, während der etwas südlichere Kondjakowskoi-Kamen nur 4800 F. erreicht. Die Gipfel bestehen hier wie im Norden aus kahlen Felsenkämmen, während die Abhänge beider Seiten je weiter nach Süden desto dichter mit Wald bedeckt, die Thäler mit Sumpf und Busch erfüllt sind. Der Südliche oder Waldreiche, Baschkirische oder Orenburger U. besteht aus drei südwärts mehr und mehr divergirenden Bergkämmen von 1500—1900 F. mittlerer Höhe, welche durch die Längenthäler des Uralflusses, der Salmara und obern Bjelaja voneinander geschieden, aber durch die plateauartige Beschaffenheit und die Höhe der Thalflächen dennoch zu einem Ganzen verbunden werden. Der höchste Punkt ist hier der 4729 F. hohe Iremel auf der westl. Kette, in der Nähe der Bjelajaquelle, also im nördl. Abschnitt dieses durch Waldreichthum, aber auch durch Mineralschätze und vortreffliches Weideland ausgezeichneten Gebirgsabschnitts. Südwärts werden diese Bergkämme immer niedriger und nehmen die Form breiter Plateauflächen an, die sie schon am Querthal des mittlern Uralstroms zeigen.

Im ganzen U. finden sich nirgends Abgründe, Querschlüfte oder andere charakteristische Eigenthümlichkeiten eines hohen Kettengebirgs. Nur verhältnißmäßig schmale Hügellandschaften bilden den Uebergang aus den Tiefebenen zu dem Gebirge. Sie sind die einzigen Culturlandschaften der Uralgegenden; aber nur in den schönen hügeligen Geländen, die das Bjelajathal umgeben, haben sie eine größere Ausdehnung. Die Abdachung ist auf beiden Seiten sehr sanft. Die Hauptstraße über das Gebirge ostwärts nach Jekaterinburg ist so niedrig, daß sie kaum einem Gebirgspasse ähnlich. Das sanfte Gefälle der zahlreichen Strombetten und der träge Lauf ihrer Gewässer erzeugt an dem östl. oder sibir. Fuße des Gebirgs ausgedehnte Marschländer; die weitern Umgebungen tragen überall den Charakter niedriger Steppenflächen. Der U. ist nach den Forschungen Murchison's in seiner centralen Achse aus quarzigen und chloritischen Gesteinen, auf der westl. Seite aus silurischen und devonischen sowie der Steinkohlenformation angehörigen, mehr oder weniger umgewandelten und krystallinisch gewordenen Gesteinen zusammengesetzt, während auf den östl. Abhängen und Vorstufen die Bergwerke in metamorphischen Schichtensystemen betrieben werden, zwischen denen Gesteine feurigen Ursprungs auftreten. Zahlreich und zum Theil großartig sind in den kalkigen Mittelgebirgen und in den flötzigen Vorbergen, besonders auf der Westseite, die Grotten und Höhlen. Der Gesammtural zeigt in seiner mineralog. Zusammensetzung den sehr merkwürdigen Gegensatz einer gewissen Einförmigkeit des Festgebäudes

im großen und einer ungemein großen Mannichfaltigkeit schöner krystallinischer Gesteine. Unter den edeln Gesteinen sind besonders hervorzuheben die Smaragde, die berühmten Topase aus den Gruben von Mursinsk, die Beryllen aus den Gruben von Jekaterinburg. 1829 entdeckte man den ersten Diamanten auf einer Goldwäscherei des Grafen Polier. Ebenso findet man prächtige Malachitdrusen, Amethyste, Turmaline, Jaspis und andere Edel- und Halbedelsteine, seit 1836 auch Bernstein. Unendlich wichtiger ist für Rußland der U. durch seinen Metallreichthum. Die Vorstufen des Gebirgs mit ihren dem Hüttenbetrieb so förderlichen zahlreichen Quellflüssen und dichten Waldungen bilden das eigentliche uralische Erzgebirge. Die bedeutendsten Metallschätze liegen größtentheils zwischen 54 und 60° nördl. Br., und zwar hauptsächlich auf der östl. Seite. Hier ist auch der allein colonisirte Theil des Gebirgs und einer der gewerbreichsten und civilisirtesten Districte Rußlands. In diesem zum Gouvernement Perm (s. d.) gehörigen Mittlern U. wurde 1623 die erste Eisenhütte und 1640 der erste Kupferhammer angelegt. Gold, und zwar auf seiner ursprünglichen Lagerstätte als Gang- oder Berggold, wurde 1745 unweit nordöstlich von Jekaterinburg auf Quarzgängen entdeckt; allein erst 1754 begann der Bergbau daselbst. Seitdem öffnete man mehr und mehr Goldgruben, die aber großentheils wieder verlassen wurden, nachdem man 1774 die goldführenden Sandflötze entdeckt hatte, durch deren seit 1814 auf den kaiserlichen und seit 1819 auch auf den Privathüttendistricten erfolgte Bearbeitung durch Waschwerke der Weg zu einer weit wohlfeilern Goldgewinnung angebahnt war. Unter den Privatbesitzern haben die bedeutendsten Bergwerke die Familien Demidow, Jakowlew, Stroganow und das Handelshaus Gubin. Die Zahl der Arbeiter in den Bergwerken beläuft sich auf 150000. Die Bergwerksproducte konnte man um 1832 jährlich im Durchschnitt auf etwa 50 Mill. Rubel, mit Einschluß des Waschgoldes, annehmen, seitdem hat sich der Werth derselben durch die größere Ausbeutung des Goldes bedeutend erhöht. Der uralische Goldsand bedeckt eine Fläche von 735 Q.-M., und man findet ihn sowol in den Bergadern als in dem Ufersande. Seit 1754—1864 lieferten an Gold die 4 Kronwerke Jekaterinburg (seit 1754), Goroblagodat (seit 1823), Bogoslowsk (seit 1823) und Statoustow (seit 1825) $5608^{3}/_{10}$ Pud, außerdem die 12 Privatwerke (zwischen 1819—28 errichtet) $6710^{3}/_{40}$ Pud, das Orenburgische Gebiet 1537 Pud, das Permsche Gebiet (seit 1861) $55^{7}/_{8}$ Pud, zusammen $13911^{1}/_{4}$ Pud. Ein großes Interesse erweckte früher die Ausbeute an Platin (s. d.). Silberhaltige Bleierze bricht man in den Berg- und Hüttendistricten von Nishnij-Tagilsk, Süßtertsk und Jekaterinburg. Im letztern wurden 1814—20 gegen 40 Pud Silber verschmolzen; mit der Einrichtung der Goldwäschereien aber ward der Betrieb eingestellt. 1862 gewann man nur 14 Pud 7 Pfd. Feinsilber. Kupfer ist freilich nicht in dem Maße als in Ostsibirien, aber doch reichlich vorhanden. 1862 wurden in den Kronbezirken 29565, in den Privatwerken 196174 Pud Garkupfer hergestellt. Mehr als vier Fünftel der gesammten Roheisenmasse Rußlands werden auf den uralischen Hüttenwerken, und zwar im Gouvernement Perm, Orenburg, Wjätka und Wologda gewonnen. 1862 stellten die Kron- und Privatwerke 10,466782 Pud an Roheisen her: Frischeisen 4,342346, Puddeleisen 3,402605, Gußwaaren 587867, Roh- und Cementstahl 83936, Gußstahl 27057, Waffen und Sensen 62577 Pud. Der Magneteisenstein des U., mit Holzkohlen verschmolzen, eignet sich vorzüglich zur Bereitung des Stahls und Eisendrahts, und diese Eigenschaften sichern dem russ. Eisen seinen auswärtigen Absatz. Große Steinsalzbrüche befinden sich bei Ilezkaja-Saschtschita, ergiebige Salzwerke in den Gouvernements Wologda und Perm. Auch ist 1852 etwa 90 Werst von Jekaterinburg ein reiches Steinkohlenlager aufgefunden worden. Vgl. außer den Werken von Alex. von Humboldt (s. d.) und Murchison (s. d.): Hofmann und Helmersen, «Geognostische Untersuchungen des Südauralgebirgs» (Berl. 1831); Rose, «Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural u. s. w.» (2 Bde., Berl. 1837—42); Schrenk, «Orographisch-geognostische Uebersicht des Uralgebirgs im hohen Norden» (Dorp. 1849); Hofmann, «Der nördliche U. und das Küstengebirge Pae-Choi» (Bd. 1, Petersb. 1853).

Uran, ein einfacher metallischer Körper, findet sich in der Natur in den Mineralien Uranpecherz, Uranglimmer und Chalkolith. Es wurde 1789 von Klaproth entdeckt, aber im reinen Zustande erst 1847 von Péligot dargestellt. Man kennt es nur als schwarzes Pulver, das sich bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft unverändert erhält, wenn es aber an der Luft erhitzt wird, mit lebhafter Flamme verbrennt. In verdünnten Säuren löst es sich unter Wasserstoffentwickelung auf. Die Uranoxydsalze sind von gelber Farbe. Das Uranoxyd, ein gelbes Pulver, findet in der Porzellan- und Glasmalerei zur Erzeugung von Schwarz Anwendung. Glas mit Uranoxyd zusammengeschmolzen (sog. annagrünes oder Canarienglas) erscheint in der Durchsicht schwach gelblich, im reflectirten Lichte prachtvoll grün, letzteres aber nur, wenn das Licht blaue,

violette und ultraviolette, also überhaupt chemisch wirksame Strahlen enthält. Es ist daher ein Stück Uranglas ein sehr brauchbares und empfindliches Reagens auf chemisch wirksames Licht.

Urania, die Tochter des Zeus und der Mnemosyne, von Apollo Mutter des Linos, von Bacchus des Hymenäos, ist eine der neun Musen (s. d.), und zwar die der Astronomie. Daher wird sie mit der Himmelskugel, auf die sie mit einem Stabe deutet, dargestellt. Eine andere U. ist die Tochter des Okeanos und der Tethys.

Uranos ist das griech. Wort für Himmel. Personificirt erscheint derselbe zuerst in der Hesiodischen Theogonie als Erstgeborner der Gäa (Erde), der mit dieser seiner Mutter die Titanen (s. d.), die Cyklopen (s. d.) und die drei hundertarmigen Riesen Kottos, Briareos und Gyes erzeugte. Alle diese Kinder waren dem Vater verhaßt, und er verbarg sie gleich nach der Geburt in der Tiefe der Erde. Diese aber rächten sich dafür auf den Rath und mit Hülfe ihrer Mutter, die dem Kronos, dem jüngsten der Titanen, eine gewaltige Sichel in die Hand gab, womit er dem U., als dieser herbeikam, die Gäa zu umarmen, das Zeugungsglied abschnitt und es ins Meer warf, wo aus dem Schaum, der sich um dasselbe anhäufte, die Aphrodite (Venus) hervorging, während aus den Blutstropfen, die dabei auf die Erde gefallen waren, die Erinnyen, die Giganten und die Melischen Nymphen entsprangen.

Uranus heißt ein Planet, welcher, erst am 13. März 1781 von W. Herschel entdeckt, jenseit des Saturn seine Bahn um die Sonne beschreibt. Er gleicht an Helligkeit einem Sterne sechster Größe und ist, wenn man seinen Ort genau kennt, dem bloßen Auge sichtbar, während er im Fernrohr als kleine Scheibe erscheint. Seine mittlere Entfernung von der Sonne ist $19^2/_{10}$mal größer als die der Erde von der Sonne oder 397 Mill. M. Sein siderischer Umlauf um die Sonne dauert 84 J. 6 Tage. Die Entfernung von der Sonne schwankt wegen der Excentricität der Bahn, welche 0,047 beträgt, zwischen 378 Mill. und 416 Mill. M., die Entfernung von der Erde zwischen 357 Mill. und 436 Mill. M. Seine Bahn ist gegen die Ekliptik 0° 46′ geneigt und der aufsteigende Knoten liegt in 73° 14′. Der scheinbare Durchmesser des U., von der Erde aus gesehen, schwankt zwischen $4^3/_{10}$—$4^7/_{10}$, der wahre Durchmesser ist 8226 M. Bisjetzt hat man mit Sicherheit vier Monde bemerkt, deren Entfernungen vom Planeten von 28000—86000 M., und deren Umlaufszeiten von $2^1/_2$—$13^1/_2$ Tagen gehen. Die Bahnen dieser Satelliten stehen senkrecht auf der Bahn des U. um die Sonne, und man schließt daraus, daß die Rotationsachse des U. gegen seine Bahn wenig geneigt ist, während bei allen andern Planeten die Neigung sehr groß und gewöhnlich von 90° wenig verschieden ist.

Urban ist der Name von acht röm. Päpsten. **U. I.**, 222—230, starb unter Alexander Severus nach späterer Ueberlieferung den Märtyrertod. — **U. II.**, 1088—99, geb. zu Châtillon-sur-Marne und früher Mönch zu Clugny, wurde durch Gregor VII. zum Bischof von Ostia und nach Papst Viktor III. auf den päpstl. Stuhl erhoben. Seine von überraschendem Erfolg begleitete Aufforderung zu den Kreuzzügen verschaffte ihm in der abendländ. Christenheit das größte Ansehn, welches er bei seiner energischen Fortsetzung des Investiturstreits mit Geschick zu verwerthen wußte. Er bannte den Kaiser Heinrich IV. und reizte gegen ihn dessen Sohn Konrad auf; ebenso that er Philipp I. von Frankreich und wiederholt den Gegenpapst Clemens III. in den Bann. — **U. III.**, 1186—87, eigentlich Lambert oder Hubert Crivelli, hatte viel Streitigkeiten mit Kaiser Friedrich I., gegen den er aber nichts vermochte. — **U. IV.**, 1261—64, eigentlich Jak. Pantaleon, der Sohn eines Schuhmachers zu Troyes, war anfangs Kanonikus daselbst, nachmals Bischof zu Laon und später Patriarch zu Jerusalem. Durch ihn wurde, nachdem er den päpstl. Stuhl bestiegen, das Fronleichnamsfest gestiftet. Als Gegner Manfred's von Sicilien schloß er 1263 mit Karl von Anjou einen Vertrag; allein Manfred eroberte fast den ganzen Kirchenstaat. — **U. V.**, 1362—70, eigentlich Wilh. von Grimoard, ließ die Bildsäule des Paulus aufstellen, die er mit der dreifachen Krone schmückte. Er war der Erste, der als Geschenk für die Königin Johanna von Neapel eine goldene Rose weihte, und der letzte Papst, der in Avignon residirte. — **U. VI.**, 1378—89, eigentlich Barthol. von Prignano, trat bald nach seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl mit solchem Ungestüm gegen die Cardinäle auf, daß diese ihn in den Bann thaten und Clemens VII. als Gegenpapst erwählten. Doch wußte er sich zu behaupten, nahm für Karl von Durazzo gegen die Königin Johanna von Neapel Partei, entzweite sich aber auch mit diesem und ließ unter dem Vorwande, daß mit ihm die Cardinäle sich gegen ihn verschworen, sechs derselben 1385 hinrichten. Endlich starb er zu Rom 1389, wie es scheint, an Gift. — **U. VII.**, eigentlich Joh. Bapt. Castagna, war früher mehrerer Päpste Gesandter in Deutschland und Spanien und überlebte seine Wahl als Papst 1590 nur 13 Tage. — **U. VIII.**, 1623—44, eigentlich Maffeo Barberini, wurde zu Florenz 1568 geboren. Selbst

Gelehrter, förderte er Künſte und Wiſſenſchaften; die Regierung aber überließ er ſeinen Vettern, die Frankreich, um es über Spanien zu erheben, in jeder Beziehung unterſtützten. Unter ihm fiel 1631 das Herzogthum Urbino als eröffnetes Lehn dem päpſtl. Stuhle zu. Er ertheilte den Cardinälen den Titel Eminenz, verbeſſerte 1631 das «Breviarium Romanum» und errichtete 1627 das Collegium de propaganda fide; auch rührt von ihm die jetzige Form der Bulle In coena domini (ſ. d.) her. Seine Gedichte (Rom 1631 und Par. 1642) wurden ſpäter von Brown (Oxf. 1726) herausgegeben.

Urbanität (lat. urbanitas) bezeichnet nicht ſowohl bloße Höflichkeit und Artigkeit als den feinern Anſtand, der auf Bildung beruht und ſich in Geberde und jeder Aeußerung, namentlich in einem gewiſſen Maßhalten kundgibt. Dem Römer war U. vornehmlich die feine Bildung, die ſich in dem großartigen Treiben der Stadt Rom (welche man vor allem die Stadt, urbs, nannte) erwerben ließ. Dieſelbe machte ſich geltend ſowol in geſelliger Sitte als in eigenthümlicher Feinheit des Witzes, in der Sprache aber in ſorgſamerer Wahl des Ausdrucks und im Fernhalten deſſen, was man als das Provinzielle zu bezeichnen pflegt. Dieſes Provinzielle beſtand weſentlich in der lingua rustica, sermo rusticus, dem Latein, das mit der Ausbreitung röm. Herrſchaft in den ital. Landſchaften Volksſprache geworden war. Dann auch bezeichnete man damit die Sprache, welche ſich ebenſo in den Provinzen bildete und endlich die Grundlage wurde, auf der die roman. Sprachen ſich entwickelten. Der U. ſteht entgegen die Ruſticität, unter der man vorzugsweiſe Roheit, wenigſtens bäuriſche Plumpheit verſteht. Auch der Römer verband ſchon den letztern Begriff mit dem Worte, nicht minder aber den der derben, biedern Sitte.

Urbarium, ein urſprünglich deutſches Wort, dem aber der Sprachgebrauch eine lat. Endung gegeben hat, bedeutet ſo viel als Ertragsbuch. In dem U. ſind die urbaren und daher ſteuer- und zinspflichtigen Ländereien einer Gemeinde oder eines größern Bezirks verzeichnet und meiſt unter Benutzung von Gemeinde- und Flurkarten nach Lage und oft auch Bonität beſchrieben. Dabei wird auch angegeben, welche Zinſen und Dienſte auf den Ländereien haften und wann und wie dieſe geleiſtet werden müſſen. Sollen die U. als Urkundenbücher gelten und bei Streitigkeiten gegen die Zins- und Dienſtpflichtigen beweiſen, ſo müſſen ſie mit öffentlicher Autorität (von einer Gerichts- oder der Gemeindebehörde) und mit Zuziehung der Verpflichteten angelegt ſein und fortgeführt werden. Hier und da führen die U. den Namen Erdbücher, Grund-, Lager-, Zins- und Steuerbücher. Aehnlich den U. ſind die zum Zweck der Erhebung von Grund- und Bodenſteuern hergeſtellten Kataſter.

Urbino, Stadt und Hauptort eines Kreiſes in der ital. Provinz Peſaro-Urbino, liegt auf einem hohen Hügelrücken an der ſchönen Straße, die von der Romagna aus zum Theil durch das Metaurusthal nach Toscana (Tiberthal) führt. Die Stadt zählte Ende 1861 als Gemeinde 15444, als Ortſchaft jedoch nur 5686 E. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs und einer Unterpräfectur, hat eine freie Univerſität mit einer juriſt. und einer mathem. Facultät, einem medic.-chirurgiſchen und einem philoſ. Collegium und mehrern Specialcurſen, ein Lyceum, ein Gymnaſium und eine techniſche Schule. Das bemerkenswertheſte Gebäude iſt der vormalige herzogl. Palaſt, um die Mitte des 15. Jahrh. von Federigo di Montefeltro erbaut und in architektoniſcher Hinſicht ſehr intereſſant. U. kam früh ſchon an die Grafen des benachbarten gebirgigen Montefeltro, welche 1474 von Papſt Sixtus IV. den Herzogstitel erhielten. Beim Tode des letzten aus dieſem Hauſe, Guidubaldo, folgte 1508 deſſen Eidam Francesco Maria della Rovera, der Neffe Papſt Julius' II. Eine kurze Zeit führte dann den Titel von Urbino Lorenzo de' Medici, der Neffe Leo's X. und Vater der Königin Katharina. Beim Ausſterben des Hauſes della Rovera, welches gleich den Herzogen von Ferrara durch Beſchützung der Künſte und Wiſſenſchaften, durch ausgezeichnete Kriegsthaten einzelner ſeiner Fürſten und durch innige Verbindung mit den angeſehenſten Staaten Südeuropas in hochgefeiertem Rufe ſtand, zog Papſt Urban VIII. 1631 U. als erledigtes Lehn (damals 7 Städte und gegen 300 Schlöſſer umfaſſend) ein, und es blieb ſeitdem mit dem Kirchenſtaat vereinigt, bis die röm. Marken, zu denen die Provinz U.-Peſaro gehörte, 1860 dem Königreich Italien einverleibt wurden. In U. ward 6. April 1483 Rafael Santi geboren. Vgl. Baldi, «Memorie concernenti la città d'U.» (Rom 1724).

Ure (Andrew), ausgezeichneter Chemiker, geb. 18. Mai 1778 zu Glasgow, erhielt ſeine Erziehung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, abſolvirte alsdann den Curſus auf der dortigen Univerſität und vollendete ſeine Studien in Edinburgh. Nachdem er 1800 die medic. Doctorwürde erworben, ließ er ſich als praktiſcher Arzt in Glasgow nieder. Hier wurde er 1805 zum Profeſſor der Naturgeſchichte und Chemie an der Andersonian Institution ernannt und trug zur Gründung der 1808 eröffneten Sternwarte bei, wo er ſich mehrere Jahre hindurch

mit aſtron. Beobachtungen und Forſchungen beſchäftigte. 1818 legte er der Royal society in London ſeine «New experimental researches on some of the leading doctrines of caloric» vor, die in den «Transactions» dieſes gelehrten Vereins abgedruckt wurden, und denen 1822 ein «Memoir on the ultimate analysis of vegetable and animal substances» folgte. Ferner gab er 1820 ein «Dictionary of chemistry» und 1824 eine Ueberſetzung von Berthollet's Elementen der Färbekunſt heraus und ließ 1829 ſein «New system of geology» erſcheinen. 1830 zog U. nach London, wo er 1835 ſeine «Philosophy of manufactures» veröffentlichte, der ein anderes gründliches Werk «On the cotton manufacture of Great-Britain» (2 Bde., Lond. 1836) folgte. 1839 trat er mit ſeiner Hauptarbeit «Dictionary of arts, manufactures and mines» hervor, welche in England für claſſiſch gilt. Eine neue Ausgabe in zwei enggedruckten Bänden mit 1600 Illuſtrationen wurde 1853 veranſtaltet. Außer den genannten Schriften hat U. zahlreiche Abhandlungen in den Journalen der Royal Institution, der Britiſchen pharmacentiſchen Geſellſchaft u. ſ. w. veröffentlicht. Als ſelbſtändiger Beobachter beſteht ſein Hauptverdienſt in den Forſchungen über die Elaſticität und die latente Wärme der Dämpfe verſchiedener Flüſſigkeiten, in welchen er Dalton's Reſultate weiter führte, ſowie in der Anwendung chem. Proceſſe auf das Manufacturweſen. U. ſtarb 2. Jan. 1857 zu London.

Urgeſchichte hat man in neueſter Zeit den Inbegriff von Kenntniſſen über frühere Zuſtände des Menſchengeſchlechts genannt, welche nicht aus geſchriebenen oder mündlich überlieferten Urkunden, ſondern aus Thatſachen geſchöpft ſind, die in den oberflächlichen Schichten der Erde vergraben lagen. Einzelne dieſer Thatſachen waren ſchon lange bekannt, aber theils vergeſſen oder abſichtlich beiſeitegeſchoben, theils auch unrichtig aufgefaßt worden, bis umfaſſendere Unterſuchungen, beſonders im Norden, in Frankreich, England und der Schweiz angeſtellt, ältere Culturzuſtände auch in Europa nachwieſen. Dieſe Culturzuſtände ſind hiernach denjenigen der Wilden ähnlich und ſcheinen dem Menſchengeſchlecht ein weit bedeutenderes Alter, ſelbſt in Europa, unter ſehr veränderten Exiſtenzbedingungen anzuweiſen, als man bisher anzunehmen geneigt war. Obgleich die Kenntniſſe davon noch ſehr lückenhaft, darf man doch nach dem jetzigen Stande derſelben annehmen, daß mehrere, wenn auch nicht ſcharf geſchiedene Perioden innerhalb der U. ſich abgeſpielt haben, die etwa in folgender Weiſe charakteriſirt werden können. Die erſte Hauptperiode iſt die Steinzeit. Der urſprünglich wilde, von Jagd und Fiſchfang lebende Menſch, der aber allmählich zu einer gewiſſen Culturſtufe ſich erhebt, kennt noch durchaus keine Metalle, ſondern verfertigt ſich Waffen und Werkzeuge aus Stein, Holz, Horn, Knochen u. ſ. w. Innerhalb dieſer, jedenfalls ſehr langen Periode laſſen ſich mehrere Stufen der Culturentwickelung unterſcheiden: 1) die älteſte Steinzeit, in Europa unmittelbar nach dem Rückzuge der Gletſcher und der Eismeere beginnend. Der Menſch lebt in dieſer Zeit in Europa mit wilden Thieren zuſammen, unter welchen viele ausgeſtorbene Typen, namentlich aber der Höhlenbär (Ursus spelaeus), die Höhlenhyäne (Hyaena spelaea), das Mammuth (Elephas primigenius), das Nashorn mit knöcherner Naſenſcheidewand (Rhinoceros tichorhinus), der Rieſenhirſch (Megaceros hibernicus) hervorragende Typen ſind. Der Menſch verfertigt ſich rohe Inſtrumente, z. B. Aexte und Meſſer, aus Kieſelſteinen. Fundſtätten dieſer Art ſind theils die Schwemmſchichten beſonders im weſtl. Europa (Amiens in Frankreich, Horne in England, San-Iſidro in Spanien), theils die ältern Höhlen in Deutſchland, Belgien, England, Frankreich und Italien. 2) Die mittlere Steinzeit, auch Rentthierzeit genannt. Die erwähnten Typen von Thieren ſind in dieſer theils ſchon ausgeſtorben, theils ſelten geworden. Dagegen überwiegen jetzt nach dem Norden oder nach den Hochgebirgen ausgewanderte Thiere, wie das Rentthier, der Eisfuchs, der Vielfraß, das Murmelthier, der Moſchusochſe u. ſ. w. Der Menſch dangelt die Schneiden der Steininſtrumente, lernt die Kunſt, Steine, Zähne, Knochen zu durchbohren, und bearbeitet namentlich Knochen und Horn, beſonders das Geweih des Rentthiers, in ſehr künſtlicher Weiſe. An einigen, räumlich ſehr beſchränkten Orten, wie im Périgord, im Depart. Dordogne, findet man merkwürdige Kunſtproducte, meiſt Darſtellungen von Thieren, theils als Zeichnungen eingeſchnitten, theils ſelbſt als Sculpturarbeit. Die Todten werden meiſt im Hintergrunde von Grotten beigeſetzt. Hauptfundorte dieſer Periode ſind die Höhlen und Grotten in Belgien (Keſſelthal), Frankreich, am Salève bei Genf und die Abfallſtätte am Schuſſenried bei Ravensburg. 3) Die jüngere Steinzeit, charakteriſirt durch feſte Wohnſitze, Züchtung von Hausthieren (zuerſt Hund, dann Schwein, Rind, Ziege, Schaf) und Anbau von Nutzpflanzen (Getreide, Flachs, Aepfel, Birnen, Mohn, Hirſe). Die nordiſchen Thiere ſind nunmehr verſchwunden. Im Norden ſelbſt gibt es Stämme, welche periodiſch an die Küſte ziehen, dort von Jagd, Fiſch- und Muſchelfang leben, die als Hausthier nur den Hund beſitzen und bedeutende

Abfallhaufen, hauptſächlich aus Schalen von Auſtern und Miesmuſcheln beſtehend, ſog. Küchenabfälle (Kjökken möddinger) hinterlaſſen haben. Derſelben Periode, wenn auch einer höhern Culturſtufe, ſcheinen die Pfahlbauten (ſ. d.) und die ältern Hünengräber oder Dolmen anzugehören. Allmählich wurde nun durch Einführung der Metalle auf Handelswegen, und zwar in Europa zuerſt der Bronze vor allen andern Metallen, die zweite Hauptperiode der U., die Bronzeperiode, eingeleitet. Die Bronze verdrängt nach und nach den Stein, beſonders bei Herſtellung von Schmuckgegenſtänden, die mit großem Geſchmack angefertigt werden, und von Waffen, wie Schwertern und Dolchen, die höchſt eigenthümliche Formen zeigen. Ackerbau, Viehzucht nehmen zu. Es werden neue Hausthierraſſen, darunter namentlich große Hunde und das Pferd, in Mitteleuropa eingeführt. Die Todten werden großentheils verbrannt und in Urnen beigeſetzt. Die Verbreitung des Bernſteins, die dieſer Zeit angehörenden Hünengräber, die Formen gewiſſer Inſtrumente zeigen das Beſtehen von langen, verwickelten Handelswegen zur See wie zu Lande, nach Nord und Süd. Jetzt laſſen ſich auch Beziehungen Europas zu Aſien finden, während die Culturpflanzen, Unkräuter und Viehraſſen der Pfahlbauten auf Afrika als Stammland der Cultur hinweiſen. Endlich verdrängt das Eiſen die Bronze mehr und mehr, und ſo wird die U. allmählich an die hiſtor. Zeit angeknüpft. Die Literatur der U. iſt, ungeachtet der Neuheit dieſer Wiſſenſchaft, ſehr reich. Die weſentlichſten Verdienſte um dieſelbe haben ſich erworben: im Norden Nilſſon, Steenſtrup, Worſaae; in England Lyell, Lubbock, Chriſtie; in Frankreich Lartet, Mortillet, Vibraye; in Deutſchland Schaffhauſen, Virchow, Lindenſchmit; in der Schweiz Deſor, Keller, Morlot, Schwab, Troyon; in Italien Gaſtaldi, Caneſtrini, Foreſti, Lioy. Neuerdings hat K. Vogt in vielen Städten Deutſchlands öffentliche Vorleſungen über dieſen Gegenſtand mit großem Erfolg gehalten.

Urheber (auctor) nennt man denjenigen, von welchem irgendeine Sache ausgeht. Dem U. gebühren die Vortheile ſeines Handelns; er iſt aber auch für die von ihm veranſtaltete Handlung verantwortlich, mag er nun ſolche ſelbſt ausgeführt (unmittelbarer U.; auctor naturalis) oder andere dazu bewogen haben (mittelbarer U.; auctor intellectualis). Bei Uebertretungen des Strafgeſetzes wird nur derjenige als mittelbarer U. angeſehen, der die That für ſich gewollt und andere zu ihrer Ausführung vermocht hat. Unbedachte, nicht ernſtlich gemeinte Aeußerungen, die den unmittelbaren U. auf das Verbrechen hinleiten, ſind nicht als maßgebende Veranlaſſung zu betrachten. So kann auch der, welcher zu einer That nur Anleitung und Rath gibt, ohne daß ihn hierzu ein eigenes Intereſſe an dem verbrecheriſchen Erfolge beſtimmte, nicht als U., ſondern nur als Gehülfe und Beförderer beſtraft werden. Vereinigen ſich mehrere zu einer That, ſo ſind ſie Miturheber (coauctores), wenn auch ihr Antheil an der wirklichen Ausführung nicht gleich iſt. Von dem U. unterſcheidet ſich der Gehülfe (socius delicti), welcher, ohne daß er das Verbrechen von vornherein mitbegehen wollte, doch wiſſentlich zu demſelben ſolchen Beiſtand leiſtet, der mit der Ausführung in einem weſentlichen Zuſammenhange ſteht. Noch weiter ſteht vom U. der bloße Beförderer (fautor delicti) ab, welcher nur nach ſchon begangenem Verbrechen Vorſchub leiſtet, um deſſen Entdeckung zu verhindern, die Flucht des Thäters, die Sicherung der Vortheile des Verbrechens zu befördern und geſtohlene Sachen unterzubringen. Ueber Urheberrecht oder Autorenrecht ſ. Autor und Verlagsrecht.

Uri, einer der Bergcantone der Schweiz, enthält auf 19,67 Q.-M. 14741 E., welche deutſch reden, der kath. Kirche angehören und proviſoriſch dem Bisthum Chur zugetheilt ſind. Dieſer Canton beſteht aus zwei Bezirken, nämlich dem alten Land U., früher zum Bisthum Konſtanz gehörig, und Urſeren mit 1326 E., das früher einen Theil des alten Rhätien ausmachte. Die 9. März 1850 revidirte Verfaſſung iſt rein demokratiſch. Die höchſte Gewalt ſteht der Landesgemeinde zu, welcher beizuwohnen jeder Bürger nach zurückgelegtem 20. J. das Recht hat. Die Vorberathung der Geſetze und die Oberaufſicht ſteht dem Landrathe zu, in welchen 7 Mitglieder durch die Landesgemeinde und 61 durch die einzelnen Gemeinden gewählt werden. Ein Regierungsrath von 11 Mitgliedern, mit dem Landammann als Vorſtand, iſt die vollziehende Behörde. Die bürgerliche Juſtiz wird durch ein Cantonsgericht von 11 Mitgliedern in höchſter Inſtanz ausgeübt. Ein Criminalgericht von 7 Mitgliedern unterſucht und urtheilt in Strafrechtsfällen. Auf welchem mittelalterlichen Standpunkte ſich die Strafjuſtiz U.s noch befindet, zeigte die gegen den Buchdrucker Ryniker 1865 wegen Herabwürdigung der kath. Religion verhängte und vollzogene Stockprügelſtrafe. Die Bundesverſammlung beſchloß deshalb die Aufnahme eines Artikels in die Bundesverfaſſung, welcher der Bundesgewalt das Recht einräumt, gewiſſe Strafarten als unzuläſſig zu erklären, ohne daß dieſer Beſchluß jedoch

praktische Folge gehabt hat. Die auf dem Gotthard entspringende Reuß durchfließt von ihrer Quelle an bis zu ihrem Ausfluß in den Vierwaldstättersee das Land seiner ganzen Länge nach. Sie bildet ein sehr enges, rauhes Thal, welches erst gegen den See sich erweitert und fruchtbarer wird. Von den vielen Nebenthälern, die in dasselbe ausmünden, sind nur wenige bewohnt. Der Canton ist fast von allen Seiten her von hohen Gebirgen umgeben, auf welchen ergiebige Viehzucht getrieben wird. Der hier bereitete Käse, besonders der urserner, ist sehr geschätzt. Im Thalgrunde gedeiht der trefflichste Wiesen- und Obstbau, und herrliche Nußbäume umgeben die tieferliegenden Dörfer. Einen beträchtlichen Verdienst verschafft diesem Lande der Verkehr über den Gotthardspaß (s. Sanct-Gotthard), der kürzeste Weg, um vom westl. Deutschland nach Italien zu gelangen. Außer dieser Straße, auf welcher das liebliche Urserenthal, das Urnerloch, die Teufelsbrücke, die schauerlichen Schöllenen besonders beachtenswerth sind, verdienen noch der Hauptort Altorf mit dem Tellsbrunnen, der Landgemeindeplatz zu Bözingen, Tell's Geburtsort Bürglen und das anstoßende Schächenthal, die Trümmer der Burg Attinghausen, die Tellsplatte und die Grütliwiese bemerkt zu werden. Großen Anstoß erregte es in der Schweiz, daß in U. trotz der allgemeinen Opposition der schweiz. Presse noch eine Staatslotterie geduldet wird. Weiter erregte es Misstimmung, daß die Regierung von U. sich weigerte, die Unterhaltungskosten für die Axenstraße, eine der von der Eidgenossenschaft erbauten Gebirgsstraßen, zu übernehmen. U. gehört zu denjenigen Cantonen der Schweiz, in welchen sich die Volksbildung noch auf der niedrigsten Stufe befindet. Vgl. Lusser, «Der Canton U.» (St.-Gallen 1834) und «Geschichte des Cantons U.» (Schwyz 1862).

Uria ist der Name mehrerer im Alten Testamente erwähnter Personen. U., ein Hethiter und Heerführer König David's, mit dessen Weibe Bathseba David einen ehebrecherischen Umgang pflog, verlor sein Leben infolge eines königl. Briefs, welchen er selbst an den Oberfeldherrn Joab überbringen mußte, und welcher die Weisung an Joab enthielt, ihn im Kampfe an die gefährlichste Stelle zu senden. Daher heißt jetzt noch ein Brief, der für den Ueberbringer selbst nachtheilig ist, ein Uriasbrief. — Ein Hoheprieſter U. förderte den Götzendienst (2 Kön. 16, 10—17); der Prophet U. weissagte dem Könige Jojakim das Verderben, floh nach Aegypten, wurde aber zurückgebracht und getödtet (Jerem. 26, 20—23).

Uriconium in den Itinerarien, Viroconium bei Ptolemäus, hieß eine im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung gegründete röm. Stadt in Britannien, die nach 400jährigem Bestehen durch einen Brand zerstört und wahrscheinlich auch ausgeplündert worden ist. Die Stadt lag in der engl. Grafschaft Shrop, an der Stelle des jetzigen Dorfs Wroxeter am Severn, 1,5 M. von Shrewsbury, in einer an Steinkohlen reichen Gegend. Durch die seit mehrern Jahren daselbst veranstalteten fleißigen Nachgrabungen sind bisjetzt eine Reihe von Gebäuden bloßgelegt worden, die größtentheils öffentliche Bäder bildeten, von denen man noch die Heizgemächer mit ihren Röhren und Stützpfeilern sieht; ferner eine Begräbnißstätte mit Skeleten, mit Aschenurnen, Thränenkrügen und Grabsteinen, eine mit kleinen Steinen gepflasterte Straße, die zu beiden Seiten einen Bürgersteig hatte, einen Marktplatz, öffentliche Latrinen, Abzugskanäle u. s. w.

Urim und Thummim, d. i. Licht und Vollkommenheit, bezeichnet ein mit dem Brustschilde des israel. Hohen Priesters (s. Hoher Priester) in Verbindung stehendes, jedoch von den zwölf auf jenem Schilde befestigten Edelsteinen verschiedenes Orakel, welches auf eine geheimnißvolle Weise den Willen Jehovah's kundgab. Da sich die Quellen darüber sehr dunkel ausdrücken, so sind alle nähern Bestimmungen gewagt.

Urin, s. Harn.

Urkunden, s. Diplom und Diplomatik.

Urkundenbeweis heißt der Beweis (s. d.) durch Schriftstücke. Derselbe muß in der Frist, welche das Gesetz oder richterliches Decret vorschreiben, angetreten werden, d. h. es ist anzugeben, was bewiesen werden und durch welche Urkunden dies geschehen soll. Letztere sind nach den meisten Proceßgesetzen gleich beizulegen, wenigstens in Abschrift. Wenn aber der Beweisführer die Urkunden nicht in Händen hat, so muß er das Gesuch stellen, daß dem bezeichneten Inhaber die Herausgabe auferlegt werde. Zu dieser Edition ist in Ansehung der gemeinschaftlichen Documente, d. h. derer, welche über ein Geschäft von beiden Theilen aufgesetzt wurden, ein jeder dem Gegner verbunden. Ebenso muß der Kläger dem Beklagten alle Urkunden über den Gegenstand des Processes herausgeben, welche dieser zu einem directen Gegenbeweise, also lediglich zu seiner Vertheidigung nöthig hat. Eine noch weitergehende Verpflichtung trifft den Kaufmann hinsichtlich seiner Handlungsbücher (s. d.). Auch Dritte haben, soweit sie zur Zeugnißablegung angehalten werden können, die ihnen gehörigen, belangreichen Urkunden mitzutheilen.

Leugnet der Gegner den Besitz der mit Recht von ihm zu verlangenden Urkunden, so muß er dieses Leugnen durch einen Editionseid rechtfertigen, widrigenfalls zu seinen Ungunsten anzunehmen ist, daß die Urkunden das Angegebene wirklich enthalten. Unbetheiligte Dritte werden durch Strafauflagen zur Herausgabe angehalten und müssen den durch ihre Weigerung entstandenen Schaden ersetzen, wenn sie nicht ebenfalls einen Editionseid zu leisten vermögen. Wirklich vorgelegte, die streitige Thatsache bezeugende Urkunden liefern einen hinreichenden Beweis, wenn sie unversehrt (nicht zerrissen, durchstrichen, durch Rasuren verändert) und echt sind, d. h. wirklich von dem angegebenen Aussteller herrühren. Hinsichtlich der öffentlichen Urkunden, worin Gerichts- und Verwaltungsbehörden, Notare oder sonst mit öffentlicher Glaubwürdigkeit versehene Personen amtliche Wahrnehmungen bezeugen, bietet das Vorhandensein der vorgeschriebenen Form die nöthigen Anhaltepunkte zur Beurtheilung der Echtheit. Bei Privaturkunden dagegen, in welchen nichtamtliche Aussteller die Wahrheit einer Thatsache versichern, muß die Authenticität erst durch Anerkennung der Hand- oder Unterschrift von seiten des Gegners hergestellt werden. Zu einer solchen Erklärung läßt sich aber der Gegner des Beweisführers (der Producet) nur rücksichtlich der Urkunden anhalten, welche angeblich von ihm selbst oder von einer Person, die er zu vertreten hat, wie dem Bevollmächtigten, dem Erblasser, herrühren. Leugnet hier der Product die Echtheit, so hat er den Dissessionseid zu leisten. (S. Dissession.) Der U. erlangt eine noch erhöhte Bedeutung, wenn die Gesetzgebung (wie in Preußen, Frankreich, zum Theil auch in Sachsen) vorschreibt, daß gewisse Geschäfte zu ihrer Gültigkeit schriftlicher Abschließung bedürfen. Das Strafverfahren wird nur selten schriftliche Schuldbekenntnisse des Angeklagten, um so häufiger aber Schmähschriften, Droh- und Brandbriefe, gefälschte Urkunden, verrätherische Correspondenzen u. s. w. als Beweisstücke zu beachten haben. Den Beweis der Urheberschaft muß hier das Gericht führen.

Urlaub heißt die zeitweilige Enthebung von Dienstgeschäften, die dem öffentlichen Beamten von seinem Vorgesetzten bewilligt wird. Die Frage, ob ein zum Abgeordneten gewählter Staatsdiener einen U. zum Eintritt in die Kammer bedürfe und ob die Regierung das Recht habe, ihm solchen nach Gutbefinden zu verweigern, hat zu gewissen Zeiten in mehrern deutschen Staaten zu Conflicten zwischen Regierung und Landesvertretung geführt, ohne eine definitive Entscheidung zu finden. — Beim Militär wird der U. einzelnen auf Ansuchen, das durch Gründe (Familienverhältnisse, Gesundheitsrücksichten u. s. w.) unterstützt sein muß, bewilligt oder nach gesetzlichen Bestimmungen regelmäßig einer gewissen Anzahl von Mannschaften jedes Truppenkörpers ertheilt, um Ersparnisse im Kriegshaushalt zu bewirken. Man nennt dies das Beurlaubungssystem. Auf diese Weise hielten bisher mehrere, besonders kleinere Armeen nur einen geringen Theil ihrer Combattanten unter Waffen, was auf deren Schlagfähigkeit von nachtheiligem Einfluß war. Die Kriegsreserve und das Landwehrsystem (s. Landwehr) geben dagegen Mittel, die Kostenersparniß mit der Kriegsbereitschaft in Einklang zu bringen.

Urmiâ oder Urûmijah, auch Schahisee, See von Maragah oder See von Tebris genannt, ein berühmter See in der pers. Provinz Aserdeidschân, mit seinem Wasserspiegel 3750 F. über dem Meere, südwestlich von Tebris gelegen, ist von Norden gegen Süden 17 M. lang, 2—6½ M. breit und durch einige weit vorspringende gebirgige Halbinseln unregelmäßig gestaltet. Der See nimmt eine Fläche von 81,61 Q.-M. ein, umschließt sechs größere Inseln (im Süden), außerdem an 50 kleinere Eilande und Klippen und hat eine Tiefe von 12—24, ja bis 45 Fuß. Wie der nur durch niedriges Hügelland von ihm geschiedene, nordwestlich in Türkisch-Armenien gelegene Wansee zeichnet sich auch der U. durch Salzreichthum aus. Fische oder andere Thiere können in diesem Wasser nicht leben. Abfluß hat der See nicht, dagegen nimmt er auf allen Seiten zahlreiche Flüsse und Bäche auf, die meisten und größten am Südende. Fast überall ist der See von einem glitzernd weißen Salzrande umgeben. Viele Stellen seines Ufers überschwemmt er bei Hochwasser und bildet dann salzige Sümpfe, die man ausbeutet. Im übrigen sind die umliegenden Ebenen meist mit sehr fruchtbarem Lehmboden bedeckt, namentlich auf der mittlern Westseite, welche durch Flüßchen und künstliche Kanäle gut bewässert ist, und auf der zahlreiche Dörfer, Weinberge, Fruchtgärten und üppige Felder liegen. In dieser reichen Gegend, ¾ M. vom Ufer des Sees, liegt die Stadt U. oder Urûmijah, die schönste in ganz Aserbeidschân, der Sitz eines Gouverneurs über 10 Bezirke und 700 Dörfer. Die Stadt wird vom Schaher-Tschai und vielen künstlichen Wasseradern durchflossen und ist ganz in Obstgärten verborgen. Sie hat fast ⅞ M. Umfang, eine Ringmauer von Backsteinen, breite reinliche Straßen, zahlreiche hübsche Plätze und reiche Obst- und Lustgärten.

Von ihren 25000 E. sind 22000 Mohammedaner, 2000 Juden und 600 nestorianische oder chaldäische Christen (Caldani), die einen eigenen Bischof haben. Es befindet sich hier eine mit reichen Mitteln ausgestattete und segensreich wirkende nordamerik. Mission, eine Missionsschule und eine Buchdruckerei, in welcher die ganze Bibel und verschiedene Erbauungsschriften in alt- und neusyr. Sprache gedruckt worden sind. Der Hauptsitz dieser Mission ist das 1 M. südwestlich und 1000 F. über der Stadt gelegene Dorf Sekr, wo die Wohnungen der Missionare mit allem Comfort versehen sind. In alter Zeit hatte das jetzige U. den Namen Thabarma und wurde von den Persern als Geburtsstätte Zoroaster's hochgeehrt, 624 aber nebst seinen Feuertempeln von Kaiser Heraklius zerstört. Der See hieß bei den Alten Matiane oder Mantiane, oder vom armen. Kapoit (d. h. blau) auch Kapauta (gewöhnlich aber Spauta geschrieben), bei den Arabern See von Maragah oder Maragha nach der 5 M. von seinem östl. Ufer gelegenen gleichnamigen Stadt. Dieselbe zählt 20000 E., hat heiße Quellen und Glashütten und wurde im 8. Jahrh. vom Khalif Merwan II. gegründet. 1029 von den Seldschuken erobert, ward die Stadt später Sitz von deren Emirn. Nachdem sie 1221 Dschingis-Khan zerstört, machte sie der Mongolenkaiser Hulagu zu seiner Residenz, der auch eine Akademie und die berühmte Sternwarte für Nasr-ed-din-Tusi errichtete.

Urnen (vom lat. urna, Wasserkrug oder Topf) nennt man vorzugsweise die thönernen, auch aus Erz und andern Metallen gefertigten Gefäße der Deutschen und Slawen zur Aufbewahrung und Beisetzung der verbrannten Gebeine ihrer Todten und der diesen im Leben theuersten Gegenstände. Schon die Griechen kannten urnenartige Gefäße; doch bildeten dieselben für sie nur Zierathen. Dieselben waren aus Thon, Marmor, Erz, auch aus Holz mit geschnitzten oder geschlagenen Verzierungen sowie mit Gemälden versehen, und unzählig sind die Formen, die ihnen die griech. Kunst zu geben verstand. Ebenso hatten die Römer durch die Griechen die U. frühzeitig kennen gelernt, die sie meist von auswärtigen Künstlern fertigen ließen und in den Grabmälern zum Andenken der Verstorbenen aufhingen oder aufstellten. Die slaw. und deutschen U. bieten gleichfalls eine große Verschiedenheit in Form, Farbe und Verzierung dar. Sie sind meist aus Thon und zum Theil sehr grobem Thon gefertigt, wie ihn die nächste Umgebung lieferte. In der Färbung durchlaufen sie alle Abstufungen vom hellsten Weißgelb bis zum glänzendsten Dunkelbraun und Schwarz. Es gibt kleine U. von noch nicht 1 Zoll Höhe und Durchmesser, dagegen aber auch wieder große, die mehrere Ellen hoch und angemessen weit sind. Sie bieten alle Abstufungen der Form von dem Teller und der Schale bis zum Becher und der Flasche, von dem gewöhnlichen Topf bis zur edeln antiken Vase. Ihre Verzierungen sind meist sehr einfach; am gewöhnlichsten sind Striche, Haken, Kreise, Buckel u. s. w. Außer den eigentlichen Aschenurnen, in denen sich zuweilen metallene Sachen, wie Ringe u. s. w., finden, trifft man in den Grabeshügeln häufig auch ganz leere U. Manche derselben sind mit einem thönernen Deckel verschlossen; in der Regel aber wurden sie mit Steinplatten zugedeckt.

Urphede, Urfehde ist ein altes, der Rechtssprache angehöriges Wort für eidliche Versprechen, wegen einer erlittenen Verletzung, besonders wegen einer überstandenen Haft oder Folter, keine Wiedervergeltung üben zu wollen. Namentlich bezeichnete man damit den Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, daß er das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich rächen werde.

Urquhart (David), ein durch seine originellen Ansichten in den orient. Angelegenheiten bekannt gewordener Brite, wurde 1805 zu Braclangwell in der Grafschaft Cromarty aus einer alten schott. Jakobitenfamilie geboren. Als Kind hielt er sich mit seiner Mutter mehrere Jahre in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland auf und bezog dann die Universität Oxford, wo er Mineralogie, polit. Oekonomie und die Sprachen und Geschichte des Orients studirte. 1827 begleitete er den Lord Cochrane nach Griechenland, dessen Geschick ihn sehr beschäftigte. Nach dem Frieden von Adrianopel besuchte er Konstantinopel und kehrte 1831 nach England zurück. Die Resultate seiner Reise, die er in den «Observations on European Turkey» beschrieb, waren eigenthümlich. Er behauptete, daß die türk. Länder viele der Fortbildung fähige Elemente bergen, und daß die Politik Rußlands, welche die Auflösung des Osmanischen Reichs bezwecke, die Interessen der andern Mächte, namentlich Englands, gefährde. Auf seiner Rückkehr berührte er Deutschland, wo er in der Bildung des Zollvereins ebenfalls den auf die Schwächung des brit. Interesses gerichteten Einfluß der russ. Diplomatie zu bemerken glaubte. Von solchen Ueberzeugungen durchdrungen, beschloß U., alle Länder, in welchen russ. Einfluß wirksam sein konnte, in polit. und commerzieller Hinsicht zu erforschen. Als er 1833 in Konstantinopel anlangte, ließ er jedoch seinen Reiseplan fallen und eignete sich, um seine Wirksamkeit

zu erhöhen, ganz die Sitten und die Anschauungsweise der Orientalen an. Noch 1833 gab er das Werk «Turkey and its resources» heraus, in welchem er darzuthun suchte, daß die Türkei nicht als abgestorben zu betrachten sei. Die Mächte, zumal England seines Handels wegen, müßten sich deshalb zur Erhaltung der Türkei, Rußland gegenüber, vereinigen. Die Schrift machte, nebst den beiden Broschüren «England and Russsia» und «The Sultan Mahmoud and Mehemed-Ali-Pasha» das größte Aufsehen. Nachdem er 1834 nach England zurückgekehrt, begann er für seine Ansichten durch die Tagespresse zu wirken. Obschon aber der König persönlich und ein großer Theil des Publikums auf die Ideen U.'s eingingen, war doch nicht anzunehmen, daß man das Parlament für eine veränderte Politik gegen Rußland vorbereitet finden würde. Indessen ernannte Lord Palmerston im Aug. 1835 U. zum Gesandtschaftssecretär in Konstantinopel, während dieser zugleich das mysteriöse «Portfolio» (s. d.) erscheinen ließ, in welchem er die geheimsten Plane Rußlands aufdeckte. Erst im Juli 1836 begab sich U. nach Konstantinopel, gerieth aber hier alsbald in Zerwürfnisse mit dem ihm früher befreundeten brit. Gesandten Ponsonby, sodaß er nach London zurückging. Von einer Aufnahme seiner Entwürfe im Cabinet war nicht mehr die Rede, und der Tod Wilhelm's IV. 1837 machte seinen Beziehungen zur Regierung ein Ende. U. eröffnete nun eine rastlose Agitation gegen das polit. System Palmerston's, dem er Verrath des brit. Interesses und russ. Tendenzen vorwarf. In seinem «Spirit of the East» (Lond. 1838) suchte er abermals über die Verhältnisse im Orient aufzuklären. Auch in «Exposition of the affairs of Central-Asia» (Lond. 1840), in «Exposition of the boundary differences between Great-Britain and the United-States» (Glasg. 1840) und mehrern Flugschriften über die neapol. Schwefelfrage und den Fall mit MacLeod unterwarf er das Verfahren Palmerston's der schärfsten Beurtheilung. Als die orient. Angelegenheiten einen Bruch mit Frankreich befürchten ließen, ging er mit einigen Freunden nach Paris und begann in der dortigen Presse die Politik der brit. Minister als eine antinationale anzugreifen. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er die Schrift «La crise, ou la France devant les quatre puissances» (Par. 1840), die großes Aufsehen machte. Diese Polemik auf fremdem, feindseligem Boden schadete ihm jedoch in seinem eigenen Vaterlande. Er scheiterte 1841 in seinem Versuche, sich für Sheffield ins Parlament wählen zu lassen, und eine 1843 begonnene Fortsetzung des «Portfolio» erregte weniger Interesse. 1847 gelang es ihm, seine Wahl in Stafford durchzusetzen, aber die europ. Revolutionen ließen der Nation keine Zeit, sich mit dem Orient zu beschäftigen. Eine Reise nach Spanien und dem nördl. Afrika, die U. 1848 unternahm, und über die er in den «Pillars of Hercules, a narrative of travels in Spain and Marocco» (2 Bde., Lond. 1850) berichtete, bestärkte ihn in seiner Vorliebe für das Orientalische. 1852 wurde er nicht wieder ins Parlament gewählt, wogegen die neuen Verwickelungen, zu welchen die orient. Frage 1853 Anlaß gab, ihn abermals auf den polit. Schauplatz beriefen. Sowol in der Presse als in Meetings wirkte er mit Eifer für die Verbreitung seiner Ideen, wobei er von der Ansicht ausging, daß das brit. Ministerium in geheimem Einverständniß mit Rußland stehe. Dieses excentrische Auftreten brachte ihn jedoch um seine Anhänger, und als er 1854 dem Lord John Russell die Vertretung Londons streitig zu machen suchte, erhielt er nicht eine einzige Stimme. Bei Gelegenheit der Wirren zwischen den Drusen und Maroniten veröffentlichte U. noch die Schrift «The Lebanon, a history and a diary» (Lond. 1860). Seitdem hielt er sich gänzlich vom öffentlichen Leben fern.

Ursache und Wirkung, s. Causalität.

Ursprungszeugnisse, s. Certificat.

Urstoffe, s. Elemente.

Ursula und die 11000 Jungfrauen werden seit Jahrhunderten in Köln verehrt als eine heilige Schar, die daselbst durch ein heidnisches Heer ihren Untergang gefunden. Nach der Legende war U. eine schöne brit. Königstochter, die von dem Sohne eines mächtigen Heidenfürsten zur Ehe begehrt wurde. Da sie sich aber schon Christo verlobt und doch befürchten mußte, durch abschlägige Antwort Aeltern und Vaterland ins Verderben zu stürzen, willigte sie, durch ein Traumgesicht belehrt, zum Scheine ein. Sie erbat sich jedoch einen dreijährigen Aufschub, 10 edle Gefährtinnen mit je 1000 Jungfrauen und 11 Dreiruderer. Das ward ihr gewährt von ihrem Vater Nothus (auch Deonotus oder Maurus genannt) und von dem Bewerber, der sich auch zur Annahme des Christenthums bereit erklärte. Nun hielt das jungfräuliche Heer drei Jahre lang nautische Uebungen, bis der Tag der Hochzeit herannahte. Da erhob sich auf das Gebet der Jungfrauen ein Wind, der sie nach dem Hafen Tila führte, von wo sie rheinaufwärts nach Köln gelangten, dort freundliche Aufnahme fanden und darauf nach göttlicher

Weisung weiter fuhren bis Basel. Hier ließen sie die Schiffe zurück, pilgerten zu Fuße nach Rom und bereiteten sich auf den nahen Märtyrertod vor. Auf demselben Wege zurückkehrend, trafen sie vor Köln ein hunnisches Belagerungsheer, von dem sie bei der Landung niedergemetzelt wurden. U., die zuletzt übrig war, wies den Heirathsantrag des Hunnenfürsten zurück und fiel von Pfeilen durchbohrt. Cordula hatte sich in den Schiffen verborgen, stellte sich aber am andern Morgen freiwillig und theilte das Loos der übrigen. Himmlische Kriegsscharen vertrieben das hunnische Heer, während die Leichen der Jungfrauen von den Kölnern feierlich bestattet wurden. Lange Zeit danach kam aus dem Morgenlande, durch Traumgesichte bewogen, ein Grieche Clematius und baute die ihrem Andenken geweihte Kirche von Grund aus neu auf. Dies ist die älteste Form der Legende, wie sie zu Anfang des 12. Jahrh. zuerst Sigebert von Gemblours kurz erzählt. Die ältesten Spuren eines Cultus dieser Jungfrauen finden sich schon im 9. Jahrh.; der Name Ursula jedoch wird erst seit dem 10. Jahrh. genannt. Mit dem 12. Jahrh. beginnt die Auffindung der heiligen Gebeine, von denen anfangs nur einzelne Skelete feierlichst erhoben wurden. Dann aber, seit 1155, ward der 1106 durch eine Erscheinung offenbarte Ager Ursulanus neun Jahre hindurch aufgegraben, wobei Tausende von Gerippen zu Tage kamen, aber auch männliche, ferner Särge, steinerne Täfelchen mit Inschriften u. dgl. Die Deutung dieser Funde lieferte die gleichzeitige Nonne Elisabeth in Schönau bei Oberwesel, der die heiligen Märtyrer in Visionen erschienen und die gewünschte Auskunft ertheilten. Eberhard von Grote erklärte die Auffindung der zahlreichen Gerippe daraus, daß das angebliche Ursulanische Leichenfeld an der Nordseite der Stadt mit dem alten röm. Begräbnißplatze zusammenfalle, und belegte seine Ansicht mit gewichtigen Gründen. Da eine histor. Erklärung der Legende unmöglich, bleibt nur eine mythолog. Erklärung übrig, die Schade («Die Sage von der heiligen U. und den 11000 Jungfrauen», Hannov. 1854) und Kessel («Sanct-U. und ihre Gesellschaft» (Köln 1863) versucht haben. U. ist hiernach eine in die kath. Mythologie herübergenommene uralte Göttin des german. Heidenthums, ihrem Ursprunge nach zu den sog. Banen gehörig. Vgl. Kellerhoven, «La légende de Sainte-U.» (Par. 1860—62).

Ursulinerinnen. Der weitverbreitete Orden dieser Klosterfrauen wurde durch die heil. Angela Merici aus Brescia 1537 gestiftet, bildete anfangs eine Schwesterschaft ohne gemeinsames klösterliches Leben für Armen- und Krankenpflege und sah sich mannichfach begünstigt von den Päpsten Paul III., Sixtus V. und Paul V. Aber erst seit 1614, in welchem Jahre die Schwesterschaft zuerst zu Paris sich eine klösterliche Verfassung gab, verbreitete sich der Orden dann schnell in Italien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland u. s. w. und constituirte eine Menge Congregationen mit manchen Eigenthümlichkeiten. Alle befolgen die Augustinische Regel, stehen unter der Aufsicht des Bischofs, in dessen Sprengel ihre Klöster sind, legen die Klostergelübde ab, beschäftigen sich, mit Beibehaltung der Armen- und Krankenpflege, mit dem Unterrichte junger Mädchen und werden im Kloster unter der Aufsicht einer Superiorin gehalten. Die wichtigsten Congregationen sind: die Congregation von Lyon, gestiftet von Franziska von Bermond oder von Jesus Maria 1619; die Congregation von Tulle, gestiftet von Antoinette Nicolon und von Urban VIII. 1623 bestätigt; die Congregation von Bordeaux, gestiftet von Franziska de Cazeres de la Croix 1617; die Congregation von der Darstellung Unserer Lieben Frauen zu Avignon, gestiftet von Lucretia Gastineau 1637; die Congregation zu Toulouse, von Margaretha von Bigier 1617 gegründet; die Congregation von Dijon, welche Franziska von Xaintonge 1619 stiftete. Die wichtigste Congregation in Frankreich ist die von Paris, gestiftet von Cäcilie de Bellohe 1604; sie befolgte bis 1640 die gewöhnliche Regel, erhielt aber durch Urban VIII. reform. Constitutionen. Nach ihrem Muster sind die meisten Klöster der U. in Deutschland eingerichtet worden. Unter den ital. Congregationen dieser Klosterfrauen sind besonders zu erwähnen: die U. der heil. Rufina und Secunda zu Rom, gestiftet von Franziska von Manjoux und Franziska von Gourcy unter Paul V.; sie legen keine Gelübde ab. Ferner die U. von der Congregation zu Parma, gestiftet durch den Herzog Nannzio Farnese 1573; die Ordensschwestern von der Congregation von Foligno, gestiftet 1600, und von Urbino, gestiftet 1621, beide durch Paul von Foligno.

Urtheil ist die Form der Begriffsverknüpfung, in welcher der eine Begriff als Merkmal des andern erscheint. Subject heißt dabei der, welcher sich der Bestimmung durch einen andern darbietet; Prädicat heißt der, welcher diese Bestimmung selbst enthält. Das Zeichen der Verknüpfung oder Nichtverknüpfung ist die Copula, und da zu jedem Satze Subject, Prädicat und Copula gehören, so ist das logische U. die wesentliche Grundlage des grammatischen Satzes. Den wesentlichen Unterschied in der Form des U. bezeichnet seine Qualität, d. h. die Bejahung

und Verneinung (positives Urtheil: A ist B; negatives Urtheil: A ist nicht B). Je nachdem das Prädicat von der ganzen Sphäre des Subjectsbegriffs oder nur von einem Theile desselben bejaht oder verneint wird (der Quantität nach), ist es ein allgemeines (universales) oder besonderes (particulares); rücksichtlich der übrigen Bestimmungen, denen die Form des U. unterliegen kann, ist das U. assertorisch, apodiktisch, problematisch, kategorisch, hypothetisch, divisio oder disjunctiv. In den Fällen, wo Prädicate, die mit gewissen Subjecten verknüpft werden, zugleich Werthbestimmungen der Dinge, Ereignisse und Verhältnisse enthalten, welche die Subjectsbegriffe bezeichnen, sind unsere U. zugleich Beurtheilungen, d. h. Werthbestimmungen dessen, worüber geurtheilt wird; daher die Worte urtheilen und beurtheilen (loben und tadeln, vorziehen und verwerfen, billigen und misbilligen) häufig als gleichbedeutend genommen werden. Während viele unserer Beurtheilungen von unsern Neigungen, Leidenschaften, Irrthümern u. s. w. abhängen, machen ethische und ästhetische U. (Geschmacksurtheile) auf allgemeine Gültigkeit Anspruch, und ihre Darlegung, Begründung und Anwendung auf Gegenstände der Natur, der Kunst und des thätigen Lebens ist die Aufgabe der Aesthetik, Ethik, Politik und ähnlicher Wissenschaften. — Im Rechtswesen werden mit dem Namen U. oder Urthel die gerichtlichen Erkenntnisse bezeichnet, besonders die Entscheidungen höherer Gerichte im Gegensatze zu den «Bescheiden» der Unterbehörden. Die U. sind entweder Interlocute (s. d.) oder Definitiverkenntnisse, durch welche über den Hauptgegenstand und das Materielle des Processes entschieden wird. Die Wirkung des U. im Civilprocesse tritt erst mit erlangter Rechtskraft (s. d.) desselben ein; der Eintritt der letztern kann durch Einwendung von Rechtsmitteln (s. d.) verhindert werden. Diese Rechtskraft pflegt nach einer bestimmten Frist, die von der Bekanntmachung des U. an die Betheiligten (Urtheilseröffnung, Urtheilspublication) läuft, einzutreten. Jedem U. müssen nach gemeinem deutschen Rechte Entscheidungsgründe (motivirtes U.) beigegeben sein. Auch bestehen, theils durch Gerichtsbrauch, theils durch besondere gesetzliche Bestimmungen, Vorschriften über die Form der U.

Urtheilskraft als das Vermögen, Urtheile zu bilden, gehört zu den Functionen des Denkvermögens oder Verstandes, und ist insofern eine Eigenschaft, welche keinem vernünftigen Wesen mangelt, so gewiß es ein solches ist. Sofern aber von der strengern Uebung und höhern Ausbildung dieses Vermögens die genauere Erkenntniß der uns umgebenden Welt, die Auffassung und Beurtheilung der Ereignisse, die Erwartungen, die wir von dem Laufe der Begebenheiten hegen und nach denen wir unsere Handlungen einrichten, abhängt, versteht man unter U. wol auch die erlangte Fertigkeit, angemessen, treffend und richtig zu urtheilen. Scharfsinn, Tiefsinn, Vorsicht, Umsicht, Witz werden dann als verschiedene Aeußerungen der U. angesehen; Einfalt und Dummheit bezeichnen den Mangel oder eine große Unvollkommenheit derselben. Die Lehre von der U. hat bereits im Alterthum durch Aristoteles ihre feste Grundlage erhalten. Unter den Neuern hat namentlich Kant in seiner «Kritik der U.» ihr eine sehr ausführliche Untersuchung gewidmet. Er unterscheidet die subsumirende Urtheilskraft, d. h. die, welche das Besondere und Einzelne einem schon bekannten Allgemeinen unterordnet und danach bestimmt, und die reflectirende, d. h. die, welche zu der gegebenen Mannichfaltigkeit einzelner Data die Einheit einer allgemeinen Regel sucht. Kant glaubt das regulative Princip dieser letztern Function in dem der reflectirenden U. eigenthümlichen Begriffe der Zweckmäßigkeit gefunden zu haben. Die beiden Hauptgebiete, wo wir nicht nach Zwecken handeln, sondern nach Zwecken suchen und Zwecke als realisirt voraussetzen, sind die Kunst und die Natur; daher enthält Kant's «Kritik der U.» theils die Kritik des Geschmacks (die Aesthetik), theils die Kritik der theol. Ansicht der Natur.

Urthiere (Protozoa) nennt man jetzt ziemlich allgemein die niedersten Thierformen, die großentheils mikroskopisch klein sind, an ihrem Körper weder durchgreifende typische Gestaltung, noch besondere Gewebe und Organe erkennen lassen und alle im Wasser leben. Die Klassen, welche diesen Kreis zusammensetzen, werden verschieden begrenzt. Allgemein zählt man dazu die Infusorien, die Wurzelfüßer, die Schwämme.

Uruguay, einer der drei Stammflüsse des La-Plata (s. d.) in Südamerika, entsteht an der Sierra-Geral in der brasilian. Provinz Sta.-Catharina aus der Vereinigung des Pilotas und Xapeco, strömt in sehr schnellem Laufe innerhalb Brasiliens westwärts, wendet sich dann aber allmählich nach Süden und scheidet Brasilien und dann den Staat Uruguay (s. d.) im Osten von den Argentinischen Provinzen Corrientes und Entre-Rios im Westen. Nachdem er rechts den Uruguay-Guazu, Guadalozo, Aguapey, Mirinnai, Macoueta und Gualeguaychú, links den Uruguay-Pita, Iyuhy, Piratini, Ibicuy, Cuareim, Arapey, Dayman, Gueguay, zuletzt den mächtigen Rio-Negro aufgenommen, mündet er im Norden von Buenos-Ayres in den Parana, worauf das vereinigte Wasser den Namen Rio de la Plata annimmt. Die Einfahrt

zwischen der Nordküste und der ihr vorliegenden argentin. Insel Martin-Garcia erhält durch den Wasserzuschuß des Parana eine außerordentlich starke Strömung und heißt deshalb der Höllenkanal. Die ganze Länge des U. wird auf 225 M., sein Gebiet auf 7200 Q.-M. geschätzt. Er ist als Wasserstraße für die angrenzenden Staaten von großer Wichtigkeit. Von seiner Mündung etwa $22\frac{1}{2}$ M. aufwärts bildet der U. bis zur Punta von Fray-Bentos, an der Mündung des Gualeguaychú, ein seeartig erweitertes Becken von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{4}$ M. Breite. Auf dieser Strecke hat er nur geringe Strömung und geringe Tiefe, aber in seiner ganzen Länge eine tiefere Furche, sodaß er von tiefergehenden Schiffen befahren werden kann als der Kanal von Garcia. Bei Fray-Bentos macht er eine Biegung nach Osten, bald jedoch kehrt er wieder in seine Richtung von Süden gegen Norden zurück und verengt sich plötzlich zu einem Kanal von 1500—3000 F., der trotz vieler bewaldeter Inseln bis Payssandú, $37\frac{1}{2}$ M. oberhalb der Mündung, mit solchen kleinen Seeschiffen (Küstenfahrern) befahren werden kann, welche den Kanal von Garcia zu passiren vermögen. Ungefähr $11\frac{1}{4}$ M. oberhalb Payssandú kommen die untersten Stromschnellen des U. vor, der sog. Kleine Katarakt (Salto-Chico), der die obere Grenze für die Beschiffung mit kleinen Seeschiffen und mit Dampfern bildet. Etwa 3 M. weiter aufwärts, 52 M. von der Mündung, findet sich der sog. Große Fall (Salto-Grande), der bei günstigem Winde von Barken passirt werden kann. Oberhalb dieser Stelle wird der U. nach aufwärts mit Booten befahren bis zum Gran-Salto de Mberuy (27° 20′ südl. Br.), einer mit Urwäldern bedeckten und von wilden Indianern bewohnten Gegend. Der Strom ist periodischen Anschwellungen unterworfen, welche vornehmlich von den periodischen Regen im Gebiete seiner obern Zuflüsse verursacht werden.

Uruguay oder Republica Oriental del Uruguay, ein Freistaat im ehemaligen span. Südamerika, zwischen 30° 5′ und 35° 5′ südl. Br., 35° 45′ und 40° 55′ westl. L. (von Ferro) gelegen, wird im S. und W. durch die Ströme La-Plata und Uruguay von der Argentinischen Conföderation getrennt und grenzt im SO. an den Atlantischen Ocean, im NO. und N. an Brasilien. Der Flächeninhalt wird zu 3375 (von Behm nur zu 3138) Q.-M. angegeben. Die geogr. Lage des Landes ist eine sehr günstige, die horizontale Gliederung sehr einfach, die verticale Gliederung wenig ausgezeichnet. Das Land bildet eine terrassirte Hochfläche von geringer absoluter Höhe, von schmalen, felsigen Bergzügen (Cuchillas, d. i. Messer) durchsetzt, die im Norden mehr einen wirklichen Gebirgscharakter bis zu 1848 und 1980 F. Höhe annehmen. Die Ebenen von U. liegen durchgängig höher über dem Meere als die der benachbarten argentinischen Provinzen. Es herrschen in denselben, wie in Argentina, die tertiären Formationen der Pampas vor, aber auch krystallinisch körnige Urgesteine treten hervor sowie neuere Eruptivmassen. An nutzbaren Mineralien scheint U. nicht reich zu sein. Von Erzen kommen Gold, Eisen, Zink, angeblich auch Silbererze, Blei, Schwefel, Antimon, Zink und Steinkohlen vor. Am meisten gewinnt man bisher Achate, Karneole und Amethyste, die man ausführt, besonders nach Deutschland, wo sie namentlich in den Steinschleifereien von Oberstein (s. d.) verarbeitet werden. Die Bewässerung des Landes ist eine überaus reichliche. Außer den beiden großartigen Grenzflüssen La-Plata und Uruguay (s. d.), welche das Land dem auswärtigen Verkehr aufschließen, hat dasselbe, außer den zahlreichen Zuflüssen des Uruguay, den Rio-Negro, einen größern Fluß, dessen Wassernetz reichlich die Hälfte der Bodenfläche bewässert und als Verkehrsstraße für den Binnenhandel von Wichtigkeit ist. Unter den südwärts in den La-Plata gehenden Gewässern ist der Rio de Santa-Lucia der bedeutendste. Im Osten werden fast alle Gewässer von dem Rio-Cebollaty gesammelt, welcher nordostwärts in die große Lagune Merim fließt. Der Atlantische Ocean erhält keinen eigentlichen Fluß aus U., indem sich an der Küste eine Reihe größerer und kleinerer Lagunen hinzieht, die alle von der Landseite Gewässer aufnehmen. Zwischen diesen Küstenlagunen und dem Rio-Cebollaty bedecken sumpfartige Niederungen ein weites Terrain. Mit Ausnahme dieser sumpfigen und einiger sandigen Küstenstrecken zeigt sich der Boden theils zum Ackerbau, theils zur Viehzucht geeignet. Hinsichtlich des Klimas, der Flora und Fauna kommt U. im allgemeinen mit den benachbarten Provinzen der Argentinischen Conföderation (s. d.) überein.

Die Zahl der Bevölkerung betrug nach den wahrscheinlich zu niedrigen Ergebnissen des Census von 1860 223235 und wurde auf Grund dieser Ermittelung für das J. 1863 amtlich auf 327480, für 1864 auf 331596 geschätzt, darunter 196473 Einheimische, «Orientales», und 135123 Fremde. Die einheimische Bevölkerung besteht aus denselben Rassen wie in Argentina, nur daß unter den Weißen neben der span. Rasse auch viele portug. Ursprungs sind, und auch die Rasse der Neger (seit Dec. 1845 frei) mehr vertreten ist, unter den Mischlingen wie auch unvermischt. Die große Masse der Einheimischen ist durchgängig mit dem Blute der

Guarani, Charruas und anderer Indianerstämme gemischt; Indianer ungemischten Blutes scheinen aber nicht mehr vorzukommen. Unter den Fremden bilden die Romanen, Spanier, Brasilier, Portugiesen, Canarier, Franzosen und Italiener, bei weitem die Mehrzahl, gegenüber den Engländern, Schotten und Irländern. In neuester Zeit wanderten auch Deutsche und Schweizer in steigender Menge ein. Ein großer Theil der Gesammtbevölkerung, etwa 50000, kommen auf Montevideo (s. d.), die Hauptstadt des Landes. Sonst ist die ländliche Bevölkerung, meist auf zerstreut liegenden Landgütern (estancias) und Höfen wohnend, die überwiegende. Außer der Hauptstadt gibt es nur noch vier Ciudades oder Städte (keine über 4—5000 E.), 20 Flecken (villas) von dorfähnlichem Ansehen und 13 andere Ortschaften (pueblos). Die bedeutendern Orte liegen am La-Plata- und Uruguayfstrom oder in geringer Entfernung davon. Den Hauptzweig der volkswirthschaftlichen Thätigkeit bildet noch die Viehzucht, namentlich die Rindvieh- und Pferdezucht, die ganz wie in Argentina betrieben wird. Durch die europ. Einwanderer ist auch der Ackerbau bereits wichtig geworden und verspricht viel eher ein Hauptzweig der Landwirthschaft zu werden als in Argentina. Zur Beförderung der Einwanderung aus Europa hat sich 1866 zu Montevideo eine Centralcommission gebildet, unter deren Mitgliedern sich angesehene fremde Kaufleute, auch Deutsche, befinden. Fabrikthätigkeit besteht nicht. Bedeutend sind aber die Schlächtereien und Saladeros oder Pökelanstalten. Der Handwerksbetrieb ist größtentheils in den Händen der Franzosen, die auch uebst den Italienern als Barkenschiffer und Küstenfahrer thätig sind. Der Handel wird hauptsächlich von Engländern und Deutschen betrieben. Die Handelsthätigkeit in U. ist von großer Bedeutung, und Montevideo rivalisirt mit Buenos-Ayres. Die Gesammtausfuhr über sämmtliche Zollstätten war 1862—66 von 8,804443 auf 13,238000 Dollars gestiegen, die Einfuhr von 8,151802 auf 15,330000. Ausgeführt werden getrocknete und gesalzene Ochsenhäute, Pferdehäute, Talg, Fett, Wolle, getrocknetes Fleisch, Fleischextract, Pferde- und Rinderhaare, Knochen, Knochenasche und Hörner; ferner Weizen, Mais, Mehl, Schiffsbrot, Schaf- und Kalbfelle, Achate u. s. w. Eisenbahnen gab es 1868 noch nicht, und der Binnenhandel leidet noch unter dem Mangel gebahnter Straßen. Ein Telegraph (zum Theil submarin) zwischen Montevideo und Buenos-Ayres wurde 1. Dec. 1866 dem öffentlichen Verkehr übergeben. Mit den am Uruguay und La-Plata gelegenen Ortschaften steht die Hauptstadt in geregelter Dampfbootverbindung, auch mit Buenos-Ayres und den Hauptplätzen am Paraná bis Rosario hinauf. Mit Europa besteht zweimal monatlich Postdampfschiffverbindung, durch eine engl. Linie über Rio-Janeiro, Bahia, Pernambuco, San-Vincent (Capverden) und Lissabon nach Southampton, sowie durch eine französische (Messageries impériales) über dieselben Stationen nach Bordeaux. Außerdem gehen von Liverpool monatlich zweimal Schraubendampfer direct über Montevideo nach Buenos-Ayres und bestehen regelmäßige Verbindungen durch Segelpacketschiffe (Clipper packets) mit Liverpool und London.

Die römisch-katholische ist die Staatsreligion, doch ist auch den andern Confessionen Cultusfreiheit gewährt und es herrscht überhaupt große Toleranz. Die Kirchengüter sind längst vom Staate eingezogen, der Klerus daher arm, überdies höchst ungebildet. Anstalten zur Ausbildung von Geistlichen fehlen gänzlich. In Montevideo gibt es eine anglikanische und eine deutsche prot. Gemeinde. Neuerdings bildete sich auch im Innern eine deutsch-prot. Gemeinde, und in der Waldensercolonie im Depart. Colonia befindet sich ein franz.-prot. Pfarrer. An Wohlthätigkeitsanstalten ist ebenfalls noch großer Mangel. In neuerer Zeit wandten sich die einflußreichen Freimaurerlogen (Sociedad filantropica) der öffentlichen Wohlthätigkeit zu und gründeten unter anderm im Städtchen La-Union ein gutes Armenhaus und in der Nähe eine Irrenanstalt. Das Unterrichtswesen liegt ganz danieder. Die sog. Universität zu Montevideo wird mehr von Kindern als von ältern jungen Leuten besucht; mit ihr ist eine große Freischule für den Armen- und Elementarunterricht verbunden. Das Ganze heißt Universitad Mayor de la Republica. In La-Union besteht ein Colegio (Mittelschule).

Die Staatsverfassung beruht auf der 18. Juli 1830 proclamirten, sehr liberalen Constitution, die aber selten in factischer Wirksamkeit gewesen. Hiernach steht ein auf vier Jahre gewählter Präsident als vollziehende Gewalt an der Spitze des Staats, ihm zur Seite ein Vicepräsident und ein Ministerium. Die gesetzgebende Gewalt üben zwei Kammern, die der Senatoren und der Repräsentanten. Die erstern werden je einer für jedes Departement durch indirecte Wahl, die letztern im Verhältniß von 1 zu 3000 Köpfen der Bevölkerung durch directe Wahl gewählt. Die richterliche Gewalt wird durch einen hohen Gerichtshof (Tribunal de Apelaciones), durch Gerichte erster Instanz und Friedensgerichte ausgeübt. Criminalverbrechen werden durch Geschworene (Hombres buenos) abgeurtheilt. Als Gesetzbuch ist der Code Na-

poléon eingeführt. Wie Religions-, so ist auch Preßfreiheit anerkannt. Für die Departements bestehen Verwaltungsbehörden (Juntas economo-administrativas), deren Verhältniß zur Centralregierung wenig geordnet ist. Die Finanzen des Staats befinden sich in keinem guten Zustande. Das Budget schließt regelmäßig mit einem großen Deficit ab, welches durch eine große schwebende Schuld und Ausgabe von Staatsobligationen ausgeglichen zu werden pflegt. Die Hauptquelle der Einnahmen bilden die indirecten Abgaben, vor allem die Einfuhrzölle. 1862 betrugen die directen Steuern 459703, die indirecten 2,653330 Pesos, von denen 2,224875 auf die Zölle kamen. Seitdem hat der Ertrag der Zölle bedeutend zugenommen. Die Staatsschuld belief sich im Febr. 1862 auf 20 Mill. Pesos, ohne die convertirte engl. Schuld, welche 50000 Pfd. St. betrug. Außerdem bestand eine nicht anerkannte Schuld im Betrag von 6 Mill. Pesos. Seitdem hat man noch 1863 zur Deckung der Kriegskosten gegen den damaligen Prätendenten Flores $2^1/_4$ Mill. Pesos in 6procentigen Staatsobligationen ausgegeben. Die bewaffnete Macht besteht aus der Nationalgarde, die 1860 an Infonterie 3132, an Cavalerie 13415 und an Veteranen 231 Mann, zusammen 16778 Mann zählte, und aus dem stehenden Heere von kaum 1300 Mann. Die Nationalgarde, vom General Flores durch Decret vom 8. Mai 1865 reorganisirt, liefert in Kriegszeiten allein die Elemente der Armee. Der Staat ist in 13 Departements eingetheilt. Von denselben liegen fünf am Ocean und La-Plata (Maldonado, Montevideo, Conelones, San-José, Colonio), drei am Rio-Uruguay (Soriano, Payfandú und Salto), zwei an der Landgrenze (Tacuarembó und Cerro-Largo) und drei im Innern (Minas, Florida und Durazno). Außer der Hauptstadt Montevideo sind bemerkenswerth: La-Union, eine neugegründete Villa, $^3/_4$ M. nordöstlich von der Hauptstadt, mit 4126 E. (1860); Sacramento (s. d.); Mercedes, mit 3896 E., am Rio-Negro, ein belebter Handelsplatz und Stapelort für die Erzeugnisse des Rio-Negrogebiets; San-Benito oder Payfandú (s. d.); Salto, am Uruguay, mit 4126 E., nach Montevideo der bedeutendste Handelsplatz des Staats und Hauptausfuhrort der Achate und anderer Halbedelsteine; Artigas, ein am Yaguaron und an der brasilian. Grenze neu angelegter Handelsplatz mit 3791 E.; Maldonado, an der Mündung des La-Plata und einer guten Hafenbai in commerzieller und militärischer Hinsicht günstig gelegen, 1724 gegründet, aber nur noch 731 E. zählend.

Das Gebiet der Republik U. bildete seit Errichtung des span. Vicekönigreichs von Buenos-Ayres einen Theil desselben, nämlich die beiden Gobernios de Montevideo und del Uruguay, doch wurde es gewöhnlich unter dem Namen Banda-oriental (Ostseite) zusammengefaßt. Die Provinz war bei ihrer für die Befahrung und Beherrschung des La-Plata so überaus wichtigen Lage stets ein Zankapfel zwischen den Spaniern und Portugiesen, welche letztere namentlich in der letzten Zeit der span. Herrschaft in Südamerika (s. d.) durch das schwachbevölkerte Gebiet der Provinz einen ausgedehnten, für den Handel von Buenos-Ayres sehr nachtheiligen Schleichhandel trieben. Um diesen zu vernichten, zog die span. Regierung den entschlossensten aller Schleichhändler, Fernando José de Artigas, den Sohn eines angesehenen Grundbesitzers in Montevideo (geb. 1755) um das J. 1800 in ihre Dienste. Als 1811 Buenos-Ayres die Republik proclamirte, war Artigas ein Anhänger der Junta und schlug die königl. Truppen. Nachdem der Anführer der Aufständischen, Oberst Alvear, 20. Juni 1814 Montevideo erobert, verlangte Artigas die Auslieferung der Stadt, worüber der Bürgerkrieg entbrannte. Diese Zerwürfnisse benutzte die portug. Regierung in Brasilien, um die Banda-oriental mit Brasilien zu vereinigen. General Lecor besetzte Montevideo 19. Jan. 1817; allein Artigas führte den Kampf mit Brasilien wie mit Buenos-Ayres fort, bis er endlich 1820 nach Paraguay sich zurückziehen mußte. Unterdessen hatte die brasilian. Regierung die Banda-oriental unter dem Namen Cisplatinische Provinz 1821 mit Brasilien vereinigt. Als aber Brasilien sich 1822 von Portugal trennte, blieb die portug. Besatzung in Montevideo dem Mutterlande treu, und erst im Dec. 1823 gelang es den brasilian. Truppen, Montevideo zu erobern, worauf Dom Pedro I. die Cisplatina absolut mit seinem Kaiserthume vereinigte. Allein die Republik Buenos-Ayres wollte Dom Pedro nur unter der Bedingung der Zurückgabe von Montevideo und der Banda an die Platarepublik als Kaiser anerkennen. Dom Pedro erklärte daher 10. Dec. 1825 an Buenos-Ayres den Krieg. In der Banda selbst hatte das Volk gegen die Einverleibung der Provinz in das brasilian. Reich protestirt und sich unter den Schutz von Buenos-Ayres begeben. Endlich vermittelte und garantirte Großbritannien den Frieden zwischen Brasilien und La-Plata zu Rio-de-Janeiro 27. Aug. 1828 und zu Santa-Fé am 21. Oct., nach welchem die Provinz Montevideo als ein unabhängiger Staat sich eine Verfassung geben durfte. Diese in ihrer polit. Unabhängigkeit gesicherte Cisplatinische Republik suchte zunächst für ihre

polit. Organiſation zu ſorgen. Ein Congreß zu Montevideo beſchloß 10. Sept. 1829 eine Verfaſſung und übertrug dem General Rondeau aus Buenos-Ayres als Präſidenten die vorläufige Verwaltung des Staats. Nachdem die Conſtitution von den Schutzmächten England und Braſilien 24. März 1830 gutgeheißen worden, wurde ſie 18. Juli als Verfaſſung der Republica Oriental del Urugnay beſchworen und der populäre General Fructuoſo Ribera als Präſident auf vier Jahre gewählt, der ſich auch zu erhalten wußte. Am 1. März 1835 übernahm General Manuel Oribe die Präſidentſchaft, den jedoch ſchon im Oct. 1838 Ribera ſtürzte, was zu allen folgenden Wirren den Grund legte. Auf der einen Seite ſtand Ribera, ſich ſtützend auf die Landbevölkerung, die Gauchos; auf der andern Seite Oribe, Repräſentant der großen Grunddeſitzer (Eſtanceros). Ribera's Anhänger nannten ſich Colorados (die Rothen); die Anhänger Oribe's Blanquillos (Weiße). Zu gleicher Zeit traten zwei einflußreiche Thatſachen auf. Die vom Dictator Roſas (ſ. d.) hart verfolgten Unitarier flüchteten aus Buenos-Ayres nach U. und boten Ribera ihre Dienſte an, der ihnen als Gegendienſt die Mitwirkung zum Sturze Roſas' verſprach, und ebenſo unterſtützte Frankreich, das mit Roſas gebrochen, Montevideo gegen Buenos-Ayres. Zunächſt ging aus dieſen Verhältniſſen hervor die Feindſeligkeit Roſas'; ferner eine ſeltſame Verflechtung der Intereſſen der europ. Seemächte in die von Montevideo. Oribe wandte ſich um Hülfe an Roſas, der dieſe Wirren um ſo mehr begünſtigte, als der aufblühende Handelsverkehr und Wohlſtand U.s den von Buenos-Ayres beeinträchtigte. Seit 1839 war daher Buenos-Ayres im Kriege gegen U.; ſeit dem Mai 1842 wurde Montevideo von Oribe mit Roſas' Unterſtützung auf der Waſſerſeite blokirt, ſeit 17. Febr. 1843 auch auf der Landſeite eingeſchloſſen. Ribera, 6. Dec. 1842 bei Arroyo-Grande von Oribe und Urquiza geſchlagen und von der Hauptſtadt abgeſperrt, führte, nachdem bereits 12. April 1842 zu Galarza ein Schutz- und Trutzbündniß mit den aus der argentiniſchen Union getretenen Staaten Entre-Rios und Santa-Fé abgeſchloſſen worden, den Krieg gegen Oribe's Föderaliſtenpartei auf argentiniſchem Gebiete fort, erlitt aber 27. März 1845 durch Urquiza eine entſchiedene Niederlage bei India-Muerta. Ribera ging nach Braſilien, landete indeſſen ſchon im April 1846 während eines Aufſtandes in Montevideo und wußte ſich wieder der Armee zu bemächtigen. Doch erlitt er 27. Jan. 1847 eine Niederlage bei Salta, ſodaß er ſeinem Feinde Pacheco den Oberbefehl überlaſſen mußte. Der ſeit 1843 proviſoriſche Präſident Suarez verwarf die von England und Frankreich im Intereſſe des Plata-Handels angebotene Friedensvermittelung zwiſchen U. und Buenos-Ayres, und ſo dauerte, ſelbſt nachdem England 1849 und Frankreich 1851 Frieden mit Roſas geſchloſſen, der Krieg beider Republiken fort. Von Frankreich verlaſſen, wandte ſich jetzt U. um Unterſtützung an Braſilien und Entre-Rios, deſſen Gouverneur Urquiza ſich eben von Roſas losſagte. Durch einen Präliminarvertrag vom 29. Mai 1851 wurde zwiſchen den drei Staaten eine Tripleallianz geſchloſſen, und Urquiza rückte nun mit Truppen von Entre-Rios und Corrientes, Graf Caxias mit einem braſilian. Corps am 20. Juli in U. ein. Oribe verließ darauf 29. Juli 1851 ſein Lager bei Cerrito mit 5000 Mann, hob, nachdem ſich der urugnayſche General Garzon mit Urquiza und Caxias 25. Aug. vereinigt und 30. Aug. ein braſilian. Geſchwader in den Paranaſtrom eingedrungen war, 2. Sept. die Belagerung von Montevideo nach mehr als achtjähriger Dauer auf und wurde, bereits von Roſas' Hülfe entblößt und auch von einem großen Theil ſeiner eigenen Truppen verlaſſen, 3. Oct. bei Las-Piedras geſchlagen. Am 8. Oct. zog Urquiza als General-en-Chef der Bundesarmee in Montevideo ein. Durch den auf die Schlacht bei Santos-Lugares 3. Febr. 1852 erfolgten Sturz Roſas' verlor Oribe ſelbſt die letzte Hoffnung, nach Montevideo zurückzukehren. Doch war daſelbſt ſeine Partei ſo zahlreich, daß ſie bei der Präſidentenwahl an Suarez' Stelle ihren Candidaten Juan Francisco Giro durchſetzte, der 1. März 1852 ſein Amt antrat. Jetzt entſtanden aber Differenzen zwiſchen U. und Braſilien wegen Entſchädigung für die Hülfe, die 1852 gütlich erledigt wurden, und auch im Innern des Staats folgte eine Emeute der andern. Während Oribe das Land verließ und Pacheco wieder an die Spitze der Truppen trat, brach endlich 24. Sept. 1853 eine vollſtändige Revolution aus, die den Präſidenten Giro, den Anhänger Oribe's, ſtürzte und eine proviſoriſche Triumviralregierung, die Generale Ribera und Lavalleja und den Oberſt Flores, an das Staatsruder ſtellte. Am 13. Jan. 1854 ſtarb Ribera, und Benancio Flores wurde hierauf 12. März zum Präſidenten der Republik (bis zum 1. März 1856) von der Kammer gewählt. Infolge dieſer Revolution hielt ſich zugleich Braſilien für verpflichtet, 4000 Mann Pacificationstruppen ins Land einrücken zu laſſen. Flores, ein faſt gewöhnlicher Gaucho, und ſeine gleich unfähigen Miniſter wußten die Lage der Dinge nicht zu beſſern. Im Verlauf des Sommers 1854 erſchien

indeß ein Decret, wonach vom 1. Jan. 1855 an die schiffbaren Flüsse der Republik den Handelsschiffen aller Welt eröffnet wurden.

Unterdessen hatten sich die Colorados in zwei Parteien gespalten, von denen die mächtigere sich heftig gegen Flores erklärte. Als überdies Oribe im Hafen von Montevideo erschien, verließ Flores 28. Aug. 1855 die Stadt, vor welcher er sich mit seinen Truppen lagerte, während in der Stadt sich eine provisorische Regierung bildete. Die Interventionen der Gesandten von Frankreich, England und Spanien vermittelten indeß vor Ausbruch des Kampfes eine Vereinbarung zwischen Flores und einem Ausschusse der Kammern, wonach Flores 9. Sept. abdankte und Manoel Bustamente provisorisch bis zum März 1856 an seine Stelle trat. Flores und Oribe erklärten, bei der Präsidentenwahl nicht concurriren zu wollen, daß sie aber zur Aufrechterhaltung der Constitution und Unterstützung der verfassungsmäßigen Behörden sich verbindet hätten. Die brasilian. Regierung zog ihre Truppen aus dem Gebiete von U. zurück, aber sogleich brach 25. Nov. ein Aufstand aus, der von Flores in Montevideo, auf dem Lande von Oribe unterdrückt wurde. Am 1. März 1856 trat der neugewählte Präsident Gabriel Antonio Pereira sein Amt an, ein reicher Privatmann von U., der sich in seinen Bestrebungen nur wenig von den Kammern unterstützt sah. Der 12. Nov. 1857 erfolgte Tod Oribe's, des alten Leiters der Blancos, gab zu neuer Aufregung Anlaß. Es bildeten sich, vielleicht auf Anstiften des General Flores, im Lande Haufen von Aufständischen, die Anfang 1858 sogar die Hauptstadt bedrohten. Am 6. Jan. 1858 landete General Cesar Diaz von Buenos-Ayres aus mit etwa 100 Mann im Hafen von Montevideo und vereinigte sich mit den Insurgenten, die den General Freire zum provisorischen Präsidenten wählten. Anstatt aber Montevideo anzugreifen, wandte sich Diaz in das Innere des Landes. Nach einer in der Mitte des Jan. erlittenen Niederlage ergab sich das Haupteorps der Aufrührer 28. Jan. am Rio-Negro bei Quinteros den Regierungstruppen unter General Medina. Diaz, Freire und 25 andere Offiziere wurden 31. Jan. zu Quinteros erschossen, weitere Executionen folgten. Dem Bürgerkriege folgte ein Zustand von Erschöpfung und Anarchie. Brasilien und Argentina, deren Interesse bei dieser Lage der Dinge ins Spiel kam, schlossen 2. Juni 1859 zu Rio-de-Janeiro einen Vertrag mit U. ab, in welchem die Beziehungen der drei Staaten von neuem festgestellt wurden. Brasilien und Argentina erkannten die Integrität U.s als Bürgschaft des Friedens, des Gleichgewichts und der Sicherheit an, verpflichteten sich, die Unabhängigkeit und Integrität der Republik vertheidigen zu wollen, und erklärten dieselbe in ihrem Verhältniß zu den beiden Nachbarstaaten für einen absolut neutralen Staat. Am 1. März 1860 wählten die Kammern Bernardo Prudencio Berro zum Präsidenten der Republik, einen Hauptführer der Blancos. Die Ruhe ward jedoch aufs neue gestört, indem General Venancio Flores, welcher 1858 nach Buenos-Ayres geflüchtet und dort zum Brigadegeneral ernannt worden war, von Argentina aus Mitte April 1863 bei Colonia als «Libertador» landete und sich durch Zuzug von Colorados verstärkte. Da bei dem Ablauf der Amtsperiode Berro's keine Neuwahl zu Stande kam, trat 1. März 1864 der seitherige Vicepräsident Atanasio Cruz Aguirre die Präsidentschaft provisorisch an, der sich in kurzem durch Flores von allen Seiten bedroht sah. Der brasilian. Gesandte Saraiva, im Verein mit dem englischen zu Buenos-Ayres und dem argentinischen Minister des Auswärtigen, suchte zwar 18. Juni einen Waffenstillstand mit Flores einzuleiten, dessen Abschluß aber theils an der Weigerung Aguirre's, sein Ministerium zu verändern, theils an dem Mistrauen gegen Brasilien scheiterte. Die drei Vermittler verließen 7. Juli Montevideo und gingen nach Buenos-Ayres, von wo aus Saraiva, nachdem er den Vorschlag Aguirre's, aus den Gesandten der europ. Mächte in Montevideo ein Schiedsgericht zu errichten, zurückgewiesen, 5. Aug. die brasilian. Schiffe beauftragte, sofort Gewalt gegen U. zu ergreifen. Infolge dessen griff das brasilian. Kriegsschiff Jequitinhoha einen uruguayschen Dampfer an, den seine eigene Besatzung verbrannte. Die Sache verwickelte sich noch mehr, als die Regierung von Paraguay in einer Note vom 30. Aug. 1864 die Intervention Brasiliens in die Angelegenheiten U.s als eine Störung des Gleichgewichts der La-Plataſtaaten und casus belli erklärte und 11. Nov. die Feindseligkeiten eröffnete. (S. Paraguay.) Darauf hin ließ Brasilien zunächst 12. Oct. Truppen unter General Barreto die Grenze von U., angeblich zum Schutze der dort lebenden Brasilianer, überschreiten, und erklärte 16. Oct. die Hafenstädte Salto und Paysandú in Blokadezustand. Am 26. Nov. rückte das Gros der Invasionsarmee in U. ein und besetzte Salto, worauf Flores, unterstützt von der brasilian. Flotte, 6. Dec. Paysandú angriff, das er 2. Jan. 1865 eroberte. Den Vertheidiger der Stadt, General Gomez, ließ er erschießen. Bald sah sich Aguirre nur auf Montevideo beschränkt, wo die Blancos und Colorados in heftigstem Kampfe lagen. Bereits

2. Febr. wurde der Hafen der Hauptstadt in Blokade erklärt und 9. Febr. die Angriffe auf der Landseite begonnen. Aguirre legte, unter Einmischung der fremden Gesandten, 15. Febr. die Präsidentschaft nieder, die der Senator Tomas Villalba mit der Bestimmung übernahm, eine vertragsmäßige Uebergabe zu vermitteln. Schon 20. Febr. kam so mit Flores in La-Union, unter Zustimmung des brasilian. Bevollmächtigten, ein Friedensvertrag zu Stande, wonach Flores mit seinen Truppen und einer brasilian. Brigade in Montevideo einzog und unter dem Titel eines Gefe del Gobierno Provisorio eine unumschränkte Herrschaft übte. Am 4. Mai 1865 erfolgte zwischen U., Brasilien und Argentina der Abschluß eines Allianzvertrags zur gemeinschaftlichen Kriegführung gegen Paraguay, und der Krieg nahm hiernit einen für südamerik. Verhältnisse großartigen Charakter an. Der Kampf sollte bis zum Sturz der Regierung des Präsidenten Lopez fortgesetzt und Paraguay seinen Feinden eröffnet werden. Die Paraguaiten vertheidigten sich jedoch unter schwankendem Kriegsglück heldenmüthig. Nachdem das Contingent von U. fast gänzlich aufgerieben, 1867 das argentinische Heer zum Theil zurückgezogen worden, befanden sich die Brasilianer eigentlich nur noch allein auf dem Kampfplatze. Flores selbst kehrte im Sept. 1866 nach Montevideo zurück, wo er sich sehr mild und versöhnlich benahm und endlich erklärte, er wolle die Wahl zum Präsidenten keinesfalls annehmen, sondern sich ins Innere des Landes zurückziehen. Seine Anhänger, die Colorados, wußten ihn jedoch von diesen Vorsätzen abzubringen, worauf die Gegenpartei zu einer neuen Revolution schritt, die mit Mord begann. Am 19. Febr. 1868, an demselben Tage, wo in Paraguay die Brasilianer die Passage von Humaita forcirten, wurde Benancio Flores, als er in das Gouvernementshaus fuhr, von vier Blancos durch Dolchstöße und mehrere Schüsse ermordet. Die Führer der Blancos erklärten, U. befinde sich im Zustande der Erhebung gegen die Despotie der Familie Flores und die Herrschaft der Colorados. Alle Brasilianer müßten aus der Republik verbannt werden und der Staat in ein Bündniß mit Paraguay treten. Der Vorgang hatte jedoch die Volksmasse gegen sich, die nun ihrerseits eine blutige Verfolgung gegen die Blancos begann. Der Senat ernannte sofort des Ermordeten Bruder, Don Manoel Flores, zum provisorischen Präsidenten, und es vergingen so die nächsten Tage in ziemlicher Ruhe. Die Republik wurde in Kriegszustand erklärt, alle Blancos-Offiziere und -Unteroffiziere aus den Armeelisten gestrichen, die Nationalgarde einberufen. Aber schon 22. Febr. 1868 trat ein Ereigniß ein, das die Bevölkerung von Montevideo aufs neue in die größte Aufregung versetzte. Don Manoel Flores und 21 andere hervorragende Anhänger des Ermordeten starben plötzlich und fast gleichzeitig; ob an Gift oder an der Cholera, blieb unentschieden. Solchen Zuständen gegenüber drängte alles auf die Wahl eines definitiven Präsidenten. Vgl. Reyes, «Descripcion geografica del territorio de la Republica Oriental del U.» (Montevideo 1859); Sommer-Geiser, «Lebensbilder aus dem Staate U.» (Basel 1861); «The republic of U., Montevideo, geographical, social and political» (Lond. 1862); Woych, «Mittheilungen über das sociale und kirchliche Leben in U.» (Berl. 1864); Isid. de Maria, «Compendio de la historia de la República Oriental del U.» (Montevideo 1864); «République Orientale de l'U. Notice historique» (Par. 1867).

Urwald wird derjenige Waldzustand genannt, wo das freie Walten der Natur in keiner Weise durch Eingriffe der Menschen gestört oder beschränkt worden ist. Dort sieht man die höchsten Tannen oder die mächtigsten Eichen durch Orkane oder dadurch, daß sie das Ziel ihres Lebens erreicht haben, zusammengestürzt übereinander liegend, langsam verwesend neuen Generationen wieder Platz machend. Auf den modernden, wirr übereinanderliegenden Stämmen haben die Samen anderer Bäume gekeimt, weshalb solche Stämme häufig mit jungen Bäumen verschiedenen Alters besetzt erscheinen. Auf dem Stamme trocken gewordene Baumriesen stehen zwischen dem neuen Anwuchse, und massig ist der Waldhumus aufgehäuft und gibt reichliche Nahrung für die üppigste Vegetation. Des Menschen Fuß ist dieser Waldeinsamkeit fern: nur wilde Thiere hausen dort im sichern Schutze der natürlichen Verhaue ungestört. In Deutschland finden sich nur noch wenige Urwälder, z. B. im Böhmerwald und im bair. Wald, in den schwerzugänglichen höhern Regionen der Alpen (z. B. der Wettersteinwald bei Partenkirchen), im böhm. Riesen- und Isergebirge; mehr aber in den weniger bevölkerten Ländern, wie Polen und Rußland, und in Amerika sind noch überaus große Flächen damit bedeckt. Besonders ausgezeichnet und einen eigenthümlichen landschaftlichen Charakter gewährend sind die tropischen Urwälder durch die mächtigen, bis zu den äußersten Spitzen der größten Bäume reichenden und sie oft ganz bedeckenden Schlingpflanzen (Lianen) und wegen der zahllosen oft schönblühenden Gewächse (Orchideen, Pothosarten u. a.) und Farnkräuter, welche sich an den Stämmen der ältern Bäume angesiedelt haben.

Uſanzen (franz. usance; itol. uso) nennt mon Gebräuche und gewohnheitsmäßige Vorausſetzungen im Handelsverkehr, z. B. hinſichtlich der Beſchaffenheit der Waore, der Lieferungszeit, des Creditgebens, welche, dafern die Parteien in ihrem Falle nichts Gegentheiliges verabreden, bei der Beurtheilung von Handelsgeſchöften Berückſichtigung finden. In Deutſchland haben nur ſolche U. Geltung, die mit den Beſtimmungen des Hondelsgeſetzbuchs nicht in Widerſpruch treten.

Usbeken, ein türk. Volksſtomm, der, ſeit vier Johrhunderten der Schrecken und die Geiſel eines großen Theils von Mittelaſien, die frühere ſog. Tatorei, das jetzige Turkeſtan (ſ. d.) bewohnt und die Herrſchoft in deſſen Khanaten von Bokhara (ſ. d.) aber dem im engern Sinne Usbekiſtân genannten Lande, nebſt Balkh (ſ. d.) und Khakond, dann in mehrern andern kleinen, aber ſelbſtändigen Gebirgsſtaaten Weſtturkeſtans ſowie in Khiwa (ſ. d.) und, neben uigurifchen Türken unter chineſ. Oberhoheit, auch in Oſtturkeſtan oder Turfan (ſ. d.) ſich aneiguete. Scheibani-Khan, ein Bruder Batu-Khan's, wurde 1248 der erſte Stifter der Usbekenmacht am Oxus, indem er aus den ihm durch die Großmuth ſeines Bruders überlaſſenen Provinzen das Reich Turan (ſ. d.) gründete. Unter einem ſeiner Nachfolger Usbek wurde der Name U. allgemein, und ihre Macht erweiterte ſich durch ſtete Einwanderungen vom kiptſchokiſchen Reiche her, ſodaß ſie ſich in vielen blutigen Kriegen mit den Perſern, Bucharen (Sarten), Turkmanen und den olten Khorasmiern meſſen konnten. Später verfielen ſie der Gewalt der Timuriden, die ſich hier am längſten behaupteten, bis 1498 Baber (ſ. d.) aus Weſtturkeſtan weichen mußte. Hierauf begründete Scheribek-Khan ſeine Herrſchoft in Bokhara, und ſeine Nachfalger gewannen auch die Oberhoheit über Khiwa, bis ſich 1802 nach langen verwüſtenden Bürgerkriegen und blutigem Herrſcherwechſel endlich der Usbeke Mahmed-Rachim-Khan die ſauveräne Herrſchaft errang. Die U. bilden in den unterworfenen Ländern gewiſſermaßen den Adel, leben gegenwärtig meiſt in Städten, bekleiden die höchſten Stellen und ſind Beſitzer der vielen kleinen Schlöſſer und Burgen, die mon zerſtreut findet, und die ſie an Turkmanen und Sarten oder Tadſchiks, die kein eigenes Land beſitzen, verpachten.

Uſchakow (Graf Andrej Iwanawitſch), ein Günſtling Peter's d. Gr., wurde 1670 aus einer alten, aber verarmten adelichen Fomilie geboren. Er begleitete den Zar auf allen ſeinen Feldzügen, ſtieg unter Katharino I. zum Generallieutenont, unter Anna zum General-en-Chef, erhielt 1744 den Grafentitel und ſtarb ohne Nachkommen in Petersburg 1747. — Fedar Fedorowitſch U., einer der topferſten und geſchickteſten ruſſ. Admirale des 18. Jahrh., geb. 1743, wurde im Türkenkriege unter Katharina II. zum Befehlshober der Flatte im Schworzen Meere ernannt. Er lieferte dem Kopudan-Paſcha Kutſchuk-Huſſein 19. Juli 1790 unweit der Meerenge von Jenikale und 9. Sept. deſſelben Johres in der Nähe des heutigen Odeſſa glückliche Treffen und erfocht endlich den entſcheidenden Sieg über die türk. Seemacht beim Vorgebirge Koleri-Burnu 11. Aug. 1791. Im franz. Kriege unter Koiſer Paul I. befehligte er die vereinigte ruſſ. und türk. Flatte und eroberte 1798 und 1799 die Joniſchen Inſeln. Unter Alexander zog er ſich in den Ruheſtand zurück und ſtarb auf ſeinem Gute in der Nähe von Petersburg im Oct. 1817. Ein Verwandter von ihm iſt Alexander Stepanawitſch U., der ſich als Schiffskopitän in dem Türkenkriege von 1828—29 auszeichnete, ſpäter zum Coutreadmiral und Commandeur der Donauflotille und 1852 zum Viceadmiral ernannt wurde. — Paul Nikolajewitſch U., ruſſ. General der Infanterie und Generaladjutant des Kaiſers, geb. 1779, befehligte in den Feldzügen von 1812—14 ein Garderegiment, ward 1826 Generallieutenant und nahm 1828 an dem türk. Kriege theil, wo er nach einer kurzen Belagerung 27. Juni die Feſtung Tultſcho eroberte. In der Folge wurde er Chef der Gardeinfanterie, dann Commandeur des vierten Armeecorps und endlich Präſident des Involidencomité. Auf dieſem Poſten ward U. durch die großartigen Unterſchleiſe des Houptkaſſirers Palitkowſkji in eine höchſt ärgerliche Unterſuchung verwickelt, die ihn als Arreſtanten auf die petersburger Citadelle brachte und ſeine Entfernung vom Dienſte zur Folge hatte. Er ſtarb bald darauf 5. Mai 1853. — Nikolai Iwanowitſch U., Generallieutenant, war Adjutant des Fürſten Poskewitſch während deſſen Feldzügen in Aſien, die er in der «Geſchichte des Kriegs in der aſiat. Türkei» (2. Aufl., 2 Bde., Worſch. 1843; deutſch von Lämmlein, Lpz. 1839) beſchrieb.

Uſedom, eine Inſel des Regierungsbezirks Stettin in der preuß. Provinz Pommern, ſcheidet mit der öſtlich von ihr, jenſeit der Swine gelegenen kleinern Inſel Wollin, mit welcher ſie den Kreis Uſedom-Wollin (20,89 Q.-M., ohne Waſſer jedoch nur 12,31 Q.-M. mit 42311 E. im J. 1866) bildet, das Pammerſche Haff, und zwar deſſen weſtl. Theil aber das Kleine Haff, von der Oſtſee und iſt ihrerſeits durch den Peeneſtrom vom Feſtlande getrennt, auf welcher Seite ſie vielfach, namentlich durch das Achterwaſſer, zerriſſen wird. Hinter etwa

200 F. hohen Dünenhügeln tritt, wie auf Wollin und Rügen, unter den Diluvialbildungen weiße Kreide hervor und bildet einige Anhöhen, die im südl. Theile mit ihren Buchenhainen und Aussichten auf Meer, Haff und Festland, wie auf die zahlreichen Seespiegel der Insel selbst derselben landschaftliche Reize verleihen, welche an Schönheit mit denen von Rügen wetteifern. Solche Höhen sind der Streckelnberg, der Glaubensberg bei dem ehemaligen Kloster Pudalga, der Kickelsberg bei Benz und besonders der Golm bei Swinemünde. Der Westen ist flacher, aber fruchtbarer, der Norden am ödesten, mit niedrigen Dünen besetzt, von Einbrüchen des Meeres bedroht. Im ganzen ist die Insel eine Ebene, mit Brüchen, Mooren, Torfgründen und Wiesen, zahlreichen Seen und beträchtlichen Waldungen, aber auch mit ziemlich fruchtbarem Ackerboden bedeckt. Feldbau, Viehzucht, Heringsfischerei, Schiffahrt und Handel, verbunden mit Lootsendienst und Einsammlung von Bernstein, bilden die Nahrungszweige der Einwohner, die auch aus dem Fremdenverkehr in den Badeorten Gewinn ziehen. Die Stadt U. an der Südwestseite der Insel, im Hintergrunde einer seeartigen Bucht, die durch die sog. Kähle mit dem Kleinen Haff in Verbindung steht, ist sehr alt, indem schon 1128 Herzog Wratislaw I. daselbst einen Landtag hielt, auf welchem die Pommern das Christenthum annahmen. Der Ort zählt (1864) 1758 E., die Feldbau und Fischerei treiben. Bedeutender ist die Hauptstadt Swinemünde (s. d.), der Sitz der Kreisbehörden und bekannter Badeort, wie das benachbarte Heringsdorf (s. d.). Vgl. Gadebusch, «Chronik der Insel U.» (Anklam 1863).

Usher (James), bekannter unter dem Namen Ussérius, Erzbischof von Armagh, einer der berühmtesten brit. Theologen des 17. Jahrh., wurde 1580 zu Dublin von prot. Aeltern geboren und widmete sich mit größtem Eifer den theol. Wissenschaften. Seine Talente, womit er die Katholiken in Schriften und Disputationen widerlegte, setzten ihn in hohe Gunst bei König Jakob I. Derselbe verlieh ihm 1607 eine theol. Lehrkanzel an der Universität zu Dublin und erhob ihn 1624 zum Erzbischof von Armagh. In dieser Stellung und als Mitglied des irländ. Geheimraths setzte er seine Controversen gegen die Katholiken fort und suchte namentlich zu beweisen, daß Lehrbegriff und Einrichtungen der ältesten kath. Kirche von den Neuerungen Calvin's nicht sehr verschieden wären. Diese Ansichten brachten ihn aber auch mit der Anglikanischen Kirche in Conflict, indem er besonders den Begriff des Episkopats viel freier auffaßte als die engl. Theologen. Aus Anhänglichkeit für das Königthum und Treue gegen Karl I. unterdrückte er indessen seine Hinneigung zu den Presbyterianern und erkannte 1635, von Wentworth und Laud gedrängt, den Erzbischof von Canterbury als Primas der prot. Kirche in Irland an. Beim Ausbruch der Revolution in England und Schottland und des Aufstandes der Katholiken in Irland verlor er seine Einkünfte und seine werthvolle Bibliothek. Letztere ließ ihm zwar das engl. Parlament zurückstellen, allein vieles ging auf dem Transport zu Grunde. Als Karl I. gefangen gesetzt wurde, suchte er den König auf und begleitete denselben später zur Hinrichtung. Der Cardinal Richelieu lud ihn nun unter Zusicherung völliger Glaubensfreiheit zur Niederlassung in Frankreich ein, was jedoch im Augenblicke der Einschiffung verhindert wurde. U. fand einen Zufluchtsort zu London selbst, wo ihn die Gräfin von Peterborough aufnahm und unterstützte. Er starb zu Ryegate, einem Landsitze dieser Dame in der Grafschaft Surrey, 20. März 1656. Cromwell, der den sanften und biedern Mann hochachtete, befahl, ihn in der Westminsterabtei beizusetzen, bewilligte aber nicht die Kosten, sodaß es unterblieb. Seinen Kindern hinterließ U. eine Bibliothek von 10000 Bänden an Manuscripten und gedruckten Werken, welche später die Universität zu Dublin erwarb. U.'s Hauptwerke sind die «Britannicarum ecclesiarum antiquitates» (Dubl. 1639; vermehrt, Lond. 1687) und «Annales Veteris et Novi Testamenti» (Lond. 1650; Par. 1673; Genf 1722 u. öfter).

Usi, s. Usanzen.

Usteri (Joh. Martin), ein schweiz. Dichter, geb. zu Zürich im April 1763, der Sohn eines Kaufmanns, starb als Rathsherr zu Zürich 29. Juli 1827. Vorzüglich gelangen ihm novellenartige Erzählungen in der Mundart seines Vaterlandes, in denen er eine Reihe höchst anziehender Bilder schweiz. Lebens uns vorgeführt hat. So vortrefflich er in dieser Gattung war, befriedigten doch wenig seine hochdeutschen Dichtungen, die sich selten über das Gewöhnliche erheben. Indessen hatte sein «Freut euch des Lebens u. s. w.» das Glück, in der von ihm gesetzten Weise zu einem allbekannten Volksliede zu werden. Seine hinterlassenen «Dichtungen in Versen und in Prosa» gab Dav. Heß (3 Bde., Berl. 1831) heraus.

Usteri (Paulus), schweiz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Zürich 14. Febr. 1768, war der Sohn des um die Verbesserung des züricher Schulwesens hochverdienten und als theol. Schriftsteller bekannten Chorherrn und Professors Leonhard U. (geb. 1741, gest. 1789). Er

beſuchte das Gymnaſium und das medic. Inſtitut ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte dann in Göttingen, wo er 1788 Doctor der Medicin wurde. Nachdem er ſich einige Zeit in Wien und Berlin aufgehalten hatte, begann er in Zürich zu prakticiren. Seit 1797 Mitglied des Großen Raths, wurde er bei dem Wechſel der Staatsform als Abgeordneter des Cantons Zürich in den Senat der helvet. Regierung gewählt, wo er 3 J. lang im Einverſtändniſſe mit ſeinem Freunde Eſcher von der Linth wirkte. 1801 wurde er in den Vollziehungsrath gewählt, jedoch im Oct. deſſelben Jahres von der Regierung entfernt, 1802 aber wieder als Abgeordneter ſeines Cantons zu der Conſulta nach Paris geſendet und zum Mitglied ihrer Zehnercommiſſion für die Conferenzen mit dem Oberhaupte Frankreichs erwählt. Während der Mediationsverfaſſung war er Mitglied des Kleinen Raths und ſeit der Conſtitution von 1814 Staatsrath des Cantons Zürich. Bei der neuen Organiſation des Cantons 1831 wurde er zunächſt als erſtes Mitglied in den Regierungsrath, dann zum erſten Bürgermeiſter und endlich zum Präſidenten des Großen Raths ernannt. Doch ſtarb er ſchon 9. April 1831. Unter ſo verſchiedenartigen Geſchäften wußte U. noch Zeit zu literariſcher Thätigkeit zu finden. Abgeſehen von frühern Leiſtungen im Fache der Medicin und in polit. Zeitſchriften, beſorgte er ſeit dem Anfange der ſchweiz. Staatsumwälzung mit Eſcher von der Linth die Herausgabe des Tageblatts «Der ſchweiz. Republikaner» (1798—1803), des reichhaltigſten Archivs für die Geſchichte der Schweiz. Ein bleibendes Verdienſt erwarb er ſich durch ſein «Schweiz. Staatsrecht» (deutſch und franz., 2 Bde., 3. Aufl., Aarau 1815—31). Seine «Kleinen geſammelten Schriften» (Aarau 1832) enthalten ſeine Vorträge und Berichte von 1791—1828.

Uſtjug-Weliki, officiell Welikij-Uſtjug, eine Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wologda, an der Straße von Archangel nach Sibirien und am Jug, der hier, mit der Suchona vereinigt, die Dwina bildet, iſt, durch dieſe Lage begünſtigt, nächſt Archangel der wichtigſte Handelsplatz des Nordens von Rußland, hat drei Kathedralen, 36 andere Kirchen, mehrere Schulen und Wohlthätigkeitsanſtalten, einen großen Kaufhof, ſeit 1846 eine Stadtbank, ſechs Blaufärbereien, Eſſigſiedereien, mehrere Seifen- und Talgſiedereien, Lichtziehereien, Ledergerbereien, Ziegelbrennereien und Sägemühlen, bedeutende Juftenfabriken und zählt unter ihren 7887 E. (1863) viele Schloſſer, Kupferſchmiede, Maler von Heiligenbildern ſowie auch Silberarbeiter, die vorzüglich ſilberne Kettchen, ſog. Gaitane, von ungewöhnlicher Feinheit verfertigen. Die Stadt iſt ſehr alt, hatte meiſt eigene Fürſten und gehörte bis zum Anfang des 17. Jahrh. zu den bedeutendſten Städten des Reichs. Der uſtjugſche Kreis verdient durch die pittoresken Anſichten ſeiner zum nordruſſ. Landrücken gehörigen Felshöhen an den Ufern der Suchona den Namen der Ruſſiſchen Schweiz, iſt reich an herrlichen Lärchenwaldungen und hat mehrere, jetzt vernachläſſigte Salzquellen.

Uſucapion, im ältern röm. Rechte der Name derjenigen Erſitzung, d. h. Erwerbung des Eigenthums durch den eine gewiſſe Zeit lang fortgeſetzten Beſitz, welche zu ſtreng civilrechtlichem Eigenthum verhalf. Sie ward im ſpätern röm. Rechte mit der andern Erſitzungsart, der longi temporis possessio, verſchmolzen, und es wird ſeitdem der Name U. für jedwede Erſitzung des Eigenthums gebraucht.

Uſurpation heißt im ältern röm. Rechte die Unterbrechung der Verjährung (ſ. d.) durch Aufhebung des Beſitzſtandes. In dem neuern Sprachgebrauche verſteht man darunter die Anmaßung eines Beſitzes, einer Befugniß, beſonders der öffentlichen Gewalt, ohne Recht, die gewaltſame Verdrängung eines rechtmäßigen Herrſchers, die einſeitige Steigerung der höchſten Befugniſſe durch den Umſturz einer auf Verträge gegründeten Verfaſſung und die Unterdrückung der Selbſtändigkeit eines Volks. Der U. ſteht entgegen die auf anerkannten Rechtstiteln beruhende Legitimität, die legitime Herrſchaft und die legitime Verfaſſung. Die U. kann auch wieder einen legitimen Zuſtand begründen, aber nicht durch bloßen Zeitverlauf, ſondern durch Anerkennung und freiwilligen Gehorſam des Volks. Solange nichts derartiges erfolgt, bringt die U. blos einen factiſchen, aber keinen Rechtszuſtand hervor.

Usus fructus, ſ. Nießbrauch.

Ut Re Mi etc., ſ. Solmiſation.

Utah oder Yutah, in der heiligen Sprache der Mormonen Deſeret, d. h. Honigbiene, eins der organiſirten Territorien der nordamerik. Union, gebildet aus dem nordöſtl. Theile des 1848 von Mexico abgetretenen Gebiets von Obercalifornien oder dem ſog. Lande der freien Indianer und in die Union durch die Congreßacte vom 9. Sept. 1850 aufgenommen, liegt zwiſchen 37 und 42° nördl. Br. und 109—115° weſtl. L. und wird im O. von den Territorien Wyoming und Colorado, im N. von Wyoming und Idaho, im W. vom Staate Nevada

und im S. vom Gebiete Arizona begrenzt. Das Land bildet eine von Gebirgen eingeschlossene und durchzogene Hochebene und hat ein Areal von 8870 Q.-M. An der Westseite des Gebirgsknotens der Windriver-Mountains im Felsengebirge zweigt sich das Timpanogosgebirge ab und zieht auf der Westseite des Green-River oder nördl. Quellstroms des Rio-Colorado südwärts aus Oregon nach U. herüber, wo es das Land in derselben, zuletzt in südsüdwestl. Richtung unter dem Namen des Wahsatchgebirgs durchzieht, wenig erhaben über seiner Basis, die aber 4700—6600 F. über dem Meere liegt. Durch diesen Gebirgszug zerfällt U. in zwei verschieden gestaltete Abschnitte. Der östliche kleinere umfaßt das Gebiet des Green-River und Rio-Grande, die hier sich vereinigen und den Rio-Colorado bilden. Es ist das ein Plateau, welches sich von 5700 F. mittlerer Höhe südwärts allmählich, wahrscheinlich stufenweise, zu niedrigen Ebenen absenkt und in dieser Richtung geöffnet erscheint. Der westl. Abschnitt bildet ein weites, auf allen Seiten von Bergen abgeschlossenes Becken, von Frémont das Große Bassin des Salzsees genannt. Es ist eine der ausgedehntesten Hochebenen der Erde. Das Becken liegt durchschnittlich 3750—4690 F. über dem Meere und besitzt sein eigenes System von Seen und Flüssen, die in keiner Verbindung mit dem Ocean stehen. Zum größten Theil dürr, unfruchtbar und fast menschenleer, hat es im allgemeinen den Charakter der Wüste. Am östl. Rande des großen Wüstenbassins, am Fuße des Wahsatchgebirgs, liegt der Salt-Lake (s. d.) oder Große Salzsee, der bedeutendste See des Landes. Durch einen $7^3/_8$ M. langen Kanal, Jordan, empfängt er im Süden das Wasser des Utah- oder Yutahsees, der durch zahlreiche Gebirgswasser gespeist wird, die alle süßes Wasser führen. Beide Seen erhalten das Wasser von einem 470—570 Q.-M. großen Gebiete und haben an der Ostseite, an der Basis des Wahsatchgebirgs, einen schmalen Gürtel angeschwemmten Landes mit Wald, Wasser und reichlichem Graswuchs, auf einer Strecke von 30 M. von Norden gegen Süden. Auf diesem Lande an der Wasserstraße des Jordan, in dem sog. Mormonenthale, haben sich seit 1847 die Mormonen (s. d.) angesiedelt und daselbst hinreichend urbares Land für eine große Niederlassung gefunden, welche durch ihre Lage als Zwischenstation zwischen dem Mississippithale und dem Stillen Ocean Bedeutung erhält. Im Süden der beiden genannten liegen noch mehrere andere Seen, wie der Nicollet und Seviers mit ihren gleichnamigen Zuflüssen. Auch am Westrande des Großen Bassins findet sich eine Reihe von Seen, unter denen der Pyramidensee $7^3/_4$ M. lang, von Bergen der Sierra-Nevada umgeben, merkwürdig tief und klar und überaus reich an Lachsforellen ist. Der bedeutendste Fluß des Bassins ist der Humboldt-River (sonst Ogdens- oder Mary-River genannt). Derselbe entsteht auf den westlich vom Großen Salzsee gelegenen, durch ihre schöngeformten Umrisse, fast stets beschneiten Gipfel, quellen-, wald- und weidereichen Abhänge und Thäler ausgezeichneten Humboldtsbergen (Humboldt-River-Mountains), durchfließt die ringsum wüste Ebene und endet im sumpfigen Humboldtsee. Der Humboldtstrom bildet die natürliche Straße für alle Züge, welche vom Großen Salzsee nach Californien gelangen wollen. Die Gebirge, welche sich aus den nackten, öden Ebenen bis in die Nähe der Schneeregion auftürmen, sind mit Fichten, Cedern, Espen und andern Baumarten nur dünn bestanden, haben viel grasreiche Plätze, aber wenig Wild; dagegen sind sie reich an edeln Metallen, besonders Silber. Den fruchtbarsten Boden haben die Alluvionen am Fuße der Gebirge; auch manche Thäler theilen denselben, andere sind völlig unfruchtbar. Getreide, selbst Weizen und Mais, gedeiht vortrefflich, ebenso Rindvieh und Schafe. In den Ebenen finden sich Hasen und Antilopen, in den Bergen Bären, der schwarzgeschwänzte Hirsch, das Bergschaf, die gefräßige Wolverene. Auch gibt es Dachse, Wieselkatzen, Bisam- oder Moschusratten und Schwimm- und Sumpfvögel in Menge, Fische in allen nichtsalzigen Wassern sowie mancherlei ganz eigenthümliche Reptilien, schädliche Heuschrecken u. s. w. An heißen und kalten Schwefel-, Salz- und andern Quellen ist Ueberfluß. Das Klima ist gesund und nicht so kalt, als die hohe Lage des Landes erwarten läßt. Die Urbevölkerung bilden die Utah-Indianer (engl. Eutaws und Yutahs), ein weitverbreitetes Wandervolk auf niedrigster Culturstufe. Nicht nur die Indianer, sondern auch die übrige Bevölkerung, die der Mormonen, ist noch sehr dünn verstreut, jedoch in Zunahme begriffen. 1850 belief sich ihre Zahl auf 11380; 1851 auf 30000; 1860 dagegen auf 40273. An der Spitze des Gemeinwesens steht ein Gouverneur, der auf 4 J. vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt wird und 2500 Doll. Gehalt bezieht, einschließlich 1000 Doll. als Superintendent der Indianerangelegenheiten. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus zwei Häusern, dem von 13 auf zwei Jahre erwählten Senatoren und dem von 26 auf ein Jahr erwählten Repräsentanten. Die gesetzgebende Versammlung tritt alle Jahre im Dec. auf 40 Tage

zusammen. Der Congreß der Union hat sich die Absetzbarkeit des Gouverneurs und die Cassation aller Acte der Gesetzgebung nöthigenfalls vorbehalten. Im Congreß ist U. als organisirtes Territorium durch einen Deputirten im Repräsentantenhause vertreten. Die Aeltesten der Mormonen führen ein sehr strenges Regiment. Die Obrigkeit richtet nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern nach göttlichen Offenbarungen. Seit 1853 befindet sich aber ein von der Unionsregierung ihnen zugeschickter Oberrichter in U., der Ordnung in das Rechtswesen bringen soll. Die Sklaverei ist verfassungsmäßig verboten. Für den Unterricht der Jugend wird sehr gut gesorgt. Der Ackerbau steht auf einer hohen Stufe, Wege und Brücken sind gebaut. Ueberhaupt blüht das Gemeinwesen der Mormonen, was sowol dem Fleiße der Ansiedler als auch der günstigen Lage zuzuschreiben ist, indem die Haupthandelsstraße nach dem Stillen Ocean und auch die beabsichtigte große Pacificeisenbahn das Territorium durchschneiden und in Salt-Lake-City eine ihrer bedeutendsten Stationen hat. Auch der Gewerbfleiß beginnt sich zu heben. Die Hauptstadt ist Great-Salt-Lake-City oder Mormon-City. Vgl. Frémont, «Geographical memoir upon Upper-California» (Washington 1848); Stansbury, «Exploration and survey of the valley of the Great-Salt-Lake of U.» (Philad. 1852); Ferris, «U. and the Mormons» (Neuyork 1854); White, «The Mormon prophet and his harem» (Neuyork 1866).

Uterini, s. Halbgeschwister.

Uterus, Gebärmutter, Mutter oder Fruchthalter heißt der Theil der weiblichen Genitalien, in welchem das befruchtete Ei binnen 40 Wochen oder 280 Tagen zum Kinde ausgebildet wird. Derselbe stellt einen gegen 2 Zoll langen platten, birnförmigen Körper dar, welcher innerhalb des kleinen Beckens in einer quer durch dieses ausgespannten Falte der Bauchhaut zwischen Harnblase und Mastdarm hängt. Diese Bauchhautfalte, die von beiden Seiten des U. nach der Beckenwand zu verläuft, stellt zwei Bänder dar, welche die breiten Mutterbänder (ligamenta uteri lata) heißen. In ihnen liegen noch zu beiden Seiten des U. die Eierstöcke und die Anhänge des U., nämlich die Eileiter und die runden Mutterbänder. Der U. wird nicht in allen seinen Theilen von dieser Bauchhautfalte überzogen, sondern nur in seinem obern breitesten und mittlern Theile, welche der Grund (fundus) und Körper (corpus uteri) genannt werden. Der untere walzenförmige Theil, der Hals des U. (collum uteri), in welchem sich die spaltenförmige Mündung des U. (Muttermund, orificium uteri, portio vaginalis uteri) befindet, ragt zapfenförmig in die Scheide hinein und ist, wie diese, mit Schleimhaut überzogen. Die Höhle des U. ist flach und dreieckig. Eine Ecke entspricht dem Munde, die beiden andern Ecken liegen aber zu beiden Seiten und setzen sich hier in zwei häutige, schlauchförmige Anhänge fort, welche mit den Eierstöcken in Verbindung stehen und die Eichen von diesen in die Höhle des U. befördern, die Eileiter oder Muttertrompeten (tubae Fallopii). Unterhalb diesen sitzt am U. auf jeder Seite noch ein runder fester Strang, der innerhalb des breiten Bandes zum Leistenkanale verläuft, das runde Mutterband (ligamentum uteri rotundum). Die Höhle des U. ist mit Schleimhaut ausgekleidet, in welcher sich zahlreiche schlauchförmige Vertiefungen finden (Drüsen), in die, bei der Entwickelung des Eis, der Mutterkuchen zapfenförmig hineinwächst. Bei jeder Menstruation schwillt das sonst derbe, außerordentlich reichlich mit Blutgefäßen versehene Gewebe des U. derart an, daß die oberflächlichen Gefäße platzen und Blut ergießen. Ist ein Ei, das bei jeder Menstruation in den U. gelangt, befruchtet worden, so bleibt es in der Mutterhöhle haften und wird dann von der Wand des U. aus ernährt. Gleichzeitig gewinnt der U. an Umfang und seine Wand an Dicke. Seine Muskulatur entwickelt sich außerordentlich, sodaß am Ende der Schwangerschaft die Frucht leicht ausgetrieben wird. Nach der Entleerung des U., wo derselbe etwa den Umfang eines Kinderkopfes hat, beginnt die Rückbildung zu der frühern Gestalt und Größe, wozu 6—7 Wochen erforderlich sind (Wochenbett). Bei den Säugethieren, welche mehr als ein Junges zur Welt bringen, theilt sich der U. nahe oberhalb des Mundes in zwei getrennte Abtheilungen, Hörner genannt (uterus bicornis, zweihörniger U.), wodon man auch bei den Frauen manchmal noch Andeutungen vorfindet. Die häufigsten krankhaften Zustände des U. sind seine Lageveränderungen: Vorfall des U. (prolapsus uteri), wobei die Gebärmutter tiefer in die Scheide hinabsinkt (meist eine Folge der gestörten Rückbildung nach der Geburt), Beugungen (Abweichungen des ganzen U. von der gewöhnlichen Lage), Knickungen (im Körper), Katarrh der Schleimhaut (weißer Fluß), Wucherungen der Schleimhaut (Polypen), Verdickungen seiner Wand (Infarctus uteri), Krebs (vorzugsweise der Vaginalportion), Entzündungen nach der Entbindung (Kindbettfieber). Die erstgenannten Krankheiten des U. sind hartnäckiger Natur, oft unheilbar, Bedingungen der Unfruchtbarkeit und die häufigste Ursache der Hysterie. Ein werthvolles Instrument zur Untersuchung des U. ist die Uterussonde, ein gekrümmtes eisernes

Stäbchen, mittels welches die Lageveränderungen des U. und die Größenverhältniſſe ſeiner Höhle erforſcht werden. Ein anderes Inſtrument, der Mutterſpiegel, iſt ein cylindriſcher Körper aus Metall oder Porzellan, durch welchen die von der Scheide aus zugänglichen Theile des U. ſichtbar gemacht werden können.

Utica, eine von den Phöniziern gegründete Stadt auf der Nordſeite von Afrika, weſtlich von Karthago, in dem Theil des Landes, den man Zeugitana nannte. Der Ort wurde früher gegründet als Karthago und hieß Atik'ah, die alte Stadt, im Gegenſatz zu K'art-hadet (Karthago), die neue Stadt. Der ältere Scipio Africanus belagerte U. vergeblich. Im dritten Puniſchen Kriege ging es zu den Römern über, und nach Karthagos Fall wurde es der Hauptort und die blühendſte Handelsſtadt der röm. Provinz Afrika. Im Bürgerkrieg hielt Cato die Stadt für die Pompejaniſche Partei beſetzt. Nachdem dieſer, der daher den Namen Uticenſis erhielt, auf die Nachricht von Cäſar's Sieg bei Thapſus ſich ermordet, ergab ſich die Stadt dem Cäſar, der ſie mild behandelte. Unter Auguſtus erhielt ſie das Bürgerrecht. Die Ruinen der Stadt, weſtlich vom Fluſſe Medſcherdah (dem Bagrada der Alten), bieten im einzelnen wenig Bedeutendes dar, da die Stadt von Grund aus zerſtört worden iſt. Noch ſind die Umriſſe des Amphitheaters, bedeutende Mauerreſte und anſehnliche Spuren des am hohen Ufer gebauten Quai ſichtbar. Die Geſtaltung des umliegenden Landes hat ſich ſeit der Zeit der Blüte U.s vollſtändig verändert. Der Ort lag einſt am Meere, das jetzt 3 St. davon entfernt iſt.

Utica, Hauptſtadt von Oneida-County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt in fruchtbarer Ebene an der Neuyork-Centraleiſenbahn und am Mohacck und zählt 23686 E., die Tuch- und Wollfabriken ſowie eine bedeutende Ausfuhr von Getreide, Butter und Käſe unterhalten. Die Stadt iſt ſchön gebaut, hat 24 Kirchen, 6 Banken und 2 täglich erſcheinende Zeitungen. Es befindet ſich hier ein Staatsirrenhaus. In der Colonialzeit ſtand auf der Stelle von U. das Fort Schuyler, welches zur Sicherung der engl. Bewohner gegen die Indianer und Franzoſen angelegt war. Südöſtlich von U., in etwa einer Stunde mit der Black-River-Eiſenbahn erreichbar, liegen die berühmten Trentonfälle.

Utilitarismus oder Syſtem des Nutzens, Nützlichkeitsſyſtem, heißt die Moral- und Staatstheorie, welche als ihr Princip den Grundſatz des allgemeinen größtmöglichen Nutzens aufſtellt, oder den Grundſatz, das größte Glück über die größte Anzahl Menſchen zu verbreiten. Ihr Gründer, Jeremias Bentham (ſ. d.), hatte bei ihr vorzüglich den Zweck, an die Stelle des abſtracten Rechts ein von Humanität und Billigkeit getragenes Recht zu ſetzen und Grundſätze aufzuſtellen, nach denen alle entweder aus Herkommen oder durch Anwendung gewiſſer Rechtsprincipien entſtandenen Geſetze, welche ſich im Laufe der Zeit aus Wohlthaten in Plagen verwandelt haben, mit Sicherheit und ohne Gefahr entfernt werden können. Der Grundſatz des Gemeinwohls, daß die Geſetze Wohlthaten und nicht Plagen ſein ſollen für das Ganze wie für den Einzelnen, iſt nicht neu: auch Friedrich d. Gr. erklärte ihn für ſein Staatsprincip. Neu iſt bei Bentham aber die ſtrenge und bis in die äußerſten Conſequenzen ausgedehnte Anwendung, nicht nur bis ins Detail von allen Theilen der Geſetzgebung und Staatsverwaltung, ſondern auch des Verhaltens jedes einzelnen, ſodaß der Grundſatz bei ihm zugleich die Stelle eines Moralprincips vertritt. Die Eigenſchaften der Klugheit, Mäßigung, Selbſtbeherrſchung und des Wohlwollens werden aus ihm als Grundtugenden abgeleitet, und dabei durch eine Art von moraliſcher Arithmetik der in einem jeden perſönlichen Verhältniſſe erreichbare größtmögliche Nutzen genau beſtimmt. Das Wohlwollen hat z. B. dahin zu trachten, mit dem wenigſten Aufwande für uns ſelbſt die größte Quantität fremden Wohlſeins zu bewirken. Ebenſo iſt der Zweck der Geſetzgebung die Maximiſation oder höchſte Steigerung des Wohlſeins aller, verbunden mit der Minimiſation oder höchſten Verminderung der Uebel und der Verbrechen als Handlungen, welche Uebel nach ſich ziehen. Der Geſetzgeber ſoll nie Laſten auflegen, als nur um dadurch Wohlthaten von größerm Werthe zu ertheilen. Er iſt ähnlich einem Arzte, der die Heilung genau der Krankheit anzupaſſen hat: das Uebel der Strafe darf niemals größer ſein als das dadurch aufgehobene Uebel des Vergehens, und daher ſind nicht alle einzelnen nach einem gleichen Maße zu beſtrafen, weil ſie das Uebel einer gleichen Strafe auf höchſt ungleiche Weiſe treffen würde. Die Heilmittel gegen die Verbrechen ſind theils Verhüttungs-, theils Entſchädigungsmittel, theils Strafen. Beſſer iſt Verhütung als Strafe. Der Zweck der Strafe iſt, ähnlichen Vergehen in Zukunft vorzubeugen dadurch, daß dem Verbrecher entweder das phyſiſche Vermögen oder der Trieb oder der Muth zu neuen Verbrechen genommen wird. Es bedarf nicht der Einwilligung aller zur Beſtrafung, ſondern der Verbrecher iſt ein Feind des öffentlichen Wohls, und als ſolcher

zu entwaffnen. Wenn die Wahl gegeben iſt zwiſchen Strafen, bei denen das blos augenfällige Uebel das wirkliche überwiegt, und ſolchen, bei denen das Gegentheil der Fall iſt, ſo ſoll man die erſtern den letztern vorziehen. Die Todesſtrafe fall aus dieſem Grunde nicht abſalut aufgehaben, wol aber auf den ſparſamſten Gebrauch beſchränkt werden. Die Bentham'ſche Thearie hat zuerſt den Blick auf viele höchſt wichtige und bisher zu ſehr überſehene Geſichtspunkte bei der Geſetzgebung gelenkt. Im Felde der Maral hingegen iſt ſie mangelhaft und daher zuweilen genöthigt, zu erzwungenen Wendungen ihre Zuflucht zu nehmen. Kurz vor der Julirevalutian von 1830 bemächtigten ſich die franz. Communiſten der Bentham'ſchen Nützlichkeitsphilafaphie nach ihrer Weiſe, und es ging daraus die Sekte der ſag. Utilitaires und deren Jaurnal «L'Utilitaire» hervor. Auch bei der Ausarbeitung der Geſetzbücher der Staaten van Neuyork (von 1821), Südcarolina (von 1826) und Louiſiana (van 1830) ſind die Grundſätze der Bentham'ſchen Theorie zur Richtſchnur genommen worden. Vgl. «Grundſätze der Civil- und Criminalgeſetzgebung aus den Handſchriften Jeremias Bentham's» (deutſch van Beneke, 2 Bde., Berl. 1830).

Utopien, Utopia, nach dem Griechiſchen ſa viel als Nirgendswo, nannte der engl. Kanzler Tham. Marus (ſ. d.) die fabelhafte Inſel, auf welcher er ſeinen Staatsroman «De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia» (Löwen 1516 u. öfter) ſpielen ließ. Dieſe palit. Fiction, die den Leſer in das Schlaraffenland der Deutſchen verſetzt, wa die ausgeſuchteſten Genüſſe ohne Anſtrengung erworben werden, fand zahlloſe, mehr aber weniger geiſtreiche Nachahmungen. (S. Staatsramane.) Der öſterr. General Schredelin entwarf gegen Ende des 17. Jahrh. unter dem Titel «Tabula Utopiae oder Schlaraffenland» eine humariſtiſche Karte, die zu ihrer Zeit als eine ausgezeichnete Satire galt. In neuerer Zeit belegt man die Palitiker und Socialreformer, welche den Boden der Wirklichkeit verlaſſen und ſich mit phantaſtiſchen Weltverbeſſerungsplanen beſchäftigen, mit dem Namen der Utopiſten.

Utraquiſten, ſ. Calixtiner.

Utrecht, die Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs der Niederlande, am Krummen Rhein, der hier den Namen Alter Rhein annimmt und die Vecht zum Zuyderſee entſendet, in einer angenehmen Gegend gelegen, iſt eine alte, große und ſehr anſehnliche Stadt, welche 58607 E. (1. Jan. 1867), darunter etwa zwei Fünftel Kathaliken, zählt und bei ihren reichen Cammunicatianen zu Waſſer und zu Lande, insbeſandere auch als Centralpunkt des niederländ. Eiſenbahnnetzes, eine für Induſtrie, Handel und Schiffahrt ſehr günſtige Lage hat. U. iſt mit ſtarken Farts umgeben und bildet van der Landſeite her den ſtrategiſchen Barpaſten von Amſterdam. Die Beſeſtigungen der eigentlichen Stadt ſind ſeit 1830 allmählich in Pramenaden verwandelt worden. Die Stadt beſitzt viele freie, offene Plätze, ſchöne Gebäude und zahlreiche Kirchen. Unter letztern iſt die durch ihre prächtige goth. Bauart berühmte reform. Domkirche hervarzuheben, deren Schiff jedoch 1. Aug. 1674 durch einen Orkan zertrümmert wurde, ſadaß der Thurm, einer der höchſten in den Niederlanden (mit ſchönem Glackenſpiel und weiter Fernſicht), durch einen Zwiſchenraum van dem eigentlichen Körper des Gebäudes geſchieden ſteht. In der Kirche, var der Reformatian eine der prächtigſten und reichſten, befinden ſich intereſſante Gradmäler und eine ſchöne neue Orgel. Sanſt ſind van Bauwerken nach zu erwähnen: das Papſthaus (Paushuis), jetzt Regierungsgebäude; das Juſtizgebäude, ſeit 1837 an der Stelle der einſt berühmten Abtei von St.-Paulus errichtet; der Palaſt des Königs Ludwig Napaleon, der U. zur Reſidenz gewählt hatte; das ſchöne Rathhaus, 1830 vallſtändig erneuert, mit reichem Stadtarchiv und einer Alterthümerſammlung; das Gebäude für Künſte und Wiſſenſchaften, die prachtvalle Wilhelmskaſerne, die erſt 1866 erbaute höhere Bürgerſchule u. ſ. w. Unter den ſchönen Spaziergängen der Stadt iſt die 1636 an der Oſtſeite angelegte, aus acht Reihen van Lindenbäumen beſtehende, über 2000 Schritt lange Maillebahn beſanders zu erwähnen. U. iſt Sitz eines Provinzial-, Bezirks- und Cantanalgerichts, des oberſten Militärgerichtshofs für das Königreich, eines janſeniſtiſchen Biſchofs u. ſ. w. Auch befindet ſich daſelbſt die Münze für die Niederlande und deren Colonien. An der Spitze der Unterrichtsanſtalten ſteht die 1636 von den Ständen der Pravinz geſtiftete Univerſität, die in neuerer Zeit van etwa 500 Studenten jährlich beſucht wird und außer einer anſehnlichen Bibliathek (60000 Bände) und andern Inſtituten auch ein 1866 errichtetes phyſial. Obſervatarium und einen ziemlich gut ausgeſtatteten Botaniſchen Garten hat. Ueberdies beſtehen hier ein Gymnaſium und die einzige Thierarzneiſchule des Landes (ſeit 1821). Unter den wiſſenſchaftlichen Vereinen nimmt die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte den erſten Rang ein. Auch befinden ſich zu U. eine große Sammlung van landwirthſchaftlichen Geräthen (dem Staate gehörig) und das von Napaleon I. errichtete große Militärhaspital für die niederländ. Armee, in welchem die Militär-

ärzte gebildet werden. Unter den industriellen Etablissements in der Stadt sind hervorzuheben: eine große Soda- und Schwefelsäurefabrik, Fabriken für Ultramarin und Beinschwarz, viele Holzsägewerke, Bierbrauereien, Buchdruckereien (von denen vier mit Dampf arbeiten), zwei Orgelfabriken, 40 Cigarrenfabriken, eine Eisengießerei, Leinwandbleichen u. s. w. Von dem vortrefflichen Trinkwasser, welches U. hat, wird viel zu Schiffe nach Amsterdam geführt. U. ist unstreitig die älteste batavische Stadt (Trajectum inferius) und wurde von den Römern Trajectum ad Rhenum, d. i. die Furt am Rhein, und später Ultrajectum genannt. Die Erzbischöfe des Niederstifts zu U. waren im Mittelalter sehr mächtige Prälaten und von großem Einfluß. Die Stadt kam nachher an Lothringen, dann an das Deutsche Reich und war später öfters des Kaisers Sitz. Daselbst wurde 23. Jan. 1579 die Union der sieben vereinigten Provinzen abgeschlossen, welche die Unabhängigkeit der Niederlande (s. d.) begründete. Auch versammelten sich hier die Generalstaaten, bis sie 1593 nach dem Haag verlegt wurden. — Die Provinz U. zählt auf 25,01 Q.-M. 172487 E. (1. Jan. 1867) und zerfällt in die beiden Gerichtsbezirke U. und Amersfoort, zusammen mit 7 Cantonen und 72 Gemeinden.

Utrechter Friede heißt der Friede, welcher den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.) beendigte. Dieser Friedensschluß machte Epoche in der Geschichte des europ. Gleichgewichts, indem er die franz. Eroberungspolitik in feste Schranken zurückwies und zugleich dem brit. Einfluß im europ. Staatensystem das Uebergewicht verschaffte. König Ludwig XIV. von Frankreich und sein Enkel, König Philipp V. von Spanien, hatten einen langen und wechselvollen Kampf bestanden gegen die große europ. Coalition, welche den Erzherzog Karl von Oesterreich auf den span. Thron erheben wollte. Aber als nun dieser als Kaiser Karl VI. den österr. und deutschen Kaiserthron 1711 bestieg, mußte sich natürlich die Politik der Verbündeten modificiren, und sie zeigten sich bereit, Philipp V. anzuerkennen, da eine Vereinigung Spaniens mit Oesterreich das europ. Gleichgewicht ganz gestört hätte. Großbritannien ging mit dem Beispiele voran. Nach längern geheimen Verhandlungen unterzeichnete der Minister Bolingbroke 8. Oct. 1711 die Friedenspräliminarien, die den Verbündeten zunächst nur als Project mitgetheilt wurden. Obwol Karl VI. auf Fortsetzung des Kriegs bestand, ward doch ein Friedenscongreß in Utrecht 29. Jan. 1712 eröffnet und allmählich von allen kriegführenden Mächten beschickt. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, sodaß Bolingbroke in Begleitung Prior's nach Paris reiste und mit dem franz. Minister Graf Torcy in directen Verkehr trat, um die Sache zu beschleunigen. Vor allem ward der völkerrechtliche Grundsatz sanctionirt, daß die Kronen Frankreich und Spanien niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürften. Zu dem Ende mußten die Prinzen der span. und der franz. Linie des Hauses Bourbon im Nov. 1712 wechselseitige Verzichtleistungen ausstellen. Am 11. April 1713 kamen zunächst fünf Friedenstractate zum Abschluß zwischen Frankreich einerseits, Großbritannien, der Niederländischen Republik, Preußen, Portugal und Savoyen andererseits. Dann schloß Spanien 13. Juli 1713 zwei Friedensverträge mit Großbritannien und Savoyen. Der Friede zwischen Spanien und der Niederländischen Republik folgte erst 26. Juni 1714 und der zwischen Spanien und Portugal 6. Febr. 1715. Der wesentlichste Inhalt dieser neun Tractate, die man unter dem Namen des Utrechter Friedens zusammenfaßt, ist folgender. Großbritannien erhielt Gibraltar, Minorca, die franz. Besitzungen an der Hudsonsbai, Neufundland und Acadia, den franz. Theil der westind. Insel St.-Christoph und den sog. Assiento (s. d.) im span. Amerika. Außerdem mußte Frankreich die sog. protestantische Erbfolge des Hauses Hannover in Großbritannien anerkennen sowie auch sich verpflichten, den Prätendenten Jakob III. auszuweisen und Dünkirchen zu schleifen. Die Niederländische Republik erhielt zu ihrer bessern Sicherheit eine sog. Barrière gegen Frankreich, d. h. es wurde ihr das Besatzungsrecht in mehrern festen Plätzen an der franz.-belg. Grenze gewährleistet. Zu dem Zweck wurden die span. Niederlande vorläufig der Republik übergeben, um dieselben nach Abschluß eines entsprechenden Barrièretractats an Oesterreich zu überliefern. Auch ward die Sperrung der Schelde, wie seit dem Westfälischen Frieden, aufrecht erhalten. Preußen überließ seine Erbrechte auf das Fürstenthum Oranien (Orange) an Frankreich, wogegen es das vormals span. Obergeldern erhielt, und erlangte überdies die Anerkennung seines neuen Königstitels. Der Herzog von Savoyen bekam die Insel Sicilien mit dem Königstitel. Portugal erlangte eine vortheilhafte Berichtigung der Nordgrenze Brasiliens sowie auch die Rückgabe der portug. Colonie del Sacramento (im jetzigen Staate Uruguay). Der Besitzstand Frankreichs blieb im übrigen unverändert, wie nach dem Frieden von Ryswijk (s. d.). König Philipp V. behielt Spanien mit den Colonien, während die span. Niederlande, Mailand, Neapel und die Insel Sardinien für Kaiser Karl VI. bestimmt wurden. Doch wollte dieser sich damit nicht begnügen und setzte mit

Hülfe des Deutſchen Reichs noch eine Zeit lang den Krieg fort. Erſt zu Raſtadt (ſ. d.) 6. März 1714 und zu Baden in der Schweiz (ſ. d.) 7. Sept. 1714 kam der Friede zwiſchen Kaiſer und Reich einerſeits, Frankreich andererſeits zu Stande. Der Spaniſche Erbfolgekrieg nahm damit ein Ende. Kaiſer Karl VI. und König Philipp V. verſöhnten ſich jedoch erſt durch den Friedens- und Allianztractat zu Wien 30. April 1725, der die Stipulationen des Utrechter Friedens beſtätigte. Vgl. «Histoire du congrès et de la paix d'Utrecht, comme aussi de celle de Rastadt et de Bade» (Utr. 1716).

Uttmann (Barbara), eine edle Frau, welche zuerſt im ſächſ. Erzgebirge das Spitzenklöppeln lehrte, ſtammte aus dem Geſchlechte von Elterlein, einer nürnberger Patricierfamilie, die ſich des Bergbaues wegen nach dem ſächſ. Erzgebirge gewendet und hier bedeutendes Vermögen erworben hatte. Barbara wurde 1514 geboren, wie man annimmt, zu Elterlein, welchem Orte ihre Familie den Namen gegeben oder, was wahrſcheinlicher iſt, von dem dieſelbe den Namen entlehnt hat. Ihr Vater, Heinr. von Elterlein, geb. 1485, geſt. 1582, war keineswegs ein armer Bergmann, wie eine unverbürgte Sage behaupten will. Barbara war an einen reichen Bergherrn zu Annaberg, Chriſtoph Uttmann, verheirathet, der daſelbſt in hohem Anſehen ſtand. Einer alten Sage zufolge lernte ſie die Klöppelkunſt von einer Brabanterin, die, als Proteſtantin durch Alba's Tyrannei vertrieben, bei ihr eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Als den Zeitpunkt, wo Barbara dieſe noch gegenwärtig für das ſächſ. Erzgebirge ſo erſprießliche Kunſt zuerſt in Annaberg zu lehren anfing, gibt man das J. 1561 an. Barbara, von einer zahlreichen Nachkommenſchaft geſegnet, ſtarb als Witwe zu Annaberg 1575 und wurde auf dem daſigen Kirchhofe unweit der großen Linde begraben. In neuerer Zeit ward ihr ein Denkmal errichtet.

Utzſchneider (Joſ. von), ausgezeichneter Techniker und bair. Finanzmann, geb. 2. März 1763 zu Rieden am Staffelſee in Oberbaiern, machte ſeine Studien zu München und auf der Univerſität zu Ingolſtadt. Schon 1778 und 1779 hatte er kurze Zeit die geheime Correſpondenz der Herzogin Maria Anna von Baiern geführt, und nach beendigten Studien wurde er 1783 an der herzogl. Marianiſchen Akademie angeſtellt. Wider ſeinen Willen in die Illuminatengeſchichte hineingezogen, ſuchte er jedoch in Preußen eine Anſtellung. Seine Gönnerin, die Herzogin, hielt ihn aber davon zurück und verſchaffte ihm 1784 die Stelle eines bair. Hofkammerraths. Seine Verdienſte, die er ſich in dieſer Stellung erwarb, veranlaßten ſeine Ernennung zum Geſchäftsträger und erſten bair. Salinenadminiſtrator im Fürſtenthume Berchtesgaden. 1799 wurde er bei der Generallandesdirection als einer der ſieben Directoren angeſtellt, aber bald als Geh. Referendar für landſtändiſche Angelegenheiten in das Geh. Finanzdepartement verſetzt. Seine Verbeſſerungsplane misfielen aber einem großen Theile der Stände, und ſo ſah er ſich 1804 von allen Staatsgeſchäften entfernt. Hierauf errichtete U. eine Ledermanufactur in München und 1804 mit Georg von Reichenbach und Joſ. Liebherr das mechan. Inſtitut in München, welchem die von ihm zu Benedictbeuern angelegte Kunſtglashütte das nöthige Crown- und Flintglas lieferte. Aus letzterm wurde, nachdem er ſich 1809 mit Fraunhofer (ſ. d.) vereinigt, das optiſche Inſtitut, welches nachher faſt ganz Europa mit aſtron. Inſtrumenten verſah. Während dieſer Zeit war U. 1807 wieder als General-Salinenadminiſtrator und zugleich als Geh. Finanzreferendar in den Staatsdienſt getreten. Unter ſeiner Leitung wurde der Bau der Saline zu Rosenheim ausgeführt, und als 1809 den bair. Salinen großer Nachtheil drohte, da die öſterreichiſchen im franz. Beſitz kamen, ſo wußte er den franz. Generalintendanten der Armee für den Vertrag zu gewinnen, nach welchem außer der Saline Berchtesgaden auch die zu Hallein in bair. Adminiſtration überging. Eine andere vorzügliche Anſtalt, welche unter U.'s Leitung in Baiern Wurzel faßte, war das Grundkataſter. Auch wurde er 1811 Vorſtand der Staatsſchulden-Tilgungsanſtalt. Als aber nach dem Pariſer Frieden von 1814 dieſer Anſtalt nicht die Hülfe wurde, die er dafür in Anſpruch nahm, ſo legte er alle ſeine Stellen im Staatsdienſte nieder. Hierauf errichtete er eine große Brauerei und eine Tuchmanufactur, deren Gedeihen jedoch Gerüchte, welche von ſeinen Gegnern über ſeine Vermögensumſtände in Umlauf gebracht wurden, hinderten. Nach Einführung der neuen Verfaſſung in Baiern 1818 wurde er erſter Bürgermeiſter von München und bald darauf auch zum Landtagsdeputirten für München gewählt. Doch in beiden Beziehungen vermochte er ſo wenig den Wünſchen ſeiner Committenten zu entſprechen, daß er 1821 das Amt als Bürgermeiſter niederlegte. Hierauf widmete er ſich wieder ſeinen Induſtriegeſchäften und wurde 1827 Vorſtand der münchener polytechniſchen Centralſchule. Der Ankauf von Erching in der Nähe von München 1829 gab ihm Veranlaſſung zu einer Menge neuer Verſuche und Leiſtungen im Gebiete der Landwirthſchaft. Infolge des Durchgehens der Pferde fand er ſeinen Tod 31. Jan. 1840.

Uwarow (Graf Sergei Semenowitſch), ruſſ. Staatsmann und Gelehrter, wurde um 1785 aus einer altadelichen Familie geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zum Theil in Göttingen und gewann frühzeitig das Vertrauen des Kaiſers Alexander, welcher ihn 1811 zum Curator der Univerſität und des Lehrbezirks von Petersburg und 1818 zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften ernannte. Nachdem er 1821 vom Curatorium zurückgetreten, wurde er im folgenden Jahre Director des Departements der Manufacturen und des innern Handels, 1824 Geheimrath, 1832 Miniſter der Volksaufklärung und 1846 in den Grafenſtand erhoben. Durch ſein «Projet d'une académie asiatique» (1810) hatte er zum Studium der morgenländ. Sprachen in Petersburg die erſte Veranlaſſung gegeben; es wurden bei der Akademie eine Stelle für dieſe Literatur und ein aſiat. Muſeum ſowie bei der Univerſität zwei Lehrſtühle dafür gegründet, und 1823 trat eine beſondere, vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten abhängige orient. Schule ins Leben, welche Zöglinge für orient. Diplomatie bildete. In ſeinem eigentlichen Berufskreiſe erwarb er ſich durch Gründung neuer Lehranſtalten in allen Theilen des weiten Reichs und beſſere Dotirung des Lehrerperſonals, durch Errichtung und Erweiterung mehrerer Muſeen, botan. Gärten, Sternwarten, phyſik. Cabinete, Bibliotheken und gelehrter Geſellſchaften unſtreitig ein großes Verdienſt, wenn auch viele jener Inſtitute nicht den Stempel der Humanität trugen, den U. ſelbſt ihnen gern aufgeprägt hätte. Aber ſein Wille ſcheiterte oft an der Unbiegſamkeit und Ungelehrigkeit derer, die ihm zur Ausführung ſeiner freiſinnigen Plane dienen ſollten. Als der Zar ſich nach den Ereigniſſen von 1848 bewogen fand, das ruſſ. Unterrichtsweſen noch größern Einſchränkungen zu unterwerfen, zog U. ſich vom Miniſterium zurück, indem er nur noch die Leitung der Akademie der Wiſſenſchaften und einen Sitz im Reichsrathe beibehielt. Er ſtarb 16. Sept. 1855 in Moskau. Von ſeinen auch im Auslande rühmlich bekannten Schriften nennen wir: «Essai sur les mystères d'Eleusis»; «Ueber das vorhomeriſche Zeitalter»; die Ausgabe des Nonnus von Panopolis (Petersb. 1817); das «Examen critique de la fable d'Hercule», gegen Dupuis' «Origine de tous les cultes» gerichtet, und die «Notice sur Goethe», die Stöckhardt ins Deutſche überſetzte. Geſammelt erſchienen ſie unter dem Titel «Études de philologie et de critique» (Petersb. 1843) und «Esquisses politiques et littéraires» (Par. 1849). Sein Sohn, Graf Alexéi U., hat ſich gleichfalls durch ſeine archäol. Reiſe an den Nordküſten des Schwarzen Meeres, deren Ergebniſſe er in den «Issledowanija o drownostach Jushnoi Rossii i beregow Tschernago Morja» (Petersb. 1852) niederlegte, einen wiſſenſchaftlichen Namen erworben. — Einer ſeiner Verwandten, Fedor Petrowitſch U., Chef des kaiſerl. Gardecorps, ſtarb als General der Cavalerie und Generaladjutant 2. Dec. 1824 in Petersburg. Er war 27. April 1769 zu Chruslowka im Gouvernement Tula geboren, diente unter Potemkin und Suworow und ſoll an der Conſpiration theilgenommen haben, welche dem Kaiſer Paul das Leben koſtete. Durch Heldenmuth zeichnete er ſich aus während des Kriegs mit Frankreich 1805 und 1807, mit der Türkei 1810, in dem Kriege von 1812 bei Borodino, wo er als Generallieutenant ein Cavaleriereſervecorps bei der erſten Weſtarmee unter Barclay de Tolly commandirte, bei der Verfolgung des franz. Heeres ſowie 1813 und 1814. Zur Errichtung eines Triumphbogens zu Ehren der kaiſerl. Garde legirte er 400000 Rubel.

Uz (Joh. Peter), deutſcher Dichter, geb. zu Ansbach 3. Oct. 1720, ſtudirte ſeit 1739 in Halle, wo er mit Gleim einen engen Freundſchaftsbund ſchloß, dem ſich ſpäter J. N. Götz (ſ. d.) beigeſellte. An des letztern Ueberſetzung des Anakreon, welche 1746 im Druck erſchien, nahm U. thätigen Antheil. 1743 kehrte er nach Ansbach zurück und wurde daſelbſt 1748 Secretär bei dem Juſtizcollegium, welche Stelle er 12 J. lang ohne Gehalt bekleidete. 1749 erſchien anonym die erſte kleine Sammlung ſeiner «Lyriſchen Gedichte», von Gleim zum Druck befördert und mit einem anonymen Vorwort verſehen. Sein Ruf als Dichter war hiermit begründet. Außer den lyriſchen Poeſien, welche allmählich in den folgenden Ausgaben bis auf ſechs Bücher vermehrt wurden, verfaßte U. ein erzählendes komiſches Gedicht in Alexandrinern, «Der Sieg des Liebesgottes» (1753), ein Lehrgedicht, «Verſuch über die Kunſt ſtets fröhlich zu ſein» (1760), gleichfalls in Alexandrinern, und mehrere «Briefe», von denen einige ganz in Verſen geſchrieben ſind, andere zwiſchen Verſen und Proſa wechſeln. 1763 wurde U. Aſſeſſor des kaiſerl. Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und gemeinſchaftlicher Rath des Markgrafen von Ansbach und Kulmbach. Nachdem er noch eine vollſtändige Sammlung ſeiner «Poetiſchen Werke» für den Druck vorbereitet, deren Ausgabe (2 Bde., Lpz. 1768) von ſeinem Freunde Chr. F. Weiße beſorgt wurde, entſagte er allem fernern poetiſchen Schaffen. Er wurde 1771 Mitglied des neueingerichteten Scholarchats, 1790 burggräfl. Director und, als Ansbach an Preußen fiel, Geh.

Juſtizrath und Landrichter, ſtarb aber wenige Stunden nach der Ernennung 12. Mai 1796. U. hat ſich beſonders als Lyriker durch heitere anmuthige Lieder und ernſte, ſchwungvolle und gedankenreiche Oden ausgezeichnet. Auch ſein Lehrgedicht und ſeine Briefe ſind nicht ohne poetiſche Schönheiten. Am ſchwächſten iſt ſein komiſches Epos. Allen ſeinen Dichtungen ſind Reinheit der Sprache und Wohlklang des Verſes eigen. Nach ſeinem Tode gab Chr. F. Weiße nachmals ſeine «Poetiſchen Werke» nach U.' eigenhändigen Verbeſſerungen heraus (2 Bde., Wien 1804 u. 1805). In Ansbach wurde ihm 1825 im königl. Schloßgarten ein Denkmal errichtet, wozu Heideloff die koloſſale Büſte verfertigte. Vgl. Henriette Feuerbach, «U. und Cronegk. Ein biographiſcher Verſuch» (Lpz. 1866) und «Briefe von U. an einen Freund aus den J. 1753—82» (herausg. von A. Henneberger, Lpz. 1866).

V.

V, in dem deutſchen Alphabete der 22. Buchſtabe, entwickelte ſich als Schriftzeichen zunächſt aus dem lateiniſchen u oder v, weshalb in ältern Drucken bis in das 17. Jahrh. herab auch das u durch v ausgedrückt wird. Der Name des Schriftzeichens (Vau) ſtammt aus dem Namen des ſechsten Buchſtabens im phöniz. (und hebr.) Alphabete, welcher gewöhnlich Vav ausgeſprochen wird und Nagel, Pflock bedeutet, wie denn auch das Schriftzeichen ſelbſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt das rohe Bild eines Nagels oder Pflocks darſtellte. Aus dem phöniz. Alphabete gelangte der Buchſtabe, welcher dort wie unſer w geſprochen wurde, in das alte griechiſche, wo es z. B. auf Münzen von Achaja und Böotien unter der Form *F* (ſpäter ſog. Digamma) vorkommt. Es nahm in der Reihenfolge der Buchſtaben die ſechste Stelle ein. Während es nun als f in das lat. Alphabet überging, verlor es ſich im griech. Alphabete, wahrſcheinlich nach Einführung des φ, gänzlich, nur wurde es als Zahlzeichen für die Zahl 6 beibehalten. Das lateiniſche v (nebſt u) iſt identiſch mit dem griechiſchen υ. Als Laut gehört v zur Klaſſe der Labialen und entſpricht der Regel nach im Hochdeutſchen einem gothiſchen f, obgleich im Neuhochdeutſchen häufig wieder ein f eingetreten iſt, wo man im Mittelhochdeutſchen noch v ſchrieb. Bei einigen Worten herrſcht noch ein gewiſſes Schwanken, wie z. B. in dem Worte Veſte (d. i. Feſtung), Femgericht und Vemgericht u. ſ. w. Die Griechen umſchreiben lateiniſches und germaniſches v durch β oder ου. In den roman. Sprachen hat v ſtets den Laut des deutſchen w.

Vacanz (lat.) heißt das Erledigtſein einer Stelle, insbeſondere einer kirchlichen. In der alten chriſtl. Kirche verſtand man unter V. nur die Erledigung eines Biſchofſitzes (Sedisvacanz). Da infolge der Abſicht eines Zwiſchenbezugs der Einkünfte die Dauer der V. zuweilen ins Ungebührliche ausgedehnt wurde, ſo beſtimmte die Kirche ſchon frühzeitig, daß von Laien zu vergebende Stellen nicht über ſechs Monate und die von einem geiſtlichen Patron zu beſetzenden nicht über vier Monate bei Verluſt des Patronatsrechts unbeſetzt bleiben dürften. Auch die prot. Kirche geſtattet V., die in der Regel ſechs Monate währen und nur in ſeltenen Fällen, entweder zu Gunſten der Hinterlaſſenen oder auch um einer armen Kirche aufzuhelfen, verlängert werden. Alle Amtsgeſchäfte während der V. haben nach der Anordnung des Superintendenten die benachbarten Geiſtlichen zu verrichten.

Vaccinium L., Name einer artenreichen Gattung von Sträuchern und Halbſträuchern, zu welcher die bekannte Blau- oder Heidelbeere (ſ. d.) und die Preißelbeere (ſ. d.) gehören. Die bei weitem meiſten Arten wachſen in Nordamerika. Unter dieſen zeichnen ſich viele durch ſchöne Blüten aus und ſind daher zu Zierpflanzen, insbeſondere der Gewächshäuſer geworden. Zu den ſchönſten gehören V. arboreum Michx. und V. carymbosum L., welche beide in Deutſchland im Freien aushalten, jedoch im Winter zugedeckt werden müſſen. Die erſte Art wird in ihrem Vaterlande zu einem kleinen Baum bis zu 20 F. Höhe, hat abfallende, faſt kreisrunde Blätter und bedeckt ſich im Mai oder Juni mit Trauben roſenrother, weißgeſcheckter Blumen. Die zweite Art, ein bis mannshoch werdender Strauch, beſitzt ebenfalls abfallende länglich-eiförmige Blätter und entwickelt im Mai Doldentrauben ſchön weißer Blumen. Beide Arten (wie überhaupt alle Vaccinien) laſſen ſich durch Abſenker vermehren und verlangen Heideboden.

Vacuum, ſ. Leere.

Vademecum (lat., d. i. geh mit mir), iſt ein Titel, welchen man Büchern von kleinem, handlichem Format zu geben pflegt, die als Rathgeber, Leitfaden oder Lektüre für gewiſſe Zwecke,

gleichsam als Begleiter auf Reisen und in allen möglichen Lagen und Fällen des Lebens dienen sollen. Zuerst bezeichnete man damit ein Gebetbuch, das «Vademecum piorum christianorum» (Köln 1709), später meist kleine Taschenbücher mit lustigen Geschichten und Schwänken.

Baduz, der Hauptort des souveränen Fürstenthums Liechtenstein, am Rhein, etwa 3 St. südlich von der vorarlbergischen Stadt Feldkirch gelegen, ist der Sitz der fürstl. Regierung und anderer Behörden, hat ein Schloß, eine Pfarrkirche und 937 E. (1861). Dicht dabei erhebt sich auf einem bewaldeten Berge die Burg Liechtenstein.

Baerst (Friedr. Christ. Eugen, Baron von), geistreicher Schriftsteller, geb. 10. April 1792 zu Wesel, wo sein Vater als Offizier in Garnison stand, erhielt seine Erziehung zu Baireuth, dann auf dem Cadettencorps in Berlin, bis er 1810 in das zweite westpreuß. Regiment zu Breslau eintrat. Nachdem er mit demselben 1812 dem Feldzuge gegen Rußland, 1813—15 den Feldzügen gegen Frankreich beigewohnt, nahm er 1818 als Hauptmann seine Entlassung. Die folgenden Jahre verlebte er erst zu Berlin, dann in Schlesien, nachher auf Reisen in Dänemark, Paris, England, Holland und Italien, wo er überall durch sein Umgangstalent sich auszeichnete. Schon 1825 Mitinhaber der «Breslauer Zeitung», kehrte er 1833 nach Berlin zurück, um sein Recht auf den alleinigen Besitz derselben geltend zu machen. Er gab nun der Zeitung einen allgemeinern Charakter und machte sie durch seine persönliche Bekanntschaft mit den deutschen Offizieren im karlistischen Heere zur besten Quelle über die Phasen des span. Bürgerkriegs. Aufsehen erregte Anfang 1838 die Reise, welche B. von Paris aus in das Hauptquartier des Don Carlos unternahm, bei dem er gute Aufnahme fand. Im Sept. 1840 wurde ihm Pacht und Direction des breslauer Stadttheaters auf 10 J. übertragen. Er widmete sich der Leitung dieser Anstalt mit Umsicht und Energie, mußte sich aber 1847 von derselben wegen Krankheit nach Herrndorf bei Soldin, einem Rittergute seines Bruders, zurückziehen. Eine gichtische Lähmung, welche sich anfangs nur auf die untern Glieder erstreckte, dehnte sich, nachdem 1853 Erblindung eingetreten, 1854 auch auf die Arme aus. Er starb 16. Sept. 1855. Als Schriftsteller hat sich B. besonders durch die seinerzeit viel Aufsehen erregende «Cavalierperspective» (Lpz. 1836), die er unter dem Namen Chevalier de Lelly veröffentlichte, durch «Die Pyrenäen» (2 Bde., Bresl. 1847) und die «Gastrosophie» (2 Bde., Lpz. 1852) bekannt gemacht. Er bewies sich in diesen Schriften als einen geistreichen und dabei literarisch gebildeten Weltmann. — Sein Bruder, Hermann Hans Hugo, Baron von B., geb. 15. Nov. 1798 zu Baireuth, erhielt seine Erziehung in der Herrnhuteranstalt zu Gnadenfeld in Schlesien, trat bereits im Jan. 1813 als Freiwilliger in ein preuß. Ulanenregiment und machte die Feldzüge von 1813—15 mit. Nachdem er 1840 als Major seinen Abschied genommen, kaufte er das Rittergut Herrndorf bei Soldin, dessen Bewirthschaftung er sich fortan widmete. 1848 ward er als Stellvertreter für den Abgeordneten seines Wahlbezirks in die Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt. Im Jan. 1862 trat er in das preuß. Abgeordnetenhaus, in welchem er der Fortschrittspartei angehörte und zum Referenten über die Militäretats bestellt wurde. B. blieb Abgeordneter bis zum Schluß der Frühjahrssession 1867. Auch war er Mitbegründer der nationalliberalen Partei und Mitglied des ersten Reichstags des Norddeutschen Bundes. Seitdem zog er sich trotz wiederholter Aufforderungen zur Uebernahme eines Mandats von der polit. Thätigkeit zurück.

Baga (Perino del), eigentlich Buonaccorsi, Maler, geb. 1500 in Florenz, gest. 1547 in Rom, erhielt seine erste künstlerische Richtung durch Ridolfo Ghirlandajo und arbeitete dann als Gehülfe bei dem florent. Meister Baga sowie bei Perino, woher seine beiden Beinamen stammen. Hierauf wandte er sich nach Rom, wo unter Rafael damals die Kunst ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde bald dessen Schüler, vertrauter Freund und Hausgenosse und half als solcher bei den Arbeiten desselben in den Loggien, sowie er auch im Vatican die Bilder der Planetengottheiten im großen Saale des Appartemento Doria nach Rafael's Zeichnungen ausführte. Neben Giulio Romano war er der begabteste Schüler des großen Meisters, und bei großer Leichtigkeit und Productionskraft gelangen ihm Werke im Geiste des Rafael'schen Stils, wenn auch entfernt genug von dessen Tiefe und Schönheit. Seit Rafael's Tode aber verfiel B.'s Kunst ganz, wie die der andern Schüler, der größten Verwilderung. Bei der Plünderung Roms 1527 gefangen genommen und nur durch ein hohes Lösegeld befreit, begab sich B. nach Genua, wo er die Decorationen des Palastes Doria ausführte, indem er denselben aufs glänzendste mit Ornamenten, Stuccaturen und mythol.-histor. Fresken schmückte. In späterer Zeit kehrte er nach Rom zurück, wo er eine zahlreiche Schule um sich sammelte und mit Hülfe seiner Schüler eine große Menge von Arbeiten ausführte, die indeß durch ihren manierirt-verwilderten

Stil nicht eben anziehend sind. Am glücklichsten war er in der Darstellung antik-mythol. Stoffe; doch auch Madonnen und andere Gegenstände religiöser Art hat er in seiner frühern Zeit in würdiger Weise behandelt. Im Louvre findet sich ein anmuthiges Bild, den Wettgesang der Musen und Pieriden auf dem Parnaß darstellend; eine leicht und kräftig behandelte Geburt Christi war in der Galerie Fesch zu Rom. Außerdem gibt es in verschiedenen Sammlungen einige Bildnisse von seiner Hand, die vortrefflich sind.

Vagabund oder Vagant (lat.), wörtlich ein Umherstreifender, der in neuerer Zeit gangbar gewordene Ausdruck zur Bezeichnung von solchen, welche ohne festen Wohnsitz und bestimmtes Gewerbe von einem Orte zum andern ziehen, so viel als Landstreicher. Obgleich in den Rechten selbst das Vagabundiren keine Ehrenschmälerung herbeiführt, so ist doch mit einer dergleichen Lebensweise und dem in der Regel sich daran knüpfenden unsoliden oder verächtlichen Erwerb eine gewisse Verdächtigkeit verknüpft, welche im Interesse der Rechtssicherheit zu polizeilichen Maßregeln, insbesondere dahin führt, daß nach Befinden solchen Personen ein gewisser Aufenthalt angewiesen, ihnen wol auch nach Umständen und, namentlich wenn es Arbeitsscheue und schon bestrafte Verbrecher sind, ein zeitweiliger Arbeitszwang auferlegt wird. Die Ermittelung der Verbindlichkeit einer Stadt oder eines Staats zur Aufnahme von Vaganten ist häufig schwierig und mit vielen Weitläufigkeiten verknüpft. Neuerlich haben mehrere deutsche Staaten darüber Conventionen miteinander abgeschlossen. Rücksichtlich der von Vaganten zu schließenden Ehen verpflichtet bereits das Tridentinische Concil die Pfarrer zu besonders genauen Erhebungen, ob die Verlobten nicht bereits anderweit verheirathet sind, und zur Einholung besonderer Erlaubniß des Bischofs.

Vaillant (Jean Baptiste Philibert, Graf), franz. Marschall, geb. zu Dijon 6. Dec. 1790, wurde 1809 beim Abgange aus der Polytechnischen Schule zum Unterlieutenant im Geniecorps und 1811 zum Lieutenant beim Sappeurdataillon in Danzig ernannt. Im russ. Feldzuge war er Adjutant des Generals Haxo, wurde 1813 in Deutschland gefangen und nahm an den Feldzügen von 1814 und 1815 theil. Zum Bataillonschef aufgestiegen, machte er 1830 den Zug nach Algier mit, wo ihm bei der Belagerung des Kaiserforts eine Kartätsche das Bein zerschmetterte. Als Oberstlieutenant war er bei den Expeditionen nach Belgien 1831 und 1832, namentlich bei der Belagerung von Antwerpen. Er stieg dann zum Obersten im Geniestabe und später zum Commandanten des zweiten Genieregiments. Nachdem er von 1837—38 Festungsdirector in Algier gewesen, wurde er Generalmajor und Director der Polytechnischen Schule; seit 1845 Generallieutenant, übernahm er die oberste Leitung bei den pariser Festungsbauten. Im Mai 1849 berief ihn der Präsident der Republik zum Commando der Genietruppen bei dem Expeditionscorps des Mittelländischen Meeres, und der glänzende Antheil, den er an der Belagerung von Rom nahm, verschaffte ihm die Marschallswürde. Er erhielt 1849 das Großkreuz der Ehrenlegion und übernahm, als sich der bisherige Kriegsminister, Saint-Arnaud, an die Spitze der Armee im Orient stellte, 1854 das Portefeuille des Kriegs. Seit 1860 ist er Minister des kaiserl. Hauses.

Valckenaer (Ludw. Kasp.), holländ. Philolog, geb. 1715 zu Leeuwarden, widmete sich zu Franeker außer der alten Literatur zugleich den philos. und theol. Wissenschaften, erhielt 1740 das Conrectorat zu Campen, wurde 1741 Professor der griech. Sprache zu Franeker und später zu Leyden, wo er 14. März 1785 starb. Für die Verbreitung der humanistischen Studien wirkte er überaus fruchtbar theils durch Vorträge, theils durch treffliche Schriften, in denen er mit Kenntniß der Sprachen und Alterthümer eine seltene Bescheidenheit verband und als Kritiker durch glückliche Combination und Besonnenheit sich auszeichnete. Von diesen Schriften sind zu erwähnen: die neue Bearbeitung von dem Werke des Ursinus: «Virgilius cum scriptoribus Graecis collatus» (Leeuward. 1747); die trefflichen Ausgaben des griech. Grammatikers Ammonius (Leyd. 1739; wiederholt, Lpz. 1822), der «Phoenissae» (Franek. 1755; neue Ausg., Leyd. 1797 und 1802; wiederholt, 2 Bde., Lpz. 1824) und des «Hippolytus» des Euripides (Leyd. 1768; wiederholt, Lpz. 1823), nebst der «Diatribe in Euripidis perditorum dramatum reliquias» (Leyd. 1767; wiederholt, Lpz. 1824); ferner der «Briefe» des Phalaris (Gröning. 1777; neue Ausg. von Schäfer, Lpz. 1823) und der «Idyllen» des Theokrit (Leyd. 1779 und 1781; neue Prachtausgabe von Schäfer, Lpz. 1810). Auch lieferte er einen reichen Schatz von Anmerkungen zur Ausgabe des Herodot von Wesseling und nach seinem Tode erschienen «Callimachi elegiarum fragmenta» durch Luzac (Leyd. 1799) und die scharfsinnige Abhandlung «De Aristobulo Judaeo» (Leyd. 1806). Seine Reden sind unter dem Titel «Orationes» (Leyd. 1784) zusammengestellt. Eine Sammlung seiner «Opuscula philologica,

critica, oratoria» (2 Bde., Lpz. 1808) besorgte Erfurdt. — Jan B., der Sohn des vorigen, erhielt nach beendigten Studien zu Leyden eine Professur der Rechte an der Universität zu Franeker. Sein literarischer Ruhm und noch mehr sein Eifer für die antioranische Partei verschafften ihm 1787 den Lehrstuhl der Rechte zu Utrecht; doch noch in demselben Jahre mußte er infolge der Rückkehr des Erbstatthalters Holland verlassen. Er ging nach Frankreich und gehörte 1793 zu den Abgeordneten, die den Nationalconvent zur Absendung eines Heeres zum Beistande der holländ. Patrioten aufforderten. Als dies 1795 geschah, kehrte auch B. nach Holland zurück und erhielt nun die Professur des Staatsrechts. Schon Anfang 1796 ging er als Gesandter nach Spanien, und nachdem er 1799 zurückgekehrt, erhielt er bald darauf eine neue außerordentliche Sendung nach Madrid, wo er bis 1801 blieb. Später verhandelte er mit der preuß. Regierung wegen Rückzahlung der österr. Anleihe, für die man Schlesien zur Hypothek gegeben hatte, aber ohne Erfolg. Als 1810 der König Ludwig den letzten Versuch machte, um die Vereinigung Hollands mit Frankreich zu verhindern, leitete B. die Verhandlungen. Nach der Abdankung des Königs trat auch B. vom polit. Schauplatze ab und lebte theils in Amsterdam, theils auf dem Lande den schönen Wissenschaften. Er war Mitglied des Niederländischen Instituts und starb zu Harlem 25. Jan. 1821.

Baldieri (franz. Baudier), Marktflecken in der oberital. Provinz und $2^1/_2$ M. südwestlich von der Stadt Coni (Cuneo) in Piemont, in dem malerischen, auch durch seine seltenen Pflanzen und viele Fossilien und Mineralien interessanten Thale des Sturazuflusses Gesso und am Abhange des vielgezackten Monte-Matto, zwar 3523 F. über dem Meere, doch in günstigem Klima gelegen, hat Eisenwerke und Marmorbrüche, ist aber hauptsächlich durch seine, schon seit dem 16. Jahrh. empfohlenen und beschriebenen Schwefelthermen und Bäder berühmt. Es sind acht Quellen von 19—51° R. im Gebrauch, theils zum Trinken, theils zum Baden. Außerdem gibt es noch mehrere andere schwer zugängliche und darum unbenutzte Quellen, von denen zwei 60° R. Wärme halten. Das Wasser schmeckt hepatisch, ist beim Schöpfen klar und bekommt, dem Lichte ausgesetzt, einen gelblichen Anflug, ohne sich zu trüben. Es wird besonders empfohlen gegen Hautausschläge, Knochengeschwülste, Lähmungen, rheumatische und gichtische Leiden, geschwürige Augenentzündungen, Unterleibsstockungen, Gallen- und Blasenstein. Außer dem Wasser kommt auch Mineralschlamm zur Anwendung sowie der von zahlreichen mikroskopischen Thierchen belebte Schimmel, der sich auf dem von dem Thermalwasser überströmten Gestein bildet.

Valdivia, eine in neuerer Zeit den deutschen Auswanderern zur Niederlassung empfohlene Provinz der Republik Chile in Südamerika, liegt im Süden des Staats, zwischen den beiden Provinzen Arauco und Llanquisue, und umfaßt einen Theil der chilenischen Cordilleren, die hier etwa 6000 F. hoch aufsteigen und mehrere Vulkane tragen, und die daran sich anlehnende Küstenebene, welche sehr reich bewässert, aber meist noch mit Urwaldungen bedeckt ist. Die Provinz hat ein gesundes Klima und einen Boden, der bei einiger Cultur alle deutschen Getreide- und Obstgattungen trägt. Durch natürliche Wasserstraßen für den Verkehr gut geeignet, besitzt das Land an der Küste auch mehrere gute Häfen. Fahrstraßen durchschneiden den Urwald. Die Provinz zählte 1862 auf 580 Q.-M. 25000 E., welche besonders Ackerbau und Viehzucht betreiben. Die Hauptstadt V., 1551 von den Spaniern gegründet, liegt am Valdiviafluss, der sich in die Valdiviabai ergießt und einen der größten, schönsten und sichersten Häfen der ganzen Westküste Amerikas bildet. Der Ort zählt 3140 E. (1865) und hat sich erst durch Einwanderung deutscher Ansiedler gehoben, die den thätigsten und wohlhabendsten Theil der Bevölkerung ausmachen. Unter den Gewerben sind besonders die Gerbereien bedeutend. Vgl. Philippi, «Neue Nachrichten über die Provinz V.» (Kassel 1852) und «Die Provinz V. und die deutschen Ansiedelungen daselbst», in Petermann's «Mittheilungen» (Bd. 6, 1860).

Balée (Sylvain Charles, Graf), franz. Marschall, wurde 17. Dec. 1773 zu Brienne-le-Château geboren. Aus der Artillerieschule zu Châlons trat er 1792 in die Nordarmee, wohnte den Feldzügen der Republik bei und stieg bis 1804 zum Oberstlieutenant. 1806 war er Unterchef des Generalstabs der Artillerie und Anfang 1807 erhielt er als Oberst den Befehl über das erste Artillerieregiment. Dann übertrug ihm Napoleon 1809 das Commando über die Artillerie des fünften Armeecorps in Spanien. Hier wurde er bald zum Brigadegeneral und 1811 zum Divisionsgeneral befördert. Als solcher zeichnete er sich in den Kämpfen von 1812, besonders aber 1813 in der Schlacht bei Castella aus. Nach der ersten Restauration kehrte B. nach Frankreich zurück, wo ihn Ludwig XVIII. im Juni 1814 zum Generalinspector der Artillerie erhob. Während der Hundert Tage erhielt er von Napoleon den Befehl über die Artillerie des fünften Armeecorps. Gleichwol ernannte ihn Ludwig XVIII. nach der zweiten Re-

ſtauration abermals zum Generalinſpector für die Artillerie. In der letzten Zeit der Bourbons ſowie in den erſten Jahren nach der Julirevolution blieb V. außer Thätigkeit. Nachdem er 1835 die Pairswürde erhalten, begleitete er 1837 den General Damrémont nach Algier und übernahm bei der Expedition gegen Konſtantine den Befehl über die Artillerie. Als Damrémont 12. Oct. vor Konſtantine gefallen, trat V. an die Spitze des Expeditionsheeres und nahm am folgenden Tage die Stadt mit Sturm. Nach ſeiner Rückkehr überſendete ihm Ludwig Philipp den Marſchallsſtab und in den erſten Tagen des Dec. die Ernennung zum Generalgouverneur der franz.-afrik. Beſitzungen. Zur Einſchüchterung der übelgeſinnten Araberſtämme unternahm er im Oct. 1839, in Begleitung des Herzogs von Orléans, einen Streifzug von Konſtantine aus bis an den Engpaß des Eiſernen Thors. Während dieſer Expedition aber brachen zahlreiche Araberhorden in die Metidja ein, und im Nov. erſchien ſogar Abd-el-Kader ſelbſt in der Ebene. V. ſchlug zwar das Heer des Emirs 31. Dec. 1839 unweit Blidah, errang auch in der erſten Hälfte des J. 1840 verſchiedene Vortheile, vermochte aber die Siege nicht zu benutzen. Die Streitmittel des Marſchalls waren ungenügend und außerdem zerſplitterte er ſeine Kräfte und opferte nicht ſelten die Truppen aus Eigenſinn. Zudem mußte er infolge der europ. Verwickelungen den einen Theil ſeiner Truppen zur Beſetzung der Küſte verwenden. Nach dem Rücktritte Thiers' wurde V. im Dec. 1840 von dem Schauplatze, auf dem er wenig glücklich geweſen, abberufen und durch den General Bugeaud erſetzt. Seitdem beſchränkte er ſeine öffentliche Thätigkeit auf die Pairskammer. Er ſtarb zu Paris 16. Aug. 1846.

Valençay, Stadt im franz. Depart. Indre, am Nahon, mit 3587 E. (1861) und einem ſchönen, ehemals dem Fürſten Talleyrand gehörigen Schloſſe, auf welchem von 1808—13 Ferdinand VII. von Spanien mit ſeiner Familie von Napoleon gefangen gehalten wurde und 11. Dec. 1813 den Vertrag ſchloß, nach welchem er gegen das Verſprechen der Vertreibung der Engländer vom ſpan. Boden ſeine Freiheit wiedererhielt. 1829 wurde V. für Talleyrand, der ſich hier oft aufhielt, zum Herzogthum erhoben. Das Schloß iſt von großen Park- und Gartenanlagen umgeben und enthält außer den anſehnlichen, fürſtlich eingerichteten Appartements eine reiche Bibliothek, ein Münzcabinet, eine Sammlung von Marmorbüſten, Curioſitäten u. ſ. w. In einer Kapelle befinden ſich die Gräber des Fürſten Talleyrand und der Maria Thereſia Poniatowſka, Nichte des letzten Königs von Polen und Schweſter des berühmten Generals Poniatowſki.

Valence, Hauptſtadt des franz. Depart. Drôme, wie ehemals der delphinatiſchen Landſchaft Valentinois, auf und an einem Felshügel am linken Ufer des Rhône, welcher in geringer Entfernung die Iſere aufnimmt, und über den eine der ſchönſten Hängebrücken Frankreichs führt, ſowie an der Lyoner und der Grenobler Eiſenbahn gelegen, iſt der Sitz eines Suffragandiſchofs des Erzſtifts Avignon, einer Ackerbau-, einer Manufacturen- und Gewerbekammer. Die Stadt zählt (1866) 20142 E., die Fabrikation von Baumwoll- und Seidenwaaren, Handſchuhen, Hüten, Leder, Glaswaaren und Wagen ſowie Färberei und Metallgießerei betreiben. Der Handel erſtreckt ſich auf Bauholz, Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Leder, Tuch und Epicerie. Der Ort hat enge, krumme Straßen, iſt noch mit Mauern und Wällen umgeben und beſitzt ein Communalcolleg, eine Artilleriſchule und Artilleriewerkſtätte, ein kleines geiſtliches Seminar, ein kath. Lehrer- und Lehrerinnenſeminar, ein prot. Lehrerinnenſeminar, eine öffentliche Bibliothek, ein Muſeum und elf Kirchen, darunter die um 212 gegründete Kathedrale des heil. Apollinaris mit dem ſchönen Denkmal von Canova für Papſt Pius VI., der 1798 und 1799 hier im Regierungsgebäude gefangen ſaß und ſtarb. Nächſt dieſem Dom iſt die prot. (Collegiat-) Kirche St.-Rufus das bemerkenswertheſte gottesdienſtliche Gebäude. Erwähnung verdienen noch die Präfectur, der Juſtizpalaſt, das neue Gefängniß, die umfangreiche Artilleriekaſerne, die neuerdings für 1 Mill. Frs. erbaut wurde, der monumentale Bahnhof, die Place de Championnet mit der Statue des Generals Championnet und als ſchönſte Promenade das Märzfeld mit herrlicher Ausſicht. V. iſt hervorgegangen aus der röm. Colonie Valentia in Gallia Narbonenſis, von der noch geringe Reſte vorhanden ſind.

Valencia, ein zu Spanien (ſ. d.) gehöriges Königreich von 418 Q.-M., begreift den ſchmalen Küſtenſtrich, welcher ſüdlich von Catalonien bis nach Murcia ſich hinzieht und, im Weſten von Südaragonien und Neucaſtilien begrenzt, den Oſtabfall des Plateau von Innerſpanien zum Mittelländiſchen Meere bildet. Das Land beſteht demnach in ſeinem mittlern Theile aus der ſchmalen Ebene am Mittelländiſchen Meer, deſſen Küſte hier ſandig, niedrig, hafenarm, aber lagunenreich iſt, und den Gebirgsausläufern, in welchen ſich der Oſtkamm des ſpan. Plateau oſtwärts abdacht und die das Innere zu einem Gebirgslande machen. V. iſt berühmt wegen ſeines ſchönen milden Klimas ſowie ſeiner Fruchtbarkeit, die ſich jedoch nur

zeigt, wo das Land bewässert ist. Die Producte sind im allgemeinen die des südl. Spanien; besonders infolge der ausgezeichneten künstlichen Bewässerung ist das Land reich an edeln Weinen, Oel, Südfrüchten, Safran, Soda, Esparto, Hanf, Honig, Kermes, Seide und Seesalz in den Lagunen; selbst die Datteln gedeihen reichlich. Die Lagunen am Meere, besonders die von Albufera (s. d.) sind reich an wildem Geflügel und Fischen. Die Einwohner zeigen eine starke Mischung mit maurischem Blute, werden wegen ihres Charakters nicht gerühmt, zeichnen sich aber durch Fleiß im Landbau wie in den Gewerben aus, sodaß V. nach Catalonien die gewerbsamste Provinz Spaniens ist, die ansehnliche Seiden-, Woll-, Spiritus-, Esparto-, Papier- und Seifenfabriken enthält. Das ganze Land zerfällt in administrativer Hinsicht in die drei Provinzen Valencia, Alicante und Castellon de la Plana. V. gehörte während der Römerherrschaft zur Tarraconensis. Nach dem Fall des westgoth. Reichs in Spanien gerieth es unter die Herrschaft der Mauren und bildete anfangs eine Provinz des Reichs von Cordova. Allein 788 machte sich ihr Statthalter Abdallah unabhängig, und seitdem bildete V. eins der verschiedenen maurischen Königreiche Spaniens. Im 11. Jahrh. wurde es vom Cid (s. d.) erobert, fiel aber nach dessen Tode wieder in die Hände der Araber, die es bis 1238 behielten, in welchem Jahre es Jayme I. von Aragonien eroberte. Derselbe ordnete die rechtlichen Verhältnisse des Landes auf Grundlage der von Aragonien, mit welchem Reiche es 1319 für immer vereinigt wurde und fortan ein Ganzes bildete. (S. Aragonien.) Unter den Städten des Landes ist die Hauptstadt V., im Alterthum Valentia Edetanorum genannt, die bedeutendste. In einer der reizendsten Gegenden der Huerta (Garten) von V. am Guadalaviar, in einer herrlich angebauten Ebene gelegen, gehört es zu den bedeutendsten und schönsten Städten der Halbinsel. Mit Mauern und Thürmen aus alter, zum Theil sarazen. Zeit umgeben und durch eine kleine Citadelle vertheidigt, zählt es in seinen engen, aber mit massiven, zum Theil sehr alterthümlichen Häusern versehenen Straßen und auf seinen neun öffentlichen Plätzen eine große Anzahl schöner Gebäude und 15 Kirchen. Die bedeutendsten davon sind der alterthümliche Dom, der königl. Palast, die Börse und das allgemeine Hospital. Die Stadt ist der Sitz des Generalkapitäns, der Provinzialbehörden, eines Erzbischofs (seit 1492) und einer königl. Audienz. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt sie eine 1410 gegründete, sehr herabgekommene Universität, den besten Botanischen Garten Spaniens und eine Akademie der bildenden Künste. Die Einwohner, 108000 (1860) an der Zahl, sind sehr gewerbfleißig und treiben ansehnliche Fabrikation in Cigarren, Seide, Papier und Seife und einen nicht unbedeutenden Handel sowol zu Lande als zur See. Letzterer wird mittels der ziemlich unsichern Rhede des 5000 E. zählenden Städtchens Grao betrieben, welches 1 St. von V. entfernt und durch die Alameda, eine reizende Allee von Orangen-, Granat- und Palmenbäumen, mit demselben verbunden ist. — V., früher Nueva V. del Rey genannt, die Hauptstadt der Provinz Carabobo in der südamerik. Republik Venezuela, schon 1555 gegründet, 8 M. vom Seehafen Puerto-Cabello, 2 Leguas von dem $9\frac{1}{2}$ O.-M. großen, wunderbar schönen See Tacarigua oder See von V., von fruchtbaren, zum Theil wohlcultivirten Ebenen umgeben und sehr vortheilhaft für den Handel zwischen dem Innern, Caracas und Puerto-Cabello gelegen, ist gut und sehr weitläufig gebaut, hat sehr breite Straßen und einen ungewöhnlich großen Marktplatz, ein Collegium und verschiedene Schulen und zählt 10000 E., welche sehr thätig Ackerbau und Handel treiben. Auch Industrie trägt dazu bei, ihren Wohlstand zu fördern.

Valenciennes, bedeutende Fabrikstadt, Festung und Kriegsplatz erster Klasse im franz. Nord-Departement, an der Schelde und dem belg. Seitenzweige der Nordbahn, 6,9 M. im Südosten von Lille gelegen, ist im allgemeinen schlecht gebaut, mit winkeligen und engen Gassen und hat eine starke, von Vauban erbaute Citadelle. Die Stadt zählt 24344 E., ist Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Klasse, eines Handels- und dreier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer sowie einer Bankfiliale. An Bildungsanstalten bestehen ein Communalcollége, eine Maler- und Bildhauerakademie mit einer Kunstschule, eine Gemäldegalerie, ein naturhistor. Museum, eine Kunst- und Antiquitätensammlung, eine öffentliche Bibliothek von 25000 Bänden und 800 Handschriften, ein Theater, Gesellschaften für Ackerbau, für Kunst und Wissenschaft u. s. w. Unter den öffentlichen Anstalten zeichnen sich aus das Militärhospital, das großartige Armen- und Waisenhaus, das Arsenal, die große Kaserne. Das Steinkohlenbecken von V. nimmt etwa 60000 Hektaren ein und liefert in seinen 62 Gruben ungefähr den vierten Theil der in Frankreich gewonnenen Kohlen. Im großen wird der Anbau von Runkelrüben und die Fabrikation von Eichorienkaffee betrieben. Dazu kommen Zucker- und Salzraffinerien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien,

Pottaſch- und Seifenſiedereien, Gasfabriken, Leinwandbleichen, Färbereien, Gerbereien, Hohöfen, Hammer- und Walzwerke, Schmieden für Kabeltaue, Meſſer- und Eiſenwaaren, Glashütten, Getreide- und Schneidemühlen, Wollſpinnerei und Weberei, endlich Leinwand-, Tüll-, Gaze-, Batiſt-, Muſſelin-, Linon- und Spitzenmanufacturen. Der letztgenannte Induſtriezweig lieferte die feinſten derartigen Waaren (Valenciennes), iſt aber gegen frühere Zeiten ſehr geſunken. Der Handel mit Holz, Steinkohlen, Getreide, Wein, Branntwein und Manufacturwaaren iſt bedeutend. 1861 belief ſich die geſammte Aus- und Einfuhr auf 25 Mill. V. iſt eine alte und wohlhabende Stadt, der Hauptort von Franzöſiſch-Hennegau. Es gehörte früher zu den ſpan. Niederlanden, ward 1656 von Turenne vergeblich belagert, dann aber 1677 von Ludwig XIV. genommen und durch die Friedensſchlüſſe von Nimwegen und Utrecht mit Frankreich vereinigt. 1793 eroberten dieſe Grenzſtadt nach harter Belagerung (13. Juni bis 28. Juli) die vereinigten Oeſterreicher und Engländer unter Ferraris und York, verloren ſie aber ſchon 17. Aug. 1794 an die Franzoſen unter Scherer. 1815 wurde ſie 24. Juni von den Preußen eingeſchloſſen und 18. Aug. durch Capitulation gewonnen.

Valengin, ſ. Neuenburg.

Valens, röm. Kaiſer, wurde 364 n. Chr. von ſeinem Bruder Valentinian I. (ſ. d.) zum Mitregenten für den Oſten erhoben. Seinem Bruder geiſtig weit untergeordnet, war er in Religionsſachen als eifriger Orthodoxer intolerant gegen Arianer und Heiden und führte ein drückendes Regiment. 365 fand er einen Gegenkaiſer an Procopius, beſiegte aber dieſen 365 und ließ ihn hinrichten. Da die Gothen den Procopius unterſtützten, zog V. 367 gegen dieſelben über die Donau und brachte 369 ihren Fürſten Athanarich dazu, daß er um Frieden bitten mußte. Verwickelungen mit den Perſern in Armenien (369) drohten zu einem Kriege zu führen, wurden aber nach jahrelangen Verhandlungen friedlich beigelegt. Verhängnißvoll aber war es, daß V. die Weſtgothen, deren Reich jenſeit der Donau durch die Hunnen zerſtört worden, 376 in Möſien aufnahm, denen dann ein Theil der Oſtgothen folgte. Gereizt durch das Verfahren der röm. Beamten bei der Anſiedelung, empörten ſich die Gothen unter Fritigern, durchzogen Thrazien und Macedonien und beſiegten, während der Kaiſer in Syrien verweilte, ſeine Feldherren. Als 378 V. ſelbſt gegen ſie heraneilte und ſich, ohne die im Anzuge befindliche Hülfe ſeines Neffen und Mitkaiſers Gratian abzuwarten, auf den Kampf einließ, brachten dieſe ihm 9. Aug. 378 bei Adrianopel eine furchtbare Niederlage bei, in der er ſelbſt mit zwei Dritteln ſeines Heeres umkam.

Valentia, eine Inſel an der Südweſtküſte Irlands, ſüdlich von der Dinglebai, zur Grafſchaft Kerry gehörig, $1\frac{1}{2}$ M. lang und bis $\frac{1}{2}$ M. breit, hat bedeutende Schieferbrüche und auf der öſtl. Küſte den Valentiahafen (Valentia Harbour), der, gegen die Weſtwinde vollkommen geſchützt, für den ſicherſten Hafen in Kerry gilt. Von demſelben aus wurden 1858, 1865 und 1866 die unterſeeiſchen Telegraphenkabel nach Amerika gelegt.

Valentin (Gabriel Guſtav), ausgezeichneter Phyſiolog, geb. 8. Juli 1810 zu Breslau von jüd. Aeltern, beſuchte 1822—28 das Magdalenengymnaſium und 1828—32 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Nachdem er ſich 1832 die medic. Doctorwürde erworben, ließ er ſich 1833 als praktiſcher Arzt in Breslau nieder. Eine Anzahl gediegener wiſſenſchaftlicher Arbeiten, darunter ſein «Handbuch der Entwickelungsgeſchichte» (Berl. 1835), veranlaßten 1836 ſeine Berufung zu einer Profeſſur nach Bern, wo er ſeitdem ununterbrochen gewirkt hat. Als Phyſiolog iſt V. ein Schüler Purkinje's (ſ. d.), mit welchem zuſammen er auch die Schrift «De phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii continui» (Bresl. 1835) herausgab. Seit ſeiner Ueberſiedelung nach Bern veröffentlichte er «De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor» (Bern 1839) und das treffliche «Lehrbuch der Phyſiologie des Menſchen» (2 Bde., Braunſchw. 1845; 2. Aufl. 1847 fg.), welchem er einen «Grundriß der Phyſiologie des Menſchen» (Braunſchw. 1846; 4. Aufl. 1855) folgen ließ. Ferner erſchienen von ihm ſcharfſinnige monographiſche Arbeiten: «Die Einflüſſe der Vagusläbmung auf die Lungen- und Hautausdünſtung» (Frankf. 1857), «Unterſuchung der Pflanzen- und der Thiergewebe in polariſirtem Lichte» (Lpz. 1861), «Der Gebrauch des Spectroſkops zu phyſiol. und ärztlichen Zwecken» (Lpz. 1863), «Verſuch einer phyſiol. Pathologie der Nerven» (Lpz. 1864), «Verſuch einer phyſiol. Pathologie des Blutes und der übrigen Körperſäfte» (Lpz. 1866), «Die phyſik. Unterſuchung der Gewebe» (Lpz. 1867). Auch gab er ſeit 1836 das «Repertorium für Anatomie und Phyſiologie» heraus, in welchem er ſeine phyſiol. Jahresberichte veröffentlichte. Letztere erſchienen ſeit 1846 in den Canſtatt-Eiſenmann'ſchen «Jahresberichten über die Fortſchritte der Medicin».

Valentinianus I. (Flavius), röm. Kaiſer, aus Pannonien gebürtig, wurde 26. Dec. 364

zu Nicäa vom Heere zum Nachfolger des Jovianus gewählt, übernahm jedoch für sich nur die Regierung der westl. Hälfte mit der Residenz Mailand, während er den Osten seinem Bruder Valens (s. d.) übergab. V. war ein in der innern Verwaltung wie nach außen tüchtiger Kaiser, in Religionssachen tolerant, für das Emporkommen der zerrütteten städtischen Verwaltungen besorgt, ein gerechter Herrscher, wenn auch zuweilen von seinem reizbaren Temperament zu Grausamkeiten verleitet. In Britannien wurde unter ihm durch Theodosius, den Vater des nachmaligen Kaisers, die röm. Herrschaft wieder bis zum Wall des Antoninus ausgedehnt (367). Gallien säuberte V. selbst von den Alemannen. Er verfolgte dieselben über den Rhein, schlug sie 369 bei Solicinium (in der Nähe des Schwarzwaldes) und sicherte darauf die Rheingrenze durch neue Befestigungswerke. In Afrika schlug ihm Theodosius 373 den Aufstand des Maurenfürsten Firmus nieder. An der Donau kämpfte V. ebenfalls mit Glück gegen die Quaden, starb aber zu Bregetio (bei Komorn) 17. Nov. 375 an einem Blutsturz während der Unterhandlung mit einer Gesandtschaft der Quaden. Sein Nachfolger war sein älterer Sohn Gratianus, der auf Verlangen des Heeres seinen vierjährigen Halbbruder V. II., Sohn der Justina, als Mitkaiser einsetzte. Der letztere blieb in Italien fortwährend in seiner Würde geschützt, indem nach Gratian's Tode (383) Theodosius sich seiner annahm und ihn 387 und 388 gegenüber dem Usurpator Maximus aufrecht erhielt. 392 wurde er jedoch von dem fränk. Comes Arbogast ermordet, als er sich dessen Anmaßungen nicht fügen wollte. — V. III., Sohn des Konstantius, des Mitkaisers des Honorius (s. d.) und der Placidia, wurde 425 in seinem siebenten Jahre von seinem Oheim Theodosius II. als Kaiser des Westens eingesetzt. Statt seiner führten seine Mutter Placidia (bis 450) und Aëtius (s. d.) die Regierung. Mehr als 20 J. lang wußte der letztere im Norden und Osten sich der Barbaren zu erwehren. Dagegen ging infolge seiner Rivalität mit dem Statthalter Bonifacius von Afrika 419 diese Provinz an die Vandalen verloren, und auch Britannien mußten die Römer räumen, um ihre Kräfte zu concentriren. Die glänzenden Verdienste, welche Aëtius, der Besieger Attila's (451) sich um den durchaus unfähigen V. erwarb, belohnte dieser damit, daß er ihn aus Furcht vor seinen Erfolgen 454 eigenhändig ermordete. Aber schon 455 traf ihn dasselbe Schicksal durch Petronius Maximus, dessen Ehebett er geschändet.

Valentinstag, der 14. Febr., ist in England und Schottland, in Lothringen, in Maine und in andern Gegenden Frankreichs noch jetzt durch einen alten Brauch ausgezeichnet. Am Abend vor St.-Valentin nämlich werden von jungen Leuten des einen Geschlechts eine ihrer Anzahl entsprechende Menge von Losen, die mit ebenso viel Namen von Personen des andern Geschlechts bezeichnet sind, in ein Gefäß gethan. Darauf zieht einer nach dem andern ein Los heraus, und jeder erhält diejenige Person, deren Namen er so beim Losziehen getroffen hat, zu seinem Valentin oder seiner Valentine. Die durch den Zufall des Loses herbeigeführte Gesellung der Namen gilt zwar auch als eine Vorbedeutung künftiger Vermählung, zunächst aber hat sie die Folge, daß für ein Jahr der Valentin in ein Verhältniß mit seiner Valentine tritt und ihr zu Diensten verbunden bleibt, ungefähr in dem Sinne, wie die mittelalterlichen Romane das Verhältniß des Ritters zu seiner Dame faßten. Früher gab man sich auch beiderseits Geschenke; gegenwärtig scheint diese Verpflichtung nur dem jungen Manne obzuliegen. Auch geschah es wol, daß man statt des Loses einen andern Zufall walten ließ und die erste an diesem Tage begegnende Person als Valentin oder Valentine betrachtete. Im 15. Jahrh. war die Sitte unter den höhern Ständen und auch an den Höfen, wie es scheint, ziemlich weit verbreitet; wann, wo und wodurch sie aber entstanden sei, ist noch nicht aufgeklärt. In den Legenden der verschiedenen Valentine, welche die «Acta Sanctorum» unter dem 14. Febr. erzählen, findet sich kein Anhalt dafür. Wol aber bieten einen solchen der in England allgemein verbreitete Glaube, daß am V. jeder Vogel sich seinen Gatten suche und wähle, und die Freudenfeuer, welche das Fest an verschiedenen Orten, wie z. B. in Espinal in den Vogesen, begleiten. Danach wäre der Brauch geknüpft an die Trümmer eines ehemals im german. Heidenthume vorhandenen Glaubens und Festes, bezüglich auf die wiedererwachende Macht einer sommerlichen Naturgottheit, wovon sich auch sonst noch einschlagende Spuren in andern Fastnachtsgebräuchen finden. In Deutschland hat man den Namen Valentin geknüpft an die Epilepsie oder die Fallsucht, die bei Schriftstellern des 16. Jahrh. als St.-Baltin's Krankheit, St.-Veltin's Siechtag oder Velten's Tanz erscheint. Das ist vielleicht nicht blos durch die Namensähnlichkeit veranlaßt worden, da sich anderweit erweisen läßt, daß die Fallsucht ausgehend gedacht wurde von dem german. Gotte Freyr (s. d.), der mit Freyja (s. d.) zusammen als eine Hauptgottheit des Fruchtsegens in der Natur wie in der Ehe galt und auch nebst Freyja in großen Frühlingsfesten mit Freudenfeuern

gefeiert wurde. Merkwürdigerweiſe heißt eine Pflanze, deren Genuß die Empfängniß befördern ſoll, die Krausdiſtel oder Mannstreu (Eryngium campestre), auch Valentdiſtel, engl. holly, und wenigſtens noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts war es in der engl. Grafſchaft Kent gebräuchlich, daß im Febr. die Jungfrauen eine Puppe im Triumph verbrannten, die ſie den Jünglingen geraubt hatten und Holly-boy nannten, während die Jünglinge ebenſo verfuhren mit einer andern Puppe, der ſie den Namen Ivy-girl gaben.

Valentinus, einer der geiſtvollſten Gnoſtiker, ſtammte aus Aegypten, trat in Alexandrien oder auf Cypern zuerſt mit ſeiner Lehre hervor, ging um 140 von da nach Rom und ſcheint um 160 geſtorben zu ſein. Unter allen gnoſtiſchen Syſtemen iſt das von ihm aufgeſtellte das tiefſinnigſte. Aus dem ältern Syſteme der vielverzweigten Ophiten (ſ. d.) hervorgegangen, ſchildert er in der dem Zeitalter allein möglichen mythol. Form die Geſchichte des Geiſtes, der aus den dunkeln Anfängen ſeines unendlichen Seins ſich zum endlichen Daſein herabläßt, um aus der Endlichkeit ſich wieder zurückzunehmen und dadurch zum bewußten Eigenthum zu erringen, was an ſich von Anbeginn an in ſeinem Weſen beſchloſſen lag. Das Charakteriſtiſche des Syſtems liegt weniger in ſeiner, im Vergleiche mit der ältern Gnoſis viel weiter ausgeſponnenen Mythologie, als vielmehr in der Umdeutung der kosmogoniſchen und aſtralen Beziehungen der mythol. Figuren zu perſonificirten Begriffen, näher zu Momenten im Proceſſe des denkenden Geiſtes. An der Spitze der geiſtigen Welt ſteht der im ewigen Schweigen verborgene Urgrund mit ſeiner Genoſſin, der heitigen Stille des ewigen Gedankens; aus dieſem unausſprechlichen Sein gehen paarweiſe Geiſterreihen hervor, zuerſt der Vater und die Wahrheit, die mit dem Urgrund und der Stille die oberſte Vierzahl bilden, danach das Wort und das Leben, der Urmenſch und die Kirche, als zweite Vierzahl. Auf dieſe oberſte «Acht» folgen die untergeordneten Geiſter: zehn Kräfte gehen aus dem Wort und dem Leben, zwölf andere aus dem Urmenſchen und der Kirche hervor, zuſammen 30 Äonen oder ewige Geiſter, die Fülle der idealen Welt oder das «Pleroma». Der 30. Geiſt oder die «Mutter», auch Achamoth oder die Weisheit genannt, der Typus der nach Erkenntniß des Unendlichen begierigen, ſeine Schranken verkennenden, endlichen Vernunft, trennt ſich von ihren männlichen Genoſſen, um die unmittelbare Gemeinſchaft des Urgrundes zu ſuchen, und wird zur Strafe für ihren Fürwitz ausgeſchieden vom Geiſterreich, worauf ſie am Orte der Mitte in ihrer Sehnſucht den Chriſtus gebiert, aber zugleich mit ihm deſſen geiſtloſen Schatten. Chriſtus eilt als männlicher Geiſt in die obere Welt zurück, dagegen geht aus dem Schatten ein Rechtes und ein Linkes, der pſychiſche, d. h. geiſtloſe, aber nicht böſe Bildner der irdiſchen Welt (der Demiurg) und ſein finſteres Widerſpiel, der böſe Weltherrſcher oder der Teufel, hervor. Beiden entſpringt ein doppeltes Menſchengeſchlecht, das eine «pſychiſch», das andere «materiell», unter denen die aus der «Mutter» geborenen, rein geiſtigen (pneumatiſchen) Menſchenſeelen ein bedrängtes Daſein führen, bis aus der obern Welt der Erlöſer Jeſus herabgeſchickt wird, ſie zur Erkenntniß ihres Urſprungs und der obern Welt bringt und ſammt der Mutter ins Geiſterreich zurückbringt. Der Demiurg rückt, nachdem er ſeine Schranken erkannt, mit den pſychiſchen Weſen in den Ort der Mitte ein, der Teufel, die materiellen Menſchen und die materielle Welt fallen der Vernichtung anheim. Die Gruppirung der Geiſter in Paare (Syzygien), oder die Scheidung in ein Rechtes und ein Linkes, Männliches und Weibliches gehört ebenſo wie die Gliederung nach heiligen Zahlen (Tetras, Ogdoas, Dekas, Dodekas) ſchon der ältern Gnoſis an; letztere beruht urſprünglich auf aſtrol. Ideen; auch der Mythus vom Falle und der Wiederbringung der Achamoth und von der durch Mittheilung der höhern Erkenntniß an den Geiſtesmenſchen ſich vollziehenden Erlöſung iſt nicht neu. Aber während die ältern aſtrol. Beziehungen zurücktreten, wird der ſpeculative Gehalt des alten Mythus geiſtvoll herausgearbeitet, und die bisherigen mytholog. Figuren gewinnen eine neue, tiefſinnige Bedeutung. Das Syſtem iſt von den Schülern V.', unter denen Ptolemäus, Secundus, Marcus, Herakleon, Axionikus die bedeutendſten ſind, vielfach weitergebildet und umgeſtaltet worden. Die wichtigſten Fragen, welche die Schule beſchäftigten, waren wieder ſpeculativer Art: man wollte dem Urſprunge des Geiſterreichs und dem Falle der Achamoth noch tiefer nachforſchen. Namentlich in den ſpätern Formen der Schule iſt neben dem Einfluſſe alexandriniſcher Philoſophie, der ſchon bei V. ſelbſt unverkennbar iſt, auch das ſtoiſche und pythagoräiſche Element unverkennbar. Untergeordnetere Fragen betrafen das Verhältniß des Jeſus zu Chriſtus, die Beſchaffenheit des Leibes Jeſu, die Art ſeiner Sendung u. ſ. w.

Valeriana, ſ. Baldrian.

Valerianus (Publius Licinius), röm. Kaiſer von 253—260, hatte ſich als trefflicher Feldherr erwieſen und war unter Kaiſer Decius bei vorübergehender Erneuerung der Cenſur

Censor gewesen. 253 wurde er, ein 63jähriger Mann, als Aemilianus in Mösien zum Gegenkaiser gegen Gallus sich erhob, von den gallischen Legionen erhoben und behauptete sich, nachdem Gallus und Aemilianus von ihren Soldaten erschlagen worden, mit seinem Sohn Gallienus, den er 254 zum Mitregenten ernannte. Allein so tüchtig V. selbst war, begann doch schon unter ihm die Verwirrung des Reichs, die unter Gallienus und den 30 Tyrannen ihren Gipfel erreichte. Im Innern wüthete eine Pest, in Italien fielen die Alemannen ein, in Gallien und Spanien die Franken, in Mösien und Griechenland die Gothen, in den östl. Provinzen die Neuperser unter Sapores. Die gegen diese verschiedenen Feinde ausgeschickten Feldherren, Ingenuus in Mösien, Postumus in Gallien, erhoben sich als Gegenkaiser. V. fiel endlich selbst, indem er den Krieg gegen die Perser führte, 260 in die Hände des Königs Sapores. Der unfähige Gallienus war nicht im Stande, die Befreiung seines Vaters zu erlangen, und so starb V. nach mehrern Jahren der unwürdigsten Behandlung in der Gefangenschaft.

Valerius ist der Name eines der berühmtesten altröm. Patriciergeschlechter, das, sabinischen Ursprungs, schon in die Urgeschichte Roms verwoben wird, während der Republik in der innern und äußern Politik bei allen großen Ereignissen mithandelte und, wie sonst nur wenige Patricierfamilien, sich noch in die Kaiserzeit und bis zum Schluß des Reichs erhielt. Im Laufe der Republik spaltete sich das Geschlecht in mehrere Zweige, unterschieden durch die Beinamen Volusi, Maximi, Poplicolae Potiti, Corvi (diese bei einem Zweige), Laevini, Flacci, Maximi, Messallae, Fallones, von welchen zwei, die Flacci und Messallae, noch in der Kaiserzeit bestanden. Ableger davon zogen sich durch Clientelverhältnisse in die röm. Plebejerschaft hinüber, wie die Valerii, Tappones und Triarii, und ebenso später in die romanisirten Provinzen, wie namentlich Gallien, von wo aus sie dann mit den Valerii Asiatici im Anfang der Kaiserzeit wieder nach Rom und in die röm. Aristokratie hereinkamen. Als Ahnherr das Geschlechts tritt in der Tradition ein Volusus oder Volesus auf, der bald als Genosse des Titus Tatius in die romulische Zeit versetzt wird, bald erst ans Ende der Königszeit. Historisch sicher steht zuerst der Publius V., einer der Consuln des ersten Jahres der Republik, Urheber der ersten lex Valeria de provocatione, d. h. des Gesetzes, daß jeder Bürger in bürgerlichen, nicht militärischen, Dingen provociren dürfe vom Consul an die Volksversammlung, und daß der Consul dieser Provocation Folge geben müsse. Dies anzudeuten, ließ er die Lictoren innerhalb der Stadt die Beile aus ihren Ruthenbündeln nehmen. Er selbst erhielt dafür nach der Tradition den Namen Poplicola, d. i. Volksfreund, und wurde noch dreimal, 508, 507, 504 v. Chr., Consul. Auch vererbte er auf sein Geschlecht nicht blos jenen Namen, sondern zugleich seine freundliche Stellung zu der Plebs. In dem Kampfe zwischen den beiden Ständen erscheinen dann die Valerier immer als die Vermittler zwischen Adel und Volk. So war es ein Manius V., der als Dictator 494 v. Chr. die der Aushebung widerstrebenden Bauern zum Gehorsam brachte, hierauf zum Siege führte und dieselben, als sie infolge der Weigerung des Senats, die Versprechungen des Dictators zu ratificiren, die (erste) Secession auf den heiligen Berg machten, durch seine Vermittelung zurückbringen half. Zum Dank dafür erhielt er den Beinamen Maximus, der Große. 460 brachte ein Publius V. Poplicola als Consul beim Ueberfall des Capitols durch eine Schar Verbannter das widerwillige Volk zum Kampfe, fiel aber bei der Erstürmung der Burg. Bei der zweiten Secession auf den heiligen Berg, die 449 infolge der Willkürherrschaft der Decemvirn stattfand, wurde ein Lucius V. Poplicola Potitus zur Beschwichtigung der Plebejer zum Consul gewählt. Als solcher brachte er mit seinem Collegen Horatius die leges Valeriae Horatiae zu Stande, durch welche das Provocationsgesetz erneuert, das Volkstribunat wiederhergestellt und den Beschlüssen der Tributcomitien eine für das ganze Volk bindende Kraft gegeben ward. Das dadurch versöhnte Volk führte er dann mit Erfolg zum Kriege gegen Aequer und Volsker. Marcus V. machte 349 als Kriegstribun den Krieg gegen die Gallier mit, nahm die Herausforderung eines riesenstarken Galliers an und besiegte diesen im Zweikampf, unterstützt von einem Raben, der sich auf seinen Helm setzte. Davon erhielt er den Beinamen Corvus, seine Nachkommen den der Corvini. 348 erhielt er, obgleich erst 23 J. alt, das Consulat, 346 zum zweiten und 343 zum dritten mal. Im letztern Jahre schlug er die Samniten beim Berge Gaurus. 342 beschwichtigte er als Dictator zu Capua die empörten Soldaten, und 335 eroberte er in seinem vierten Consulat Cales in Campanien, eine That, die ihm den Beinamen Calenus einbrachte. Erst 301 trat er dann wieder auf den Schauplatz der äußern und innern Politik. Er schlug zuerst in einer zweiten Dictatur die Marsen und Etrusker und erneuerte dann 300 in einem fünften Consulat das Erbstück seiner Familie, das Provocations-

geſetz. 299 wurde er zum ſechsten mal Conſul, damit der Schrecken ſeines Namens die Etrusker niederſchlagen ſollte. Von da an zog er ſich von den öffentlichen Aemtern zurück und ſtarb an Ehren und an Siegen reich, wie wenig andere, im 100. Lebensjahre. Manius V. Maximus führte als Conſul 263 im erſten Puniſchen Krieg die Entſetzung von Meſſana aus, woher ihm der Beiname Meſſalla ward. Dann beſiegte er den König Hiero II. von Syrakus und brachte dieſen zum Frieden und Bündniß mit Rom. Die Schlacht gegen Hiera ließ er auf einem Gemälde darſtellen, das er als Weihgeſchenk in einen Tempel ſtiftete. Während des zweiten Puniſchen Kriegs zeichnete ſich ein Marcus V. Lävinus aus, indem er 215 als Prätor in Griechenland den Krieg gegen Philipp von Macedonien führte, Apallonia entſetzte und Orieum eroberte. Als Conſul führte er dann 210 den Krieg in Sicilien, eraberte Agrigent und vollendete die von Marcellus begonnene Eroberung der Inſel. Lucius V. Flaccus war ein Freund und Geſinnungsgenoſſe des ältern Cato (ſ. d.) und deſſen College im Conſulat 195 ſowie in der Cenſur 184. V. Antias, Geſchichtſchreiber in der Zeit Sulla's, verfaßte Annalen, die in mindeſtens 75 Büchern von der Gründung Roms bis auf ſeine Zeit reichten, aber verloren gingen. Lucius V. Flaccus, Anhänger des Marius und nach dem Tode deſſelben 86 Conſul mit Cinna, führte den Krieg in Aſien einerſeits gegen Mithridates, andererſeits gegen Sulla, wurde aber von ſeinem eigenen Legaten Fimbria ermordet. Lucius V. Flaccus unterſtützte 63 als Prätor den Cicero bei Unterdrückung der catilinariſchen Verſchwörung und wurde dafür von dieſem 57 in einer noch vorhandenen Rede vertheidigt gegen die Anklage der Erpreſſung während der Verwaltung Aſiens. Ueber V. Meſſalla, den Freund des Auguſtus, ſ. Meſſala. Die übrigen Valerier der Kaiſerzeit, ſoweit ſie der Ariſtokratie angehören, ſind von untergeordneter Bedeutung, mit Ausnahme des V. Aſiaticus, der, ein Provinziale aus Vienna in Gallien, in Rom als Günſtling Caligula's es 41 v. Chr. zum Conſulat brachte, dann zur Ermordung Caligula's mithalf und dabei ſogar Abſichten auf den Thron hegte. Auch bei dem Nachfolger Caligula's, Claudius, ſtand er in Gunſt. Er wurde 46 zum zweiten mal Conſul, fiel aber wegen ſeines außerordentlichen Reichthums und als Beſitzer der prächtigen Gärten des Lucullus 47 der Habſucht der Meſſallina zum Opfer. Der letzte nachweisbare Sproſſe der alten Valerier iſt V. Meſſala, Präfectus Prätorio zu Rom unter Theodoſius und Honorius (bis 403), Freund des jüngern Symmachus und einer der letzten Vertreter des Heidenthums unter der röm. Ariſtokratie.

Valerius Flaccus (Cajus), röm. Dichter aus Padua, Zeitgenoſſe des Quintilian und Martial, von denen er mit Achtung genannt wird, ſtarb 89 n. Chr. noch in jungen Jahren. Sein unvollendet geliebenes Epos, «Argonautica» (die Argonautenfahrt), in 8 Büchern iſt eine Nachbildung des gleichnamigen Epos des Griechen Apollonius (ſ. d.) von Rhodus, die in manchen Beziehungen über dem Original ſteht. Doch thut die alexandriniſche Art der Dichtung, die ſich ſchon in der Wahl des undankbaren Stoffs zeigt, dem dichteriſchen Gehalt Eintrag. Ausgaben davon lieferten Heinſius (Amſterd. 1680), Burmann (Sammelausg., Leyd. 1724), Weber im «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833), vom achten Buch allein Weichert (Meißen 1818). Ueberſetzt wurde das Gedicht von Wunderlich (Erf. 1805).

Valerius Maximus, aus dem röm. Patriciergeſchlecht der Valerier, iſt Verfaſſer eines dem Kaiſer Tiberius gewidmeten hiſtor. Werks, «Factorum dictorumque memorabilium libri IX», wozu noch als 10. Buch, das nur zum Theil in einem ſpätern Auszuge erhalten, «Liber de nominibus» (antiquariſche Abhandlung über das Namensſyſtem) kommt. Jene neun Bücher enthalten eine reiche Anekdotenſammlung, die nach moraliſchen und antiquariſchen Geſichtspunkten in Kapitel getheilt iſt. Die Anekdoten der einzelnen Kapitel ſind dann wieder eingetheilt in römiſche (interna) und nichtrömiſche (externa). Stofflich iſt dieſes Werk von Werth, dagegen ſteht das hiſtor. Urtheil und der hiſtor. Stil deſſelben auf niedriger Stufe. Im Mittelalter wurde das Buch viel geleſen und excerpirt. Zwei Auszüge davon, von Julius Paris und Januarius Nepotianus (herausg. von Ang. Mai, Rom 1828; Celle 1831), ſind auf uns gekommen. Neuere Ausgaben lieferten Haſe (Par. 1822), Kempf (Berl. 1854) und Halm (Lpz. 1865), eine Ueberſetzung ins Deutſche Hoffmann (Stuttg. 1828).

Valeſius (Henr.), eigentlich de Valois, ein um die alte Literatur mehrfach verdienter franz. Gelehrter, geb. 10. Sept. 1603 zu Paris, lebte daſelbſt als Rechtsanwalt, ohne ſeine Lieblingsbeſchäftigung mit den claſſiſchen Sprachen zu vernachläſſigen. 1660 zum königl. Hiſtoriographen ernannt, ſtarb er 7. Mai 1676. Ruf erwarb er ſich zunächſt dadurch, daß er die von Konſtantinus Porphyrogenneta aus dem Polybius verfertigten Auszüge, von denen Peireſc eine Abſchrift aus Griechenland erhalten, zuerſt unter dem Titel «Polybii excerpta» (Par. 1634—48) bekannt machte. Später folgten ſeine geſchätzten Ausgaben des Ammianus Marcellinus (Par. 1636;

2. verbeſſerte Ausg. von Hadrian Valeſius, Par. 1681), der «Historia ecclesiastica» des Euſebius (Par. 1659 und 1678) und des Harpokration (Leyd. 1683 und 1695). Auch in der Kritik leiſtete er Erhebliches durch die «Emendationum libri V et de critica libri II» (herausg. von Burmann, Amſterd. 1740). Sein Leben beſchrieb ſein Bruder Hadrian in «Henrici Valesii vita» (Par. 1677), und in der Folge erſchienen die «Valesiana» (Par. 1694). — Sein jüngerer Bruder, Hadrian V., geb. 14. Jan. 1607 zu Paris, der ſeine gelehrte Bildung den Jeſuiten verdankte und 2. Juli 1692 als königl. Hiſtoriograph in ſeiner Vaterſtadt ſtarb, hat einige hiſtor. Werke verfaßt, die ſich durch Fleiß, Genauigkeit und Correctheit der Sprache auszeichnen, namentlich die «Notitia Galliarum ordine alphabetico digesta» (Par. 1675) und die «Gesta veterum Francorum» (3 Bde., Par. 1646).

Valla (Laurentius), einer der erſten Wiederherſteller der claſſiſchen Literatur und einflußreichſten Humaniſten des 15. Jahrh., geb. um 1407 zu Rom, trat in mehrern Hauptſtädten Italiens, beſonders zu Pavia und Mailand, als Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften auf, begab ſich aber, als er hier wegen ſeiner Ausfälle gegen die ſcholaſtiſche Philoſophie Anfeindung erfuhr, 1443 nach Neapel, wo er bei dem Könige Alfons V. Aufnahme fand. Hier wurde er aber bald der Ketzerei verdächtig und ſollte von der Inquiſition zur Strafe gezogen werden. Er flüchtete, vom Könige unterſtützt, nach Rom, und erhielt daſelbſt, nachdem ihn der Papſt Nikolaus V. begnadigt, eine Stelle als päpſtl. Secretär und Kanoniker an der Kirche zu St.-Johannes im Lateran. Er ſtarb 1457, nach andern 1465. Die weiteſte Verbreitung erlangten ſeine lat. Ueberſetzungen des Herodot (zuerſt Par. 1510) und Thucydides (Lyon 1543), ganz beſonders aber die «Elegantiae Latini sermonis» in ſechs Büchern (Rom 1471 u. öfter), die lange als Norm beim Lateinſchreiben dienten. Dagegen brachten ihn ſeine «Annotationes in Novum Testamentum», die Erasmus herausgab, in den Ruf der Heterodoxie, und ſeine Abhandlung «De donatione Constantini Magni», worin er die kirchenhiſtor. Unwahrheit von der Schenkung Konſtantin's nachwies, nöthigte ihn ſpäter zu einem Widerruf. Nach ſeinem Tode ließ Ulrich von Hutten dieſe Abhandlung drucken und widmete ſie dem Papſte. V.'s Werke erſchienen geſammelt unter dem Titel «Opera» (Baſ. 1543). Vgl. Vahlen, «Laurentius V.» (Wien 1864).

Valladolid, Hauptſtadt der ſpan. Provinz gleiches Namens (143 Q.-M. mit 252000 E.) im ehemaligen Königreiche Leon, in einer ſchönen Ebene am Einfluſſe der Esgueva in die Piſuerga, zählt 43000 E. und iſt der Sitz eines Erzbiſchofs. Die Stadt hat viele ſchöne Kirchen, eine 1346 geſtiftete Univerſität, Schulen für Mathematik und Zeichenkunſt und eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die von Philipp II. 1585 gegründete, bisjetzt noch unvollendete Kathedrale, ein alter königl. Palaſt, ehemals Reſidenz der Könige von Caſtilien und das architektoniſch ausgezeichnete ehemalige Dominicanerkloſter San-Pablo. Wegen ihrer angenehmen Lage war die Stadt früher die Reſidenz der caſtil. und ſpan. Könige, bis Kaiſer Karl V. ſie mit Madrid vertauſchte. Die lebhafte Induſtrie beſchäftigt ſich mit Fertigung von Tuch, Papier, chem. Producten, Fayence und Leder. Zu V. wurden Philipp II. und Anna von Oeſterreich geboren, und Columbus ſtarb hier.

Vallauri (Tommaſo), ital. Philolog und Literarhiſtoriker, geb. 23. Jan. 1805 zu Chiuſa di Cuneo, widmete ſich, zu Mondovi vorgebildet, 1820—23 auf der Univerſität zu Turin beſonders unter Boucheron und Biamonti dem Studium der griech. und röm. wie auch der ital. Literatur, ward hierauf Profeſſor der Rhetorik, dann 1833 dem Collegio di scienze e lettere aggregirt. 1838 erfolgte ſeine Ernennung zum ſupplirenden Profeſſor der lat. und ital. Beredſamkeit, worauf er im Oct. 1843 an Boucheron's Stelle die Profeſſur der lat. Beredſamkeit an der turiner Univerſität erhielt. 1849 in den Rath der Univerſität ſowie zum Mitglied der Commiſſion für die Secundärſchulen des Königreichs berufen, wirkte er mit Erfolg für einen beſſern Unterricht, beſonders in der claſſiſchen Literatur. Auch war er ſchon ſeit 1841 Mitglied der königl. Commiſſion für das Studium der vaterländiſchen Geſchichte. V. gehört zu den vorzüglichſten Latiniſten Italiens. Von ſeinen philol. Arbeiten ſind, außer der neuen Bearbeitung des lat.-ital. Wörterbuchs von Bazzarini (Turin 1850—54) ſowie eines lat.-ital. Schulwörterbuchs (Tur. 1852—54), beſonders hervorzuheben: die Ausgabe der Schrift «De differentiis verborum» des Aufonius Popma (Tur. 1852), der «Aulularia» (1853), des «Miles gloriosus» (1854), des «Trinumus» (1855) und der «Menaechmi» (1859) des Plautus; ferner die «Collezione economica degli scrittori classici latini» (Tur. 1850 fg.) und verſchiedene kleinere Schriften zur Kritik des Plautus, zur röm. Epigraphik u. ſ. w. Sehr geſchätzt werden ſeine literarhiſtor. Arbeiten, wohin beſonders gehören: «Historia critica litterarum

Latinarum» (Tur. 1840; 7. Aufl. 1868); «Storia della poesia in Piemonte» (2 Bde., Tur. 1841); «Della società letteraria del Piemonte» (Tur. 1844); «Storia della università degli studj del Piemonte» (3 Bde., Tur. 1846). Um die vaterländiſche Geſchichte machte ſich V. ſonſt noch verdient durch die «Fasti rorum gestarum a rege Carolo Alberto» (Tur. 1843), «Fasti della Real Casa di Savoia e della Monarchia» (Tur. 1845—46) und «Il cavalier Marino in Piemonte» (Tur. 1847; 2. Aufl., Flor. 1865). Außer den «Orationes» Boucheron's (Tur. 1854) gab er auch eine Sammlung ſeiner eigenen Reden (Tur. 1852) ſowie «Novelle» (4. Aufl., Tur. 1868) heraus. V.'s Verdienſte um das höhere Schulweſen Italiens, insbeſondere Piemonts, ſind anerkannt und mehrere von ihm verfaßte Lehrbücher in wiederholten Auflagen verbreitet.

Valle (Pietro della), einer der beſten Reiſebeſchreiber des 17. Jahrh., geb. zu Rom 2. April 1586, aus vornehmer Familie, lebte dann in Neapel, wo er ſich 1614 zur Wallfahrt nach dem Orient einſchiffte. Er beſuchte die Türkei, Aegypten, Arabien, Perſien und Indien und verweilte über elf Jahre in dieſen Ländern, deren Sprachen, Beſchaffenheit und Einwohner er genau kennen lernte. In Bagdad vermählte er ſich mit einer ſchönen Georgierin, Sitti Maani, die ihm aber bald durch den Tod entriſſen wurde. Dies bewog ihn zur Rückkehr. 1626 langte er mit einem großen Gefolge von Morgenländern in Rom an, wo er ſich mit einer ehemaligen Dienerin ſeiner erſten Gattin, ebenfalls einer Georgierin, wieder verheirathete. Er lebte hier in angeſehenen Verhältniſſen, beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, beſonders auch mit der Muſik, deren gründlicher Kenner er war, und beſchrieb ſeine Reiſe (4 Bde., Rom 1650; beſte Ausg., 1662 fg.; deutſch, Genf 1674; franz., Par. 1745). Dieſes Werk, welches aus 54 Briefen beſteht, zeugt von des Verfaſſers vielſeitiger Gelehrſamkeit, iſt jedoch von Leichtgläubigkeit und der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, nicht frei. Als V. einſt auf dem quirinaliſchen Platze einer Proceſſion zuſah, fielen unter des Papſtes Augen die Diener deſſelben über ſein morgenländ. Gefolge her. V. eilte den Seinigen zu Hülfe; da aber Worte nicht helfen wollten, ſo ſtieß er einen päpſtl. Diener nieder. Der Rache des Papſtes zu entgehen, floh er nach Neapel und blieb dort, bis es ſeinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinſetzung in ſeine Güter auszuwirken. Er ſtarb zu Rom 20. April 1652.

Vallisneria (Vallisneria Mich.) heißt eine Gattung kleiner ſtengelloſer Waſſerpflanzen mit grasartigen Blättern, die zur 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Hydrocharideen gehört und ſich in den wärmern Zonen beider Hemiſphären findet. Beſonders berühmt durch ihren eigenthümlichen Befruchtungsproceß iſt die ſchraubenſtielige V. (V. spiralis L.). Dieſe Pflanze wächſt auf dem Grunde ſtehender oder langſam fließender Gewäſſer. Die weiblichen Individuen entwickeln einzelne Blüten, welche am Ende eines langen, anfangs ſpiralig zuſammengewundenen Stiles ſtehen, die männlichen dagegen haben die kleinen Blüten in eine kurzgeſtielte, häutige, eiförmige Scheide eingeſchloſſen. Zur Befruchtungszeit erheben ſich die Blüten der weiblichen Pflanze auf ihren langen, ſpiralig gewundenen Stielen bis zur Waſſeroberfläche. Um ihnen dahin folgen zu können, löſen ſich die der männlichen ab, ſteigen an die Oberfläche des Waſſers empor und öffnen ſich, frei auf dem Waſſer herumſchwimmend. Stößt eine ſolche ſchwimmende männliche Blüte, vom Winde oder von der Wellenbewegung des Waſſers fortgetrieben, zufällig an eine weibliche Blüte, ſo platzen die Staubbeutel auf und es kann dadurch die weibliche Blüte befruchtet werden. Letztere ziehen ſich nach erfolgter Beſtäubung durch Einrollen der Stiele wieder zurück und die Frucht reift unter dem Waſſer. Man findet die V. in Gräben, Sümpfen und Flüſſen in Spanien, Italien und Südfrankreich ſowie auch im ſüdl. Wolgagebiet und in Algerien. Sie wird jetzt häufig in Aquarien gezogen.

Valls, eine Stadt (Villa) in der ſpan. Provinz und $2^1/_2$ M. nordnordweſtlich von Tarragona, an der Eiſenbahn (Tarragona-Montblanch), auf einem Hügel in ſehr fruchtbarer Gegend gelegen, zählt 12655 E. (1857) und iſt einer der induſtriöſeſten Orte Cataloniens. Die Bewohner unterhalten Branntweinbrennereien, Mühlen, Papier- und Baumwollfabriken, Etamine- und Leinwandwebereien, Gerbereien u. ſ. w. Hiſtoriſch iſt V. durch das hier 25. Febr. 1809 gelieferte blutige Treffen, in welchem die Franzoſen unter Saint-Cyr über die Spanier unter Reding ſiegten und letzterer tödlich verwundet wurde. Zum Andenken daran ſtiftete Ferdinand VII. 27. April 1815 das Kreuz für Auszeichnung bei V.

Valmy, ein Dorf im Bezirke St.-Menehould des franz. Depart. Marne, mit einem Schloß und etwa 500 E., iſt geſchichtlich merkwürdig durch die Kanonade 20. Sept. 1792 zwiſchen den Preußen unter dem Herzog Karl Wilh. Ferdinand von Braunſchweig und den Franzoſen unter Kellermann, nach welcher die Alliirten, obſchon ſie eigentlich nicht geſchlagen waren, den

Rückzug aus Frankreich antraten. Kellermann erhielt bei der Kaiserkrönung den Titel als Herzog von Valmy.

Valois, eine ehemalige Landschaft in Frankreich, die erst Grafschaft, dann Herzogthum war und von der ein Seitenzweig der Capetinger (s. d.), das königl. Haus der Valois, welches von 1328—1589 den Thron von Frankreich innehatte, den Namen erhielt. Gegenwärtig bildet die Landschaft das Depart. Oise. In älterer Zeit nannte man das V. oft nach dem Hauptorte die Grafschaft Crépy. Die alten Grafen von V. gehörten einem jüngern Zweige des Hauses Vermandois an. Die letzte Erbtochter dieses Hauses heirathete Hugo, den Sohn Heinrich's I. von Frankreich, und brachte demselben V. und Vermandois zu. Aus dieser Ehe entsprangen die capetingischen Vermandois, die in der sechsten Generation erloschen. Philipp II. August schlug nach dem Erlöschen die Güter und Titel der Vermandois zur Krone und zog demnach 1215 auch die Grafschaft V. ein. Erst König Philipp III., der Kühne, gab die erweiterte Grafschaft V. 1285 seinem jüngern Sohne Karl zur Apanage. — Dieser Karl von V., geb. 1270, der Bruder König Philipp's IV., des Schönen, wurde nun der Gründer des königl. Hauses der V. Der Papst Martin IV. belehnte ihn 1283 mit dem Königreiche Aragon, auf das er aber 1290 verzichtete. Durch seine Vermählung mit Margarethe von Anjou-Sicilien erhielt er die Grafschaften Anjou und Maine. Im Rechte seiner zweiten Gemahlin, Katharina von Courtenay, nahm er den Titel eines Kaisers von Konstantinopel an. Eine dritte Ehe schloß er mit Mathilde von Châtillon. Karl nahm an den Ereignissen während der Regierung seines Bruders großen Antheil und starb 1325 zu Nogent. Er hinterließ viele Töchter, die sämmtlich hohe Verbindungen eingingen, und zwei Söhne, von denen der ältere, Philipp, König von Frankreich wurde. Der jüngere, Karl, Graf von Alençon, gest. 1346, stiftete die Valesische Linie der Alençon. Dieselbe erlosch in männlicher Nachkommenschaft 1525 mit dem Connetable Karl, erstem Prinzen von Geblüt, der sich über sein feiges Benehmen in der Schlacht bei Pavia zu Tode grämte. — Nachdem die drei Söhne Philipp's IV. des Schönen: Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., ohne männliche Erben gestorben, bestieg 1328 der älteste Sohn Karl's von V., Philipp VI. (s. d.), als der nächste männliche Nachkomme der erloschenen Capetinger, den franz. Thron. Diese Erhebung des Hauses V. wurde der Vorwand zu langen, blutigen Kriegen der Könige von England mit Frankreich. Eduard III. (s. d.) von England, von mütterlicher Seite ein Enkel Philipp's IV. des Schönen, legte nämlich das franz. Königsgesetz zu seinen Gunsten aus und nahm sogar, wie alle seine Nachfolger bis auf Georg III. aus dem Hause Hannover, den Titel eines Königs von Frankreich an. König Philipp VI. hinterließ aus erster Ehe mit Johanna von Burgund zwei Söhne, seinen Nachfolger, Johann den Guten, und Philipp, geb. 1336. Letzterer wurde 1375 zum Grafen von V. und Herzog von Orléans erhoben, starb aber 1375 ohne Nachkommen. — Johann der Gute, geb. 1310, bestieg 1350, nach des Vaters Tode, den Thron. Er sah sich genöthigt, den Krieg gegen die Engländer fortzusetzen, und wurde 19. Sept. 1356 bei Poitiers vom Schwarzen Prinzen, dem Sohne Eduard's III., geschlagen und gefangen genommen. Während der Dauphin Karl unter den wildesten Stürmen für den Vater die Regierung führte, verbrachte Johann zu London, am Hofe Eduard's III., eine vierjährige Gefangenschaft, aus welcher ihn erst der harte, 8. Mai 1360 zu Bretigny geschlossene Friede befreite. Um die Friedensbedingungen zu mildern, machte Johann 1363 noch eine freiwillige Reise nach London, wo er erkrankte und 8. April 1364 starb. Er hinterließ von seiner ersten Gemahlin, Bona von Luxemburg, der Schwester Kaiser Karl's IV., vier Töchter und vier Söhne: den Thronfolger Karl V.; den Herzog Ludwig von Anjou, Stifter des jüngern Hauses Anjou, das 1481 in männlicher Linie erlosch; den Herzog Johann von Berri, dessen Haus schon mit seinem Sohne, dem Grafen Johann von Montpensier, ausstarb; den Herzog Philipp (s. d.) den Kühnen von Burgund, welcher der Stifter des jüngern Hauses Burgund (s. d.) wurde. — Karl V. (s. d.), der älteste Sohn und Nachfolger Johann's des Guten, einer der kräftigsten Fürsten seines Stammes, starb 1380 und hinterließ aus der Ehe mit Johanna von Bourbon den Nachfolger Karl VI. und den Prinzen Ludwig. — Der Prinz Ludwig erhielt die Titel und Güter eines Herzogs von Orléans und die Grafschaften Angoulême und V. Zu seinen Gunsten wurde V. 1406 ebenfalls zu einem Pairie-Herzogthum erhoben. Ludwig, der in der Geschichte als Herzog von Orléans bekannt ist, stritt während der unglücklichen Regierung seines Bruders, Karl's VI., mit dem Herzoge von Burgund um die Reichsverwaltung und fiel 1407 durch Mord. Außer zwei natürlichen Söhnen, dem Grafen Philipp von Vertus, der 1444 enthauptet wurde, und dem Grafen Johann von Dunois, Stifter des Hauses Dunois und Longueville, hinterließ er aus der Ehe mit

Valentine von Mailand zwei rechtmäßige Söhne. Der ältere, Karl, Herzog von V. und Orléans, gerieth bei Agincourt in 25jährige Gefangenſchaft und ſtarb 1465. — Sein Sohn, Ludwig, Herzog von V. und Orléans, aus der Ehe mit Marie von Kleve, beſtieg ſpäter als Ludwig XII. den franz. Thron und vereinigte hiermit Orléans wie V. mit der Krone. In der Folge wurde zwar V. noch öfter an Prinzen des valeſiſchen, dann des bourboniſchen Hauſes verliehen, aber immer nur in Verbindung mit dem Herzogthume Orléans (ſ. d.). Die Familie Orléans verlor den herzogl. Titel von V. erſt mit der Revolution von 1789, blieb aber zum Theil im Beſitz der damit verbundenen Güter. — Der jüngere Sohn des 1407 ermordeten Herzogs Ludwig von Orléans und von V. war Johann, Graf von Angoulême. Er blieb 32 J. hindurch als Geiſel in England und ſtarb 1467. Aus ſeiner Ehe mit Margarethe von Rohan entſprang der Graf Karl von Angoulême. Derſelbe verheirathete ſich mit der berühmten Luiſe von Savoyen, ſtarb 1495 und hinterließ einen Sohn, dem nachmals als Franz I. die franz. Krone zufiel, und eine Tochter, Margarethe von Valois (ſ. d.).

Karl VI. (ſ. d.), der älteſte Sohn und Nachfolger Karl's V., brachte den größten Theil ſeiner unheilvollen Regierung in Geiſteszerrüttung zu, ſodaß das von den wildeſten Parteiungen zerriſſene Frankreich eine Beute Heinrich's V. von England wurde. Als Karl VI. 1422 ſtarb, hinterließ er aus der Ehe mit der berüchtigten Iſabelle von Baiern den Thronfolger Karl VII. und mehrere Töchter, darunter Iſabelle, vermählt mit Richard II. (ſ. d.) von England, und Katharina, die ſich erſt mit Heinrich V. (ſ. d.) von England und nach deſſen Tode mit Owen Tudor vermählte. — Karl VII. (ſ. d.), deſſen Mutter man vorwarf, daß er nicht der Sohn Karl's VI. wäre, entriß den Engländern durch Waffengewalt die eroberten Provinzen und ſtarb 1461, nachdem er das Reich ſeinem Stamme geſichert. Aus ſeiner Ehe mit Marie von Anjou gingen Ludwig XI., der Prinz Karl, welcher 1472 auf Anſtiften ſeines Bruders mit ſeiner Geliebten, Colette von Mouſoreau, durch eine Pfirſiche vergiftet wurde, und vier Töchter hervor, die ſich mit den Herzogen von Bourbon und von Savoyen und mit den Grafen von Charolais und von Foix vermählten. Außerdem hinterließ Karl VII. aus dem Umgange mit Agnes Sorel (ſ. d.) drei Töchter. — Ludwig XI. (ſ. d.), Sohn und Nachfolger Karl's VII., ein blutdürſtiger Tyrann, der jedoch durch Unterdrückung der Großen die königl. Gewalt ungemein ſtärkte, ſtarb 1483, und war erſt mit Margarethe von Schottland, dann mit Charlotte von Savoyen vermählt. Aus der Ehe mit letzterer hinterließ er Anna von Frankreich, die Peter von Bourbon-Beaujeu heirathete, während der Jugend ihres Bruders die Regierung führte und 1522 ſtarb; Johanna, die, nachdem ſie Ludwig XII. verſtoßen, 1504 im Kloſter ſtarb; Karl VIII., der dem Vater auf dem Throne folgte. — Karl VIII. (ſ. d.), unter dem die Eroberungskriege Frankreichs in Italien begannen, vermählte ſich mit Anna von Bretagne, ſtarb aber 1498 ohne Nachkommen. Die franz. Königskrone ging darum mit dem Erlöſchen des valeſiſchen Hauptſtammes auf Ludwig XII., den Chef des Hauſes V.-Orléans, über. — Ludwig XII. (ſ. d.) verſtieß ſeine erſte kinderloſe Gemahlin Johanna, die Tochter Ludwig's XI., und heirathete Anna von Bretagne, die Witwe Karl's VIII. Er ſtarb 1515 ohne männliche Nachkommen, nachdem er zuvor eine dritte Ehe mit Marie von England, der ſpätern Herzogin von Somerſet eingegangen. Aus zweiter Ehe hinterließ er Claudia, die Gemahlin Franz' I., welche 1524 ſtarb, und Renata, vermählt an den Herzog von Ferrara, geſt. 1575.

Der franz. Thron gelangte mit dem Erlöſchen der männlichen Nachkommenſchaft des Zweigs V.-Orléans an deſſen Seitenzweig Angoulême, der in der Perſon Franz' I. (ſ. d.) beſtand. Franz I. war in erſter Ehe mit Claudia von Frankreich, Ludwig's XII. Tochter, verheirathet und vermählte ſich nach deren Tode mit Eleonore, der Schweſter Kaiſer Karl's V. und Witwe Emanuel's von Portugal. Er ſtarb 1547 und hinterließ ſeinen Nachfolgern Grundſätze, welche zu den Religionskriegen und zur Entartung und dem Untergange der Valois führten. Nur aus ſeiner erſten Ehe entſprangen der Prinz Franz, welcher 1536 im Alter von 19 J. angeblich an Gift ſtarb; der Nachfolger Heinrich II.; der Herzog von Orléans, der unvermählt 1545 ſtarb, und eine Tochter, Margarethe, vermählt mit dem Herzoge Philibert von Savoyen, geſt. 1574. — Heinrich II. (ſ. d.), unfähig, dem Uebergewichte des Hauſes Habsburg entgegenzutreten und die religiöſen Zeitwirren zu ordnen, erhielt durch ſeinen Vater Katharina von Medici (ſ. d.) zur Gemahlin. Als er 1559 durch eine Verletzung, die er auf einem Feſtturnier erlitt, ſtarb, waren aus dieſer Ehe vorhanden: Franz II. (ſ. d.), vermählt mit Maria Stuart (ſ. d.) von Schottland, geſt. 1560 ohne Nachkommen; Karl IX. (ſ. d.), der 1574 ſtarb und aus der Ehe mit Eliſabeth von Oeſterreich eine Tochter hinterließ, die 1578 ſtarb; Heinrich III. (ſ. d.), der erſt König von Polen, dann nach des Bruders Tode König von Frankreich war, ſich mit Luiſe von

Lothringen-Mercoeur vermählte und, mit Heinrich von Navarra gegen die Ligue kämpfend, 1589 von Mörderhand fiel, ohne Nachkommen zu hinterlassen; Elisabeth, vermählt mit Philipp II. (s. d.) von Spanien, gest. 1568; Claudia, vermählt mit dem Herzoge von Lothringen, gest. 1575; Margarethe von V., die geschiedene Gemahlin Heinrich's IV., welche erst 1615 als der letzte eheliche Sprößling ihres Hauses starb; endlich der Herzog Franz Hercules von Alençon, der nicht zum Throne gelangte, weil er schon 1584 vor seinem Bruder Heinrich III. starb. Außerdem hinterließ Heinrich II. mehrere natürliche Kinder. Eine tiefe sittliche Verwahrlosung, die sich im Staatsleben als blutiger, brutaler, kurzsichtiger Absolutismus geltend machte, riß die zahlreiche Nachkommenschaft Heinrich's II. in ein frühes Grab und brachte Frankreich selbst der Auflösung nahe. Die ital. Mutter, Katharina von Medici, trug sehr viel zum physischen, moralischen und polit. Untergange ihrer Kinder bei. Nach Heinrich's III. Tode fiel die franz. Krone dem aus den Capetingern entsprungenen Hause Bourbon (s. d.) zu, dessen Haupt Heinrich IV. (s. d.), der vormalige König von Navarra, war. Nur Karl IX. hinterließ aus dem Umgange mit Marie Touchet einen Bastard, den Grafen Karl von Auvergne, Herzog von Angoulême, der sich durch seine Ränke unter Heinrich IV. bekannt machte und 1650 starb. Schon mit seiner Enkelin Marie, der Erbtochter von Angoulême, die sich mit Ludwig von Guise-Lothringen vermählte, erloschen 1660 die ehelichen Nachkommen dieses Zweigs. Zwölf Jahre später starben auch die legitimen Sprößlinge des Hauses Dunois und Longueville und hiermit überhaupt die männlichen Abkömmlinge der V. aus.

Valombrosa, eine Abtei auf den Apenninen im Sprengel von Fiesole im Florentinischen, wo Joh. Gualbert um 1038 einen Mönchsorden nach der Regel Benedict's stiftete, dessen Glieder Valombrosaner und nach ihrer Kleidung Graue Mönche genannt wurden. Das Stammkloster, nach seiner Lage im dichten Tannenwalde am Hochgebirge V. genannt, in höchst romantischer Umgebung, wurde durch Schenkungen sehr reich, daher die Größe und Pracht seiner 1637 neu aufgeführten Gebäude. Gleichwol hat dieser stets nur der Andacht gewidmete Orden, der erste, der Laienbrüder annahm, sich wenig verbreitet. Bei seiner Vereinigung mit den Silvestrinern 1662 nahm er schwarze Kleidung an. V. erhielt sich in der Revolution unversehrt und war während der franz. Herrschaft ein Zufluchtsort für die Priester. Auch gegenwärtig noch wird das Kloster von Andächtigen und Reisenden häufig besucht.

Valparaiso, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (62 Q.-M., 142629 E.) in der südamerik. Republik Chile, die zweite Stadt des Staats, der bedeutendste See- und Handelsplatz an der ganzen Westküste Südamerikas, liegt westlich von Santiago, wohin seit 1863 eine Eisenbahn führt, an einer Bai, die auf drei Seiten von 1600 F. hohen, ziemlich steilen, dürren Hügeln umgeben ist und einen nur gegen Norden offenen, sonst gegen alle andern Winde geschützten und durch mehrere Forts vertheidigten vortrefflichen Hafen bildet. V. hat unregelmäßige, krumme und steile Straßen, meist einstöckige Häuser, einen großen Marktplatz, große Schiffswerfte, öffentliche Waarenhäuser und mehrere ansehnliche Gebäude. Durch das Bombardement der Spanier im J. 1866 ist ein großer Theil der Magazine zerstört worden. Die Vorstadt Amendral (Mandelstraße) ist größer und besser gebaut als die eigentliche Stadt, besonders seit dem Brande im Nov. 1858, und enthält auch schöne Landsitze und Gärten. V. ist der Mittelpunkt der Industrie und des Handels von ganz Chile, die sich, besonders der Verkehr mit dem Auslande, in neuerer Zeit immer mehr gehoben haben. Die Bevölkerung beläuft sich (1865) auf 70438 E., darunter ein Zehntel Fremde aller Nationalitäten. Jährlich laufen über 1000 Schiffe ein. Die Aus- und Einfuhr beträgt an Werth mehr als 60 Mill. Thlr.

Vals, ein Flecken im südfranz. Depart. Ardèche, an der Volane und in einem der reizendsten Thäler der durch die romantischen Schönheiten ihrer vulkanischen Gebirgsformationen berühmten Landschaft Vivarais, hat die Ruine eines 1627 zerstörten Schlosses, 2800 E. und sechs kalte Mineralquellen, die zu den kräftigsten Eisensäuerlingen gehören, aber jetzt nicht mehr so zahlreiche Badegäste herbeiziehen wie in frühern Zeiten.

Valuta (ital., der Werth) oder Währung heißt das Verhältniß der Einheit eines Münzfußes zur Gold- oder Silbergewichtseinheit an edelm Metall, ingleichen das Verhältniß des Nennwerths von Papiergeld zu dessen mit den Zeitläuften schwankendem Curswerthe. So ist die Silbervaluta der deutschen Münzconvention dahin bestimmt, daß 14 Thlr. eine feine Mark oder 30 Thlr. ein Zollpfund Feinsilber enthalten, und in Oesterreich werden die Noten der Staatsbank, seitdem dieselbe ihrer Verbindlichkeit der sofortigen Umwechselung gegen Silber enthoben, nicht zu dem darauf benannten Betrage, sondern nur nach dem niedrigern Tagescurs genommen. (S. Valvation.) V. (franz. valeur, engl. value) bezeichnet ferner den Gegen-

werth eines Wechsels, d. i. denjenigen Geldbetrag, für welchen der Wechsel bei seiner Ausstellung verkauft oder wegen dessen Schuldung an den Nehmer er ausgestellt worden ist. Nach den ältesten Wechselrechten und der Entstehung des Wechsels entsprechend mußte die Gewährung dieser V. im Wechsel selbst vom Aussteller ausgedrückt sein, und man nennt ihren Ausspruch das Bekenntniß der V. oder das Valutabekenntniß. Die meisten Wechselrechte fordern auch die Angabe der Art und Weise, wie die V. gewährt worden ist (ob in baarem Gelde oder wie sonst), so z. B. das französische. In Deutschland und England ist dagegen kein Valutabekenntniß nöthig, obschon sich ein solches vielfach in Wechselformularen vorfindet. Ist die V. in baarem Gelde gegeben, so sagt man im Wechsel gewöhnlich blos «den Werth erhalten» (valeur reçue, value received), aber auch wol «den Werth baar erhalten» (valeur reçue en espèces); in allen andern Fällen heißt es in der Regel «Werth in Rechnung» (valeur en compte, value in account).

Valvation (franz. évaluation), im allgemeinen die Schätzung des Werths oder Preises einer Sache, nennt man die gesetzliche Würdigung einer Geldsorte oder die im Verhältniß zu einem bestimmten Münzfuß festgesetzte Angabe des Werths gewisser Geldsorten, nach dem sie in einem Lande gelten sollen. Das Verzeichniß der Münzsorten mit der Angabe des Preises heißt Valvationstabelle oder Münztarif. Dergleichen Tabellen erschienen früher nothwendigerweise sehr häufig; da es zu vielerlei Herren gab, welche die Münzgerechtigkeit übten. Die in diesen Tabellen nicht enthaltenen Münzsorten sollten, ebenso wie die wirklich verrufenen, keine Geltung haben; doch im Handel und Wandel kamen hierbei mancherlei Ausnahmen vor. Die betreffende Würdigung gilt vorzüglich für die Annahme in den öffentlichen Kassen, bei Zöllen u. s. w., während sich der Verkehr daran nicht fest bindet und an den eigentlichen Handelsplätzen die daselbst umlaufenden fremden Werthzeichen einen wechselnden Preis haben, welcher im Curszettel angezeigt wird. Werden einheimische oder fremde Münzen wegen ihres geringern Gehalts unter den Nennwerth herabgesetzt, so heißt dies Devalvation (s. d.).

Vámbéry (Hermann), ungar. Reisender und Orientalist, geb. 1832 zu Szerdahely (auf der Insel Schütt) von völlig mittellosen Aeltern, sollte das Schneiderhandwerk erlernen, zeigte aber schon als Knabe lebhaftes Interesse für ernstere, namentlich sprachliche Studien und fand Gelegenheit, auf einige Jahre den Unterricht der Piaristen zu St.-Georgen bei Presburg zu genießen. Nachdem er unter den drückendsten Nahrungssorgen seine Studien zu Presburg und Wien, dann als Privatlehrer in Slawonien, zu Kecskemet und Pesth fortgesetzt und eine ziemliche Fertigkeit in verschiedenen neuern Sprachen erlangt, wandte er sich nach Konstantinopel, wo er bald das Türkische sprechen lernte und ein Unterkommen als Lehrer der franz. Sprache erst im Hause Asif-Bei's, dann des Ministers Rifaat-Pascha fand. Während eines dreijährigen intimen Verkehrs mit türk. Kreisen gelangte V. nicht nur zur vollständigen Herrschaft über die Sprache, sondern er wurde auch mit den Sitten und der Denkweise der Mohammedaner völlig vertraut. Er veröffentlichte um jene Zeit ein «Deutsch-türk. Taschenwörterbuch» (Konstant. 1858) und schrieb mehrere Aufsätze für die Zeitschrift der ungar. Akademie, in welcher er die Verwandtschaft des Ungarischen mit den türk. Dialekten besprach. Um eine genauere Kenntniß des Osttürkischen zu erlangen, faßte V. den Entschluß zu einer Reise nach Turkestan, die er auch mit Unterstützung der ungar. Akademie im Incognito eines Orientalen glücklich ausführte. Er wandte sich zunächst nach Persien, schloß sich im März 1863 zu Teheran einer Gesellschaft von Mekka nach Yarkand zurückkehrender Pilger an und gelangte nach 22tägiger Wüstenreise Anfang Juni nach Khiwa. Von hier aus besuchte er erst Kungrad, dann Buchara und Samarkand, worauf er über Herat nach Persien zurückkehrte. Nach seiner Ankunft in Europa veröffentlichte V. zugleich in engl. und deutscher Sprache seinen Reisebericht («Reise in Mittelasien von Teheran durch die turkmanische Wüste an der Ostseite des Kaspischen Meeres nach Khiwa, Bochara und Samarkand», Lpz. 1865), welcher viel Neues und Interessantes über jene von Europäern nur selten besuchten Gebiete Turkestans bietet und auch alsbald in noch mehrere andere Sprachen übertragen wurde. Diesem Werke folgten «Cagataische Sprachstudien» (Lpz. 1867), die erste eingehende Arbeit über das Osttürkische; ferner «Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien» (Lpz. 1867) und «Skizzen aus Mittelasien» (Lpz. 1868). Eine Ausgabe des uigurischen Werks «Kudatku-billik» hat V. vorbereitet.

Vampyr oder Blattnase (Phyllostóma) heißt eine artenreiche Gattung besonders in Südamerika heimischer, insektenfressender und blutsaugender Fledermäuse, kenntlich durch die spitzen Eckzähne, einen doppelten blattartigen Aufsatz auf der Nase und die dickfleischige, vorn scharfwarzige Zunge. Besonders berüchtigt ist der blutsaugende V. (Ph. Spectrum), der ½ F. lang wird, 1½ F. in der Flügelweite mißt und sich durch den völligen Mangel des

Schwanzes auszeichnet. Diese Thiere können dadurch, daß sie schlafenden Menschen und Säugethieren Blut aussaugen, allerdings beschwerlich werden. Von übeln Folgen ist indeß ihr Biß nur bei kleinern Thieren durch Nachbluten und Entzündung der Wunde. Was man von der Tödlichkeit dieser Blutentziehungen erzählt hat, ist unbegründet.

Vampyr, von den Serben auch Bukodlak oder Wudkodlak, von den Walachen auch Murony genannt, ist nach dem Volksglauben der slaw., roman. und griech. Bevölkerung der untern Donauländer und der Balkanhalbinsel ein blutsaugendes Gespenst. Schon in der spätern Mythologie der alten Griechen finden sich Wesen verwandter Art, die Lamien, schöne gespenstische Frauen, welche durch allerlei wollüstige Blendwerke Jünglinge an sich lockten, um deren frisches und jugendlich reines Blut und Fleisch zu genießen. Bei den griech. Christen begegnet der Glaube, daß die Körper derjenigen, die im Kirchenbanne verstorben sind, durch den Teufel in einer Art von Leben erhalten werden, bei Nacht aus ihren Gräbern hervorgehen und andere Menschen plötzlich umbringen, auch sich anderweite Speise holen und dadurch sich frisch und wohlgenährt erhalten. Man nennt sie Buthrolakkä, Burkolakkä, Brukolakkä oder Tympanitä und befreit sich von ihrer Plage dadurch, daß man ihre unverwesten Leichen ausgräbt und nach Aufhebung des Bannes verbrennt. Der V. ist die unehelich gezeugte Frucht zweier unehelich Gezeugter, oder der unselige Geist eines durch einen V. Getödteten. Bei Tage liegt er als Leiche, aber verkehrt im Grabe, mit blühendem Ansehen und heißem Blute, mit offenen, starrblickenden Augen und mit nachwachsender Haut, Haaren und Nägeln. Bei Nacht aber und besonders in Vollmondnächten streift er umher in Gestalt eines Hundes, Frosches, Flohes, einer Katze, Kröte, Laus, Wanze, Spinne u. dgl. und saugt Lebenden das Blut aus, indem er sie in den Rücken oder in den Hals beißt. Steht ein Todter im Verdachte des Vampyrismus, so wird seine Leiche ausgegraben, und wenn man sie verwest findet, nur vom Popen mit Weihwasser besprengt; ist sie aber roth und blutig, so wird der Teufel aus ihr ausgetrieben und ihr bei der Wiederbeerdigung ein Pfahl durch die Brust oder ein Nagel durch die Stirn geschlagen, oder sie wird auch gar verbrannt. Die Wudkodlaks, welche besonders nach dem Blute junger Mädchen gierig sind, paaren sich auch mit der Wjeschtitza, einem Gespenste mit Feuerflügeln, welches sich des Nachts auf den Busen des schlafenden Kriegers senkt, ihn in ihre Arme preßt und ihm ihre Wuth eingibt. Da nach dem Volksglauben jeder vom V. Getödtete selbst zum V. wird, ein äußerliches Zeichen des Vampyrbisses aber nicht gerade immer deutlich und augenfällig für jeden zurückzubleiben braucht, so wird zur Leiche eines jeden Walachen, weß Alters oder Geschlechts er auch sei, immer ein Sachverständiger, gewöhnlich eine Hebamme, gerufen, um die Leiche mit den nöthigen Vorkehrungsmitteln gegen den Vampyrismus zu versehen. Es wird ihr z. B. ein langer Nagel durch den Schädel geschlagen; dann wird sie an verschiedenen Stellen eingerieben mit dem Schmere von einem fünf Tage vor Weihnachten, an St.-Ignaz, geschlachteten Schweine und ein Stock aus dem Stamme einer wilden Rose zu ihr gelegt, in den das Gewand sich verwickeln würde, wenn sie versuchen sollte, aus dem Grabe zu steigen. Thessalien, Epirus und die Walachen des Pindus kennen noch eine andere Art V.: lebendige Menschen, die des Nachts ihre Hirtenwohnung verlassen und umherschweifend alles, was ihnen begegnet, Menschen wie Thiere, mit Bissen zerfleischen. Ebenso ist der Priccolitsch und die Priecolitschone der Moldau-Walachen, der viel häufiger umgehen soll als der eigentliche Murony, ein wirklicher lebendiger Mensch, welcher des Nachts in Hundsgestalt Heiden, Triften und Dörfer durchstreift und besonders das Vieh tödtet und dessen Lebenssäfte an sich zieht, weshalb er stets gesund und blühend aussieht. Erkannt wird ein solcher Mensch daran, daß sein Rückgrat sich in einen Hundeschwanz fortsetzt. Bukodlak und Murony würden also etwa den nur milder gefaßten Schraten und Nachtmaren der deutschen Mythologie, Priccolitsch aber dem Werwolf (s. d.) entsprechen. In den J. 1725 und 1732 entstanden in Ungarn und Serbien aufregende Gerüchte über vermeintliche V., welche zahlreiche Aufgrabungen von Leichnamen und sogar auch in Deutschland eine Menge von Schriften für und wider die Sache zur Folge hatten, worunter am bedeutendsten: Ranft, «Tractat von dem Käuen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer hungarischen V. und Blutsauger gezeigt, auch alle von dieser Materie bißher zum Vorschein gekommene Schriften recensiret werden» (Lpz. 1734).

Van ist in niederländ. Personennamen, wie Van Buren, Van Dyck, Van Eyck, Van der Meer, Van der Noot (auch vielfach in ein Wort zusammengeschrieben), die Form der hochdeutschen Präposition von, welche vielfach zur Bildung solcher Familiennamen dient, die von Ortsnamen abgeleitet sind. Keineswegs aber ist das niederländ. Van (wie jetzt das hochdeutsche von) ein Zeichen des Adels. S. übrigens Buren, Dyck, Eyck, Meer, Noot u. s. w.

Vanadin, Vanadium, ein metallisches Element, das 1830 von Sefström in jenem sehr geschmeidigen Stabeisen, welches aus den taberger Eisenerzen in Schweden dargestellt wird, entdeckt und seitdem in den Frischschlacken desselben Eisens in größerer Menge und außerdem im Rothbleierz von Zimapan, im Vanadinit und in verschiedenen Bohnerzen gefunden wurde. Es erscheint in weißen, dem Molybdän ähnlichen Blättchen, ist spröde, leitet die Elektricität gut, ist unschmelzbar, entzündet sich bei gelindem Glühen und löst sich in Salpetersäure mit blauer Farbe. Die wichtigste Sauerstoffverbindung des V. ist die Vanadinsäure, ein in Wasser unlösliches rostfarbenes oder ziegelrothes Pulver, das mit Basen rothe und gelbe Salze bildet. Ueberhaupt zeigt das V. große Aehnlichkeit mit dem Chrom.

Vancouverinsel, eine brit. Insel Nordamerikas, an der Küste von Britisch-Columbia (s. d.), von dieser Colonie im N. durch den Königin-Charlottesund, im O. durch die enge Johnstonstraße und den Georgiagolf, im S. vom Unionsterritorium Washington durch die Juan-de-Fucastraße getrennt, erstreckt sich in nordwestl. Richtung von 48° 17′ bis 50° 55′ nördl. Br., ist ungefähr 60 M. lang, 5—17 M. breit und hat einen Flächeninhalt von 658,5 Q.-M. Die Küsten sind vielfach fjordenartig zerrissen, besonders im Westen, wo der Nutkasund (Nootka Sound) und der Alberni-Channel tief einschneiden, meist auch von steilen Felsen gebildet, an denen sich das Meer gewaltig bricht. Hinter dem Felsengestade erheben sich rundliche, dicht mit Nadelholz bewachsene Hügel, über denen kahle Trappberge emporsteigen und eine Kette bilden, welche die Mitte der ganzen Insel durchzieht. Das Innere ist durchweg bergig, felsig, die Höhen sind steil und die Thäler eng und nicht lang. Diese wilde Region ist ohne Reiz, der Boden hier unfruchtbar, während an der Küste hier und da heitere Ebenen mit fruchtbarem Boden vorkommen. Bedeutend ist im Innern die Zahl der Seen, und auch Flüsse sind in Menge vorhanden, aber keine schiffbaren. Das Klima ist im allgemeinen rauh, nebelig, sehr feucht, aber gesund. Heftige Winde sind gewöhnlich. Reich ist die Insel an herrlichen Waldungen von Laub- und besonders von Nadelhölzern. Der einheimische Hanf soll dem russischen an Güte gleichkommen. Häufig sind Rothwild, Elke, auch Bären, Wölfe, Biber, Marder, Waschbären. Auch gibt es Haselhühner, wilde Gänse und Enten, überhaupt viele Wasservögel. Einträglich ist die Fischerei längs der Seeküste, die namentlich Störe, Lachse und Heringe liefert. Gold findet sich an den Barren des Cowichan, Leech und anderer Flüsse. Die bedeutendsten Goldminen liegen am Sookefluß im Süden. Von großer Wichtigkeit sind die Kohlenlager, dicht neben der Küste. Ebenso sind große Lager von Eisenerzen und reiche Kupferadern, Spuren von Nickel und Graphit vorhanden. Die Bevölkerung besteht aus 17000 Indianern, deren Stämme unter dem Namen Wakash-Indianer zusammengefaßt werden, aus etwa 6000 europ. Ansiedlern und einer Anzahl Chinesen, welche die Goldgewinnung herbeigelockt hat. Im ganzen zeigt sich die Insel für die Ansiedelung nicht sehr günstig, da für eine stärkere Bevölkerung zu wenig anbaufähiger Boden vorhanden. Die Hauptstadt der Colonie ist Victoria, in einer schönen Ebene an der Südostküste, östlich vom Sooke-Inlet gelegen. Dieselbe bildet den einzigen Markt für landwirthschaftliche Erzeugnisse; ihr Hafen heißt Esquimault. Etwa 12 M. nördlich von ihr liegt an der Ostküste Nanaimo, der Hauptort des Kohlenbezirks und jetzt der blühendste Ort der Insel, mit 800 E. Die Insel wurde 1774 vom span. Seefahrer Juan Francisco de la Bodega y Quadra entdeckt, 1792 von dem engl. Seemann George Vancouver (geb. um 1750, gest. 10. Mai 1798) umfahren und seitdem gewöhnlich Quadrainsel oder V. genannt. Durch Schenkungsurkunde der Königin Victoria vom 13. Jan. 1849 ward sie der Hudsonsbai-Compagnie provisorisch auf 10 J. abgetreten, um sie durch Ansiedelung von Auswanderern aus den brit. Besitzungen zu colonisiren. Als durch Parlamentsacte vom 2. Aug. 1858 Britisch-Columbia zu einer Colonie der Krone England erhoben und dem bisherigen Gouverneur von V., James Douglas, die Colonialverwaltung übertragen wurde, erhielt die Insel ihren eigenen Gouverneur, hat aber noch keine eigentliche Colonialverwaltung.

Vandalen, ein german. Volk, gewöhnlich zu den sog. gothischen Völkern gerechnet, ist wahrscheinlich entstanden aus der Vereinigung der lugischen Stämme, die zu Tacitus' Zeit im heutigen Schlesien festhaft waren. Ihnen benachbart wohnten die verwandten Silingen. Ohne Zweifel sind die V. mit den von Plinius erwähnten ostdeutschen Vindili gleich. In der Geschichte treten sie zuerst auf während des sog. Markomannischen Kriegs (166—180). Zur Zeit des Kaisers Probus (276—282) erscheinen die V. neben Gothen und Gepiden im ehemals röm. Dacien. Nach Jornandes' Erzählung vernichtete der Gothenkönig Geberich am siebenbürg.-ungar. Flusse Maros einen großen Theil der V., und ihr König Wisumar fiel. Der Rest erbat sich Wohnsitze von Konstantin d. Gr., der (334) an 300000 V. und Sarmaten im röm. Pan-

nonien aufnahm. Zu Anfang des 5. Jahrh. brachen die V. unter ihrem König Godegisel wieder von hier auf und drangen, mit Sueven und Alanen vereint, 406 in Gallien ein, das sie drei Jahre lang grauenvoll verheerten. Nachdem Godegisel in einer Schlacht gegen die Franken gefallen, führte dessen Sohn Gunderich sein Volk 409 durch die nachlässig bewachten Pyrenäenpässe nach Spanien, das nicht minder verwüstet wurde. Nach heftigen Kämpfen mit dem westgoth. König Wallia, der als weström. Bundesgenosse die Silingen und Alanen größtentheils vernichtete, behaupteten sich die V. und eroberten allmählich das ganze südl. Spanien, das nach ihnen den Namen Andalusien (Vandalitia) erhalten haben soll. Nach Gunderich's Tode erhielt dessen Bruder Gaiserich oder Genserich (s. d.) die Herrschaft. Eben damals erhob der weström. Statthalter von Afrika, Bonifacius, der sich durch die Cabalen des Aëtius mit Amtsentsetzung bedroht sah, die Fahne des Aufstandes und rief Genserich zur Hülfe. Im Mai 429 führte dieser die V., mit Haufen von Gothen und Alanen, im ganzen an 80000 Mann, über die Meerenge. Aber die neuen Bundesgenossen hausten in Afrika auf das barbarischste, sodaß man ihrer schnell überdrüssig wurde. Auch ward Bonifacius insbesondere durch die Bemühungen seines Freundes, des heil. Augustinus, mit dem weström. Hofe von Ravenna ausgesöhnt; und so gebot er den V., Afrika wieder zu verlassen. Ueber diesen Treubruch erbittert, verfuhr Genserich nunmehr als Feind und Eroberer. Die wilden Berberstämme schlossen sich den V. an, ebenso die zahlreiche Sekte der Donatisten, die damals von der orthodoxen Kirche hart verfolgt wurde. Der Krieg dauerte mehrere Jahre, und das Land ward auf das schrecklichste verheert. Auch der ostström. (byzant.) Hof schickte Hülfstruppen; aber die V. behielten die Oberhand. Nach zwei entscheidenden Schlachten gab Bonifacius die Provinz verloren und führte 431 Heer und Flotte nach Italien zurück. In den nächsten Jahren kam ein Friedensvertrag zu Stande, wonach Mauritania dem weström. Reiche verblieb, während die Provinz Afrika und Numidien an Genserich abgetreten wurden. Einige feste Städte hielten sich noch länger. Karthago ward erst 439 erobert und dann Hauptstadt des vandal. Reichs. Jetzt vertheilte Genserich einen Theil des Landes, namentlich herrenlosen Grundbesitz, unter seine Volksgenossen, denen die Romanen dazu ein Drittel der Sklaven und den siebenten Theil des Viehstandes abtreten mußten. Die V. wurden also gewissermaßen als eine abgesonderte Kriegerkaste angesiedelt, und durch ihr arianisches Glaubensbekenntniß waren sie überdies von der roman.-orthodoxen Bevölkerung abgeschieden. Genserich entwickelte besonders die Seemacht seines Reichs, und die vandal. Flotten beherrschten bald das Mittelmeer. Die Balearen, Corsica, Sardinien und die Westspitze Siciliens mit dem Hafen Lilybäum (jetzt Marsala) wurden erobert, die Küsten Italiens wiederholt heimgesucht, selbst die Stadt Rom 455 überfallen und geplündert. Die schonungslose Roheit, mit der die V. hier gegen die Werke der Kunst verfuhren, hat zu der Benennung Vandalismus für solche Frevel Anlaß gegeben. Vergeblich von den weström. und oström. Kaisern bedroht, starb Genserich 477. Ihm folgte sein Sohn Hunnerich (bis 484), dann dessen Neffe Gundamund (bis 496) und diesem sein Bruder Thrasamund (bis 523). Diese drei Könige setzten nach außen hin die Seeräuberpolitik fort, während sie im Innern durch blutige Verfolgungen der orthodoxen kath. Kirche sich vollends ihre roman. Unterthanen entfremdeten. Zugleich verloren die V., auf die das Klima und der von den Romanen angenommene Luxus ihre verweichlichende Wirkung äußerten, an der alten Kraft. Hilderich, der Sohn Hunnerich's, wurde nach Thrasamund König. Seine durch einen längern Aufenthalt in Konstantinopel veranlaßte Hinneigung zu den Romanen, die Abstellung der herkömmlichen Seeräuberei und die Begünstigung der Katholiken erweckten Unzufriedenheit bei den V. So gelang es seinem Vetter Gelimer, den die Zeitgenossen den vandal. Achilles nannten, 530 Hilderich vom Throne zu stürzen. Für diesen verwendete sich der oström. Kaiser Justinianus I., und als Gelimer ihm höhnisch antwortete, schickte er 533 seinen Feldherrn Belisar (s. d.) gegen das vandal. Reich. Gelimer ließ nunmehr Hilderich und seine Söhne ermorden, gab, als die erste Schlacht verloren ging, Karthago preis und floh nach einer zweiten Niederlage auf eine Bergfeste in Numidien. Die roman. Bevölkerung unterwarf sich bereitwillig dem oström. Feldherrn. Auch Gelimer, in seinem Zufluchtsorte belagert und von Hungersnoth bedrängt, ergab sich ihm 534. Er wurde zu Konstantinopel im Triumph aufgeführt und endete sein Leben in Kleinasien, wo er von Justinian Güter erhalten hatte. Ein nochmaliger Aufstand der vandal. Bevölkerung, der sich allerlei berberische Soldtruppen anschlossen (539), ward nach einiger Zeit unterdrückt. Justinian ließ die waffenfähige Mannschaft der V. nach dem Orient abführen, wo sie im Kriege gegen die Perser gebraucht wurde. Die wenigen in Afrika zurückgebliebenen V. verloren sich unter den Romanen und Berbern. Vgl. Papencordt, «Geschichte der vandal. Herrschaft in Afrika» (Berl. 1837).

Vandamme (Dominique Jos.), Graf von Hüneburg, General des franz. Kaiserreichs, geb. 5. Nov. 1770 zu Caſſel im franz. Nord-Departement, diente zuerſt in einem Colonialregimente und kehrte 1789 beim Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurück. 1792 errichtete er eine unter dem Namen Chasseurs du Mont-Cassel bekannte Freiſchar, an deren Spitze er ſich ſo auszeichnete, daß er 1793 zum Brigadegeneral bei der Nordarmee ernannt wurde. 1795 ſtand er bei der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan und 1796 in der Rheinarmee. Nach dem Rückzuge Moreau's 1796 eroberte V. die Verſchanzungen vor Kehl und an der Brücke von Hüningen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1797 befehligte er den Vortrab und unterſtützte weſentlich den Rheinübergang. Nach dem Frieden von Campo-Formio blieb er lange in Unthätigkeit, bis er im Febr. 1799 als Diviſionsgeneral in der Armee an der Donau wieder angeſtellt wurde. Nach dem Kriege erhielt er vom Erſten Conſul das Commando der 16. Militärdiviſion. Im Feldzuge von 1805 zeichnete er ſich in der Schlacht bei Auſterlitz aus. Während des Kriegs von 1806 und 1807 mußte er Schleſien unterwerfen. 1809 befehligte er die würtemb. Diviſion, und in den folgenden Jahren war er Inſpector der Cavalerie. Bei Eröffnung des ruſſ. Feldzugs von 1812 erhielt er den Befehl über das 8. Armeecorps (Weſtfalen), überwarf ſich aber mit dem Könige Hieronymus und wurde deshalb von der Armee entfernt. Zu Anfange des J. 1813 wieder angeſtellt, organiſirte er das 1. Armeecorps in Niederſachſen. Wie gewöhnlich befleckte er ſich auch diesmal durch Härte, Erpreſſung und Vernachläſſigung der Mannszucht. In Bremen verurtheilte er als Präſident des Kriegsgerichts zwei edle deutſche Männer, Ludwig von Berger und von Fink, zum Tode und ließ dieſelben erſchießen, wiewol der öffentliche Ankläger nur auf Gefängniß angetragen hatte. Während Napoleon im Aug. 1813 aus Schleſien zur Schlacht bei Dresden marſchirte, ſchickte er V. 25. Aug. mit einem Corps von 30000 Mann nach Böhmen, wo er dem über das Erzgebirge zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Flanke fallen ſollte. V. griff zwar, nachdem Napoleon 27. Aug. bei Dresden geſiegt, die Verbündeten an, wurde jedoch infolge der Unthätigkeit von ſeiten Napoleon's bei Kulm (ſ. d.) geſchlagen und abgeſchnitten und mußte ſich 30. Aug. mit 10000 Mann und 81 Kanonen ergeben. Man ſchaffte ihn nach Rußland, wo er an der Grenze von Sibirien gefangen blieb. Nach der erſten Reſtauration durfte er nach Frankreich zurückkehren, erhielt jedoch von den Bourbons keine Anſtellung. Während der Hundert Tage erhob ihn Napoleon zum Pair und gab ihm den Befehl über das 3. Armeecorps. Nach der Schlacht bei Ligny ging er unter Grouchy mit zur Verfolgung der Preußen und kämpfte 18. Juni 1815 bei Wavre gegen das Thielmann'ſche Corps. Dadurch verhindert, an der Schlacht bei Waterloo theilzunehmen, zogen ſich beide Generale auf die Nachricht von der Niederlage unter die Mauern von Paris zurück, von wo die franz. Armee hinter die Loire zurückgehen mußte. Nach der zweiten Reſtauration aus Frankreich verbannt, wanderte V., nachdem ihm die Erlaubniß, bei Gent zu bleiben, verſagt worden, nach Nordamerika aus, von wo er nach zwei Jahren zurückkehrte. Er durfte ſich nun bei Gent ein Landgut kaufen und blieb daſelbſt, obſchon 1822 ſeine Wiederaufnahme in die franz. Armee erfolgte. Nachdem er im Sept. 1824 auf Halbſold geſetzt worden, kehrte er nach Frankreich in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 15. Juli 1830 ſtarb.

Vandiemensland, ſ. Tasmania.

Vangerow (Karl Adolf von), ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. 5. Juni 1808 zu Schiffelbach, einem Dorfe unweit Marburg in Heſſen, widmete ſich ſeit ſeinem 16. J. dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, ward 23. Jan. 1830 Doctor und habilitirte ſich zu Oſtern deſſelben Jahres als Privatdocent an der Univerſität zu Marburg, bei welcher er auch 1833 zum außerord., 1837 zum ord. Profeſſor ernannt wurde. Im Herbſte 1840 folgte er einem Rufe nach Heidelberg an die Stelle des verſtorbenen Thibaut, wo er fortan als Lehrer des röm. Rechts mit vielem Erfolg thätig war. Auf Veranlaſſung mehrfacher Vocationen wurde er 1842 zum Hofrath, 1846 zum Geh. Hofrath und 1849 zum Geheimrath ernannt. Abgeſehen von ſeiner Inauguraldiſſertation («Comm. ad l. 22, §. 1. C. de jure deliberandi», Marb. 1830) und einigen Programmen («De furto concepto ex lege XII tabularum», Heidelb. 1845; «Ueber die lex Voconia», Heidelb. 1863), veröffentlichte er eine rechtshiſtor. Monographie über die «Latini Juniani» (Marb. 1833) und einen ſehr geſchätzten «Leitfaden für Pandektenvorleſungen» (3 Bde., Marb. 1837 fg.), wovon bereits eine ſiebente, weſentlich vermehrte und verbeſſerte Auflage unter dem Titel «Lehrbuch der Pandekten» (3 Bde., Marb. 1863—68) erſchienen iſt. Außerdem hat er in die Richter'ſchen «Jahrbücher» und in das «Archiv für civiliſtiſche Praxis», deſſen Mitherausgeber er ſeit 1841 iſt, eine größere Zahl von civiliſtiſchen Arbeiten geliefert.

Vanille (Vanilla Sw.) iſt der Name einer tropiſchen Orchideengattung ſowie der in den

Handel kommenden und als feines aromatiſches Gewürz in hohem Anſehen ſtehenden Früchte verſchiedener Arten dieſer Gattung. Die V. gehören zu den ſog. pſeudoparaſitiſchen Orchideen, d. h. zu denjenigen, welche in den Wäldern der Tropenländer an Baumſtämmen haften und ſich durch Luftwurzeln ernähren. Letztere ſind bei den V. über und über ſilzig behaart, die Stengel ſchlingend, bald mit dickfleiſchigen platten Blättern, bald blos mit Scheiden beſetzt, die Blüten in achſelſtändige Trauben geſtellt. Aus den ſchöngefärbten Blumen, deren Honiglippe mit der Stempelſäule verwachſen iſt, entwickeln ſich ſchotenförmige, walzige Kapſeln, welche kleine, kugelige, ſchwarze Samen enthalten. Dieſe Kapſeln, von den Spaniern vainillas (Hülſen) genannt, haben der Gattung ihren Namen gegeben. Die bekannten Arten wachſen im tropiſchen Amerika, Afrika, in Oſtindien und auf den Sechellen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die in den Handel kommenden Vanillenſchoten von der braſilianiſchen V. aromatica Sw. abſtammen. Dies iſt nicht richtig, denn die bei weitem meiſte V. liefert die in Mexico und Centralamerika heimiſche V. planifolia Andr., ein mächtiges Schlinggewächs, welches in der Gegend von Jalapa auch cultivirt wird, indem man abgeſchnittene Stengel dieſer Pflanze in Erde gehüllt an Baumſtämme anheftet. Die Vanillenernte währt vom Dec. bis März und wird faſt ausſchließlich von den Indianern beſorgt. In neuerer Zeit begann man auch auf Java die V. künſtlich zu züchten. Gleich anfangs blühten zwar die Pflanzen, ſetzten aber keine Früchte an. Man hatte überſehen, daß in der Natur die Befruchtung ſtets durch gewiſſe Inſekten beſorgt wird, indem ſeltſamerweiſe bei allen V. durch eine über die Narbe hinweghängende Decke dem Blütenſtaube der Zugang zur Narbe verſperrt iſt. Seitdem man eine künſtliche Befruchtung durch Uebertragung des Blütenſtaubs mittels eines Pinſels auf die Narben vorgenommen, hat man auf Java auch Früchte erzielt. Dies iſt ſelbſt in den Gewächshäuſern in verſchiedenen botan. Gärten (z. B. in Leyden, Berlin, Padua) gelungen. Die in den Handel kommenden Vanillenſchoten ſind bis 1 F. lang, tiefbraun, runzelig, äußerlich mit Kryſtallen von ſog. Vanillenkampher bedeckt und äußerſt wohlriechend. Sie werden vor der völligen Reife abgenommen und, nachdem ſie einige Tage an einem ſchattigen Orte gelegen, in der Sonne getrocknet, dann in Bündel von 50 Stück gebunden und in Blechkäſten gelegt. Man unterſcheidet im Handel verſchiedene Sorten, unter denen die Vanilla corriente, aus fußlangen, dünnhäutigen, ganz mit einem überaus würzigen Fruchtbrei erfüllten Schoten, für die beſte gilt. Nächſt ihr wird die Vanilla silvestre am meiſten geſchätzt. Zu den geringſten Sorten gehört die Vanilla boba oder Vanillon, deren Schoten zwar ſehr ſtark, aber unangenehm riechen. Die Vanillenſchoten enthalten außer verſchiedenen Extractivſtoffen, Zucker, Gummi, fettem Oele und Benzoëſäure, ein eigenthümliches Stearopten, den ſchon genannten Vanillenkampher, welcher theils Blättchen, theils Nadeln bildet. Den eigenthümlichen, ſehr flüchtigen Riechſtoff, welcher wahrſcheinlich den wirkſamſten Beſtandtheil bildet, hat man noch nicht zu iſoliren vermocht. Zu medic. Zwecken wird gegenwärtig die V. nur noch wenig angewendet. Deſto ausgedehnter und vielfacher iſt ihre Benutzung als Gewürz, zumal bei der Chocoladenfabrikation. Die Gärtner pflegen mit dem Namen V. oder Vanillenſtrauch das häufig zur Zierde cultivirte Heliotropium peruvianum zu belegen, weil deſſen Blüten nach V. duften.

Vanini (Lucilio oder, wie er ſich ſpäter auf dem Titel ſeiner Schriften nannte, Julius Cäſar), ein ital. Freidenker aus der Schule des Pomponazzo, wurde 1585 zu Taurefano in Neapel geboren. Er ſtudirte zu Rom und Padua, empfing die prieſterliche Weihe, widmete ſich aber ganz den Studien. V. hatte die Eitelkeit als Polyhiſtor zu erſcheinen, durchreiſte einen Theil Deutſchlands und die Niederlande und hielt ſich einige Zeit in Genf und in Lyon auf, wo er Unterricht gab. Von hier mußte er nach England flüchten, wo er verhaftet ward. Nach erlangter Freiheit kehrte er nach Lyon zurück, und hier gab er ſein «Amphitheatrum aeternae providentiae» (1615) heraus, das zwar gegen Cardanus und andere Gottesleugner gerichtet zu ſein ſchien, wodurch er ſich aber doch den Verdacht zuzog, ſelbſt für Verbreitung des Atheismus wirken zu wollen. Er mußte deshalb Lyon abermals verlaſſen und ging nun nach Paris. Hier gab er 1616 «De admirandis naturae, reginae deaeque mortalium, arcanis», eine Schrift mehr phyſik. Inhalts, heraus, die ihm, obſchon ſie mit Erlaubniß der Sorbonne gedruckt war, wieder eine Anklage wegen Atheismus zuzog. Daher wandte er ſich 1617 nach Toulouſe, wo er wieder Unterricht ertheilte. Auch hier des Atheismus und der Zauberei angeklagt, verurtheilte ihn das daſige Parlament 1619 zum Feuertode. Das ohne weitern Beweis der ihm ſchuldgegebenen Verbrechen geſprochene Urtheil wurde noch an dem nämlichen Tage (19. Febr.) auf barbariſche Weiſe vollzogen. Dieſes tragiſche Ende hat V. berühmter gemacht als ſeine Schriften. Arpe, Bayle und Voltaire unterzogen ſich ſeiner Vertheidigung, dagegen wurde er von Dav. Durand in dem Werke «La vie et les sentiments de Luc. V.» (Rotterd. 1717)

hart angegriffen. Vgl. Olearius, «De vita et fatis J. C. V.» (Jena 1708); Fuhrmann, «Leben und Schickſale, Geiſt, Charakter und Meinungen des Luc. V.» (Lpz. 1800); Münch, «Biographiſch-hiſtor. Skizzen» (Bd. 1, Stuttg. 1836).

Vanloo oder Van Loo iſt der Name einer zahlreichen niederländ. Malerfamilie. Am berühmteſten ſind Jak. Bapt. und Karl Andr. V., die Söhne Ludwig V.'s, der ebenfalls als Zeichner und Frescomaler, erſt in Paris und dann in Aix in der Provence, wo er lebte, ſich großen Ruf erwarb. — Der älteſte, Johann Baptiſt V., geb. zu Aix 1684, war Geſchichts- und Porträtmaler, hielt ſich in Frankreich, Italien und England auf und malte ſehr viele Porträts. Von ſeinen hiſtor. Gemälden ſind die meiſten in Paris, Toulon, Turin, Rom und London. — Der zweite, Karl Andreas V., geb. zu Nizza 1705, lernte bei dem ältern Bruder, ſtudirte dann in Rom, malte Hiſtorien und Landſchaften und wurde nachmals Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Paris. Seine Hiſtorien- und Landſchaftsgemälde ſind meiſt in Frankreich geblieben. Der Stil beider Brüder trägt bei vieler Sicherheit und Tüchtigkeit ganz das Gepräge des 18. Jahrh. und ſeiner manierirten Grazie.

Vannes, die Hauptſtadt des franz. Depart. Morbihan, in der weſtl. Bretagne, 2,7 M. vom Ocean, unweit nördlich vom Meerbuſen von Morbihon, an der Vereinigung der Flüßchen Meucon und Trehulan und an der Orleansbahn (Linie Savenay-Lorient) in ſchöner Umgebung gelegen, beſteht aus der obern und der untern Stadt. Erſtere iſt faſt durchweg modern gebaut, letztere ein Complex von engen, winkeligen Straßen mit meiſt noch hölzernen Häuſern. V. iſt der Sitz eines Suffraganbiſchofs der Erzdiöceſe Rennes, des Stabs einer militäriſchen Subdiviſion, eines Aſſiſenhofs u. ſ. w. Die Stadt hat die Kathedrale St.-Pierre, eine Menge Kloſtergebäude, die jetzt meiſt andern Zwecken dienen, ein Communalcollège, ein großes und ein kleines geiſtliches Seminar, ein Jeſuitencollegium mit einer Freiſchule, eine hydrographiſche, eine Handwerker- und eine Zeichenſchule, eine öffentliche Bibliothek und ein Schauſpielhaus. Es beſtehen hier ein Departementsgefängniß, ein Centralzuchthaus für Frauen, eine Beſſerungsanſtalt für Unerwachſene, ein Irrenhaus, ein Hospital, ein Verſorgungshaus für Unheilbare und ein Geſtüte. Die Stadt beſitzt einen Hafen und zählt (1866) 14560 E., die Schiffswerfte, Eiſenhütten, Seilereien, Gerbereien ſowie Fabriken in Baumwollzeugen, in Leinwand, Spitzen und in Chocolade unterhalten, auch Fiſcherei und nicht unbeträchtlichen Ausfuhrhandel mit Solz, Getreide, Hanf, Honig, Wachs, Cider, Eiſen, Ackerbaugeräthen, Vieh und beſonders mit Bordeauxweinen treiben. Der Hafen von V. ſelbſt iſt nur Schiffen von 150 Tonnen zugänglich. In dem etwas über ½ M. entfernten Außenhafen (Port du Coulan) können dagegen Schiffe von 800 Tonnen ankern. V. hieß im Alterthum Dariorigum oder Civitas Venetorum als Hauptſtadt der Veneter, war 1675—89 Sitz des Parlaments und einſt auch Reſidenz der Herzoge von Bretagne, die das unter Ludwig XIII. niedergeriſſene Schloß L'Hermine bewohnten.

Vannucchi, ſ. Sarta (Andrea del).

Vannucci (Pietro), ſ. Perugino.

Vanſittart (Nicholas), Lord Bexley, brit. Staatsmann und Financier, war der zweite Sohn Henry V.'s, Gouverneurs von Bengalen, und Urenkel des londoner Kaufmanns Peter V., der ſich durch Handel mit Rußland Vermögen erworben. Am 29. April 1766 geboren, verlor V. ſeinen Vater ſchon 1771 durch den Schiffbruch der Fregatte Aurora auf dem Wege nach Indien und wurde von Verwandten erzogen, die ihn für den Advocatenſtand beſtimmten. 1791 als Barriſter aufgenommen, richtete er indeß ſeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf polit. und finanzielle Fragen und veröffentlichte 1793 «Reflexions on the propriety of an immediate peace», 1795 «Letters to Mr. Pitt on the conduct of the bank directors» und 1796 «Inquiry into the state of the finances of Great-Britain». Da er ſich in tortyiſtiſchem Sinne ausſprach, ließ ihn die Regierung 1796 für Haſtings ins Parlament wählen, ſandte ihn auch Anfang 1801 mit einer Miſſion nach Kopenhagen, um den dän. Hof von der nordiſchen Allianz abzuziehen, was jedoch fehlſchlug. Bald darauf wurde er Secretär des Schatzamts und befeſtigte ſeinen Ruf als Finanzmann durch die von ihm 1810 vorgeſchlagenen 38 Reſolutionen, welche die Wiederaufnahme der Baarzahlungen durch die Bank von England bis nach dem Frieden vertagten und ſämmtlich im Unterhauſe durchgingen. Nach dem Tode Perceval's 1812 ward er zum Kanzler der Schatzkammer berufen, welches Amt er zehn Jahre lang mit größtem Erfolg verwaltete. Uebrigens fehlte es V. an höherer ſtaatsmänniſcher Begabung. Als Redner erhob er ſich nicht über die Mittelmäßigkeit, und ſelbſt der Erfolg ſeiner Finanzmaßregeln wird zum Theil den Rathſchlägen des ältern Rothſchild zugeſchrieben. Im Febr. 1823 ward er mit dem Titel Lord Bexley zum Peer erhoben und zum Kanzler des Herzogthums Lancaſter ernannt. 1828

zog er ſich gänzlich aus dem Staatsdienſt zurück und wandte ſich der Verwaltung mildthätiger und religiöſer Inſtitute zu. Er ſtarb auf ſeinem Landſitze Footscray in Kent 8. Febr. 1851.

Bar (ital. Varo, bei den Alten Varus), bis zur Abtretung von Nizza Grenzfluß zwiſchen Frankreich und Italien, wie ſchon bei den Römern zwiſchen dem Cis- und Transalpiniſchen Gallien, entſpringt auf den Seealpen, nimmt die Tinea, Veſubia und den Eſteron auf und mündet nach einem Laufe von 15½ M. bei St.-Laurent 1 M. ſüdweſtlich von Nizza ins Meer. Der B. iſt nicht ſchiffbar, ſehr reißend, zur Zeit der Schneeſchmelze verheerend, außerdem ein ſeichtes, unbedeutendes Gewäſſer. — Nach dem Fluſſe iſt das Departement B., eins der ſüdöſtlichſten Frankreichs, benannt, das aber jetzt, nachdem 1861 ſein Arrondiſſement La-Graſſe zu dem neugebildeten Departement der Seealpen geſchlagen worden, ganz außerhalb dieſes Flußgebiets liegt. Daſſelbe iſt aus Theilen der Provence gebildet, im Süden vom Mittelmeer, im übrigen von den Depart. Rhônemündungen, Nieder- und Seealpen begrenzt und zählte 1866 auf 110,48 Q.-M. 308550 E. (gegen 315526 im J. 1861). Es zerfällt in die drei Arrondiſſements Draguignan, Toulon und Brignoles, die 144 Gemeinden in 27 Cantonen umfaſſen, und hat zur Hauptſtadt Draguignan (ſ. d.). Die Küſten ſind theils flach, mit Dünen, Strandſeen und Sümpfen bedeckt, größtentheils aber felſig, ſteil, vielfach zerſplittert und mit einer Menge von Vorgebirgen, Halbinſeln, Rheden und Golfen ausgeſtattet. Auch wird die Küſte von zahlreichen Inſeln begleitet, unter denen die Hyèriſchen die wichtigſten ſind. Hinter den Küſten erheben ſich Hügellandſchaften, weiterhin Verzweigungen der Seealpen, die gegen Norden anſteigen und zuletzt Gipfelhöhen von mehr als 5000 F. erreichen. Zu den Merkwürdigkeiten gehört der Paß und das Felſenlabyrinth von Ollioules, Vaux d'Ollioules genannt, ſeltſam geformte, kahle Kalkfelſen, die den Anblick einer Stadtruine gewähren. Bewäſſerung geben der Verdon, welcher in die Durance fällt, und der Küſtenfluß Argens. Das Klima iſt bei der ſüdl. Lage des Landes durch die vorherrſchende Gebirgsnatur und die Nähe des Meeres gemäßigt. Der eiſige Miſtral und alles erſchlaffende Südwinde wirken mitunter nachtheilig. Der Boden iſt in den bewäſſerten Gegenden außerordentlich fruchtbar, im ganzen aber ſteinig, dürr und bietet dem Ackerbau große Schwierigkeiten. Der Getreidebau reicht für den Bedarf nicht hin. Reichern Ertrag gewährt die mühſame Terraſſencultur des Weinſtocks, der viele, darunter gute Roth- und Weißweine liefert, der Korinthe, der Olive, des Maulbeerbaums, verſchiedener Obſtſorten, des Kapernſtrauchs u. ſ. w. Auf den Höhen finden ſich Fichten- und Eichenwälder, dazwiſchen gute Weiden, an den Abhängen Erdbeer-, Myrten- und Jasminbäume, gegen die Küſte hin Korkeichen, Kaſtanien, Orangen, ſelbſt Palmen, Aloë und Cactus. Man zieht Maulеſel und Maulthiere, Eſel, Schafe, Ziegen, auch Rinder und Schweine, hält viel Bienen und ſammelt Kermes. Waſſer- und Sumpfvögel gibt es in großer Menge, darunter ganze Scharen von Störchen, Kranichen, Reihern, Kropfgänſen, Flamingos, ja ſelbſt Löffelreiher. Das Meer und die Seen wimmeln von Fiſchen, namentlich Sardellen und Thunfiſchen. An den Küſtenfelſen ſitzen Millionen von Auſtern, andere eßbare Muſchelthiere und Korallen, deren Fang früher ſchwunghaft betrieben wurde. Der Bergbau iſt von geringer Bedeutung. Man baut auf Blei, Eiſen und Steinkohlen, bricht Marmore und Porphyre, auch Alabaſter, Granit, Serpentin u. ſ. w. Bei Hyères befinden ſich wichtige Salinen. Die Induſtrie des Landes liefert hauptſächlich Parfumerien, Eſſenzen, Seife, Liqueurs, Korkſtöpfel, Thon- und Holzwaaren, Papier, Leder und Seide. Auch Eiſengießereien und Schmieden ſind in Menge vorhanden. Sehr lebhaft iſt die Fiſcherei und der Produetenhandel. Die bedeutendſte Stadt iſt Toulon (ſ. d.). Außer der Hauptſtadt Draguignan ſind von Bedeutung Brignoles (ſ. d.), Fréjus (ſ. d.), Hyères und La-Seyne, eine Hafenſtadt an der Bai und ⅔ M. ſüdweſtlich von Toulon gelegen und nach dieſer Stadt jetzt der volkreichſte Ort des Departements, mit 11192 E. (1866), großartigem Schiffbau und beträchtlichem Handel.

Bardö, Stadt in der Vogtei Varanger im öſtl. Theile des norweg. Amts Finmarken auf der Inſel gleiches Namens. Die Inſel, ¾ M. lang, von geringer Breite, iſt von dem Feſtlande durch den Buſſe-Sund getrennt. Die Stadt hat zwei Häfen und zählt (1865) 828 E. (1825 nur 88), die lebhaften Handel mit Producten der Fiſcherei beſonders nach Rußland treiben. Dicht bei der Stadt, unter 70° 22′ 35″ nördl. Br., 48° 50′ öſtl. L. (Ferro) liegt die nördlichſte Feſtung der Erde, Vardöhuus. Dieſelbe iſt ganz unbedeutend, hat nur eine geringe Beſatzung, wird aber als Grenzpunkt betrachtet. Die Vogtei führt den Namen nach dem gegen Weſten tief (9 Meilen) unter 70° nördl. Br. ins Land einſchneidenden Varanger-Fjord, an deſſen nördl. Ufer die Stadt Vadsö liegt, welche ſeit ihrer Gründung 1833 durch die reichen Fiſchereien in dem Fjord und den Handel mit Fiſchproducten nach Rußland ſchnell

emporblühte und 1865 schon 1343 E. hatte. Die Versuche, in diesen Gegenden Kartoffeln und Gerste anzubauen, sind zwar nicht mislungen, aber man hat den Anbau bei der ergiebigen Fischerei vernachlässigt. Auch die Viehzucht ist unbedeutend, und die Kühe werden im Winter kümmerlich mit Moos und Flechten, ja mit den Abgängen der Fischerei, selbst mit Pferdemist gefüttert. Im Innern wandern Lappen mit ihren Renthieren umher, doch haben sich auch an den Flüssen und Seen viele eingewanderte Finnen, hier Quäner genannt, niedergelassen.

Varel, die Hauptstadt eines Amts im Großherzogthum Oldenburg, $3\frac{1}{2}$ M. in Nordnordwesten der Stadt Oldenburg, unweit der Jade gelegen, hat einen vom Vareler Siel gebildeten Hafen, ein Schloß, eine schöne, 1114 erbaute evang. Kirche, eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, mehrere Baumwollspinnereien und ansehnliche Fabriken, ein Eisenwerk, eine Schiffswerfte und zählt (1864) 4757 (in der ganzen Stadtgemeinde auf etwa $\frac{1}{10}$ Q.-M. 5792) E., die außer dem Fabrik- und Handwerksbetrieb auch Handel und bedeutende Viehausfuhr betreiben. Früher war V. der Hauptort der gleichnamigen Herrschaft der Reichsgrafen von Bentinck, die seit 1. Aug. 1854 mit Oldenburg vereinigt ist.

Varese, eine freundliche Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Como, zwischen dem Lago di Como und dem Lago-Maggiore, in der Nähe des Lago di V., wegen ihrer reizenden Lage und gesunden Luft Tempe d'Italia genannt und von einer Menge herrlicher Landhäuser umgeben, ist der Sitz einer Unterpräfectur, eines Tribunals und einer Handelskammer, hat eine technische Schule, sehr viele schöne Paläste und Villen, ein Theater, eine vom Grafen Dandolo angelegte berühmte Seidenwurmzucht (Bigatteria), die als Musteranstalt gilt, lebhafte Seidencultur, Seidenspinnerei und Weberei und zählte 31. Dec. 1861 als Gemeinde 11977, als Ortschaft 5030 E. In der Nähe liegt der berühmte Wallfahrtsort Madonna del Monte, der indeß jetzt mehr wegen der herrlichen Aussicht auf die benachbarten Seen und die Ebene bis Mailand als wegen des wunderthätigen Marienbildes besucht wird.

Varianten, lat. variae lectiones, auch varietas lectionis, nennt man die abweichenden oder verschiedenen Lesarten in den Handschriften eines und desselben alten Schriftstellers, welche von den Abschreibern selbst bald durch Unkunde der Sprache, bald durch Fahrlässigkeit beim Schreiben oder durch falsches Hören beim Dictiren eines Zweiten, bald endlich durch unzeitige Verbesserungssucht veranlaßt wurden. Zugleich begreift man darunter die Zusätze und Auslassungen einzelner Wörter oder ganzer Sätze und Stellen, mag dies von den Abschreibern aus Versehen oder mit Absicht geschehen sein. Eine möglichst vollständige Sammlung solcher V. heißt der kritische Apparat (apparatus criticus), die Sichtung und Würdigung derselben aber und die dadurch bedingte Wahl der echten und ursprünglichen Lesart ist Aufgabe der niedern oder Wortkritik. Den mit Benutzung dieser handschriftlichen Hülfsmittel neuconstruirten Text einer Schrift bezeichnet man mit dem Namen einer Recension. Erst in neuerer Zeit hat man mehr Sorgfalt auf Vergleichung der alten Handschriften sowie auf die Zusammenstellung und Sichtung der daraus gewonnenen Lesarten verwendet, und Ausgezeichnetes haben in dieser Hinsicht Imm. Bekker, W. Dindorf, Westermann, Klotz, Sintenis, Orelli, Lachmann, Haupt, Halm, Ribbeck, Ritschl und viele andere für die griech. und röm. Schriftsteller, Lachmann, Haupt und Pfeiffer für die altdeutschen Dichter, Tischendorf für die biblischen Texte geleistet. Auch hat man angefangen, in den Werken neuerer Dichter neben den Aenderungen letzter Hand die frühern Lesarten noch hinzuzufügen.

Variation (lat.) heißt in der Musik überhaupt eine auf mannichfache Art veränderte Wiederholung eines musikalischen Satzes. Eine solche Veränderung wird durch Zergliederung und Verkleinerung der Hauptnoten der Melodie, durch Einmischung durchgehender harmonischer Neben- oder Wechselnoten, melodische Verzierungen der einfachen Noten und andere dergleichen Hülfsmittel, zum Theil auch durch veränderte Harmonie u. s. w. bewirkt. Der Hauptsatz, welcher auf diese Art variirt wird, heißt das Thema, und es gilt als erste Regel, daß man in einer jeden V. die Grundmelodie des Themas noch durchklingen hören muß. Ein Thema wird entweder so variirt, daß jede auf obige Art modificirte Wiederholung desselben einen für sich bestehenden, ohne Beziehung auf die übrigen Veränderungen in sich abgeschlossenen Satz von durchaus gleichem rhythmischen Umfange wie das Thema bildet, oder so, daß man dabei nicht so streng auf das Thema sowol in Hinsicht der zu Grunde liegenden Melodie als des Umfangs Rücksicht nimmt, die Veränderungen mehr oder weniger ausführt, oder sie durch eingeschaltete Zwischensätze so verbindet, daß sie zusammen ein Ganzes bilden. Im ersten Falle nennt man den Satz (das Thema) streng variirt und solche Veränderungen heißen dann V. im eigentlichen Sinne. Dergleichen werden gewöhnlich für eine Hauptstimme entweder allein oder mit Begleitung anderer,

zuweilen aber auch für mehrere Stimmen abwechselnd (concertirend) gesetzt. Im letztern Falle nennt man diese Veränderungen freie V. oder einen variirten Satz. Gewöhnlich setzt man, wenn die V. das ganze vorzutragende Musikstück ausmachen, eine Introduction voran, in welcher schon Anklänge des Themas zu hören sind. Gesangsvariationen, wie die von Righini und Winter, werden meist blos angewendet, um die Virtuosität des Sängers zu zeigen.

Variationsrechnung, s. Combination.

Varicellen, oder Wasserpocken, Windpocken, Schafpocken, sind eine den echten Pocken ähnliche, wie diese verimpfbare, aber von ihnen verschiedene Krankheit. Das Ueberstehen der wahren Pocken (oder des Einimpfens derselben) schützt nicht vor der Erkrankung an V. und auch nicht das Ueberstehen der V. vor den echten Pocken (s. Blattern) und den Varioloiden (s. d.). Auch sind der Verlauf, die Form und die Schwere der Erkrankung ganz anders wie bei den Pocken oder den Varioloiden. Die V. treten entweder ohne weiteres auf oder nach einem leichten Uebelbefinden. Sie verlaufen mit einem nur geringen Fieber oder ohne alles Fieber. Der Ausschlag zeigt sich in der Form von kleinen rothen, voneinander getrennten Flecken, auf welchen sich noch einigen Stunden linsen- bis erbsengroße, wasserhelle, später trüb werdende Bläschen bilden, die nur sehr selten und in geringer Zahl vereitern und beim Abheilen meist keine Narben zurücklassen. Auch haben sie nicht den fächerigen Bau und die nadelförmige Vertiefung auf der Spitze, wie die echten Pocken. Die Bläschen breiten sich ohne Regelmäßigkeit aus, werden am zahlreichsten auf Brust und Rücken und verschonen meist das Gesicht. Dieselben sind in 6—12 St. vollständig entwickelt und trocknen schon am vierten Tage ein. Durch unregelmäßige Nachschübe kann sich jedoch die Krankheit bis 14 Tage und länger hinziehen. Die V. treten meist epidemisch auf, zuweilen mit, nach und vor Pockenepidemien, nicht selten auch neben Masern und Scharlach. Eine besondere Behandlung erheischt die ungefährliche Krankheit nicht. Es genügt, die Kranken im Zimmer zu halten und ihre Diät zu regeln.

Varietät, s. Art.

Varinas, Barinas, einer der vereinigten Staaten der Föderativrepublik Venezuela in Südamerika, 1864 durch Vereinigung der Provinzen V. und Portugueza gebildet und mit dem neuen Namen Zamora belegt, zählte 1854 auf 1122 Q.-M. 126925 E., wovon 800 Q.-M. mit 56242 E. auf V., 322 Q.-M. mit 70683 E. auf Portugueza kamen. Das Staatsgebiet besteht größtentheils aus Ebenen, von zahlreichen Flüssen durchströmt, an deren Ufern sich zum Ackerbau trefflich geeignete Landstriche ausbreiten. Auch zum Handelsverkehr liegt das Gebiet vortheilhaft, da nicht nur der Apure (s. d.), sondern auch mehrere andere Flüsse schiffbar sind. Die Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Hauptausfuhrartikel sind Ochsenhäute, Cacao, Kaffee und Tabak (Varinastabak), der als eine der feinsten und kräftigsten Sorten starken Absatz findet. Indeß ist infolge der in Europa eingetretenen Veränderung im Tabacksconsum der Varinastabak, weil er sich nicht zur Cigarrenfabrikation eignet, in den letzten Jahrzehnten so im Preise gesunken, daß sein Anbau nicht mehr als lohnend erschien und sehr eingeschränkt wurde. 1864 wurden 3888, 1865 nur 3668 Körbe ausgeführt. Die Hauptstadt V. liegt in der Ebene unweit vom schiffbaren Sto.-Domingo, zählte 1787 gegen 12000 E., litt aber außerordentlich in den Unabhängigkeitskriegen, in denen sie von den span. Truppen geplündert und niedergebrannt wurde. Sie erholte sich erst in den dreißiger Jahren und zählte 1842 wieder 4000 E. In neuester Zeit ist sie abermals durch die Bürgerkriege ganz heruntergekommen. Außerdem sind bemerkenswerth: Guanare, die frühere Hauptstadt der Provinz Portugueza, in einer schönen Ebene unweit vom Rio-Guanare 1595 gegründet, eine der ansehnlichsten Städte in der Zone des Llanos, mit gutgebauten Häusern, einem Collegium und etwa 3000 E., welche Kaffee, Zucker und Cacao kultiviren, deren Hauptreichthum aber in Viehheerden besteht; Guanorito, am schiffbaren Rio-Guanare, einem Hauptzufluß des Rio-Portugueza, mit 3000 E., die viel Zuckerrohr und Baumwolle bauen, hauptsächlich aber von Viehzucht leben, deren Producten der Fluß einen leichten Absatzweg gewährt; Araure, eine Villa von 4000 E., durch die Lage an dem schiffbaren Caño Durigua, welcher den Wasserverkehr auf dem Orinoco herstellt und durch die hier sich kreuzenden Straßen, welche von Barquesimeto und Coro nach dem Apure und von Truxillo nach Coradodo führen, zu einem ziemlich bedeutenden Handelsverkehr gelangt, ist regelmäßig und gut gebaut, mit einer schönen Kirche und einem wunderthätigen Mariendilde. Historisch denkwürdig ist der Ort wegen eines erfolgreichen Siegs, welchen in der Nähe 1813 die Republikaner über die span. Truppen erfochten.

Varioloiden (Variolois) stellen eine mildere Form der echten Pocken (s. Blattern) dar,

ſind aber ſonſt mit dieſen identiſch. Durch Uebertragung der V. auf ein Geſundes können ſchwere Pocken, durch Anſteckung mit den echten Pocken nur V. entſtehen. Letzteres iſt vorzugsweiſe der Fall bei den Geimpften, woher es kommt, daß die Pocken nicht mehr ſo verheerend auftreten wie früher. Während früher von den an den wahren Pocken Erkrankten der dritte Theil, ſelbſt die Hälfte ſtarben, beträgt die Sterblichkeit an V. nur 4—5 Proc. Im vorigen Jahrhundert ſtarben von der Bevölkerung 10 Proc. an Pocken (in Europa jährlich 40000), und andere 10 Proc. waren durch die Pocken entſtellt. Schon die dem Ausbruche des Pockenausſchlags vorausgehenden Erſcheinungen ſind bei den V. milder als bei den echten Pocken. Das Fieber iſt geringer und von kürzerer Dauer; gewöhnlich ſchon am dritten Fiebertage zeigt ſich der Ausſchlag. Nach 24—36 St. ſind die Pockenbläschen ausgebildet, womit das Fieber ſein Ende erreicht. Bei den V. zerſtören die Puſteln die Haut nicht in dem Grade wie bei den echten Pocken. Die Puſteln fließen viel ſeltener zuſammen, dringen nicht ſo tief in die Haut ein und heilen ſchneller (in drei bis vier Tagen) und ohne Hinterlaſſung von Narben, auch ohne Fieber. Die Behandlung richtet ſich, wie bei den Pocken, nicht auf die Krankheit ſelbſt, weil dies nicht möglich iſt, ſondern nur auf Milderung der Erſcheinungen, und iſt der bei den Pocken durchaus ähnlich.

Varius (Lucius), röm. Epiker und Tragiker unter Auguſtus, hervorragendes Mitglied des Dichterkreiſes, der ſich um Mäcenas (ſ. d.) ſammelte. Bekannt ſind von ihm ein Epos «De morte», d. h. über den Tod Cäſar's, eine vielgerühmte Tragödie «Thyestes», gedichtet für die Feier des Sieges bei Actium, und ein «Panegyricus Augusti», aus dem Horaz zwei Verſe citirt. Außerdem iſt V. bekannt als Herausgeber der «Aeneis» ſeines Freundes Virgil (ſ. d.). Die wenigen Bruchſtücke von V.' Dichtungen hat Weichert in «De L. Varii et Casaii Parmensis vita et carminibus» (Grimma 1836) herausgegeben.

Varix, ſ. Krampfader.

Varna oder Warna, das alte Odeſſos, der Hauptſtapelplatz des Handels der Bulgarei und Walachei mit Konſtantinopel, liegt an der Weſtküſte des Schwarzen Meeres an dem Meerbuſen gleiches Namens, der einen ſchönen Hafen bildet und in den der ſumpfige Dewnaſee, der untere Theil des Varnafluſſes, mündet, gehörte früher zum Ejalet Siliſtria in der europ. Türkei, bildet aber ſeit 1846, wo europ. Conſulate daſelbſt errichtet wurden, ein eigenes Paſchalik. Die Stadt iſt durch eine Citadelle und andere Feſtungswerke befeſtigt, bildet einen Kriegshafen, iſt der Sitz eines griech. Metropoliten und hat 20000 E. und wichtige Schiffswerfte. Die Einfuhr beläuft ſich auf jährlich 14 Mill. Frs. Vermöge ihrer Lage als nördlichſter guter Hafen der europ. Türkei am Schwarzen Meere und an den nordöſtl. Ausläufern des Balkan iſt die Stadt von ſtrategiſcher Wichtigkeit und deshalb ſchon oft der Schauplatz von Kämpfen geweſen. Hier erlitten 20. Nov. 1444 die Ungarn unter Wladiſlaw eine blutige Niederlage. 1610 wurde die Stadt von den Koſacken vom Dnjepr her genommen, die daſelbſt 3000 chriſtl. Sklaven befreiten. In dem Kriege von 1783 widerſtand ſie den Anſtrengungen der Ruſſen, ungeachtet ſie auf der Seite des offenen Feldes als Befeſtigung nur einen alten ſechseckigen Thurm mit bloßen Erdverſchanzungen hatte. Erſt in der neuern Zeit erhielt V. regelmäßigere Befeſtigungen auf der Meer- und Flußſeite. In dem Kriege zwiſchen Rußland und der Türkei von 1828 ergab ſich die Stadt nach dreimonatlicher Belagerung durch Mentſchikow, Woronzow und Admiral Greigh 11 Oct. unter Juſſuff-Bei, der deshalb vom Sultan geächtet wurde, gegen den Willen des in der Citadelle commandirenden Kapudan-Paſcha. Jener ward kriegsgefangen, dieſer erhielt mit 300 Mann freien Abzug. Der ruſſ. General Roth übernahm jetzt die Vertheidigung des Platzes gegen die Armee des Huſſein-Paſcha, der von Schumla her zur Wiedereinnahme heranrückte. 1844 litt die Stadt durch einen furchtbaren Brand. Seit dem Ausbruche des Kriegs von 1853 wurden die Befeſtigungswerke noch bedeutend verſtärkt und erhielten im Mai 1854 eine engl.-franz.-türk. Beſatzung von 15—20000 Mann. Am 12. Aug. ging die Hälfte der Stadt, angeblich durch Brandſtiftung der Griechen, in Flammen auf, wobei die Feſtung mit ihren großartigen Vorräthen an Munition in die größte Gefahr gerieth. Seit Herbſt 1867 iſt die Stadt durch eine Eiſenbahn mit Ruſtſchuck an der Donau verbunden.

Varnbüler (Friedrich Gottlob Karl, Freiherr von), königl. würtemb. Miniſter, geb. 13. Mai 1809, erhielt ſeine Vorbildung auf dem obern Gymnaſium zu Stuttgart und ſtudirte auf den Univerſitäten zu Tübingen und Berlin. Er trat dann in würtemb. Staatsdienſt und war 1832—39 im Departement des Innern, und zwar ſeit 1833 als Aſſeſſor bei der Kreisregierung in Ludwigsburg angeſtellt. Nachdem er 1839 den Staatsdienſt verlaſſen, hielt er ſich 1840—47 in Rom auf. Seit 1844 war er als ritterſchaftlicher Abgeordneter Mitglied der würtemb. Zweiten Kammer, in welcher er bald nach ſeinem Eintritt eine hervorragende Stellung

einnahm. Hauptsächlich galt er als Autorität in volkswirthschaftlichen Angelegenheiten, und ihm besonders verdankt Würtemberg die durch das Gesetz vom 12. Febr. 1862 gewonnene Gewerbefreiheit. Auf polit. Gebiete zeigte sich jedoch V. durchaus nicht ebenso freisinnig. In den polit. Kämpfen vor 1848 stand er in der Regel auf seiten der Regierung und vertrat sehr lebhaft die Interessen seines Standes. Ueberhaupt galt er für einen sehr ausgeprägten Aristokraten. Als im März 1848 das Ministerium Schleyer weichen mußte, wurde zunächst V. in Gemeinschaft mit dem Freiherrn von Linden zum Minister ernannt. Diese Ernennungen mußte man aber wieder zurücknehmen, noch ehe sie officiell bekannt wurden, weil schon das Gerücht davon eine gefährliche Aufregung hervorrief. Als dann die Reaction hereinbrach, wirkte V. mit zur Beseitigung der Ergebnisse der Jahre 1848 und 1849. Namentlich betheiligte er sich auch bei den Angriffen auf die Ablösungsgesetze, ging aber nicht bis zum Aeußersten. Unter König Wilhelm gelang es ihm übrigens nicht wieder, Minister zu werden. Dagegen wurde er von dessen Nachfolger, dem Könige Karl, 24. Sept. 1864 zum Minister des Auswärtigen und des Königlichen Hauses ernannt, ihm auch durch Verordnung vom 21. Oct. die Leitung der Verkehrsanstalten übertragen. V. war seitdem der leitende Staatsmann. (S. Würtemberg.) Die Mehrheit in der Zweiten Kammer erlangte er zunächst dadurch, daß er die Verkehrsanstalten, insbesondere die Eisenbahnen, in die Hand nahm, sodann durch seine preußenfeindliche Politik im Sommer 1866, welche ganz unzweifelhaft die Sympathien des weitaus größten Theils der Bevölkerung hatte. Trotzdem entbehrte er das allgemeine Vertrauen, insbesondere seit dem Friedensschlusse vom 13. Aug. 1866, weil er bald entschieden mit Preußen zu gehen, bald der preuß. Politik entgegenzutreten schien. Auf dem Gebiete der innern Politik stand er ebenfalls nicht günstiger. Der Gesetzentwurf über Aenderung in der Zusammensetzung beider Kammern der Ständeversammlung befriedigte niemand, und namentlich fand sich die Ritterschaft verletzt, da sie im Entwurfe einfach übergangen war. Auch die hauptsächlich durch V. in Scene gesetzte preußenfeindliche Agitation bei den Zollparlamentswahlen (obwol er sich selbst zum Abgeordneten für das Zollparlament wählen ließ und als solcher nach Berlin ging) verbesserte seine Stellung keineswegs im Innern, indem sie den Ultramontanen und der Volkspartei den Sieg verschaffte. V. ist ein Mann von Geist und Talent und ein gewandter Redner, ein kluger Weltmann, aber ein einseitiger Charakter, der nur der Zweckmäßigkeit huldigt. — Die Familie V. gelangte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. aus Lindau nach Würtemberg. Von ihren Gliedern ragen zunächst hervor Nikolaus V., geb. zu Lindau 1519, gest. 1604, der Professor des röm. Rechts zu Tübingen war. Sein Enkel, Johann Konrad V., geb. 29. Dec. 1595, gest. 16. April 1657 als würtemb. Geheimrath, vertrat Würtemberg bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden mit solchem Talent und Eifer, daß das Herzogthum, welches zu einem großen Theile zur Belohnung österr. Minister und Generale bestimmt war, auch nicht die geringste Einbuße an Gebiet erlitt. Vom Kaiser wurde ihm 1650 der Adel verliehen.

Varnhagen von Ense (Karl Aug.), deutscher Schriftsteller, geb. 21. Febr. 1785 zu Düsseldorf, kam frühzeitig mit seinem Vater nach Hamburg und studirte dann in Berlin Arzneiwissenschaft, zugleich aber auch mit großem Eifer Philosophie und alte Literatur. Schon 1804 gab er mit A. von Chamisso einen «Musenalmanach» heraus. A. W. von Schlegel's Vorlesungen und Fichte's Bekanntschaft befestigten ihn in jenen letztern Studien, die er später in Hamburg, Halle, Berlin und Tübingen fortsetzte. In Halle hörte er Fr. A. Wolf, Schleiermacher, Steffens. Seinem Vorsatze, schon 1806 in preuß. Kriegsdienste zu treten, waren die Umstände entgegen. 1809 ging er von Tübingen, als der Oesterreichische Krieg ausgebrochen, auf großem Umwege zur österr. Armee, wo er nach der Schlacht bei Aspern zum Offizier befördert wurde. Bei Wagram wurde er verwundet und darauf nach Wien gebracht. Erst im Herbst bei seinem Regiment in Ungarn wieder eintreffend, kam er mit dem Obersten, nachherigen General, Prinzen Bentheim, in ein näheres Verhältniß und begleitete diesen nach dem Wiener Frieden als Adjutant auf mehrern Reisen, so auch 1810 nach Paris an den Hof Napoleon's. Hier sowie später verband er literarische und polit. Thätigkeit. In Prag machte er die nähere Bekanntschaft des Ministers vom Stein; auch kam er mit Justus von Gruner in Verbindung. Als die Oesterreicher 1812 am russ. Feldzuge theil nahmen, verließ er deren Dienst und begab sich nach Berlin, wo er in den Civildienst zu treten berufen war. Bei der Wendung der Dinge 1813 nahm er wieder Militärdienste und zwar, unter Vorbehalt seines preuß. Dienstberufs, als russ. Hauptmann. Mit Tettenborn ging er zuerst nach Hamburg, dann begleitete er denselben als Adjutant auf dessen Kriegszügen bis nach Paris. Noch während des Kriegs gab er die «Geschichte der ham-

burger Ereigniſſe» (Lond. 1813) in einer gedrängten Darſtellung und darauf die «Geſchichte der Kriegszüge Tettenborn's» (Stuttg. 1814) in Druck. In Paris empfing er von Preußen die Berufung in den diplomatiſchen Dienſt, worauf er 1814 dem Staatskanzler Hardenberg zum Congreß nach Wien folgte. Hier ſchrieb er im Auftrage Stein's und Hardenberg's unter anderm eine Schrift über Sachſen. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs 1815 begleitete er den Fürſten von Hardenberg nach Paris und wurde dann Miniſterreſident in Karlsruhe. Nachdem er thätig an der Einführung der ſtändiſchen Verfaſſung in Baden mitgewirkt, wurde er im Sommer 1819 abberufen. Eine Sendung nach Waſhington lehnte er ab. Seit 1819 lebte er ohne Anſtellung mit dem Titel eines Geh. Legationsraths meiſt in Berlin. 1829 ging er in außerordentlicher Sendung nach Kaſſel und war überhaupt in polit. Geſchäften vielfach thätig. Seine ſehr zahlreichen Schriften gehörten anfangs der romantiſchen Dichtweiſe, ſpäter der Biographie und literariſchen Kritik an. V. iſt ohne Zweifel einer der erſten neuern deutſchen Proſaiker. Als ſeine Hauptwerke ſind zu bezeichnen: «Deutſche Erzählungen» (Stuttg. 1815); «Vermiſchte Gedichte» (Frankf. 1816); «Geiſtliche Sprüche des Angelus Sileſius» (3. Aufl., Berl. 1849); «Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden» (Berl. 1823); «Biographiſche Denkmale» (5 Bde., Berl. 1824—30; 2. Aufl., 1845—46), die Lebensbeſchreibungen der Kriegshelden Lippe, Schulenburg, Derfflinger, des alten Deſſauer und Blücher's, des Abenteurers Theodor von Corſica, der Dichter Flemming, Canitz und Beſſer, ſowie Zinzendorf's, des Stifters der Herrnhuter, enthaltend; «Zur Geſchichtſchreibung und Literatur» (Hamb. 1833); «Leben des Generals Seydlitz» (Berl. 1835); «Leben des Generals Winterfeldt» (Berl. 1836); «Leben der Königin von Preußen, Sophie Charlotte» (Berl. 1837); «Leben des Feldmarſchalls Grafen von Schwerin» (Berl. 1841); «Leben des Feldmarſchalls Keith» (Berl. 1844); «Hans von Held» (Lpz. 1845); «Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften» (7 Bde., Lpz. 1843—46); «Karl Müller's Leben und kleine Schriften» (Berl. 1847); «Schlichter Vortrag an die Deutſchen» (Berl. 1848); «Leben des Generals Bülow von Dennewitz» (Berl. 1853). Außerdem lieferte er zu vielen Sammelwerken und Zeitſchriften, z. B. zur «Allgemeinen Zeitung», werthvolle Beiträge. V. ſtand mit den beſten ſeiner Zeitgenoſſen in mehr oder minder naher Verbindung, in Briefwechſel, in Freundſchaft. Einen großen Einfluß auf ſeine Thätigkeit übte ſeine Gattin, nach deren Tode er längere Zeit auf größere literariſche Schöpfungen verzichtet zu haben ſchien. Er ſtarb plötzlich zu Berlin 10. Oct. 1858. Bald nach ſeinem Tode erſchienen, herausgegeben durch ſeine Nichte Ludmilla Aſſing (ſ. d.), noch zwei Bände ſeiner «Denkwürdigkeiten» (Bd. 8 u. 9, Lpz. 1859), die berühmten «Briefe von Alex. von Humboldt an V. aus den J. 1827—58» (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860), die «Tagebücher von F. von Gentz» (Lpz. 1861) ſowie acht Bände ſeiner «Tagebücher» (Bd. 1—6, Lpz. 1861—62; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1863; Bd. 7—8, Zür. 1862—65) und die «Blätter aus der preuß. Geſchichte» (3 Bde., Lpz. 1868 fg.), welche Enthüllungen über die neuere preuß. Geſchichte enthalten und Zeugniß ablegen von ſeiner Vaterlands- und Freiheitsliebe. — Seine Gattin, Rahel Antonie Friederike, geborene Levin Markus, eine Jüdin und Schweſter des Dichters Ludw. Robert, geb. zu Berlin im Juni 1771, zeigte ſich ſehr früh ſchon als von der Natur hochbegabt. Indem bei ihr der Unterricht in beſtimmten Kenntniſſen ſehr vernachläſſigt wurde, entwickelte ſich ihr Gemüth und Verſtand deſto freier und ſelbſtändiger. Nach des Vaters Tode befand ſich Rahel in ſehr günſtiger Lage bei ihrer Mutter, welche den Geiſt der Tochter frei gewähren ließ. Rahel ſammelte bald einen ausgezeichneten Kreis einheimiſcher und fremder Gelehrter und Künſtler um ſich. Das Unglück Preußens 1806 und der Tod des Prinzen Louis Ferdinand, der ihr im edlern Sinne ergeben war, betrübten auch ſie. Bei allem Misgeſchick aber zeigte ſie am Leben, an Wiſſen und Kunſt, an den Welterei gniſſen, am Wohl und Wehe des Kreiſes ihrer Verwandten und Freunde die regſte Theilnahme. Schon 1808 lernte ſie ihr nachheriger Gatte kennen, doch erſt 1814 vermählte ſie ſich mit ihm, nachdem ſie zum Chriſtenthum übergetreten. Während des Befreiungskriegs war Rahel eine der erſten und thätigſten unter den Frauen, welche das große Werk förderten. Im Sept. 1814 folgte ſie ihrem Gatten zum Congreſſe nach Wien, wo ſie bis zum Juli 1815 blieb. In Wien, wie hierauf in Karlsruhe und ſpäter wieder in Berlin, ſtand ſie mit den ausgezeichnetſten Männern und Frauen in fortgeſetzter geſelliger und geiſtiger Verbindung. Als 1831 Berlin von der Cholera heimgeſucht wurde, bewies ſie große Menſchenfreundlichkeit und ſpendete Troſt und Hülfe in nahen und fernen Kreiſen. Sie ſtarb zu Berlin 7. März 1833. Rahel hat nie den Schriftſtellerruhm geſucht und nichts für den Druck geſchrieben, ſoviel ſie auch während ihres Lebens aufgezeichnet. Eine reiche Auswahl aus ihrem Nachlaſſe gab ihr Gatte unter dem Titel «Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre

Freunde» (Berl. 1833; neue Aufl., 3 Bde., 1834) heraus, der dann die «Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang» (2 Bde., Lpz. 1836) folgte. Neuerdings erſchien aus ihres Gatten Nachlaß «Briefwechſel zwiſchen Rahel und David Veit» (2 Thle., Lpz. 1861). Sie war unter den Frauen, welche in dem modernen Berlin eine bedeutende Stelle einnahmen, eine der edelſten und geiſtig ſelbſtändigſten. Doch hat ihr der Kreis ihrer Verehrer einen Ruhm zu verſchaffen geſucht, der mehr ihrer Perſönlichkeit als ihren literariſchen und nur aphoriſtiſchen Schöpfungen zukam.

Varro (Marcus Terentius), von ſeinem Geburtsort Reate im Sabinerland Reatinus genannt, der größte Gelehrte des alten Rom, wurde 116 v. Chr. geboren. Der Ariſtokratie angehörig, bekleidete er die niedern Staatsämter Quäſtur und Aedilität, wurde dann im Bürgerkriege zur Partei des Pompejus gezogen und nahm an den Kämpfen in Griechenland und Spanien theil. Nach dem Ende des Kriegs kehrte er, vom Sieger Cäſar unbehelligt, nach Rom zurück und widmete ſich fortan nur noch den früher ſchon eifrig gepflegten antiquariſchen Forſchungen und literariſcher Thätigkeit. Er ſtarb im J. 27 v. Chr. Seiner Geſinnung nach Vertreter der alten nationalen Römerſitte, erſtreckte er ſeine Forſchungen auf alle Gebiete des röm. Alterthums, Sprache, Religion, Sitten, Recht, ſtaatliche Einrichtungen u. ſ. w. Dieſelben bilden, wie man erſt neuerdings umfaſſender erkannt, mit dem von ihm zuſammengetragenen Stoffe die Hauptquelle für die antiquariſche Forſchung der Kaiſerzeit bei Grammatikern, Hiſtorikern, Juriſten, bis zu den chriſtl. Kirchenvätern. Unter ſeinen ſelbſtändigen Productionen ſind zu nennen die «Logistorici», philoſ. und geſchichtliche Abhandlungen, und die «Saturae Menippeae», ſatiriſch-didaktiſche Stücke in einer aus Proſa und Vers gemiſchten Darſtellung, dem Inhalt und der Weltanſchauung nach anklingend an den griech. Cyniker Menippus. Die ungemeine Fruchtbarkeit des V. hat Ritſchl nach einem uns erhaltenen Verzeichniß des Kirchenvaters Hieronymus auf ungefähr 620 Bücher, die ſich auf 70 beſondere Werke vertheilen, berechnet. Erhalten ſind uns davon nur «De re rustica» (herausg. von Schneider, Lpz. 1794) ſowie 6 Bücher von dem auf 24 Bücher angelegten Werke «De lingua latina» (herausg. von Spengel, Berl. 1826; van Müller, Lpz. 1833). Die zahlreichen Fragmente der übrigen Werke, die bei allen möglichen alten Schriftſtellern zerſtreut ſind, werden neuerdings hauptſächlich von Ritſchl und deſſen Schülern geſammelt und bearbeitet. Von ältern Geſammtausgaben iſt zu nennen die von Stephanus mit Scaliger's Anmerkungen (Par. 1585). Mommſen's «Röm. Geſchichte» (am Schluß des 3. Bandes). Jüngerer Zeitgenoſſe dieſes V. war der epiſche Dichter Publius Terentius V. Atacinus, geb. 82 v. Chr. in oder bei Narbo Martius (Narbonne), der am Atax (Aude) gelegenen Hauptſtadt jener Provinz. Als bedeutendere Werke dieſes ſchon früh, 36 v. Chr., verſtorbenen Dichters werden genannt die nach griech. Original gedichteten «Argonautica», ein originelles Epos «De bello Sequanico», über den Krieg Cäſar's gegen die Sequaner, und außerdem chorographiſche Schilderungen in alexandriniſcher Manier. Die erhaltenen Bruchſtücke ſind zuſammengeſtellt in Wernsdorf's «Poëtae latini minores» (5. Bd.).

Varus (Publius Attius), Anhänger des Pompejus, nahm in den J. 49—45 v. Chr. in Italien, Afrika und Spanien zu Waſſer und zu Land eifrigen und hervorragenden Antheil am Kampfe gegen Cäſar. In Spanien, wohin er nach der Schlacht bei Thapſus entkommen, befehligte er zuerſt einen Theil der pompejaniſchen Flotte, wurde aber mit dieſer bei Carteja geſchlagen. Er focht dann in der Schlacht bei Munda (45) mit und fand dabei den Tod. — Publius Quinctilius V., aus patriciſchem Geſchlecht, Sohn von Sextus Quinctilius V., der nach der Schlacht bei Philippi ſich ſelbſt getödtet, war 13 v. Chr. Conſul, wurde dann 6 v. Chr. Statthalter von Syrien und war als ſolcher Vorgänger des im Evang. Luc. 2, 2 erwähnten Quirinius. Die aufſtändiſchen Juden brachte er mit harten Maßregeln zum Gehorſam. Im J. 6 n. Chr. wurde er Statthalter von Germanien und ſollte hier den Theil des früher freien Germanien, der zwiſchen Rhein und Weſer lag und von Druſus unterworfen worden war, als röm. Provinz einrichten. Zu dieſem Behufe legte er inmitten dieſes Landes ein befeſtigtes Lager an und ſuchte die röm. Provinzialeinrichtungen rückſichtslos durchzuführen. Allein die Deutſchen fügten ſich nicht. Unter der Anführung des im röm. Kriegsdienſte herangebildeten Cheruskerfürſten Hermann (ſ. d.) oder Arminius erhoben ſie ſich, wußten den V., der die ihm zugekommenen Warnungen verachtete, mit ſeinem Heer in den Teutoburgerwald zu locken und brachten ihm hier im J. 9 eine vernichtende Niederlage bei. V. ſelbſt ſtürzte ſich, als er ſich von der Unvermeidlichkeit des Untergangs überzeugt, in ſein Schwert. Den ihm abgeſchlagenen Kopf ſandten die Germanen durch Marbod (ſ. d.) nach Rom. Bis nach Italien hin machte ſich infolge dieſer Schlacht die Furcht vor den Germanen geltend, und das Andenken an den kläglichen Verluſt eines ſo großen Heeres verdüſterte die letzten Jahre des Auguſtus.

Vasall oder Lehnsmann (vasallus, vassus, miles, fidelis oder feudatarius) hieß seit Ausbildung des Lehnswesens im Mittelalter derjenige, welcher sich einem andern (dem Lehnsherrn) zu Treue und Dienst, hauptsächlich zu Kriegsdiensten verpflichtete und dafür, außer dem Versprechen des Schutzes, die Benutzung eines Guts, Grundstücks, einer Rente oder eines Amts erhielt, woraus sich in der spätern Periode des Lehnswesens ein vererbliches Nutzungseigenthum (dominium utile) entwickelte. Im Deutschen Reiche unterschied man unmittelbare Reichsvasallen (immediati), die vom Kaiser oder Reiche belehnt waren, und mittelbare V. (mediati), welche bei einem deutschen Reichsfürsten oder einem andern Herrn zu Lehn gingen. Oftmals hatten auch die mittelbaren V. wieder After- oder Untervasallen (subvasalli), daher in Italien die Abstufung der capitanei, valvassi, valvasores und valvasini. In Deutschland bestand für die Lehnsfähigkeit eine siebenfach gegliederte Rangordnung (die sieben Heerschilde). Neuerdings ist die ethisch-polit. Seite des Lehnwesens ganz in den Hintergrund getreten, und die Rechte und Verbindlichkeiten der V. werden, wo sich die Verwandlung der Lehne in freie Besitzungen noch nicht vollzogen hat (Allodification), nur nach einem besondern Eigenthums- und Erbrechte (s. Lehn und Lehnswesen) beurtheilt. Vgl. Waitz, «Ueber die Anfänge der Vasallität» (Gött. 1856).

Vásárhely, auch Vásárhely-Hódmezö oder Hódmezö-Vásárhely genannt, der größte Marktflecken Ungarns und der österr. Monarchie, im Csongrader Comitat, am See Heb und an dem in die Theiß führenden Károly'schen Kanale, hat ein Gymnasium, starke Viehzucht, große Viehmärkte, Tabacks- und Weinbau und zählte 1857 (ohne Militär) 42501 E., meist reform. Confession. — Máros-Vásárhely, in Siebenbürgen, s. Maros.

Vasari (Giorgio), Maler, Baumeister und Kunstschriftsteller, geb. 1512 zu Arezzo, war ein Schüler und Freund Michel Angelo's und bei dem Cardinal Ippolito de' Medici, Papst Clemens VII. und den Herzogen Alessandro und Cosmo von Florenz in Diensten. Nach dem Tode des letztern trat er nicht wieder in Hofdienste und starb 1574. Er war als Baumeister sehr thätig und tüchtig, und zwei seiner Gebäude, die Uffizien in Florenz und die Kirche Abbadia zu Arezzo, gehören zu den besten seiner Zeit. Als Maler war er ein gewandter und vielseitiger Manierist. Seine berühmtesten Bilder sind ein Abendmahl im Dom zu Arezzo und mehrere andere im Palazzo-Vecchio und im Dom zu Florenz und in der Scala-Regia des Vatican. Sie tragen alle Mängel des spätflorent. Stils und sind meist nur flüchtige, geistlose Bravourarbeit. Als Schriftsteller ist er unschätzbar, und seine «Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti» haben noch immer einen hohen Werth wegen der in ihnen enthaltenen Nachrichten sowol als auch wegen der eingestreuten Bemerkungen über das Fortschreiten der Künste. Viele Irrthümer und chronologische Willkürlichkeiten machen eine genaue Kritik sehr nöthig. Doch ist ein hoher Grad von Objectivität anzuerkennen und die Darstellung durch Anschaulichkeit, oft Schönheit, anziehend. Die erste, von den spätern in wichtigen Einzelnheiten abweichende Ausgabe erschien 1550; erst 1568 gab V. eine bereicherte, mit den Porträts der Künstler ausgestattete Umarbeitung heraus, welche den spätern Ausgaben zu Grunde liegt. Unter letztern gehören die römische (3 Bde., 1759 fg.) und die mailändische (16 Bde., 1807), endlich die neueste, durch Le Monnier in Florenz (1846—57) veranstaltete, zu den besten. Unter den Uebersetzungen ist die von Schorn und Förster (5 Bde., Stuttg. 1832—47) durch ihre berichtigenden Noten ein unentbehrliches Hauptwerk geworden. Außerdem besitzt man von V. «Ragionamenti sopra le invenzioni da lui dipinti in Firenze» (Flor. 1588; Arezzo 1762).

Vasco da Gama, s. Gama.

Vase, das lat. Wort vas oder vasum, welches überhaupt Gefäß, Geschirr bedeutet, wird jetzt allgemein gebraucht zur Bezeichnung der bemalten griech. Thongefäße, welche in fast zahllosen Exemplaren in antiken Gräbern in Griechenland und seinen Colonien bis zu der Halbinsel Krim und der Nordküste von Afrika, besonders aber im mittlern und südl. Italien und auf der Insel Sicilien gefunden worden und in zahlreichen öffentlichen und Privatsammlungen Italiens (besonders in Rom, Neapel und Florenz), Frankreichs (Paris), Englands (im Britischen Museum), Deutschlands (Berlin, München und Wien), Dänemarks (Kopenhagen), Rußlands (Petersburg) aufgestellt sind. Die gesammte Masse scheidet sich nach der bei der Anfertigung der Gefäße angewandten Technik in zwei Hauptklassen, eine ältere mit schwarzen und bräunlichen Figuren auf röthlich-gelbem Grunde und eine jüngere mit röthlich-gelben Figuren auf glänzend-schwarzem Grunde. Was das technische Verfahren bei der Bemalung anlangt, so wurden bei der ältern Klasse zunächst die Umrisse der Figuren mit einem scharfen Instrument in den Thon eingeritzt, die Fläche innerhalb derselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt, dann alle Linien durch welche die Körpertheile, die Muskulatur und Gewandung bezeichnet werden, eingeritzt,

ſodaß die helle Farbe des Thons wieder zum Vorſchein kam. Bei den V. mit gelben Figuren wurden die Umriſſe auf den ungefirniſten Thon mit feinen ſchwarzen Linien durch den Pinſel gezogen, dann nach außen hin mit breitem Pinſel umfahren, die einzelnen Linien innerhalb der Umriſſe ſehr fein mit ſchwarzer Farbe gezogen, endlich der Grund des ganzen Gefäßes außer den Figuren mit ſchwarzem glänzenden Firnis überzogen. Nebenher ſehen wir beſonders bei den ältern und dann den ſpäteſten prächtigen Vaſenbildern auch andere Farben beſonders zur Hervorhebung gewiſſer Nebendinge angewandt: in älterer Zeit dunkles Roth (Violett) und Weiß, ſpäter auch Gold, Braunroth und Grün. Dieſe Farben ſind durchaus Deckfarben und wurden erſt aufgetragen, nachdem das Gefäß nochmals gebrannt war. Eine beſondere nicht zahlreiche Klaſſe bilden die V. mit bunter Zeichnung auf weißem Grund; bei dieſen wurde das ganze Gefäß mit weißem Pfeifenthon überzogen, dieſer ſorgfältig geglättet und darauf dann theils bloße Umrißzeichnungen mit dunkler Farbe angebracht, theils dieſe Umriſſe mit bunten Farben colorirt. In Hinſicht auf den Stil der Zeichnung zerfällt jede der beiden Hauptklaſſen wieder in mehrere Arten. Bei der ältern Klaſſe unterſcheidet man Gefäße des älteſten Stils, die man nach der großen Uebereinſtimmung ihrer weſentlich ornamentalen (Thierfiguren, Jagdſcenen u. dgl. darſtellenden) Malereien mit orient. Bildwerken auch als phöniziſirende bezeichnet, und die ſchon, beſonders auch in Hinſicht der dargeſtellten Mythen, rein griechiſchen des alten Stils. Die V. mit gelben Figuren theilt man in die des ſtrengen oder Uebergangsſtils, des ſchönen Stils und des reichen oder prächtigen Stils. Die große Mehrzahl der uns erhaltenen V. ſtammt, trotz der ſehr weit auseinanderliegenden Fundorte, aus Athen, wo in dem Stadttheile Kerameikos ſehr bedeutende Fabriken ſolcher bemalter Thongefäße beſtanden, deren Producte nach den entfernteſten Gegenden hin verführt wurden. Der Zeit nach kann man dieſe atheniſchen Fabrikate ungefähr den beiden Jahrhunderten von 500—300 v. Chr. zuſchreiben. Nichtatheniſchen Urſprungs ſind die V. des älteſten Stils, welche hauptſächlich aus Korinth und von den Inſeln Thera und Melos ſtammen und wenigſtens zum Theil einer ſehr frühen Zeit angehören mögen, und die jüngſte Art, die des reichen Stils, die wie ſie faſt ausſchließlich in Unteritalien (Apulien und Lucanien) gefunden werden, ſo auch dort, hauptſächlich wol im 4. und 3. Jahrh. v. Chr., fabricirt worden ſind. Auch in Etrurien hat man, im Anſchluß an griech. Vorbilder, bemalte V. fabricirt, die aber durch plumpere Form, gröbern Thon, mattern Firnis und rohere Zeichnung, oft auch durch etruskiſche Inſchriften leicht kenntlich ſind. Ganz irrig iſt die von ital. Gelehrten ausgegangene Bezeichnung der bemalten Thongefäße überhaupt oder doch der ältern Klaſſe als «etruriſche V.», vielmehr herrſchte in Etrurien durchaus die Fabrikation von (ſchwarzen oder rothen) Gefäßen mit Reliefs, die in Formen eingedrückt wurden, vor, wie auch die Römer ſich faſt ausſchließlich ſolcher mit Reliefs verzierter Gefäße von glänzendrothem Thon (der ſog. arretiniſchen Gefäße, nach dem Hauptfabrikationsorte Arretium in Etrurien, dem jetzigen Arezzo) bedienten, von welchen ſich überall, wo röm. Niederlaſſungen beſtanden haben, zahlreiche Bruchſtücke vorfinden. Was die Beſtimmung der bemalten griechiſchen V. anlangt, ſo haben dieſelben nur zum kleinern Theile zum wirklichen Gebrauch, wie zur Miſchung des Weins mit Waſſer, zur Toilette der Frauen, zum Aufbewahren des den Siegern in den Panathenäiſchen Feſtſpielen in Athen als Siegerpreis gegebenen Oels (die ſog. panathenäiſchen Preisgefäße), gedient; die Mehrzahl dagegen iſt offenbar nur zur Ausſchmückung der Gräber, gleichſam als Erinnerungszeichen an dieſes Leben, die man den Verſtorbenen mitgab, angefertigt worden. Ganz willkürlich und haltlos iſt die Beziehung der V. überhaupt oder auch einzelner Klaſſen derſelben auf die Myſterien. Vgl. Kramer, «Ueber den Stil und die Herkunft der bemalten griech. Thongefäße (Berl. 1837), und O. Jahn, «Einleitung in die Vaſenkunde» (in der «Beſchreibung der Vaſenſammlung des Königs Ludwig von Baiern», Münch. 1854). Wenig brauchbar iſt Krauſe's «Angeiologie» (Halle 1854). Um die Veröffentlichung der Vaſenbilder hat ſich beſonders E. Gerhard (ſ. d.) durch zahlreiche Publicationen verdient gemacht; die vollſtändigſte Sammlung von Zeichnungen nach Vaſenbildern gaben Lenormant und de Witte unter dem Titel «Élite céramographique» (Par. 1838 fg.).

Vater (Joh. Severin), Sprachforſcher und Theolog, geb. zu Altenburg 27. Mai 1771, beſuchte das daſige Gymnaſium und ſeit 1790 die Univerſität zu Jena. Hierauf ſtudirte er von 1792—94 in Halle, wo er ſich 1795 habilitirte. 1796 wurde er außerord. Profeſſor in Jena. Insbeſondere ſtudirte er hier neben der hebr. Sprache allgemeine Sprachlehre. 1800 folgte er dem Rufe als ord. Profeſſor der Theologie und der morgenländ. Literatur nach Halle. Seit 1809 als Profeſſor der Theologie und Bibliothekar in Königsberg angeſtellt, ſetzte er ſeine Sammlungen für die allgemeine Sprachenkunde auch hier fort und machte ſich beſonders um

die Sichtung und grammatische Bearbeitung der Sprachen Afrikas und Amerikas verdient. 1820 kehrte V. als Professor der Theologie wieder nach Halle zurück. Er starb 16. März 1826. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: die hebr. Grammatik (Halle 1797); das «Handbuch der hebr., syr., chald. und arab. Grammatik» (Halle 1801); die poln. (Halle 1807) und die russ. Grammatik (Halle 1809); die Fortsetzung von Adelung's «Mithridates» (Bd. 2—4, Berl. 1809—17) und die «Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde» (Berl. 1815; 2. Aufl. von Jülg, 1847). Er war Herausgeber des «Journals für Prediger» und des «Kirchenhistor. Archivs» sowie des von ihm 1819 begründeten «Jahrbuchs der häuslichen Andacht». Auch gab er Henke's «Allgemeine Geschichte der christl. Kirche» in drei Theile zusammengezogen und mit Fortsetzungen (Braunschw. 1818—23) heraus und lieferte «Synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte» (4. Aufl., Halle 1825).

Väterliche Gewalt (patria potestas). Schon die Natur legt den Aeltern und vorzugsweise dem Vater die Pflicht auf, das Kind zu beschützen, zu ernähren und zu erziehen. Aus dieser Pflicht entspringen Rechte, das Kind zu leiten und es zu züchtigen; für das Kind aber die Pflicht des Gehorsams und der Unterwerfung. Im Staate werden diese Rechte schärfer bestimmt, und je lockerer noch die Bande der bürgerlichen Gesellschaft sind, desto strenger sind die hausväterlichen Rechte. Weit ausgedehnt war die väterliche Gewalt in dem alten Rom. Der Vater konnte das Kind tödten, gleich bei der Geburt oder auch später, als dessen höchster Richter. Das Kind war ihm unbedingten Gehorsam schuldig, selbst wenn es erwachsen war. Die Kinder hatten nichts Eigenes: was sie erwarben, erwarben sie dem Vater. Wurde ihnen etwas zur besondern Verwaltung überlassen (peculium), so gehörte auch dies dem Vater. Er konnte die Kinder verkaufen, und selbst wenn sie aus der Sklaverei frei wurden, fielen sie wieder in die väterliche Gewalt zurück. Diese väterliche Gewalt erstreckte sich auch über die Kinder des verheiratheten Sohnes. Nach und nach aber milderte sich dies alles. Ein zum dritten mal verkauftes Kind fiel nicht wieder in die väterliche Gewalt zurück; das Recht über Leben und Tod nahm der Staat an sich; selbst das Aussetzen oder Tödten neugeborner Kinder wurde bei strengen Strafen untersagt. Was der Sohn im Dienste des Staats erwarb, blieb ihm allein zum Eigenthum und zur Verwaltung; was er von audern als dem Vater erhielt, wurde zwar vom Vater genutzt, aber dem Sohne blieb das Eigenthum. Die Pflichten der erwachsenen Kinder zu Gehorsam und Ehrerbietung blieben aber immer noch weit ausgedehnt. Der Sohn durfte nur mit Erlaubniß der Obrigkeit gegen den Vater klagend auftreten, auch wegen eines blos pecuniären Interesses; ehrenrührige Klagen durfte er gar nicht gegen den Vater anstellen. Der Vater konnte die Kinder aus der väterlichen Gewalt entlassen (emancipatio), aber er behielt zum Lohne dafür den Nießbrauch von der Hälfte ihres Vermögens. Später hoben hohe Würden in der Kirche, wie die bischöfliche, und auch im Staate die väterliche Gewalt von selbst auf. Das german. Recht kannte diese Strenge der Rechtsgrundsätze nicht, und das neuere europ. Recht hat daran noch mehreres geändert. Die väterliche Gewalt hört gegenwärtig schon durch eine eigene Haushaltung auf, insofern die Kinder ganz aus dem väterlichen Hause scheiden. Den Kindern, welche ein getrenntes Interesse mit den Aeltern haben, werden vom Staate Vormünder bestellt, die gegen jene klagend auftreten können; und den selbständig gewordenen Kindern ist auf keine Weise mehr untersagt, ihre Rechte und Ansprüche gegen die Aeltern auch vor Gericht durch Klagen zu verfolgen. Der Mutter sind Rechte eingeräumt, welche der väterlichen Gewalt ziemlich nahe kommen. Die Aeltern müssen um ihre Einwilligung bei Verheirathungen der Kinder ersucht werden, aber wenn sie solche ohne Grund versagen, wird sie vom Staate ergänzt. Alle diese Punkte sind indeß in den neuern Gesetzen sehr verschieden bestimmt. Erworben wird die väterliche Gewalt nicht blos durch die Vaterschaft (s. d.) innerhalb einer rechtmäßigen Ehe, sondern auch durch Adoption (s. d.) und Legitimation (s. d.).

Vatermord, s. Parricidium.

Vaterschaft oder Paternität heißt das Verhältniß des Vaters zu seinem Kinde. Es gibt eine natürliche, d. i. eine durch die Ehe nicht geheiligte, eine leibliche, eheliche und eine blos auf dem Willen des Vaters beruhende V., die Adoption (s. d.). Nach den Ansichten der Gegenwart ist jedes, auch außer der Ehe erzeugte Kind berechtigt, von seinem Vater nothdürftige Ernährung und Erziehung zu verlangen, und es kann darauf von der natürlichen Mutter und von dessen Vormündern geklagt werden. (S. Uneheliche Kinder.) Ein Kind, welchem die Anerkennung als eheliches und rechtmäßiges Kind verweigert wird, kann darauf klagen, muß aber den Beweis seiner ehelichen Gebnrt führen. Einem in stehender Ehe geborenen Kinde kann die eheliche Geburt nur durch den positiven Beweis der Unterschiebung oder der Unmöglichkeit ehelicher Er-

zeugung ſtreitig gemacht werden. Die Wirkung rechtmäßiger ehelicher V. ſind auf der Seite des Vaters Väterliche Gewalt (ſ. d.), auf ſeiten des Kindes die Rechte der Kindſchaft, Succeſſions- und andere Familienrechte.

Vaterunſer, lat. Pater noster oder Oratio dominica, heißt das bekannte «Gebet des Herrn» (Matth. 6, 9—13; Luc. 11, 2—4) nach ſeinen Anfangsworten. Nach Matthäus hätte Jeſus den Jüngern dieſes Gebet unaufgefordert gelehrt als Muſter, wie ſie beten ſollten im Unterſchiede vom «Plappern» der Heiden, nach Lukas auf die Bitte der Jünger, ſie beten zu lehren. Die kürzere Faſſung bei Lukas ſcheint die urſprüngliche zu ſein, die «Doxologie» am Schluß («Denn dein iſt das Reich u. ſ. w.») iſt jedenfalls nicht urſprünglich und wurde erſt ſpäter zum Zweck des kirchlichen Gebrauchs hinzugefügt. Die in dem Gebete enthaltenen ſog. Sieben Bitten ſprechen in einfachen volksthümlichen Worten die Grundgedanken des Evangeliums Jeſu Chriſti aus. Auf die Anrede Gottes als des himmliſchen Vaters aller Menſchen folgte zunächſt der allgemein religiöſe Wunſch nach Heilighaltung oder frommer Verehrung des Namens Gottes, d. h. des Vaternamens, dann die Bitte um das Kommen des Reichs Gottes, d. h. des Meſſiasreichs, deſſen äußerlich-ſinnliche Vorſtellung Jeſus mit geiſtig-ſittlichem Gehalte erfüllt hatte, und der (bei Lukas fehlende) Wunſch, daß der Wille Gottes, als des himmliſchen Königs dieſes Reichs, von den Menſchen auf Erden ebenſo wie in der überſinnlichen Welt erfüllt werden möge. Von der beſcheidenen Bitte um Gewährung der zum irdiſchen Leben nothwendigen Güter wendet ſich dann das Gebet ſofort wieder den geiſtlichen Gütern zu, welche das religiöſe Verhältniß des Menſchen zu Gott betreffen, zur Bitte um Vergebung der Verſchuldungen, die nur der ausſprechen darf, der ſelbſt bereit iſt, andern, die ſich an ihm verſündigt haben, zu vergeben, und um Bewahrung vor künftigen Sünden und der Verſuchung dazu, woran ſich endlich die ſog. «ſiebente Bitte», um Errettung von der Herrſchaft des Böſen (d. h. wol des Teufels), ſchließt, welche ebenfalls bei Lukas fehlt. Sehr früh kam die Sitte auf, dieſes Gebet bei jedem Gottesdienſte zu ſprechen, ſeit dem 4. Jahrh. gebrauchte man es auch bei der Feier des Abendmahls und bei der Predigt, wie dies jetzt noch in der prot. Kirche der Fall iſt. Katechumenen durften es, ſolange ſie nicht getauft waren, nicht beten. In der griech. Kirche betete es die Gemeinde mit dem Prieſter, in der lateiniſchen betete es der Prieſter allein: man verband es hier mit der Meſſe und den kanoniſchen Stunden. Spätere Kirchengeſetze geben den Prieſtern die Vorſchrift, es täglich zu beten. In der Zeit der tiefen geiſtigen Verfinſterung ordneten die Capitularien Karl's d. Gr. an, daß jeder Chriſt und jeder Prieſter wenigſtens ſo viel lernen müſſe, daß er das V. auswendig herſagen könnte; wer dies nicht vermochte, ſollte auch als Taufzeuge nicht zugelaſſen werden. Das V. erlitt ſchon früh eine misbräuchliche Anwendung, indem der Aberglaube die Meinung verbreitete, daß durch das Herſagen dieſes Gebets außerordentliche Wirkungen hervorgebracht würden. In dieſer Beziehung wandte man es bei Heilungen und Ordalien an. Martin I. verbot den Gebrauch des V. beim Sammeln von Arzneikräutern. Die kath. Kirche hat das V. mit dem Roſenkranze (ſ. d.) verbunden. Die Doxologie wird in der kath. Kirche nicht gebraucht. Im luth. Katechismus bildet das V. das dritte Hauptſtück. In alter und neuer Zeit hat man das V. oft in Gedichten paraphraſtiſch und in Predigten behandelt. Auslegungen deſſelben haben unter andern Tholuck im Commentar zur Bergpredigt und Kamphauſen («Das Gebet des Herrn», Elberf. 1866) gegeben.

Vatican, ſ. Rom (Stadt).

Vatke (Joh. Karl Wilh.), Philoſoph und Theolog, geb. 14. März 1806 zu Behndorf im Magdeburgiſchen, widmete ſich, auf dem Gymnaſium zu Helmſtedt und der lat. Schule des halleſchen Waiſenhauſes vorbereitet, 1824—30 zu Halle, Göttingen und Berlin der Theologie, mit welcher er philol., hiſtor. und philoſ. Studien verband. Perſönliche Anregung ſeines Lehrers Geſenius und frühe Bekanntſchaft mit den Schriften De Wette's führten ihn bibliſchen, beſonders altteſtamentlichen Forſchungen zu. Dieſer Richtung blieb er auch treu, nachdem er ſich 1830 zu Berlin habilitirt und hier 1837 eine Profeſſur der Theologie erhalten hatte. Seine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung hatte ſich unter dem Einfluſſe Hegel's und Schleiermacher's ausgebildet. Eine eigenthümliche Vereinigung philol.-kritiſcher Forſchung und ſpeculativer Verarbeitung zeigte die Schrift «Die Religion des Alten Teſtaments» (Bd. 1, Berl. 1835), in welcher V. zum erſten mal ſeinen Gegenſtand einer conſequenten, oft negativen Kritik unterwarf. Derſelben folgte die rein ſpeculative Arbeit über «Die menſchliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade» (Berl. 1841). V.'s Vorleſungen erſtreckten ſich einestheils auf altteſtamentliche Exegeſe und Einleitung in das Alte und Neue Teſtament, anderntheils auf Philoſophie und allgemeine Geſchichte der Religion ſowie Geſchichte der neuern Theologie.

Battel (Emrich von), berühmter Publiciſt, geb. 25. Aug. 1714 zu Couvet im Fürſtenthum Neuſchâtel, Sohn eines prot. Pfarrers, ſtudirte zu Baſel und Genf Humaniora und Philoſophie, beſonders aber die letztere nach Leibniz und Wolf. Nachdem er durch die ſcharfſinnige und intereſſante Schrift «Défense du système Leibnitien, etc.» (Leyd. 1741) die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, wandte er ſich als Unterthan des Königs von Preußen nach Berlin, wo er ſich vergeblich um Anſtellung in polit. Geſchäften bewarb, ſodaß er 1743 nach Dresden ging. Hier erhielt er durch den Grafen Brühl ein Jahrgeld und den Titel eines Legationsraths und ward als ſächſ. Geſandter nach Bern geſchickt. In dieſer Stellung fand V. Muße, ſein berühmtes Werk vorzubereiten, das ſpäter unter dem Titel «Droit des gens, ou principes de la loi naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains» (zuerſt 2 Bde., 4., und 3 Bde., 12., Neuſch. 1758; dann wiederholt zu Paris, London u. ſ. w.; endlich vermehrt und mit einer biographiſchen Notiz über V., 2 Bde., 4., Amſterd. 1775; deutſch von Schulin, Nürnb. 1759, Mitau 1771 u. ſ. w.; neueſte Ausg., 3 Bde., Par. 1863) erſchien. V. vertritt in dieſem Werke die Grundſätze der Aufklärung und Vernunft gegen die Politik des Patrimonialſtaats. Außerdem gab er während ſeines Aufenthalts in Baſel mehrere kleinere Schriften, wie «Mélanges de littérature, de morale et de politique», «Loisirs philosophiques» und «La poliergie» heraus. Sein letztes Werk war «Questions de droit naturel, ou observations sur le traité du droit de la nature par Wolf», in welchem er ebenfalls ſehr ſcharfſinnig Methode und Demonſtrationen des letztern der Kritik unterzog. Seit 1758 von Baſel nach Dresden zurückberufen, arbeitete er hier mit Eifer als Geheimrath im kurfürſtl. Cabinet, mußte aber, da ſeine Geſundheit litt, mehrmals Erholung in ſeinem Vaterlande ſuchen. Er ſtarb auf einer ſolchen Reiſe zu Neuſchâtel 20. Dec. 1767. Sein Sohn war Staatsrath im Fürſtenthum Neuſchâtel.

Vauban (Sébaſtien le Prêtre de), franz. Marſchall und genialer Verbeſſerer des Genieweſens, geb. 15. Mai 1633 zu St.-Leger de Fougeret in Burgund, trat in ſeinem 17. J. bei der ſpan. Armee im Regiment Condé in Dienſte, welches damals gegen Frankreich focht. Nach ſeiner Gefangennehmung 1653 ging er in die franz. Armee über und wurde, 22 J. alt, als Ingenieuroffizier angeſtellt. Schon 1658 leitete er als General mehrere Belagerungen ſelbſtändig. Nach dem Frieden begann er 1662 die Anlagen zur Befeſtigung von Dünkirchen. Im erſten Kriege Ludwig's XIV. zwang er 1667 mehrere belg. Feſtungen zur Capitulation. 1669 wurde er Generalinſpector ſämmtlicher franz. Feſtungen und bald der berühmteſte Kriegsbaumeiſter ſeiner Zeit. Er hat 33 feſte Plätze neu erbaut und 300 alte verbeſſert. Im Feſtungskriege führte er 53 Belagerungen, hatte aber nie Gelegenheit, auch nur Eine Feſtung zu vertheidigen. Der Angriff machte daher durch ihn große Fortſchritte und überflügelte die Vertheidigung. Dieſe Reform bewirkte V. vorzüglich durch die Parallelen (ſ. d.), welche er 1673 vor Maſtricht, und den Ricochetſchuß (ſ. d.), den er 1697 vor Ath zuerſt anwandte. Für die Befeſtigung ſtellte er im Baſtionärſyſtem eine neue Manier auf, die er ſpäter durch eine zweite und dritte verſtärkte. Die V.'ſche Manier kennzeichnet ſich durch geräumige Baſtionen und kurze, vom Gewehrfeuer zu beſtreichende Vertheidigungslinien, eine Grabenſchere, mannichfache und zweckmäßige Außenwerke (nur das Ravelin zu klein), Waffenplätze (ebenfalls zu klein) im gedeckten Wege und beträchtliche Höhe, daher Sturmfreiheit der Werke. Hohlbauten fehlen. Auch in andern Bauten zeichnete ſich V. aus, wie die Schleuſe von Gravelines und der Hafen von Toulon beweiſen. Sein Einfluß im Heerweſen bewirkte 1703 die Abſchaffung der Piken und die allgemeine Einführung des Steinſchloßgewehrs bei der franz. Infanterie. 1699 wurde er Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und 1703 erhielt er den Marſchallsſtab. Doch zog ihm 1705 eine Denkſchrift während des Spaniſchen Erbfolgekriegs die Ungnade des Königs zu, ſodaß er in Ruheſtand verſetzt wurde. Er ſtarb 30. März 1707 und hinterließ nur Handſchriften. Doch iſt ſeine Wirkſamkeit in den «Oeuvres militaires», herausgegeben von Foiſſac (Par. 1793), in dem «Traité de l'attaque des places» von Augoyat (Par. 1829) und in dem «Traité de la défense», nach einer von ihm ſelbſt durchgeſehenen Handſchrift, mit einer Vorrede des Generals Valazé (Par. 1829), und in mehrern andern Werken niedergelegt. Die unter ſeiner Leitung verfertigten Modelle der franz. Feſtungen wurden von den Verbündeten 1815 mit fortgenommen und befinden ſich zum Theil in Berlin.

Vaucanſon (Jacques de), berühmter franz. Mechaniker, geb. zu Grenoble 24. Febr. 1709, geſt. zu Paris 21. Nov. 1782, verdankt ſeinen Ruhm zunächſt den von ihm erfundenen Automaten. Die bekannteſten waren die Enten von Meſſing, welche ſchnatterten, mit den Flügeln ſchlugen, vorgeſtreutes Futter verſchlangen und nach einer Art Verdauung wieder von ſich gaben; ferner

der Flötenspieler, eine Figur in Mannshöhe, auf einem Piedestale sitzend, in welchem ein Triebwerk und Blasebälge angebracht waren, welche die Luft so in die verschiedenen Theile der Maschine leiteten, daß sich die Lippen des Automaten und seine Finger auf der Flöte regelmäßig bewegten. V. zeigte dieses Kunstwerk 1738 zuerst in Paris und erklärte den Mechanismus desselben in einer kleinen Schrift «Le mécanisme du flûteur automate» (Par. 1738). Eine Einladung Friedrich's d. Gr. schlug er aus; dagegen nahm er vom Cardinal Fleury die Stelle eines Inspectors der Seidenmanufacturen an. In Lyon, wo er früher gelebt, wollten ihn die Seidenarbeiter steinigen, weil sie seine Maschinen fürchteten. Zur Strafe construirte V. einen Esel, welcher ein geblümtes Zeug webte. Seine Sammlung von Maschinen und Automaten vermachte er der Königin. Nachmals stritten sich die Akademie der Wissenschaften und die Intendantur des Handels um deren Besitz, bis sie zuletzt zerstreut wurde. Mehrere seiner Automaten kamen in die Hände eines gewissen Dumoulin, der sie in Deutschland sehen ließ und, wie es scheint, an den Professor Beireis (s. d.) verkaufte.

Vaucluse (Vallis clausa), ein Dorf mit 596 E. im südöstl. Frankreich, in einem wildromantischen Felsenthale, 4 M. von Avignon, ist berühmt als Aufenthaltsort Petrarca's, der die Reize der Umgebung in Sonetten und Briefen gefeiert hat. Nur $^1/_4$ M. von dem Ort entspringt zwischen enggeschlossenen Felsen aus einer Höhle die insbesondere durch den Dichter berühmt gewordene Sorgue (oder Sorgues), ein sonst unbedeutender Fluß, der aber gleich beim ersten Ursprung sich ungewöhnlich stark ergießt, von hohen Felsen in verschiedenen Wasserfällen herabstürzt und nach einem Laufe von $5^1/_2$ M. durch eine der anmuthigsten Gegenden, etwa 1 M. oberhalb Avignon, in den Rhône fällt. In der Nähe der Höhle oder Quelle von V. hat man 20. Juli 1804 am Lieblingsplatze Petrarca's demselben eine Säule errichtet; die Stelle, wo sein Haus gestanden, wird noch gezeigt, von diesem selbst aber ist keine Spur mehr vorhanden. Von dieser Localität hat das Departement V. seinen Namen, welches aus den ehemaligen provenzalischen Grafschaften Avignon und Venaissin und dem Fürstenthum Orange zusammengesetzt ist, 1866 auf 64,43 Q.-M. 266091 E., darunter etwa 5000 Reformirte, zählte, in die vier Arrondissements Avignon, Orange, Apt und Carpentras, zusammen mit 22 Cantonen und 149 Gemeinden, zerfällt und zur Hauptstadt Avignon hat. Kaum ein Viertel der Oberfläche ist eben, zum Rhônethal gehörig, das übrige ist Gebirgsland und wird erfüllt von Zweigen der Alpen, als deren äußerster hoher Vorberg hier der 6035 F. hohe Mont-Ventoux mit Wallfahrtskapelle, entzückender Fernsicht und seinen verheerend niederstürzenden Winden (woher er den Namen hat) bemerkenswerth ist. Bewässerung geben außer dem Rhône und Durance mehrere kleine Flüsse und einige Kanäle, wie der 5 St. lange Crillon. Das Klima ist gesund, der Boden je nach seiner Erhebung verschieden. In den warmen, durch die alljährlich übertretenden Flüsse gedüngten Thälern wachsen die köstlichsten Weine, Feigen, Oliven, Südfrüchte, die vortrefflichsten Obstarten und Gartengewächse, die gewürzhaftesten Kräuter; sehr sorgfältig gepflegte Maulbeerpflanzungen finden sich in ziemlich großer Ausdehnung zum Behuf der Seidencultur. Andere Gegenden tragen nur noch Krapp, Kartoffeln und Getreide; höher gelegene nur noch Wälder und Alpenweiden, endlich geht alles in unfruchtbaren Felsen über. Die Hausthiere sind von mittelmäßiger Gattung. Wild, besonders Hasen, Kaninchen und Vogelwild, sind in Menge vorhanden, auch Raubwild in dem Gebirge. An Metallen beutet man Eisen und Steinkohlen aus. Hauptnahrungszweige der Bevölkerung, die sich durch Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Lebhaftigkeit und Heiterkeit sowie durch Religiosität und Neigung zu kirchlichen Feierlichkeiten auszeichnet, sind Ackerbau und Viehzucht, Obst-, Oliven-, Weinbau, Seidenzucht und Seidenweberei, Manufacturen in Metallwaaren, Papier, Tuch, Leder und Productenhandel. Außer Avignon (s. d.) und Orange (s. d.) sind bemerkenswerthe Städte: Carpentras (s. d.), Apt (s. d.) und Cavaillon, an der Durance, im «Garten der Provence», mit 7797 E., welche Lichte und Hüte fabriciren, Seidenspinnereien, Gerbereien und sechs Getreidemühlen unterhalten.

Vaudeville heißt in Frankreich eine eigenthümlich nationale Gattung kleiner Lustspiele, in welchen abwechselnd gesprochen und gesungen wird. Bevor das V. Bühnenstück wurde, war es jahrhundertelang das satirische Gassenlied, das Gelegenheitsgedicht, die Chanson, welche das Volk für die Bedrückungen der königl. Minister und Maitressen rächte. Der Name V. ist entstanden aus Val de Vire, d. i. Birethal in der untern Normandie, wo Olivier Basselin im 14. Jahrh. solche Lieder dichtete. Die komische Nationaloper, zu der es anfänglich gehörte, und das erste 1790 dafür gegründete specielle Theater erinnerten sich dieses Ursprungs, indem sie das Publikum durch passend angebrachte Oppositionslieder erheiterten und seinem Aerger an

Verkehrtheiten und Erbärmlichkeiten des Tags Sprache und Ton verliehen. Jedem Stück, das man ſpielte, ging ein einleitendes Couplet (couplet d'annonce) voraus, in welchem man ſich auf Koſten der Umſtände und Tagesvorfälle luſtig machte. Das Werk endigte mit gleichartigen Couplets, welche die Schauſpieler abwechſelnd herſangen. Das einleitende Couplet und das Schlußvaudeville, deren Inhalt und Charakter natürlich politiſch war, veranlaßten oft ernſte Debatten, in welche ſich die Polizei hineinmiſchte. Das erſte Kaiſerreich verbat dem V. die Politik. Das Theater mußte zu den damals ſog. «Galerieſtücken» ſeine Zuflucht nehmen. Alle in verſchiedenen Beziehungen berühmten Perſonen des alten Frankreich kamen hinein. Duguesclin, Condé, Turenne, Corneille, Molière, Racine, die Jungfrau von Orléans, Fanchon das Leiermädchen wurden vom V. in Singſang geſetzt und bekannte Anekdoten, die ſich mit wenigen Worten luſtig erzählen ließen, zu langweiligen Theaterſtücken verarbeitet, die ſeltſamerweiſe gefielen. Während der Reſtauration und der Julimonarchie änderte das Vaudevilletheater ſeinen Gang. Es ſpielte kleine Komödien, ſelbſt kleine Dramen und machte in beiden Gattungen viel Glück, verlor jedoch über dem Streben nach dem Sentimentalen und Pathetiſchen ſeinen luſtigen, joviaſiſchen Charakter. Man gab Stücke von mehrern Acten, in welchen volle Theatergerechtigkeit gepflogen wurde. Selbſt im Geſange ging man aus dem leichten Volkstone heraus, ſang Arien, Duette und Terzette aus großen Singſpielen, auch wol eigens dafür componirt, und verlor ſo das Nationale. Seitdem iſt das Sittenvaudeville, dasjenige, welches ſich in der Auffaſſung, in der Intrigue und in der Eleganz des Dialogs dem rührenden Luſtſpiel und bürgerlichen Trauerſpiel anzunähern ſucht, unbedingt vorherrſchend.

Vaudoncourt (Guillaume de), franz. General und ausgezeichneter Schriftſteller im Fache der Kriegsgeſchichte, wurde 24. Sept. 1772 zu Wien von franz. Aeltern geboren und in Berlin erzogen. Um ſeine militäriſche Ausbildung zu vollenden, die für den Eintritt ins preuß. Geniecorps berechnet war, ging er 1786 nach Frankreich. Hier weckten jedoch die Ereigniſſe der Revolution ſeinen Enthuſiasmus, ſodaß er 1791 als Lieutenant in ein franz. Infanteriebataillon eintrat. In den Feldzügen von 1792 und 1793 bereits Bataillonschef, kam er 1794 zur Armee in Italien, wo ihn Bonaparte 1797 zum Befehlshaber über die Artillerie der neuen Cisalpiniſchen Republik ernannte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire wurde er in den franz. Generalſtab verſetzt und 1800 zum Oberſt erhoben. 1801 übernahm er den Befehl über die Artillerie der Italieniſchen Republik. Im Kriege von 1805 diente er unter Maſſéna in Italien; 1807 ſandte ihn Napoleon nach Epirus, um die Armee des Ali-Paſcha zu organiſiren. Nachdem er 1808 Generaladjutant geworden, erhielt er 1809 als Brigadegeneral ein Commando in Tirol. Unter dem Prinzen Eugen wohnte er dem ruſſ. Feldzuge von 1812 bei, erkrankte aber auf dem Rückzuge in Wilna und wurde gefangen. Der Großfürſt Konſtantin ließ ihn durch ſeinen Leibarzt behandeln und ſchickte ihn 1814 nach Frankreich zurück, wo er bei den Bourbons Dienſte nahm. Während der Hundert Tage ernannte ihn Napoleon zum Inſpector der Nationalgarden im Elſaß. Nach der zweiten Reſtauration ſah er ſich in Contumaz zum Tode verurtheilt. Von München aus, wo er ein Aſyl gefunden, ging er 1821 nach Piemont und übernahm hier auf ſehr kurze Zeit den Befehl über die conſtitutionelle Armee. Beim Einbruch der Oeſterreicher gelang es ihm, ſich nach Spanien zu retten, und von da entkam er 1823, nach dem Einrücken der Franzoſen, nach England. Indeß durfte er 1825 nach Frankreich zurückkehren, wurde aber in die Reſerve verſetzt und bemühte ſich vergebens, ſeine Güter wiederzuerlangen. Er ſtarb 2. Mai 1845 zu Paſſy. Unter ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: «Histoire des campagnes d'Annibal en Italie» (3 Bde., Mail. 1812, mit Atlas); «Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de Russie en 1812» (Par. 1815, mit Atlas); «Politiſche und militäriſche Denkwürdigkeiten über die Joniſchen Inſeln und Epirus» (engl., Lond. 1816); «Histoire des campagnes d'Italie en 1813 et 1814» (Münch. und Lond. 1817); «Histoire de la guerre des Français en Allemagne en 1813» (Par. 1819); «Histoire des campagnes de 1814 et 1815 en France» (5 Bde., Par. 1826); «Histoire politique et militaire du prince Eugène, Vice-Roi d'Italie» (3 Bde., Par. 1827).

Vautier (Benjamin), einer der erſten Genremaler der Gegenwart, geb. 1830 zu Genf, erhielt ſeine künſtleriſche Ausbildung auf der düſſeldorfer Akademie 1850—51 und wurde dann Privatſchüler des ihm congenialen Rud. Jordan. Anfangs mit kleinen Bildchen auftretend, erregte er doch ſchon mit dieſen durch den feinen Sinn für das Charakteriſtiſche, Lebenswahrheit und Richtigkeit der Zeichnung die höchſten Erwartungen, die er alle erfüllt, ja übertroffen hat. Einfache Situationen des gemüthvollen Familienlebens der kleinbürgerlichen und ländlichen Bevölkerung, aber auch novelliſtiſche Züge in die Vorgänge verwebend, landesſittliche Schilde-

rungen u. dgl. sind seine Stoffe. Ob leidvoll oder freudvoll bewegt, immer kommt bei ihm das innerste Seelenleben zum Vorschein, mag er eine Ecke in der Kirche voll andächtig Singender (1858) oder eine anders im Gemüth beschäftigte Reisegesellschaft auf dem Dampfschiffe, eine einsame Spinnerin oder die Ueberraschung (1863) darstellen, welche eine Frau erfährt, die aus der Kirche kommend den Mann im Wirthshause trifft, oder in dem Sonntag-Nachmittag in Schwaben (1864) eine anmuthig componirte, in frischen Farben blühende Dorfgeschichte geben. Der Katzen-Criminalfall (ebenfalls 1864) ist voll Humor, Wahrheit und Charakteristik, ein Genrebild ersten Rangs. Auch der Alterthümler unter den Bauern und der Todtenschmaus im berner Oberlande (1866) sind Bilder von höchster Schönheit und Anziehung. Immermann's Oberhof aus dessen «Münchhausen» erschien durch seine Hand mit 60 Illustrationen geschmückt, denen nachzurühmen, daß sie die herrliche Dichtung mit dem Stift noch einmal erzählen.

Vauxhall hieß im 16. Jahrh. ein Dorf in der Nähe von London nach seinem Besitzer, das jetzt ganz mit London verschmolzen und dessen Name in dem des Stadttheils Lambeth untergegangen ist. Da hier um die Mitte des 18. Jahrh. ein öffentlicher Garten für die fashionable Welt angelegt wurde, wo des Abends Theater, Illumination, Feuerwerk, Souper u. s. w. stattfanden und ähnliche Unternehmungen auch in Paris und andern Städten gemacht wurden, so nannte man diese V. Das londoner V. verlor seine Bedeutung als Sammelplatz der vornehmen Gesellschaft während des dritten Decenniums unsers Jahrhunderts, seit welcher Zeit es sich mehr und mehr in einen Vergnügungsort der Mittelklassen verwandelte. Während der letzten 15 J. traten ihm als mächtige Concurrenten die Cremorne-Gardens und der Krystallpalast in Sydenham entgegen, welche vor V. die modernere Einrichtung und eine dem londoner Rauch und Nebel fernere Lage voraus hatten. Bald wurde diese Concurrenz so fühlbar, daß 1859 der altberühmte Garten geschlossen und den nivellirenden Händen der Bauunternehmer übergeben wurde.

Veda, s. Sanskrit.

Vedetten, vom ital. vedere, d. i. sehen, heißen die von den Feldwachen ausgestellten Posten, welche eine Annäherung des Feindes zeitig entdecken und melden sollen. Gewöhnlich wird ein solcher Posten durch zwei Mann besetzt, damit, wenn einer ihn mit einer Meldung verläßt, der andere weiter beobachten kann. Die Posten müssen weit genug vorgeschoben sein, damit der Feind nicht gleichzeitig mit den Zurückgeworfenen an die Feldwachen gelangen kann; sie müssen nahe genug aneinander stehen, um das Durchschleichen einzelner feindlicher Späher (früher auch die Desertion) zu verhindern. Man stellt sie möglichst so auf, daß sie das Terrain übersehen können, ohne selbst von fern entdeckt zu werden. Der Posten ruft jede Person, die sich ihm nähert, schon auf 40—50 Schritt mit «Halt! Wer da?» (in Frankreich mit «Qui vive?») an und schießt, wenn der zweimal wiederholten Weisung nicht genügt wird; Nichtmilitärs müssen auf die nächste Patrouille warten, die sie zur Feldwache bringt, bewaffnete Trupps werden zeitig gemeldet, worauf ein Examinirtrupp, der gewöhnlich schon hinter der Vedettenchaine (Postenkette) aufgestellt ist, vorkommt und sie befragt. Deserteure müssen halten, Kehrt machen und die Waffen ablegen, bis über sie bestimmt ist, ebenso Parlamentärs. Passiren darf niemand ohne Erlaubniß, als bekannte Offiziere und eigene Truppen. Ein directer Anmarsch des Feindes wird durch einen Signalschuß gemeldet, greift der Feind an, so ziehen sich die V. seitwärts auf die Feldwache zurück. Bei Nacht ist besondere Vorsicht nöthig; dann werden die V. näher an die Feldwache gezogen, ihre Zahl auch wol verstärkt. Erkennungszeichen, Losung und Feldgeschrei müssen ausgegeben, von Ankommenden abgefordert und mit ihnen gewechselt werden. (S. Vorposten.)

Vedute (ital.), in der Malerei so viel wie Ansicht, Aussicht, Prospect (s. d.).

Veen (Hohes), richtiger Hohes Venn (eigentlich Fenn, d. i. Sumpf), ein Plateau des westniederrhein. Bergsystems, theils zur preuß. Rheinprovinz, kleinerntheils zum Königreich Belgien gehörig, hängt im Südosten durch den im Weißenstein 2186 F. hohen Zitterwald mit der Eifel zusammen und reicht südwärts bis an die Warche, im Osten bis an die Erkensruhr und die Roer unterhalb Ruhrberg. Im Norden fällt das Plateau in die Tiefebene ab und geht westwärts nach Belgien über. Es ist eine gipfel- und waldlose, rauhe, öde und unwegsame Hochfläche voller Torfmoore, deren Lager 3—18, sogar bis 25 F. mächtig sind, entschieden die traurigste Gegend der Rheinlande und des ganzen preuß. Staats. Das Hohe V. im engern Sinne, mit den Quellen der Roer und der Helle, liegt zwischen den Städten Eupen, Montjoie und Malmedy und sendet Zweige nach Belgien. Sein höchster Punkt ist die Botrange oder Botranche von 2141 F. absoluter, aber geringer relativer Höhe, fast gleichweit von den drei genannten Städten entfernt. Nicht viel niedriger sind das Kreuz, an der Baracke St.-Michael,

2133 F., die Quelle der Helle, 2044 F. und die Drei Buchen, 1980 F. hoch. Südlich von Montjoie liegt die Straße nach Büttgenbach, die das Wolfsvenn durchſchneidet, ½ M. im Süden von Kaltenberg 1766 F. und bei Elſendorn 1910 F. hoch. Von letzterm Dorfe zieht die Waſſerſcheide zwiſchen der Warche und Roer ſüdoſtwärts zu dem 2131 F. hohen Wieſenſtein des Zitterwaldes, auf welchem das Dorf Rocheralh 1967 F. hoch liegt. Dem 2020 F. hohen Stele bei Mützenich, nördlich von Montjoie, ſchließt ſich das bis zum Oldertshart reichende Montjoier Venn und das Brack-Venn an. Im nördl. Rande des Gebirgs liegt der Aachener Wald ſüdlich, und der Lousberg (780 F.) nördlich von Aachen. Die Roer verläßt in einem tief in den Buntſandſtein eingeſchnittenen Thale das Gebirge ohne Vorſtufen bei Kreuzau. Im Aachener Walde und am Lousberg trifft man Sandſtein, Thon, Kalkbänke und Mergel der Kreideformation. Auch finden ſich an der Nordſeite des Hohen V. Zink- und Bleierze in großen Lagern im Eifelkalkſtein. Der Hauptbeſtandtheil des Gebirgs iſt aber Schiefer, und zwar verſteinerungsloſer, kryſtalliniſcher Ardennenſchiefer, mit eingelagerten Torfmooren, der von dem Kohlengebirge durch ſchmale Bänder der jüngern Devonformation getrennt iſt. Im Sommer erſcheint das Plateau in Nebel gehüllt und zeigt nur an einigen Stellen angebaute Gegenden. Kalt und unwirthlich iſt der Theil an der obern Roer, an der Warche und Ur, wo im Winter oft große Schneemaſſen den Verkehr unterbrechen. Noch unwirthbarer aber ſind die großen, durch Verſumpfung entſtandenen Moore, deren Haupttheil ſich von der Quelle der Helle auf der belg. Grenze und an der nahen Botrange, weſtlich an Montjoie vorbei, bis zu den Dörfern Rötgen und Lemmersdorf hinzieht und, außer einigen verkümmerten Sumpfpflanzen, jeder Vegetation entbehrt. Wo die Torflager fehlen, iſt die Oberfläche mit hohem Heidekraut überzogen, das aus dem 2 F. tiefen braunen Moorſande aufwächſt. Auch die ſog. Weiden, die allerdings eine anſehnliche Ausdehnung haben, ſind eigentlich nur öde Heide-, Ginſter- und Grasfelder, die einen äußerſt geringen Reinertrag geben. Die vielen ſchwarzen, reihenweiſe aufgeſtellten Torfhaufen und die zum Andenken an in der Irre umgekommener Perſonen errichteten Kreuze vermehren das Traurige der Gegend.

Vega (Garcilaſo, eigentlich Garcias Loſo de lo), genannt der Fürſt der ſpan. Dichter, wurde 1503 zu Toledo geboren. Sein Vater war Staatsrath Ferdinand's des Katholiſchen und Geſandter deſſelben bei Alexander VI., ſeine Mutter, Donna Sancha Guzman, Erbin von Bâtres. Mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet, welche einen Dichter bilden, fand V. bald ſeine Beſtimmung. Das Studium der röm. und ital. Dichter, vorzüglich Virgil's und Petrarca's, entwickelte ſeinen Geiſt. Boscan hatte angefangen, die Versarten und Silbenmaße der Italiener in die ſpan. Poeſie zu verpflanzen: V. wurde ſein Nachfolger. Als Soldat in Karl's V. Heere hielt er ſich längere Zeit in Italien auf, durchreiſte dann einen Theil von Deutſchland und war 1529 unter den ſpan. Kriegsvölkern, die zu dem kaiſerl. Heere gegen die Türken ſtießen. In Wien wurde er in das Liebesabenteuer eines ſeiner Verwandten mit einer Hofdame verwickelt, was ihm eine kurze Gefangenſchaft zuzog. Er wohnte 1535 dem Feldzuge gegen Tunis bei und wurde, bei deſſen Einnahme verwundet, zu ſeiner Herſtellung nach Neapel gebracht, wo er ſeine Muße als Dichter benutzte. Als 1536 Karl's V. Heer in Frankreich eindrang, erhielt er den Befehl über elf Compagnien Fußvolk. Unweit Fréjus ſollte er einen befeſtigten Thurm nehmen, der den Rückzug des Heers erſchwerte. V. drang unter einem Hagel von Steinen, mit der Pike in der Hand, vor und erſtieg der erſte die Mauer, fiel aber, von einem Steinwurfe ſchwer am Kopfe verwundet, zu Boden. Man brachte ihn nach Nizza, wo er 21 Tage danach ſtarb. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Familienbegräbniß der Bâtres in der Peterskirche beigeſetzt. Er war Ritter des Ordens von Alcantara und mit Donna Elena de Zuñiga, Ehrendame der Königin Eleonore von Frankreich, vermählt, von der er drei Kinder hatte. Bedenkt man V.'s unſtetes und mühevolles Leben, ſo muß man doppelt über die Vollkommenheit ſeiner Gedichte ſtaunen. Die ſpan. Poeſie hat ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscan mit ſeinen Neuerungen um ſo weniger durchgedrungen ſein, da er an Chriſtoval Caſtillejo (ſ. d.) einen furchtbaren Gegner fand. V. hat ſich in mehrern poetiſchen Formen verſucht. In ſeinen Sonetten iſt er Petrarca's Nachahmer, wie er auch in ſeinen Canzonen ital. Muſtern folgte, obſchon er den eigenthümlichen Charakter dieſer Dichtungen nicht gefaßt hatte. Seinen Ruhm begründeten vorzüglich ſeine Schäfergedichte, wobei ihm Virgil und Sannazar Vorbilder waren. Die beſte Ausgabe ſeiner «Obras» beſorgte Azara (Madr. 1765 und 1817). — Mit ihm nicht zu verwechſeln iſt Ynca Garcilaſſo de la V. aus Cuzco in Amerika, ein Abkömmling der Inkas von Peru, geb. 1540, geſt. 1620, der Verfaſſer der «Comentarios reales, que tratan del origen de los Yncas reyes, que fueron

del Perú» (2 Bde., Lissab. 1609—17) und von «La Florida del Ynca» (Lissab. 1605). Eine correcte Ausgabe seiner Werke erschien zu Madrid (17 Bde., 1800—3).

Vega (Lope Felix de Vega Carpio), der genialste dramatische Dichter Spaniens, geb. 25. Nov. 1562 zu Madrid aus einem altadelichen castilischen Geschlechte, erhielt seinen Unterricht in den Schulen von Madrid und studirte zu Alcala sowie wahrscheinlich auch einige Zeit zu Salamanca. Er wurde Baccalaureus und wollte in den geistlichen Stand treten, als er, durch ein Liebesverhältniß veranlaßt, plötzlich seinen Entschluß aufgab. 1582 nahm er auf kurze Zeit Kriegsdienste, und wol während derselben schrieb er sein reizendes Gedicht «La hermosura de Angelica», die glücklichste Nachahmung des Ariosto, das jedoch erst 1602 gedruckt wurde. In demselben Jahre erschien sein Schäferroman «Arcadia». Noch vor 1588 wurde er entweder durch die Nachsucht einer verlassenen Geliebten oder schuldenhalber ins Gefängniß gesetzt, worauf er mit seinem Freunde Claudio Conde nach Valencia entfloh und sich dann mit ihm nach Lissabon begab, wo sie beide auf der Armada, die Philipp II. gegen England schickte, Dienste nahmen. Mit den Resten der Flotte nach Spanien zurückgekehrt, ging er dann wieder nach Madrid, wo er sich verheirathete. Ein unglücklicher Zweikampf nöthigte ihn aber, sich zu flüchten. Er hielt sich nun in Valencia auf, wo damals die Bühne im höchsten Flor stand. Erst um 1595 durfte er nach Madrid zurückkehren, wo er sich zum zweiten mal verheirathete, und wo nun für ihn ein ruhigeres Leben begann. Durch Unglücksfälle in seiner Familie gebeugt, wurde er Priester und nach 1611 in die Orden tercera des heil. Franciscus aufgenommen. Mit dem Eintritt in den geistlichen Stand begann die glänzendste Zeit seines Lebens. Sein Dichterruhm stieg von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Höhe; die Nation vergötterte ihn. Doch fehlte es ihm auch nicht an Neidern, besonders unter seinen Kunstgenossen, von denen der unaufhaltsame Gongora (s. d.) war. 1618 wurde er zum apostolischen Protonotar beim Erzbisthum Toledo ernannt. Als Philipp IV. 1621 den span. Thron bestieg, fand er Lope im Besitz einer unbegrenzten Autorität über Schauspieler und Publikum, und auch er beeilte sich, dem Dichter seine Aufmerksamkeit und Gunst zuzuwenden. In dieser Zeit schrieb Lope unter dem Namen Gabriel Padocopeo «Selbstgespräche mit Gott» («Soliloquios à Dios»), die, obschon ganz ascetischen Inhalts, ebenso viel Ruf und Beifall fanden wie seine andern Producte. 1627 veröffentlichte er die «Corona trágica», ein histor. Gedicht zur Ehrenrettung der Maria Stuart, für dessen Dedication an Papst Urban VIII. er zum Ritter des Johanniterordens ernannt wurde. Er starb zu Madrid 21. Aug. 1635. Die Fruchtbarkeit V.'s ist zum Sprichwort geworden, und alle seine Zeitgenossen drücken ihre Verwunderung über die Menge seiner Werke aus. Man hat von ihm zwei Epopöen: «Angelica» und «La Jerusalem conquistada»; fünf mythol. Gedichte; vier größere histor. Gedichte: «San-Isidro», «La Dragontea», «La corona trágica» und «La virgen de la Almudena»; ein komisches Heldengedicht unter dem Namen des Tomé de Burguillos: «La Gatomaquia»; mehrere beschreibende und didaktische Gedichte; eine Unzahl von Sonetten, Romanzen, Oden, Elegien, Episteln u. s. w.; mehrere Werke theils in Versen, theils in Prosa und acht Novellen in Prosa, welche Werke insgesammt in der bei Sancha erschienenen Auswahl seiner Schriften (21 Bde., Madr. 1776—79) und abermals in einer Auswahl im 38. Bande der «Biblioteca de autores españoles» (Madr. 1856) enthalten sind. Doch nicht darin, sondern in seinen Komödien besteht sein Hauptruhm. Bis 1632, wo er aufhörte, für die Bühne zu schreiben, hat er über 1500 Comedias und eine bedeutende Anzahl von Autos, Loas und Entremeses verfaßt; doch ist nur ein kleiner Theil derselben (ungefähr 320) in der Sammlung seiner «Comedias» (28 Bde., Madr. 1604—47; 112 Stücke hat Hartzenbusch in der obenerwähnten «Biblioteca de autores españoles», Bd. 24, 34, 41 u. 52, herausgegeben) im Druck erschienen. Die Mehrzahl scheint verloren gegangen zu sein. Und doch ist V., der gleich Shakspeare noch ganz im volksthümlichen Leben seiner Nation wurzelte und zugleich das durch ihre polit. Größe gesteigerte Selbstbewußtsein damit verband, nicht nur der eigentliche Gründer der span. Nationalbühne, sondern einer der größten dramatischen Dichter aller Zeiten. Denn wenn man die fast unglaubliche Fruchtbarkeit und Schnelligkeit V.'s anstaunen muß, so steigert sich noch die Bewunderung durch die Menge des wahrhaft Ausgezeichneten und Vollendeten unter seinen Productionen, die eine ans Wunderbare grenzende poetische Schöpferkraft, verbunden mit der größten Gewandtheit in Form und Technik und der vollendetsten Meisterschaft in Sprache und Ausdruck, offenbaren. Meist ist er in seinen Schilderungen, Situationen und Charakteren so naturtreu und so durch und durch national, daß man aus seinen Komödien allein das span. Leben jener Zeit in allen Richtungen und Nuancen kennen lernen kann. Vorzüglich ist er Meister in Schilderung von Frauencharakteren und der untern Volksklassen sowie der eigentliche

Einführer der nationalen komiſchen Perſon, des Gracioſo, der bei ihm mit der ganzen Fülle ſeines erfinderiſchen Witzes ausgeſtattet erſcheint. Wenn er vielleicht in der tiefen Auffaſſung des Allgemein-Menſchlichen von Shakſpeare übertroffen wird, ſo iſt er unübertroffen in der lebensfriſchen Darſtellung des Volksthümlichen. Er war aber auch von der Volkspoeſie ſeiner Nation ganz durchdrungen, und viele ſeiner ſchönſten Schöpfungen ſind nur dramatiſirte Volksſagen und Romanzen. Uebrigens finden ſich in ſeinen Stücken alle möglichen Stoff- und Stilgattungen des Dramas von der Tragödie bis zur Poſſe, und in jeder hat er Ausgezeichnetes geliefert. Aus dieſer Menge muß es genügen, als bezeichnende Proben ſeiner frühern Periode (vor 1604) anzuführen die Komödien «Los tres diamantes» und «La fuerza lastimosa». Dagegen charakteriſiren ſeine ſpätere Periode «La discreta enamorada» und «La dama melindrosa». Zu den gelungenſten Schöpfungen ſeiner letzten Zeit gehören «La moza de Cantara» und «Las bizarrias de Belisa». In Deutſchland iſt V. nur wenig bekannt geworden durch die Ueberſetzungen einiger Stücke von Malsburg (Dresd. 1824), Soden (Lpz. 1820), Dohrn (Hamb. 1844) und Schack (Frankf. 1845). Analyſen von 24 Stücken gab Enk in ſeinen «Studien über Lope de V.» (Wien 1839), und eine Ueberſetzung ſeiner Romane und Novellen hat man von Richard: «Lope's Romantiſche Dichtungen» (6 Bde., Aachen 1824—27).

Vega (Georg, Freiherr von), Mathematiker, geb. 1756 in dem Dorfe Sagoritza im Herzogthum Krain von armen Aeltern, ſtudirte auf dem Lyceum zu Laibach und wurde nach beendigten philoſ. Studien als Navigationsingenieur angeſtellt. Später ging er zur Artillerie über. Nachdem er als Schriftſteller aufgetreten, wurde er zum Unterlieutenant (1784) und Lehrer der Mathematik im zweiten Feldartillerieregimente befördert. Bei Errichtung des Bombardiercorps erhielt er als Hauptmann die Stelle eines Profeſſors der Mathematik bei demſelben und zugleich den Majorscharakter; dann wurde er zum Oberſtlieutenant (1800) des vierten Artillerieregiments ernannt. In den Feldzügen gegen die Türken ſowie gegen die Franzoſen diente er mit Auszeichnung. Er wurde 1800 in den Freiherrenſtand erhoben. Am 26. Sept. 1802 fand man ihn todt in der Donau, und erſt 30 J. nachher kam es heraus, daß ein Müller ihn ermordet. Um die Ausbreitung der mathem. Wiſſenſchaften hat V. ſich viele Verdienſte erworben. Er war der erſte, welcher die Analyſe in den Artillerieſchulen einführte. Seine «Vorleſungen über die Mathematik» (Bd. 1, 6. Aufl. von Matzka, Wien 1837; Bd. 2, 7. Aufl. 1835; Bd. 3, 5. Aufl. 1839; Bd. 4, 2. Aufl. 1819) ſind, wenngleich die Beweiſe darin nicht immer mit der erforderlichen Schärfe geführt werden, durch die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegenſtände und beſonders durch ihre verſtändliche Schreibart zu Lehrbüchern vollkommen geeignet. Beſonders zeichnet ſich der vierte Band durch ſeine ſyſtematiſche Ordnung aus. Den größten Ruhm jedoch erwarb ſich V. durch die Herausgabe ſeiner «Logarithmentafeln» (2 Bde., Lpz. 1783), welche an Correctheit vor allen gleichzeitigen größern Tafeln den Vorzug verdienen und an Reichhaltigkeit der aufgenommenen Tafeln und Formeln noch durch kein anderes Werk übertroffen worden ſind. Die neuern Auflagen ſeit 1840 hat erſt Hülße, dann Bremiker beſorgt. Um für gewöhnlichere Rechnungen die kleinen Vlacq'ſchen und Wolf'ſchen Tafeln entbehrlich zu machen, deren Fehler viele Irrungen veranlaßten, gab V. ſein «Logarithmiſch-trigonometr. Handbuch» (Lpz. 1793 u. öfter, ſeit 1840 ebenfalls von Hülße beſorgt) heraus. Das größte Verdienſt um die Mathematik erwarb er ſich durch die Herausgabe des «Thesaurus logarithmorum completus» (Lpz. 1794). Die Chronologie verdankt ihm die Herausgabe der faßlich und gründlich geſchriebenen «Anleitung zur Zeitkunde» (Wien 1801). Auch hat er ſich um die Vergleichung der Maße und Gewichte in den verſchiedenen Ländern Europas verdient gemacht durch ſein «Natürliches Maß-, Münz- und Gewichtsſyſtem» (herausg. von Kreil, Wien 1803).

Vegeſack, eine Stadt im Gebiete der Freien Stadt Bremen, 2 M. unterhalb der letztern am rechten Ufer der Weſer bei dem Einfluſſe der Wümme oder Leſum gelegen, hat kleine freundliche Häuſer und zählt über 4000 E. (3981 im J. 1864), deren hauptſächlichſte Erwerbsquelle die Seeſchiffahrt iſt. Von Bildungsanſtalten beſitzt der Ort eine höhere Bürgerſchule, eine höhere Töchterſchule und eine Navigationsſchule. Außer drei nicht unbedeutenden Schiffswerften, auf denen außer hölzernen Segelſchiffen auch eiſerne Dampfer gebaut werden, beſtehen zu V. von größern induſtriellen Etabliſſements noch eine Reepſchlägerei, vier Segelmachereien und eine Eiſengießerei. Handel und Kleingewerbe ſtehen vorzugsweiſe nur zur Rhederei in Beziehung, an der viele Bewohner V.s betheiligt ſind. In der freundlichen Umgegend, die während des Sommers viel von Bremern und Oldenburgern beſucht wird, finden ſich viele ſchöne Landſitze reicher Bremer. V. iſt mit Bremen durch eine Eiſenbahn über Leſum verbunden.

Vegetabilien heißt ſo viel wie Pflanzen (ſ. d.); vegetabiliſch alles, was zu den Pflanzen

gehört oder aus ihnen bereitet wird, und Vegetation das Pflanzenleben. Das Wort stammt von dem lat. vegetus, d. i. munter, gesund, und bezeichnet daher eigentlich das Wohlbefinden und das dadurch beförderte Wachsthum der Pflanzen. — Vegetarier oder Vegetarianer (Vegetarians) nennt sich ein sektenartiger Verein in England, der die Tödtung aller Thiere verbietet, seine Nahrung blos aus dem Pflanzenreiche entnimmt und zur Befriedigung des Durstes nur das Wassertrinken gestattet. Als erster Apostel des Vegetarianismus gilt ein gewisser J. Newton, der in dem Buche «Return to nature, or defence of vegetable regimen» (Lond. 1811) ähnliche Grundsätze aufstellte und das Haupt eines Vereins wurde, der jedoch nicht prosperirte. Die Neubegründung einer Vegetarian-Society erfolgte 1847 zu London, die auch bald Anhänger in Nordamerika und anderwärts fand. Ihre Lehren sind nicht nur in dem von Charles Lane veröffentlichten Programme formulirt, sondern auch in einer Reihe von Büchern (von Alcott, Sylv. Graham, John Smith u. a.) ausführlich dargelegt und vertheidigt worden.

Vegetius Renatus (Flavius) war wahrscheinlich ein Christ und verfaßte um 375 n. Chr. eine «Epitome institutionum rei militaris» in fünf Büchern, welche zwar nur eine Compilation aus frühern Schriften gleichen Inhalts und durch manche Anachronismen und Vertauschungen anderer Art entstellt ist, aber durch Einfachheit der Sprache sich empfiehlt und bei dem Verluste der Quellen, aus denen er schöpfte, für die Kenntniß des röm. Kriegswesens noch immer einen hohen Werth hat. Gute Ausgaben besitzen wir von Scriver (2 Bde., Antw. 1607; auch Leyd. 1644) und Schwebel (Nürnb. 1767); deutsche Uebersetzungen von Meinecke (Halle 1800) und Lipowsky (Sulzb. 1827). — Das unter dem Namen eines gewissen Publius V., auch Veterinarius, bekannte Machwerk über die Thierarzneikunde, «Ars veterinaria sive mulomedicina» in sechs Büchern, ist eine elende Uebersetzung der griech. «Hippiatrika», die ein Mönch des 12. oder 13. Jahrh. gemacht zu haben scheint. Eine Bearbeitung gab Schneider in den «Scriptores rei rusticae» (Bd. 4, Lpz. 1797).

Vehmgerichte, s. Femgerichte.

Vehse (Karl Eduard), deutscher Geschichtschreiber, geb. 18. Dec. 1802 zu Freiberg im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater Floßmeister und Mitglied des Oberhüttenamts-Collegiums und des Stadtraths war, besuchte das dortige Gymnasium, 1819 auf ein Jahr die Bergakademie und ging dann 1820 nach Leipzig, um sich der Jurisprudenz und den Staatswissenschaften zu widmen. Nachdem er 1824 seine Studien zu Göttingen vollendet, erhielt er 1825 eine Anstellung im dresdener Staatsarchiv, erst als Accessist, dann nach seiner Promotion zum Doctor der Rechte 1826 als Secretär, endlich 1833 als Archivar. Doch gab er diese Stellung 1838 freiwillig auf, weil er sich entschlossen, mit dem Separatisten Stephan und dessen Anhange nach Amerika auszuwandern. V. gelangte zwar im Febr. 1839 zu St.-Louis in Missouri an, schiffte sich aber bereits im Dec. 1839 wieder nach Europa ein. Nach der Rückkehr privatisirte er erst zu Dresden, wo er vielbesuchte Vorlesungen über Welt-, Cultur- und Kunstgeschichte hielt, verbrachte dann die J. 1851 und 1852 auf Reisen in Deutschland und der Schweiz, zu Paris und London und nahm seit 1853 seinen Aufenthalt zu Berlin. Wegen einiger compromittirender Personalien, die er in seiner «Geschichte der deutschen Höfe» über einen nahen Verwandten des preuß. Königshauses hatte drucken lassen, wurde er daselbst in einen Preßproceß verwickelt, zu halbjähriger Haft verurtheilt und ihm der fernere Aufenthalt innerhalb des preuß. Staats verboten. Im Aug. 1856 wandte er sich nun nach Sisach bei Basel, wo er im folgenden Jahre das schweiz. Bürgerrecht erhielt. Im Herbst 1857 trat er eine Reise nach Italien an, wo er nacheinander zu Nizza, Genua, Florenz und Rom lebte, bis er im Sommer 1862 nach seiner Heimat Freiberg zurückkehrte. Während der folgenden Jahre fast völlig erblindet, wandte er sich im Nov. 1867 abermals nach Italien und nahm hier seinen Aufenthalt zu Florenz. V.'s literarischer Ruf gründet sich auf die erwähnte «Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation» (48 Bde., Hamb. 1851—58), welche in sechs Sectionen zerfällt. Die erste Section (6 Bde.) umfaßt Preußen, die zweite (11 Bde.) Oesterreich, die dritte (5 Bde.) das Haus Braunschweig, die vierte (5 Bde.) Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen, die fünfte (7 Bde.) das Haus Sachsen, die sechste (14 Bde.) die kleinern deutschen Höfe, die Höfe der mediatisirten Fürsten und die geistlichen Höfe. Dieses bändereiche Werk, das mehrfach übersetzt wurde, trägt im ganzen den Charakter einer fleißigen Compilation und hat deshalb nach vielen Seiten hin Anerkennung gefunden, aber auch mannichfachen Anstoß erregt und den Vorwurf einer zum Theil kritiklosen Benutzung der Quellen auf sich gezogen. Von V.'s übrigen Arbeiten sind noch zu nennen: «Geschichte Kaiser Otto's d. Gr.» (Zittau 1828; 2 Aufl., Lpz. 1865); «Tafeln der

Welt- und Culturgeschichte» (Dresd. 1834); «Vorlesungen über Weltgeschichte» (2 Bde., Dresd. 1842); «Shakspeare als Politiker, Psycholog und Dichter» (2 Bde., Hamb. 1851).

Veilchen (Viola L.) ist der Name einer Gattung ausdauernder Kräuter aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, welche den Typus der nach ihr benannten dikotyleu Familie der Violarieen bildet. Ihre zahlreichen, über die ganze Erde verbreiteten, aber besonders auf der nördl. Halbkugel häufigen Arten besitzen meist einen niedrigen Stengel (selten gar keinen oberirdischen, sondern nur einen unterirdischen), wechselständige Blätter und langgestielte, fünfblätterige Blumen, deren unterstes Blatt hinten in einen Sporn endigt. Die Veilchenarten zerfallen in echte V. und Stiefmütterchen. Bei erstern kommen zweierlei Blüten vor, nämlich die großen gefärbten, welche jedermann kennt, und kleine, unscheinbare, grünliche, die sich in den Achseln der neuen Blätter entwickeln. Nur letztere sind fruchtbar. Verschiedene Veilchenarten werden häufig in Gärten gezogen, theils wegen ihrer schöngefärbten Blüten, wie das dreifarbige V. oder Stiefmütterchen (s. d.), theils wegen ihres angenehmen Geruchs, wie das tief veilchenblau, seltener weiß blühende wohlriechende oder Märzveilchen (V. odorata L.), welches wild auf Grasplätzen in ganz Europa und Nordasien häufig vorkommt. Mehrere andere geruchlose und hellblau blühende Veilchenarten, wie das Hundsveilchen (V. canina L.), das Waldveilchen (V. sylvestris L.) sind bei uns auf Wiesen und in lichten Wäldern gemein. Wegen eines in ihr enthaltenen bittern, brechenerregenden Stoffs (Violin) war ehemals die Wurzel mehrerer Veilchenarten, welche nicht mit der Veilchenwurzel (s. Schwertlilie) zu verwechseln ist, officinell. Heutzutage werden noch die Blumenblätter des wohlriechenden V. zur Bereitung des Veilchensafts und Veilchensirups gebraucht, wobei man dieselben häufig durch die des gemeinen Akelei (Aquilegia vulgaris) ersetzt.

Veilchensteine nennt man auf mit Geröll- und Geschiebmassen bedeckten Kuppen höherer Gebirge, z. B. in Thüringen, auf dem Harz, dem Riesengebirge vorkommende Steine, die infolge eines Ueberzugs von sog. Veilchenmoos im feuchten Zustande einen veilchenartigen Geruch von sich geben. Das Veilchenmoos (Chroolepus Iolithus Agdh., Byssus Iolithus L.), welches von den Botanikern bald zu den Flechten, bald zu den byssusartigen Pilzen gestellt worden ist, nach den neuesten Untersuchungen (von Caspary) aber zu den Algen gehört, besteht aus gegliederten, knorpeligen, verzweigten Fäden und überzieht die Steine in Form eines zarten, krustenartigen, in der Jugend rothbraunen, später gelbgrünen Auflugs. Es pflanzt sich durch Schwärmsporen fort, welche sich in kugeligen Zellen an der Spitze der Zweige entwickeln. Früher war es gegen fieberhafte Hautausschläge als Volksmittel in Gebrauch.

Veilchenwurzel, s. Schwertlilie.

Veile, Hauptstadt eines dän. Amts gleiches Namens, im südöstlichsten Theile Jütlands an der schlesw. Grenze, liegt in einem reizenden, langen und schmalen Thale, das «dänische Paradies» genannt, an der Mündung der Veile-Ån in den Veile-Fjord, einem 3 M. langen, im Norden des Kleinen Belt in das Land einschneidenden Meerbusen, umgeben von hohen, mit Buchenwäldern bestandenen Bergen, von denen Himmelpinden der höchste ist. Die Stadt hat einige Fabriken, einen 10 F. tiefen Winterhafen und zählt über 5000 E., welche Hopfenbau, Fischfang und ganz besonders Handel (auf 32 eigenen) Schiffen treiben. Am 5. Mai 1848 wurde die Stadt von den Schleswig-Holsteinern und nach dem bei dem nahen Orte Gudsö 7. Mai 1849 gelieferten Gefechte derselben gegen die Dänen von den Preußen besetzt, die an diesem Tage unter General Hirschfeld die Dänen unter General Nye bei dem Dorfe Bius, auf der Straße von V. nach Kolding, schlugen. Auch 8. März 1864 fiel hier ein blutiges Gefecht vor, in welchem die Oesterreicher unter Gablenz nach einem Barrikadenkampfe in der Stadt die starkbefestigten nördl. Höhen stürmten und die Dänen in die Flucht trieben, welche nur von der einbrechenden Nacht von dem gänzlichen Untergange gerettet wurden.

Veit (Philipp), ausgezeichneter deutscher Maler, wurde 13. Febr. 1793 zu Berlin geboren. Er war der Sohn einer Tochter Moses Mendelssohn's (s. d.) aus deren erster Ehe mit dem Kaufmann Veit und durch die zweite Ehe derselben Stiefsohn Friedr. Schlegel's. Dieser scheint in ihm den Grund zu der mystischen Richtung gelegt zu haben, welche aus vielen seiner Bilder spricht. Nachdem er in Dresden seine Vorstudien gemacht und am Befreiungskriege theilgenommen, schloß er sich seit 1815 in Rom an die neudeutsch-romantische Schule an und betheiligte sich neben Cornelius, Overbeck und Schadow an ihrem ersten großen Werke, den Fresken zur Geschichte Joseph's in der Casa Bartholdy. Seine Sieben fetten Jahre, ein Bild des fröhlichsten Ueberflusses, gehören zu dem Vorzüglichsten der neuen Schule. Auch der Triumph der Religion in der vaticanischen Galerie und die Scenen aus Dante's Paradies in der Villa

Massimi sowie das große Altarbild in Trinità de' Monti zu Rom, Maria als Himmelskönigin (gestochen von Ufer), erhielten verdiente Bewunderung. 1830 als Director an das Städel'sche Kunstinstitut nach Frankfurt a. M. berufen, dem er bis 1843 vorstand, schuf er eine Reihe von Meisterwerken, welche großentheils auch im Stich oder Steindruck erschienen sind. So der heil. Georg (in der Kirche zu Bensheim), die beiden Marien am Grabe, mehrere Porträts und vorzüglich das große Frescobild im Städel'schen Institut, das Christenthum, welches Bildung und Kunst nach Deutschland bringt, nebst den beiden Nebenbildern Italia und Germania. Dieses Werk zeigt V. in seiner ganzen Bedeutung. Frei von beschränkter Ascese, verband er mit hohem symbolischen Gehalt eine große naive Schönheit des Einzelnen. Stoff und Composition, Gedanken und Darstellung stehen im Gleichgewicht. Außerdem besitzt das Institut noch den «Schild des Achilles», nach Homer restaurirt, zum Beweise, wie frei und unbefangen die Auffassung V.'s trotz seiner religiösen Richtung geblieben ist. Der Ankauf von Lessing's Huß durch die Verwaltung des Instituts entzweite den allzu scrupulösen Künstler mit denselben, und seit 1843 verlegte er sein Atelier nach Sachsenhausen. 1846 vollendete er seine große Darstellung der Himmelfahrt Mariä für den frankfurter Dom, sodann im Auftrage des Königs von Preußen drei Gemälde, die Marien am Grabe, die Parabel von dem barmherzigen Samariter und die ägypt. Finsterniß, welchen er eine originelle, neue Seite abzugewinnen wußte. 1847 lieferte er eine große Zeichnung zu einem für die Chornische des beabsichtigten neuen berliner Doms bestimmten Frescobilde, die Verherrlichung der christl. Kirche in Verbindung mit dem preuß. Herrscherhause enthaltend. Später beschäftigte ihn die 1868 nahezu vollendete Ausschmückung des Westchors vom Dome zu Mainz mit Frescobildern, in denen er seine ganze Großartigkeit und Originalität bewährt hat.

Veit (Moritz), verdienter deutscher Buchhändler, Vetter des vorigen, geb. 12. Sept. 1808 zu Berlin von jüd. Aeltern, erhielt seine Bildung auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium daselbst und widmete sich dann auf der Universität philol., histor. und philos. Studien, bis er 1832 als Dr. philos. promovirte. Außer Böckh, Ritter und Ranmer hörte er besonders Hegel. Durch die Ereignisse des J. 1830 ward er auch der Politik zugeführt. Gegen Ende 1833 errichtete er mit seinem Studiengenossen Lehfeldt unter der Firma Veit und Comp. eine Verlagsbuchhandlung zu Berlin, deren Grundlage der von ihm angekaufte Boike'sche Verlag bildete. Das neue Etablissement nahm rasch einen ungewöhnlichen Aufschwung und erhob sich bald zu einem der angesehensten Deutschlands. Außer den Werken Leop. Schefer's, dem von V. selbst redigirten «Briefwechsel Schiller's mit Körner», der Gesammtausgabe der Werke Fichte's weist der Verlagskatalog eine lange Reihe bedeutender wissenschaftlicher, besonders histor. und philol. Werke auf, wie die von Böckh, Ranke, Droysen, A. Schmidt und andern Gelehrten ersten Ranges (Savigny, Werder, Dove u. s. w.). Auch Joh. Müller's berühmte «Zeitschrift für Anatomie und Physiologie», Adolf Schmidt's «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft» und das «Magazin für die Literatur des Auslandes» (seit 1832) erschienen im V.'schen Verlag. Mit Vorliebe wandte er sich der jüd. Literatur zu. Werke von Zunz, Sachs u. a. erschienen bei ihm. Nach Lehfeldt's Tode trat V. 1858 seine Verlagshandlung an Th. Einhorn in Leipzig ab, welcher dieselbe seitdem unter der bisherigen Firma fortführte. V. starb plötzlich 5. Febr. 1864 zu Berlin. Im Börsenverein der deutschen Buchhändler hatte er seit 1853 erst als Stellvertreter des Vorsitzenden, besonders aber während der J. 1855—61 als erster Vorsitzender eine sehr einflußreiche und nachhaltige Thätigkeit entfaltet. Namentlich erwarb er sich auf dem rechtlichen Gebiete, in den Fragen über geistiges Eigenthum, Verlagsrecht und Preßpolizei, anerkannte Verdienste. An dem Entwurfe eines deutschen Nachdrucksgesetzes, welcher 1855—57 von dem Börsenvereine bearbeitet wurde, hatte V. den wesentlichsten Antheil. Auch gehörte er dem preuß. literarischen Sachverständigenverein an, dessen Gutachten in Nachdrucksangelegenheiten den preuß. Gerichtshöfen maßgebend sind. Als langjähriges Mitglied des Stadtverordnetencollegiums seiner Vaterstadt, zu dessen stellvertretendem Vorsteher er noch im Jan. 1863 erwählt ward, richtete er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das städtische Unterrichtswesen, das er in idealer, humanistischer Richtung zu fördern suchte. Von der Stadt Berlin 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gesandt, trat er hier zu den Führern der altliberalen Partei (Gothanern) in nähere Beziehungen. Diese polit. Haltung, die er auch als Abgeordneter für Trier 1851—52 in der preuß. Ersten Kammer, dann 1858—61 als Vertreter Berlins im Abgeordnetenhause bekundete, war in der Hauptsache die Veranlassung, daß er 1861 in seiner Vaterstadt nicht wieder gewählt wurde. Schon frühzeitig war V. von seinen

Glaubensgenossen zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten herangezogen worden. Er ward Aeltester der berliner israel. Gemeinde und hat die vornehmsten Aemter derselben bis zu seinem Tode bekleidet. V. war ein Mann von echt deutscher Gesinnung, ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung und ausgebreiteten Kenntnissen. Von seinen eigenen literarischen Arbeiten sind, außer verschiedenen kleinern Schriften über polit. Fragen, Nachdruck u. s. w., besonders seine Studien über «Saint-Simon und der Saint-Simonismus» (Lpz. 1834), «Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen» (Lpz. 1847), und seine zahlreichen Beiträge zu dem erwähnten «Magazin für die Literatur des Auslandes» hervorzuheben. Im Mai 1868 ward V.'s Bildniß (von Philipp Veit) den Bildnissen der verdientesten deutschen Buchhändler in der leipziger Buchhändlerbörse zugesellt.

Veitstanz (Chorea St.-Viti) ist eine Krampfform, welche bei vollem Bewußtsein und bei völliger Ungestörtheit der geistigen Functionen auftritt und entweder in selbständigen, unwillkürlichen Bewegungen besteht oder in unwillkürlichen, welche die gewollten begleiten und diese stören. Die krampfhaften Bewegungen sind überdem derart, daß sie das Ansehen des Beabsichtigten besitzen. Die Krankheit beginnt meist allmählich und macht sich dadurch bemerklich, daß die Bewegungen anders ausfallen, als sie beabsichtigt waren; sie erscheinen wie Ungeschicklichkeiten. Später treten die Bewegungen häufiger ein und werden in ihrer Unnatürlichkeit auffälliger. Die Kranken schneiden die mannichfaltigsten Grimassen, drehen den Kopf und den Rumpf, zucken mit den Schultern, werfen die Arme, und auch die Beine führen scheinbar zweckmäßige Bewegungen aus, wenn auch selten und mit geringerer Heftigkeit. Im Bett werden die Kranken umhergeworfen und schlafen wegen der dauernden Unruhe nur schwer ein, liegen aber im Schlafe meist ruhig. Bei langer Dauer und großer Heftigkeit der Krämpfe nimmt auch die Verstimmung überhaupt zu; eigentliche Geistesstörung tritt aber selten auf. Das Athmen, das Schlucken und die Ausleerungen bleiben von der Krankheit unberührt. Die Krankheit tritt in den verschiedensten Graden auf, häufig in leichten Formen (kleiner V.), selten in sehr schweren (großer V.). Ihre Dauer beträgt in der Regel 6—8 Wochen und erstreckt sich höchst selten, in schwächerer Weise, über das ganze Leben. Ein tödlicher Ausgang tritt nur ausnahmsweise ein. Am häufigsten ist der V. bei weiblichen Individuen, und zwar tritt er vorzugsweise zur Zeit der zweiten Zahnung und des Eintritts der Geschlechtsreife ein, nicht selten bei derselben Person, woher der Glaube rührt, daß der V. alle 7 Jahre wiederkehre. Als Ursachen werden aufgeführt: Gemüthserschütterungen (Schreck), Reizung des Darms durch Würmer, Onanie, Schwangerschaft, Blutarmuth. Auch durch Nachahmung soll V. entstehen. Die Behandlung der Krankheit beschränkt sich fast nur auf Verhütung vor Verletzungen, obwol die mannichfaltigsten Mittel dagegen empfohlen sind.

Veji, eine der zwölf Bundesstädte des alten Etrurien, tritt in der Geschichte Roms von dessen Anfängen an als bedeutender Gegner desselben auf. Nur $2\frac{1}{2}$ M. nördlich von Rom entfernt, einer günstigen, leicht zu befestigenden Lage auf einem Tuffelsen an der Cremera sich erfreuend, war V. vor allem dazu bestimmt, die Feindschaft der Etrusker gegen die neu aufkommende latinische Macht durchzukämpfen. So findet man denn von Romulus an die Vejenter zu allen Zeiten mit Rom im Kampfe, dessen einzelne Züge, wie sie die Tradition gibt, weder alle historisch, noch immer von der Bedeutung waren, in der sie erscheinen. Vielmehr mag sich die Mehrzahl auf nachbarliche Ueberfälle von kurzer Dauer beschränkt haben. Unter den Kämpfen gegen die Republik, deren erster der Wiedereinsetzung der Tarquinier gegolten haben soll, war von hervorragender Bedeutung der Krieg von 485—474 v. Chr., in welchem 477 die 306 Fabier, die mit ihren Clienten auszogen, um von einem befestigten Lager an der Cremera aus den Krieg für die Republik zu führen, niedergemacht wurden, und der mit einem 40jährigen Waffenstillstande endigte; ferner der Krieg von 428 gegen den vejentischen König Tolumnius und die mit diesem verbündeten Fidenaten, der 425 mit einem 20jährigen Waffenstillstand abgeschlossen wurde; endlich nach dessen Ablauf der letzte Krieg 405—396, in dem zum ersten mal die röm. Heere im Winter im Felde blieben, und der nach 10jähriger Belagerung der Stadt mit deren Eroberung durch Camillus endigte. Von da an blieb der Ort öde bis auf Julius Cäsar, der Veteranen dort ansiedelte. Unter Augustus erscheint V. als Municipium und wird noch im 4. Jahrh. genannt. Gegenwärtig sind noch bedeutende Ueberreste der Ummauerung des alten V. sowie auch der cäsarisch-augusteischen Ansiedelung bei Isola di Farnese vorhanden.

Velasquez de Silva (Don Diego), span. Maler, geb. zu Sevilla 1599, nahm sich bei seinen künstlerischen Studien die Natur zum Muster, die er treu copirte, und malte zuerst besonders Bambocciaden und geringere Gegenstände nach der Natur. Dann studirte er die Werke

der Blämünger und Italiener und reiste deshalb 1622 nach Madrid, wo er später Hofmaler wurde. Als Rubens nach Madrid kam, erwarb er sich dessen Freundschaft. Unterstützt vom Hofe, reiste er 1629 nach Italien, und hier studirte er namentlich die Werke der Venetianer, Rafael's und Michel Angelo's und machte bedeutende Fortschritte in der Zeichnung und im Colorit. 1631 kehrte er nach Madrid zurück. Um alles zur Errichtung einer Akademie der zeichnenden Künste Erforderliche zu veranstalten, reiste er 1648 zum zweiten mal nach Italien und kaufte hier viele Gemälde, Statuen und Büsten. 1651 kehrte er wieder nach Spanien zurück, wo er die königl. Familie in einem Bilde, das unter dem Namen «Die Familie» bekannt ist, so trefflich darstellte, daß ihn der König 1658 in den Ritterstand erhob. V. starb zu Madrid 7. Aug. 1660. Unter seinen frühern Bildern ist der alte Wasserträger (Aguador), jetzt im Palaste zu Madrid, berühmt. Unter seinen spätern sind zu erwähnen (außer vielen Porträts fürstl. Personen, z. B. Philipp's IV.) die Brüder Joseph's, Hiob, Moses, der aus dem Nil gezogen wird, Lot und seine Töchter und mehrere Darstellungen aus dem gemeinen Leben, z. B. die Spinnerinnen, der Berauschte, der span. Hirt, das herrliche Bild eines Mannes mit einem Zwickbarte und einem Blatt Papier in der Hand (in der dresdener Galerie) u. s. w. Mit Recht rühmt man die wunderbar naturgetreue und dennoch im Stil gewaltige Auffassung seiner Porträts, die Schönheit und Energie seiner histor. und genrehaften Gestalten und im einzelnen vorzüglich die Behandlung der Lichter und Schatten und der Luftperspective.

Velde (Adrian van der), holländ. Maler, geb. zu Amsterdam 1639, war ein Schüler des Jan Wynants und bildete sich schnell zu einem der ersten Landschaftsmaler, starb aber schon 1672. Vor allem trefflich sind seine Hirtenstücke. Warmes Colorit, freundliche Beleuchtung, durch die Bäume hindurchschimmernde Luft, gute Zeichnung und natürliche Färbung der Figuren und Thiere sind seine Hauptverdienste. Auch malte er für viele berühmte Maler die Figuren in deren Landschaften. Ueberdies arbeitete er einige histor. Bilder von großem Umfange, wie z. B. die Kreuzabnahme. Seine Werke sind in verschiedenen Galerien zerstreut. Seine Zeichnungen und radirten Blätter gehören zu den schönsten Erzeugnissen der holländ. Schule. — Andere berühmte Meister dieses Namens waren: Jesais van der V., geb. zu Leyden 1597, der besonders durch seine Darstellungen von Gefechten, räuberischen Anfällen bekannt ist, und dessen Bruder Jan van der V., geb. zu Leyden 1599, der ein guter Landschaftsmaler war und gleich seinem Bruder sich als Kupferstecher auszeichnete. — Wilhelm van der V., der Aeltere, ein berühmter Marinemaler und Marinezeichner, geb. zu Leyden 1610, stand in Diensten Karl's II. und Jakob's I. von England und starb zu London 1693. — Des letztern Sohn, Wilhelm van der V., der Jüngere, geb. zu Amsterdam 1633, war einer der größten und, wo es ruhige Seen gilt, vielleicht der größte Marinemaler, der je gelebt hat. Nachdem er bereits in Holland sehr viel gemalt hatte, folgte er 1677 dem Rufe Karl's II. nach England, der ihm eine jährliche Pension aussetzte. Er starb zu London 6. April 1707. Seine Gemälde und Zeichnungen gehören zu den schönsten und kostbarsten Kleinodien der Kunst.

Velde (Franz Karl van der), ein zu seiner Zeit beliebter deutscher Erzähler, geb. zu Breslau 27. Sept. 1779, erhielt seine Bildung daselbst auf dem Magdalenen- und Friedrichsgymnasium. Von 1797 an studirte er zu Frankfurt a. d. O. die Rechte, dann wurde er Auscultator, 1804 Stadtgerichtsdirector zu Winzig, 1814 Assessor bei dem Stadtgerichte in Breslau, welche Stelle er wegen Krankheit niederlegte, und 1818 Stadtrichter in Zobten. Im April 1823 kehrte er als Justizcommissar nach Breslau zurück, wo er 6. April 1824 starb. Bereits seit 1809 erschienen von ihm in Zeitschriften Gedichte und kleine Erzählungen; auch arbeitete er für das Theater, unter anderm «Die böhm. Amazonen». Mit größern Erzählungen trat er seit 1817 zuerst in der «Abendzeitung» hervor. Die erste Sammlung seiner Erzählungen sind die «Erzstufen» (3 Bde.). Diesen folgten, außer vielen andern: «Die Eroberung von Mexico», «Die Lichtensteiner», «Arwed Gyllenstierna», «Der böhm. Mägdekrieg», «Christine und ihr Hof» und «Die Gesandtschaftsreise nach China». Man hat V. nicht mit Recht den deutschen Walter Scott genannt. Abgesehen von der künstlerischen Ueberlegenheit des Schotten, ist bei diesem der Roman größtentheils nur Nebensache, bei V. Hauptzweck. Jener benutzte romantische Lebensverhältnisse zur Belebung seiner Zeitgemälde; dieser brauchte das Zeitbild nur als Hintergrund, um seine erdichteten Personen und deren romantische Verhältnisse in ein bedeutsames Licht zu stellen. V. sammelte den Stoff zu seinen Romanen kaum zur Hälfte im Vaterlande. Bei den übrigen, deren Schauplatz fast auf der ganzen Erde zerstreut ist, wußte er die Localfarben mit ziemlicher Treue wiederzugeben, Denk- und Handlungsweise in den gewählten Ort- und Zeitverhältnissen künstlerisch auszumalen und seine Charaktere gut zu individualisiren.

Doch haben ſeine Romane alle nur ein ſtoffliches Intereſſe und deshalb keinen tiefern Werth. Seine «Sämmtlichen Werke» gaben Böttiger und Theodor Hell (mit Biographie, 25 Bde., Dresd. 1824—26, und 27 Bde., 1830—32) heraus.

Veldeken, ſ. Heinrich vom Veldeken.

Velēda hieß eine prieſterliche Jungfrau aus dem german. Volke der Bructerer. Ihr Name, der dem altnordiſchen vild entſpricht und ſoviel bedeutet als Wohlwollen oder Gnade, iſt wol als Ehrenname zu faſſen. Gleich der ältern Albruna, der wenig ſpätern ſemnoniſchen Gauna und der Gambara der longobard. Sage übte ſie eine auf Weiſſagung gegründete polit. Macht und genoß eine faſt göttliche Verehrung. Ihr Anſehen aber war begründet worden, als ihre Weiſſagung eintraf, die dem Bataver Civilis bei ſeinem Aufſtande gegen die Römer Glück verheißen hatte. Der weitere Verlauf dieſer Kämpfe ward weſentlich durch ihre Mitwirkung bedingt, wie auch bei dem Vertrage, den die Ubier von Köln mit den Tencterern ſchloſſen, beide Theile dem Urtheile des Civilis und der V. ſich unterwarfen. Von ihren weitern Schickſalen weiß man nur, daß zufolge der ungünſtigen Wendung, welche der Aufſtand des Civilis ſchließlich nahm, die Bataver ihrer Herrſchaft überdrüſſig wurden, und daß ſie ſich zur Zeit des Kaiſers Veſpaſian, wahrſcheinlich als Gefangene, zu Rom befand.

Veliten (Volites) hießen in der Kriegsordnung der röm. Republik die der Legion beigegebenen 1200 Mann leichter Plänklertruppen. Sie wurden in der Schlachtordnung in Abtheilungen von je 20 Mann den einzelnen Manipeln der Legion beigegeben, fürs Plänkeln aber darauf eingeübt, ſich hinter dem Reiter aufs Pferd zu ſchwingen und ſo mit dieſem dem Feind in die Nähe zu kommen. Ihre Bewaffnung beſtand in einem ſpan. Schwert, ledernem Helm, ſieben 4 F. langen Wurfſpießen mit dünner eiſerner Spitze und kleinem rundem Schild (parma). Die Formation dieſer Truppe trat 213 v. Chr. während der Belagerung von Capua an die Stelle der ältern Rorarii; ſie verſchwand wieder mit der Umänderung der röm. Heeresordnung durch Marius. Unter Napoleon wurden bei den franz. Infanterieregimentern auch leichte Compagnien eingeführt, die den Namen V. erhielten.

Vellejus Paterculus (Marius), röm. Geſchichtſchreiber aus der Zeit des Kaiſers Tiberius, Sohn eines Reiteroberſten des Auguſtus, diente ſelbſt in derſelben Eigenſchaft unter Tiberius und begleitete dieſen auf den Feldzügen in Germanien und Pannonien. Nach ſeiner Rückkehr wurde er in Rom Prätor; ſeine weitern Schickſale ſind unbekannt. Die «Historiae Romanae» des V. in zwei Büchern ſind ein kurzer Abriß der röm. Geſchichte von der Ankunft des Aeneas in Italien bis zum J. 30 n. Chr. Im erſten Buche ſind die Geſchichten ſehr kurz gefaßt, überdies auch nur fragmentariſch erhalten. Im zweiten Buche, wo der Verfaſſer näherliegende Zeiten behandelt, wird das Werk ausführlicher und iſt daher, trotz dem durch die Stellung des V. gegebenen höfiſchen Charakter, eine wichtige Quelle. Am Ende des erſten Buchs findet ſich auch ein Abriß der Literaturgeſchichte. V. iſt weder im hiſtor. Urtheil noch in der hiſtor. Kunſt ein Meiſter. Sein Stil iſt ziemlich rein. Zur Wahl mancher geſuchter Ausdrücke war er ebenſowol durch das in der Anlage begründete Streben nach Kürze wie durch die Art ſeiner Zeit veranlaßt. In der Literaturgeſchichte zählt V. als der Anfänger der ſilbernen Latinität. Die einzige Handſchrift, die unſere Quelle für V. bildet, im Kloſter Murbach im Elſaß entdeckt, iſt jetzt verloren und exiſtirt für uns nur noch in der nach ihr gemachten Ausgabe des Rhenanus (Baſ. 1520). Neuere Ausgaben beſorgten Kritz (Lpz. 1848) und Haaſe (2 Aufl., Lpz. 1858). Ueberſetzungen lieferten Götte (Stuttg. 1833) und Eyſſenhardt (Stuttg. 1865).

Velletri, eine Stadt im Kirchenſtaate mit etwa 13000 E., an der Appiſchen Straße und an der Eiſenbahn von Rom nach Neapel gelegen, iſt der Hauptort der gleichnamigen Provinz und Sitz des Biſchofs von Oſtia-Velletri, welcher ſtets die Würde des Cardinaldekan bekleidet, und einer Delegation. Veliträ, wie es im Alterthume hieß, war eine der wichtigſten Städte der Volsker, deren Bergland hier beginnt; nach dem Sturze des Latinerbundes verlor ſie ihre Unabhängigkeit. In den letzten Zeiten des Römerreichs hatte ſie in den Gothen- und Longobardenkriegen viel zu leiden. Dann kam ſie unter die Herrſchaft der tusculaniſchen Grafen und endlich unmittelbar unter die der Päpſte. 1744 fiel hier das Gefecht vor, in welchem König Karl III. die Kaiſerlichen ſchlug, und welches Neapels Schickſal zu Gunſten des Hauſes Bourbon entſchied. Auch ſchlugen hier die röm. Republikaner unter Garibaldi 19. März 1849 die Neapolitaner. Die Stadt hat außer der Domkirche San-Clemente, dem Palazzo publico und Palazzo Lancellotti wenig Bedeutendes. Das Muſeum im Palaſte Borgia iſt theils nach Rom, theils nach Neapel gekommen. In der Umgegend wachſen viel Wein und Oliven.

Velpel heißt der ſammtartige Seidenſtoff, deſſen man ſich hauptſächlich zum Ueberziehen

der gegenwärtig allgemein gebräuchlichen seidenen Männerhütte bedient. Vom eigentlichen Sammt und vom Plüsch (s. d.) unterscheidet sich der B. durch größere Länge des Haars, welches deshalb auch nicht aufrecht steht, sondern nach dem Striche niedergelegt ist. Geringere Sorten B. haben ein Grundgewebe von Baumwolle und nur die Pole (das Haarige) von Seide.

Velthem (Johann), Velten, häufig auch Veltheim genannt, war der erste, der um 1670 in Deutschland eine Schauspielergesellschaft von Bedeutung begründete, die Einfluß auf die Kunst gewann. Er stammte aus Halle in Sachsen, hatte in Leipzig studirt und seinen theatralischen Verein statt der frühern Handwerksschauspieler aus Studenten zusammengesetzt. V. brachte Molière auf die Bühne und soll 1694 dessen erste Uebersetzung besorgt haben. Er bereiste Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt und Leipzig und brachte die damals noch so verachtete Kunst in Achtung. Sein Name hat sich darum in der theatergeschichtlichen Literatur in einem gewissen Glanze erhalten und ist selbst im Auslande bekannt geworden.

Veltlin, ital. la Val Tellina, heißt eine an der obern Adda gelegene ital. Landschaft. Im weitern Sinne versteht man darunter die drei Landschaften Chiavenna (Cleven), Val Tellina und Bormio, von denen erstere im Westen und letztere im Nordosten des eigentlichen V. gelegen sind. Alle drei Landschaften machten im Mittelalter einen Theil der Lombardei aus und fielen dann unter die Herrschaft der Herzoge von Mailand; 1512 wurden sie von den letztern an Graubündten abgetreten und von diesem als Unterthanenland verwaltet. Im Dreißigjährigen Kriege erlangte das V. einige militärische und polit. Wichtigkeit durch die Versuche des Hauses Oesterreich, welches damals über Spanien und Mailand regierte, sich durch Besitznahme dieses Landstrichs eine nähere Verbindung zwischen Mailand und den österr. deutschen Erblanden zu verschaffen. Frankreich fand es aber seiner Politik gemäß, sich der Graubündtner anzunehmen, und diese behaupteten sich im Besitz des Landes. 1797 kündigte das V. der Republik Graubündten den Gehorsam auf und wurde 8. Oct. von Bonaparte der Cisalpinischen Republik (s. d.) einverleibt. Seit 1804 bildete es als Depart. Adda einen Theil des Königreichs Italien, seit 1814 aber als Delegation Sondrio einen Theil des Lombardisch-Venetianischen Königreichs unter österr. Herrschaft. Seit 1859 gehört es dem Königreich Italien an. Die gegenwärtige Provinz Sondrio umfaßt die frühere Delegation dieses Namens unverändert, zählt auf 59 1/5 Q.-M. 106040 E. (Ende 1861) und hat zur Hauptstadt Sondrio (s. d.), deutsch Sonders. Das Land ist von hohen Gebirgen (im N. von den Berninaalpen, im O. von den Ortlesalpen, im S. von den Bergamasker- oder Veltlineralpen, mit dem 9375 F. hohen Redorta) eingeschlossen, auf denen treffliches Vieh gezogen wird, das man, nebst Honig, Holz, Wein, Seide, Marmor und Eisen, ausführt. Die Thalgründe der Adda und Maira sowie die Vorhügel sind ungemein fruchtbar, und die darin gezogenen Weine haben vorzüglichen Ruf. Die untern Gegenden des Landes gegen den Comersee zu werden als ungesund betrachtet. Beachtenswerth sind die zwei bewundernswürdigen Straßenzüge über den Spliigen (s. d.) und das Stilfser Joch (s. d.), die höchste fahrbare Straße in Europa; ferner die prachtvollen Wasserfälle im St.-Jakobsthal; der über 8000 F. hohe Monte-Legnone in der Nähe des Comersees und der Ortlesspitz an der Grenze Tirols. Von Ortschaften sind außer der Hauptstadt bemerkenswerth: Chiavenna (s. d.), Bormio (s. d.), dann unterhalb des letztern im Addathale das Dorf Grossotto, Stammort des Ritters Robustelli, des entsetzlichen Führers der fanatischen Banditenhorden, welche 19. Juli 1620 den Veltliner Mord, die Bartholomäusnacht dieses Thales, vollführten; Tirano, nahe der Mündung des Puschlaver oder Poschiavothals, mit 2640 E., alten Palästen der Visconti, Pallavicini u. s. w., sowie mit einem sehr großen Platze, auf welchem eine bedeutende Messe stattfindet; Villa di Tirano mit 2089 E., Teglio mit 2723 E., früher lange Zeit Hauptort des V., welches von ihm seinen Namen hat; Morbegno, wegen seiner schädlichen Luft so genannt, mit 2400 E., nach dem Veltliner Mord Hauptsitz der Inquisition. Vgl. Romegialli, «Storia della Valtellina» (Sondrio 1834).

Venaissin (Le comitat Venaissin), eine ehemalige Grafschaft im franz. Depart. Vaucluse (s. d.) in der Provence, gehörte seit 1273, wie seit 1348 das anstoßende Gebiet von Avignon (s. d.), dem Papste, der sie, nachdem die Könige von Frankreich sie zu wiederholten malen, 1662, 1688 und 1768—74, eingezogen hatten, bis zur Revolution, in welcher sie 14. Sept. 1791 für immer mit Frankreich vereinigt wurde, behielt und durch Rectoren regieren ließ. Sie hat ihren Namen von dem Städtchen Venasque, welches ursprünglich, wie später Carpentras, Hauptstadt und Bischofssitz war, und zerfiel in die drei Gerichtsbarkeiten Carpentras, L'Isle und Valréas.

Vendée, ein franz. Departement, ungefähr das alte Niederpoitou umfassend, vom Atlantischen Meere im W. begrenzt, und nach der nur 10 M. langen Vendée, einem Zuflusse

der Sèvre-Niortaise, benannt, zählt (1866) auf 121,47 Q.-M. 404473 E. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements Napoléon-Vendée, Fontenay-le-Comte und Sables-d'Olonne, umfaßt in 30 Cantonen 298 Gemeinden und hat zur Hauptstadt Napoléon-Vendée, früher Bourbon-Vendée. (S. Bourbon). Die bedeutendsten Flüsse des Landes sind die Sèvre-Nantaise an der Nordost-, die Sèvre-Niortaise an der Südgrenze und der 14 M. lange, 3 M. weit schiffbare Lay zwischen beiden. Die V. theilt sich in drei verschiedene Terrainabschnitte: 1) Le-Marais (Moraſtland) an der Seeküſte im Westen, theils mit Sümpfen und Moräſten bedeckt, die zur Gewinnung von Seesalz benutzt werden, theils sandig, aber durch Kunst (Kanäle) und Fleiß in gutes Weide- und fruchtbares Ackerland umgewandelt, gut bebaut und ergiebig an Hanf, Getreide, Gemüsen und selbst guten Weinen; 2) Le-Bocage (Buschland) im Norden, mit sehr unebenem, zerschnittenem Terrain, von seinen zahlreichen Gruppen von Gehölzen benannt, noch vor einem halben Jahrhundert ein unfruchtbares Heideland, jetzt durch Benutzung der zahlreichen Bäche und Flüßchen größtentheils urbar gemacht und Obst, Gemüse und ziemlich guten Wein liefernd; 3) La-Plaine (die Ebene) im Süden, das reichste Gebiet und zu jeder Cultur geeignet, Getreide aller Art, aber nur sehr mittelmäßigen Wein producirend. Waldung hat die V. unter allen Departements am wenigsten. Von mineralischen Producten sind wichtig die Steinkohlenlager von Chantonnay und Bouvant. Auch besitzt das Land Eisen, Blei, Antimonium, verschiedene schöne Granitarten, hydraulischen Kalk, Mühlsteine, die Pelochères genannten Steine, die zu Sinsen u. s. w. verarbeitet werden, die zu Bijouteriewaaren benutzten Pierres de Chamberteaud oder Diamants de la V., Töpferthon, Torf und mehrere eisenhaltige Quellen. Die Bevölkerung lebt größtentheils in einzelnen Weilern zerstreut, beschäftigt sich theils mit Feldbau und Zucht von Schlachtvieh, das nach Paris ausgeführt wird, theils mit Salzgewinnung (jährlich 220000 metrische Ctr. im Werthe von 410000 Frs.) und mit Fischfang, geringentheils mit Bergbau. Der franz. Handelsmarine liefert die V. viele Matrosen. Die Industrie ist unerheblich und beschränkt sich auf Verwandlung des Seegrases in Pottasche, die Fabrikation von Hausleinwand, Segeltuch, Seilerwaaren, groben Wollstoffen, Papier, Glas und Töpferwaaren, auf Unterhaltung von Spinnereien, zahlreichen Wind- und Wassermühlen, Gerbereien, Brauereien, Ziegelbrennereien und Kalköfen. Außer der Hauptstadt sind bemerkenswerth die Städte Fontenay-le-Comte, an der hier schiffbaren Vendée und an der Eisenbahn, mit 7971 E. (1861), einem kaiserl. Gestüte und einiger Industrie, und Sables-d'Olonne, Kriegsplatz und wichtigster Hafen zwischen der Loire- und Garonnemündung, mit einer Hydrographischen Schule und 6796 E., welche Schiffbau, Fischerei und Küstenhandel treiben. Auch gehören zum Departement die Inseln Noirmoutier, Ile-Dieu oder Ile-d'Yeu und Bouin mit je 6248, 3062 und 2844 E., die hauptsächlich von Fischerei, Austernfang, Salz- und Pottaschegewinnung und Küstenhandel leben.

Die V. ist geschichtlich berühmt durch die Bürgerkriege, welche sich seit der Französischen Revolution an ihren Namen knüpfen. In diesem Sinne aber versteht man unter V. nicht blos das Departement, sondern jenen ganzen, in seinen Verhältnissen sich gleichen Küstenstrich Frankreichs und rechnet demnach dazu den größern Theil des alten Poitou und einen Theil von Anjou und von der Bretagne. Diese Landstrecke umfaßt ungefähr 400 Q.-M. und wird in einer Ausdehnung von 45 St. vom Meere bespült. Außer vielen kleinen Flüssen mündet in dem Bereiche auch die Loire. Wie im Departement V., so lebt die Bevölkerung der ganzen Küste in einzelnen Weilern, deren Gehöfte und Felder mit Gräben und Hecken umschlossen sind. Die Beschaffenheit des Landes hat den Bewohnern einen unabhängigen, wilden Charakter aufgedrückt und Industrie und Bildung fern gehalten. Die sociale Kluft, welche in Frankreich vor 1789 den Dritten Stand von Adel und Klerus trennte, bestand hier nicht. Vielmehr bildete die V. mit ihrer celt. Bevölkerung, ihren religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen, ihrem Mangel an städtischer Cultur einen sehr scharfen Gegensatz gegen die meisten übrigen franz. Gebiete. Der Ausbruch der Revolution fand darum hier den Anklang nicht wie anderwärts, und Adel und Klerus blieben populär. Die polit. Neugestaltung erschien dem Volke als Fremdes, und die bürgerliche Constitution des Klerus galt als ein Abfall vom Glauben. Schon 1790 war das Land in Gärung, und die Streifzüge der Chouans (s. d.) bildeten die Vorboten eines allgemeinen Aufstandes. Die Maßregeln gegen die Geistlichen, der Umsturz des Königthums und die Hinrichtung Ludwig's XVI. steigerten die Erbitterung. Es war alles zu einer Massenerhebung vorbereitet, als 18. März 1793 eine große Rekrutenaushebung, die stattfinden sollte, den Anstoß zur Insurrection gab. Zu St.-Florent wählten die Insurgenten Cathelineau (s. d.), in Niederpoitou Charette (s. d.) zu ihrem Führer. Ehe ein Monat verging, zeigten sich in allen Gegenden Insurgentenhaufen, unter

Stofflet, Elbée und andern Führern, welche die einzelnen republikaniſchen Corps bekämpften. Mehrere Niederlagen nöthigten die Vendéer in der Mitte Mai, ſich unweit Bourbon-V. zu concentriren. Hier trat Henri de Larochejacquelein (ſ. d.) unter ſie, der im Verein mit andern der Inſurrection durch die Siege bei Fontenay (24. Mai), bei Thouars, bei Saumur (13. Juni) einen größern Aufſchwung gab. Man hatte, namentlich bei Fontenoy, viele Gewehre, gegen 50 Kononen und große Summen Geldes erbeutet und konnte ſich nun förmlich bewaffnen. Auch machte mon jetzt Saumur zum Centrum der Operationen, ſetzte einen Leitungsrath ein und wählte Cathelineau zum Oberanführer. Die verſprochene Unterſtützung Englands blieb jedoch aus, und um ſich mehr Hülfsquellen zu eröffnen, ging die Armee der Vendéer über die Loire und unternahm 20. Juni 1793 einen Angriff auf Nantes, der ſo unglücklich ausfiel, doß ſie ſich faſt ganz zerſtreuen mußten. Während ſo die Inſurrection von ſelbſt zu erlöſchen ſchien, beſchloß der Convent, den Aufſtand mit Energie zu unterdrücken. Zwei große Armeen, die eine von Larochelle, die andere von Breſt aus, ſollten die Küſte umſchlingen. Außerdem ließ der Convent die berühmte Garniſon von Mainz auf den Schauplatz des Bürgerkriegs verſetzen. Dagegen trafen auch die Vendéer neue Anſtalten, rüſteten ein Heer und ſogar eine Reiterei und behaupteten, zum Theil durch den Zwieſpalt und die Unfähigkeit der republikoniſchen Führer, das Uebergewicht. Der Convent verdoppelte ſeine Anſtrengungen und ließ den Krieg mit allen Mitteln der Zerſtörung führen. Erſt allmählich gelang es, mit Uebermacht die Aufſtändiſchen zu erdrücken. Die brit. Flotte vermochte nicht zu landen, und Larochejacquelein's Zug noch der Küſte, wo er die Hülfe erwarten wollte, ſchlug den Vendéern ſchwere Wunden. Auf dem Rückzuge ſiegte er zwar in dem blutigen Gefecht bei Dol; aber 12. Dec. wurde er unweit Mans von Weſtermann und Marceau angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr zurückgeworfen. Gegen 10000 gefangene Vendéer, von jedem Alter und Geſchlecht, mußten zu Mons ſterben. Am 15. Dec. erreichte Weſtermann abermals die Reſte des Inſurgentenheeres, das in Unordnung der Loire zueilte. Die Unglücklichen gelongten noch bis Savenay, wo ſie 23. Dec. 1793 den Republikonern vollends erlagen. Die Gefangenen, Männer, Weiber, Kinder, ſchaffte mon nach Nantes, und hier ließ ſie Carrier (ſ. d.) in Maſſe durch Kartätſchen niederſchmettern und erſäufen. Doch blied noch immer Charette übrig, der ſein Corps wieder verſtärkte und dieſſeit der Loire den Republikanern harte Schläge verſetzte. Der Convent ſchien jetzt das Land veröden zu wollen. Die «infernalen Colonnen» des Obergenerals Turreau hätten aber ſchwerlich den Widerſtand beſiegt, wäre nicht, zumal ſeit Larochejacquelein's Tode (28. Jan. 1794), die Uneinigkeit unter den Royaliſten ſelbſt zu Hülfe gekommen. Im Mai ward Turreau abgerufen, und ſeine Nachfolger ſchlugen ein milderes Syſtem ein, dos namentlich nach Robespierre's Sturze auch vom Convent angenommen ward. Auf Carnot's Vorſchlag wurde 2. Dec. 1794 eine Proclamation erlaſſen, welche den Vendéern Frieden und Verzeihung anbot. Zugleich traten die Conventsobgeordneten mit den Häuptern des Aufſtandes in Unterhandlung und bewogen 15. Febr. 1795 Charette zu La-Jaunaye zu einem Vertrage, dem 2. Mai Stofflet und andere beitraten. Als im Juni 1795 eine brit. Flotte das franz. Emigrantenheer zu Quiberon (ſ. d.) ans Land ſetzte, begaun jedoch Charette ouſs neue den Krieg. Die Uneinigkeit der Inſurgentenführer, das Schickſol der Emigrontenexpedition und die Moßregeln Hoche's (ſ. d.) ließen indeß die Schilderhebung nicht aufkommen. Hoche überzog das Land mit einem Netze von Truppen, zerſprengte die Haufen, verſchonte den gemeinen Mann, verfolgte aber die Anführer. Chorette und Stofflet wurden im Frühjahr 1796 gefongen und erſchoſſen. Der Aufſtand drohte ſeitdem mehrmals wieder auszubrechen; die Politik Hoche's nnd ſpäter der eiſerne Arm Bonaparte's machten ober einen Verſuch im großen unmöglich. Eine völlige Unterwerfung der V. kam erſt durch den Erſten Conſul im Jan. und Febr. 1800 zu Stande. Wiewol der Landſtrich, auf welchem der Bürgerkrieg gewüthet, nur den 40. Theil Frankreichs betrug, waren doch mehr als 150000 Einwohner umgekommen. Trotz des Friedens behandelte Napoleon die V. immer mit Mistrauen. Schon nach dem Ausgange des ruſſ. Feldzugs von 1812 verweigerten die Vendéer Abgaben und Rekruten, und im Feldzuge von 1814 erhoben ſich 80000 Bouern, gingen ober nach Nopoleon's Addankung auseinander. Während der Hundert Toge griffen die Vendéer abermals zu den Waffen. Napoleon ſchickte den Generol Lamarque gegen ſie, der die Ruhe in dem Augendlicke völlig herſtellte, als die Kaiſerherrſchaft durch die Schlacht von Waterloo zum zweiten mal zuſammenſank. Die Bourbons überhäuften die Häupter der Inſurrection mit Gnaden, Würden und Aemtern. Nach der Julirevolution von 1830 erhob ſich unter dem Adel der V. eine zohlreiche Portei, welche dos Land zu Gunſten der alten Dynoſtie wieder in Aufſtand zu verſetzen ſuchte. Im April 1832 ſchlich ſich ſogar die Herzogin von Berri (ſ. d.) in dos Land

ein, um einer Inſurrection Nachdruck zu geben. Es flammte auch an verſchiedenen Punkten der Aufruhr empor und von den Banden wurden ſchreckliche Greuel verübt. Allein die Gefangennahme und die Erklärung der Herzogin, daß ſie ſchwanger ſei, dämpften den Enthuſiasmus der Führer und brachten das Volk zur Beſinnung. Die Regierung begann ſeitdem die Ausführung des von Napoleon angefangenen Straßennetzes und ſuchte nicht ohne Erfolg die Bevölkerung durch Civiliſirung an die allgemeine Ordnung zu feſſeln. Vgl. Beauchamp, «Histoire de la guerre de la Vendée et des Chouans» (4 Bde., Par. 1807); «La guerre des Vendéens et des Chouans contre la république française» (6 Bde., Par. 1824—27); Cretineau-Joly, «Histoire de la Vendée militaire» (Par. 1840); außerdem die Memoiren Turreau's, Banchamp's, der Marquiſe von Larochejacquelein und der Frau von Sapinaud.

Vendémiaire, d. h. Weinmonat, hieß im Kalender (ſ. d.) der franz. Republik die Zeit vom 23. Sept. bis 21. Oct. Merkwürdig iſt in der Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution der 13. Vendémiaire des J. IV. (5. Oct. 1795) durch den Aufſtand der pariſer Sectianen oder der Nationalgarde gegen den Nationalconvent. (S. Frankreich.)

Vendôme, eine alte Grafſchaft in Frankreich, die von der gleichbenannten Stadt im Depart. Loir-Cher den Namen empfing und von Franz I. zu Gunſten Karl's von Bourbon zum Pairieherzogthum erhoben wurde. Als Heinrich IV., der Enkel dieſes Bourbon, den franz. Thron beſtieg, vereinigte er V. mit der Krone, gab es aber nachher einem ſeiner natürlichen Söhne, der hiermit der Stifter des Hauſes V. wurde. — Cäſar, Herzog von V., älteſter Sohn Heinrich's IV. aus dem Umgange mit Gabrielle d'Eſtrées (ſ. d.), wurde im Juni 1594 geboren. Solange der König keinen ehelichen Sohn beſaß, zeichnete er den Knaben aus, und im Alter von vier Jahren verlobte man den Baſtard mit der Erbtochter des reichen Herzogs von Mercoeur, der dem künftigen Schwiegerſohne zugleich das Gouvernement von Bretagne abtrat. V. rechtfertigte ſpäter die Erwartungen nicht, die man als Kind von ihm hegte. Während der Minderjährigkeit ſeines Halbbruders, Ludwig's XIII., ließ er ſich in die Intriguen des Hofs ein, ſodaß man ihn wiederholt feſtnehmen mußte. 1626 verwickelte er ſich in das gegen Richelieu gerichtete Complot von Chalais und wurde deshalb mit ſeinem Bruder Alexander, der Großprior des Malteſerordens in Frankreich war, nach Vincennes geſetzt. Als ſein Bruder 1629 daſelbſt geſtorben, erbat er ſich die Freiheit und ging nach Holland. Zwar geſtattete ihm der Hof einige Jahre ſpäter die Rückkehr, doch ſuchte ihn Richelieu zu verderben. 1641 bekannten zwei Falſchmünzer, daß ſie V. zur Ermordung Richelieu's hatte verleiten wollen. Dieſe Beſchuldigung war erlogen, aber V. floh nach England, und Richelieu ließ ihn zum Tode verurtheilen. Erſt nach Richelieu's Tode kam er nach Frankreich zurück und ſetzte ſeine Freiſprechung durch. Nach dem Tode Ludwig's XIII. gelangte V. bei der Regentin, Anna von Oeſterreich, zu Anſehen. Da er ſich aber in die Complots gegen den Hof und Mazarin einließ, mußte er beim Ausbruche der Frondeunruhen wieder aus Frankreich weichen. 1650 erlaubte ihm Mazarin die Rückkehr und ſuchte ihn durch Geld zu gewinnen. V. blieb ſeitdem dem Hofe treu, nahm 1653 den Frondeurs Bordeaux und ſchlug als Großadmiral von Frankreich nach 1655 die ſpan. Flotte vor Barcelona. Er ſtarb 22. Oct. 1665. Sein zweiter Sohn, Français de V., Herzog von Beaufort, ſpielte in den Unruhen der Fronde den Volksfreund, erhielt deshalb den Namen Roi des halles und fiel 1669 vor Candia gegen die Türken. — Louis, Herzog von V., älteſter Sohn Cäſar's, wurde 1612 geboren und führte vor des Vaters Tode den Titel eines Herzogs von Mercoeur. In den Kriegen Ludwig's XIII. diente er nicht ohne Auszeichnung, mußte aber bei der Flucht ſeines Vaters nach England die Armee verlaſſen. Nach Richelieu's Tode machte ihn der Hof 1649 zum Vicekönig des eroberten Catalonien. Zwei Jahre ſpäter heirathete er Laura Mancini, eine Nichte Mazarin's. Nach dem Tode ſeiner Frau trat er 1656 in den geiſtlichen Stand und erhielt 1667 den Cardinalshut ſowie die Würde eines Legaten a latere am franz. Hofe. V. war ſehr beſchränkten Geiſtes; er ſtarb zu Aix 6. Aug. 1669. — Sein älteſter Sohn, Louis Joſeph, Herzog von Vendôme (ſ. d.), machte ſich berühmt als Feldherr Ludwig's XIV. im Spaniſchen Erbfolgekriege. — Philippe de V., der jüngere Sohn des Cardinals, bekannt als Großprior des Malteſerordens in Frankreich, geb. 23. Aug. 1655, trat ſchon frühzeitig in den Orden und kämpfte in den Kriegen Ludwig's XIV. in den Niederlanden, am Rhein, ſeit 1693 als Generallieutenant in Italien und Spanien mit großer Auszeichnung. Während ſein Bruder, der Herzog von V., im Winter 1705 die feſten Plätze Piemonts eroberte, erhielt er den Befehl in der Lombardei. Er drängte die Kaiſerlichen aus Mantua und ſchlug dieſelben 31. Jan. 1705 bei Caſtigliane. Als ſein Bruder 16. Aug. dem Prinzen Eugen das blutige Treffen bei Caſſano lieferte, kam er der Inſtruction gemäß nicht herbei, weil er nicht gerufen

wurde. Dieses vermeintlichen Versehens wegen behandelte ihn Ludwig XIV. hart und nahm ihm seine Würden und Einkünfte. V. ging nach Rom und lebte hier vier Jahre in Dürftigkeit. Mit des Königs Erlaubniß wollte er 1710 durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren, wurde aber in Chur infolge der Maßner'schen Händel festgehalten. Thom. Maßner war ein angesehener Rathsherr zu Chur, der sich für den österr. Hof erklärte. Ludwig XIV. rächte sich an ihm, indem er seinen zu Genf studirenden Sohn auf einer Ferienreise aufheben und nach Frankreich in Gewahrsam bringen ließ. Erst als V. im folgenden Jahre schriftlich versprach, daß er die Freilassung des jungen Maßner durchsetzen wolle, entließ man ihn seiner Haft. Maßner wurde jedoch erst 1714 auf Verwenden des österr. Hofs in Freiheit gesetzt. Nach seiner Rückkehr erhielt V. das Großpriorat und seine Residenz, den Temple, zurück. Er machte seinen Palast zum Sammelplatze einer geistreichen Gesellschaft. V. starb inmitten eines schwelgerischen Lebens 24. Jan. 1727. Mit ihm war das Geschlecht erloschen.

Vendôme (Louis Joseph, Herzog von), bekannt als General Ludwig's XIV. im Spanischen Erbfolgekriege, war der Enkel des Herzogs Cäsar von V., eines natürlichen Sohnes des Königs Heinrich IV. Er wurde 1. Juli 1654 geboren, führte vor des Vaters Tode den Titel eines Herzogs von Penthièvre und begann 1672 seine kriegerische Laufbahn unter Anleitung Turenne's. Seitdem focht er mit großer Auszeichnung in allen Feldzügen jener Zeit und half namentlich 1693 Catinat den Sieg bei Marsaglia erringen. 1696 unternahm er als Oberbefehlshaber in Catalonien die Belagerung von Barcelona, das der Prinz von Hessen-Darmstadt vertheidigte, schlug die Spanier, die zum Entsatz herbeieilten, und zwang den Platz 10. Aug. 1697 zur Uebergabe. Beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekriegs, nachdem der unfähige Villeroi zu Cremona gefangen worden, übernahm V. den Oberbefehl über die Armee in Italien. Er lieferte 15. Aug. dem Prinzen Eugen bei Luzzara ein heftiges Treffen, das jedoch unentschieden blieb, und drang im Frühjahr 1703 durch Tirol nach Deutschland vor, um sich mit dem Kurfürsten von Baiern zu vereinigen. Indessen wurde er durch den tapfern Widerstand der Tiroler aufgehalten und kam nur bis Trient. Im Herbste desselben Jahres entwaffnete er die Truppen des von Frankreich abgefallenen Herzogs von Savoyen, nahm verschiedene feste Plätze in Piemont und begann die lange Belagerung von Turin. Im Frühjahr 1706 benutzte er die Abwesenheit des Prinzen Eugen, der nach Wien gegangen war, griff die Kaiserlichen im April unter Reventlow bei Calcinato an und trieb sie über die Etsch. Mitten in diesen Erfolgen wurde er nach den Niederlanden gerufen, wo er abermals die Niederlage Villeroi's bei Ramillies ausgleichen sollte. Nachdem er den brit. General Marlborough längere Zeit durch Märsche hingehalten, gab ihm der König für den Feldzug von 1708 den Unterbefehl des 80000 Mann starken Heeres, welches der Herzog von Bourgogne anführte. Mit letzterm in Mißhelligkeiten verwickelt, eroberte er zwar Gent, Brügge und Plassendal, wurde aber 11. Juli vor Oudenarde nach einem hartnäckigen Gefecht in die Flucht getrieben. Trotz aller Anstrengungen mußte er auch Ryssel den Verbündeten überlassen. V., der überdies die mächtige Maintenon zur Feindin hatte, verlor hierauf sein Commando und blieb zwei Jahre in Unthätigkeit. Als jedoch gegen den Herbst 1710 die franz. Sache in Spanien in den tiefsten Verfall gerieth, schickte ihn Ludwig XIV. mit bedeutenden Verstärkungen über die Pyrenäen. Wiewol von Alter und Krankheit gebrochen, entfaltete er ungemeine Thätigkeit und leistete dadurch dem Hause Bourbon die größten Dienste. Er führte Philipp V. nach Madrid zurück, wendete sich dann gegen die Oesterreicher und schlug den General Starhemberg 9. Dec. 1710 in dem Treffen bei Villa-Viciosa. Alle Eroberungen, welche die Verbündeten in Spanien gemacht, gingen durch diesen Sieg wieder verloren. V. überlebte dieses glücklichste Ereigniß seines Lebens nur kurze Zeit. Er starb in Catalonien 11. Juni 1712. Der Charakter und die öffentliche Laufbahn V.'s bietet ein seltsames Gemisch von Kraft und Schwäche, von Gutem und Bösem dar. Er war, wie sein Bruder, der Großprior, faul, leichtsinnig und der Schwelgerei ergeben, vermochte sich aber stets für den Augenblick emporzuraffen und dann mit Einsicht und kaltblütiger Energie zu handeln. Da er ohne Erben starb, fiel das Herzogthum Vendôme an die Krone zurück.

Venedey (Jakob), deutscher Schriftsteller, geb. 24. Mai 1805 zu Köln, studirte 1824—25 zu Bonn, 1826 zu Heidelberg die Rechte und beschäftigte sich dann praktisch bei seinem Vater, einem Advocaten in Köln, bis ihn 1832 polit. Conflicte, die er sich wegen einer Schrift «Ueber Geschworenengerichte» (Köln 1832) zuzog, nöthigten, Preußen zu verlassen. Als Betheiligter am Hambacher Feste ward er im Herbst 1832 zu Manheim verhaftet, entwich aber aus dem Gefängniß zu Frankenthal und gelangte nach Frankreich. Hier lebte V. zu Strasburg, Nancy und Paris, wo er 1835 die Monatsschrift «Der Geächtete» herausgab, was seine Ver-

weiſung nach Havre zur Folge hatte. Nachdem er nach Paris zurückgekehrt, lebte er hier zwei Jahre wiſſenſchaftlichen Arbeiten, bis er 1837 abermals nach Havre verwieſen wurde. Infolge des ſehr günſtigen Urtheils, welches die pariſer Akademie über eine von V. ausgearbeitete Schrift fällte, die ſpäter deutſch unter dem Titel «Römerthum, Chriſtenthum, Germanenthum» (Frankf. 1840) erſchien, wirkten ihm Arago und Mignet die Erlaubniß aus, fortan ungeſtört in Paris leben zu dürfen, von wo aus er ſeitdem eine ausgebreitete journaliſtiſche Thätigkeit entwickelte. Mit Ausnahme des J. 1843—44, das er in England zubrachte, eines halbjährigen Aufenthalts in den Pyrenäen 1846 und eines gleichen in Brüſſel 1847 blieb er in der franz. Hauptſtadt bis 1848. Nach der Februarrevolution wendete er ſich wieder nach Deutſchland, wo er ſich alsbald an der polit. Bewegung lebhaft, doch im gemäßigten Sinne betheiligte. Er kämpfte im Vorparlament gegen die Sonderbeſtrebungen Hecker's und ward auch als Commiſſar nach dem Oberlande geſandt, um den Hecker'ſchen Aufſtand zu hintertreiben. Im Fünfzigerausſchuß wie in der Nationalverſammlung, in welche er in Heſſen-Homburg gewählt wurde, gehörte er zu den Führern der Linken. Obgleich V. vor der Ueberſiedelung nach Stuttgart warnte, ging er doch ſelbſt mit hin und wohnte hier den letzten Verſammlungen und der Sprengung des Rumpfparlaments bei. Aus Patriotismus bot er hierauf ſeine Dienſte in Holſtein an, ward jedoch hier nicht berückſichtigt. Von Berlin und Breslau ausgewieſen, lebte er nun in Bonn und deſſen Umgebung, bis er im Herbſt 1853 nach Zürich überſiedelte, wo er ſich an der Univerſität als Docent der Geſchichte habilitirte. 1855 kehrte er wieder nach Deutſchland zurück. Nachdem er mehrere Jahre in Heidelberg gelebt, ließ er ſich 1857 zu Oberweiler bei Badenweiler nieder, wo er ſich ſeitdem theils mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, theils mit Gartenbau beſchäftigte. In öffentlichen Reden und Flugſchriften bekämpfte er die «preuß. Spitze» und blieb dieſer Richtung auch nach den Ereigniſſen des J. 1866 treu. Von ſeinen Schriften, ſehr verſchiedenen Inhalts, aber durch Gemüths- und Gedankenfülle, durch Wiſſen und die Idee des Deutſchthums ausgezeichnet, ſind beſonders zu nennen: «Reiſe- und Raſttage in der Normandie» (2 Bde., Lpz. 1838); «Die Preußen und das Preußenthum» (Frankf. 1839); «La France, l'Allemagne et la Sainte-Alliance» (Par. 1842); «Die Deutſchen und Franzoſen in Sprache und Sprichwort» (Frankf. 1843); «John Hampden» (Bellevue 1843); «England» (3 Bde., Lpz. 1845); «Irland» (2 Bde., Lpz. 1844); «Das ſüdl. Frankreich» (2 Bde., Frankf. 1846); «Vierzehn Tage Heimatsluft» (Lpz. 1847); «Schleswig-Holſtein im J. 1850» (Lpz. 1850); «Geſchichte des deutſchen Volks» (4 Bde., Berl. 1854—62); «Machiavell, Montesquieu und Rouſſeau» (2 Bde., Berl. 1846—50); «Friedrich d. Gr. und Voltaire» (Lpz. 1859); Biographien von Waſhington (Freiburg i. Br. 1862), Franklin (Freib. 1863) und Stein (1868).

Venedig, ehemalige Republik (nach ihrem Schutzheiligen auch wol die Republik des Sanct-Markus genannt), von 1797—1805 und 1814—66 öſterr. Provinz, bildet gegenwärtig einen Beſtandtheil des Königreichs Italien. An der nordweſtl. Bucht des Adriatiſchen Meeres wohnten im Alterthum die Veneter (Veneti), wahrſcheinlich von illyriſchem Stamme, nach denen das Land Venetia hieß. In der Zeit der Völkerwanderung und namentlich als der Hunnenkönig Attila 452 die Stadt Aquileja zerſtörte, ward ganz Venetien furchtbar verheert, und viele Einwohner ſuchten eine Zuflucht auf den benachbarten Laguneninſeln, wo bisher nur Schiffer und Fiſcher gewohnt hatten. Seitdem entſtand hier allmählich eine Anzahl von ſtädtiſchen Niederlaſſungen, wie Grado, Heraclea, Malamocco, Chioggia u. ſ. w., welche von zum Theil ſelbſtgewählten Tribunen regiert wurden. Nach dem Umſturz des weſtröm. Reichs 476 fielen die venet. Inſeln mit dem übrigen Italien erſt unter die Herrſchaft der Oſtgothen und dann unter das oſtrömiſche Kaiſerthum, und auch nach dem Einbruch der Longobarden 568 blieben ſie unter byzant. Hoheit. In den wiederholten Kämpfen mit den Longobarden machte ſich allmählich die Nothwendigkeit einer engern Vereinigung und einheitlichen Leitung fühlbar. Deshalb erwählten die geiſtlichen und weltlichen Großen ſammt der ganzen Bevölkerung der Inſelgruppe um 697 den Paulus Anafeſtus (Paoluccio Anafeſto) zum gemeinſchaftlichen Oberhaupt auf Lebenszeit, Dux oder Doge (ſ. d.). Der Regierungsſitz war anfangs zu Heraclea, ward aber 742 nach Malamocco und 810 nach der bisher wüſten Inſel Rialto verlegt, wo nunmehr die Stadt Venedig (Venezia) entſtand. Auf kurze Zeit wurde die venet. Inſelgruppe dem Reiche Kaiſer Karl's d. Gr. 806 unterworfen, aber ſchon im Frieden von 812 (nebſt Dalmatien) dem Byzantiniſchen Reich zurückgegeben. In der nächſten Zeit blühte V., das ſeine vortheilhafte und ſichere Stellung zwiſchen dem öſtl. und weſtl. Kaiſerthum geſchickt benutzte, zu einer reichen und mächtigen Handelsſtadt empor. Ihre Flotten kämpften glücklich gegen die Normannen und Sarazenen Unteritaliens ſowie gegen die ſlaw. Piraten der Oſtküſte des Adriatiſchen Meers. Außer den Laguneninſeln und dem

benachbarten Küstenland wurden auch Eroberungen in Istrien gemacht, und die Küstenstädte Dalmatiens begaben sich 997 freiwillig unter venet. Schutz. So galt V. als Beherrscherin der Adria und genoß thatsächlich volle Unabhängigkeit. Doch aus Rücksicht auf die Handelsinteressen bewahrte es noch lange Zeit den Schein einer polit. Verbindung mit dem Byzantinischen Reiche. Zur Zeit der Kreuzzüge nahm V. den größten Aufschwung und breitete seine Handelsverbindungen, trotz der Concurrenz von Pisa und Genua, über den ganzen Orient aus. Im Innern gab es unterdeß wiederholte Parteikämpfe, in denen sich demokratische und aristokratische Factionen gegenüberstanden; einzeln zeigte sich auch der Wunsch, die lebenslängliche Dogenwürde in eine erbliche Monarchie umzuwandeln. Endlich nach einem Aufstand, worin der 38. Doge, Vitale Michiel, umkam, ward 1172 der sog. Große Rath eingesetzt, welcher, aus gewählten Notabeln bestehend, seitdem die höchste Gewalt in Händen hatte und die Macht der Dogen sehr beschränkte. Die bisher übliche allgemeine Volksversammlung ward seitdem nur noch ausnahmsweise berufen und 1423 auf immer abgeschafft. Unter diesem Zustande einer gemäßigten Aristokratie bildeten sich Gesetzgebung und Verwaltung aus; die Sitten wurden milder, und die Künste begannen aufzublühen. Die Macht der Republik erhielt die höchste Ausdehnung, als der 41. Doge, Enrico Dandolo (s. d.), mit seiner Flotte unter Mitwirkung franz. Kreuzfahrer zweimal, 1203 und 1204, Konstantinopel eroberte und bei der Theilung drei Achtel des Byzantinischen Reichs (s. d. und Griechenland) wie auch die Insel Candia (s. d.) für V. erwarb. Doch vermochte V. den Umsturz des lateinischen Kaiserthums 1261 nicht zu hindern, und die byzant. Kaiser gewährten seitdem den Genuesen in Konstantinopel so überwiegende Vortheile, daß die Venetianer sich dort in Schatten gestellt sahen und die levantischen und ostindischen Waaren lieber über Alexandrien bezogen. Zugleich war seit 1257 ein langwieriger und wechselvoller Krieg zwischen V. und Genua (s. d.) entbrannt. Die aristokratisch-oligarchische Constitution V.s wurde 1297 weiter ausgebildet durch den 49. Dogen, Pietro Gradenigo, mittels der sog. Schließung des Großen Rathes, indem das bisher jährlich neugewählte Collegium sich in eine geschlossene Gesellschaft von Erbaristokraten verwandelte, worunter man die im Goldenen Buche eingezeichneten Familien der Nobili verstand. Die nach Tiepolo's Verschwörung 1310 erfolgte Einsetzung des Rathes der Zehn vollendete dieses aristokratische Regiment, dessen gute wie schlimme Seiten nirgends so offenbar wurden wie hier. Seitdem öffnete man das Goldene Buch nur vorübergehend (1379, 1646, 1684—99, 1769) wieder und nahm noch eine Anzahl Familien gegen hohe Zahlung unter die Nobili auf. Der Doge Marino Falieri (s. d.) mußte seine Verschwörung gegen die Aristokratie 1355 mit dem Leben büßen. Die veränderten Beziehungen zur Levante veranlaßten die Republik, ihr Hauptaugenmerk auf Italien selbst zu richten, besonders nachdem die Nebenbuhlerin Genua in 130jährigem Kampfe 1381 unterlegen. Die venet. Besitzungen auf dem Festlande (Terraferma) wurden immer bedeutender. Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden 1404 und 1405, Friaul 1421, Brescia und Bergamo 1428 und Crema 1448 gewonnen und um dieselbe Zeit die definitive Eroberung der Jonischen Inseln vollendet. Endlich trat die Witwe des letzten Königs von Cypern, Katharina Cornaro (s. d.), Cypern (s. d.) 1489 an die Republik ab. Zu Ende des 15. Jahrh. war V. reich, mächtig, geehrt, das durch Kunst und Wissenschaft gebildetste Volk der Welt in sich fassend. Handel und Gewerbfleiß blühten; die Abgaben waren gering, die Regierung mild, solange es sich nicht um polit. Vergehen handelte, zu deren Verfolgung 1539 drei Staatsinquisitoren eingesetzt wurden. Da traten Umstände ein, die keine Klugheit abzuwenden vermochte. Der Portugiese Basco da Gama entdeckte 1498 den Seeweg nach Ostindien, und V. verlor den ostind. Handel. Die Osmanen waren Herren von Konstantinopel geworden und entrissen den Venetianern nach und nach, was diese im Archipel und auf Morea besessen hatten, auch Albanien und Negroponte. Zwar rettete sich die staatskluge Republik mit verhältnißmäßig geringem Verlust aus der Gefahr, die ihr 1508 durch die von Papst Julius II. (s. d.) gestiftete Ligue von Cambrai (s. d.) drohte, welche sie einen Moment an den Rand des Abgrundes brachte; doch gab dieser Kampf ihrer Macht und ihrem Ansehen einen Stoß. In dem kirchlichen Streit mit Papst Paul V., bei dem der Mönch Paul Sarpi (s. d.) die Sache V.s führte (seit 1606), wahrte die Republik ihre Rechte gegen hierarchische Anmaßungen. Eine von dem span. Gesandten, Marquis Bedemar, in V. 1618 angezettelte Verschwörung gegen die Unabhängigkeit der Republik ward rechtzeitig entdeckt und blutig unterdrückt. Andererseits verlor V. an die Osmanen 1571 Cypern und nach einem 24jährigen Kriege 1669 auch Candia; die letzten Festungen auf dieser Insel aber erst 1715. Der Besitz des 1687 wiedereroberten Morea mußte im Passarowitzer Frieden 1718 aufgegeben werden. Von dieser Zeit an nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Antheil.

Sie begnügte sich, ihre veraltete Verfassung zu bewahren und unter Beobachtung vollkommener Neutralität ihr übriggebliebenes Gebiet (in Italien, Istrien, Dalmatien und Jonische Inseln), das noch fast 3 Mill. Unterthanen zählte, zu behaupten. Allein im franz. Revolutionskriege wurde sie ein Opfer der Gewalt. Obwol B. seine Neutralität bewahrt hatte, mußte es sich von dem General Bonaparte die rücksichtsloseste Behandlung gefallen lassen und demselben 1796 mehrere feste Plätze einräumen. Die venet. Regierung knüpfte deshalb mit Oesterreich an, und als Bonaparte nach Steiermark vordrang, erhob sich hinter seinem Rücken das Landvolk der Terraferma gegen die Franzosen. Bonaparte erklärte deshalb nach Abschluß der Präliminarien von Leoben (s. d.) der Republik den Krieg. Vergebens suchte diese durch Nachgiebigkeit und eine Verfassungsveränderung den Sieger zu versöhnen. Der letzte Doge, Luigi Manin, und der Große Rath dankten 12. Mai 1797 ab. Ohne Widerstand ward zuletzt auch 16. Mai die Stadt B. von den Franzosen besetzt, und die uralte Republik nahm damit ein Ende.

Im Frieden von Campo-Formio 17. Oct. 1797 wurde das venet. Gebiet links von der Etsch nebst Istrien und Dalmatien an Oesterreich überlassen, während das Gebiet rechts von der Etsch an die Cisalpinische Republik (das nachmalige Königreich Italien) fiel. Die Jonischen Inseln (s. d.), kamen zunächst unter franz. Herrschaft. Dagegen mußte Oesterreich im Frieden von Pressburg 26. Dec. 1805 seinen Antheil von B. an das Königreich Italien abtreten. Napoleon's Stiefsohn, Eugen, der Vicekönig von Italien, erhielt den Titel »Prinz von B.« Am 14. Oct. 1809 schlug Napoleon Istrien und Dalmatien zu den sog. Illyrischen Provinzen Frankreichs. Durch den ersten Pariser Frieden von 1814 und die Wiener Congreßacte ward B. mit seinem Gebiete (von welchem jedoch Istrien und einige Inseln des Quarnerogolfs dem sog. Küstenlande, Dalmatien sammt den dazugehörigen Inseln dem Königreich Dalmatien zugetheilt wurden) an Oesterreich zurückgegeben und mit der Lombardei zu dem sog. Lombardisch-Venetianischen Königreich (s. d.) 7. April 1815 vereinigt. Bei allen diesen Regierungswechseln hatte die Stadt B. an Handel und Reichthum mehr und mehr verloren, und in dem Maße, wie ihre Nebenbuhlerin Triest gewann, sank die ehemalige Königin des Adriatischen Meeres herab. Erst als B. 1830 einen Freihafen erhielt, begann es sich wieder zu heben, und der Bau einer nach Mailand führenden Eisenbahn berechtigte zu Hoffnungen. Da traten die Ereignisse von 1848 (s. Italien) ein. Auf die Nachricht von dem Kampfe in Mailand kam es 22. März in B. zu einem Aufstande, wobei das Volk das Arsenal erstürmte. Der Stadtcommandant Graf Zichy, in dessen Hände der Gouverneur seine Gewalt gelegt hatte, schloß eine übereilte Capitulation ab, wonach die Entfernung aller nichtital. Truppen zugesichert und die Stadt ohne Schwertstreich den Aufständischen überliefert wurde. Inmitten dieses Tumults hatte sich eine provisorische Regierung gebildet, und 23. März erfolgte die Proclamation einer Venetianischen Republik (Republik San-Marco), an deren Spitze Daniello Manin (s. d.) und Tommaseo (s. d.) traten. Am 3. Juni kam die durch diese Regierung berufene Assamblea zusammen, welche sich, des demokratischen Terrorismus müde, fast einstimmig 4. Juli für den Anschluß an Sardinien erklärte, worauf Manin und Tommaseo das Ruder niederlegten und ein neues Ministerium, mit Castelli an der Spitze, eintrat. Die Niederlage Sardiniens brachte indessen bald wieder die demokratische Partei zur Herrschaft. Am 11. Aug. erhob sich die aufgeregte Stadt in einem wilden Aufstande, der mit der abermaligen Erhebung Manin's und Tommaseo's endete. Schon 13. Aug. trat wieder eine Assamblea zusammen, die sofort eine Dictatur in Form eines Triumvirats errichtete, in welchem Manin das Civil-, Cavedalis das Militär-, Graziani das Marinewesen übernehmen sollte. In der That kam damit Manin als absoluter Dictator ans Ruder. Der Widerstand gegen die Oesterreicher, welche die Stadt bereits blokirten, ward mit Energie fortgesetzt. Manin sah sich 15. Febr. 1849 genöthigt, eine neue permanente Assamblea zu berufen, die aber einflußlos blieb. Dagegen bewirkte 3. März ein Pöbeltumult die formelle Beseitigung der Dictatur und die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums. Allein Manin, zu dessen Präsidenten gewählt und mit der ganzen Executivgewalt betraut, blieb immer die Seele des Ganzen und trieb die Vertheidigung der Stadt aufs äußerste, obwol nach der abermaligen Niederlage Sardiniens keine Hoffnung mehr war. Nach tapferster Gegenwehr mußten die Belagerten 26. Mai den Oesterreichern das erste Bollwerk B.s, das Fort Malghera, überlassen. Um die Stadt ferner zu vertheidigen, trug man die schöne Lagunenbrücke ab und sprengte sogar acht Bogen. Unter dem heftigsten Bombardement, während die Bevölkerung durch Hunger und Cholera furchtbar litt, als die Vertheidigungsmittel zu Ende neigten, trat endlich Manin in Unterhandlungen, denen zufolge sich B. 24. Aug. auf milde Bedingungen hin ergab. Allen republikanischen Truppen und jedem Einwohner wurde freier Abzug gestattet; nur 40 der meist

Compromittirten mußten unbedingt vor dem Einzuge der Oeſterreicher die Stadt verlaſſen. Den gemeinen Soldaten der Land- und Seemacht wurde Amneſtie gewährt. Am 30. Aug. 1849 hielt Radetzky ſeinen Einzug. V. verlor ſein Freihafenprivilegium, und das öſterr. Marinecommando wurde von hier nach Trieſt verlegt. Indeſſen zeigte die Regierung ſich doch bemüht, das Aufblühen der Stadt wieder anzubahnen, und gab ihr 20. Juli 1851 das Freihafenrecht zurück. Jedoch erſt 1. Mai 1854 ward der Belagerungszuſtand aufgehoben. Ueberhaupt gelang es nicht, die Venetianer mit der öſterr. Herrſchaft auszuſöhnen, wenn auch die nationale Oppoſition hier niemals einen ſo leidenſchaftlichen Charakter annahm wie im benachbarten Mailand. Die Hoffnungen, welche Napoleon III. beim Ausbruch des Kriegs von 1859 auch hier erweckte, gingen nicht in Erfüllung. V. mit dem Gebiete bis jenſeit des Mincio blieben bei Oeſterreich, und die Stimmung verſchlimmerte ſich ſeitdem immer mehr. Deshalb erhielt bei den conſtitutionellen Reformen ſeit 1860 unter allen öſterr. Kronlanden V. allein keine Landesvertretung; andererſeits erſchien kein venet. Abgeordneter im öſterr. Reichsrath. Endlich löſte der Krieg von 1866 zwiſchen Oeſterreich (ſ. d.), Preußen und Italien dies unglückliche Verhältniß. Zwar wurden die Italiener, als ſie den Mincio überſchritten, zurückgeſchlagen; aber nach den Niederlagen in Böhmen trat Kaiſer Franz Joſeph 4. Juli V. an Napoleon III. ab und rief ſeine Truppen aus der Provinz zurück. Der öſterr.-ital. Friedensvertrag zu Wien 3. Oct. beſtätigte dieſe Abtretung, wogegen Italien ſich verpflichtete, die venet. Provinzialſchuld zu übernehmen und außerdem 35 Mill. Fl. an Oeſterreich zu bezahlen. Nunmehr übergaben die öſterr. Militärcommandanten auch die Feſtungen und die Stadt V. 19. Oct. an den Commiſſar des franz. Kaiſers, General Ledaeuſ, der dieſelben ſofort den eigenen Municipalbehörden überlieferte. In Gemäßheit der Verabredungen zwiſchen Frankreich und Italien fand in ganz V. eine allgemeine Volksabſtimmung 21. und 22. Oct. ſtatt, wobei ſich 651758 Stimmen für den Anſchluß an das Königreich Italien und nur 69 dagegen erklärten. Darauf vollzog König Victor Emanuel II. 4. Nov. das Beſitzergreifungs-Decret und hielt 7. Nov. 1866 ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt V. Auch die Leiche des letzten Dictators Daniello Manin ward von Paris nach V. gebracht und daſelbſt 22. März 1868 in der St.-Markuskirche beigeſetzt. Vgl. Tentori, «Saggio sulla storia di Venezia» (12 Bde., Veneb. 1785—90); Daru, «Histoire de la république de Venise» (7 Bde., Par. 1819—21 u. öfter; deutſch im Auszuge von Volzenthal, Lpz. 1825—27); Romanin, «Storia documentata di Venezia» (10 Bde., Veneb. 1853—61); Cicogna, «I dogi di Venezia» (2 Bde., 3. Aufl., Veneb. 1867); Philippi, «Geſchichte des Freiſtaats V.» (3 Bdchn., Dresd. 1828); Leo, «Geſchichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. 1829—30).

Venedig, Feſtung und Freihafen, von 1859—66 Hauptſtadt des öſterr. Lombardiſch-Venetianiſchen Königreichs, ſeitdem Hauptort einer Provinz des Königreichs Italien, Sitz eines der fünf Caſſationshöfe ſowie eines Appellationshofs, eines Handels- und Seegerichts, eines kath. Patriarchen und eines armen. Erzbiſchofs u. ſ. w., eine der merkwürdigſten Städte Europas, liegt auf 117 Inſeln in den Lagunen des Adriatiſchen Meeres, 5 Miglien vom Feſtlande und hat gegen 8 Miglien im Umfange. Unter den 370 öffentlichen Brücken, welche die einzelnen Inſeln miteinander verbinden, zeichnet ſich der 1588—91 erbaute prächtige Ponte-Rialto aus, der, wie die beiden 1854 und 1858 erbauten eiſernen Brücken, über den Canal-Grande führt, den größten der 149 Kanäle. Derſelbe theilt die Stadt in zwei ziemlich gleiche Hälften, und ſeine Ufer ſind von Paläſten eingefaßt. Die Gebäude der Stadt, unter denen viele, jetzt freilich zum Theil verfallene Paläſte und prächtige Kirchen, ſind meiſt auf Pfähle gebaut und ſtehen faſt ſämmtlich mit der Hauptſeite gegen die Kanäle gekehrt, die ſich zu breiten und langen Gaſſen öffnen, während die eigentlichen Straßen kaum für drei nebeneinander gehende Fußgänger gangbar ſind. Es gibt zwar ſehr viele (127) Plätze, aber nur der mit Bogengängen umgebene Markusplatz verdient dieſen Namen. Auf ihm ſteht die Patriarchal- oder St.-Markuskirche, in einem eigenthümlichen, die byzant. Bauart mit der roman. Baſilikaform verbindenden Stil, gegen das Ende des 10. Jahrh. begonnen, nachmals vielfach umgeändert, mit großem Reichthum an Moſaiken und den ſeltenſten Steinarten. Die Sage läßt hier den Körper des Evangeliſten Markus ruhen, welcher unter dem Dogen Giuſtiniano aus Alexandrien in Aegypten hierher gebracht worden ſein ſoll. Vor derſelben ſind die antiken Roſſe, die einſt in Konſtantinopel und unter Napoleon in Paris ſtanden, wieder aufgeſtellt. In dem vormaligen Dogenpalaſte, einem durch ſeine großartige Anlage wie durch die ernſte Schönheit ſeiner Architektur und durch ſeine unſchätzbaren Gemälde denkenswerthen Gebäude, deſſen Erbauung der Mitte des 14. Jahrh., der Regierungszeit des unglücklichen Marino Falieri, angehört, hatte bis 1866 das öſterr. Gouvernement ſeinen Sitz. Seitdem iſt das Gebäude dem Instituto di scienze, lettere ed arti

und deſſen naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen eingeräumt. Noch zeigt man hier aus der Zeit der Republik die Staatsgefängniſſe, Bleidächer (piombi) genannt, und die jetzt vermauerte ſog. Seufzerbrücke. Der prachtvolle Saal des Großen Rathes mit den anſtoßenden Räumen enthält ſeit 1812 die berühmte Markusbibliothek mit ihren Handſchriftenſchätzen. Dem Dogenpalaſt gegenüber, an der ſog. Piazzetta, liegt das vormalige Bibliothekgebäude, jetzt königl. Palaſt, das Meiſterwerk Sanſovina's; rechts davon das prachtvolle Münzamt (la Zecca), worin ſchon früher (1284) die erſten venet. Dukaten (Zecchini) geprägt wurden. Der Markusplatz iſt eigentlich auch der einzige Spaziergang der Venetianer und der Sammelplatz der Fremden. Das 1304 angelegte Arſenal, eine der größten Merkwürdigkeiten, bildet eine mit hohen Mauern und Thürmen umgebene Inſel. Außer der Patriarchal- und 98 andern kath. Kirchen gibt es in V. auch Kirchen der Unirten, Armenier und Proteſtanten. Die ſehenswertheſten unter dieſen Kirchen, ſowol ihrer Architektur wie der Kunſtſchätze wegen, ſind: Sta.-Maria gloriosa ai Frari, Sti.-Giovanni e Paola, Sta.-Maria della Salute, San-Giorgio maggiore u. a. Die Juden haben ſieben Synagogen. Unter den öffentlichen Stiftungen ſind zu erwähnen: das Conſervatorio di Pietà, worin mehrere hundert Mädchen in Arbeiten und Muſik Unterricht erhalten; das Conſervatorium der Muſik mit einem Penſionate für 24 Zöglinge; das Generalarchiv, eins der reichſten und größten Europas; das Inſtitut der Wiſſenſchaften; die Akademie der ſchönen Künſte mit einer der reichſten Gemäldeſammlungen in Italien; das Lyceum mit Bibliothek, reichem naturwiſſenſchaftlichen Muſeum und Botaniſchem Garten; zwei Gymnaſien, ein Seminar, ein Athenäum und ein armen. Collegium auf der Inſel San-Lazaro, mit reichen Sammlungen und eigener Druckerei. Außerdem gibt es in V. mehrere Spitäler, Hospize und andere derartige Anſtalten, endlich auch ſieben Theater, unter denen La-Fenice, 1836 neu gebaut, eins der größten und ſchönſten Italiens, 3000 Zuſchauer faßt. Die Zahl der Paläſte, welche ſich großentheils durch ihren trefflichen Bauſtil auszeichnen, die ältern im moresken Geſchmack, der hier ganz eigenthümliche Formen entwickelt hat, die des 16. und 17. Jahrh. antikiſirend, iſt überraſchend groß. Viele der Familien, die ſie einſt beſaßen, ſind aber ausgeſtorben und verarmt. Unter den Privatſammlungen ſind mehrere, ſo die van Manfrin, van Bedeutung. Die Zahl der Einwohner, welche zur Zeit der Blüte der Stadt 190000 betrug, belief ſich 1857 wieder, nachdem ſie ſehr geſunken war, auf 118172. Die Haupterzeugniſſe der Induſtrie ſind Glas-, Seiler- und Seidenwaaren, türk. Käppchen, Handſchuhe, Bijouterien und künſtliche Blumen. Es gibt daſelbſt Glas-, Perlen-, Moſaik-, Seifen-, Wachs-, Theriak- und Weingeiſtfabriken und Zuckerraffinerien. Auf 16 Werften wird ein ſtarker Schiffsbau betrieben. In der Glasfabrikation war V. vormals die Meiſterin Europas, wird aber jetzt, was Spiegel und größere Glasarbeiten anlangt, von andern Ländern übertroffen. Die Perlen, deren Fabrikation in jüngſter Zeit einen früher nicht gekannten Aufſchwung genommen, ſtehen noch im verdienten Rufe. Im ganzen iſt der Handel, der 1421 nicht weniger als 3345 Schiffe mit 36000 Matroſen und 16000 Schiffbauarbeitern beſchäftigte, außerordentlich geſunken. Doch iſt die Stadt noch immer einer der wichtigſten Handelsplätze am Adriatiſchen Meere. 1861 liefen zu V. 3790 Schiffe mit 371436 Tonnen ein; die Einfuhr hatte den Werth von 34,067100, die Ausfuhr von 15,482800 Fl. V. beſitzt drei Häfen: Chioggia, Lida, für kleine Schiffe, und Malamocco. Gewiſſermaßen die Vorſtädte von V. bilden die Inſeln Giudecca, San-Giargio, Sta.-Elena, San-Erasmo, Il Lido di Malamocco, Michele und Murano, die meiſt von Künſtlern, Fabrikanten und Handwerkern bewohnt ſind; auch wird auf denſelben vorzügliches Gemüſe gezogen. Mit Trieſt und der Levante beſteht eine ſehr frequente Dampfbootverbindung. Die Communication mit der Terra ferma iſt neuerdings ſehr erleichtert durch die Eiſenbahn, welche V. mittels einer 1845 vollendeten, an 4 Miglien langen Brücke von 222 Bogen, zunächſt mit dem feſten Lande, dann aber mit dem geſammten ital. Bahnnetze und ſeit Eröffnung der Brennerbahn (1867) auch weiter mit Deutſchland in unmittelbare Verbindung ſetzt. Vgl. Cicognara und Diedo, «Fabbriche più cospicue di Venezia» (Veneb. 1815 fg.); «Venezia e le sue lagune» (3 Bde., Veneb. 1847); Adalb. Müller, «V., ſeine Kunſtſchätze und hiſtor. Erinnerungen» (2. Aufl., Veneb. 1862); Vacani, «Della laguna di Venezia» (Flor. 1867).

Verzeichniß

der im vierzehnten Bande enthaltenen Artikel.

S.

Sprachorgane. 1.
Sprachreinigung. 1.
Sprachrohr. 2.
Sprachwissenschaft. 2.
Spree. 7.
Spreewald. 8.
Spremberg. 8.
Sprengel (Karl). 8.
Sprengel (Kurt; Christian Konrad; Wilh.). 9.
Sprengel (Matth. Christian). 9.
Sprengen. 9.
Sprenger (Aloys). 10.
Sprengöl, s. Nitroglycerin.
Sprengwerk. 10.
Sprichwort. 11.
Springbrunnen. 12.
Springer (Ant. Heinr.). 13.
Springfield. 13.
Springflut, s. Ebbe und Flut.
Springgurke oder Spritzgurke, s. Ecbalion.
Springkraut, s. Impatiens.
Springmäuse. 13.
Sprit, s. Alkohol.
Spritze. 13.
Sproffer, s. Nachtigall.
Sprottau. 14.
Sprotte. 14.
Spruchcollegium, s. Dicasterium.
Sprüche Salomonis, s. Salomo.
Sprudel. 14.
Spruner (Karl von). 15.
Spulwurm. 15.
Spurgeon (Charles Haddon). 16.
Spurinna (Vestricius). 17.
Spurzheim (Kasp.). 17.
Spus. 17.
Squatters. 17.
Squier (Ephraim George). 18.
Staal (Marguerite Jeanne Cordier, Baronin). 18.
Staar (Vogel). 18.
Staar (Krankheit). 19.
Staat. 19.
Staatenbund, s. Bundesstaat.
Staatsanleihen, s. Anleihen.
Staatsanwaltschaft. 22.
Staatsarzneikunde. 23.
Staatsbankratt. 24.
Staatsbürger. 25.
Staatsdienst und Staatsdiener. 25.
Staatsgefangene. 27.
Staatsgerichtshof. 27.
Staatsgrundgesetz. 27.
Staatshandbuch. 27.
Staatspapiere. 28.
Staatspapierhandel. 29.
Staatsrath. 30.
Staatsrecht. 30.
Staatsroman. 32.
Staatsschatz. 33.
Staatsschuld. 33.
Staatsstreiche. 34.
Staatsverbrechen. 35.
Staatsverfassung, s. Verfassung.
Staatsverwaltung. 35.
Staatswirthschaftslehre, s. Finanzen.
Staatswissenschaften. 36.
Stab (Maß). 37.
Stab (militärisch). 37.
Stabat mater. 37.
Staberl. 37.
Stabiä. 38.
Stabilität. 38.
Stablo. 38.
Stabreim, s. Alliteration.
Staccato. 38.
Stachelbeere, s. Ribes.
Stachelbergerbad. 38.
Stachelhäuter. 38.
Stachelschwein. 38.
Stackelberg (Geschlecht). 39.
Stackelberg (Otto Magnus, Freiherr von). 39.
Stade. 40.
Städel'sches Kunstinstitut. 40.
Stadian (Geschlecht). 41.
Stadion (Joh. Phil. Karl Joseph, Graf von; Friedrich Lothar, Graf von; Franz Seraph, Graf von). 41.
Stadium. 42.
Stadler (Maxim.). 42.
Städte. 43.
Städteordnung. 44.
Stadtrechte. 45.
Staël-Holstein (Anne Louise Germaine, Baronin von; Auguste Louis, Baron von). 46.
Staffa. 48.
Staffage. 48.
Staffelei. 48.
Staffeln, s. Echelons.
Stafford. 48.
Stägemann (Friedr. Aug. von). 49.
Stagira. 49.
Stagnelius (Erik Johan). 49.
Stahl (Metall). 50.
Stahl (Friedr. Julius). 51.
Stahl (Georg Ernst). 52.
Stahlfedern, s. Feder.
Stahlstich. 52.
Stahlwässer. 53.
Stahr (Adolf Wilh. Theodor). 53.
Stainer (Jakob). 54.
Stair (James Dalrymple, Viscount; John Dalrymple, erster Graf von; Johann Dalrymple, zweiter Graf von; John Hamilton-Dalrymple, achter Graf von). 54.
Stalaktit, s. Tropfstein.
Staleybridge. 55.
Stälin (Christoph Friedr. von). 55.
Stallbaum (Gottfr.). 55.
Stallupönen. 56.
Stambul, s. Konstantinopel.
Stamm. 56.
Stammbaum. 56.
Stammbuch. 56.
Stammeln und Stattern. 56.
Stammgüter. 57.
Stammrolle. 58.
Stammtafel. 58.
Stämpfli (Jakob). 58.
Standarte. 59.
Standbild, s. Statue.
Ständchen, s. Serenade.
Stände. 59.
Standeserhöhung. 59.
Standesherren. 59.
Standrecht. 60.
Stanhope (James, erster Graf von; Charles, Graf von; Philipp Henry, vierter Graf von; Philipp Henry, fünfter Graf von). 60.
Stanhope (Lady Esther Lucy). 61.
Stanislaw (Heiliger). 62.
Stanislaw I. Leszczynski (König von Polen). 62.
Stanislaw II. August (König von Polen). 63.
Stanko (Insel), s. Kos.

Stonley (Edward Henry, Lord). 63.
Stonniol. 64.
Stonz. 64.
Stonze. 65.
Stopel; Stopelstadt; Stapelrecht; Stapelartikel. 65.
Stapelia. 65.
Stapß (Friedr.). 66.
Staraja Russa. 66.
Starck (Joh. August, Freiherr von). 66.
Stargard; Preußisch-S.; S. an der Linde. 67.
Starhemberg (Geschlecht). 67.
Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf). 68.
Starhemberg (Guido, Graf). 69.
Stärkegummi, s. Dextrin.
Stärkemehl. 69.
Stärkende Mittel. 70.
Starnberg. 70.
Staroſten. 70.
Starrkrampf. 71.
Starrſucht. 71.
Staffort (Goswin Jos. Augustin, Boran von). 72.
Staßfurt. 73.
Staßzyc (Xawery Stanisław). 73.
Stoter. 73.
Statik. 74.
Stotiſten, s. Figuronten.
Stotiſtik. 74.
Statius (Publius Papinius). 76.
Stätten (Heilige). 76.
Statthalter. 77.
Statue. 78.
Statut. 78.
Staubbeutel. 78.
Staubgefäße. 79.
Stäudlin (Karl Friedr.). 79.
Staufen, s. Hohenstaufen.
Staunton (Sir George Leonard). 80.
Staunton (Sir George Thomas). 80.
Staupenſchlag. 80.
Staupitz (Joh. von). 81.
Stavanger. 81.
Stawropol. 81.
Steorin. 81.
Stechapfel, s. Datura.
Stechpalme, s. Ilex.
Steckbrief. 82.
Steckin. 82.
Stecknadeln, s. Nobel.
Stecknitz. 82.
Stedinger. 82.
Steele (Sir Richard). 83.
Steen (Jan). 84.
Steenwijk (Hendrik, der Aeltere; Hendrik, der Jüngere; Nikolaus). 84.
Steeple Chase. 85.
Steffani (Agostino). 85.
Steffens (Henrich). 85.
Steier. 86.
Steiermark. 87.
Steigentesch (Aug., Freih. v.). 91.
Steiger. 91.
Steigerwald. 91.
Stein (Fossil). 92.
Stein (Gewicht). 92.
Stein (Krankheit). 92.
Stein (Charlotte Albertine Erneſtine von). 93.
Stein (Christian Gottfr. Don.). 93.
Stein (Heinr. Friedr. Karl, Freiherr vom und zum). 94.
Stein (Joh. Andreas; Nanette). 96.
Stein (Lorenz). 96.
Stein der Weisen, s. Alchemie.
Steinbart (Gotthelf Sam.). 97.
Steinbock (Thier). 97.
Steinbock (Zeichen des Thierkreiſes), s. Thierkreis.
Steinbrech, s. Saxifraga.
Steinbrück (Eduard). 98.
Steinbutt, s. Scholle.
Steindruck. 98.
Steinfurt. 100.
Steingut. 100.
Steinhäuſer (Karl). 100.
Steinheil (Karl August). 101.
Steinhudermeer. 101.
Steinklee, s. Melilotus.
Steinkohlen. 102.
Steinla (Moritz). 103.
Steinle (Joh. Eduard). 103.
Steinmaſſe. 104.
Steinmetz (Karl Friedrich von). 104.
Steinobſt. 105.
Steinöl, s. Petroleum.
Steinoperationen. 105.
Steinpappe. 105.
Steinpilz. 106.
Steinſalz. 106.
Steinſchneidekunſt. 106.
Steinſchneider (Moritz). 109.
Steinſchnitt, s. Steinoperationen.
Steinthal (Heymann). 109.
Steinwein, s. Frankenweine.
Stekin (Colonie), s. Steckin.
Stellaria. 110.
Stellionat. 110.
Stellung, s. Attitude.
Stellvertretung. 110.
Stelzen. 110.
Stempel (botaniſch). 110.
Stempel. 111.
Stempelſchneidekunſt. 111.
Sten Sture; Swante Nilsſon Sten Sture; Sten Sture, der Jüngere. 114.
Stenbock (Magnus). 114.
Stendal. 114.
Stendhal, s. Beyle (Marie Henri).
Stengel. 115.
Stenographie. 115.
Stentor. 117.
Stenzel (Guſtav Adolf Harald). 117.
Stephan (Päpſte). 118.
Stephanir (Chriſtian Gottlob). 118.
Stephanie (Louiſe Adrienne Napoleone, Großherzogin von Baden). 119.
Stephanus (Heilige). 119.
Stephanus von Byzanz. 120.
Stephanus (Robertus; Henricus; Paulus); Charl. Etienne; Anton Etienne. 120.
Stephenſon (George; Robert). 121.
Steppe. 122.
Sterbekaſſen. 122.
Sterbelehn. 125.
Sterblichkeit, s. Mortalität.
Stère. 123.
Stereochromie. 123.
Stereometrie. 123.
Stereoſkop. 123.
Stereotomie. 124.
Stereotypie. 124.
Sterling (Münze). 126.
Sterling (John). 126.
Sternberg (Städte). 127.
Sternberg (Geſchlecht). 127.
Sternberg (Alexander, Freiherr von Ungern-). 128.
Sternbilder. 128.
Sterndeutekunſt, s. Aſtrologie.
Sterne. 129.
Sterne (Lorenz). 129.
Sternkammer. 130.
Sternkarten. 130.
Sternkataloge. 130.
Sternkunde, s. Aſtronomie.
Sternſchnuppe. 131.
Sternwarte. 132.
Sternzeit. 132.
Steſichoros. 133.
Stethoſkop. 133.
Stetigkeit. 133.
Stettin. 133.
Steub (Ludwig). 135.
Steuer. 135.
Steuerbewilligung und Steuerverweigerung. 135.
Steuereinheit. 136.
Steuerfreiheit. 136.
Steuermann. 137.
Steuern. 137.
Steuerverein, s. Zollverein.
Stewart (Dugald). 138.
Sthenie, s. Erregungstheorie.
Stichling. 138.
Stichomantie. 138.
Stichometrie. 139.
Stickerei. 139.
Stickfluß. 139.
Stickſtoff. 140.
Stiefgeſchwiſter, s. Halbgeſchwiſter.
Stiefmütterchen. 140.
Stieglitz (Vogel). 140.
Stieglitz (Chriſtian Ludw.). 140.
Stieglitz (Heinr.). 141.
Stieglitz (Joh.). 142.
Stieglitz (Ludwig, Baron von; Nikolai von; Bernhard von; Alexander von; Nikolai von; Fedor von). 142.

Stieler (Adolf). 142.
Stieler (Joseph). 143.
Stiergefechte. 143.
Stift. 144.
Stifter (Adalbert). 145.
Stiftshütte. 146.
Stiftung, f. Milde Stiftungen.
Stiglmaier (Joh. Bapt.). 146.
Stigma. 147.
Stikin (Colonie), f. Steckin.
Stil. 147.
Stilfser Joch. 148.
Stilicho. 149.
Stilke (Hermann). 150.
Stilles Meer, f. Südsee.
Stilling, f. Jung (Joh. Heinr.).
Stillleben. 150.
Stilpon. 150.
Stimme. 151.
Stimmritze, f. Kehle.
Stimmung. 151.
Stinkthier. 152.
Stint. 152.
Stipa. 152.
Stipendien. 153.
Stipulation. 153.
Stirling. 153.
Stirn. 154.
Stirner (Max). 154.
Stoa. 155.
Stobäus (Johannes). 155.
Stöber (Daniel Ehrenfr.; August; Adolf). 155.
Stöchiometrie, f. Chemie.
Stockerau. 156.
Stockfisch, f. Kabeljau.
Stockfleth (Nils Joach. Christian Bibe). 156.
Stöckhardt (Ernst Theodor). 157.
Stöckhardt (Jul. Adolf). 157.
Stockholm. 158.
Stockport. 160.
Stocks. 161.
Stockton upon Tees. 161.
Stoffwechsel. 161.
Stoicismus. 161.
Stola. 163.
Stolberg (Stadt). 163.
Stolberg (Grafschaft). 163.
Stolberg (Grafenhaus). 164.
Stolberg (Christian, Graf zu). 165.
Stolberg (Friedr. Leopold, Graf zu). 165.
Stolgebühren. 166.
Stolle (Ludw. Ferd.). 166.
Stollen, f. Grubenbau.
Stolpe. 166.
Stolz. 167.
Stolze (Heinrich August Wilh.). 167.
Stolzenfels. 168.
Stonehenge. 168.
Strör. 169.
Storax. 169.
Storch (Vogel). 169.
Storch (Ludwig). 170.
Storchschnabel. 170.
Storchschnabelgewächse, f. Geraniaceen.
Storthing, f. Norwegen.
Störungen (astronomisch), f. Perturbationen.
Story (Joseph). 171.
Stosch (Phil., Baron von). 171.
Stoß. 172.
Stoß (Veit). 172.
Stottern, f. Stammeln und Stottern.
Stourdza, f. Sturdza.
Stowe (Dorf). 173.
Stowe (Harriet Beecher-). 173.
Strabo. 174.
Strachwitz (Moritz, Graf von). 174.
Strack (Johann Heinrich). 174.
Stradella (Alessandro). 175.
Stradivari. 175.
Strafanstalten. 175.
Strafcolonien. 176.
Strafcompagnien. 176.
Strafe. 176.
Strafford (Thomas Wentworth, Graf von). 177.
Strafproceß, f. Criminalproceß.
Strafrecht, f. Criminalrecht.
Strafrechtstheorien. 178.
Strahlenbrechung. 179.
Strahlthiere. 180.
Straßund. 180.
Stramin, f. Canevas.
Stranden, f. Schiffbruch.
Strandrecht. 181.
Strange (Robert). 181.
Stranguliren. 182.
Strasburg. 182.
Straß. 184.
Straßenbau, f. Chausseen.
Straßenraub, f. Raub.
Strategie. 184.
Stratford on Avon. 185.
Stratford de Redcliffe (Viscount). 185.
Strato Lampsacenus. 187.
Stratonike. 187.
Straubing. 187.
Strauch. 187.
Strauß (Vogel). 188.
Strauß (David Friedr.). 188.
Strauß (Gerhard Friedr. Abraham; Friedr. Adolf). 189.
Strauß (Johann; Johann; Joseph; Eduard). 190.
Strebepfeiler. 191.
Streckbett. 191.
Streckfuß (Adolf Friedr. Karl). 191.
Streckwerke, f. Walzwerke.
Streichinstrumente. 191.
Streitart. 192.
Streitwagen. 192.
Strelitz, f. Neustrelitz.
Strelitzen. 192.
Strick von Linschoten (Baron). 192.
Stricken. 193.
Stricker. 193.
Strickland (Agnes; Jane; Mayor; Sir George; Hugh Edwin). 193.
Strictur. 194.
Strigel (Victorin). 194.
Strike. 194.
Strinnholm (Anders Magnus). 196.
Ströbeck. 196.
Stroganow (Familie). 196.
Stroh. 198.
Strohblumen. 198.
Strohfiedel. 198.
Strom; Stromengen; Strommesser; Stromprofil. 198.
Stromboli, f. Liparische Inseln.
Stromeyer (Georg Friedr. Louis). 199.
Strömung, f. Meer.
Strontianerde. 199.
Strophe. 199.
Stroud. 200.
Strozzi (Bernardo). 200.
Strudel. 200.
Struensee (Joh. Friedr., Graf von). 200.
Struensee (Karl Aug. von). 203.
Strumpfwirkerei. 203.
Struve (Friedr. Adolf August; Gustav Adolf). 204.
Struve (Friedrich Georg Wilh. von). 204.
Struve (Otto Wilh. von). 205.
Struve (Georg Adam; Burkhard Gotthelf). 206.
Struve (Gustav). 206.
Stry (Abraham van; Jakob). 207.
Strychnin. 207.
Strychnos. 207.
Strymon. 208.
Stuart (Geschlecht). 208.
Stuart de Rothesay (Charles Stuart, Lord). 210.
Stübchen. 211.
Stüber. 211.
Stuccaturarbeit. 211.
Stückgießerei. 212.
Studenten, f. Universitäten.
Studer (Bernhard). 212.
Studium. 212.
Stufenjahre. 213.
Stuhlweißenburg. 213.
Stuhr (Pet. Feddersen). 213.
Stüler (Aug.). 214.
Stumm; Stummes Spiel, Stumme Rollen; Stumme Consonanten. 215.
Stunde. 215.
Sturdza (Familie). 215.
Sturdza (Alexander). 216.
Sturluson, f. Snorri Sturluson.
Sturm. 217.
Sturm (militärisch). 217.
Sturm (Christoph Christian). 217.
Sturm (Johannes von). 217.

Sturm (Julius Karl Reinhold). 218.
Sturmbach, Sturmbrücke, Sturmhaken, ſ. Kriegsmaſchinen.
Sturmhut, ſ. Aconit.
Sturmvogel. 218.
Sturz (Friedr. Wilh.). 219.
Sturz (Helfrich Pet.). 219.
Sturzbäder. 219.
Stuttgart. 219.
Stüve (Johann Karl Bertram). 221.
Styl, ſ. Stil.
Styliten. 221.
Stymphaliden. 222.
Styptica, ſ. Blutſtillende Mittel.
Styrax. 222.
Styx. 222.
Suabediſſen (Dav. Theod. Aug.). 222.
Suaeda. 223.
Suakin. 223.
Subhaſtation. 223.
Subiaco. 224.
Subject. 224.
Sublimat; Sublimation. 224.
Subordination. 224.
Sub rosa. 225.
Subſcription. 225.
Subſidien; Subsidia charitativa. 225.
Subſtantivum. 225.
Subſtanz. 225.
Subſtitution. 226.
Subtraction. 226.
Succeſſion, ſ. Erbfolge.
Succumbenzgelder. 226.
Suchenwirt (Peter). 227.
Suchet (Louis Gabr.). 226.
Suchteln (Joh. Pet., Graf). 227.
Suchum-Kalé. 228.
Suckow (Karl Adolf). 228.
Südamerika. 228.
Südôn. 234.
Südauſtralien. 235.
Südcarolina. 236.
Süden, ſ. Mittag.
Südermanland, ſ. Södermanland.
Sudeten. 237.
Südliches Kreuz. 238.
Südpolarländer. 238.
Südpreußen. 239.
Sudras. 240.
Südſee. 240.
Sue (Eugène). 241.
Suetonius. 242.
Sueven. 242.
Suez. 243.
Sufeten, ſ. Karthago.
Suffolk (Grafſchaft). 245.
Suffolk (Grafen und Herzoge von). 246.
Suffragan. 247.
Suffragium. 247.
Suffren de Saint-Tropez (Pierre André; Louis Jérôme). 247.
Süfismus. 247.
Suggeſtivfragen. 248.
Sugillation. 248.
Suhl. 249.
Suhm (Ulrich Friedr. von). 249.
Suhm (Peter Friedr. von). 249.
Suidas. 250.
Suite. 250.
Sujet. 250.
Sulina. 250.
Sulioten. 251.
Sulkowſki (Familie). 252.
Sulla (Lucius Cornelius; Faustus; Publius). 252.
Sully (Maximilian de Béthune, Baron von Rosny, Herzog von; Marquis von); Margarethe de Béthune. 253.
Sulpicia. 254.
Sulpicius (Geſchlecht). 255.
Sulpicius Severus, ſ. Severus.
Sultan. 255.
Suluinſeln. 256.
Sulzbach. 256.
Sulzer (Joh. Georg). 256.
Sumach, ſ. Rhus.
Sumorokow (Alex.). 257.
Sumatra. 257.
Sümegh. 259.
Summariſcher Proceß. 259.
Summe. 260.
Sümpfe. 260.
Sumpffieber. 260.
Sumpfluft. 261.
Sumpfvögel, ſ. Wadvögel.
Sund. 261.
Sundainſeln. 262.
Sünde. 262.
Sunderland. 263.
Sundewitt. 264.
Sündflut. 264.
Sundzoll, ſ. Sund.
Sunium. 264.
Sunna. 264.
Sunniten. 265.
Süntel. 265.
Supercargo, ſ. Cargo.
Superfötation. 265.
Superintendent. 266.
Superlativ. 266.
Supernoturalismus. 266.
Supinum. 266.
Suppenanſtalten. 266.
Supplement. 266.
Supremat; Supremateid. 266.
Surât. 266.
Suren, ſ. Koran.
Surinam. 267.
Surlet de Chokier (Erasm. Louis, Baron). 268.
Surrey (Grafſchaft). 268.
Surrey (Henry Howard, Graf von). 269.
Suſa (in Perſien). 269.
Suſa (in Italien). 269.
Suſanna. 270.
Susdál. 270.
Suſo (Heinrich). 270.
Suspenſion; Suspenſiv. 271.
Susquehanna. 271.
Suffex (Grafſchaft). 272.
Suſſex (Auguſt Friedr., Herzog von). 273.
Süß-Oppenheimer. 273.
Süßholz, ſ. Glycyrrhiza.
Sutherland (Grafſchaft). 273.
Sutherland (Grafen und Herzoge von). 274.
Sutorina. 275.
Sutjos (Familie). 275.
Suwórow-Rymnikſki (Graf Alex. Waſſiljewitſch; Graf Alex. Arkadjewitſch). 276.
Svendborg. 277.
Swammerdam (Jan). 278.
Swanevelt (Herm. van). 278.
Swanſea. 278.
Sweaborg. 278.
Swedenborg (Emanuel von). 279.
Sweynheym (Konrad). 281.
Swieten (Gerard van; Gottfried, Freiherr van). 281.
Swift (Jonathon). 281.
Swinden (Jan Hendrik van). 282.
Swinemünde. 283.
Swir. 283.
Syagrius. 283.
Sybaris. 283.
Sybel (Heinr. von). 284.
Sydenham (Kryſtallpalaſt). 284.
Sydenham (Thomas). 286.
Sydow (Theodor Emil von). 286.
Syene, ſ. Aſſuan.
Syenit. 287.
Sykomore. 287.
Sykophant. 287.
Sylbe, ſ. Wort.
Sylburg (Friedr.). 287.
Syllabus. 288.
Syllepſis. 288.
Syllogismus. 288.
Sylphen. 289.
Sylt. 289.
Sylveſter (Päpſte). 289.
Sylvius (Franz). 290.
Symbol. 290.
Symbolik. 291.
Symboliſche Bücher. 291.
Symmachus (aus Samaria). 293.
Symmachus (Quintus Aurelius). 293.
Symmetrie. 293.
Symmikta. 294.
Sympathetiſche Curen. 294.
Sympathetiſche Tinte, ſ. Tinte.
Sympathicus nervus. 295.
Sympathie. 295.
Symphonie. 295.
Symphytum. 296.
Symplegaden. 297.
Symploke. 297.
Symposion. 297.
Symptome. 297.
Synagoge. 297.
Synchronismus. 298.
Syndesmologie, ſ. Bänder (anatomiſch).
Syndicus. 298.

Synedrium. 298.
Synekdoche. 299.
Synergismus und Synergistische Streitigkeiten. 299.
Synesis. 299.
Synesius. 299.
Synkope. 299.
Synkretismus. 299.
Synodal- und Presbyterialverfassung. 300.
Synode. 302.
Synodisch. 302.
Synonymen. 302.
Synopsis. 302.
Syntagma. 302.
Syntax. 303.
Synthesis. 303.
Syphax. 304.
Syphilis. 304.
Syra. 305.
Syrakus. 305.
Syrien. 307.
Syringa. 309.
Syrinx. 310.
Syrische Christen. 310.
Syrische Sprache, Schrift und Literatur. 310.
Syrjänen. 311.
Syrmien. 311.
Syrten. 312.
Syrup. 312.
Syrus (Publius). 312.
System. 312.
Systole. 313.
Syzygien. 313.
Szabolcs. 313.
Szalad. 313.
Szalay (Ladislaus von). 313.
Szathmár. 314.
Széchényi (Stephan, Graf von). 314.
Szegedin. 316.
Szekler. 316.
Szemere (Bartolomäus). 316.
Szigeth. 317.
Szigligeti (Joseph). 317.
Szolnok; Mittel-Szolnok. 318.

T.

T (Buchstabe). 318.
Taback. 319.
Tabackscollegium. 323.
Tabago. 323.
Tabaschir, s. Bambus.
Tabasco. 323.
Tabernakel. 324.
Tableaux vivants. 324.
Tabor. 324.
Taboriten. 325.
Tabu. 325.
Tabulatur. 325.
Tachygraphie, s. Stenographie.
Tacitus (Cornelius). 325.
Tacitus (Kaiser). 326.
Tael. 326.
Tafelgüter. 327.
Tafelrunde. 327.
Tafelwerk, s. Parquet.
Taffet. 327.
Tafia. 327.
Tag. 327.
Tagaurog. 328.
Tagesbefehl. 329.
Tagesordnung. 329.
Tagil', s. Nishne-Tagil'.
Tagliamento. 329.
Taglioni (Künstlerfamilie). 329.
Taglatzung. 330.
Tagschmetterlinge, s. Schmetterlinge.
Tahiti, s. Otaheiti.
Taillandier (René Gaspard Ernest). 330.
Taipings, s. China.
Tajo. 331.
Takel. 332.
Takt. 332.
Taktik. 332.
Taktmesser. 333.
Talar. 333.
Talavera de la Reina. 333.
Talbot (John). 333.
Talent (Gewicht). 334.
Talent (Geistesfähigkeit). 334.
Talfourd (Sir Thom. Noon). 335.
Talg. 335.
Talgbaum. 335.
Talgdrüsen, s. Drüsen.
Talion. 336.
Talisman. 336.
Talk. 336.
Tallart (Camille, Graf von). 336.
Talleyrand (Geschlecht). 337.
Talleyrand-Périgord (Charles Maurice, Herzog von). 337.
Tallien (Jean Lambert). 339.
Talma (François Joseph). 339.
Talmud. 340.
Talon, s. Coupons.
Talvj, s. Robinson (Therese Albertine Luise).
Tamán. 341.
Tamariade. 342.
Tamariske. 342.
Tamaulipas. 343.
Tambour. 343.
Tambow. 343.
Tamburin. 344.
Tamburinstickerei. 344.
Tamerlan, s. Timur.
Tamsana. 344.
Tampico. 344.
Tamtam. 344.
Tamulen. 344.
Tanagra. 345.
Tánaron. 345.
Tancred. 345.
Tange. 346.
Tangente. 346.
Tangentialkraft. 347.
Tanger. 347.
Tangermünde. 347.
Tanhäuser. 348.
Tanjore. 348.
Tann (Ludw., Freiherr von der). 349.
Tannahill (Rob.). 349.
Tanne. 350.
Tannimät. 351.
Tantah. 351.
Tantal. 351.
Tantalus. 351.
Tantième. 352.
Tänzer. 352.
Tanzkunst. 352.
Tanzmusik. 354.
Taormina. 354.
Tapeten und Teppiche. 354.
Tapferkeit. 355.
Tapia (Don Eugenio de). 355.
Tapiocca, s. Manihot.
Tapir. 355.
Tara. 356.
Tarábulus. 356.
Tarantel; Tarantella. 356.
Tarare. 357.
Tarascon. 357.
Taraxacum. 357.
Tarbes. 358.
Tardieu (Zeichner und Kupferstecher). 358.
Tarent. 359.
Targowitz. 359.
Targum. 359.
Tarif. 360.
Tarlatan. 360.
Tarn. 360.
Tarnkappe. 361.
Tarnopol. 361.
Tarnow (Stadt). 361.
Tarnow (Fanny). 361.
Tarnowitz. 362.
Tarnowski (Jan). 362.
Tarok. 362.
Tarpeja. 362.
Tarquinii. 363.
Tarquinius Priscus. 363.
Tarquinius Superbus. 363.
Tarragona. 364.
Tarsus. 364.
Tartan. 365.
Tartane. 365.
Tartarei, s. Tatarei.
Tartarus. 365.
Tartini (Giuseppe). 365.
Tartüfe. 365.
Täschelkraut, s. Capsella
Taschenbuch. 366.
Taschenspieler. 366.
Täschkend. 367.
Tasman (Abel Janszon). 367.
Tasmania. 367.
Tasso (Bernardo). 369.
Tasso (Torquato). 369.
Tassoni (Alessandro). 372.
Tastsinn. 372.
Tastu (Sabine Casimire Amable). 372.

Tatarei. 373.
Tataren. 373.
Tatianus. 374.
Tatius (Titus). 374.
Tätowiren. 375.
Tatra, ſ. Karpaten.
Tatterſall. 375.
Tatti (Jacopo), ſ. Sanſovino.
Taube. 375.
Taubenpoſt. 376.
Tauber. 376.
Taubert (Karl Gottfr. Wilhelm). 376.
Taubheit. 377.
Taubmann (Friedr.). 377.
Taubſtumm. 378.
Taubſtummenanſtalten. 378.
Taubſtummenunterricht. 379.
Taucherapparate. 380.
Tauchnitz (Karl Chriſtoph Traugott; Karl Chriſtian Philipp). 381.
Tauchnitz (Chriſtian Bernhard, Freiherr von). 382.
Tauenzien (Friedr. Bogislaus Emanuel, Graf von). 382.
Tauern, ſ. Alpen.
Taufe. 383.
Taufgeſinnte. 385.
Taufname. 387.
Taufzeugen, ſ. Pathen.
Tauler (Joh.). 388.
Taumellolch, ſ. Lolch.
Taunus. 389.
Taurien. 390.
Tauris, ſ. Tebris.
Tauroggen. 391.
Taurus. 391.
Tauſchhandel, ſ. Baratthandel.
Tauſendundeine Nacht. 392.
Tauſendfüße. 393.
Tauſendgüldenkraut. 393.
Tauſendjähriges Reich, ſ. Chiliasmus.
Tauſendſchön, ſ. Bellis.
Tautologie. 393.
Tauwerk. 393.
Tawaſtehus. 394.
Taxe. 394.
Taxidermie. 394.
Taxis, ſ. Thurn und Taxis.
Taxus. 395.
Taygetos. 395.
Taylor (Bayard). 396.
Taylor (Jeremy). 396.
Taylor (Zachary). 397.
Taylor'ſcher Lehrſatz. 397.
Teakholz. 397.
Tebris. 398.
Technik. 398.
Technologie. 398.
Teck. 399.
Teckleuburg. 400.
Tecoma. 400.
Te Deum laudamus. 400.
Teetotaller, ſ. Temperanzgeſellſchaften.
Tegea. 400.
Tegernſee. 401.
Tegetthoff (Freiherr Wilh. von). 401.
Tegnér (Eſaias). 401.
Teheran. 402.
Tehuantepec. 403.
Teiche. 403.
Teifune, ſ. Orkan.
Tejo, ſ. Tajo.
Telamon. 404.
Telegonos. 404.
Telegraphie (techniſch). 404.
Telegraphie (als Verkehrsmittel). 409.
Telemach. 413.
Teleologie. 413.
Telephos. 413.
Teleſkop, ſ. Fernrohr.
Tell (Wilhelm). 414.
Teller (Wilh. Abrah.). 415.
Tellez (Gabriel). 415.
Tellur. 415.
Tellurium. 416.
Tellus. 416.
Teltow. 416.
Temes. 416.
Temesvár. 416.
Temme (Jodocus Donatus Hubertus). 417.
Tempe. 418.
Tempel. 418.
Tempelherren. 419.
Tempelhoff (Georg Friedr. von). 421.
Tempera. 421.
Temperamente. 422.
Temperanzgeſellſchaften. 422.
Temperatur. 423.
Tempeſta. 423.
Temple. 423.
Temple (Sir William). 423.
Templer, ſ. Tempelherren.
Tempo. 424.
Temporalien. 424.
Tempus. 424.
Tenaille. 425.
Tencin (Claudine Alexandrine Guérin, Marquiſe de). 425.
Tenedos. 426.
Tenerani (Pietro). 426.
Teneriffa. 427.
Tenesmus. 427.
Teniers (David, der Aeltere; David, der Jüngere). 427.
Tennecker (Chriſtian Ehrenfried Seifert von). 428.
Tennemann (Wilhelm Gottlieb). 429.
Tenneſſee. 429.
Tennyſon (Alfred; Frederick). 430.
Tenor. 431.
Tenos. 431.
Tenotomie. 431.
Tentyris, ſ. Dendera.
Tenzel (Wilh. Ernſt). 432.
Tenute, ſ. Fermate.
Teocalli. 432.
Teos. 432.
Teplitz. 432.
Teppiche, ſ. Tapeten und Teppiche.
Terbium. 434.
Terburg (Gerhard). 434.
Terceira. 434.
Terebinthus, ſ. Piſtacien.
Terek. 435.
Terentianus Maurus. 435.
Terentius (Geſchlecht). 435.
Terentius (Publius). 436.
Terentius Varro, ſ. Varro (Marcus Terentius).
Termin. 436.
Termini. 436.
Terminismus. 437.
Terminologie. 437.
Terminus. 437.
Termiten. 437.
Ternate, ſ. Molukken.
Ternaux (Guillaume Louis, Baron). 438.
Terne, ſ. Lotto.
Terni. 438.
Terpander. 438.
Terpentin. 439.
Terpentinbaum, ſ. Piſtacien.
Terpſichore. 439.
Terra firma. 439.
Terra santa. 439.
Terracina. 440.
Terracotta. 440.
Terrain. 441.
Terraſſe. 442.
Territorialſyſtem. 442.
Territorium. 442.
Territory. 442.
Terrorismus. 443.
Terſteegen (Gerhard). 443.
Tertiärformationen. 443.
Tertie. 444.
Tertulia. 444.
Tertullianus (Quintus Septimius Florens). 444.
Teruel. 444.
Terzett. 445.
Terzine. 445.
Teſchen. 445.
Teſſin. 446.
Teſtacte. 447.
Teſtament (Altes und Neues), ſ. Bibel.
Teſtament (juriſtiſch). 447.
Teſtimonium. 450.
Tetanus, ſ. Starrkrampf.
Tethys. 450.
Tetrachord. 450.
Tetraëder. 450.
Tetralogie. 450.
Tetrameter. 450.
Tetſchen. 451.
Tettenborn (Friedr. Karl, Freiherr von). 451.
Tetuan. 452.
Tetzel, ſ. Tezel (Johann).
Teufel. 452.
Teufelsbrücke. 456.
Teufelsdreck, ſ. Asa foetida.
Teufelsmauer. 457.
Teufros. 457.

Teut, ſ. Tuisco.
Teutoburgerwald. 458.
Teutonen. 459.
Texas. 460.
Texel. 462.
Tezel (Joh.). 462.
Thaarup (Thom.). 463.
Thackeray (William Makepeace). 463.
Thais. 464.
Thal. 464.
Thalberg (Sigismund). 466.
Thaler. 466.
Thales. 466.
Thalia. 467.
Thallium. 467.
Thamyris. 467.
Thane. 467.
Thapsacus. 467.
Thapsus. 467.
Thaer (Albr.). 467.
Tharand. 468.
Thasos. 468.
Thassilo. 469.
Thatbestand. 469.
Thatsache. 470.
Thau. 470.
Thaumaturg. 470.
Theano. 470.
Theater. 471.
Theatermalerei, ſ. Decoration.
Theaterſtreich, ſ. Coup.
Theatiner. 478.
Thebaïs. 479.
Theben (in Oberägypten). 479.
Theben (in Böotien). 480.
Thee. 481.
Theer. 483.
Theilbarkeit. 483.
Theilmaſchine. 484.
Theïn, ſ. Caffeïn.
Theiner (Auguſtin). 484.
Theiner (Joh. Ant.). 485.
Theismus, ſ. Deismus.
Theiß. 485.
Thekla. 486.
Thema. 486.
Themis. 486.
Themiſtius. 486.
Themiſtokles. 487.
Themſe. 487.
Theodicee. 489.
Theodolit. 489.
Theodor I., ſ. Neuhof (Theodor, Baron von).
Theodor II. (König von Abyſſinien). 489.
Theodoret. 491.
Theodorich. 491.
Theodorus von Mopſueſtia. 492.
Theodoſius I. (röm. Kaiſer). 492.
Theognis. 493.
Theogonie. 494.
Theokratie. 494.
Theokrit. 494.
Theologie. 494.
Theomantie. 499.
Theon. 499.
Theophanie. 500.
Theophilus. 500.
Theophraſtus. 500.
Theophraſtus Paracelſus, ſ. Paracelſus.
Theopompos. 501.
Theorbe. 501.
Theorem, ſ. Lehrſatz.
Theorie. 501.
Theoſophie. 502.
Therameues. 502.
Therapeuten. 503.
Therapie. 503.
Theremin (Ludw. Friedr. Franz). 503.
Thereſe, ſ. Lützow (Thereſe von).
Thereſe von Jeſu. 504.
Thereſienſtadt. 504.
Theriak. 505.
Thermä, ſ. Termini.
Thermen. 505.
Thermidor. 505.
Thermoelektricität. 505.
Thermometer. 506.
Thermopylä. 507.
Théroigne de Méricourt (Anna Joſephe Terwagne, genannt). 507.
Theriander. 508.
Theriten. 508.
Theſaurus. 508.
Theſeus. 508.
Theſis. 509.
Theſmophorien. 509.
Theſpiä. 509.
Theſpis. 509.
Theſprotia. 509.
Theſſalien. 510.
Theſſalonich. 511.
Thetis. 511.
Theuerdank. 512.
Theuerung. 512.
Theurgie. 514.
Thian-ſchan. 514.
Thibaudeau (Ant. Claire, Graf). 515.
Thibaut (Ant. Friedr. Juſtus; Bernh. Friedr.). 516.
Thielmann (Joh. Adolf, Freiherr von). 516.
Thiemo. 517.
Thienemann (Friedr. Aug. Ludwig). 517.
Thier. 517.
Thierchemie. 518.
Thierheilkunde. 519.
Thieriſcher Magnetismus. 520.
Thierkreis. 521.
Thierquälerei. 521.
Thierry (Jacques Nicolas Auguſtin; Julie; Amédée Simon). 521.
Thiers (Louis Adolphe). 522.
Thierjage. 524.
Thierſch (Friedr. Wilh.; Ernſt Ludw.; Bernhard). 524.
Thierſch (Heinr. Wilh. Joſias). 525.
Thierſch (Karl). 526.
Thierſch (Ludwig). 526.
Thierſchauen. 526.
Thierſtücke. 526.
Thile (Ludw. Guſtav von). 527.
Thing, ſ. Ding.
Thiouville. 527.
Thisbe, ſ. Pyramos und Thisbe.
Thiſted (Waldemar Adolf). 528.
Thogra. 528.
Tholuck (Friedr. Aug. Gotttreu). 528.
Thomas (Sanct-). 529.
Thomas (Apoſtel). 530.
Thomas von Aquino. 531.
Thomas a Kempis. 532.
Thomas (Charles Louis Ambroiſe). 532.
Thomaschriſten, ſ. Neſtorianer.
Thomaſius (Chriſtian). 533.
Thomaſius (Gottfried). 533.
Thomiſten, ſ. Thomas von Aquino.
Thompſon (Thomas Perronet). 534.
Thomſon (James). 534.
Thomſon (Thomas). 535.
Thon. 535.
Thör. 536.
Thora. 536.
Thorbecke (Johann Rudolf). 536.
Thorium. 537.
Thorkelin (Grim Johnſen). 537.
Thorlacius (Skule Thordſen; Börge). 537.
Thorn. 538.
Thorpe (Benj.). 539.
Thorwaldſen (Albert Bertel). 539.
Thoth. 540.
Thou (Jacq. Aug. de; François Aug. de). 541.
Thran. 542.
Thränen. 542.
Thraſybulos. 542.
Thrazien. 543.
Threnos. 544.
Thron. 544.
Thucydides. 544.
Thugs. 545.
Thugut (Franz Maria, Freiherr von). 545.
Thuja, ſ. Lebensbaum.
Thule. 546.
Thümmel (Moritz Auguſt von; Hans Wilhelm, Freiherr von; Aug. Wilh. von). 546.
Thun (Stadt). 546.
Thun (Geſchlecht). 547.
Thun-Hohenſtein (Leo, Graf von). 547.
Thunberg (Karl Pet.). 548.
Thunfiſch. 548.
Thurgau. 549.
Thurii, ſ. Sybaris.
Thüringen. 549.
Thüringerwald. 552.
Thurmayr (Johannes). 553.
Thürme. 553.
Thurn und Taxis. 554.
Thuróczy. 555.
Thusnelde, ſ. Hermann.

Thyeſtes. 555.
Thymus. 555.
Thymusdrüſe. 555.
Thyrſus. 556.
Tiara. 556.
Tibbo. 556.
Tiber. 556.
Tiberias. 557.
Tiberius Claudius Nero. 557.
Tibet (Zeug). 558.
Tibet (Land). 558.
Tibetiſche Sprache und Literatur. 560.
Tibullus (Albius). 560.
Tibur. 561.
Tic. 561.
Tichatſcheck (Joſeph Aloys). 562.
Ticino. 562.
Ticknor (George). 562.
Tidemand (Adolf). 563.
Tieck (Ludwig; Sophie). 563.
Tieck (Chriſtian Friedr.). 565.
Tiedemann (Dietrich). 566.
Tiedemann (Friedrich). 566.
Tiedge (Chriſtoph Aug.). 567.
Tiefſinn. 568.
Tiefſtrunk (Joh. Heinr.). 568.
Tientſin. 568.
Tiers-état. 569.
Tiers-parti. 569.
Tiffis. 569.
Tiger. 570.
Tigranes. 570.
Tigré. 571.
Tigris. 572.
Tilburg. 572.
Tilgungsfonds. 572.
Till Eulenſpiegel, ſ. Eulenſpiegel.
Tillemont (Sébaſtien le Nain de). 573.
Tilly (Johann Tſerclaes, Graf von). 573.
Tilſit. 574.
Timäus. 575.
Timbuktu. 576.
Times. 577.
Timoleon. 577.
Timon. 577.
Timor. 578.
Timotheus (Feldherr). 578.
Timotheus (aus Lykaonien). 578.
Timur. 579.
Tinctur. 579.
Tindal (Matthew). 579.
Tino (Inſel), ſ. Tenos.
Tinte. 580.
Tintenfiſch, ſ. Sepia.
Tinto; Vino tinto. 580.
Tintoretto. 581.
Tipperary. 581.
Tippo-Saib. 582.
Tiraboſchi (Girolamo). 583.
Tiraden. 583.
Tirailleur. 583.
Tireſias. 584.
Tirlemont. 584.
Tirol. 584.
Tironianiſche Noten. 588.
Tirynth. 588.
Tiſane. 588.
Tiſchbein (Künſtlerfamilie). 588.
Tiſchendorf (Lobegott Friedrich Konſtantin). 589.
Tiſchreden. 591.
Tiſchrücken und Geiſterklopfen. 591.
Tiſiphone (Furie), ſ. Eumeniden.
Tiſſaphernes. 592.
Tiſſot (Pierre François). 592.
Tiſſot (Simon André; Clément Joſeph). 593.
Titan. 593.
Titanen. 593.
Titel. 594.
Titicacaſee. 594.
Titrirverfahren, ſ. Analyſis (chemiſch).
Tittmann (Joh. Aug. Heinrich). 595.
Tittmann (Karl Aug.). 595.
Tittmann (Friedr. Wilh.). 595.
Titurel. 596.
Titus. 596.
Titus Flavius Veſpaſianus. 596.
Tityos. 597.
Tivoli, ſ. Tibur.
Tizian. 597.
Tjumen. 598.
Tlascála. 599.
Tlemſen. 599.
Tlepolemos. 599.
Toaſt. 599.
Tobias. 600.
Tobitſchau. 600.
Tobler (Titus; Adolf; Ludwig). 600.
Tobélsk. 601.
Tobſucht. 602.
Tocantins. 602.
Toccadegli. 603.
Toccata; Toccato. 603.
Tocqueville (Alexis Charles Henri Cléral de). 603.
Tod. 603.
Todaustreiben. 605.
Toddy. 606.
Todesſtrafe. 606.
Tödi. 608.
Todleben (Franz Eduard v.). 608.
Todſünden. 608.
Todt (Karl Gottlob). 609.
Todte Hand. 609.
Todtenbeſtattung, ſ. Beſtattung der Todten.
Todtengericht. 609.
Todtenkopf. 609.
Todtenſchau. 610.
Todtentanz. 610.
Todter Winkel. 611.
Todtes Meer. 612.
Todtfall, ſ. Todte Hand.
Tödtlichkeit, ſ. Letalität.
Todtliegendes, ſ. Rothliegendes.
Todtſchlag. 612.
Tödtung. 612.
Toga. 613.
Toggenburg. 613.
Toilette. 613.
Toiſe. 614.
Tokát. 614.
Tokay. 614.
Tökölh (Emmerich, Graf von). 615.
Toldy (Franz). 615.
Toledo. 616.
Tolentino. 617.
Toleranz. 617.
Toli-Monaſtir, ſ. Monaſtir.
Toll (Karl Ferdinand, Graf von). 618.
Tollens (Hendrik). 619.
Tollkirſche, ſ. Atropa.
Tollkraut, ſ. Datura.
Tolna. 619.
Tolſtoi (Geſchlecht). 619.
Tolteken. 620.
Tolúca. 620.
Tölz. 621.
Tomahawk. 621.
Tomaſchek (Wenzel Joſ.). 621.
Tomback. 621.
Tombola. 621.
Tomi, ſ. Küſtendſche.
Tommaſeo (Niccolò). 621.
Tomsk. 622.
Ton und Tonarten. 623.
Tondern. 624.
Tondruck. 624.
Tongainſeln. 624.
Tonica. 625.
Toniſche Mittel, ſ. Stärkende Mittel.
Tonkabohne, ſ. Dipteryx.
Tonkunſt, ſ. Muſik.
Tonleiter, ſ. Ton und Tonarten.
Tonne. 625.
Tonnengewölbe, ſ. Gewölbe.
Tönningen. 625.
Tonſur. 625.
Tontine. 626.
Toole, ſ. Horne-Tooke (John).
Topas. 626.
Topen. 626.
Töpfer (Karl). 626.
Töpferkunſt. 627.
Töpffer (Rudolf). 627.
Topik. 628.
Topinambur, ſ. Helianthus.
Topiſche Mittel. 628.
Topographie. 628.
Toreutik. 629.
Torf. 629.
Torfäus (Thormodr). 629.
Torfmoos, ſ. Sphagnum.
Torgau. 630.
Torgauiſches Buch, ſ. Concordienformel.
Tories, ſ. Tory und Whig.
Torlonia (Bankierfamilie). 630.
Torna. 631.
Tornados. 631.
Torneå. 631.
Torniſter. 632.
Torontal. 632.
Toronto. 632.
Torpedo. 632.
Torquatus, ſ. Manlius (Titus).

Torquemada (Thomas de), ſ. Inquiſition.
Torre, ſ. Creſcenzi (Giovanni Battiſta).
Torre dell' Annunziata. 633.
Torres Vedras. 633.
Torresſtraße. 634.
Torricelli (Evangeliſta). 634.
Torſhöl. 634.
Torſa. 634.
Torſtenſon (Lennart). 635.
Tortola. 635.
Tartana. 636.
Tortaſa. 636.
Tartur. 636.
Tary und Whig. 637.
Tascana. 638.
Toschi (Paola). 643.
Totalität. 643.
Tatis. 644.
Toul. 644.
Toulan. 644.
Tauloufe (Stadt). 646.
Toulouſe (Geſchlecht). 647.
Touraine. 648.
Tourcoing. 648.
Touriſt. 648.
Taurnay. 649.
Tournefort (Joſ. Pitton de). 649.
Tourneſol, ſ. Crozophora.
Tours. 649.
Tourville (Anne Hilarion de Cotentin, Graf). 650.
Touſſaint (Anna Luize Geertruide). 651.
Touſſaint Louverture. 651.
Tower. 652.
Towianſki. 652.
Toxikologie, ſ. Gift.
Trab. 653.
Trabanten. 653.
Tracheen. 654.
Tracheotamie. 654.
Trachyt. 654.
Tractat. 654.
Tractätchen. 654.
Tractorie. 655.
Tradition. 655.
Trafalgar. 656.
Traganth. 657.
Tragiſch, ſ. Tragödie.
Tragkraft. 657.
Tragödie. 657.
Tragopogon. 658.
Train. 659.
Trajanswall. 659.
Trajanus (Marcus Ulpius). 659.
Trajectorie. 660.
Tralehnen. 660.
Tralles, ſ. Alkoholameter.
Tramantona. 660.
Trancheen, ſ. Laufgräben.
Tranchiren. 661.
Trani. 661.
Traulebar. 661.
Transbaikalien. 661.
Transfiguration, ſ. Verklärung.
Transformiren. 662.
Transfuſtan. 662.
Tranſithandel. 663.
Tranſitivum, ſ. Verbum.
Transkaukaſien, ſ. Kaukaſiſche Statthalterſchaft.
Transmiſſion. 663.
Transpadaniſche Republik. 663.
Transparent. 663.
Transponiren. 663.
Transporteur. 663.
Tranſcendent und Tranſcendental. 663.
Tranſept. 664.
Tranſpiration. 664.
Tranſubſtantiation. 664.
Transvaaliſche Republik. 664.
Transverſale. 665.
Trapa. 665.
Trapani. 665.
Trapez. 665.
Trapezunt; Trapezus. 665.
Trappe. 666.
Trappiſten. 666.
Trarbach. 667.
Traſimeniſcher See. 667.
Traß. 668.
Troſſiren. 668.
Traſteveriner. 668.
Traube. 668.
Traubencur. 668.
Traubenſäule. 668.
Traubenzucker, ſ. Zucker.
Trauerſpiel, ſ. Tragödie.
Traum. 669.
Traumaticin. 670.
Traun. 670.
Traunſtein. 670.
Trautenau. 670.
Trautmann (Franz). 671.
Trauttmansdorff (Geſchlecht). 671.
Trauttmansdorff (Maximilian, Graf von). 672.
Trauung. 672.
Travancare. 674.
Trave. 675.
Travemünde. 675.
Traverſe. 675.
Traveſtie. 676.
Trebbia. 676.
Trebern. 676.
Trebinje. 676.
Trebiſande, ſ. Trapezunt.
Trebur. 676.
Treffen. 676.
Treibendes Zeug, ſ. Transmiſſion.
Treibhaus, ſ. Gewächshaus.
Treibjagd, ſ. Jagd.
Treilhard (Jean Baptiſte, Graf). 677.
Treitſchke (Heinr. Gotthard von). 677.
Trekſchuiten. 678.
Tremulant. 678.
Trenck (Franz, Freiherr von der). 678.
Trenck (Friedrich, Freiherr von der). 678.
Trendelenburg (Fr. Adolf). 679.
Trent. 680.
Trenton (Stadt), ſ. Neujerſey.
Trentawſki (Ferd. Braniſlaw). 680.
Trentſchin. 680.
Trepanation. 681.
Tréport. 681.
Treppe. 681.
Trespe. 682.
Treſſon (Louis Eliſabeth de la Vergne, Graf). 682.
Treſſen. 683.
Tretmühle. 683.
Treuga dei, ſ. Gottesfriede.
Treviranus (Gottfried Reinhold; Ludolf Chriſtian). 683.
Treairer. 683.
Treaiſo. 683.
Triangel. 684.
Trianguliren. 684.
Trianon. 684.
Tribonianus. 685.
Tribrachys. 685.
Tribun und Tribunat. 685.
Tribunal. 687.
Tribune. 687.
Tridur, ſ. Trebur.
Tridus. 688.
Tribut. 688.
Trichine. 689.
Tricolore, ſ. Nationalfarben
Tricot. 690.
Tridentiniſches Concil. 690.
Trieb. 692.
Trient; Trienter Kreis. 692.
Trier (Erzſtift). 693.
Trier (Stadt). 694.
Trieſt. 695.
Triſt und Triſtgerechtigkeit. 697.
Triglyph. 697.
Trigonometrie. 698.
Trikupis (Spyridon). 698.
Triller. 698.
Trilobiten. 699.
Trilogie, ſ. Tetralogie.
Trimberg, ſ. Hugo von Trimberg.
Trimeter. 699.
Trincomali. 699.
Trinidad. 699.
Trinität. 700.
Trinitatisfeſt. 702.
Tria. 703.
Triole. 703.
Trialett. 703.
Tripang, ſ. Holothurien.
Tripel. 703.
Tripleallianz, ſ. Allianz.
Tripmadam, ſ. Sedum.
Tripolis (Staat). 703.
Tripolis (Stadt in Syrien), ſ. Tarabulus.
Tripolizza. 705.
Trippel (Alexander). 705.
Tripper. 706.
Triptis. 706.
Triptolemos. 706.
Trishagium. 707.
Trismegiſtus, ſ. Hermes Trismegiſtus.

Trismus, ſ. Starrkrampf.
Triſſino (Giovanni Giorgio). 707.
Triſtan. 707.
Triſtan da Cunha. 708.
Tritheim (Johannes). 708.
Triticum. 708.
Triton. 709.
Tritſchinapali. 709.
Triumph. 709.
Triumphbogen. 710.
Triumvirn. 710.
Trivial. 711.
Trivulzio (Familie). 711.
Trochäus. 711.
Troglodyten. 711.
Troitza Lawra. 711.
Troja. 712.
Trokar. 713.
Trollhättan. 713.
Trollope (Frances; Thomas Adolphus; Anthony). 713.
Trombe, ſ. Waſſerhoſe.
Tromlitz, ſ. Witzleben (Karl Aug. Friedr. von).
Trommel. 714.
Trommelfell, ſ. Ohr.
Trommelſucht, ſ. Tympanitis.
Trommsdorff (Joh. Bartholom.). 714.
Tromp (Martin Harpertzoon). 714.
Trompete. 715.
Trompetenbaum, ſ. Catalpa.
Trompetervogel, ſ. Agami.
Tromsö. 716.
Tronchet (François Denis). 716.
Tronchin (Familie). 716.
Tropaeolum. 717.
Trope. 717.
Tropenländer; Tropiſche Krankheiten. 717.
Tropfen. 718.
Tropfſtein. 719.
Trophäen. 719.
Troplong (Raymond Théodore). 719.
Troppau. 719.
Trottoir. 720.
Trotzendorf, ſ. Friedland (Valentin).
Troubadour. 720.
Trouvère. 722.
Troxler (Ignaz Paul Vital). 722.
Troyes. 723.
Troygewicht. 724.
Troyon (Conſtantin). 724.
Trözen. 725.
Trubezkoi (Familie). 725.
Truchmenen, ſ. Turkmanen.
Truchſeß. 726.
Truckſyſtem. 726.
Trueba y Coſio (Telesforo de). 726.
Trueba y la Quintana (Antonio de). 726.
Trüffeln. 727.
Trugſchluß. 727.
Trunkenheit. 728.
Truro. 728.
Truthahn. 728.
Trützſchler (Friedr. Karl Adolf von; Wilh. Adolf von). 729.
Truxillo. 729.
Tryphiodorus. 730.
Tſchäd. 730.
Tſchaiken. 730.
Tſchako. 731.
Tſchauſch. 731.
Tſcheremiſſen. 731.
Tſcherepowez. 731.
Tſcherkask, ſ. Nowo-Tſcherkask.
Tſcherkeſſen. 732.
Tſchernagora, ſ. Montenegro.
Tſchernaja. 734.
Tſchernawoda. 734.
Tſchernigow. 734.
Tſcherning (Andr.). 734.
Tſcherning (Anton Frederik). 734.
Tſchernyſchew (Haus). 735.
Tſcheſme. 736.
Tſchetſchenzen. 736.
Tſchibuk. 736.
Tſchirnhauſen (Ehrenfried Walter, Graf von). 737.
Tſchitſchagow (Waſſilji Jakowlewitſch; Paul Waſſiljewitſch). 737.
Tſchuden. 738.
Tſchudi (Familie). 738.
Tſchudi (Aegidius). 739.
Tſchudi (Johann Jakob von; Friedr. von). 739.
Tſchuktſchen. 740.
Tſchuſan. 740.
Tſchuwaſchen. 740.
Tſetſé. 740.
Tuarik. 740.
Tuba. 741.
Tuberkeln und Tuberkuloſe. 741.
Tuberoſe, ſ. Polianthes.
Tübingen. 742.
Tubus. 742.
Tuch. 743.
Tuch (Johann Chriſtian Friedr.). 743.
Tucuman. 744.
Tudéla. 744.
Tudor. 744.
Tuffſtein. 745.
Tugend. 746.
Tugendbund. 746.
Tuilerien. 747.
Tuisco. 748.
Tula. 748.
Tulcza. 749.
Tüll. 749.
Tulle. 749.
Tullius. 750.
Tullus Hoſtilius. 750.
Tuln. 750.
Tulpe. 750.
Tulpenbaum. 750.
Tumult, ſ. Aufruhr.
Tunbridge. 751.
Tundra. 751.
Tunguſen. 751.
Tunica. 751.
Tunis. 752.
Tunnel. 754.
Turan. 754.
Turaniſche Völker und Sprachen. 754.
Turban. 755.
Turbine. 755.
Turenne (Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de). 755.
Turſan. 756.
Turgenew (Alexander; Nikolai; Iwan). 757.
Turgot (Anne Rob. Jacques). 758.
Turin. 758.
Türk (Dan. Gottlob). 761.
Türkei, ſ. Osmaniſches Reich.
Türken. 761.
Türkiſche Sprache und Literatur. 761.
Türkiſcher Weizen, ſ. Mais.
Turkeſtan (Land). 763.
Turkeſtan (Gouvernement). 764.
Türkheim. 765.
Türkis. 765.
Türkiſchroth. 765.
Turkmanen. 766.
Turmalin. 766.
Turnan. 766.
Turnen. 766.
Turner (Edward). 770.
Turner (Joſeph Mallord William). 770.
Turner (Sharon). 771.
Turnhout. 771.
Turniere. 771.
Turniket. 772.
Turnkunſt, ſ. Turnen.
Turpin. 772.
Turſellinus (Horatius). 773.
Tuſche. 773.
Tuſchmanier. 773.
Tuscia, ſ. Etrurien.
Tusculum. 773.
Tutel, ſ. Vormundſchaft.
Tutti. 773.
Tuttlingen. 774.
Twardowſki. 774.
Twer. 774.
Tweſten (Aug. Detlev Chriſtian). 774.
Tweſten (Karl). 775.
Twiſt. 775.
Tyche, ſ. Fortuna.
Tycho de Brahe, ſ. Brahe.
Tychſen (Olaus Gerh.; Thomas Chriſtian; Cäciſte). 776.
Tydeus. 776.
Tyler (John). 776.
Tympanitis. 777.
Tympanum. 777.
Tyndale (William). 777.
Tyndarens. 778.
Typen, ſ. Schriften.
Typen (chemiſch). 778.
Typhon (ägypt. Mythologie). 778.
Typhon (griech. Mythologie). 778.
Typhoon, ſ. Orkan.
Typhus. 779.
Typographie, ſ. Buchdruckerkunſt.

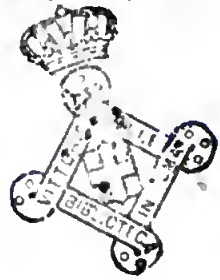
Typus. 779.
Tyr. 780.
Tyrannis. 780.
Tyrnau. 780.
Tyrol, s. Tirol.
Tyrone. 781.
Tyrrhener. 781.
Tyrrhenisches Meer. 781.
Tyrtäos. 781.
Tyrus. 782.
Tzetzes (Johannes). 783.
Tzschirner (Heinr. Gottlieb). 783.

U.

U (Buchstabe). 784.
Uebelkeit. 784.
Ueberdeim. 784.
Ueberfall. 784.
Ueberfüllen. 785.
Ueberflüssige Werke, s. Opera supererogationis.
Uebergabe. 785.
Uebergang. 785.
Ueberlandspost. 785.
Ueberlingersee, s. Bodensee.
Uebersetzungen. 786.
Ubier. 788.
Ubiquität. 788.
Uechtland. 788.
Uechtritz (Friedrich von). 788.
Uden (Lucas van). 789.
Udine. 789.
Ufa. 789.
Uferbau. 790.
Ugolino, s. Gherardesca.
Uhland (Johann Ludwig). 790.
Uhlich (Leberecht). 791.
Uhren. 792.
Uhu. 794.
Ujest. 794.
Ukas. 795.
Ukermark. 795.
Ukert (Friedrich August). 795.
Ukraine. 796.
Ulanen. 796.
Ule (Otto). 796.
Uleåborg. 797.
Ulema. 797.
Ulfilas. 798.
Ullmann (Karl). 799.
Ulloa (Don Antonio di). 799.
Ulm. 800.
Ulme. 800.
Ulpianus (Domitius). 801.
Ulrich (Herzog von Würtemberg). 801.
Ulrich von Lichtenstein. 802.
Ulrici (Hermann). 802.
Ulrike Eleonore (Königin von Schweden). 803.
Ulster. 803.
Ultimatum. 804.
Ultimo. 804.
Ultra. 804.
Ultramarin. 805.
Ultramontanismus. 805.
Ulybyschew (Alexander Dmitriewitsch). 805.
Ulysses, s. Odysseus.
Uelzen. 806.
Umbelliferen, s. Doldengewächse.
Umbreit (Friedr. Wilhelm Karl). 806.
Umbrer. 806.
Umdrehung. 807.
Umgehungen. 807.
Uminski (Jan Nepomucen). 807.
Umlaut. 808.
Umriß, s. Contour.
Uncialbuchstaben. 808.
Undinen. 808.
Uneheliche Kinder. 808.
Unendlich. 809.
Unfruchtbarkeit. 809.
Ungarn. 810.
Ungarische Literatur und Sprache. 826.
Ungarische Weine. 832.
Unger (Franz). 833.
Unger (Johann Georg; Johann Friedrich). 833.
Ungern-Sternberg, s. Sternberg (Alexander, Freiherr von Ungern-).
Unghvár. 834.
Uniform. 834.
Unigenitus Dei filius. 834.
Union (politisch). 834.
Union (kirchlich). 835.
Unirte Griechen. 838.
Unisono. 838.
Unitarier. 838.
Universalalphabet. 838.
Universitäten. 839.
Universum. 848.
Unke. 848.
Unkräuter. 848.
Unmündig, s. Minorennität.
Unna (Fluß). 849.
Unna (Stadt). 849.
Unorganisch, s. Anorganisch.
Unrein, s. Reinigungen.
Unruh (Hans Victor von). 849.
Unschuld. 850.
Unsterblichkeit. 850.
Unstrut. 852.
Unterbindung. 852.
Untergrund. 852.
Unterhaus, s. Parlament.
Unterleib, s. Bauch.
Unterleibskrankheiten. 853.
Unteroffizier. 853.
Unterricht. 853.
Untersberg. 854.
Unterschiebung. 854.
Unterschlagung. 854.
Unterschrift. 855.
Untersuchung, s. Criminalproceß und Inquisitionsproceß.
Unterthan. 855.
Unterwalden. 855.
Unterwelt. 856.
Unze. 856.
Unze, s. Jaguar.
Unzelmann (Karl Wilh. Ferd.; Karl; Bertha). 857.
Unzelmann (Friedr. Ludw.). 857.
Unzer (Joh. August; Johanna Charlotte; Johann Christoph). 858.
Unzucht. 858.
Upas. 858.
Upsala. 858.
Ural (Fluß). 859.
Ural (Gebirge). 860.
Uran. 861.
Urania. 862.
Uranos. 862.
Uranus. 862.
Urban (Päpste). 862.
Urbanität. 863.
Urbarium. 863.
Urbino. 863.
Ure (Andrew). 863.
Urgeschichte. 864.
Urheber. 865.
Uri. 865.
Uria. 866.
Uriconium. 866.
Urim und Thummim. 866.
Urin, s. Harn.
Urkunden, s. Diplom und Diplomatik.
Urkundenbeweis. 866.
Urlaub. 867.
Urmia. 867.
Urnen. 868.
Urphede. 868.
Urquhart (David). 868.
Ursache und Wirkung, s. Causalität.
Ursprungszeugnisse, s. Certificat.
Urstoffe, s. Elemente.
Ursula. 869.
Ursulinerinnen. 870
Urtheil. 870.
Urtheilskraft. 871.
Urthiere. 871.
Uruguay (Fluß). 871.
Uruguay (Freistaat). 872.
Urwald. 877.
Usanzen. 878.
Usbeken. 878.
Uschakow (Graf Andrej Iwanowitsch; Fedor Fedorowitsch; Alexand. Stepanowitsch; Paul Nikolajewitsch; Nikolai Iwanowitsch). 878.
Usedom. 878.
Usher (James). 879.
Usi, s. Usanzen.
Usteri (Joh. Martin). 879.
Usteri (Paulus). 879.
Ustjug-Weliki. 880.
Usucapion. 880.
Usurpation. 880.
Usus fructus, s. Nießbrauch.
Ut Re Mi etc., s. Solmisation.
Utah. 880.
Uterini, s. Halbgeschwister.

Uterus. 882.
Utica (in Afrika). 883.
Utica (in Nordamerika). 883.
Utilitarismus. 883.
Utopien. 884.
Utraquiſten, ſ. Calixtiner.
Utrecht. 884.
Utrechter Friede. 885.
Uttmann (Barbara). 886.
Utſchneider (Joſ. von). 886.
Uwarow (Graf Sergei Semenowitſch; Fedar Petrowitſch). 887.
Uz (Joh. Peter). 887.

V.

V (Buchſtabe). 888.
Vacanz. 888.
Vaccinium. 888.
Vacuum, ſ. Leere.
Vademecum. 888.
Vaduz. 889.
Vaerſt (Friedr. Chriſt. Eugen, Baron van; Hermann Hans Hugo, Baron von). 889.
Vaga (Perino del). 889.
Vagabund. 890.
Vaillant (Jean Baptiſte Philibert, Graf). 890.
Valckenaer (Ludw. Kasp.; Jan). 890.
Valdieri. 891.
Valdivia. 891.
Valée (Sylvain Charles, Graf). 891.
Valençay. 892.
Valence. 892.
Valencia. 892.
Valenciennes. 893.
Valengin, ſ. Neuenburg.
Valens (röm. Kaiſer). 894.
Valentia. 894.
Valentin (Gabriel Guſtav). 894.
Valentinianus I. (röm. Kaiſer). 894.
Valentinstag. 895.
Valentinus. 896.
Valeriana, ſ. Baldrian.
Valerianus (Publius Licinius). 896.
Valerius (Geſchlecht). 897.
Valerius Flaccus. 898.
Valerius Maximus. 898.
Valeſius (Heinr.; Hadrian). 898.
Valla (Laurentius). 899.
Valladolid. 899.
Vallauri (Tammaſo). 899.
Valle (Pietro della). 900.
Vallisneria. 900.
Valls. 900.
Valmy. 900.
Valois. 901.
Valombroſa. 903.
Valparaiſo. 903.
Vals. 903.
Valuta. 903.
Valvatian. 904.
Vámbéry (Hermann). 904.
Vampyr (Thier). 904.
Vampyr (Geſpenſt). 905.
Van. 905.
Vanadin. 906.
Vancouverinſel. 906.
Vandalen. 906.
Vandamme (Dominique Joſ.). 908.
Vandiemensland, ſ. Tasmania.
Vangerow (Karl Adolf von). 908.
Vanille. 908.
Vanini (Lucilio). 909.
Vanlas (Malerfamilie; Johann Baptiſt; Karl Andreas). 910.
Vannes. 910.
Vannucchi, ſ. Sarto (Andrea del).
Vannucci (Pietro), ſ. Perugino.
Vanſittart (Nicholas). 910.
Var. 911.
Vardö. 911.
Varel. 912.
Vareſe. 912.
Varianten. 912.
Variation. 912.
Variationsrechnung, ſ. Combination.
Varicellen. 913.
Varietät, ſ. Art.
Varinas. 913.
Varioloiden. 913.
Varius (Lucius). 914.
Varix, ſ. Krampfader.
Varna. 914.
Varnbüler (Friedr. Gottlob Karl, Freiherr von; Familie; Nikolaus; Joh. Konr.). 914.
Varnhagen van Enſe (Karl Aug.; Rahel Antonie Friederike). 915.
Varro (Marcus Terentius; Publius Terentius). 917.
Varus (Publius Attius; Publius Quinctilius). 917.
Vaſall. 918.
Vaſarhely. 918.
Vaſari (Giorgio). 918.
Vasco da Gama, ſ. Gama.
Vaſe. 918.
Vater (Joh. Severin). 919.
Väterliche Gewalt. 920.
Vatermord, ſ. Parricidium.
Vaterſchaft. 920.
Vaterunſer. 921.
Vatican, ſ. Rom (Stadt).
Vatke (Joh. Karl Wilh.). 921.
Vattel (Emrich von). 922.
Vauban (Sebaſtien le Prêtre de). 922.
Vaucanſon (Jacques de). 922.
Vaucluſe. 923.
Vaudeville. 923.
Vaudoncourt (Guillaume de). 924.
Vautier (Benjamin). 924.
Vauxhall. 925.
Veda, ſ. Sanskrit.
Vedetten. 925.
Vedute. 925.
Veen. 925.
Vega (Garcilaſo de la; Inca Garcilaſſo de la). 926.
Vega (Lope Felix de Vega Carpia). 927.
Vega (Georg, Freiherr von). 928.
Vegeſack. 928.
Vegetabilien; Vegetarier. 928.
Vegetius Renatus (Flavius; Publius). 929.
Vehmgerichte, ſ. Femgerichte.
Vehſe (Karl Eduard). 929.
Veilchen. 930.
Veilchenſteine. 930.
Veilchenwurzel, ſ. Schwertlilie.
Veile. 930.
Veit (Philipp). 930.
Veit (Moritz). 931.
Veitstanz. 932.
Veji. 932.
Velasquez de Silva (Don Diego). 932.
Velde (Adrian van der; Jeſais van der; Jan van der; Wilhelm van der; Wilhelm van der). 933.
Velde (Franz Karl van der). 933.
Veldeken, ſ. Heinrich vom Veldeken.
Veleda. 934.
Veliten. 934.
Vellejus Paterculus (Marius). 934.
Velletri. 934.
Velpel. 934.
Velthem (Johann). 935.
Veltlin. 935.
Venaiſſin. 935.
Vendée. 935.
Vendémiaire. 938.
Vendôme (Herzogthum). 938.
Vendôme (Louis Joſeph, Herzog von). 939.
Venedey (Jakob). 939.
Venedig (Republik). 940.
Venedig (Stadt). 943.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.